STACK
ROOM

Library of
Princeton University

Rezeau Brown.

Digitized by Google

Digitized by Google

Conversations-Lexikon.

Siebente Originalauflage.

Achter Band.

O bis Q.

Digitized by Google

Zur Nachricht.

Von der siebenten Originalauflage dieses Werks sind drei verschiedene Ausgaben veranstaltet worden, die zu folgenden Preisen sowol durch den Verleger als durch alle andre Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden können.

Nr. 1, auf weißem Druckpapier, Pränumerationspreis für das ganze Werk, 15 Thlr., oder 27 Fl. Rhein.

Nr. 2, auf gutem Schreibpapier, 20 Thlr., oder 36 Fl. Rhein.

Nr. 3, auf extrafeinem Velinpapier, 36 Thlr., oder 64 Fl. 48 Kr. Rhein.

Sammler, die sich in portofreien Briefen an den Verleger wenden und den Betrag ihrer Bestellung gleich beifügen, erhalten auf sechs Exemplare das siebente frei oder können, wenn sie verschiedene Ausgaben wählen, bei einem Betrage von wenigstens 105 Thalern Ein Siebentel davon als Rabatt in Abzug bringen.

Digitized by Google

Brockhaus' Konversations-Lexikon

Allgemeine deutsche

Real-Encyklopädie

für

die gebildeten Stände.

(Conversations-Lexikon.)

In zwölf Bänden.

Achter Band.

O bis Q.

Siebente Originalauflage.

Wie sie der Verfasser schrieb,
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müh' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde.
Calderon.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1827.

COLLEGE LIBRARY

Digitized by Google

O.

O, der 15. Buchstabe des deutschen Abc; unter den Selbstlautern der 4. Vor den irländischen Namen zeigt es eine adelige Abkunft an.

Oase (koptisch) hieß schon bei den Alten ein fruchtbarer Strich Landes mitten in einer Wüste. Solcher Inseln in den Sandmeeren, die dem Wanderer durch ihre Quellen und Brunnen Labung darbieten, gibt es in Nordafrika mehre. Sie bezeichnen den Weg, welchen die Natur dem Verkehr der Völker angewiesen hat; daher die Caravanen (s. d.) von jeher der Richtung solcher Straßen gefolgt sind. In der Wüste Sahara gibt es 32 quellenreiche, mit Datteln und Fächerpalmen beschattete Striche, wovon aber nur 20 bewohnt sind. In Ägypten kennen wir 5 Oasen, von welchen die größere, El Karge, im Westen von Oberägypten, die eigentlich aus 3 durch wüste Zwischenräume getrennten Inseln besteht, auf dem Wege der Caravane von Darfur liegt. Die kleine, El Wa oder El Kassar genannt, der Sammelplatz der in den umliegenden Wüsten schwärmenden Araber, ist erst durch Belzoni etwas bekannter geworden, dann hat sie, sowie die Gegend von Siwah, Cailliaud untersucht. Browne (1792), Hornemann und Rennel halten Siwah für den Sitz des alten Ammonium (Orakel und Tempel des Jupiter Ammon). Minutoli hat sie 1821 besucht und genau beschrieben. Siwah, bisher eine oligarchische Republik, gehorcht seit 1820 dem Pascha von Ägypten. Edmonstone („Journey to the Oases of Upper Egypt", Lond. 1823) und Drovetti (in Cailliaud's Reise, von Jomard herausgegeben, Paris 1822) haben die neue westliche Oase Sakel beschrieben, wo sich eine mit Hieroglyphen bedeckte Tempelruine befindet.

Obduction, in der gerichtlichen Arzneikunde so viel als die gerichtlich angestellte Leichenöffnung. (Vgl. Visum repertum.)

Obedienz heißen in den kathol. Klöstern alle vom Vorgesetzten an die Untergebenen (obedientiarii) zur Verwaltung ertheilten Ämter, daher z. B. Obedienzpfarren.

Obelisk (*οβελισκοι* und *οβελοι*, Spitzsäule). Die Obelisken gehören zu den ältesten und einfachsten Denkmälern der ägyptischen Baukunst und sind hohe vierseitige Säulen, welche gegen die Spitze zu schmäler werden und in einer kleinen Pyramide endigen. Schon Herodot, am ausführlichsten aber Plinius, sprechen davon. Letzterer hält für den ersten Errichter von Obelisken den König Mestphres oder Mestres von Theben, gibt aber nicht sein Zeitalter an, wie denn auch dieser König bei Herodot und Diodor nicht vorkommt. Wahrscheinlich wurde der Anfang des Obeliskenbaues schon vor Moses gemacht, wenigstens ein paar Jahrhunderte vor dem Trojanischen Kriege. Noch jetzt findet man mehre Obelisken in Ägypten: einen stehenden und einen umgeworfenen zu Alexandrien zwischen der neuen Stadt und dem Leuchtthurm; einen zu Matarea, unter den Ruinen des alten Heliopolis; einen in der Landschaft Fajum, nahe bei dem alten Arsinoe; 8 oder 10 unter den Ruinen von Theben; die zwei schönsten bei Luxor, am Eingange des großen Tempels u. s. w. Die Obelisken sind meistens ohne das Fußgestell 50—150 und mehr Fuß hoch, und aus rothem polirten Granit (Syenit), wenige spätere aus weißem Marmor und a. Steinarten. Unten, wo sie aufstehen, nehmen

Digitized By Google

sie gewöhnlich einen Raum von 4½ bis 12 und oft mehr Fuß ins Gevierte ein. Verschiedene sind bald auf allen 4 Seiten, bald nur auf einigen mit Hieroglyphen geziert, die vertieft (oft 2 Zoll tief) ausgearbeitet, meistens felder- oder absatzweise eingetheilt und mit Farben ausgefüllt sind; bisweilen sind sie auch mit verschiedenen Farben angestrichen. Einige Obeliske sieht man auch ganz glatt und ohne Hieroglyphen. Der Fuß des Obeliskes steht auf einer viereckigen Grundlage, die gemeiniglich 2—3 Fuß breiter ist als der Obelisk selbst, und eine Aushöhlung hat, in welcher er ruht. Sie wurden häufig aus einem einzigen Steine in den Steingruben Oberägyptens ausgehauen und auf Canälen in den Nil bis an den Ort ihrer Aufstellung gebracht. Mehre Gelehrte haben dies bezweifelt und anders zu erklären versucht; aber nach dem Zeugnisse der Reisenden findet man vorzüglich in Oberägypten noch alte Steinbrüche, in denen schon angehauene Obeliske oder die Formen ausgehauener Spitzsäulen liegen. Von ihrer Entstehung läßt sich wenig Gewisses sagen. Vielleicht führten die ältesten Götterbilder, welche nichts Andres als pyramidenförmige Steine waren, darauf. So war das uralte Bild der Venus zu Paphos eine Pyramide aus weißem Marmor. Nach Herodot waren die ersten dem Sonnengotte zu Ehren errichtet, und ein Symbol der Sonnenstrahlen. Dies sollte auch ihre Benennung und Gestalt anzeigen. Auch konnten sie das Andenken gewisser Begebenheiten verewigen, sowie der Inhalt der Hieroglyphen das Lob der Götter und Könige oder Gegenstände der heiligen Lehre enthielt. Unwahrscheinlicher ist ihre Bestimmung zu Sonnenzeigern, weil die obere Spitze derselben keinen scharfen Schatten wirft. Doch wurden sie später dazu angewendet, und auf die Spitzen einiger Obeliske Kugeln gestellt, wie auf den, welchen August auf das Marsfeld zu Rom stellen und durch den Astronomen Manilius zum Sonnenzeiger einrichten ließ. So viel aber ist gewiß, daß sie bei den alten Ägyptern eine vorzügliche Zierde der freien Plätze und Tempel ausmachten, vor deren Haupteingange gemeiniglich zwei oder mehre solcher Prachtkegel standen. Man brauchte aber dazu nur Obeliske von ansehnlicher Höhe. Nach der persischen Eroberung Ägyptens wurden keine mehr aufgeführt, und die Lagiden haben Alexandrien nur mit den Obelisken der ältern Könige ausgeschmückt. Die römischen Kaiser schafften mehre Obeliske aus Ägypten nach Rom, Arles, Konstantinopel, die in der Folge meist umgestürzt, in neuern Zeiten aber wieder zusammengesetzt und aufgerichtet worden sind. August z. B. ließ zwei große Obeliske aus Heliopolis nach Rom bringen. Von dem einen ist eben gesprochen worden. Der andre stand auf der Spina im Circus Maximus und soll eben derjenige sein, den der König Semneserteus (nach Plinius) errichtet hatte. Bei der Verheerung Roms durch die Barbaren ward er umgestürzt und blieb, in 3 Stücke zerbrochen, unter dem Schutte liegen, bis ihn 1589 Sixtus V. durch den Baumeister Domenico Fontana ergänzen und bei der Kirche Madonna del Popolo aufrichten ließ. Unter Caligula kam ein andrer großer Obelisk aus Heliopolis nach Rom, der im Circus Vaticanus aufgestellt wurde (der vaticanische). Er steht seit 1586 vor der Peterskirche und ist ohne Hieroglyphen, mit Kreuz und Postament 126 F. hoch, und der einzige in Rom, welcher ganz geblieben ist. Man schätzt sein Gewicht auf 10,000 Ctr. Claudius soll die zwei Obeliske aus Ägypten haben bringen lassen, welche vor dem Eingange des Mausoleums des August standen, und wovon der eine 1587 ergänzt und bei Sta.-Maria Maggiore wieder aufgestellt worden ist. Auch Caracalla soll für seinen Circus an der appischen Straße einen Obelisk aus Ägypten haben holen lassen. Den größten Obelisk (wahrscheinlich den von Rameses erbauten) ließ Kaiser Konstantius II. im großen Circus in Rom aufstellen. Im 5. Jahrh. ward auch dieser von den Barbaren umgeworfen und lag zerbrochen unter dem Schutte, bis ihn Sixtus V. 1588 auf dem Platze vor der Johanniskirche vom Lateran wieder aufrichten ließ, daher der lateranische genannt. An ihm ist

Digitized by Google

auch die Skulptur am schönsten. Das Gewicht beträgt über 13,000 Ctr., die Höhe ohne das Fußgestell 140, mit demselben 179 Fuß. Mehre andre sind unter den spätern Päpsten wieder aufgerichtet worden. Den unter d. Namen: Nadel der Kleopatra, bekannten Obelisk schenkte der Pascha von Ägypten 1820 dem Könige von England. Er wurde auf dem Waterlooplatze in London aufgestellt. S. Zoega, „De origine et usu obeliscorum etc.", Rom 1797 fg. Champollion d. J. gibt jetzt zu Rom die Obelisken in Kupfer gestochen heraus, mit s. Erklärung der Hieroglyphen. A. Fea hat die Geschichte dieser Werke und ihrer Aufstellung dazu verfaßt.

Oberhaus, Haus der Lords, s. **England**.

Oberkampf (Christoph Philipp), Gründer der Cattundruckerei *) zu Jouy (Dorf im Bezirk Versailles) und der Baumwollspinnerei zu Essonne (Dorf im Bezirk Corbeil), Mitglied der Ehrenlegion, war geb. 1738 zu Weißenburg im Markgrafthum Ansbach. Sein Vater, ein Mann von Genie in seiner Kunst, die er gewissermaßen erfand, ließ sich zu Aarau in der Schweiz nieder, wo seine Manufactur Wohlstand verbreitete und ihm das Bürgerrecht verschaffte. Hier lernte der junge O. die Kunst, welche er später so vervollkommnete. Vor ihm kannte man in Frankreich nur die theuern persischen und indischen Zitze und Cattune, deren Verfertigung ebenso zeit- als kostspielig war; die in einigen benachbarten Ländern nachgemachten Cattune aber durften in Frankreich nicht eingeführt werden; man hielt diesen Manufacturzweig sogar der franz. Flachs-, Hanf- und Seidencultur für nachtheilig. Alle diese Hindernisse überwand O., der, 19 J. alt, seine Kunst nach Paris verpflanzte, durch Genie, Muth und Beharrlichkeit. Er erlangte die königl. Erlaubniß 1759, und mit 600 Fr. legte der Jüngling in einem Lande, dessen Sprache und Religion nicht die seinigen waren, den Grund zu einer Manufactur, die eine öde Gegend mit Anlagen schmückte, mehr als tausend Menschen ernährte und Frankreich von einem beträchtlichen Tribut an den ausländischen Gewerbfleiß befreite. In einem Bauernhause im Thale Jouy war er allein zugleich Zeichner, Formenstecher, Drucker und Maler; bald hatte er sich Gehülfen für den Platten- wie für den Walzendruck gebildet; ein Morast ward ausgetrocknet, und in wenig Jahren zählte man über 1500 Menschen in einer Gegend, die ehemals als ungesund nicht bewohnt wurde. Die Ökonomisten, eifrige Vertheidiger der Gewerbefreiheit, vorzüglich Abbé **Morellet** (s. d.), wurden die Schutzredner des verfolgten Fremdlings bei den Behörden, beim Hofe und bei der Nation. O. erweiterte seine Anstalt mit jedem Jahre; er wußte sich durch Agenten in Deutschland und England, selbst in Indien und Persien, alle technische Vortheile und Geheimnisse seiner Kunst, besonders in der Färbung, zu verschaffen. So z. B. wird jetzt zu Jouy ein durchsichtiges Leinenzeuch zu Rollvorhängen an die Fenster verfertigt, die, nach Art der alten Kirchenfenster gezeichnet und gemalt, bei durchfallendem Lichte von überraschender Wirkung sind. Bald entstanden in Frankreich ähnliche Anlagen; man zählte gegen 300, die 200,000 Arbeiter beschäftigten, und Frankreich gewann auf 60 Mill. Fr. an rohen Stoffen einen Erwerb von 240 Mill. Fr. Ludwig XVI. erhob den Gründer dieses Manufacturzweigs in den Adelstand; der Departementsrath wollte ihm eine Bildsäule errichten, aber der schlichte O. lehnte diese Ehre ab. Während der Schreckensregierung 1793 entging er nur mit Mühe der Verurtheilung; später trug man ihm eine Stelle im Senat an, die er ebenfalls ablehnte. Als Napoleon die Manufactur zu Jouy be-

*) Die Franzosen bedienen sich in der Handelssprache noch immer des Ausdrucks **Manufacture de toiles peintes**, obgleich nur die persischen und indischen Zitze (**indiennes**) gemalt genannt werden können, indem man dort bloß die Zeichnung druckt und das übrige mit dem Pinsel malt; in Oberkampf's Manufacturen aber wurde die Leinwand ganz bedruckt; man sollte sie daher **toiles teintes** nennen.

suchte, gab er dem Besitzer von seiner Brust das Kreuz der Ehrenlegion. Bei einem andern Besuche sagte der Kaiser: „Sie, mein Herr von Jouy, und ich, wir Beide führen wacker Krieg mit den Engländern: Sie mit Ihrer Industrie, ich mit den Waffen. Doch Ihre Art Krieg zu führen", setzte er hinzu, „ist die bessere!" O. war eben damals beschäftigt, das Spinnen und Weben mit Maschinen den Engländern nachzumachen. So entstand die Anstalt zu Essonne, die erste dieser Art in Frankreich. 1815 litt s. Manufactur zu Jouy sehr durch den Aufenthalt der fremden Truppen. Die Werkstühle standen still, und Arbeiter, die er 60 Jahre genährt hatte, baten ihn um Brot. „Dieser Anblick tödtet mich", sagte der brave O., und so war es auch. Er starb im Oct. 1815. Sein Neffe, der Mechaniker und Manufacturist Samuel Widmer (s. d.), wurde Oberkampf's Nachfolger.

Oberlandesgerichte. Seit 1809 ist in dem preuß. Staate der Name der Regierungen, welchen bis dahin die Obergerichte der Provinzen meistens führten (als Nachbildungen des Reichshofraths, und weil sie zu gleicher Zeit eine Menge andrer Geschäftszweige, Steuerwesen, Polizei-, Lehnssachen u. s. w., zu besorgen hatten), nachdem schon früher Alles, was nicht zur Rechtspflege gehörte, von ihnen getrennt worden war, auf die vormaligen Kriegs- und Domainenkammern übergegangen, und die Obergerichte haben dafür den Namen der Oberlandesgerichte angenommen. Die Wiederherstellung der Monarchie in dem größten Theile ihres ehemaligen Bestandes und die Erwerbungen auf dem linken Ufer des Rheins haben der Organisation der Justizverfassung eine dreifache sehr verschiedene Richtung gegeben. Nur Ein Gesichtspunkt ist überall festgehalten worden, welcher auch der franz. Organisation des Gerichtswesens zum Grunde liegt, nämlich auch in der ersten Instanz, wo man sonst in Deutschland nur Einen eigentlichen Richter hatte, ein Gericht mit collegialer Verfassung für alle diejenigen Fälle aufzustellen, in welchen von einer eigentlichen rechtlichen Erörterung die Rede sein kann. Damit ist eine, wo nicht Aufhebung, doch Beschränkung der Patrimonialgerichtsbarkeit nothwendig verbunden, sowie auf der andern Seite die Bildung größerer Untergerichte nur dann einen wahren Nutzen für die Unterthanen gewährt, wenn zugleich dafür gesorgt ist, daß sie für geringe, einfache oder keinen Aufschub leidende Sachen, für Grenz- und Bausachen, Besitzstreitigkeiten, Arrest- und klare Schuldsachen den Richter nicht in einer allzu großen Entfernung suchen müssen. Dieses führt zu einer den franz. Friedensgerichten sehr ähnlichen Einrichtung, welche man aber in den spätern Organisationen, z. B. in der Provinz Sachsen, dadurch sehr zweckmäßig verbessert hat, daß die Sprengel der Gerichtsämter kleiner sind als die der franz. Friedensgerichte, und daß die Gerichtsbeamten Mitglieder des Landgerichts sind, welche die richterlichen Geschäfte ihres Amts theils vermöge eines allgemeinen, theils vermöge eines besondern Auftrags in den einzelnen Fällen verwalten. Die Grundlagen der Gerichtsverfassung des preuß. Staats sind demnach folgende: A. In den deutschen Landen zwischen Rhein und Weser, Elbe und Oder, mit Einschluß von Ostpreußen, bestehen für die erste Instanz Untergerichte von sehr mannigfaltiger Form. Besonders in Schlesien und Westfalen sind diese Verhältnisse wegen der großen standesherrlichen Herrschaften sehr verschieden geordnet, indem einige derselben auch Gerichte der zweiten Instanz besitzen. In den kathol. Landestheilen kommen die geistlichen Gerichte der Erzbischöfe und Bischöfe hinzu. Sonst wird die zweite Instanz (sowie die erste für die Eximirten) gebildet durch folgende Oberlandesgerichte: die des Kammergerichts zu Berlin, die 15 Oberlandesgerichte zu Königsberg, Insterburg, Marienwerder, Frankfurt a. d. O., Stettin, Köslin (der Justizverfassung von Schwedisch-Pommern wird im Art. Obertribunal erwähnt), Breslau, Glogau, Ratibor, Magdeburg, Halberstadt, Naumburg, Münster, Paderborn, Hamm, und das Hofgericht zu Arnsberg. Alle diese Oberlandesgerichte theilen sich für die Civilsachen in zwei

Senate (nur mit Ausnahme von Hamm, Köslin und Arnsberg), wovon der zweite meistens die Appellationsinstanz ausmacht und zugleich das Vormundschaftswesen als Pupillencollegium besorgt. Die Senatseintheilung gilt auch für die Criminalsachen, nur daß hier und da besondere Criminalräthe dazu gezogen werden. Bei diesen Oberlandesgerichten stehen zusammen 330 Präsidenten, Räthe und Assessoren (ohne die beim Instructionssenat des Kammergerichts angestellten Assessoren). Über ihnen steht, jedoch nur in den wichtigern Sachen, das geheime Obertribunal als Revisionsinstanz. Für Civilsachen sind nämlich, nach alter, in Deutschland herkömmlicher Weise, drei, für Criminalsachen nur zwei Instanzen geordnet, welches aber für diese letztern dadurch ausgeglichen wird, daß die wichtigern Urtheile zur Bestätigung des Justizministers eingesendet und von diesem gewöhnlich dem Kammergerichte zur Begutachtung vorgelegt werden. Für die Führung der Untersuchung bestehen bei den Oberlandesgerichten Inquisitoriate. Diese Einrichtung hat das Justizwesen in den Provinzen Preußen, Westpreußen, Brandenburg, Pommern, Schlesien, Sachsen, Westfalen und Jülich-Kleve-Berg. B. Die Provinz Posen hatte zur Zeit des Herzogthums Warschau eine gänzlich franz. Einrichtung erhalten, und diese ist durch die Verordnung vom 9. Febr. 1817 mit einigen Modificationen beibehalten worden. Es bestehen in dieser Provinz 31 Friedensgerichte, ziemlich mit derselben Bestimmung wie die französischen zur Vergleichsvermittelung und richterlichen Entscheidung der geringern Schuldsachen, Besitzstreitigkeiten, Pacht- und Miethsachen, Injurien u. s. w. Als eigentliche erste Instanz (und zweite in den von den Friedensgerichten entschiedenen) sind die 7 Landgerichte (den franz. tribunaux de première instance entsprechend) zu Bromberg, Fraustadt, Gnesen, Krotoszyn, Meseritz, Posen und Schneidemühl zu betrachten. In manchen Sachen ist das mündliche Verfahren in Civilsachen beibehalten, doch mit einer sehr zweckmäßigen Erweiterung des Richteramts und Abschneidung des unordentlichen schriftlichen Verfahrens, welches der franz. Proceß den Anwälten gestattet. Wenn die Thatsachen bestritten sind, so muß eine preuß. Instruction erfolgen, welche von der Berichtigung der Streitpunkte unter den Parteien ausgeht. Für die Criminalsachen bestehen 4 Inquisitoriate, und sie werden ganz nach preuß. Form behandelt. Ein Oberappellationsgericht zu Posen von 2 Präsidenten und 8 Räthen macht die oberste Instanz in allen Sachen aus; die zweite wird von den Landgerichten wechselseitig gegen einander gebildet. Das Oberappellationsgericht ist kein bloßes Cassationsgericht, sondern erkennt als Revisionsgericht immer in der Hauptsache. Die Friedensgerichte sind mit einem Richter und einem Assessor, die Landgerichte zusammen mit 62 Präsidenten, Directoren, Räthen und Assessoren besetzt. C. In der Provinz Niederrhein ist die französ. Einrichtung noch vollkommen beibehalten worden, sowol was die Verfassung der Gerichte als das Verfahren betrifft. (Nur der ostrheinische Theil des Landgerichts Koblenz ist auf preuß. Weise organisirt.) In dieser Provinz finden sich 123 Friedensgerichte. Über ihnen stehen 6 Landgerichte zu Aachen, Kleve, Koblenz, Köln, Düsseldorf und Trier, mit 91 Präsidenten, Räthen und Assessoren. Die zweite (in Ansehung der Friedensgerichte die dritte) bildet der rheinische Appellationsgerichtshof von 2 Präsidenten, 26 Räthen und 2 Assessoren. Die Staatsanwaltschaft (das öffentliche Ministerium) bei diesen sämmtlichen Gerichten besteht aus 33 Männern. Zu Aachen, Koblenz, Köln, Krefeld, Elberfeld und Trier sind Handelsgerichte. Die Cassationsgesuche gehen an den Cassationshof nach Berlin. D. Das Fürstenthum Neufchatel und Valangin hat seine eigne uralte Verfassung. Für die untern Instanzen bestehen Mairien und Castellaneien, für die höhern zwei souveraine Gerichte unter Vorsitz des Gouverneurs, wozu jeder Stand (Adel, Beamte und Gemeinden) vier Mitglieder stellt. 37.

Oberlin (Jeremias Jakob), Professor und Bibliothekar an der Universi-

tät zu Strasburg, geb. daſ. 1735, trat 1750 unter die Zahl der Studirenden dieſer Univerſität, und vertheidigte 1754 ſeine Diſſertat. über die Begräbniſſe der Alten, worauf er die Doctorwürde erhielt. Nachdem er ſeine philologiſchen und philoſophiſchen Studien beendigt hatte, ſtudirte er drei Jahre lang den philologiſchen und antiquariſchen Theil der Theologie; dann widmete er ſich ganz den Sprachen, der Literatur, Archäologie, Geſchichte und Diplomatik, was ihm den Ruf eines der gründlichſten Alterthumsforſcher und Diplomatiker erwarb. Er begann ſeine bürgerliche Laufbahn als Lehrer am Gymnaſium und Adjunct der Bibliothek ſeiner Vaterſtadt und ging, nachdem er ſeine Kenntniſſe und ſeinen Ruhm durch mehre gelehrte Reiſen erweitert hatte, zur Univerſität über. Die Revolution zog O. aus ſeiner literariſchen Thätigkeit in den Wirbel des politiſchen Lebens. Er erlitt eine Gefangenſchaft in Metz, kehrte aber nach wiederhergeſtellter Ruhe in ſeine Laufbahn zurück. Er ſtarb zu Strasburg 1806. Seine Ausg. einiger Werke des Ovid, Horaz, Tacitus und Cäſar werden geſchätzt. Wir nennen ſeine „**Miscella literaria Argentoratensia**"; „**Museum Schoepflini**", 1. Thl. (der 2. Theil iſt nie erſchienen); „**Orbis antiqui monumentis suis illustrati prodromus**"; „**Rituum romanorum tabulae**"; „**Artis diplomaticae primae lineae**" (die letztgenannten Elementarwerke dienten ihm zum Leitfaden bei ſeinem akademiſchen Unterrichte); „**Literarum omnis aevi fata, tabulis synopticis exposita**" (dieſe Tafeln geben die Namen der vorzüglichſten Schriftſteller, die Gegenſtände worüber ſie geſchrieben, die Nation, zu welcher ſie gehört, und die Zeit, wann ſie gelebt haben, an); „**Essai d'annales de la vie de Jean Guttenberg, inventeur de la typographie**". Auch das Studium der deutſchen Sprache des Mittelalters beſchäftigte ihn und bewog ihn zur Herausgabe von „**J. G. Scherzii glossarium germanicum medii aevi, potissimum dialecti Suevicae**" (2 Bde., Fol.). Noch lieferte er den erſten Abriß der Statiſtik des ehemaligen Elſaß, indem er von 1782 10 Jahre lang den „Elſaßer Almanach" herausgab und die „**Alsatia literata**", wozu Schöpflin ihn mit Materialien unterſtützte. Die beiden erſten Bände erſchienen 1782 und 1786.

Oberſchlächtig heißt im Mühlen- und Bergbau ein Waſſerrad, welches durch die Schwere des von oben darauf fallenden oder ſchlagenden Waſſers umgetrieben wird. Es erfodert eine ungleich geringere Waſſermaſſe als ein unterſchlächtiges Rad, das durch die Gewalt des darunter wegſtrömenden Waſſers in Bewegung geſetzt wird, dagegen aber ein ſtarkes Gefälle.

Obertribunal, geheimes, zu Berlin, der oberſte Gerichtshof für den Theil der preuß. Monarchie, in welchem die preuß. Gerichtsordnung gilt. Schon der Kurfürſt Friedrich Wilhelm erklärte 1670, daß er die Abſicht habe, ein Oberappellationsgericht einzurichten, indeſſen würde daſſelbe nach der deutſchen Reichsverfaſſung nur für die Kurmark haben geſchehen können, und erſt nachdem auch für die übrigen Reichslande (16. Dec. 1702) ein ſehr ausgedehntes Appellationsprivilegium (Befreiung von der Gerichtsbarkeit der Reichsgerichte) vom Kaiſer Leopold ertheilt worden war, kam 1703 das neue Oberappellationsgericht oder geheime Obertribunal zu Stande. Man hatte dabei das Tribunal zu Wismar zum Muſter genommen. Bei der Cocceji'ſchen Juſtizreform (1748) erhielt es eine neue Tribunalsordnung. Es ſpricht nur in der dritten Inſtanz in Sachen, deren Werth 2000 Thlr. beträgt (nur wenige Gattungen der Proceſſe gehören ohne Unterſchied des Betrags dahin, ſowie andre gleichfalls ohne Rückſicht auf den Betrag ganz davon ausgenommen ſind); es hat keine Inſtruction, ſondern weiſt, wenn noch eine Verhandlung unter den Parteien nöthig gefunden wird, die Sache an die untern Inſtanzen zurück; es erkennt auf die geſchloſſenen Acten, auf ſchriftliche Relationen und Correlationen, deren jeder Rath jährlich 84 liefern muß, und es gibt zu ſeinen Entſcheidungen niemals Gründe. Daher und weil neben dem

geheimen Obertribunal noch so viel andre Obergerichte in seinem Sprengel bestehen, welche in dritter Instanz zu erkennen haben, z. B. der zweite Senat der Oberlandesgerichte zu Königsberg, Marienwerder, Stettin, Breslau, Glogau, Ratibor, in Sachen, welche in erster Instanz bei den Untergerichten ihres Sprengels anhängig gemacht worden sind, sowie denn auch die Revisionen von einem Oberlandesgerichte an das andre gewiesen sind, hat das geheime Obertribunal für die Fortbildung und Einheit der Jurisprudenz niemals diejenigen Wirkungen hervorbringen können, welche andre oberste Gerichte, z. B. das pariser Parlament, der Cassationshof, das Reichskammergericht, die Rota Romana u. a., gehabt haben. Diesen Einfluß hat vielmehr das Justizministerium bisher ausgeübt, indem es auf Anfragen der Gerichte zweifelhafte Rechtssätze entschied, unrichtige Ansichten der Gerichte, welche gelegentlich zu seiner Kenntniß kamen, berichtigte, und die Lücken in den Gesetzen theils nach Analogien ergänzte, theils ihre Ergänzung im Wege der Gesetzgebung veranlaßte. Das Obertribunal bestand im Jahr 1824 aus einem Präsidenten (mit Ministersrang) und 20 Räthen, welche aus den ausgezeichnetsten Mitgliedern der Obergerichte aller Provinzen ausgewählt werden. — Neben ihm besteht für die Justizverwaltung des Großherzogthums Niederrhein der 1819 errichtete Revisions- und Cassationshof zu Berlin (s. Appellationsgericht), und für das Großherz. Posen ein Oberappellationsgericht von einem Präsidenten und 8 Räthen zu Posen. Auch Schwedisch-Pommern hat zur Zeit noch seine alte Justizverfassung, ein Hofgericht von 5 Mitgliedern, und ein Oberappellationsgericht von einem Präsidenten und 3 Räthen, beide zu Greifswald. 37.

Object, Gegenstand, ist entgegengesetzt dem Subject, d. i. einem Wesen, welches sich den Gegenstand vorstellen, ihn erkennen kann. Es versteht sich, daß jedes Subject in andrer Beziehung auch Object sein kann, der Vorstellende, Erkennende, Betrachtende wird selbst das Vorgestellte, Erkannte, Betrachtete. Ja, jedes menschliche Subject kann sich selbst zum Object seines Vorstellens und Erkennens machen. **Objectiv** ist demnach gegenständlich, in Beziehung auf Gegenstand gedacht, und steht entgegen dem Subjectiven, d. i. Persönlichen oder dem Subject Angehörigen. **Objectivität**, Gegenständlichkeit (in der Philosophie auch das Dasein der Dinge außer uns), ist entgegengesetzt der Subjectivität oder Persönlichkeit. Ob eine Erkenntniß oder eine Darstellung objectiv oder nur subjectiv sei, macht einen bedeutenden Unterschied. Im ersten Fall ist sie der wahren Beschaffenheit des Gegenstandes gemäß, im zweiten nur der Vorstellung, die sich irgend Einer davon gemacht hat, wobei die Frage nach der Richtigkeit und Wahrheit der Vorstellung immer erst zu entscheiden ist. Übrigens hat Das, was allen vernünftigen Subjecten als das Richtige und Wahre erscheint, den Werth des Objectiven, und objective Wahrheit hat eine Erkenntniß, deren zureichende Gründe vor der Vernunft jedes richtig denkenden Menschen bestehen. Das Kennzeichen dieser objectiven Wahrheit setzten Einige in die logische Nothwendigkeit unserer Vorstellung und deren Übereinstimmung, Andre in eine Nöthigung des Bewußtseins, etwas Gegenständliches außer uns wahrzunehmen, noch Andre fanden es in der Art, wie jede Vorstellung in der Idee des Absoluten, als dem Grunde aller Wahrheit, enthalten sei. — Die neuere Ästhetik fodert in den Darstellungen der schönen Kunst ebenfalls Objectivität, als Dasjenige, worauf sich auch der Styl bezieht; dahingegen **Subjectivität** des Kunstwerkes die Eigenschaft ist, die auf persönlicher Auffassung und Individualität beruht und aus bloßer Manier entsteht, dort also etwas allgemein Wahres, Nothwendiges, hier nur ein bedingt Wahres und Zufälliges. Die Objectivität allein bewirkt eine wahre Darstellung, die Subjectivität eine bloße Vorstellung; jene gibt Bild, Gestalt und Anschaulichkeit und ist daher der Plastik verwandt; diese ist zerflossener, dunkel und gleicht mehr dem Eindrucke der Musik. Aber selbst im Musikalischen soll Objectivität sein, mithin

auch im Lyrischen: der Künstler soll sich in einem Gegenstande außer sich hinstellen. Offenbar kann nicht jedem Künstler das Gesetz der Objectivität gleich streng vorgeschrieben sein, auch kann und soll die Objectivität die Subjectivität nicht unterdrücken, indem sie dem Werke Antheil und Wärme verleihet. Bisweilen scheint man unter einer objectiven Darstellung bloß eine solche zu verstehen, bei welcher nie der Künstler in seiner Schöpfung selbst hervortritt, oder seine Persönlichkeit durch eine eingestreute Reflexion oder einen Ausbruch des Gefühls einmischt. Daß dieses nur in der epischen und dramatischen Poesie stattfinden könne, bedarf keiner Frage. Der Epiker und Dramatiker, der mehr in einer Außenwelt lebt, kann sich auch selbst mehr entäußern und bleibt im Schaffen unvermischt mit seiner Persönlichkeit. Bei Demjenigen aber, dessen dichterische Natur sich mehr zum Lyrischen hinneigt, wird freilich auch in andern Gattungen die objective Darstellung durch die subjective Stimmung leicht unterbrochen werden, wie z. B. in Klopstock's „Messias". dd.

Objectivglas heißt in einem Fernrohre dasjenige Glas, welches dem Gegenstande zugekehrt ist, im Gegensatz des vor dem Auge stehenden Oculars.

Oblaten sind dünne, leicht zerbrechliche Scheiben, aus ungesäuertem Weizenmehle gebacken, welche bei geringer Anfeuchtung weich und schleimig werden. Daher braucht man sie zur Besiegelung der Briefe statt des Siegellacks, indem sie den Brief nicht schwer machen und mehre damit versiegelte Briefe bequem in ein Couvert geschlossen werden können, auch der Brief, wenn die Oblate trocken geworden, ohne Verletzung des Siegels, nicht zu öffnen ist. Ferner bedient man sich der Oblate zu allerlei Gebackenem. Vorzüglich jedoch ist ihr Gebrauch beim Abendmahle statt des Brotes in der katholischen und lutherischen Kirche, und daher kommt wahrscheinlich ihr Name, weil das Abendmahlsbrot und der Wein in den ersten Jahrh. der christlichen Kirche von den Oblationen (freiwilligen Geschenken an Brot und andern Lebensmitteln), welche die Glieder der Gemeinden darbrachten, genommen wurde. (S. Opfer.) Die jetzt beim Abendmahle gebräuchlichen kleinen, dünnen, runden, weißen Scheiben von ungesäuertem Weizenbrot, mit verschiedenen Aufschriften und Figuren (z. B. dem Crucifix und den Buchstaben I. N. R. I.), scheinen erst im 11. Jahrh. aufgekommen zu sein, und wurden, wie jene, Oblaten genannt. Die reformirte Kirche (wie die Brüdergemeinde) bedient sich statt derselben größerer Scheiben von gewöhnlichem Brote, die bei der Austheilung gebrochen werden. Die griech. Kirche hat nach dem Beispiele der in solchen Dingen weniger bedenklichen ältern Christengemeinden den Gebrauch des ungesäuerten Brotes beim Abendmahle beibehalten. (S. Hostie.) E.

Oblaten, Laienbrüder, s. Orden, geistliche.

Obligat (vom ital. obligare, verpflichten, verbinden) wird in der Musik von denjenigen Stimmen oder Instrumenten gesagt, welche entweder allein oder mit andern zugleich die Hauptmelodie des Stücks führen, also nicht bloß begleitend sind. Obligat spielen heißt also so viel als die Hauptstimme spielen. Die begleitenden oder Nebenstimmen könnte man eher weglassen; wollte man aber die obligate Stimme überschlagen und bloß die Begleitung spielen, so würde diese, als nackter, todter Körper, dem die Seele (die Melodie) fehlte, nur Mißfallen erregen. Nun kann ein Instrument entweder durchaus obligat gesetzt sein, in welchem Falle man das Musikstück ein Concert für dies Instrument nennt (daher auch die Ausdrücke obligat und concertirend, obligate Stimme und Concertstimme, obligater Spieler und Concertspieler, oft gleichbedeutend gebraucht werden), oder dasselbe kann nur hin und wieder einzelne Solo- oder obligate Sätze haben, wie dies meistens in Singstücken der Fall zu sein pflegt. Übrigens kann jedes Instrument obligate Sätze vorzutragen haben, etwa den Contrabaß ausgenommen, theils weil die Solospieler auf demselben sehr selten sind, theils, und insbesondere, weil

die Soloſtimme, von dieſem Inſtrumente vorgetragen, zu tief liegen würde, als daß ſie von den andern begleitenden Inſtrumenten könnte gehörig unterſtützt werden, daher man es ſchicklicher zur Grundlage der Harmonie gebraucht. Daß einige Virtuoſen auf dem Contrabaſſe Concerte ſpielen, gehört unter die muſikaliſchen Curioſitäten. Der Ausdruck obligat wurde urſprünglich nur bei der gebundenen oder fugenartigen Schreibart von ſolchen Stimmen gebraucht, welche bei dem Vortrage nicht weggelaſſen werden durften, wenn nicht dadurch das ganze Tonſtück zerriſſen werden ſollte. Pq.

Obligation 1) das Verhältniß, vermöge deſſen Jemand dem Andern zu einer poſitiven Leiſtung (einem Geben, oder Thun) verpflichtet iſt, und wobei man alſo immer eine ſpecielle Entſtehungsurſache (den Empfang einer Sache oder Leiſtung unter der Bedingung der Zurückgabe oder Gegenleiſtung, ein gültiges Verſprechen, oder eine Beſchädigung, wofür Erſatz gegeben werden muß) vorausſetzt. Die Obligation wird in dieſer Bedeutung der allgemeinen negativen Verbindlichkeit, Niemand zu beſchädigen oder in ſeinen Rechten, beſonders auch den Eigenthumsrechten zu verletzen, entgegengeſetzt. Nach römiſchem und gemeinem deutſchen Recht muß die Obligation, wenn ſie auch auf ein Thun, z. B. Verfertigen eines künſtleriſchen oder mechaniſchen Werkes, gerichtet iſt, ihrem Buchſtaben nach erfüllt werden; nach franz. Rechte kann nur Entſchädigung (ein bloßes Geben) gefodert werden. 2) Die Handlung, wodurch Jemand eine ſpecielle poſitive Verpflichtung auf ſich nimmt. 3) In der deutſchen Rechtsſprache die Urkunde über ein Zahlungsverſprechen. (S. Schuldſchein.) 37.

Obligo, in Obligo ſtehen, ein kaufmänniſcher Ausdruck, der beſonders von Banquiers gebraucht wird, um zu bezeichnen, in welcher Geſammtverbindlichkeit ſie nicht bloß durch reellen Vorſchuß oder Credit, ſondern auch durch Wechſelgiro u. ſ. w. zu ihren Geſchäftsfreunden ſtehen.

Oboe oder Hoboe (ital. Oboe, franz. Hautbois), ein Blasinſtrument, welches aus einer geraden, aus mehren Stücken zuſammengeſetzten, gemeiniglich von Buxbaumholz gearbeiteten und mit Löchern verſehenen Röhre beſteht, die ſich unten in einem kleinen Trichter endigt und durch ein oben aufgeſetztes enges Mundſtück von Rohr geblaſen wird. Es hat einen hellen, ſcharfen, ermunternden und aufregenden Ton, und reicht vom tiefen oder ein Mal geſtrichenen c bis ins drei Mal geſtrichene g. Daher iſt die Oboe, als durchdringendes Discantinſtrument, vorzüglich bei der Feldmuſik gebraucht worden, und man hat von ihr, als dem Hauptinſtrument, das ganze Corps der Feldmuſiker Hautboiſten genannt. In der neueſten Zeit hat die Clarinette ihr großen Eintrag gethan, wozu viel beiträgt, daß die Güte und Reinheit des Tons der Hoboe gar ſehr von der Güte des Mundſtücks abhängt, und eine ſehr zarte Behandlung des Inſtruments verlangt wird, wenn der Ton nicht ſchreiend und kreiſchend ſein, und in der Tiefe etwas Gänſemäßiges haben ſoll. Beſonders iſt das ſogenannte Überſchnappen auf dieſem Inſtrumente unerträglich, und doch kann es kaum von den beſten Spielern immer vermieden werden. Indeſſen verdient die Hoboe nicht nur als Orcheſterinſtrument, ſondern auch als concertirendes Inſtrument in einzelnen Sätzen eine größere Aufmerkſamkeit und Ausbildung als ihr jetzt meiſtens zu Theil wird, da der ihr eigenthümliche Ton weder durch die Clarinette, noch durch irgend ein andres Inſtrument erſetzt werden kann und in dem Colorit der Inſtrumentalmuſik eine Hauptfarbe ausmacht. Man bedient ſich ihrer in Serenaden, Sätzen von idylliſchem Charakter ꝛc. Sie wird gewöhnlich in der Tonregion über die Clarinetten gelegt, wenn beide zuſammen vorkommen, und die leichteſten Tonarten auf dieſem Inſtrumente ſind C-dur, F-dur, G-dur, D-dur. Die Oboe gehört zu den neuern Inſtrumenten, und wurde erſt unvollkommen bei den franz. Feldregimentern gebraucht, dann von Tenner in Nürnberg verbeſſert und mit Klappen ver-

sehen. Die sogenannte Oboe d'amour, welche eine Terze tiefer stand als die gewöhnliche, und eine unten zugemachte Stürze hatte, deren Mündung etwa einen Finger dick war, ist nicht mehr im Gebrauche. Die neueste Anweisung, die Hoboe zu spielen, ist von Fröhlich.

Obolus, eine griech. Silber- auch Kupfermünze, der 6. Theil einer Drachme, etwa 10½ Pfennig an Werth. Früher bediente man sich statt derselben kleiner spitziger Stücke Eisen oder Kupfer (ὀβολος, ὀβελος, Spieß) beim Tauschhandel, deren 6 die Hand füllten und ebenfalls eine Drachme ausmachten; dieser Name ging dann auf jene kleine Silbermünze über. Einen Obolus steckten die Griechen den Todten als Fährlohn für den Charon in den Mund. Als Gewicht beträgt der Obolus ebenfalls den 6. Theil einer Drachme, diese selbst aber hatte nicht durchaus einerlei Werth.

Obotriten, ein wendisches Volk, s. Wenden und Mecklenburg.

Obrigkeit, alle Diejenigen, welche im Namen des Staats und der Regierung oder der Kirche eine rechtliche und ordnungsmäßige Gewalt über Andre üben. Es werden daher auch ganze Behörden Obrigkeiten genannt; man spricht von Civil- und Militairobrigkeiten u. s. w. Doch wird auch der Regent selbst Obrigkeit genannt und als hohe Obrigkeit von den Unterobrigkeiten unterschieden. Ist eine Regierung einmal bestehend (selbst wenn ihr Ursprung über ihre Rechtmäßigkeit Zweifel zuließe) und eine Obrigkeit von der höchsten Staatsgewalt angeordnet worden, so ist sie als eine rechtmäßige von den Unterthanen anzusehen; jede Untersuchung über die Rechtmäßigkeit ihres Ursprungs, jede Weigerung, ihr unter dem Vorwande, als sei sie unrechtmäßig, Gehorsam zu leisten, ist Aufruhr und Meuterei: es gilt in dieser Rücksicht durchaus der Spruch: Eine jede Obrigkeit ist von Gott geordnet. Nur Derjenige, der eine ordnungswidrige Gewalt übt, kann nicht als Obrigkeit angesehen werden. Cz.

Obscurantismus (von **obscurare**, verfinstern oder verdunkeln). Der Obscurant (Verfinsterer oder Verdunkeler) steht dem Aufklärer entgegen. Während dieser sich bestrebt, die Begriffe der Menschen von physischen und moralischen, religiösen und politischen Gegenständen, sowie überhaupt von allen bedeutenden Angelegenheiten des Lebens möglichst klar und deutlich zu machen, sucht jener das dunkle und verworrene Denken über dergleichen Gegenstände und Angelegenheiten, wie es bei ungebildeten oder verbildeten Menschen in der Regel vorkommt, zu erhalten, wo nicht gar zu vermehren. Das Bestreben des Aufklärers ist an sich löblich; denn da, wo klare und deutliche Begriffe möglich sind, soll auch der Mensch danach streben. Es kann aber in eine einseitige Verstandesbildung ausarten, bei welcher die höhern Interessen des menschlichen Geistes gefährdet werden, und insonderheit die ästhetischen, moralischen und religiösen Gefühle des Menschen an Innigkeit, Lebendigkeit und Kraft verlieren. Das Streben nach Aufklärung wird dann zu einer eiteln und schädlichen Aufklärungssucht oder Aufklärerei. Wenn nun der Obscurant sich bloß dieser entgegensetzte, so würde sein Streben auch nicht zu tadeln sein. Allein er bleibt dabei nicht stehen, sondern verschmäht das klare und deutliche Denken selbst da, wo es möglich und nöthig ist. Er kündigt sich daher als einen Feind des geistigen Lichts und Freund der Finsterniß an, entweder weil er das geistige Licht nicht vertragen kann und sich daher im Dunkeln gleichsam gefällt, oder weil er glaubt, es sei dem Menschen nicht zuträglich, von den oben bezeichneten Gegenständen und Angelegenheiten klare und deutliche Begriffe zu haben, oder endlich, weil er dies in Beziehung auf sich selbst für nachtheilig hält. Obscuranten der ersten Art sind alle sogenannte Gefühlsmenschen, weil sie von Natur das Helldunkel lieben; daher ist auch mit ihrem Obscurantismus eine gewisse Gutmüthigkeit verknüpft, besonders bei solchen, deren sympathetisches Gefühl sehr lebhaft ist. Die Obscuranten der zweiten und drit-

ten Art aber sind meistens Selbstsüchtige, welche zwar selbst gern klar und deutlich sehen möchten, aber Andre nicht an ihrem Lichte Theil nehmen lassen wollen. Vornehmlich ist dies der Fall bei denen von der dritten Art. Sie wollen gern über Andre herrschen, und meinen, dies sei um so leichter, je unaufgeklärter Jene seien. Daher sind sie die hartnäckigsten Gegner aller Aufklärung und bilden eine Art von Partei, die man vorzugsweise Obscuranten nennt, sowie ihr gemeinschaftliches Streben Obscurantismus. In frühern Zeiten bezog sich dieser Obscurantismus hauptsächlich auf das Religiöse, und ging von der Geistlichkeit aus, welche das Volk (die sogenannten Laien, hohen und niedern Standes) in der Dummheit zu erhalten suchte, um es desto leichter für ihre selbstsüchtigen Zwecke zu benutzen. In unsern Zeiten bezieht er sich mehr auf das Politische, und seine meisten Anhänger finden sich in den höhern Ständen der Gesellschaft, welche aus ähnlichem Grunde wünschen, daß das Volk (worunter sie aber nur die niedern Stände verstehen) nicht über seine Rechte aufgeklärt werde. Indessen verbinden sich auch oft der religiöse und der politische Obscurantismus mit einander, weil beiderlei Obscuranten in gewisser Hinsicht einen gemeinsamen Zweck haben und durch gemeinschaftliches Wirken ihre Absichten besser zu erreichen hoffen. Da aber das Licht ein natürliches Bedürfniß der Menschen (körperlich und geistig) ist, so ist der Obscurantismus ein widernatürliches und eben darum vergebliches Bestreben. D.

Obsequium (lat.), 1) Gehorsam, Ergebenheit, insbesondere der unbedingte Gehorsam gegen die Obern, zu dem sich Mönche und Nonnen durch die Ordensgelübde verpflichten (s. Klostergelübde); 2) ein Gefängniß, in das sie wegen bewiesener Widerspenstigkeit eingesperrt werden, um Gehorsam zu lernen; 3) in der Mehrzahl, und mit deutscher Endigung (Obsequien), bei den Katholiken das Todtenamt oder Seelenamt für Verstorbene; auch das feierliche Leichenbegängniß, die Todtenfeier. (S. Exequien.)

Observanten, Observantes, Fratres de observantia, Fratres minores S. Francisci regularis observantiae, s. Franciskaner.

Observanz (observantia), Gewohnheit, Herkommen; im besondern Sinne eine, in einer Gesellschaft (universitas) durch stillschweigende Einwilligung ihrer Mitglieder eingeführte Regel.

Observatorium, s. Sternwarte.

Obsidian, ein natürliches Glas, welches keine Spur von Krystallform zeigt, sich meist derb oder in Körnern findet, muschligen Bruch, Glasglanz, schwarze, graue und dunkelgrüne Farben und mittlere oder geringere Durchsichtigkeit hat. Er ist hart, hat 2, 3faches specifisches Gewicht und findet sich lagenweis in der Nähe thätiger und ausgebrannter Vulkane, auf Island, in Ungarn, auf den liparischen Inseln, auf Teneriffa und in Mexiko. Wegen seiner Polirfähigkeit wird er unter dem Namen Lavaglas und isländischer Achat zu allerlei Ornamenten und zu Schmuck verschliffen. Nach dem „Edinb. philos. journ.", VIII, 1823, soll der Obsidian derselbe Stein sein, wie der kürzlich wiedergefundene äthiopische Opsianstein.

Obstbaumzucht, s. Pomologie.

Occam oder **Ockam** (Wilhelm von), s. Nominalisten und Scholastiker.

Occasionalismus, Veranlassungslehre, System der gelegentlichen Ursachen, ist eine metaphysische Ansicht, betreffend das Wirken der Dinge in ihrer Beziehung auf Gott, welche sich in Descartes's Schule ausbildete. Vor diesem herrschte nämlich die Meinung, daß der Körper in die Seele wirke und Bewegungen in derselben hervorbringe, und umgekehrt; man schrieb also jedem von beiden eine Fähigkeit zu, Veränderungen in dem andern hervorzubringen; und diese Ansicht wurde das System des natürlichen Einflusses genannt (Systema influxus

physici). Descartes verwarf dasselbe mittelbar durch seinen Dualismus, und suchte diesen zu vermitteln durch Gott, den er zur Ursache aller Bewegung machte. Doch scheint er über diesen Punkt nicht klar geworden zu sein. Auch sein Anhänger Louis de la Forge setzt Gott als die allgemeine Ursache aller Dinge, nimmt aber eine wechselseitige Vereinigung des Körpers und der Seele an, sodaß keines von beiden allein auf das Andre wirkt, sondern beide immer zugleich thätig sind; jedes gibt dem andern Veranlassung, sich zu bewegen. In Übereinstimmung mit Descartes entwickelte Geulin das System der gelegentlichen Ursachen, nach welchen Gott die Bewegungen, welche durch eines von beiden Theilen in dem andern veranlaßt werden, hervorbringt.

Occident, die Himmelsgegend, wo die Sonne scheinbar untergeht, der Abend, Westen; dann auch die westlichen Länder unserer Halbkugel.

Occidentalisches oder **weströmisches** (abendländisches) **Kaiserthum**. Theodosius der Große, letzter Alleinherrscher über das ganze römische Reich, hatte kurz vor seinem Tode jene Ländermasse durch testamentarische Verfügung unter seine beiden unmündigen Söhne, Arcadius (18 Jahr alt) und Honorius (11 Jahr alt), also getheilt, daß jener den Orient (s. **Byzantiner**), dieser aber den Occident erhielt, welcher Italien, Afrika, Gallien, Spanien, Britannien und die Hälfte von Illyrien, mit den Hauptstädten Rom und Mailand, dann Ravenna, umfaßte. So in zwei Reiche zerspalten, sollten, nach Theodosius's Bestimmung, beide doch immer als das vorherige Ganze, als Ein Reich, jetzt zwar von zwei Herrschern regiert, aber der Wiedervereinigung beider Kronen auf einem einzigen Haupte stets fähig, betrachtet werden, indem dem Scharfblicke des Kaisers nicht entgangen war, daß beide Throne nur durch eine solche Verbindung sich in der Dauer aufrecht erhalten konnten. Mit dem Tode des Kaisers (11. Jan. 395 nach Chr.) traten die von ihm bestellten Vormünder seiner Söhne, der Minister Rufinus, ein Gallier, für Arcadius, und der Oberfeldherr Stilicho, ein Vandale und angeheiratheter Neffe des verstorbenen Theodos, für Honorius, in ihre Rechte ein. Doch bald unterlag Rufinus der größern Kraft des Feldherrn, sowie die Pläne des Letztern in der Folge an den Ränken des Hofes von Konstantinopel scheiterten. Stilicho theilte zwar auf Rufinus's Verlangen sogleich die Länder, das Heer und die unermeßlichen Kostbarkeiten aus dem kaiserlichen Nachlasse, war aber nicht gemeint, auch die Regentenmacht an den Minister, als den Vormund über den jungen Beherrscher des Orients, zur Hälfte abzutreten. Der Feldherr hatte sich an die Spitze der, dem Arcadius zugehörigen Heerabtheilung gestellt, um sie ihrem Gebieter zuzuführen, und sich so zugleich den Oberbefehl über die gesammte Kriegsmacht beider Reichstheile zu sichern. Schon war er, auf dem Wege nach Konstantinopel, bei Thessalonich angelangt, als Rufinus, den Helden und seine persönliche Erscheinung über Alles fürchtend, diesem den Befehl entgegenschickte, Halt zu machen, indem man jeden Schritt, mit dem er für seine Person der Hauptstadt des Orients näher kommen würde, als eine Feindseligkeit betrachten werde. Stilicho war zu fein, um nicht scheinbar zu gehorchen, aber auch entschlossen genug, einen Nebenbuhler aus dem Wege zu schaffen, der es wagen dürfte, ihm, dem Feldherrn und Retter des kaiserlichen Hauses, sich entgegenzustellen. Gainas, ein gothischer General, von ihm zum Oberbefehlshaber des morgenländischen Heeres bestellt, erhielt seine Aufträge, und Rufinus fiel auf dem Marsfelde vor Konstantinopel, umgeben von dem angekommenen, darauf vorbereiteten Heere, durch das Schwert eines kecken Soldaten, unter den Augen des Kaisers Arcadius. Doch Stilicho war jetzt weiter als vorher von seinem Ziele entfernt. Der kluge Höfling Eutropius, oberster Kämmerling und erster Günstling des Arcadius, und die ebenso geistvolle als reizende Kaiserin Eudoxia, gefielen sich selbst zu wohl in der leicht errungenen Herrschaft über einen schwachen Herrn und Gemahl, als

daß sie dem Feldherrn einen Einfluß hätten gestatten sollen, der dem Günstlinge so gefährlich werden konnte. Arcadius selbst mochte es auch vorziehen, dem Höflinge und der schönen, schmeichelnden Gemahlin sich hinzugeben, als dem kraftvollen Ernste des Heerführers, und sich der weisen, ihm jedoch unbequemen Leitung eines Mannes zu überlassen, der des Vaters Stelle zu ersetzen wohl verstand. Man wußte sich der Anhänglichkeit der Truppen und ihres Befehlshabers Gainas, zu versichern, und nachdem man Alles versucht hatte, um Stilicho in der öffentlichen Meinung zu stürzen, gelang es, wider ihn ein Decret des Senats von Konstantinopel zu erhalten, wodurch er für einen Feind des Reiches, und seiner, in den Grenzen des Orients liegenden großen Besitzungen für verlustig erklärt wurde; meuchelmörderische Anschläge auf sein Leben glückten aber nicht. Diese Feindseligkeiten gegen den Verwalter der occidentalischen Regierung gab das erste Zeichen zur Trennung beider Reiche, und des vorsichtigen Theodos weise Absichten scheiterten an den Leidenschaften einiger wenigen Menschen und an der Schwäche seiner jungen Söhne, welche jene nicht zu zügeln vermochten. Wol hätte Stilicho, der berühmte Feldherr, sich vielleicht mit dem Schwerte den Weg zu dem Palaste des Arcadius bahnen können, doch das schreckhafte Bild eines durch ihn erregten Bürgerkriegs hielt den Ehrgeiz des sonst wackern Mannes zurück; er widmete sich nun einzig den Angelegenheiten seines Mündels Honorius, der Regierung des Abendlandes. Nachdem der aufrührerische Statthalter in Afrika, Gildo, durch dessen eignen Bruder, den maurischen Prinzen Mascezel, der die Ermordung zweier Kinder an seinem tyrannischen Bruder zu rächen hatte, besiegt, und sein eigner Feldzug in Griechenland gegen die Gothen beendigt war, vermählte er seine Tochter Marie ihrem Vetter, dem 14jähr. Kaiser Honorius (393 nach Chr.), welche jedoch 10 Jahre darauf und, wie die Geschichtschreiber versichern, noch als Jungfrau starb. Zwei Jahre nach jener Vermählung kam ein Unglück über Italien, das Stilicho nur aufzuhalten, nicht abzuwenden vermochte. Alarich, König der Westgothen, durch Stilicho im Jahr 397 an der Unterjochung Griechenlands gehindert, beschloß, sich dafür zu rächen, und fiel 400 in Italien ein. Honorius flüchtete aus seiner Residenz Mailand in das feste Asta am Tanarus (jetzt Asti). Schon mußte er, darin belagert, sich den Antrag einer schimpflichen Capitulation gefallen lassen, als Stilicho, der die zerstreuten abendländischen Truppen gesammelt hatte, durch die Fluten der Adda schwamm und Italien rettete. Alarich's Lager (bei Pollentia), mit diesem die zusammengeraubten Schätze Griechenlands, und Alarich's Gemahlin wurden die Beute der Sieger. Dennoch zog der gothische König auf Rom. Vergebens bot ihm Stilicho die Rückgabe seiner Schätze und seiner Gemahlin an, um ihn zum Rückzuge zu bewegen. Es kam daher zu einer zweiten Schlacht bei Verona (403), und Alarich sah sich nach einer gänzlichen Niederlage, in der er fast selbst umgekommen wäre, gezwungen, Italien zu räumen. Honorius, an seiner Seite der ruhmgekrönte Stilicho, zog (404) im Triumph in das alte Rom ein, das jubelnd seinen Kaiser empfing, und verewigte das Andenken seiner Anwesenheit in dieser Stadt durch ein Edict, welches die Fechterkämpfe bei den öffentlichen Spielen aufhob. Nach einem Aufenthalte von einigen Monaten verließ Honorius Rom, um in dem festen Ravenna sicherer zu wohnen. Zwei Jahre später brach Rhadagais, an der Spitze von 200,000 deutschen, sarmatischen und andern Kriegern, über die Alpen herein und drang bis Florenz vor. Stilicho, der sich bis dahin nur mit der Bildung eines Heeres beschäftigt hatte, ohne die Verwüstungen der Barbaren verhindern zu können, eilte mit dem kaum 40,000 Mann starken und letzten Heere des seinem Verfalle immer mehr sich nähernden Reichs herbei, schloß durch eine Kette von Verschanzungen das Heer des Rhadagais ein, versah das bedrängte Florenz mit Lebensmitteln, während die Barbaren allmälig ausgehungert wurden, und ließ endlich, in einem allgemeinen An-

griffe auf den entkräfteten Feind, das Werk des Hungers durch das Schwert vollenden. Rhadagais wurde gefangen und hingerichtet, die übrigen Gefangenen aber als Sklaven verkauft. So war Italien noch ein Mal gerettet; doch Stoß auf Stoß traf das in seinen Grundfesten längst erschütterte Reich. Der Überrest des Barbarenheeres fiel (407) in Gallien ein, und bald waren die Germanen (Vandalen und Alanen, mit Sueven vereint) Herren der 7 gallischen Provinzen und des Rheins, der damals von allen Truppen entblößt war, indem Stilicho sie zur Besiegung der Deutschen in die Felder von Florenz gerufen hatte. Zu gleicher Zeit empörte sich das römische Heer in Britannien und wollte sich selbst einen Kaiser geben; doch erst der dritte, Konstantin, ein gemeiner Soldat, wegen seines Namens von ihnen zum Herrscher gewählt, erhielt sich, nachdem seine beiden Vorfahren, Marcus und Gratian, nach wenigen Monaten ihrer Herrschaft durch Dolchstöße vom neuen Throne herabgestürzt worden waren. Konstantin landete in Boulogne, und gern unterwarf sich ihm das von Honorius verlassene, den Barbaren preisgegebene Gallien; der Gothe Sarus, beauftragt, Konstantin's Haupt nach Ravenna zu bringen, mußte sich glücklich schätzen, nach einem 7tägigen Sturme auf des gallisch-britannischen Kaisers Verschanzungen bei Vienne, sein fast aufgeriebenes Heer über die Alpen zurückzuführen, welche jetzt die Grenzscheide zwischen Honorius und Konstantin machten. Letzterer vereinigte kurz darauf (408) auch Spanien mit seinem neuen Reiche, wo er einen schwachen, bald besiegten Widerstand von Seiten der, daselbst auf reichen Besitzungen wohnenden vier Vettern des verstorbenen Kaisers Theodosius und dagegen viele Anhänglichkeit unter dem Volke fand. Während dies zwischen den Alpen und den Säulen des Hercules sich begab, entwickelten sich am Hofe zu Ravenna Begebenheiten, eine Kette von Unfällen, Schwächen und Verbrechen, in denen der Thron des Occidents unterging. Alarich, der Gothen König, hatte sich seines Gegners Stilicho Freundschaft erworben, und ward, in Folge eines Friedens- und Vereinigungsbündnisses mit Honorius, zum Oberbefehlshaber der römischen Kriegsmacht in der Präfectur von Illyrien ernannt. Stilicho hatte längst die Absicht, die morgenländische Hälfte dieser Präfectur wieder mit der occidentalischen zu vereinigen und zugleich den gefährlichen Alarich durch die Aussicht auf die Pforten von Konstantinopel entfernt von Italien zu beschäftigen. Zwar unternahm dieser auch einige Bewegungen in Thessalien und Epirus; allein von Ämona aus sandte er nach Ravenna seine Foderung, ihm eine große Rechnung gehabter Auslagen für Honorius zu bezahlen, und seine Vorschläge, ihn in den Besitz irgend einer occidentalischen Provinz, als bleibender Stätte für sein Volk, zu setzen, wofür er Konstantin demüthigen wolle. Nach den heftigsten Auftritten in dem römischen Senate drang Stilicho mit dem Antrage durch, den ungestümen Mahner jetzt mit einer Summe von 4000 Pf. Gold, als Hülfsgeld, zu beschwichtigen. Aber den geheimen Groll des Senats über diese Nachgiebigkeit, die doch nur aus Stilicho's Kenntniß von der Kraft des Gothenkönigs floß, theilte, vielleicht angereizt, auch das Heer. Honorius fing an, seinen alten Minister zu fürchten. Als man ihm nun zuflüsterte, Stilicho habe die geheime Absicht, seinen eignen Sohn Eucherius auf den Thron zu setzen, so gab er seine Einwilligung zur Hinrichtung eines Mannes, der bisher die einzige Stütze des wankenden abendländischen Throns gewesen war. Stilicho's Haupt fiel 408; ihm folgten auf gleiche Weise sein Sohn und viele seiner Freunde; auch ließ sich zugleich Honorius von seiner zweiten Gemahlin, Thermantia, der zweiten Tochter des Stilicho, scheiden. Von nun an befand sich dieser schwache Monarch in den Händen einiger Günstlinge, die nicht zu beurtheilen wußten, welchen Dienst sie dem lauernden Könige der Gothen durch Stilicho's Fall geleistet hatten. Auch rächten die, dem alten Feldherrn treu ergeben gewesenen fremden Hülfstruppen dessen Tod dadurch, daß sie, 30,000 M.

stark, unter Alarich's Fahnen traten. Noch berathschlagte man zu Ravenna darüber, was man auf Alarich's Foderungen antworten wolle, als dieser schon über die Alpen, den Po, bis Rimini vordrang, die Pässe der Apenninen eroberte, die triumphalischen milchweißen Stiere an den Ufern des Clitumnus seinen Soldaten preisgab und sich unter den Mauern von Rom (408) lagerte, welches er so eng einschloß, daß die schrecklichste Hungersnoth in demselben herrschte. Als Abgeordnete Roms, in Alarich's Lager gesandt, diesem zu erklären wagten: „daß, verweigere er eine ehrenvolle Capitulation, die ganze Bevölkerung sich auf ihn losstürzen werde", sprach er die wenigen Worte: „Je dichter das Gras, desto leichter läßt es sich mähen", und als er endlich das ungeheure Lösegeld bestimmt hatte und man ihn fragte: „Wenn du dies, o König, von uns foderst, was willst du uns denn lassen?" antwortete er kurz: „Euer Leben!" Doch gab er in einigen seiner Foderungen (s. Alarich) nach, verließ die Umgebungen Roms und nahm seine Winterquartiere in Tuscien. Bald vermehrte sich sein Heer bis über 100,000 Mann, als sein Schwager Adolf (Astaulf) mit einem Heere von Gothen und Hunnen von der Donau aus sich bis zu ihm durchgeschlagen hatte. Nach fruchtlosen Friedensunterhandlungen mit Honorius eilte Alarich, der sich des Hafens und der Stadt von Ostia bemächtigt hatte, wieder auf Rom zu, ernannte in der Person des Präfecten Attalus, mit Einwilligung des Volks und Senats, einen neuen Kaiser (409) und zog mit diesem vor Ravenna. Schon war Honorius im Begriff, sich in die Arme seines Vetters, des jungen Kaisers Theodosius zu Konstantinopel, zu werfen, als er durch die Anhänglichkeit und Klugheit seines Feldherrn Heraklian in Afrika, und die durch Geldspenden erhaltene Treue seiner Leibwache, im Vereine mit den falschen Maßregeln des Attalus, seinen Thron gerettet sah. Alarich setzte selbst den Attalus ab und schickte dessen Purpur nach Ravenna. Dagegen überfiel ihn des Honorius Feldherr Sarus, tödtete ihm viele Leute und erklärte ihn als Reichsfeind jedes Bündnisses mit seinem Kaiser für unwürdig. Sofort wandte sich Alarich wieder gegen Rom und nahm es in der Mitternacht des 24. Aug. 410, nachdem ihm von Innen durch verrätherische Sklaven ein Thor geöffnet war. Die alte Hauptstadt der Welt wurde geplündert und zum Theil verbrannt, wobei außer den Schätzen der Einw. auch viele kostbare Werke römischer und griech. Kunst ein Raub der Barbaren wurden. Nur das Heiligthum der Kirchen und ihr Eigenthum blieb auf Alarich's Befehl unangetastet. Dies geschah 1163 J. nach Erbauung der Stadt durch Romulus. Alarich verließ Rom und plünderte das südliche Italien. Hier starb er 410. Zwei Jahre darauf verließ Adolf, Alarich's Nachfolger, Italien, nach vollzogener Vermählung mit Placidia, des Honorius Schwester, beladen mit der Beute aus Rom und dessen südlichen Provinzen. Er zog nach Gallien und Spanien (412), wo er der Stifter des westgothischen Reichs wurde. Italien athmete wieder freier, Rom erhob sich prächtig aus seiner Asche, und das Reich hätte vielleicht zu neuer Kraft gelangen können, wenn sein Beherrscher, der nach Adolf's Abzug noch elf Jahre lebte, nicht selbst zu kraftlos gewesen wäre. Gallien kam zwar durch die Tapferkeit des römischen Feldherrn Konstantius, der Konstantin besiegte und dafür die Hand der Witwe des kurz zuvor ermordeten Adolf erhielt, ja sogar zum Mitregenten des Honorius ernannt wurde, wieder unter dessen Herrschaft; doch es wurde, wie Spanien, durch unaufhörliche Kämpfe im Innern zerrissen. Britannien und Afrika waren verloren, und die unseligsten Zwistigkeiten herrschten im Palaste zu Ravenna, wo Placidia, zum zweiten Male Witwe, nach des Augustus Konstantius Tode, ihre Herrschaft behaupten wollte, als Honorius nach einer 28jähr. Regierung starb (24. Aug. 423). Placidia erfuhr die Nachricht davon zu Konstantinopel, wohin sie wegen der Unruhen zu Ravenna mit ihren Kindern geflüchtet war. Unter dem Schutze ihres Neffen, des jungen Kaisers Theodosius II. vom Orient, wurde der Sohn der Placidia und des Konstantius,

Valentinian III., ein 6jähr. Kind, zum abendländischen Kaiser ausgerufen. Placidia ward zur Vormünderin erklärt, und behauptete sich als solche 25 J. lang, während welcher Zeit das abendländische Reich seinem Untergange immer näher gebracht wurde. Während Valentinian's Regierung stiftete Genserich, König der Vandalen, in dem römischen Afrika (428) das vandalische Reich. Ein zweiter Verlust für das weströmische Reich war die Abtretung des westl. Illyriens an den Orient, womit Placidia für ihren Sohn eine Gemahlin (die Tochter des Theodosius und der Athenais, Eudoxia) erkaufte (437) und zugleich dem Hofe von Byzanz die Kosten des Krieges gegen Johannes (einen ehemaligen Geheimschreiber des Honorius, der nach des Letztern Tode sich des Throns zu bemächtigen gesucht hatte) ersetzte. Hierauf kam Attila, der Hunnen König, Genserich's Bundesgenosse, und begehrte die Hand der Honoria, des Valentinian Schwester (die von Konstantinopel aus, wohin sie, wegen eines zu vertrauten Umgangs mit ihrem Kammerherrn Eugenius, verwiesen worden war, sich selbst und ihre Ansprüche auf Italien dem Hunnen hatte antragen lassen), nebst ihrem Erbtheile. Die abschlägige Antwort hierauf entschied den Krieg, welchen Attila mit einem Einfalle in Gallien begann, und der mit der gewaltigen Schlacht in den catalaunischen Feldern (bei Chalons 450) sich endigte, wo der römische Feldherr Aëtius, verbunden mit Theodorich, der Gothen König, das Heer des Attila schlug, und dessen Macht vielleicht gänzlich hätte vernichten können, wenn nicht die politische Rücksicht, in den Hunnen ein Gegengewicht gegen die mächtigen Gothen zu erhalten, den Aëtius zum Rückzuge und zur Trennung von seinen Verbündeten veranlaßt hätte. Darauf brach Attila, um seine Ansprüche auf die Prinzessin Honoria und ihr väterliches Erbe geltend zu machen, 451 in Italien ein, wo er Aquileja, Padua, Vicenza, Verona und Bergamo zerstörte. Er hatte Mailand und Pavia geplündert, als Valentinian von Rom aus durch eine Gesandtschaft um Frieden bat. Die Redegewalt des Bischofs von Rom (Leo I.), der an der Spitze der römischen Abgesandten stand, und der Eindruck, den seine Umgebungen auf den Hunnen machten, bewogen diesen, von der Eroberung Roms gegen ein Lösegeld, das den Werth des Erbtheils der Honoria betrug, abzustehen. Aus Leidenschaft zu der schönen Ildico vergaß Attila die Honoria, welche mit lebenslänglicher Einkerkerung den Einfall, Königin der Hunnen zu werden, abbüßte. Nach Attila's Tode (453) hätte Valentinian glücklich regieren können, wenn er weniger leidenschaftlich gewesen wäre. Verführt durch die Einflüsterungen des Eunuchen Heraklius, glaubte Valentinian, in dem Stolze seines Oberfeldherrn Aëtius verrätherische Absichten zu erkennen. Darum stieß er demselben, in der Hitze eines Wortstreits im Palaste zu Rom, mit eigner Hand sein Schwert in die Brust. Die Nemesis erreichte den unbesonnenen Tyrannen, als er die Gemahlin des Senators Maximus geschändet hatte; der beschimpfte Gemahl rächte sich, und Valentinian, der letzte römische Kaiser aus dem Stamme des Theodosius, fiel (15. März 455) auf dem Marsfelde, mit seinem Günstlinge Heraklius zugleich, durch die Schwerter zweier Anhänger des ermordeten Aëtius, die sich unter des Kaisers Leibwache befanden. Darauf ward der Senator und Patricier Petronius Maximus vom Senat und Volk zum Kaiser ausgerufen. Dieser vermählte seinen Sohn mit der ältesten Tochter des vorigen Kaisers, und zwang Valentinian's Witwe, Eudoxia, ihn zu heirathen. Doch schon nach drei Monaten ward er das Opfer ihres Hasses. Eudoxia rief (da ihr von Konstantinopel keine Hülfe kommen konnte) den König Genserich in Karthago zu ihrer Befreiung von einem verhaßten Gemahle herbei. Genserich landete im Hafen von Ostia, der fliehende Maximus ward in den Straßen Roms gesteinigt und in die Tiber geworfen, die Hauptstadt selbst aber, durch Leo des Großen Beredtsamkeit noch einmal von Brand und Mord gerettet, 14 Tage lang geplündert; alle Denkmäler aus der Vorzeit und alle Kostbarkeiten, die in den, seit Alarich's Einfall verflosse-

nen 45 J. wieder aufgehäuft waren, wurden ein Raub der Eroberer, die außerdem noch viele tausend Römer beiderlei Geschlechts auf ihren Schiffen nach Afrika schleppten. Während sich dieses zu Rom begab, ward in Gallien Avitus, ein Gallier, unter Valentinian Präfect von Gallien, dann von Kaiser Maximus zum Oberbefehlshaber über das Kriegsheer in Gallien ernannt, ein talentvoller und kenntnißreicher Kopf, unter dem Einflusse des westgothischen Königs Theodorich, zu Arles mit dem Diadem des abendländischen Kaiserthums geschmückt (15. Aug. 455), auch vom Hofe zu Konstantinopel, aber mit heimlichem Unwillen vom Senate und Volke zu Rom anerkannt. Das erste Jahr seiner Regierung war daher auch sein letztes. Theodorich, der als Bundesgenosse der Römer die Sueven aus Spanien verjagen wollte, behandelte dieses Land als erobertes Eigenthum. Avitus selbst machte sich durch Üppigkeit verächtlich. Daher kündigte ihm Ricimer, einer der obersten Anführer der zur Vertheidigung Italiens bestimmten fremden Truppen, der nach einem Siege über eine vandalische Flotte im Triumph zurückkehrte und vom Volke als Befreier begrüßt wurde, das Ende seiner Herrschaft an (16. Oct. 457). Avitus, vom Senate zum Tode verurtheilt, kam auf der Flucht ums Leben. Nun bestieg, nach Ricimer's Willen, Majorian, sonst Soldat unter Aëtius, den Thron (457), den er durch Tugend und Verstand zierte. Seine heilsamen Verordnungen, besonders in Ansehung der Abgaben und deren Erhebungsweise, die Erneuerung der sogenannten Stadtvertreter (**Desensores civitatum**), und seine Sittengesetze zeichnen seine Regierung in Hinsicht der innern Verwaltung aus, während er so glücklich war, den Theodorich zu schlagen, und auch über Genserich, der aufs neue Italien anfiel, Vortheile zu erringen. Nur der unverschuldete Verlust seiner Flotte (460) hielt ihn von der Vernichtung des vandalischen Reichs ab. Doch war Rom eines solchen Regenten nicht mehr würdig, und Majorian ward ein Opfer der allgemeinen Verderbniß und Charakterlosigkeit, sowie des Hasses seiner Feinde. Ricimer nahm ihm plötzlich den Purpur, und am 5. Tage darauf das Leben, während verbreitet wurde, er sei an der Ruhr gestorben (7. Aug. 461). Ein gewisser Livius Severus ward zum Kaiser ernannt, doch 465 wieder aus dem Wege geräumt. Die Regierung, sowol im Laufe dieser fünf, als auch der zwei folgenden Jahre, in denen der Thron unbesetzt blieb, war einzig in Ricimer's Händen, der es jedoch nicht wagte, den Herrschertitel selbst anzunehmen. Allein bald sah er sich genöthigt, bedrängt von den Vandalen, die Hülfe des Orients anzurufen, und der Hof von Konstantinopel schloß mit Rom unter der Bedingung ein Bündniß, daß es dem Kaiser Leo die Ernennung eines abendländischen Herrschers überlassen wolle. So ward der griech. Patricier Anthemius Kaiser des Occidents, in dessen Hauptstadt er (12. April 467) mit großem Pomp einzog. Dem Ricimer gab er seine Tochter zur Ehe, und es schienen jetzt zur Wiederbefestigung Roms viele, sonst getheilte Interessen glücklich vereinigt. Aber der Krieg gegen die Vandalen ward mit sehr abwechselndem Glücke geführt, kostete ungeheure Summen, und bald entwickelten sich Mißverständnisse zwischen Anthemius und Ricimer, welcher Letztere nach Mailand gezogen war. Durch die Vermittelung des Bischofs von Pavia, Epiphanias, ward zwar eine Versöhnung zwischen Beiden zu Stande gebracht; doch kurze Zeit darauf stand Ricimer mit einem großen Heere, durch Burgunder und Sueven verstärkt, vor Rom, ernannte den Senator Olybrius, Schwiegersohn des Valentinian, zum Kaiser (23. März 472), und eroberte Rom, welches Anthemius mit dem ihm ergebenen Volke drei Monate lang vertheidigt hatte. Anthemius ward auf seines Schwiegersohns Befehl ermordet (11. Juli), die Stadt geplündert und mit dem Blute ihrer edeln Bürger bedeckt, und Olybrius als Kaiser eingesetzt. Einen Monat darauf (20. Aug.) starb der tyrannische Gothe Ricimer, bald darauf (23. Oct.) auch der neue Kaiser, und Rom sah sich der Willkür der Barbaren, an deren Spitze jetzt ein burgundischer Fürst, Gun-

dobald, Ricimer's Neffe, als Oberbefehlshaber stand, von neuem preisgegeben. Gundobald ernannte den Glycerius, einen seiner Soldaten, zum abendländischen Kaiser, unterstützte ihn aber so wenig, daß er durch den, vom konstantinop. Hofe ernannten Julius Nepos, Neffen des Marcellin und Regenten von Dalmatien (474), verdrängt wurde und das Bisthum Salona dafür erhielt. Kurz nach seiner Thronbesteigung schloß Nepos mit den Westgothen einen Frieden, in dem er ihnen Auvergne abtrat, sah aber durch einen Aufruhr der verbündeten Barbaren, unter Anführung ihres Feldherrn Orest, sich veranlaßt, aus Ravenna nach Dalmatien zu flüchten. Fünf Jahre lebte er dort als landflüchtiger Kaiser, als er zu Salona auf Anstiften des Glycerius ermordet wurde, der vielleicht dafür das Erzbisthum von Mailand erhielt. Des Orest Sohn, Romulus Augustus, ward als Beherrscher des Occidents ausgerufen (476). Doch das Ende dieses Reichs war gekommen; die verbündeten deutschen Truppen, Heruler, Rugier u. s. w., empörten sich unter ihrem Führer Odoaker, als Orest ihre Foderung, daß sogleich ein Drittheil der Ländereien Italiens unter sie vertheilt werden sollte, zurückwies; Pavia, wo Letzterer sich vertheidigen wollte, ward von ihnen mit Sturm erobert, Orest selbst hingerichtet, Augustus dankte ab, Odoaker ward von seinem Heere zum Könige ausgerufen, und die Senatoren von Rom erklärten durch eine Gesandtschaft dem Kaiser Zeno in Konstantinopel: „daß es weder nothwendig, noch ihr Wunsch sei, daß Italien fernerhin durch eigne Kaiser regiert werde, daher sie im Namen des Volks einwilligten, wenn der Sitz des allgemeinen Reichs von Rom nach Konstantinopel verlegt würde, daß sie dem Rechte, einen eignen Herrn zu wählen, entsagten; die Republik aber wolle sich den Tugenden des Odoaker anvertrauen und bitte demüthig, der Kaiser möge ihm den Titel eines Patriciers und die Verwaltung der Diöces Italien ertheilen". So tief war Rom gesunken, daß sein Senat selbst das Dasein eines Reichs vernichtete, dessen vormalige Größe nur noch in der Erinnerung fortlebte. Kaiser Zeno gab zwar anfänglich dem Senate zu verstehen, daß der damals noch lebende Nepos in Dalmatien der rechtmäßige Beherrscher Roms sei; aber bald gefiel er sich selbst in der dargebotenen Würde eines Alleinherrschers, und ließ sich die Ehrenzeichen des weströmischen Kaisers überreichen. Der entthronte Romulus Augustus, dessen erster Name zu Konstantinopel in Momyllus, und dessen zweiter von den Römern spottweise in das Diminutivum Augustulus verwandelt worden, wurde von Odoaker mit einer jährlichen Leibrente von 6000 Goldstücken auf das Lustschloß des Lucull in Campanien verwiesen. Bald darauf (486) gründeten die Franken in Gallien ihr Reich. So waren die Barbaren, die in demselben Grade, als der alte Geist der Römer nach und nach verschwand, sich emporgehoben hatten, aus Söldnern Roms dessen Bundesgenossen, und endlich dessen Herren geworden. König Odoaker regierte Italien 14 Jahre. Da kam 491 Theodorich, König der Ostgothen, besiegte Odoaker und stiftete 493 das ostgothische Reich auf Italiens classischem Boden. Vom römischen Reiche blieb, nachdem es, von seiner Gründung durch Romulus an gerechnet, zwölf Jahrh. bestanden hatte, nichts als der Name seiner ehemaligen Hauptstadt. Aus der Geschichte des Verfalls dieses Riesenstaates ergeben sich die Ursachen seines Sinkens. Überhandnehmende Sittenlosigkeit zog den Verlust aller moralischen Kraft nach sich, und man kann wol behaupten, daß seit Honorius's Thronbesteigung bis zu des Reichs gänzlichem Untergange dasselbe sich in einem unaufhörlichen Todeskampfe befand. Das seit Diokletian (284) angenommene System der Theilung des Reichs, die Theodosius vollendete, ward der nächste Grund zu seiner politischen Ohnmacht und endlichen Vernichtung, welche bei jener, selbst durch die Verbreitung der christlichen Religion nicht abzuwendenden, moralischen Schwäche durch nichts mehr aufgehalten werden konnte, während die nach und nach steigende Civilisation der eingedrungenen fremden Völkerschaften diesen ein niederdrückendes Übergewicht verlieh. Eine neue

Ordnung der Dinge trat ein; das von den Ostgothen, Franken und Longobarden mitgebrachte Lehnssystem änderte alle Verhältnisse eines Staates, der Jahrhunderte lang seinen Stolz in der republikanischen Verfassung gefunden hatte; und der neuentstandene Geist jener Zeit übte seine unwiderstehliche Gewalt vorzüglich auch in dem Untergange der römischen Volkssprache, an deren Stelle allmälig die italienische, französische, spanische und englische Sprache trat.

Occupation, Bemächtigung, Besitzergreifung, Besitznahme, ist diejenige Handlung, wodurch Jemand eine herrenlose Sache (**rem nullius**) zu der seinigen macht. Da durch das Gesetz im Staate und die ihm gleichgeltende Gewohnheit gewisse Dinge als herrenlos bestimmt sind, so ist kein Zweifel, daß dieselben durch Bemächtigung in das Eigenthum des Bemächtigenden übergehen (**res nullius cedit primo occupanti**). Ob und inwiefern aber auch überhaupt und vor allen Bestimmungen der bürgerlichen Gesellschaft die Occupation das Eigenthumsrecht begründe, darüber sind von jeher die Meinungen sehr verschieden gewesen. (S. Eigenthum.) Die gewöhnlichste ist die: jeder Mensch besitzt ein ursprüngliches Recht, sich solche Sachen anzueignen, welche weder zu dem ursprünglichen, noch erworbenen Eigenthume eines Andern gehören. Vermöge dieses Rechts gehöre eine solche Sache dem ersten Bemächtigenden und die **occupatio** sei daher ursprüngliche Erwerbsart (**modus acquirendi originarius**) des Eigenthums. In Rücksicht des Gegenstandes unterschied man dann eine unmittelbare oder eigentliche Bemächtigung (**occupatio primaria seu principalis**), durch welche unmittelbar von einer Sache Besitz genommen wird (und man erfoderte dazu eine wirklich herrenlose Sache, die in das Verhältniß des Eigenthums gebracht werden kann, eine allgemein erkennbare Willenserklärung, die Sache als eigne besitzen zu wollen, und eine Bezeichnung der Sache), ferner eine mittelbare (**occupatio accessoria** oder **accessio**), welche durch Verbindung einer Sache mit bereits erworbenem Eigenthume geschehe. Die durch Accession zu occupirende Sache (**accessorium**, Zuwachs) besteht entweder in einer neuen Form, dann heißt sie auch Formgebung (**specificatio**) oder Materie, und geschieht durch Natur (**accessio naturalis**) oder Kunst (**accessio industrialis**), und im ersten Falle zufällig (**accessio fortuita casualis**), oder durch Wirkung der Hauptsache (**accessio productiva**). Jedoch bewirkt nicht jede Accession das Eigenthum, sondern nur die, welche ein Zeichen der unmittelbaren Occupation, oder als Ausfluß eines schon zustehenden Eigenthums- und Nutzungsrechtes angesehen werden kann. In dieser Rücksicht sagt auch das römische Recht, die Nebensache richtet sich nach der Hauptsache (**accessorium sequitur suum principale**).

Ocean (griech., s. Oceanus), das große Weltmeer, das die Erde umgibt, und nach den verschiedenen Ländern, deren Küsten es berührt, verschiedene Namen erhält. (Vgl. Meer.)

Oceaniden (Okeaniden), die 3000 Töchter des Oceanus und der Tethys. Man verstand darunter, wie aus den Orphischen Hymnen erhellt, des Oceanus ganze weibliche Nachkommenschaft, d. h. alle Göttinnen der unterirdischen, aus dem Weltstrome Oceanus abgeleiteten Brunnen- und Wasseradern; nur unterscheidet man davon die Nereiden, als Nymphen des innern Mittelmeers, obgleich sie auch von der Oceanide Doris abstammen und daher vom Antipater von Sidon ebenfalls des Oceanus Töchter genannt werden.

Oceanus (Okeanos), der älteste der Titanen, dessen Geburt sich an die Entstehung des Meers (Pontos) anschließt. Später als Pontos geb., umströmte er die Erdscheibe, und hinter ihm senkte sich nach allen Seiten der Himmelsbogen auf die Erde herab. Daher konnte Oceanus ein Sohn der Gäa und des Uranus heißen. Er erzeugte mit Tethys die Flüsse und das heilige Töchtergeschlecht der Oceaniden. Nach einem andern Systeme (vgl. Homer's Il., XIV, 201, 246) ist er Vater aller Götter und Menschen. Allenthalben erscheint er als ein friedlicher

Gott; er nahm keinen Theil an der Entmannung des Kronos, auch ward er nicht mit den Titanen in den Tartarus verstoßen. Seiner umsichtigen Gelassenheit wegen gab man ihm die Metis (die Klugheit) zur Tochter.

Ocher oder Ocker heißen verschiedene abfärbende Metalloxyde, besonders wenn sie sich in der Natur finden. So hat man Eisenocher, Antimonocher, Wismuthocher u. s. w. Vorzugsweise versteht man unter Ocher den als Farbe gebrauchten Eisenocher, er mag künstlich oder natürlich sein. Seine Farbe fällt verschiedentlich ins Gelbe, Rothe und Braune.

Ochlokratie, diejenige Ausartung der Demokratie, in welcher nicht die gesammte Bürgerschaft, sondern der Pöbel die Herrschaft führt.

Öcolampadius (Johann), aus einem Schweizergeschlechte, geb. 1482 zu Weinsberg in Schwaben, übersetzte s. eigentlichen Namen Hausschein nach damaliger Sitte durch Öcolampadius ins Griechische. Früh kam er auf die Schule nach Heilbronn und in s. 12. Jahre auf die Universität Heidelberg. Von hier schickte ihn sein Vater nach Bologna, um die Rechte zu studiren. Er ging aber bald nach Heidelberg, um sich der Theologie zu widmen, wurde am kurpfälzischen Hofe Prinzenhofmeister und trat dann eine von s. Ältern gestiftete Predigerstelle an. Da er aber hier die Lücken in seinen Kenntnissen wahrnahm, reiste er nach Tübingen und von da nach Stuttgart zu Reuchlin, wo er Griechisch, und später von einem Spanier Hebräisch erlernte. Bald brachte er es so weit, daß er eine griech. Grammatik herausgab. Darauf kehrte er nach Weinsberg als Prediger zurück, trat mit vielem Ernste auf und eiferte in s. Schrift: „De risu paschali" (Über das Osterlachen), gegen die Späße der Prediger auf der Kanzel zur Osterzeit. Durch s. Freundes Capito Empfehlung ward er 1515 als Prediger nach Basel berufen, wo er Erasmus kennen lernte, Doctor ward und mit demselben gemeinschaftlich Anmerkungen über das N. T. schrieb. 1516 nahm er einen Ruf als Prediger nach Augsburg an. Hier entschloß er sich, in das benachbarte Brigittenkloster Altenmünster zu treten. Aber Luther's Schriften weckten freiere Ansichten in ihm auf. Nachdem er noch nicht 2 Jahre im Kloster gewesen war, begab er sich auf das Schloß Ebernburg zu Franz von Sickingen, wo er Schloßprediger wurde. 1523 ward er Prof. der Theologie und Pastor substitutus zu Basel. Mehre angesehene Personen, wie Cochläus, suchten ihn vergeblich von der Reformation abzuziehen. Er verfocht sie in mehren theologischen Disputationen und Religionsgesprächen, besonders zu Basel und Bern, und führte sie in Basel (1527 und 1528) ein. Musterhaft war sein Betragen in den Abendmahlsstreitigkeiten. Er zeigte in s. Schrift: „De genuina verborum Domini, hoc est corpus meum, interpretatione", eine seltene Mäßigung und erklärte den Leib für Symbol des Leibes, nahm also nur einen geistigen Genuß des Abendmahls an. Die Vertheidiger der körperlichen Gegenwart des Leibes griffen ihn darüber heftig an und belegten ihn und s. Anhänger mit dem Schimpfnamen Sacramentirer. Öcolampadius antwortete mit Ruhe und Würde und zeigte sich bis an s. Tod, der, durch den Tod seines Freundes Zwingli herbeigeführt, 1531 zu Basel erfolgte, als einen friedliebenden, edeln und gelehrten Mann. Seine Lebensgeschichte hat Sal. Heß geschrieben (Zürich 1793).

Octaëder, in der Geometrie ein regulairer Körper, dessen Oberfläche acht gleichseitige Dreiecke bildet.

Octant, ein astronom. Instrument, das aus dem 8., in Grade u. s. w. eingetheilten Theile eines Kreises besteht, und zur Berechnung der Sternweiten dient, jetzt aber wenig gebraucht wird.

Octave, im diatonischen Tonsysteme der achte Ton von einem angenommenen Grundtone. Sie gehört zu den vollkommen consonirenden Intervallen, sodaß, wenn sie mit dem Grundtone zugleich angegeben wird, das Ohr fast nur

Einen Klang vernimmt, und kaum im Stande ist, einen von dem andern zu unterscheiden. Ebendeßhalb muß auch die Octave in unserm Tonsysteme eine vollkommene Reinheit besitzen, während alle andere Intervalle etwas über oder unter sich schweben dürfen. Die obere Octave, d. h. den nach oben gelegenen achten Ton vom Grundtone, erhält man, wenn die Saite, welche eben diesen Grundton angibt, nur die Hälfte kürzer, die untere Octave, wenn eben diese Saite noch einmal so lang gemacht wird. Die Saite, welche die obere Octave einer andern angibt, macht zwei Schwingungen, während die Saite des Grundtons nur eine macht. Also kommt auf der achten diatonischen Saite der Ton der ersten oder untersten noch einmal so hoch wieder. Ebenso wiederholt die 9. Saite den zweiten Ton oder die Sekunde, die 10. Saite den dritten Ton oder die Terzie u. s. f. Nach der Einrichtung unsers neuern, d. h. diatonischen Tonsystems, ist die Octave daher die Grenze, innerhalb welcher alle sieben wesentlich von einander verschiedene Töne enthalten sind; und alle Töne außerhalb der Grenze einer Octave sind nichts Andres als Wiederholungen der bereits in dem Umfange der Octave enthaltenen Töne in einer vermehrten oder verminderten Größe. Man nennt daher Octave auch den ganzen Inbegriff der Töne des diatonischen Systems, welche eine Octave umschließt. (S. Tabulatur.) Die Zahl der obern und niedern Octaven, oder wie viele Octaven von verschiedener Höhe vornehmlich zu unterscheiden sind, läßt sich bei der immer wachsenden Ausdehnung der Instrumente, namentlich der Saiteninstrumente und vorzüglich des Fortepiano, das seit kurzem um eine ganze Octave vermehrt worden ist, nicht fest bestimmen. Die Octave, als Intervall betrachtet, hat vor allen Intervallen den wenigsten harmonischen Reiz. Deßwegen sagen die Tonsetzer, die Octave klinge leer, und verbieten, wo nur Eine Hauptstimme ist, in Octaven fortzuschreiten, außer im Anfange oder bei einem Schlusse. Hingegen thut auch eine Reihe auf einander folgender Octaven, wenn eine Melodie dadurch hervorgehoben werden soll, sehr gute Wirkung. Falsche oder verbotene Octaven sind daher im mehrstimmigen Tonsatze Fortschreitungen zweier Stimmen in gerader Bewegung durch Octaven, welche durch ihre Leerheit das Ohr beleidigen. Warum in einem mehrstimmigen Satze solche Octavgänge verboten sind, läßt sich daraus genügend erklären, weil sobald zwei Stimmen in Octaven fortschreiten, keine Verschiedenheit dieser Stimmen mehr vorhanden ist, und z. B. der vierstimmige Satz zu einem dreistimmigen werden würde. Es gibt aber auch sogenannte verdeckte Octaven, d. i. solche, die nur dann erst zum Vorscheine kommen, wenn der Intervallraum zweier, in gerader Bewegung in Octaven fortschreitenden Stimmen noch mit unwesentlichen Noten ausgefüllt wird. Von diesen werden in dem zweistimmigen Satze oder in den beiden äußersten Stimmen des drei- und vierstimmigen Satzes nur diejenigen als fehlerfrei angesehen, bei welchen die Oberstimme eine Sekunde, die Grundstimme aber eine Quarte oder Quinte steigt oder fällt. Der Gebrauch der übrigen ist nur unter den Mittelstimmen oder unter einer äußersten und einer Mittelstimme erlaubt. Octave heißt auch bei der Orgel dasjenige offene Flötenwerk, welches nur ein oder zwei Octaven höher steht als das Prinzipal.

Octave, in der römischen Kirche, diejenigen religiösen Gebräuche, welche acht Tage hindurch dauern und sich auf ein Hauptfest in derselben beziehen, Osteroctave.

Octavia, Tochter des C. Octavius und der Attia, und Schwester des Kaisers Augustus. Alle Schriftsteller loben die Schönheit und den edeln Charakter dieser berühmten Römerin. Nach dem Tode ihres ersten Gemahls, M. Marcellus, vermählte sie sich mit dem Triumvir M. Antonius, um dadurch die Freundschaft zwischen ihm und ihrem Bruder noch mehr zu befestigen. Aber Antonius war nicht fähig, ihre Eigenschaften zu würdigen, und zog die buhlerischen

Reize der Kleopatra der sittsamen Schönheit seiner Gattin vor. Sie war nach ihrer Vermählung ihrem Gemahle nach Athen gefolgt, wo sie den Winter (39 v. Ch.) mit ihm verlebte, ohne an den üppigen Vergnügungen, denen dieser sich überließ, Geschmack zu finden. Ohne ihre vermittelnde Dazwischenkunft wäre schon damals der Bürgerkrieg zwischen Octavius und Antonius ausgebrochen; sie aber besänftigte zunächst durch die dringendsten Bitten ihren Gemahl, der über das Mißtrauen ihres Bruders gegen ihn erzürnt war, und begab sich dann, die Beschwerlichkeit der Reise trotz ihrer Schwangerschaft nicht achtend, mit seiner Bewilligung von Griechenland nach Rom, und bewog ihren Bruder, in eine Unterredung mit Antonius zu willigen und sich mit ihm auszusöhnen. Als Antonius in den Krieg gegen die Parther ziehen wollte, begleitete sie ihn bis Korcyra, und kehrte dann auf seinen Befehl nach Italien zurück, um bei ihrem Bruder zu bleiben. Neue Mißverständnisse entstanden zwischen Antonius und Octavius. Um einen Vorwand zum Bruche zu erhalten, befahl Octavius seiner Schwester, sich zu ihrem Gemahl zu begeben, in der Erwartung, daß dieser sie zurückweisen werde. Wirklich geschah dies. Antonius vergnügte sich mit der Kleopatra zu Leukopolis, als Briefe der Octavia aus Athen ihm meldeten, daß sie mit Geschenken und Truppen nächstens bei ihm sein werde. Dieser Besuch war der Kleopatra so unwillkommen, daß sie nicht eher abließ, bis Antonius seiner Gemahlin den Befehl zur Rückkehr schickte. Auch jetzt trat sie nochmals vermittelnd zwischen beide Nebenbuhler. Octavius befahl ihr, das Haus eines Gemahls zu verlassen, der ihr so verächtlich begegnet sei; sie aber bat ihn im Gefühle ihrer Pflichten, als Gattin und Römerin, sich ihrer nicht gegen einen erzürnten Gemahl anzunehmen and die Wohlfahrt der Welt und zweier ihr so theuern Personen nicht eines Weibes wegen durch die Gräuel des Kriegs zu stören. Octavius erfüllte ihren Wunsch: sie blieb in dem Hause des Antonius und beschäftigte sich gleich sorgfältig und zärtlich mit der Erziehung der Kinder, welche derselbe mit ihr und seiner ersten Gemahlin Fulvia gezeugt hatte. Dieses edle Betragen der Octavia regte den Unwillen der Römer gegen den Antonius noch mehr auf. Endlich verstieß sie ihr Gemahl, und befahl ihr, sein Haus zu verlassen. Sie gehorchte, ohne sich zu beklagen, und nahm alle seine Kinder, mit Ausnahme des ältesten Sohns, Antillus, der sich bei dem Vater befand, mit sich. Bald war sie Zeugin des ausbrechenden Bürgerkriegs. Sie starb im J. Roms 742 (12 J. v. Chr.); Augustus hielt ihr die Leichenrede, lehnte aber die Ehrenbezeigungen ab, welche der Senat ihr zuerkannt hatte.

Octavius oder **Octavianus**, s. **Augustus**.

Octroi oder **Octroy**, ein altes franz. Wort aus der Kanzleisprache (von **auctoritas**), eine Bewilligung, Verstattung einer Freiheit von Seiten der Regierung; es wird besonders von Handelsprivilegien gebraucht, die einer Person oder Gesellschaft ertheilt werden. Daher heißen **octroirte Handelscompagnien** solche, denen das ausschließende Recht, einen gewissen Handel zu treiben, durch ein Privilegium bestätigt worden ist, wie z. B. die ostindische Compagnie in England u. a. Im ähnlichen Sinne spricht man von **octroirten Verfassungen**, im Gegensatze derjenigen, die nicht wie diese einseitig von dem Fürsten gegeben wurden, sondern auf Vertrag zwischen ihm und den Volksvertretern beruhen. In Frankreich heißt **Octroi** eine an den Thoren einiger Städte von Lebensmitteln zu zahlende Abgabe. Auch hieß die 1804 über das Rheinzollwesen geschlossene Übereinkunft **Rheinschifffahrts-Octroi** (s. d.).

Ocularglas, in einem Fernrohre dasjenige Glas, welches dem Auge zugekehrt ist.

Oculiren (Ängeln), das Verfahren des Gärtners, nach welchem er das mit Sorgfalt ausgeschnittene Auge eines Baums oder Strauchs in die aufgeschlitzte Rinde eines andern so einsetzt, daß es fortwachsen kann. Der Zweck die-

ses Verfahrens ist die Veredlung des wilden Stammes, der, wenn man ihm alle seine wilden Äste und Zweige nahm, aus dem eingesetzten Auge fortwächst und mit dem Baume, von welchem das Auge genommen worden, gleiche Früchte trägt. Das Oculiren kann vorgenommen werden, so lange sich die Rinde von den Zweigen löst; jedoch nimmt man es am liebsten im Frühlinge oder Herbste vor. Wenn man im Frühlinge oculirt, so treibt das eingesetzte Auge noch in demselben Jahre einen Zweig; das im Herbste eingesetzte aber schläft bis zum folg. Frühlinge. Die Herbstoculation kann bis zum Ende Augusts geschehen. Die Augen nimmt man allemal von den zuletzt getriebenen Zweigen, welche abgeschnitten werden, ehe sich die Knospen öffnen. Will man dann die Oculation nicht sogleich vornehmen, so schneidet man die Blätter des Zweigs bis über die Hälfte ab und steckt ihn einige Zoll tief in frische Erde oder ins Wasser. Das Auge wird von einem Stückchen der umgebenden Rinde abgelöset, und zwar etwas größer, als man den Schnitt in den zu oculirenden Zweig oder Stamm machen will. Je mehr Rinde man mit dem Auge vereinigt läßt, desto sicherer wächst es. Bevor man das Auge einsetzt, muß man jedoch untersuchen, ob an dem Auge auch der Keim befindlich ist, denn ohne diesen wächst es nicht. Ein durchsichtiges Loch auf der Rinde des Auges ist das Zeichen, daß der Keim nicht daran befindlich, sondern am Holze des Zweiges sitzen geblieben ist. In der Rinde des zu oculirenden Stammes wird ein gabelförmiger Einschnitt gemacht; man hebt dabei die Rinde so weit auf, als nöthig ist, und schiebt das Auge so ein, daß es zwischen dem Einschnitte hervorsteht, bewickelt es mit Bast, und schneidet bei der Frühlingsoculation den Stamm etwa anderthalb Zoll über dem eingesetzten Auge ab, bei der Herbstoculation aber erst im Frühlinge, wenn man sieht, daß das Auge noch Leben hat und gedeihen will. Sobald das Auge angewachsen ist, öffnet man den Verband. Eine eigne Art des Oculirens ist die, wenn man eine ganze abgestreifte Röhre von der Rinde des Oculirzweigs, woran mehre Augen befindlich sind, auf einen gleich starken, seiner Rinde beraubten, wilden Stamm zieht. Die Oculation nichtholziger Gewächse gelingt nur selten.

Oczakow (Otschakow), von den Türken Dzain Krimenda genannt, Stadt im russischen Gouvernement Cherson, mit 80 Häusern und einem kleinen Handelshafen, am Einflusse des Dnepr ins schwarze Meer, war unter der türkischen Herrschaft eine bedeutende Festung und hatte außerdem eine Citadelle mit 25 Fuß hohen Wällen. O. ward 1737 von den Russen, die bei dem Sturm 18,000 M. verloren, genommen. Die Türken machten in demselben J. mit 70,000 M. einen Versuch, es wieder zu nehmen, mußten sich aber mit einem Verluste von 20,000 M. zurückziehen. 1738 verließen es die Russen, nachdem sie die Festungswerke niedergerissen hatten. Die Türken befestigten es 1743 aufs neue und blieben im Besitz bis zum 17. Dec. 1788. Damals wurde O. nach einer langen Belagerung von den Russen unter Suwaroff gestürmt und die Festung zerstört. Im Frieden 1791 trat die Pforte den ganz verödeten Platz ab. Die umliegende Gegend ist meist holzlose Steppe. In der Nähe an der Bugmündung die Trümmer der alten milesischen Colonie Olbia.

Odalike, Name der Weiber des Großsultans, die weder durch die Geburt eines Sohnes zu der Auszeichnung einer Asseki, noch durch größere Begünstigung zum Range einer Sultanin gelangt sind, und dem Herrn des Harems zum ausschließlichen Genusse bestimmt, bewacht von den innern und äußern Gartenwachen, den Bostandschis und Verschnittenen, rasch wie die Blumen der Gärten von Konstantinopel verwelken. Durch die Vergleichung morgenländischer Dichter mit Tulpen und Hyacinthen, mit Rosen und Cypressen, sind diese unglücklichen Sklavinnen den Europäern mehr angepriesen als ihre Schönheit verdient. Noch ist das große oder Winter-Harem von keinem europäischen Reisenden beschrieben.

Es ist das unzugängliche Heiligthum der großherrlichen Lust. Das kleine, oder das Frühlings- und Herbstharem sind von Pouqueville und Clarke theilweise, in seiner vollen Ausdehnung von J. v. Hammer beschrieben. Tavernier konnte bloß nach dem Hörensagen von dem Aufenthalte dieser schönen Gefangenen eine Beschreibung geben, da selbst Lady Montague sicher nur auf der Meeresseite in den Harem gelassen ward, oder wenn sie wirklich das Innere betrat, wol nur den Harem einer an einen Großen vermählten Sultanin berührte. Ärzte haben bis jetzt bei außerordentlichen Gelegenheiten unter allen Europäern allein die innern Kammern gesehen. Franz. und ital. Dichter haben den Namen Odaliske nach ihrer Weise dem Reim zu Gefallen geändert und die Vorstellung von ihrem alle Sinne befangenden Zauber in Aufnahme gebracht. So ists gekommen, daß man diese von der Welt gesonderten Sklavinnen als Gegenstände des höchsten Reizes dargestellt hat, da ihnen doch im besten Falle nur bevorsteht, nach dem Antritte eines neuen Sultans als ausgediente Günstlinginnen nach Eski Serai, dem alten Serai, zu wandern und in demselben, von Verschnittenen bewacht, die alte Zeit lebenslang zu beweinen. *) 19.

Ode, ein Gedicht der reinlyrischen Gattung oder derjenigen Classe der lyrischen Gedichte, welche das innere Leben des Dichters, wie es sich in einzelnen Zuständen des bewegten Gefühls verkündet, am unmittelbarsten und reinsten, d. h. in seiner unmittelbaren Äußerung in der Gegenwart, ausdrücken. (S. Lyrik.) Die Griechen nannten jedes lyrische Gedicht, welches sich vorzüglich zum Gesange eignete, mithin vorzüglich das reinlyrische Gedicht, entgegengesetzt dem elegischen oder der Elegie, eine Ode (ᾠδή), d. i. Gesang, Lied, und umfaßten darunter auch das Lied, welches die Neuern von der Ode abgesondert haben. Wir kennen die griech. Oden durch die Chorgesänge der griech. Dramen, durch Pindar's heroische Oden, welche die Sieger in den geheiligten Nationalspielen und Kämpfen als Söhne der Götter preisen, durch die wenigen Überreste der Liebesgesänge der Sappho, des Alcäus u. A., durch die Anakreontischen Gesänge, durch die Skolien, und durch die Nachahmungen der Römer, besonders im Horaz. Weder der Gegenstand, noch der Grad des Gefühls und der Erhebung schloß ein reinlyrisches Gedicht von diesem Namen aus. Auch die Hymnen oder Lobgesänge der Götter (die Homerischen Hymnen gehören jedoch nicht hierher, denn sie sind epischer Art), die nach den gepriesenen Gottheiten selbst verschiedene Benennungen erhielten, z. B. die Dithyramben (nach der ursprünglichen Bedeutung Hymnen auf Bacchus) konnten dazu gerechnet werden. Die Oden der Alten unterscheiden sich von den lyrischen Gedichten der Neuern dadurch, daß sie, gemäß dem herrschenden Charakter des Alterthums (s. Antik), das Gefühl mehr durch die Gegenstände selbst schildern. Denn das Plastische oder die Gestaltung des Innern zur äußern Anschauung ist ein Hauptzug der griech. Kunst; in einer bewegten Reihe klarer Bilder, in mannigfaltigen, kunstvoll verschlungenen Rhythmen sprach sich bedeutsam das Gefühl des Dichters aus. In neuern Zeiten hat man die Ode von dem Liede getrennt, sodaß man die Ode als diejenige Art der lyrischen Poesie betrachtet, welche die tiefern Bewegungen des Gemüths und den Wechsel starker, erhabener Gefühle der Lust und Unlust mit hohem Schwunge der Begeisterung verkündet. Ihre Gegenstände sind die erhabensten, von deren Größe und Macht durchdrungen der Sänger zu erliegen scheint; aber er richtet sich auf im Gefühle seiner Kraft, und sie heben ihn himmelan. Hier offenbart sich der ganze Reichthum des

*) Girodet's berühmtes Gemälde, **Odalisque**, drückt die Mischung von Empfindung aus, die ein noch unschuldiges, schamhaftes, orientalisches Weib erfüllt, wenn es vor Dem erscheint, der Alles wagen darf. (Lithographirt von Aubryle Comte, Paris 1825.) Das Wort kommt her von Oda, der Zimmerabtheilung im Serail, welche diese fürstl. Maitressen bewohnen.

Gefühls, die kühnſte Kraft, das innerſte Leben; das Ideal wird im Gefühl ergriffen und durch die von demſelben aufgeregte Phantaſie angeſchaut. Damit hängt zuſammen die höchſte Mannigfaltigkeit und Lebendigkeit rhythmiſcher Bewegungen, welche ſich durch kunſtvolle Bildung und Verſchlingung der Strophen kund thut, ferner der freieſte Gedankenſchwung, die Wahl der kühnſten Bilder und Sprachwendungen; denn wie das Innere eines Kunſtwerks, ſo muß auch das Äußere beſchaffen ſein. Das Lied dagegen nennen die Neuern dasjenige lyriſche Gedicht, welches in einem kunſtloſern und einfachern Tone den ſanftern Erguß des Herzens, oder das unvermiſchte Gefühl ausſpricht. Es ſind alſo auch hier nicht ſowol die Gegenſtände, als vielmehr die Grade des Gefühls und ſeine Steigerung, welche das Lied von der Ode unterſcheiden. Noch müſſen wir einer dritten Bedeutung des Ausdrucks Ode gedenken, welcher von der erſten abgeleitet iſt. Die Beibehaltung und der Gebrauch der von den Alten erfundenen reimloſen, lyriſchen Strophen (z. B. der alcäiſchen Strophe, des ſapphiſchen Versmaßes ꝛc.) hat bei uns allen lyriſchen Gedichten, welche in dieſen, ehemals für die Oden beſtimmten oder ähnlichen Versmaßen gedichtet werden, den Namen Ode gegeben. Daher kommt es nun, daß viele lyriſche Gedichte der Alten, z. B. Gedichte des Anakreon, und viele des Horaz, ja ſelbſt viele von Klopſtock und andern deutſchen Dichtern ſchon wegen dieſer Versmaße, oder in jener ältern und weitern Bedeutung, Oden genannt werden, die wir in Hinſicht ihres Charakters Lieder nennen würden. Ebenſo hat auch die Benennung Lied von den, für daſſelbe in neuerer Zeit beliebten und gangbaren Reimformen eine abgeleitete Bedeutung erhalten. Lieder nämlich heißen uns gewöhnlich ſingbare lyriſche Gedichte, da wir im Gegentheile die (reimloſe) Ode ſelten und nur ausnahmsweiſe mit Muſik begleiten und zu ſingen pflegen. Wir nennen daher in letzterer Beziehung (d. h. in Hinſicht auf die äußere Form) manches Gedicht ein Lied, was hinſichtlich ſeines Tons Ode in der neuern Bedeutung zu nennen ſein würde; z. B. Luther's Lied: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott", und viele Kirchenlieder von Klopſtock, Cramer u. A. Im Grunde laſſen ſich die Grenzen zwiſchen Ode und Lied nicht immer genau feſthalten, und überall gibt es Übergänge, da die Grade des Gefühls ſelbſt wechſelnd und unbeſtimmbar ſind. Indeſſen bedürfen wir, um das weite Gebiet der lyriſchen Poeſie einigermaßen zu überſehen, dergleichen Claſſenabtheilungen und Namen, durch welche, wie bei jeder Claſſificirung, die möglichen Übergänge nicht geleugnet und aufgehoben werden. Aus dem Begriffe der Ode im eigentlichen Sinne oder in der zweiten Bedeutung ergeben ſich folgende Eigenthümlichkeiten derſelben. Im Zuſtande des bewegteſten Gefühls wird die dem Gefühle verwandte Phantaſie mächtig angeregt; dieſes beſtimmt die Art, Folge und Verbindung der Gedanken. In dieſem Zuſtande ergreift der Dichter die Gedanken, die ſeinem Gefühle als Urſachen oder Wirkungen, Veranlaſſungen oder Zeichen zunächſt verwandt ſind und ihn am meiſten anziehen; das wechſelnde Gefühl aber verſtattet nicht eine planmäßige Folge der Bilder, durch welche der ruhige Erzähler ſeine Begebenheit der Einbildungskraft des Leſers und Hörers vorführt, die Gegenſtände ſchildern ſich vielmehr in dem Eindrucke auf das Gemüth des Dichters ab. Das Gefühl iſt alſo das Beſtimmende in der Ode, wie in der reinlyriſchen Poeſie überhaupt, und der Zuſammenhang iſt nur nach der Einheit des dem Gedichte zum Grunde liegenden poetiſchen Gemüthszuſtandes und nach der Übereinſtimmung alles Einzelnen mit demſelben zu beurtheilen. Die poetiſche Begeiſterung tritt am meiſten in der Ode hervor, und wird daher auch am meiſten in ihr vermißt. Letzteres iſt der Fall, wo der Eindruck entweder ins Schwülſtige, Überſpannte und Gezierte fällt, oder wo er zu dem Gewöhnlichen, Matten und Gemeinen herabſinkt. Ein bewegtes Gefühl erfodert große Gegenſtände und Gedanken. Wo dieſe nicht vorhanden ſind, wird der pathetiſche Ausdruck lächerlich. Schwulſt, Übertreibung

und Überspannung zeigen das fruchtlose Bestreben des Dichters, sie zu vergrößern. Wo aber die Gegenstände erhaben sind, und das Gefühl des Dichters nicht mit ihnen gleichen Schritt hält, sodaß der Ausdruck unedel und ohne idealische Erhebung ist, da fällt das Unvermögen des Dichters noch deutlicher ins Auge. Daher läßt sich auch durch Nachahmung äußerer Formen und durch die bloße Vernachlässigung eines planmäßigen Gedankenzusammenhangs Das nicht hervorbringen, was man oft die lyrische Unordnung fälschlich genannt hat; denn es ist an sich nichts Negatives, sondern vielmehr der tiefer verborgene Gefühlszusammenhang, welcher ohne Tiefe des Gefühls nicht hervorgebracht und durch äußere Nachahmung nicht erworben werden kann. Der Ode Flug, sagt Schreiber mit Recht, ist kühn und rasch, aber nur dem blinden Auge regellos, welches die schwindelnde Bahn der Begeisterung nicht zu verfolgen vermag. Die sogenannten lyrischen Sprünge sind nichts weniger als „disjecta membra poetae". Die Ode darf aber auch nicht als ein Werk der kalten Berechnung und künstlicher Zusammensetzung erscheinen, auch der Dichter muß nicht scheinen, als wolle er seinem Gegenstande erst ein höheres Interesse abgewinnen und suche sich für denselben zu begeistern; wir müssen vielmehr in jeder echten Ode sehen, wie der Dichter von seinem Gegenstande wirklich begeistert wird. Das Gefühl entwickle sich vor dem Leser oder Hörer, steige nicht allmälig, wie im Liede, sondern rasch und feurig bis zu einem hohen Grade, und laufe voll kräftiger Übergänge in die verwandten Empfindungen, durch welche zugleich die verschiedenen Seiten des besungenen Gegenstandes hervortreten, harmonisch in sich selbst zurück. Da aber das starkbewegte Gefühl nur eine flüchtige Dauer hat, so ist Kürze, Fülle und Gedrungenheit sowol im Ganzen als in dem einzelnen Ausdrucke ein Haupterforderniß der Ode, wenn sie nicht ermatten und abspannen soll. Weitschweifigkeit ist ihrem Charakter ganz zuwider. Daß daher auch jene Deutlichkeit des Gedankenzusammenhangs und jene Klarheit und Ausführung der Bilder nicht stattfinden könne, welche in andern, selbst lyrischen Gedichten verlangt wird, liegt am Tage. Darum ist aber Dunkelheit der Rede kein Erforderniß der Ode, welches der Dichter bezwecken müßte. Auch gibt es einen Grad des Affects, welcher die Besonnenheit und Herrschaft des Geistes ganz aufhebt, welche jede poetische Darstellung, ja die Bildung jedes Kunstwerks fodert; bei einem solchen Grade des Gefühls wird eine Dunkelheit erzeugt, die allem wahren Kunstgenusse widerspricht und die Vollendung der poetischen Form unmöglich macht. Was aber die Bilder in der Ode betrifft, so ist z. B. das Gleichniß wegen der ruhigen Überlegung, welche die Ausführung desselben verlangt, ihrem Charakter in eben dem Maße widersprechend, als die Metapher und jedes flüchtige, aber starke, neue und überraschende Bild demselben vorzüglich entsprechend ist. Bouterwek setzt die Ode dem Liede, wie Idealpoesie der Naturpoesie gegenüber. „Eine Ode", sagt er, „ist durchaus kein populaires Gedicht. Kühne, in das Innerste der Natur und des Geistes eingreifende Gedanken geben der Ode den höchsten lyrischen Schwung, wenn diese Gedanken, wie Anschauungen ihre Wahrheit unmittelbar in sich selbst tragen". Obgleich nun die Ode überall die höhere geistige Bildung eines Volks und eine Masse verbreiteter Ideen voraussetzt, so möchten wir doch keineswegs die Anspielung auf Kenntnisse, deren Inbegriff Gelehrsamkeit heißt, zu den Vorzügen der Ode rechnen, weil dadurch die poetische Selbständigkeit des Gedichts unfehlbar leidet. Man hat die Ode nach den verschiedenen Gegenständen derselben verschieden eingetheilt. Der höchste Gegenstand ist die Gottheit, und was als Bild derselben angesehen, oder mit religiöser Erhebung gefeiert wird. Die höchste Gattung der Ode in dieser Beziehung ist die der religiösen Ode oder des Hymnus, sofern er nicht episch ist. Hierher gehören viele hebr. Psalmen voll Größe und Erhabenheit, das sogenannte Lied Mosis und der Debora (s. Hymnus); unter den griechischen einige Oden des Pindar, der Hym-

nus des Kleanthes und viele Chöre in den griech. Dramen; einige Oden des Horaz, z. B. das bekannte Carmen seculare, obgleich es mehr Politur als Schwung hat. Hierher gehören ferner viele christliche Kirchenhymnen, z. B. des Prudentius, und viele altdeutsche Lobgesänge; unter den französischen zeichnet man in dieser Hinsicht einige Gedichte J. B. Rousseau's wegen der edeln, würdigen und großen Gesinnungen aus, die er in einen prächtigen und feierlichen Vers kleidete; unter den Engländern Hymnen des Gray, Akenside, Thomson, Cowley und Prior; unter den Deutschen vorzüglich Hymnen von Klopstock (z. B. dem Erlöser, dem Unendlichen). Nur ist in Hinsicht des letztern Jean Paul's Bemerkung sehr wahr: „Sogar in der Lyrik wirkt es entkräftend, wenn z. B. Klopstock zum Besingen Gottes durch die Erklärung Anstalten macht, daß er das Besingen nicht vermöge; denn zwar das Unvermögen des Beschreibers wird bedeutend durch die Wichtigkeit des Beschreibers gehoben, aber nicht sonderlich der Gegenstand, Gott; auch findet man ungern in der Nähe des Allerhöchsten so viel Reflexion und Blick auf sein Beschreiben". Ferner gehören hierher unter den frühern Gedichten viele von Cramer, Denis, Kretschmann, Uz; unter den spätern aber vorzüglich Gedichte und Lieder von Herder, Lavater, Maler Müller, Stolberg und A. Die Hymne schließt sich durch die Dithyrambe (s. d.), welche das höchste sinnliche Leben zum Gegenstande hat, an die weltliche Ode an. Zunächst der Hymne steht die heroische Ode, welche die höhere Menschheit, die Heroen oder Götterſöhne und Fürsten, das Heldenleben, den Kriegsruhm, die Geistesgröße ꝛc., besingt. Hierher gehören die meisten von Pindar's Oden und einige des Horaz; hierher die Bardengesänge und Kriegslieder; viele Oden der Engländer, z. B. Dryden's, Pope's, und der genannten deutschen Dichter nebst Gleim, Ramler, Schiller und Göthe. Des Letztern „Prometheus" gibt ein Beispiel einer, im Charakter einer bestimmten Person gedichteten Ode. Hieran schließt sich die sogen. didaktische Ode, von welcher die sogen. philosophische und satyrische Ode Unterabtheilungen sind. Didaktisch nennt man die Ode, sofern sie zum Gegenstande große, das Gemüth begeisternde Wahrheiten, oder die Ideale der Kunst und des Lebens hat, deren Begeisterung der Dichter kräftig, aber nicht in abstracto ausspricht, und zwar entweder ohne Beziehung auf seine Zeitgenossen (dann nennen wir sie philosophische Ode) und ohne im eigentlichen Sinne lehren zu wollen, oder mit strafendem und züchtigendem Ernste auf seine Zeitgenossen blickend (satyrische Ode), wie z. B. Horaz in tiefer erregten Gefühle Flammenworte ausspricht, wenn die Entartung der Zeit ihn schmerzlich anregt. Hier aber geht die Ode, indem sie lehrendes und ermahnendes Gedicht wird, leicht in kalte Reflexion und trockenes Moralisiren über, wodurch ihr Charakter und die poetische Selbständigkeit verloren geht. Endlich gibt es noch eine Gattung der Ode, in welcher bedeutende Gegenstände und Ereignisse der Natur und der Geschichte, wichtige Zeitbegebenheiten (daher politische Oden) und Ereignisse aus dem Leben des Individuums in ihrer mächtigen Einwirkung auf das Gefühl dargestellt werden. Hierher gehört z. B. Klopstock's Ode auf den Zürchersee, „Die Frühlingsfeier", „Die Gestirne" u. a. aber sind mehr Hymnen oder religiöse Oden); viele Oden Stolberg's auf die gegenwärtige Zeit (andre sind heroische Oden); endlich Klopstock's „Genesung" ꝛc. Von den zuletzt angegebenen Gegenständen aus verliert sich die Ode in die weite Fläche des Gelegenheitsgedichts. „Soll die Ode", sagt Bouterwek treffend, „als Gelegenheitsgedicht ausgeführt werden, so muß der zufällige Stoff, wie z. B. in Pindar's Preisgesängen, in die höhere und universelle Dichtung hineingezogen werden", ja, wir möchten hinzusetzen, die Veranlassung selbst eine poetische Anregung enthalten. Gewöhnlich aber stimmt sich der Gelegenheitsdichter erst für seinen Gegenstand, und verstimmt dadurch den Leser für denselben. „Lyrische Werke", fährt Bouterwek fort, „die im

Odenstyl eine Person oder ein gewisses Factum besingen, wie z. B. Cramer's Ode an Luther, und so manche andre Schein-Ode auf Den und auf Die, sind nur Lobreden und Gelegenheitsreden in poetischem Costum. Die Literatur aller Nationen wäre vielleicht nicht so arm an Oden, die diesen Namen verdienen, wenn man nicht überall zu dem Besingen einzelner Personen und Begebenheiten die Form der Ode mißbrauchte". Übrigens sind die beiden letztern Gattungen der Ode von den Neuern vorzüglich ausgebildet worden, deren Hauptgebrechen der Übergang in den eigentlichen Lehrton und das Hinneigen zum Schwermüthigen, fälschlich sogen. Elegischen sind. Schon Horaz verfällt oft in den Reflexionston, und seine Bilder sind nicht selten nur kalte Erzeugnisse einer gereizten Phantasie; die neuern lat. Dichter, selbst der ausgezeichnete Balde (s. d.), Lotichius und Joh. Secundus sind, sowie die Italiener, Nachahmer der Alten. Letztere sind sehr weitschweifig, oft schwülstig, nicht selten spielend und witzig. Unter ihnen hebt man den Chiabrera aus. Die Spanier, unter welchen man einen Garcilaso de la Vega, Quevedo, Gongora u. A. nennt, sind ihnen am ähnlichsten. Die Engländer, deren größte Odendichter wir oben nannten, nehmen meistens einen kräftigen Lehrton an und haben häufig Zeitgegenstände behandelt. Die Franzosen, unter welchen J. B. Rousseau, L. Racine, Gresset, Chenier und Lebrun ausgezeichnet worden, sind äußerst declamatorisch, und strotzen, wie Bouterwek sich ausdrückt, von moralischen Sentenzen und Bildern ohne poetische Anschauung. Die Deutschen haben in dieser Gattung seit Wekherlin, Opitz, Flemming ꝛc, dem kräftigen Haller, Hagedorn, Uz, Lavater, dem correcten und gewandten Ramler, Stolberg, Voß, Kosegarten, Schubart, Herder, Schiller, Arndt u. A. mannigfaltige Töne angeschlagen. Höchst eigenthümlich, voll starken Gefühls, gedankenreich und gedrängt ist Klopstock, doch verwirrt er sich ebenfalls oft in Antithesen und harten rhetorischen Wendungen, anderntheils in die Elegie. Ihm ist der geniale Baggesen sehr verwandt. Der oben genannte Schriftsteller zeichnet unter den geschichtlich vorhandenen Gattungen nur drei als epochemachend aus, die Pindar'sche, Horaz'sche und Klopstock'sche. Einige nehmen auch eine scherzende Ode an und erinnern an einige scherzende Gedichte des Horaz, Catull, sowie an Voß's Ode an Göckingk. Wenn aber das Erhabene und der Erguß des tief bewegten Gemüths die Ode von dem Liede unterscheiden soll, so kann der bloße Gebrauch der Versmaße der Ode, welcher besonders die Parodie begünstigt, kein scherzendes Gedicht zur Ode machen. T.

Oderstrom, in hydrographischer, commercieller und militairischer Rücksicht. Die Oder (Viadrus aus dem slavischen Vjodr), einer der Hauptströme Deutschlands, entspringt in Mähren bei dem Dorfe Haslicht, unfern des Städtchens Liebau, östlich von Olmütz, in Wald und Felsen, auf dem die Karpathen mit den Sudeten verbindenden Höhenzuge. Sie tritt bei dem Städtchen Oderberg in preuß. Schlesien ein, macht hier die Grenze zwischen dem preuß. und östreich. Gebiete, und durchströmt hiernächst im nordwestlichen Bogenlaufe Schlesien, Brandenburg und Pommern. Den frankfurter Regierungsbezirk berührt sie zuerst bei dem Dorfe Glauchow im züllichauer Kreise, und eilt hier in der Richtung von S. nach N., dem stettiner Regierungsbezirke zu, die märkische Grenze zwischen Vierraden und Uchtdorf verlassend, und bei Fiddichow, wo sie sich mit der Welse vereinigt, in Pommern eintretend. Bei Garz, unfern Schwedt, theilt sie sich in zwei Hauptarme, deren westlicher den Namen Oder behält, wogegen der östliche die große Regelitz heißt, an welchem letztern unter andern Greiffenhagen liegt. Beide Arme verbinden sich hiernächst unfern Stettin wieder in dem damannschen oder dammschen See und fließen mit diesem vereinigt durch das Papenwasser in das (stettiner) frische Haff- und Achterwasser, einen gegen 15 □M. großen Landsee in Pommern, dessen östlicher Theil das große, der westliche das kleine Haff heißt.

Aus diesem endlich fällt die Oder nach einem Laufe von überhaupt 92 (geogr.) Meilen, davon 81 auf preuß. Gebiete, mit 3 starken ausgehenden Strömen: Peene, Swine und Divenow, in die Ostsee. — Der Spiegel der Oder erhebt sich bei Kosel (Festung in Oberschlesien, im Regierungsbezirk Oppeln) 510 pariser Fuß über die Ostsee, bei Breslau 370 und an der brandenburgischen Grenze 175, mithin beträgt das Gefälle zwischen diesen beiden äußersten Punkten 335 F.; und da die zugehörige Länge des Stromes mit Inbegriff der Krümmungen = 41 geograph. Meilen beträgt, so kommen etwas über 8 Fuß Gefälle auf jede Meile. Sie nimmt viele andre, zum Theil nicht unbedeutende Flüsse auf, mit denen sie ein Gebiet von mehr als 3000 □M. umfaßt, welches durch die Sudeten vom Donau- und Elbgebiete getrennt und in das obere, mittlere und untere getheilt wird. Die Oder wird bei Ratibor in Oberschlesien zuerst für kleine Fahrzeuge, bei Oppeln für größere Kähne und bei Breslau für Ladungen von gegen 1000 Centner schiffbar; ihre Breite wächst inzwischen von 100, und bis nach Stettin hin auf 800 Fuß an. Mit der Havel ist sie durch den Finow- (im Regierungsbezirk Potsdam) und mit der Spree durch den Friedrich-Wilhelms- oder Müllroser Canal (einige Meilen unterhalb Frankfurt a. d. O.) vereinigt. Ein dritter Canal führt den Namen der neuen Oder; er ist von 1746 — 53 gegraben, und führt zur Abkürzung der Oderfahrt und Urbarmachung eines Oderbruches aus diesem Strome, bei Güstebiese, einem Dorfe mehre Meilen oberhalb Küstrin, in ziemlich gerader Richtung bis nach dem noch einige Meilen weiter oberhalb Küstrin belegenen Dorfe Hohensaaten, wo er sich wieder mit der alten Oder vereinigt, die ihren Lauf über Wriezen und nahe bei dem wenig von letzterm Orte entfernten bekannten Badeorte Freienwalde weg nimmt. Dieser neue Canal ist gegenwärtig der Hauptstrom, und die eigentliche (alte) Oder versandet mit jedem Jahre mehr, sodaß sie in der dürren Jahreszeit fast gänzlich austrocknet und nur im nassen Frühjahre und Herbste schiffbar ist. Bei Küstrin fängt das eigentliche sogenannte Oderbruch, welches in das obere, mittlere und niedere getheilt wird, und wegen seines üppigen Wiesenwuchses und seiner reichen Viehzucht bekannt ist, an. Aus diesem gehen, zur Abführung der Binnenwasser, mehre Canäle, theils unmittelbar, theils mittelbar durch den wriezener Landgraben, in den Strom. In Absicht auf Überschwemmungen ist aber die Oder diesen Niederungen überaus gefährlich, und ihr reißender Strom hat die Anlegung kostbarer Deiche und Dämme nothwendig gemacht, die unter Aufsicht eines Deichdirectoriums stehen, welches seinen Sitz zu Frankfurt hat. Die Deichbrüche sind jetzt zwar seltener als sonst, können aber wegen des vielen Sandes, den der Strom mit sich führt, sehr nachtheilig werden. In Hinsicht der Fischerei ist die Oder bedeutender als die Elbe; namentlich ist der stettiner Fischmarkt aus diesem Strome immer bis zum größten Überflusse versehen. — Die Nebenflüsse der Oder, welche die commercielle Wichtigkeit des Hauptstromes bestimmen, sind links: die mährische Oppa, die schlesische Neiße, die Ohlau, welche bei Breslau ausmündet, die auf dem Riesengebirge entspringende Weistritz, die berühmte Katzbach, der Bober (Mündung unfern Krossen), und die lausitzer Neiße; rechts: die polnische Bartsch, die in der Woiwodschaft Augustow entspringende und bei Küstrin ausmündende Warta (welche ihrerseits wieder die schiffbare Netze aufnimmt, die durch den bromberger Canal und die Brahe mit der Weichsel verbunden ist), und die Ihna (bei Stargard in Hinterpommern). Unter diesen Nebenflüssen sind in Bezug der Schiffbarkeit namentlich die Warta und die lausitzer Neiße zu bemerken, welche die Handelsverbindungen des Hauptstroms unendlich erweitern. — Der Oder- oder stettiner Hafen, woselbst alle Schiffe, die über 50 Last führen, einlaufen und ihre Waaren wegen der Seichtigkeit des Fahrwassers auf kleinern Fahrzeugen (Leichterschiffen) nach Stettin, dem Speditionspunkte, fast 10 Meilen weit senden, befindet sich bei Swinemünde, einem Städtchen auf der Insel Usedom (Regierungsbezirk

Stettin), in dem mittelsten der drei oben genannten Ausflüsse des frischen Haffs mit der hineingefallenen Oder, und von hier bezieht jene große Handelsstadt auf dem sie durchschneidenden Oderstrome die bedeutende, obwol in Folge der Zeitverhältnisse auch sehr abnehmende Menge von Colonial- und andern Producten, Bordeaux- und spanischen Weinen u. s. w., mit denen sie nach Maßgabe der eben geschilderten Wasserverbindung, wenn auch nicht ausschließlich, Pommern, die Marken, die Lausitz, Schlesien, Westpreußen, Polen u. s. w., versorgt. 1820 waren zu Stettin und Swinemünde 649 beladene, größere und kleinere, aus Amerika, den Niederlanden, England und Schottland, Spanien, Portugal, Dänemark, Schweden und Norwegen, Frankreich, Italien, Preußen und Pommern außer 378 Leichterschiffen angekommen und 527 seewärts expedirt worden. Da die Einfahrt in die Swine wegen einer großen Sandbank mit Schwierigkeiten verknüpft ist, so hat die preuß. Regierung seit 1818 große Arbeiten zur Hafenverbesserung vornehmen lassen, welchen ein günstiger Erfolg entsprochen hat. Indeß veranlaßt dieser Umstand, verbunden mit der erwähnten Nothwendigkeit der Umladung auf Leichterschiffe, der Höhe der Sundzölle und dem zuweilen eintretenden Mangel an Rückladung doch, daß viele Waaren nach Hamburg gehen, die einen natürlichern Abzug auf der Oder von Stettin ab fänden; ohne diese Hindernisse würde der Handelsverkehr dieses Stromes noch bedeutender sein. Ausgeführt werden vorzüglich Getreide, mit welchem Artikel es indeß jetzt schlecht geht, da besonders England sich anderweitig wohlfeiler versorgen gelernt hat, schlesische Tücher, Obst, indem z. B. Petersburg einen großen Theil seiner Äpfel von Stettin aus erhält; am wichtigsten aber ist der Absatz von Schiffsbau- und von Stabhölzern (d. h. solcher, die zu Fässern angewendet werden), nach den engl., franz., span. und portug. Häfen. Christian Wilh. Benecke's Holzcomptoir in Berlin unterhält an den holzreichen Ufern der Oder und ihren Nebenflüssen, besonders der Warta, mehre Agenten zum Aufkaufe der schönsten Hölzer zum Schiffbau und zu Faßdauben für den Faßbedarf in den Weinländern des südlichen Europa. Diese Hölzer werden zu großen Flößen verbunden und unter Aufsicht von Leuten, deren Oberster den Namen des „Regimenters" führt, nach Stettin geflößt, wo eine Commandite jenes Comptoirs das Auseinandernehmen, Aufsetzen auf Holzhöfen und nachherige Verladen nach den genannten Ländern, besonders nach Bordeaux, besorgt. In diesem Geschäfte stecken Millionen; leider ist es aber nicht mehr, was es sonst war. *) Auch Brennholz wird auf diese Weise zum inländischen Gebrauche viel auf der Oder, Warta und der bei Guben (Niederlausitz) schiffbar werdenden Neiße verflößt, und Berlin bezieht einen großen Theil seines Bedarfs auf diesem Wege, gleichwie Getreide, Obst, Käse u. s. f. — In militairischer Hinsicht ist die Oder als Transport- und Festungslinie wichtig. Wir finden an diesem Strome, von S. nach N. gehend, die Festungen Kosel (Oberschlesien), Brieg (die Festungswerke von Breslau sind bekanntlich neuerlich geschleift), Großglogau (Niederschlesien), Küstrin (Neumark), welches die Franzosen, so lange es in ihrem Besitze war, nicht anders als die „forteresse imprenable" nannten, und welches auch wirklich durch Natur und Kunst gleich stark ist **), und endlich Stettin (als Festung von minderer Wichtig-

*) Vielleicht wird das 1824 von der Generaldirection der berliner Seehandlungssocietät in Stettin errichtete Handlungscomptoir den gesunkenen Oderhandel beleben, wenn es ihm gelingt, den preuß. Landesproducten und Fabrikaten neue Auswege nach Amerika und Ostindien zu eröffnen. Denn der preuß. Transitohandel durch Rußland nach China hat seit Erlassung des letzten russischen Tarifs fast ganz aufgehört. Zur See nach China zu handeln, scheint keine Vortheile zu versprechen, indem die Rückfracht des ersten preuß. Chinafahrers „Mentor", der 1824 in Swinemünde einlief, an Thee u. s. w. nicht den erwarteten vortheilhaften Absatz gefunden hat.

**) Als die Franzosen diese Festung im Nov. 1806 genommen hatten und den Kriegsschauplatz nach Polen und Preußen versetzten, verschifften sie von hieraus große

keit). — Brücken befinden sich bei Ratibor, Kosel, Krappitz, Oppeln, Brieg, Breslau (von hier bis Großglogau nur Fähren), Großglogau (von hier bis Krossen wieder nur Fähren), Krossen, Frankfurt; und von hier ab bei zunehmender Wichtigkeit des Stromes an allen bedeutendern Punkten. — Das Terrainverhältniß anlangend, so fließt die Oder anfangs in einem steilen und engen Thale; bei Oderberg aber, wo sie preuß. Schlesien berührt, treten die Thalränder zurück und sind in Schlesien nicht mehr bergig, sodaß der Strom hier in sehr flachem Boden fließt. Merkwürdig ist die Gegend zwischen Sabor und Krossen. Unterhalb Frankfurt erweitert sich dann das Thal bedeutend und unfern Küstrin fangen die schon erwähnten Oderbrüche an. Noch bei Stettin treten auf der linken Seite einmal einige Höhen hervor, rechts bleibt aber Alles ganz flach. Man sieht hieraus zugleich, daß die Oder als Defensionslinie weniger wichtig ist. — Um den Lauf der Oder zu übersehen, können wir die Sotzmann'sche Charte von der Mark Brandenburg und Pommern empfehlen; in einem größern Detail übersieht man die Oder- und Wartabrüche auf desselben Meisters Charten von der Neumark (2 schöne Blätter, Berlin 1808). An gedruckten Hülfsmitteln zur Kenntniß dieses Stromes vergl. m. außer Stein's u. a. allgemeinen Werken, Bekmann's und Bratring's Beschreibungen der Mark Brandenburg, und besonders Borgstedes Werk über die Mark (Berlin 1788, 4.), wo die verschiedenen Canäle S. 159—161 genauer beschrieben werden. 14.

Odessa, Seehafen und Mittelpunkt einer neuen Handelswelt im südl. Rußland, im Gouvernement Cherson, zwischen den Mündungen des Dniesters und des Dnepr, am nordwestl. Ende der kleinen Bai Adschai, unter 46° 29′ 30″ N. B. und 48° 17′ 35″ W. L. Rußland hatte seit Peters I. Regierung und zumal seit der Erwerbung des südöstlichen Polens nach einer Niederlassung am schwarzen Meere getrachtet. Als Katharina im Frieden von 1791 Oczakow und den Landstrich bis an den Dniester erhalten hatte, wählte sie diesen Platz, Namens Kodschabey, wo bloß einige Nomadenhütten standen, zu einer neuen Handelsstadt, da die Lage an einer Bai, die selbst für die größten Kriegsschiffe Ankergrund hat und kaum zufriert, große Vortheile darbot. Es wurden mehre Regimenter 1794 zur ersten Anlage gebraucht, und in 2 Jahren war man schon weit damit gekommen. Alexander vollendete, was Katharina begonnen hatte, und machte den Herzog v. Richelieu, der nach seiner Auswanderung aus Frankreich in russische Kriegsdienste getreten war, zum Gouverneur der neuen Stadt, die unter seiner Aufsicht bald gedieh. Die ersten Bewohner der Ansiedelung waren einige griech. Familien, aber schon 1804 zählte man 15,000 Einw. Die Stadt ist in einem länglichen Viereck regelmäßig auf einem nach dem Hafen sich neigenden Abhange erbaut. Die Umgegend ist eine weitgedehnte Ebene, deren fruchtbarer Boden einst den Anbau reichlich belohnen wird, doch ist in gewissen Jahreszeiten die Luft ungesund. Festungswerke beschützen den durch zwei große Dämme gebildeten Hafen, der für ungefähr 300 Schiffe Raum hat. An einem Ende des Hafens, der Feste gegenüber, liegt das Lazareth, und auf einer vorspringenden Spitze an der Südseite der Bai erhebt sich ein Leuchtthurm. Die Rhede ist sehr geräumig, und der Ankergrund im Sommer sicher, da sie gegen Wind, den Südost ausgenommen, geschützt ist. Die Stadt ist schön gebaut, und die geraden und breiten Straßen schneiden sich alle in rechten Winkeln. Die Häuser sind fast alle zwei Stockwerke hoch. Unter den 8 Kirchen ist die russische Kathedrale die vorzüglichste. Die Admiralität, das Zollhaus, das Spital — sämmtlich in der Nähe des Hafens —, die Börse und das ansehnliche Theater, wo abwechselnd russische Stücke, kleine

Munitionsvorräthe auf dem oben beschriebenen Wege nach Bromberg, und Danzig ist von ihnen zum Theil mit küstriner Pulver beschossen worden.

ital. Opern und griech. Trauerspiele aufgeführt werden, sind die vorzüglichsten Gebäude. In der Mitte der Stadt liegt ein schöner öffentlicher Garten. Nördlich von der Stadt sind mehre Niederlagen für Salz und gesalzenes Fleisch, und westlich liegen Wasserbehälter. Bei der Entfernung der Flüsse, die sich auf beiden Seiten der umliegenden Gegend ins Meer ergießen, war das Wasser bisher selten; doch wird diesem Mangel durch eine Wasserleitung abgeholfen, für welche der Kaiser 1818 gegen 1 Mill. Rubel anwies. Unter den Bildungsanstalten steht obenan das große, nach dem Muster der franz. Lyceen eingerichtete Gymnasium, genannt Richelieu, dessen Zöglinge Unterofficierrang haben, wie Soldaten gekleidet sind und jährlich 750 Rubel (jeder) für den Unterricht zahlen. Eine wohl eingerichtete Töchterschule, die besonders auf häusliche Bildung Rücksicht nimmt, stand unter der Aufsicht der Gemahlin des Generalgouverneurs. Auch gibt es Schulen für Handel und Schifffahrt, ein Seminar, eine Rechtsschule, und seit 1825 ein Museum für die südrussischen Alterthümer. In dem großen botanischen Garten wird der Anbau der Holzarten systematisch betrieben, und junge Leute erhalten Anleitung zur Gärtnerei. Die neu angelegten Seebäder werden besonders von Polen besucht. Die Zahl der Einw. war 1822 gegen 40,000, meist Russen, Griechen und Juden; es gibt aber auch viele Ausländer und besonders viele deutsche Handwerker in der Stadt. Im geselligen Leben herrscht viel Freiheit, und der Unterschied der Stände legt auch hier, wie überhaupt in ganz Rußland, keinen Zwang auf. Die arbeitende, nicht ansässige Volksclasse besteht aus Kleinrussen, die eine russische Mundart sprechen und meist entwichene Leibeigne aus nahen und fernen Örtern sind. Das Leben in Odessa ist wohlfeil. Die ersten Bedürfnisse können in einem Lande nicht theuer sein, wo es wenig Städte gibt und wo man den Gewinn des vierzehnten Korns nur eine mittelmäßige Ernte nennt. Die Umgegend wird von Ansiedlern aus verschiedenen Gegenden Deutschlands, von Bulgaren, Zigeunern, polnischen und russischen Bauern bewohnt. Die Lage der deutschen Ansiedler, zumal der Schwaben, welche die Mehrzahl ausmachen, ist so nachtheilig, daß viele ihr Eigenthum verlassen, um in der Stadt für Tagelohn zu arbeiten; denn obgleich die Regierung ihren Zweck, die unermeßlichen Steppen zu bevölkern, eifrig verfolgt, und bei der Unterstützung der Ansiedler, welchen sie außer Vorschüssen und einem Strich Landes, Abgabenfreiheit auf 25 J. bewilligt, keinen Aufwand scheut: so kommen doch die schwäbischen Einwanderer, die durch ihre frühern Verhältnisse auf eine niedere Bildungsstufe herabgebracht waren, jenen wohlwollenden Absichten nicht entgegen, und bei dem Mangel an verständiger Betriebsamkeit und Wirthschaftlichkeit fangen sie unter Bedrängniß und häuslicher Zerrüttung an, sich anzusiedeln, um sich fast nie aus dem Elende zu erheben. Überhaupt wird der Ackerbau in Neurußland noch auf die roheste Weise betrieben. Unter den russischen Bewohnern der Stadt und Umgegend sind die Männer ein kräftiger, wohlgebildeter Menschenschlag, und ihr Benehmen ist frei und heiter. Das weibliche Geschlecht ist dagegen im Durchschnitt sehr häßlich, schmutzig und faul, und auffallend ist das frühzeitige Abwelken der Weiber, das zum Theil von dem Aufenthalte in einer tiefen Erdwohnung (Semljanka) und von dem Genusse grober Nahrung und häufigen Branntweins herrühren mag. Die Juden sieht man in schmutziger Tracht; geschmückter und zum Theil reich ist bei einem übrigens schmutzigen und nachlässigen Äußern die Tracht der Jüdinnen, unter welchen man viele schöne und üppige Gestalten findet. Die Griechen zeigen sich im buntesten Gemisch bald in türkischer, bald in slavonischer Tracht. Die griech. Frauen haben den Vorzug einer regelmäßigen und edeln Schönheit, und zeichnen sich in ihrer Tracht durch einen leichten und schmalen Shawl aus, welchen sie in ihre schwarzen Haarflechten schlingen und auf beiden Seiten in eine Schleife binden. Der Hafen von Odessa wurde 1817 auf 30 Jahre zu einem Freihafen erklärt. Der

wichtigste Ausfuhrartikel ist Korn, das aus der Ukraine kommt. Die Handelshäuser machen ihre Unternehmungen entweder auf eigne Rechnung oder in Commission. Im ersten Fall machen sie mit dem Gutsbesitzer den Contract, seinen Weizen ihnen gegen einen bestimmten zu gewissen Fristen zahlbaren Preis zu liefern, oder der Gutsbesitzer gibt dem Handelshause den Auftrag, seinen Weizen gegen bestimmte (1 bis 2) Procente Commissionsgebühren zu verkaufen. Diese Contracte werden zum Theil in Kiew während der Contractzeit, wo Alles dahin strömt, d. i. zwischen dem 15. und 25. Jan. a. St., auf die vorige oder künftige Ernte abgeschlossen, und die Gutsbesitzer schließen Contracte über 5—20,000 Tschetwert (1 Tschetwert beinahe 2 dresdner Scheffel). Das Getreide kommt nach O. meist auf Karren oder Wagen mit Ochsen, die in Zügen reisen und von Zeit zu Zeit Halt machen, um die Ochsen auf den Steppen am Wege weiden zu lassen, weßhalb die Fracht sehr wohlfeil ist. Im Sommer, wo diese Zufuhr gewöhnlich stattfindet, sieht man oft einige hundert Wagen an einem Tage in O. ankommen. Vom Auslande wurden früher Aufträge zum Getreideeinkauf mit drei vom Hundert gegeben, was aber jetzt seltener geschieht, da mehre auswärtige Häuser ihre Einkäufe durch eigne Commanditen besorgen und die immer zunehmende Mitbewerbung die Commissionen herabgesetzt hat. Der Weizen wird nach der Türkei, Italien, Frankreich, Spanien und England ausgeführt. Triest, Livorno, Marseille, Barcelona und London sind die vornehmsten Plätze, mit welchen Odessa in unmittelbarer Verbindung steht. Die übrigen aus der Ukraine gezogenen Gegenstände der Ausfuhr sind Flachs, etwas Bauholz und seit einiger Zeit Talg und Rindshäute, die nach England versandt werden, indem man die Häute zusammenheftet und mit Talg ausgießt. Die bedeutendsten Einfuhrgegenstände sind Colonialwaaren und Fabrikate aller Art, engl. und franz. Luxuswaaren, besonders in den glänzenden Läden der schönen Straße Richelieu. Von deutschen Handelsplätzen ist Wien der einzige, mit welchem Odessa unmittelbare Wechselgeschäfte macht; der Speditionsplatz zwischen Deutschland und O. ist Brody, wohin alle Briefe zur weitern Beförderung gehen. Der Handel beschäftigt theils Ausländer, besonders Engländer, Franzosen und Italiener, welche die reichere Classe des Handelsstandes bilden, aber meist mit auswärtigen Häusern in gesellschaftlicher Verbindung stehen, theils Juden und Armenier. Die Zahl der jährl. ankommenden Schiffe beträgt gegen 800, wovon die Hälfte aus russischen und beinahe ein Drittheil aus britischen besteht. Der einheimische Gewerbfleiß ist im Werden; doch gibt es schon bedeutende Brauereien und Branntweinbrennereien, einige Wollen-, Seiden-, Tabacks- und Lichtfabriken; wahrscheinlich wird der durch Mitbewerbung erschwerte Gewinn im Handel mehr Anregung zum Kunstfleiße geben, da auch die Regierung dieses Streben begünstigt und kein lästiger Zunftzwang Hemmungen bringt. Es fehlt jedoch an Handwerkern, und überhaupt ist der technische Kunstfleiß noch weit zurück, da der rohe, nur auf den leichtesten Geldgewinn gegründete Kaufmannsgeist selbst die Ausländer in solcher Befangenheit hält, daß für Verbesserungen im Gewerbbetrieb wenig Empfänglichkeit herrscht. Der literarische Verkehr wird theils durch die in ganz Rußland hinsichtlich ausländischer Geisteserzeugnisse geltenden Beschränkungen erschwert, theils auch durch die auf einem Handelsplatze gewöhnlichen Verhältnisse wenig ermuntert; doch findet man nicht nur russische Bücher bei mehren Kaufleuten, sondern auch in der von einem Franzosen (Collin) gegründeten Buchhandlung neue franz., ital. und selbst deutsche Bücher. Das Tageblatt: „Le messager de la Russie méridionale", bezieht sich zwar zunächst auf örtliche Handelsangelegenheiten, nimmt aber auch Aufsätze über Landbau, Gewerbsamkeit und Künste auf.

Odeon, Odeum, bei den Griechen und später auch bei den Römern ein zu poetischen und musikalischen Wettstreiten bestimmtes öffentliches Gebäude.

Das erste Odeum wurde zu Athen von Perikles aufgeführt und späterhin zu Volksversammlungen und Gerichten gebraucht. In der Folge wurden noch zwei andre Odeen von Pausanias und Herodes Atticus erbauet. In verschiedenen griechischen Städten wurden sie nachgeahmt. Rom erhielt erst unter den Kaisern Odeen. Das eine ließ Domitian, das andre Trajan aufführen. Auch außer Rom erbauten die Römer Odeen, namentlich zu Catanea auf Sicilien, wovon noch Überbleibsel vorhanden sind. Die Odeen waren bedeckte Gebäude, worin sich den Sitzen der Zuschauer gegenüber eine Bühne befand, deren drei Wände unter stumpfen Winkeln zusammenliefen. Im Ganzen scheint die Form eines Odeums und eines Theaters gleich gewesen zu sein, nur daß die Odeen kleiner waren.

Odeurs, s. Parfums.

Odin, s. Nordische Mythologie.

Ödipus, Sohn des thracischen Königs Laïos und der Jokaste (s. d.). Ein Orakelspruch hatte dem Laïos verkündigt, daß, wenn er mit Jokaste ein Kind zeuge, dieses einst sein Mörder sein werde. Daher ließ Laïos, als ihm ein Sohn geboren worden, demselben die Ferse durchbohren und ihn im Gebirge Kithäron aussetzen. Der damit beauftragte Sklav aber übergab das Kind einem Hirten des korinthischen Königs Polybos, und dieser brachte es dem Könige, dessen kinderlose Gemahlin Merope es aufnahm und von seinen angeschwollenen Füßen Ödipus nannte. In Unwissenheit über seine Abkunft wuchs der Knabe am korinthischen Hofe auf und bildete sich zum Heldenjünglinge. Einst machte ihm ein berauschter Jüngling den Vorwurf, er sei nicht des Königs wirklicher Sohn, und dieser Zweifel nagte fortwährend an seinem Herzen. Die befragten Pflegeältern wiesen ihn an das delphische Orakel; dieses gab ihm zur Antwort: „Vermeide die Fluren deiner Heimath, sonst wirst du deines Vaters Mörder und der Gemahl deiner Mutter werden". Da er nun Korinth für seine Heimath hielt, mied er die Grenze desselben und wanderte nach Theben in Böotien. Auf einem schmalen Wege in Phocis begegnete ihm der König Laïos, der nach Delphi reisen wollte, um das Orakel nach dem ausgesetzten Sohne zu fragen, und dessen Wagenlenker ihm trotzig gebot, auszuweichen. Ödipus weigert sich zu gehorchen; darüber kommt es zum Kampfe, und Wagenlenker und König fallen unter seinem Schwerte. So hatte er unwissend die Hälfte des Orakels erfüllt. Nichts ahnend, setzte er seinen Weg fort. In Thebens Gebiete wüthete damals die Sphinx (s. d.), die ein Räthsel sang und Jeden tödtete, der es nicht zu lösen vermochte. Noch war Keinem die Lösung gelungen; in dieser Noth wurden dem Retter von Theben der erledigte Thron und die Hand der Königin verheißen. Ö. eilt herbei, löst das Räthsel, befreit die Stadt und empfängt den Preis. Das Orakel war erfüllt. So ehrte Theben jetzt den Mörder des Laïos in seinen Mauern, als eine Pest das Land traf, von welcher das Orakel Befreiung versprach, sobald Der entfernt sein werde, welcher den Fluch über das Land gebracht. Das zagende Volk wendet sich an seinen ehemaligen Retter, und dieser, unwissend, daß er selbst der Verbrecher sei, strebt mit rastlosem Eifer, denselben zu entdecken. Er selbst zwingt dem Seher Tiresias das unglückliche Geheimniß ab und führt die schrecklichste aller Entdeckungen herbei: daß er des Vaters Mörder und der Mutter Gemahl sei. Fluchend dem Bette, in welchem der Gatte ihr den Gatten zeugte, der Sohn den Sohn, erhing sich die unglückliche Jokaste; Ödipus aber stach sich beide Augen aus, um seine Qual und seinen Frevel ferner nicht zu schauen. Er selbst verlangte, daß Theben ihn verstoße. Dies geschah erst späterhin, als er in Theben zu sterben wünschte, auf seiner herrschbegierigen Söhne, Eteokles und Polynikes, Verlangen. Erzürnt sprach er den Fluch über sie aus, daß einst das Schwert ihr Erbe theilen solle. Mit kindlicher Zärtlichkeit schlossen sich dagegen die beiden Töchter, Antigone und Ismene, an den blinden verwiesenen Vater. Von der Erstern geleitet, kommt

er in den Flecken Kolonos in Attika, wo Theseus herrscht, und ruht im Haine der Eumeniden, den kein sterblicher Fuß betreten darf. Er versöhnt die furchtbaren Göttinnen; das Volk und Theseus selbst nehmen ihn in Schutz. Inzwischen hatte der pythische Apoll verkündet, glücklich und unüberwindlich werde das Land sein, das unbekannt seine Asche verberge. Daher bemühte man sich jetzt, jedoch vergebens, ihn nach Theben zurückzuführen. Durch nahe Todesahnung getrieben, suchte er bald darauf, von Theseus allein begleitet, sein Grab. Die Götter waren ihm versöhnt; sein Tod war der Tod der leidenden Unschuld. Über seinen Begräbnißort waren schon die Alten nicht einig. — Die Geschichte des Ö. ist als ein wahrhaft tragischer Stoff vielfach für die Bühne bearbeitet worden. Der Ödipus des Äschylus und der des Euripides sind verloren gegangen; vom Sophokles dagegen haben sich 2 Stücke erhalten, welche die Fabel des Ödipus behandeln: „Ödipus der König" und „Ödipus in Kolonos". Auch Seneca hat die nämliche Mythe bearbeitet.

Odyssee, s. Homer.

Odysseus, s. Ulysses.

Ofen, ungarisch **Buda**, die Hauptst. Ungarns, in der pesther Gespannschaft, am westl. Ufer der Donau, besteht aus der obern, stark befestigten Stadt, die nebst dem Schlosse auf einem felsigen Berge liegt; der sehr schönen Wasserstadt am Fuße des Berges, aus welcher man mittelst einer 1500 Schritte langen Schiffbrücke über die Donau nach Pesth kommt; aus dem Neustifte, in welchem die 52 Fuß hohe Dreifaltigkeitssäule zu bemerken ist, und aus der Raitzenstadt, welche fast ganz von Raitzen bewohnt wird. In den übrigen Theilen sind sowol Ungarn als Deutsche ansässig. In der Raitzenstadt hat ein nichtunirter Bischof s. Sitz. Auch sind darin berühmte warme Bäder, in Hautkrankheiten, Krämpfen, Lähmungen rc. von guter Wirkung. O. zählt 2928 Häuser und 28,500 Einw. ohne den Hofstaat des Palatinus, den dazu gehörigen Adel, die Beamten, das Militair und die Geistlichen. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus: das prächtige königl. Schloß, wo die Reichskrone verwahrt wird, das Zeughaus, die Stückgießerei, die wichtige Druckerei und Schriftgießerei der pesther Universität mit dem Verlage der Normalschulbücher für ganz Ungarn, und die neue zur pesther Universität gehörige Sternwarte auf dem Blocksberge. Ofen ist der Sitz des Palatinus, der königl. Statthalterei und andrer Landescollegien. Der Weinhandel macht ein Hauptgeschäft der Einw. aus, außerdem noch einige Industrie in Seide, Leder, Taback, Kupfer- und Eisenwaaren. Das Schloß dieser Stadt wählte König Ludwig I. zu seiner Residenz, und König Matthias I. legte daselbst eine berühmte Bibliothek an, welche aber nach der türkischen Eroberung 1526 vernichtet wurde. Damals wurde die Stadt von den Türken bald wieder verlassen; allein 1530 fiel sie ihnen aufs neue in die Hände und konnte ihnen, nach wiederholten Belagerungen, erst 1686 von den kaiserl. in Verbindung mit bair. und brandenburg. Truppen, unter dem Herzoge von Lothringen, mit Sturm genommen werden. In dieser Belagerung wurde das Schloß zerstört und blieb in diesem Zustande, bis Maria Theresia es der neuen Universität einräumte, die 1777 von Tyrnau nach Ofen verlegt und mit trefflichen Anstalten versehen, in der Folge aber nach Pesth verlegt wurde. Die Güter und Einkünfte des Jesuitenordens in Ungarn werden zur Unterhaltung der Universität bestimmt. Auf dem der Stadt gehörigen Weinlande werden jährlich im Durchschnitt 237,000 Eimer rother Wein gewonnen und 173,000 davon ausgeführt. In dem nahe bei der Stadt liegenden Marktfl. Altofen sind sehenswerthe Ruinen römischer unterirdischer Schwitzbäder, und eine große Seidenspinnerei.

Ofen, eine Vorrichtung zum Kochen, Braten, Backen, Heizen oder zu hüttenmännischen und andern technischen Operationen. Die erste Erfindung verliert

sich in das Alterthum; auf die Erfindung des Heizofens wurde der Mensch in den kältern Himmelsstrichen durch das Bedürfniß geführt. Daß die Griechen und Römer noch keine Stubenöfen kannten, ist wol ausgemacht. Zu Seneca's Zeiten heizte man die Zimmer wie die Bäder durch eine unterirdische Kammer, mit Kohlen gefüllt, deren Wärme man in einem Zimmer sammelte, aus welchem sie durch die an den Wänden herumgehenden Canäle oder Röhren, die man nach Belieben öffnen und schließen konnte, in die andern Zimmer des Hauses geleitet wurde. Dieses soll schon zu August's Zeiten geschehen sein, wo man bereits verschlossene Fenster hatte. Die jetzigen Stubenöfen sollen im nördlichen Deutschland erfunden worden sein. So lange Überfluß an Holz war, dachte man nicht daran, sie holzersparender einzurichten. Um so mehr Versuche hat man darin, und nicht ohne Erfolg, in den neuern Zeiten gemacht. (S. des Hauptm. Busch faßliches Werk: „Die beste und wohlfeilste Feuerungsart", Frankf. a. M. 1826.) Die Öfen, welche die Feuerarbeiter gebrauchen, sind geschlossene Räume, in welchen der zu behandelnde Körper der durch Brennmaterialien hervorgebrachten hohen Temperatur ausgesetzt wird. Man unterscheidet Schachtöfen, Flammöfen und Gefäßöfen. In erstern wird der zu behandelnde Körper von dem Bremmaterial unmittelbar umgeben; in den Flammöfen ist er davon getrennt, und nur die Flamme wirkt auf ihn; in den Gefäßöfen endlich wird der zu behandelnde Körper in Tiegeln ꝛc. der Wirkung des Brennmaterials ausgesetzt.

Offenbach, eine offene, wohlgebaute, großherzogl. hessische Stadt in der Standesherrschaft des Fürsten von Isenburg-Birstein, zur Provinz Starkenburg gehörig, am südl. Ufer des Mains, mit einem schönen Schlosse, 550 Häus. und 7000 Einw. Deutsche und franz. Reformirte, auch die Lutheraner haben hier eigne Kirchen. Im Schlosse befindet sich die fürstl. Regierung. Die Manufacturen von Taback, Seidenzeuchen, Strümpfen und Bändern, Hüten, Fayence, Tabacksdosen, Wachslichtern, Wachstuch, Saffian, lackirten Blechwaaren, Bijouteriearbeiten u. s. w., sind bedeutend, so auch die Wagenfabriken und der Handel, den die Nähe von Frankfur tbelebt. Täglich geht ein Marktschiff nach Frankfurt.

Offenbarung ist nach dem biblisch-kirchlichen Lehrbegriffe 1) active (in Beziehung auf das sich offenbarende Wesen), diejenige freie Handlung der Gottheit, wodurch sie den Menschen einen ihren Bedürfnissen angemessenen Religionsunterricht ertheilt; 2) passive (in Beziehung auf die Menschen, welche die Offenbarung erhalten), eine von der Gottheit empfangene Belehrung über die Wahrheiten der Religion. Diese Wirksamkeit Gottes kann als eine mittelbare oder unmittelbare gedacht werden. Die mittelbare oder allgemeine Offenbarung ist der Inbegriff aller derjenigen Anstalten Gottes, wodurch ein Mensch veranlaßt werden kann, sich vermittelst seines Verstandes Kenntniß von Gott und göttlichen Dingen zu erwerben. Die Natur, die Geschichte und das eigne Herz des Menschen werden in diesem Sinne Quellen der Offenbarung Gottes für Den, der sie mit Nachdenken betrachtet, und die sogenannte natürliche oder Vernunftreligion gründet ihre Lehren auf Schlüsse aus der Beschaffenheit dieser, Allen vor Augen stehenden und an alle Zeiten und Völker sprechenden Zeugnisse des göttlichen Wollens und Wirkens. Doch viel älter als diese, schon einen gewissen Grad von Bildung voraussetzende Gotteserkenntniß durch die nachdenkende Vernunft, ist der Glaube an eine unmittelbare und besondere Offenbarung der Gottheit an die Menschen durch Worte und Werke. Alle Völker des Alterthums führen den Ursprung ihrer Religion, ja ihrer gesammten Bildung, auf einen Unterricht zurück, den ihre Vorfahren von höhern Wesen gerade so erhielten, wie ein Kind den Unterricht seines Vaters; und wer überhaupt zugibt, der Mensch bedürfe der Erziehung, der wird dieser Überlieferung die Wahrheit nicht absprechen. So wenig als ein Kind ohne alle fremde Nachhülfe in den Besitz der Kenntnisse und Einsichten gelangt,

auf welche es als Mann fortbaut, ebenso wenig konnte das Menschengeschlecht in seiner Kindheit die, wenn auch noch so rohen, Anfänge der Kunst und des Wissens ohne Anleitung finden; und sei immerhin diese Anleitung in den Kenntnissen und Fertigkeiten, die das sinnliche Wohlsein betreffen, dem Bedürfnisse und Nachahmungstriebe der Urmenschen durch Gegenstände und Erscheinungen der äußern Natur gegeben worden, vermochte denn diese Natur auch ihre sittlichen Kräfte in Bewegung zu setzen und ihnen Aussichten in die übersinnliche Welt zu öffnen? Dem gemeinen Verstande, der nur aus sinnlicher Erfahrung erkennt, ist die Welt ein Räthsel; das Wort dieses Räthsels, die Kunde von Gott und seinem Verhältnisse zu der Welt, konnte nur Gott selbst geben. Was Menschen davon wissen, das hat er ihnen selbst durch unmittelbare, mündliche Offenbarungen mitgetheilt, ohne die sie entweder nie oder doch nicht so früh und so sicher zu dieser Kunde gelangt wären. Gott aber nahm bei seinen Offenbarungen Rücksicht auf die Fassungskräfte der Menschen, nach deren allmäliger Entwickelung sich drei Zeitalter der Offenbarung oder der göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts unterscheiden lassen. Die frühesten Offenbarungen, im patriarchalischen Zeitalter, sind den Stammältern aller Völker gemein, und ihre Strahlen leuchten durch die Dämmerung aller uns bekannten heidnischen Mythen hervor, die bei näherer Beobachtung als mehr oder weniger wunderlich ausgesponnene Phantasien über die einfachen Religionsbegriffe der Urwelt erscheinen, und, was die heil. Schrift sagt, bestätigen: „daß Gott sich nirgends unbezeugt gelassen habe". Rein erhalten und nach und nach vervollständigt wurden diese ältesten Vorbegriffe im Mosaischen Zeitalter durch fortgesetzte Offenbarungen Gottes an einzelne Auserlesene, die uns die Bibel als Propheten des israelit. Volks von Moses bis Maleachi kennen lehrt. Vollendet hat Gott seine Offenbarungen endlich durch Christum, dessen Religion für alle Völker bestimmt und das letzte (s. Inspiration), vollkommenste, bis zum Ende der irdischen Dinge ausreichende Wort Gottes an die Menschen ist. So hat die Offenbarung das Menschengeschlecht von seiner Kindheit an bis zum Mannesalter auferzogen und unterrichtet, und nun, seit 18 Jahrh. aus dieser Schule entlassen, soll es im Lichte dieser empfangenen Belehrungen nur dahin arbeiten, daß solches Licht allen Einzelnen kund, klar und heilsam werde. Die Bestätigung dieses, in der Bibel ausgesprochenen und durchgeführten göttlichen Planes der Menschenerziehung durch die Offenbarung lesen wir auf den Blättern der Weltgeschichte, wenn wir anders den Geist, der in ihr waltet, verstehen. Sie beweist die Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung Gottes an das Menschengeschlecht, indem sie die Wirklichkeit dieser Thatsache darstellt, ebensowie die Welt selbst für die Möglichkeit des Wunders ihrer Entstehung durch den Willen Gottes keinen andern Erfahrungsbeweis hat als die Thatsache ihres Daseins. Weil aber hier von Beziehungen des Unendlichen zum Endlichen die Rede ist, so wird der gemeine Menschenverstand, für den Ersteres gar nicht da ist, niemals aufhören, die Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung Gottes in Zweifel zu ziehen, zumal da diese außer den Religionswahrheiten, die die Vernunft durch eigne Thätigkeit finden könnte, auch noch geheimnißvolle Lehren (Mysterien) verkündigt, welche der Vernunft zwar nicht widersprechend, aber doch unbegreiflich, und daher von Denjenigen, welche mit ihrer Vernunft, wie unentwickelt sie noch immer sei, das Gebiet alles wirklichen Seins im Himmel und auf Erden ausmessen, mithin auch nichts Neues mehr erfahren zu können glauben, kurzweg verworfen worden sind. Gleichwohl haben gerade diese theoretisch-unbegreiflichen Religionslehren von ihrer praktischen Seite so viel Gewicht für das menschliche Herz, daß sie dasselbe, trotz den nachdrücklichsten Warnungen und Befehdungen eines sich Philosophie nennenden seichten und trivialen Verstandesraisonnements, standhaft festhält. Denn nicht nur den Einfältigen im Volke, sondern auch Männern von der umfassend-

sten Geistesbildung ist es, nach ihrem eignen Geständnisse, erfreulich zu wissen, daß Gott sich als Vater, der Alles geschaffen und sich aller seiner Geschöpfe erbarmt, als Sohn, der Mensch geworden ist, um die Welt vom Bösen zu befreien, und als heiliger Geist, der sie durch immerwährendes Lehren, Ermahnen und Trösten im Guten erhalten will, geoffenbart, und durch solche Herablassung zu den Bedürfnissen der verirrten Menschheit Denen, die sich bessern, die Zuversicht ihrer Versöhnung mit ihm, der Vergebung ihrer Sünden und einer himmlischen Unterstützung zu allem Guten eingeflößt hat. Sie überzeugen sich, diese Offenbarung könne Gottes ebenso wenig unwürdig sein, als eines Familienvaters die Weisheit, mit welcher er sich seinen Kindern immer von der Seite zu zeigen sucht, die ihren Fassungskräften, Bedürfnissen und den Zwecken ihrer Erziehung die angemessenste ist. Denn weil Gott den Menschen mit moralischer Freiheit, d. h. so geschaffen hat, daß er nicht nur das Gute wählen, sondern auch irren und Fehler begehen kann, so erfodert die Bestimmung zur Tugend und Gottähnlichkeit, die der Mensch dennoch erreichen soll, Veranstaltungen zu einer außerordentlichen, in der bekannten Natur der Dinge nicht gegründeten Nachhülfe, wie sie durch jene unmittelbaren göttlichen Offenbarungen an das Menschengeschlecht getroffen worden sind. Je mehr nun dieser, durch die Bemühungen der Skepsis und Kritik des 18. Jahrh. verdächtig gemachte Offenbarungsglaube gegenwärtig wieder herrschend werden will, desto größer wird die Verlegenheit der Naturalisten, die ihn in der Theorie schon völlig verdrängt zu haben meinten, da sie sich einerseits durch die Erfahrung überführt sehen, wie wenig ein des göttlichen Ansehens ermangelndes Religionssystem aus bloßer Vernunft zulänglich und geeignet sei, in das Leben der Völker einzutreten, andrerseits aber der Rüge einer zu wenig erkannten argen Selbsttäuschung, in der sie Empfangenes für Erfundenes ausgeben, nicht mehr entgehen können. Denn daß sie die Religionswahrheiten, die sie für Erzeugnisse der bloßen Vernunft erklären, anderswoher hätten als aus den Lehren der göttlichen Offenbarung, unter deren Einflusse sie und ihre Vorgänger auferzogen und gebildet worden sind, werden sie nicht eher beweisen können, als bis sie einen Menschen ausfindig machen, der, ohne jemals unter Offenbarungsgläubigen gelebt, oder ein biblisches, oder von einem mit geoffenbarter Religion bekannten Verf. geschriebenes Buch gelesen oder überhaupt irgend einigen Unterricht in einer positiven Religion genossen zu haben, nur durch Naturbetrachtung und eigne Vernunftthätigkeit zur Erkenntniß der Sätze gelangt sei, welche die sogenannte natürliche Religion ausmachen. Bis ein solcher, von aller übernatürlichen, göttlichen Belehrung unabhängiger Vertreter der vergötterten Vernunft auftritt, wird die Offenbarung des lebendigen Gottes die Lehrerin der Menschen und die Stütze des Glaubens der Millionen bleiben, die sich zu ihr bekennen. Um über die Art und Weise, wie sie an die Urväter und Propheten ergangen sei, zuverlässige Auskunft zu geben, müßte man selbst zu den Vertrauten Gottes gehören. Seit es keine dergleichen Eingeweihte mehr gibt, ist weder ein näherer Aufschluß hierüber noch eine weitere Vervollkommnung der geoffenbarten Religion selbst denkbar. Vervollkommnen soll und kann sich aber immerwährend das Verständniß der Offenbarung und ihre Anwendung im Cultus und im sittlichen Leben. Denn hat auch der Mensch sich die Religion nicht selbst gegeben, so liegen doch in seinem Gemüthe alle Keime der wahren Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge, und die Offenbarung zeigt und enthüllt ihm nur, was er unbewußt in sich trägt. Je besser er dies Zeigen und Enthüllen des göttlichen Erziehers wahrnimmt und verstehen lernt, desto deutlicher und lebendiger wird er Gottes und seiner Beziehung zu der Welt inne; daher denn die Einbildung, als habe er selbst gefunden, was ihm gelehrt worden ist, wol möglich und verzeihlich, aber von dem Versuche, die Vervollkommnungsfähigkeit der geoffenbarten Religion durch die Vernunft zu erweisen, kein andres Ergebniß

zu erwarten war, als was sich von selbst versteht, daß nämlich unsere Erkenntniß und Ausübung dieser Religion und der aus ihren Quellen hergeleitete kirchliche Lehrbegriff einer unendlichen Vervollkommnung fähig sei.

Öffentliche Meinung ist die zu einer gewissen Zeit vorherrschende Ansicht von den gesammten Angelegenheiten der Menschheit, insonderheit den bürgerlichen und kirchlichen. Da nämlich Staat und Kirche die beiden Gesellschaften sind, welche die höchsten Zwecke der Menschheit umschließen, so bildet sich in denselben nach und nach eine, Mehren gemeinschaftliche Ansicht, sowol von jenen Zwecken selbst als von den Mitteln, sie zu verwirklichen, und diese Ansicht verbreitet sich mit der steigenden Bildung und mit der Vervielfachung der Berührungspunkte und Mittheilungsmittel immer mehr, sodaß sie den Charakter einer öffentlichen Meinung annimmt und dadurch zu einer wirklichen Autorität in menschlichen Angelegenheiten wird. Die Macht dieser Autorität ist zwar eigentlich unsichtbar, weil sie geistig ist; aber sie ist eben darum auch desto wirksamer und kann sogar unwiderstehlich werden. Im Zeitalter der Reformation war es öffentliche Meinung, daß die Kirche an Haupt und Gliedern verdorben sei und einer gründlichen Verbesserung bedürfe. Darum gelang das Werk der Reformation, trotz dem Widerstande des Oberhauptes der Kirche und seiner Anhänger. In unsern Zeiten scheint es öffentliche Meinung, daß die europäischen Staaten einer freien oder stellvertretenden Verfassung bedürfen, wodurch die Gewalt der Herrscher in gesetzliche Schranken eingeschlossen werde. Was das Organ der öffentlichen Meinung anlangt, so ist dies jetzt allerdings die Presse, weil durch diese allein der schnellste Gedankenverkehr im Großen vermittelt wird. Indessen würde man sehr irren, wenn man glauben wollte, daß es vor Erfindung dieses künstlichen Organs gar keine öffentliche Meinung gegeben hätte. Denn dieses Organ bezieht sich auf ein andres, die Schrift, und dieses wieder auf die Rede, welche eigentlich das ursprüngliche und natürliche Organ aller Meinungen, also auch der öffentlichen ist. Daher hatten auch Griechen und Römer und die gebildeten Völker des Mittelalters ihre öffentliche Meinung; nur war sie nicht so verbreitet, nicht so entwickelt und ausgebildet, wie sie es jetzt mittelst der Presse ist. Dies ist auch der Grund, warum despotische Fürsten, welche sich vor der Macht der öffentlichen Meinung fürchten, von jeher nichts Angelegentlicheres gehabt haben, als die Presse in möglichst engen Schranken zu halten. Denn da die öffentliche Meinung nur aus einem freien Gedankenverkehr hervorgeht und dieser Verkehr ihr wahrer Lebensquell ist, so pflegt sie Den zu tadeln, der diesen Verkehr stört und seine besondere Meinung mit Gewalt zur öffentlichen erheben will. Darum hat auch die öffentliche Meinung von jeher die Freiheit zu denken, zu reden und zu schreiben in Anspruch genommen. Talleyrand bemerkte in einer Rede in der Pairskammer 1821: „Ich kenne Jemand, der mehr Kopf hat, als Napoleon, Voltaire und als alle Minister, die da waren und noch kommen werden. Dieser Jemand ist die öffentliche Meinung".

Öffentlichkeit, eine der ersten Bedingungen einer wohl eingerichteten Staatsgesellschaft. Das, was alle Theilhaber der Gesellschaft betrifft, müssen Alle auch wissen, insofern die Kenntniß desselben ihres Amtes ist. Aber eben die wichtigsten Angelegenheiten sind ihres Amtes, nämlich die, welche den Geldhaushalt der Gesellschaft betreffen. Jeder will wissen, wie das Geld, das er in Staatssteuern gibt, verwendet wird. Was die diplomatischen Geheimnisse der Minister betrifft, so könnte deren Bekanntmachung oft unangenehme Spannungen mit befreundeten Mächten veranlassen. Daher werden diese den Abgeordneten des Volks gewöhnlich erst dann vorgelegt, wenn die Verhandlungen geendet sind; und ein besonderer Ausschuß untersucht die darauf Bezug habenden Papiere, ohne sie indeß durch den Druck bekanntzumachen. Die Öffentlichkeit betrifft also nur

die Angelegenheiten der Gesellschaft, nie aber die Angelegenheiten von Privatpersonen, die Fälle ausgenommen, wo diese für die Gesellschaft von Wichtigkeit sind, oder wo Privatpersonen bei ihren Streitigkeiten sich auf das Urtheil der Gesellschaft oder das der öffentlichen Meinung beziehen. (S. Preßfreiheit und Staatsverfassung.) Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst, der Zeitungen und der Posten hat die Öffentlichkeit einen ganz andern Charakter angenommen als sie in den Staaten der Alten hatte. Denn seit die öffentliche Meinung gebildeter und unterrichteter geworden ist, strebt die Öffentlichkeit um so kräftiger, auf gesetzliche Weise in den Staatshaushalt einzugehen und sucht ihre Organe in der Volksvertretung und in der Preßfreiheit. Bg.

Öffentliches Verfahren, s. Proceßordnung.

Offertorium, in der römischen Kirche, derjenige Gesang, oder derjenige Theil der Kirchenmusik, welcher während der Messe, wenn das Volk zum Opfer geht, angestimmt oder auf der Orgel vorgetragen wird. (S. auch Opfer.) Das Offertorium ist der erste Haupttheil der Messe (s. d.). Der Priester opfert Wein und Brot, welche er bei der Consecration in des Herrn Leib und Blut verwandeln und die bei der Communion er und die Gemeinde genießen wird. Diese Gaben Gottes opfert der Priester dem Urheber alles Guten, betet ihn an und dankt ihm im Namen der Anwesenden. Der redliche Katholik vereinigt sich mit dieser Aufopferung des Priesters: er opfert ein reuevolles und zerknirschtes Herz. V. e. Kath.

Official, der Vicarius eines Bischofs in weltlichen Gerichtsangelegenheiten (z. B. Ehesachen); dagegen der Vicarius desselben in geistlichen und Kirchensachen den Titel Weihbischof zu führen pflegt. Das Officialat ist das bischöfl. Gericht, hauptsächlich in weltlichen peinlichen Fällen, wo ein solcher Official an des Bischofs Statt den Vorsitz hat und Recht spricht.

Officinell ist Alles, was theils als einfaches, theils als zubereitetes oder zusammengesetztes Arzneimittel nach der Bestimmung der Landespharmakopöe in der Officin (Apotheke) vorräthig gehalten werden muß.

Ofterdingen (Heinrich v.), oder Affterdingen, Efterdingen, einer der berühmtesten deutschen Dichter aus dem 12. und 13. Jahrh. (dem schwäbischen Zeitalter), von dessen Lebensumständen jedoch wenig bekannt ist. Seine Jugend, heißt es, brachte er in Östreich, an dem Hofe des Herzogs Leopold VII. zu. Hier bildete er sich zum Dichter, unternahm von Zeit zu Zeit Reisen und verbreitete allenthalben den Ruhm seines Fürsten. Ein Gleiches that er an dem Hofe des Landgrafen Hermann v. Thüringen, wo er in einem öffentlichen Wettstreite mit Wolfram v. Eschenbach, wovon der Krieg auf der Wartburg Kunde gibt, den Lobpreisern Hermanns das Lob Leopolds entgegensetzte. Wir haben von O.'s Poesie nichts übrig, als einige Stellen des Krieges auf der Wartburg in der Mannesseschen Sammlung. Auch gehört ihm ein Theil des „Heldenbuches". Daß er der Verf. des Nibelungenliedes (s. d.) sei, wird ebenso sehr bestritten als behauptet. Novalis hat Ofterdingen's Namen an die Spitze eines schönen Romans gestellt.

Og, König zu Basan, dessen auch die Bibel erwähnt, war, den rabbinischen Sagen zufolge, einer von den Riesen, die vor der Sündflut lebten, und der bei der allgemeinen Überschwemmung dadurch dem Tode entging, daß er sich auf das Dach von Noah's Arche flüchtete. Noah versorgte ihn daselbst mit Lebensmitteln, weniger aus Mitleid, als daß er den Menschen, die nach der Sündflut kommen würden, zum lebenden Beweise der Allmacht Gottes diene, der solche Ungeheuer geschaffen und wieder von der Erde vertilgt hatte. In dem Kriege Og's gegen die Israeliten hatte er einen Berg von 6000 Schritten im Umfange aufgehoben, und war im Begriff, ihn auf das Feldlager Israels herabzustürzen, als derselbe,

der auf Gottes Schickung von Ameisen ausgehölt war, über ihm zusammenstürzte. Zugleich wuchsen seine Zähne so schnell, daß sie in den Berg eindrangen, und ihn verhinderten sich zu befreien, sodaß Moses ihn mit leichter Mühe tödten konnte. Um einen Begriff von seiner Riesenhaftigkeit zu geben, erzählen die Rabbinen, daß Moses, der, nach ihrer Angabe, 6 Ellen groß war und eine Streitart von gleicher Größe hatte, dennoch 6 Ellen hoch springen mußte, um ihn am Knöchel des Fußes zu verwunden, woran er sich verblutete.

Oginski (Michael Kasimir), Großfeldherr von Lithauen, aus einem der ältesten und erlauchtesten Geschlechter Polens, war geb. 1731. Mit vortheilhaftem Äußern verband er den liebenswürdigsten Charakter und ein ausgezeichnetes Talent. Eifriger Beschützer der Kunst, war er selbst Meister auf verschiedenen Instrumenten, und wußte gleich geschickt Crayon und Pinsel zu führen; ihm wird die Einführung des Harfenpedals zugeschrieben. Sein Schloß zu Slonim, wo er gleich einem souverainen Fürsten lebte, war der Vereinigungspunkt berühmter Künstler und aller durch Rang oder Geist Ausgezeichneten. Vaterlandsliebe rief ihn 1771 aus dem Schoße des reichsten und feinsten Lebensgenusses auf das Schlachtfeld; an der Spitze der Conföderation in Lithauen bekämpfte er die in Polen eingedrungenen russischen Heere. Confiscation seiner Güter war die Folge; er wanderte aus und kehrte erst 1776 zurück. Auf eigne Kosten ließ er den Canal graben, welcher seinen Namen führt und durch Vereinigung zweier Ströme eine Verbindung zwischen der Ostsee und dem schwarzen Meer eröffnet. Nachdem Oginski 2 Drittheile eines ungeheuern Vermögens eingebüßt, zog er sich von den Geschäften zurück und starb 1803 zu Warschau im 72. J. seines Alters.

Oginski (Michael Kleophas), Großschatzmeister von Lithauen, Neffe des Vorigen, geb. 1765, trat, 19 J. alt, in den Staatsdienst, war Abgeordneter beim Reichstage, dann außerordentl. Gesandter in Holland, und 1793 Schatzminister. Als Kosciuszko 1794 zu den Fahnen des allgemeinen Aufstandes rief, gab O. das Portefeuille zurück und wurde Chef eines auf seine Kosten ausgerüsteten Jägerregiments. Nach glänzenden Beweisen von Muth und Ausdauer zwang ihn der unglückliche Ausgang des Kampfes zur Flucht, und seine Güter wurden die Beute russischer Generale. Jetzt ernannten ihn die polnischen Patrioten zu ihrem Agenten in Paris und Konstantinopel, und hier bot er für die Wiederherstellung seines Vaterlandes Alles auf. Nachdem jede Hoffnung dazu verschwunden war, erbat und erhielt er 1802 vom Kaiser Alexander Erlaubniß, auf sein Landgut Zalesie bei Wilna zurückzukehren. Hier lebte er mehre Jahre den Wissenschaften, der Musik und dem Gartenbau, war auch mit Redaction seiner Memoiren beschäftigt. Nach dem Frieden von Tilsit begab er sich mit seiner Familie nach Frankreich und Italien; 1810 zum Senator und Geh.-Rath ernannt, kehrte er nach Rußland zurück, lebt aber seit 1815 wieder in Italien. In glücklicher Muße vermehrt er hier die Zahl seiner musikalischen Compositionen, worunter einige berühmt wurden, vorzüglich die Polonaisen. S. „**Mémoires sur la Pologne et les Polonais depuis 1788 — 1815**" (Paris 1826, 2 Bde.) enthalten neue Aufschlüsse, vorzüglich über die Zeit von 1794 — 98.

Ogyges wird als der älteste Beherrscher von Attika genannt, welches zu seiner Zeit noch Akta geheißen haben soll, ungefähr 1700 vor Chr. Die Athener hielten ihn für eingeboren. Nach andern Sagen war er Beherrscher der Hektenen, der ältesten Bewohner des Landes, welches späterhin von den Böotiern Böotia, früher von jenem Ogygia geheißen haben soll, und selbst die Erbauung Thebens ward ihm zugeschrieben und ein Thor dieser Stadt von ihm benannt. Doch ward auch letzteres von einer T. des Amphion und der Niobe, Ogygia genannt, hergeleitet. Unter der Regierung des Ogyges ereignete sich die **Ogygische Flut**, welche ganz Attika verwüstete, nach Larcher 1759 v. Chr. Eine neuere Vermu-

thung ist, daß unter einem ägyptischen Könige Ogyges eine Priestercolonie nach Böotien gekommen sei und sich von da über Attika verbreitet habe. Endlich wird auch die Insel der Kalypso (s. d.) Ogygia genannt.

Ohio, der schöne Fluß, die wichtigste Stromfahrt für den Handel der Vereinigten Staaten, gehört zum östl. Stromgebiete des Mississippi. Zwei Flüsse, der Monongahela und der Alleghany, erhalten da, wo sie sich, südlich vom Eriesee, bei Pittsburg in Pennsylvanien vereinigen, den Namen Ohio. Er strömt südwestlich, nimmt mehre schiffbare Flüsse auf, z. B. nördlich den Miami, Wabasch, Scioto u. a., südlich den Kentucky, den Cumberlandfluß, den New-River, und den Teneſſee, und ergießt sich, nach einem Laufe von 200 geogr. Meilen, 1000 Ellen breit in den Mississippi. Er ist mit seinen Armen 5000 engl. M. schiffbar und bewässert 198,464 engl. □M. Der Ohiostaat (1872 deutsche □M.), noch vor 35 Jahren eine Wüste, zählt jetzt 855,000 Einw. und kann 100,000 Milizen stellen. Dieses fruchtbare, von großen Waldungen (Fichten, Eichen, Ahorn und dem prächtigen Sykomore) überschattete Land liegt am nordwestl. Ufer des Ohio unter sehr gesundem Himmelsstrich. Es ward 1802, als ein selbständiger Freistaat, in den Bund der Verein. Staaten aufgenommen. Ohio grenzt an die Staaten Indiana, Pennsylvanien, Virginien und Kentucky und wird in 53 Grafschaften getheilt. Seine Legislatur besteht aus 36 Senatoren und 72 Repräsentanten. Den Binnenhandel befördert die Ausfuhr auf dem Ohioflusse und dem Eriesee durch Dampfschiffe und zwei großen Canälen. Unter den Städten sind zu bemerken: Columbus, der Sitz der Regierung, Chilicothe, und die größte, Cincinnati, am Ohio, mit 2600 Einw. Letztere hat eine öffentliche Bibliothek, eine literarische Gesellschaft und Buchhandel. Außer den Elementarschulen gibt es in diesem Staate 13 Akademien oder Gymnasien, 5 Collegien oder hohe Schulen (für die Theologie zu Athens, für die Heilkunde zu Orford ꝛc.). In Ohio, dessen Verfassung Melish (in s. „Travels through the United States", Philad. 1815) für die beste aller übrigen nordamerikanischen Freistaaten hält, ist die Negersklaverei streng verboten.

Öhlenschläger (Adam), Ritter vom Danebrog. Dieser dramatische Dichter hat sein Vaterland, Dänemark, wie überhaupt den skandinavischen Norden, durch poetische Bearbeitung der einheimischen Sagen und Geschichten verherrlicht; Deutschland eignet sich ihn zu, weil er in deutscher Sprache die schönsten seiner Werke gedichtet. Die Verwandtschaft beider Länder und ihres Geistes hat er von neuem als Dichter bestätigt. Ö. verlebte seine Jugendjahre auf dem Schlosse Friedrichsberg bei Kopenhagen, wo sein Vater Schloßverwalter war, und studirte seit 1800 die Rechte, verließ aber bald nachher die juristische Laufbahn und machte auf Kosten der dänischen Regierung eine Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien. Dann wurde er zum Prof. der Ästhetik an der Universität zu Kopenhagen ernannt, wo er auch an der Theaterdirection Theil nahm. 1816 machte er eine neue Reise durch die ebengenannten Länder, von welcher er eine Beschreibung geliefert hat. Jetzt lebt er wieder in Kopenhagen. In Deutschland ward er zuerst bekannt durch sein dramatisches Märchen „Aladdin, oder die Wunderlampe" (1808, und in einer umgearbeiteten Aufl. Leipzig 1820). Noch berühmter sind seine ernsten Dramen „Palnatoke", „Hakon Jarl", „Axel und Walburg", und das Künstlerdrama „Correggio". Außerdem hat Ö. mehre dramatische Gedichte in deutscher Sprache geschrieben, von denen wir die „Ludlamshöhle", „Freya's Altar", den „Hirtenknaben", „Starkother", „Erich und Abel" ꝛc. nennen. Ferner verdanken wir ihm eine neue Übersetzung von Holberg's Lustspielen (Leipz. s. 1822, 4 Thle.). Seine Umarbeitung des alten deutschen Romans „Insel Felsenburg" erschien u. d. T. „Die Inseln im Südmeer" (Tüb. 1826, 4 Bde.). Weniger Bedeutung als seine dramatischen Arbeiten haben

seine lyrischen Gedichte und seine Novellen. In der dänischen Literatur ist Ö. der Begründer eines neuen, freiern, dem deutschen Geiste verwandten Geschmackes, den man eben sowol lobend wie tadelnd den romantischen nennt. Sein Gegner, mit dem er heftige Streitigkeiten gehabt hat, war Baggesen (s.d.), der dem ältern und der franz. Poesie näherstehenden Geschmacke huldigte. Ö.'s berühmteste Dichtungen in dänischer Sprache sind dieselben, welche wir oben als deutsche aufgeführt haben.

Ohmacht (Landolin), Bildhauer, geb. um 1768 in der ehemal. Reichsstadt Rotweil, zeigte schon früh sein Bildnertalent. Er trat bei einem Heiligenbildschnitzer, dann bei verschiedenen andern Meistern, die er bald sämmtlich übertraf, in die Lehre, endlich bei dem trefflichen Bildhauer Melchior in Frankenthal. Hier ward er mit den Grundsätzen der höhern Kunst und eines geläuterten Geschmacks bekannt, und erwarb sich einen bedeutenden Ruf. Nachdem er einige Zeit in Manheim und Basel gelebt und hauptsächlich im Portrait gearbeitet hatte, besuchte er, um 1790, Italien, wo er, meist in Rom, zwei Jahre verweilte und seine Bildung vollendete. Er sah dann die Kunstsammlungen in München, Wien, Dresden u. s. w., und verweilte längere Zeit im Hamburg. Hier arbeitete er ein Denkmal, welches dem Bürgermeister Rodde im Dom zu Lübeck errichtet wurde, und Klopstock's Büste, beide in Marmor und von großer Vollkommenheit. 1801 ward er nach Strasburg berufen, um das Denkmal für den General Desaix auszuführen. Nur der Entwurf und die Ausarbeitung der einzelnen Figuren dieses Denkmals gehört ihm, nicht aber die Idee des Ganzen, welches mit Recht getadelt worden ist. Er hat seitdem seine vorzüglichsten Arbeiten in Strasburg verfertigt, als: das Urtheil des Paris, eine Gruppe von vier Personen, in Sandstein; zwei kolossale Büsten, in Marmor, Hans Holbein und Erwin von Steinbach; Neptun auf einem Felsen sitzend, kolossal, in Sandstein; ein junger Faun, in Sandstein; das Denkmal Oberlin's in der Thomaskirche in Strasburg, Hautrelief in Marmor; eine Venus in Lebensgröße, in Marmor; eine Flora, als Seitenstück zur Venus; das Denkmal Koch's in der Thomaskirche u. s. w.; eine Menge schätzbarer Miniaturarbeiten in Aladaster, viele Portraits, Büsten u. s. w. Seine letzte uns bekannt gewordene Arbeit sind zwei weibliche Figuren und ein Christusbild für die neue protestantische Kirche zu Karlsruhe.

Ohnmacht (animi deliquium, lipothymia, syncope) ist eine krankhafte Erscheinung, welche sich durch plötzliche, längere oder kürzere Zeit dauernde, Abspannung aller Functionen, insbesondere aber der sensibeln, auszeichnet, und die wol eigentlich in einer plötzlichen Unterdrückung der Nerventhätigkeit besteht. Von hier geht sie aus und verbreitet sich auch auf die übrigen Verrichtungen, auf welche die Nerventhätigkeit Einfluß hat. Darum sind Diejenigen, deren Nervensystem in einem gereizten und geschwächten Zustande sich befindet, zu Ohnmachten sehr geneigt und erleiden sie von Veranlassungen, welche bei Andern solche Folgen nicht haben würden. Wir sehen sie entstehen von übermäßigen Anstrengungen, vorzüglich bei der Geburt, von übermäßigen und sehr schnellen Ausleerungen, vorzüglich des Blutes, und von allen äußern Umständen, welche das Nervensystem lebhaft erregen, z. B. von starken Gerüchen, heftigem Schreck ꝛc., von Gemüthsbewegungen, schlechter Luft, Überfüllung des Kopfes mit Blut, und von manchen andern Krankheiten, z. B. Brand, Nerven- und Faulfieber, organischen Fehlern des Herzens, der großen Gefäße u. s. w. Bei einem gelindern Anfalle empfinden die Kranken Schwäche, Wüstigkeit, Betäubung, Schwindel, Angst, Klingen vor den Ohren, sie sehen Nebel, Flor, oder es wird ihnen schwarz vor den Augen; die Augen verlieren den Glanz und bekommen einen bläulichen Ring; das Gesicht wird blaß, sinkt ein; die Muskeln werden schwach und vermögen den Körper nicht zu tragen. Bei höhern Graden verliert sich das Bewußtsein entweder ganz,

oder es ist durch verworrene Vorstellungen getrübt; dann ist der Puls sehr matt, klein, träge, kaum zu fühlen, das Athmen träge, die Gliedmaßen kalt. Gewöhnlich geht dieser Zustand in kurzer Zeit vorüber, und hinterläßt bloß das Gefühl von Schwäche, welches sich nach uad nach auch verliert, und er hat nicht viel zu bedeuten, wenn er von vorübergehenden Veranlassungen herrührte. Wenn indeß Jemand häufig ohne äußere Veranlassung in Ohnmacht fällt, so ist dies, schon nach Hippokrates's Ausspruch, gefährlich. Endlich wirkt die Ohnmacht in manchen Fällen wohlthätig, indem sie Blutungen stillt und Schmerzen lindert, geht aber leicht in Scheintod und wirklichen Tod über. Daher sucht man die Ohnmacht immer schnell zu vertreiben, und man bedient sich dazu der aufregenden oder flüchtig reizenden Mittel, z. B. der Naphthen, von denen man einige Tropfen nehmen läßt, wenn der Kranke schlingen kann; sonst besprengt man das Gesicht mit einigen Tropfen kalten Wassers, reibt die Schläfe mit Essig, oder hält etwas Starkriechendes unter die Nase. Zu einer gründlichen Cur ist es aber nöthig, daß die Ursachen berücksichtigt und entfernt, die Hauptkrankheiten gehoben oder die kränklichen Anlagen gehörig beseitigt werden. B. P.

Ohr, s. Gehör.

Ohrenbeichte, in der römischen Kirche, das, dem Priester im Beichtstuhle abzulegende geheime Bekenntniß der Sünden, die der Beichtende seit der letzten Beichte begangen hat. Der Beichtvater pflegt das Beichtkind noch über die nähern Umstände der eingestandenen Sünden auszuforschen, und nach Maßgabe derselben sowol seine Ermahnung, als auch die besondern Büßungen einzurichten, die er ihm als eine Bedingung der Absolution (Sündenerlaß) auflegt. Der Beichtende darf keine grobe Sünde, deren er sich erinnern kann, verschweigen, dagegen der Beichtvater zur unbedingten Geheimhaltung der ihm abgelegten Bekenntnisse verpflichtet ist. Diese Verpflichtung heißt das Beichtgeheimniß oder Beichtsiegel. Die dabei zu ertheilende Absolution hat nach dem Lehrbegriffe der kathol. und der griech. Kirche sacramentalische Kraft. Da die heilige Schrift keine erweisliche Bestimmung hierüber enthält, so fand der Gebrauch der Beichte vor dem Abendmahlsgenusse in den ältesten Christengemeinden nicht statt. Wer sich grober Sünden schuldig gemacht hatte, legte vor der versammelten Gemeinde ein öffentliches Bekenntniß der Reue ab, welches gewöhnlich schriftlich aufgesetzt war und von dem Büßenden abgelesen wurde. Papst Leo der Große verwandelte um 450 diese öffentliche Beichte in eine geheime vor dem Priester. Die protestantischen Kirchen haben die strenge Ohrenbeichte bekanntlich abgeschafft. (S. Beichte und Buße.) E.

Ohrenklingen (tinnitus aurium), die Täuschung des Gehörs, welche in der Wahrnehmung eines hohen Tons besteht, dem kein äußeres Object entspricht. Ist der Ton tief, so heißt der Zufall Ohrenbrausen oder Sausen vor den Ohren. Diese Erscheinungen sind für das Gehör, was der Schwindel für das Gesicht, daher, wie dieser, oft Vorboten schwerer Krankheiten, z. B. der Schlagflüsse und der nervösen Übel. B. P.

Ohrenzwang (otalgia), der bisweilen sehr heftige und mit einer eignen Unruhe verbundene Schmerz, der in der Tiefe des Ohres empfunden wird, und dem manchmal eine Entzündung zum Grunde liegt. Erkältung, vorzüglich örtliche des Ohres, Skropheln, Ansammlung von Feuchtigkeiten oder fremde Körper im Ohre, auch der Ausbruch des hintersten Backenzahns, verursachen ihn. Er ist oft mit Ausfluß einer lympathischen oder eiterartigen Flüssigkeit, mit Ohrenbrausen und schwerem Gehör verbunden. Man sucht ihn dadurch zu lindern, daß man milde Dinge in das Ohr bringt, z. B. Dämpfe von aromatischen Aufgüssen, lauwarme Milch, oder (bei Entzündung) Blutegel anwendet, Zugpflaster in den Nacken legt und die Ursachen hinwegräumt, wenn es möglich ist. B. P.

Öileus, einer der Argonauten, s. Ajax.

Oken (Ludwig), großherz. sachs.-weimarischer Hofrath, gewes. Professor zu Jena. Dieser ausgezeichnete philosophische und praktische Naturforscher, dessen Name in der Geschichte der Naturwissenschaften einen ehrenvollen Platz behaupten wird, wurde 1807 von Göttingen, wo er mehre Jahre als Privatdocent lebte, nach Jena als Professor berufen. Seine Vorlesungen über Naturphilosophie, allgemeine Naturgeschichte, Zoologie mit vergleichender Anatomie, Pflanzen-, Thier- und Menschenphysiologie erhielten bald den verdienten Beifall. Im Spätherbst 1816 fing er an die „Isis" herauszugeben, ein encyklopädisches Blatt, das aber vorzugsweise naturhistorisch gewesen ist und noch ist. Da in Weimar größere Preßfreiheit war, so strömte Alles dahin, was irgend Beschwerden und Klagen laut werden lassen wollte, und O. nahm es in die „Isis" auf, wenn es ein allgemeines Interesse hatte. Dadurch erregte er auswärts hohes Mißfallen. Ein Blatt ward confiscirt. Endlich legte die weimarische Regierung dem Herausgeber die Alternative vor, entweder die Professur oder die „Isis" aufzugeben. Gleichzeitig ward dieser mit tiefen und ernsten Studien, die von Politik weit ablagen, beschäftigte Gelehrte in die Wartburgssache verwickelt, von aller Schuld jedoch frei gefunden. (S. Wartburgsfest und Umtriebe, nach welchen auch der Art. Oken in der „Biogr. des contemporains", Bd. XV, Paris 1824, zu berichtigen ist.) Seit dieser Zeit lebte O., mit geringer Unterbrechung seines Aufenthalts in Basel, wo er einige Vorlesungen hielt, als Privatgelehrter in Jena, einzig mit der Herausgabe der „Isis" und seiner naturhistorischen Werke beschäftigt. 1827 ging er auf die neuerrichtete Universität München und eröffnete da mit Beifall seine naturhistorischen Vorlesungen zunächst als Privatdocent. Von seinen philosophischen Ansichten der Natur — insoweit sie sich theilweise begreifen lassen — geben verschiedene neubearbeitete Artikel dieses Conv.-Lex., z. B. Elemente, physische, einige Nachricht. Die Hauptaufgabe seines thätigen Lebens besteht aber in der Darstellung eines allgemeinen, in sich zusammenhängenden, alle Reiche der Natur und deren Elemente umfassenden Natursystems, dessen philosophische Begründung den Inhalt seines „Lehrbuchs der Naturphilosophie" ausmacht. Über die Bedeutung und den Werth dieses Systems, das man sowol von den Versuchen Andrer, einzelne Naturreiche nach natürlichen Verwandtschaften anzuordnen, als von den bisherigen künstlichen Systemen wohl unterscheiden muß, vgl. Natursysteme. — Daß O. für sein System, da es von allen bisherigen durchaus abweicht, eine neue Terminologie schaffen mußte, begreift man leicht, wenn man bedenkt, daß, einerseits, für ein naturgemäßes (natürliches) System die Namen der Abtheilungen am schicklichsten von Dem genommen werden, worauf sich die Eintheilung gründet, andrerseits eine deutsche Naturgeschichte auch deutsche Benennungen — woran es bisher noch sehr fehlte — fodert. Hierzu einige Beispiele. In O.'s Mineralogie (deutsch: Irdlehre) gründet sich die Classeneintheilung auf die Zahl und Beschaffenheit der (physischen) Elemente, welche bei der Entstehung der Mineralien (deutsch: Irden) auf diese einen bestimmenden Einfluß gehabt haben. Nun ist die Zahl der Elemente 4, daher auch 4 Classen von Irden, die ihre Namen von den Elementen erhalten, nämlich 1) Ird-Irden (Erden), 2) Wasser-Irden (Salze), 3) Luft-Irden (Brenze, Inflammabilien), 4) Feuer-Irden (Erze). Bei der Classification des Pflanzen- und Thierreichs werden die Namen der Classen nach den Organen der Pflanze und des Thiers bestimmt; daher z. B. Wurzelpflanzen, Stengelpflanzen, Laubpflanzen, Blüthenpflanzen, oder Wurzler, Stengler, Lauber, Blüther u. s. w. Auch die Ordnungen und Sippschaften erhalten ihre zusammengesetzte Benennung von den Organen, und nur die Zünfte mußten, der Kürze wegen, noch besondere charakteristische deutsche Namen bekommen, die freilich meist fremd klingen, wobei aber die schon gebräuch-

NEW JERSEY COLLEGE LIBRARY

lichen Namen, z. B. Lilien, Palmen (für einige Zünfte von Stenglern oder Stengelpflanzen) u. s. w. beibehalten sind. Wer sich über den Ursprung dieser Namengebung für die Zünfte und andre Abtheilungen in O.'s Naturgeschichte unterrichten will, muß die Quellen vergleichen, woraus der Verf. seine Terminologie geschöpft hat. Es sind vorzüglich 1) Nemnich's „Allgemeines Polyglottenlexikon der Naturgeschichte" (Hamb. 1793, 4 Bde., 4.); 2) Illigen's „Versuch einer systematischen vollständigen Terminologie für das Thier- und Pflanzenreich" (Helmstedt 1800). Den Vorwurf, daß die Oken'sche Terminologie das Gedächtniß beschwere, hat er in der Vorrede zu seiner „Naturgeschichte für Schulen" (S. VIII) widerlegt. — Auch die seit 1822 errichtete jährliche Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte, welche nun schon an mehren Orten Deutschlands, 1826 in Dresden und 1827 in München gehalten worden ist, verdankt ihre Entstehung vorzüglich Oken's wiederholter Auffoderung und Anregung durch das Organ der „Isis". — Die Thätigkeit dieses Gelehrten beweist schon die Zeitfolge seiner Schriften: „Grundriß der Naturphilosophie, der Theorie der Sinne und der darauf gegründeten Classification der Thiere" (Frankfurt a. M. 1802); „Die Zeugung" (Bamberg 1805); „Biologie, zum Behuf seiner Vorlesungen" (Göttingen 1805); Oken's und Kieser's „Beiträge zur vergleichenden Anatomie und Physiologie" (Bamberg 1806, 4.); „Über die Bedeutung der Schädelknochen" (Bamberg 1807, 4); „Über das Universum als Fortsetzung des Sinnensystems" (Jena 1808, 4); „Erste Ideen zur Theorie des Lichts, der Finsterniß, der Farben und der Wärme" (Jena 1808, 4.); „Grundzeichnung des natürlichen Systems der Erze" (Jena 1809, 4.); „Über den Werth der Naturgeschichte" (Jena 1809, 4); „Entstehung und Heilung der Nabelbrüche" (Landshut 1810); „Lehrbuch der Naturphilosophie" (Jena, 1. Thl. 1808, enthält das Anorganische, 2. Thl. 1810, Pflanzenreich, 3. Thl. 1811, Thierreich); „Lehrbuch der Naturgeschichte" (1. Thl., Leipz. 1813, Mineralogie; 2. Thl., Jena 1815, Botanik; 3. Thl., Zoologie in 2 Abth., Jena 1816); „Neue Bewaffnung, neues Frankreich, neues Deutschland" (Jena 1813); „Naturgesch. für Schulen" (Lpz. 1821). 49.

Ökonomie, Haushaltung, besonders die Haushaltung des Landmanns. (S. Landwirthschaft.) Über die Staatsökonomie s. Mercantilsystem, Nationalökonomie, Physiokratisches System u. Staatswirthschaft.

Ökonomisten, s. Physiokratisches System.

Olavides (Don Pablo), Graf von Pilo, geb. 1740 zu Lima, in Peru, kam früh nach Madrid, wo seine Talente und seine Thätigkeit ihn bald zu wichtigen Ämtern erhoben. Er folgte als Secretair dem Grafen von Aranda auf seiner Gesandtschaft nach Frankreich. Durch seinen Umgang mit dieser fröhlichen und leichtsinnigen Nation verlor er sein strenges Betragen, nahm zum Theil ihre Sitten an und gewann ihren Charakter lieb. Karl III. erhob ihn in den Grafenstand und ernannte ihn zum Intendanten von Sevilla. Er entwarf mehre große und nützliche Plane, vornehmlich den, die Sierra Morena (s. d.) urbar zu machen. Beschuldigungen der Ketzerei unterbrachen diese Erfolge, und der Mann, der seines Vaterlandes Glanz und Wohlfahrt durch glückliche Einrichtungen vermehrt hatte, wurde von der Inquisition 1778 zu sechs- bis achtjähr. Gefangenschaft und Bußübungen in einem Kloster verurtheilt. Indeß fanden sich Freunde, die seine Flucht im dritten Jahre beförderten. Er begab sich nach Venedig und kehrte später nach Spanien zurück, wo er 1803 starb. Man hält O. für den Verf. eines spanischen Werks: „El Evangelio en triunfo", worin die Religion gegen den Unglauben vertheidigt wird, und das trotz seines geringen Gehalts binnen zwei Jahren acht Ausgaben erlebte.

Olbers (Heinrich Wilhelm Matthäus), geb. zu Arbergen im Herzogth.

Bremen, den 11. Oct. 1758, Dr. der Medicin und ausübender Arzt in Bremen, hat sich in der Astronomie einen bleibenden Namen erworben. Schon 1772 erwachte auf der Domschule zu Bremen seine Liebe zur Sternkunde; 1777 ging er auf die Universität zu Göttingen. Er richtete seine Aufmerksamkeit besonders auf die Kometen. Ihm verdankt man eine neue und bequeme Methode, die Bahn eines Kometen aus eignen Beobachtungen zu berechnen (Weimar 1797). Noch berühmter ward er durch die Wiederauffindung der Ceres 1802, durch die Entdeckung der Planeten Pallas (1802) und Vesta (1807). (S. Planeten.) Außerdem hat er Aufsätze über die Parallaxenberechnung, über die vom Himmel gefallenen Steine ꝛc. geschrieben. Seine Inauguraldissertation handelt: „De oculi mutationibus internis" (1780). 1825 erhielt er das Ritterkreuz vom Danebrog.

Oldenbarneveld, s. Barneveld.

Oldenburg, Herzogthum des deutschen Bundes an der Weser und Hunte, Stammhaus der Dynastie Oldenburg, welche seit 1448 in Dänemark regiert. 1647 mit Delmenhorst vereinigt, fiel Oldenburg, nach dem Abgange der ehemaligen Grafen, 1667 an die Linie in Dänemark. Diese vertauschte sie 1773 gegen den gottorpischen Antheil des Herzogthums Holstein, an den russischen Großfürsten, nachherigen Kaiser Paul, der sie seinem Vetter, dem Herzoge von Holstein-Gottorp und Bischof von Lübeck, Friedrich August (welcher der Stifter des zweiten Astes der holstein-eutinischen Linie wurde), abtrat. Diesen Tausch sowol als die Abtretung bestätigte der deutsche Kaiser 1776. Zugleich erhob er die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst zu einem Herzogthume, unter dem Namen Oldenburg, und ertheilte dem Besitzer desselben auf dem Reichstage die Stimme der ältern holstein-gottorpischen Linie. An die wohlthätige Regierung des ersten Herzogs Friedrich August (starb 1785) erinnert die musterhafte, 1779 errichtete Witwen- und Waisencasse, womit eine Leibrentencasse verbunden wurde. Seine Denkmünze hat die Umschrift: **Subditorum salus felicitas summa.** Sein Sohn und Nachfolger, Wilhelm Peter Friedrich, der gemüthskrank war und die Landesadministration seinem Vetter, dem Fürstbischof von Lübeck, Peter Friedr. Ludwig, überließ, sollte 1802 bei den allgemeinen Ausgleichungen den elsfleter Zoll verlieren, dieser hat aber erst den 7. Mai 1820 aufgehört; übrigens trat der Herzog als Bischof von Lübeck einige Dörfer und die Domstiftsgebäude an die Reichsstadt Lübeck ab. Dagegen erhielt er das Bisthum Lübeck mit den Besitzungen des Domcapitels als erbliches Eigenthum, ferner das hanöverische Amt Wildshausen und die beiden münsterischen Ämter Vechte und Kloppenburg. Der Herzog, welcher am 14. Oct. 1808 dem rheinischen Bunde beitrat, war im Besitze seiner Länder, bis Napoleon durch sein Decret vom 14. Dec. 1810 sie nebst andern Gebieten Deutschlands seinem Reiche einverleibte. Dieser Gewaltschritt beleidigte Rußland, wo die ältere Linie des Hauses Oldenburg in der Abtretung des Stammlandes nicht einwilligte. Die Entschädigung, welche Frankreich anbot, ward weder von dem Herzoge noch von Rußland angenommen. In dem russisch-franz. Kriege errichtete der Herzog eine russisch-deutsche Legion, und der Erbprinz zeichnete sich in der Schlacht bei Borodino aus. Mit Deutschlands Befreiung traten auch für Oldenburg die frühern Verhältnisse wieder ein. Der Herzog kehrte am 27. Nov. 1813 nach Oldenburg zurück. (S. Berger.) Durch den wiener Congreß erhielt er eine Gebietsvermehrung von 5000 Menschen von Hanover und von 20,000 Menschen in dem vormaligen Saardepartement. Demnach begreifen jetzt die sämmtl. oldenburgischen Besitzungen: 1) das eigentliche Herzogthum Oldenburg nebst den Landesantheilen, darunter Jever und die gräfl. Bentink'schen Herrsch. Varel und Knipphausen (s. Standesherren), 7 Kreise (zusammen 110 □M., 196,100 Einw.), sie liegen an der Nordsee und grenzen mit Hanover; 2) das von Holstein und Lauenburg eingeschlossene Fürstenthum Lübeck oder Eu-

tin (9½ □M., 21,000 Einw.), ein fruchtbares Ländchen; 3) das Fürstenthum Birkenfeld, im ehemal. Saardepartement auf dem linken Rheinufer an der Nahe (9 □M., 23,600 Einw.). Den großherzogl. Titel, welcher dem Herzoge durch denselben Congreß gegeben wurde, führt er nicht. Der Herzog Peter, welcher seit 1823 in eignem Namen regiert, hat große Verdienste um sein Land. Er ordnete 1786 das Armenwesen nach einem trefflichen Plane, verbesserte das Kirchen- und Schulwesen, stiftete eine öffentliche Bibliothek, 1792 ein Schullehrerseminar u. a. Anstalten, sodaß Oldenburg zu den glücklichsten Ländern Deutschlands gehört. Sämmtl. Landesschulden waren schon 1818 getilgt. Die Staatsabgaben sind vielleicht die niedrigsten in Deutschland. Kaiser Alexander gab dem Herzog von Oldenburg die Verwaltung und 1823 den vollen Besitz der Herrsch. Jever. Das Land ist nur theilweise fruchtbar. Die Gegenden an der Jade und der Weser sind fette Marschländer, welche durch Deiche gegen die Überschwemmungen geschützt werden müssen und wo vortreffliche Rindvieh- und Pferdezucht getrieben wird. In den von Münster erhaltenen Theilen besteht der Boden aus Geestland, Torfmooren und dürren Sandgegenden, wo man Stunden lange Heiden ohne Baum und Wohnungen findet. In diesen Heiden unterhalten die Einwohner große Heerden Schafe mit einer groben Wolle und wichtige Bienenzucht. Auch wird starke Garnspinnerei, Leinewandweberei und Strumpfstrickerei getrieben, deßgleichen beschäftigen sich die Einw. in der Nähe der Weser und des Meeres mit Fischerei und Schifffahrt. Birkenfeld hat einen unfruchtbaren Boden und ein rauhes Klima, doch guten Wein an der Nahe. Die jährlichen Einkünfte des Herzogs betragen 1,500,000 Gulden. Der Herzog von Oldenburg hat in der engern Bundesversammlung mit Anhalt und Schwarzburg die 15. Stelle, in der weitern eine besondere Stimme. Zu dem deutschen Bundesheere stellt er 2178 Mann. Die Verfassung ist monarchisch ohne Landstände. Die ältern Staatsformen sind mit zeitgemäßen Abänderungen hergestellt worden. — Die Hauptstadt Oldenburg mit dem schönen Residenzschlosse (653 H., 5800 Einw.) liegt an der schiffbaren Hunte, ist wohlgebaut und hatte sonst Festungswerke, die jetzt in Alleen und Gartenanlagen umgewandelt sind. — Mit des verst. Justizraths von Halem „Geschichte des Herzogthums Oldenburg" (bis 1731) verbinde man des Geh.-Regierungsraths Runde „Kurzgefaßte Oldenburg. Chronik" (Oldenburg 1823), und Ludw. Köhli's „Hist.-statist.-geogr. Beschreibung des Herzogth. Oldenburg sammt der Erbherrschaft Jever und den beiden Fürstenthümern Lübeck und Birkenfeld" (Bremen 1824).

Öle, fettige Flüssigkeiten, welche sich nicht mit dem Wasser vereinigen, übrigens brennen und verdampfen. Es gibt Substanzen dieser Art aus allen drei Reichen der Natur. Das thierische Öl ist das Fett (s. d.). Die Pflanzenöle haben mit den thierischen große Ähnlichkeit, zum Theil aber besondere Eigenschaften. Man unterscheidet fette und ätherische. Letztere werden auch wesentliche oder riechende Öle genannt. Die Bestandtheile der Pflanzenöle sind Wasserstoff und Kohlenstoff; die ätherischen enthalten mehr von dem erstern, die fetten mehr Kohlenstoff. Durch allmälige Verbindung mit dem Sauerstoffe werden sie ranzig, durch schnelle Verbindung damit verbrennen sie. Ätherische oder riechende Öle, welche oft auch einen starken Geschmack haben, erhält man aus starkriechenden Pflanzenstoffen meistens durch Destillation im Wasser, seltener durch Auspressen, wie z. B. das Citronenöl. Sie lassen sich im Weingeist, auch mehr oder weniger im Wasser auflösen, entzünden sich am Flammenfeuer ohne Erhitzung, und werden weder brenzlich (empyreumatisch) noch ranzig. Die Flüssigkeit und Schwere der ätherischen Öle ist verschieden, ebenso auch ihre Farbe. Einige sind schwerer als das Wasser und sinken darin zu Boden. Mit Zucker vermischt lassen sie sich mit dem Wasser vereinigen. Beim Zugange der freien Luft

verbinden sich die ätherischen Öle leichter mit dem Sauerstoffe als die fetten, nehmen dadurch eine Farbe an, werden dicker und in ein Harz verwandelt. Körper, die von diesen Ölen durchdrungen sind, widerstehen der Fäulniß; hierauf gründet sich die Theorie des Einbalsamirens. Alle gewürzhaft riechende Pflanzen enthalten ätherische Öle, die den Geruch der Pflanze besitzen, von welcher sie kommen. Bei manchen Pflanzen findet man in allen ihren Theilen ein ätherisches Öl, bei andern nur in den Blüthen, in den Blättern, den Früchten oder den Schalen und den Samen, oder endlich in der Rinde und der Wurzel. Bei sehr vielen Pflanzen finden sich in den ätherischen Ölen derselben die vorzüglichsten Arzneikräfte. Pflanzen, die an trocknen, sonnenreichen Orten wachsen, geben das meiste ätherische Öl. Durchs Trocknen derselben verliert sich die Masse ihres Öls. Man zieht auch mittelst der Destillation im Wasser aus einigen animalischen Substanzen (z. B. aus den Ameisen, dem Bibergeil u. A.) ein ähnliches Öl. Wenn das Wasser, in welches man die aromatischen Pflanzen gethan, den Grad der Siedhitze bei der Destillation in der Blase erreicht hat, so gehen die meisten ätherischen Öle über; doch thun dies einige schon bei einem geringern Grade. Je leichter sie sind, desto eher geschieht ihr Übergang. Manche Pflanzen bedürfen nur eines Dampfbades, um daraus das Öl zu erhalten. Mit dem Öle geht zugleich das Wasser über. Dies sondert man dadurch ab, daß man die ganze, durch die Destillation erhaltene Mischung, welche milchicht aussieht, zugedeckt an einen kühlen Ort stellt. Hier setzt sich das schwerere Öl zu Boden, das leichtere aber schwimmt auf der Oberfläche des Wassers und kann ohne viele Mühe vollends abgesondert werden. Wenn man es von den schleimichten Theilen befreit hat, die mit übergegangen sind, so muß es in wohlverwahrten Flaschen aufbehalten werden. Die fetten Öle, welche auch ausgepreßte Öle genannt werden, obgleich man nicht alle durch das Auspressen gewinnt, schwimmen sämmtlich auf dem Wasser, sind also specifisch leichter. Sie hinterlassen auf dem Papiere einen durchsichtigen Fleck, der durch das Erwärmen des Papiers nicht wieder vergeht, weil diese Öle, um verflüchtigt zu werden, einen weit höhern Grad der Hitze, als der des siedenden Wassers ist, verlangen. Sie lassen sich im Weingeist nicht auflösen, und erhalten, wenn sie im frischen Zustande auch noch so mild sind, beim Ranzigwerden einen beißenden, brennenden Geschmack und einen widrigen Geruch. Viele von diesen Ölen nehmen auch von den Schalen der Früchte, wenn diese mit denselben gepreßt werden, einen unangenehmen Geschmack und Geruch an; auch geben alte, verdorbene, deßgleichen unreife Samen ein schlechteres Öl. Die fetten Öle des Pflanzenreichs (s. Olive) werden aus solchen Pflanzensamen und Kernen gewonnen, welche, mit Wasser zerrieben, Emulsionen (Kühltränke) liefern. Die mehrsten erhält man durch das Auspressen. Im Großen geschieht dies auf eignen Ölmühlen. Hier werden die Samen entweder geschält oder ungeschält zerstampft, sodann, um das Auspressen zu erleichtern, erwärmt und in die Pressen gebracht. Durch kaltes Auspressen bringt man nicht alles Öl aus dem Samen, treibt man aber die Erwärmung zu hoch, so schadet man dadurch dem Öle, welches in diesem Falle eher ranzig wird. Alle frisch ausgepreßte Öle enthalten eine Menge Schleimtheile, welche beim Pressen mit abgeflossen sind, und sehen daher trübe aus. Durch anhaltende Ruhe werden sie völlig klar, und können von dem Bodensatze abgegossen werden. Auch durch das Auskochen gewisser Früchte und Samenkerne erhält man fette Öle. Es sind dies insonderheit die sogenannten Pflanzenbuttern. Manche von den fetten Ölen trocknen an der Luft zu einer festen Masse aus, andre bleiben dagegen immer schmierig. Wenn man die erstern kocht, so wird ihr Austrocknen noch mehr befördert, weil dabei die wäßerigen und schleimichten Theile mehr abgetrieben werden. Diese trocknenden Öle gestehen erst bei einem weit höhern Kältegrad als die schmierig bleibenden, von denen einige schon bei der ge-

wöhnlichen Temperatur unſers Klimas im Sommer zu einer Art von Butter gerinnen. Zum Sieden erfodern alle einen Grad von Hitze, den man auf 600 Grad Fahrenheit rechnet. Erſt, wenn ſie bis zur Verflüchtigung erhitzt ſind, entzünden ſie ſich. Mit dem Waſſer laſſen ſich die fetten Öle nicht vermengen. Wenn man beide Subſtanzen untereinander ſchüttelt, ſo entſteht eine trübe milchichte Flüſſigkeit, aus der ſich aber bald wieder das Öl vom Waſſer ſcheidet und obenauf ſchwimmt. Eine bleibende milchichte Flüſſigkeit der Art erhält man, wenn man die ölichten Pflanzenſamen mit Waſſer reibt. Dieſe Pflanzenmilch wird Emulſion genannt. In derſelben iſt das Öl nicht mit dem Waſſer vermiſcht, ſondern nur mittelſt des Schleims in demſelben vertheilt, und kann daraus abgeſchieden werden. In der Wärme löſen die fetten Öle die Harze und den Schwefel auf. Mit den ätzenden Laugenſalzen verbinden ſie ſich aufs Innigſte, werden in dieſer Verbindung auch ſelbſt auflösbar und zu Seife. Wenn man die fetten Öle mit Kalkwaſſer unter einander ſchüttelt, ſo verdicken ſie ſich. Blei, Kupfer, Braunſtein und Arſenik werden von ihnen angegriffen und allmälig aufgelöſt. Beim Verbrennen ſetzen ſie einen Ruß ab, welcher von dem, aus Mangel an Sauerſtoff unzerſetzt und unverbrannt gebliebenen Kohlenſtoffe herrührt. Wenn man daher dem Dochte einer Lampe die Einrichtung gibt, daß die Luft durch die Achſe der Flamme gehen kann, ſo wird aller Rauch vermieden, weil aller Kohlenſtoff zerſetzt wird, und es bildet ſich nur Waſſerdunſt und kohlenſaures Gas. Nach Lavoiſier's Verſuchen verzehren 19¼ Gran Baumöl beim Verbrennen 62 Gran Lebensluft, und dabei bilden ſich 54¼ Gran kohlenſaures Gas und 27 Gran Waſſer. Durch die Decarboniſation können die fetten Öle in ätheriſche verwandelt werden, indem ihnen dadurch ein Theil des Kohlenſtoffs entzogen wird. Diejenigen Öle, die man brenzliche oder empyreumatiſche nennt, werden aus den Ölen erſt durch die Einwirkung des Feuers erzeugt, ſind alſo nicht beſondere Arten der Öle überhaupt. Sie haben einen brandigen, unangenehmen Geruch, ſcharfen, bitterlichen Geſchmack, eine dunkle Farbe und etwas dicke Conſiſtenz. Man kann ſie durch die trockene Deſtillation ſowol aus thieriſchen als vegetabiliſchen Ölen ziehen. In mancher Hinſicht verſchieden von den beiden genannten Gattungen iſt das mineraliſche oder Erd- und Bergöl. Es iſt gemeiniglich braunroth oder ſchwarzbraun von Farbe; doch gibt es auch eine weiße, waſſerhelle, ingleichen eine gelbe Sorte. Das meiſte Bergöl quillt aus weißen, ſchwarzen und gelben Tonſchichten, beſonders in der Gegend von Derbent, Schamachin und Baku in Medien und Perſien. In Lothringen, im Modeneſiſchen und auf der Inſel Sumatra quillt ebenfalls einiges aus der Erde. Unter allen tropfbaren Flüſſigkeiten iſt das weiße Bergöl die leichteſte. Sein Geruch iſt durchdringend, angenehm, gewürzhaft und ähnelt dem des gereinigten Bernſteinöls. Es iſt in ätheriſchen Ölen und Vitrioläther, nicht aber in fetten Ölen oder im Weingeiſte auflösbar, wenn man nicht Harz hinzuſetzt. Schon in einer Entfernung an Flammenfeuer gehalten, entzündet es ſich vermittelſt ſeines Dunſtkreiſes und brennt mit ſtarkem Rauche in einer bläulichen Flamme. Es iſt ausnehmend dünn und verfliegt bald. Wenn man weißes Papier damit tränkt, ſo ſieht man es in kurzer Zeit verſchwinden, ohne eine Spur von Flecken zurückzulaſſen. An der freien Luft verdickt es ſich und nimmt eine bräunliche Farbe und einen widrigen Geruch an. Deſtillirt man es in Waſſer, ſo geht es unverändert über. Das braunrothe oder ſchwärzlichbraune Bergöl iſt weit häufiger. Es wird in mehren Gegenden Deutſchlands, in der Schweiz, in Italien, Frankreich und anderwärts gefunden. Nur durch ſeine Farbe, durch den unangenehmen Geruch und durch die beträchtlichere Dicke, nicht aber im Weſentlichen weicht es von dem feinen weißen Bergöl ab. Es quillt nicht bloß aus Erdſchichten, ſondern auch aus Steinritzen hervor, und zwar oft an ſolchen Stellen, wo man keine Spur von Steinkohlen erblickt, die doch ſonſt die Mutter des Bergöls zu ſein pflegen.

Olearius (Adam), eigentlich Ölschläger, geb. 1599 oder 1600 zu Aschersleben im Halberstädtischen, wandte sich nach Vollendung seiner Studien in Leipzig nach Holstein, und wurde des Herzogs von Holstein-Gottorp, Friedrichs III., Hofmathematikus und Bibliothekar. 1633 schickte ihn der Herzog mit einer Gesandtschaft, bei der sich auch der Dichter Paul Flemming (s. d.) befand, als fürstl. Rath und Secret. an seinen Schwager, den Czar Michael Fedeorowitz, nach Moskau, und 1635 mit derselben Gesandtschaft zum zweiten Male nach Rußland und von da an den persischen Shah Sofi. Er kam 1639 nach Gottorp zurück und gab von dieser Reise eine in mehrer Hinsicht merkwürdige und reichhaltige Beschreibung heraus, die auch von Seiten der Sprache verdienstlich ist. Er hatte in Persien die Landessprache erlernt und lieferte eine Übers. des „Rosengartens" des persischen Dichters Saadi, mit den arabischen Fabeln des Lokman, welche den meisten Ausgaben seines Hauptwerks angehängt ist. Dieses erschien u. d. T.: „Neue orientallische Reisebeschreibung" (Schleswig 1647, 1656, 1663, 1671 und Hamb. 1698, Fol.). 1651 ward er u. d. N. des Vielberühmten in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen und starb 1671.

Ölfarben, s. Ölmalerei.

Oligarchie, Herrschaft von Wenigen; im gewöhnlichen Sinne diejenige Ausartung der Aristokratie, welche entsteht, wenn die höchste Gewalt aus den Händen der gesammten dazu berechtigten Körperschaft in die einiger wenigen Familien oder einzelner Personen übergeht. (S. Aristokratie.) Dies geschieht gewöhnlich durch angehäuften Güterbesitz oder eine moralische Überlegenheit. Die Oligarchie scheint sowol der Volksherrschaft als der unumschränkten Willkür eines Einzelnen vorzuziehen zu sein; die Erfahrung zeigt aber, daß die große Masse des Volks unter der Herrschaft einzelner mächtigen Familien gewöhnlich im Ganzen keines blühenden Wohlstandes genoß.

Oliva, eine Cistercienserabtei nicht weit von Danzig. Der Friedensschluß zu O., 3. Mai 1660, endigte den Krieg zwischen Schweden, Polen, dem Kaiser und Brandenburg. Johann Kasimir, König von Polen, entsagte seinen Ansprüchen auf Schweden, und die Republik überließ das nördliche Liefland, Esthland und die Insel Ösel an Schweden; diese Macht verzichtete auf Kurland; beide Theile bestätigten Preußens Unabhängigkeit. Darauf gab Schweden im Frieden zu Kopenhagen (27. Mai 1660) Drontheim und Bornholm an Dänemark zurück; endlich schloß es mit Rußland den Frieden zu Kardis (1661) auf den vorigen Besitzstand. So ordnete der Frieden zu O. die Staatenverhältnisse des Nordens und befestigte Schwedens polit. Übergewicht. S. J. Gottlob Böhme, „Acta pacis Olivensis inedita" (Breslau 1763 und 1765, 4.).

Olivarez (Gaspard de Guzman, Graf v.), Herzog v. Sanlucar, aus einem vornehmen spanischen Geschlechte, war zu Rom geb., wo sich sein Vater als Gesandter bei Sixtus V. befand. Das Haus, wo er zur Welt kam, war der alte Palast des Nero, daher man seine grausame Unbeugsamkeit mit den Barbareien dieses Kaisers vergleicht. Sein Vater kam in Verdacht, den Papst vergiftet zu haben. In diesem Falle ward er wenigstens durch seinen Hof schlecht dafür belohnt; denn seine Vermögensumstände waren so beschränkt, daß er kaum seinen Sohn auf der Universität erhalten konnte. Dem ehrgeizigen Jünglinge gelang es, die Gunst Philipps IV. als Vertrauter in seinen Liebeshändeln zu gewinnen. Vom Günstlinge schwang er sich an die Stelle des Herzogs v. Uzeda zum Premierminister empor und übte binnen 22 J. eine fast unumschränkte Gewalt aus. Den Anfang seines Ministeriums bezeichnete er durch nützliche Verordnungen; bald aber war er nur bemüht, Geld aus dem Lande zu ziehen, um den Krieg mit den benachbarten Mächten zu unterhalten. Seine Härte war Ursache, daß Catalonien und auch Andalusien sich empörten. Die Portugiesen, der Mißhandlungen müde,

zerbrachen das spanische Joch und erkannten 1640 den Herzog v. Braganza für ihren König an. O. kündigte dem Könige dieses Ereigniß als etwas Erfreuliches an, indem er dadurch berechtigt werde, die ungeheuern Besitzungen des Herzogs in Spanien einzuziehen. Der Krieg wurde aber von Spanien, dessen Heere von den Franzosen und dessen Flotten von den Holländern geschlagen wurden, so unglücklich geführt, daß der König sich 1643 genöthigt sah, seinen Minister, welcher der Gegenstand der allgemeinen Unzufriedenheit geworden war, zu entsetzen. O. mußte in dem Augenblicke vom Schauplatze abtreten, wo er, befreit von seinem furchtbaren Nebenbuhler Richelieu, die Angelegenheiten des Reichs wiederherzustellen vermocht hätte. Vielleicht wäre er zurückberufen worden, wenn er nicht zu seiner Vertheidigung eine Schrift abgefaßt hätte, die mehre mächtige Personen beleidigte, sodaß der König es gerathen fand, ihn noch weiter zu entfernen und auf Toro zu beschränken, wo er 1645 kinderlos starb. Außer der Grausamkeit und dem Geize beschuldigte man ihn noch mancher Verbrechen, die jedoch weniger erwiesen sind.

Olive, die pflaumenartige Frucht des Ölbaums, hat äußerlich ein schwarzgrünes, bisweilen auch weißliches oder rothbraunes Fleisch, in welchem der harte Stein oder die Nuß mit dem Samenkerne enthalten ist. Roh hat die Frucht einen unangenehmen, bittern Geschmack. Eingemacht werden die Oliven weit verschickt. Ihre Hauptbenutzung ist zu dem Baum- oder Olivenöle. Die Früchte, welche dazu dienen sollen, müssen reif, aber nicht überreif sein. Sie werden auf einer dazu bestimmten Mühle leicht zerrieben und sodann in die Presse gebracht. Der erste gelinde Druck gibt das beste und feinste, das sogenannte Jungfernöl. Es ist weiß von Farbe, ungemein mild und süß von Geschmack und träufelt bloß aus dem Fleische. Dann kömmt durch eine zweite, ein wenig stärkere Pressung, wobei schon der Kern und seine Schale Öl fahren lassen, die zweite Sorte. Wenn endlich nach starkem Pressen kein Öl mehr fließt, so gießt man siedendes Wasser auf den Brei, rührt ihn um und preßt von neuem. Hierdurch erhält man Wasser mit Öl vermengt. Letzteres sondert sich bald von jenem und schwimmt oben auf, sodaß es bequem abgeschöpft werden kann. Diese Sorte ist die geringste und wird theils zum Brennen, theils in Manufacturen gebraucht. Das Baumöl geht aus den südlichen Ländern in großer Menge jährlich nach dem nördlichen Europa in eichenen Fässern. Das beste erhalten wir aus der Lombardei, besonders aus der Gegend um den Gardasee, von welchem es auch den Namen hat. Die zweite Sorte kommt aus dem südlichen Frankreich (Provençeröl), vorzüglich aus Aix und aus der Gegend von Nizza. Soll das Baumöl lange gut bleiben, so muß es in gläsernen, festverschlossenen Flaschen an einem kühlen Orte aufbewahrt werden. Mit dem Baumöle gehen mancherlei Betrügereien vor. Man wähle klares und durchsichtiges, goldfarbiges, angenehm riechendes und süßes, nicht aber trübes und weißliches Öl. Um zu prüfen, ob es nicht mit anderm Öle vermischt sei, füllt man etwas in eine gläserne Flasche und schüttelt es, wo dann das verfälschte Öl Blasen wirft. Höchst nachtheilig für die Gesundheit ist die Nachahmung dieses Öls durch Rüböl oder Leinöl, welches, um ihm die Süßigkeit und Weiße des Baumöls zu geben, in bleierne Gefäße gegossen wird. Bekanntlich aber lösen die fetten Öle eine nicht unbeträchtliche Menge von Bleitheilen auf und werden dadurch vergiftet. In der Arzneikunst ist das Baumöl von Wichtigkeit. Vermöge seiner Fettigkeit hüllt es die scharfen Reize im menschlichen Körper ein, macht die Fasern und Gefäße schlüpfrig und geschmeidig und allzu stark gespannte Theile schlaff. Das Baumöl besitzt auch gleich den meisten übrigen Pflanzenölen die schätzbare Eigenschaft, die Wirkung scharfer, ätzender Gifte im Körper unwirksam zu machen; es gibt ferner den angefressenen Gedärmen einen schützenden Überzug, lindert den Husten, welcher von scharfen Reizen oder vom Krampfe entsteht, mildert Steinschmerzen und viele andre Übel. Äußerlich lei-

stet es in vielen Fällen treffliche Dienste, namentlich gegen den Biß giftiger Schlangen.

Olivetaner, s. Benedictiner.

Olivier (Guillaume Antoine), Entomolog, Mitglied des Instituts, geb. zu Frejus 1756, wurde, 17 J. alt, Dr. der Medicin zu Montpellier. Mit seinem Freunde Broussonet widmete er sich unter Gouan's Leitung ganz den Naturwissenschaften. Für den Intendanten von Paris, Berthier de Sauvigny, entwarf er 1779, nach Erforschung der Umgebungen von Paris, genaue Beschreibungen der dasigen Naturproducte mit Bemerkungen über deren Benutzung. Dann machte er für einen andern reichen Freund der Insektenkunde eine entomologische Reise nach England und Holland, worauf er diesen Theil der Naturgeschichte in der „Encyclopédie méthodique" bearbeitete. Durch die Revolution verlor er seine Stelle bei der Intendanz von Paris. Der Minister Roland trug ihm und Brugnière 1793 eine Reise nach Persien auf, um Handelsverbindungen anzuknüpfen und über den Orient naturhistorische Nachrichten zu sammeln. Allein nach Roland's Sturze blieben die Reisenden ohne Unterstützung. Sie bereisten dennoch, obwol unter tausend Gefahren, die europäische Türkei, Ägypten, Kandia, Arabien, und kamen endlich nach Teheran, wo sie den Zweck ihrer Reise erreichten. Noch gefahrvoller war ihre Rückkehr. Über Griechenland langten sie im September 1798 zu Ancona an, wo Brugnière starb. O. brachte zahlreiche naturhistorische Sammlungen nach Paris. Hier wurde er 1800 Mitgl. des Instituts, und gab seine in mehre Sprachen übers. „Voy. dans l'empire Ottoman, l'Egypte et la Perse, 1802 — 1807" (3 Bde. 4. oder 6 Bde. 8., m. Atlas) heraus, welche jedoch nur über Persiens neuere Geschichte seit Nadir Schah neue und gutgeschriebene Nachrichten enthält. Kein Naturforscher hat nach O. Persien wieder bereist. Dann vollendete er sein Hauptwerk, die „Hist. naturelle des coleoptères" (1789 — 1808, 6 Bde., 4., mit 363 Kpfn.) und das „Dictionnaire de l'hist. nat. des insectes de l'Encyclop. méthod." (1789 — 1819, 9 Bde., 4.), wurde Prof. der Zoologie bei der Thierarzneischule zu Alfort, und schrieb wissenschaftliche Berichte für das Institut, für die Gesellschaft des Ackerbaues und für andre literarische Vereine. Insbesondere zeigte er den Nutzen der Entomologie für Landwirthschaft und Künste, z. B. in seinen Beiträgen zu Déterville's „Nouv. diction. d'hist. naturelle, appliquée aux arts". Nach langer Kränklichkeit starb O. zu Lyon 1814 an einem Aneurisma. Er hinterließ eine in ihrer Art einzige, wohlgeordnete Insektensammlung, die, besonders reich an Koleopteren, überhaupt 6000 Species enthält, deren Katalog Letreille verfaßt hat. Es sind die Originale zu seinem großen Werke, das seinen Ruhm gründete, der Wissenschaft jedoch keine höhere Ausbildung gab.

Olla potrida, Lieblingsgericht der Spanier, welches aus verschiedenen, kleingeschnittenen und zusammengedämpften Fleischarten besteht, wozu viel Speck kommt. Auch nennt man so einen mit wohlriechenden Blumen und Kräutern angefüllten Topf (s. Potpourri); daher überhaupt ein Allerlei.

Ölmalerei. Die Kunst mit Ölfarben zu malen, welche für größere Gemälde heutzutage die gewöhnlichste Art ist, hat wegen der Lebhaftigkeit, Kraft, Anmuth und Naturwahrheit der Farben, wegen der Mannigfaltigkeit und Mischung der Tinten, kurz wegen des vollkommenen Zaubers des Colorits, vor allen übrigen Arten der Malerei große Vorzüge. Die Farben sind etwas dunkler, aber auch glänzender als die Wasserfarben. Man erreicht in Ölfarben den Schmelz, womit die Natur die Gegenstände schmückt, das Sanfte, Duftige, wodurch sie ihren Landschaften den größten Reiz gibt, das Durchsichtige der Schatten und das Ineinanderfließende der Farben. Auch leiden Ölgemälde vom Wasser und andern Feuchtigkeiten wenig, denn die Ölfarbe löst sich nicht so leicht wieder auf,

wenn sie einmal angetrocknet ist, und eine Stelle kann, so oft der Maler will, übermalt werden. Durch öfteres Übermalen aber wird die beste Harmonie und höchste Wirkung der Farben leichter erhalten, als wenn man die Farben muß stehen lassen, wie sie zuerst aufgetragen worden sind. Auch können Ölfarben übereinander gesetzt werden, sodaß die untere durchscheint, ein wichtiger Vortheil, den die Wasserfarben nicht haben. Ferner, da die Ölfarbe zähe ist, und nahe an einandergelegte Tinten nicht ineinander fließen, so kann der Maler sowol eine bessere Mischung als eine bequemere Nebeneinandersetzung der Farben erreichen als in Wasserfarben. Hingegen hat die Ölfarbe auch das Nachtheilige, durch einen Schimmer des auffallenden Lichtes zu blenden, daher man ein Ölgemälde nicht von allen Standpunkten gleich gut sehen kann, und daß der Staub fester darauf haftet, welchem Übel man oft durch einen Überzug von Firniß zuvorkommen will. Mit der Zeit werden die Farben allmälig dunkler, namentlich nehmen die Fleischfarben einen gelbröthlichen Ton an, wodurch die Wahrheit der Gemälde sehr leidet. Die Schuld davon liegt an dem Öle, mit welchem die Farben angemacht werden; denn jedes Öl wird mit der Zeit gelb und steckt dadurch alle fette Tinten an. Am gewöhnlichsten bedient man sich dazu des Nußöls, mit welchem die Farben aufgelöst und gerieben werden, und welches seiner Natur nach trocknend ist. Das Leinöl, als das gröbste und fettste, wird zum Gründen gebraucht. Auch ersetzt man das Nußöl durch Mohnöl, welches weißer und heller ist als dieses und ebenfalls trocknet. Da aber einige Farben, wenn sie gerieben werden, sehr schwer trocknen, so hat man sich mannigfaltiger Firnisse bedient, welche man unter die schwer trocknenden Farben mischt. Ein großer Vortheil der Ölmalerei ist auch der, daß der Maler die Wirkung seiner Arbeit sicherer beurtheilen kann, indem die Farben im Trocknen sich nicht verändern, wie die Wasserfarben; nur muß er, um dem angeführten Nachdunkeln entgegen zu kommen, gleich anfangs den Ton etwas kräftiger und heller halten und das rechte Maß im Öle zu treffen wissen. Viele wenden daher auch einiges Spicköl an, welches die Farben flüssiger macht und bald verfliegt; nur hindert oft der Glanz der Farben die Wirkung des Gemäldes. Man malt mit Öl auf Holz, Kupfer und andre Metalle, auch auf Mauern, groben Taffent, jetzt aber am gewöhnlichsten auf Leinwand, die auf einen Blindrahmen gezogen und mit Leim oder Goldgrund, von Einigen auch mit weißen Wasserfarben überzogen oder gegründet wird. Wenn die Leinwand zubereitet ist, pflegt man das Bild mit weißer Kreide zu zeichnen, und fängt dann an, mit Farben den Grund zu machen. Man reibt die Farben mit dem sogenannten Läufer auf einem Porphyr, bis sie die Steife eines dicken Breies haben. Der Palette (s. d.) bedient man sich, um die geriebenen Ölfarben zur Arbeit fertig aufzusetzen, welche in gehörigen Stufenfolgen angeordnet und gemischt werden. Zuerst wird das Gemälde untermalt; der Entwurf muß mit denselben Tinten gemacht werden, womit man ausmalt. Ein gewisser Picault wird als Erfinder der Kunst, die Farben der Ölgemälde vom Holze abzulösen und auf Leinwand überzutragen, genannt; in neuerer Zeit pflegt man das wurmfräßige Holz bis auf die Unterfläche des Gemäldes ganz fein abzuhobeln und diese auf neues Holz überzutragen. (S. Fiorillo's „Gesch. der zeichnenden Künste", 2. B., S. 716.) Noch gewöhnlicher ist jedoch die Kunst, Ölbilder aufzumalen (zu retouchiren), angewendet und auf einen hohen Grad der Fertigkeit erhoben worden. Doch kann man kaum verhindern, daß nicht nach einiger Zeit die Spuren davon bemerkt werden sollten. Auch pflegt man die auf Leinwand gemalten Ölbilder auf neue Leinwand aufzuziehen (welches die Franzosen rentoiler nennen), wenn die Leinwand anfängt auszufäseln oder Risse zu bekommen und abzuspringen. Über die Entstehung und das Alter der Ölmalerei hat viel Streit geherrscht. (Die Literatur dieses Streites steht in Sulzer's „Theorie ꝛc.", 3. Thl., S. 571, 752, und Blankenburg's „Zusätze zu Sulzer", 2. Thl.,

S. 425.) Die ältere und gewöhnliche Meinung war, daß Joh. van Eyk (s. d.), auch Joh. van Brügge genannt, diese Kunst im 14. Jahrh. erfunden habe. Nach einer neuern Meinung jedoch gibt es weit ältere Ölgemälde als die des Joh. van Eyk, und die Ölmalerei wurde gleichzeitig mit Eyk in Italien ausgeübt. Für die Meinung wird auch Cennini's „Tractat über die Malerei" angeführt. Cicognara hält ebenfalls den Ursprung für italienisch; die Ausbildung schreibt er den Niederländern zu, die auch darum einen großen Anspruch an dieser Erfindung zu haben scheinen, weil sie ihres Klima wegen überhaupt nicht in Fresco malten. Sonach könnte dem niederländischen Meister nur die Vervollkommnung oder Wiederherstellung dieser Kunst, welche vorher noch nicht so geschickt geübt und wegen der damit verbundenen Schwierigkeiten in Verfall gerathen war, beigelegt werden. (Vgl. Büsching's „Gesch. der zeichnenden Künste", S. 178, und Sprengel, zu Roscoe's „Lorenzo", S. 368.) Einige schreiben sogar diese Erfindung einem Antonello von Messina zu, Andre dem Col. Antonio di Fiore von Neapel. Fiorillo in seiner „Gesch. der zeichnenden Künste", 1. Thl., S. 279 fg., tritt der älteren Meinung bei. Gewiß ist es, daß die Ölmalerei auf hundert Jahre vor Eyk unterbrochen wurde und man im 14. und 15. Jahrh. bis auf ihn allgemein mit Wasserfarben malte; wie denn auch die Wasserfarben wenigstens bis 1469 noch häufig im Gebrauch blieben. Joh. van Eyk war ein Freund der Chemie, und die Bekanntschaft mit dieser Wissenschaft gab ihm zur Wiederherstellung der Ölmalerei Gelegenheit. Er erfand nämlich einen Firniß, womit er seine Gemälde von Wasserfarben überzog und ihnen mehr Glanz und Stärke gab; aber dieser Firniß trocknete schwer, und als er einst eines seiner Gemälde in die Sonne setzte, sprang es. Dies bewog ihn, statt des bisherigen Firnisses einen andern aus Nuß- und Leinöl zu kochen, der besser ausfiel als der erste. Hierbei bemerkte er, daß sich die Farben viel leichter mit Öl als mit Leimwasser vermischen ließen, und beschloß dieser Methode zu folgen. Er fing damit zwischen 1402 und 1410 an, und unterrichtete auch zwei seiner Landsleute darin, nämlich Roger von Brügge und Roger van der Weyden. Die folgenden Maler vervollkommneten die Kunst immer mehr.

Olmütz, ehemalige Hauptst. des Markgrafthums Mähren, in dem Kreise gl. N., zwischen zwei Armen der March, ist wohl gebaut und stark befestigt, hat 1100 Häus. und 12,890 Einw., ein schönes Rathhaus, ein Lyceum, eine Ritterakademie, eine Bibliothek von 50,000 Bdn., viele Kirchen und Klöster, von welchen einige aufgehoben worden sind, und in der Vorstadt die weitläufigen erzbischöfl. Gebäude. Die Stadt hat mehre Tuchfabriken und einen bedeutenden Handel mit polnischen Ochsen. Eine Viertelstunde von der Stadt auf einem felsigen Hügel liegt Hradisch, ein vormaliges Prämonstratenserkloster, jetzt ein Sommerpalast des Erzbischofs, der meistens in Kremsier wohnt. 1778 wurde die Landesregierung und die Universität nebst dem Priesterhause nach Brünn verlegt, hauptsächlich aus dem Grunde, weil letztere Stadt gegen feindliche Überfälle mehr gesichert ist. 1642 ward Olmütz von den Schweden eingenommen und bis zum münsterschen Friedensschlusse behalten; 1758 von den Preußen belagert, aber von der Besatzung unter dem General v. Marschall und von der Bürgerschaft tapfer vertheidigt, bis der Feldmarschall Daun sie entsetzte. Maria Theresia belohnte die Treue der Bürger dadurch, daß sie das Stadtwappen mit einem Lorberkranz und ihrem Namenszuge vermehrte, die meisten Rathsherren unentgeltlich in den Adelsstand erhob, andre mit goldenen Schaumünzen und Ketten beschenkte, den erlittenen Schaden bezahlen ließ, und jährlich am 2. Juli, als dem Befreiungstage, ein feierliches Vogelschießen zu halten befahl, wozu sie jedesmal 800 Gulden aussetzte.

Öls, Standesherrschaft m. d. T. eines Fürstenthums in Niederschlesien, zum Regierungsbezirk Breslau gehörig. Es enthält nebst dem seit 1745 wieder

damit vereinigten Fürstenth. Öls-Bernstadt gegen 38 □M. mit 91,000 Einw. und 175,000 Gldn. jährl. Eink. Der Boden ist im Ganzen fruchtbar, vorzüglich an Getreide, Flachs und Obst. Auch fehlt es nicht an ansehnlichen Waldungen. Die herzogliche Regierung, Kammer und Consistorium haben ihren Sitz in der Hauptst. Öls, auf einer Ebene an der Ölsa; sie hat 530 H. und 5500 E., die starke Tuchweberei und Bierbrauerei betreiben. Es ist hier ein königl. Postamt, ein Gymnasium mit der kospothischen Stiftung von 150,000 Gld., eine gute Armenanstalt, ein Schauspielhaus und ein weitläufiges, mit Graben und Wall umgebenes Schloß, worin sich eine ansehnliche Bibliothek nebst einer Kunst- und Naturaliensammlung befindet. Bei der Stadt liegen die Lustörter Wilhelminenort und Sibillenort. Das Herzogth. Öls fiel nach dem Tode des letzten Herzogs Karl Friedrich zu Münsterberg und Öls, aus dem alten Piasten-Geschlechte, 1647 an dessen Schwiegersohn, Herzog Silvius Nimrod v. Würtemberg, den Stifter der Linie Würtemberg-Öls. Als diese Linie 1792 in Herzog Karl Christian Erdmann erlosch, so fiel durch dessen einzige Tochter und Erbin, Sophie Friederike Charlotte (welche 1789 starb), das Fürstenthum an deren Gemahl, den Herzog Friedrich August v. Braunschweig, und nach dessen Tode 1805 an seinen Neffen, den 1815 in der Schlacht bei Quatre-bras gebliebenen Herzog Friedrich Wilhelm, welchem die Erbfolge 1785 durch Friedrich d. Gr. zugesichert worden war. Ihm folgte 1815 sein Sohn Karl, der seinem Bruder Wilhelm 1825 das Fürstenthum Öls als Secundogenitur, unter Bedingung des Heimfalls abgetreten hat.

Ölung (letzte) ist seit dem 12. Jahrh. eines von den sieben Sacramenten (s. d.) der kathol. Kirche, welches an tödtlichen Kranken durch Salben des Kopfes, der Hände und Füße mit geweihtem Öle (s. Chrisam) unter priesterlichem Gebete verrichtet wird. Da sie nach der Meinung der Katholiken sacramentalische Kraft hat, d. h. die Reinigung des Sterbenden von der Sünde und die Mittheilung der göttlichen Gnade bewirkt, so kann sie nur durch Bischöfe oder Priester, und weil sie die eigne Andacht des Genießenden erfodert, nur an solchen Kranken geschehen, denen der Genuß des heil. Abendmahls verstattet ist. Kleine Kinder und Excommunicirte sind daher dieses Sacraments nicht fähig. Die kathol. Kirche gründet ihre Meinung von der letzten Ölung auf den Gebrauch der Apostel, Kranke unter Gebet mit Öl zu salben, Jac. 5, V. 14, 15, um sie dadurch zu trösten und die Heilung ihrer Seele zu befördern. Die Protestanten haben ihr die sacramentalische Bedeutung und Kraft abgesprochen, weil nichts von einer förmlichen Einsetzung dieses Gebrauchs durch Christum selbst bekannt ist. In der griech. Kirche wird sie nicht nur bei den Sterbenden, sondern überhaupt bei Kranken aller Art als ein zur Wiederherstellung der Gesundheit und zur Vergebung der Sünden dienliches Sacrament angewendet. E.

Olymp. Mehre Berge führten im Alterthum den Namen Olympos. Der berühmteste darunter lag in Thessalien, und wird jetzt Lacha genannt. Die ältesten Griechen hielten ihn für den höchsten Berg und den Mittelpunkt der ganzen Erdscheibe. Er wurde zum Himmels- oder Götterberg; auf seinen heitern Höhen wohnten die Götter Homer's. Über dem Haupte desselben glaubte man eine Öffnung in dem metallenen Gewölbe des Himmels, welches am Rande der Erdscheibe auf Bergsäulen ruhte. Als in der Folge der Begriff des Weltalls und der Gottheit sich erweiterte, versetzte man die ewigen Mächte auf die äußerste, um die Planetenkreise sich drehende Himmelssphäre, und dieser neue Göttersitz über der Himmelsfeste erhielt ebenfalls den Namen Olympos. Außer der Öffnung des Gipfels hatte dieses, auf den Rand des Erdkreises geneigte Himmelsgewölbe noch zwei Pforten: eine im O., die andre im W., durch welche der Sonnengott und die Nacht mit ihrem Gefolge aus dem Ocean in den Himmel aufstiegen und dahin wieder zurückkehrten. Die Götter selbst hießen von diesem, ihrem irdischen oder himmli-

schen Wohnsitze Olympier, und als solche bildeten sie einen eignen Götterstaat, an dessen Spitze Zeus stand. Die großen Götter, die sogen. Zwölfe, machten den Rath der Alten im Olymp, alle übrige Gottheiten bildeten die große Versammlung. Nicht in Einem Palaste beisammen, sondern in mehren zerstreut, auf den verschiedenen Höhen des vielgipflichen Olympos wohnten die mächtigen Götter. Auf der höchsten Spitze desselben stand der Palast des Zeus, wo alle Versammlungen und Gelage in einem großen Saale gehalten wurden. Von dortaus übersah er den Erdkreis, umzog das Himmelsgewölbe mit Gewölk und schleuderte seinen Blitzstrahl.

Olympia, im alten Elis (im westlichen Morea bei der Stadt Lagganico) — wo Peregrinus Proteus (s. d.) sich verbrannte, um den Griechen ein noch nie gesehenes Schauspiel zu geben —, ist jetzt Ruine. Noch zeigt die kleine Ebene von Antilalla, die nur 1¼ engl. Meile von O. nach W. mißt, Spuren von Gebäuden, die von Fauvel und Pouqueville für die Reste des Hippodroms erkannt wurden, wo einst der ehrende Kranz erlangt ward. Im O. umgrenzen diese kleine Fläche die steilen Ufer des Kladeon, im W. der Bach Mirakka, im N. sind Hügel, und südlich umzieht der Alpheos das Thal. Zwischen dem Typäon, einem steilen Felsenberge, und dem Alpheos, an den er unmittelbar stößt, liegt die Ruine, welche für den Hippodrom genommen, aber von Stanhope nicht dafür anerkannt wird. Südlich, doch immer noch im Raume der Altis, liegt das Stadion auf einer niedern, jetzt versumpften Abstufung des Berges. Pisa lag 6 Stunden von Olympia ab, und durch die Übereinstimmung des Namens einer Quelle bei Mirakka, Potistirun genannt, die an die Quelle Potistira bei Pisa erinnert, scheint man berechtigt, in den Architekturfragmenten bei Mirakka Trümmer von Pisa wiederzuerkennen. So dürftig sind die Erinnerungszeichen an jenes Olympia, dessen Sieger mit ängstlicher Genauigkeit seit Koröbus der Nachwelt verzeichnet wurden! Auch die Aufsicht der Hellanodiken über diese Gedächtnißsteine hat sie so wenig als Olympia selbst der Nachwelt gesichert. Über die Bildsäule des Jupiter zu Olympia handelt ein Werk von Siebenkees, Tüb. 1795, und Quatremère de Quincy's „Le Jupiter Olympien (Paris 1816, Fol.). Die fleißigen Untersuchungen des gelehrten John Spencer Stanhope (s. dessen „Olympia, topography illustrative of the actual state of the plain of Olympia and of the ruins of the city of Elis", London 1824, mit 16 trefflich gest. Planen und Ansichten, nach Zeichnungen von Demint) scheinen das reiche, aber sehr schwierige Feld, welches die Ruinen der alten Olympia trägt, glücklich aufgeräumt zu haben. 19.

Olympiade, eine Zeitrechnung bei den Griechen, welcher die Feier der Olympischen Spiele (s. d.) zum Grunde lag. Diejenige Olympiade, von welcher die Griechen ihre Zeitrechnung anfingen, setzt Petavius 777, Usher 772, Calvisius 774 vor Chr.; Gatterer und die meisten Neuern nehmen dafür das J. 776 an; die letzte (304te) fiel in das J. 440 nach Chr. Der Zeitraum von einer Olympiade zur andern faßte vier volle Jahre unserer Zeitrechnung in sich, oder eine griech. Tetraeteris von 48 Monden und zwei Schaltmonaten. Anfänglich nannte man die Olympiade mit dem Namen der Sieger; weil indessen bei dieser Bezeichnungsart manche Irrthümer vorgehen konnten, besonders wenn man nicht gleich Gelegenheit hatte, die Verzeichnisse der Sieger zu Olympia nachzusehen, so machte man in der Folge in jedem Staate die Olympiade dadurch kenntlicher, daß man z. B. zu Athen dem Namen des jedesmaligen Siegers noch den Namen des regierenden Archonten, zu Lacedämon den Namen des Ephoren, zu Argos den Namen der Priesterin der Juno, zu Delphi den Namen der Pythia u. s. w. beifügte. Die also eingerichteten und unter obrigkeitlicher Aufsicht gemachten Verzeichnisse wurden in dem Archive jedes Staats aufbewahrt, wo sie Jedermann nachsehen konnte. Später nahmen Privatpersonen Abschriften. Leider ist keine derselben auf uns gekommen.

Olympias, Gemahlin des macedonischen Königs Philipp und Mutter Alexanders d. Gr., war eine T. des epirischen Fürsten Neoptolemus. Sie verband mit vielem Verstande einen herrschsüchtigen, rachgierigen und hinterlistigen Charakter. Liebeshändel beider Ehegatten störten ihre Einigkeit und führten endlich zur Scheidung. Diese Beschimpfung entflammte Olympias's Herz zur Rache. Wahrscheinlich war sie nicht nur Mitwisserin, sondern Hauptanstifterin der Ermordung Philipps. Gewiß ist es, daß Kleopatra, Philipps nachherige Gemahlin, von ihr zum Selbstmorde gezwungen und ihre ganze Familie mit dem schrecklichsten Hasse verfolgt wurde. Ihr Sohn Alexander bewies ihr zwar alle kindliche Ehrfurcht, ließ sie aber nie an der Regierung Theil nehmen. Nach Alexanders Tode suchte sie, während des Streites der Kronbewerber, vergebens ihre Herrschaft auszubreiten. Zwar hatte sie nach Antipater's Tode (319 vor Chr.) den Nachfolger Polysperchon auf ihrer Seite, der sie auch aus Epirus, wohin sie geflüchtet war, nach Macedonien als Obervormünderin zurückrief; allein die Grausamkeit, daß sie den blödsinnig gemachten Aridäus, Alexanders Bruder und Nachfolger, umbringen ließ, wurde bald bestraft; Kassander, Polysperchon's Gegner, nahm sie gefangen, und veranlaßte die Verwandten jenes Ermordeten, sie peinlich anzuklagen. Sie wurde abwesend zum Tode verurtheilt. Auf die Nachricht davon verlangte sie sich zu vertheidigen. Dies zu verhindern, wurden Meuchelmörder gedungen, welche sie (317 vor Chr.) umbrachten.

Olympische Spiele, die feierlichsten und berühmtesten unter den vier heiligen Spielen der Griechen, welche als Nationalfeierlichkeit die verschiedenen Nationalstämme aufs Genaueste vereinigten. Sie hatten ihren Namen von dem geweihten Platze Olympia, wo sie gefeiert wurden, oder von dem Jupiter Olympius, der hier den berühmten Tempel hatte. Jetzt heißt die olympische Ebene (ein Rechteck) Antillala, weil sie der Stadt Lalla gegenüber liegt. Nach Einigen soll Jupiter selbst, nach seinem Siege über die Titanen, diese Spiele gestiftet, und bei ihrer ersten Feier Mars den Preis im Faustkampf, und Apollo über Mercur den Sieg im Wettkampfe davongetragen haben. Nach Andern soll sie Pelops zu Ehren Jupiter's gestiftet haben. Wieder Andre schreiben ihre Stiftung den Argonauten zu. Noch Andre machen einen der Daktylen (Priester der Cybele vom Berge Ida, welche die Gattin Saturn's, Rhea, zur Erziehung Jupiter's, ihres Sohns, von Kreta nach Elis berufen hatte), Namens Hercules, zum Stifter, als er sich mit seinen 4 Brüdern, Päoneus, Ida, Jasius und Epimedes, von Kreta nach Elis begab. Diese 4 jüngern Brüder stritten mit einander im Wettrennen um den Vorzug. Hercules krönte den Sieger mit einem Olivenkranze, der von einem, aus dem Lande der Hyperboräer in den heiligen Hain bei Pisa verpflanzten, vorzüglich schönen Olivenbaume genommen war. Auch in der Folge wurden nur von diesem Baume die Siegerkränze geflochten. Gewiß ist es, daß schon in den ältesten Zeiten Griechenlands, in der Gegend von Pisa, Wettspiele gehalten wurden, deren Zweck wahrscheinlich religiöser Art war. Sie wurden mehre Male unterbrochen und erneuert; das erste Mal durch Iphitus, Fürsten von Elis, um 884 v. Ch.; das zweite Mal durch Choröbus (776 oder 777), von welcher Zeit an man die Olympiaden zu zählen anfängt. Anfangs hatten die Einw. von Pisa die Aufsicht über diese Spiele. Nachdem aber dieser Ort durch die Elier zerstört worden war, übernahmen diese die Besorgung derselben und behielten sie, mit einigen Unterbrechungen. Sie waren auch die Kampfrichter, deren Anzahl nicht immer unverändert blieb. Ein feierlicher Eid verpflichtete sie zur strengsten Unparteilichkeit. Zur Erhaltung der Ordnung wurden eigne Beamte ernannt. Aus allen Gegenden strömten Zuschauer zur Feier der Spiele nach Olympia. Außer den Priesterinnen der Ceres durften ihnen jedoch nur Männer beiwohnen. Die Übertreterinnen dieses Gesetzes wurden von einem Felsen herabgestürzt. Der Anfang der Spiele war allemal d.

11. des Monats Hekatombäon (der ungefähr mit unserm Juli übereinkommt), und ihre Dauer auf 5 Tage bestimmt. Die Kämpfer mußten sich 10 Monate vorher auf dem Gymnasium zu Elis vorbereitet haben; in den letzten 30 Tagen vorher wurden diese Kampfübungen ebenso vollständig angestellt wie sie bei den Spielen selbst vorkamen. Das Fest begann Abends mit großen feierlichen Opfern, die Spiele aber mit dem Anbruche des folg. Tages. Diese bestanden in Wettrennen zu Pferde und zu Fuß, im Springen, Diskus werfen, Ringen, Faustkampf; musikalische und dichterische Wettstreite machten den Beschluß. Die Ehre des Siegs in den olympischen Spielen war außerordentlich; sie ging von dem Sieger (Olympionikes) selbst auf sein Vaterland über, das stolz darauf war, ihn hervorgebracht zu haben. Die Tempelpracht von Olympia ward theils in Folge der politischen Schicksale des Landes, theils durch Erdbeben zerstört.

Omar I., Abubekr's Nachfolger, der zweite Khalif der Moslemin nach Mohammed, seinem Schwiegervater, trat die Regierung 634 nach Chr. an. Als einer der reißendsten Eroberer, die je die Welt verwüstet haben, brach er zuerst gegen Damask, die Hauptst. von Syrien, auf und jagte die Griechen aus dieser Provinz und aus Phönizien. Dann nahm er Jerusalem, 636, nach einer harten Belagerung ein. Auf einem mit zwei Säcken beladenen Kameele, in deren einem Baumfrüchte, in dem andern Getreide war, und die seinen ganzen Mundvorrath enthielten, zog er in die Stadt. Eine hölzerne Schüssel war sein einziges Geschirr, und die Erde sein Sessel. Da die Capitulation von Jerusalem vielen andern, welche die Moslemin seitdem schlossen, zum Muster diente, so führen wir die Hauptpunkte derselben an: „Die Einwohner behalten ihr Leben, ihr Eigenthum, ihre Kirchen; aber sie sollen keine neuen Kirchen bauen, noch auf die vorhandenen Kreuze setzen dürfen. Sie sollen nicht mit den Glocken läuten, sondern sich begnügen zu klingeln. Wenn ein Muselmann durch die Stadt reist, sollen sie ihn drei Tage frei halten. Sie sollen Niemand vom Mohammedanismus abwendig machen, und ihre Anverwandten nicht verhindern, ihn anzunehmen. Sie dürfen nicht die Sprache, Kleidung, noch die Namen der Mohammedaner annehmen. Sie sollen keine Waffen tragen, keinen Wein verkaufen, dem Khalifen treu sein und die Abgaben regelmäßig bezahlen". O.'s Statthalter drangen in Persien vor, schlugen das Heer der Jezdejerd und eroberten die Hauptstadt und das Reich. Amru, einer seiner Statthalter, schlug die Truppen des Kaisers Heraklius 638 bei Antiochia; Memphis und Alexandria ergaben sich; ganz Ägypten und ein Theil von Libyen wurde den Römern entrissen. Damals soll nach einer alten, neuerlich widerlegten Sage auf O.'s Befehl die königl. Bibliothek zu Alexandria verbrannt worden sein. Die Moslemin setzten ihre Eroberungen bis weit in Afrika fort. Aber O. genoß seines Ruhms nicht lange; er wurde im J. Chr. 643, 63 J. alt, von einem persischen Sklaven mit einem Messer tödtlich verwundet. Die Großen baten ihn, seinen Nachfolger zu bestimmen; er aber verweigerte es, und lehnte besonders den Vorschlag, seinen Sohn zur Khalifenwürde zu ernennen, mit Lebhaftigkeit ab: „Es ist genug", sagte er, „daß in meiner Familie sich Einer gefunden hat, der diese Last hat übernehmen mögen". So wurde durch ihn das Khalifat ein Wahlreich. (S. Khalif.) Der Islam hat nie einen tugendhaftern und eifrigern Apostel gehabt als ihn; er beobachtete streng alle Vorschriften des Koran, und wird als gerechter und milder Fürst gerühmt. Kairo wurde von ihm erbaut, und unter ihm 36,000 Städte oder Schlösser erobert, 4000 Tempel und Kirchen zerstört und 1400 Moscheen erbaut.

Omen, Omina (Vorbedeutungszeichen), gewisse, zufällig sich ereignende Umstände, welche man als Vorzeichen eines Glücks oder Unglücks ansah. Sie waren entweder 1) gewisse am Körper befindliche, oder im Gemüthe sich ereignende Erscheinungen; oder 2) sie kamen von äußern Dingen her, oder 3) sie bestanden

in gewissen bedeutenden Worten. Zur ersten Classe gehörten die Mahle am Körper, plötzliche Unruhe und Bestürzung, überhaupt alle unerwartete Erschütterung des Körpers und der Seele, Herzklopfen, Zittern der Augen oder irgend eines Muskels, das Niesen u. s. w. Zu den äußern Erscheinungen gehörten: ein ungewöhnlich heller Schein, der sich in einem Hause oder sonst an einem Orte zeigte, war ein glückliches Zeichen; denn man glaubte, daß irgend eine himmliche Gottheit gegenwärtig sei. Dagegen war es ein nachtheiliges Omen, wenn den Bildsäulen der Götter etwas Ungewöhnliches widerfuhr. Die ominösen Worte waren glücklich oder unglücklich nach ihrer Bedeutung und zufälligen Beziehung. Wirksam war ein solches Omen nur dann, wann es dem Hörenden auffiel und Eindruck auf ihn machte. Um die üble Vorbedeutung eines Omens anzuwenden, warf man z. B. einen Stein auf die etwas Übles bedeutende Sache, oder tödtete das ominöse Thier, damit die Unglücksbedeutung selbst darauf zurückfallen und so vernichtet werden möchte. Unglück bedeutende Worte gab man Dem, der sie sprach, mit dem Ausdruck: „Auf dein eignes Haupt!" zurück. Man hatte auch einen besondern Zauberapparat, um üble Vorbedeutungen abzuwenden. Man verbrannte dornichtes und sonst unfruchtbares Holz zu Asche und warf diese in fließendes Wasser, oder ins Meer, wenn ein böses Omen sich ereignete. Überhaupt aber pflegte man, wenn unglückliche Omina sich ereigneten, das angefangene Geschäft liegen zu lassen und es ein ander Mal wieder vorzunehmen.

Ommeganck, K. P., geb. 1755, einer der größten holländischen Landschaftmaler, dessen Werke sich vorzüglich durch einsichtsvolle Wahl des Entwurfs, frischen Pinsel und warme Färbung auszeichnen. Er starb zu Antwerpen den 18. Jan. 1826.

Ommiaden oder Ommajaden, s. Khalif, Khalifat.

Omnium nennt die englische Staatswirthschaft das Ganze der Gegenstände (der öffentlichen Papiere, Stocks), welche die Unterzeichner einer Anleihe von der Regierung dagegen erhalten. Sollen die Unterzeichner z. B. vermöge ihrer Übereinkunft mit der Regierung für jedes Hundert Pfund, das sie vorschießen, eine gewisse Summe in den Fonds zu 3 Proc., eine andre zu 4 Proc. und einen gewissen Theil in langen Annuitäten erhalten, so bilden diese drei Gegenstände zusammen das Omnium; jeder einzelne Artikel der Anleihe dagegen wird Scrip (eine Verstümmlung des Worts Subscription) genannt. Da das Omnium einer Anleihe nach Maßgabe der Umstände steigt oder fällt, die zwischen dem Tage der Anleihe und dem Tage ihrer Wiederholung eintreten, so ist es der Gegenstand großer Speculationen.

Omphale, T. des lydischen Königs Jardanas und Gemahlin des Tmolus, nach dessen Tode sie selbst die Regierung führte. Hercules wurde ihr vom Mercur als Sklave verkauft und verrichtete in ihrem Dienste tapfere Thaten. O. belohnte ihn durch ihre Umarmung und gebar ihm einen Sohn. Hercules (s. d.) wurde von ihr so berückt, daß er ihr zu Gefallen in weiblicher Kleidung einherging, die Finger mit goldenen Ringen besteckte, die Haare in künstliche Locken legen ließ, hohe goldgestickte Schuhe trug, und unter ihren Sklavinnen an dem Rocken spann, indessen sie die Löwenhaut anzog und die Keule trug. Übrigens herrschte O. despotisch über die Lydier, und war ebenso zügellos und ausschweifend als grausam.

Öneus, s. Kalydon.

Onomatopöie (von ὀνοματοποιΐα) heißt die Namen- oder Wortbildung, vorzüglich wenn sie die Gegenstände durch ihren nachgeahmten Schall bezeichnet. Die Gegenstände der Sinnenwelt sind die ersten, welche der Mensch kennen lernt, und ihre Bezeichnung knüpft sich an ihre Kenntniß an. Sowie wir nämlich die Gegenstände der Sinnenwelt mit unsern Sinnen auffassen, so bezeich-

nen wir sie auch mit Ausdrücken, welche den Sinnen entsprechen. Die Sprache ist hörbare Bezeichnung der Vorstellungen; sie hält also unwillkürlich die hörbaren Eigenschaften der Gegenstände fest, und gibt dieselben mittelst articulirter Laute wieder, wie das erschütterte Ohr sie empfangen hat. Diese Wortbildung durch Nachahmung des Lautes oder Schalles der Gegenstände ist zugleich die natürlichste, die sich denken läßt, sowie der nachahmende Laut der verständlichste für die Mittheilung, indem er am leichtesten sich mit der Vorstellung des schallenden Körpers verbindet und sie in Andern erweckt. Hier gibt es aber einen doppelten Fall, entweder wird unmittelbar nur der Laut oder Schall eines Dinges nachgeahmt, wie z. B. in den Worten: murmeln, rasseln, lispeln ꝛc., oder ein Gegenstand wird nach einem Schall oder Laut, den er verursacht, benannt, z. B. Blitz. Im letztern Falle kann die tönende Eigenschaft des Gegenstandes auch nur Nebensache, oder zufällig veranlaßt worden sein, aber der Schall zog die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand, und er wurde daher immer so benannt, obgleich späterhin der Ursprung des Namens vergessen ward. Die erstern Arten der Onomatopöie sind die ursprünglichen und nothwendigen, weil man sich bei ihnen an die reine Wahrnehmung des Tons hält; die letztere ist die abgeleitete, aber fast noch ausgebreitetere. Die Onomatopöie ist daher ein wesentlicher Bestandtheil der Bildung aller Sprachen; es läßt sich aber auch aus der verschiedenen Beschaffenheit des Gehörs und dem Verlöschen der Naturlaute in einer Sprache, durch allmälige Umbildung derselben bei verschiedenen Generationen, erklären, nicht nur, warum die Sprachen unter einander in solchen Namen (**onomatopoetica**) oft so verschieden sind, sondern auch, warum wir in den einzelnen Sprachen so wenig Worte als solche erkennen. In Hinsicht des Letztern ist jedoch der Unterschied der Naturlaute und der articulirten Laute, mit welchen die Sprache nachahmt, nicht zu übersehen. T.

Önomaus, s. Hippodamia.

Ontologie, Wesenlehre, nannte man sonst denjenigen Theil der Metaphysik, welcher das Wesentliche des Dinges oder die Eigenschaften, ohne die ein Ding kein Ding sein würde, vollständig angibt und erweist. Was nur immer aus dem Begriffe des Dinges folgt, das wird hier angegeben, und was den nothwendigen Prädicaten desselben nicht widerspricht, wird ihm als nothwendige Eigenschaft beigelegt. Man handelt in ihr 1) von Dingen überhaupt, ihrer Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit; 2) von Substanz und Accidens, Ursache, Wirkung und Wechselwirkung; 3) von Quantität und Qualität, Ähnlichkeit und Gleichheit der Dinge; 4) vom Raum und der Zeit, und 5) von dem Einfachen und Zusammengesetzten. Es ist aber mit diesen Eigenschaften kein wirkliches Sein erkannt; die Ontologie ist also keine Erkenntniß realer Objecte. Seit der Umwandlung, welche die Philosophie durch Kant erhielt, ist die ganze Ontologie, wie sie von den frühern dogmatischen Schulen aufgestellt wurde, zerfallen und an deren Stelle eine Analytik unserer Begriffe und unsers ganzen Vorstellungsvermögens getreten. Diese Analytik wird von Kant Transscendentalphilosophie genannt. (S. Metaphysik.) dd.

Ontologischer Beweis heißt der aus dem Begriffe Gottes, als des Seins schlechthin, geführte Beweis von dessen Dasein. Etwas diesem Beweise Ähnliches findet man schon bei dem Stoiker Kleanthes. Vorzüglich ist dieser Beweis ausgebildet worden von Anselm von Canterbury und Descartes.

Onyx, ein Chalzedon, in welchem zwei oder mehre Farbenabänderungen in geraden oder gebogenen, unter einander parallelen und scharf begrenzten Lagen wechseln. Die Onyxe werden zumal für Kameen benutzt und meist so geschnitten, daß eine lichte Lage das Erhabene der Figur ausmacht, die dunklere Lage aber zum Grunde dient. Schon bei den Römern stand dieser Stein in großem Werthe und noch jetzt werden schöne Onyxe theuer bezahlt.

Dost (Jakob van), ein Maler aus Brügge, geb. 1600, der in Rom unter Hannibal Carracci studirte und den besten niederländ. Meistern beigezählt wurde. In seiner Jugend copirte er mit solcher Geschicklichkeit nach Rubens und Vandyk, daß seine Gemälde noch jetzt die Kenner täuschen. Dadurch lernte er die Grundsätze einer schönen Färbung und zierlichen Führung des Pinsels. Er malte nur große Geschichten; seine Compositionen sind ungekünstelt und wohlüberlegt, ohne müßige Figuren. Die Verzierungen sind sinnreich, voll edler Einfalt, und die Gewänder schön. Seine Hintergründe zierte er mit Architektur, die er, wie die Perspective, gut verstand; seine Zeichnung ist in gutem Geschmack; das Colorit seines Nackten frisch und natürlich. Er starb 1671. Sein Sohn, gl. N., studirte zu Paris und Rom, lebte lange zu Lille und starb in Brügge 1713. Man sieht von ihm große historische Gemälde in den Kirchen und Palästen von Lille. Seine Zeichnung sowol als sein Colorit sind alles Beifalls würdig. Seine Manier ist markiger, sein Pinselstrich freier als bei seinem Vater. Er drappirte im größten Styl. Seine Compositionen waren nicht überreich, aber sehr verständig geordnet.

Opal, ein Mineral, findet sich nur derb und eingesprengt, hat muschligen Bruch, Glas- oder Fettglanz, ist theils farblos, theils mannigfaltig gefärbt, durchscheinend, und zeigt oft ein lebhaftes und buntes Farbenspiel. Seine Härte ist geringer als die des Quarzes, sein specifisches Gewicht das 1, 9 bis 2, 2fache des Wassers. Seine Bestandtheile sind Kieselerde und einige Procente Wasser. Man unterscheidet folgende Varietäten: 1) Edler Opal ist milchweiß, stark glasglänzend, halbdurchsichtig, mit lebhaftem sehr schönem Farbenspiel; kommt in Porphyr eingewachsen in Ungarn und in Sachsen, und im Mandelstein auf den Farörinseln vor. 2) Feueropal ist hyanzinthroth bis honiggelb, halbdurchsichtig, starkglänzend, findet sich im Porphyr in Mexico. 3) Gemeiner Opal ist milch- und gelblichweiß, wachs- und honiggelb, fleisch- und ziegelroth, apfel- und olivengrün, stark durchscheinend; kommt in Ungarn, im sächsischen Erzgebirge, zu Kohemütz in Schlesien, auf den Farörn rc. vor. 4) Halbopal, hat geringern Glanz, mindere Durchscheinbarkeit, dunklere und trübere Farben als der gemeine Opal, und heißt Holzopal, wenn er Holztextur besitzt; dieser letztere findet sich zumal in Tokai in Ungarn und zu Hohentwiel in Schwaben. 5) Weltauge (s. d.), oder Hydrophan. Der edle Opal ist ebenso seines Farbenspiels als der Feueropal seiner Farbe wegen beliebt; beide werden zu Ringen, Ohrgehängen u. a. feinem Geschmeide benutzt; der rothspielende edle Opal hat den höchsten Werth; da er immer sehr rissig ist, so sind Steine von einiger Größe außerordentlich selten und theuer. Farbenspiel und geringe Härte gestatten nicht wohl eine andre als halbkugel- oder linsenförmige Schleifung; nur der Feueropal erhält bisweilen einige stumpfe Facetten.

Oper. Das Singspiel oder die Oper im weitern Sinne ist ein musikalisches Drama. Sie unterscheidet sich dadurch von dem Schauspiel mit Musik, in welches nur zufällig, wenn es die Fabel eines solchen Drama verlangt, Tonstücke eingeflochten werden. In der Oper ist die Musik wesentlich; aber nicht so, daß sie über die Poesie herrsche, sondern daß beide in der innigsten Verbindung einander gegenseitig bestimmen. Demzufolge wird einerseits die Poesie Gesang, die Musik aber erhebt sich andrerseits zur Poesie durch lebendige Schilderung der Stimmungen und Charaktere der Personen, welche mittelst des mehrstimmigen Satzes, worin verschiedene Ausdrücke der Empfindungen und Charaktere sich darstellen lassen, dramatisch wird. Das Erstere gibt dem dramatischen Gedichte der Oper einen lyrischen Charakter, denn alle Poesie neigt sich durch Ausdruck und Schilderung des Gefühls zur Musik hin und wird insofern ursprünglich lyrische Poesie genannt. Die erste Aufgabe für den Dichter ist daher, eine solche Handlung zu erfinden, durch welche die Personen in Lagen gebracht wer-

den, wo sie ihre Empfindungen lyrisch aussprechen können und mannigfaltige Affecten und Leidenschaften in verschiedenen Graden und Abstufungen abwechseln. Wenn dieses zwar die strenge Ausbildung der Charaktere und den ununterbrochen raschen Fortgang der Handlung zu hemmen scheint (weßhalb auch die Oper weder Charaktere noch Handlung in demselben strengen Sinne haben kann, in welchem sie z. B. der Tragödie zukommen), so ist die Oper dadurch auf der andern Seite geschickter, auch solche Stoffe zu versinnlichen, welche dem strengen Drama sich mehr entziehen. Dies sind vornehmlich romantische Zauberstoffe, Feenmärchen, idyllische und romantische Bilder, deren Innerstes erst durch Musik vollkommen lebendig ausgesprochen wird. Denn der Gesang wird in der Oper zur Rede, und eine solche ätherische Sprache ist vorzüglich geeignet, die Sprache zauberischer Wesen (Feen, Gnomen, Sylphen) zu sein. Hieraus folgt von selbst, daß historische und heroische Stoffe nur dann den Hörer ansprechen können, wenn sie aus dem Zartesten und Tiefsten der menschlichen Empfindung geschöpft sind, sofern sie aber nur durch strenge Charakterentwicklung im fortschreitenden Handeln ausgeführt werden können und ihr Zusammenhang mehr von dem Verstande als von der Phantasie aufgefaßt werden kann, der Natur der Oper am ungünstigsten sind, und daß man nur aus sich selbst mißverstehender Vornehmheit, die heroischen, historischen und bürgerlichen Opern jenen vorgezogen hat. Es folgt daraus ferner, daß der Dichter der Oper, mit der Natur der Musik vollkommen vertraut, musikalisch dichten, d. h. sowol den dramatischen Stoff als die einzelnen Theile in der Ausführung so behandeln müsse, daß er der Tonkunst Gelegenheit gibt, Das, was der Poesie unaussprechlich bleibt, auf die ihr eigenthümliche Weise auszudrücken. Haupterfoderniſſe der Behandlung sind daher nach dem Vorigen: leicht gezeichnete und gut contrastirte Charaktere, Mannigfaltigkeit lyrischer Situationen, Angemessenheit des lyrischen Ausdrucks an dem Charakter der Personen ꝛc. Was sonst und überhaupt zur musikalischen Poesie gehöre, die man wol zweckmäßig andeutende oder skizzirende Poesie nennen könnte (z. B. einfache, leichte Rhythmen, Gedanken, die mehr Gefühl und Phantasie als den Verstand in Anspruch nehmen), müssen wir der Kürze wegen übergehen. Aber es leuchtet endlich auch ein, warum große Operndichter so selten sind; denn wer mit Musik nicht innig vertraut ist, dem muß die Verbindung der Poesie mit Musik, zu welcher der Operndichter hinwirken soll, nur als eine unwürdige Dienstbarkeit, ein Zwang der Poesie erscheinen. Doch kann die Seltenheit einer guten Oper in poetischer Hinsicht bei hoher Ausbildung des musikalischen Bestandtheils nichts gegen die Gattung selbst entscheiden, denn wer möchte leugnen, daß die Oper einen weit tiefern Eindruck auf Gebildete machen würde, wenn sie auch in poetischer Hinsicht sich durchaus vollendete. Es soll aber auch von der andern Seite die Musik sich zur Poesie, und zwar zur dramatischen, erheben. Dies erfodert, daß die Opernmusik charakteristischer und gedrängter sei als eine andre Art von Musik, die sich mit Poesie verbindet, daß sie also nicht, wie die neuere italien. Musik, den poetischen Text nach Willkür behandle, und nicht durch lange Concertstücke den Gang der Handlung völlig aufhalte. (Ein Muster ist hier Salieri's „Axur".) Der Natur des Kunstwerks gemäß muß sie einen Gesammtcharakter tragen, wie z. B. Mozart's „Zauberflöte" sich durch ihren feierlich ernsten Charakter, ungeachtet der eingeflochtenen naiven Partien, von dem sinnlich lebendigen Colorit eines „Figaro" oder andrer Mozart'schen Opern sprechend unterscheidet. Ferner muß es, wie in den letzten Opern, auch gewisse, durch Musik, d. i. sowol durch Gesang als durch Instrumentalwirkung, individualisirte Charaktere geben, und ihre lyrischen Monologe (Arien, Cavatinen, Arioso's) und Dialoge (Duette, Terzette ꝛc.) müssen in gehöriger Abwechselung unter einander und mit dem kräftigen Chor dem Ganzen eine erfreuliche Mannigfaltigkeit verschaffen. Die Hauptauf-

gabe des Tonsetzers aber ist, die im Texte ausgesprochenen Gefühle und Leidenschaften der handelnden Personen mit der Stärke und Eindringlichkeit auszudrücken, die der Tonkunst eigen sind. Das Vorherrschen der ernsten oder heitern Stimmung, welches durch den Stoff der Fabel bestimmt wird, und sonach zugleich des großen oder des leichtern Styls in der Musik, bildet den Unterschied der sogenannten **Opera seria** (große oder ernsthafte Oper) und der **Opera buffa** (komische oder scherzhafte Oper); und wiewol sich jene im Ganzen nach der Seite der Tragödie, diese nach dem Lustspiel hinneigt, so ergibt sich doch aus dem Vorigen, daß weder eine ernste Oper so rein tragisch und einfach sein könne als die Tragödie, noch die komische Oper eine so verwickelte Intrigue haben könne als das Lustspiel. Denn die Musik spricht unmittelbarer zum Gefühle als zum Verstande; das Komische, dessen Ursprung die Reflexion ist, vermag daher nicht ohne lyrische Beimischung die Oper auszufüllen, weßhalb auch das Groteske und Burleske der Oper sehr günstig ist. Es gibt aber auch einen mittlern Styl; nur sind die Grenzen hier schwer zu bestimmen. Beispielsweise würden wir Spontini's „Vestalin" eine **Opera seria**, Cimarosa's „**Matrimonio segreto**" und mehre Conversationsopern eine **Opera buffa** nennen, und Mozart's „Entführung aus dem Serail", sowie viele Paer'sche Opern, würden wir zu dem **mezzo stilo** (mittlern Styl) rechnen. Die Oper ist große Oper oder musikalisches Drama im vollkommensten Sinne des Worts, durch welche die Musik ununterbrochen hindurch gehet, sodaß sie nicht durch gesprochenen Dialog unterbrochen wird, dessen Stelle vielmehr das, der gesprochenen Rede sich annähernde musikalische Recitativ (s. d.) vertreten muß. Warum dies heutzutage bei den Deutschen nicht so ansprechen will, liegt an der Seltenheit gut recitirender Sänger bei den Deutschen und der Seltenheit der Componisten, welche das Recitativ über die gewöhnlichen bedeutungslosen Phrasen zu erheben im Stande sind, wodurch musikalische und unmusikalische Personen sich gelangweilt finden, endlich vielleicht auch an der Gewöhnung und Entwöhnung der Deutschen. Frühzeitig jedoch fühlte man die Einförmigkeit, welche schlechte Recitative hervorzubringen im Stande sind, und dies gab Gelegenheit zur Operette im ältern Sinne, welche man, als eine Nachahmung französischer, mit Lieder- und Romanzengesang vermischter Schauspiele, von der eigentlichen Oper so unterschied, daß bei dieser der gesprochene Dialog nie eintrat, in jener aber Gesang und Dialog, wie jetzt in den meisten deutschen Opern, abwechselte. Dies that man anfänglich nur bei komischen Opern, welchen dieser Contrast auch noch am günstigsten zu sein scheint; daher man diese Gattung bei den Deutschen auch Operette nannte. Späterhin ward diese Abänderung auch in die ernste Oper eingeführt, sodaß wir neuerdings unter Operette, wie in der frühesten Zeit, nur ein Singspiel von geringerer Ausführung, kleinerm Umfang und leichterm Charakter, unter Oper aber die umfassendste Gattung des Singspiels verstehen. Dieser regelmäßig wiederkehrende Wechsel des gesprochenen Dialogs und des Gesangs, welcher für das gesunde Ohr immer einen unangenehmen Abfall bewirkt, erfodert nun, daß der Dichter alle lyrische Bewegungen der Personen in die Musikstücke verlege, worauf die Prosa um so mehr als Prosa erscheint. Aber um die im Gesange oft so schlecht aussprechenden Sänger zu verstehen, und von der Handlung, die man vor sich sieht, doch etwas zu erfahren, läßt man sich lieber die Zwittergattung gefallen, als daß man die vollkommenere ausbildete. Als die Deutschen die Operette auf ihre Bühne brachten, behandelten sie dieselbe, dem damals herrschenden Wahrscheinlichkeitsprincip zu Liebe, eigentlich als Lustspiel mit Gesang, und suchten alles Singen durch besondere Motive, z. B. Aufruf zum Singen, Versprechen etwas vorzusingen ꝛc. einzuleiten, was sich nicht oft ohne Gesuchtheit wiederholen ließ. Dies nöthigte allmälig zu größerer musikalischer Ausbildung der Gesangstücke nach dem Vorgange der Italiener (s. unten).

Daß sich in gewissen Opern auch die, der Musik durch den Rhythmus verwandte Tanzkunst mit der Tonkunst verbinden könne, ist der Oper zufällig. Hierdurch und durch Mitwirkung der malerischen und architektonischen Kunst, welche die Oper (vorzüglich die romantische) auf mannigfaltige Weise unterstützen, wird dieselbe zu einem der zusammengesetztesten Kunstwerke, und da diese Verbindung fast aller schönen Künste in einem einzigen Werke so oft nur eine äußere bleibt, so scheint die Aufgabe um so schwerer, „aus hundert Vergnügen ein einziges zu machen". Alle Vorwürfe aber, die bloß von dem Standpunkte der gemeinen Wahrscheinlichkeit gegen die Oper aufgestellt werden, z. B. daß kein vernünftiger Mensch seine Gefühle und Gedanken im gewöhnlichen Leben singend mittheile, verdienen ebenso wenig Beachtung als der gemeine Tadel, daß kein Mensch im Leben in regelmäßigen Jamben und Trochäen spreche, wie es in der Tragödie geschieht; denn alle Kunst beruht auf gewissen Voraussetzungen der Einbildungskraft, welche die Illusion ausmachen. Zu den unbedeutendern Arten des Singspiels gehören das sogenannte Intermezzo der Italiener (s. d.). Die in der letzten Hälfte des 18. Jahrh. bei uns Deutschen beliebten Melodramen (Monodramen und Duodramen), in welchen entweder die Declamation und Mimik ununterbrochen begleitet wird, oder die Musik nur die Pausen der Rede ausfüllt, oder endlich die Musik bald abwechselnd begleitet, bald nachfolgt, können zwar musikalische Dramen, aber nicht Singspiele genannt werden, insofern in ihnen nicht gesungen wird. Wol aber gehört hierher das dem franz. Vaudeville nachgeahmte Liederspiel (s. d.)

Die Geschichte der Oper steigt bis ins 16. Jahrh. hinauf, wo Vicenzo Galilei und Giulio Caccini in Florenz, berühmte Tonkünstler ihrer Zeit, um die alte griech. Tragödie wiederherzustellen, es unternahmen, Gedichte unter einfacher Begleitung eines Saiteninstruments herzusagen oder zu recitiren, und große Dichter, wie Tasso in seinem „Amint", Schäferspiele mit Chören dichteten. Diese Versuche, welche als Ursprung der Oper angesehen werden, bahnten einem durchaus in Musik gesetzten Drama den Weg, welches „Daphne" hieß, und von dem Dichter Ottavio Rinuccini verfertigt, von Giac. Peri in Musik gesetzt war. Es wurde 1597 in Florenz zum ersten Male mit dem lautesten Beifall aufgeführt. In dasselbe Jahr fällt des Dichters und Capellmeisters Horazio Vecchi „Amphiparnasso", welcher zu Venedig herauskam und durch Schauspieler aufgeführt wurde, wobei auch die Masken (Pantalon = Doctor) sangen. Andre Schäferspiele, wie die „Ägle" von Giraldi und die „Arethusa" von Lollio, sollen noch früher am Hofe des Herzogs von Ferrara aufgeführt worden sein, sowie man auch sagt, daß Guarini's „Pastor fido" schon in der Mitte des 16. Jahrh. musikalisch dargestellt wurde. Nach e. a. Meinung soll bereits um 1486 ein gewisser Joh. Sulpitius mit dem Zunamen Verulamo auf dem Markt zu Rom, wie auch vor dem Papste und einigen Cardinälen kleine Dramen mit musikalischer Declamation gegeben haben. Die Musik zu diesen Schauspielen bestand größtentheils in einem Vortrage, der unserm heutigen Recitativ ähnlich war, welches nur selten durch Chöre unterbrochen wurde und sich daher dem Vortrage der griech. Tragödie näherte, deren Dialog ebenfalls unter einfacher Instrumentalbegleitung musikalisch declamirt wurde. Für den eigentlichen Erfinder des Recitativs, sowie wir es jetzt haben, wird jedoch Emilio del Cavaliero (seit 1570 Capellmeister in Florenz) gehalten, von dem 1590 zu Florenz zwei Schäferspiele: „Il satiro" und „La disperazione", aufgeführt wurden, und welcher auch auf ebendieselbe Weise ein Oratorium: „Anima e corpo", in Musik gesetzt hat. Nach mehren andern dergleichen Versuchen wurde 1600 bei der Vermählung Kön. Heinrich IV. das Singspiel „Euridice", von Rinuccini gedichtet und von Peri und Coccini componirt, in Florenz öffentlich aufgeführt. Dieser Rinuccini, der die regelmäßigere Oper einführte, dichtete auch „Arianna" mit Musik von Monteverde bei Vermählung des Herzogs v. Mantua (1608); Mon-

teverde ging dann nach Venedig, von wo aus sich die Oper weiter durch Italien verbreitete. Die erste Opera buffa soll 1624 zu Venedig aufgeführt worden sein; daselbst wurde auch die erste Opernbühne (1637) errichtet. 1646 wurde die Oper durch den Cardinal Mazarin nach Frankreich verpflanzt. (S. Franz. Schauspielkunst.) In Deutschland wurden schon zu Hans Sachs's Zeiten (st. 1567) gesungene Fastnachtsspiele aufgeführt. Die Königin Sophie Charlotte unterhielt in Deutschland die erste ital. Oper, wobei Bononcini Capellmeister war. Den ersten eigentlichen Operntext verfertigte Mart. Opitz (st. 1669); er hieß „Daphne" und ist eine Nachahmung des oben erwähnten ital. Singspiels „Daphne". Nachher schrieb Paul Thiemich die Oper „Alceste", die erste, die 1693 zu Leipzig in der Ostermesse aufgeführt wurde. Aber sie war ebenfalls aus dem Italienischen bearbeitet. Die erste deutsche Originaloper soll „Adam und Eva" sein, welche 1678 zu Hamburg gegeben wurde, wo damals der berühmte Componist Philipp Kaiser blühte. Einige halten die Operette „Der Teufel ist los!" für die erste komische Oper in Deutschland; Flögel hingegen behauptet, daß es bei uns ebenso früh komische Opern gegeben habe als ernsthafte. Zu Augsburg wurde 1697 zum ersten Male eine deutsche Oper aufgeführt, und zu Nürnberg 1667 ein Opernhaus erbaut, in welchem man 1697 die erste deutsche Oper „Arminius" aufführte. In Schweden wurde 1774 die erste schwedische Originaloper „Birger Jarl" von geborenen Schweden aufgeführt. In England wurde im 17. Jahrh. die ital. Oper eingeführt. Der deutsche Händel bewirkte hier eine Revolution, die aber für die engl. Oper ohne Erfolg geblieben ist. In Spanien drang erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. die ital. Oper ein. Die ital. Oper unterscheidet sich von der deutschen hauptsächlich dadurch, daß durchgehends nicht darin gesprochen, sondern der Dialog recitativisch (d. h. nach Noten, aber ohne Takt) gesungen wird. Bei den Italienern sind auch die Gattungen der Opera seria und buffa strenger geschieden als bei den Deutschen. Jene ist weit ernster, für uns fast leer und langweilig; diese weit mehr groteskkomisch und echt national. Dies bezeichnet auch der ihnen eigenthümliche Ausdruck und Charakter der Buffonerie, welche unnachahmlich ist. Unter ihren ernsten Operndichtern zeichnen die Italiener den Apostolo Zeno und hauptsächlich den Metastasio aus, welche Beide im 18. Jahrh. die ital. Oper auf einen höhern Standpunkt brachten; unter den komischen Goldoni u. mehre Andre; unter ihren Componisten Sacchini, Piccini, Jomelli, Cimarosa, Salieri, Paësiello, Zingarelli, Martini, Rossini, Generali ꝛc. (S. Arteaga's „Gesch. der ital. Oper", übers. von Forkel, 2 Thle., 1789.) Unter den Franzosen dichteten für die Oper Quinault, la Fontaine, la Motte, Marmontel, Favart, Sedaine, Etienne, Jouy, Scribe, Theaulon; Componisten waren Grétry, Monsigny, Rousseau, Dalayrac, Isouard, Boyeldieu, Catel, Méhul, und die nationalisirten Spontini und Cherubini. Unter den Engländern dichteten für die Oper Addison, Gay (die berühmte „Bettleroper"), Fielding, Kenrick ꝛc.; ausgezeichnete Componisten sind nicht bekannt. Unter den Deutschen wurde die Operette (s. oben) in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. vorzüglich von Weiße und Hiller mit allgemeinem Beifalle bearbeitet. Um mehr musikalischen Genuß in dieses Schauspiel zu verweben, wurden nach und nach die Gesangstücke immer weiter ausgeführt und bekamen die Form der ernsthaften Oper. Endlich ertheilte die Benutzung des von den Italienern erfundenen Finales, in welchem die Handlung fortrückt und die Musik zu einer Folge sehr anziehender und abwechselnder Sätze Gelegenheit gibt, dieser Art von Oper gleichsam den allgemeinen Vorzug, sodaß sie von nun an die herrschende Gattung des mit Musik verbundenen Schauspiels wurde. So entstand unsere gegenwärtige deutsche Oper, in welcher meist gesprochener Dialog und Gesang abwechselt. Die jetzige komische oder romantische Oper ist also eine Zusammensetzung der Opera seria und der Opera buffa der Italiener,

nur mit dem Unterschiede, daß der Dialog derselben wirklich gesprochen und nicht recitativisch gesungen wird. In der letzten Zeit haben die großen deutschen Componisten den prosaischen Dialog ebenfalls in Recitativ verwandelt. Für die deutsche Oper dichteten übrigens noch Göthe, Gotter, Bretzner, Stephani, J. G. Jacobi, Herklots, Huber, Michaelis, Kotzebue, Bürde, Schikaneder, Kind, Gehe ꝛc.; als Componisten nennen wir Gluck, Hasse, Mozart, Winter, Weigl, Reichardt, Kunzen, Vogler, Beethoven, K. M. v. Weber, Spohr, Kreutzer. Zu den vorzüglichsten deutschen romantischen Opern gehören „Die Zauberflöte", „Don Juan", „Das unterbrochene Opferfest", „Der Freischütz", „Oberon" u. a.

Operationslehre, s. **Chirurgie** und **Deutsche, Englische** und **Französische Medicin** und **Chirurgie**. Ein Theil derselben ist die **Akologie** oder Wundmittellehre.

Opfer sind Gaben, die man der Gottheit darbringt, um dadurch die Hingebung seiner eignen Person auszudrücken. Dieser Gebrauch war die erste Wirkung der Anerkennung höherer Wesen und ein Haupttheil des Gottesdienstes in allen Religionen des Alterthums; und noch heute glaubt der Morgenländer vor Gott ebenso wenig mit leeren Händen erscheinen zu dürfen als vor seinem Fürsten und Herrn. Die Vorstellung, daß Gott sinnliche Bedürfnisse habe und an Speise, Trank und Wohlgeruch Gefallen finde, sowie die Lebensart der Opfernden, bestimmte die Beschaffenheit ihrer Gaben. Hirten und Jäger brachten Thiere, Ackerbauer Früchte und Brot; und die Ehrfurcht vor der Gottheit gebot, ihr das Beste, was der Opfernde besaß, zu widmen. Daher wollte Abraham selbst den geliebten Sohn und einzigen Erben opfern, und Agamemnon seine Tochter Iphigenia; doch zeigte sich in der glücklichen Wendung, die diese Opfer nicht zur Ausführung kommen ließ, schon früh die reinere Idee, daß Gott kein Menschenblut verlange und durch die fromme Gesinnung befriedigt werde. Die Verirrungen des Naturdienstes erhielten gleichwol den grausamen Gebrauch, Menschen zu opfern, auch bei solchen heidnischen Völkern aufrecht, die der ersten Rohheit entwachsen waren. Die Phönizier opferten ihrem Götzen (Moloch) Kinder, wie in gleichem Sinne die germanischen Völker und die ältern Mexikaner und Peruaner. Denn zu der Ehrfurcht und Dankbarkeit, die früher zum Opfern antrieb, kam, da man Unfälle und Plagen als göttliche Strafen für begangene Sünden zu betrachten anfing, der neue Beweggrund, die erzürnte Gottheit zu versöhnen, und dazu schien ein Menschenleben nicht zu kostbar. Aber während die Altäre der heidnischen Welt häufig vom Blute unschuldiger Kinder und wehrloser Gefangenen troffen, bestimmte Moses in seinen Opfergesetzen reine, makellose Thiere und Früchte zu Stellvertretern der Hingebung und Buße seines Volks vor Jehova. Die Opferhandlung war der Mittelpunkt des israelitischen Gottesdienstes. Die israelitischen Opfer waren hiernach theils blutige, wenn Rinder, Ziegen, Schafe, oder im Nothfall Tauben, von den Priestern geschlachtet und ganz oder zum Theil verbrannt wurden (**Brandopfer**); theils unblutige, wenn man Mehl, Kuchen, Salz, Öl, Honig und Weihrauch (**Speisopfer**), oder Wein, der um den Altar hergegossen wurde (**Trankopfer**), darbrachte. In Rücksicht ihres Sinns und Zwecks waren diese Opfer entweder **Dank- und Freudenopfer**, die in Rind- und Kleinvieh bestanden und gewöhnlich mit Speisopfern begleitet waren, oder **Sühn- und Schuldopfer**, zu denen nur Thiere gebraucht wurden. Bei den letztern pflegten die Priester die Darbringenden, zum Zeichen ihrer Versöhnung mit Jehova, mit dem Blute der geschlachteten Thiere zu besprengen, und wenn es einer allgemeinen Buße und Entsündigung des ganzen Volkes galt, das Opferthier zu verbrennen, dagegen, wenn es nur Privatpersonen anging, das Fleisch selbst zu essen. Denn die Opfer an Thieren und Erstlingen der Früchte, die an gewissen Festen und bei wichtigen Familienbegebenheiten oder zur Entsündigung Einzel-

ner dargebracht werden mußten, gehörten zu den Naturaleinkünften der Priester, die nur den ungenießbaren Theil derselben verbrannten. Diesen Vortheil verschafften sich auch die heidnischen Priester, die, wenngleich bei Juden und Heiden nur die Priester opfern durften, an ihren Opfermahlzeiten die Geber Theil nehmen ließen, wie von den Hekatomben (s. d.) der Griechen vor Troja an, bis zu den Opfergelagen, denen Theodosius im J. 392 mit dem ganzen heidnischen Cultus zugleich im röm. Reich ein Ende machte, hinlänglich bekannt ist. Die Hekatomben der Griechen u. Römer waren Brandopfer, ihre Libationen Trankopfer, und Speisopfer die Gaben, die sie in den Mysterien darbrachten. Die bereits von den Propheten des alten Bundes erkannte Wahrheit, daß der Mensch der Gottheit nichts anbieten könne, was nicht schon an und für sich ihr Eigenthum und ihre Gabe sei, machte das Christenthum dadurch geltend, daß es den heidnischen und jüdischen Opferdienst gänzlich abschaffte, und den Tod Jesu als die ein für alle Mal und immer gültige Genugthuung für die Sünden der Menschen und als die letzte Erfüllung der alten Opferidee darstellte. Zugleich verwarf es den Eigennutz, der die Gunst der Gottheit durch Geschenke zu erkaufen, und den Leichtsinn, der sich damit bei ihr abzufinden meinte, und foderte von seinen Bekennern nur die moralischen Opfer der Entsagung vom Bösen und Eiteln, der Aufwendung aller Kräfte und Güter für das Wohl der Menschen und die völlige Hingebung des Herzens an Gott. Ganz ließ sich jedoch die Vorstellung, daß man Gott auch sinnliche Gaben schuldig sei, bei den zum Christenthume bekehrten Völkern nicht ausrotten, da der Drang des Gefühls Symbole jener Hingebung foderte und anderntheils das Bedürfniß der Armen in der Gemeinde und Kirche zur Unterhaltung des Cultus und der Geistlichkeit gewisse, gleichsam Gott geweihte Abgaben immer nothwendig machte. Als solche sind die Oblationen (s. Oblaten) der ersten Christen zu betrachten. Sie wurden, auch da die Leistung der Zehnten an die Geistlichen eingeführt war, beibehalten und meistentheils in Geld verwandelt; mit ihnen stehen die Opfer der Offertoria, welche nach einem, noch jetzt fast bei allen christlichen Religionsparteien bestehenden Gebrauche, zu gewissen Zeiten für die Geistlichen auf den Altar gelegt werden (Opferpfennig u. s. w. genannt), in geschichtlichem Zusammenhange, ohne doch auf irgend eine Weise zu den gottesdienstlichen Handlungen zu gehören. Dagegen wird eine Haupthandlung des Cultus in der kathol. Kirche, die Messe, noch jetzt das unblutige Opfer genannt, weil nach dem Lehrbegriffe dieser Kirche der Meßpriester durch Weihung des Brots und Weins den Leib und das Blut Christi im Sinne der jüdischen Sühnopfer gleichsam aufs neue opfert. (Meßopfer.) Bei den Heiden findet der Gebrauch gottesdienstlicher Opfer auch in unsern Zeiten statt; der Chinese weiht seinen Göttern Früchte, der Karaibe Taback, der Neger in Westindien Branntwein, und bei den wilden Inselbewohnern zeigen sich immer noch Spuren von Menschenopfern. E.

Ophiten, Ophianer oder Schlangenbrüder, eine im 2. Jahrh. entstandene gnostische Partei, die mit den Valentinianern (s. Gnosis) die Annahme zweier Grundwesen, die Aeonenlehre und die damit verbundenen Theogonien gemein, übrigens aber das Eigne hatte, daß sie sich bei ihren gottesdienstlichen Mysterien einer lebendigen Schlange, als Bild der sinnlichen Grundlage im Menschen und der Klugheit, die es erzeugt (Sophia), bedienten. Die Ophiten küßten die Schlange, in der sie nach Anleitung des chaldäischen Schlangendienstes die Verführerin der Eva im Paradiese auf ähnliche Weise verehrten, wie feindliche Götter von den Heiden angebetet wurden. Eine andre aber sehr bestrittene Ansicht stellt Hammer von der Bedeutung der Schlange und ihrer Verehrung bei den Ophiten (in den „Fundgruben des Orients", 6. Bd., 1. St.) auf.

Ophthalmiatrik, Augenheilkunde. — Ophthalmie, die Augenentzündung (s. den folgenden Art.).

Ophthalmologie, die Lehre vom Auge (s. d. und Augenpflege). Die Augenübel sind um so mannigfaltiger und bedeutender, je zusammengesetzter und künstlicher der Bau, und je wichtiger und anhaltender die Thätigkeit des Auges ist. Wir nennen nur einige der gewöhnlichern: Entzündung der Augen, Ophthalmie. Sie zeigt sich an den Rändern der Augenlider, als Absonderung einer widernatürlichen Feuchtigkeit, sogenannte schwärende Augen; gewöhnlich katarrhalisch, von kalter und feuchter Luft bei Nord-, Nordwest- und Nordostwind, zuweilen auch von Gicht oder noch schlimmern Veranlassungen; von erstern Ursachen herrührend, meistens leicht — von letztern oft sehr schwer heilbar, langwierig, und Veranlassung zu Vereiterung oder zu Umbeugung der Ränder. — Das sogenannte Gerstenkorn, die Entzündung eines einzelnen Schleimsäckchens in dem Augenliderrande, heilt sich meistens durch Eiterung in kurzer Zeit, bildet aber auch zuweilen eine bleibende Verhärtung. — Entzündung des Auges auf seiner vordern Fläche, wobei das Weiße im Auge roth wird, aufschwillt und zuweilen einen Wulst um die Hornhaut her bildet. In heftigern Fällen, öfters noch bei neugeborenen Kindern, erstreckt sich diese Entzündung bis über die Hornhaut selbst, in Form eines Bläschens, das einem Geschwür ähnlich ist, wovon oft Flecken und Trübheit derselben zurückbleiben, auch wol Blindheit entsteht. Die Ursachen sind meistens katarrhalische Einflüsse und mechanische Verletzungen. Bei Kindern ist besonders sogleich die sorgfältigste Hülfe anzuwenden. Die gewöhnlichen Zeichen der Augenentzündung sind: Röthe, Schmerz im Auge, anfangs als wenn etwas Sand oder dergl. hineingefallen wäre, ungewöhnliche Hitze, meist auch Einfluß von Feuchtigkeit, Geschwulst der Augenlider. Oft ist gänzliche Lichtscheue damit verbunden. Zuweilen schwillt die Bindehaut so sehr an, daß sie Falten auf dem Augapfel bildet — grauer und schwarzer Staar (s. d.). In der Sinnesverrichtung der Augen finden sich besonders folgende Fehler: Myopie, Kurzsichtigkeit (s. Kurzsichtig); Presbyopie, Weitsichtigkeit (s. d.), Schwäche der Sehkraft, wenn bei anhaltendem Sehen bald alle Gegenstände, sowol entfernte als nahe, die letztern aber noch eher und mehr, undeutlich werden und z. B. die Buchstaben einer Schrift in einander fließen, ist oft mit den vorigen verbunden, oft die Ursache davon, und rührt von zu großer Anstrengung der Augen her. Das Erscheinen von Funken, Flecken, Figuren vor den Augen. Sie sind dunkel oder durchsichtig wie Perlen, einzeln, an einander gereiht, sinken von oben nach unten. Diese Erscheinung rührt von Nervenschwäche und Andrang des Blutes nach den innern Theilen des Kopfes her. Es ist ohne bedenkliche Folge, vergeht oft wieder, nimmt wenigstens in vielen Jahren nur unmerklich zu. Schwarze, unbewegliche schneller wachsende Flecken sind bedeutender und lassen schwarzen, Trübheit und Nebel vor dem Auge grauen Staar befürchten. (S. a. Pupillenbildung.) Vgl. D. K. H. Weller, „Die Krankheiten des menschlichen Auges" (3. Aufl., m. Kpf., Berlin 1826); Benedict's „Handbuch der prakt. Augenheilkunde" (Leipzig 1822 fg., 4 Bde.).

Opiat, s. Opium.

Opitz (Martin), der Vater der neuern deutschen Dichtkunst und Begründer der schlesischen Dichterschule, geb. 1597 zu Bunzlau in Schlesien, wo sein Vater Rathsherr war. Nachdem er auf der Schule seiner Vaterstadt einen guten Grund in den alten Sprachen gelegt hatte, setzte er seine Studien auf dem Gymnasium zu Breslau und zu Beuthen an der Oder fort. Als er Breslau verließ, gab er eine kleine Sammlung lat. Gedichte in den Druck, welche er Neujahrsgeschenke („Strenae") nannte, ein Tribut des Dankes an seine ehemaligen Lehrer und Gönner in Bunzlau, und etwas später seinen „Aristarchus", eine Schrift, die seinen literar. Patriotismus bethätigte, heraus. 1618 bezog er die Universität zu Frankfurt a. d. Oder, wo er sich ein Jahr lang fast ausschließlich der Philosophie, Geschichte, Be-

redtſamkeit und Dichtkunſt widmete. Zwei Brautlieder waren hier ſein erſter Verſuch, in deutſcher Sprache zu dichten. Nach damaliger Sitte begann er nun ſeine Wanderungen. 1619 hielt er ſich auf der Univerſität zu Heidelberg auf. Der kurpfälziſche Geheimerath Lingelsheim nahm ihn als Lehrer ſeiner Söhne in ſein Haus, und ſtellte ihn bei Hofe vor. Er wurde mit dem berühmten Janus Gruter und andern trefflichen Köpfen bekannt, und ſchrieb daſelbſt viel, ſowol deutſch als lateiniſch, in Proſa und Verſen. 1620 beſuchte er Strasburg, wo er Matthias Bernegger's Freundſchaft gewann, der den künftigen Virgil der Deutſchen in ihm prophezeihte. Über Tübingen ging er nach Heidelberg zurück, von wo er, um den Kriegsſtürmen auszuweichen, zu Ende 1620 mit ſeinem Freunde Hamilton, einem Dänen, in die Niederlande reiſte. Zu Leyden kam er in Bekanntſchaft mit Scriver, Voſſius, Rutgerſius und dem großen Daniel Heinſius, welche ſehr günſtig auf ihn wirkten. Während der Krieg ſich immer weiter über Deutſchland verbreitete, lebte O. 1621 im Holſteiniſchen den Muſen und der Freundſchaft. Zu Ende des Jahrs kehrte er in ſein Vaterland zurück und wurde an den Hof des Herzogs von Liegnitz berufen. 1622 ging er auf Bethlen Gabor's Einladung als Lehrer der Philoſophie und Humanioren nach Weißenburg. Hier lebte er in der Gunſt des Fürſten und in äußerm Glanze, und begann ein gelehrtes Werk: „Dacia antiqua", deſſen Vollendung ſein Tod verhinderte. Aber die Uncultur des Landes weckte in ihm die Sehnſucht nach ſeinem Vaterlande; er nahm ſeine Entlaſſung mit dem Vorſatze, fortan den Muſen zu leben. Dennoch ging er 1623 von Bunzlau abermals nach Liegnitz an den Hof. 1624 erſchien die erſte Ausgabe ſeiner Gedichte, von Zinckgref beſorgt, die O. aber für übereilt erklärte und bald durch eine ſelbſt veranſtaltete verdrängte. Der Herzog, auf deſſen Befehl er die Sonn- und Feſttagsepiſteln nach dem Sylbenmaße der franz. Pſalme in Verſe gebracht hatte, ernannte ihn zu ſeinem Rathe. Auch erſchien jetzt ſein Buch „Von der deutſchen Poeterei", wodurch er den Grund zu einer deutſchen Poetik und Metrik legte. Nachdem er 1624 in Wittenberg gelebt, Dresden und den geſchmackvollen Hof des Herzogs Ludwig von Anhalt, des Stifters der Fruchtbringenden Geſellſchaft, beſucht hatte, in welche er unter dem Namen des Gekrönten aufgenommen wurde, kehrte er nach Schleſien zurück und begleitete 1625 ſeinen Freund Kirchner nach Wien. Hier empfahl er ſich durch ein Trauergedicht auf den Erzherzog Karl dem Kaiſer Ferdinand II., aus deſſen Händen er den poetiſchen Lorberkranz empfing. 1626 lebte er zu Breslau, Brieg und Liegnitz, bald im Geräuſche des Hofs, bald in den ſtillen Cirkeln ſeiner Freunde, trat ſodann als Secretair in die Dienſte des gelehrten Burggrafen zu Dohna, Karl Hannibal, und hielt ſich jetzt größtentheils zu Breslau auf; doch machte er mehre kleine Geſchäftsreiſen an fremde Höfe und zu verſchiedenen Großen des Reichs. 1628 erhob ihn Kaiſer Ferdinand II. aus freiem Antriebe in den Adelſtand, unter dem Namen Martin Opitz von Boberfeld; jedoch bediente er ſich dieſes Titels nur ſelten oder gar nicht. 1630 unternahm er in Angelegenheiten des Burggrafen eine Reiſe nach Paris, ward daſelbſt mit Hugo Grotius bekannt, deſſen Haus der Sammelplatz aller durch Rang und Gelehrſamkeit ausgezeichneten Männer war, und überſetzte das Gedicht deſſelben: „Von der Wahrheit der chriſtlichen Religion", aus dem Holländiſchen in deutſche Verſe. Am Ende deſſelben Jahres kam er, bereichert mit neuen Kenntniſſen und einem Schatze von ſeltenen Büchern, Handſchriften, Münzen und geſchnittenen Steinen, nach Breslau zurück. Nachdem 1633 der Burggraf zu Dohna geſtorben war, ging er an die fürſtl. Höfe von Liegnitz und Brieg zurück. Hier gab er ſein Lehrgedicht „Veſuv" und ſein ſchon 1621 in Holſtein geſchriebenes „Troſtgedicht in Widerwärtigkeit des Kriegs" heraus. 1634 folgte er dem Herzoge Johann Chriſtian von Brieg nach Thorn, und lebte bald darauf zu Danzig mit Ruhe und Sicherheit ſeinen Studien. Das Singſpiel „Judith" und die Überſetzung der „Antigone" des Sophokles wa-

ren die Früchte dieser Muße. Als der König von Polen, Uladislaus IV., der ihn bereits aus einem trefflichen deutschen Lobgedichte kannte, womit er ihn bei seiner Rückkehr von einem Zuge gegen Rußland begrüßt hatte, 1638 nach Danzig kam, zog er den Dichter als Secretair und Historiograph unter vortheilhaften Bedingungen in seine Dienste. Er fuhr fort, seine Muße gelehrten Arbeiten zu widmen. 1637 gab er die Sammlung seiner geistlichen Poesien heraus, sammelte und revidirte seine weltlichen Gedichte, und vollendete seine Psalmenübersetzung nach den gewöhnlichen Melodien. Nur auf kurze Zeit besuchte er Thorn und Königsberg. So hatte O. die Blüthe der männlichen Jahre und seines Ruhms erreicht. Die würdigsten und edelsten seiner Zeitgenossen liebten und ehrten ihn. Sein Urtheil und Geschmack hatten eine vollkommene Reife erlangt, von seinem thätigen Geiste erwartete man die vollendetsten Früchte. Diese Hoffnung sollte nicht erfüllt werden. Er ward ein Opfer der Pest, welche 1639 Danzig verheerte und auch ihn am 20. Aug. hinraffte. O. war in Deutschland der Schöpfer eines neuen geregelten und vorzüglich nach dem Muster des classischen Alterthums gebildeten poetischen Styls und einer prosodischen und metrischen Form der gebundenen Rede, in die er statt der bisherigen Sylbenzählung eine Sylbenmessung einführte. Er war mit den Alten vertraut und hatte seinen Geist mit den nützlichsten Kenntnissen bereichert; daher sind seine Gedichte, besonders die größern, reich an kräftigen und wahren Gedanken und feiner Erfindung. Die Sprache verdankt ihm neue Verbindungen und Formen, größere Geschmeidigkeit und Correctheit, höhern Nachdruck und Wohlklang, vor Allem aber Reinigung von wilden Auswüchsen. Unter den Ausgaben seiner Werke ist die vollständigste die breslauer, 1690, 3 Thle.; die zierlichste die amsterdamer, 1646 bei Jasson, 3 Thle., 12. Eine gute Auswahl aus seinen Gedichten enthält der 1. Theil der von Wilh. Müller herausgegebenen „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh." (Leipzig 1822).

Opium, der eingetrocknete Saft aus den Samenköpfen der Mohnpflanze (Papaver somniferum). Im Orient, besonders in Natolien, Arabien, Persien, Ägypten und Ostindien, soll diese Pflanze zu einer vorzüglichen Größe, in Persien z. B. 6 Fuß hoch, wachsen und Köpfe von der Größe eines Kindskopfs tragen. Der milchichte Saft der Pflanze wird gesammelt, indem man die halbreifen Mohnköpfe gegen Abend aufritzt, den hervorgequollenen und an der Luft verdickten Saft am folgenden Morgen abschabt und in einem Gefäße zusammenknetet, bis er die gehörige Steifigkeit hat, worauf er die Gestalt kleiner Kuchen empfängt. Eine geringere Sorte von Opium wird durch das Auspressen und Einkochen der Stengel, Blätter und schon aufgeritzten Köpfe bereitet. Von Theben und Ägypten kam sonst das reinste Opium (Opium thebaicum). Das gute Opium muß schwer, dicht, äußerlich von rothbrauner Farbe, auf dem Bruche glänzend sein. Seine wirksamsten Bestandtheile haben neuere Chemiker als Morphin und Mekonsäure dargestellt. Es wirkt als Arznei mächtig auf das Nervensystem, reizt in geringerer Gabe erst das Gefäß- und Nervensystem zu stärkerer Thätigkeit, schwächt aber hintennach, und in größerer Gabe bis zur Betäubung, ja bis zur gänzlichen Vernichtung der Nervenkraft, weßhalb man es auch unter die betäubenden Gifte rechnet. Als Medicament ist das Opium über zweitausend Jahre im Gebrauche. Wir haben mehre Vorschriften zu Opiatmischungen (Opiaten) aus den damaligen Zeiten, z. B. den Mithridat und Theriak. Noch mehr Gebrauch machten die arabischen Ärzte von dem Opium, und Paracelsus empfahl es unter den neuern Ärzten zuerst und sehr eindringlich. Im Oriente, besonders unter den Türken, gebraucht man das Opium statt des Weins, um sich eine Art von Rausch zu verschaffen. Anfangs nehmen die Opiumsesser ganz kleine Portionen, etwa von der Größe eines Nadelkopfes, allmälig steigen sie bis zur Größe einer Erbse. Bald nach dem Genusse empfinden sie eine angenehme Munterkeit, sind weit lebhafter und thätiger und

stimmen sich in jeden beliebigen Ton. Dieser Schwung dauert aber nur so lange als der Rausch des Mohnsaftes anhält; nach einigen Stunden verfliegt dieser, und Erschlaffung, Unmuth und Schmerz tritt an die Stelle des Wohlbehagens. Wider diese Folge wird eine neue Dosis Opium genommen, die immer größer sein muß, wenn sie dieselbe angenehme Wirkung hervorbringen soll; allein auch immer unerträglicher wird der nachfolgende Zustand von Verdrossenheit und Erschlaffung; die Farbe des Gesichts verschwindet, der Körper magert ab, die Glieder zittern, alles Gefühl wird stumpf. Sinnlos sterben sie endlich mit hinzukommender Wassersucht oder andern Kacherien. Da dieses Mittel Denen so schädlich ist, welche sich doch durch öftern Gebrauch daran gewöhnt haben, so erfodert sein Gebrauch als Arzneimittel die größte Vorsicht. Um so weniger ist es zu entschuldigen, wenn die Medicinalpolizei nicht den Verkauf desselben auf die Verordnungen der Ärzte beschränkt. Auch die Kinderpulver, die sogenannten Ruhpulver, sind mit Opium gemischt und sollten nicht verkauft werden dürfen, da schon manches Kind mit solchen in die ewige Ruhe befördert worden ist. Gegen die Opiatvergiftung, welche sich durch heftige Unruhe, Erbrechen, Zuckungen, Unbewußtheit, kalten Schweiß, endlich Schlafsucht und gänzliche Unempfindlichkeit äußert und zuletzt unter Zufällen von Schlagfluß tödtet, ist nach vorausgeschicktem Brechmittel der reichliche Genuß eines starken Kaffees, oder eines guten Rheinweins, auch von Säuren mit Kampfer, vorzüglich wirksam. H.

Oporto oder **Porto**, nach Lissabon die größte, bedeutendste und vornehmste Handelsstadt in Portugal, in der Provinz Entre Minho e Duero, in einem engen Thale zwischen hohen Bergen, an beiden Seiten des Duero, hat 11 Plätze, 90 Kirchen, 17 Klöster, 14 Hospitäler, 15,000 Häuser und 70,000 Einwohner, mit den Fremden 74,000. An dem Flusse sind schöne Kaien; überhaupt zeichnet sich die Stadt durch Reinlichkeit aus. In den trefflichen durch ein kleines Fort beschützten Hafen laufen jährl. an 1200 Schiffe ein; doch ist die Mündung des Flusses durch Klippen und bewegliche Sandbänke beengt und die Einfahrt gefährlich. Den Verkauf des Portweins (jährlich an 39,000 Pipen) betreibt vorzüglich die Handelsgesellschaft vom obern Duero, die auch an 30 Branntweinbrennereien unterhält. Unter 220 Handelshäusern in Porto gibt es 25 britische und 10 deutsche. Auch die Fabriken in Seide, Strümpfen, Cattun, Tuch, Leinwand, Leder, Metall ꝛc. sind bedeutend. 1790 betrug der Werth der Einfuhr über 7½ Mill. Gld., und der Werth der Ausfuhr über 6 Mill. Gld. Geschmackvolle Landhäuser, Quintas genannt, verschönern die reizenden Umgebungen der Stadt. Oporto hat seinen Ursprung von einem Orte Cale, der auf der linken Seite des Stroms auf einem Berge lag, von welchem sich ein Theil der Einwohner an diesem bequemern Platze niederließ, der Porto Cale (der Hafen von Cale) genannt wurde, und von welchem der Name des Königr. Portugal herkommt. Über den Ausbruch der Revolution in Oporto, am 24. Aug. 1820, s. **Portugal**.

Oppianus, aus Cilicien oder Apamea gebürtig, schrieb gegen Ende des 2. Jahrh. nach Chr. zwei griech. Lehrgedichte, das eine von der Jagd („Kynegetika"), das andre vom Fischfange („Halieutika"). Beide verrathen fleißiges Studium älterer Muster und mannigfaltige gelehrte Kenntnisse und sind reich an dichterischen Schönheiten, besonders in den eingewebten Episoden. Die vorzüglichste neuere Ausgabe hat Schneider geliefert (Leipzig 1813).

Opposition (in der Astronomie), s. **Aspecte**.

Opposition, Entgegensetzung (s. **Kategorien u. Relation**), Widerstand, Gegendruck, wird vorzüglich von der öffentlichen Meinung gebraucht, wenn ein Theil im Volke den Grundsätzen oder den Ansichten, welchen die Staatsbehörden in der Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten folgen, widerspricht; doch ist der Name vorzüglich in England gewöhnlich. Hier kämpfen die Partei der

Minister und die des Volks mit einander durch Rede und Gegenrede über alles Öffentliche um den Besitz der öffentlichen Meinung. Aber die sichere Grundlage der gesetzlichen Freiheit, die Constitution, befestigt in der Mitte das Zünglein des Gleichgewichts. Die Opposition ist so alt als die Constitution selbst. Kein vernünftiger Engländer wird und kann wünschen, daß keine Opposition mehr sein möchte, denn ohne sie würde die Verfassung bald zu Grunde gehen, und wenn auch nicht in eine unumschränkte Monarchie, doch nach und nach gewiß in eine verhaßte Aristokratie ausarten. Die Opposition ist ein Spiegel für den König, der ihm immer sagt, daß er nur die Macht besitzt, durch Vernunftgründe das Volk zu bewegen, in die neuen Gesetzgebungsvorschläge der Regierung sich zu fügen; sie ist eine fortwährende Warnung für die Minister, aufmerksam des Staates Wohlfahrt zu beachten und ihre Gewalt nicht zu mißbrauchen. Der Minister weiß, daß die Opposition über ihn Beschwerde führen, seine Anklage verlangen und durch die Macht ihrer Gegenrede ihm die Stimmenmehrheit entreißen kann, ohne welche er nicht zu regieren im Stande ist. (S. North.) Durch die Opposition wird das Unterhaus der Wächter für die Rechte des Volks (z. B. für die Habeas-Corpus-Acte), und in diesem Sinne hieß Fox, auch wenn er irrte, der Mann des Volks. Denn wer wird glauben, daß die Opposition stets Recht habe? Beide Parteien widersprechen sich und feinden sich an, oft aus unedeln Beweggründen; doch die Wahrheit liegt in der Mitte der Prüfung. Durch die Reibung selbst werden Redner und Staatsmänner erzeugt, geschärft, unterrichtet und thätig; ohne die Opposition würden Geist und Kraft erschlaffen, der Mißbrauch noch mehr als bisher Wurzel fassen, und die Willkür den Sieg davontragen. Wenn auch die Opposition Privatzwecke im Auge hat und in ihrer Politik alle Volkskünste aufbietet, wie das Ministerium die Hofkünste, so urtheilt doch der unbefangene Theil des Volks über beide und erkennt das Rechte. Dies geschah z. B. unter Walpole's Ministerium, unter Pitt u. A. Die Opposition rief unaufhörlich, Verfassung und Freiheit seien in Gefahr, und das Volk erklärte sich für die Minister. Oft trennen sich die Mitglieder der Opposition in ihren Ansichten (s. Burke und Fox), wie die des Ministeriums, und es entsteht eine dritte Partei. Dies war der Fall in Ansehung der Parlamentsreform, der jährlichen Parlamentswahlen, der Emancipation der Katholiken u. s. w. Man erinnere sich an die Namen Burdett, Grattan, Sheridan, Grenville, Ponsonby, Whitbread, Tierney, Canning u. A. Unter den Mitgliedern der britischen Opposition bilden sich freundschaftliche Verbindungen, die aus der Politik in das Familienleben übergehen; doch werden oft die bedeutendsten Führer derselben durch Ertheilung wichtiger Ämter für das Ministerium gewonnen, oder in dasselbe aufgenommen. Die Oppositionsblätter schreiben im Sinne der Opposition, ohne von ihr abzuhängen oder verfaßt zu werden, so wenig als die ministeriellen Zeitungen in England (wie der „Courier") einen officiellen Charakter haben, obgleich sie die Maßregeln des Ministeriums vertheidigen und dessen Ansichten aussprechen. Übrigens gibt es überall eine Opposition, wo ein Volk politisches Leben hat, d. h. eine Verfassung, eine wahre Volksvertretung und Preßfreiheit. Nur haben sich nicht überall Ministerialpartei und Opposition durch so scharfe Gegensätze geschieden als in England; daß sie sich aber so scharf scheiden, ist ein Beweis der überschwänglichen Mißbräuche, die im Eigennutze der Ministerialen (der Amtsmacht) ihren Grund haben, sodaß die Opposition, ohne sich verhaßt zu machen, wagen darf, auch das Gute in den Ministerialplanen zu tadeln. (Vgl. Ministerialpartei, Whigs und Tories.) — Im Mittelalter übte der Papst ein sehr wirksames Oppositionsrecht gegen die Ausschweifungen der weltlichen Macht aus. Die Frage, ob man dem souverainen Papste jetzt ein solches Oppositionsrecht anvertrauen solle und könne? wird von de Maistre, Bonald u. A. bejaht, von Ganilh (Exdeputirten vom Cantal) in seinem

trefflichen Werke „Du pouvoir et de l'opposition dans la société civile (Paris 1823) verneint. K.

Ops, s. Cybele.

Optik. Im weitern Sinne, die gesammte Lehre von der mathematischen Natur des Lichtes, oder die Theorie der geraden, der gebrochenen und der zurückgeworfenen Lichtstrahlen. Dagegen betrachtet die Optik im engern Sinne nur das geradlinige Licht, und verweist die übrigen Gegenstände an die Dioptrik und Katoptrik (s. d.). In dieser engern Bedeutung hat es die Optik mit der Ausbreitung des Lichts und dem Sehewinkel zu thun, wonächst sie, anhangsweise, auch wol noch die Perspective und Photometrie (s. d.) abhandelt. Um den allgemeinen Begriff von der Optik in dieser Beschränkung zu erlangen, erinnern wir uns, daß wir in einem ganz finstern Zimmer Nichts sehen; sobald aber Licht hineingebracht wird, sehen wir nicht nur dieses von allen Seiten, sondern auch die andern im Zimmer befindlichen Gegenstände, wenn sich nicht etwas Undurchdringliches zwischen ihnen und dem Auge befindet. Die Gegenstände müssen also, um uns sichtbar zu werden, in gerader Richtung Licht zum Auge senden können, welches ihnen entweder eigen ist (selbstleuchtende Körper), oder welches sie erst von einem selbstleuchtenden Körper empfangen (dunkle Körper). Auf diese Betrachtung der geradlinigen Verbreitung des Lichtes bauet die erste Abtheilung der Optik fort, indem sie daraus z. B. die Abnahme der Erleuchtung, gleichwie die Erleuchtungsmessung (Photometrie) im Allgemeinen, die Theorie des Schattens u. s. w. herleitet; und wendet sich dann zum Sehewinkel, unter welchem sie den Winkel versteht, dessen Spitze den Augenstern macht und dessen Schenkel nach den äußersten Punkten des betreffenden Gegenstandes gehen. Dies führt zur Übersicht der Kugel, zur Lehre vom Gesichtsfelde, von der Parallaxe (s. d.) u. s. w. — Die Begriffe der Alten von dieser interessanten Wissenschaft waren unvollkommen; jedoch hat Ptolemäus eine (verloren gegangene) Optik geschrieben, die, nach einzelnen Citaten, nicht ohne Verdienst gewesen sein kann. Nach der Wiederherstellung der Wissenschaften im Occident hat der Neapolitaner Porta die Optik bearbeitet. In ihrem heutigen Umfange lernt man sie am besten aus Smith's „Compleat system of optiks" (Cambr. 1738, 4.), deutsch durch Kästner (Altenburg 1755, 4.); aus Bouguer's „Essai d'optique" (Par. 1760, 4.); Priestley's „Optik", deutsch von Klügel (Leipzig 1776, 4.), und Búrja's „Anleitung zur Optik" (Berlin 1793) kennen. Noch ist vorzugsweise zu empfehlen die Darstellung der optischen Wissenschaft in Lorenz's „Grundriß der Mathematik" (2. Aufl., Helmst. 1799). N.

Optimaten, bei den Römern, die Adelspartei, im Gegensatz der Populares, welche für das gemeine Volk waren.

Optimismus wird die philosophische und religiöse Lehrmeinung genannt, welche behauptet, daß diese Welt ungeachtet ihrer scheinbaren Unvollkommenheiten im Einzelnen vollkommen und nicht anders sei als sie sein könne. Dieser Lehrmeinung waren schon die Stoiker und Plotin zugethan. Vorzugsweise versteht man aber unter Optimismus den Leibnitz'schen, nämlich die Lehre: Gott habe unter den möglichen Welten, die sein Verstand gedacht, nach seiner Vollkommenheit die beste gewählt und hervorgebracht. Leibnitz entwickelt diese Lehrmeinung in s. „Theodicee" (s. d.), besonders mit Hinsicht auf Bayle's Zweifel und Einwürfe von dem Übel in der Welt, und macht darauf aufmerksam, daß, was im Einzelnen unvollkommen erscheine, keineswegs Unvollkommenheit des Ganzen, und daß das Einzelne in dem Zusammenhange, in welchem es sich befinde, das Beste sei. Man brachte diese philosophische Behauptung sonst auch gewöhnlich auf das Trilemm zurück: wenn diese Welt nicht die beste wäre, so hätte Gott eine vollkommnere entweder nicht gekannt, oder nicht haben schaffen können, oder nicht schaffen wol-

len; nun ſtreiten letztere drei Fälle mit der Allweisheit, Allmacht und Güte Gottes, folglich iſt dieſe Welt als die beſte zu betrachten. Vgl. „Sammlung der Schriften über die Lehre von der beſten Welt" (Roſtock 1759), die franz. Preisſchriften der berliner Akademie über dieſen Gegenſtand (Berlin 1755), und Leonh. Creuzer, „Leibnitii doctrina de mundo optimo etc." (Leipzig 1795).

Orakel, Götterausſprüche, welche angeblich den Anfragenden durch begeiſterte Perſonen, dann auch die Orte, an welchen dieſe Ausſprüche unter beſondern Vorbereitungen und Gebräuchen ertheilt wurden. Ihre Entſtehung und Beſchaffenheit zu beſtimmen, fehlt es faſt ganz an unparteiiſchen Nachrichten des Alterthums. Die ägyptiſchen Orakel entſtanden in ſolchen Zeiten, bis zu welchen nicht einmal Überlieferungen, viel weniger hiſtoriſche Denkmäler hinaufreichen. Das älteſte war das zu Meroe, nächſtdem zu Theben und Ammonium. An allen drei Orten herrſchte der Dienſt des Jupiter Ammon. Die Beſchaffenheit dieſer Orakel könnten wir aus einem Abkömmlinge des letztern, dem Orakel zu **Dodona** (ſ. d.), dem älteſten in Griechenland, vielleicht mit größerer Sicherheit ſchließen, wenn dieſes Orakel nicht ein Gemiſch aus Pelasgiſchem und Ägyptiſchem geworden wäre. Herodot's Erzählung von dem Urſprunge dieſes Orakels unter den Pelasgern zeigt, daß man von Afrika aus verſuchte, ſich durch Gründung eines Orakels in Griechenland feſtzuſetzen; allein früher ſchon war die heilige Buche hier orakelgebend und das Rauſchen in ihren Wipfeln das Orakelzeichen geweſen; die heiligen Weiber (Wahrſagerinnen, die ſchwarzen Tauben bei Herodot) aus Afrika ammoniſirten bloß dieſes pelasgiſche Orakel. Nach Ritter deutet das Orakel von Dodona — früher Bodona — auf den uralten Buddhadienſt hin. Von demſelben Alter war vielleicht das Orakel in Böotien, welches zuerſt der Gäa, dann der Themis angehört hatte und nachher an den Apollon kam. Später bildete ſich das Orakel zu **Delphi** (ſ. d.) aus, welches theils wegen ſeiner günſtigen Lage, theils wegen ſeiner Verbindung mit dem Amphiktyonengerichte zu Pylä das wichtigſte von allen wurde. Außerdem hatten Zeus zu Elis, zu Piſa und auf Kreta in einer unterirdiſchen Höhle, Apollon aber auf Delos, wo das Rauſchen der Bäume das Orakelzeichen gab, zu Milet, wo eine heilige Quelle, zu Klaros, unweit Kolophon, wo ein heiliger Brunnen begeiſterte u. a. m., Orakel. Nebſt dem ſtanden in Griechenland in großem Anſehen das Orakel des Trophonius zu Lebadia in Böotien und des Amphiaraus zu Oropus, auf der Grenze zwiſchen Attika und Böotien. Here hatte eins im korinthiſchen Gebiete, Herkules zu Bura in Achaia, wo der Spruch entwürfelt wurde, Dionyſus zu Amphikleä in Phocis, das ſich durch Träume erklärte u. a. m. Eines Orakels des Ulyſſes gedenkt Tzetzes, und auch andre Heroen und Seher hatten deren. Die Römer hatten, wenn man die Albunea, die cumaniſche Sibylla, die ſibylliniſchen Bücher, das Orakel des Faunus und der Fortuna zu Präneſte abrechnet, welche ſämmtlich in die älteſte Zeit gehören und nachher verſchollen, keine einheimiſchen Orakel, ſondern nahmen ihre Zuflucht zu den gangbaren griechiſchen und ägyptiſchen. Wegen Gründung von Städten und Colonien, Einführung neuer Verfaſſungen, wichtiger Unternehmungen im Kriege und Frieden, beſonders aber in allen großen Nöthen, wendete man ſich, mit Geſchenken reichlich verſehen, an die Orakel, deren Vorſteher ebenſo vieler Behutſamkeit als Klugheit bedurften, um ſich nicht bloß zu ſtellen. Dunkelheit und Zweideutigkeit in den Ausſprüchen war ein gewöhnliches Auskunftsmittel. Dennoch kamen zuweilen Widerſprüche vor. Trotz deren aber und trotz der bekannt gewordenen Beſtechungen, behaupteten ſie ſich lange in ihrem Anſehen und ſanken erſt nach dem Verluſte der Freiheit und Unabhängigkeit von Griechenland. Unter der Regierung des Theodoſius wurden die Tempel der weiſſagenden Götter zerſtört oder geſchloſſen. Dale und Fontenelle glaubten das ganze Orakelweſen durch einen auf Volkswahn gegründeten Prieſterbetrug er-

klären zu können; aber dieser reicht nicht hin, um zu erklären, wie die weisesten Männer eines gebildeten Volkes Jahrhunderte lang Orakel annehmen und heilig halten konnten, wie in Griechenland. Mit Recht nimmt daher Passavant in seiner Schrift über den Magnetismus eine gesunde Wurzel des Orakelglaubens an, und findet den Schlüssel in den Erscheinungen des Schlafwachens und Hellsehens durch mancherlei Einflüsse; aber er unterscheidet auch die frühern echten Orakel, und die doppelsinnigen, verfälschten der spätern Zeit, Spielwerke der Macht und List. S. auch Clavier's „Mémoire sur les oracles des anciens" (1819).

Drama, Diorama ꝛc., s. Panorama.

Orange-Men (Oranien-Männer), der schmähende Parteiname, den die irländischen Katholiken ihren protestantischen Landsleuten geben. Als Jakob II. seit 1686 durch seinen Statthalter Talbot, Grafen von Tyrconnel, die entscheidendsten Schritte gethan hatte, den Katholiken nicht nur alle, ihnen bis dahin entzogene Bürgerrechte zu ertheilen, sondern ihnen selbst das Übergewicht über die Protestanten zu sichern, entstanden unter diesen, bei der drohenden Stellung, die jene annahmen, die größten Besorgnisse, und nur mit Mühe war noch eine Maßregel abgewendet worden, welche den Protestanten ihr Eigenthum genommen hätte, als die Ankunft des Prinzen Wilhelm von Oranien in England und Jakobs II. Flucht die Verhältnisse der feindseligen Parteien plötzlich änderte. Der Statthalter machte Anstalten, die Insel für Jakob II. zu behaupten, während Wilhelm, zu sehr mit Englands und Schottlands Angelegenheiten beschäftigt, Irland eine Zeitlang aus dem Auge ließ. Unter diesen Umständen erklärten die Protestanten öffentlich, daß sie es mit England halten und dem Prinzen von Oranien als König von Irland huldigen wollten. Sie wurden von dem Statthalter für Empörer erklärt und von den Katholiken mit dem Namen Orange-Men belegt, den ihnen jene seitdem fortdauernd gegeben haben. Als Wilhelm seinen Gegner am Boyne (1690) geschlagen und im folg. Jahre die Insel völlig unterworfen hatte, erfolgten durch Bestrafung der Geächteten neue gewaltsame Veränderungen des Besitzthumes, und die kathol. Landesbewohner wurden nicht nur von allen Staatsbürgerrechten ausgeschlossen, sondern auch den härtesten Bedrückungen ausgesetzt. Seit dieser Revolution strebten aber die in Irland angesiedelten Engländer und Schottländer, die Anglo-Irländer, dahin, das irländische Parlament von dem englischen unabhängig zu machen, und viele Maßregeln der Regierung, den engl. Handel zum Nachtheil der irländ. Gewerbsamkeit zu erheben, machten den Wunsch nach Unabhängigkeit immer lebhafter. Kühnere Schritte, welche die Lage des Staats während des amerikanischen Freiheitskampfes begünstigten, hatten 1782 den Erfolg, daß die frühere Beschränkung des irländ. Gewerbfleißes aufgehoben und die Acte von 1719, wodurch die Abhängigkeit des irländ. Parlaments begründet war, widerrufen wurde. Die Partei der sogenannten Freiwilligen war jedoch mit dem errungenen Gewinn nicht zufrieden, und der damals in England erwachte Eifer, das demokratische Element der Verfassung mehr zu sichern, erregte auch in Irland das Verlangen nach einer Parlamentsreform, das schon 1782 durch Abgeordnete bewaffneter Versammlungen ausgesprochen wurde. Obgleich die Regierung nach der Wiederherstellung des Friedens ihr Ansehen kräftiger behaupten konnte, so dauerten doch diese Bewegungen in Irland fort; eine neue Gestalt erhielt aber der Parteikampf, als zuerst 1784 eine Bürgerversammlung in Dublin beschloß, den Katholiken das Stimmrecht bei Parlamentswahlen insofern zu ertheilen, als es mit der Erhaltung der herrschenden protestantischen Kirche verträglich wäre. So wurde den gedrückten Katholiken Gelegenheit gegeben, als Partei aufzutreten. Dies ward ihnen noch mehr erleichtert, als 1791 die verschiedenen demokratischen Vereine in eine große Gesellschaft unter dem Namen der vereinigten Irländer zusammentraten, und ihre Zwecke, Rechtsgleichheit

für die Katholiken und Parlamentsverbesserung, laut verkündigten. Die Katholiken, deren mehre zu jenem Vereine gehörten und mit den Protestanten sich verbrüdert hatten, errichteten aber schon 1792 eine allgemeine Verbindung unter sich, schickten Abgeordnete zu einem in Dublin versammelten kathol. Convente und brachten das Gesuch um Rechtsgleichheit unmittelbar an die Regierung. Die günstige Stimmung, die dieses Verlangen in England fand, hatte die Folge, daß 1793 die Katholiken den Protestanten hinsichtlich der Religionsübung und der bürgerlichen Rechte gleichgesetzt wurden, Stimmrecht bei den Parlamentswahlen und Anspruch auf alle Civil- und Militairämter erhielten, wovon aber freilich gegen dreißig der einflußreichsten höhern Stellen, sowie das Recht im Parlament zu sitzen, ausgenommen waren, weil nach der britischen Verfassung Niemand diese Auszeichnungen ansprechen kann, der nicht den, gegen den Katholicismus gerichteten Testeid schwört. Die Umstände, welche die Erlangung dieser Begünstigungen erleichtert hatten, und das Vertrauen auf den Beistand der demokratischen Partei, die zur Ausführung ihrer kühnen Entwürfe mit den franz. Machthabern verbunden war, regten besonders die geringern Volksclassen in den südlichen und westlichen Grafschaften, wo die Katholiken übermächtig waren, gegen die Protestanten auf, und der Haß, der sich an den alten Parteinamen der Oranienmänner knüpfte, zeigte sich wieder in den drohendsten Ausbrüchen. Durch die harten Maßregeln, welche die Regierung unter der Statthalterschaft des Lords Camden zur Unterdrückung der vereinigten Irländer ergriff, wurde zwar der allgemeine Aufstand vereitelt, aber sie reizten den großen Haufen der Katholiken, welcher die gänzliche Vertilgung des alten Stammes der Urbewohner fürchtete, zu einzelnen Ausbrüchen der wildesten Wuth in allen Gegenden, wo keine königl. Kriegsvölker lagen. Die Oranienmänner, gegen welche diese Aufstände meist gerichtet waren, mußten sich zu ihrer Vertheidigung bewaffnen, und so ward ein grausamer, durch Glaubenshaß erbitterter Kampf geführt. Diese Gräuel dauerten fort, bis im Sommer 1798 der edle Cornwallis die Statthalterschaft übernahm und durch versöhnende Maßregeln das zerrüttete Land beruhigte. Eine Folge dieser Ereignisse war die 1800 geschlossene Union, die den Protestanten ihre künftige Sicherheit gegen neue Unternehmungen ihrer kathol. Landsleute zu verbürgen und diesen die Hoffnung zu geben schien, von dem vereinigten Parlamente die bürgerlichen Rechte zu erlangen, die sie nach den 1793 erhaltenen Verwilligungen noch wünschen konnten. In dem Unionsvertrage selbst wurde über diesen Punkt nichts bestimmt, und schon damals äußerte man die Besorgniß, daß die getäuschte Erwartung Anlaß zu neuen Störungen des Friedens geben könnte. Es ist bekannt, daß spätere Versuche, den Katholiken die ihnen noch vorenthaltenen politischen Rechte zu verschaffen, ohne Erfolg blieben. (S. Emancipation.) Indeß hatte sich die öffentliche Meinung für die mit der Verfassung vereinbaren Ansprüche der Gemäßigten bereits günstig erklärt, als die neuesten Ereignisse die Verhältnisse der Katholiken zu der herrschenden Kirche unglücklich verwirrten. Zwei Parteien, die Römlinge unter der höhern Geistlichkeit, und die Demokraten unter den Reichen und gebildeten Laien, gewannen einen vorherrschenden Einfluß, und mit dem kathol. Vereine (Catholic association) in Dublin verbündet, foderten sie nicht nur alle politische Rechte, die sie seit 1793 noch entbehren, sondern auch die Selbständigkeit ihrer Kirche, und zu diesem Zwecke Befreiung von der, zeither auf den Katholiken lastenden Verpflichtung, die herrschende Kirche, wozu sich etwa 600,000 Menschen aus einer Volksmenge von beinahe 7 Mill. bekennen, zu erhalten; ja, ziemlich laut verrieth sich der geheime Gedanke, daß der Anspruch auf das durch die frühern Gütereinziehungen im 17. Jahrh. verlorene Besitzthum keineswegs aufgegeben sei. Der Erfolg hat gezeigt, daß die angesehenen Katholiken, die jenen Verein bilden, durch die drohende Stellung, die sie annahmen, den Hoffnungen ihrer

Partei selbst geschadet haben. Da die höhere Geistlichkeit in Irland offenbar bemüht ist, die von der Regierung begünstigte Verbreitung der Bildung von der Volksmasse abzuhalten, so scheint die Besorgniß sich zu rechtfertigen, daß es weniger darauf abgesehen sei, ihren ärmern Glaubensgenossen die vollste Ausübung der Bürgerrechte zu verschaffen, die ohne geistige Emancipation nicht bestehen kann, als die Herrschaft der Hierarchie fester zu begründen und sich allmälig den Weg zu politischem Einflusse zu bahnen. Es ist nicht zu übersehen, daß die Frage, ob den Katholiken die verlangten Rechte ertheilt werden sollen, jetzt, nach der Vereinigung Irlands mit Großbritannien, ganz anders steht als früher, wo Irland ein eignes Reich mit einem unabhängigen Parlament bildete. Die Entscheidung zu ihren Gunsten würde für alle Katholiken des Gesammtreiches gelten, und dies in der Landesverfassung eine hochwichtige Veränderung herbeiführen. Es möchte voreilig sein, den britischen Machthabern Unduldsamkeit vorzuwerfen, wenn sie, zumal unter den jetzt obwaltenden Umständen, sich abgeneigt zeigen sollten, die Ansprüche der Katholiken unbedingt zu befriedigen, und gewiß ist die Besorgniß nicht grundlos, daß der gelungene Versuch, ihnen, die ein Drittheil der Gesammtbevölkerung des vereinigten Reichs bilden, eine politische Macht zu geben, eine neue Partei in den Staat einführen würde, die in sich allein stärker wäre als jede der jetzt sich das Gleichgewicht haltenden Parteien, und die durch das Band des sie zusammenhaltenden Geistes, und bei der Anerkennung eines fremden, das kirchliche wie das politische Glaubensbekenntniß bestimmenden Supremats, keineswegs ein unwirksames Element bleiben könnte. Zu der unglücklichen Lage, worein seit Jahrhunderten die Sünden und Vergehen der Machthaber die gesellschaftlichen Verhältnisse Irlands gesetzt haben, gehört allerdings auch das unnatürliche Verhältniß, in welches die herrschende Kirche gekommen ist; aber das ist eben die Frucht solcher Sünden, daß die Folgen oft nicht getilgt werden können, ohne neue Schuld auf sich zu laden. Zu einseitig haben einige Schriftsteller Irlands innere Zerrüttung hauptsächlich aus jenem unglücklichen Verhältnisse hergeleitet. Wir müssen uns hier mit der Bemerkung begnügen, daß das Volkselend, das sich neuerlich in so starken Zügen gezeigt hat, nur unter der ackerbauenden Classe wohnt und in der Habsucht der irländischen Gutsherrn, die größtentheils nicht auf ihren Gütern leben (Absentees), sondern ihre Angelegenheiten harten Geschäftsführern überlassen, seine Quelle hat. Dieser Theil des Volkes ist in Rohheit und Unwissenheit versunken und daher ein Werkzeug in der Hand ehrsüchtiger Führer. Das Heilmittel zeigt sich von selbst: Volksbildung, und dazu hat die Regierung, wie wir oben andeuteten, mehrfach die Hand geboten. Nur wenn solche Mittel wirksam geworden sind, und die Masse des Volkes so gebildet ist als in den übrigen Theilen Britanniens, wird die wahre Emancipation erfolgen, ohne Zerrüttungen herbeizuführen. 26.

Drang-Dutang (in der malaiischen Sprache so viel als Waldmensch). Dieser oft mit dem afrikanischen Waldmenschen oder Schimpanse, dem menschenähnlichsten von allen Affen, verwechselte, von Linné aber sogar als eine Gattung von Menschen, unter dem Namen Homo troglodytes, aufgeführte Affe ist einzig auf Borneo zu Hause, und wird ungefähr 4 Fuß hoch. Er lebt in den großen Wäldern dieser Insel und ist sehr geschickt im Klettern und Springen. Der Arme und Hände bedient er sich wie der Mensch. Er bricht Äste von den Bäumen und schlägt, bei seiner großen Kraft, den stärksten Menschen mit leichter Mühe nieder. Die Jungen werden leicht zahm, gewöhnen sich an den Menschen und lassen sich, da sie sehr gelehrig und dabei geschickt sind, zu allerlei Künsten und Geschäften abrichten. Unter Anderm lernen sie auf dem Seile tanzen, Wasser holen, Reis stampfen, Gläser und andre Gefäße ausspülen, den Bratspieß drehen u. dgl. An das europäische Klima gewöhnen sie sich nicht wohl und sterben meistens nach kurzer Zeit.

Oranien, Orange, ehemals ein kleines Fürstenthum in Frankreich (Depart. von Vaucluse), hatte vom 11. bis zum 16. Jahrh. eigne Fürsten. Der letzte, Philibert von Chalon, starb 1531 ohne Kinder, und das Land kam durch seine Schwester, die mit einem Grafen von Nassau vermählt war, an das Haus Nassau, welches jedoch erst 1570 zum ruhigen Besitze desselben gelangte, und welchem zuletzt im ryswiker Frieden, 1697, die Souverainetät über dieses Fürstenthum bestätigt wurde. Nach dem 1702 erfolgten kinderlosen Tode Wilhelm Heinrichs von Nassau-Oranien, Königs von England, entstand namentlich über den Besitz von Orange der langwierige oranische Erbfolgestreit. Hauptbewerber waren der König von Preußen, nach dem Testamente seines mütterlichen Großvaters, eines Prinzen von Nassau-Oranien, und der Fürst von Nassau-Diez, Statthalter in Friesland, welcher sich auf das Testament Königs Wilhelm stützte. Auch die Fürsten von Nassau-Siegen machten Ansprüche darauf, und sämmtliche Bewerber nahmen einstweilen den Titel des Fürstenthums an. Das Ende davon war, daß der König von Preußen, des Widerspruchs der schwächern nassauischen Häuser ungeachtet, das Land im utrechter Frieden, 1713, gegen anderweitige Vergünstigungen, an Frankreich abtrat, welches seitdem in ungestörtem Besitze desselben verblieben ist. Die Stadt Orange liegt an der Meyne in einer, an Wein, Öl, Seide und Krapp fruchtbaren Gegend, ist die Hauptstadt eines Bezirks, hat 1500 H. und 7200 Einw., welche Leinwand- und Sergefabriken, Färbereien und Seidenmühlen unterhalten. Man findet hier römische Alterthümer, worunter die Reste eines Triumphbogens und einer Wasserleitung merkwürdig sind.

Oratorium, ein musikalisches Drama würdigen Inhalts, welches für bloß musikalische Aufführung — mithin nicht für theatralische Action — bestimmt ist. Es erfodert daher von Seiten der Poesie Handlung, wenn auch nicht in dem strengen Sinne des theatralischen Dramas, Vergegenwärtigung einer Handlung oder Begebenheit, es sei unmittelbar durch die zur Handlung und Begebenheit gehörigen Personen, oder mittelbar durch erzählende Personen, welche sich an deren Stelle versetzen, und durch den eingreifenden Chor, als der musikalischen Äußerung der Masse von Individuen. Diese Handlung nun muß durch die Idee, welche ihr zum Grunde liegt, einen würdigen und großen Charakter haben, wie z. B. „Die Schöpfung", und mannigfaltige große, erhebende und rührende Gemüthszustände der antheilnehmenden Individuen und der Masse herbeiführen, welche die Musik zu schildern geeignet ist, indem sie von den Personen ausgesprochen werden. Vorzüglich hat man geistliche Stoffe, besonders biblische Handlungen und Geschichten, zum Inhalt der Oratorien gemacht. — Das eigentliche Oratorium entstand, als sich die geistliche von der weltlichen Musik bestimmter absonderte. Vorbereitet waren sie durch Lieder und abwechselnde Chöre der christlichen Pilgrime, welche in den Zeiten der Kreuzzüge auf ihren Wallfahrten das Leben und den Tod des Erlösers, das jüngste Gericht und andre christlich-religiöse Gegenstände auf Straßen und öffentlichen Plätzen besangen; anderntheils durch die Mysterien oder dramatischen Darstellungen heiliger Geschichten, dergl. z. B. in Padua schon 1243 eine spirituale comedia aufgeführt wurde. Man nennt den kanonisirten Philipp von Neri (geb. zu Florenz 1515, gest. zu Rom 1595), den Stifter der Congregation der Priester des Oratoriums, als Denjenigen, der die Oratorien um 1540 eingeführt habe, um die Lust der Römer an dem musikalischen Drama auf religiöse Gegenstände hinzuwenden; doch mußten die damaligen Oratorien mehr mit Musik begleitete Hymnen sein, weßhalb sie auch unter dem Namen laudi spirituali zuerst in Rom erschienen. Auch wurde ja erst später das Recitativ (s. d.), welches der musikalischen Erzählung diente, erfunden. Im Anfange aber waren die Oratorien mehr Erzählungen als Dramen; indem eine Person den Zuhörern die Geschichte vortrug, und nur wenige Sätze, wodurch die Empfindung bei den ge-

schilderten Situationen ausführlich ausgedrückt wurde, vorkamen. Auch den Namen Oratorien bekamen diese geistl. Musiken erst in der Mitte des 17. Jahrh. entweder von der vorhergenannten Congregation, oder von der Kirche, wo sie aufgeführt wurden. Emilio del Cavalieri componirte um 1590 Oratorien mit Recitativen. Im 17. Jahrh. bildeten sich die Oratorien in Hinsicht ihrer poetischen und musikalischen Form neben den Opern aus. Die ersten Oratorien hatten kurze Chöre im einfachen Contrapunkt, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. aber wurde es Mode, jeden Theil eines Oratoriums, deren jeder häufig gegen eine Stunde einnahm, mit einem Duett zu schließen. Im Anfange des 18. Jahrh. dichteten Pariati, der Jesuit Ceva, Lel. Orsini, Spagna, Zeno und Metastasio Oratorien; Caldara, Jomelli, Leo, Buononcini componirten solche. Einen größern Charakter erreichte das Oratorium durch Händel, der bis 1732 den Chor mit aller seiner Kraft und dramatischen Wirksamkeit ausstattete. Weit tiefer stehen in dieser Hinsicht Graun (dessen „Tod Jesu" aber eigentlich Cantate ist), Rolle und Naumann. In reicher Schilderung zeichnete sich Haydn aus, durch ihn wendete sich das Oratorium zugleich weltlichem Stoff und Tone zu. An ihn schloß sich neuerdings der wackere Componist Friedrich Schneider (durch s. „Weltgericht", „Sündflut", „Verlorenes Paradies") an, und Gottfr. Schicht in dem Passionsoratorium „Das Ende des Gerechten". — Übrigens bedeutet Oratorium auch einen Betsaal, ein Betzimmer, besonders in Klöstern. T.

Oratorium (Priester vom), oder vom Bethause, heißen die Glieder eines geistl. Ordens, den der heilige Philipp von Neri 1574 in Rom zur Leitung geistlicher Übungen der Andächtigen und zum Studium der theologischen Wissenschaften stiftete, ohne sie durch Klostergelübde zu binden. Dieser Orden besteht noch in Italien, eingegangen ist aber die berühmtere Congregation der Väter vom Oratorium Jesu in Frankreich, welche 1611 zu Paris, ebenfalls ohne Verpflichtungen zu Klostergelübden vereinigt, durch große Gelehrte aus ihrer Mitte, wie der Philosoph Malebranche, der Orientalist Morin und der freimüthige Theolog Richard Simon zu Ansehen und Einfluß gelangten und sich als Lehrer an Schulen und Seminarien für Geistliche verdient machten. Beide Orden folgen der Regel des heiligen Augustinus. E.

Orbilius Pupillus, ein Grammatiker von Benevent, unterwies in seinem Vaterlande die Jugend und lehrte unter Cicero's Consulat in Rom mit großem Beifall. Dem Horaz, der ihm wegen seiner Strenge den Beinamen plagosus gibt, verdankt er hauptsächlich die Ehre, daß noch jetzt sein Name sprichwörtlich für einen einbläuenden Schulmeister gebraucht wird.

Orchester (orchestra), der Raum vor der Bühne bis zu den Sitzen der Zuschauer, welcher bei den Griechen den Platz für den Chor und die Musiker, bei den Römern die Ehrenplätze der Senatoren enthielt; bei den Neuern der in dem Schauspielhause vor dem Theater befindliche und durch ein Geländer von den Zuschauern abgesonderte Ort, und in dem Concertsaale diejenige, gewöhnlich etwas erhöhte Abtheilung desselben, wo sich die Musiker befinden. Oft versteht man darunter auch die Gesellschaft der Tonkünstler selbst, die an diesem Orte die Musik aufführen, oder das Ganze der in der heutigen Concert-, Opern- und Kirchenmusik gebräuchlichen Instrumente. (Vgl. Capelle.) Was den Gebrauch des Orchesters im letztern Sinne anlangt, so erscheint es bald völlig selbständig, wie in der reinen Instrumentalmusik, bald in Verbindung mit den Singstimmen, aber auch hier nicht bloß begleitend, sondern häufig hervortretend in der Schilderung des Gegenständlichen. Bei der Verbindung mit dem Gesange bedarf es großer Anschmiegung im Vortrage und die feinsten Schattirungen im piano, sowie im crescendo und decrescendo, worauf der Director des Orchesters (s. Musikdirector) vorzüglich zu sehen hat.

Orchestik, s. Tanzkunst.

Orcus, gleichbedeutend mit Hades oder Pluto; dann auch das Reich des Pluto. (S. d. und Tartarus.)

Ordalien (altdeutsch, so viel als Ordel, Urthel). Ehemals glaubte man fast bei allen Nationen, daß da, wo dem Richter alle Beweise für Recht oder Unrecht, Schuld oder Unschuld fehlten, der wahrheits- und gerechtigkeitsliebende Gott selbst das Wahre durch ein Wunder kundmachen werde. In dieser Meinung ließ man Denjenigen, gegen welchen ein Verdacht vorhanden war, gewisse Handlungen, welche meistens ihrer Natur nach dem Handelnden schaden mußten, feierlich in Gegenwart der Priester vornehmen, und erklärte ihn für unschuldig, wenn er sie ohne Nachtheil überstehen konnte. Diese Handlungen hießen Ordalien oder Gottesurtheile und waren besonders bei den Deutschen üblich. Doch kommen sie schon in den uralten Religionsschriften der Hindus vor. Da das Gelingen oder Mißlingen derselben, einzelne Zufälle abgerechnet, immer von Denen abhing, welche die Vorbereitungen zu diesen Proben trafen, so war dadurch dem Betrug und der Tücke, besonders der Pfaffen, ein weites Feld geöffnet. Nach Fr. Majer's „Geschichte der Ordalien, insbesondere der gerichtlichen Zweikämpfe in Deutschland" (Jena 1795) waren in Deutschland folgende Gottesurtheile üblich: Der gerichtliche Zweikampf, in welchem der Besiegte für strafbar geachtet wurde, die Feuerprobe, die Wasserprobe, der geweihte Bissen, das Gericht des heil. Abendmahls, das Kreuzgericht und das Bahrrecht. In peinlichen Fällen bediente man sich derselben, wenn man den Thäter nicht ausfindig machen konnte; einiger derselben auch in bürgerlichen, sodaß der Beklagte sich dadurch von des Gegners nicht ganz bewiesenen Ansprüchen befreien konnte. — Schon die Celten sollen Kinder, deren Mutter wegen Ehebruchs verdächtig war, in einem Schilde auf den Rhein gesetzt und aus dessen Untersinken gefolgert haben, daß die Mutter eine Ehebrecherin sei. Die Saalfranken hatten zu Anfange des 5. Jahrh. die Probe des heißen Wassers, und später kam auch die des kalten Wassers vor. Nach Einführung des Christenthums ward der Gebrauch der Ordalien bald allgemein, da theils der Reinigungseid wenig oder gar nicht bekannt war, theils die Geistlichkeit durch die Ordalien Gelegenheit bekam, Rechtshändel aller Art ihrer Entscheidung zu unterwerfen, und deßhalb zu ihrer Ausbreitung beitrug. Die Feuerprobe bestand darin, daß der Beklagte über glühende Kohlen oder 9 dergl. Pflugschare mit bloßen Füßen gehen, oder ein glühendes Eisen mit bloßer Hand einige Schritte weit tragen mußte, oder daß man ihm glühende Kohlen auf den bloßen Fuß legte, oder ihn durch ein Feuer gehen ließ, bei welchem letztern Versuche ihm oft ein mit Wachs überzogenes Hemd angezogen wurde (die Probe des wächsernen Hemdes); fand man keine Verletzung durch das Feuer, so erklärte man ihn für schuldlos. In andern Fällen gab ein Geistlicher dem Angeklagten einen geweihten Bissen unter vielen Verwünschungen in den Mund. Dies hieß das Gericht des geweihten Brotes und Käses. Derjenige, welcher ihn sogleich ohne Mühe verschlucken konnte und nachher weder Krankheit noch Schmerzen empfand, wurde von der Strafe befreit. Die Probe des heil. Abendmahls war besonders unter Geistlichen und Mönchen gebräuchlich. Sie nahmen zum Beweise ihrer Unschuld das Abendmahl, indem man glaubte, daß Gott den Schuldigen nach dessen Genusse sogleich tödten oder krank machen werde. Das Kreuzgericht war doppelt. Entweder stellte man den Kläger und den Beklagten mit ausgestreckten oder kreuzweise ausgebreiteten Armen eine bestimmte Zeit lang unter ein Kreuz und verurtheilte den, der zuerst die Hände bewegte oder sinken ließ, oder man führte den angeblichen Verbrecher zu Reliquien oder in die Kirche, bezeichnete von zwei Würfeln einen mit einem Kreuze und zog einen von beiden. Hatte der gezogene Würfel das Zeichen des Kreuzes, so folgte die Befreiung von der Strafe. Endlich bediente man sich, und zwar schon in den frühe-

sten Zeiten, bei Erforschung der Mörder des Bahrrechts, d. h. man legte den Ermordeten auf eine Bahre und ließ den vorgeblichen Mörder die Leiche, vornehmlich die Wunden, berühren. Floß dabei Blut aus denselben oder trat Schaum aus dem Munde, oder veränderte und bewegte sich der todte Körper, so bestrafte man den Verdächtigen als Mörder. Bisweilen nahm man hierbei anstatt der ganzen Leiche bloß die Hand, und dieses hieß das Scheingehen. Aberglaube und Betrug hatten diese vernunftlosen Gebräuche im höchsten Ansehen erhalten, und selbst die Verbote aufgeklärter Kaiser, die von Ludwig dem Frommen an (im 9. Jahrh.) bisweilen erlassen wurden, konnten ihnen nicht Einhalt thun. Stärker wirkte denselben der päpstl. Stuhl durch häufige Untersagungen und durch Einführung einer bessern Gerichtsverfassung entgegen. Viele Obrigkeiten sahen auch selbst das Abgeschmackte und Abscheuliche derselben ein. Die Ordalien wurden daher seit dem 14. Jahrh. seltener, und im 15. fingen sie an, durch den zunehmenden Gebrauch des kanonischen Rechts, welches zur Ablehnung des Verdachts andre Mittel, besonders den Reinigungseid, einführte, noch mehr aber durch den allgemein verbreiteten Gebrauch des römischen Rechts, nach und nach zu erlöschen. Nur des Bahrrechts bediente man sich im 16. Jahrh., und selbst in den ersten Jahren des 18. noch ziemlich häufig, und der fortdauernde Glaube an Zauberei erhielt in Hexenprocessen die Probe des kalten Wassers. Die vermeintlichen Hexen wurden auf das Wasser gelegt, und wenn sie schwammen, für überführt erklärt; ja es wurde bei denselben außer dieser Probe (die man das Hexenbad nannte, und die im 17. Jahrh. in Preußen, in den benachbarten Gegenden selbst noch in der ersten Hälfte des 18. angetroffen wird) zuweilen auf die Hexenwage erkannt; man wog sie nämlich und erklärte sie, wenn sie ein ungewöhnlich leichtes Gewicht hatten, für schuldig. Diese Albernheiten hörten nach und nach auf, als es dem großen Thomasius gelungen war, den Glauben an Hexen fast ganz zu verbannen. Als eine Seltenheit verdient erwähnt zu werden, daß noch 1728 zu Szegedin in Ungarn eine Wägung mehrer Hexen vorgenommen wurde. Demnach ist, diese wenigen jetzt ebenfalls erloschenen Reste der Ordalien abgerechnet, das Ende des 15. und der Anfang des 16. Jahrh. als der letzte Zeitpunkt des Ordalienunfugs in Europa festzusetzen. Aber leider führte das römische Recht an ihrer Stelle ein ebenso abscheuliches Beweismittel in peinlichen Processen, nämlich die Folter, ein, welche anfänglich nur an Leibeignen, nachher aber auch an freigeborenen Personen vollzogen wurde. — Noch jetzt findet man die Gottesurtheile bei vielen außereuropäischen Völkern. So halten die Senegambier in Afrika den wegen Verbrechen verdächtigen Personen ein glühendes Eisen an die Zunge; einige Neger auf der Küste von Guinea geben denselben Kräuter und Rinden von gewisser Art in die Hände und glauben, daß die Schuldigen sich daran verbrennen. Die Einwohner von Siam und Pegu haben die Probe des kalten Wassers. Die Tschuwassen und Ostiaken im asiatischen Rußland verbinden das Gottesurtheil des geweihten Bissens mit einem Eide; die Chinesen haben die Feuer- und Wasserprobe; die meisten Ordalien aber sind bei den Hindus, in Congo u. a. O. S. auch das Journal „Die Vorzeit", 3. Bd., und D. Zwicker, „Über die Ordale; ein Beitrag zur deutschen Rechtsgeschichte" (Göttingen 1818).

Orden (geistliche) sind Verbrüderungen zu einem andächtigen und enthaltsamen Leben, wie es der Verkehr mit der Welt nicht erlauben will. Von den geistlichen Brüderschaften unterscheiden sie sich durch die lebenslängliche Verpflichtung zu den s. g. **Klostergelübden** (s. d.) oder Ordensregeln. (Vgl. **Kloster** und **Mönchswesen**. Über eine andre Bedeutung s. **Ordination**.) Die Mönche und Nonnen im Oriente, besonders die griechischen, richten sich nach der Regel des heil. Basilius, der auch die Basillaner in Spanien folgen; in der römischen Kirche hingegen erhielt das Mönchswesen seine Grundregel vom heil. Bene-

dict von Nursia, der als der erste Stifter eines geistl. Ordens betrachtet werden muß; denn die Klöster der orientalischen Kirchen tragen den Namen gemeinschaftlicher Stifter und Schutzheiligen, ohne darum in einem so engen Zusammenhange und festen Verbande mit einander zu stehen wie die Glieder der geistl. Orden im Occidente. Nach Benedict's Regel sind die Hauptgelübde, welche jeder Noviz nach Beendigung des von ihm zuerst eingeführten Probejahrs ablegen muß, eine kanonische (vorschriftmäßige) Lebensart, welche die Verpflichtung zum Gebete in gewissen Stunden des Tages, zur Arbeit, ewigen Keuschheit und Entsagung von den Freuden der Welt insichschließt, ein unbedingter Gehorsam gegen die Ordensobern, und die Clausur oder das beständige Bleiben im Kloster. Insofern diese Regel und die schwarze Kutte vom 6. bis zu Anfange des 10. Jahrh. fast allen Mönchen und Nonnen im Occidente gemein war, konnte der Benedictinerorden während jener Zeit für den einzigen gelten, wenngleich die dazu gehörigen Klöster ohne gemeinsame Ordensobere noch unter den Bischöfen standen und sich durch partielle Erweiterung, Schärfung oder Milderung der Grundregel in mehre Congregationen theilten, z. B. die Benedictiner von Clugny, von Monte-Casino, von Monte-Vergine, von Monte-Oliveto (Olivetaner), von Valladolid, von St.-Vannes, von St.-Maurus, von Mölk u. s. w. (S. Benedictiner.) — Das Bestreben, dem Mönchswesen noch größere Strenge und Heiligkeit zu geben, äußerte sich im Mittelalter durch die Stiftung mehrer Orden, die auf die Grundregel Benedicts neue Regeln bauten. So entstanden die Camaldulenser, die grauen Mönche von Vallombrosa, die Silvestriner, die Grandmontaner, die Carthäuser, die Cölestiner, die Cisterzienser, wozu die Bernhardiner, Feuillans, Recollectinnen, die Nonnen von Portroyal und die Trappisten gehören, und der Orden von Fontevraud (s. d.). Von einer bedeutenden Anzahl geistl. Orden wurde die vermeinte Regel des heil. Augustinus angenommen. Augustinus hatte zwar nur die Geistlichen an s. Hauptkirche und mehren andern Kirchen s. Sprengels zur Beobachtung des kanonischen Lebens, d. h. zur Ehelosigkeit, Armuth, Clausur und gemeinschaftlichen Andachtsübung in bestimmten Stunden vereinigt, und keineswegs an die Stiftung eines Mönchsordens gedacht; auch konnten die Mönche, welche man noch im 7. Jahrh. unter die Laien rechnete, die zunächst für Geistliche bestimmten Vorschriften Augustins nicht auf sich anwenden. Aber schon im 8. Jahrh. fing man an, sie als Glieder des geistl. Standes zu betrachten, und im 10. Jahrh. wurden sie durch die Verwilligung der Tonsur förmlich für Geistliche erklärt. Ja die Meinung des Volks und manche Bullen der Päpste setzten sie, wegen ihrer vorzüglichern Heiligkeit, noch über die Weltgeistlichen, welche daher selbst häufig in den Mönchsstand übergingen oder sich doch zur Beobachtung der Mönchsgelübde und des kanonischen Lebens vereinigten. Von dieser Art sind die nach der Regel Augustins gebildeten Congregationen der regulirten Chorherren oder Kanoniker, z. B. von St.-Salvator im Lateran, vom heil. Grabe, von St.-Genoveva, die Kreuzherren oder Kreuzträger und die meisten Hospitaliter. (S. Stift.) — Eigentliche Mönchsorden nach der Regel des heil. Augustinus sind die Prämonstratenser, Augustiner, Serviten, Hieronymiten, Jesuaten und der Brigittenorden. Unter die Classe der bisher genannten, nach der alten Idee des Mönchslebens mehr der stillen Betrachtung ergebenen und von der Welt zurückgezogenen Orden gehören auch die ganz eigenthümlich constituirten Carmeliter. — Schon mehr Neigung, der Welt zu dienen, zeigten die Trinitarier oder Mathurinen und der Orden von der Gnade. Charakteristisch aber wurde das Streben nach hierarchischer Bedeutung und Einfluß auf die Welt bei den im Anfange des 13. Jahrh. gestifteten Mendicanten oder Bettelorden der Dominicaner (Predigermönche, Jakobinen) und Franciscaner (Minoriten, Conventualen, Observanten, Cäsariner, Amadeisten, Clareniner, Spi-

ritualen, Eremiten oder Cölestiner, Fraticellen, Alcantariner, Cordeliers, Capuziner), von denen die auch hierher gehörigen Minimen oder Paulaner sich durch mehre Neigung zum stillen, beschaulichen Leben unterscheiden. Die Dominicaner und Franciscaner erhielten von den Päpsten die Vorrechte, welche als die Privilegien der Bettelorden bekannt sind und späterhin auch den Carmelitern, Augustinern, Serviten und Paulanern zu Theil wurden. Sie bestehen in der Befreiung von jeder weltlichen und bischöfl. Gerichtsbarkeit und in der Befugniß, außer dem Kloster von Jedem Almosen zu fodern (in der Kirchensprache: terminiren), ohne Rücksicht auf die Parochialrechte der Pfarrer überall zu predigen, Beichte zu hören, Messe zu lesen und die päpstl. Ablässe zu verkaufen. Diese Befugniß sollte ihnen zum Ersatz für die Strenge dienen, mit der ihre alte Regel ihnen verbot, irgend ein Eigenthum zu besitzen. Obwol die Stiftung neuer Mönchsorden von einigen Kirchenversammlungen ausdrücklich untersagt worden war, so wußten sich doch mehre seit dem Anfange des 16. Jahrh. entstandene Institute dieser Art durch Angabe ihrer Bestimmung zu einer gemeinnützigen Thätigkeit die päpstl. Genehmigung zu verschaffen und jenes Verbot dadurch zu umgehen, daß sie nicht für neue Mönchsorden gelten wollten, sondern sich regulirte Chorherren des heil. Augustinus nennen lassen und die schwarze Kleidung der Weltgeistlichen tragen. Der große Verlust, welchen die alten Orden durch die Reformation erlitten haben, machte die Päpste geneigt, dergleichen Unternehmungen eifrig zu unterstützen. Unter diese Rubrik gehören die Theatiner, Barnabiten, Somasker, die Väter der christlichen Lehre zum katechetischen Volksunterrichte, in Frankreich die Priester und Väter vom Oratorium, die Lazaristen, Bartholomäer, Piaristen und barmherzigen Brüder. Da das Klosterleben der Mönche, bald nach seiner Entstehung, Anlaß zu ähnlichen Verbindungen gottseliger Jungfrauen gegeben hatte, so schlossen sich bei der Bildung neuer Mönchsorden gewöhnlich auch Nonnen gleiches Namens und gl. Regel an. Es gibt Benedictinerinnen, Camaldulenserinnen, Carthäuserinnen, Cisterzienserinnen, Augustinerinnen, Prämonstratenserinnen, Carmeliterinnen, Trinitarierinnen, Dominicanerinnen, Franciscanerinnen, Paulanerinnen und Chorfrauen mehrer Orden der regulirten Chorherren, welche mit den männlichen Zweigen ihrer Orden Gelübde und Farbe der Kleidung gemein haben, aber von der priesterlichen Wirksamkeit derselben ausgeschlossen bleiben. Der männliche Zweig eines Ordens heißt der erste Orden, der weibliche dagegen der zweite; so gehören z. B. die Capuziner zum ersten und die Capuzinerinnen zum zweiten Orden des heil. Franciscus. — Es gibt auch Congregationen von Klosterfrauen, welche sich gewissen Mönchsorden angeschlossen haben, ohne ihren Namen zu tragen, wie die Clarissinnen, die Urbanistinnen, die Nonnen von der Empfängniß U. L. Fr. in Italien und Spanien und die Annunciaden oder Nonnen von der Verkündigung Mariä, welche zum zweiten Orden des heil. Franciscus gehören, und die Angeliken oder englischen Schwestern, welche der Regel der Barnabiten folgen. — Weibliche Orden, welche für sich bestehen, keinem männlichen angehören und sämmtlich nach der Regel des heil. Augustinus leben, sind die Klosterfrauen von der Buße der Magdalena (s. d.), die Salesianerinnen, die himmlischen Annunciaden, die Ursulinerinnen und die Hospitaliterinnen oder barmherzigen Schwestern. Außer den Klosterfrauen, welche die zweiten Orden ausmachen, erhielten fast alle bedeutend gewordene geistl. Orden noch neuen Zuwachs durch den Zutritt von Laienbrüdern (**fratres barbati** oder **conversi**) und Laienschwestern, die man zur Verrichtung der nöthigen Hausarbeiten in den Klöstern und zur Besorgung des Verkehrs mit der Welt annahm, damit die Choristen, d. h. die eigentlichen Religiosen, welche im Chore der Kirche die Horas (kanonischen Betstunden) abzuwarten haben, in ihren Andachtsübungen und Studien nicht gestört würden. Das erste Beispiel dieser Einrichtung gab der Orden von Vallombrosa, und bald auch

in den Klöstern andrer Orden nachgeahmt, wurde sie allmälig ein Mittel, die Macht und den Wirkungskreis des Mönchswesens beträchtlich zu vergrößern. Unter dem Namen von Oblaten, d. h. Dargebrachten, und Donaten, d. h. Geschenkten, widmeten unzählige Andächtige ihre Personen oder ihr Vermögen und ihren Einfluß dem Dienste der geistl. Orden, ohne förmlich Glieder derselben zu werden. Ganze Familien, Eheleute aus allen Ständen traten auf diese Art in ein Verhältniß der Abhängigkeit zu der regulirten Geistlichkeit, das nach ihrem Glauben, dadurch dem Himmel näher zu kommen, immer noch vortheilhaft genug erscheinen mußte, wenngleich es die lästigsten Aufopferungen nachsichzog. Der h. Franz von Assisi gab diesem Verhältniß zuerst eine bestimmte Form, indem er Laien, die sich mit seinen Mitbrüdern verbrüdern wollten, ohne Geistliche zu werden, in eine besondere Corporation unt. d. N. des dritten Ordens der Minoriten vereinigte. Nach diesem Muster gesellten sich außer sämmtlichen Bettelorden auch die Cisterzienser, Trinitarier und die Religiosen von der Gnade dergleichen dritte Orden zu, von denen nur wenige in die Clausur traten und feierliche Klostergelübde leisteten. Die meisten Mitglieder derselben sind Laien, bleiben in ihren bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen und verpflichten sich nur zu einem frömmern Leben als Weltkinder zu führen pflegen. Dazu gehört, daß sie täglich einige Ave Maria und Pater noster beten und zu gewissen Zeiten fasten. Die Mitglieder jedes dritten Ordens heißen Tertiarier oder Tertianer und werden im gemeinen Leben vorzüglich daran erkannt, daß sie die Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse in den Kirchen ihres Ordens suchen, die Klöster und Mendicanten desselben reichlich beschenken und seinen Vortheil auf alle Weise befördern. Sie dürfen die Kleidung ihres Ordens anlegen, begnügen sich aber in der Regel, das Scapulier oder den Gürtel desselben wie ein Amulet unter ihrer bürgerlichen Kleidung zu tragen. Diese Abzeichen der Verbrüderung mit einem geistl. Orden, denen der herrschende Glaube eine geheime segensvolle Kraft beilegt, werden theuer erkauft, und mit ihrem Besitze ist gemeiniglich die Versicherung großer Ablässe verbunden. Außer solchen Einkünften verschaffte die Anschließung dritter Orden den ersten so viele Mittel zu Ansehen und Einfluß, daß die Sorgfalt, womit sie erhalten, erweitert und begünstigt worden sind, sich leicht erklären läßt. Auch entstanden besonders in Rücksicht dieser verbrüderten Laien zwischen den geistl. Orden die heftigsten Zwistigkeiten, welche nur durch förmliche, die Grenzlinien ihrer Besitzungen und ihres Einflusses bestimmende Verträge und durch gegenseitige Übereinkunft wegen der Überläufer von einem Orden zum andern beigelegt werden konnten. Zu dem ursprünglichen Endzwecke des Mönchswesens, Gott durch Gebet und der Welt durch Lehre, Beispiel und Wohlthätigkeit zu dienen, hat die Politik der Päpste allmälig den großen Plan der Herrschaft über die Völker gesellt und in den Verfassungen der geistlichen Orden deutlich genug zu Tage gelegt. Die Orden älterer Stiftung regierten sich anfangs auf aristokratisch-republikanische Weise selbst. Die Benedictinerklöster blieben lange von einander ganz unabhängig, Cisterzienser gehorchten einem hohen Rathe, der aus dem Abte zu Citeaux, als Generalsuperior, den Äbten zu Clairvaux, La Ferté, Pontigny und Morimand, und 20 andern Definitoren oder Räthen bestand und anfangs jährlich, später in jedem dritten Jahre, gehaltenen Generalcapiteln der Äbte und Prioren aller Cisterzienserklöster verantwortlich war; schwächere Orden, wie die Carthäuser, Grandmontaner u. a. m., hatten bei ähnlichen Verfassungen überdies noch mit den Bischöfen zu kämpfen, deren alte Ansprüche auf die Gerichtsbarkeit über alle Klöster ihres Sprengels sie nicht so leicht abweisen konnten als die durch päpstl. Befreiungen begünstigten Benedictiner und Cisterzienser. In ein viel engeres Verhältniß zum Papste setzten sich aber gleich bei ihrem Entstehen die **Bettelorden**. Vermöge der ihnen verliehenen Privilegien einzig und unmittelbar abhängig von Rom, bewährten sie die Stärke ihrer

monarchisch-militairisch geordneten Verfassung mit Erfolgen, welche sich in der Regierung großer Körperschaften nur durch Einheit der gebietenden Macht und blinden Gehorsam der Glieder bewirken lassen. Bald folgten die meisten der übrigen Orden ihrem Systeme, welchem gemäß an der Spitze jedes geistl. Ordens ein General oder Regent steht, der alle 3 Jahre von neuem aus den Ordensobern gewählt wird, zu Rom seinen Sitz hat und nur dem Papste verantwortlich ist, jedoch bei einigen Orden noch einen Admonitor zur Seite hat, der seine Schritte im Namen des Ordens beobachtet und ihn bei verfassungswidrigen Handlungen erinnern darf. Die Definitoren oder Räthe des Generals sind die Provinzialen, Obere, denen die Aufsicht und Regierung der Klöster in den einzelnen Provinzen obliegt. Sie bilden, unter dem Vorsitze des Generals, das Generalcapitel des ganzen Ordens und präsidiren wiederum als Generalvicare auf den Provinzialcapiteln, an denen die Obern der einzelnen Klöster einer Provinz als stimmfähige Capitularen (suffraganei) Theil nehmen. Diese, die nach den bei verschiedenen Orden hergebrachten Namen, Äbte, Prioren, Superioren, Ministri, Guardiane, Pröpste oder Rectoren heißen und im Sinne des kanonischen Rechts Prälaten sind, verhandeln jeder für sich die Angelegenheiten s. Klosters in einem Capitel oder Convente, mit den zum Chore gehörigen Religiosen desselben. Daher führen die Choristen den Namen der Conventualen und Väter (patres), zum Unterschiede von den niedern Mönchen, welche, weil sie noch Neulinge und der höhern priesterlichen Weihen nicht theilhaftig, oder nur Laienbrüder sind, die das Kloster zu Hausdiensten gebraucht, Brüder (fratres) heißen. Auch werden bei den Bettelorden nur die Letztern zum Terminiren ausgesendet, dagegen die Väter allein zur Verwaltung priesterlicher Amtshandlungen im Kloster und auf den Pfarreien, die seinem Patronate zugehören, berechtigt sind. Die Capitel der einzelnen Klöster einer Provinz stehen unter dem Provinziale, als ihrer Behörde in erster Instanz; die letzte Instanz für alle Glieder eines Ordens ist der General desselben, der auch dem zweiten und dritten Orden vorsteht. Die Frauenklöster haben eine ähnliche Verfassung, nur können sie nicht ohne einen Propst bestehen, der mit seinen Kaplänen das geistl. Amt bei ihnen verwaltet. Wenn sie keinem zweiten Orden angehören, so sind sie, wie die Hospitäler und alle nicht befreite Klöster, der Gerichtsbarkeit und Aufsicht des Bischofs oder des mit bischöfl. Gewalt versehenen Prälaten des Sprengels untergeben, in dem sie liegen. — Die nicht befreiten Orden und Klöster haben den päpstl. Zwecken von jeher weniger gedient, und ihre ursprüngliche Bestimmung, wenn sie nicht von ihrer Regel abfielen, treuer erfüllt als die befreiten und streng geschlossenen Orden, welche um so weiter von ihrer religiösen Bestimmung abwichen, je schärfer und militairischer das Verhältniß ihrer Unterwürfigkeit gegen ihre Obern, und je mehr es ihr Hauptzweck wurde, sich der Herrschaft über die Gemüther zu bemächtigen, politischen Einfluß zu gewinnen und die Anmaßungen der Päpste mit allen ihren Kräften und Mitteln zu befördern. — Die treuesten, folgsamsten und brauchbarsten Werkzeuge des römischen Stuhls zur Ausführung seiner gewaltigen Plane waren die Bettelorden, die man darum mit Recht häufig das stehende Heer des Papstes genannt hat. Auch fehlt es ihnen dabei keineswegs an Aufmunterung, und Mönche, die sich durch Geschick und Eifer im Dienste des Papstes hervorthun, können von seiner Gunst die einträglichsten Pfründen erwarten. Zu Bisthümern, die nicht von adeligen Capitularen abhängig sind, steht ihnen der Weg viel eher offen als den gemeinen Weltgeistlichen, und es ist bekannt, daß Generale und Definitoren der geistl. Orden häufig in das Cardinalscollegium übergegangen, ja selbst zur päpstl. Würde erhoben worden sind. — Die größte Bedeutung unter allen geistl. Orden errangen die Jesuiten, deren Fall daher auch der Vorbote des Unterganges und der Beschränkung der übrigen war. Joseph II. untersagte 1781 jede Verbindung der Ordensglieder in seinen Staaten

mit auswärtigen Obern, namentlich mit dem Generale und Rom, hob alle Befreiungen auf und stellte die Religiosen jeder Gattung unter bischöfl. Aufsicht, die Ausländer unter ihnen entfernte er, verbot auf unbestimmte Zeit die Annahme von Novizen und verordnete bald darauf die völlige Aufhebung aller Orden, die ein bloßes beschauliches Leben führen. Dadurch erloschen die Trinitarier, Serviten, Carthäuser und Paulaner, und beinahe alle weibliche Orden in den östreich. Erbstaaten; bald darauf wurden alle noch übrige Orden, außer den Benedictinern von der Congregation Mölk, den Piaristen, Ursulinerinnen, barmherzigen Brüdern und Schwestern, auf eine bestimmte Zahl von Gliedern jedes Klosters gesetzt und durch das auf immer ausgedehnte Verbot, keine Novizen mehr anzunehmen, zum allmäligen Aussterben verurtheilt, sodaß die in 10 Jahren von 882 bis auf 469 herabgesunkene Zahl der Klöster im Östreichischen sich von Jahr zu Jahr vermindern mußte. Der jetzt regierende Kaiser hat jedoch den Orden, die sich auf irgend eine Weise dem allgemeinen Besten widmen, erlaubt, Novizen aufzunehmen. Die Franciscaner blühen besonders in Ungarn, wo sie an mehren Orten den Schulunterricht besorgen; auch in Böhmen sichern sie, wie die Capuziner, Augustiner, Prämonstratenser und Kreuzherren, das Bestehen ihrer Klöster durch neuen Zuwachs. In Frankreich hob die Nationalversammlung 1790 alle geistl. Orden auf und setzte die vorhandenen 18,000 Mönche und 30,000 Nonnen auf kärgliche Pensionen, die aber nicht lange ausgezahlt wurden; und im deutschen Reiche, wo das Loos der Secularisation 1803 fast alle geistl. Stifter und Klöster traf, mußten die Orden von selbst weichen. Das Zeitalter Napoleons dehnte diese wohlthätige Maßregel auch auf Italien und Polen aus; der König von Preußen erklärte die Klöster in s. Staaten 1810 für erloschen, um seine Schulfonds zu verstärken, und nur in Rußland, das alle Religionen in ihren Gewohnheiten läßt, in Östreich, Sardinien, Sicilien, Irland und den außereuropäischen Colonien, wo der französ. Einfluß nicht hinreichte, sowie in Portugal und Spanien, gab es noch Klöster mit Religiosen verschiedener Orden, jedoch ohne das alte Ordensband, als Pius VII. 1814 die Wiederherstellung aller geistl. Orden proclamirte. Im Grunde ging dieser Ruf nur den Kirchenstaat an, wo der Papst die geistl. Orden als freiwillige Pfleger des Schul- und Armenwesens braucht, für das er bei seinen zerrütteten Finanzen nicht selbst sorgen kann. Die Höfe von Madrid, Turin, Modena, Lucca und Neapel folgten dem Beispiele des Papstes und haben angefangen, die von gemeinnützigen Anstalten verdrängten Religiosen in ihre alten Besitzungen wieder einzuweisen. Die neuesten Concordate des Papstes mit Neapel, Frankreich und Baiern enthalten Bestimmungen zu Gunsten der geistl. Orden. In Baiern, das alle Klöster aufgehoben hatte, sind einige wieder errichtet worden. Doch ist die Epoche, wo geistl. Orden gedeihen konnten, in Frankreich wie in Deutschland vorüber, weil in diesen Ländern der vorgeschrittene Zeitgeist alles Mönchswesen entbehrlich findet, und zu geistl. Stiftungen fast überall Geld und guter Wille fehlt. Der jüngste, von Leo XII. 1826 bestätigte Orden ist die Congregation der Geweihten der sel. Jungfrau Maria, deren Ordensregel außer den drei Gelübden ein viertes: Verharren in der Verbindung, vorschreibt. S. „Histoire des ordres monastiques et militaires", von Helyot (Paris 1714, 8 Bde., 4.; nouv. édit., revue et corrigée, ornée de 812 fig., 1792, 8 Bde., 4.; deutsch, Leipz. 1753); „Pragmat. Geschichte der vornehmsten Mönchsorden", mit Vorrede von Walch, Lpz. 1774—83, 10 Bde. (von Crome, Rector zu Eimbeck). Ausgezeichnet ist die auf Veranlassung eines mißlungenen Werks („Die Möncherei, oder geschichtliche Darstellung der Klosterwelt", Stuttg. 1820, 3 Bde.) geschriebene Abhandlung von dem Mönchswesen und den Klöstern, von Friedr. v. Raumer, im „Hermes", Nr. XV.

E.

Orden (Ritter-). Die weltlichen Ritterorden sind von den Fürsten gestif-

tete Vereine, deren auch durch äußere Zeichen kenntlich gemachte Mitgliedschaft solchen Personen verliehen wird, die sich besondere Verdienste um Fürst und Staat erworben haben, oder denen vermöge ihrer Geburt die höchsten Auszeichnungen im Staate zu Theil zu werden pflegen. Sie entstanden aus den Instituten der Ritterschaft und geistlichen Corporationen, und waren anfangs Verbrüderungen würdiger Männer, die, mit Übernahme bestimmter Pflichten unter dem Gesetze der Ehre, zu vaterländischen oder allgemein christlichen Zwecken zusammentraten. Freie Geburt und untadelhaftes Leben waren die Bedingungen der Aufnahme. Verdienste sollten erst in dem Orden selbst erworben werden. Die ältesten christlichen Orden, deren Erwähnung geschieht, sind der Orden **sanctae ampullae**, den Clodwig I. im J. 499, der Orden von der Eiche, den Garcias Ximenes, König von Navarra, im J. 722 gestiftet haben soll, und der Orden von der Bisamkatze (**de la génette**), von Karl Martell im J. 726 gestiftet, von denen jedoch die beiden erstern ungewiß sind. Nächstdem entstanden die ersten Orden während der Kreuzzüge, und diese wurden Vorbild aller nachherigen. Aus Vereinigungen von Personen, deren frommer Zweck, unter Beobachtung gewisser Regeln, die Krankenpflege, sowie Verbreitung und Beschützung der christlichen Religion war, gingen zuerst die geistl. Ritterorden, von denen der älteste der Orden des heil. Johannes von Jerusalem war, hervor. Ihre Gesetze waren den Gesetzen der Mönchsorden ähnlich. Der Papst mußte ihnen zu ihrer Gültigkeit seine Bestätigung geben, und war gewissermaßen ihr Oberhaupt; ihre Vorsteher und Meister aber wählten die Mitglieder durch Stimmenmehrheit. Nach ihnen bildeten sich späterhin die weltlichen Ritterorden, welche gottesdienstliche Übungen mit ritterlichen verbanden. Auch sie nahmen, wie früherhin die geistl. Orden nach dem Muster der Kreuzfahrer gethan, ein äußeres Zeichen an. Dieses war für die geistl. Ritterorden am gewöhnlichsten ein Kreuz; und so nahmen es die weltlichen an, doch unterschieden von jenen einfachen Sinnbildern ihrer geistl. Mitbrüder, durch Einmischung weltlicher und irdischer Zierden, mannigfacher Farben, kostbarer Steine und edler Metalle. Die Folgezeit nahm Veränderungen damit vor und fügte Bänder und Sterne hinzu. Aber sie änderte auch den ursprünglich frommen Zweck dieser Ritterorden und gab ihnen nach und nach ihre gegenwärtige Bestimmung. Von Vertheidigung des christlichen Glaubens und ähnlichen frommen Zwecken sprechen zwar hin und wieder noch die Statuten, allein zur Ausführung kommen dergl. Vorschriften nicht mehr. S. Perrot's „**Collect. histor. des ordres de chevalerie civile et militaires** ꝛc." (mit 40 illum. Kpf., Paris 1820, 4); Wippel's „Die Ritterorden, ein tabell. chronol.-liter.-hist. Verz. über alle weltl. Ritterorden" ꝛc. (2 Thle., Berl. 1817 und 1819, 4.) und Fdr. Gottschalck's „Almanach der Ritterorden" (2 Abth., mit illum. Kpf., Leipz. 1817 fg.).

Orden von der Gnade, s. **Trinitarier**.

Ordensgeneral und **Ordensprovinzial**, s. **Orden** (geistliche).

Ordinaten, s. **Parabel**.

Ordination, die Priesterweihe oder Einsegnung zum geistlichen Amte, folglich die Aufnahme in den Stand der Geistlichen. Dem Ordinandus (zu weihenden Candidaten) sind bei dieser Handlung von einem obern Geistlichen die Pflichten des geistl. Amtes vorzuhalten und die Rechte und Befugnisse desselben zu ertheilen, welches der Ordinirende durch Anreden, Segensprechen und Auflegung der Hände thut. Bei diesem uralten Gebrauche des Händeauflegens wird der Beistand mehrer andrer Amtsgeistlichen erfodert, welche damit einen Segenswunsch für den Ordinandus verbinden, der gleich darauf, zum Zeichen seiner Kirchengemeinschaft, das h. Abendmahl genießt. Dies ist das Wesentliche der Ordination, welches die protestantischen Kirchen beibehalten haben. Die Fähigkeit, Candidaten zu ordiniren, wird der Ordnung wegen von den Kirchenräthen und Consistorien nur den, als

Examinatoren und Consistorialassessoren angestellten Superintendenten oder Inspectoren übertragen, welches in England und in den nordischen Reichen die protestantischen Bischöfe sind. Auch bedürfen protestantische Geistliche beim Hinaufrücken in höhere Ämter keiner weitern Ordination. – Dagegen unterscheidet seit d. 3. Jahrh. die kathol. Kirche, und mit ihr die griechische, acht verschiedene Grade der Geistlichen, die nach dem kathol. Kirchenrechte ebenfalls Orden (ordines) genannt werden, von denen jeder mit besondern Feierlichkeiten ertheilt wird. Die untersten Geistlichen der alten Kirchen waren die Ostiarien oder Kirchenthürhüter, auch Sacristane und Glöckner, welche das Läuten, das Aufschließen der Kirche und Sacristei, und das Aufschlagen der Lection zu besorgen haben. Hierauf folgen die Lectoren, welche die Lection aus der Bibel vor der Gemeinde lesen oder absingen. Dann die Exorcisten, die die Befugniß zu Teufelsbeschwörungen haben und dem Taufpriester durch Vorlesung des Exorcismus (der Beschwörungsformel) bei der Taufe assistiren. Endlich die Akolithen oder Akoluthen (s. d.). Dies sind die vier niedern Grade oder Orden (kleinern Weihen), welche den Candidaten des geistl. Amts von dem Bischofe durch angemessene Feierlichkeiten gewöhlich an einem Tage nach einander ertheilt werden, jedoch als nicht heilige Weihen weder zur Ehelosigkeit verpflichten, noch den Charakter der geistl. Würde aufdrücken und zu keiner eigentlichen geistl. Amtshandlung berechtigen. Deßhalb werden auch Capellknaben, Küster und andre Kirchendiener, die sich verheirathen dürfen, mit den Geschäften dieser Grade beauftragt, doch muß jeder sie erhalten haben, der zu den höhern oder heiligen Weihen gelangen will. — Letztere machen zur Ehelosigkeit verbindlich, berechtigen zur geistl. Amtskleidung und Tonsur und drücken dem Ordinirten den unauslöschlichen Stempel (character indelebilis) des geistl. Standes auf. Die unterste der heil. Weihen ist das Subdiaconat, welches zur Obsicht über alle, bei der Messe nöthigen Gefäße und Geräthschaften, zur Bekleidung des Altars, zum Aufsetzen des Brotes und Weines und zum Absingen der Epistel vor der Gemeinde verpflichtet. Um einen Grad höher stehen die Diaconen, welche bei der Messe administriren (Oblaten austheilen), taufen, predigen, das Evangelium vor der Gemeinde absingen und sich durch Tragen der Stola und Dalmatica von den Subdiaconen auszeichnen. Noch höher im Range sind die Priester oder Presbyter, welchen die Verwaltung aller Sacramente, außer der Firmelung und Ordination, zukommt und das Meßgewand bei der Messe zur Auszeichnung dient. Auch diese drei höhern Weihen pflegt der Bischof Denen, die Priester werden sollen, an einem Tage mit großen Feierlichkeiten nach einander zu ertheilen. Der höchste Grad unter den geistl. Würden der kathol. Kirche ist der bischöfliche, dem die Verwaltung der Sacramente, der Firmelung und Ordination vorbehalten ist. (Vgl. Bischof.) Die Bischöfe werden von den Erzbischöfen geweiht und diese Letztern bedürfen keiner weitern Weihe, sondern erhalten ihre Bestätigung mit dem Pallium vom Papste. Der Glaube, daß die Ordination von den Aposteln nur durch die Bischöfe fortgepflanzt und bis jetzt in ihrer Kirche erhalten worden sei, macht in den Augen der Katholiken die Ordination protestantischer Prediger durch verheirathete Superintendenten und Dekane ungültig, und zur Ertheilung der priesterlichen Würde unzulänglich; jedoch weichen hier die Begriffe der Protestanten so weit von dem kathol. Lehrbegriffe ab, daß sie darum bei ihren Predigern nichts vermissen. (Vgl. Prediger.)

Ordnung ist die Gesetzmäßigkeit in der bloßen Zusammenstellung oder Aufeinanderfolge der Dinge; oder die gesetzmäßige Art der Zusammenstellung oder Aufeinanderfolge gewisser Dinge selbst. Sie steht so der Willkür und Unordnung entgegen, und gibt den Dingen eine gewisse, wenigstens äußere Einheit, macht sie zu einem gewissen Ganzen. Indessen scheint doch oft das Gesetz nur zu fehlen, und die Unordnung ist nur scheinbar, weil die Mannigfaltigkeit sehr groß und die

Regel der Ordnung sich der Wahrnehmung mehr oder weniger verbergen kann. Letzteres ist besonders der Fall, wenn die Regel, nach welcher die Dinge angeordnet sind, zusammengesetzt ist, wie z. B. bei einer sehr ins Einzelne gehenden und mit Ober- und Unterabtheilungen versehenen Classification. Es gibt eine Ordnung, welche ohne bestimmte Absicht vorhanden ist, und man nennt sie insofern zufällig; eine Ordnung, welche nach bestimmtem Naturgesetz erfolgt (Naturordnung) und die Gesetzmäßigkeit der Natur wird überhaupt Ordnung der Natur genannt. Dann nennen die Naturforscher auch Ordnungen, ordines, die Abtheilungen, welche sie unter gewissen Classen der Naturgegenstände finden und annehmen. Man redet aber auch von einer moralischen (Welt-) Ordnung als der Zusammenstimmung aller Dinge in der Welt zu einem absoluten, sittlichen Zweck. Die Kant'sche Lehre nimmt an, man müsse derselben aus praktischen Gründen Realität zuschreiben, weil ohne die Voraussetzung derselben Sittlichkeit und Tugend, welche die praktische Vernunft fodert, zu einer leeren Einbildung werden würden. Sie anzunehmen sei daher ein moralischer Glaube. — Die Ordnung bewirkt schon für sich ein Wohlgefallen, selbst unabhängig von dem Inhalt der Gegenstände, wie wir z. B. an dem Rhythmus des Dreschflegels wahrnehmen können; noch größer wird ihr Reiz durch diesen Inhalt. Aber im Gebiete der schönen Kunst darf die Ordnung nicht zur leeren Regelmäßigkeit und kahlen Einförmigkeit werden. (S. Correctheit, Regelmäßigkeit.)

Dreaden, s. Nymphen.

Drelli (Johann Kaspar von), geb. zu Zürich den 13. Febr. 1787, den man mit Joh. Konr. v. Orelli, Pfarrer und Chorherrn zu Zürich (gest. d. 25. Oct. 1826), einem durch philolog. Werke bekannten Gelehrten, nicht verwechseln darf, stammt aus einer von den Patricierfamilien, die aus den ital. Vogteien, ihrer Anhänglichkeit an die Reformation wegen verfolgt, nach Zürich und andern glaubensverwandten Städten der Schweiz auswanderten. Durch Privatunterricht in Wädenschweil, wo sein Vater zürchischer Landvoigt war, vorbereitet, studirte er von 1799 an, während der Stürme der helvetischen Revolution, nicht in der günstigsten Lage, zu Zürich. Während seines Aufenthalts in Yverdun machte Pestalozzi einen tiefen Eindruck auf sein Innerstes. Schon in seinem 19. J. mußte er die reformirte Predigerstelle in Bergamo übernehmen, wo ihm Muße genug blieb, sich der ital. Literatur und der class. Philologie zu widmen. Jugendliche Proben davon enthielten seine „Beiträge zur Geschichte der ital. Poesie" (Zürich 1810, 2 Hefte); „Vittorino v. Feltre" (ebendas. 1812); die Ausg. von Isokrates Rede vom Umtausch (1814). Seine Vorliebe zum pädagogischen Berufe und Napoleons Sturz bewogen ihn 1814, einen Ruf als Prof. an der bündnerischen Cantonsschule in Chur anzunehmen, wo seine Hauptfächer ital. und griech. Sprache und alte Geschichte waren. Das in Chur mit besonderer Innigkeit gefeierte Reformationsjubiläum veranlaßte ihn, gemeinschaftlich mit seinem Freunde Herbst das „Bündnersche Reformationsbüchlein" und eine „Geschichtliche Darstellung der Reformation in der Schweiz und Bünden" (Chur 1819), erscheinen zu lassen. Im nämlichen Jahre folgte er einem Ruf an das zürichsche Carolinum, als Prof. der Beredtsamkeit und Hermeneutik. Einige Verdächtigungen, die er wegen seiner Lehre in dem letztern Fache erfuhr, nöthigten ihn, in Verbindung mit D. Schultheß, eine Schrift über „Rationalismus und Supranaturalismus ꝛc." (Zür. 1822) zu entwerfen. Seitdem widmete er sich ausschließlich der Philologie, wie s. Schriften über Tacitus, s. (Zürich 1826) angefangene Ausg. des Cicero und s. angekündigte Auswahl lat. Inschriften bezeugen. Sein gediegener Vortrag als Lehrer, seine humane, jedem Eigennutz unzugängliche Gesinnung und sein freisinniger, klarer, umfassender Geist, womit er überall als Mann der Wissenschaft wie als Patriot sich aussprach, erwarben ihm vorzüglich die Liebe der Jugend, die er stets für gründliches

Wiſſen und Bewahrung jener Grundſätze zu begeiſtern ſuchte, denen die Schweiz ihr Daſein und ihre fernere Erhaltung verdankt. Sein Name erlangte einen neuen Ruhm, als er in Verbindung mit Hirzel, Bremi, Kaiſer, Ott, Zſchokke, Frey, Merian und a. Philanthropen der Schweiz, mit der aufopferndſten Beharrlichkeit, durch Rath und That für die Angelegenheit der Griechen mitwirkte. Er überſetzte die Verfaſſungsurkunden des befreiten Griechenlands und die herrliche Schrift des Adamantios Korais: „Politiſche Ermahnungen an die Hellenen", beide mit kräftigem Vorwort. Die helleniſche Regierung ehrte den thätigen Eifer der Griechenfreunde, der auch bei Verpflegung und Unterweiſung der unglücklichen Flüchtlinge, die längere Zeit in der Schweiz verweilten, neuerdings ſich bewährte, durch Überſendung des griech. Bürgerrechts. — Die berühmte in der Napoleoniſchen Zeit unterdrückte, ſpäter aber neuerſtandene Helvetiſche Geſellſchaft, als deren Mitglied Orelli einige Jahre zuvor eine ſehr zeitgemäße Rede gehalten, wählte ihn für 1824 zu ihrem Präſidenten. 67.

Oreſtes, des Agamemnon und der Klytemneſtra Sohn, der als Rächer ſeines Vaters durch den Mord ſeiner Mutter, und als Befreier ſeiner Schweſter, einer der Hauptheiden der griech. Tragödie wurde. Von den Stücken, die ſein Schickſal darſtellten, beſitzen wir noch des Äſchylus „Koephoren" und „Eumeniden", des Sophokles „Elektra", des Euripides „Oreſtes" und „Iphigenia in Tauris". — Oreſt, auf Elektra's Veranſtaltung durch ſeinen Erzieher von dem Schickſale ſeines Vaters gerettet, wurde bei ſeinem Oheim Strophius, Fürſten von Phocis, auferzogen, und ſchloß mit deſſen Sohne Pylades jene innige Freundſchaft, welche der ſpätern Zeit als Muſter genannt wird. Zur Rache von dem delphiſchen Gotte ſelbſt aufgefodert, eilt er nach Mycene zurück. Um unerkannt zu bleiben, nimmt er zur Liſt ſeine Zuflucht. Sein Erzieher und Pylades bringen eine Urne mit, welche angeblich des O. Aſche enthält. Klytemneſtra empfängt die Nachricht von des Sohnes Tode mit kaum zu verbergender Freude, und bald fällt ſie von ſeinem Dolche. Gleiche Rache trifft den Aegiſth. Aber nach einem religiöſen Mythus der Griechen war der Muttermörder den Eumeniden verfallen. Unabläſſig verfolgen die gräßlichen Göttinnen den Unglücklichen und ſtürzen ihn in Wahnſinn. Er flüchtet nach Delphi. Die Rächerinnen folgen ihm auch dorthin; aber durch einen Orakelſpruch macht ihm der Gott bekannt, daß ſeine Qual endigen werde, wenn er die Statue der Diana von Taurien nach Argos zurückgeführt habe. Auf dieſe Weiſung ſchifft O. mit Pylades nach Taurien. Hier war **Iphigenia** (ſ. d.), ſeine Schweſter, als unbekannte Fremde, Prieſterin der Diana. Ein altes Geſetz befiehlt, jeden Fremdling der Diana zu opfern. Iphigenia ſoll die Opferung ihres Bruders vollziehen. Aber Beide erkennen ſich, und von ſeiner Schweſter begünſtigt, entführt Oreſt das Dianenbild und kommt mit Pylades und Iphigenia nach Argos. Jetzt waren die unterirdiſchen Göttinnen verſöhnt. Mit des Menelaus T., Hermione, vermählt, herrſchte O. über das väterliche Reich Mycene und über Argos, als deſſen König ohne Erben ſtarb. Ein Orakelſpruch bewog ihn aber, nach Arkadien auszuwandern, wo er in der Stadt Oreſtia wohnte und, von einer Schlange gebiſſen, im hohen Alter ſtarb. Seine Gebeine wurden ſpäter nach Sparta gebracht.

Organ (von ὄργανον), jedes Werkzeug, womit etwas zu Stande gebracht wird; in dieſer wörtlichen Bedeutung könnte es auch ein mechaniſches Werkzeug (Inſtrument) ſein, welches durch fremde Anregung, oder durch fremdes Leben erſt in Bewegung geſetzt wird. Allein der Sprachgebrauch hat zwiſchen dem griech. Organ und dem lat. Inſtrument einen auffallenden Unterſchied begründet. Unter Inſtrument verſteht man ein Werkzeug der Kunſt, wodurch ein vorhandener Stoff bearbeitet wird, unter Organ einen Theil des organiſchen Körpers oder des **Organismus**. Dieſe letzten Ausdrücke bezeichnen aber ein natürliches Ganzes,

welches ebensowol durch alle seine Theile als um ihrer willen vorhanden ist, das sich selbst erhält und zu dessen höhern Zwecken der einzelne Theil in Thätigkeit gesetzt ist. Organisch heißt Dasjenige, was vermöge des ihm inwohnenden eignen Lebens von selbst zu seiner eignen Erhaltung thätig ist. Ein organisches Wesen ist also dasjenige, dessen sämmtliche Theile sich zu einander wie Mittel und Zweck verhalten. In allen mechanischen Kunstwerken findet sich zwar ein ähnliches Wechselverhältniß, z. B. in einem Uhrwerke; allein es ist zwar jeder Theil darin um des andern, und alle sind um des Ganzen willen da, dienen mithin einem Endzwecke, aber sie sind nicht durch einander da. Dies Letztere ist Eigenthümlichkeit des Organismus und setzt eine, dem organischen Wesen inwohnende Lebenskraft und einen Bildungstrieb voraus, an welche das Entstehen und Bestehen der organischen Wesen geknüpft ist. Unter Organisation im eigentlichen Sinne versteht man demnach eine solche Beschaffenheit oder Einrichtung eines mit eigenthümlicher Lebenskraft und Bildungstrieb versehenen Naturwesens, kraft deren alle Theile desselben sich einander wechselseitig hervorbringen, erhalten und ersetzen, oder die Verbindung mehrer Organe oder Theilganzen zur Erreichung eines Zwecks. Höchst zweckmäßige und in ihrer Form beharrliche Anordnung ist die Folge davon. Da das Leben (vgl. d.) durch Sein und Thätigkeit sich offenbart, so wird die materielle Existenz durch das Organ, die Thätigkeit durch dessen Function dargestellt; da aber das ursprünglich ewige und unendliche Leben in der Endlichkeit auf verschiedenen Stufen sich offenbart, so muß auch das dadurch bedingte Verhältniß in den Organen zwischen Materie und Kraft in unendlich verschiedenen Modificationen erscheinen. So zeigt sich selbst im unorganischen Naturreiche, wo das Sein im relativen Übergewichte vorhanden und durch dasselbe das Thätige gänzlich gebunden ist, doch in den physischen Verhältnissen desselben, dem Wachsthume, den Veränderungen von äußern Einflüssen, den Anziehungen der Wahlverwandtschaften eine Spur des allgemeinen Lebens, welches sich in der Krystallisirung am höchsten zu offenbaren scheint. In dem eigentlichen organischen Reiche ist nun erst Sein mit eigener Thätigkeit vereinigt und durch Selbsterhaltung zur Individualität erhoben, sodaß das organische Leben sich an einzelnen Geschöpfen offenbart, deren jedes einen Organismus darstellt, gleichsam das Band, wodurch das Leben mit dem Individuum verbunden wird, in welchem nun die vollkommenste Einigung zwischen Vielheit und Einheit herrscht, indem das Besondere dem Ganzen gleich, aber auch für sich selbst wieder ein Einzelnes, vom Ganzen Verschiedenes ist, jedes Theilganze für sich, aber auch zugleich für das Ganze und in dem Ganzen lebt. Schreitet aber selbst im organischen Naturreiche das Leben in verschiedenen Abstufungen immer höher, so müssen auch die Organisationen selbst verschieden sein. In der Pflanze zeigt sich das Leben zwar schon durch die innige Vereinigung von Sein und Thätigkeit, allein ihre ganze Lebensäußerung ist nur auf ihr individuelles Sein bezogen, ist vom Allgemeinen und Äußern völlig abgeschieden. Das Leben ruht gleichsam völlig in sich selbst, und äußert sich bloß durch Aufnehmen des Stoffs von außen und durch ein stilles Bilden und Erzeugen, zur Behauptung seiner organischen Form. Diese Beziehung des Lebens nur auf das individuelle Sein nennt man Reproduction (Selbsterneuerung, Selbsterhaltung), daher ist die Vegetabilität in der organischen Welt überhaupt der Repräsentant der Reproduction, und insofern diese im thierischen Leben im Schlafe vorherrschend ist, kann man auch sagen, daß die Pflanzenwelt das organische Leben im Schlafe ist. Die Organisation der Pflanze ist daher auch nur zur Reproduction bestimmt; die Nahrungssäfte werden vom Wurzelsysteme aufgenommen, von dem Stamme zugeführt und durch das Lungensystem der Blätter der Körpermasse gleich verarbeitet. Das animalische Leben offenbart eine höhere Stufe; es ist nicht mehr bloß in sich versenkt, sondern aus sich in das Allgemeine und Äußere übergegangen, die Thätigkeit beschränkt sich

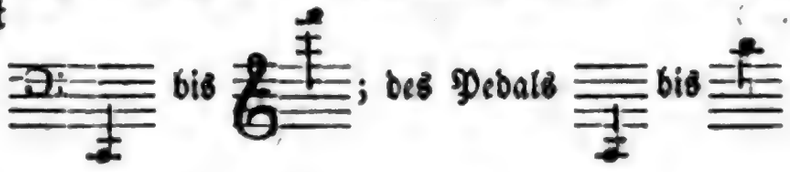
nicht mehr auf das bloße Sein und dessen Erhaltung, sondern geht in Wechselwirkung auf die Außenwelt, in wirkliche Bewegung und Aufnahme der Außenwelt in sich, über. Diese mannigfaltigern Lebensäußerungen erfodern also auch eine vollkommenere zusammengesetztere Organisation. Der animalische Organismus enthält daher mehre Theilganze, die von einander geschieden, und doch auf das engste verbunden, ihr verschiedenes Leben haben, und doch Einem Zwecke untergeordnet sind. Er nimmt zwar den Pflanzenorganismus in sich auf, insofern er seine Thätigkeit auch auf seine Reproduction wenden muß; allein er erhebt sich zugleich über die Vegetation, insofern das thierische Leben zugleich aus sich selbst heraustritt, der Außenwelt sich hingibt und mit derselben in Wechselverhältniß übergeht. Dies bezeichnet man durch Irritabilität und Sensation, oder Bewegung und Empfindung; es erfodert also zugleich Organe der Bewegung und Empfindung. Sowie aber das vegetabilische Leben nur in sich lebt und den organischen Schlaf darstellt, so lebt die Animalität außer sich und im Erwachen, doch ohne Beides noch im Bewußtsein zu vereinigen. Der Mensch nimmt die höchste Stufe des organischen Lebens ein, in ihm ist das Leben weder bloß in sich versenkt, noch bloß der Außenwelt hingegeben; sondern Beides mit Freiheit und Selbstbewußtsein vereinigt, die klarste Unterscheidung des Ichs von der Außenwelt und allen äußern Verhältnissen in der Intelligenz (Vernunft) vorherrschend. Die Organisation des Menschen ist daher die vollkommenste, zarteste und zusammengesetzteste, da sie nicht nur die Organe des vegetabilischen und animalischen Lebens in sich begreift, sondern diese auch für das eigentliche menschliche Leben in der Vernunft sämmtlich beziehungsweise thätig und eingerichtet sind. Organe und Functionen laufen also parallel mit einander, bestehen gleichzeitig mit einander, und sind unauflöslich mit einander verbunden, keins ist ohne das andre denkbar, eins durch das andre bestimmt. Der menschliche Organismus stellt das Bild aller übrigen Organismen in der Natur dar, die sich in ihm wiederholen, nur dem Zwecke des menschlichen Lebens untergeordnet, erhöht und veredelt; sodaß ein Organ auf das andre bestimmend wirkt, eine Function in die andre eingreift, ein System von Organen in dem andern sich wiederholt. So ist z. B. in jedem Organe Vegetation durch Ernährungsgefäße, Irritabilität durch Muskelfasern, Sensibilität durch Nervenfasern angedeutet; so ist die vegetabilische Reproduction durch willkürliche Annahme und Auswahl der Nahrungsmittel, durch Herrschaft des Geschmackssinnes, durch die Unterwerfung unter die Zwecke der Vernunft zur menschlichen Ernährung veredelt. Da aber das Organ nur durch Inwohnung eignen Lebens zum Organe wird, so folgt daraus, daß mit der Entweichung des Lebens auch die Thätigkeit des Organs verlöschen muß und das Organ als solches nicht mehr gedacht werden kann. Aus dieser innigen Vereinigung von Organ und Function erhellt aber auch, daß Hemmung oder Störung der Functionen das Organ verändern, gegentheils jede materielle Abweichung des Organs eine Veränderung der Function zur nothwendigen Folge haben muß, wobei die ungetrübte Idee des Lebens in dem Individuum nicht bestehen kann (s. Gesundheit), sondern eine Abweichung von derselben entsteht (s. Krankheit), woraus endlich gänzliches Unvermögen des Organs, seinem Zweck zu entsprechen, hervorgehen muß; sodaß das Individuum, als solches, sich nicht länger behaupten kann (s. Tod), sondern das Leben zu seinem Urquell zurückkehrt, das Organ aber der allgemeinen unorganischen Natur und deren physischen Gesetzen wieder anheimfällt. H.

Organisation in der Kunst. Den Organismus eines schönen Kunstwerks setzt man der mechanischen Composition ungefähr so entgegen, wie in der Naturgeschichte der Organismus dem Aggregate, eine in sich selbst begründete und bedingte Bildung der zufälligen Anhäufung entgegensteht. Nur Das, was in der darzustellenden ästhetischen Idee liegt, soll aus derselben entwickelt werden, und

zwar auf eine Weise, daß Alles wie durch einander und für einander erzeugt erscheine, Alles sich wechselseitig erhalte, wie Mittel zum Zwecke, und nichts getrennt werden könne, ohne das Ganze zu beeinträchtigen. Daß auf solche Weise die höchste Zweckmäßigkeit, die reinste Einheit, die vollkommenste Ganzheit erreicht werde und eine in sich selbst beschlossene Form entstehe, springt ebenso in die Augen, als daß eine solche Kunstbildung nur aus der innern Lebenskraft, dem eigenthümlichen Bildungstriebe des ästhetischen Genies, welches hier der Natur gleichartig wirkt, hervorgehen könne. (S. Kunst.) dd.

Organische Überreste, s. Versteinerungen.

Orgel (von ὀργανον), ein musikalisches Instrument, welches in einem großen Gehäuse eine Menge harmonisch geordneter Pfeifen enthält, in welche der Wind durch Blasebälge vermittelst der Windlade getrieben (daher auch Windorgel, ὀργανον πνευματικον) wird, wodurch der Ton entsteht, welchen der Spieler auf der mit den Pfeifen in Verbindung stehenden Claviatur angibt. Ihre Hauptbestandtheile sind die Pfeifen (zinnerne oder hölzerne), deren Länge durch die Höhe oder Tiefe des Tons bestimmt ist (sie sind vier-, acht-, sechszehnfüßig, s. Fuß), die Register (s. d.) oder Züge, wodurch einer Orgelstimme der Zugang des Windes entweder versperrt oder eröffnet wird, das Manual, aus einer oder mehren Claviaturen bestehend, und das Pedal (s. d.), die Blasebälge und die Windlade. (Schlimmbach, „Über die Structur, Erhaltung, Stimmung und Prüfung der Orgel", Leipzig 1801); Wolfram, „Anleit. zur Kenntniß, Beurtheilung und Erhaltung der Orgeln" (Gotha 1815, m. K.). — Der größte Umfang des Manuals ist



bis

; des Pedals

bis

. Die meisten Orgeln gehen aber im Manuale nur bis

. Dieses in Rücksicht auf die Einrichtung unsers Tonsystems und auf die Erfindung und Ausbildung der Harmonie so merkwürdige Instrument, sagt Koch in s. „Handwörterb. der Musik", ist zugleich das größte und volltönigste unter allen unsern Instrumenten. Der Vortheil, daß auf der Orgel, sowie auf jedem Clavierinstrumente, Melodie und Harmonie zugleich ausgeübt werden kann, verbunden mit der Vielheit und Mannigfaltigkeit ihrer Stimmen, gewährt eine Pracht und Fülle der Harmonie, die hinreichend ist, den Mangel zu ersetzen, daß verschiedene Feinheiten des Geschmacks, besonders solche, die aus den verschiedenen Abstufungen der Stärke und Schwäche des Tons bei andern Instrumenten hervorgehen, auf der Orgel nicht anzuwenden sind, welchem Mangel der Franzose Grenie 1811 durch die Erfindung seiner Orgue expressive abzuhelfen suchte. (S. Joh. Gottfr. Kaufmann.) Überdies gewinnt sie durch die Eigenschaft, daß jeder Ton in gleicher Stärke klingend erhalten werden kann, den Vortheil, daß sie vorzüglich zu dem gebundenen, ernsten und feierlichen Style, wie er namentlich in der Kirche erfodert wird, und zu den stärksten Verwickelungen in der Harmonie geeignet ist; weßhalb sie aber auch einen Spieler erfodert, der, mit dem Wesen und Umfange der Harmonie vertraut, die Geschicklichkeit besitzt, seine musikalischen Gedanken schnell zu ordnen und zu ihrer Auflösung die entsprechendsten Mittel zu wählen. Aus den angeführten Gründen, vorzüglich aber wegen der diesem Instrumente wesentlichen Bindungen ist nicht jeder gute Clavierspieler auch ein guter Orgelspieler (Organist), und das Clavierspiel vom Spiele der Orgel bedeutend verschieden, wie sich denn Fertigkeit der Finger und schnelle Läufe sehr schwerfällig ausnehmen und den majestätischen Ernst dieses Instruments auf eine widrige Weise entweihen und vernichten. (S. Orgelspiel.)

Einige leiten den Ursprung der Orgel von den Pfeifenwerken, z. B. der Hebräer, deren Nachkommen die Orgel, ohne Beweis, schon in den Tempel Salomonis voraussetzen, oder von der Sackpfeife; Andre mit größerer Wahrscheinlichkeit von einem, der Orgel ähnlichern, obwol sehr unvollkommenen Instrumente der Griechen, nämlich der Wasserorgel ab, da man weiß, daß die ersten, in Italien bekannt gewordenen Orgeln aus dem griech. Kaiserthume dahin gebracht worden sind, woselbst sie auch schon im 7. Jahrh. auf Veranlassung des Papstes Vitalian († 671) in einigen römischen Kirchen sollen eingeführt worden sein. (Vgl. Cäcilie.) Sie waren zuerst tragbar. Die jetzt gebräuchlichen Orgeln werden für eine Erfindung der Deutschen gehalten, über deren Zeit man aber nicht einig ist. Schon 1298 soll der Münster in Strasburg durch den Brand eine Orgel verloren haben, die keine Wasserorgel gewesen zu sein scheint. Nichtsdestoweniger behaupten Einige, daß die erste Orgel, sowie wir sie jetzt haben, nicht früher als 1312 durch einen Deutschen zu Venedig erbaut worden sei. Gewiß ist es, daß erst im 14. Jahrh. ihr Gebrauch allgemeiner wurde. Anfangs waren sie sehr unvollkommen; einen vollständigen Accord konnte man nicht darauf greifen, noch viel weniger einen Choral spielen. Der ganze Nutzen bestand darin, daß man beim Absingen eines Chorals mit der Hand eine Taste, die zwei Zoll breit und ziemlich dick war, niederschlug, um den Ton des Liedes festzuhalten. Denn die ersten Werke hatten nicht leicht mehr als zehn Tasten, welche so breit und schwer zu bewegen waren, daß daher wahrscheinlich die Redensart entstanden ist, die Orgel schlagen. Sie waren tragbar, etwa wie unsere Positive, und hatten vielleicht kein Register. Mit der Zeit wurden die Tasten schmäler, und man schob auch zwischen die diatonischen Töne die Semitonia ein. Auch der linken Hand gab man durch Verfertigung eines neuen Claviers Beschäftigung. 1444 verfertigte H. Droßdorf aus Mainz eine große Orgel mit Pedal. Nach andern Nachrichten soll zwischen 1470 und 1480 ein Deutscher, Namens Bernhard, Hoforganist des Dogen von Venedig, die Orgel mit dem Pedale bereichert haben. Die größte Orgel, die man bis zu Ende des 15. Jahrh. in Deutschland kannte, war die in dem Stifte zu St.-Blasius zu Braunschweig, welche Heinrich Kranz 1499 daselbst erbaut hatte. Im 16. Jahrh. folgten die Verbesserungen der Orgeln schneller auf einander, und man erfand jetzt die Scheidung des Pfeifenwerks in besondere Register und setzte die Stimmung der Orgel nach dem Chortone (s. Kammermusik) fest. Besonders wurden die Windladen und Blasebälge verbessert, da von letztern bis dahin an einem Werke oft 20—24 gewesen waren und von 10—12 Menschen hatten getreten werden müssen. Den jetzigen Grad von Vollkommenheit konnte die Orgel jedoch nicht eher erreichen, als bis im 17. Jahrh. von Christian Förner die Windprobe erfunden worden war, durch welche bei allen Bälgen ein völlig gleicher Druck des Windes erhalten werden kann; s. Sponsel's „Orgelhistorie" (Nürnberg 1771). In der Peterskirche zu Rom ist die größte Orgel; sie hat hundert Stimmen. Die große künstliche Orgel in der Petri- und Paulkirche zu Görlitz (1703 von Eug. Casparini erbaut) hat 57 Stimmen und 3270 klingende Pfeifen; ihre Erbauung kostete 25,000 Thr. Die Orgel im Münster zu Strasburg hat 2136 Pfeifen, deren größte 14 Eimer und etliche Maß Wasser faßt. Die Orgel zu Ulm hat über 3000 Pfeifen. Zu Rothenburg an der Tauber ist eine Orgel, auf welcher drei Organisten zugleich spielen können, ebenso eine in der Stiftskirche zu Halberstadt, von Herbst in Magdeburg 1718 erbaut. Die Orgel in Maria Magdalena zu Breslau hat 56 Stimmen und 3342 Pfeifen. Die größte zinnerne Pfeife wiegt 3½ Ctnr., ist 12¼ Ellen lang, im Durchmesser 14 Zoll breit und faßt 8 Scheffel in sich. In der neuern Zeit haben die deutschen Orgelbauer Trost, Friederici, Schröter, Silbermann, Hildebrand und die Gebr. Trampeli sich berühmt gemacht. Der Abt Vogler (s. d.) hat durch sein Simplificationssystem, welches eine Vereinfachung des Orgelbaues bezweckt, gro-

ßes Aufsehen erregt, indem nach demselben eine natürlichere Pfeifenstellung, weniger getheilter Wind, ein bequemerer Anschlag für die Spielenden bewirkt werden, und die nach seiner Angabe verfertigten Orgeln kleiner und einfacher als die gewöhnlichen, und doch im Tone ebenso stark sein sollten. Pater Julian hat eine Orgel von Pappe verfertigt, die sich zu Saintes befindet und sehr angenehme Töne gibt. In Paris hat ein Liebhaber eine Orgel aus Spielkarten gemacht, welche ebenso reine Töne hören lassen soll als zinnerne Röhren.

Orgelpunkt heißt im Allgemeinen ein zu mehren Harmonien beibehaltener Grundton und 2) vorzugsweise eine Stelle am Schlusse gewisser, besonders kirchlicher Tonstücke, wobei die obern Stimmen einige Zeit lang sich zum Schlusse fortbewegen, während die Baßstimme schon längst den Schlußton festhält. Solche Stellen findet man vorzüglich in Orgelsätzen, weil die Orgel für gebundene Harmonien sich besonders eignet, und sie werden vorzüglich in Fugen gebraucht, wo sie den Hauptschluß und das Ausruhen der Stimmen vorbereiten. Es wird dabei vorausgesetzt, daß der festgehaltene Grundton mit den über ihn fortgehenden Accordfolgen in einem natürlichen Verhältnisse stehe, d. h. daß sie zu ihn hinführen.

Orgelspiel, Orgelspieler. Wie die Orgel das zusammengesetzteste und kunstreichste musikalische Instrument ist, so erfodert auch das gute Orgelspiel eine vorzügliche Kunst. Namentlich ist es unmöglich, ohne Kenntniß der Harmonie ein guter Organist zu sein, da das Orgelspiel die vollstimmigste Harmonie erfodert. Außerdem ist noch die besondere Kenntniß der Natur und Einrichtung dieses Instruments erfoderlich, welche nur durch genauen Unterricht oder lange Erfahrung zu gewinnen ist. Zur Natur der Orgel gehört es, daß die Töne ununterbrochen fortklingen können, wiewol nicht in verschiedenen Graden der Stärke, wie bei andern Blasinstrumenten. Abgebrochene kurze Töne stehen daher diesem Instrumente weniger an. Der Organist muß sich also die Fertigkeit erwerben, im gebundenen Style zu spielen. Ferner, die den Orgeltönen an sich fehlenden Grade der Stärke und Schwäche können in ganzen Sätzen ersetzt werden durch den Gebrauch verschiedener Register. Jedes dieser Register aber hat seinen besondern Charakter, ist gleichsam ein besonderes Blasinstrument; der gute Organist muß daher die Register nach diesem Charakter einzeln oder verbunden anwenden, und muß dabei hauptsächlich auf den Umfang der Töne, welchen das besondere Register hat, genaue Rücksicht nehmen, um keine Mißverhältnisse hervorzubringen. Hierbei kann man sich J. G. Werner's „Lehrbuch das Orgelwerk kennen, erhalten, beurtheilen und verbessern zu lernen" (Merseburg 1823) bedienen. Um das Spiel zu verstärken oder zu schwächen, muß er auch die Manuale kennen, und sich die Fertigkeit, die Töne des Pedals richtig zu treffen, erwerben. — Was die Anwendung des Orgelspiels beim Gottesdienste betrifft, so kann der Organist seine Kunst am meisten zeigen bei der Einleitung, oder dem Ausgange des Gottesdienstes, oder in großen Zwischenspielen, welche Hauptabschnitte der Liturgie gestatten; hier kann und darf er kunstreiche Fugen, Variationen und Phantasien vortragen, nur müssen sie der Würde des Instruments angemessen sein; hier kann er seine Erfindung, seine harmonische Kunst und seine Fertigkeit in der höchsten Freiheit anwenden. Doch soll das Vorspiel immer eine angemessene Vorbereitung des Folgenden sein. Am einfachsten aber und ohne alle künstliche Verzierungen muß das Orgelspiel beim Choralgesange sein; es hat den Zweck, den Gesang der Gemeinde zu tragen, zu leiten und auszufüllen, und muß daher mit dem Gesange der Gemeinde weder in Hinsicht der Bewegung, noch in Hinsicht der Modulation in Zwiespalt stehen; es müßte denn dieser durch Schuld der Gemeinde und vornehmlich durch schlechte Gewohnheit derselben verursacht sein, welcher der Organist auf einfache und natürliche Weise entgegenzuwirken verpflichtet ist. Auch die Zwischenspiele im Choral müssen vornehmlich dem Charakter des einfachen Choralgesangs und der Stimmung, welche der Choral ausspricht, ange-

messen sein. Sie dürfen nicht zu viel, zu überraschend und unnatürlich moduliren und nicht zu weltlich sich bewegen. Endlich wird das Orgelspiel auch bei Musikaufführungen, bald begleitend, bald als Concertinstrument angewendet. Bei der Begleitung wird dem Organisten gewöhnlich die sogen. Generalbaßstimme vorgelegt, in welcher nur der Grundbaß des Musikstücks nebst den durch Zahlen bezeichneten Accorden angegeben ist; und so sagt man, er spiele den Generalbaß (s. d.). Um dies richtig auszuführen, bedarf es großer Übersicht und selbst der Kenntniß des Tonstücks durch die Partitur, da ja in solchem Fall die Orgel nicht Ober- oder Solostimme werden darf. In der Regel ist auch die Begleitung der Orgel bei unsern so vollständig besetzten neuern Musikstücken überflüssig, und sie kann zweckmäßig nur zur Verstärkung einzelner Stellen angewendet werden; auf jeden Fall aber ist es sicherer, dem Orgelspieler Das, was er spielen soll, vollständig auszuschreiben. Wir empfehlen Denen, die sich unterrichten wollen, vor allen Knecht's, Rink's und Werner's Orgelschulen. Auch soll C. Güntersberg's „Fertiger Orgelspieler, oder Casualmagazin für alle vorkommende Fälle im Orgelspiel" (2 Thle., Meißen 1824) sehr instructiv sein. Als Concertinstrument endlich kann der Orgelspieler seine Kunst zwar am feinsten zeigen; allein er darf hier die Würde seines Instruments nicht vergessen. Türk, Kittel, Knecht, J. S. Bach, Häßler, A. E. Müller, Umbreit, Vierling, Wolf, Rink haben Orgelstücke und Choralvorspiele verschiedener Gattung gesetzt.

Orgien, ein allgemeiner Name der mit mystischen Gebräuchen und trunkener Wildheit gefeierten Feste des Bacchus (s. d.), in der Folge auch andrer Feste und Mysterien der Alten, welche mit wildem Geräusche, lärmenden Instrumenten (Cymbeln, Trompeten ꝛc.) und tobendem Geschrei gefeiert wurden; daher noch jetzt wilde Feste, besonders nächtliche Gelage, mit stürmischer Fröhlichkeit und ungezügelter Lust begangen, Orgien genannt werden. — Orgiasmus, festliche Raserei beim mystischen Gottesdienste der Alten.

Oriani (Barnabé), Abbate, Director der Sternwarte zu Mailand, Mitglied des ital. Instituts, Correspondent der pariser Akademie u. a. Gesellschaften, Ritter der Ehrenlegion, der eisernen Krone, geb. den 15. April 1753 zu Garegnano, einem Dorfe bei Mailand, machte sich seit 1777 als Astronom bekannt. Die Regierung schickte ihn 1786 nach London, um daselbst von Ramsden einen Mauerquadranten und andre astronomische Instrumente für die mailänder Sternwarte verfertigen zu lassen. Er wurde dort Herschel's Freund und stand mit ihm in stetem Briefwechsel. Dann nahm er in Italien an der Messung eines Bogens des Meridians Theil und leitete nebst Reggio und de Cesaris die neue (trigonometrische) Triangulirung zum Behuf einer Charte der Lombardei. Als Piazzi am 1. Jan. 1801 die Ceres entdeckte und anfangs für einen Kometen hielt, fand O. durch die Berechnung der Elemente ihrer Bahn, daß sie ein Planet sei. Bei Errichtung des Instituts von Italien ward O. zu einem der ersten 30 Mitglieder desselben und in der Folge zum Grafen und zum Senator des Königreichs Italien von Napoleon ernannt. Unter seiner Aufsicht setzt Carlini die astronomischen Ephemeriden zu Mailand fort. Alle Beobachtungen O.'s zeichnen sich durch Genauigkeit aus. Unter seinen Schriften nennen wir s. „Tafeln des Uranus" (1783), s. „Theorie des Merkurs" (1798) und s. classischen „Elemente der sphäroidischen Trigonometrie" (Bologna 1806). O.'s Abhandlungen enthalten treffliche Beispiele, Regeln und Bemerkungen für die praktische Astronomie.

Orient, die Morgengegend oder die Gegend, wo die Sonne am Himmel aufzugehen pflegt, dann die nach Morgen (s. d.) gelegenen Länder. Wir Europäer verstehen im Allgemeinen unter dem Oriente die Länder Asiens. — Orientalisch, morgenländisch. In der Geschichte der Cultur verknüpft man mit dem Worte Orient den Begriff von einer geheimnißvollen Größe, Majestät und Ruhe, welche über dem Grabe der Urzeit schweben, aus welcher mit dem Priesterthume

und der Patriarchenwürde die geistige Entwickelung des Menschen mitten unter den erhabensten und den furchtbarsten Erscheinungen des Völkerlebens hervorging. Zugleich verbindet sich mit jenem Worte die Vorstellung von dem Einfachen und Wunderbaren im Beharrlichen und Steten, welche ebenso den Charakter der physischen wie der moralischen Welt im Osten bezeichnen. (Vgl. Asien.)

Orientalische Literatur. Dieses weite Feld der Philologie, welches die Sprachen und die Literatur einer Menge zum Theil ganz von einander verschiedener Völker umfaßt, ist in der neuesten Zeit mit großem Eifer bearbeitet worden. Nicht nur ist die Zahl der orientalischen Sprachen, welche man studirt, gegenwärtig ungleich größer als sonst, sondern man erlernt jetzt auch jede einzelne dieser Sprachen viel gründlicher als früher. Ehemals besaßen selbst berühmte Orientalisten häufig nur sehr oberflächliche Kenntnisse der Sprachen, in welchen sie glänzten; ein geringer Grad von Gelehrsamkeit reichte damals hin, einen Mann unter die Ersten dieses Faches zu stellen, und unverhältnißmäßig groß war der Unterschied zwischen dem Vielen, was ein Kenner der classischen Philologie leisten mußte, und dem Wenigen, was der Orientalist in seiner Sprache zu wissen brauchte; manche Orientalisten konnten weder richtig arabisch decliniren noch conjugiren. Heutiges Tages ist die grammatische Kenntniß mancher orientalischen Sprachen weit vorgerückt; orientalische Autoren aber sind verhältnißmäßig immer nur noch wenig durch den Druck bekanntgemacht, und ebenso wenig vollständig ist die Literargeschichte der einzelnen orientalischen Völker erforscht und dargestellt. Einen Hauptanstoß zum gründlichern Studium morgenländischer Sprachen gaben in Europa die Schriften des pariser Gelehrten Silvestre de Sacy, den man als den vollendetsten Kenner des Arabischen betrachten kann, und dessen Werke durch grammatische und logische Schärfe sich auszeichnen. Vorzüglich hat seine „Grammaire arabe" (Paris 1810) das arabische Sprachstudium ganz neu geschaffen, und erst durch dieses Buch ist es möglich geworden, auch in die schwierigern Schriften der Araber mit Sicherheit einzudringen. Die Erscheinung dieser Grammatik hat mittelbar auch auf die Verbesserung des Studiums andrer Sprachen gewirkt, z. B. der persischen und der hebräischen. Die reiche arabische Sprache ist im höchsten Grade von ihrem Volke genau grammatisch bearbeitet und ausgebildet worden, und ist deßwegen vorzugsweise scharfsinniger grammatischer Erörterungen fähig. Einen andern Anstoß zur Erweiterung und zur Berichtigung der orientalischen Studien hat die literarische Thätigkeit der indischen Engländer gegeben, welche nicht bloß um die verschiedenen indischen Sprachen, sondern auch um das Persische und um das Arabische durch die Herausgabe wichtiger Werke sich sehr verdient gemacht haben. Von den indisch-englischen Druckereien zu Serampor und zu Calcutta, und von den türkischen Druckereien in Skutari und Konstantinopel, haben wir bis jetzt die größten Werke orientalischer Literatur erhalten, z. B. die großen Originallexica der Araber, Perser und Türken. Aber nicht nur das orientalische Sprachstudium an und für sich, sondern auch die Anwendung desselben auf andre Wissenschaften, zu histor., geograph., mythol., philosophischen und sprachvergleichenden Forschungen, ist in den neuesten Zeiten fleißig geübt worden, und im Ganzen auf eine besonnene, zuverlässige Weise. Freilich hat es nicht an Einzelnen gefehlt, die verkehrte Richtungen in dieser Hinsicht befolgten und unhaltbare Hypothesen durch gemißbrauchte Sprachkenntnisse unterstützen wollten, vorzüglich durch unrichtiges Etymologisiren; am meisten geschieht dies von solchen, die nur eine oberflächliche Kenntniß der Sprachen besitzen, wogegen gründliche Kenner in Ansehung großer neuer Entdeckungen immer viel vorsichtiger zu Werke gehen. Indeß, eine dauernde Herrschaft haben solche unzuverlässige Methoden bis jetzt sich nicht erwerben können. Zur Förderung der orientalischen Studien sind fünf gegenwärtig bestehende asiatische Gesellschaften von Europäern gestiftet worden. Drei derselben befinden sich in Indien, in den Städten

Calcutta, Bombay, Madras, und sind aus Gelehrten und aus Militairpersonen zusammengesetzt; jede derselben gibt Abhandlungen heraus; die zu Calcutta ist mit ihren „Asiatic researches" bis zum 14. Bde. vorgerückt, die viel jüngere zu Bombay bis zum dritten. Die zwei übrigen Gesellschaften sind die 1822 unter dem Vorsitze Silvestre de Sacy's zu Paris, und die 1823 unter dem Vorsitze Colebrooke's zu London gestiftete. Die pariser gibt das „Journal asiatique" heraus; die londner will nach und nach Bände von Abhandlungen bekanntmachen. Ferner erscheint in London ein „Asiatic journal", in welchem die literarischen Aufsätze aber gewöhnlich von geringerer Bedeutung sind; die vor einigen Jahren gleichfalls zu London begonnenen und nicht zweckmäßig eingerichteten „Annals of oriental litterature" haben mit dem 3. Bde. wieder aufgehört. Ähnliche Zeitschriften erscheinen in Calcutta und Malacca. Deutschland besitzt für dieses Fach die besonders durch Hammer's Thätigkeit zu Wien erscheinenden „Fundgruben des Orients". Eigne Lehranstalten für den Unterricht in den orientalischen Sprachen bestehen zu Fort William in Ostindien, zu Hayleybury in England, für die künftigen Beamten in Indien, zu Paris, zu Wien, zu Petersburg. Die meisten Schätze der orientalischen Literatur enthalten die Bibliotheken zu Paris, London, Oxford, Escurial, Rom, Gotha, Wien, Berlin, Kopenhagen, Upsala, Petersburg, Konstantinopel. Auch Dresden und Hamburg besitzen nicht unbedeutende Sammlungen; doch übertrifft Gotha hierin alle andre Städte Deutschlands; die dortigen Handschriften sind im Auftrage der beiden vorletzten Herzoge durch den Reisenden Seetzen (s. d.) in Aleppo, Damask, Jerusalem und Kahira gekauft worden. Petersburg besitzt zugleich die reichste Sammlung orientalischer, nämlich moslemischer Münzen, und in deren Aufseher, Fähn, den gründlichsten Kenner der moslemischen Numismatik. Wir wollen von jeder Sprache einige der wichtigsten neuerdings in ihr gelieferten Werke anführen.

Im Sanskrit, der alten gelehrten Sprache Indiens, ist der größte Fortschritt gemacht worden durch Wilson's „Dictionary sanscrit and english" (Calcutta 1819); denn vorher gab es noch gar kein Wörterbuch. Die beste Grammatik ist noch die von Wilkins (Lond. 1808). Eine neuere von Yates (Calcutta 1820) hat zwar nützliche Zugaben über Prosodie und die grammatische Terminologie, leidet sonst aber an Ungründlichkeit. In Deutschland lieferte den ersten Versuch Frank in seiner „Grammatika sanskrita" (Würzburg 1823); ein „Ausführliches Lehrgebäude der Sanskritasprache" gab Bopp zu Berlin 1825 (1. 2. Heft, 4.) heraus. Auch eine „Chrestomathie" hat Frank geliefert (München 1820—21). Unter den herausgeg. indischen Autoren sind zu bemerken: die romantische Episode „Nala" aus dem „Mahabharata", sanskrit und lat. von Bopp (London 1819), deutsch von Kosegarten (Jena 1820); „Ardschuna's Reise zu Indra's Himmel ꝛc.", gleichfalls eine Episode des „Mahabharata", sanskrit und deutsch von Bopp (Berl. 1824, 4.); „Bhagavadgita", eine philosophische Episode des „Mahabharata", sanskrit u. latein. von Schlegel (Bonn 1823). Das ganze Gedicht „Ramajana" mit latein. Übers. in 8 Bdn., ohne die Anmerk., wird A. W. v. Schlegel herausgeben. Zu den neuesten in Indien erschienenen gehören das schöne Gedicht „Meghaduta", d. i. der Wolkenbote, von Kalidasa, mit engl. Übersetzung von Wilson (Calcutta 1813); die beiden epischen Gedichte „Kiratardschunija" (Calcutta 1814) und „Sisubalabadha" (Calcutta 1815); „Dajakrama Sangraha", eine Abhandl. über das indische Erbrecht (Calcutta 1818). Eine neue Ausg. des Gesetzbuches des Menu hat begonnen Haughton, Prof. zu Hayleybury. Sprachvergleichende Forschungen im Indischen hat Bopp angestellt in s. „Conjugationssystem der Sanskritsprache" (Frankfurt 1816) und in den „Annals of oriental litterature"; Schlegel hat in dieser Beziehung ein „Etymologicum novum" angekündigt. Über die neuesten Leistungen in der indischen Literatur sehe man Schlegel's „Indische Bibliothek"

(2 Bde., Bonn 1820—26). Außer dem Sanskrit sind auch die lebenden, mehr oder minder mit ihm verwandten Sprachen Indiens von den Engländern fleißig bearbeitet worden; für die meisten haben wir vorzügliche Lehrbücher erhalten, z. B. für das Bengalische die Grammatik und Chrestomathie von Haughton (London 1821); das Wörterbuch von Carey (Serampor 1815); für das Hindostanische die Grammatik von Shakespear (London 1818) und das Wörterbuch von demselben (Lond. 1820); für das Mahrattische, die Grammatik und das Lexikon von Carey (Serampor 1808 und 1810). In allen diesen neuern indischen Sprachen sind auch Autoren gedruckt. — Im Chinesischen zeichnen sich aus: Morrison's „Grammary" (Serampor 1815); Morrison's „Dictionary chinese and english" (Macao 1815—20); Abel Rémusat's „Elémens de la grammaire chinoise" (Paris 1822). Eine neue Bearbeitung der japanischen Grammatik von Rodriguez hat die Asiatische Gesellschaft zu Paris angeordnet. Für die tatarischen Sprachen hat Abel Rémusat gearbeitet in seinen „Recherches sur les langues tartares" (Paris 1820). Ein Lexikon des Mantschu-Tatarischen gab Klaproth zu Paris heraus. Zu Kasan sind verschiedene tatarische Bücher erschienen, meistens für den moslemischen Religionsunterricht bestimmt; der russische Reichskanzler Romanzoff hat den Druck des tatarischen Geschichtschreibers Abulgasi befohlen. Im Türkischen, welches zu den tatarischen Sprachen gehört, erscheinen fortwährend Werke verschiedenartigen Inhaltes in den Druckereien zu Skutari und Konstantinopel; Jaubert zu Paris hat eine neue türkische Grammatik geliefert, welche aber oberflächlich ist. Für das Altpersische, d. h. für die Sprachen Zend und Pehlewi, welche Anquetil du Perron nur sehr unvollkommen kannte, lassen sich gründlichere Aufschlüsse erwarten aus den jetzt durch Rask (s. d.) nach Kopenhagen gebrachten Handschriften in diesen Sprachen; bei ihnen befinden sich auch Werke in der Palisprache, der gelehrten und heiligen Sprache Hinterindiens. Zur altpersischen Literatur will auch das unter dem Titel: „Desatir" (Bombai 1818), erschienene Religionsbuch gehören, ist jedoch wahrscheinlich neuern Ursprungs. Für das Neupersische sind wichtig die in Ostindien herausgeg. großen Originallexika „Schems ellogat" (Calcutta 1806) und „Burhani kati" (Calcutta 1818) die vollständigste Grammatik ist die von Lumsden (Calcutta 1810, 2 Bde., Fol.). Aus der zahlreichen Literatur dieser schönen Sprache ist in Indien sehr viel gedruckt; das wichtigste Neuere sind die begonnene Ausg. des „Schahname" von Firdusi (Calcutta 1811), und das „Iskendername" von Nisâmi (Calcutta 1812). Sacy hat eine religiöse Dichtung herausgegeben: „Pend-nameh ou le livre des conseils" (Paris 1819). Von den persischen Märchen des Nechschebi hat Kosegarten Einiges bekanntgemacht in dem „Tutinameh" von Iken und Kosegarten (Stuttgart 1822). Einen Auszug aus dem großen historischen Gedichte „Schahname" lieferte Görres unter dem Titel: „Heldenbuch von Iran" (Berlin 1820); eine Übersicht der berühmtesten persischen Dichter haben wir erhalten in Hammer's „Geschichte der schönen Redekünste Persiens" (Wien 1818). Das Studium des Arabischen, einer edeln, männlichen, reichen und gelehrt ausgebildeten Sprache, hat ein treffliches Hülfsmittel erhalten in dem vorzüglichsten arabischen Originallexikon „Kamus" (Calcutta 1817). Sacy gab eine neue Ausg. seiner Grammatik und seiner Chrestomathie (Paris 1826, 2 Bde.); eine neue, nur ungedruckte historische und poetische Stücke enthaltende, mit Wörterbuch und grammatischen Erläuterungen begleitete Sammlung liefert Kosegarten's „Chrestomathia arabica" (Leipzig 1824); an einem neuen arabisch-latein. Lexikon arbeitet Freitag zu Bonn. Ein classisches Werk für das tiefere Studium der schwierigern Autoren ist Sacy's „Hariri" (Paris 1821), mit arabischem Commentare begleitet. Unter den neuerlich herausgeg. arabischen Dichtern bemerken wir Kosegarten's „Amrui ben kelthum Moallaka" (Jena 1819); Freitag's

„Carmen Caab ben sohair" (Bonn 1822); Hengstenberg's „Amriulkaisi Moallaka" (Bonn 1823); Horst's „Carmen Motenabbii" (Bonn 1823). Die ganze Liedersammlung des Motenebbi hat ins Deutsche übersetzt von Hammer (Wien 1824). Unter den historischen Werken führen wir an: Rasmussen's „Additamenta ad historiam Arabum" (Kopenhagen 1821); Freitag's „Selecta ex historia Halebi" (Paris 1819); Frähn's „Ibn Foszlan" (Petersburg 1823); Uylenbroek, „De Ibn haukalo" (Leyden 1822); Hamaker's „Specimen catalogi" (Leyden 1820); Kosegarten, „De Mohammede ebn batuta" (Jena 1818). Vom arabischen Texte der „Tausend und eine Nacht" sind zwei Bde. erschienen (Calcutta 1818); neue deutsche Übers. haben begonnen Hammer und von der Hagen. Der arabische Ritterroman „Antar" ist ins Engl. übers. worden (London 1820). Die vorzüglichsten numismatischen Werke lieferten in neuerer Zeit Frähn zu Petersburg, Castiglioni zu Mailand, und Hallenberg zu Upsala. Für das mit dem Arabischen nah verwandte Hebräische hat Gesenius zu Halle ein umfassendes neues Wörterbuch begonnen; auch für die Grammatik hat er in neuerer Zeit das Wichtigste geliefert, z. B. in seinem „Lehrgebäude der hebräischen Sprache" (Leipzig 1817); unter den Bearbeitungen hebr. Schriftsteller zeichnet sich aus sein „Jesaias" (Leipzig 1821). Im Rabbinischen sind das Neueste: Winer's „Chrestomathia" (Leipzig 1823), und Kosegarten's „Liber coronae legis" (Jena 1824), welches Bruchstücke eines Schriftstellers von der Secte der Karaiten mittheilt. Unsere Kenntniß des Phönicischen hat einigen Zuwachs erhalten durch Hamaker's „Monumenta Punica" (Leyden 1822); und die Geschichte des phönicischen Alphabets und aller übrigen semitischen ist vorzüglich aufgeklärt worden durch Kopp's „Bilder und Schriften der Vorzeit" (Manheim 1819—21). Für das Samaritanische ist zu bemerken: Gesenius, „Samaritanorum theologia" (Halle 1822), worin Stücke samaritanischer Hymnen bekannt gemacht sind. Für das Syrische erschien eine neue Grammatik von Hoffmann (Halle 1824); ein neues syrisches Wörterbuch ist ein großes Bedürfniß; Quatremère zu Paris hat viel dafür gesammelt. Im Sabischen, einem Dialekt des Syrischen, haben wir ein Hauptwerk, welches zugleich als Religionsbuch merkwürdig ist, erhalten in Norberg's „Codex nasaraeus" (Lund 1815), nebst dazu gehörenden Glossarien (1816—17). Im Äthiopischen haben wir ein Apokryphon des Alten Testaments erhalten, nämlich: „Laurence Ascensio Jesaiae vatis", äthiopisch und latein. (Oxford 1819); ferner von demselben Verf.: „Primus Esrae liber", äthiopisch und lat. (Oxford 1820). Für das Armenische hat Aucher eine neue Grammatik und ein neues Lexikon geliefert (Vened. 1816—17); aus der armenischen Literatur sind neuerdings erschienen: die armenische Übers. der Chronik des Eusebius durch Aucher, und St.-Martin's „Mémoires historiques et géographiques sur l'Arménie" (Par. 1819). Im armenischen Kloster zu Venedig werden fortwährend viele armenische Bücher gedruckt. Für das Georgische besorgt die asiatische Gesellschaft zu Paris eine Sprachlehre und ein Vocabularium. Aus der koptischen Literatur sind bedeutende neue Bruchstücke bekanntgemacht worden in Zoega's „Catalogus codicum copticorum" (Rom 1810). Mit der Erklärung der alten ägyptischen Schriftsteller haben sich besonders der englische Arzt Young und Champollion (s. d.) beschäftigt; von Ersterem ist ein „Account" (London 1823) erschienen; Letzterer hat einen „Précis du système hiéroglyphique" herausgeg. Über Spohn's in Leipzig von Seyffarth herausgeg. Versuch einer Erklärung der Hieroglyphen s. Spohn. 15.

Orientalisches Kaiserthum, s. Byzantiner.

Oriflamme (Auriflamme), die ehemalige Reichsfahne Frankreichs, war ursprünglich die Kirchenfahne der Abtei St.-Denys und wurde von dem Abte jedesmal dem Beschützer dieses Klosters (ehedem die Grafen v. Vexin und Pontoise) überreicht, wenn es die Noth erfoderte, für die Erhaltung der Freiheiten und Gü-

ter desselben die Waffen zu ergreifen. Es war dieselbe ein Stück feuerrother Taffet (daher der Name) in Form eines Paniers, unten an drei Orten ausgeschnitten, an den Spitzen mit grünseidenen Quasten geziert und an einer goldenen Lanze befestigt. Als in der Folge König Philipp I. Vexin mit der Krone vereinigte, kam es ihm auch als Schirmvogt der Abtei zu, die Fahne zu tragen. Sie wurde nun bei den Heeren geführt und in der Folge die Hauptfahne der franz. Truppen. Seit Karl VII. wurde sie nicht mehr in den Krieg mitgenommen. S. Lanzelot „Mém. de l'Acad. des inscript." (XIII).

Origenes, mit dem Beinamen Adamantius, wegen seines unermüdlichen Fleißes einer der gelehrtesten Kirchenschriftsteller, geb. zu Alexandria 185 n. Chr., wurde von seinem Vater frühzeitig in dem Christenthume und den Wissenschaften unterrichtet. Nachher waren Clemens Alexandrinus und Ammonius seine Lehrer. Schon in zarter Jugend gab er Beweise von Seelengröße. Als sein Vater unter Kaiser Severus der Religion wegen ins Gefängniß geworfen worden, ermahnte er ihn, eher den Märtyrertod zu leiden als dem Christenthume zu entsagen. Nachdem er seinen Vater verloren, erhielt er Mutter und Schwester durch Unterricht, den er in der Grammatik gab. 18 J. alt, bekam er den Auftrag, die Gläubigen in Alexandria zu unterrichten. Männer und Weiber strömten herbei. Um der Verleumdung zu entgehen, kam er auf den Gedanken, sich zu entmannen, und glaubte diese Handlung durch eine Stelle im Evangelium zu rechtfertigen. Nachdem Septimius Severus im J. 211 gestorben war, ging O. nach Rom, wo er sich Freunde und Bewunderer erwarb. Nach seiner Rückkehr setzte er zu Alexandria, auf des Bischof Demetrius Verlangen, seinen Unterricht fort. Ein Volksaufruhr bewog ihn, nach Palästina zu flüchten. Die dortigen Bischöfe schätzten ihn so sehr, daß sie ihm erlaubten, in ihren Versammlungen Vorträge zu halten. Aus Eifersucht rief ihn sein Bischof zurück. Bald darauf ward er nach Achaja berufen, das mehren Ketzereien preisgegeben war. Auf seiner Reise nach Cäsarea in Palästina ward er von den Bischöfen, die sich hier beisammen fanden, zum Presbyter geweiht. Dies war der erste Grund der Verfolgungen, die sein Leben verbitterten. Demetrius behauptete, nur ihm komme es zu, den O. zu weihen, versammelte zwei Concilien, entsetzte ihn des Priesteramts, untersagte ihm in Alexandria, wohin er zurückgekehrt war, zu lehren, nöthigte ihn, sich von dort zu entfernen, und excommunicirte ihn. Diese Verurtheilung wurde zu Rom, wie von den meisten andern Bischöfen, gebilligt. Aber die Kirchen von Palästina, Arabien, Phönicien und Achaja blieben mit O. in Verbindung, der die Irrthümer, die man ihm schuld gab, leugnete und sich nach Cäsarea zurückzog. Theokrist, der daselbst Bischof war, nahm ihn als seinen Lehrer auf und vertraute ihm das Geschäft an, die heil. Schrift auszulegen. Nachdem sein Verfolger im J. 231 gestorben war, genoß O. die Ruhe des verdienten Ruhms. Gregor der Thaumaturg und sein Bruder Athenodor ließen sich von ihm unterrichten. Die Verfolgung der Christen unter Maximinus nöthigte ihn, sich zwei Jahre verborgen zu halten. Als Gordian 237 der Kirche den Frieden wiedergegeben hatte, benutzte ihn O. zu einer Reise nach Athen und ging sodann nach Arabien, wohin die Bischöfe dieser Provinz ihn riefen, um den Bischof Beryll zu widerlegen, welcher leugnete, daß die göttliche Natur Christi vor seiner Menschwerdung existirt habe. O. sprach mit so hoher Beredtsamkeit, daß Beryll widerrief und ihm für seine Belehrung dankte. Dieselben Bischöfe riefen ihn zu einer Kirchenversammlung, die sie gegen gewisse Ketzer hielten, welche behaupteten, der Tod sei Leib und Seele gemein. O. sprach auch über diesen Gegenstand so kräftig, daß er Alles für sich gewann. Bei einer neuen Verfolgung unter dem Kaiser Decius wurde O., den man für eine Hauptstütze der Kirche ansah, eingekerkert und mußte harte Martern erdulden. Erschöpft durch diese Mißhandlun-

gen, starb er zu Tyrus im J. 254. Wenige Schriftsteller haben so viel gearbeitet als er; wenige Menschen sind so bewundert und geachtet und doch so lebhaft angegriffen und verfolgt worden als er bei seinem Leben und nach seinem Tode. Man warf ihm vor, daß er die Wahrheiten der christl. Religion platonischen Ideen habe anpassen wollen. Besonders in seinem an die Ketzer gerichteten, nur in einer Übersetzung des Rufin in Bruchstücken vorhandenen Buche „De principiis" stellt er ein auf die Philosophie des Plato gegründetes System auf; aber er gibt seine Meinungen nur als Möglichkeit; überdies hatten, wie er selbst sagt, die Ketzer seiner Zeit seine Schriften verfälscht. Man hat ihm ohne Grund vorgeworfen, daß er dem Materialismus günstig gewesen. Er widerlegt ausdrücklich Diejenigen, die sich Gott als körperlich dachten. Von seinen Werken (angeblich 6000 an der Zahl) sind außer den angeführten, noch vorhanden eine „Ermahnung zum Märtyrerthume"; Commentare, Homilien und Scholien über die heil. Schrift, die er vielleicht zuerst ganz zu erklären unternahm. Wir haben deren noch eine große Menge, aber die meisten sind sehr freie Übersetzungen. Er machte überhaupt die bildliche oder allegorische Erklärungsart der Juden allgemeiner und verwarf den buchstäblichen Sinn, den er bloß als Körper der erstern ansah. Außer diesen exegetischen Werken machte er sich um die Kritik verdient durch seine „Hexapla" (s. d.), von welcher Montfaucon und später Chr. Fr. Bahrdt eine Ausg. besorgt haben. Seine Schrift gegen Celsus ist als die vollständigste und bündigste Vertheidigung des Christenthums anzusehen, welche das Alterthum aufzuweisen hat. Seine sämmtl. Werke sind in 4 Bdn. Fol. von de la Rue herausgegeben worden (Paris 1733 — 59). Über des O. Rechtgläubigkeit haben sich viele Streitigkeiten erhoben. Im 4. Jahrh. beriefen sich die Arianer auf ihn, um die Wahrheit ihrer Lehrsätze zu beweisen. Sowol unter seinen Vertheidigern als unter seinen Gegnern finden sich die gelehrtesten und berühmtesten Kirchenväter.

Original, Originalität, Originell. Im Allgemeinen bezeichnen diese Ausdrücke die Beziehung der Gegenstände auf ihren Ursprung, namentlich bei solchen, welche der Vervielfältigung oder Nachahmung fähig sind. Ein Original nennt man somit das ursprüngliche, der Nachahmung oder Nachbildung vorliegende Product (z. B. eine Urkunde in der Urschrift), in Beziehung auf diese Nachahmung oder Vervielfältigung (entgegengesetzt also der Copie), oder Bearbeitung und Übersetzung (daher z. B. der Ausdruck Originalschauspiel); dann heißt auch Original oft so viel als Muster, Musterbild, Vorbild, wenn es auch nicht immer musterhaft, d. h. so beschaffen ist, daß es zum Muster dienen sollte. In engerer Bedeutung und vorzüglich in dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst nennt man den Menschen oder Gegenstand originell, oder auch original (ureigen) und ein Original, der in seiner Art einzig ist, und durch eigenthümlichen Charakter von dem Gewöhnlichen bedeutend abweicht; diese Eigenthümlichkeit selbst Originalität (Ureigenheit). Auch in dieser Abweichung liegt noch keine Musterhaftigkeit, wol aber der Begriff einer nicht nachgeahmten Richtung der innern, und zwar freien Kraft. Letzteres ist der Grund, warum wir nur den Menschen und seine Werke, nicht die Natur und ihre Erscheinungen originell nennen; denn der Mensch kann sich durch Freiheit über den Kreis der Bildung erheben, die durch Gewohnheit und Natur dem größten Theile der Menschen ohne Bewußtsein und Willen mitgetheilt wird. Weil nun die Meisten auch mehr auf die Wirkung und ihren Eindruck als auf die wirkende Kraft sehen, so hat man oft das Originelle mit dem Auffallenden, Seltsamen, Ungewöhnlichen und Wunderlichen verwechselt. Der Grund, sagt ein scharfsinniger Beobachter, liegt darin, daß man fühlt, jeder wahre Ursprung sei nur durch Freiheit möglich; die Freiheit aber erscheint ungewöhnlich deßhalb, weil der Mensch nicht frei geboren, sondern erst durch Freiheit gebildet wird, und die Meisten im gewöhnlichen Laufe des Lebens diese Stufe der

Bildung gar nicht erreichen, sondern nur von blinden Naturtrieben bestimmt und gebildet werden. Ein origineller Mensch ist daher eine auffallende Erscheinung, nur mehr oder weniger, je nachdem das Zeitalter oder die Gesellschaft, worin er lebt, der Freiheit gewohnt ist oder nicht. Viele suchen daher originell zu scheinen; das Genie ist es (es ist urschöpferisch), ohne es sein zu wollen. Das Originelle kann oft durch den Verstand allein hervorgebracht werden; das Geniale setzt dagegen immer eine Wirksamkeit aller Kräfte der Menschheit in Vereinigung voraus. Es kann daher originelle Narrheiten, aber keine genialische geben. Zu einem originellen Menschen kann man sich selbst nach und nach bilden, zu einem genialen nicht. Eine bloß originelle Erscheinung erregt daher wol Aufmerksamkeit, Verwunderung, stößt aber auch nicht selten ab; die geniale erregt Antheil, Bewunderung, Liebe, Zuneigung. Genial ist, was die Spuren einer, nach Gesetzen der höhern und edlern Menschheit eigenthümlich wirkenden Bildungskraft deutlich an sich trägt. Das Genie ist daher immer originell, d. h. ursprünglich und eigenthümlich in seinen Hervorbringungen, und Originalität (eine eigenthümliche Weltanschauung, sagt Jean Paul) ein so wesentliches Merkmal des Genies, daß selbst der Ausdruck Originalgenie nur ein Pleonasmus ist; aber nicht immer erscheint das Geniale originell, insofern die Eigenthümlichkeit und Ursprünglichkeit genialer Erzeugnisse in der Betrachtung derselben um so weniger hervorstechende Seite ist, je mehr man beim Genusse des Kunstwerks den Künstler über der Kunst zu vergessen pflegt. Dies geschieht, wenn der Künstler seine Eigenthümlichkeit dem Geiste der Kunst und seinem Werke untergeordnet oder sich ganz in sein Werk verloren hat. Letzteres ist vorzüglich auf Naturpoesie (s. d.) anzuwenden, weßhalb auch Homer und Göthe nicht originell erscheinen, wiewol ihren Werken Originalität im weitern und engern Sinne nicht abzusprechen ist. In dem Genius lebt ein Ideal des Schönen; und je vollendeter dieses ist, desto weniger wird es eigentlich auffallen, oder durch seltsame Form die Aufmerksamkeit reizen. Durch reines Ebenmaß und inneres Leben verkünden sich die Schöpfungen des wahren Genies, und eine edle Einfalt ist oft gerade sein unterscheidendstes Merkmal. Die echte Originalität (Neuheit mit Musterhaftigkeit verbunden nennt sie Kant) ist dagegen zugleich Genialität. Immer jedoch ist Originalität ein Vorzug, weil sie als stark ausgedrückte, individuelle Lebenskraft erscheint, welche deßhalb einer verschönernden Bildung mehr oder weniger fähig ist. So scheint sich im Grunde Originalität zur Genialität wie das Charakteristische zum Schönen zu verhalten, und es ist einzusehen, warum die Künstler und Dichter der neuern Zeit mehr originell als genial sind.

Orion, ein Heros des mythischen Alterthums. Gewöhnlich hält man ihn für einen Sohn des Neptun und der Berylle. Nach Homer war er ein schöner Jüngling, in dessen Reize Aurora sich verliebte. Die Götter beneideten diese Liebe, und Diana erlegte ihn auf der Insel Ortygia mit ihren Pfeilen. Nach A. war er ein König und großer Jäger, der, nach Homer, noch in der Unterwelt fortfuhr, auf einer großen Wiese das Wild zu jagen, das er schon auf der Oberwelt getödtet hatte. Er war von so riesenhaftem Wuchse, daß er auch in den tiefsten Stellen des Meeres mit den Schultern hervorragte. Dafür, daß er des Önopion Tochter entführen wollte, ließ ihm dieser die Augen ausstechen. Das befragte Orakel rieth ihm, im Meere den Sonnenstrahlen so lange entgegen zu gehen, bis er wieder sehend würde. Er starb von dem Stiche eines Skorpions. Andre erzählen: Diana liebte den Orion so leidenschaftlich, daß sie ihn zu ihrem Gatten begehrte. Diese Erniedrigung beleidigte ihren Bruder Apoll so, daß er den Tod des verwegenen Sterblichen beschloß. Als einst Orion durch das Meer daher schritt und nur mit dem Kopfe hervorragte, foderte Apollo Dianen auf, zu versuchen, ob sie jenen schwarzen, über dem Meer befindlichen Punkt mit ihrem

Geschosse erreichen könne. Diese sandte den unglücklichen Pfeil ab, der das Haupt ihres Geliebten traf. Erst als die Wellen den Leichnam ans Ufer warfen, erkannte sie ihren Irrthum. Der getödtete Heros wurde sammt seinem Hunde als ein Gestirn an den Himmel versetzt, welches von allen der nördlichen Halbkugel das glänzendste ist und noch jetzt diesen Namen führt. (S. Sternbilder.)

Orkadische Inseln (Orkneys), der südliche Theil der Shetland-orkneyschen Herrschaft, die jetzt die schottische Familie Dundas mit der Erbrichterwürde besitzt. Von den 67 Orkneys (zus. 28 □M., mit 23,600 Einw.) sind 29 bewohnt; die übrigen (Holme genannt) werden zu Weideplätzen, zur Jagd und Fischerei benutzt. Auf den bei hohem Wasser überfluteten Skerries (Scheeren) bereitet man aus den Meerpflanzen Soda (Kelp). Eine Meeresströmung, 5 Meilen breit, trennt diese Inseln von der Nordspitze Schottlands. Die östl. und nördl. Seite ist allgemein auf den Orkneys niedriger, höher dagegen die westliche und südliche. Im Winter haben diese Inseln starken Nordschein, viele Stürme, heftige Gewitter und stets Nebel; dagegen hält sich Frost und Schnee nie lange. Auf der Höhe pflegt der Boden morastig und im Thale Torfmoor zu sein. Man gräbt Eichstämme aus dem Moor; jetzt aber haben die Orkneys nur in geschützten Gärten Bäume, übrigens Weiden, Wacholder, Birken, Hasel und Gebüsch, das Beeren trägt. Der Strand liefert Bernstein, angeschwemmtes Holz und Molluckabohnen, besonders von der **Mimosa scandens**, die aus Westindien hierher geschwemmt und zu kleiner Drechslerarbeit benutzt werden. Im Juni und Juli wird es um Mitternacht nie dunkel. Reich sind diese Inseln an See- und Landvögeln, auch nisten in den Felsen Raubvögel, besonders starke Adler, die selbst Lämmer wegführen. Der vormals starke Zug der Heringe durch dieses Inselmeer hat jetzt eine andre Richtung genommen. Wichtig ist der Robbenfang. Die Vogeljagd liefert zur Ausfuhr Schnepfen, Rebhühner und Kibitze; auch führt man aus: Wolle von 60,000 zum Theil edeln Schafen, 6—7000 Tonnen Kelp, lebendiges Vieh, Butter, Talg, Häute, Federn, Dunen, Eier, Thran und Hummern, die nach London gehen, gedörrte oder gesalzene Fische. Es gibt Eisen, Silber, Zinn und Bleistufen, aber noch keinen Bergbau. Man erntet Roggen, Wintergerste und Schwarzhafer, aber bei der schlechten Pflugart nicht reichlich. Nachtfröste im Juni und die oft späten Ernten nach Michaelis machen den Ertrag ungewiß. Das Vieh weidet frei. Der Eigenthümer zeichnet dasselbe, läßt es aber nicht hüten. Aus den Zeiten des Faustrechts haben sich die vielen Wartthürme auf den Felsen an der Küste, und aus älterer Zeit die Denkmäler des Heidenthums von rohen Steinen, von verfallenem Steingemäuer und von Grabmälern, ja von langen Steinstraßen, die durch See und Moräste laufen, erhalten. Norweger und Picten haben diese Inseln bevölkert. Die Erstern brachten auch den Orkneys, durch ihren Prinzen Olaus, den Christenglauben. Im 12. Jahrh. war die Bevölkerung weit stärker. Die Orkneys konnten 7000 Streiter nach fremden Küsten schicken. Norwegen trat seine Ansprüche auf diese Inseln an Schottland ab, als Jakob VI. von Schottland sich 1590 mit der dänischen Prinzessin Anna vermählte. — Auf der Hauptinsel Pomona oder Mainland liegt der Hauptflecken Kirkwall, Sitz des Bischofs, mit 2500 Einw. Die ärmere Classe der Orkneybewohner ist bei dem schlechten Zustande der Schulen in Unwissenheit, Schmutz und Elend versunken. Der reiche Grundherr befördert fast nur die Linnenmanufactur. Schwer drückt selbst die vornehmste Classe das Benutzungssystem der Familie Dundas. Viel Landeigenthum gibt $\frac{1}{3}$ des Ertrags als ewigen Erbpacht, nach dem alten norwegischen Adelsrecht, dessen Güter unvertheilbar sind. Die Einkünfte der Herrschaft sind 8000 Pf. St. außer den schweren Abgaben vom Kelpbrennen, die ihre Verwalter nach Willkür bestimmen. Die Insulaner schicken gemeinschaftlich mit den Shetland-Inseln (s. d.) eine Depu-

tation ins britische Parlament. Der Lord wählt für jedes Kirchspiel einen Richter, dem die Gemeinde 6—7 Beisitzer gibt, und von dem Spruche dieses Gerichts geht die Appellation an den Erbrichter oder seinen Delegirten in Kirkwall.

Orleans, an der Loire, mitten unter Weinbergen gelegen, die Hauptst. im franz. Depart. des Loiret, mit 25 Kirchen, 4500 Häus. und 42,600 Einw. Sie ist von alter Bauart, und die Straßen sind enge und krumm, außer der schönen, langen Straße in der pariser Vorstadt, welche zu der Brücke führt. Vier ansehnliche Plätze zieren die Stadt. Merkwürdig sind die nach gothischer Art gebaute Domkirche, die öffentliche Bibliothek im Kloster Notre-Dame de bonne nouvelle, das ehemal. Jesuitercollegium, das Rathhaus, das Chatelet, die große Mailbahn im Stadtgraben, die 1760 fertig gewordene prächtige Brücke mit 16 Bogen, sonst mit dem in der Revolution errichteten metallenen Denkmale geziert, welches König Karl VII. und die Jungfrau von Orleans vor dem Kreuze Christi knieend vorstellte, zum Andenken an die den 8. Mai 1429 durch dieses Mädchen bewirkte Befreiung der Stadt von den Engländern, welche sonst jährlich durch eine feierliche Procession gefeiert wurde. 1312 hatte König Philipp IV. eine juristische Universität hier errichtet, die vormals sehr berühmt war, jetzt aber durch ein Lyceum ersetzt worden ist. Die Stadt hat ausgebreiteten Handel, Strumpf-, Wollenzeuch-, Papiertapeten-, Leinwand-, Fayencefabriken, eine Porzellanfabrik und 17 Zuckerraffinerien, welche vor der Revolution bedeutend waren, jetzt aber gesunken sind; auch verfertigt man viele Confituren. Die Umgegend ist äußerst angenehm. Seit 1344 war O. ein Herzogthum und eine Pairie, welche verschiedene Prinzen des königl. Hauses besaßen. Ludwig XIV. gab sie seinem Bruder Philipp, bei dessen Nachkommen sie bis zur Zeit der Revolution blieb.

Orleans (Jungfrau v.), s. Jeanne d'Arc.

Orleans (Gaston, Jean Baptiste von Frankreich, Herzog von), der dritte Sohn Heinrichs IV. und Mariens v. Medici, geb. 1608. Er war, ohne Ruhm und ohne Glück, in die Zerrüttungen verwickelt, die Frankreich während der Regierung Ludwigs XIII. und der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. bewegten, verließ vier Mal das Reich und kehrte vier Mal mit den Waffen in der Hand zurück. Schon früh wurde er durch schlechte Erziehung vernachlässigt und zu jener Charakterschwäche gebracht, die er, der sonst mehr von seines Vaters Geist besaß als Ludwig XIII., während seines ganzen Lebens zeigte. Die Eifersucht, welche dieser, zumal so lange seine Ehe mit Anna v. Östreich kinderlos war, gegen seinen Bruder, den vermuthlichen Thronerben, verrieth, gab den ersten Anlaß zu einer Entzweiung, die bei des Herzogs rachsüchtigem Geiste nie dauernd versöhnt werden konnte. Aus seiner ersten kurzen Ehe mit Maria v. Bourbon, der Erbin des Hauses Montpensier, hatte er eine Tochter, die Verf. der für die Geschichte jener Zeit schätzbaren „Denkwürdigkeiten", die Herzogin (Mademoiselle) v. Montpensier (s. d.). Um den Prinzen von einer zweiten Vermählung abzuhalten, die der eifersüchtige König fürchtete und selbst Richelieu bedenklich fand, ließ man es dem Herzog nicht an Mitteln fehlen, seine Leidenschaft für das Spiel und seine Neigung, Kunstschätze aufzusammeln, zu befriedigen. Er lebte seinem Hange zur Zerstreuung, bis er in den Streitigkeiten zwischen der Königin Mutter, die ihn begünstigte, und dem Cardinal Richelieu Partei gegen den Hof nahm. Dieser Zwist endigte damit, dem Cardinal die Obergewalt zu verschaffen. (S. Richelieu und Ludwig XIII.) Auch der Herzog v. Orleans mußte sich unterwerfen, und es zeigte sich nun in seinem politischen Betragen und seinem Leben jenes seltsame Schwanken, das den klugen Cardinal v. Retz späterhin veranlaßte, von ihm zu sagen, er habe sich in alle Händel eingelassen, weil es ihm an Kraft gefehlt, Denjenigen zu widerstehen, die ihn dazu verleitet, und sei immer mit Schimpf daraus gekommen, weil er nicht den Muth zur Beharrung gehabt habe. Als der

Herzog, der bald trotzig die Waffen gegen den Hof ergriff und mit den Feinden seines Bruders sich verband, bald demüthig vor dem Könige und dem Cardinal sich beugte, um Maria, die T. des Herzogs von Lothringen, warb, entstanden neue Zwistigkeiten zwischen ihm und dem Könige. Die Vermählung ward heimlich geschlossen und wurde erst zwei Jahre nachher dem Könige bekanntgemacht, der sie durch einen Beschluß des Parlaments zu Paris für ungültig erklären ließ, wodurch ein heftiger Federkrieg zwischen Rechtsgelehrten und Theologen veranlaßt ward. Der Herzog spielte fortdauernd in allen Parteikämpfen eine unrühmliche Rolle. Nach des Cardinals und Ludwigs XIII. Tode ward die Gültigkeit seiner Ehe anerkannt; aber während der Unruhen der Fronde (s. d.) konnte der schwankende Feind Richelieu's nicht Mazarin's standhafter Freund sein. Er schloß sich an den Coadjutor v. Retz, die Seele der Fronde, der aber bald den unsichern und muthlosen Verbündeten kennen lernte. Als nach Beendigung der Unruhen (1648) der König allen Betheiligten Vergebung gewährte, wurde der Herzog von Orleans nach Blois verwiesen, wo er 1660 starb. In den „Mémoires de Mlle. de Montpensier" (Amsterdam 1746, 8 Bde., 12.), seiner ehrgeizigen Tochter, die an den Unruhen der Fronde thätigen Antheil nahm, findet man Züge von ihm.

Orleans (Philipp, Herzog v.), Ludwigs XIV. einziger Bruder, der Stifter des noch blühenden Hauses Bourbon-Orleans, geb. 1640. Mazarin, der die Oberaufsicht über die Erziehung der beiden Prinzen führte, hatte sich im Geiste morgenländ. Höfe vorgesetzt, den Einen mannhaft, den Andern weibisch zu machen. Philipps Lehrer war der gelehrte La Mothe le Vayer, dem Mazarin sagte: „Was fällt Ihnen ein, daß Sie den Bruder des Königs zu einem geschickten Manne machen wollen? Wenn er gelehrter als der König wird, so wird er nicht mehr wissen, was blinder Gehorsam ist". Während Ludwig frühzeitig gewöhnt ward, den König zu spielen, ließ seine Mutter, Anna v. Östreich, den zarten Philipp in Weiberkleidern vor den Höflingen erscheinen. Er heirathete in seinem 21. J. Henriette von England, Karls II. Schwester. Die ausgezeichnete Achtung, die der König der Prinzessin bewies, machte seinen Bruder eifersüchtig. Bald nach ihrer Rückkehr aus England, wohin Ludwig XIV. sie geschickt hatte, um ihren Bruder von der Tripel-Allianz zu trennen, starb sie plötzlich, und ihr Tod ward einer Vergiftung zugeschrieben, woran man den Herzog für mitschuldig hielt. Seine Eifersucht scheint nicht grundlos gewesen zu sein, wenn die Erzählungen wahr sind, die seine zweite Gemahlin, Elisabeth Charlotte (s. d.) von der Pfalz, in ihren, für die Geschichte der Sitten jener Zeit sehr schätzbaren „**Mémoires sur la cour de Louis XIV. et la régence, extrait de la correspondance allemande de Mad. Charlotte, Duchesse d'Orléans**" (Paris 1822) mittheilt; aber die Beschuldigung einer Theilnahme an der Vergiftung wird hier bestimmt zurückgewiesen. Der Herzog vermählte sich ein Jahr nach dem Tode seiner ersten Gemahlin mit der pfälzischen Prinzessin: eine Verbindung, die der König in der Absicht schloß, um sich die Parteilosigkeit des Kurfürsten von der Pfalz in dem beschlossenen Kriege gegen Holland zu sichern. In diesem Kriege focht der Herzog mit Ruhm, obgleich er sonst bei seiner Weichlichkeit weder Pferde noch Jagd liebte, und die Soldaten von ihm zu sagen pflegten, er fürchte mehr, daß die Sonne ihn verbrenne, als er Pulver und Kugeln scheue. Überhaupt verriethen alle s. Neigungen den Schwächling. Sich zu putzen, war seine Lust; sein größtes Glück waren Maskenbälle, Hofgepränge, selbst Leichenbegängnisse, und nichts liebte er mehr als Glockengeläute, weßhalb er denn nie ermangelte, sich am Allerheiligenfest in Paris einzufinden, um sich dieser Musik zu erfreuen. Über seine Lebensweise, über seine wunderliche Frömmelei, die ihn u. a. verleitete, einen mit Münzen und Reliquien besetzten Rosenkranz mit ins Bette zu nehmen, und ihn auch wol als eine Art von Zauber gegen den alten hugenottischen Geist zu gebrauchen, wovon er seine Frau besessen

zu glauben schien, davon erzählt sie in den angeführten Denkwürdigkeiten seltsame und ergötzliche Dinge.

Orleans (Philipp, Herzog v.), geb. 1674, des Vorigen Sohn. Als Regent von Frankreich während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. (1715—23) hat er, ungeachtet seiner Talente und eines guten Charakters, durch seine Persönlichkeit sowol als durch seine Staatsverwaltung, durch das schamlose Leben an seinem Hofe und durch den furchtbaren Staatsbankerott, die Folge der Finanzunternehmungen des Schottländers Law (s. d.), die franz. Revolution vorbereitet. Der Herzog v. Orleans (bis 1701, wo sein Vater starb, Herzog von Chartres genannt) vereinigte Witz und Beredtsamkeit mit Anmuth und Liebenswürdigkeit. Bei großer Fassungskraft und einem treuen Gedächtnisse hatte er sich spielend eine Menge Kenntnisse erworben. Von Heinrich IV., dem er ähnlich zu sein wünschte, besaß er das einfache, gütige, fröhliche und zutrauliche Wesen, die Gabe, Beleidigungen zu vergessen, und die Eigenschaften eines Kriegers. Aber um ein großer Mann zu sein, fehlten ihm Kraft und Seelenstärke. Dubois (s. d.), sein Lehrer, war sein Verführer. „Es ward dem Abbé Dubois leicht", sagt Marmontel in seiner „Régence du Duc d'Orléans" (Paris 1805), „aus seinem Zöglinge einen Wüstling zu machen. Der Prinz lernte von ihm die Güte als eine Schwäche ansehen, die Tugend als eine Thorheit, die Religion als ein Hirngespinnst, Rechtschaffenheit als das Verdienst der Einfältigen; die Kunst zu lügen aber, und mit gegebenen Worten zu spielen, als die einzige Regierungskunst. Diese höllische Lehre würde aus einem energischen Menschen ein Ungeheuer gemacht haben; aus dem von Natur leichtsinnigen Prinzen, der weder den Muth noch die Spannkraft des Bösen hatte, machte sie nur einen Lasterhaften, der sich ohne Scheu sinnlichen Leidenschaften hingab und der öffentlichen Meinung spottete, der das Geräusch aufsuchte, um sich zu betäuben, und mit verkehrter Geschmackslust der schändlichsten Genußgier fröhnte, um den, durch Übersättigung abgestumpften Nervenreiz immer wieder zu schärfen. So blieb der Prinz gut aus Schwäche, der Rache unfähig aus Schlaffheit; er liebte in seiner Größe nur die Leichtigkeit, ganz nach seinem Gelüste zu leben; er schenkte seine Gunst Jedem, der ihn zu unterhalten wußte, und war aus Freigebigkeit ein Verschwender". Vorzüglich zeigte er durch ein schimmerndes Beispiel und durch die lachende Verspottung alles Ehrwürdigen, mehr als ein Andrer vor ihm, das Laster in jener reizenden Gestalt, die den leichtsinnigen Franzosen so schnell verführt. Bei den Talenten des Prinzen war es Dubois leicht, vor dem Hofe glänzende Prüfungen mit ihm anzustellen. Durch diese Triumphe, die er seinem Zöglinge verschaffte, und durch die Dienerinnen der Wollust, die er ihm des Nachts heimlich zuführte, erwarb er sich seine Anhänglichkeit. Der Prinz ließ sich daher leicht von ihm überreden, Ludwigs XIV. Wunsche gemäß, gegen den Willen seiner Mutter, Mlle. de Blois, die natürliche legitimirte Tochter des Königs zu heirathen, mit welcher er sechs Töchter und einen Sohn zeugte. Der Vater des Prinzen, ein höchst ausschweifender Mann, stand zu sehr unter fremdem Einflusse, als daß er hier eine Stimme gehabt hätte. Die Ehe war nicht glücklich; desto nothwendiger machte sich Dubois. Der Prinz vernachlässigte seine Gemahlin, die weniger schön und geistvoll als stolz und kalt war. Der strenge Ton des Königs, welcher von seinen Verirrungen hörte, reizte ihn zum Aufsuchen geheimer Wollüste. Hier trieb er unter Menschen, die er Roués nannte, und unter Buhldirnen frechen Spott mit Allem was Sitte heißt, und verlachte die Frömmigkeit des alten, der Sünde abgestorbenen Königs. Dennoch behandelte Ludwig seinen Neffen, an dem er die Eigenschaften eines Helden erblickte, mit Schonung. 1692 machte der Prinz seinen ersten Feldzug unter dem Marschalle v. Luxemburg in den Niederlanden mit. Im spanischen Erbfolgekriege erhielt er 1706 ein Commando in Italien. Man hörte nicht auf seinen Rath, und

Italien ging verloren. Der König stellte ihn darauf an die Spitze eines Armeecorps in Spanien unter Berwick. Allein er glaubte, daß man ihn nicht gehörig unterstützt habe, und fand sich auch durch die Weigerung, seine Maitresse zur Hofdame der Königin zu ernennen, beleidigt. Als man nun in Spanien den Untergang des schwachen Philipps V. für wahrscheinlich hielt, so willigte er ein, daß eine Partei auf diesen Fall für seine Erhebung auf den spanischen Thron arbeiten sollte. Allein der Plan wurde verrathen; die Unterhändler des Herzogs wurden verhaftet, und man berathschlagte zu Versailles, ob man ihm nicht selbst den Proceß machen müsse. Seine Feinde beschuldigten ihn, er habe Philipps V. Soldaten gegen ihren König zu den Waffen rufen wollen, und der Dauphin verlangte daher die Hinrichtung des Herzogs; auch Frau v. Maintenon hielt ihn für schuldig. Der Kanzler aber und der Sohn des Dauphins, der tugendhafte Herzog v. Bourgogne, welcher den Herzog v. O. wegen seiner natürlichen Anmuth und aus Dankbarkeit liebte, weil dieser sich einmal für ihn und Fénélon mit Wärme gegen ihre Feinde erklärt hatte, sprachen so nachdrücklich für ihn, daß man ihm erlaubte sich zu rechtfertigen. Hierauf erklärte ihn der König gegen Philipp V. für unschuldig. Alles sollte nur ein Spiel der Rache von der Maitresse des Herzogs gewesen sein, aus Verdruß, daß sie nicht Hofdame geworden. Seit dieser Zeit ward der Herzog unaufhörlich von Haß und Verleumdung verfolgt. Dadurch verlor er die letzte Achtung für Menschen, welche schlecht handelten und doch für rechtliche Leute galten. Sein Lieblingsstudium war Chemie. Er laborirte fleißig mit einem gewissen Homberg, und als seine Gemahlin einmal von einer Kolik befallen wurde, hieß es, der Herzog habe sie vergiften wollen. Sie genas wieder und man schwieg. Als aber 1711 und 1712 der Dauphin, der Herzog v. Bourgogne, dessen Gemahlin und ältester Sohn schnell hinter einander starben, und nur ein Wundarzt ein bösartiges Faulfieber und die Rötheln als natürliche Ursachen so plötzlichen Todes ansah, wo die übrigen Ärzte Spuren von Vergiftung erkennen wollten, da klagte die öffentliche Stimme laut den Herzog, der mit Roués umgehe und Gifte koche, als den Mörder an. Selbst Frau v. Maintenon erklärte sich in Gegenwart des Königs für diese Meinung. Nur zwei Glieder von der Familie des Dauphins blieben am Leben, der Herzog v. Berry, Schwiegersohn des Herzogs v. O.'s, und der schwächliche Herzog v. Anjou, der nachherige König, ein Kind, das nur durch Gegengift, wie zwei Hofdamen vorgaben, gerettet worden sein sollte. Am eifrigsten verbreitete der Herzog v. Maine, Ludwigs natürlicher Sohn, das Gerücht von dieser Vergiftung. Es ward allgemein geglaubt, und der Herzog kam in Gefahr, von dem Pöbel in Stücke gerissen zu werden. Da verlangte er von dem Könige, daß er ihn und seinen Chemiker in der Bastille vernehmen lassen sollte. Diese Erniedrigung mißfiel dem König; denn er fand es ebenso würdig als schicklich, des Herzogs Unschuld ohne Untersuchung anzuerkennen. Nicht so der Hof. Wo der Herzog hinkam, wich Jeder vor ihm zurück. Dies kümmerte ihn jedoch wenig und als Regent hatte er jede Beleidigung vergessen. Jetzt starb auch plötzlich der Herzog v. Berry, und diesmal traf der Verdacht seine Gemahlin, die Tochter des Herzogs v. O. Ihrem wilden Charakter nach konnte sie eine solche That begehen; man wußte, daß zwischen ihr und ihrem Vater eine schändliche Vertraulichkeit herrschte; Grund genug, um diesen für den Mitschuldigen zu halten. Doch machte der Vorfall wenig Eindruck. Der stumpfsinnige König mochte nichts wissen, und der Hof fürchtete die Rache des Herzogs, wenn er zur Gewalt kommen sollte. Damals unterschrieb Ludwig XIV. das Edict, worin er dem Herzog v. Maine und dem Grafen v. Toulouse, seinen natürlichen Söhnen, das Erbfolgerecht zusicherte. Doch wollte er den Herzog v. O., dem als ersten Prinzen von Geblüte die Regentschaft gebührte, nicht ausschließen, und ernannte deßhalb in seinem Testamente einen Regentschaftsrath, in welchem der Regent zwar den Vorsitz führen,

aber kein andres Vorrecht, als bei gleichen Stimmen die entscheidende haben sollte. Die Person des unmündigen Königs und sein ganzer Hof- und Militairstaat sollten unter der Aufsicht des Herzogs v. Maine stehen. Aber schon in der letzten Krankheit des Königs war die Ehrfurcht der Höflinge für den Herzog immer reger geworden, je mehr sich der Tod Ludwigs XIV. näherte. Auch die Nation haßte ihn nicht mehr, und das Militair trat entschieden auf seine Seite. Dasselbe geschah von dem Parlamente, den Herzögen und Pairs, die durch den jenen Bastarden ertheilten Vorzug beleidigt waren. Mehre der angesehensten Männer boten dem Herzog insgeheim ihre Dienste an. Für eine halbe Mill. Livres erklärte sich der Herzog v. Guiche im Namen des Garderegiments für ihn. Kurz, alle Maßregeln waren genommen, um der Einrede des Herzogs v. O. gegen die Gültigkeit des Testaments am Tage der Eröffnung (2. Sept. 1715), 24 Stunden nach dem Tode des Königs, Nachdruck zu geben. Also wurde nach kurzem Widerspruche von Seiten des Herzogs v. Maine die dem Letztern übertragene Vormundschaft für ungültig erklärt und dem Herzoge v. O. die höchste Gewalt zugesichert. Hierauf versprach der neue Regent, die Regierung nach einem Plane einzurichten, den er unter den Papieren des Herzogs v. Bourgogne gefunden habe, und kehrte sodann unter dem Jubel des Volks nach seinem Palaste zurück. Den 12. Sept. ließ er den fünfjährigen Ludwig XV., zu dessen Füßen die Gouvernante saß, ein Lit de Justice halten, wo der Kanzler Voisin, der das Testament geschrieben hatte, die Vernichtung desselben feierlich aussprach. Einer der ersten Schritte seiner Regentschaft war, daß er die Bürgerlichen (la roture) von allen obern Staatsämtern ausschloß. Die Besetzung der verschiedenen Conseils erfolgte nach persönlichen Rücksichten, und bald erhob der Regent seinen alten Lehrer Dubois, den man nur den Abbé Friponneau (Schuftchen) nannte, ohne die Bitten seiner Mutter zu achten, zum Staatsrathe; doch sagte er ihm vertraulich: „Aber ein Bischen Rechtlichkeit, Abbé, ich bitte darum!" Dubois hatte bald Gelegenheit, sich verdient zu machen. Frankreich stand seit dem utrechter Frieden allein in Europa. Die Handlungen des Regenten waren dem Könige von England verdächtig; die Holländer trauten dem franz. Systeme noch weniger, und näherten sich daher dem östreich. Hofe, welcher ebenfalls mit Frankreich in keinem guten Vernehmen stand; mit Spanien endlich war der Regent in persönlicher Feindschaft. Nur eine Allianz mit England konnte ihn sicher stellen, und nicht bloß diese vermittelte Dubois, sondern auch den Beitritt der Generalstaaten, wodurch die berühmte Tripelallianz im Haag (4. Jan. 1717) zu Stande kam, welche des spanischen Ministers Alberoni Plane vereitelte und die Politik des franz. und span. Hauses Bourbon gänzlich trennte. Trotz dem brachte der gewandte Mann, der dafür zum Minister der auswärtigen Angeleg. erhoben worden war, späterhin eine Doppelheirath zwischen dem Könige Ludwig XV. mit einer Infantin, und zwischen dem Prinzen v. Asturien mit der Prinzessin v. Chartres zu Stande. Daß Law's Finanzsystem für Frankreich so verderblich wurde, lag in der Art und Weise, wie man es ausführte, und in dem Leichtsinn des Regenten, der durch jenes System eine volle Goldgrube für seine Maitressen und Günstlinge gefunden zu haben wähnte. Durch Herabsetzen des Metallwerths suchte er vergebens die Bankzettel und Staatspapiere in ihrem Nennwerthe zu erhalten; endlich erließ er (24. Febr. 1720) das tyrannische Gesetz, daß Niemand mehr als 500 Livres in Silber, weder gemünzt, noch ungemünzt, bei Strafe von 10,000 Livres, bei sich haben sollte. So verschwand mit einem Male Treue und Glaube und der erste Keim der in unsern Zeiten erfolgten Revolution war gelegt. Wie leichtsinnig der Regent bei einem Unglück, das er selbst verschuldet hatte, dachte, beweist die Antwort, welche er damals dem abgedankten Prévôt des marchands, Trudaine, auf seine Klagen gab: „Sie sind ein viel zu ehrlicher Mann für uns!" Übrigens ließ der Regent, da er jede

Anstrengung scheute, die Minister machen, was sie wollten, daher die Politik seines Hofes immer schwankender wurde. Den legitimirten Söhnen Ludwigs XIV. ließ er ihr Recht zur Erbfolge und den Vorzug, sich Prinzen vom Geblüte zu nennen, absprechen. Aus Rache wegen dieses Gewaltschritts verband sich die Gemahlin des Herzogs v. Maine mit dem spanischen Gesandten Cellamare (s. d.), um dem Regenten die Obergewalt zu entreißen; aber er verzieh ihr, weniger aus Großmuth als im Gefühle seines Unrechts. Doch mußten vier ihrer Mitverschwornen auf dem Blutgerüste sterben. Der Präsident des Parlaments, de Mesmes, betheuerte dem Regenten seine Unschuld an der Verschwörung, allein der Prinz bewies ihm das Gegentheil durch einen Brief und verzieh ihm, weil er jetzt auf seinen unbedingten Gehorsam rechnen durfte. Sonst wurde das Recht streng und parteilos verwaltet. Ein Graf Horn sollte wegen eines, an einem Wechsler begangenen Mordes lebendig gerädert werden. Die Familie und die Hofleute stellten dem Regenten vor, der Graf sei mit den vornehmsten Häusern, ja selbst mit ihm verwandt. „Meine Herren", erwiderte der Prinz, „die Schande liegt im Verbrechen, nicht in der Bestrafung, und was mich betrifft, so will ich die Schande mit Ihnen theilen". Endlich legte er die Regentschaft am 15. Febr. 1723 in des jungen Königs Hände nieder, den er nach und nach auf eine gefällige Weise mit den Geschäften bekanntgemacht hatte, und überließ sich von nun an ungestört den wildesten Ausschweifungen. Doch nahm er nach Dubois's Tode (Aug. 1723) die Stelle eines Premierministers an und verstattete seinen Günstlingen (Roués) keinen Einfluß in die Geschäfte; selbst im wildesten Taumel entfiel ihm nie ein Staatsgeheimniß. Schon faßte man von ihm gute Hoffnungen, als er, 49 J. und einige Mon. alt (2. Dec. 1723), am Schlagflusse, einer Folge seiner Unmäßigkeit, starb. Über sein Leben sehe man außer den „Mémoires" des Herzogs v. St.-Simon besonders die „Mémoires secrets et correspond. inédite du Card. Dubois, par Mr. de Sevelinges" (2 Bde., Paris 1815); sie berichtigen Manches, was in der Schrift: „La vie de Philippe d'Orléans, petit-fils de France etc., par Mr. L. M. D. M." (London 1736, 2 Bde.), welche man dem Jesuiten la Motte zuschreibt, gesagt wird. K.

Orleans (Louis Joseph Philipp, Herzog v.), Urenkel des Vor., und gleich ihm durch Ausschweifungen berüchtigt, geb. 1747, hieß Herzog v. Chartres bis 1787, wo sein Vater starb. Eine gemeine Natur, aufgedunsen von den Gelüsten einer verbrecherischen Zeit, schwamm dieser Mensch, getragen von der Woge der Revolution, dem Strome nach, bis dieser ihn verschlang. In der Jugend war sein Ruhm die höchste Sittenlosigkeit. Er soll absichtlich seinen Schwager, den Prinzen von Lamballe, Sohn des Herzogs v. Penthièvre, in seine Ausschweifungen hineingezogen und zu Grunde gerichtet haben, um sein Vermögen zu erben. Seine Gemahlin, Louise Marie Adelaide v. Penthièvre (geb. 1753), glich an Tugend und Frömmigkeit ihrem Vater. O. machte sie unglücklich. Sie wandte dagegen ihre ganze Sorgfalt auf die Bildung ihrer Söhne, die, wenn die jetzt regierende Linie Bourbon ausstirbt, dem Throne die nächsten sind. Die Natur hatte viel für den Herzog v. O. gethan, das Glück noch mehr; er war unermeßlich reich. Von mehr als mittler Größe, gefiel er durch seine Gestalt und angenehme Gesichtsbildung; aber seine Ausschweifungen hatten sein Gesicht mit bösartigen Blattern bedeckt. Er war geschickt in körperlichen Übungen, nicht ohne Verstand, aber unwissend und leichtgläubig; ein gutmüthiger Schwächling ohne eignen Willen, außer wo ihn Leidenschaften reizten. Nachdem er allen Sinnenkitzel bis zur Sättigung genossen, fand er in der Revolution neue Spannung für seine abgestumpften Nerven und in der Befriedigung der Rache ein neues wollüstiges Gefühl. Sein öffentliches Leben war durchaus das Werk der Umstände. Durch seine Geburt zur Stelle eines Großadmirals berufen, führte er 1778 eine Abtheilung

der Flotte gegen den Admiral Keppel in dem Treffen bei Ouessant, an. Aber seine Abtheilung stand im Hintertreffen, und man warf ihm Feigheit vor, sodaß er, statt Großadmiral zu werden, die Stelle eines Generaloberſten der Husaren erhielt; Stoff genug zu Epigrammen! Seitdem fing er an Ludwig XVI. zu hassen. Als er einige Jahre darauf in einem Luftballon aufstieg, sagten die Spötter: er habe alle Elemente zu Zeugen seiner Feigheit machen wollen. Indeß war er nicht ohne Ehrgeiz. Daher suchte und erhielt er die Stelle eines Großmeisters aller Freimaurerlogen in Frankreich; daher trat er 1788, wo der Hof mit den Parlamenten in Streit gerieth, auf die Seite des Volks und widersetzte sich in der königl. Sitzung vom 19. Nov. dem Könige; er ward deßwegen verwiesen, vom Volke aber verehrt. Denn er kaufte Korn auf, um es den Armen wohlfeil oder unentgeltlich abzulassen. Er ließ 1788 und 1789 Zimmer für die Armen heizen, sie speisen und Geld unter sie vertheilen. Um dem Volke zu gefallen, war er persönlich bei der Plünderung der Papiermanufaktur zu Reveillon zugegen, und ließ sich vom Adel zu Crepy in Valois zum Mitgliede der ersten Nationalversammlung ernennen. Bald trat er ganz auf die Seite des dritten Standes. Er nahm an geheimen Zusammenkünften Theil, wo ihn listige Parteihäupter mit der Aussicht kirrten, Generallieutenant des Königreichs zu werden. Hätte er Muth gehabt, so würde er an die Spitze des Volks getreten sein. Kaum vermochte er d. 12. Juli 1789, wo er mitten unter den Volkshaufen im Palais royal trat, das Wort hervorzubringen: „Es gibt nur Ein Mittel: greift zu den Waffen!“ Eiligst zog er sich in den Palast zurück. Seitdem brauchten ihn seine Anhänger nur für ihre Zwecke, doch schmeichelten sie seiner Ehrsucht so lange, als es ihnen nöthig schien. Von ihnen verleitet, bestach er das Regiment der franz. Garden. Er ließ Schmähschriften gegen die Königin vertheilen, die er mit dem giftigsten Hasse verfolgte; dafür trug der Pöbel seine Büste im Triumphe durch die Stadt. Welchen Antheil er seitdem an allen Ausbrüchen des wilden Jakobinismus genommen, kann nicht mit Bestimmtheit gezeigt werden; allein die Spur der sogen. orleanischen Partei läuft deutlich genug durch die dunkelsten Windungen der Revolutionsgräuel hin. Doch hatte er nicht Kühnheit genug, rasch nach der Krone zu greifen. Daher gelang der Plan in der Nacht vom 5. und 6. Oct., als dessen Haupturheber alle Aussagen den Herzog einstimmig bezeichneten, nur halb. Lafayette bedrohte ihn deßhalb mit gerichtlicher Untersuchung, und der erschrockene Orleans ging mit Erlaubniß des Königs nach England. Nach acht Monaten kam er zurück, leistete den Bürgereid und die Nationalversammlung sprach ihn von jeder Anklage frei. Bei der Flucht Ludwigs XVI. erklärte er, daß er auf die Regentschaft, im Falle sie ihm angetragen werden sollte, Verzicht leiste. Er beschäftigte sich damals mit Aufkäufen von Getreide und Zucker; daher verließen ihn die meisten seiner Anhänger. Jetzt riethen die Minister zu einer Aussöhnung mit Orleans. Er wurde zum Admiral von Frankreich ernannt, und der Minister Bertrand v. Moleville leitete eine Unterredung ein, die der König mit Orleans hatte. Aber unglücklicherweise wußten die Hofleute nichts von dieser Annäherung. Sie behandelten daher, vom blinden Royalismus bethört, den Herzog, als er wenige Tage nachher (Jan. 1792) bei Hofe erschien, mit der beleidigendsten Verachtung, und beim Hinabsteigen von der Treppe wurde, wie Bertrand de Moleville in seinen „Mémoires“ erzählt, sogar auf ihn gespien. Dies brachte ihn in Wuth, und er trat als der unversöhnlichste Feind des Königs und der Königin zur Revolutionspartei. Der Hof schlug ihm daher sein Gesuch ab, bei dem Heere unter Luckner zu dienen, worüber er bei der Nationalversammlung Klage führte. Nun erfolgten die Schreckenstage vom 20. Juni und 10. Aug. 1792, an denen O. wol Theil haben mochte, obgleich er einsehen mußte, daß hier eine mächtigere Partei als die seinige ihn selbst mit sich fortriß. Er ward hierauf nebst Marat, Robespierre und Danton zum

Abgeordneten von Paris bei dem Nationalconvente ernannt. Um dieser Gesellschaft würdig zu sein, ließ er sich d. 15. Sept. 1792 von der Gemeinde von Paris den Namen Egalité beilegen; auch erklärte er im Dec. durch den Druck, daß er auf sein Thronfolgerecht verzichte. Seine Verbindung mit den Maratisten aber machte ihn der Girondepartei verdächtig. Diese gab vor, die Municipalität von Paris habe die Absicht, den Herzog v. O. auf den Thron zu setzen, und verlangte, als die Stadt Paris die Verurtheilung Ludwigs foderte, daß Philipp von O. und alle Bourbons aus der Republik verbannt werden sollten. Das Betragen des Herzogs in dem Processe des Königs, wo er mit herzloser Kälte für die Hinrichtung seines Vetters stimmte, empörte selbst einen Theil der Jakobiner und erregte lautes Murren in der Versammlung. Bei der Hinrichtung war er zugegen, und fuhr hierauf nach Raincy, um diesen Tag durch eine Orgie zu feiern. Am 9. März besuchten ihn Danton, Robespierre, Marat u. A., um Geld zu einer Volksbewegung, die sie zu seinen Gunsten veranstalten wollten, von ihm zu empfangen; allein O. hatte nicht allein seine Schätze vergeudet, es fehlte ihm auch in dem entscheidenden Augenblicke der Muth, auf das Rathhaus zu gehen und seine Rolle auszuführen. Nun gaben ihn selbst Robespierre und Danton auf, die ihn wegen seiner vormaligen Gunst beim Pöbel schon längst heimlich gehaßt und ihn nur wegen seines Reichthums noch eine Zeitlang geschont hatten. Sie ließen ihn aus der Liste der Jakobiner streichen, und bald gab die Entweichung seines Sohnes, des Herzogs v. Chartres, der den General Dumouriez auf seiner Flucht begleitet hatte, einen Vorwand, auch ihn zu stürzen. Durch einen Beschluß des Convents ward die Verhaftung sämmtlicher Bourbons, und zwei Tage später ihre Entfernung nach Marseille, mit einziger Ausnahme der königl. Familie, die im Tempel verblieb, angeordnet. Vergebens flehte O. den Convent und seine ehemaligen Freunde um Theilnahme und Schonung an. Umsonst berief er sich auf sein „Verdienst, für den Tod des Königs gestimmt zu haben!!“ Alle Parteien waren gegen ihn, jede machte der andern die Verbindung mit einem so verächtlichen Menschen zum Vorwurfe. Er ward daher nebst seiner Familie in die Gefängnisse von Marseille gebracht. Hier lebte er in solcher Völlerei, daß der Prinz v. Conti den Convent schriftlich ersuchte, ihn von seinem Mitgefangenen zu trennen, dessen Nähe ihm eine härtere Strafe dünke, als der Tod. Der Convent nahm auf diese Bitte (9. Apr.) keine Rücksicht. Als hierauf das Criminalgericht der Rhonemündungen den gefangenen Philipp Egalité für unschuldig erklärte, verbot der Wohlfahrtsausschuß dessen Freilassung und ließ ihn nach Paris bringen, wo er d. 6. Nov. früh um 4 Uhr sich vor dem Revolutionstribunale mit ziemlicher Ruhe und Gewandtheit vertheidigte. Man beschuldigte ihn der Verschwörung gegen die Sicherheit der Republik; aber seine Hauptverbrechen waren sein Vermögen und sein königl. Blut, weßhalb man ihn nach Abhörung eines einzigen Zeugen verurtheilte. Er hörte das Todesurtheil mit Standhaftigkeit an und starb denselben Tag (6. Nov. 1793) um 5 Uhr Abends; doch erblaßte er, als er dem Blutgerüste sich näherte. Unter Verwünschungen rief das Volk ihm zu: „**Tu as voté la mort de ton cousin, comptant lui succéder, mais tu ne lui succéderas que dans la guillotine**“. Seine beiden jüngern Söhne wurden im Nov. 1796 von Marseille nach Philadelphia gebracht. Seine den 22. Juli 1792 von ihm geschiedene Gemahlin wurde im Sept. 1795 in Freiheit gesetzt, erhielt aber erst 1797 den Genuß ihres Vermögens wieder. Nach dem 18. Fructidor ward ihre Deportation beschlossen; sie begab sich nach Spanien, wohin man ihr ein Jahrgeld von 100,000 Fr. verabfolgen ließ. Nach der Restauration Ludwigs XVIII. kam sie 1814 wieder nach Paris und blieb, durch Krankheit zurückgehalten, daselbst, als Bonaparte sich im März 1815 des Thrones von Frankreich zum zweiten Male

bemächtigte. Sie starb bald nachher. Ihr und des Obigen einzig noch lebender Sohn ist

Orleans (Louis Philipp, Herzog v.), erster Prinz von Geblüte, geb. d. 6. Oct. 1773, erzogen von seiner trefflichen Mutter und von der Frau v. Genlis, vor der Revolution Herzog v. Chartres genannt. Er verließ Frankreich, nachdem ein Verhaftsbefehl gegen ihn ergangen war, in Gemeinschaft mit Dumouriez, bei dessen Heer er diente, 1795, und ging mit 100 Louisdor, seiner ganzen Baarschaft, von Mons aus in die Schweiz. Um seine Familie von aller Verantwortlichkeit wegen seiner Auswanderung zu befreien und sich selbst jeder Verfolgung zu entziehen, verbarg er sich unter einem angenommnen Namen in einem einsamen Thale der hohen Alpen, fern von der Heerstraße und besuchten Gegenden. Er hatte seiner Schwester das wenige ihm noch übrige Geld zurückgelassen; daher litt er vier Monate lang die größten Entbehrungen. Alle Sonn- und Festtage gab er nicht mehr als etwa 8 Groschen aus, um sich und seinen alten Diener, der ihn nicht verlassen wollte, zu beköstigen. Als er nur noch einen Louisdor hatte, suchte und erhielt er die Professur der Geometrie an einem Collegium in Graubünden. Hier blieb er 6 Monate, ohne daß ihn Jemand kannte, und erwarb sich die Achtung seiner Mitlehrer in so hohem Grade, daß ein Herr v. Salis, der ihn vorher als Herzog v. Orleans hatte verfolgen müssen, von der Geschicklichkeit des jungen Professors eingenommen, ihm die Stelle eines Hofmeisters bei seinen Kindern antrug. Allein der Herzog lehnte dies ab und fuhr fort, in seinem Collegium die Geometrie zu lehren. Erst nach Robespierre's Tode, als er nicht mehr wegen seiner Mutter und Geschwister in Sorgen war, verließ er seinen Zufluchtsort und entdeckte sich einigen alten Freunden; doch lebte er noch eine Zeitlang in einer kleinen Schweizerstadt einfach und unerkannt. Späterhin begab er sich nach Hamburg, und war entschlossen nach Nordamerika zu gehen. In der Folge lebte er, als Herzog v. Orleans, in England und zu Palermo in Sicilien. Hier vermählte er sich 1809 mit Amalie, König Ferdinands von Sicilien Tochter, die ihm 6 S. und 3 T. geboren hat. Nach der Restauration kam er mit seiner Familie von Palermo nach Paris. Bei Napoleons Einfall im März 1815 begab er sich nach England und lebte zu Twickenham. Er blieb daselbst, weil die Gunst einer Partei in Frankreich zwischen ihm und den Prinzen des königl. Hauses eine Spannung veranlaßt hatte. Allein sein durchaus tadelfreies Verhalten mußte ihm die Achtung des Königs sichern, und er kehrte 1816 nach Paris zurück, wo er im sogen. Palais Royal, oder auf seinem Landsitze Neuilly wohnt und Generaloberster der Husaren, auch Großkreuz der Ehrenlegion (seit 1816) ist. 1824 erhielt er das Prädicat Königl. Hoh. Er ist ein Fürst von edeln Grundsätzen und seltener Humanität. K.

Orloff, ein russisches altadeliges Geschlecht. Gregor Orloff, unter Peter I. Oberstlieut., hinterließ 5 Söhne. Der 2. Gregorej O. kam nebst seinen beiden ältesten Brüdern in das Landcadettencorps, trat sodann in ein Garderegiment zu Fuß und ward Adjutant des Generalfeldzeugmeisters Schuwaloff. Er lebte mit seinen Brüdern ausschweifend, und wußte sich, als sein Vermögen aufgezehrt war, durch Spiel und andre Kunstgriffe zu helfen. Im siebenjähr. Kriege ward er mit dem zum Gefangenen gemachten Grafen Schwerin nach Petersburg geschickt und hier zufällig von der Großfürstin Katharina gesehen, die eben in Poniatowski ihren Liebling verloren hatte. Der Anblick des schönen Mannes fesselte ihr Herz, und bald entspann sich ein Verständniß. Die Idee einer Thronrevolution, welche die Kaiserin ihrem Günstlinge mittheilte, ward von diesem mit Feuer ergriffen. Er zog seine Brüder, die ebenso ehrgeizig als er waren, ins Geheimniß, und sie übernahmen es hauptsächlich, die Garden zu gewinnen; er aber erhielt auf der Kaiserin Empfehlung die Zahlmeisterstelle bei der Artillerie und dadurch bedeutende Geldsummen zu seiner Verfügung. Als man sich genöthigt sah,

die Revolution früher als beschlossen auszuführen, blieb Gregor, während sein Bruder Alexis die Kaiserin von Peterhof abholte, in der Stadt, spielte und trank die Nacht hindurch mit einem gewissen Persilieff, der von Peter den Auftrag hatte, Katharinens Anhänger zu beobachten, und verließ ihn erst gegen Morgen, als er nicht mehr schädlich werden konnte. Darauf ging er zu den Garden, fuhr dann der Kaiserin entgegen und kündigte ihr an, daß Alles bereit sei. Die Revolution hatte den erwünschten Erfolg. O. ward von nun an als erklärter Liebling der Kaiserin angesehen. Bei der Cour im Sommergartenpalast saß er neben dem Throne und gleich darauf bezog er seine Wohnung im Winterpalast, in der Nähe der Monarchin. Nach des Kaisers Tode empfing er den Kammerherrnschlüssel und den Alexander-Newskiorden. Die Reichsgrafenwürde für ihn und seine Brüder und höhere Ehrenstellen folgten bald nach. Endlich ward er Generalfeldzeugmeister und Ritter des Andreasordens. Er war lange der Einzige, der das Portrait seiner Monarchin im Knopfloche tragen durfte. Dabei waren seine Reichthümer ungeheuer. Seiner Macht fehlte nichts als der kaiserl. Titel, und auch diesen würde er mit Katharinens Hand empfangen haben, wenn nicht die Grafen Rasumoffski, Woronzoff und Panin entgegengewirkt hätten. Nun richtete O. seine Blicke auf das kaspische Meer, wo er ein Königreich Astrachan stiften wollte, später auf das alte Griechenland, und trug wesentlich dazu bei, daß die russische Politik ihr Streben nach dieser Seite hin richtete. Aber O.'s rohes und rücksichtloses Betragen war nicht geeignet die Kaiserin dauernd zu fesseln. Ihre Zuneigung erkaltete und seine Nähe fing an, ihr lästig zu werden. Katharina überredete ihn daher, als 1771 die Pest 150,000 Menschen in Moskau hinraffte, persönlich Anstalten gegen das Übel zu treffen und sich dadurch den Dank der Nation zu erwerben. O. ging dahin und ward bei seiner Rückkehr mit scheinbarer Freude empfangen. Ein marmorner Triumphbogen und eine Medaille, auf welcher er, ein zweiter Curtius, sich in den Pfuhl stürzt, verherrlichten das Andenken seines Verdienstes. Ihn jedoch aufs neue zu entfernen, überredete ihn die Kaiserin, nach Fockschani in der Walachei zu gehen, wo ein Congreß zur Beendigung des Türkenkriegs eröffnet werden sollte. O. erschien hier mit kaiserl. Pracht, benahm sich aber mit einer so empörenden Anmaßung gegen die Türken, daß der Zweck durchaus verfehlt wurde. Noch in Fockschani erfuhr er, daß die Kaiserin sich einen neuen Günstling gewählt habe. Wüthend machte er sich sogleich auf den Weg nach Petersburg, bekam aber unterwegs die Weisung, sich einstweilen auf sein Schloß Gatschina zu begeben. Hier lebte er ein Vierteljahr unter unaufhörlichen Ausbrüchen seines gereizten Charakters, ohne daß es der Kaiserin gelang, ihn durch Unterhandlungen und Drohungen zur Ruhe zu bringen. Die Kaiserin, die nicht ohne Furcht vor seiner Rache war, schrieb endlich selbst an ihn, überschickte ihm das Reichsfürstendiplom, nannte ihn Durchlaucht, und bat ihn, eines ihrer Lustschlösser zu seinem Aufenthalte zu wählen. O. ging nach Zarskoe-Selo und lebte hier mit der Pracht eines Kaisers. Aber im Dec. 1772 söhnte sich die Kaiserin mit ihm aus. O. blieb den Winter über in Petersburg und trat in seine vorigen Verhältnisse zurück. Die Kaiserin machte ihm u. a. den prächtigen Marmorpalast zum Geschenke. Fürst O. schenkte ihr dagegen den berühmten großen Brillanten und ließ auf seine Kosten das Arsenal in Petersburg bauen. Dennoch ward er nicht ruhig, und kam plötzlich auf den Einfall, sich in Reval niederzulassen. Von hier ging er auf Reisen, besuchte Frankreich, kehrte aber bald nach Petersburg zurück. Hier fand er Potemkin in der Gunst der Kaiserin, begab sich nach Moskau und besuchte nur von Zeit zu Zeit den Hof. Endlich heirathete er in Petersburg und fand sich in der Ruhe des Privatlebens glücklich, ging mit seiner Gemahlin auf Reisen, hatte aber zu Lausanne das Unglück, sie zu verlieren. Nach ihrem Tode kam er 1782 nach Petersburg zurück, und sogleich ergriff ihn auch die vorige Unruhe wieder. Seine Rück-

sichtslosigkeit hatte ihm viele Feinde gemacht. Periodische Anfälle von Wahnsinn endigten im April 1783 sein Leben unter den schrecklichsten Qualen. Er hatte mehr Verstand als Kenntnisse, war mehr leichtsinnig als boshaft, mehr verschwenderisch als gutthätig, dabei entschlossen und muthig, und bewies in den letzten Lebensjahren die strengste Rechtschaffenheit. Seine Ehe war kinderlos. **Alexis** O., der dritte Bruder, genoß mit den beiden ältern gleiche Erziehung, und trat ebenfalls als Unterofficier in die Garde. Bei der Revolution 1762 bewies er von allen seinen Brüdern vielleicht die meiste Kühnheit, wie er denn auch durch eine Riesenstärke sich auszeichnete. Als die Verschwornen in der Nacht vor dem entscheidenden Tage die Rollen unter sich vertheilten, erhielt Alexis den Auftrag, mit dem Sergeanten Bibikoff die Kaiserin von Peterhof abzuholen. Dem gemäß eilte er zur bestimmten Zeit hin, ließ die Kaiserin ein schlechtes Fuhrwerk besteigen und nahm selbst als Kutscher die Zügel. Sobald sie im Quartiere der ismailoffschen Garde angekommen waren, begann die Revolution. Nachdem man sich der sämmtlichen Garden versichert hatte, fuhr die Kaiserin in demselben Wagen nach der kasanschen Kirche. Alexis schwang sich auf ein Pferd, ritt voran, und als die Kaiserin bei der Kirche ankam, rief er sie daselbst zur Monarchin von Rußland aus. Peters III. Tod wurde beschlossen; Alexis ritt mit einigen Andern nach Ropscha, einem Landsitze des Grafen Rasumoffsky, wo der unglückliche Kaiser gefangen saß, und überbrachte dann der Kaiserin die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls. Man beschuldigte ihn, daß er es übernommen habe, den Gefangenen zu erdrosseln. Reichlich belohnt, weihte er sich dem Dienste seiner Gebieterin, aber Katharinens glänzender Hof gab seinem Ehrgeize keine Befriedigung. Der erste Türkenkrieg bot ihm Gelegenheit dar, sich Ruhm zu erwerben. O. war Generallieut., Generaladj. der Kaiserin, Lieut. der Chevaliergarde, Oberstlieut. der Garde Preobratschenski und Ritter der russischen Orden; er konnte folglich keine untergeordnete Rolle übernehmen, zum Oberbefehle über ein Landheer aber fehlten ihm Kenntniß und Erfahrung. Er übergab der Kaiserin den Operationsplan einer Flotte in den Gewässern des Archipelagus. Der Plan wurde genehmigt und Alexis 1768 zum Generaladmiral der ganzen russischen Flotte im Archipelagus mit unumschränkter Vollmacht ernannt. Die Hauptunternehmung war der Angriff auf die türkische Flotte bei Tschesme und ihre Verbrennung, wofür er den Beinamen Tschesmenskoi (der Tschesmier) erhielt. O. war noch bei der Flotte, als sein Bruder die Gunst der Kaiserin verlor. Letztere, die seinen unternehmenden Geist kannte, schickte ihm den Befehl, nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß die Flotte zu verlassen. O. besuchte Italien; damals täuschte er zu Livorno die hülfsbedürftige, aber gewiß nicht gefährliche Tochter der Elisabeth, und ließ sie nach Rußland führen. Als er nach Verlauf einiger Jahre nach Petersburg zurückkam, ward ihm der glänzendste Empfang zu Theil. Alle Künste mußten wetteifern, seine Siege zu verkündigen. In Zarskoe-Selo wurde ihm eins der schönsten Denkmäler errichtet. Überdies verlieh ihm die Kaiserin unermeßliche Reichthümer. Dennoch gefiel sich O. am Hofe nicht und ging nach Moskau. Er war damals General en Chef. Als sein Bruder Gregor starb, gab die Kaiserin ihr Portrait, das derselbe getragen hatte, dem Grafen Alexis: ein Ehrenzeichen, welches damals nur Potemkin trug. 1791 kam er nach Petersburg, und wohnte dem Thronbesteigungsfeste in Peterhof bei. Seitdem blieb er in Moskau, bis Paul I. den Thron bestieg. Dieser beschied ihn nach Petersburg und nahm dadurch Rache an ihm, daß er ihn und Baratinski, die einzig noch Überlebenden unter Denjenigen, die man Peters Mörder genannt hatte, zwang, bei der feierlichen Abholung der Leiche Peters III. aus dem Alexander-Newskikloster, von dort an den kaiserl. Winterpalast, und von da bis in die Festung das Bahrtuch zu tragen. Gleich darauf mußte er abreisen, durfte auch nicht in Moskau bleiben, als der neue Monarch sich dort krönen ließ. Nur mit

Mühe erhielt er die Erlaubniß, zu reisen, und ging nach Deutschland. Erst nach Pauls Tode kehrte er nach Rußland zurück, und starb zu Moskau 1808. Er war verheirathet und hinterließ eine T. und einen natürlichen, aber legitimirten Sohn, dem er seinen Beinamen Tschesmenskoi gab.

Orloff (Gregor, Graf v.), russ. Senator, Geheimerr. und Kammerherr, bekannt als historischer Schriftsteller, geb. zu Petersburg 1777, verwaltete mehre wichtige Posten und wurde 1812 zum Senator des Reichs ernannt. Er beschäftigte sich stets mit den Wissenschaften, vorzüglich mit Geschichte, Staatskunde und Literatur. Die kaiserl. Akad. d. Wiss. zu Petersburg, die Universität zu Moskau, die königl. Akad. d. Wiss. zu Neapel und and. gel. Gesellsch. zählen ihn unter ihren Mitgliedern. Seiner Gesundheit wegen mußte er sich aus dem strengen Klima Rußlands in den Süden begeben; er lebte seitdem zu Paris, im steten Umgange mit Gelehrten und Künstlern, hielt sich aber auch mehre Jahre in Italien auf, wo er die durch Geist und Freimüthigkeit, wie durch gründliche Forschung ausgezeichneten „**Mémoires historiques, politiques et littéraires sur le royaume de Naples etc.**" (m. Anm. v. Duval, 2. Aufl., 5 Bde., Paris 1825) in franz. Sprache schrieb. Dieses, auch ins Engl., Deutsche und Italien. übers. Werk umfaßt die Geschichte Unteritaliens von den frühesten Zeiten an und ist zur Kenntniß der neuern Schicksale Neapels bis 1820 wichtig. Seitdem hat Graf O. zu Paris seit 1822 eine „**Histoire des arts en Italie**" herausgeg., von welcher die beiden ersten Theile die Musik, die beiden folgenden die Malerei betreffen (auch u. d. T. „**Essai sur l'hist. de la musique en Italie**" — und „**Essai sur l'hist. de la peinture en Italie**"), aber auch den Werth einer leichten Compilation haben. Daß er ein unterrichteter und heller Beobachter ist, beweist s. „**Voyage dans une partie de la France, ou lettres descript. et histor.**" (Paris 1824, 3 Bde.). Als Mitglied der Geograph. Gesellschaft in Paris stiftete er einen Preis für die Beantwortung einer wissenschaftl. Frage, welche die Gesellschaft aufgibt. Er starb d. 4. Jul. 1826 zu Petersburg. Seine zu Paris (17. Dec. 1824) verst. Gemahlin, eine geb. Gräfin v. Soltikoff, verwandte einen Theil ihres Vermögens zur Aufmunterung des Verdienstes. Die schöne Ausg. von Kriloff's aus dem Russ. ins Franz. und Ital. übers. Fabeln ist ihren Bemühungen zum Theil zu verdanken.

Ormuzd ist in den Zendschriften untergeordnet der Zeroene Akerene, der grenzenlosen, ungeschaffenen Zeit, und von ihr zum Herrscher bestellt. Er ist der Erstgeborene aller Wesen, aus der Mischung von Urfeuer und Urwasser erzeugt, unermeßlich, unendlich, reinvollkommen. Man dachte sich ihn mitten im Himmel als König der Welt auf einem hohen Throne, „dem Throne des Guten und Vollkommenen", sitzend, von Anaschpand's, Ized's und den Seelen der Heiligen umgeben. Er heißt immer der ewige Quell der Sonne und des Lichts; Sonne und Mond strahlen nur durch ihn. Er trägt als Symbol einen Ring in der Hand, das Zeichen der Oberherrschaft, und wird auch mit einem Strahlenkranz dargestellt; auch als ein ehrwürdiger Alter auf dem Urstier, dem Symbol der gesammten organischen Schöpfung, ruhend.

Ornamente, s. Verzierungskunst.

Ornithologie, die Naturgeschichte der Vögel (s. d.).

Orographie, Gebirgsbeschreibung, ein Theil der physikal. Erdbeschreibung oder Geognosie (s. d.). dd.

Oronoco (Orinoco), einer der größten südamerik. Ströme, welcher besonders die Rep. Colombia durchfließt. Sein östlicher Hauptarm kommt aus dem großen Sumpfe oder See Parima und wendet sich anfangs gegen W. Sein zweiter Hauptarm entspringt unter d. 5° der N.B. im Gebirge Ibirinoco. Nach dem Einflusse des Guaviare wird sein Lauf östlich; mit einem Arm, dem Rio negro,

fällt er in den Amazonenfluß, und mit dem andern, dem Hauptstrome Oronoco, in 49 Mündungen, der Insel Trinidad gegenüber, in das atlantische Meer. Sein Lauf beträgt 370 Meilen. Gewöhnlich fließt er ½ Meilen breit, hat mehre Untiefen und große Wasserfälle und bei seinem Ausflusse viele Inseln, Sandbänke und Klippen, welche die Schifffahrt gefährlich machen. Er strömt schnell, und wächst regelmäßig vom April bis Sept. Während der Regenzeit richtet er große Überschwemmungen an, sodaß er nicht selten eine Breite von 25 Meilen hat, 500 Fuß tief ist und so langsam fließt, daß man auf einem großen See zu fahren glaubt. Sein heftiges Ausströmen zum Ocean zur Zeit der Ebbe empfinden die Schiffer auf 60 Meilen in offener See. Von Manchen wird er auch Paria, nach dem östlichen Districte Paria in Neuandalusien, an welchem er hinfließt, genannt. Zu seinen Nebenflüssen gehören, außer dem Guaviare, der Meta, Apure und Caroni. Indem der Oronoco durch den Cassiaquari und Rio negro mit dem Amazonenflusse in Verbindung steht, bilden beide Flüsse eine große Binneninsel, welche Guiana und einen Theil von Brasilien insichfaßt.

Orpheus, ein uralter Weiser und Barde der Griechen (etwa 40 J. vor dem trojan. Kriege), nach der gewöhnl. Sage der Sohn der Muse Kalliope und des thracischen Stromgotts Öagrus, nach A. des Apollo. Sammt dem Thamyris und Hercules war er von dem Linus unterrichtet worden. Sein süßer Gesang und seine siebensaitige Leier zogen ihm, wie die Sage erzählt, Felsen und Bäume nach, bezähmten die wildesten Thiere der Bergwälder und bändigten Ungewitter und Meerstürme. Dichter nennen ihn König von Thracien, und die unter seinem N. noch vorhandene, unstreitig aber spätere, Argonautik nennt ihn Beherrscher der heerdenreichen Cikonen. Dorthin setzt auch Ovid die Hochzeitfeier desselben mit Eurydice oder Agriope. Nach dem Verluste der geliebten Gattin schweifte er trostlos umher. Als er einst von seinem Irren heimkehrte, wurden die cikonischen Weiber, die durch seine Trauer sich verschmäht fühlten, bei einer schwärmenden Bacchusfeier so erbittert, daß sie den Jüngling in der Wuth zerrissen. Nach der Argonautik hingegen hatte O. schon ein ehrwürdiges Alter, als er mit den Argonauten nach Kolchis segelte. Früher besuchte er mehre andre Länder, vornehmlich Ägypten. Mit Kenntnissen bereichert, kehrte er zurück und bildete die bacchischen und die übrigen Mysterien in Griechenland weiter aus, vermehrte und berichtigte die Götterlehre und führte eine besondere, die Reinheit befördernde Lebensweise ein. Er ist der Erfinder oder Bildner der Cithara, des ältesten zur Besänftigung roher Gemüther sehr geeigneten musikal. Instruments. Von seinen Werken sprechen durchgängig die Alten; jedoch ist es sicherer, daß O. nicht eigentlich geschrieben, sondern daß seine Ideen, Lehren und Fabeln, in Form von Gedichten verfaßt, nur durch Überlieferung fortgepflanzt worden sind. Sehr früh waren Gedichte vom Orpheus in Griechenland im Umlauf, und wenn sie auch untergeschoben waren, so beweist es doch im Allgemeinen den alten Glauben an orphische Gedichte. Man zweifelte aber schon in alten Zeiten an der Echtheit der vorhandenen orphischen Werke, und wahrscheinlich war schon zu Aristoteles's Zeiten keins derselben ganz echt, vielleicht aber enthielten sie Bruchstücke alter orphischer Lehre. Wir besitzen unter des Orpheus Namen noch eine Argonautik (herausgeg. von Schneider, Jena 1803; deutsch von Voß, 1806), Hymnen oder Weihungslieder, ein Werk von den Kräften der Steine, wahrscheinlich aus dem 4. Jahrh. nach Chr. (herausgegeben von Tyrwhitt, London 1781) und mehre Bruchstücke. Die beste Ausg. der Werke ist von Hermann (Leipzig 1805). Über die orphische Poesie, welche den ganzen Kreis der esoterischen Religion und der Mysterienlehre umfaßt, s. G. H. Bode, „Orpheus, Poetarum Graecorum Antiquissimus" (eine gekr. akad. Schrift, Götting. 1824, 4.).

Orrery, s. Planetarium.

Orsini, eines der berühmtesten Fürstenhäuser Italiens, welches vormals in Ungarn bedeutende Güter besaß. Schon im 11. Jahrh. glänzte es unter dem römischen Adel, und wiewol das mächtige Geschlecht Colonna ihm entgegenstrebte, so behauptete es doch sein Ansehen unter dem Schutze einiger Päpste, die aus demselben stammten. Als Stammvater wird Joh. Cajetan genannt, dessen Nachkomme, Matthäus Rubens, 3 Söhne hatte, welche 3 Linien gestiftet haben, von denen nur die letzte, Orsini-Gravina, noch vorhanden ist, welche von Napoleon Orsini, dem jüngsten Sohne des Matthäus, herstammt. Franz O., von dem gedachten Napoleon abstammend, wurde 1417 zum ersten Grafen v. Gravina, einer Stadt in der neapolitan. Landschaft Bari, ernannt. Sein Sohn, Jakob, erlangte den herzogl. Titel. Der elfte Herzog nach ihm, Peter Franz, trat 1667 das Herzogthum Gravina an seinen Bruder Dominicus ab und wurde 1724 zum Papste erwählt. Er regierte u. d. N. Benedict XIII. bis 1730, da abermals ein Orsini (Clemens XII.) die dreifache Krone erhielt. Dieser erhob den Brudersohn Benedicts XIII., Fürsten Berwald O., zum Fürsten des päpstl. Stuhls, nachdem Kaiser Karl VI. ihm bereits 1724 die deutsche Reichsfürstenwürde ertheilt hatte. Der Wohnsitz der Familie ist meistentheils in Neapel. Von hier stammt das fürstl.-reichsgräfl. Haus Rosenberg in Deutschland her, welches sich daher auch Orsini v. Rosenberg schreibt. Das Geschlecht gab Italien mehre ausgezeichnete Männer, unter welchen Nicolas O. und sein Vetter Lorenzo O. sich in dem Kriege Venedigs gegen die Ligue von Cambray berühmt machten. Jener erwarb sich durch die Eroberung und tapfere Vertheidigung von Padua (1509) gegen Kaiser Maximilian I. großen Ruhm, und dieser war der Erste, der ital. Fußvolk bildete, das den furchtbaren Heerhaufen der Schweizer und Spanier Widerstand zu leisten vermochte. DH.

Örsted (Johann Christian), Prof. der Physik an der Universität zu Kopenhagen, Secretair der Akad. der Wissensch. das., Ehrenmitglied der Asiat. Gesellsch. in Calcutta, Ritter vom Danebrog, hatte bereits viele Verdienste um die Aufstellung chemischer Gesetze (s. d. Schrift: „Ansicht der chemischen Naturgesetze, durch die neuern Entdeckungen gewonnen", Berl. 1812) und um die deutsche chemische Kunstsprache (s. d. Programm: „**Tentamen nomenclaturae chemicae omnibus linguis Scandinavico-germanicis communis**", 1815) sich erworben, als er am 21. Juli 1820 den glücklichen Gedanken faßte, die Einwirkung der elektrischen Säule auf die Magnetnadel zu untersuchen. Er fand, daß der elektrische Strom, der die Säule oder Kette, sobald sie geschlossen ist, durchströmt, im Stande sei, die Magnetnadel von ihrer natürlichen Stellung abzulenken, sobald derselbe mit ihr einerlei Richtung hat. Er brachte zu dem Ende denjenigen Leiter, welcher die beiden Pole der elektrischen Vorrichtung verbindet, in die Richtung des magnetischen Meridians. Stellte er eine Boussole darunter und fand, daß die Nadel nach Osten dadurch abgelenkt werde, so sah er, wenn die Boussole über dem Leiter stand, eine westliche Ablenkung der Nadel. Gab er dem Leiter eine verticale Richtung neben einer Seite der Nadel, so bemerkte er gar keine Einwirkung. Zur Erklärung dieser Erscheinung kann man annehmen: 1) der Strom in dem Leiter, welcher die elekt. Säule schließt, ist selbst Magnet, hat aber seine Pole nicht nach der Längendimension, sondern nach der Quere, ist also Transversalmagnet, während 2) der gewöhnliche Stahlmagnet ein Longitudinalmagnet ist; 3) bringt man beide zusammen, so müssen Anziehungen und Abstoßungen so geschehen, daß die eine Seite des elektrischen Stroms freundlich gegen die eine Spitze der Nadel, die entgegengesetzte Seite dagegen feindlich gegen sie wirkt und umgekehrt. (Vgl. **Magnetismus im Galvanismus.**) 1822 machte Ö. eine wissenschaftliche Reise nach Berlin, München, Paris, London und Edinburg; 1824 gründete er eine Gesellschaft zur Verbreitung der Naturlehre in Dänemark. — Die

Entdeckung des elektro-chemischen Magnetismus will Forni in Turin früher als Ö. gemacht haben. Über Ö.'s Entdeckungen belehrt Pfaff's Schrift: „Der Elektro-Magnetismus" (Hamb. 1824). 81.

Orthodox wird Derjenige genannt, der sich in Hinsicht der religiösen Überzeugung streng an den Lehrbegriff seiner Kirche hält. Der Begriff der Orthodoxie oder Rechtgläubigkeit ist in den protestantischen Kirchen, bei dem Schwanken, in dem sich die Meinung von dem Ansehen der symbolischen Bücher als kirchlicher Glaubensregel befindet, jetzt noch schwankender als er es sonst war und in der kathol. Kirche jemals werden kann. Die Billigsten lassen schon Den für orthodox gelten, der nichts den erweislichen Lehren der heil. Schrift Widersprechendes glaubt und lehrt. (Vgl. Heterodox.) E.

Orthoëpie, derjenige Theil der Sprachlehre, welcher sich auf die richtige Aussprache der Wörter bezieht; er gründet sich auf Bekanntschaft mit den Sprachwerkzeugen und den Thätigkeiten derselben bei Hervorbringung einzelner Laute und Töne, oder auf den Mechanismus des Sprechens. Der neuern Zeit gebührt das Verdienst, der Orthoëpie selbst auch bei dem Lesenlehren in Schulen mehr verdiente Aufmerksamkeit gewidmet zu haben als früher geschah, obgleich auch nicht geleugnet werden kann, daß hierbei manche Lehrer in guter Meinung zu weit gingen, indem sie die kleinen Sprachschüler nicht nur mit der Einübung der zur Hervorbringung der einzelnen Kehl-, Gaumen-, Zungen-, Lippen- und Zahnlaute erfoderlichen oder erfoderlich scheinenden Mundstellungen zu lange hinhielten, sondern auch wol gar bei diesem Elementarunterrichte selbst zu viel von der Theorie, auf welche er sich gründet, einfließen ließen. Scharfsinnige und gründliche Forschungen über diesen Gegenstand findet man in von Kempelen's „Mechanismus der menschlichen Sprache" (mit 27 Kupf., Wien 1791), welches Werk auch Ferd. Olivier bei dem „Versuch einer vollständigen Analyse der Tonsprache", in seinem „Ortho-epo-graphischen Elementarwerke", Thl. 1, benutzte. Noch tiefer drang dessen Sohn, Lud. Olivier: „Die Urstoffe der menschlichen Sprache und die allgemeinen Gesetze ihrer Verbindungen" (Wien 1821, mit beigef. Abbild. der Mundstellungen), in das Wesen der Sprache ein. Dieser unterscheidet in den europ. Sprachen 10 Vocale, oder, wie er sie nennt, Haller, und 26 Lauter. Die Lauterform unterscheidet er in Knaller-, Brummer-, Sumser-, Sauser- und Schnarrerform. Auch Liscovius (in s. „Theorie der menschlichen Stimme"), Chladni (in s. „Akustik"), Bernhardi (in s. „Sprachlehre") theilen hierher gehörige scharfsinnige Forschungen mit. J. Fr. A. Krug's „Anweisung die hochdeutsche Sprache recht aussprechen, lesen u. s. w. zu lehren" (Leipz. 1808), und G. L. Schulze's „Legographologie" (Leipzig 1821), bearbeiteten diesen Gegenstand in Beziehung auf den Leseunterricht in Schulen. 11.

Orthographie, s. Rechtschreibung.

Orthopädisches Institut: Anstalt zur Heilung von Verkrüppelungen des menschlichen Körpers, es mögen dieselben am Rückgrath, den Rippen und dem Becken, oder auch an den Gliedmaßen vorkommen. Den Theil der Chirurgie, welcher sich damit beschäftigt, hat man Orthopädie (ορθος, gerade, παιδεια, Bildung des Kindes) genannt; und da die Heilung dieser Gebrechen (wie die der psychischen Krankheiten) leichter in besonders dazu eingerichteten Instituten möglich ist, so hat man in neuern Zeiten orthopädische Institute errichtet. Eins der ersten und vollkommensten Institute dieser Art findet sich gegenwärtig in Würzburg und wurde von J. George Heine im Nov. 1816 angelegt, von einem Manne, der die Kunst des Bandagisten und Instrumentmachers mit der des Chirurgen in sich vereinigt und eben dadurch vorzüglich zu einem solchen Geschäft sich eignet. Er war 1773 zu Lauterbach im Schwarzwalde in der Grafsch. Bissingen geb., wo sein Vater Gastwirth war, und erlernte das Messerschmiedshandwerk, ging jedoch zur

Kunst des chirurg. Instrumentmachers über und zeichnete sich in diesem Wirkungskreise so vortheilhaft aus, daß er 1798 nach Würzburg berufen ward, um für die Universität und das Juliushospital eine Werkstätte für chirurgische Instrumente zu errichten, wo er unter Siebold's, Brünninghaußen's und Hesselbach's Anleitung sich nicht nur in seiner Kunst vervollkommnete, sondern sich auch anatomische und chirurgische Kenntnisse erwarb. 1802 ward er als Universitätsinstrumentmacher angestellt, 1816 ihm die goldene Civilverdienstmedaille ertheilt, 1824 erhielt er von der Universität Jena das Diplom als D. der Chirurgie und in dems. J. ward er zum Demonstrator der Orthopädie an der Universität Würzburg und zum Assessor der dasigen medic. Facultät ernannt. Diese Auszeichnungen waren von Seiten Heine's wohlverdient, denn nicht nur mehre wichtige chirurgische Verbesserungen und Erfindungen (z. B. zum Verbande der Beinbrüche, besonders des Schenkelbeinhalses, zur Einrichtung der Luxationen, zur Trepanation, zur Verfertigung künstlicher Füße ꝛc.) waren in jener Zeit von ihm ausgegangen, sondern auch manche nicht unverdienstliche schriftstellerische Arbeit. Am meisten verdient machte er sich um die Heilung der Verkrüppelungen des Körpers durch seine orthopädische Anstalt. Dieses, gegenwärtig unter königl. Schutze stehende Karolinen institut befindet sich in einem königl. Gebäude des Stephanklosters, einer ehemal. Benedictinerabtei, in einer gesunden Lage an der südl. Grenze der Stadt Würzburg, und hat außer der Wohnung des Vorstandes (Heine) sechzig Zimmer nebst einem Garten und einer Badeanstalt, welche auch Dusch- und Dampfbäder darbietet. Das Institut, welches 1825 über 200 Kranke zählte, ist so eingerichtet, daß jeder Stand, jedes Geschlecht und Alter und jede Religion in demselben Aufnahme und angemessene Behandlung und Verpflegung finden kann, wenn das Subject nur übrigens sich zur Aufnahme und Heilung eignet. Diejenigen Kranken, welche allein kommen, finden, so viel es möglich ist, ein älterliches Haus hier wieder, und für diese übernimmt die Direction hinsichtlich der Erziehung und der geistigen und körperlichen Pflege die vollste Verantwortlichkeit. Es können aber auch die Begleitungen: Ältern, Hofmeister, Gouvernanten, Gesellschafts- und Bedienungspersonal, mit den Kranken zugleich im Institute wohnen. Die Direction gibt die ganze Verpflegung im Hause: Wohnung, Möblirung, Bedienung u. s. w. nach individuellem Bedürfniß und Geschmack. Es werden monatlich zwei Abendgesellschaften gehalten, wobei man sich mit beliebigen Spielen, mit Tänzen, musikalischen und andern Unterhaltungen belustigt. Übrigens ist die Einrichtung getroffen, daß jedes Individuum in allen Fächern der guten Erziehung gehörigen Unterricht erhalten kann, wozu Würzburg die nöthigen Hülfsquellen darbietet. Was die medicinische Behandlung des hier zu heilenden Übels anlangt, so zerfällt sie in eine mechanische und eine dynamische. Für die mechanische Behandlung dienen: eine mit den Curzimmern in unmittelbarer und steter Verbindung stehende Werkstatt für die Anfertigung und Abänderung der nöthigen Maschinen und Bandagen, und eine reiche Sammlung dieser Vorrichtungen oder ihrer Modelle; nächstdem sind für die Anlegung der genannten Vorrichtungen und für die nöthigen Manipulationen unterrichtete Gehülfen und Gehülfinnen angestellt, wodurch dieser wichtige Theil der Behandlung sicherer ausgeführt werden kann als in der Privatpraxis. Der dynamische Theil der Behandlung begreift die Anwendung solcher Mittel, welche theils auf die innere Organisation überhaupt wirken, theils auf einzelne Theile zur Erschlaffung oder Anspannung, zur Schwächung oder Stärkung derselben, je nachdem es die Behandlung des zu heilenden Gebrechens oder die Gesundheit des Individuums überhaupt fodert. Hierher gehört die Anwendung der Bäder, der Frictionen, der Elektricität und des Galvanismus u. s. w. Für die nöthige körperliche Bewegung und für die zweckmäßig erachteten gymnastischen Übungen dient der hierzu eingerichtete Garten der Anstalt, in welchem Spaziergänge,

Kegel- und Ballspiel, Schaukeln, Carrousel und ähnliche Bewegungen vorgenommen werden können; auch hält das Institut Rollwagen zur Selbstbewegung und Equipagen zu Spazierfahren in die Umgegend Würzburgs. Die Verkrüppelungen, welche in diesem Institute behandelt werden, sind: 1) der schiefe Hals, Caput obstipum; 2) Seitenverkrümmung des Rückgraths, Scoliosis; 3) Rückwärtskrümmung des Rückgraths, Kyphosis; 4) Vorwärtskrümmung des Rückgraths, Lordosis; 5) Abweichung der Rippen- und Schlüsselbeine von ihrer normalen Lage und Verbindung; 6) Verunstaltungen, welche durch normwidrige Verkürzung der Muskeln um die Hüfte verursacht werden; 7) Deformität aus Schwäche des Rückgraths; 8) normwidrige Verziehungen des Oberarmes in den Gelenken; 9) Klumphand und Fehler in der Extension und Flexion der Hand; 10) Krümmung des Oberarms oder Vorderarms; 11) Anziehung des Oberschenkels gegen den Rumpf; 12) Anziehung des einen Oberschenkels an den andern; 13) fehlerhafte Rotation des Schenkels, sodaß die Fußspitze widernatürlich ein- oder auswärts steht; 14) Anziehung des Unterschenkels an den Oberschenkel; 15) widernatürlich gebogene, einander zu sehr genäherte oder zu sehr von einander entfernte Kniee; 16) einwärts gehende Klumpfüße, Vari; 17) auswärts gehende Klumpfüße, Valgi; 18) Plattfüße; 19) Pferdefüße; 20) Krümmungen des Schenkel-, Schien- und Wadenbeins; 21) Mißgestaltungen der Gelenke der untern Gliedmaßen aus Schwäche; auch Complicationen mehrer dieser Übel werden, wie die einfachen, in die Behandlung genommen. Vgl. die „Nachricht vom gegenwärt. Stande des orthopäd. Instituts in Würzburg, von J. G. Heine, dessen Vorstande" (Würzb. 1821, 19 S., 4.) und dess. Vrfs. „Geschichtl. Darstell. der Begründung des orthopäd. Karolineninstituts, nebst scientifischen Ansichten über Verkrüppelungen des menschl. Körpers ꝛc." deutsch und franz. („Réglement intérieur de l'Institut orthopédique, dit Carolin", Würzb. 1826). In neuern Zeiten sind zu Paris 4, in und bei Lyon 2, zu Marley bei Ligny, Kopenhagen, Leyden, Hamburg, Berlin und Jena ähnliche Institute entstanden. Das vom Hofr. D. Leithoff in Lübeck gestiftete ist das älteste in Deutschland. (Vgl. Rückgrathsverkrümmungen.) 16.

Ortsbestimmung, Bestimmung der geograph. Länge und Breite (s. d.) eines Orts.

Ortus cosmicus (Aufgang der Gestirne nach dem Sinne der alten Dichter). Da der Calender der Alten keine Genauigkeit gewährte, indem die darin angenommene Dauer des Jahres mit der wirklichen nicht übereinstimmte, so fing man schon im höchsten Alterthume an auf andre Kennzeichen der Zeitdauer zu denken, man verglich den Aufgang der Gestirne mit dem Auf- oder Untergang der Sonne und knüpfte daran gewisse Bestimmungen. Die Vorschrift z. B., eine gewisse Feldarbeit am ersten Jahrestage vorzunehmen, gewährte keine Genauigkeit, da jener Tag aus den angeführten Gründen allmälig in andre Jahreszeiten rückte. Dagegen war die Anweisung, sie an dem Tage zu verrichten, an welchem der Sirius mit Sonnenuntergang aufgeht, ausreichend, was immer zu derselben Jahreszeit geschieht. Es kommen daher bei den alten Dichtern und Schriftstellern, besonders denen vom Ackerbau, Ausdrücke vor, die sich auf jene Bezeichnungsart der Tage beziehen. So heißt z. B. Ortus cosmicus der Aufgang eines Sternes mit Aufgang der Sonne; Ortus acronyctos der Aufgang mit Untergang der Sonne. S. Lalande's „Abrégé d'astronomie". D. N.

Orville (Jacques Philippe d'), Philolog, geb. 1696 zu Amsterdam, wohin sich seine Familie aus Frankreich begeben hatte. Nach Vollendung seiner Studien zu Leyden, wo Gronov und Burmann seine Lehrer waren, bereiste er mehre Länder, um Bibliotheken und Kunstsammlungen zu sehen und Verbindungen mit Gelehrten anzuknüpfen. Nach seiner Rückkehr wurde er 1736 Prof. der Ge-

schichte, der Beredtsamkeit und griech. Sprache am Athenäum zu Amsterdam. Diesem Amte stand er mit großem Ruhme bis 1742 vor, wo er es niederlegte, um sich ganz seinen literarischen Arbeiten zu widmen. Unter diesen Beschäftigungen lebte er meistens auf seinem Landgute zu Harlem bis an seinen Tod (1751 zu Amsterdam). In der Kritik und Geschichte hat er sich große Verdienste erworben, und es erschien nicht leicht eine vorzügliche Ausg. eines Classikers, woran er nicht vielen Antheil gehabt hätte. Man verdankt ihm die erste Ausg. des Romans vom Chariton, den er mit einem reichhaltigen philolog. Commentar begleitete. In Verbindung mit Burmann setzte er die, von einigen gelehrten Engländern angefangenen „Miscellaneae observationes in auctores veteres et recentiores" fort; auch gab er seines gelehrten Bruders Gedichte, mit den seinigen vermehrt, u. d. T. „Petri d'Orville ICti poëmata" heraus. Seine Reisebeschreibung von Sicilien, worin er alte Denkmäler erläuterte, erschien nach seinem Tode: „Sicula, quibus Siciliae veteris rudera additis antiquitatum tabulis illustrantur, ed. P. Burmannus" (Amsterd. 1764, 2 Bde., Fol.).

Dryktognosie, ein Theil der **Mineralogie** (s. d.).

Dryktologie, die Lehre von den Gebirgsarten und demnach ein Theil der **Geognosie**.

Oscilliren, Oscillation, Schwingen, Schwingung (s. d.).

Öser (Adam Friedrich), geb. 1717 zu Preßburg in Ungarn, von evangel. Ältern sächs. Nation, widmete sich aus Neigung frühzeitig den bildenden Künsten. Sieben Jahre genoß er Unterricht im Zeichnen auf der Akademie zu Wien und gewann, 18 J. alt, durch sein Brandopfer Abrahams die goldene Prämie. Von Rafael Donner erhielt er Unterricht im Bossiren, sowie er auch seine Kenntniß des Costums und der Antike diesem gelehrten Bildhauer verdankte. Indeß entschied er sich für die Malerei und ging 1739 nach Dresden, wo sich um dieselbe Zeit Dietrich und Mengs ausgebildet hatten. Späterhin ward dort Winckelmann sein vertrauter Freund. Ö. war es, der Winckelmann's erste Schritte bei seinem Studium der alten Kunst leitete. Er selbst machte immer größere Fortschritte, namentlich in der Frescomalerei durch die Bekanntschaft mit Ludw. Sylvestre. Einem Rufe nach Petersburg zu folgen (1744), wurde er durch den Tod der Kaiserin zurückgehalten. Während des siebenjähr. Kriegs hielt er sich meistens zu Dahlen bei dem Grafen von Bünau auf. Gegen das Ende desselben ging er nach Leipzig und wurde zum Director der neuen Zeichnung-, Malerei- und Architekturakademie ernannt, nachdem er schon Professor der dresdner Kunstakademie und kurf. sächs. Hofmaler, aber ohne Gehalt, gewesen war. In diesem Wirkungskreise erwarb er sich große Verdienste durch die Bildung vieler Zöglinge. Leipzig besitzt mehre seiner schönsten Arbeiten; dahin gehören die Frescogemälde im Concertsaale und in der Nicolaikirche, deren innere Verschönerung hauptsächlich sein Werk ist. Verständige Erfindung und Gedankenreichthum, ausdrucksvolle Wahrheit und Haltung, Natürlichkeit in der Composition, skizzenhafte Leichtigkeit und Richtigkeit in den Formen sind die charakteristischen Eigenschaften seiner Gemälde, unter denen die allegorischen den Vorzug verdienen. Von seiner Geschicklichkeit in der Bildhauerkunst gibt seine marmorne Statue Friedrich Augusts, welche, zumal auf dem unverhältnißmäßigen Fußgestelle, die Esplanade in Leipzig nicht sonderlich ziert, ein Denkmal in der kathol. Capelle daselbst, das Denkmal der Königin Mathilde von Dänemark zu Celle und das von Gellert in einem Privatgarten zu Leipzig keinen besondern Begriff. Indessen fiel auch sein Kunstleben in eine für die bildende Kunst sehr unfruchtbare Zeit. Als Mensch, Staatsbürger und Freund war Ö. höchst achtenswerth und im Umgange liebenswürdig. Das Alter hatte seinen Geist und seine Thätigkeit nicht geschwächt, und noch wenige Tage vor seinem Tode (18. März 1799) hatte er einen Christuskopf vollendet. Seine zahlreichen

Werke haben Meuſel und Roſt verzeichnet; viele derſelben ſind durch Kupferſtiche bekannt.

Oſiander (Friedrich Benjamin), Prof. und Hofrath zu Göttingen, einer der ausgezeichnetſten Pfleger der Entbindungskunſt in der Theorie und Praxis, geb. am 9. Febr. 1759 zu Zell im Königr. Würtemberg, erhielt ſeine erſte Bildung in der Kloſterſchule zu Denkeldorff, wo er die Neigung zur römiſchen Literatur gewann, die er in ſeinem ſpätern Leben durch eine Sammlung von Epigrammen über Gegenſtände ſeines anatomiſchen Muſeums (1807 und 1814) beurkundete. Nach Vollendung ſeiner Studien in Tübingen und Strasburg begab er ſich 1779 nach Kirchheim, wo ſein Vater Archidiakonus war, um die Laufbahn eines praktiſchen Arztes zu beginnen. Sein Gönner, der Freih. v. Palm, der in Kirchheim lebte, gab ihm Unterſtützung zu einer Reiſe nach Kaſſel, wo O. beinahe ein halbes Jahr lang den Unterricht und die Leitung des berühmten Geburtshelfers Stein genoß. Er blieb darauf in Kirchheim, bis er 1792 als Prof. der Entbindungskunſt und als Director der Gebäranſtalt nach Göttingen berufen wurde. Dieſe 1751 gegründete Anſtalt, die beſonders durch Röderer die erſte Entbindungsſchule Deutſchlands geworden war, hatte ſeit 1785 ein neues Gebäude erhalten, deſſen muſterhafte Einrichtung O. vollendete. Seitdem widmete er dieſer Anſtalt 30 J. lang die erfolgreichſte Thätigkeit. Binnen dieſer Zeit ſind aus derſelben gegen 3000 Zöglinge der Entbindungskunſt hervorgegangen, und für die ſorgfältige Verwaltung derſelben ſpricht der Umſtand, daß von 80—100 Gebärenden, die jährlich aufgenommen wurden, in mehren Jahren oft nicht eine in der Anſtalt ſtarb, und daß der Vorſteher während der ganzen Zeit, ſelbſt in den ſchwierigſten Fällen, durch zeitige Anwendung künſtlicher Hülfe der Nothwendigkeit vorbeugte, zu gewaltſamen Mitteln zu ſchreiten. Er hat die Geſchichte der Anſtalt und die daſelbſt vorgekommenen merkwürdigen Fälle ſeit 1794 in mehren Schriften erzählt. Die Theorie ſeiner Wiſſenſchaft förderte er durch ſein „Lehrbuch der Hebammenkunſt" (1796), beſonders aber durch ſein „Handb. d. Entbindungskunſt" (Tübingen 1818—21, 2 Thle.), mit einer Sammlung von Abbild., die er ſelbſt gezeichnet hatte, und mehre, zum Theil in den „Commentationen der königl. Geſellſch. der Wiſſenſch. zu Göttingen" befindl. Abhandl. Die Krankheiten des weiblichen Organismus, die er ſchon in frühern Jahren (1787) dargeſtellt hatte, machte er ſpäter zum Gegenſtande einer eignen Schrift: „Über die Entwickelungskrankheiten in den Blüthenjahren des weiblichen Geſchlechts", die zuerſt in Göttingen 1817 fg. und dann 1820—22 zu Tübingen in 2 Bdn. erſchien. Um den praktiſchen Theil ſeiner Wiſſenſchaft machte er ſich vielfach verdient, z. B. durch die Verbeſſerung der Geburtszange, durch die Angabe eines Beckenmeſſers, einer Wage zur Wägung neugeborener Kinder, eines Geburtsgeſtelles u. a. m. Die Stiftung einer Geſellſchaft von Freunden der Entbindungswiſſenſchaft, ſeit 1796, trug unter ſeiner Leitung auch gute Früchte. Eine reiche Sammlung von anatomiſchen und pathologiſchen Präparaten, die theils unter ſeinen Augen waren bereitet, theils mit großen Koſten angekauft worden, vollendete den Kreis der Lehrmittel, die ſich in der von ihm vervollkommneten Anſtalt vereinigten. Zur Verbreitung der Schutzpockenimpfung trug er eifrig bei, und benutzte auch die „Hanöveriſchen Anzeigen", um das größere Publicum über Gegenſtände der Heilkunde zu belehren. Seine zahlreichen, beinahe alle Theile der Arzneiwiſſenſchaft berührenden Schriften, die Saalfeld in ſeiner „Geſchichte der Univerſ. Göttingen von 1788—1820" und Meuſel nennen, zeugen von einer ſeltenen Beleſenheit auch in Fächern, die nicht zunächſt zu ſeiner Wiſſenſchaft gehören, wiewol er, um vermeintlich anziehender zu werden, häufig Dinge einmiſchte, die der Würde einer wiſſenſchaftlichen Darſtellung Eintrag thaten. Er gerieth oft, zumal in ſeinen ſpätern Jahren, faſt mit allen gleichzeitigen Bearbeitern ſeiner Wiſſenſchaft in

literarische Streitigkeiten, wozu ihn theils seine reizbare Stimmung verleitete, theils aber auch die Angriffe der Gegner herausfoderten. Er starb am 25. März 1822. Bei Gelegenheit einer Reise nach Salzburg hatte er die fäulnißwidrige Kraft der Holzkohle in den dort ausgegrabenen römischen Denkmalen beobachtet und nach seiner Rückkehr mehre bestätigende Versuche darüber angestellt, die ihn auch zu der Anordnung veranlaßten, seinen Sarg mit Kohlenpulver zu füllen. Vgl. „Memoria F. B. Osiandri in consessu soc. reg. scient. commendata, interprete J. J. Blumenbach" in den Commentat. der Gesellschaft, Bd. 5, Gött. 1823.

Osiris, einer von den Hauptgöttern Ägyptens, Symbol der Sonne, des Sonnenjahrs, des Nils und der befruchtenden Kraft der Natur, der Dionysos der Griechen. Nach Einigen ward er, nebst 4 andern Geschwistern, unter denen vorzüglich Isis merkwürdig ist, von Kronos (Saturn) und Rhea, und zwar ungesetzlich erzeugt, vermählte sich mit **Isis** (s. d.), zeugte mit ihr den Horus und beherrschte mit ihr gemeinschaftlich Ägypten. Beide werden als Beförderer der Landescultur gepriesen, und zwar wird ihnen zugeschrieben: Abschaffung der Menschenfresserei, Erfindung des Pfluges, des Ackerbaues überhaupt, Bereitung der Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche, Obstzucht, vornehmlich Weinbau, Gründung von Städten, Einführung der Gesetze, besonders des Eigenthumsrechts, ferner, in Verbindung mit Theut, Ausbildung der Rede, der Schrift und Musik, Kenntniß der Gestirne, des Sternlaufs und des daraus hervorgehenden Gesetzes der Zeit, endlich Anstand im Gebrauche des Körpers. Nicht zufrieden, bloß Ägypten zu beglücken, brachte O. ein Heer zusammen, um auch außerhalb der Grenzen dieses Landes seine Wohlthaten zu verbreiten. Er erreichte seinen Zweck ohne Waffen, bloß durch Überredung. O. wird im flammigen Gewande, mit Ochsenhörnern, oder mit einem Habichtskopfe, auch mit der Erdkugel, bisweilen auch als Bild der Sonne, auf einem Wagen sitzend, abgebildet.

Osmanisches Reich (türkisches Reich, die ottomanische oder die hohe Pforte). Die schönsten Länder der alten Welt, Thracien und Griechenland, Kleinasien, Kolchis, Armenien, Mesopotamien, Syrien und Ägypten, nebst den Inseln des Archipelagus und dem gewürzreichen Arabien, deren Küstenhandel Asien und Afrika mit Europa, den Orient mit dem Occident verbindet, beherrscht ein, vor 500 J. aus Tataren, Räubern, Sklaven und geraubten Christenkindern entstandenes Mischlingsvolk, die Türken oder Osmanen. Sie sind die einzigen Barbaren, welche gebildete Nationen unterjocht haben, ohne sich mit ihnen zu vermischen, ohne Sprache, Glaube, Wissenschaft, Kunst und Sitte von ihnen anzunehmen. Dieses Volk, das durch Raub entstand und durch Eroberung emporwuchs, ist ein roher Fremdling geblieben in Europa und durfte, nun schon 4 Jahrh. lang, den classischen Boden von Athen, Sparta, Korinth und Theben, auf welchem vor dritthalbtausend Jahren die Selbständigkeit unsers Welttheils, die Freiheit des gesetzlichen Bürgerthums und die edelste Bildung des geistigen Lebens erblühte, durch asiatischen Despotismus entweihen! In der ganzen bekannten Welt hat der Europäer das Gesetz seiner Bildung und Macht gegründet; nur in der heiligen Heimath seines Glaubens und seiner Freiheit, seines Geistes und seines Ruhmes, am Jordan und am Ilyssus, in Palästina und Griechenland, duldet er die Schmach der Unterdrückung! Der Enkel des Leonidas, Themistokles und Epaminondas beugt seinen Nacken unter das Joch eines Scythen! Wie es gekommen, daß eine Räuberhorde aus den Steppen Hochasiens ihr Standlager in dem Vaterlande des Homer, des Solon und des Perikles genommen hat, und wie sich diese Zwingburg, von Asien in Europa aufgerichtet, noch jetzt zu dem Staatengebäude europäischer Gesetzgebung verhält, kann hier nur mit Wenigem angedeutet werden. Erst seit der Mitte des 6. Jahrh. kennt die Ge-

schichte den Namen der Türken. Dieser scythisch-tatarische Volksstamm hatte sich damals an den Ufern des Irtisch, am Fuße des altaischen Gebirgs, in Hochasiens Steppenwildniß gelagert, an den Grenzen von China und Persien, wo jetzt Kirgisen, Bucharen, Usbeken und Turkmanen seßhaft sind. Er führte Kriege mit den Sassaniden und Byzantinern, bald mit diesen, bald mit jenen im Bunde. Endlich wurde um die Mitte d. 8. Jahrh. das östliche Gebiet der Türken von China abhängig, und ihr westliches von Persien, das die Araber unterjocht hatten. Sie nahmen jetzt den Islam an, und bald darauf errichtete aus ihnen der Khalif von Bagdad seine Leibwache. Nach und nach gab diese türkische Sklavenmiliz den Arabern die Heerführer und den Khalifen die Emir al Omrahs (erste Minister, wie die Majores Domus der Franken), endlich mehre Herrscherdynastien. So regierten in Palästina, Syrien und Ägypten im 9. und 10. Jahrh. die türkischen Geschlechter der Tuluniden und Akschididen; so in Persien und Indien, vom Ende d. 10. bis zum Ende d. 12. Jahrh., das der Gasneviden. Gleichzeitig machte sich ein türkischer Stamm in Turkestan, der alten Heimath der scythischen Massageten, jetzt der Tataren, am Jaxartes (Sir) und Oxus (Amu-Darja), zwischen dem Aralsee und dem kaspischen Meere, die Seldschucken (nach ihrem Heerführer so genannt), von China frei, und unterwarf sich im 11. Jahrh. ganz Vorderasien, wo die Helden Togrul Beg, der Enkel Seldschuck's, Alp, Arslan und Malek Schah ein großes Reich gründeten, mit welchem die Kreuzfahrer um den Besitz von Palästina kämpften. Als dasselbe um 1100 in drei Theile, Persien, Syrien Medien, Chorasan und das Land jenseits des Oxus, zerfallen war, erhoben sich im 12. und 13. Jahrh. die Mogolen, eine, von den Tataren, zu welchen die Türken gehörten, in Sprache und Sitte ganz verschiedene Nation. Im Bunde mit andern Horden vernichteten sie die Macht der Seldschucken in Kleinasien, und es entstanden mehre kleinere mogolische Völkerschaften. Aber bald drangen die von den Mogolen verjagten Stammhäupter (Emir) der Seldschucken und Turkmanen aus den Bergthälern des Taurus wieder hervor und theilten unter sich Kleinasien. Einer dieser Emirn war Osman (d. i. Beinbrecher) von dem Stamme der oguzischen Turkmanen. Er überwältigte, um 1239, mit seiner tatarisch-kaukasischen Horde von einigen hundert Familien die Engpässe des Olympus, wo noch jetzt gegen 800 turkomanische Familien herumziehen, und schlug in den Ebenen Bithyniens, unter dem Schutze des seldschuckischen Sultans von Iconium, sein Heerlager auf. Durch Räuber, entlaufene Sklaven und Gefangene verstärkt, verheerte er weit umher das Land und nahm den Oströmern einige Provinzen in Kleinasien weg. Nach dem Tode seines Schutzherrn, 1300 (700 der Hegira), nannte er sich Sultan. Er starb 1326. So gründete ein kühner und glücklicher Räuberhauptmann auf den Trümmern der Macht der Araber, Seldschucken und Mogolen, von der politischen Ohnmacht der eitel-hoffärtigen, in sich selbst verzwisteten Byzantiner nicht gehindert, den Staat der osmanischen Türken oder der Ottomanen in Asien, und nach ihm erhoben der Muth und die staatskluge Thätigkeit 8 großer Fürsten, die durch die Khalifenwürde im Besitz der Fahne des Propheten, und von kriegerischem Ruhme, wie von Fanatismus des Islam begeistert waren, den asiatischen Räuberstaat von 1300—1566 zur ersten Waffenmacht in Europa. Zuerst Orkan, Osman's Sohn. Er nahm seinen Sitz in dem 1328 von ihm kurz vor seines Vaters Tode eroberten Brussa (über diese blutige Wiege des osmanischen Staats, dessen Säugamme die Zerstörung war, über die daselbst befindlichen Grabmäler Osman's und seiner Nachfolger bis auf Murad II., s. Jos. v. Hammer's „Reise von Konstantinopel nach Brussa und dem Olymp", Pesth 1818), der Hauptst. Bithyniens, und errichtete zum Theil aus Christensklaven, die er im Islam und in den Waffen unterweisen ließ, ein tapferes Fußvolk, das er besoldete. Darauf unterwarf er sich Kleinasien bis an den Hellespont,

und nannte sich Padischah. Das Thor seines noch in den Trümmern stolzen Palastes hieß die Pforte. Er war ein Eidam des griech. Kaisers Kantakuzen. Dies und die Verbindung mit den Genuesern, welche, aus Handelseifersucht gegen die in der Levante mächtigen Venetianer, bald dem Hofe von Konstantinopel, bald dem mächtigen Sultan von Kleinasiens Küste schmeichelten und ihre Schiffe den Türken zur Überfahrt darliehen, machte Orkan und seine Nachfolger bekannt mit der Schwäche des oströmischen Reichs und mit den Spaltungen des Abendlandes, wo die Kirchentrennung und das Lehnwesen die bürgerliche Ordnung zerrütteten, wo es keine Macht und keine Staatskunst gab, die das Ganze umfaßt und gelenkt hätte. Asien fürchtete keinen Kreuzzug mehr. Staatsklüger und unterrichteter als die Padischahs des 18. und 19. Jahrh., beschlossen Orkan und seine Nachfolger, das kleine, ihnen verächtliche, in sich uneinige Europa dem Islam zu unterwerfen. In mehre Herrschaften zerstückelt, lockte es, wie zuvor Kleinasien, sie zu Sieg und Beute. Also betrat zuerst Orkan's Sohn, der tapfere Soliman, 1355 Europa. Er befestigte Gallipoli und Sestos und behauptete dadurch die Meerenge, welche beide Welttheile schied. Nun breiteten sich die Waffen der Osmanen gleichzeitig in Europa und in Asien aus. Orkan's zweiter Sohn und Nachfolger, Amurat I., eroberte 1360 Adrianopel, den Sitz des Reichs in Europa, und besiegte mit seinen neuen, aus jungen, im Islam erzogenen Christenknaben gebildeten Soldaten, den Janitscharen, dem ersten stehenden Heere, und mit seinen zum Reiterdienste durch Lehngüter verpflichteten Timarioten und Zaims, Macedonien, Albanien und Servien. Als er aber auf dem Schlachtfelde von Kaschau seines Sieges froh war, rief ihn der Servier Milosch Kobilowitsch, der umsonst für die Freiheit seines Vaterlandes gekämpft hatte und schwer verwundet zu Boden lag, herbei, raffte sich auf und stieß ihm den Dolch in das Herz, sodaß mit dem Besiegten der Sieger starb (1389). Nach ihm drang in Thessalien ein und bis vor Konstantinopel der wilde Bajased, genannt der Blitz. Er schlug d. 28. Sept. 1396 die abendländischen Christen unter Sigmund von Ungarn und Böhmen bei Nikopolis (in der Bulgarei), ließ aus Rache 10,000 christl. Gefangene ermorden, baute am Bosporus ein festes Schloß und legte dem griech. Kaiser einen Tribut auf; aber des Mogolen Timur (s. Tamerlan) Waffen riefen ihn nach Asien, und in der Schlacht bei Ancyra 1402, wo mehr als eine Mill. Krieger um die Herrschaft der Welt kämpften, ward der stolze Bajased überwunden und gefangen. Darauf vertheilte Timur die Provinzen unter Bajased's Söhne. Endlich (1413) setzte sich wieder auf Osman's ungetheilten Thron der staatskluge und gerechte Mohammed I., Bajased's vierter Sohn. Seine Waffen drangen, während die Väter des Conciliums zu Konstanz, um der Kirche den Frieden zu geben, Huß verbrannten und 3 Päpste absetzten, 1415 bis Salzburg und in Baiern vor. Dann besiegte er Venedig in Thessalonich (1420), und sein berühmter Großvesir Ibrahim schuf die türkische Seemacht. Ihm folgte sein Sohn, der weise und tapfere Murad II. Diesem widerstanden nur der tapfere Georg Kastriota (Skander-Beg, d. i. Fürst Alexander) in Epirus, der heldenmüthige Johann Hunyad, Fürst von Siebenbürgen, und das starke Bollwerk des Abendlandes, die Feste Belgrad. Als er darauf nach beschworenem Frieden (1440) die Regierung niedergelegt hatte, entband der Papst den König von Ungarn und Polen, Wladislav, von seinem Eide, und die Christen drangen vor bis an das schwarze Meer; aber Murad umgürtete sich aufs neue mit dem Säbel Osman's, rief die Rache des Himmels gegen die Meineidigen an und schlug die Christen bei Varna 1444. Wladislav und der päpstl. Legat Julian waren unter den Todten. Noch einmal entsagte der große Murad dem Throne und noch einmal rief ihn die Gefahr auf denselben zurück. Er bändigte den Trotz der Janitscharen und überwand die Christen bei Kaschau 1449. Schon war das Reich der Byzantiner vom Abend-

lande abgeschnitten, da vollendete Murad's 26jähriger Sohn und Nachfolger Mohammed II. (s. d.) (1451—81) das Werk staatskluger Eroberung. In ihm hatte das Lesen alter Schriftsteller den Ehrgeiz, groß wie Alexander zu sein, entzündet. Rasch griff er Konstantinopel an. Es fiel d. 29. Mai 1453, und der letzte Paläologe, Konstantin XI., begrub sich unter den Trümmern seines Throns. Seitdem ist Stambul der Sitz der hohen Pforte. Darauf baute Mohammed die Schlösser der Dardanellen und ordnete die Grundverfassung des Reichs, wobei er Nuschirwan's Einrichtungen des persischen Reichs zum Muster nahm. Dann unterjochte er Morea (1456) und führte den letzten Komnener, den Kaiser von Trebisonde, als Gefangenen nach Konstantinopel (1461). Vergebens rief Pius II. die Christenheit zu den Waffen. Mohammed eroberte (1470) den Rest von Bosnien, und nach Skanderbeg's Tode Epirus (1465), nahm den Venetianern Negroponte und Lemnos, den Genuesern Kaffa, und zwang den Khan der krimmischen Tataren, aus Dschingis-Khan's Geschlecht, ihm zu huldigen (1473). Schon hatte er Otranto in Neapel (1480) erobert, da starb er mitten unter großen Entwürfen gegen Rom und Persien. Hierauf drängte sein Enkel, Selim I., der den Vater entthront und getödtet hatte, die Macht der Perser bis an den Euphrat und Tigris zurück. Er schlug die Mamelucken und eroberte (1517) Ägypten, Syrien und Palästina. Mekka unterwarf sich, und Arabien zitterte. 50 Jahre lang waren die Waffen der Osmanen zu Lande und zur See das Schrecken Asiens und Europas; am furchtbarsten unter Suleimann II. (1519—66), dem Prächtigen, auch der Gesetzgeber genannt. Er entriß den Johannitern Rhodus (1522) und unterwarf sich nach dem Siege bei Mohacz (1526) halb Ungarn; die Moldau zahlte ihm Tribut; in Asien schlug er die Perser, sodaß Bagdad, Mesopotamien und Georgien ihm unterthan wurden. Schon drohte er Deutschland zu überziehen und die Fahne Mohammed's im Abendlande aufzupflanzen, da brach sich sein Ungestüm an den Mauern von Wien (1529). Doch als Ungarn, aus Haß gegen Östreich, seinen König Johann v. Zapolya unter des Padischah mächtigen Schutz stellte, der glückliche Seeräuber Kair-Uddin (Barbarossa) das mittelländische Meer beherrschte, Nordafrika unterwarf (vgl. Barbaresken) und Minorca, Sicilien, Apulien und Korfu verheerte, da konnte Suleimann Europa unterjochen, hätte er seinen Planen Zusammenhang und Festigkeit zu geben gewußt. So scheiterten die Entwürfe des Eroberers an der Staatsklugheit Karls V.; ihm widerstanden zur See die Venetianer und der Genueser Andreas Doria, die Tapferkeit des Großmeisters La Valette auf Malta, und die Mauern von Zigeth, welche Zrinyi vertheidigte. Zwölf Sultane, alle muthvoll und kriegerisch, fast alle unaufhörlich siegend, hatten bis jetzt, im Laufe von dritthalbhundert Jahren, die Macht des Halbmonds erhoben; aber die innere Kraft des Staats blieb unentwickelt. Zwar vollendete Suleimann durch seine Gesetzbücher die von Mohammed II. gegründete Staats- und Hofordnung, auch vereinigte er (1538) die Priesterwürde des Khalifats mit Osman's hoher Pforte; allein er verstand es nicht, die überwundenen Völker zu einem Ganzen zu verbinden, und verschloß die Thronfolger in das Serail. Dieses aber erzieht so wenig Helden als Staatsmänner. Von der Zeit an artete das Geschlecht Osman's aus und die Macht der Pforte sank. Seit Suleimann's Tod (1566) bis auf unsere Zeit regierten 18 Sultane, und unter allen nicht zwei muthvolle Krieger, nicht ein siegreicher Fürst. Denn diese Herrscher stiegen aus dem Gefängnisse auf den Thron, und lebten im Serail, bis sie, nicht selten, den Thron wieder mit dem Gefängnisse vertauschten. Nur einzelne große Vesire, die Kiuprili und Ibrahim, bis auf den unglücklichen Mustapha Bairaktar, hielten den Fall des Staates auf. Aber im Innern versank das Volk immer tiefer in den Schlamm der Unwissenheit und des Despotismus. Raubgieriger noch und willkürlicher als der Sultan und sein Divan herrschten in den Provinzen die Paschas.

Nach Außen wurde die Pforte das Spiel der europäischen Politik, und mehr als einmal von dem Cabinet zu Versailles in Kriege gegen Östreich und Rußland verwickelt. Während überdies Europa in jeder Kunst des Friedens und des Krieges vorwärtsschritt, hingen die Osmanen, Staat und Volk, träge und gleichgültig an dem Alten. Denn im blinden Glauben an ein unvermeidliches Schicksal befangen und von ihrem alten Waffenruhme aufgebläht, verachteten sie die Fremden als Ketzer (Gauren). Ohne festen Plan, als den des wilden Hasses und der Eroberung, setzten sie die Kriege mit Persien, Venedig, Ungarn und Polen fort. Gefahrvoller waren die Empörungen der Janitscharen und der Statthalter. Darum bewaffnete sich der Argwohn des Despoten mit Dolch und Schnur; er opferte feig die tüchtigen Männer seines Divans dem Hasse der Soldaten und der Ulema auf. Gewöhnlich ließ der Thronfolger seine Brüder ermorden; aber auch das Volk sah gleichgültig den verhaßten Sultan erwürgen, oder den unfähigen absetzen. Mustapha I. wurde zwei Mal entthront (1618 u. 1623), Osman II. und Ibrahim wurden erdrosselt; jener 1622, dieser 1648. Zwar eroberte Selim II. Cypern 1571; aber in dems. J. schlug D. Juan d'Austria die türkische Flotte bei Lepanto. Hundert Jahre später, unter Mohammed IV., fiel nach 13jährigem Widerstande Kandia 1669, und der Vesir Kara Mustapha gab den von Östreich gedrückten Ungarn ihren Heerführer, den Grafen Tökeli, zum König (1682); aber schon im folg. J. wurde er von Wien, das er belagerte, zurückgeschlagen, und nach der Niederlage bei Mohacz (1687) verloren die Osmanen die meisten festen Plätze in Ungarn. Darüber erbittert, stieß das Volk den Sultan ins Gefängniß. Auf kurze Zeit stellte der Großvesir Kiuprili Mustapha die Ordnung, den Muth und den Sieg wieder her; allein er blieb in der Schlacht gegen die Deutschen, bei Salankemen 1691. Endlich zog der Sultan Mustapha II. selbst zu Felde; aber ihm gegenüber stand der Held Eugen, der Sieger bei Zentha (1697), und am Don eroberte Peter d. Gr. Asof. Also mußte er im Vertrage zu Karlowitz (1699) auf Siebenbürgen und das ganze Land zwischen der Donau und Theiß verzichten, den Venetianern Morea zugestehen, den Polen Podolien nebst der Ukraine zurückgeben, und den Russen Asof lassen. Damit begann der Fall der Macht der hohen Pforte. Hierauf zwang ein Aufruhr der Janitscharen, welche, der alten strengen Zucht entwöhnt, Gewerbe treiben und häuslich leben wollten, den Sultan abzudanken. Gleichgültig sah sein Nachfolger, der träge und üppige Achmed III., den Unruhen in Ungarn, dem spanischen Erbfolgekriege und dem großen nordischen Kriege zu. Endlich gelang es seinem Schützling, dem bei Pultawa besiegten Karl XII. (s. d.), ihn zum Kriege gegen Peter zu reizen; aber leicht erkaufte der mit seinem Heere eingeschlossene Czar den Frieden am Pruth (1711) mit der Rückgabe von Asof. Nun griff der Großvesir Venedig an und nahm Morea (1715); aber Östreich stand der Republik bei, und Eugen's Siege bei Peterwardein und Belgrad (1717) entrissen der Pforte im passarowitzer Vergleiche (1718) Temeswar und Belgrad mit einem Theile von Servien und der Walachei; doch behielt sie Morea. Ebenso unglücklich waren Achmed's Waffen gegen Persien; darum stieß ihn ein Aufruhr ins Gefängniß (1730). Hierauf demüthigte der russische Feldherr Münnich den Stolz der Osmanen (1736); aber Östreich, Rußlands Bundesgenosse, war nicht glücklich, und der franz. Gesandte in Konstantinopel bewirkte den Abschluß des belgrader Vergleichs (1739), durch welchen die Pforte Belgrad mit Servien und der Walachei wiedererhielt. Als hierauf nach 30jähriger Ruhe Mustapha III. Rußlands steigende Größe wahrnahm und deßhalb von Katharina II. verlangte, daß sie Polen räumen sollte, so entschieden im Kriege von 1768 — 74 Romanzoff's Triumphe das politische Übergewicht Rußlands. Schon damals siegte eine russische Flotte in den griech. Gewässern, und Alexis Orloff rief die Griechen zur Freiheit auf. Ein unglücklicher Versuch! Doch mußte Abd-ul-Hamid im Frieden zu

Kutschuck Kainardschi (1774) auf die Hoheit über die Krim verzichten und das Land zwischen dem Bog und Dnepr mit Kinburn, sowie Asof, an Rußland abtreten und seine Meere den russischen Handelsschiffen öffnen. Hieraus entstand eine so heftige Reibung zwischen dem Stolze der gedemüthigten Pforte und den gebieterischen Foderungen Rußlands, daß der Divan 1787 an Katharina II. den Krieg erklärte, der aber unter Selims III. Regierung so unglücklich geführt wurde, daß Rußland im Frieden zu Jassy (1792) Taurien behauptete, das Land zwischen dem Bog und Dniestr nebst Otschakoff erhielt und am Kaukasus sich vergrößerte. Auch Östreich, dem die Pforte 1777 ein Stück der Moldau, die Buckowina, zugestanden hatte, war auf dem Kampfplatze für Rußland aufgetreten, hatte aber, von Preußen bedroht, das eroberte Belgrad im Frieden zu Sziskowe (1791) zurückgeben müssen. Um diese Zeit stieg im Innern die Verwirrung immer höher. Selim III. hatte wol Geist und Kenntniß, aber nicht die Kraft, welche durchgreifende Verbesserungen bewirkt. Wie konnte er den antieuropäischen Nationalgeist der Türken, den prätorianischen Trotz der Janitscharen, die alte, durch den Islam geheiligte und durch die Ulema vertheidigte Staats- und Rechtsform, wie konnte er endlich den Orientalismus des Hofs und der ganzen Staatsverwaltung mit seinem Divan umbilden! Es gab keinen andern Zusammenhang in der weitschichtigen Ländermasse, als den Glauben an das Khalifat des Padischah und die Furcht vor der Macht des Großherrn. Jenen erschütterte die, erst 1818 bezwungene Secte der Whaabys (Wechabiten), und von dieser machten sich mehre kühne Statthalter in den Provinzen gänzlich frei. So regierten wie kleine Sultane Paßwan Oglu in Widdin, Jussuf (bis 1810) in Bagdad, mehre Paschas in Anadoli u. A. m. So Ali (s. d.), Pascha von Janina, und Ali Bey in Ägypten. Die Servier verlangten einen eingeborenen Hospodar. Daher beständige Empörungen und allgemeiner Druck. Das Volk selbst brütete fort, bis auf einzelne Ausbrüche s. asiatischen Wildheit, in dem alten Stumpfsinn. Dagegen regte sich der Geist der Freiheit bei den Griechen in ohnmächtigen Versuchen, im kräftigsten Widerstande bei den Serbiern (s. d.) seit 1801 — 14. Endlich erhob sich im März 1821 das Volk der Griechen, um das Joch der Eroberung abzuwerfen. Ebenso sehr verwirrten sich die auswärtigen Verhältnisse. Schon früher war die Pforte gegen Frankreich mißtrauisch geworden, als Maria Theresia mit Frankreich das Bündniß von 1756 geschlossen hatte. Jetzt blieb sie ruhige Zuschauerin bei dem Ausbruche der Revolution, und der Großvesir hoffte, die Republik werde wenigstens sich nicht mit Östreich verbinden. Überhaupt hielt der Divan von jeher die bestehenden Verträge gewissenhaft und benutzte in Asien so wenig als in Europa günstige Verhältnisse, um dort die alte Macht der Osmanen gegen Persien, hier gegen Östreich wiederherzustellen. Zudem stand Rußland gerüstet auf den Höhen des Kaukasus, wie vor den Mündungen der Donau. Endlich reizte Bonaparte's Zug nach Ägypten den Unwillen der Pforte so, daß sie — das erstemal! — (1. Spt. 1798) Frankreich den Krieg erklärte. Nun kam sie durch ihr Bündniß mit Rußland (Dec. 1798), England und Neapel (Jan. 1799) unter die Leitung des Cabinets von Petersburg und St.-James. Eine russische Flotte segelte durch die Dardanellen, und eine türkische eroberte, mit derselben verbunden, die ionischen Inseln. Darauf stifteten Paul I. und Selim III. durch den Vertrag zu Konstantinopel (21. März 1800) die Republik der sieben Inseln, welche wie Ragusa unter dem Schutze der Pforte stehen sollte. Im folg. J. gab England zwar Ägypten an die Pforte zurück, aber die Mamelucken-Beys und die Arnauten stürzten das Land in blutige Zerrüttung, bis der neue Statthalter Mehemed Ali Pascha durch Verrath (1. März 1811) die Mamelucken gänzlich vertilgte. Seitdem regiert er Ägypten fast unabhängig. Übrigens hatte jene Verbindung mit der Coalition den Sultan Selim und einige Großen seines Reichs zu der Überzeugung geführt, daß,

wenn die Pforte sich in ihrer Stellung behaupten wollte, sie nothwendig ihr Heerwesen im Geiste der neuern Taktik umbilden und dem Divan eine zeitgemäßere Form geben müsse; daher arbeitete eine Commission, der Nesumi Dschedid, an der Aufstellung eines europäisch-türkischen Heeres, das die Janitscharen entbehrlich machen sollte. Allein in dem Divan gab es nach dem Frieden mit Frankreich 1801 zwei Parteien, eine russisch-britische und eine französische. Rußlands Übergewicht drückte nämlich auf die Pforte in den ionischen Inseln und in Serbien; darum neigte sie sich wieder nach Frankreich hin. Als nun Rußland sogar die Moldau und Walachei besetzte (1806), brach der alte Haß los, und die Pforte erklärte, auch noch von Frankreich dazu gereizt, Rußland, das schon mit Persien und Frankreich Krieg führen mußte, ebenfalls den Krieg (30. Dec. 1806). Da ward die Schwäche des Reichs der Osmanen offenbar. Eine engl. Flotte drang feindlich durch die Dardanellen und erschien (20. Febr. 1807) vor Konstantinopel; doch der franz. General Sebastiani leitete mit Erfolg den Widerstand des Divans und des erbitterten Volks. Dagegen machten die Russen große Fortschritte. Das Volk murrte laut; Selim III. ward (29. Mai 1807) von dem Mufti abgesetzt und Mustapha IV. mußte die verhaßten Neuerungen aufheben. Aber nachdem die türkische Flotte von der russischen bei Lemnos (1. Juli 1807) gänzlich geschlagen worden war, benutzte Selim's Freund, der kühne Pascha von Ruschtschuck, Mustapha Bairaktar, das Schrecken der Hauptstadt, um sich derselben zu bemächtigen; der unglückliche Selim verlor darüber das Leben (28. Juli 1808), und Bairaktar erhob an des abgesetzten Mustapha IV. Stelle den jetzt regierenden Großsultan Mahmud II. (geb. 1785) auf den Thron. Als Mahmud's Großvesir stellte er das neue System des Heerwesens wieder her und schloß mit den Russen einen Waffenstillstand; aber die Wuth der Janitscharen brach aufs neue los (16. Nov. 1808) und vernichtete ihn und sein Werk. Nur Mahmud behauptete den Thron, denn er war nach Mustapha's IV. Hinrichtung der einzige Fürst aus Osman's Geschlecht. Er zeigte bald ungewöhnliche Kraft und Klugheit, versöhnte sich mit Großbritannien (5. Jan. 1809) und setzte den Krieg gegen die Russen, welche schon die Engpässe des Hämus bedrohten, mit doppelter Anstrengung fort. Zwei Mal (1810 und 1811) mußten sich die Russen über die Donau zurückziehen; dennoch gelang es ihrer Staatskunst, im Divan die franz. Partei zu besiegen. Vergebens hatte der franz. Kaiser in seinem Waffenbunde mit Östreich (14. März 1812) die Aufrechthaltung des ganzen Gebiets der Pforte erklärt; diese erkaufte dessenungeachtet, ehe noch das franz. Heer über den Niemen ging, den Frieden von Rußland zu Bucharest (28. Mai 1812) durch die Abtretung der jenseits des Pruth liegenden Moldau und Bessarabiens mit den nördl. Festungen am Dniestr und an der Donaumündung, sowie der südl. Pforten des Kaukasus am Kur. Die sich selbst überlassenen Serbier wurden aufs neue den Türken unterthan; doch behielten sie in dem Vertrage mit der Pforte (Nov. 1815) die eigne Verwaltung ihres Landes. Seit diesem Frieden stand Rußland drohender als je der Pforte gegenüber, in Asien wie in Europa; seine Flagge herrschte im schwarzen Meere und sein Einfluß im Divan. Darum mußte Mahmud 1817 die Hauptmündung der Donau an Rußland überlassen. Der Aufstand der Griechen aber hat die Verhältnisse beider Nachbarstaaten mehr als je verwickelt und einen Wendepunkt in den Angelegenheiten des osmanischen Reichs herbeigeführt, dem entscheidende Ereignisse folgen müssen. (Vgl. Griechen seit 1821 und Mahmud.) Die Pforte glaubte nämlich, daß Rußland insgeheim den Aufstand der Griechen begünstige, und besetzte nicht nur die Moldau und Walachei, sondern beschränkte auch die russische Handelsschifffahrt. Beides war dem bucharester Frieden entgegen. Nach einem lebhaften Notenwechsel verließ der russische Gesandte Konstantinopel. Die Vermittelung des engl. und des östr. Hofes, sowie des Kaisers Alexander Liebe zum Frie-

den verhinderte zwar den Ausbruch eines Krieges; allein der Divan verweigerte dem russ. Cabinete unter mancherlei Vorwänden jede Genugthuung, bis endlich der Kaiser Nikolaus eine letzte Frist bestimmte, worauf die Pforte (14. Mai 1826) alle Foderungen des russ. Hofes bewilligte, in der Moldau und Walachei (wo sie seit drei Jahren 37 Mill. Piaster erpreßt und damit den griech. Krieg geführt hatte) Alles auf den alten Fuß zu setzen versprach und Commissarien nach Ackerman sandte. Hier wurde dem Divan ebenfalls eine letzte Frist gegeben, und am 6. Oct. 1826 wurden von ihm sämmtliche 82 Punkte des russ. Ultimatums angenommen. Dieser Vertrag von Ackerman ist eine Ergänzung des bucharester Friedens. Die Pforte überließ den Russen alle Festungen in Asien, welche sie bisher zurückverlangt hatte, und erkannte den von Rußland bestimmten Rechtszustand in Serbien, der Moldau und Walachei an. Doch erfolgte hier die Vollziehung erst 1827. Unterdessen hatte die Pforte große Reformen im Innern begonnen und den wilden Janitscharenpöbel, der zuletzt noch die Vorstadt Galata (3. — 5. Jan. 1826) verbrannte, mit der Wurzel auszurotten beschlossen. Ein Heer ward auf europäischen Fuß errichtet, und das Janitscharencorps nach einem mörderischen Kampfe im Juni 1826 gänzlich aufgehoben. Die blutige Strenge in Vollziehung dieser und anderer Maßregeln, welche die herkömmlichen Gebräuche der Türken vielfach verletzten, hatte Aufstände zur Folge, in welchen (am 31. Aug. und 11. Oct.) über 6000 Häuser in Konstantinopel verbrannten. An die Stelle der militairischen Pöbelherrschaft trat jetzt der härteste militairische Despotismus, welcher selbst die Ulema nicht verschonte. Zugleich wies die Pforte (zuletzt im Juni 1827) jede von Rußland, England und Frankreich angebotene Vermittlung des Krieges mit den Griechen standhaft zurück, und der Großherr rief alle seine Unterthanen, die Christen mit eingeschlossen, unter die Waffen, um dem Kampfe mit Europa, wenn es sein müßte, entgegenzutreten. Nach dem Falle der Akropolis (5. Juni 1827) war Reschid Pascha im Besitze von Livadien. Ost- und Westhellas gehorchten wieder dem Halbmonde.

Das Reich der Osmanen hat nach ungefähren Schätzungen einen Umfang von 41,400 □M., mit 24½ Mill. Einw. Davon in Europa 8440 □M., mit mehr als 10 Mill. Einw.; in Asien 20,000 □M., mit 10 Mill. Einw.; in Afrika, Ägypten und Nubien gegen 13,000 □M., mit 4 Mill. Einw. Überhaupt rechnet man auf die □M. ungefähr 1000 Menschen. Die Gesammtzahl der Türken in allen Theilen des Reichs wird auf 12 Mill. geschätzt. In Europa besteht nur ¼ der Volksmenge aus Türken. Die übrigen Bewohner sind Christen verschiedener Art, doch meist von der griech. Kirche. Man nimmt folgende Verhältnisse an: Türken 3,500,000, Griechen oder Hellenen 2,600,000, Moldauer und Walachen 400,000, Arnauten und Albanier 750,000, Serbier 450,000, Bosnier 250,000, Dalmatier 800,000, Raizen oder Rascer 80,000, Kroaten 30,000, Bulgaren 500,000, Juden 300,000. Die europ. Türkei grenzt an Rußland, Siebenbürgen, Ungarn, Gallizien, Illyrien, Dalmatien, die ionische Republik und das adriatische, ionische und mittelländ. Meer. Die Herrschaft über das schwarze Meer theilt die Pforte mit Rußland. Der Bosporus (s. d.) aber, das Marmormeer und die Dardanellenstraße standen nebst den griech. Gewässern allen europäischen Handelsschiffen offen, die nach russ. Häfen bestimmt sind. Die Lage des Landes ist bei seiner großen Küstenstrecke und bei seinen vielen Einbuchtungen für den Levantehandel äußerst wichtig und ebenso gesichert durch seine Stromthäler (Save und Donau) an der Grenze wie durch die Höhenzüge des Balkan (Hämus), die vom Kap Emineh bis zum illyrischen Gebirge sich erstrecken und mit welchem die Bergrücken des Rhodope, des Pangäus und mehre andre, die Griechenland durchschneiden, zusammenhängen. Abgesondert liegt der Monte Santo oder Athos (s. d.). Die asiatische Türkei grenzt an Persien, das

russische Kaukasien, Arabien, die Landenge Suez, die es mit Ägypten verbindet, und an das mittelländ. Meer. Von den Gebirgen Armeniens herab strömen der Euphrat (s. d.) und der Tigris bei Bassora vereinigt in den persischen Meerbusen; in Anadoli ist der Kisil Irmack (Halys) merkwürdig, welcher in das schwarze Meer fließt, und in Palästina der Jordan (s. d.); dieser fällt in das durch vulkanische Ausbrüche entstandene, 12 Meil. lange, 1 — 2 Meil. breite todte Meer, dessen mit Salz, Pech und Schwefel vermischtes Wasser keinen sichtbaren Abfluß hat. Hauptgebirge sind in Natolien der Taurus (s. d.), in Syrien der Libanon (s. d.), Antilibanon u. a. m. Die ebenste Provinz ist Irak Arabi; im Südosten breiten sich große Wüsten bis in die arabische Halbinsel aus. Über das türkische Afrika s. Ägypten und Nil. Das Klima ist gemäßigt in dem nördl., milde und erfrischend in dem mittlern, und heiß in dem südl. Landstriche. Unter dem glücklichen Himmel liegt die hellenische Halbinsel mit ihrer Eilandsflur, wo der Mensch, das Thier und die Pflanzenwelt durch gleiche Schönheit und Fülle sich auszeichnen. Die drückendste Luft weht in Mesopotamien und Ägypten, wo der erschlaffende Samum (s. Samiel) über brennende Wüsten haucht und wo die Pest zu Hause ist. Jeder Himmelsstrich bringt hier seine Erzeugnisse mit üppiger Kraft hervor. Der Weizen aus Rum-Ili, der Reis im Süden des Hämus und aus Ägypten, das Olivenöl aus Attika, die Baumwolle und der Taback aus Makdonia, die Seide aus Arnaut und aus Anadoli, die Korinthen aus Morea (jährl. 10 Mill. Pf.), der Krapp aus Böotien, die Feigen, der Safran, die Galläpfel und der Meerschaum aus Anadoli, die Sennesblätter, das Natrum, der Salmiak und Saflor aus Ägypten, der Mastix aus Chios, der Wein aus Cypern u. a. O. (z. B. Malvasier), das Angorahaar aus Anadoli, der Honig von Hymettus (bei Athen jährl. 360,000 Pf.), das Naphtha aus Mesopotamien, die Wolle aus der Walachei u. s. w. sind Stapelwaaren für das Ausland. Außerdem noch Opium, lemnische Erde, Salpeter, Marmor, besonders pariſcher u. a. m. Der Bergbau ist ganz vernachlässigt. Übrigens wird wenig im Lande gearbeitet; doch gibt es einzelne vorzügliche Gewerbe, wie die Saffianbereitung, die Rothfärberei des Garns (vorzüglich in Thessalien), die Baumwollen- und Teppichweberei und die Stahlarbeiten (z. B. treffliche Säbelklingen) der Osmanen und Griechen. Der Türke verachtet den Landbau, und überläßt ihn den unterdrückten Völkern, die er plündert, wenn er Reichthum und Wohlstand unter ihnen wahrnimmt. Nur da, wo der Barbar keine Macht hat, wie im Lande der Drusen auf dem Libanon, oder wo kein Osman hinkommt, wie auf einigen Inseln des Archipels, zeigt sich eine glückliche Betriebsamkeit. In Asien gibt es Landbau bloß in der Nähe der Städte; die weiten Ebenen an den Stromufern sind mit räuberischen Nomaden bedeckt. Über den jetzt sehr gestörten Handelsverkehr s. Welthandel. Die Bewohner dieses Reichs sind ein durch Zwang und Furcht verbundenes Gemenge der verschiedenartigsten, sich gegenseitig hassenden oder verachtenden Völker. 1) Herren des Landes sind alle Sunniten (s. Mohammed), wie die Araber, Tataren und Turkomanen, insbesondere aber die osmanischen Türken, ein durch seine Naturkraft starkes und durch politisch-religiöse Schwärmerei noch immer begeistertes Volk. Sie sind am zahlreichsten in den nördl. asiatischen Provinzen. Sie verachten die Ungläubigen als Hunde oder Schweine, unter welchen sie die wilde Rolle der ersten Eroberer noch immer fortspielen. Der Charakter dieses Volks zeigt lauter Gegensätze. Sie sind zu gleicher Zeit, je nachdem das Äußere auf sie einwirkt, tapfer und feig, gutmüthig und wild, stark und schwach, unternehmend und träg, sinnlich und abgehärtet. Die Großen bei Hofe, beim Heer und in den Provinzen sind stolz und kriechend, mißtrauisch und undankbar. Überhaupt ist der Türke ebenso unwissend als gleichgültig und unempfindlich. Er denkt an keine Anstalten für die Zukunft zum Besten seiner Enkel; denn kein Volk hat mehr die Überzeu-

gung, daß auf Erden Alles der Veränderung unterworfen sei, als der Türke. 2) Die Turkomanen (s. d.) in Armenien, Anadoli und an den Stromthälern des Innern. 3) Die Tataren, die aus der Krimm in die Donauprovinzen gezogen sind. 4) Araber (s. d.). 5) Kurden (s. d.). 6) Griechen (s. d.) und unter ihnen mehre Stämme, wie die Mainotten (in Morea), Sulioten (im alten Epirus) und Hydrioten (s. d.), welche sich stets durch Freiheitssinn und tapfern Widerstand gegen die Türken ausgezeichnet haben. 7) Armenier (s. d.), als Kaufleute und Handwerker fast über alle Provinzen verbreitet. 8) Kopten (s. d.) in Ägypten. 9) Slawen in mehren Stämmen, als Albanier oder Arnauten (s. d.); Bosniaken in Bosnien, theils Moslemin, theils kathol. Christen; Serbier (s. d.) oder Raizen; Bulgarier (s. d.); Montenegriner (s. d.). 10) Drusen (s. d.) auf dem Libanon. 11) Juden. 12) Walachen. 13) Zigeuner und mehre kleine Stämme unbekannten Ursprungs, vorzüglich in den Gebirgen Asiens. Die Hof- und Schriftsprache ist die arabische. (S. Türkische Sprache und Literatur.) In Konstantinopel gibt es griechische, armenische und jüdische Buchdruckereien, aber nur eine türkische; daher beschäftigen sich in allen Städten eine Menge Schreiber (Kodjakians) mit Abschreiben der Calender, des Koran u. s. w. Sie bilden in Konstantinopel eine viel vermögende Innung. Die Ulema (d. i. die Körperschaft der Gesetzverständigen, die zugleich zum geistlichen Stande gehören) ist fast allein im Besitz der Gelehrsamkeit. Noch ist Ptolemäus ihr Führer in der Geographie, Aristoteles in Physik und Naturgeschichte. Am Hofe des Sultans ist ein Historiograph angestellt, und in Staatsgeschäften wird noch ein Hofastrolog gebraucht. Die bildenden Künste sind verachtet, weil der Koran die Abbildung menschlicher Formen untersagt. Die Musik ist lärmend und geschmacklos, doch gibt es gute Tänzerinnen.

Die Staatsverfassung beruht auf 7 Sammlungen politischer Gesetze (Kanunname). Sie ist orientalisch. Der Padischah vereinigt als Khalif die höchste geistliche Würde mit der höchsten weltlichen Macht. Er gebietet unumschränkt über Gut und Blut seiner Unterthanen, insbesondere der höhern Staatsbeamten, die er ohne Urtheil und Recht absetzen oder hinrichten läßt. Sie küssen die Schnur, die er ihnen zuschickt, und er ist ihr natürlicher Erbe. Der Sultan gibt Gesetze, ohne ihnen selbst unterworfen zu sein; nur die Furcht vor der öffentlichen Meinung, wenn sie sich durch Aufruhr ausspricht, und der Koran binden seinen Willen. Alle Unterthanen sind vor ihm gleich, denn alle sind seine Sklaven. Ein franz. Schriftsteller bezeichnet die türkische Regierung als un despotisme absolu, tempéré par le régicide. Das Volk hat keine Rechte. Nur das Verdienst oder Gunst und Ränke erheben den Niedrigsten zu den höchsten Stellen. Es gibt keinen Erbadel. Die Thronfolge ist in der Familie Osmans erblich; oft entschied der Wille des Volks und die Wahl der Janitscharen. Nach dem Aussterben der männlichen Nachkommen Osman's geht die Thronfolge auf die Familie des ehemaligen Tatarkhans über. Die Weiber sind vom Throne ausgeschlossen. Der Padischah wird nicht gekrönt, sondern blos mit dem Säbel Osman's umgürtet, nachdem er die Aufrechthaltung der Religion beschworen hat. Die Odaliken seines Harems sind meistens geborene Tscherkassinnen oder Georgierinnen; denn eine Freigeborene kann nicht als Odalike in den Harem kommen. Aus ihnen wählt der Sultan (seit Ibrahim) 7 Frauen (Kadin). Diejenige dieser Frauen, welche zuerst einen männlichen Thronerben gebiert, heißt Chakessi Sultana; die übrigen Mütter von Prinzen heißen Sultana Chassecki; die Mutter des regierenden Sultans, oder die Sultana Valide, genießt große Vorzüge. Sie wird nicht in die Gemächer des Eski Seraj verschlossen und hat ein jährl. Eink. von 500,000 Piastern (258,166⅔ Thlr.). Die Prinzen werden sämmtlich in dem Kafes (Käsicht) unter Verschnittenen und Odaliken erzogen. Jeder lernt eine me-

chanische Kunst oder ein Handwerk; mit allen, einem Regenten nöthigen Kenntnissen aber bleiben sie unbekannt. Sie haben keine andre Aussicht als den Thron, oder die, im Kafes zu sterben. Die Töchter des Sultans heißen Sultana und werden nach dem Herkommen schon in der Wiege an Veziere, Paschas oder andre Große vermählt; aber ihre männlichen Nachkommen sind nach einem Reichsgrundgesetze gleich nach der Geburt zum Tode verdammt. Der Hofstaat zählt mit allen Verschnittenen, Weibern, Garden ꝛc. an 10,000 Personen. Der äußere Hofstaat besteht aus dem Oberhofmeisterstabe, 7 Kammern, den Hofämtern, der 2000 M. starken Leibwache (das bisherige Corps der Bostangi wurde 1826 aufgehoben), den Vertrauten oder Titular-Würdenträgern, wohin die Stummen, die Zwerge, die Tonkünstler, die Herren der Audienz, die Herren des Steigbügels und die Veziere der Achsel gehören. Der innere Hofstaat besteht aus dem Harem mit seinen Weibern, weißen und schwarzen Verschnittenen, deren Aufseher, der Kislar- und Kapi-Aga, als die vornehmsten Vertrauten des Sultans, vielen Einfluß haben; dann aus dem Großvezier und der sogenannten hohen oder glänzenden Pforte, welche die beiden Cabinete des Kiaga Beg oder Minister des Innern und des Reis Effendi oder Ministers des auswärt. Angeleg. bilden. Der Titel des jetzigen Padischah ist: „Wir Sultan, Sohn eines Sultan, Chakan, Sohn eines Chakan, Sultan Mahmud II., Khan, Sohn des siegreichen Sultan Abd-ul-Hamid, durch die unendliche Gnade des Schöpfers der Welt und ewigen Wesens und durch die Vermittelung und großen Wunder des Mohammed Mustapha, des vornehmsten unter den Propheten, über dem der Segen Gottes ruhe, Diener und Herr der Städte Mekka, Medina und Kuds, gegen welche die ganze Welt ihr Angesicht wendet, wenn sie betet, Padischah der drei großen Städte Istambul, Edreneh und Burssa, welche alle Fürsten mit Neide ansehen" ꝛc. Das Reichswappen, welches Mohammed II. nach der Eroberung Konstantinopels annahm, ist ein grünes Schild mit einem wachsenden silbernen Monde. Für verdiente Europäer stiftete Selim III. 1799 bei Gelegenheit des, von Nelson bei Abukir erfochtenen Sieges den Orden des halben Mondes mit drei Classen. Nelson, Sebastiani und andre Ausländer haben ihn erhalten. Die Staatsverwaltung ist orientalisch. Im Namen des Sultans regiert der Großvezier, oder in seiner Abwesenheit der Kaimakan; doch haben auch die Umtriebe im Seraj unter den Weibern und Verschnittenen vielen Einfluß. Der höchste Staatsrath, Divan, wird unter dem Vorsitze des Großveziers im 2. Hofe des Seraj gehalten. Den ordentlichen bilden die höchsten Reichsbeamten (der Kiaga Beg, der Reis Effendi, der Defterdar oder Finanzminister, der Kapudan Pascha oder Großadmiral, der Tschausch-Baschi oder Minister der ausübenden Gewalt) und die Agas der Truppen; zu dem außerordentl. Divan werden auch andre Personen, vorzüglich der Mufti, berufen. Die Provinzen sind, mit Ausnahme der Moldau und Walachei und der beiden Hauptstädte Istambul und Edreneh (Adrianopel), in 25 Ejalets, Paschaliks oder Statthalterschaften mit 290 Sandschaken oder Fahnen eingetheilt, unter welchen die Statthalter von Rumili, Anadoli und Damas den Titel Beglerbeg führen und drei Roßschweife vor sich her tragen lassen, welches Recht auch der Kapudan Pascha (Großadmiral) besitzt; die übrigen Paschas führen deren nur zwei. Die Paschas in den Provinzen haben ihren Divan, der wie der Reichsdivan besetzt ist. Übrigens ist ihre Gewalt, inwiefern die mächtige Ulema ihr nicht einen Damm entgegensetzt, unumschränkt, und ihre einzige Verpflichtung besteht darin, daß sie die Abgaben an den Großherrn entrichten. Doch werden sie bisweilen von ihrem Posten entfernt, wenn das, durch unerschwingliche Lasten gereizte Volk sich empört, oder wenn die Ulema sich gegen sie erhebt; oft auch wol nur, um ihren Trotz zu bestrafen, aus Argwohn und um ihr Vermögen einzuziehen. Im Juni 1827 ward jedoch den Paschas in den Provinzen die oberste Civilverwal-

tung entzogen, und eigne Civilgouverneurs wurden in den Provinzen ernannt. In militairischer Hinsicht wird jeder Paschalik in Sandschacks abgetheilt. Beim Ausbruche eines Krieges mußten bisher die im Sandschack wohnenden Jenjitscheri, Spahi, Zaims (s. d.) und Timarioten sich bei dem Sandschackbeg einfinden, der die Befehle des Pascha erwartet. Die Paschaliks werden ferner in Musselimliks, Woiwodoliks und Agaliks abgetheilt. In einigen Gegenden, z. B. in Griechenland, sind einzelne Musselimliks und Agaliks von den Paschas völlig unabhängig, sodaß die Befehlshaber dieser Bezirke, mit Ausnahme der Justiz, jedes Regierungsrecht ausüben dürfen; auch sind verschiedene dieser Stellen gewissen Familien auf ewige Zeiten überlassen. Die Quelle aller Staats-, Civil- und Criminalgesetze ist der Koran; außer dem Gesetzbuche (Multeka) gelten in den Gerichtshöfen die vielen Auslegungen der Ulema. Der Mufti ist nicht allein oberster Priester, sondern auch der höchste Ausleger der Gesetze. Seine Entscheidungen (Fetfahs) werden gesammelt. Das höchste Gericht, Divan Chaneh, wird vom Großvezier vier Mal wöchentlich in seinem Palaste, oder in dessen Abwesenheit vom Tschausch-Baschi gehalten. Die niedern Gerichte verwaltet in den größern Städten der Molla, in kleinern der Kadi. Unter ihnen stehen die Musselims oder Vollstrecker der Urtheile. Die Rechtspflege ist ebenso einfach als schnell und streng. Gewöhnliche Strafen sind die Bastonade (Stockschläge), Hängen, Ersäufen, Erdrosseln, Spießen. Der Zeugenkauf ist das größte Gebrechen. An der Spitze des Kirchenstaats steht der Sultan als Khalif, und in dessen Namen der Mufti, welcher vom Großherrn ein- und abgesetzt wird. In größern Städten ernennt der Mufti Untermuftis. Nach ihm sind die Kadileskier, Mollas und Kadis die wichtigsten Glieder der Ulema. Die Priesterschaft theilt sich in Welt- und Klostergeistliche. Jene (die Imans, Danischmende und Talismane) verrichten den Gottesdienst in den Moscheen, Dschamis (vom Großherrn in den Hauptstädten erbaute Tempel) und Metschets. Diese, die Derwische, bilden 30 verschiedene Orden oder Brüderschaften. Alle andre Religionsparteien haben, obgleich verachtet und bedrückt, freie Ausübung ihrer Religion in ihren Tempeln und stehen unter Patriarchen, Erzbischöfen und Bischöfen. Die Staatseinkünfte fließen in den Miri oder Staatsschatz und betragen nach Campenhausen gegen 84 Beutel oder 42 Mill. Gulden, nach Eton 40½ Mill. Gulden, die durch den Kharadsch (sowol Kopfsteuer der Ungläubigen, als auch Steuer vom Ertrage der Grundstücke der Ungläub.), den Zehent (den die Moslemin zu den Ausgaben des Gottesdienstes entrichten), durch Vermögenssteuern, Zölle, Monopole, Bergregal und Münze, Provinzialtaxen und den Tribut der Hospodare der Moldau und Walachei aufgebracht werden. Der Miri hat gegen 70 Mill. Gulden Schulden. Von ihm ist verschieden der Schatz des Sultans, Itsch Hazne, in welchen die Pachtgelder der Domainen, die Geschenke und Erpressungen, sowie die Reichthümer der entsetzten Staatsbeamten fließen. Die Landmacht war bisher auf asiatischem Fuß in schlechter Verfassung und bestand nach Marsigli aus 220,000 M., wovon die besoldeten Truppen 74,000 M. ausmachten, und zwar das Fußvolk (s. Janitscharen), die Toptschis oder Artilleristen u. a. m. zusammen 59,000 M., und die Reiterei (s. Spahis) 15,000 M. Dazu kamen in Kriegszeiten die Lehnmiliz, 126,000 M., die Contingente der Tataren, 12,000 M., die der Moldau und Walachei 8000 M. Oberster Feldherr ist der Großvezier; die einzelnen Corps befehligen die Agas; die Provinzialtruppen die Paschas und Sandschacks. Der jetzige Sultan hat seit 1814 mit mehr Erfolg als Selim III. ein europäisch geübtes Kriegsheer nach und nach zu bilden angefangen, und im J. 1826 die Janitscharen im ganzen Reiche aufgehoben. Für die Officiere der Seemacht, welche aus einigen Linienschiffen, Fregatten und kleinern Kriegsschiffen besteht und die der Kapudan Pascha befehligt, hatte Selim III. eine mathematische Schule er-

richtet. Da geborene Türken noch jetzt in den militairischen Republiken Tripoli, Tunis und Algier (s. Barbaresken) die Herren spielen, so stehen auch diese Staaten unter der Hoheit des Großsultans. Dieser hat wenigstens durch besondere Firmans ihnen alle Caperei gegen Schiffe unter russischer, östr. und preuß. Flagge mit Erfolg verboten. Vgl. v. Hammer, „Des osmanischen Reichs Staatsverfassung und Staatsverwaltung" (2 Thle., Wien 1815), dessen „Geschichte des osman. Reichs", a. d. Quellen (Bd. 1, bis 1453, Pesth 1827), und E. Palla's „Hist. abrégée de l'Empire ottoman" (Paris 1825, Bd. 1). Marsigli hat die militairische Verfassung, und Muradgea d'Ohsson die kirchliche dargestellt. Von dem „Tableau général de l'Empire Ottoman, par M. . . d'Ohsson" erschienen die 4 ersten Theile in 5 Bdn. Paris 1788 und 1790, der 5. 6. u. 7. Thl. vollendeten das Werk (Paris 1824). Auch sind v. Tott's, der Lady Montague, Olivier's, Eton's und Thornton's Schriften über das türkische Reich mit neuern Reisenden (von Hammer — dessen zu Pesth erschien. Werk „Konstantinopolis und der Bosporus" schätzbare Beiträge liefert — von Stürmer, Melling, Forbin, Choiseul-Gouffier, Pouqueville, J. Carne [„Letters from the east", London 1826, 3 Thle.] u. a. m.) zu verbinden, um ein treues Bild von Völkern und Ländern zu bekommen, die aus Trümmern ein Musivgemälde der Weltgeschichte darstellen. K.

Osnabrück, Fürstenthum des Königreichs Hanover, ehemals ein Bisthum im westfäl. Kreise, dessen Bischöfe seit dem westfäl. Frieden abwechselnd katholisch und protestantisch waren (und zwar wurden letztere jederzeit aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg gewählt), grenzt an Oldenburg, Diepholz, die preuß. Regierungsbezirke Minden und Münster, den hanöverischen Antheil an Münster (Grafschaft Meppen) und an die Grafschaft Lingen. Die Hase und die Hunte sind die vornehmsten Flüsse. Die Größe beträgt (nachdem das Amt Reckeberg an Preußen abgetreten worden ist) 43½ □M., mit 137,500 Einw. Die Leibeigenschaft ist sehr gemildert. Der Boden ist meistens eben; nur durch den südlichen Theil zieht sich eine geringe Hügelreihe. Einige Gegenden sind sehr fruchtbar, in den meisten aber ist Geestland; auch gibt es viele Haide- und Moorstriche. Das Land trägt Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Buchweizen, jedoch nicht hinreichend für den Bedarf, Hanf und vielen Flachs, der aber nur von mittelmäßiger Güte ist. Die Schweine- und Gänsezucht ist sehr wichtig. Bekannt sind die westfälischen Schinken. Der Bergbau geht bloß auf Salz und Steinkohlen; auch gibt es viel Torf. Die Ausfuhr besteht vorzüglich in Wolle, Vieh, Garn und Leinwand, Löwentlinnen oder grobe Leinwand. Diese wird von den Einwohnern nach vollendeter Feld- und Hausarbeit verfertigt und über England, Holland, Spanien und Portugal nach Afrika, Ost- und Westindien geführt. Man schätzt die Summe, welche durch diese Leinwand und durch das Garn in das Land kommt, jährlich auf fast 1 Mill. Thlr. Nächstdem gehen jährlich an 6000 Beiwohner oder sogenannte Heierlinge (d. h. solche Leibeigne, welche die Nebenhäuser der Bauern miethweise innehaben) in die niederländischen Provinzen, und verdienen sich im Sommer Geld mit Torfstechen, Grabenauswerfen, Mähen und andrer Feld- und Gartenarbeit, wodurch wenigstens 200,000 Gldn. baares Geld jährlich eingebracht wird. Die Hauptst. Osnabrück, einst der Hauptsitz der alten Sachsen, liegt in einem Thale am linken Ufer der Hase. Sie ist nach alter Art befestigt und hat ein Schloß, eine Domkirche, einen Bischof, ein Domcapitel, 2 kathol. und 2 luther. Kirchen, 1413 H. und 10,900 Einw., welche einen starken Leinwandhandel treiben. Bemerkenswerth ist das Rathhaus, in welchem den 24. Oct. 1648 der osnabrücker Friede geschlossen wurde. Möser's „Geschichte von Osnabrück" (2 Thle., 3. Aufl., Berlin 1820) geht bis 1192. Den 3. Thl. dieses Meisterwerks gab aus des Vfs. Handschriften Herbert von Bar (Berlin 1824) heraus.

Ossian (Oisian), der berühmteste aller Barden, um das J. 300 nach Chr

Sein Vater Fingal (s. d.) war entweder ein caledonischer (hochschottischer) Held, oder, wie einige irländische Schriftsteller meinen, ein irländischer, der aber durch seine Thaten, als Vertheidiger einer irischen Colonie gegen die Römer, dem schottischen Boden angehört. O. war Held und Dichter zugleich. Er soll mit vielen berühmten Sängern des Alterthums das Schicksal der Blindheit getheilt und durch Gesang seinen Schmerz über den Verlust seiner Lieben, z. B. seines gefallenen Sohnes Oscar, gemildert haben. Sein Name ist unter den Bergschotten und Hebridiern noch in ehrenvollem Andenken. Aber auch unter uns ist er viel gefeiert worden, seit man in den, von Macpherson herausgeg. ossianischen Liedern die Nachklänge seiner Harfe zu vernehmen glaubt. Zwar erwähnt Ossian's Namen, nach Smith's Versicherung, schon im 12. Jahrh. Giraldus Cambrensis, und man wußte aus Buchanan, daß die Gälen in Hochschottland und auf den Inseln Gesänge bewahrten, die ihren Stolz ausmachten; aber in ihrer unverstandenen Sprache blieben sie andern Völkern ein vergrabener Schatz. Erst mit dem Anfange des vorigen Jahrh. wurde nähere Kunde jener Gegenden selbst in dem übrigen Großbritannien verbreitet, und das Jahrh. verlief über die Hälfte, ehe jene Stimme vergangener Zeiten in Europa weiter ertönte und mit Freuden überall vernommen ward. Und diesen Genuß verdanken wir Macpherson (s. d.). Dieser war nämlich seit 1751 auf die altschottischen Balladen und andre Gesänge aufmerksam gewesen und gab 1760 ein Bändchen solcher Gesänge: „**Remains of ancient poetry, collected in the Highland of Scotland and translated from the Galic or Erse language**" heraus. Darauf ließen Home und Robertson ihn zu den Bergschotten reisen, um zu sammeln. Hierauf gab er 1762 das größere Gedicht: „Fingal", nebst 16 kleinern, und 1763 „Temora" nebst 5 kleinern heraus. 1764 erschienen die Gedichte, die er auf diese Art herausgeben wollte, in 2 Bdn., 4., und 1773 in 2 Bdn., worauf sie öfters wiederholt worden sind. Die beste Ausgabe erschien 1822: „**The poems of Ossian, translated by J. Macpherson, authenticated, illustrated and explained by Hugh Campbell**". Der Herausg. hat ihr eine, die Scenen von Fingal's Landungen und Kämpfen erläuternde Charte und eine Abhandlung über die Echtheit der Gedichte hinzugefügt. Macpherson erklärte alle diese Gedichte für Übersetzungen aus den gälischen Liedern des alten Barden Ossian, welche theils aus dem Munde des Volks aufgenommen, theils aufgeschrieben gefunden worden seien. Ihre Überschriften haben sie von Helden, deren Thaten, Liebe und Schicksal sie besingen, oder von Orten, deren Begebenheiten sie feiern. So groß auch der Beifall war, den diese Gedichte fanden, so ward doch gleich vom Anfange an gegen ihre Echtheit gestritten, und theils behauptet, daß diese Poesien Macpherson's eigne Erfindungen seien, denen er nur Ossian's Namen leihe; theils, daß sie wenigstens nicht von jenem alten Barden herrühren, wenn sie auch aus alten schottischen Volksliedern gebildet seien. Die ersten Gegner waren Recensenten 1762, dann Johnson 1775 und Shaw 1761, dann Waller, Malcolm Laing (im 4. Thle. der Octavausgabe [1809] seiner „Geschichte von Schottland" und in einer eignen Schrift) u. A. In Deutschland erklärte sich besonders Adelung gegen ihre Echtheit („Älteste Geschichte der Deutschen", S. 392 fg.). Dagegen fand Macpherson viele Vertheidiger, besonders an Hugh Blair, Graham, Sinclair, Smith, Macdonald, Clarke, Home, Arthur Young u. A. Aber sie konnten nur beweisen, daß Macpherson's Arbeit nicht etwas von ihm selbst Verfertigtes und Untergeschobenes sei, daß man Originale zu seinen englisch bearbeiteten Gesängen unter den Bergschotten finde, und daß man solche dem Ossian beilege; nimmermehr aber, daß sie in der That von jenem Ossian herrühren, der um das J. 300 gelebt haben soll. Die Hauptgründe der Bestreiter ihrer Echtheit: 1) daß in jenen Zeiten Gedichte von solcher Zartheit in den Nebelgefilden Westschottlands und bei dem damaligen Zustande des Volks nicht gedacht werden könnten (vgl. die Abhandlung

über Ossian in Vater's 2. Thl. von Adelung's „Mithridat", welche schon im „Deutschen Merkur" gestanden hatte); 2) daß solche unmöglich 14 Jahrh. mündlich hätten fortgepflanzt werden können; und 3) wenn auch dieses möglich wäre, nicht mehr so verständlich sein würden —, können nicht wol aufgewogen werden durch die Bemerkungen, wodurch man ihre Echtheit vertheidigt, daß diese Gesänge einen jüngern Ursprung nicht verrathen (z. B. nichts vom Christenthume), vielmehr in die ganz alte Zeit, sowie in die natürliche Beschaffenheit der Hochländer passen; daß sie von ganz andrer Art sind als die jüngern irländischen und englischen Balladen; daß Macpherson unmöglich in so kurzer Zeit so viel Gesänge habe hervorbringen können, noch viel weniger (da er zu wenig gälisch gekonnt) sich gälische Originale (wie er zum Theil herausgegeben, z. B. den 7. Gesang von Temora, 1763) machen; daß er bei so schönen Gedichten gewiß den Ruhm nicht einem Andern zugewendet und sein eignes Verdienst verleugnet haben würde, wäre er selbst der Verfasser; und daß ihre lange Erhaltung, bei der Vorliebe der Hochschotten für ihre alte Heldenzeit, für die Anstalt der Bardenschulen und bei der einem Volke, das keine Büchergelehrsamkeit hat, ohnehin eignen Stärke des Gedächtnisses möglich gewesen sei. Schon 1797 setzte die edinburger Alterthumsgesellschaft eine Commission zur genauern Untersuchung dieses Gegenstandes nieder. Es ergab sich (s. Heinrich Mackenzie's „**Report of the Committee of the Highland**", Edinburg 1805), daß in Irland Sagen von jenen Helden mündlich fortgepflanzt würden, auch fanden sich mehre Handschriften mit alten Balladen. Solche Sagen und Balladen, die von Barden, wie sie erst seit 1746 aufhörten, als nach der Schlacht bei Culloden die hochländische Verfassung aufgehoben ward und die Schotten ihre Sitten zu ändern anfingen, nach alten Sagen und im Geiste der alten Zeit gesungen wurden, hielt man nun für die Grundlage, auf welche Macpherson seine Ossian'schen Poesien gebaut habe. Macpherson hat sie frei übersetzt, willkürlich verbunden, ergänzt, veredelt, verfeinert, verschönert, auch entstellt. Daß die längern Heldengedichte „Fingal" und „Temora" in dieser Gestalt vom alten Ossian herrühren sollten, daran ist noch weniger zu denken. Eine epische Einkleidung ist den Originalen ganz fremd. Sie sind von Macpherson aus kleinen poetischen Erzählungen zusammengesetzt worden, die man auch wieder einzeln lesen muß, wo sie dann treffliche Rundung, überschaubare Kürze und Vollendung haben. Die Haupthandlung im ganzen Balladenkreise ist Fingal's Rettung Erins oder Irlands von dem Angriffe des stolzen Königs Swaran von Lochlin (wahrscheinlich Norwegen). Hierdurch macht es Friedrich Schlegel („Deutsches Museum", 1. Bd., S. 16 fg.) sehr wahrscheinlich, daß die Ossian'schen Gedichte in das Zeitalter der Normannen fallen. „Ossian", sagt er, „ist wie der traurige Nachhall eines erlöschenden Volks, so auch der letzte schwindende Schatten eines untergegangenen Glaubens alter Götterlehre". Mag man nun immer an Macpherson tadeln, daß er wahrscheinlich aus Verblendung und mißverstandenem Patriotismus die Ossian'schen Gedichte in die Zeit der Römer hinaufschob, und daß er die zum Grunde liegenden alten gälischen Gesänge bisweilen schlecht übersetzt und entstellt habe (wie Sinclair und Ahlwardt gezeigt), so gebührt ihm immer großer Dank, theils wegen des Hervorziehens und der Verbreitung jener altschottischen Volksgesänge (die vielleicht bald nach und nach verloren gegangen wären, da die Schotten ihre alten Gewohnheiten immer mehr verlassen), theils wegen seines eignen poetischen Verdienstes bei der Einkleidung derselben. Die von Macpherson herausgeg. Gesänge wurden mit Begeisterung aufgenommen und in die meisten europäischen Sprachen übersetzt, in die französische von Le Tourneur (Paris 1777), von Lombard (Berlin 1789), von Jangurs (Paris 1801); in die spanische von Ortin (Valladolid 1788); in die italien. von Cesarotti (Padua 1773 u. 1774); in die holländ. von Bilderdyk (1806) und in die polnische von Krasicki; am öftersten von den Deutschen, die auch oft das Englisch

abdruckten. Schon 1764 erschienen zu Hamburg Übersetzungen; 1768 von Denis (in unpassenden Hexametern), von Harold 1775 (Prosa), von Petersen (1782), von Rhode (Berlin 1800, 3 Bdchn., rhythmisch, treu u. elegant); von Schubart, vom Grafen F. L. zu Stolberg (kräftig und besonnen, Hamburg 1806, 3 Bde.), von F. W. Jung (3 Bde., Frankfurt 1808, weicher und aufgelöster), und Vieles einzeln, z. B. von Neumann, herausgeg. von Gurlitt (Hamburg 1803 fg.), und besonders die so schönen Lieder von Selma in Göthe's „Werther", in der „Iris", im „Deutschen Museum" u. s. w.. 1807 gab endlich die hochländische schottische Gesellschaft die gälischen Originale von 14 Ossian'schen Gedichten in 3 Bdn. heraus, nebst einer wörtlichen latein. Übersetzung von Macfarlan. (Eine neue Ausg.: „Dana Oisien", Edinb. 1818.) Diese gälischen Originale sogenannter Ossian'scher Gedichte (zu deren Verständniß man das Wörterbuch von Armstrong und die gälischen Sprachlehren von Stewart und Ahlwardt hat) übersetzte im Metrum des Originals (in daktylischen, katalektischen Trimetern) Ahlwardt in Oldenburg (Leipzig 1811), in dessen Übersetzung sich aber jene Poesien weniger gefällig ausnehmen als in der freiern Form Macpherson's, der auch aus den härtern Namen lieblichere bildete, z. B. Minona. (1820 las man in den Zeitungen: bei der Eröffnung eines Gewölbes in der alten katholischen Abtei Connor in Irland habe man die Gedichte des Barden Ossian in einer eichenen Kiste gefunden, in einer Handschrift eines irischen Mönchs von 1463.) Herder sagt über die Ossian'schen Gedichte nach Macpherson's Bearbeitung (vgl. Schiller's „Horen", 1795, St. X; Herder's „Adrastea", St. X, und seine „Blätter von deutscher Art und Kunst") Folgendes: „Die lieblichste Gestalt macht Ossian in kleinen einzelnen Erzählungen, die man bald als heroische Romanzen, bald als rührende Idyllen, bald als rein lyrische Stücke betrachten kann, deren einige, z. B. Comala, sich dem Drama nähern". Indem er ihn mit Homer zusammenstellt, sagt er: „Homer dichtet rein objectiv, Ossian rein subjectiv. Bei Homer treten alle Gestalten frei und lebhaft hervor; Ossian hat Nebelgestalten. Er wählt seine Helden nicht wie sie sind, sondern wie sie sich nahen, wie sie erscheinen und verschwinden. Im Homer sieht man die Handlung, im Ossian ahnet man sie an Tritten, Zeichen und Wirkungen. Die Gestalt seiner Geliebten deutet Ossian mehr an als daß er sie darstellte und malte. Man hört ihre Tritte oder ihre Stimme; man sieht den Schimmer ihrer Arme, ihres Antlitzes wie einen vorübergleitenden Strahl. Homer sang die erste Kriegsunternehmung Griechenlands, Ossian ist dagegen Stimme voriger Zeiten, er verkündet den Ausgang des Heldenstammes". Der Inhalt der Ossian'schen Poesien, theils historisch, theils lyrisch, ist: Erzählung von Heldenthaten in Kämpfen, Preis vergangener besserer Tage, helldunkle Gemälde der hochländischen Natur, Klagen über erlittene Leiden, Schicksale Liebender, wehmuthsvolle Klagen lieblicher Jungfrauen am Grabhügel ihrer geliebten gefallenen Heldenjünglinge, Heldenfeste u. s. w. Die Form ist ganz eigenthümlich, eine eigne, immer kurz abgebrochene und darum bisweilen mißfallende Sprache (im Originale metrisch, bei Macpherson unmetrisch, doch rhythmisch), voll concreter Ausdrücke. Glückliche Darstellung der Leidenschaften, treffliche rührende Schilderungen, malerischer Ausdruck, kühne aber liebliche Bilder und Gleichnisse, tiefe rührende Empfindung, lieblicher Ausdruck sanfter Wehmuth und Einfachheit (man findet z. B. keine Einmischung höherer Wesen, nur daß die Geister der Todten wie Nebelgestalten bisweilen die Handelnden umschweben) geben diesen Gesängen eignen Reiz. Auf der andern Seite wirft man ihnen den Mangel bestimmt geschilderter und verschiedener Charaktere der handelnden Personen, die zu öftere Wiederkehr der nämlichen Gleichnisse (viele bot freilich die arme, nur an Rohr, Felsen, Haiden, Seen, Nebel und Winden reiche Natur in jenem Lande nicht dar) und zu große Empfindseligkeit, zumal im Munde der Helden vor. Dennoch werden diese schottischen Poesien, sowie die von Smith

in seiner „Sean Dana“ (engl. 1780, gälisch 1787, deutsch von C. F. Weiße, Leipzig 1781, 2 Bde.), von Miß Brookes 1789, von Arthur Young (deutsch 1792), und von Stewart herausgegebenen, aber andern Barden zugeschriebenen Lieder jenes gesangliebenden Volks immer sehr anziehend bleiben, und manchen zarten, besonders weiblichen Gemüthern, einen hohen Genuß verschaffen. Der Künstler Ruhl hat zu den Ossian'schen Gedichten Kupferstiche geliefert (Penig 1805). F.

Ossuña (Don Pedro Tellez y Giron, Herzog v.), berühmt durch seine Verwaltung von Neapel und Sicilien, wurde 1579 zu Valladolid geb. Sein Großvater, Vicekönig von Neapel, nahm ihn als zweijährigen Knaben mit dahin. Pedro zeigte in seiner ersten Kindheit ein finsteres, träges Gemüth, und sträubte sich gegen alles Lernen, bis man ihn endlich, da er sich über seinen steifen Lehrer beklagte, unter die Aufsicht einer muntern Hofmeisterin stellte, und ihm einen Spanier, der ebenso kenntnißreich als spaßhaft war, zum Lehrer gab. Er machte nun überraschend schnelle Fortschritte, und es entwickelte sich in ihm jene unerschöpfliche Fröhlichkeit und jene beißende Laune, die ihm späterhin so viele Feinde zuzog. In seinem 10. J. kam er nach Spanien zurück und ging auf die Universität Salamanca, wo er sich zu einem trefflichen Lateiner und Kenner der Geschichte bildete. Als er an Philipps II. Hof erschien, fand er Anlaß genug, seinen beißenden Witz zu zeigen, und lud bald den Haß der Höflinge und die Ungnade des Königs auf sich. Er wurde wegen einer nicht sehr ehrerbietigen Antwort an den König aus der Hauptstadt verwiesen, und begab sich nach Zaragoza, wo auch Philipps Secretair, Antonio Perez, Zuflucht gesucht hatte. Don Pedro, der sich damals noch Giron nannte, schützte den Verbannten und erleichterte ihm die Flucht. Er selbst begab sich nach Frankreich und darauf nach Portugal, wo er blieb, bis er die Nachricht von Philipps II. Tode erhielt. Nach seiner Rückkehr an den Hof hing er sich an den Herzog v. Lerma, den Günstling des neuen Königs, heirathete die T. des Herzogs v. Alcala und nahm den Titel eines Herzogs v. Ossuña an. Die Höflinge, durch seine Ausfälle erbittert, fanden Mittel, den König, den er öffentlich den Obertambour des Reichs nannte, gegen ihn aufzubringen. Vom Hofe verwiesen, begab er sich, um der lästigen Unthätigkeit zu entgehen, nach Flandern, wo er in 6 Feldzügen diente und sich ebenso sehr durch Verstand als Muth auszeichnete. Während dieser Zeit reiste er nach Frankreich und England. Heinrich IV., der viel Gefallen an O.'s Witz fand, nahm ihn sehr gut auf, und König Jakob I. unterhielt sich gern mit ihm in lat. Sprache. Durch die Bemühungen seines Gönners, des Herzogs v. Lerma, wurde ihm 1607 die Rückkehr an den Hof erlaubt, und der König gab ihm Beweise seines Vertrauens. Der Herzog benutzte seinen Einfluß, die Minister zur Anerkennung der Unabhängigkeit Hollands zu bewegen, was durch den Vertrag von 1609 geschah. Als im folg. J. die Vertreibung der Abkömmlinge der Mauren, der Moriscos (s. d.) beschlossen wurde, sprach O. dagegen und schrieb zwei bewunderte Denkschriften über die Verderblichkeit dieser Maßregel. Die Inquisition beschuldigte ihn daher, daß er auf seinen Reisen Ketzereien eingesogen habe und heimlich den Mauren zugethan sei. Die gegen ihn verhängte Untersuchung gab jedoch ebenso wenig Gründe zu seiner Verurtheilung an die Hand, als eine früher gegen ihn erhobene Beschuldigung wegen einiger Spöttereien über ein Wunder. Gleich darauf ging der Herzog als Vicekönig nach Sicilien, wo er bis 1615 blieb. Er war hier eifrig bedacht, die öffentliche Sicherheit herzustellen, Ackerbau und Handel zu ermuntern und die Küsten der Insel gegen die Räubereien der Türken, die er zwei Mal schlug, zu sichern. Nach seiner Zurückberufung blieb er nur kurze Zeit in Spanien und ging darauf als Vicekönig nach Neapel. Auch hier war seine Sorgfalt dahin gerichtet, den Druck zu erleichtern, der auf dem Volke lastete; aber eben dadurch machte er

ſich dem Adel, den er ſtreng behandelte, und den Geiſtlichen, deren Erbſchleichereien er Einhalt that, verhaßt. Den Anſprüchen Venedigs auf die ausſchließende Herrſchaft über das adriatiſche Meer, die dem Handel von Neapel und Sicilien großen Schaden brachten, widerſetzte er ſich mit ſiegreichem Nachdrucke. Als Philipp III. auf Andringen des päpſtl. Nuntius die Inquiſition in Neapel einführen wollte, ſetzte ſich der Herzog mit ſolcher Beharrlichkeit dagegen, daß ſeine Feinde ihn des Trotzes gegen den König anklagten. Um den Sturm zu beſchwören, vermählte er ſeine Tochter mit dem Sohne des Günſtlings Lerma. Sein Widerſtand gegen die Einführung der Inquiſition hatte ihn beſonders der Geiſtlichkeit verhaßt gemacht, die in Neapel ſehr mächtig war, und da er vorausſah, daß die Hofränke ihm endlich doch die Gewalt entreißen würden, machte er den Anſchlag, ſich ſelber der Herrſchaft zu bemächtigen. In dieſer Abſicht erforſchte er ſeit 1617 die Geſinnungen von Savoyen, Venedig und Frankreich; ſpäter knüpfte er Verbindungen mit Holland, ſelbſt mit den Türken an. Unter dem Vorwande eines Kriegszugs gegen die Türken blieb er, gegen die Abſichten ſeines Hofes, gerüſtet, und wie er 1618 zur Beförderung ſeines geheimen Zweckes ſich der Verſchwörung Bedmar's (ſ. d.) liſtig bedient habe, hat Graf Daru in ſeiner „Geſchichte von Venedig" aus einander geſetzt. Ein Theil ſeines Anſchlags wurde ruchbar, und ein Capuziner gab den Vicekönig in Madrid an, der darauf 1619 zurückberufen ward. Er kehrte wie im Triumphe nach Madrid zurück, aber gleich nach Philipps IV. Thronbeſteigung ward eine Unterſuchung gegen ihn verhängt, die 3 Jahre dauerte, ihn jedoch nicht ſtrafbar zeigte, ſo viel Mühe ſich die Inquiſitoren gaben, den Herzog zu verderben. Er blieb indeß in ſeiner Gefangenſchaft im Schloſſe Alamede, wo er ſeine fröhliche Laune behielt, bis er 1624 ſtarb, an einem Schlagfluſſe, wie Einige ſagen, oder an Gift, das ihm ſeine Frau gegeben haben ſoll. Die Rache des Hofes erloſch mit ſeinem Tode, und des Herzogs Sohn kam in den ungeſtörten Beſitz des väterlichen Erbes.

Oſt, Oſten, ſo viel als Orient. Oſt zum Süden heißt bei den Seefahrern der Compaßſtrich, welcher 11¼ Grad vom Oſtpunkte nach Süden liegt; Oſt zum Norden diejenige Gegend, welche 11¼ Grad vom Oſtpunkte nach Norden liegt.

Oſtade (Hadrian van), Maler und Kupferſtecher, der zum Unterſchiede von ſeinem minder ausgezeichneten Bruder Iſaak, der weniger glänzend im Colorit und ſein Schüler war (geb. 1612 zu Lübeck), gewöhnlich der gute O. genannt wird. Ländliche Tanzplätze, Bauerhöfe und Ställe, ſowie das Innere von Bauerhütten und Schenken, ſind die Orte, wohin O. ſeine Perſonen verſetzt hat, die größtentheils derbe Bauerkerle, betrunkene Tabacksraucher, oder mit ländlichen Arbeiten beſchäftigte Bäuerinnen ſind. Wenn Teniers die Natur zuweilen verſchönerte, ſo ſtellte ſie O. nur immer ſo dar, wie er ſie ſah, zuweilen vielleicht noch genauer. Aber, wie Teniers, weiß er in ſeine kleinen Bilder Geiſt und Wahrheit zu legen. Sein Pinſel iſt voll Feinheit, ſein Colorit warm, mannigfach und durchſichtig; ſeine Zeichnung nicht durchaus lobenswerth, aber am meiſten noch mit der Gattung verträglich, in der er arbeitete. Obgleich O. in Deutſchland (Lübeck 1610) geb. war, ſo wird er doch zur niederländ. Schule gerechnet, indem er ſein Talent in Flandern bildete. Er hatte Franz Halß zum Lehrer und empfing einigen Unterricht von Rembrandt. Bei dem Erſtern machte er die Bekanntſchaft Brauwer's (ſ. d.), der ſein treuer Freund und Rathgeber ward. O. ſchlug zuerſt ſeine Werkſtätte in Harlem auf und blieb hier bis zu dem Zeitraume, wo die Heere Ludwigs XIV. die Niederlande bedrohten. Dann erwarb er ſich in Amſterdam neuen Ruhm, brachte durch anhaltenden Fleiß ein anſehnliches Vermögen zuſammen und ſtarb 1685. Seine Frau ließ ihn im Kreiſe ſeiner Familie ein hohes Glück finden. Das pariſer Muſeum beſitzt ein herrliches Gemälde, worin ſich der Künſtler ſelbſt neben ſeiner Frau, die er bei der Hand hält, und von 8 Kindern umringt, gemalt hat.

Ostende, eine befestigte gutgebaute Stadt im Königreich der Niederlande, Provinz Westflandern, mit 10,500 Einw. und einem Hafen an der Nordsee, in welchen größere Schiffe nur mit Hülfe der Flut einlaufen können. Rathhaus und Börse sind ansehnlich. Die Festigkeit der Stadt wird dadurch befördert, daß sie unter Wasser gesetzt werden kann. Sie ist merkwürdig wegen der Belagerung, die von 1601 — 4 dauerte und damit endigte, daß die holländische Besatzung sich an den spanischen General Ambrosius Spinola ergeben mußte. Die hier 1723 von Kaiser Karl VI. angelegte Handelsgesellschaft erregte die Eifersucht der Engländer und Holländer und mußte nach dem wiener Vertrage 1731 aufgehoben werden. 1745 zwang der franz. Marschall v. Löwendahl die Stadt binnen 10 Tagen nach Eröffnung der Laufgräben zur Übergabe, und sie blieb bis zum aachner Frieden 1748 in franz. Besitz. 1757 vertraute Maria Theresia die Bewahrung des Platzes einer franz. Besatzung an. Joseph II. erklärte Ostende 1781 für einen Freihafen, wodurch die Handelsthätigkeit und die Anzahl der Fremden sehr vermehrt wurden. Der Krieg zwischen Frankreich, Holland und England trug damals viel zur Aufnahme des Orts bei. Noch lebhafter wurde das Gewerbe der Stadt in den ersten Jahren des Revolutionskrieges; als aber die Franzosen sich in den Niederlanden behaupteten, blockirten die Engländer den Hafen, und der Handel mußte seitdem immer mehr sinken. Jetzt begünstigen ihn die Canäle, welche Ostende mit Gent, Brügge und Nieuport verbinden.

Osteolith, Knochenversteinerung. (S. Geognosie u. Urwelt.)

Osteologie, die Knochenlehre, ein Theil der Anatomie (s. d.).

Ostercyklus, s. Calender.

Ostermann (Heinrich Johann Friedrich, Graf), dieser russische Staatsminister war der Sohn eines lutherischen Geistlichen in Bockum, einer Stadt in der Grafschaft Mark. Nachdem er in Jena studirt hatte, trat er 1704 in die Dienste des russischen Viceadmirals Cruys, eines geborenen Holländers, der ihn dem Monarchen empfahl. Alle Regenten Rußlands, denen O. diente, setzten das vollkommenste Vertrauen in ihn. Bekanntlich zog er, in Gemeinschaft mit Katharinen und Schaphiroff, den Kaiser am Pruth aus der gefährlichsten Lage. Mit nicht minderer Geschicklichkeit unterhandelte er 1721 den nystädter Frieden. Peter selbst gab ihm das Zeugniß, daß er nie einen Fehltritt in Erfüllung seiner Pflichten gethan, ernannte ihn zum Geheimenrath, und erhob ihn in den Freiherrnstand. Unter der Regierung Katharina I. wurde O. Reichsvicekanzler und wirkl. Geheimerrath. Auf ihrem Sterbebette ernannte sie ihn zum Oberhofmeister ihres Nachfolgers, Peter II., und zum Mitgliede des Raths, der während der Minderjährigkeit des Prinzen die Regierung führen sollte. O. leitete die Erziehung des jungen Kaisers nach bester Einsicht und schrieb für ihn die bekannte vortreffliche Einrichtung der Studien. Er erhielt dafür von seinem Zöglinge, der in seinem 15. J. starb, 1730 die Grafenwürde. Die Kaiserin Anna machte ihn zum Cabinetsminister. Da aber seinem hellen Blicke die Verwirrung und der Parteigeist, welche am Hofe immer mehr zunahmen, keineswegs verborgen blieben, so suchte er sich durch Zurückgezogenheit, die er mit Kränklichkeit entschuldigte, vor dem drohenden Ungewitter zu sichern, und erschien nur, wenn in wichtigen Fällen die Monarchin ausdrücklich seinen Rath hören wollte. Nach ihrem Tode, 1740, wollte er ganz abtreten, aber der Herzog von Kurland, damaliger Regent, hielt ihn zurück. Die Regentin Anna, des Kaisers Mutter, ernannte ihn zum Großadmiral. Als ein eifriger Freund Preußens hatte er viele mächtige Große, unter diesen den Gemahl der Regentin, den Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig, welche sämmtlich der östr. Partei anhingen, zu Gegnern; allein seine Stellung schien gesicherter zu sein, nachdem er, um der Regierung mehr Festigkeit zu geben, Denjenigen beigetreten war, welche die Großfürstin und Regentin Anna selbst auf den russischen Thron setzen

und den bisherigen Kaiser, ein Kind von einigen Monaten, zu ihrem Thronfolger erklären wollten. Dies wurde aber durch die Thronbesteigung der Elisabeth am Ende d. J. 1741 vereitelt. Diese schwache Fürstin ließ sich von ihren Ministern und Höflingen überreden, den Grafen O. und mehre A. verhaften und von einer Commission zum Tode verurtheilen zu lassen. Schon hatte O. das Blutgerüst bestiegen, als ihm angekündigt wurde, daß die Kaiserin seine Strafe in Verbannung verwandle. Seine Gemahlin, eine geb. Stresneff, sowie seine Dienerschaft, folgten ihm nach Beresoff in Sibirien. Seine Tochter und seine 2 Söhne blieben zurück. Er lebte noch 5 Jahre und starb 1747. O. hatte einen weitumfassenden, aufgeklärten Verstand, besaß eine nie trügende Beurtheilungskraft und Menschenkunde, und zeigte in allem seinen Thun ein feines Zartgefühl. Seine Zwecke verfolgte er trotz aller Hindernisse. Er war untadelhaft in seinem Lebenswandel, geschäftig, unbestechlich und treu, in den Wissenschaften nicht unerfahren, besonders mit seltenen Sprachtalenten ausgerüstet, ein Beschützer des Verdienstes und der Gelehrsamkeit, und als Staatsmann unübertroffen in der Kenntniß der europäischen Höfe und ihrer Verhältnisse unter einander. Dabei war er aber mißtrauisch und auf jedes Talent, das ihm den Rang streitig machen zu können schien, eifersüchtig. Seine Leidenschaften wußte er ebensowol zu beherrschen als seine Meinung in schwierigen Fällen geschickt zurückzuhalten. O.'s Söhne, welche kinderlos waren, adoptirten ihrer Schwester Söhne, die seitdem Tolstoy-Ostermann (ihr Vater war der General Tolstoy) heißen und sich in Hof-, Civil- und Militairdiensten rühmlich auszeichnen. Besonders ist der Name Ostermann im Kriege 1813 durch die Schlacht bei Kulm (s. d.) von neuem berühmt geworden.

Ostern, das Fest der Auferstehung Jesu, hat wahrscheinlich seine deutsche Benennung von dem Feste der Göttin Ostera, welches die alten Sachsen in demselben Zeitpunkte des Frühlings zu feiern pflegten, in welchen das christliche Osterfest fällt. Mit dieser Erklärung besteht sehr wohl die Adelung'sche Meinung, daß Ostern von dem veralteten Worte: oster, osten, abzuleiten sei, worin der allgemeine Begriff des Aufgehens und Auferstehens liegt, wie in dem Namen jener Göttin, welche unsern Vorfahren die Schöpferin des Wiederauflebens der Natur im Frühlinge war. Mit dem Cultus, der ihr vor Einführung des Christenthums gewidmet wurde, hängen die Namen der Osterwälder, Osterberge und die abergläubischen Gebräuche des Osterfeuers, der Ostereier ꝛc. zusammen. Der seit der Mitte des 2. Jahrh. mit vieler Heftigkeit zwischen den orientalischen und occidentalischen Christen geführte und mehre Male erneuerte Osterstreit, worin jene nicht aufhören wollten, dieses Fest mit den Juden zugleich zu feiern (s. Passa), und diese darauf drangen, es ohne Passamahl, und nur von einem Sonntage (als dem Auferstehungstage Jesu) an, zu begehen, wurde auf der Kirchenversammlung zu Nicäa nach der Meinung der Letztern entschieden. Über die Art, wie die Zeit dieses Festes für jedes Jahr bestimmt wird, s. Calender. E.

Österreich, s. Östreich.

Ostfriesland, gegenwärtig die Landdrostei Aurich (54 □M., 140,350 Einw., meistens Lutheraner), eine Provinz des Königreichs Hanover, die an Oldenburg, das Königreich der Niederlande und die Nordsee grenzt. Hier ergießt sich die schiffbare Ems durch den Dollart, einen 2½ □M. großen Meerbusen in die Nordsee. Das Land ist eben und niedrig und muß durch Deiche gegen die Einbrüche der Nordsee geschützt werden. Die Sturmflut (s. d.) am 3. u. 4. Febr. 1825 überströmte 500,000 Morgen des Marsch- und Polderlandes. Der Schaden betrug über 1,500,000 Thlr. Längs der Küste ist sehr fruchtbarer Marschboden, auf welchem Viehzucht und Ackerbau blühen. Im Innern ist der Boden Grasland, doch gibt es viele Moore. Das Klima ist feucht und neblig; das Land

reich an Getreide und Rappsaat; es führt Pferde, Rindvieh und gemästete Gänse aus. An den Küsten ist beträchtliche Fischerei, auch gibt es Austerbänke. Die Gewerke beschränken sich auf Segeltuch-, Leinwand- und Lederfabriken, Strumpfstrickerei und Schiffbau in den Städten. Seit 1454 hatte Ostfriesland eigne Grafen. Enno VI. ward 1654 in den Reichsfürstenstand erhoben. Mit dem Fürsten Karl Eduard oder Edzard erlosch 1744 das fürstl. Haus, und Preußen nahm zufolge der dem Kurhause Brandenburg vom Kaiser Leopold 1694 ertheilten Anwartschaft von dem Lande Besitz, obgleich Kur-Braunschweig, unter Berufung auf eine schon 1691 mit den Fürsten von Ostfriesland abgeschlossene Erbverbrüderung, feierlichen Widerspruch dagegen erhob. Nach dem tilsiter Frieden theilte Napoleon das Fürstenthum, nebst den Herrschaften Jever und Knipphausen dem Königreiche Holland zu, mit welchem es 1810 Frankreich einverleibt wurde. 1813 kam Preußen wieder in den Besitz dieses Landes, und trat dasselbe 1815 auf dem Congresse zu Wien an Hanover ab. Hauptst: Aurich. Auf der Insel Norderney ist ein Seebad. Über Emden (s. d.) vgl. F. Arend's „Ostfriesland und Jever, in geograph., statist. und besonders landwirthschaftl. Hinsicht" (Emden 1820, 3 Bde); T. D. Wiarda's (starb 1826) „Ostfriesische Geschichte bis 1813" (Bremen, 10 Bde.).

Ostia, an der Mündung der Tiber, von wo einst Rom seine seewärts eingehenden Bedürfnisse erhielt, und gefeiert durch Virgil's Gesänge und die Sage, welche Äneas dort landen ließ, ist jetzt eine bischöfliche Stadt (wenn man ein schmutziges Nest, das Sixtus IV. und Julius II. mit tüchtigen Bollwerken umgeben haben, und einen bischöfl. Palast nebst einer Kirche darin, eine Stadt nennen kann), die wegen ihrer Pestluft im Sommer von etwa 10 Menschen, im Winter höchstens von 100 bewohnt wird. Von dem alten Ostia, das nur noch durch Trümmer erkennbar ist, liegt das heutige eine Viertelmiglie entfernt, landeinwärts. Damals, als es 80,000 Einw. zählte, umgab es den Strom, der dort ein Knie bildet, im Halbkreis. Ostia war niemals selbst Seehafen, sondern nur die unbefestigte Strombucht, in der seit Ancus Marcius bis zu den letzten Zeiten der Republik die römische Flotte vor Anker lag. Daher war es Seeräubern möglich, diese Flotte mitten in Ostia zu überfallen und zu plündern, was Cicero in der Rede für das Manil. Gesetz 12 so bitter rügt. Späterhin versandete diese Strombucht so, daß schon zu Strabo's Zeit nur erleichterte Schiffe stromaufwärts gehen konnten. Kurz vor Ostia trennt sich die Tiber in zwei Arme, welche die heilige Insel umfangen; der rechte Arm scheint wegen seines geradern Laufes weniger zu versanden. Claudius und Trajan bauten daher, um die Stadt sicherer zu versorgen, am rechten Arm der Tiber einen Hafen, jetzt Porto genannt, dessen Aufblühen den gänzlichen Verfall des einst so bedeutenden Ostia herbeiführte. Schon um 420 n. Chr. beschreibt Rutilius Numatianus Ostia als unzugängig, und Procop („De bello Goth.", 1. Bd., S. 26) nennt es zu seiner Zeit (um die Mitte des 6. Jahrh.) völlig zerstört. Mit dieser Vernachlässigung mag die Ungesundheit zugenommen haben, welche benachbarte Salinen, die schon Ancus Marcius angelegt hatte, und jetzt kaum kenntliche Wasserleitungen, sowie ein anstoßender Sumpf vermehren mußten. Einfälle der Sarazenen, die auch die wenigen übriggebliebenen Einw. fortwährend belästigten, zwangen zur Befestigung des heutigen Ostia. Durch Rafael's berühmte Darstellung ist die Seeschlacht zwischen den Neapolitanern und Sarazenen unter Leo IV. aus jener Periode der Plünderung vorzüglich bekannt geworden. Nach mancherlei Unfällen wurde das Schicksal Ostia's erst durch Julius II. 1497 gesichert, obgleich auch späterhin es oft Corsaren preisgegeben gewesen sein soll. Neuerdings haben die reichlich belohnten Nachgrabungen, die zuerst ein Portugiese, Don Diego de Norogna, vornahm (1783), dann Volpato, Hamilton 1788, Fega 1796, und spätere, welche Sickler's und Reinhardt's „Almanach

aus Rom", 2. Bd., S. 239, verzeichnet, die Aufmerksamkeit einem Platze zugewandt, der von den Jagdliebhabern niemals vergessen war. 19.

Ostiarien, s. Ordination.

Ostindien, s. Hindostan und Indien.

Ostindienfahrer, große Handelsschiffe, welche von den europ. nach Ostindien handelnden Compagnien ausgerüstet werden, und gewöhnlich etwas größer als Fregatten von 40 Kanonen sind, aber nur 20 Stücke (9- und 6-Pfünder) führen.

Ostindische Compagnien. Seit den frühesten Zeiten sind die Handelsspeculationen der Europäer auf eine unmittelbare Verbindung mit Ostindien hingerichtet gewesen. Bekanntlich hat zuerst das arabische Weltreich und dessen merkantilische Größe, dann später die Herrschaft der Perser und Türken den Weg gesperrt, auf welchem die kürzeste Straße nach Hindostan führt. Der schlauen Handelspolitik der italien. Republiken gelang es nicht, diese Hindernisse ganz zu umgehen, und selbst der venetianische Handel mit Indien bei aller seiner Ausdehnung war in keiner Beziehung ein directer zu nennen. Nachdem nun die Türken durch die Eroberung von Konstantinopel in Europa und durch die Eroberung von Ägypten in Afrika Wurzel gefaßt hatten, und der Wall der Barbarei, welcher unsern Welttheil von Indien trennt, um so fester gegründet war, mußte sich aller Unternehmungsgeist der christlichen Kaufleute auf die Auffindung eines directen Weges nach jenem Handelslande wenden. Der Westen von Europa wurde von der Herrschaft der Sarazenen befreit; der im Kampfe mit den Ungläubigen lange geübte kriegerische Geist der Völker brauchte Nahrung; der große portugiesische Prinz Heinrich, der Seefahrer genannt, hatte ihn auf den Ocean hingewiesen, und noch kein halbes Jahrhundert seit dem schmachvollen Verluste Konstantinopels war verflossen, als Vasco da Gama 1498 an der malabarischen Küste von Hindostan landete, und sich der glückliche Kampf der Portugiesen dort jenseits des Meeres erneuete. So gerieth der ganze ostindische Handel auf ein Jahrhundert fast ausschließend in die Hände der Portugiesen: das goldene Zeitalter dieses Volks. Was Alfonso Albuquerque, Nuno da Cunha und Franciscus Xaverius, jene mit ritterlichen, dieser mit geistlichen Waffen vollbracht, wird der Bewunderung der spätesten Nachwelt übrigbleiben. 80 Jahre hindurch, nachdem sich der Landweg der indischen Erzeugnisse über Venedig, Genua und die Hansestädte mehr und mehr verschlossen hatte, war Lissabon das eigentliche Indien für den Norden von Europa; Engländer und Holländer bezogen von dorther oder von portug. Kaufleuten in Antwerpen ihren Bedarf an indischen Spezereien. Auch Venedig sah sich durch die Niederlage seiner Handelsfreunde, der Sarazenen, und durch die kriegerische Größe der Portugiesen verdrängt. Als aber Philipp II. 1580 Portugal der spanischen Monarchie einverleibte, und bald darauf seinen Krieg mit England unternahm, dem er die Häfen seines Reichs verschloß, wurde das britische Bedürfniß der indischen Gewürze nach den Niederlanden verwiesen. Die Holländer benutzten diesen Umstand und steigerten den Pfefferpreis aufs Dreifache. Aber die Widersetzlichkeit der Niederländer gegen das spanische Joch bewog Philipp II. zu einer entscheidenden Maßregel auch gegen den holländischen Handel; die Wegnahme ihrer Schiffe im Hafen von Lissabon nöthigte die Holländer, an eine unmittelbare Verbindung mit Indien zu denken, und jetzt blieben auch die Engländer nicht zurück. So geschah es in dem letzten Jahrzehend des 16. Jahrh. fast gleichzeitig, daß sich in England und Holland die ersten Keime jener großen Handelscorporationen, die wir Handelscompagnien nennen, bildeten, — unterschieden von der Hansa und allen frühern Verbindungen dieser Art dadurch, daß nicht politische Körperschaften, Städte oder Gemeinden in Person, sondern bloße Privatleute mit Gelde (veräußerlichen Actien) zu Erreichung eines gemeinschaftlichen Handelszweckes zusammentraten;

ferner dadurch, daß ihre Rechte und Privilegien von der Staatsgewalt ein für alle Mal erkauft, während diejenigen der ältern Handlungsbünde in und mit ihren politischen Rechten durch unzählige einzelne Verträge allmälig erworben wurden. Da nun der Handel, nach entfernten Weltgegenden in großen Massen getrieben, einer politischen Kraft zu seiner Befestigung und Beschützung durchaus nicht entbehren, und die Geldkraft an sich zwar große, augenblickliche, aber nur geringe, dauernde Wirkungen hervorbringen kann, so sehen wir die englische, holländische und übrigen kleinern ostind. Handelscompagnien sehr bald nach ihrer Entstehung in die Lösung der Aufgabe verwickelt, aus bloßen Geldmitteln eine politische Macht zu bilden, die, auch wenn sie gelingen könnte, weder zu vollständiger Übereinstimmung mit der Politik des Mutterlandes gedeihen, noch auch den Gegenwirkungen der unterworfenen Länder auf die Dauer widerstehen würde. — 1) Die älteste, obwol ihrer Verfassung nach von den spätern wesentlich verschiedene ostindische Handelscompagnie war die portugiesische. Durch die Vereinigung Portugals mit Spanien war die Verbindung der entfernten portugiesischen Verwaltung in Indien mit dem Mutterlande lockerer geworden. Mißbräuche aller Art, unerlaubter Zwischenhandel der Vicekönige und Beamten, Schleichhandel, Seeräuberei nahmen überhand. Die spanische Regierung erkannte, daß der ostindische Handel, dafern er wie bisher auf Rechnung der Krone geführt wurde, nicht nur keinen Gewinn geben konnte, sondern einen jährlich wachsenden Verlust bringen mußte, und sie überließ das ausschließende Privilegium des indischen Handels 1587 einer Gesellschaft portug. Kaufleute gegen jährl. Bezahlung einer bedeutenden Summe. Diese Gesellschaft gerieth, da sie ihr Vorrecht an Ort und Stelle geltendmachen wollte, mit der portug. Verwaltung von Indien, die in den Schleichhandel verflochten war, in einen für beide Theile gleich verderblichen Streit, und die Unternehmungen der Holländer und Engländer hätten nicht glücklicher vorbereitet werden können als durch die Lähmung der portugiesischen Macht, welche derselbe nachsichzog. Hierzu kam die allgemeine Erbitterung aller indischen Stämme gegen das portug. Joch, und alte Eifersucht und Feindschaft der Araber gegen beide. Die engl. und holländ. Compagnien fanden Alles in jener Trennung, die der Herrschaft des hinzukommenden Dritten, der alsdann mit den geringfügigsten Gewichten entscheidet, so günstig ist: dies erklärt, bei dem großen Mißverhältniß der Kräfte, ihre unmittelbaren glänzenden Erfolge. Die portug. Compagnie hingegen sah sich, da die offenen Kriege der Engländer und Holländer gegen Spanien ausbrachen, bald außer Stand gesetzt, ihre jährlichen Geldabgaben an die Krone abzutragen, und gerieth in immer tiefern Verfall, bis sie bei der 1640 erfolgten Befreiung Portugals vom König Johann IV., aus dem Hause Braganza, aufgehoben wurde. Von da an sind die unbedeutenden Reste des portug. Handels nach Ostindien, wenn wir den mißglückten Versuch einer neuen Compagnie 1731 ausnehmen, in den Händen der Regierung geblieben. 2) Acht Jahre nach der Entstehung der ersten portug. Compagnie ward das Anerbieten eines, in spanischer Gefangenschaft über das Innere des portugiesisch-ostind. Handels unterrichteten Holländers, Cornelius Houtman, die Veranlassung, daß die Kaufleute von Amsterdam, welche bereits drei vergebliche Versuche gemacht hatten, durch das nördliche Eismeer nach Indien vorzudringen, sich unter dem Namen der Compagnie für entfernte Länder vereinigten und die erste Handelsflotte unter Houtman's Leitung über das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Indien abgehen ließen. Vier kleine Schiffe wurden mit einem Capital von 70,000 Gldn. ausgerüstet und segelten am 2. Apr. 1595 vom Texel ab. Das Beispiel von Amsterdam fand in den übrigen vereinigten Provinzen Nachahmung; die mehren Handelscompagnien, welche sich auf diese Weise bildeten, fühlten bald, daß sie sich in der Vereinzelung nur gegenseitig beeinträchtigen würden; so erfolgte am 20. März 1602 ihre Vereinigung durch einen Freibrief der

Generalstaaten, worin ihnen auf 21 Jahre das ausschließende ostindische Handelsprivilegium, nebst allen davon unzertrennlichen politischen und militairischen Rechten eingeräumt wurde, jedoch so, daß die bisherigen einzelnen Gesellschaften in einer gewissen Absonderung erhalten wurden, und jede der sechs Städte: Amsterdam, Middelburg, Delft, Rotterdam, Horn und Enkhuysen, welche die ersten Versuche gemacht, den Handel von ihren eignen Häfen aus zu betreiben befugt blieb. Diese Handelsgesellschaft begann ihr Geschäft mit den vereinigten Fonds von 6½ Mill. Gldn; 65 Directoren (Bewindhebbers), unter den verschiedenen Kammern nach Verhältniß der beigetragenen Gelder vertheilt, sodaß auf Amsterdam 25, auf Middelburg 12, und auf jede der vier übrigen Städte 7 kamen, besorgten in ihren besondern Häfen die Ausrüstung der Schiffe, ein Ausschuß von 15 Directoren, nach gleichem Verhältniß zusammengesetzt, die allgemeinen Geschäfte. Als 1622, bei Gelegenheit der Frage über die Erneuerung des Freiheitsbriefes der Compagnie, die Erfolge ihrer Unternehmungen von den Generalstaaten untersucht wurden, ergab sich, daß sie in den 20 Jahren ihres Daseins 30 Mill. Gldn., d. h. mehr als das Vierfache ihres Grundcapitals, unter die Inhaber der Actien vertheilt, und das Capital selbst noch außerdem durch Colonialanlagen, Befestigungen, Schiffe und andres untheilbare Eigenthum unermeßlich vermehrt hatte. Diese bewundernswürdigen Resultate können nicht befremden, da der Zustand von Ostindien in allen Rücksichten dem Republikaner und Protestanten günstiger war als dem monarchischen Katholiken. Waren die Feldherren der Portugiesen von dem Grundsatze ausgegangen, daß ohne feste Begründung militairischer Macht und ohne religiöses Einverständniß des Unterworfenen mit seinem Herrn ein dauerhaftes Handelsverhältniß nicht möglich sei, und war dieser Grundsatz durch ein ganzes Jahrh. von geschickten und ungeschickten Händen, oft mit Weisheit, öfter mit der menschenfeindlichsten Härte angewendet worden: so mußten wol die Holländer, bei ihrer Gleichgültigkeit gegen die sittlichen Verhältnisse der Völker, mit ihrer kräftig geleiteten Handelspolitik anfänglich überall die günstigste Aufnahme finden. Daß sie in ihren ersten Unternehmungen auch den Engländern den Rang abliefen, lag nicht nur in ihrer Überlegenheit zur See, in dem jugendlich republikanischen Geiste des Mutterlandes und in dem größern Umfange ihres Capitals, sondern vielmehr darin, daß sie von Anfang an mit vereinigtem Capital handelten, während die erste englisch-ostindische Compagnie bis 1610 ein bloßer Innungsverein blieb, in dem jeder Theilnehmer sein Geschäft abgesondert betrieb und nur gewissen allgemeinen Vorschriften, sowie der Verpflichtung, sich der Schiffe der Compagnie zu bedienen, unterworfen war. In Betreff der augenblicklichen Wirkung mußten die neuen Geldcorporationen, wovon die holländisch-ostindische Compagnie das erste große Beispiel aufstellte, den alten persönlichen (Innungs-) Corporationen den Rang ablaufen, wenn auch der spätere Erfolg gelehrt hat, daß eine bloße Geldmacht ohne die völlige Hintansetzung aller Menschlichkeit nicht zu behaupten ist, sowie andrerseits die ersten portug. Eroberer selbst in den Augen aufgeklärter Holländer und Engländer wenigstens insoweit Recht behalten haben, daß alle Weltherrschaft der Europäer in Indien unsicher bleibt, so lange sie nicht auf einem sittlichen, rechtlichen und religiösen Einverständnisse mit den Urbewohnern jenes Landes beruht. Der Freibrief der holländisch-ostind. Compagnie wurde bis 1644 verlängert; Batavia, für den Verkehr mit den Gewürzinseln, dem Hauptgegenstande des indischen Handels, äußerst vortheilhaft gelegen, war gegründet; 34 — 41 befrachtete Schiffe liefen jährlich von Holland nach Indien aus, 25 — 34 Frachtschiffe kehrten im Durchschnitt zurück. Der Handel mit Japan gewann täglich an Ausdehnung, und die Ausbreitung der portug. Macht in Brasilien seit der Thronbesteigung des Hauses Braganza, obwol sie der holländisch-westind. Gesellschaft den empfindlichsten Verlust brachte, förderte die Angelegenheiten der ostindischen, weil sie, die

ganze Aufmerksamkeit der Portugiesen auf Amerika ziehend, den Holländern in Asien desto freiern Spielraum ließ: 1641 ging Malakka, die Hauptstadt des portugiesischen Orients, durch Verrath des Gouverneurs an die Holländer über. Indeß verminderten sich, hauptsächlich durch die wachsende Theilnahme der Engländer und Franzosen, und durch den politisch-militairischen Aufwand der Compagnie, ihre Überschüsse, und sie konnte nur mit Mühe die 1,600,000 Gldn. aufbringen, welche sie den Generalstaaten 1644 für die weitere Verlängerung ihres Freibriefes bis 1665 zu entrichten hatte. Bald darauf aber gewann die Republik der Verein. Niederlande die Befestigung ihrer Unabhängigkeit durch den westfäl. Frieden, ein Ereigniß, welches auf die Compagnie wohlthätig einwirkte, und so vermochte diese, seit 1650 mit einem Aufwande von 20 Mill. Gldn., in 20 Jahren ihre Niederlassung auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu Stande zu bringen, welche dem gesammten europäischen Verkehr mit Indien erst die eigentliche Haltung gab, und jenen Kostenaufwand aufs reichlichste vergütete. Inzwischen wurde 1658 die Eroberung von Ceylon, nach hartnäckiger Gegenwehr der Portugiesen, vollendet, und die tatarische Revolution in China die Veranlassung zu der vortheilhaften Niederlassung von 30,000 Chinesen, die sich der neuen Herrschaft nicht hatten unterwerfen wollen, auf der holländischen Insel Formosa. Hatte auch der active Handel nach China mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, so entschädigte der mittelbare dieser, mit der Örtlichkeit wohlbekannten Flüchtlinge, und der passive Handel mit den chinesischen Erzeugnissen, die von allen Seiten auf dem Markte von Batavia zusammenströmten, die Compagnie reichlich für jenes Entbehren. Indeß verloren sie 1661 diese als Zwischenstation der Reisen nach Japan so wichtige Insel gegen den chinesischen Parteigänger Karinga, dessen Familie sie späterhin dem Kaiser von China überließ. Dieser Verlust steigerte jedoch den Unternehmungsgeist der Compagnie; 1663 wurden die wichtigsten portugiesischen Niederlassungen an der Küste Malabar erobert, und 1666 durch die Einnahme von Macassar, der Hauptzweck 70jähriger Anstrengung, der Alleinhandel mit Gewürze, erlangt. Um diese Zeit betrug der Civil- und Militairaufwand der Compagnie mit Ausschluß der Kriegskosten 3½ Mill. Gldn. Als 1665, unter großem Widerstreben feindlich gesinnter Parteien, die Erneuerung des Freibriefes bis 1700, gegen Zahlung einer großen Summe in den Staatsschatz, erfolgte, ergab sich aus den vorgelegten Berichten der Compagnie ein Handlungsgebiet, welches die Einbildungskraft kaum zu umfassen vermag. Von dem Vorgebirge der guten Hoffnung aufwärts an den Küsten von Arabien und Persien Factoreien, von Surate die malabarischen Küstenländer herab alle bedeutende Niederlassungen der Portugiesen in Beschlag genommen, Ceylon mit seinem Zimmet und Elfenbein, die Perlenfischerei und der Baumwollenwaarenhandel der Küste Koromandel, Bengalen und Orissa mit Seiden-, Baumwollenstoff, Reis, Zucker, Salpeter u. s. f., in den Händen der Compagnie, die Geschäfte mit Pegu, Siam und Tunquin nur durch vorübergehende Zufälle unterbrochen, eine reiche Silber- und Kupferausfuhr aus Japan, dann der unermeßliche Gewürzhandel mit Amboina, den Bandainseln und Molukken u. s. f. sind nur einzelne Züge dieses Gemäldes. Malakka, Hauptsitz des portug. Handels, erscheint in diesem Berichte als zerfallend, die Stadt zu groß nach Verhältniß des Aufwandes der Vertheidigung; denn die Straße von Sunda, an der Batavia gelegen, und nicht mehr wie ehemals die Straße von Malakka, war der Hauptweg nach dem hintern Orient. Seitdem ist der Freiheitsbrief der Compagnie jedesmal nach bedeutenden Geldopfern, von 1701 — 40, dann bis 1775, und 1776 auf weitere 30 J. für eine Zahlung von 2 Mill. Gldn. und jährliche Zahlung von 360,000 Gldn. erneuert worden. Habsucht und Grausamkeit, die dann noch zunahmen, als der kräftige Geist der republikanischen Unternehmer, ihre Sparsamkeit und Mäßigkeit sich mehr und mehr verloren; ein

schnödes Ränkespiel mit den verbündeten Völkern und Fürsten, aus bloßer Gewinnsucht; insbesondere aber die Unfähigkeit, den sittlichen Charakter jener Völker zu begreifen, sich in religiöser und rechtlicher Hinsicht mit ihnen zu verständigen; endlich die erneuerte Kraft, mit der sich die britische Compagnie beim Eintritte des 18. Jahrh. erhob, und der Umschwung in den europäischen Bedürfnissen, der Vorzug, den anderweite Reizmittel vor den indischen Gewürzen gewannen, dies sind die Haupturſachen des Verfalls der holländisch-ostindischen Compagnie. Im 18. Jahrh. erfüllen die Erzählungen von Empörungen, Verschwörungen und meist unglücklichen Kriegen ihre Jahrbücher, und 1781 sehen wir sie durch den Krieg mit England und durch ihren unverhältnißmäßigen politischen Aufwand so weit herabgekommen, daß ihr die Generalstaaten unter allen eignen Lasten noch mit beträchtlichen Anlehen zu Hülfe kommen müssen. Im ersten Revolutionskriege verlor sie ihre meisten Besitzungen und mußte 1796 die Zahlung ihrer Dividenden einstellen; was der Friede von Amiens 1802 zurückgab (denn England behielt nur Ceylon), war kaum in Besitz genommen, als es im erneuerten Kriege verloren ging; und auch nach endlicher Herstellung des allgemeinen Friedens kehrten von allen ostindischen Besitzungen nur die Gouvernements von Batavia und Amboina, Banda, Ternate, Malakka, Makassar, nebst zerstreuten Comptoiren an den Küsten von Malabar und Koromandel, an das Mutterland zurück. Auf das Vorgebirge der guten Hoffnung und Ceylon mußte für immer Verzicht geleistet werden. Je mehr sich die holländisch-ostindische Compagnie bei ihrem ersten Beginnen nur auf den Thron niederzulassen brauchte, den Portugal für sie gegründet; je mehr sie Befestigungen, Handelsbauten, Artillerie und Vertheidigungsanstalten aller Art vorgefunden hatte; je mehre Handels- und politische Verhältnisse bereits angeknüpft waren; je unermeßlicher die portugiesische Beute war, die ihr auf allen Meeren und bis an die Mündungen des Tajo hin in die Hände fiel: um so leichter war ihr Beginn, während die Engländer ein Jahrhundert hindurch mit der Schwierigkeit zu kämpfen hatten, den Boden, auf welchem der merkantilische Hebel zu stützen sei, erst allmälig zu gewinnen. Daher war aber auch die englische Macht besser gegründet, weil sie schrittweis hat erworben werden müssen. 3) Die Geschichte der größten und dermalen fast allein herrschenden ostindischen Handelscompagnie, der britischen, läßt sich nach vier Perioden übersehen. In den ersten 13 Jahren ihrer Kindheit war sie ein zunftartiger Verein; in den folgenden 95 Jahren war ihr Capital zwar vereinigt, aber dessen Wirkung theils durch die Übermacht der Holländer in den indischen Meeren, theils durch die Bürgerkriege des Mutterlandes, theils auch dadurch beengt, daß der Titel ihrer ausschließlichen Berechtigung als ein bloß königlicher und nicht parlamentarischer, vielfältig in Zweifel gezogen wurde; hierauf erscheint sie in den weitern 40 Jahren mit parlamentarisch begründetem, unbestrittenem Rechte, aber auf bloße Handelsverhältnisse beschränkt. Endlich entwickelt sich in den letzten 70 Jahren ihre politische Größe. I. Periode, von 1600 — 13. Die Engländer hatten ihre ersten Unternehmungen auf Indien nordwestlich gerichtet, die Holländer mehr nordöstlich. So hatte Joh. Cabot auf den Schiffen Heinrich VII. 1497 Neufundland und die Küsten von Nordamerika entdeckt. 1553 veranlaßte sein Sohn, Seb. Cabot, unter der Regierung Eduards VI. die zweite große Unternehmung dieser Art. Der König privilegirte die Gesellschaft, welche mit einem Capital von 6000 Pf. St. 3 Schiffe zur Entdeckung Indiens auf dem nördlichen Wege ausgerüstet hatte. Ein Theil dieser Unternehmung verunglückte im lappländischen Eismeere; ein andrer Theil gerieth an die nördlichen Küsten von Rußland, knüpfte Handelsverbindungen an und ward die Veranlassung der englisch-russischen Handelscompagnie, ebensowie die britische Hudsonsbay-Compagnie ihre Entstehung den Forschungen nach einer Nordwestdurchfahrt zu verdanken hatte, die man

bis auf den heutigen Tag fortgesetzt hat. Hierauf versuchten die Briten auf dem Landwege unmittelbar nach Indien durchzudringen, und wenigstens mit Venedig zu wetteifern, wenn es unmöglich schien, neben Portugal aufzutreten. Dies war der Hauptzweck der 1581 errichteten britisch-türkischen Compagnie, die indeß bald die Vergeblichkeit ihrer Bestrebungen erkannte, dagegen aber durch die Nachrichten, welche Franz Drake von seiner Weltumseglung zurückbrachte, bestimmt wurde (1591), 3 Schiffe unter Capit. Raymond auf dem portugiesischen Wege nach Indien abzuordnen. Sowol dieser Versuch, als der andre Rob. Dudley's, 1596, scheiterte gänzlich. Indeß trieben der spanische Krieg, die Sperre von Lissabon und die Gewinnsucht der Holländer den Unternehmungsgeist der londner Kaufleute aufs äußerste, und so kam am 22. Sept. 1599 zu London die Vereinigung zu Stande, aus der sich im Laufe zweier Jahrh. die größte Handelsmacht entwickeln sollte, von der in den Jahrb. der Welt die Rede ist. Die erste Anlage bestand in 30,133 Pf. St., und am 31. Dec. 1600 bewilligte die Königin Elisabeth dem Gouverneur und der Gesellschaft der nach Ostindien handelnden londner Kaufleute das ausschließliche Recht des Handels auf 15 J. mit allen Ländern vom Cap der guten Hoffnung östlich bis zur magellanischen Straße, diejenigen ausgenommen, die im wirklichen Besitze befreundeter christlicher Mächte sind. Bis 1613 bestand die Compagnie in regulirter Verfassung; jeder Theilnehmer verwaltete seinen Antheil selbst auf eigne Rechnung und war nur an einige allgemeine Vorschriften gebunden. Ungeachtet dieser unbequemen Form ergaben die, in dieser Zeit unternommenen 8 Reisen eine Ausbeute von 171 Proc. II. Periode, von 1613—1708. Das Capital wird vereinigt; aus dem bloßen Innungsverein wird eine förmliche Handelsgesellschaft, demnach die Verfassung derselben aus einer demokratischen eine mehr aristokratische, in der die reichsten Actionnairs die Gesammtverwaltung übernehmen und die große Masse der Actionnairs eine Scheincontrole bei den Generalversammlungen behauptet, im Wesen aber nur den Geldhandel mit den Actien im Auge hat. Nun gediehen die Angelegenheiten der Compagnie dergestalt, daß ihre Actien binnen 4 J. zu dem Werthe von 203 Proc. hinaufsteigen, daß ferner die Holländer, wiewol vergeblich, um eine Verbindung mit ihr gegen die Portugiesen warben, daß ihre Factoreien sich über Java, Sumatra, Borneo, die Bandainseln, Celebes, Malakka, Siam, die Küsten Malabar und Koromandel, vorzüglich aber über die Staaten des Mogul verbreiteten, den die Compagnie mit besonderer Klugheit zu gewinnen gewußt hatte, endlich daß bei der neuen Unterzeichnung, die sie 1616 eröffnete, 1,629,040 Pf. St. einkamen. Aber schon 1627 erhoben sich Klagen über schlechte Verwaltung, über Mißbräuche aller Art, insbesondere über den eignen Handel der Beamten, welcher die Compagnien von jeher am meisten beeinträchtigte. Andrerseits aber, je mehr die königl. Rechte unter der Regierung des Hauses Stuart in Zweifel gezogen und beschränkt wurden, um so mehr wurde auch das ausschließliche, aus königl. Machtvollkommenheit herrührende Recht der Compagnie bestritten. Die Könige selbst nährten diese Zweifel durch die Freibriefe zum indischen Handel, welche sie zum großen Nachtheile der Compagnie einzelnen dritten Personen bewilligten. Dazu griffen unter Cromwell's Protectorat die Begriffe der politischen Freiheit so weit um sich, daß kein Monopol irgend einer Art vor ihnen bestehen zu können schien, und der Protector glaubte bei Erlöschung des Freibriefs, 1655 den Versuch wagen und den ostindischen Handel freigeben zu müssen. Aber die Sache war nicht ausführbar. Die Compagnie aufgeben, hieß, das ganze, bereits erworbene, untheilbare Capital von Macht und Einfluß in Indien zum Nachtheile des Mutterlandes aufgeben. Nach der Restauration der königl. Familie trat auch das königl. Privilegium, welches schon Cromwell hatte erneuern müssen, wieder in sein volles Recht. In der kurzen Zwischenzeit bis zur Revolution 1688 gewann die Com-

pagnie mit Madras und Bombay den vorherrschenden Einfluß auf den Küsten Malabar und Koromandel, und hiermit die Grundlage der spätern Unternehmungen auf das innere Hindostan, und der Macht, die sich auf den Trümmern des Reichs des großen Mogul entwickeln sollte. Aber die innern Geschäfte der Compagnie gingen zurück, und gleich nach der Revolution kam die große Streitfrage: ob der Handel durch einen königl. Freibrief beschränkt werden könne, und ob der Landesherr die Majestätsrechte, welche er selbst nur bedingungsweise besäße, einer, von ihm privilegirten Gesellschaft einseitig übertragen könne, ernsthaft zur Sprache. Der Erfolg war, da die Compagnie ihr titulo oneroso erworbenes Recht wegen der Verluste, die sie durch Kriege, Untreue der Beamten, Verschwendung u. s. f. erlitt, nicht gehörig zu vertheidigen vermochte, die parlamentarische Patentirung einer neuen ostindischen Compagnie 1698, die ihren Freibrief mit einem Vorschuß von 2 Mill. Pf. St. für den Staatsdienst gegen 8 Proc. Zinsen erwarb. Bald aber drängten die unaufhörlichen Reibungen beider Compagnien zur Vereinigung, welche 1708 erfolgte. III. Periode, von 1708—48. 1708 kam die Parlamentsacte, welcher die britisch-ostindische Comp. in ihrer gegenwärtigen Gestalt, als vereinigte Gesellschaft englischer, nach Ostindien handelnder Kaufleute (United company of merchants of England trading to the East-Indies), ihr Dasein verdankt, zu Stande. Das ausschließende Privilegium ward bis 1726 und auf nachherige dreijährige Aufkündigung bewilligt. Der Fonds ward durch Actien zusammengebracht, deren Eine von 500 Pf. St. dem Inhaber das Recht auf eine Stimme in der Generalversammlung (the general court) gab. Unter den Inhabern von 4 solchen Actien, oder von einem Antheile von 2000 Pf. St. wurden die 24 Directoren gewählt, welche die Regierung des unermeßlichen Geschäfts bildeten. Die Verkäuflichkeit der Actien bringt es mit sich, daß die große Masse der Actieninhaber von Tage zu Tage wechselt, das persönliche Interesse an den Geschäften der Comp. in ihnen nie Wurzel fassen kann, daher nur das reine Geldgeschäft mit den Actien beachtet wird, und die Leitung des Ganzen bald den Directoren anheimfällt, weßhalb aber auch alle Mißbräuche oligarchischer Verfassungen um so leichter Eingang finden. Mit der Absicht, das Heft der indischen Angelegenheiten im Mittelpunkt zu behaupten, wurden die örtlichen Geschäfte der Compagnie dreien, von einander getrennten Räthen zu Madras, Bombay und Calcutta anvertraut. Da aber alle Erfolge in letzter Instanz von den örtlichen Beamten in Indien abhingen, so schlich sich der verderbliche Mißbrauch ein, daß man sich ihrer Treue zu versichern glaubte, indem man den höhern Beamten gestattete, auch die kleinern, einträglichen Posten an sich zu ziehen. Die Erneuerung des Freibriefs war bei den hieraus erwachsenden mannigfaltigen Beschwerden gegen die Comp. 1732 nur im Kampfe gegen eine hartnäckige Opposition durchzusetzen, daher hielt erstere es für gerathen, die Geldverlegenheit der Regierung 1744 zu benutzen und ihr mit einem, selbst geborgten Anlehen von 1 Mill. Pf. St. zu Hülfe zu kommen, worauf denn weitere Verlängerung bis 1780 erfolgte. IV. Periode. Mit 1748 beginnt die Zeit der großen politischen Bedeutung der Engländer in Indien. Die Franzosen zeigten ihnen durch ihr Beispiel das Geheimniß ihrer Stärke. 1746 nämlich hatten die Briten ein Bataillon Franzosen das Heer des Nabobs von Carnatic zerstreuen, und bald darauf den Versuch franz. Officiere, indische Truppen nach europäischer Art zu bilden, gelingen sehen. Das Unvermögen indischer Heere der europäischen Kriegskunst gegenüber, und die Leichtigkeit, womit sich diese Zucht den, u. d. N. der Seapoys bekanntgewordenen indischen Soldaten mittheilen ließ, waren jetzt erwiesen. Ehr- und Geldgeiz, alle politische und merkantilische Umtriebe, konnten nunmehr in einem größern Maßstabe wirken, und es war um die Unabhängigkeit indischer Fürsten geschehen, sobald der schon in alle Verhältnisse der Machthaber und Völker jener Gegenden

eingreifende Handelskörper durch eine dauerhafte militairische Rüstung verstärkt wurde. Bisher hatte sich das Militairsystem der Comp. auf die Vertheidigung beschränkt; jetzt durfte sie angriffsweise verfahren, und bei den endlosen Widersprüchen zwischen europäischen und indischen Rechtsansichten konnte es nirgends an Vorwänden fehlen, dem neuerworbenen Machtmittel den gehörigen Spielraum zu geben. Die Begriffe der Erbfolge und aller fürstlichen, Volks-, und Familienrechte waren, je nachdem indische, mohammedanische oder britische Rechtsgrundsätze und Gewohnheiten untergelegt wurden, so streitig, daß das Streben der Comp. (die täglich Gelegenheit hatte, schiedsrichterlich zu wirken) nach Erweiterung der Macht juristischer Rechtfertigung niemals ermangeln konnte. Wollte man sie wegen irgend einer ihrer Unternehmungen in Europa zur Rechenschaft ziehen, so war sie ebenso leicht politisch aus Gründen der Selbsterhaltung, die in einer Entfernung mehrer tausend Meilen Niemand zu würdigen vermochte, als rechtlich durch einen Rückzug in jenes undurchdringliche Gesetzeslabyrinth zu vertheidigen. Edm. Burke, der bei Gelegenheit des Hastings'schen Processes diese Unangreifbarkeit der Comp. am tiefsten empfand, hatte allerdings Grund, ihr vorzuwerfen: „daß es keinen Herrn, Fürsten oder Staat in Indien gebe, den die Compagnie nicht verkauft; keinen Vertrag, den sie nicht gebrochen; keinen Fürsten und keinen Staat, der sich ihr anvertraut und den sie nicht zu Grunde gerichtet habe". Ihren obern Beamten in Indien, welche große Namen auch unter ihnen glänzen mögen, wird der Despotismus zugleich mit ihrer Stellung aufgedrungen: 1) weil Jeder von ihnen eine Erbschaft von Ungerechtigkeiten zu übernehmen hat, die behauptet werden muß; 2) weil keine öffentliche Meinung unter irgend einer Gestalt einsprechen kann; 3) weil alle moralische und religiöse Gleichheit, selbst die der Sprache, zwischen den Beherrschten und den Herrschern wegfällt; 4) weil keine Besorgniß vor ernsthaften Empörungen bei der großen Theilung der indischen und mohammedanischen Stände und Interessen aufkommen kann; 5) weil alle Beamte der Comp. nur wenig Jahre der männlichen Kraft ihrem Dienste widmen, dabei keinen andern Zweck haben, als Reichthum, und demnach eine britische auf indischem Boden geborene, in dessen Interessen von Jugend auf verwachsene Opposition erst nach langer Zeit entstehen kann. 1749, mit der Beschützung des Prätendenten von Tanjore, begannen die Gewalträubereien der Compagnie; unter dem Vorwande der Illegitimität wurde der Nabob für den Preis einiger Landabtretungen vertrieben, dann für neue Abtretungen wieder eingesetzt. Wie weit in kurzer Zeit sie in den Künsten der Machtvergrößerung fortgeschritten, beweisen die Händel mit Surrajah Dowlah, dem Nabob von Bengalen, 1757, wobei schon große und blühende Provinzen als Preise der Treulosigkeit in ihre Hände fielen. Diese Vergrößerungen zogen aber so überschwenglichen Aufwand nach sich, die Schwierigkeiten der Herrschaft wuchsen mit deren Ausbreitung so sehr, die mehren Beamten wurden um so viel raubsüchtiger, unabhängiger und ungehorsamer, daß die finanzielle Lage der Compagnie eher zurück-, als vorschritt. Die Direction in London sank mehr und mehr zu einer bloßen Controle der eigentlichen Regierung, die nunmehr in Indien ihren Sitz hatte, herab. Ihre Befehle waren veraltet, bevor sie in Calcutta ankamen, denn die Macht der Gegenwart über die Menschen wird um so unwiderstehlicher, je mehr sich ihr Wirkungskreis erweitert. Hatten die Gouverneure alle Vortheile der Örtlichkeit für sich, so war auch nicht zu erwarten, daß sie anders gehorchen würden, als wo es ihr persönlicher Vortheil mitsichbrachte. So blieben die wiederholten Verbote des inländischen Verkehrs mit Salz, Betelnüssen und Taback, mit ausdrücklicher Einwilligung der indischen Räthe, ohne allen Erfolg, und lange, nachdem die Direction den Beamten der Comp. verboten hatte, Geschenke indischer Fürsten anzunehmen, wurden erwiesenermaßen bloß von der Familie des Nabobs von Bengalen 6 Mill. Pf. St. öffentlicher Geschenke angenom-

men. Da nun unter solchen Umständen die häuslichen Angelegenheiten der Comp. in immer tiefern Verfall geriethen, und sie 1772 für ihren laufenden Dienst eine Anleihe, erst bei der Bank von 600,000 Pf. St., dann bei der Regierung von 1,400,000 Pf. St. eröffnen mußte: so wurde die Unruhe in Publicum um so größer, je mehr man von der Ausbreitung der britischen Macht in Indien das Zuströmen größern Reichthums nach dem Mutterlande erwartet hatte. Zugleich erhob sich in und außer dem Parlament eine laute Klage über das unmoralische Verfahren gegen die indischen Fürsten und Völker; nun — da der Lohn ausblieb dafür, daß die Menschheit mit Füßen getreten worden war. Die Erbitterung der Nation wandte sich ungerechterweise auf die Direction; ihre angebliche Gewalt sollte beschränkt werden; man wollte sie, die ohnmächtige, die eine ungehorsame Welt auf ihren Schultern zu tragen hatte, noch mehr schwächen, anstatt sie zu kräftigen. Man foderte Controle; als wenn eine Controle, die mit den Unterdrückern sympathisirt und die Unterdrückten nicht kennt, nützen könnte; als wenn Unterdrückung ein einzelner Act wäre, der sich durch Controle verhüten oder wie ein Verbrechen bestrafen ließe; und was vermöchte ein Controle, auch wenn sie möglich wäre, deren Befehle 6 — 9 Monate brauchen, um hin, die Berichte über ihre Befolgung ebenso viele Zeit, um zurück zu gelangen, und war die gesammte Stellung der Comp. in Indien das Ergebniß von Gewaltstreichen, das nur durch neue Gewaltstreiche behauptet werden könnte, nach welchen Grundsätzen sollte alsdann die Controle verfahren? — Burke's 7jähriger, glorreicher aber unglücklicher Kampf gegen Hastings und für die Sache der Menschlichkeit in Indien hat gelehrt, daß die einzige, schwache, aber mögliche Controle der Gewalthaber jenseits des Meeres die öffentliche Meinung des britischen Publicums ist. Man wähnte, Alles werde besser, wenn die Comp. ihre Macht mit dem Ministerium theilte, wie die eine Partei, oder wenn man die Segnungen der britischen Gesetze über die Hindus verbreite, wie die andre juristische Partei behauptete; noch A. glaubten viel erreicht zu haben, wenn der Eintritt in die Directorenstellen erschwert werde. So entstand die unförmliche Reform von 1773. Statt 500 Pf. sollte nur eine Actie von 1000 Pf. Anrecht auf eine, 3000 Pf. auf 2, 6000 Pf. auf 3, 10,000 Pf. auf 4 Stimmen ertheilen. Nur 6 Directoren sollten jährlich wieder erwählt werden können. Ein Generalgouverneur mit 4 Räthen (zum ersten Male vom Parlament, d. h. vom Ministerium auf 5 J., späterhin von den Directoren zu ernennen) sollte den Provinzen Bengalen, Bahar und Orissa unmittelbar vorstehen; die übrigen Präsidentschaften sollten von ihm abhängig sein. Um nun dieser Vereinigung der Macht ein Gegengewicht zu geben, wurde ein oberster Gerichtshof in Calcutta beliebt, dessen Oberrichter nebst 3 Richtern, unabhängig von der Comp. von der Krone ernannt werden sollte. Alle Civil- und Militaircorrespondenz der Comp. sollte dem Ministerium mitgetheilt werden. Hatte früher in vielen einzelnen Fällen das Gewissen, oder wenigstens der gesunde Menschenverstand entschieden: so ward nunmehr die Übertragung einer ganz fremdartigen Rechtsverfassung zum Keime der Zerstörung aller rechtlichen Verhältnisse. Der Gerichtshof entschied über sämmtliche Klagen gegen Jeden, der mittelbar oder unmittelbar im Dienste der engl. Comp. stand, sowie über alle Klagen aus Verträgen, in denen die Parteien sich seinem Spruch unterworfen hatten. Wenn man nun erwägt, daß nichts unentschiedener und unbestimmter war, als der **status personarum** der indischen und mohammedanischen Bewohner von Hindostan, daß die Comp. einige Provinzen unmittelbar, andre mittelbar durch die Nabobs regierte, daß die Inmindars bald für einen unabhängigen Landadel von Indien, bald für Rentbeamte der Comp. galten u. s. f.: so ergibt sich, daß der Gerichtshof alle Art von Gerichtsbarkeit nach Gutdünken entweder ansichreißen oder ablehnen konnte. Gleich nach dem Antritte seiner Amtsführung gab er eine Probe seines Geistes. Nunko-

mar, der den Generalgouverneur Hastings verklagt hatte, wurde einer unvollständig erwiesenen Verfälschung (forgery) überführt und gehängt, was nach der geistreichen Bemerkung eines Schriftstellers ungefähr ebenso viel sagen will, als wenn man einen Mohammedaner wegen Bigamie hätte bestrafen wollen. Überhaupt führt die Geschichte der britisch-ostindischen Händel zu der Bemerkung, daß, außer Burke und der Familie Wellesley, kaum ein einziger Engländer sich in dem Geiste der indischen Sitten wahrhaft zu orientiren gewußt hat. Als die Unwirksamkeit der Maßregeln von 1773 weltkundig geworden und der Finanzzustand der Comp. durch den amerikanischen Krieg neuerdings zerrüttet worden war, wurde die Frage von der Errichtung einer Controle im Parlamente mit Lebhaftigkeit, und in einem größern Maßstabe als bisher wieder aufgenommen; von 1782 — 84 waren die größten Talente Englands im Kampfe über diesen großen Gegenstand begriffen. Die berühmte Ostindia-Bill von C. J. Fox, welche 7, vom Parlamente ernannten Commissarien die oberste Macht und gleichsam das Schutzrecht über Indien einräumen wollte, mußte dem Hofe mißfallen, da sie eigentlich dahin zielte, der Krone allen Einfluß auf die indischen Angelegenheiten zu entziehen und zwischen dem Könige und Indien eine schiedsrichterliche Macht aufzustellen, die so unberechenbar war als der britische Glücksstern in Indien selbst. Deßhalb drang der Plan Will. Pitt's durch. Ein Board of Controul (Bureau der obern Aufsicht über die indischen Angelegenheiten) wurde dem Ministerium einverleibt; dieses, von der Krone abhängige Collegium wurde beauftragt, über die Civil- und Militairregierung und über die Finanzen der Compagnie Aufsicht zu führen und die Ausfertigungen der Directoren an die verschiedenen Präsidentschaften einzusenden. Die Besoldung des Generalgouverneurs, der Präsidenten und Räthe wurde von der Bestimmung des Königs abhängig gemacht. In diesen wesentlichen Schranken besteht die oben historisch entwickelte Verfassung der Comp. bis auf den heutigen Tag. Die Macht selbst, inwiefern sie überhaupt in England ihren Sitz hat, ist in den Händen des Ministeriums, nur die einzelnen Regierungsgeschäfte sind der unterworfenen Compagnie verblieben. Gewiß ist, daß seit Errichtung des Board ein dichterer Schleier über den indischen Angelegenheiten liegt, als vormals: die Minister haben nicht mehr wie ehemals gelegentliche Veranlassung, diese Vorgänge zur Sprache zu bringen; die Generalversammlung der Comp., auch wenn sie sich regen wollte, würde nichts bewirken, wenn Board und Directoren einig sind, und diese Einigkeit ist um so sicherer begründet, da eine geheime Comité (Committee of Secrecy) aus 3 Directoren besteht, die mit dem Board verhandeln und beschließen kann, ohne alle Mitwissenschaft der Übrigen. An eine Verbesserung des moralischen Zustandes des britischen Indiens ist so lange nicht zu denken, als die eigentliche Colonisation und Verpflanzung geborener Briten nach Indien, durch die Besorgniß eines Schicksals, ähnlich dem der nordamerikanischen Colonien, verhindert wird. Nur ein Stamm auf indischem Boden geborener Briten würde im Laufe der Zeit den auf alle andre Weise unüberwindlichen Zwiespalt der dortigen Verhältnisse auflösen können. Indeß ist die unmittelbare politische Bedeutung der ostindischen Besitzungen für England zu groß, als daß jemals an gründliche Abhülfe zu denken wäre. Eine steuerbare Bevölkerung von 83 Mill. Menschen, mit 40 Mill. unter schutzverwandten inländischen Fürsten, ein Heer von 200,000 M., im Dienste der Comp., gegen 16,000 Civilbeamten; gegen 14 Mill. Pf. St. jährl. Aus-, und ebenso viel Einfuhr aus und von allen Theilen der Welt nach und von Indien, eine Zolleinnahme der britischen Regierung von mehr als 4 Mill. Pf. St. jährlich, und ein jährl. Zufluß von 11 Mill. Pf. St. für die Gesammtcirculation des britischen Reichs sind Gegenstände, die alle moralische Rücksichten überwiegen. Der dermalige Actienfonds der Comp. beträgt 6 Mill., der Werth ihres untheilbaren und ihres schwebenden Eigenthums gegen 50 Mill.

Pf. St., und der Belauf ihrer jährl. Landeseink. 28 Mill. Pf. St., d. h. das Anderthalbfache der Eink. des gesammten russischen Reichs. Dieser politisch-merkantilische Riese besteht und wird bestehen, inwiefern der unüberwundene, großer Widerstrebungen fähige Geist der braminischen Völker niemals erwacht, auch durch die ungeschickten Bekehrungsversuche britischer Methodisten niemals geweckt wird; inwiefern die unverhältnißmäßig geringe Militairmacht ausreicht und die eingeborenen sieben Achttheile derselben ihre Empörungsversuche nicht wiederholen; inwiefern das System aushält: de faire le commerce en Sultan, et de faire la guerre en marchand; inwiefern die Ansprüche der Metis, der Abkommen europäischer Väter und indischer Mütter, nicht zunehmen; inwiefern den Indiern und Mohammedanern das Geheimniß der Schwäche ihrer Unterdrücker für immer verborgen bleibt, d. h. inwiefern der natürliche Gang der Dinge selbst stillesteht. Schließlich bemerken wir, daß seit 1813 allen britischen Unterthanen, unter gewissen, zu Gunsten der Comp. festgestellten Bedingungen, der Handel nach Indien gestattet, und daß der Comp. nur der Theehandel ausschließlich verblieben ist. V) Die franz., dänische und schwed. ostind. Compagnien haben für den Welthandel, selbst in den Zeiten ihres besten Flors, eine nur geringe Bedeutung gehabt. Die französische, 1664 errichtet, konnte nicht aufkommen; 1769 wurde der Handel freigegeben. Eine neue, 1785 errichtete Gesellschaft erreichte 1791 ihre Endschaft. Ebenso wenig gedieh die ostind. Compagnie in Dänemark, die 1618 gestiftet und mehrmals erneuert wurde und endlich 1777 ihre Besitzungen dem Könige abtrat. Die Gesellschaft ist nur noch im Besitze des chinesischen Handels. Endlich die schwedisch-ostindische Gesellschaft, welche 1731 gestiftet und 1766 und 1786 erneuert wurde, besteht noch, und hat ihren Sitz zu Gothenburg. Sie zahlt für jede Reise 75,000 Thlr. Silbermünze an die Krone, der sie auch gleich bei ihrer Errichtung 3 Mill. Thaler Silbermünze bezahlte, wovon eine Mill. ohne Zinsen als eine Versicherung stehen bleibt, und die 2 andern als ein Vorschuß angesehen werden. A. M.

Ostracismus, in Athen das Gericht, kraft dessen die Volksversammlung den Einfluß mächtiger Staatsbürger durch eine 10jährige Verbannung unschädlich zu machen berechtigt war, Scherbengericht. Wenn nämlich das Volk über Jemand dieses Gericht verhängen zu müssen glaubte, so schrieb jeder Bürger, der dieser Meinung war, den Namen des zu Verbannenden auf einen Scherben (Ostrakon) und legte diesen auf den Marktplatz an einem dazu bestimmten Orte nieder, der mit einem hölzernen Geländer umgeben war und 10 Eingänge hatte, durch welche sich bei der Volksversammlung die 10 Stämme Athens begaben. Die Archonten zählten dann die beschriebenen Scherben, und wenn wenigstens 6000 den Ausspruch der Verbannung ausdrückten, so war der Beschluß gültig; im Gegentheile wurde der Beklagte losgesprochen. Die Verbannung durch den Ostracismus dauerte 10 Jahre, nach deren Verfluß der Verbannte zurückkehren, Besitz von seinen Gütern und allen seinen Bürgerrechten nehmen konnte. Die Sache selbst hatte nichts Entehrendes; denn sie wurde nicht bei Übelthätern angewendet, sondern nur bei Denjenigen, welche sich durch Vorzüge, Verdienste, Reichthümer ꝛc., ein überwiegendes Ansehen erworben hatten, wodurch sie den Neid oder Argwohn ihrer Mitbürger auffichzogen. Aristoteles und Plutarch nennen den Ostracismus ein Heilmittel des Staats; doch benutzten ihn oft Neid und Bosheit zur Erreichung ihrer Absichten und beschränkten durch ihn die freie Wirksamkeit großer Männer für ihr Vaterland.

Östreich, das Kaiserthum, ist ein monarchischer Bundesstaat germanischer, slawischer, magyarischer und italienischer Völker. Die Wiege dieser Monarchie war das Land unter der Ens. Hier entstand aus einer Grenzlandwehr des südöstl. Deutschlands gegen asiatische Hordenschwärme, im Zeitalter Karls d. Gr., um das J. 800, das Markgrafenthum Östreich. In der Folge wurde dasselbe,

mit dem Lande ob der Ens vereinigt (1156), ein Herzogthum. Doch begann die Ausbildung desselben zu einem mächtigen Staate erst mit 1282, in welchem das Haus Habsburg (s. d.) Östreich erhielt. Diese Dynastie verband damit nicht nur mehre Länder (den nachmal. östr. Kreis), sondern auch die römisch-deutsche Wahlkrone 1438, worauf Östreich 1453 zu einem Erzherzogthume erhoben ward. Durch den Erwerb von Böhmen und Ungarn (mittelst freier Wahl 1526) stieg es zu dem Range einer europäischen Monarchie. Das Haus Östreich-Lothringen behauptete diesen Rang im aachner Frieden 1748, befestigte die Einheit seiner Staatenmasse durch die Erhebung der Monarchie 1804 zu einem Erbkaiserthum, und machte seine Würde als eine der Ausschlag gebenden europäischen Hauptmächte geltend, vor, auf und seit dem wiener Congresse 1815. — A) Alte Geschichte bis 982. Seit die Römer, 33 n. Chr., die Noriker bezwungen und die Donau besetzt hatten, gehörte das Land nördlich von der Donau, nach den böhmischen und mährischen Grenzen hin, zu dem Reiche der Markmannen und Quaden; ein Theil von Niederöstreich und Steiermark gehörte, nebst Wien (Vindobona), einer römischen Municipalstadt, zum obern Pannonien; das übrige nebst Kärnthen und einem Theile von Krain, bildete einen Bestandtheil von Noricum; Görz gehörte zur römischen Prov. Illyricum, und Tirol war ein Theil von Rhätien. Die Völkerwanderung zerriß diese Grenzen. Bojer, Vandalen, Heruler, Rugier, Gothen, Hunnen, Longobarden und Avaren wechselten hier im Laufe d. 5. und 6. Jahrh. ihre Wohnplätze, bis seit 568, als die Longobarden in Oberitalien ihr Reich aufgerichtet hatten, der Ensfluß die Grenze zwischen dem deutschen Volksstamme der Bajuvarier, welchen das Land ob der Ens gehörte, und den von Osten her an diesen Strom nachgerückten Avaren bildete. An der Mur, Save und Drave erschienen aber bereits seit 611 die Wenden, ein slawischer Volksstamm. Als in der Folge (788) nach der Auflösung des Herzogthums Baiern (s. d.) die Avaren über die Ens gegangen, und in die fränkischen Grafschaften im Baierlande eingefallen waren, schlug sie Karl d. Gr. 791 bis an die Raab zurück, und vereinigte das Land von der Ens bis an den Einfluß der Raab in die Donau (Land unter der Ens) mit Deutschland u. d. N. Avarien, oder östliche Mark, Marchia orientalis oder Austria, woraus im 10. Jahrh. (zuerst in einer Urkunde Ottos III. 996) Ostirrichi oder Östreich wurde. Karl schickte Colonisten, mehrentheils Baiern, in die neue Provinz, welche er durch einen Markgrafen regieren ließ, während der Erzbischof von Salzburg die Aufsicht über alles Kirchenwesen in derselben führte. Avarien bildete seit dem Theilungsvertrage von Verdun (843) die östliche Grenzprovinz des deutschen Reichs. Durch den Einfall der Ungarn in Deutschland kam es (900) in deren Besitz, bis Kaiser Otto I. in Folge des Siegs bei Augsburg (955) einen großen Theil dieser Provinz wieder an sein Reich brachte. Bald wurde sie durch die Kraft und Klugheit der ihr vorgesetzten Markgrafen in ihrem ursprünglichen Umfange mit Deutschland aufs neue vereinigt, und ihre Grenze unter Kaiser Heinrichs III. Markgrafen Albrecht I. (dem Siegreichen) 1043 bis an die Leytha erweitert. B) Östreich unter dem Hause Babenberg; bis 1282. Das Markgrafthum Östreich war von 982 — 1156 in dem Geschlechte der Grafen v. Babenberg (Bamberg), doch nicht nach dem Rechte der Erstgeburt, sondern nach der Wahl des Kaisers, erblich gewesen. Auch kommen schon 1096 Landstände von Östreich in Urkunden vor. Nach der Achtserklärung Heinrichs des Stolzen (Herzogs von Baiern und Sachsen) erhielt Markgraf Leopold V. von Östreich vom Kaiser Konrad 1138 das Herzogthum Baiern; als aber Leopolds Sohn, der Markgraf Heinrich, m. d. Beinamen Ja-so-mir-Gott, dasselbe zu Regensburg (1156) an Heinrich den Löwen wieder abgetreten hatte, wurde die bisherige Mark Östreich unter der Ens durch die Mark ob der Ens vergrößert und beide zu einem Herzogthume mit gewissen Vorrechten erhoben. Unter demselben

Herzoge Heinrich ward Wien die Residenz. Sein Sohn, Herzog Leopold VI., erhielt durch Belehnung vom Kaiser Heinrich VI. 1192 das Herzogthum Steiermark, welches Kaiser Otto I. ebenfalls durch jenen Sieg über die Ungarn (955) erworben hatte. Dieser Herzog ließ den K. Richard Löwenherz (s. d.) gefangen nehmen. Bisher war die Residenz in der Burg auf dem Kahlenberge, unweit Wien, gewesen. Leopolds jüngerer Sohn, Herzog Leopold VII., baute sich aber in der Stadt Wien selbst einen Palast, der noch heutiges Tages u. d. N. der alten Burg von den Monarchen Östreichs bewohnt wird. Leopold VII., mit Recht der Glorreiche genannt, stiftete das Hospital zum heil. Kreuz, und verlieh der Stadt Wien, die eine städtische Verfassung erhalten hatte (1198), das Stapelrecht, indem er ihr zugleich zur Beförderung des Handels 30,000 Mark Silber vorschoß. Vom Hochstifte Freisingen kaufte er einen Theil von Krain für 1650 Mark (1229), und hinterließ das Land dem jüngsten seiner 3 Söhne, Friedrich II. dem Streitbaren, in einem blühenden Zustande. Allein dieser wurde, weil er sich mit den lombardischen Städten gegen den Kaiser Friedrich II. verbunden hatte, 1236 mit der Reichsacht belegt, und Herzog Otto von Baiern riß das Land ob der Ens (bis auf Linz) an sich. Das übrige Land gab der Kaiser als eingezogenes Lehen einem Markgrafen, und Wien wurde eine Reichsstadt. Doch bemächtigte sich Herzog Friedrich während des Kaisers Zug nach Italien des größten Theils seines Landes wieder, und der bedrängte Kaiser bestätigte ihm zu Verona 1245 seine Vorrechte aufs neue. Das reichsstädtische Privilegium Wiens wurde vernichtet; Friedrich sollte sogar die königl. Würde für Östreich und Steiermark erhalten, als sein Fall in der Schlacht an der Leytha gegen König Bela IV. von Ungarn (15. Juli 1246), im 35. J. s. thatenreichen Lebens, diese Hoffnungen vernichtete. Mit ihm erlosch der Mannsstamm des babenbergischen Hauses. Die folgende Zeit von 1246—82 heißt das östr. Interregnum. Kaiser Friedrich II. erklärte nämlich Östreich und Steiermark als erledigtes Reichslehn für ein Erbgut der deutschen Kaiser, und setzte einen Statthalter nach Wien, dessen reichsstädtische Rechte wieder erneuert wurden. Aber die weiblichen Verwandten des verst. Herzogs Friedrich, seine Schwester Margarethe (Witwe Kaisers Heinrich VI.) und seine Nichte Gertraud (die nach der Trennung von ihrem ersten Gemahle, dem Markgrafen Wladislaw von Mähren, sich mit dem Markgrafen Hermann von Baden, Statthalter Kaisers Friedrich in Östreich, vermählt hatte) erhoben, vom Papste Innocenz IV. aufgeregt (1248), Ansprüche auf das Erbe ihres Bruders. Markgraf Hermann, vom Papste und einer starken Partei unterstützt, bemächtigte sich Wiens und mehrer östr. Städte; in Steiermark leistete ihm der Statthalter, Graf Meinhard von Görz, Widerstand. Hermann starb aber schon 1250, und sein Sohn Friedrich — der in der Folge mit Konradin von Schwaben zu Neapel (1268) enthauptet wurde — war erst ein Jahr alt. Da nun verschiedene Parteien das Land verwirrten, und Kaiser Konrad IV. durch den Kampf mit seinem Gegenkönig abgehalten war, an Östreich zu denken, so faßten die Stande von Östreich und Steiermark 1251 den Entschluß, einen von den Söhnen der zweiten Schwester Friedrichs des Streitbaren, Constantia (Wittwe von Markgraf Heinrich dem Erlauchten in Meißen), zum Herzoge zu ernennen. Schon waren ihre Abgeordneten nach Meißen auf dem Wege, als sie bei ihrer Einkehr zu Prag vom Könige Wenzeslaw überredet wurden, seinen Sohn Ottokar zum Herzoge von Östreich und Steiermark zu erklären, welcher auch durch Waffen, Geld und die Vermählung mit der verwitweten Kaiserin Margarethe seine Ernennung zu unterstützen wußte. Ottokar entriß Steiermark dem Könige Bela von Ungarn, durch den Sieg im Marchfelde (Juli 1260), und ließ sich 1262 von dem römischen Könige Richard mit beiden Herzogthümern belehnen. Darauf fielen ihm durch das Testament seines Vetters Ulrich, des letzten Herzogs von Kärnthen und Friaul (gest. 1269), das Herzog-

thum Kärnthen, der damit vereinigte Theil von Krain, das Histerreich und ein Theil von Friaul zu. Doch diese Macht vernichtete der stolze Ottokar durch eignen Übermuth. Er wollte den (1272) zum Kaiser erwählten Grafen Rudolf von Habsburg (s. d.) nicht anerkennen. Nach einem unglücklichen Kriege mußte er diesem Helden (Nov. 1276) die gesammten östr. Besitzungen abtreten. Als er sie (1277) wieder erobern wollte, verlor er in der Schlacht auf dem Marchfelde (26. Aug. 1278) das Leben, und sein Sohn Wenzeslaw mußte, um seine Erblande zu behalten, allen Ansprüchen auf jene Länder entsagen. Kaiser Rudolf blieb 3 Jahre lang in Wien und ernannte dann seinen ältesten Sohn zum Statthalter. Als es ihm aber gelungen war, die Einwilligung der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, sowie die der 3 geistlichen Kurfürsten und der Pfalzgrafen am Rheine zu erhalten, belieh er (27. Dec. 1282) seine beiden Söhne, Albrecht und Rudolf, mit den Herzogthümern Östreich und Steiermark, wie auch mit Kärnthen. Damit beginnt C) die Geschichte Östreichs unter dem Hause Habsburg I. von 1282—1526. Albrecht und Rudolf überließen Kärnthen dem Grafen Meinhard von Tirol, Albrechts Schwiegervater. 1283 schlossen sie einen Vergleich, durch welchen Albrecht alleiniger Besitzer von Östreich, Steiermark und Krain wurde; Wien, das seinen reichsstädtischen Rechten entsagte, ward die Residenz, Östreich aber von nun an der Geschlechtsname der Nachkommen Rudolfs und seiner Söhne. Mit dem Eintritte der habsburgischen Dynastie ward der Grundstein zu Östreichs nachmaliger Größe gelegt. Der despotische Albrecht wurde von Ungarn und Baiern befehdet. Gegen Adolf von Nassau erkämpfte er die römische Königskrone 1298. Als er aber die Schweizer unterwerfen wollte, ward er von seinem Neffen, Johann von Schwaben (s. Johannes Parricida), dem er seine Erbgüter vorenthielt, bei Rheinfelden (1. Mai 1308) ermordet. Johanns Erbe fiel nun des ermordeten Albrechts 5 Söhnen (Friedrich, gen. der Schöne, Leopold, Heinrich, Albrecht, Otto) zu. Diese mußten dem Kaiser Heinrich VII. die Belehnung über die väterlichen Länder, welche 1308 einen Umfang von 1254 □M. hatten, mit 20,000 Mark Silber abkaufen. Unter ihrem Vater waren die östr. Besitzungen durch die schwäbische Markgrafschaft vermehrt worden (1301), und durch die Fehden mit Baiern erwarben sie Neuburg. Dagegen scheiterte der Versuch des Herzogs Leopold, die, unter Albrecht verlorenen helvetischen Waldstädte wieder zu erlangen (1315), an der Tapferkeit der Eidgenossen in der Schlacht bei Morgarten. Auch sein 1314 von einigen Kurfürsten zum römisch-deutschen König erwählter Bruder Friedrich unterlag seinem Gegner, Kaiser Ludwig (von Baiern), bei Mühldorf 1322, und war 2½ J. lang dessen Gefangener im Schlosse Trausnitz. Doch der Kampf mit dem Hause Luxemburg in Böhmen und mit dem Papste Johann XXII. vermochte 1325 den Kaiser, seinem Gefangenen die Freiheit zu geben, wogegen dieser aller Theilnahme an der Regierung entsagte und alle Reichsgüter, die noch in östr. Gewalt waren, herauszugeben versprach. Allein Leopold hielt diese Übereinkunft für unrühmlich und setzte den Kampf gegen Ludwig fort; daher stellte sich Friedrich wieder als Gefangener in München ein. Von dieser Treue gegen sein gegebenes Wort gerührt, schloß Ludwig mit Friedrich den Bund der Freundschaft, und einen Vergleich (7. Sept. 1325) zur gemeinschaftlichen Regierung des Reichs, der aber, weil er ohne Zustimmung der Kurfürsten verabredet worden war, keine Folgen hatte. Unterdessen waren Leopold 1326 und Heinrich von Östreich 1327 gestorben, auch Friedrich starb kinderlos (13. Jan. 1330), worauf sich dessen Brüder, Albrecht II. und Otto, mit dem Kaiser Ludwig verglichen. Nach dem Tode ihres Vetters Heinrich, Markgrafen von Tirol und Herzogs von Kärnthen (Vaters der Margarethe Maultasch), ließen sie sich vom Kaiser mit Tirol und Kärnthen belehnen (Mai 1335), traten jedoch Tirol an den König Johann von Böhmen durch einen Vergleich (9. Oct

1356) für dessen Sohn Johann Heinrich, oder vielmehr dessen Braut, Margarethe Maultasch, wieder ab. Als Otto und seine Söhne verstorben waren (1344), vereinigte Albrecht II. (der Weise) die gesammten östr. Lande, welche noch durch seine Gemahlin, die Tochter des letzten Grafen von Pfirt, mit dessen Besitzungen (1324), sowie durch die burgundisch-kyburgischen Güter (1326) vergrößert worden waren. Unter Albrechts II. 4 Söhnen (Rudolf, Albrecht, Leopold, Friedrich) zeichnete sich Rudolf II. (IV.) durch die Vollendung der Stephanskirche, durch die Errichtung eines Collegiatstifts und der hohen Schule zu Wien (1365) aus; er starb zu Mailand (1365) kinderlos, vor ihm der jüngste Bruder, Friedrich; und 1379 theilten sich die beiden hinterbliebenen also, daß Albrecht III. (mit dem Zopfe) Östreich nahm, und alle übrige Länder seinem Bruder Leopold III. (dem Frommen) überließ. Als Leopold hierauf in dem wiederholten Versuche auf die habsburgischen Besitzungen in der Schweiz bei Sempach (9. Juli 1386), wo Winkelried's unsterbliche That ihm den Sieg entriß, das Leben verloren hatte, führte Albrecht die vormundschaftliche Regierung über die Länder der unmündigen Söhne seines Bruders. An ihn trat Margaretha Maultasch Tirol ab, nachdem ihr einziger Sohn, Meinhard, vermählt mit Albrechts Schwester, gestorben war. Sie behielt bloß einige Schlösser und 6000 Mark Goldes, Baiern aber entsagte seinen Ansprüchen gegen die Überlassung von Schärding und der 3 tirolischen Städte Kitzbühl, Ballenberg, Kufstein und einer Summe von 116,000 Goldgülden. Außer Tirol kamen bis zu Albrechts III. Tode (1395) noch mehre Gebiete an Östreich. Schon Leopold III. hatte (1365) dem letzten Grafen von Feldkirch seine Besitzungen für 36,000 Goldgülden abgekauft; für 55,000 Goldgülden erhielt Östreich von den Grafen von Fürstenberg das Breisgau nebst den Städten Neuburg, Altbreisach, Kenzingen und Villingen; der Rest von Krain und der windischen Mark waren nach dem Tode des letzten Grafen von Görz, die Grafschaft Pludenz von einem Grafen Werdenberg, die gräfl. hohenbergischen Besitzungen für 66,000 Goldgülden, durch Theilnahme an einem Kriege zwischen Ungarn und Venedig die Stadt Triest (1380) erworben, und die beiden Landvogteien in Ober- und Nieder-Schwaben vom römischen Könige Wenzeslaw dem Herzoge Leopold für 40,000 Goldgülden verpfändet worden. Albrecht III. und sein Bruder Leopold III. hatten zwei Linien, die östreichische und steiermärkische, gestiftet, die 78 J. lang fortdauerten. Albrechts III. einziger Sohn, Albrecht IV., war, als sein Vater 1395 starb, in Palästina. Nach seiner Rückkunft wollte er sich an dem Markgrafen Prokop von Mähren für dessen verübte Feindseligkeiten rächen, starb aber an Gift vor Znaym (1404). Sein minderjähriger Sohn, Albrecht V., ward 1410 für mündig erklärt, und vereinigte, als Schwiegersohn des Kais. Sigmund, die Krone von Ungarn und Böhmen (1437) mit der deutschen Kaiserkrone (1438). Dieser treffliche Fürst starb aber schon 1439. Sein Sohn Ladislaw (Posthumus) beschloß 1457 die albrecht-östr. Linie, deren Länder der steiermärkischen zufielen. Von nun an blieb die deutsche Kaiserwürde ununterbrochen bei dem Hause Östreich; nur Ungarn und Böhmen gingen durch Albrechts V. Tod auf einige Zeit verloren, sowie, nach blutigen Streitigkeiten mit den Schweizern unter Kais. Friedrich III., auch die letzten habsburgischen Stammgüter in Helvetien. Dagegen wurden Cilly, Seckingen, Bregenz, Nellenburg, Sonnenberg und Meydberg erworben, und um den Glanz des Hauses zu erhöhen, ertheilte dieser Kaiser ihm die erzherzogl. Würde. Den, zwischen Friedrich und seinen Brüdern, Albrecht und Sigmund, ausgebrochenen Erbstreit, während dessen der Kaiser in der wiener Hofburg von den Bürgern, die Albrecht ergeben waren, belagert wurde, endigte des Letztern Tod (Dec. 1464). Nun trat auch Sigmund seinen Antheil am Erbe der verst. Ladislaw ab, und Friedrich war alleiniger Herr über Östreich. Sein Sohn Maximilian erwarb für Östreich durch die

Vermählung mit Marien, der hinterlassenen Tochter Karls d. Kühnen, die Niederlande. Doch kostete es Maximilian viel Mühe, sich in der Regierung derselben, die er als Vormund seines Sohnes Philipp führte, zu erhalten. Seine Gefangenschaft zu Brügge endigte (1489) ein Vergleich zu seinem Vortheile; doch verlor er das Herzogthum Geldern. Als er nach seines Vaters Tod (19. Aug. 1493) deutscher Kaiser geworden war, trat er seinem Sohne Philipp die Regierung der Niederlande ab. Maximilian I. (vgl. d. u. Deutschland) erweiterte die Grenzen seiner Erbländer durch ganz Tirol und andre, besonders bairische Gebiete; auch erwarb er seinem Hause erneuerte Ansprüche auf Ungarn und Böhmen. Der wiener Hof begann unter ihm der Sitz der Künste und Wissenschaften in Deutschland zu werden. Die Verheirathung seines Sohnes Philipp mit Johanna von Spanien führte das Haus Habsburg auf den Thron von Spanien und Indien; da aber Philipp schon 1506 (13 J. früher als sein Vater) gestorben war, so erfolgte die Vereinigung Spaniens und Östreichs erst nach Maximilians Tode (12. Jan. 1519), indem sein Enkel (Philipps ältester Sohn), Karl I., König von Spanien (s. Karl V.), zum deutschen Kaiser erwählt wurde. Dieser überließ durch die Theilungsverträge von Worms (28. April 1521) und Gent (7. Mai 1540) alle deutsche Erbländer (die Niederlande behielt Karl V. für sich) an seinen Bruder Ferdinand. Jetzt besaß das Haus Östreich eine Ländermasse von 17,000 □M. Darauf vermehrte Kaiser Karl V. die Zahl der niederländ. Provinzen bis auf 17, und bestätigte ihre, u. d. N. des burgundischen Kreises, von seinem Großvater schon beschlossene Einverleibung mit dem deutschen Reiche. Östreich selbst trat seit 1526 in die Reihe der europäischen Monarchien ein. II. von 1526—1740. Ferdinand I. erwarb nämlich, vermöge seiner Vermählung mit Anna, der Schwester des ungarischen Königs Ludwig II., nachdem dieser in der Schlacht bei Mohacz, 1526, das Leben verloren hatte, die Königreiche Ungarn und Böhmen, nebst den zu Böhmen gehörenden Ländern Mähren, Schlesien und Lausitz. Böhmen erkannte Ferdinanden willig als seinen König an. Auch in Ungarn ward er, ungeachtet der getheilten Stimmung der Magnaten und des anfänglichen Glücks seines Gegners, Johann von Zapolya (vgl. Ungarn), d. 26. Nov. 1526 durch die Reichsversammlung zum Könige ernannt und d. 5. Nov. 1527 gekrönt. Aber Zapolya vertraute sein Schicksal dem Sultane Soliman II. an, und bald stand dieser (1529) vor den Mauern Wiens; nur die klugen Maßregeln des östr. Feldherrn, Grafen v. Salm, retteten die Hauptstadt und die Reichsarmee nöthigte Soliman zum Rückzuge. 1535 kam ein Vergleich zu Stande, nach welchem Joh. v. Zapolya den Königstitel und die Hälfte von Ungarn, seine Nachkommen aber nur Siebenbürgen behalten sollten. Als aber Johann gestorben war, entstanden neue Unruhen, in welche sich Soliman wiederum einmischte, und Ferdinand konnte den Besitz von Niederungarn nur durch einen jährl. Tribut von 30,000 Dukaten von dem kriegerischen Sultan erkaufen (1562). Nicht glücklicher war Ferdinand mit dem Herzogthume Würtemberg, welches der schwäbische Bund dem unruhigen Herzoge Ulrich abgenommen und dem Kaiser Karl V. verkauft hatte, durch den es bei der Theilung an Ferdinand gekommen war. Herzogs Ulrichs Freund, der Landgraf Philipp von Hessen, benutzte nämlich Ferdinands Verlegenheit im Kriege wegen Ungarn, und eroberte durch Unterstützung Frankreichs Würtemberg, welches Frankreich im Vergleiche zu Cadan in Böhmen (29. Juni 1534) mit der Bestimmung, daß es östr. Afterlehn sein, und nach dem Abgange des östr. Mannsstammes an Östreich fallen solle, an Ulrich wieder abtrat. Diese Verluste wurden freilich durch die Erwerbung der andern Hälfte von Bregenz, der Grafschaft Thengen und der Stadt Konstanz nicht ganz ersetzt; dennoch betrugen die Besitzungen des östr. Hauses deutscher Linie 5402 □M. Ferdinand empfing auch die Kaiserkrone, als sein Bruder Karl (1556) das Scepter mit der Mönchskutte vertauscht hatte,

und hinterließ, als er (25. Juli 1564) mit dem Ruhme eines trefflichen Regenten starb, 3 Söhne und 10 Töchter. Nach seinem Willen theilten die Erstern die väterliche Erbschaft also, daß der älteste, Maximilian II., der auch Kaiser wurde, Östreich, Ungarn und Böhmen, der zweite, Ferdinand, Tirol nebst Vorderöstreich, und der dritte, Karl, Steiermark, Kärnthen, Krain und Görz erhielt. Als aber Erzherzog Ferdinand, der die schöne Bürgerstochter von Augsburg, Philippine Welser, geheirathet hatte, gestorben war (1595), und seine Söhne, Andreas (Cardinal und Bischof zu Konstanz und Brixen, auch spanischer Statthalter der Niederlande), und Karl (Markgraf von Burgau) nicht als standesmäßig anerkannt wurden, fielen seine Besitzungen an seine Vettern zurück. Kaiser Maximilian war in Ungarn glücklicher als sein Vater; der Tod Soliman's vor Sigeth 1566 hatte einen Waffenstillstand zur Folge, und 1572 ließ Maximilian seinen ältesten Sohn, Rudolf, als König von Ungarn krönen, der darauf auch zum Könige von Böhmen gekrönt und zum römischen Könige erwählt wurde. Dagegen gelangen ihm die Versuche, die polnische Krone an Östreich zu bringen, so wenig wie in der Folge seinem vierten Sohne, Maximilian, nach dem Tode Stephan Bathori's (1587). Maximilian starb d. 12. Oct. 1576; von seinen 5 Söhnen wurde Rudolf, der älteste, Kaiser. Unter seiner Regierung waren der Krieg gegen die Türken und Siebenbürgen, die Unruhen wegen des Protestantismus, den er aus seinen Staaten gänzlich verbannen wollte, und die Umstände, unter denen er genöthigt wurde, 1608 Ungarn und 1611 Böhmen und die östr. Erblande an seinen Bruder Matthias abzutreten, merkwürdig. Letzterer, der ihm auch (1612) in der Kaiserwürde folgte, schloß zwar einen 20jährigen Frieden mit den Türken, hatte aber desto mehr mit den Böhmen zu thun, welche die Religionsfreiheit mit den Waffen in der Hand erzwingen wollten. Das Ende der Unterhandlungen erlebte Matthias nicht (starb den 20. März 1619). Die Böhmen weigerten sich seinen Nachfolger Ferdinand anzuerkennen, und wählten das Haupt der evangel. Union, den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige. Doch nach der Schlacht bei Prag 1620 ward Böhmen Ferdinanden unterworfen, der nun im eigentlichen Böhmen und Mähren die protestantische Religion ausrottete. Zugleich vernichtete er der Böhmen freie Königswahl und den Majestätsbrief, errichtete ein kathol. Reformationsgericht und veranlaßte hierdurch die Auswanderung vieler Tausende. Auch die östr. (meistens protestantischen) Stände wurden von Ferdinand zur Huldigung gezwungen, worauf er das Lutherthum in Östreich streng verbot. Zuletzt ward Ungarn, das unter Bethlen Gabor, dem Fürsten von Siebenbürgen, sich empört hatte, bezwungen. Dieser Religionskrieg kostete dem östr. Hause den Flor seiner Länder. Denn unter Ferdinands Nachfolger, Ferdinand III. (1637—57), wurden Östreichs Länder immer mehr der Schauplatz des Kriegs. Im Laufe desselben trat Ferdinand im prager Frieden 1635 die Lausitz an Sachsen, und am Schlusse desselben im westfälischen Frieden 1648 das Elsaß an Frankreich ab. Ferdinands III. Sohn und Nachfolger, Kaiser Leopold I., war, nachdem das von Kara Mustapha belagerte Wien 1683 durch Joh. Sobiesk i (s. d.) und die Deutschen entsetzt worden war, durch Eugen siegreich in zwei Türkenkriegen. Er verwandelte Ungarn 1687 in ein Erbreich und vereinigte damit Siebenbürgen, obwol unter eignen Fürsten. Auch gab die Pforte im karlowitzer Frieden 1699 das Land zwischen der Donau und Theiß an Ungarn zurück. Darauf wollte Leopold seinem zweiten Sohne Karl die Erbfolge in der spanischen Monarchie von dem kinderlosen König von Spanien, Karl II., zusichern lassen; allein seine Unentschlossenheit und Frankreichs feinere Politik vermochten Karl II., den Enkel Ludwigs XIV. zum Erben seines Thrones einzusetzen. Also begann der spanische Erbfolgekrieg 1701; während desselben starb Leopold, 5. Mai 1705. Sein ältester Sohn und Nachfolger, Kaiser Joseph I., setzte den Krieg fort, starb aber ohne Kinder

den 17. April 1711, worauf sein Bruder, der bestimmte König von Spanien, Karl, aus Barcelona nach seinen Erbstaaten eilte, um deren Regierung zu übernehmen. Auch er wurde zum Kaiser erwählt den 24. Dec. d. J., mußte aber dem von seinen Bundesgenossen abgeschlossenen utrechter Frieden zu Rastadt und Baden 1714 beitreten, nach welchen Friedensschlüssen Östreich die Niederlande, Mailand, Mantua, Neapel und Sardinien (seit 1720 Sicilien für Sardinien) erhielt. Das Herzogthum Mantua, das von Joseph schon 1708 in Beschlag genommen worden war, da dessen Herzog sich gegen das deutsche Reichsoberhaupt mit Frankreich verbündet hatte, ward als Lehn mit der östr. Monarchie vereinigt. Die Monarchie umfaßte jetzt 9043 □M., mit fast 29 Mill. Einw. Sie hatte zwischen 13 bis 14 Mill. Gldn. Einkünfte und ein Heer von 130,000 M. Ihre Macht wurde jedoch durch neue Kriege mit Spanien und Frankreich sehr geschwächt. Karl VI. mußte nämlich im wiener Frieden 1735 und 1738 Neapel und Sicilien an den Infanten von Spanien, Don Carlos, und an den König von Sardinien einen Theil von Mailand abtreten, wofür er bloß Parma und Piacenza erhielt. Im folgenden Jahre verlor er durch den belgrader Frieden fast alle Früchte von Eugens Siegen bis auf Temeswar; denn er mußte Belgrad, Servien, den östr. Antheil an der Walachei, Orsowa und Bosnien an die Pforte zurückgeben. Dies Alles bewilligte Karl VI., um die Erbfolge in seiner Monarchie seiner Tochter Maria Theresia durch die pragmatische Sanction zuzusichern. Dieses Erbfolgegesetz ward von 1713—19 errichtet und nach und nach von allen europäischen Mächten anerkannt. D. Geschichte Östreichs unter dem Hause Habsburg-Lothringen. I. von 1740—90. Als nach Karls VI. Tode (20. Oct. 1740) der habsburg.-östreich. Mannsstamm erloschen war, bestieg Maria Theresia (s. d.), vermählt mit dem Herzoge Stephan v. Lothringen, den Thron von Östreich. Von allen Seiten erhoben sich Ansprüche gegen sie. Ein heftiger Krieg begann, worin bloß England auf ihrer Seite war; Friedrich II. von Preußen eroberte Schlesien, der Kurfürst von Baiern ward in Linz und Prag gekrönt und als Karl VII. (1742) zum Kaiser erwählt. Nur die Ungarn standen ihrer heldenmüthigen, schönen Königin bei. Doch mußte sie im Frieden von Breslau (4. Juni 1742) an Preußen Schlesien nebst Glatz, mit Ausnahme von Teschen, Jägerndorf und Troppau abtreten. Friedrich II. erneuerte den Krieg, indem er dem Kaiser Karl VII. zu Hülfe eilte; allein dieser starb am 20. Jan. 1745, und Theresiens Gemahl wurde als Franz I. Kaiser von Deutschland. Ein zweiter Friedensschluß (25. Dec. 1745) sicherte Friedrich den Besitz von Schlesien aufs neue zu, sowie Östreich im Frieden von Aachen (18. Oct. 1748) auch die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla an den Infanten Philipp von Spanien, und einige Bezirke von Mailand an Sardinien abtreten mußte. Jetzt war die Fortdauer der östreich. Monarchie gesichert; allein Maria Theresia wollte Schlesien zurückhaben. In dieser Absicht verband sie sich mit Frankreich, Rußland, Sachsen und Schweden. Daraus entstand der siebenjährige Krieg; aber Preußen behielt im hubertsburger Frieden 1763 Schlesien, und Östreich hatte Gut und Blut vergebens aufgeopfert. Daher zeigte sich in Östreich jetzt das erste Papiergeld, Staatsobligationen genannt, zu deren Umsetzung Kaiser Franz eine Bank errichtete. Nach seinem Tode (18. Aug. 1765) ward Joseph II., sein ältester Sohn, Mitregent seiner Mutter in den Erbstaaten und deutscher Kaiser. Besorgt, daß der Mannsstamm ihres Hauses wieder aussterben könnte, stiftete jetzt Maria Theresia zwei Nebenlinien: das Haus Toscana in ihrem zweiten Sohne Peter Leopold, und das Haus Este in der Person des Erzherzogs Ferdinand. Für solche Abtrennungen entschädigte Maria Theresia den Hauptkörper mittelst Einziehung mehrer, von Ungarn an Polen einst verpfändeter Städte, ohne das Lösegeld dafür zu bezahlen, durch Erwerbung Galiziens und Lodomiriens bei der ersten Theilung des Königreichs Polen (1772), und durch die Be-

sitznahme der Bukowina, welche die Pforte 1777 abtrat. Das Rentamt Burghausen (Innviertel) erhielt Östreich im teschner Frieden (13. Mai 1779), sowie die erledigte Grafschaft Hohenembs in Schwaben, die Grafschaft Falkenstein und die schwäbischen Herrschaften Tettnang und Argen, sodaß beim Tode der Kaiserin (28. Nov. 1780) Östreich 11,070 □M. umfaßte; sie hatte 772 □M. verloren, und dagegen 1618 gewonnen; die Bevölkerung betrug 24 Mill., allein die Staatsschulden waren auf 160 Mill. Gldn. angewachsen. Die Regierung dieser großen Frau zeichnete sich aus durch treffliche Einrichtungen in der Staatsverwaltung überhaupt, durch Sorge für Ackerbau, für Handlung, Volkserziehung, Unterricht, Religion, Wissenschaft und Kunst, sowie durch die von Kaunitz (vgl. d.) mit großer Umsicht und Kraft geführte Leitung der auswärtigen Verhältnisse, selbst in Anwendung auf den römischen Hof. Ihr Nachfolger, Joseph II. (s. d.), handelte mit rastloser Thätigkeit noch vorurtheilsfreier, oft zu rasch oder zu gewaltsam. Schon als Mitregent machte er bedeutende Ersparungen in der Hofverwaltung, in Pensionsvertheilungen und im Besoldungswesen. Nach dem Tode seiner Mutter aber entwickelte sich seine ganze Regententhätigkeit. Streng gegen den Soldaten wie gegen den Civilbeamten, behauptete er doch seltene liberale Regierungsgrundsätze. Das Censurwesen wurde reformirt, die Protestanten erhielten Freiheiten und bürgerliche Rechte, die Juden wurden mit vieler Duldsamkeit behandelt, 900 Klöster und Stifter aufgehoben, selbst der Besuch Pius VI. änderte nichts in Josephs Reformationssysteme; das Schulwesen unterwarf er einer Revision und Verbesserung; den Fabriken gab er durch die strenge Mauth mehr Schwung und Ausbreitung. Aber sein Eifer reizte den Widerstand aller Feinde der wahren Aufklärung. Die Niederländer empörten sich, und sein Verdruß darüber war vielleicht ein Hauptgrund zu dem Gedanken, die Niederlande unter dem Titel eines Königreichs Austrasien an den Kurfürsten von Pfalzbaiern gegen dieses Land zu vertauschen, welcher Plan aber an der Festigkeit des nächsten Agnaten, Herzogs von Zweibrücken, und an dem deutschen Fürstenbunde Friedrichs II. scheiterte. Nicht glücklicher war Joseph im Kriege 1788 gegen die Pforte; persönliche Anstrengungen im Felde und der Gram über die in seinen Erbstaaten ausgebrochenen Unruhen beschleunigten seinen Tod (20. Febr. 1790). II. von 1790—1815. Auf Joseph II. folgte sein ältester Bruder Leopold II. (s. d.), bisher Großherzog v. Toscana. Es gelang ihm durch Nachgeben und Festigkeit die Niederlande zu beruhigen und die Ungarn zu befriedigen. Der Vertrag von Reichenbach mit Preußen (27. Juli 1790), und der von Sziſtow (4. Aug. 1791) verschaffte ihm den Frieden mit der Pforte. Das traurige Schicksal seiner Schwester und ihres Gemahls, Ludwigs XVI. von Frankreich, veranlaßte ihn zum Bündnisse mit Preußen; doch noch ehe der Revolutionskrieg losbrach, starb er (1. März 1792). Kurz nach der Thronbesteigung seines Sohnes Franz II., noch ehe derselbe (14. Juli 1792) zum deutschen Kaiser erwählt wurde, erklärte Frankreich an ihn, als König von Ungarn und Böhmen, den Krieg. (S. Frankreich.) Östreich verlor in dem ersten Friedensschlusse von Campo-Formio (17. Oct. 1797) die Lombardei nebst den Niederlanden, wofür es den größten Theil des venetianischen Gebiets erhielt; 2 Jahre früher (1795) war es bei der dritten Theilung Polens durch Westgalizien vergrößert worden. Im Anfange 1799 begann Kaiser Franz, mit Rußland verbunden, den Krieg gegen Frankreich aufs neue; doch Bonaparte erzwang den Frieden von Luneville (9. Febr. 1801), den Franz ohne Englands Beitritt abschloß, und worin er die Grafschaft Falkenstein und das Frickthal abtreten mußte, während zugleich der Großherzog Ferdinand von Toscana diesem Lande entsagte, wofür ihm Salzburg nebst Berchtesgaden und einem Theile des passauischen Gebiets, und in der Folge noch der größte Theil von Eichstädt nebst der Kurwürde zugestanden wurde. Östreich selbst erhielt die beiden tirolischen Erzstifte Trient und Brixen, sodaß es, mit Einschluß der letzten

Erwerbungen in Polen, ungeachtet jener Abtretungen an Frankreich, noch 452 □M. gewonnen hatte und also 11,976 □M. überhaupt umfaßte. Aber die Masse der Staatsschulden war bis auf 1220 Mill. Gulden gestiegen. Da trat der Zeitpunkt ein, wo Franz, als Frankreichs erster Consul sich zum Kaiser ausrufen ließ, in richtiger Ahnung der Zukunft, sich selbst (11. Aug. 1804) zum Erbkaiser von Östreich erklärte, indem er unter dem Namen „Kaiserthum Östreich" alle seine Staaten zu einem Ganzen vereinigte. Hierauf griff er noch einmal, im Bunde mit Rußland und Großbritannien, zu den Waffen gegen die Anmaßungen des französischen Staatsoberhauptes. Der Krieg von 1805 endigte mit dem Frieden von Preßburg (26. Dec. 1805), in welchem Franz die noch übrigen Provinzen in Italien an Frankreich, dann Burgau, Eichstädt, den Antheil von Passau, ganz Tirol, Vorarlberg, Hohenembs, Rothenfels, Tettnang, Argen und Lindau an den König von Baiern, ferner an den König von Würtemberg die fünf Donaustädte, die Grafschaft Hohenberg, Landgrafschaft Nellenburg, Landvogtei Altdorf und einen Theil von Breisgau, sowie an den Großherzog von Baden das übrige Breisgau, die Ortenau, Konstanz und die Commende Meinau abtreten mußte. Dafür erhielt Östreich Salzburg und Berchtesgaden; der Kurfürst von Salzburg wurde durch Würzburg entschädigt; außerdem sollte die Würde eines Hoch- und Deutschmeisters einem östr. Prinzen erblich gehören. So endigte ein Krieg, welcher außer diesen Länderabtretungen der östr. Monarchie noch 90 Mill. an Dem, was die Franzosen aus Wien und sonst mit fortgenommen hatten, und 800 Mill. an anderm Kriegsaufwande kostete, wozu Franz einen großen Theil aus seinem Privatschatze hergab. Eine der wichtigsten Folgen war, daß nach der Errichtung des Rheinbundes (12. Juli 1806) Kaiser Franz der deutschen Kaiserwürde (6. Aug. 1806) entsagte, welche seine Familie länger als 500 Jahre besessen hatte. Er nannte sich nun Franz I., Kaiser von Östreich. Als solcher beschloß er 1809 einen neuen Krieg gegen Frankreich, allein ohne Bundesgenossen außer Großbritannien, dessen Beistand lediglich in Hülfsgeldern und einem zu späten Angriff auf Walchern bestand. Östreich kämpfte mit Muth und Anstrengung; allein es unterlag auch diesmal. Der Friede von Wien (14. Oct. 1809) kostete der Monarchie 2000 □M. mit 3½ Mill. Menschen und über 11 Mill. Gldn. Einkünfte. Die Staatsschuld war auf 1200 Mill. Gldn. gestiegen, außerdem betrug die Masse des vorhandenen Papiergeldes 950 Mill. Aber nicht genug, daß Napoleon der östr. Monarchie die schönsten Provinzen: das Herzogthum Salzburg mit Berchtesgaden, das Innviertel, das westliche Hausruckviertel, Krain mit Görz, Triest, den villacher Kreis, Kroatien zum größten Theil, Istrien, Räzuns in Graubünden, die böhmischen Enclaven im Sächsischen, ganz Westgalizien, den zamoscer Kreis von Ostgalizien, Krakau nebst der Hälfte der Salzbergwerke von Wiellezka und den tarnopoler Kreis, welchen Rußland bekam, entrissen hatte; er verband sich auch persönlich mit Habsburgs altem Stamme durch seine Vermählung mit Marie Louise, des Kaisers von Östreich Tochter, und schloß (14. März 1812) mit dem Kaiser Franz ein Bündniß gegen Rußland. Als aber Frankreichs Kaiser für seinen Einfall in Rußland gestraft, als Preußen gegen ihn aufgestanden, als der Congreß in Prag fruchtlos gewesen war, da erklärte Franz den 10. Aug. 1813 an Frankreich den Krieg, und verbündete sich den 9. Sept. 1813 zu Teplitz mit England, Rußland, Preußen und Schweden gegen den Schwiegersohn und dessen Anhänger. Die Schlacht bei Leipzig, woran die östr. Truppen so ruhmvollen Antheil genommen, des Kaisers Franz Ausharren im Kampfe, seine Einwilligung in die Verweisung seines Schwiegersohns nach Elba, und die Entfernung der Tochter und des Enkels von demselben, die mancherlei Opfer, die er brachte, als der europäische Congreß in seiner Hauptstadt versammelt war, die Standhaftigkeit, mit welcher er die Achtserklärung gegen den bundbrüchigen Eidam unterzeichnete, und das Schicksal der Tochter und

ihres Sohnes bestimmte, die Kraft endlich, mit welcher er des ehemaligen Königs Murat von Neapel Angriff auf Italien zurückschlug und zur abermaligen Bezwingung des korsischen Machthabers mitwirkte; dies Alles erfüllte die Brust der Völker mit Ehrfurcht gegen ihn und erregte den Wunsch: möchte er wiederum Deutschlands Kaiser werden! Östreich erhielt durch den Frieden zu Paris 1814 den gegenwärtig zu einem lombardisch-venetianischen Königreiche erhobenen Theil von Italien, und die früher abgetretenen Theile seiner Erbländer nebst Dalmatien zurück, dagegen der bisherige Großherzog von Würzburg sein Land an Baiern abtrat und Toscana wieder bekam.

Durch die neue Gestaltung Europas auf dem wiener Congresse 1815, und durch den mit Baiern zu München (14. April 1816) abgeschlossenen Vertrag hat die östr. Monarchie nicht nur im Vergleich mit ihrem Zustande nach der letzten Theilung Polens einen Zuwachs von mehr als 200 □M. erhalten, sondern auch in Hinsicht auf Lage, Abrundung und Handel, besonders durch Venedig und Dalmatien wesentlich gewonnen. Die einflußreiche Stellung, welche diese Macht in Folge jenes Congresses in dem europäischen Staatensysteme als das erste Glied der großen Quadrupelallianz, die auf dem Congresse zu Aachen 1818 in eine Quintupelallianz verwandelt wurde, und als die vorsitzende Macht auf dem deutschen Bundestage, mit folgerechter Wirksamkeit behauptet, ist in den letzt verflossenen Jahren seit dem Congresse zu Aachen dem Beobachter der Zeitgeschichte immer sichtbarer geworden; zugleich hat die rasch fortschreitende Entwickelung der innern Kräfte dieses großen Völkerbundesstaats die nachtheiligen Folgen seines 23jähr. fast ununterbrochenen Kampfes mit Frankreich nach und nach vermindert, und wie den Wohlstand der Nation, so auch den Staatscredit befestigt und erhöht. — Unter den auswärtigen Angelegenheiten des Staats, welche der 1821 zu der Würde eines kaiserl. Haus-, Hof- und Staatskanzlers erhobene Fürst von Metternich leitet, ist das Verhältniß Östreichs zu dem deutschen Bunde, dem es mit 3481 □M. und 9,765,500 Menschen angehört, das wichtigste. Das kaiserl. Cabinet hat nämlich durch die Vorträge seines Präsidialgesandten (des Grafen von Buol-Schauenstein, an dessen Stelle 1823 der Freiherr von Münch-Bellinghausen trat) die Berathungen auf dem Bundestage zu Frankfurt so geleitet, daß alle im Aug. 1819 auf dem Congresse zu Karlsbad (s. Congresse und Karlsbader Beschlüsse) vorbereiteten Beschlüsse, in Hinsicht einer allgemeinen Literatur-, Lehr- und Schulpolizei, zur Unterdrückung antimonarchischer oder revolutionnairer Meinungen, Schriften und Verbindungen, einmüthig angenommen, am 20. Sept. 1819 bekanntgemacht, und am 16. Aug. 1824 erneuert wurden. Ein am 25. Nov. 1819 zu Wien eröffneter Ministerialcongreß aller Mitglieder des deutschen Bundes entwarf die 65 Artikel der Schlußacte des deutschen Staatenbundes, welche am 15. Mai 1820 in Wien unterzeichnet und am 8. Juni d. J. zu Frankfurt als allgemeines Gesetz innerhalb der deutschen Bundesstaaten anerkannt wurde. (S. Deutscher Bund.) Die Ideen des östr. Cabinets über den politischen Zustand Deutschlands lernte man damals aus der merkwürdigen „**Lettre confidentielle de S. A. le prince de Metternich à Mr. le baron de Berstett, premier ministre du Grand duché de Baden**" (vom Juni 1820) kennen. Dieses Schreiben ist abgedruckt in Lesur's „**Annuaire**" (Paris 1821, S. 252). Dasselbe einmüthige Vertrauen, welches die erwähnten Vorträge des östr. Präsidialgesandten bei den Gesandtschaften des Bundestags fanden, äußerte sich auch bei allen übrigen Verhandlungen. Ebenso glücklich brachte die Übereinstimmung Östreichs und Preußens in der Militaircommission des Bundes die Grundlegung der deutschen Kriegsverfassung zu Stande, insoweit dieselbe die Größe und Eintheilung des Bundesheeres (s. Reichsarmee), sowie die Besetzung und das Commando der Reichsfestungen betraf. Noch ist zu bemerken, daß Östreich (in Gemäßheit der durch den 18. Art. der Bundesacte fest-

gesetzten Vermögensfreizügigkeit) 1820 das Abzugsrecht zwischen seinen und den übrigen deutschen Bundesstaaten aufgehoben und den Abschluß der Elbeschiffahrtsacte (s. d.) zu Dresden 1821 und zu Hamburg 1824 mit zu Stande gebracht hat. Unter den einzelnen deutschen Staaten haben sich besonders Sachsen und Baiern durch engere Familienbande (1819 und 1824) dem Hause Östreich näher angeschlossen. Die jetzige Königin von Sachsen ist nämlich eine Schwester, und die Gemahlin des Prinzen Friedrich von Sachsen eine Tochter des Kaisers Franz. Sodann hat sich (am 4. Nov. 1824) der zweite kaiserl. Prinz, der Erzherzog Franz (geb. 1802), mit der Prinzessin Sophie von Baiern, Halbschwester der Kaiserin von Östreich, vermählt. (Das Kaiserhaus Östreich blüht gegenwärtig in 24 männlichen Zweigen.)

Unter den fünf Hauptmächten, welche auf den Congressen zu Troppau 1820, Laibach 1821 und Verona 1822 (s. d.) das Wort der Entscheidung über die politische Lage Neapels, Piemonts, Spaniens und Griechenlands aussprachen, war Östreich dem Range nach die erste; auch führte es durch den Hofrath von Gentz (s. d.) das Protokoll der Sitzungen. Die innigste Übereinstimmung verband hier die drei erhabenen Stifter des heil. Bundes zur Aufrechthaltung des legitimen politischen Zustandes von Europa. Daher vollzog Östreich die Beschlüsse des Congresses in Hinsicht Neapels und Piemonts (s. Revolution von). So ward Östreichs Rath und Beistand für die Regierungspolitik aller italien. Staaten ein schützender Leuchtthurm. Dieser Einfluß bewährte sich auch in der schweizerischen Eidgenossenschaft. Bei dem Souverainetätsstreite Portugals mit Brasilien war das mit dem Kaiser von Brasilien durch Familienbande verknüpfte Östreich der von Großbritannien vermittelten Unabhängigkeit des neuen Kaiserthums nicht entgegen, und der Infant D. Miguel beschwor in Wien die portugiesische Constitution vom J. 1826. Jetzt scheint er von dort aus die Regentschaft von Portugal in Anspruch nehmen zu wollen. Dem Bunde Rußlands, Großbritanniens und Frankreichs zur Pacification Griechenlands (vom 6. Juli 1827) ist Östreich nicht beigetreten; vielmehr schien es bisher dem Staatsvortheile Östreichs angemessen zu sein, daß die Griechen nicht zur Unabhängigkeit gelangten; vorzüglich wenn der Untergang der Pforte, deren Macht der wiener Congreß für einen nöthigen Ring in der Kette der europäischen Staaten erklärt hatte, eine Vergrößerung Rußlands zur Folge haben sollte. Diese Macht drückt schon genug auf Östreichs offene Grenzen. Würde es noch davon im vollen Halbkreise umschlossen, so wäre sein Handel nach der Moldau und Walachei ganz gelähmt. Ebenso wenig kann Östreich einen constitutionnellen Staat in Südosten dulden, der Ungarn u. Siebenbürgen so nahe, mittelst der Religion ein geheimes Band durch Servien und die südlichen ungarischen Provinzen fortwebt. Überdies erscheint dem östr. Cabinet die Erhebung des hellenischen Volks, bei den innern Spaltungen und bei der Rohheit der Nation, als von sehr zweideutiger Art. Darum sah sich auch Östreich genöthigt, seinen Seehandel im ägäischen Meere gegen die Seeräuber unter griech. Flagge durch ein eigenes Geschwader von Kriegsschiffen zu beschützen. Obgleich die Rechte der Pforte anerkennend, behauptet es dennoch die strengste Neutralität. Als sich der Anführer der Hetärie in der Moldau, Fürst Alexander Ypsilantis, auf das östr. Gebiet begeben hatte, ließ es ihn zu Munkatsch, dann in Theresienstadt als Staatsgefangenen verwahren, und setzte ihn erst 1827 in Freiheit. Es untersagte die Hülfsvereine und Sammlungen an Geld zu Gunsten der Griechen, es verbot die Waffendurchfuhr sowie den Durchzug der Griechen aus Rußland und der Philhellenen durch Östreich nach einem Hafen im adriatischen Meere u. s. w. Dagegen beförderte es als vermittelnde Macht durch seinen Internuncius in Konstantinopel (Freiherrn von Ottenfels seit 1822) die Bemühungen des britischen Botschafters zur Ausgleichung der streitigen Verhältnisse zwischen Rußland und der Pforte, und be-

wirkte endlich die Räumung der Fürstenthümer von türkischen Truppen, dadurch aber den Abschluß der Convention zu Ackerman 1826 (s. Osmanisches Reich) und bis jetzt wenigstens die Fortdauer des Friedens im Osten. Vorher schon hatte Östreich von der Pforte eine Herabsetzung der Durch- und Eingangszölle erlangt; Schiffe unter östr. Flagge, die durch die Dardanellen ins schwarze Meer segelten, blieben nur einer leichten Durchsuchung ohne weitern Zeit- und Kostenaufwand unterworfen.

Was die Verwaltung der innern Angelegenheiten des östreich. Staats betrifft, so war der feste Gang der Regierung auf die Sicherheit und auf die Ausbildung des Bestehenden gerichtet. Den geheimen Einflüssen fremder politischer Schwärmerei oder Ränkesucht ward durch die rastlose Thätigkeit des Präsidenten der Hofpolizeistelle, des Grafen Sedlnitzky, kräftig entgegengewirkt und mit Strenge Einhalt gethan, vorzüglich 1821 in Wien; Ausländer, meistens Schweizer, die als Lehrer oder Privaterzieher angestellt waren, mußten das Reich verlassen; gegen die Anhänger und Theilnehmer am Carbonarismus ward die Todesstrafe ausgesprochen (vgl. Italien); und im Juli 1824 verbot Östreich gewissen Personen, ihrer Schriften und Äußerungen wegen, den Eingang in die östreich. Staaten, wie der Lady Oxford, Mrs. Hutchinson, Lady Morgan und dem Lord Holland. Endlich ward die kaiserl. östreich. Vorschrift, daß alle Schriften östreich. Unterthanen, welche auswärts gedruckt werden, erst im Lande censirt werden müssen, 1824 auch auf Kupferstiche, Stein- und andre Drucke ausgedehnt. — Der Kaiser selbst belebt oft durch seine Alles in der Nähe prüfende Gegenwart die innere Verwaltung der Provinzen. So unterrichtete er sich im Frühjahr 1819 persönlich von dem Zustande Venedigs, begab sich dann nach Florenz, besuchte in der Osterwoche den heil. Vater Pius VII., und hielt sich den Mai über in Neapel auf. Bei der Rückreise ernannte der Papst den vom Capitel gewählten Erzherzog Rudolf zum Erzbischof von Olmütz (den sein Bruder, der Kaiser, in dieser Würde bestätigte), und bald darauf (2. Aug. 1819) zum Cardinal des römischen Stuhls. 1820 und 1824 machte der Kaiser längere Reisen nach Böhmen; im Herbste 1820 nach Presburg und Ofen, wo er, so viel es die Verfassung Ungarns zuließ, den Beschwerden der Protestanten über die von Seiten der Katholiken erlittenen Bedrückungen abzuhelfen bemüht war. Damals ertheilte er auch den Magnaten der pesther Gespannschaft die Versicherung, daß er die Verfassung des Landes als das Palladium ihres Glücks unverletzt erhalten werde, wobei er die Worte hinzusetzte: „**Totus mundus delirat, et relictis antiquis suis legibus, constitutiones imaginarias quaerit**". Im Juli 1822 befahl er die Rückgabe der seit 1809 dem Königreiche Illyrien zugetheilten ungarischen Districte (Fiume und der karlsstädter Kreis) an Ungarn. (Über den Landtag in Presburg 1826 fg. s. Ungarn.) — Eine Folge dieser Reise des Kaisers durch Tirol 1822 war die Aufhebung des neuen Transito-Zollpatents (nach welchem von allen Artikeln, deren Verbrauch in Östreich verboten ist, der dreifache Werth beim Eingang erlegt, und nur nach erfolgtem Ausgang zurückerstattet wird) für Tirol und den Paß über den Splügenberg nach Chiavenna. Überall beobachtete der landesväterlich gesinnte, jedem Unterthan Gehör gebende Monarch den Zustand der Provinzialverwaltung und ordnete Verbesserungen an, wo er sie nöthig fand. Dadurch umschlang er persönlich die verschiedenen Kronen seines Kaiserreichs mit der Liebe seiner Völker.

Die durchgreifendsten und wirksamsten Maßregeln der öffentlichen Verwaltung wurden in den letzten Jahren zur Emporhebung des Staatscredits ergriffen. Was für diesen Theil des Staatshaushalts seit dem Patente vom 21. März 1818 geschehen ist, sagt der A. Staatspapiere, wo auch die Rothschild'schen Lotterieanleihen erwähnt sind. Nach dem Berichte der zur Prüfung der Operationen des Tilgungsfonds niedergesetzten Commission waren von der alten

(vor 1815 schon vorhandenen) verzinslichen Staatsschuld bis mit 1824 beinahe 39 Mill. getilgt, und die neue, seit 1815 entstandene Staatsschuld von 208 Mill. Fl. war ebenfalls beträchtlich vermindert, dadurch aber der Tilgungsfonds seit seiner Errichtung (1. März 1817) so erhöht worden, daß 1825 dessen Activvermögen über 160 Mill. Fl. betrug. Seitdem gehen Ausloosung und Tilgung regelmäßig ihren Gang fort. Auch die östreich. Nationalbank hatte nach dem Jahresberichte ihres Gouverneurs, des verst. Grafen v. Dietrichstein (vom 10. Jan. 1825), seit 7 Jahren 284,342,600 Fl. von dem im Umlaufe befindlichen Papiergelde eingelöst! Um den niedrigen Cours des Papiergeldes zu heben, ward eine eigne Einlösungscasse für dasselbe errichtet, und der Curs selbst seit 1816 auf 250 fixirt. (Der Papiergulden = 6 Gr. 8 Pf. und 20 Kr. Silb. = 50 Kr. W. W.) Später wurden ebenfalls Anleihen gemacht, theils um baares Geld in die Monarchie zu ziehen, theils um ältere Schulden heimzuzahlen. Unter diesen war die, am Ende 1823 zu London gemachte Anleihe von dritthalb Mill. Pf. St., zur Abzahlung der am 17. Nov. 1823 liquidirten brit. Schuldforderung (von 1794—1800) bestimmt. Dessenungeachtet stiegen die östreich. Staatspapiere, sodaß im Anfange 1825 die Staatsschuldverschreibungen zu 5 Proc. (Metalliques) in Frankfurt beinahe 96 (am 6. Aug. 1827 über 91), und die Bankactien über 1400 (am 6. Aug. 1827 aber 1302) standen, während am Ende 1820 jene noch nicht 73, und diese kaum 552 gegolten hatten. *) Überdies hat Östreich durch sein künstliches Finanzsystem die reichen Speculanten vieler Länder von sich abhängig gemacht, die, ihres eignen Vortheils wegen, Alles, was in ihren Kräften steht, dazu beitragen müssen, Östreichs Macht und Einfluß zu befördern. — Mit der Finanzverwaltung steht der Fortschritt der Landescultur in enger Verbindung. Um die genaueste Kenntniß vom Zustande des Ganzen zu erlangen, ohne welche auch die aufgeklärteste und thätigste Regierung nur im Finstern tappen wird, ward schon 1819 die Errichtung eines topographisch-statistischen Bureau, zum Theil nach dem Muster des preußischen, ausgesprochen, und dasselbe mit dem Staatsrathe vereinigt. Man unternahm hierauf die Austrocknung der Moräste bei Laibach, deren Umfang so beträchtlich ist, daß der Verkauf der dadurch gewonnenen Äcker über 4 Mill. Fl. C.-M. einbringen kann. In den folg. J. ward die neue Steuerregulirung vollendet, zu deren Behuf, um dadurch eine verhältnißmäßigere Vertheilung der Grundsteuer zu erlangen, schon Joseph II. eine Ausmessung der ganzen Monarchie eingeleitet hatte. Der inländische Kunstfleiß ward durch Herabsetzung einiger Ausfuhrzölle und durch Patente befördert. Seit Erscheinung des Privilegienpatents von 1820 bis zum Dec. 1823 waren nach einem für alle Provinzen der Monarchie gleichförmigen System 454 solcher Privilegien verliehen worden. Vorzüglich wichtig ist in dieser Hinsicht das Fabrikproductencabinet in Wien und das vom Kaiser in Wien 1815 gestiftete Polytechnische Institut (s. d.), womit die ständische, in Prag für 600 Zöglinge errichtete technische Lehranstalt so rühmlich wetteifert, daß der preußische und sächsische Gewerbfleiß einst in dem böhmischen einen mächtigern Nebenbuhler sehen werden als in dem englischen. Um den Handel von Italien nach Süddeutschland zu erleichtern, ward seit 1820, im Verein mit den schweizerischen Regierungen der betreffenden Cantone, die Straße von Chiavenna über den Splügen erbaut, und eine neue Verbindung Italiens mit dem südöstlichen Deutschlande, mittelst eines trefflichen Straßenbaus über Bormio und Tirol, im September 1824 eröffnet. (S. Alpenstraßen.) Zur Vollendung der Alpenstraßen über den Splügen und den St.-Bernardin schloß Östreich am 20. Mai 1824 einen Vertrag mit Sardinien, welchem die Kantone Graubünden und Tessin beigetreten sind. Der Canal

*) Das Schuldenwesen des lombardisch-venetianischen Königreichs wird besonders verwaltet. Zur Liquidirung und Tilgung desselben ward 1822 ein Monte zu Mailand errichtet.

von Wien bis an die ungarische Grenze ward eröffnet, und ein andrer von Wien nach Triest begonnen, der die Donau mit dem adriatischen Meere verbinden soll. *) Auch ward 1820 der Canal von Mailand nach Pavia vollendet, der Mailand mit dem adriatischen Meere verbindet. Böhmen, das im Anfange d. 19. Jahrh. nur 61 Meilen Kunststraßen hatte, zählt jetzt deren an 240, unter welchen die Kaiser-Franz-Straße bei Karlsbad ein wahres Römerwerk ist. Die Verbindung der Donau mit der Moldau wird jetzt durch eine Holz- und Eisenbahn bewerkstelligt, die von Mauthausen in Oberöstreich bis Budweis in Böhmen, 66,000 Klaftern oder 16½ Meile lang, über das Gebirge weggeführt werden soll. **) Dadurch wird die Elbeschifffahrt (s. d.) nicht für Böhmen allein, sondern auch für die südlichen Erbländer erst recht wichtig werden. Die Schifffahrt auf der Donau und der Handel in die Türkei waren den östreich. Unterthanen bereits durch den 1818 mit der Pforte abgeschlossenen neuen Handelstractat freigegeben worden; zugleich erhob sich der Seehandel im mittelländischen Meere. In dem Freihafen Triest laufen jährl. an 2200 Schiffe aus und ein, und schon 1820 besaß der Staat, welcher 1815 nur 157 patentirte Fahrzeuge zählte, ohne die Küstenfahrzeuge, 528 Kauffartheischiffe, mit 110,500 Tonnen Last, 6836 geübten Matrosen und 2369 Kanonen. Zum Schutze des Handels ward die Seemacht vermehrt, und der Kaiser errichtete zu Venedig ein Marinecadettencollegium. — Mit der Vermehrung des Nationalwohlstandes überhaupt verbreitet sich ein edler Gemeingeist über fast alle Gegenstände des innern Volkslebens. Jede Provinz der großen Monarchie hat davon Beweise gegeben. Wie viele ständische Unternehmungen und gemeinnützige Privatvereine zählt nicht allein Böhmen! Der neueste Verein dieser Art ist die für Östreich am 18. Oct. 1824 auf 30 Jahre errichtete Brandversicherungsgesellschaft, welche ein Grundvermögen von 2 Mill. Fl. Conv.-M. besitzt.

In Hinsicht der geistigen Cultur ist Mehres geschehen, was theils den wissenschaftlich-praktischen und den technischen Unterricht erweitern, theils den Geist der Studien vor freisinnig-irrigen oder gefährlichen Ansichten bewahren soll. So ward im Aug. 1819 das Besuchen auswärtiger Universitäten verboten, und hierauf durch die Resolution vom 25. Sept. 1819 eine höhere evangel. theologische Lehranstalt im Inlande angeordnet. Dieses „theologische Seminarium für die Religionsverwandten der augsburgischen Confession" in Wien wurde am 2. Apr. 1821 eröffnet. Die Lehrstühle für beide Confessionen werden mit inländischen Theologen besetzt, und die Aufsicht über das Ganze führen die beiden evangel. Consistorien. Gleichzeitig nahm die Regierung 50 von den aus Rußland 1820 vertriebenen Jesuiten in Galizien auf und räumte ihnen das große Dominicanerkloster zu Tarnopol ein; auch durften sie Lyceen errichten, oder schon bestehende mit Lehrern versorgen. Am Ende dess. J. nahmen in Wien die Redemptoristen (s. d.) die Kathedralkirche zu Maria Stiegen nebst dem passauer Hofe in Besitz, und die Jesuiten errichteten in der Hauptst. ein Noviciat. Nach öffentlichen

*) Das Haus Fries und Comp. pachtete 1822 die bereits fahrbare Strecke des niederöstreich. Schifffahrtscanals und übernahm die Fortsetzung desselben bis ans adriatische Meer mittelst Errichtung einer Actiengesellschaft.

**) Der Prof. am polytechnischen Institute zu Wien, Franz Ant. Ritter v. Gerstner (dessen Vater, damals Prof. der Mathematik und Mechanik zu Prag, die Sache schon 1807 in Antrag gebracht, und 1813 in einer Schrift näher entwickelt hatte), hat vom Kaiser am 7. Sept. 1824 ein 50jähriges Privilegium zur Erbauung einer solchen Bahn erhalten. Ein Pferd zieht zwei an einander gehängte Wagen, die zusammen eine Ladung von 100 Centnern haben, auf der Eisenbahn hin und her; auf der Holzbahn zieht ein Pferd 60 Ctnr. im gewöhnlichen Schritte. S. Gerstner's Schrift: „über die Erbauung einer Eisenbahn zwischen der Moldau und Donau" (Wien 1824). (Vgl. Moldau- und Donauverbindung.)

Blättern vom J. 1821, hieß es, in Zukunft solle weder in der Hauptst. noch in den Provinzen Privatpersonen die Erlaubniß zugestanden werden, Lehrer zum Unterrichte der Jugend aus der Fremde kommen zu lassen, indem vorzugsweise den Vätern aus der Gesellschaft Jesu und den mit ihnen verwandten Redemptoristen die Sorge für die Erziehung, den Unterricht und die Bildung der Jugend anvertraut werden könne. Auch erneuerte die Regierung im Nov. 1822 das Verbot, Bibeln der Bibelgesellschaften, namentlich die in Berlin gedruckte böhmische Bibel, im östreich. Staate zu verschenken oder für geringere Preise zu verkaufen. Indeß wird der Grundsatz der freien Religionsübung so wenig verkannt, daß man im Gegentheil die beiden protestantischen Consistorien zu Wien als landesfürstl. Behörden behandelt. Die Mitglieder derselben werden aus dem kaiserl. Schatze besoldet und nehmen an allen Vortheilen der übrigen Staatsbeamten gleichen Antheil; alle Superintendenten und Senioren ziehen einigen Gehalt aus den Staatscassen, und mehre evangel. Pastorate sind zum Theil von dem Staate ausgestattet. Die evangel. Gemeinde in Prag errichtet gegenwärtig eine protestantische Schule; in den J. 1821 fg. traten nach und nach an 40 Personen zu Gallneukirchen im Lande ob der Ens zu der evangel. Kirche, und schon 1820 erfolgte die Anerkennung der kleinen protestantischen Gemeinde zu Venedig. — Unter andern Einrichtungen, die der Staat in Hinsicht des Studienwesens traf, bemerken wir noch den neuen Unterrichtsplan, nach welchem die medicinisch-chirurgische Josephs-Akademie zu Wien im Nov. 1824 wieder eröffnet wurde. In Hinsicht der literarischen Thätigkeit aber, welche in dem großen Kaiserstaate deutscher Zunge sich offenbart, verweisen wir theils auf Hormayr's sachreiches „Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst" (18. Jahrgang 1827), theils auf die im „Lit. Conv.-Blatt" mitgetheilten Literatur- und Kunstnotizen aus dem Östreichischen.

Was die Geschichte des Heerwesens und der Kriegsverfassung der östreich. Monarchie in den letzten Jahren betrifft, so führen wir bloß an, daß man sich seit 1819 mit dem Plane beschäftigt, Grenzfestungen in Gallizien anzulegen, z. B. Przemisl und Stanislawow; daß 1823 das stehende Heer durch unbestimmten Urlaub um 25,000 Mann vermindert wurde; daß der Kaiser 1821 den ital. Officieren, statt der von Napoleon ihnen in Tirol angewiesenen Dotationen, eine vom 1814 an laufende Rente bewilligte *); daß die bei mehren Regimentern eingeführten Soldatenschulen, nach Bell-Lancaster'scher Methode, seit 1821 wieder aufgelöst worden sind u. s. w. Dagegen gibt es für 48 Soldatenknaben jedes ungarischen und deutschen Infanterieregiments 53 Erziehungshäuser; für die ital. Regimenter ist das mailänder Erziehungshaus von 250 Knaben bestimmt. Für die Bildung der Officiere gibt es eine trefflich eingerichtete Ingenieurakademie zu Wien mit 79 Stiftungsplätzen und mehren Pensionnairstellen. In der Militairakademie zu Wienerisch-Neustadt werden 327 Cadetten auf Kosten des Staats erzogen; außerdem sind darin noch 116 Stiftungsplätze und mehre Pensionnairs. Die militair. Equitationsschule ward aufgehoben. Noch bestehen die Cadettenschulen in Olmütz und Grätz. Für Officiertöchter ist ein Institut zu Herrenals mit 46 Plätzen errichtet. — Über die 1807 organisirte Militairgrenze des östreich. Kaiserstaats hat der Ritter v. Hietzinger eine Statistik herausgeg. (Wien 1822 fg., 2 Thle.), die zur Vergleichung mit den russischen Militaircolonien (s. d.) interessanten Stoff darbietet. Bekanntlich hat Östreich die ersten Ansiedelungen dieser Art gegründet, indem es mit dem Besitze von Ländereien 18 Regimenter des Slawenstammes längs der türkischen Grenze verband. Diese Regimenter haben sonach denselben Ursprung, dieselbe Sprache und Religion mit dem größten Theile

*) Auch den Staatsdienern des ehemaligen Königreichs Italien werden die Pensionen ausgezahlt, welche sie zu erwarten gehabt, wenn jenes Königreich nicht aufgelöst worden wäre.

der Russen. Das ganze Land zerfällt in 214 Compagnie- und 8 Escadronsbezirke. Von der männlichen Bevölkerung waren im J. 1820 nur 16,834 M. gesetzlich vom Dienste befreit. Die Truppe selbst besteht aus 17. Infanterieregimentern (als: 11 kroatische und slawonische, ein deutsch-bannatisches, ein walachisch-illyrisches und 4 siebenbürgische Regimenter), 1 Tschaikisten-Bataillon u. 1 Reg. Husaren (Szekler), zusammen 45,579 M., ohne das Verwaltungspersonal. Im Kriege kann diese Zahl mit Einschluß der Reserve (ohne die Ersatzmannschaft der Landwehr) bis auf 70,000 M. gebracht werden. Der gewöhnliche Dienst am Cordon erfodert 4200 M., — wenn Unruhen in der Türkei, oder Anzeigen der Pest vorhanden sind, 6800 M., — wenn die Gefahr sich nähert, 10,000 M., welche binnen 8 oder 14 Tagen abgelöst werden. Im billigsten Falle ist durchschnittlich der Grenzer dem Staate jährlich 100 Tage Kriegsdienstleistung schuldig. Die Eink. der Grenze betrugen im J. 1820: 1,553,000 Fl. C.-M. Dagegen kostete die Grenze 2,457,900 Fl. C.-M. und davon die Unterhaltung der Grenztruppe 1,384,800 Fl. (Vgl. auch Militairgrenze.) — Die ökonomische Einrichtung des östreich. Heeres hat Hübler, die Dienstverfassung desselben hat Bergmayer (Wien 1821) dargestellt. Reichhaltig ist des Hauptmanns Schels „Östreich. militair. Zeitschrift". Die beste Charte vom östreich. Kaiserthum ist die im topograph. Bureau des k. k. Generalquartiermeisterstabes, unter Leitung des Obersten Fallon entworf. Charte in 9 Bl., Wien 1822. Nach dieser Charte umfaßt die östreichische Monarchie: I. Die östreichischen Erbstaaten, welche einen Bestandtheil des deutschen Bundes ausmachen (3596 □M., 9,843,490 Einw.), enthalten: 1) das Erzherzogth. Östreich (700 □M., 1,908,200 Einw.): a) Östreich unter der Ens oder Niederöstreich, 364 □M., 1,119,900 Einw., mit der Hauptst. Wien; b) Östreich ob der Ens, oder Oberöstreich, wozu auch der Inn-, der Hausruck- und der Salzach- oder Salzburgerkreis (das Herzogth. Salzburg, s. d.) gehören, 336 □M., 788,282 Einw.; 2) das Herzogth. Steiermark, 399 □M., 780,100 Einw.; 3) die gefürstete Grafsch. Tirol, mit den von Salzburg getrennten Theilen und den vorarlbergischen Herrschaften (ohne Weiler) 546 □M., 738,000 Einw.; 4) das Königr. Böhmen, mit Eger und Asch, 952 □M., 3,380,000 Ein.; 5) die Markgrafsch. Mähren mit östreich. Schlesien, 481 □M., 1,805,500 Einw.; 6) das in Galizien liegende, aber als ehemal. böhm. Lehen und schlesisches Fürstenth. zu dem deutschen Bunde mitgerechnete Herzogth. Auschwitz, 87 □M., 335,190 Einw.; 7) das Königr. Illyrien, 431 □M., 897,000 Einw., es begreift: a) das Gubernium von Laibach, oder die Herzogthümer Krain und Kärnthen; b) das Gouvernementsgebiet von Triest, oder das Seeküstenland (153 □M., 370,000 Einw.). — II. Die ungarischen Erbstaaten (5,904 □M., 10,628,500 Einw.) begreifen: a) das Königr. Ungarn, mit den Provinzialbezirken der Königreiche Slawonien und Kroatien, zusammen 4180 □M., 8,200,000 Einw., b) das Großfürstenth. Siebenbürgen (ohne dessen Militairgrenze) 866 □M., 1,435,000 Einw., c) die Länder der östreich. Militairgrenze: 1) in Kroatien, das 1824 vereinigte Banal-, Warasdiner- und Karlstädter Generalcommando, und zwar die Banalgrenze, 47 □M., 96,000 Einw., die beiden Generalate: 237 □M., 301,200 Einw.; 2) in Slawonien, 139 □M., 244,000 Einw.; 3) die ungarische und banatische Militairgrenze, 182 □M., 205,000 Einw.; 4) die siebenbürgische Militairgrenze, 253 □M., 147,300 Einw. — III. Das Königr. Dalmatien mit Ragusa und Cattaro, 275 □M., 320,000 Einw. — IV. Das lombardisch-venetianische Königreich, 831 □M., 4,176,000 Einw. — V. Das Königreich Galizien und Lodomerien, mit der Bukowina, 1523 □M., 4,075,000 Einw. Zusammen also enthält die östreich. Monarchie über 12,100 □M. und über 29 Mill. Einw. Diese Anzahl ist aber nach Zählungen von 1826 bis auf 30¼ Mill.

gestiegen. Außerdem enthalten die Besitzungen der östreich. Nebenlinien: Toscana und Este (Modena und Massa), 495 □M. 1,618,500 Einw. — Unter Östreichs Völkern sind die zahlreichsten: 1) Slawen, 13,400,000; 2) Deutsche, 5,900,000; 3) Italiener, 4,350,000; 4) Magyaren, 4 Mill.; 5) Wlachen, 1,700,000; 6) Juden, 450,000; 7) Zigeuner, 110,000; 8) Armenier, 13,052; 9) Griechen 3,910; außerdem Klementiner, Osmanen, Albaneser, Franzosen u. a. m. Die größte Bevölkerung hat das lombardisch-venetian. Königr., 5025 auf 1 □M.; dann folgen Böhmen, Mähren, unter und ob der Ens; die geringste haben die Militairgrenzländer, Kärnthen und Tirol, Salzburg und Dalmatien. Die Monarchie zählt 777 Städte, 635 Vorstädte, 2,224 Mfl. und 69,105 Dörf. Die volkreichsten Städte folgen so: Wien, Mailand, Venedig, Lemberg, Padua und Debreczyn (41,175 Einw.).

Von den zahlreichen, zum Theil schiffbaren Flüssen nennen wir nur die Donau, Ens, Morawa, Leitha, Raab, Drau, Save, den Po, die Elbe, Moldau, Eger, Oder, Weichsel und den Dniester; an 30, darunter 7 große, unter der Regierung des jetzigen Kaisers zu Stande gekommene Canäle befördern die Schifffahrt. Unter den Seen sind der Platten, neusiedler, palitscher, cirknitzer See, und der Lago Maggiore zu bemerken. Gebirge sind: 1) die Alpen, welche eine Fläche von 2284 □M. einnehmen (die Ortlesspitze 14,466 Fuß, Großglockner 12,239, Hohenwartshöhe 10,392, Wiesbachhorn und Hochhorn 10,600—11,000, Terglou 9744, Watzmann 9600, Brennkogal 9000 Fuß hoch); 2) die Sudeten (weiße Wiese, 4500 Fuß hoch), Paschkopol; 3) die Karpathen. Das Klima ist nach der Lage der Länder sehr verschieden. An Naturerzeugnissen: Gold in Minen und Wäschen, jährl. an 3900 Mark; Silber, jährl. 108,000 Mark; Kupfer, über 40,000 Ctnr; Zinn, jährl. 1800; Eisen, 1,250,000 Ctnr., Quecksilber, 5,240; Zinnober, 7,800; Kobalt, 16,00 Ctnr.; Galmei und Zink 6950 Ctnr., Arsenik, Chromerz, Tellur, Uran, Antimonium (6900 Ctnr.), Braunstein, Wismuth, Magnet, Edelsteine, Marmor, Porzellanerde, Meerschaum, Steinkohlen, Schwefel, Salz u. s. w.; ferner hat die Monarchie über 600 Mineralwasser und Gesundbrunnen, davon Böhmen allein 150; vorzüglich zu Karlsbad, Teplitz, Franzensbad, Marienbad, Seidschütz, Bilin, Baden, Gastein, Mehadia im Banat, Albano in Italien ꝛc.; Getreide aller Art, auch zur Ausfuhr, Mais, Reis, Hülsenfrüchte, Baumfrüchte, besonders schöne Südfrüchte, Öl ꝛc., Wein, Hopfen, Safran, Taback, Hanf und Flachs, Wald, Holz (merkwürdig ist die Pflanzung von ausländ. Hölzern, die der Fürst Liechtenstein zu Eisgrub in Mähren angelegt hat, welche die größte in Europa ist), Rindvieh, Büffel, Pferde, Esel und Maulesel, Schafe, Ziegen, Schweine, Federvieh, wilde Thiere, Fische, Perlenaustern, Bienen (jährl. 20,000 Ctnr. Wachs und 350,000 Ctnr. Honig), Seide 2,570,000 Pf. Jeder Zweig der Landwirthschaft ist nach Klima und Boden trefflich ausgebildet, vorzüglich die Schafzucht; doch gibt es noch in Ungarn gegen 100 □M. Morastboden. Die größte Landescultur, bei dem fruchtbarsten Boden, ist im Venetianischen und in der Lombardei vorhanden. Wichtig ist hier auch kürzlich die vom Grafen Dandolo verbesserte Seidenzucht. Die Manufacturen und Fabriken liefern jährl. 1425 Mill. C.-Fl. an Werth, in Uhren, Porzellan, Spiegel und Messing, Stahl und Eisen, Leinwand, Baumwolle, Papier, Taback, Zucker, Schafwolle, Seide, Leder, Wachsbleichen. Der Handel wird durch den, seit Italiens Wiedererlangung neubeginnenden Seehandel immer beträchtlicher. (Ausfuhr über 36, Einfuhr an 44 Mill. C.-Fl. an Werth.) Seehandelstädte sind Triest, Venedig und Fiume; andre Handelsstädte: Wien, Prag, Pesth, Lemberg, Brody und Grätz. Die wiener Stadtbank ist eine große Unterstützungsanstalt für den Handel; so auch die zum Vertrieb der Waaren und zur Unterstützung des nothleidenden Gewerbes kürzlich errichtete

östreich. National-Handelscompagnie. See- und Handelsschulen gibt es zu Triest und Wien. Die herrschende Religion ist die römisch-katholische. Ihre Bisthümer sind in Deutschland und Ungarn reich dotirt, vorzüglich die Erzstifter Gran, Kolotscha, Ollmütz, Erlau ꝛc., überhaupt 14. In Lemberg und in Venedig ist ein armenisch-kathol. Erzbischof, in Venedig ein kathol. Patriarch. Die griech. Kirche steht unter dem Erzbischof von Karlowitz. Die Lutheraner und Calvinisten haben Consistorien und Superintendenten, und in Ungarn und Siebenbürgen mit den Römisch-katholischen fast gleiche bürgerliche Rechte. Noch gibt es Mennoniten, Mohammedaner, u. a. Überhaupt zählt man 23,978,000 Katholiken, 2,814,378 Griechen, 1,584,716 Reformirte, 1,119,800 Lutheraner, 49,000 Unitarier u. s. w. Die Künste und Wissenschaften werden gepflegt in vielen Gymnasien und auf den Universitäten zu Wien, Prag, Pesth, Lemberg und Pavia. Lyceen gibt es zu Linz, Grätz, Brünn, Großwardein; die Bergakademie zu Schemnitz, die medicinisch-chirurg. Akademie zu Wien, die Akad. der Maler-, Bildhauer-, Bau- und Kupferstecherkunst zu Wien, die dasige Bibliothek, Bildergalerie, Münz- und Kunstsammlungen verdienen besondere Erwähnung. An der Studienhofcommission steht der Präsident Graf von Goës. Östreichs Medicinalanstalten verdanken seit 20 Jahren viel dem Staats- und Conferenzrathe Baron v. Stifft. Die Staatsverfassung ist monarchisch, in Ungarn und Siebenbürgen beschränkt, in den übrigen Staaten des Kaiserthums haben die Stände (in Tirol gibt es mit dem Bauernstande vier) das Recht die Ausgaben, welche jede Provinz nach dortiger Finanzeinrichtung für sich bestreitet, dem Hofe zu bewilligen. Die Thronfolge ist nach dem Rechte der Erstgeburt erblich. Der Kaiser ertheilt 7 Ritterorden: 1) das goldene Vließ, 2) das Sternkreuz für Damen aus fürstl. oder altadligem Geschlecht; und folgende Verdienstorden: 3) den militairischen Maria-Theresienorden, 4) königl. ungarischen Stephansorden, als Civilverdienstorden, 5) den östr. kaiserl. Leopoldsorden (seit 1808), 6) den Orden der eisernen Krone (erneuert 1816), 7) den Elisabeth-Theresienorden für Officiere, die wenigstens Obersten sind. Auch bestehen noch in Östreich a) der vormals reichsunmittelbare deutsche Orden, zu dessen Hoch- und Deutschmeister der Kaiser einen Erzherzog ernennt; b) der geistliche Johanniterorden, der in Böhmen ein Großpriorat hat, zu welchem mehre Balleien in Nieder- und Inneröstreich gehören; c) der ritterliche Kreuzorden mit dem rothen Stern. An der Spitze der Verwaltung steht, unter des Kaisers Vorsitz, der Geh. Staats- und Conferenzrath für die inländ. Geschäfte. Die obersten Staatsämter, die im Namen des Kaisers sprechen, werden Hofstellen genannt; unter diesen ist die geheime Haus-, Hof-, und Staatskanzlei die erste. Sie hat 2 Abtheil. für die auswärt. und inländ. Angel. unter einem Minister, der zugleich Haus-, Hof- und Staatskanzler ist. Die Rechtspflege ist gut geordnet und mild. Das Privatrechtsgesetzbuch vom 1. Juli 1811 ist musterhaft. Die Gerichtsordnung wurde schon 1781 verbessert. Ein allgemeiner Strafcodex trat den 1. Jan. 1804 in Wirksamkeit. Diese Gesetzbücher gelten nur für die deutschen, galizischen und italien. Staaten, für Dalmatien und die Militairgrenze. Die Staatseinkünfte werden jetzt (mit Einschluß der außerordentl. Einnahmen) auf 220 Mill. Fl. Silber, und die Zinsen der Staatsschuld auf 22 Mill. Fl. jährl. geschätzt. Die Staatsschuld soll jedoch, mit den Anleihen vom J. 1827, bis auf 680 Mill. Fl. angewachsen sein. Darunter sind 98,025,413 Fl. Einlösungs- und Anticipationsscheine nicht begriffen, die am 30. Juni 1827 noch im Umlaufe waren. Das Landheer beträgt auf dem Friedensfuß 271,400 M., darunter 39,000 M. Cav., 17,790 Artill. Ergänzung, Reserve und Landwehr betragen 479,000 M. Die Marine: 3 Linienschiffe, 6 Fregatten, 3 Korvetten, 3 Briggs und 4 Schooner. Außer 25 Festungen gibt es noch 59 feste Städte. — Über die Geschichte der östr. Monarchie s. die Werke von

Generſich (Wien, 8 Bde., b. 1817), von Coxe (a. d. Engl., 4 Thle., Amſterd. 1810 fg.), J. B. Schels's „Geſch. der Länder des öſtr. Kaiſerſtaats" (Wien 1819—27, 9 Bde., bis zu Kaiſer Joſeph II.). In ſtatiſt. Hinſicht ſind außer den beim Militair ſchon angef. Schriften noch wichtig: die „Darſtellung des Fabrik- und Gewerbweſens in ſeinem gegenw. Zuſtande, vorzügl. in techniſcher, mercantil. und ſtatiſt. Bezieh., und mit Berückſicht. des Fabrik- und Gewerbweſens im öſtr. Kaiſerſtaate; herausgeg. von Steph. Edl. v. Kees" (erſtem Commiſſair bei der k. k. Fabrikinſpection in Wien, 2. verm. Aufl., Wien 1824, 3 Thle.); „Die Douanen- und Quarantaineverfaſſung des öſtreich. Kaiſerſtaats in ihrer gegenw. Geſtalt", von A. A. Kronegger (Wien 1824, 3 Bde.) (ein dem Beamten und dem Kaufmann unentbehrliches Hülfsbuch); von Mühlfeld's „Öſtreich. Adelslexikon" (Wien 1822); das genealogiſch-heraldiſche Werk des Ritters von Schönfeld: „Adels-Schematismus des öſtreich. Kaiſerſtaats" (1. Jahrg., Wien 1824); das „Handbuch für Reiſende in dem öſtreich. Kaiſerſtaate", von R. E. von Jenny, wozu Hormayr's „Archiv" (1824) viele Ergänzungen und Berichtigungen mitgetheilt hat; „Öſtreichs Donauſtrom", von J. A. Schultes (Tübing 1827); und das ſeiner Ausführung entgegenreifende „Gelehrten- und Schriftſtellerlexikon der öſtreich. Monarchie" (deutſcher Zunge) von D. Sartori, welches, an de Luca's „Gelehrtes Öſtreich" ſich anſchließend, mit d. J. 1801 beginnt. Auch wird ein „Öſtreichiſches Künſtlerlexikon" vorbereitet.

Öſtreichiſche Staatspapiere, ſ. Staatspapiere.

Oſtrömiſches Kaiſerthum, ſ. Byzantiner.

Oſtſee, ſ. Baltiſches Meer.

Oſymandyas, ein Pharao des alten Ägyptens, um 1500 v. Ch., welcher die Rieſenwerke und Felsmaſſen des ägyptiſchen Thebens errichtete, das Memnonium der hundertthorigen Stadt baute, und (nach Diodor) auf ſeinen Koloß ſetzen ließ: „Ich bin Oſymandyas, König der Könige; wer wiſſen will, wie groß ich war, und wo ich ruhe, der zerſtöre eines meiner Werke". Heeren („Hiſtor. Werke", XIV, 241 fg. und 317 fg.) vermuthet, daß Oſymandyas ein Beiname des großen Rameſſes, oder des Seſoſtris ſei, weil alle Bildwerke des Memnoniums ſich auf die Sage von den Thaten dieſes großen Königs beziehen. (Vgl. Memnon.) Nach A. gehörte Oſymandyas der 15. Dynaſtie an und lebte um 2300 v. Chr. — Nach des turiner Akademikers Ritter von St.-Quentin Erklärung der Hieroglyphen am Fußgeſtelle einer koloſſalen Bildſäule, aus hartem röthlichen Sandſtein, die im ägypt. Muſeum zu Turin aufgeſtellt iſt (Drovetti hatte ſie 1818 aus dem Schutte des uralten Tempels von Karnak hervorgezogen), ſoll dieſe Statue — die größte und wol auch eine der ſchönſten, welche bis jetzt unverſehrt von den Ufern des Nils nach Europa gekommen ſind — der König Oſymandyas ſein. 20.

Öta, ein berühmter Berg Alt-Griechenlands, zwiſchen Theſſalien und Macedonien, oder genauer, eine Bergkette, die ſich von dem Meerbuſen Malia, in weſtl. Richtung, nach dem Pindus erſtreckt, und von da nach der Bai von Ambracia ausläuft. (Vgl. Hercules und Thermopylen.)

Otahiti, Taiti (vormals Sagittaria, Neu-Cythere, Wallis, König Georgs III. Inſel), die größte unter den geſellſchaftlichen- oder Societätsinſeln, gehört zu Auſtralien, liegt in der Südſee unter einem glücklichen Himmel, 193° L. und 17° 29′ bis 48′ S. B. Dieſes anmuthige, von einem ſinnlichen und naiven Naturvölkchen bewohnte Eiland wurde von dem engl. Cap. Wallis 1767 entdeckt und in Beſitz genommen. Cook, der 1769, 1773 und 1777 auf Otahiti landete, und Forſter haben uns jene Inſelgruppe zuerſt genauer kennen gelehrt. Die Phantaſie der Europäer bildete daraus eine idylliſche Unſchuldwelt, deren Könige Geßner's Hirten glichen. Man ſchwärmte damals mit Rouſſeau, daß die Cultur unſittlich und unglücklich mache, und hielt das Eigenthum für eine willkür-

liche Anstalt der bürgerlichen Gesellschaft; allein die nähere Bekanntschaft mit jenen Insulanern, ehe sie noch durch europäische Gewohnheiten und Laster verführt waren, zeigte bald, daß, ohne Liebe zur Arbeit und ohne Achtung für das Eigenthum, der Mensch, auch wenn die Natur ihn noch so freigebig ausstattet, sich nicht zu einem sittlichen Wesen entwickeln kann. Nach vielen mißlungnen Bekehrungsversuchen, z. B. der Brüdergemeinde seit 1797, ist es endlich engl. Missionarien geglückt, unter den, durch europäische Laster verwilderten Otahitern das Christenthum einzuführen. (S. Pomarre.) Die Bewohner von Otahiti, Eimeo, Tapuaman und Huaheine, Rajatea, Tahaa, Borabora und Maurua haben seit 1817 den Götzendienst ganz verlassen. Die heidnischen Bilder und Altäre (z. B. die Morais, ihre Begräbnißplätze und Tempel) sind verschwunden, ebenso die schrecklichen Menschenopfer und Kindermorde. Der Sonntag wird jetzt auf sämmtlichen Inseln gefeiert. Die Bewohner können lesen und viele auch schreiben. Otahiti hat auf 300 □M. 7000 Einw. Cook zählte daselbst vor 1770, und Bougainville, der 1768 dort war, gegen 200,000 Menschen. Die Abnahme der Bevölkerung war eine Folge der hitzigen Getränke und der syphilitischen Krankheiten, mit welchen die Europäer sie beschenkten, sowie des, durch die Priester geheiligten Gebrauchs, daß die Weiber der vornehmsten Classe ihre Kinder gleich nach der Geburt tödteten. — Die Insel ist gebirgig, eine Bergspitze hat nach Forster 10,230 F. Höhe. Da sie sich in zwei Halbinseln theilt, eine größere und eine kleinere, jede mit einem Hafen, so hat sie auch zwei Erbkönige, und Ehrgeiz und Schwäche spielen hier so gut mit dem Glücke der Völker wie in Europa. Unter den übrigen Inseln kommt Rajatea der Insel Otahiti an Schönheit fast gleich. Die Blutrache verwickelte bisher diese Völkerschaften oft in hartnäckige Kriege, die sie zu Lande und zur See führten und wobei die Gefangenen bisweilen zu Tode gemartert wurden. Das sonst gutmüthige, gastfreie, frohe Völkchen auf Otahiti ist von weißer Farbe mit etwas blaugelbem Anstriche. Die Wohlhabenden zeichnet eine schöne Bildung aus. Die ärmern Einw. treiben den Feldbau, aber ohne Ermüdung, denn drei Brotbäume können einen Menschen ein Jahr hindurch ernähren. Der Bau des Getreides und der europ. Küchenkräuter macht ihnen zu viel Mühe. Auch haben sie Kokosnüsse, Bananas, Platanen, Yamswurzeln, Pisang, Pataten, Arawurzeln ꝛc. Man bewundert die Geschicklichkeit der Einw. im Verfertigen kunstreicher Zeuche vom Baste des Papiermaulbeerbaums, geflochtener Matten, Kanots, Fischergeräthe, musikal. Instrumente und Waffen aus Steinen (z. B. Basalt), Knochen und Eisen. Sie ergötzen sich mit Musik und dramatischen Tänzen. Ihre Kenntnisse bestehen, außer jenen mechanischen Geschicklichkeiten, fast nur in Heilmitteln. Das Tätowiren ist jetzt verboten. Von den Europäern haben sie zu ihren einheimischen Thieren, unter welchen die Hunde und Schweine die Hauptnahrung der Vornehmern sind (Vögel und Fische für die übrigen), Pferde, Ziegen, Schafe, Pfauen, Truthühner und Gänse erhalten; auch kommen Zuckerrohr und Kartoffeln gut fort. In dieser Hinsicht machten sich Cook und Cap. Bligh sehr um Tahiti verdient. Sie führten Orangen, Ananas, Citronen u. a. Früchte ein. Cook wurde daher von ihnen, bis zur Annahme des Christenthums, als ein Heiliger, als ein Gott verehrt. Sie kennen nur den Tauschhandel. Im Allgemeinen sind sie nicht so gelehrig wie die Sandwich-Insulaner; doch haben sie mehre Handwerke von den Missionarien gelernt. Wer die liebenswürdige Königin Oberea, die Freundin des Cap. Wallis, wer den gutmüthigen Tupia, welcher aus Freundschaft dem Cap. Cook folgte und auf der See starb, und den ehrlichen Omai, der mit Cook nach London reiste, wo er eine Zeitlang die vornehme Welt beschäftigte, näher kennen lernen will, der lese J. Reinh. Forster's „Reise um die Welt" (Berl. 1778—84); v. Zimmermann's „Australien" (Hamburg 1810); Lindner's „Australien" (Weimar 1814) und

„Reisen der Spanier nach der Südsee, insbesondere nach Otahiti" (übers. m. Anmerk. von Bratring, Berlin 1812). Seit Forster's Zeit hat sich der Charakter dieser Insulaner sehr verändert. Die Menge der, ihnen durch die Briten zugeführten Werkzeuge (besonders Pulver und Blei) hat sie verleitet, die ihrigen bei Seite zu legen; auch mußten die vielen Ausschweifungen, welche seit der Ankunft der Europäer, von denen Ausreißer und verdorbene Menschen unter ihnen sich ansiedelten, auf Otahiti überhandgenommen hatten, dem Kunstfleiße nachtheilig werden. Gegenwärtig, im Besitze eines Gesetzbuches und eines gerichtlichen Verfahrens, an Ordnung und Recht gewöhnt, achten sie das Eigenthum. Das Christenthum begünstigt rechtmäßige Ehen, verschafft den Frauen Achtung und wehret dem alten Hang zum Trunke. Die Missionnaire regieren durch die eingeborenen erblichen Häuptlinge, und die Verfassung gleicht einer Theokratie. Seit 1823 ist Taiti unabhängig. In der Druckerei der engl. Missionnarien erschien außer Übers. einzelner testamentl. Bücher eine polynesische Grammatik („A grammar of the tahitian dialect of the Polynesian language", Burderspoint 1823). K.

Otfried, Mönch des Benedictinerklosters Weißenburg in Elsaß, wahrscheinlich aus Schwaben gebürtig, verfaßte eine freie poetische Bearbeitung der evangel. Geschichte, die er dem König Ludwig II., dem Deutschen, in einer Zuschrift in Versen gewidmet hat. Sie ist ein Hauptdenkmal der althochdeutschen Sprache in kurzen Reimpaaren, von denen je zwei eine Strophe bilden und in mehre Abschnitte getheilt. (Gedruckt in Schilter's „Thes. antiq. teutonicarum", T. I.) Neben dem hohen Interesse, welches dieses kostbare Überbleibsel für die Geschichte der Sprache hat, erregen auch einzelne Stellen, in denen O., von Begeisterung ergriffen, mit allen Härten seiner Sprache siegend kämpft, Achtung für den Dichter. Nicht minder schätzenswerth macht ihn der edle Stolz, mit welchem er die hohen Vorzüge seiner Nation preist, und die daher entspringende Verbindlichkeit zur Ausbildung ihrer Sprache empfiehlt.

Otho (Marcus Salvius), Nachfolger des Kaisers Galba, stammte aus einer consularischen Familie, verlebte seine Jugend in Schwelgerei und Müßiggang und wurde des Nero Vertrauter. Dieser Kaiser ernannte ihn zu seinem Statthalter von Lusitanien, um seiner Liebe zur Poppäa Sabina, der Gemahlin Otho's, auf deren Schönheit ihn dieser selbst aufmerksam gemacht hatte, um so ungehinderter folgen zu können. Otho verwaltete jene Stelle 10 J. lang mit Ruhm. Er war der Erste, der sich für Galba erklärte, als dieser sich gegen Nero empörte, begleitete ihn nach Rom und ward nach dessen Thronbesteigung zum ersten Male Consul (67 n. Chr.). Da ihn Galba nicht zum Nachfolger ernannte und die Zerrüttung seines Vermögens ihn in die peinlichste Lage versetzte, so dachte er darauf, den Kaiser zu stürzen. Dies gelang ihm mit Hülfe der Prätorianer und der übrigen Truppen. Galba ward ermordet, und O. zum Kaiser ausgerufen. Aber die Legionen in Deutschland ernannten den Vitellius zum Kaiser. Umsonst bot O. unmäßige Summen, diesen zu gewinnen. Vitellius schlug das Anerbieten aus, Mitkaiser zu werden, und führte sein Heer über die Alpen. O., für den sich die meisten Provinzen erklärt hatten, sandte diesen alten Kriegern ein zwar neugeschaffenes Heer entgegen, aber an der Spitze desselben standen die erfahrensten Feldherren, welche des Vitellius getheilte Truppen drei Mal schlugen. Dadurch stolz und unvorsichtig gemacht, befahl O. ein entscheidendes Treffen gegen die nun vereinigten Truppen des Vitellius und wurde besiegt. Auf die Nachricht davon beschloß er durch freiwilligen Tod den Bürgerkrieg zu enden, so wenig auch seine Lage ihn zu einem so verzweifelten Entschlusse trieb. Er durchbohrte sich mit einem Dolche, nachdem er 3 Monate und 3 Tage regiert hatte, und bewies durch diese That, wie durch manche frühere, daß er bei aller Sittenlosigkeit einen kühnen und entschlossenen Geist besaß.

Ottave Rime (ital.), Octavreime, s. Stanze.

Ottensen, ein großes und schönes Dorf in Holstein, nahe bei Altona, mit 1500 Einw., dessen Kirchhof durch die Gräber Klopstock's, seiner Meta und seiner 1821 gest. Witwe, des Herzogs Karl Wilh. Ferd. von Braunschweig (s. d.), welcher bis 1818 in dem Grabgewölbe der Kirche ruhte, wie durch die Grabstätte der 1813 vertriebenen Hamburger, berühmt ist.

Otto I., Kaiser, der Große, Kaiser Heinrichs I. Sohn, war 912 geb. Gewaltig als Krieger und Eroberer, war er zugleich stolz und eigennützig. Diese Eigenschaften machten ihm seine Brüder zu Feinden, und selbst seine Mutter so abgeneigt, daß sie Alles anwandte, ihren zweiten Sohn Heinrich auf den Kaiserthron zu erheben. O.'s Festigkeit siegte jedoch über den Wankelmuth der Stände. Er ward 936 in Aachen zum deutschen König gekrönt. Wenzel, dem er das Herzogthum Böhmen gegeben hatte, wurde von seinem Bruder Boleslaus ermordet. Da O. sich weigerte, diesen anzuerkennen, so beschloß derselbe, Böhmen von Deutschland unabhängig zu machen. Ein 14jähriger Krieg begann, der durch Hermann Billung's, nachherigen Herzogs v. Sachsen, Tapferkeit 950 damit endigte, daß Boleslaus die Oberlehnsherrlichkeit des Reichs anerkannte und sich taufen ließ. Die Söhne des verst. Herzogs Arnulf in Baiern strebten ebenfalls nach Unabhängigkeit. O. besiegte sie und gab das Herzogthum Arnulf's Bruder, Berthold (939). Herzog Eberhard von Franken, durch einen königlichen Ausspruch beleidigt, verband sich mit O.'s Stiefbruder Tankmar, welcher zu den Waffen gegriffen hatte, weil O. die Grafschaft Merseburg, sein vermeintes Erbe, einem Fremden gab. Sie hatten sich der Festung Eresburg bemächtigt. O. zwang sie zur Übergabe, und Tankmar ward innerhalb der schützenden Mauern der Kirche neben dem Altare ermordet. Eberhard, der anfangs verbannt worden, später jedoch sein Herzogthum wieder erhalten hatte, erneuerte die Fehde im Bunde mit O.'s Bruder Heinrich, mit Giselbert von Lothringen, O.'s Schwager, und unterstützt vom König von Frankreich, Ludwig (Outremer). Herzog Hermann von Schwaben besiegte sie (939); Eberhard fiel in der Schlacht, Giselbert ertrank im Rheine, und der König von Frankreich schloß Frieden (940) und vermählte sich mit O.'s Schwester, der Witwe Giselberts. Graf Konrad von Worms ward mit Lothringen belehnt und heirathete O.'s Tochter, Luitgard. Seinem Sohne Ludolf gab O. (949), nach des vorerwähnten Hermanns Tode, das Herzogthum Schwaben, und seinem Bruder Heinrich, nachdem die Mutter Beide mit einander versöhnt hatte, Baiern (947). Auch bei den Nachbarn erwarb sich O. durch seine Waffen Hochachtung. Die Dänen, welche in Deutschland eingefallen waren, wurden von ihm über die Eider zurückgetrieben. Der König Harald konnte seine Krone nur unter der Bedingung retten, daß er Dänemark dem deutschen Reiche lehn- und tributpflichtig machte und das Christenthum annahm. In das Meer, das Dänemark von Norwegen scheidet — noch jetzt der Ottensund genannt — stieß er s. Lanze, zum Zeichen, daß nur das Meer seine weitern Fortschritte hemme. König Ludwig rief ihn zu Hülfe gegen seine aufrührerischen Vasallen, unter Anführung des mächtigen Grafen Hugo. O. trieb die Aufrührer zu Paaren und befestigte seines Schwagers Herrschaft. Die Italiener riefen ihn herbei, sie von den Bedrückungen Berengars II. zu befreien. Er besiegte den Thronräuber und vermählte sich mit des vorigen Königs Lothar Witwe, Adelheid, worauf er (951) zu Pavia als lombardischer König gekrönt wurde. Diese zweite Ehe verwickelte ihn nicht nur in weitaussehende Kämpfe wegen des Besitzes von Italien (s. d.), sondern bewirkte auch, daß viele Ausländer an den Hof gezogen wurden und seine würdigsten Familienmitglieder sich aus Mißvergnügen gegen ihn auflehnten. Sein wackerer Sohn, Ludolf von Schwaben, verband sich mit seinem Schwager, dem Herzoge Konrad von Lothringen, jedoch weniger gegen den Vater als gegen den ränkevollen Herzog

von Baiern, O.'s Bruder, der Adelheids Gunst zu erhalten gewußt hatte. Dennoch verloren Beide (954) ihre Herzogthümer. Schwaben erhielt Burkhard, des bairischen Heinrichs Schwiegersohn; Lothringen wurde in zwei Herzogthümer getheilt. Oberlothringen bekam Friedrich, ein Bruder des Bischofs von Metz; Niederlothringen Gottfried, dessen Familie nicht bekannt ist; Beide standen unter der Oberherrschaft des Erzbischofs Bruno von Köln, O.'s Bruder. Kaum waren diese Angelegenheiten geordnet, als die Ungarn in Deutschland einbrachen. Otto schlug sie aber auf dem Lechfelde bei Augsburg (10. Aug. 955) dergestalt, daß sie seit der Zeit keinen neuen Angriff auf Deutschland wagten. Nun zog O. nach Italien, wo Berengar, der ihm den Vasalleneid geschworen, sich empört hatte. Er ward (961) vom Erzbischofe von Mailand zum Könige von Italien und bald darauf (2. Febr. 962) vom Papste Johann XII. in Rom zum Kaiser gekrönt. Dieser schwur dem Kaiser den Eid der Treue; die römische Geistlichkeit versprach künftig keinen Papst anders als in Gegenwart kaiserl. Commissaire zu wählen. O. dagegen bestätigte die verschiedenen dem Papste gemachten Schenkungen, ohne sie jedoch näher zu bestimmen. Bald aber reuete es den Papst, sich in dem Kaiser einen Herrn gesetzt zu haben, und er wagte zu den Waffen zu greifen, während O. in Pavia war. Dieser eilte nach Rom, ließ den Papst absetzen und statt seiner Leo VIII. wählen (963), wofür ihm und seinen Nachfolgern die ausgedehntesten Rechte bewilligt wurden. Kaum war O. nach Deutschland zurückgekehrt, als die Römer frei sein wollten, den Papst absetzten und die alte Verfassung herstellten. O. erschien abermals in Rom und bestrafte die Schuldigen mit dem Tode. Auch der Hof von Konstantinopel wollte ihn nicht als Kaiser anerkennen; allein O. schlug die Griechen in Unteritalien, und der morgenländische Kaiser Johann Zimisces gab die griech. Prinzessin Theophanie O.'s Sohne zur Gemahlin. Bald darauf, den 7. Mai 973, setzte der Tod seiner rastlosen Thätigkeit ein Ziel. O. starb mit dem Ruhme, Karls des Großen Reich in Italien wiederhergestellt zu haben. Er besaß große Eigenschaften, hohen Muth, Geradheit und die strengste Gerechtigkeitsliebe. Die Geistlichkeit, die er als Gegengewicht gegen die weltlichen Vasallen erhob, verdankt ihm in Deutschland ihre Macht; er verlieh ihr Herzogthümer und Grafschaften mit fürstlicher Gewalt. Unter ihm nahm der Bergbau auf dem Harze seinen Anfang. Magdeburg, wo er den Dom baute, war sein Lieblingsaufenthalt. Er liegt in dem Dome begraben. Ihm folgte

Otto II., geb. 955, O.'s I. und der schönen Adelheid jüngster Sohn. Seine Brüder waren vor dem Vater gestorben. Dieser ernannte ihn zu seinem Mitregenten und ließ ihn zum römischen Könige krönen, sodaß Otto II. der erste römische König war, den uns die Geschichte der Deutschen aufstellt. Er hatte von seinem Vater jenen heftigen, unsteten Geist geerbt, der sich mit großen Entwürfen beschäftigt und zu ihrer Ausführung eilt, bevor sie noch völlig gereift sind. Da er schon im 29. J. seinen mißlungenen Entwürfen unterlag, so hatte er nicht das Glück, die Welt mit den Übereilungen seiner Jugend auszusöhnen. In den ersten Jahren führte Adelheid die Zügel der Regierung. Als O., der Abhängigkeit müde, sich vom Hofe entfernte, brach ein Bürgerkrieg aus, an dessen Spitze sein Vetter, der junge Herzog von Baiern, Heinrich, stand. O. verfuhr mit Strenge gegen ihn, nahm ihm Baiern und verlieh es Otto von Schwaben (978), seinem Neffen, der dadurch zum Besitz zweier großen Lehen gelangte. Mit König Lothar von Frankreich gerieth er über Lothringen in Krieg. Dieser überfiel ihn 978 in Aachen; O. mußte sich zurückziehen, sammelte aber sogleich ein Heer, trieb Lothar zurück, verheerte die Champagne und drang bis Paris vor, dessen Vorstädte er verbrannte. Auf dem Rückmarsche ward er zwar an der Aisne geschlagen, im J. 980 aber schlossen sie Frieden, und Lothringen verblieb in seiner bisherigen Verbindung mit dem deutschen Reiche. In Italien suchte O. seine Macht dadurch

fester zu begründen, daß er die Griechen aus dem Überreste des Exarchats in Apulien und Calabrien verdrängen wollte. Diese riefen aber die Araber (981) von Sicilien zu Hülfe, und O. erlitt bei Basentello in Calabrien (13. Juli 982) eine völlige Niederlage. Er selbst floh vor den ihn verfolgenden Arabern nach dem Meere, warf sich in dasselbe und ward von einem vorbeisegelnden griech. Schiffe aufgenommen, weil er versprach, sich nach Konstantinopel bringen zu lassen, wenn man ihn vorher zu Rosano in Calabrien aussetzen würde, wo seine Gemahlin, eine geborene Griechin, sich mit großen Schätzen befände. Man benachrichtigte Theophanien von dem Schicksale ihres Gemahls. Der griech. Befehlshaber aber erlaubte Keinem den Eintritt ins Schiff, außer einem deutschen Bischofe und den Mädchen, welche die zugesicherten Schätze überbringen sollten. Die Griechen, von Gelddurst ergriffen, waren eben mit diesen Kostbarkeiten beschäftigt, als O. sich ins Meer stürzte, um sich durch seine Fertigkeit im Schwimmen zu retten. Zwar wollten ihn die Griechen daran hindern, aber unter jenen Mädchen befanden sich verkleidete Jünglinge, welche die Flucht ihres Kaisers sicherten. So entkam O. der Gefahr, aber seine Gesundheit war zerrüttet. Auf einem Reichstage zu Verona, wo sein 3jähriger Sohn zum Nachfolger ernannt wurde, beschloß man die Griechen und Araber anzugreifen und selbst Sicilien zu erobern. Aber O. erlag seinem Kummer in der Blüthe seines Lebens. Er starb zu Rom den 7. Dec. 983. Sein Sohn, Otto III., der ihm folgte, war 980 geb., und starb schon 1002. Mit ihm erloschen der Mannsstamm des sächsischen Kaiserhauses.

Otto, Pfalzgraf von Wittelsbach, der Mörder Philipps von Schwaben, war ein Brudersohn Ottos des Großen von Wittelsbach, seit 1180 Herzog in Baiern und Stammvaters des noch jetzt regierenden bairischen Fürstenhauses. Philipp v. Schwaben, König der Deutschen, für welchen er gegen Kaiser Otto IV. tapfer kämpfte, hatte ihm eine seiner Töchter zur Gemahlin versprochen, aber, vor dem Charakter O.'s gewarnt, sein Wort nicht gehalten; als sich O. nachher mit der Tochter eines polnischen Herzogs vermählen wollte, gab ihm Philipp statt des versprochenen Empfehlungsschreibens einen Brief mit, worin der Herzog vor ihm als einem Unruhestifter gewarnt und gebeten wurde, ihn seiner eignen Sicherheit wegen zu verhaften. O. ahnete Betrug, erbrach den Brief und eilte voll Zorn und Rache (1208) nach Bamberg, wo eben Philipp seinen Hof hielt. Er drang (21. Juni) mit bloßem Schwerte in sein Gemach und versetzte ihm eine tödtliche Wunde am Kopfe, an welcher er bald starb. In der ersten Bestürzung der Hofleute entkam O. aus dem Schlosse. Aber Otto IV. erklärte den Mörder (1208) auf dem Reichstage zu Frankfurt a. M. und bald nachher auf dem zu Augsburg für vogelfrei. Der Marschall v. Pappenheim traf 1209 den Geächteten auf der Flucht an der Donau und ermordete ihn, worauf auch O.'s Schloß, Wittelsbach in Oberbaiern, zerstört wurde. Babo (s. d.) hat diese Geschichte dramatisch bearbeitet.

Otto von Freisingen, des Markgrafen von Östreich, Leopolds des Heil., und der Agnes (Tochter Kaiser Heinrichs IV.) Sohn. Sein Vater, der ihn dem geistlichen Stande widmete, ernannte ihn zum Propste des von ihm gestifteten Klosters zu Neuburg, übertrug aber die Verwaltung dieses Amts einstweilen einem Andern, bis O. von Paris, wohin er ihn wegen seiner Studien gesendet hatte, zurückgekehrt sein würde. Vorzügliche Talente, eine ungemeine Gelehrsamkeit und seine edle Geburt versprachen dem jungen O. die glänzendsten geistlichen Würden; aber fern von allem Ehrgeize, trat er auf seiner Rückreise von Paris zu Morimont in Burgund in den Cistercienserorden u. ward in kurzem Abt dieses Klosters. Hier würde er in frommer Sitte sein Leben hingebracht haben, hätte ihn nicht sein Stiefbruder, Kaiser Konrad III., 1137 veranlaßt, das Bisthum Freisingen anzunehmen, das er 20 J. bis an seinen Tod (22. Sept. 1158) verwaltete. Durch eine allgemeine Geschichte (gewöhnlich mit Unrecht Chronik genannt) bis 1146, und

durch eine Geschichte Kaiser Friedrichs I. hat er sich unter den deutschen Historikern des Mittelalters einen ehrenvollen Rang erworben. Hat auch sein Styl bisweilen etwas Gezwungenes und Gekünsteltes, so zeigt doch die ganze Behandlung des Stoffs den mit dem Leben und Treiben der großen Welt vertrauten Mann. Seine Verwandtschaft mit dem Kaiserhause verschaffte ihm die genauesten Nachrichten und wichtige Urkunden, die er ganz einrückte. Seine mit Unrecht bezweifelte Unparteilichkeit machen ihn höchst schätzenswerth; am schönsten hat er sie in der Schilderung der Streitigkeiten zwischen dem Papste und dem Kaiser bewährt, bei welcher er, an die eine Partei durch seine Verhältnisse als Geistlicher, an die andre durch seine Blutsfreundschaft geknüpft, allerdings einen mißlichen Standpunkt hatte. Übrigens war seine Ansicht der Geschichte, als eines großen Trauerspiels, welche durch sein ganzes Werk hindurch geht, gewiß nicht mönchische Frömmelei, sondern tiefgeschöpftes Ergebniß aus den Schicksalen seiner eignen Familie und aus den Ereignissen, welche die damals in trüben Massen gährende Welt seiner Beobachtung darbot. Neueste Ausg. seiner Schriften in Urstisius's „Sammlung deutscher Geschichtschreiber"; seine Geschichte Friedrichs I., deutsch bearbeitet in Schillers „Memoiren", 1. Abth., 2. Bd.

Ottokar II., Primislaus, König von Böhmen seit 1253, Herzog von Östreich seit 1251, der erste Erbauer Königsbergs in Preußen (auf einem Kreuzzuge 1254), war ein kriegerischer, kronensüchtiger Fürst, der eine Menge Gewaltthaten auf sein Haupt häufte. Er schändete, wie man behauptet, die Tochter seines Vasallen, Benesch von Diedity, und zog sich dadurch die Feindschaft des mächtigen Hauses der Rosenberg zu. Nachdem er Steiermark durch den Sieg auf dem **Marchfelde** (s. d.) 1260 behauptet hatte, ließ er Gertruden, Friedrichs von Östreich Mutter, aus ihrer letzten Freistatt vertreiben. Er verstieß seine unfruchtbare Gemahlin, Margaretha von Östreich (1261), um sich mit Kunigunden von Massovien, der Enkelin Belas, zu vermählen, die mit Zawisch von Rosenberg buhlte. Er ließ den Benesch nebst dem Otto von Meißau in dem Hungerthurme zu Eichhorn verbrennen u. s. w. O. ward seines frühern Waffengefährten, Rudolfs von Habsburg, tödtlicher Feind, als dieser zum Kaiser erwählt wurde und im Namen des Reichs die usurpirten Rechte von ihm zurückfoderte. Besiegt vom Kaiser 1277, leistete er demselben auf der Donauinsel Kamberg die Huldigung. Daß hier die Vorhänge des Zeltes niedergefallen seien, sodaß beide Heere den O. vor dem Kaiser kniend erblickten, ist eine unerwiesene Sage. Bald aber, durch Kunigundens Schmähungen gereizt, brach O. seinen Eid und bereitete sich selbst den Untergang. O.'s Schicksal während 18 J., von seinem Sieg über Bela IV. von Ungarn bei Kroissenbrunn (1260), bis zu seinem Falle in der Schlacht am Weidenbache bei Stillfried oder Marchegg (26. Aug. 1278) auf dem Marchfelde, gegen Kaiser Rudolf, hat Grillparzer den Stoff zu einem Trauerspiele: „König Ottokars Glück und Ende" (Wien 1825) gegeben. In dieser Schlacht hatte ihn ein Rosenberg, des Benesch Bruder, mit seinem Heerhaufen verrätherisch verlassen, und ein Merenberg, der unter des Kaisers Fahnen focht (gegen Rudolfs Befehl), im Kampfe getödtet. Ihm folgte in Böhmen und Mähren sein Sohn Wenzeslav II.

Ottomanische Pforte, s. Osmanen.

Otus, s. Aloiden.

Otway (Thomas), Tragödiendichter, geb. 1651 zu Trotting in Sussex, erhielt seinen ersten Unterricht zu Winchester und bezog 1669 die Universität zu Oxford, die er aber vor Beendigung seiner Studien verließ. Er betrat in London die Bühne, jedoch ohne Erfolg. Glücklicher war er als Theaterdichter. 1675 wurde sein erstes Trauerspiel „Alcibiades" gegeben; und 1676 „Don Carlos", der mit großem Beifalle aufgenommen wurde. Seine theatralischen Arbeiten verschafften ihm vornehme Bekanntschaften, durch welche er 1677 eine Anstellung als Cor-

net bei den nach Flandern bestimmten Truppen erhielt. O. folgte zwar seinem Regimente, kam aber bald in seiner gewohnten Dürftigkeit nach London zurück. Hier erwarb er durch Arbeiten für das Theater seinen Unterhalt, den jedoch Mangel an Aufmunterung und Ausschweifungen sehr schmälerten. Er übersetzte „Titus und Berenice" und „Scapin's Ränke" aus dem Französischen, und schrieb 2 neue Tragödien: „The Orphan" (1680) und „Venice preserved" (1682). Beide haben sich auf der Bühne erhalten und seinen Ruf gegründet. (S. Englisches Theater.) Wäre O. auf diesem Wege fortgegangen, so würde er gewiß noch größere Werke geliefert haben, aber die äußerste Noth, aus der er sich nie emporarbeiten konnte, machte seinem Leben schon 1685 ein Ende. Sein Tod erregte zwar Theilnahme, aber sein unsittlicher Charakter hatte ihn um die allgemeine Achtung gebracht.

Oudinot (Charles Nicolas, Herzog v. Reggio), Marschall und Pair von Frankreich, geb. den 2. April 1767 zu Bar-sur-Ornain, aus einer angesehenen Kaufmannsfamilie, diente von seinem 16. J. an, war ein eifriger Anhänger der Revolution und machte sich bekannt im Sept. 1792 durch die Vertheidigung des Schlosses Bitsch gegen die Preußen. Tapfer bis zur Verwegenheit, oft und schwer verwundet, stieg O. durch glänzende Thaten zum Divisionsgeneral 1799. Er trug viel zu dem Siege bei Zürich bei, ward Chef des Generalstabes bei Masséna, dem er während der Belagerung von Genua wichtige Dienste leistete. 1805 befehligte O. das neugebildete Grenadiercorps der Armee, bemächtigte sich nach der Einnahme von Wien der Taborbrücke, indem er dem östr. Kanonier die brennende Lunte aus der Hand riß. Napoleon erhob ihn 1807 in den Grafenstand. Am 14. Juni 1807 widerstand er der russ. Armee bei Friedland so lange, bis Napoleon mit dem Heere ankam, um den Sieg zu vollenden. Nach dem Frieden von Wien 1809 ernannte ihn Napoleon zum Marschall und zum Herzog von Reggio. 1812 befehligte er das 12. Corps, war einige Monate lang Gouverneur von Berlin, kämpfte glorreich an der Düna und an der Beresina, wurde schwer verwundet und entging nur durch seinen Muth der Gefangenschaft. Im Feldzuge 1813 verlor er am 23. Aug. die Schlacht bei Großbeeren (s. d.). Dann nahm er an der Schlacht bei Leipzig und an den meisten Schlachten 1814 Theil. Nach der Capitulation von Paris erklärte er sich für die provisorische Regierung. Ludwig XVIII. stellte ihn als Generaloberſten der Grenadiere und königl. Jäger an. Während der hundert Tage lebte er auf seinem Landgute. Nach der 2. Restauration ernannte ihn der König zum Commandanten der pariser Nationalgarde, eine Stelle, die bei der Auflösung dieser Garde 1827 einging. 1823 war er Gouverneur von Madrid.

Ouen, St.- (Villa sancti Audoeni), ein in der Geschichte Frankreichs oft erwähntes Dorf, im Depart. der Seine, Arrondissement von St.-Denys. Nach daselbst gefundenen Inschriften besaß schon Dagobert ein Haus oder Schloß auf der Stelle in St.-Ouen, wo jetzt die Villa eines Herrn Doria steht, die früher dem Prinzen von Soubise gehörte, doch kommt St.-Ouen selbst erst im 13. Jahrh. bei den Geschichtschreibern vor. Zu dieser Zeit soll der Geheimschreiber des Königs, Wilh. v. Crespy, auf dem Platze, wo jetzt das Dorf steht, einen großen Maierhof gebaut haben, den später seine Erbin, Agnes von Crespy, dem Grafen von Alençon, Karl von Valois, mit der Bedingung übergab, daß dafür ihre Nachkommen von allen Abgaben befreit würden. Von nun an ward St.-Ouen sehr erweitert und verschönert und häufig der Aufenthaltsort vornehmer Personen. Als 1351 König Johann den Ritterorden vom Stern stiftete, wies er demselben das Schloß (Noble maison) von St.-Ouen zu seinem Versammlungsort an und die Ritter wurden darnach in der Folge oftmals „Chevaliers de Noble-Maison" genannt. Schon vor der Aufhebung des Ritterordens vom Stern unter Karl VIII. hatte das Noble-Maison aufgehört ein königliches Eigenthum zu sein, und war zu Ende der Regie-

rung Ludwig XI. in die Hände der Mönche von St.-Denys unter der Bedingung gekommen, daß sie Gott für die Erhaltung des Lebens dieses Königs bitten sollten. In neuern Zeiten besaßen der geistvolle Herzog von Nivernois, der Prinz Rohan u. a. Große des Reichs Landhäuser in St.-Ouen, die jetzt zum Theil durch die Ereignisse in der Revolution zu andern Zwecken, als Vergnügung einzelner Vornehmen verwendet werden, wie sich denn z. B. in den ehemals dem Prinzen Rohan gehörigen Gebäuden die Spinnmaschinen des Herrn Louis Ternaux (s. d.) befinden. Auch erließ von hier aus Ludwig XVIII. den 2. Mai 1814 die berühmte Declaration, in welcher er sich verpflichtete, Frankreich als ein constitutionneller König nach liberalen u. verfassungsmäßigen Normen zu regieren. (Vgl. Ludwig XVIII. und Frankreich.)

Ourcq (der Canal von), eine Schöpfung Napoleons, versorgt Paris mit gutem Wasser, und hilft somit einem der dringendsten Bedürfnisse jener Hauptstadt, wenigstens zum größten Theile ab. Schon vor und während der Revolution faßte man den Gedanken, einige kleine Flüsse mittelst eines Canals nach Paris zu führen, um dadurch dem Mangel an gutem Wasser zu begegnen. Das Werk kam jedoch nie zur Ausführung. Endlich befahl Bonaparte, als erster Consul, einen Canal von der Ourcq an zu graben und einen Theil des Wassers von diesem Flusse sowol als von der Bauveronne nach Paris in das Bassin de la Vilette zu leiten, aus welchem dann die Fontainen und Brunnen der Stadt ihren Zufluß ziehen sollten. Das Werk wurde den 2. Sept. 1802 begonnen und mit solcher Regsamkeit betrieben, daß man bereits 1805 die Schleusen öffnen und das Wasser in das Bassin konnte strömen lassen. Doch ist das Werk in dem ganzen Umfange, den ihm Napoleon geben wollte, bis jetzt noch nicht vollendet. 1822 kamen auf diesem Canal 769 Fahrzeuge mit Holz, Kohlen, Mehl ꝛc. und 2617 Flöße nach Paris.

Ouseley (Sir Gore), älterer Bruder des Sir William, ein großer Orientalist, obgleich nicht als Schriftsteller bekannt, geb. den 24. Juni 1770 in Wales, aus uraltem Geschlechte, ging jung nach Ostindien und zeichnete sich so aus, daß ihn der Nabob von Auhd und Lucknow als Feldadjutanten, vertrauten Secretair und Befehlshaber der Leibwache in seine Dienste nahm. Auch beehrte ihn der Kaiser von Hindostan, Schach Allum, mit einem Adelsbriefe. Sein König erhob ihn 1788 zum Baronet von Großbritannien und Irland. Als Bonaparte sich bemühte, den persischen Hof zu gewinnen, um desto leichter die Engländer in Ostindien anzugreifen, mußte das Cabinet zu St.-James auf Gegenanstalten denken und schickte daher 1810 eine prachtvolle Gesandtschaft nach Persien. Der Erfolg derselben beruhete hauptsächlich auf den Gesandten, und da kein Mangel an tüchtigen Männern war, so gereichte es dem Sir Gore Ouseley zu nicht geringer Ehre, daß ihn der König zu einem so wichtigen Posten wählte. Wirklich gibt es nicht viele Europäer, die so genau mit dem Orient bekannt wären und so vollkommen persisch sprechen als er. Ihn begleitete sein Bruder William als Privatsecretair. Die bezielte Absicht wurde ganz erreicht, und die Freundschaft des britischen mit dem persischen Hofe fest begründet. Mit der Gesandtschaft kehrte ein vornehmer persischer Botschafter nach England zurück. Die gelehrte Ausbeute jener Sendung ist von Sir William, dem Bruder des Gesandten, in einem trefflichen Werke „Travels in various countries of the East, more particularly Persia" (Lond. 1820 fg., 3 Bde., 4.) den Orientalisten und Freunden der Länderkunde mitgetheilt worden. Die „Göttingischen Anzeigen" (1821, Nr. 80) nennen es „die gelehrteste und wichtigste Reisebeschreibung von Persien unter allen, welche von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten erschienen sind". 62.

Ouseley (Sir William), einer der berühmtesten Orientalisten unserer Zeit, geb. in Monmuthshire 1771, besuchte 1787 Paris, um sich in der franz. Sprache zu vervollkommnen. 1788 ward er Officier bei dem 8. britischen Drago-

nerregimente, welches damals in Irland stand. Alle seine Nebenstunden widmete er dem Studium der morgenländischen Sprachen, und verließ deßhalb nach dem Feldzuge gegen die Franzosen 1794 den Dienst. Zu diesem Zwecke besuchte er die Universität Leyden und gab 1795 seine „Persian miscellanies" etc. heraus. Darauf ward er als Major zu einem Dragonerregimente nach Carlisle abgerufen. Als dieses Regiment bald nachher aufgehoben wurde, ging er nach London, um sich seinen Lieblingswissenschaften zu widmen. Die Universität Dublin ertheilte ihm die Doctorwürde. Mehre Universitäten und gelehrte Gesellschaften ertheilten ihm Ehrenbezeigungen. Als mit dem persischen Hofe Unterhandlungen eröffnet wurden, begleitete er seinen Bruder als Privatsecretair. Zu s. Schriften gehören „Oriental collections" (1797, 3 Bde., 4.), theils Auszüge und Übersetzungen aus arab., persischen, türkischen Handschriften ꝛc., theils Abhandlungen; „Observations on some medals and gems, trading inscriptions in the pehlavi or ancient persic character" (1801, 4.); eine Übersetzung Ibn Haukal's u. A. (Vgl. Persische Literatur.) Von seiner beträchtlichen Sammlung pers., arab. und türk. Handschriften hat er einen beschreibenden Katalog verfaßt und „Anekdoten aus der oriental. Bibliographie" 1827 herausgegeben.

Ouverture (Eröffnung) bedeutet ursprünglich ein größeres Instrumentaltonstück, welches einen Gegenstand einleitet. Vorzüglich findet sie statt bei einem größern musikalischen Ganzen, wie z. B. Oper, Oratorium ꝛc., wo sie den Eindruck des Ganzen vorbereiten soll, und unterscheidet sich dadurch von der eigentlichen Introduction, wie man in der italienischen Oper gewöhnlich das erste Gesangstück selbst nennt. Aber auch Werken der Poesie, z. B. Schauspiel, dient sie zur Vorbereitung, wofern sie nicht, wie Jean Paul irgendwo sich ausdrückt, ein musikalisches Geschnörkel u. Gekrätzel ist, welches das Plaudern und Lärmen des Publicums zu den Musikern überträgt, die nun jenem zurufen: Sammeln Sie sich, Geehrte! es wird bald angehen! Von der edlern Art ist z. B. Beethovens Ouverture zu Göthe's „Egmont". In geringerm Zusammenhange steht schon die Ouverture mit Dem, was auf sie folgt, in gewöhnlichen Concerten, wenn nicht bei der Wahl derselben auf die folgenden Tonstücke Rücksicht genommen ist. Ist aber die Ouverture zugleich ein selbständiges Musikstück, so kann man sie auch ohne Das, was sie vorbereiten soll, und daher sogar am Schlusse eines Concerts geben, wobei sie freilich ihre unmittelbare Bestimmung nicht vollkommen erreicht. Denn diese Bestimmung ist, das Gemüth des Zuhörers in einen bestimmten Zustand zu versetzen, durch welchen er für das Eingeleitete empfänglich wird und in ihrer höchsten Bedeutung zugleich den Charakter des folgenden Ganzen in seiner Gesammtheit anzudeuten. Die dürftigste Gestalt der Ouverture mochte ursprünglich darin bestehen, daß man die Aufmerksamkeit des Publicums durch einige Töne aufzuregen suchte, wozu selbst eine Fanfare hinreichend war. Die höhere Bedeutung erhielt sie, als sie eine dem Gegenstand selbst angemessene Vorbereitung wurde. Hier ist ein Doppeltes möglich, im Fall sie ein aus mehren Tonstücken bestehendes Ganzes — wie namentlich die Oper ist — einleitet; daß sie nämlich ein den Charakter dieses Ganzen im Allgemeinen aussprechendes Instrumentaltonstück sei, und daher auch im Style mit demselben in Übereinstimmung stehe, wie z. B. Mozart's Ouverture zu „Figaro"; oder daß sie diesen Charakter insbesondere auch durch Zusammenfassung und Verbindung der bedeutsamsten musikalischen Gedanken, welche in der Oper vorkommen, ausspreche und gleichsam nach seinen Hauptzügen entwerfe. Diese Foderung ist zuerst von den Franzosen gemacht und von ihren größten dramatischen Tonsetzern (namentlich Cherubini) und den neuern deutschen Operncomponisten (wie vornehmlich K. M. v. Weber im „Freischütz" u. „Oberon") beobachtet worden. Wir sagten aber mit Absicht Verbindung, nicht künstliche Zusammensetzung, wodurch eine solche Ouverture das Ansehen einer steifen Mosaik

haben würde. Es fragt sich aber, ob die Ouverture zu einer Oper überhaupt wesentlich nothwendig ist? Die Erfahrung scheint das Gegentheil zu beweisen. Es kann nämlich eine Oper mit einem kurzen Instrumentaltonstücke (ich will dies Instrumentalintroduction nennen) anfangen, welches nur in die erste Situation einleitet (wie z. B. in Spohr's Oper „Zemire u. Azor") oder mit der eigentlichen Introduction selbst, das heißt dem ersten Gesangstück, welchem ein Ritornell des Instrumentalorchesters vorausgeht, wie dies besonders bei einigen Opern Rossini's der Fall ist. Indessen ist eine Einleitung in das Einzelne der Einleitung in das Ganze gewiß vorzuziehen, wenn von vollkommener Gestalt eines großen Musikwerks die Rede ist, und der Tonsetzer erhält, wenn er die obige Anfoderung mit Geist und Freiheit zu erfüllen weiß, den Sinn und Geist seines ganzen Werks in ein vorbereitendes Instrumentalstück gleichsam zusammenzudrängen, den großen Vortheil, seine Zuhörer in die Stimmung, welche zur Auffassung und Beurtheilung desselben von vorn herein nothwendig ist, vollkommen versetzt und die Aufmerksamkeit des vor die Bühne tretenden Zuschauers gleich auf den Mittelpunkt der Sache, von dem die eigentliche Introduction nach Beschaffenheit des Inhalts der ersten Scene oft etwas fern liegt, hingelenkt zu haben. Zweckmäßig würde daher nur dann die Instrumentalintroduction an die Stelle der Ouverture treten, wenn die erste Situation des Ganzen schon gleichsam den Keim des ganzen Dramas enthält. Mit der eigentlichen Introduction (Vocalintroduction) aber anfangen, hat in der Regel den Nachtheil, daß dadurch auf das erste Tonstück verhältnißmäßig ein zu großes Gewicht fällt, ohne daß doch die Zuhörer gehörig vorbereitet sind, es in seiner wahren Bedeutung aufzufassen. Am meisten wird die Ouverture ihrer Bestimmung entsprechen, wenn sie nicht bloß das Ganze (einer Oper oder eines Oratoriums) einleitet, sondern zugleich sich auch insbesondere an das nachfolgende Tonstück anschließt. Was die äußere Form der Ouverture anlangt, so unterscheidet man sie heutzutage von der Symphonie dadurch, daß sie aus einem großen Musikstücke besteht, in welchem jedoch mehre in ununterbrochener Folge verbundene Musiksätze enthalten sein können, während die Symphonie ein aus mehren durch eine musikalische Idee zusammenhängenden Musikstücken gebildetes Werk der Tonkunst ist. Doch müssen wir bemerken, daß in früherer Zeit die Namen Symphonie und Ouverture gleichbedeutend gebraucht wurden, wie noch jetzt Franzosen und Italiener auch die Ouverture Symphonie nennen, wovon der Grund der Mangel an Ausbildung oder Anwendung beider als besonderer Musikwerke ist und war. Denn früher hatte man einestheils die Instrumentalmusik noch nicht zu der Höhe erhoben, daß sie durch mehre ausgeführte Musikstücke ein großes Ganzes darstellte, an welchem das ganze Reich des Orchesters Antheil nimmt; anderntheils aber nahm man es mit dem Zusammenhange eines zur Einleitung der Opern oder Oratorien bestimmten Stückes mit dem Einzuleitenden nicht so genau, wie bei gereifter Kunst. Jene Nationen aber haben für die Ausbildung der eigentlichen Symphonie wenig gethan, und es ist wol ihrem Temperament zuzuschreiben, daß sie auch in Concerten, wo die Instrumentalmusik in ihrer höchsten Selbständigkeit auftreten kann und also auch die Symphonie einheimisch ist, die kürzere und gedrängtere Darstellung der Ouverture vorziehen, die sie daher in der allgemeinen Bedeutung des Worts ebenfalls Symphonie nennen. Die ältesten Ouverturen nun hatten eine Fuge zum Hauptsatz, dem ein nicht weitläufig ausgeführtes Grave im Viervierteltakte voranzugehen pflegte, welches in der Dominante schloß. Oft wurde auch das Grave nach der Fuge wiederholt. War eine Ouverture für das Concert bestimmt, so setzte man oft wol auch eine leichte Tanzmelodie hinzu. Jene ältere Form haben auch die meisten Ouverturen zu Händel's Oratorien. Später kam eine andre Form der Ouverturen auf, welche z. B. Mozart noch in seiner „Entführung aus dem Serail" beobachtete. Man verband nämlich in den Ouverturen

drei Musiksätze von verschiedener Bewegung, wovon der erste ein Allegro, der zweite ein Andante, der dritte wieder ein Allegro oder Presto war. Ein glänzendes leidenschaftliches Allegro, welchem ein kurzer Satz von langsamer Bewegung und feierlichem Charakter vorhergeht, ist die jetzt am meisten gewöhnliche Form der Ouverture, wozu Gluck in seiner Ouverture zur „Iphigenia in Aulis" das Vorbild lieferte. Die Stelle, welche die Ouverture einnimmt, und die in ihrer Bestimmung liegende Foderung, den Zuhörer vorzubereiten und zu gewinnen, ohne ihn doch zu ermüden, macht einen feierlichen glänzenden Charakter u. eine gedrängte Behandlung der musikalischen Gedanken, durch welche sich die Ouverture zur Symphonie im eigentlichen Sinne fast wie das Drama zum Epos verhält, nothwendig, und daß ist die letztere Form sehr anwendbar. Doch leugnen wir damit nicht, daß die Ouverture nach Beschaffenheit Dessen, was sie vorbereiten und einleiten soll, im Besondern die verschiedensten Formen annehmen könne. T.

Ouvrard (Gustav Julien), geb. zu Nantes um d. J. 1775, früher daselbst Kaufmann, erwarb durch wohl berechnete Speculationen große Reichthümer. Genau die Lage der Dinge und die Menschen kennend, übernahm er wichtige Lieferungsverträge, sowol während der Revolution und unter Napoleon, als auch nach der Restauration der Bourbons. Fouché brauchte ihn zu einer geheimen Sendung in England 1810, um wegen des Friedens die brit. Regierung zu erforschen. Da Napoleon in derselben Absicht einen geheimen Boten nach London geschickt hatte, so richteten Beide nichts aus und mußten England verlassen. O. kam deßwegen ins Gefängniß und Fouché verlor seinen Ministerposten. O.'s letztes Geschäft, die Verpflegung der franz. Armee, welche 1823 in Spanien die absolute Regierung wiederherstellte, verwickelte ihn in eine Untersuchung, die sich jedoch 1826 mit seiner Freisprechung endigte. Er erzählt dies Alles sehr anziehend in seinen „Mémoires sur sa vie et sur ses opérations financières" (Paris 1826, 2 Thle.), wovon in einem Jahre 4 Aufl. erschienen. Ein 3. Thl. erschien 1827. Schon 1814 und später hatte O. mehre Denkschriften über die Lage der franz. Finanzen herausgegeben.

Ovale, in der Geometrie eine geschlossene, krummlinige, regulaire Figur, deren zwei Hauptdurchmesser ungleich sind. (Vgl. Ellipse.)

Ovation, s. Triumph.

Overbeck (Friedrich), geb. zu Lübeck am 3. Juli 1789, bildete sich für die Kunst seit 1806 in Wien, wo seine Studien die spätere Richtung seines Geistes verriethen. Man machte es ihm zum Vorwurf, daß er wie Giotto zeichne. In Begleitung des zu früh verst. talentvollen Pforr aus Frankfurt a. M. (Sohn des verdienten Pferdemalers), zog er 1810 nach Rom, das er seitdem nicht wieder verlassen hat. Eine Madonna, die er 1811 ausstellte, verschaffte ihm allgemeine Anerkennung. Ein Beleg seiner frühesten Manier ist seine Anbetung der Könige (im Besitz der verwitw. Königin von Baiern). O. gehört zu Denen, welche der Einfachheit der frühern italienischen und deutschen Malerei am entschiedensten gehuldigt haben, und dessen Werke daher die Geistesverwandtschaft mit den damals in Rom lebenden deutschen Malern, Koch, Cornelius, K. Vogel, Joh. und Ph. Veit, Schadow, Eggers, später Schnorr u. A., am klarsten darthun. Von den wenigen Bildern dieses Künstlers ist der Einzug Christi in Jerusalem, ein Gemälde, das er schon in Wien anfing, aber erst in Rom vollendete und 1824 ausstellte, in Deutschland am bekanntesten geworden; gegenwärtig befindet es sich zu Lübeck. Durch den Marchese Massimi mit erwählt, seine Villa mit Frescobildern zu schmücken, fiel ihm, vielleicht seinem Genius weniger zusagend, Tasso zu. Die glückliche Auffassung dieses Gegenstandes und die Lebendigkeit seiner Darstellung ist jedoch auch außerhalb Italien durch den ausgeführten Carton anerkannt worden, der Olint und Sofronia darstellt und gegenwärtig sich im Besitze

des Hrn. v. Quandt zu Dresden befindet. Weil O. nicht rasch arbeitet, so sind seine Bilder weniger zahlreich. Einige seiner Zeichnungen, welche Frau v. Humboldt besitzt, und sein Carton zu Frankfurt, den Verkauf des Knaben Joseph darstellend, sowie der genannte, der bei der Ausstellung zu Rom 1819 allgemeinen Beifall fand, sind vollgültige Zeugnisse seines Künstlerberufs. Sein frommes Gemüth gab ihm von der frühesten Zeit an eine Richtung zu religiösen Gegenständen. Und obschon diese Ähnlichkeit seines Sinnes mit dem der ältern Meister auch eine gewisse Härte, die diesen eigenthümlich war, herbeigeführt haben mag, so haben doch seine neuesten Arbeiten bewiesen, daß sein inniges Schönheitsgefühl in Gestalt, Ausdruck, Stellung und Anordnung auch über diese Ängstlichkeiten Herr geworden ist. 19.

Ovidius (Publius), m. d. Bein. Naso, einer der berühmtesten römischen Dichter des augustischen Zeitalters. Er war aus ritterlichem Geschlechte, geb. zu Sulmo im Lande der Peligner, vor Chr. 43. Wenn er auch an Gediegenheit und künstlerischer Vollendung einigen seiner Zeitgenossen nachsteht, so wird er doch von keinem derselben in anmuthiger Leichtigkeit und Gewandtheit übertroffen, wiewol er mitunter in leere Geschwätzigkeit, witzelnde Antithesensucht und frostige Spielerei verfällt. Aber glücklich weiß er die kleinen, eigenthümlichen Züge menschlicher Leidenschaft aufzufassen und darzustellen. Manche seiner Erzählungen aus dem Gebiete der Idylle und Romanze sind ungemein lieblich und lebendig, z. B. die von Pyramus und Thisbe, von Dädalus und Ikarus, von Philemon und Baucis. Ovid sagt selbst in der merkwürdigen Elegie (der 10. d. 4. Buchs seiner Trauergesänge), wo er sein inneres und äußeres Leben schildert, er sei zum Dichter geboren. Trotz der Ermahnungen seines Vaters, der einen tüchtigen Rechtsgelehrten aus ihm bilden wollte, habe ihn schon als Knabe ein geheimer, unwiderstehlicher Trieb zum Dienste der Musen hingezogen; vergeblich habe er sich bemüht, den Wunsch seines Vaters zu erfüllen, was er geschrieben, sei von selbst zum Verse geworden. Auf Reisen in Griechenland und Asien bildete er sich weiter aus. Sein Hang zur Gemächlichkeit und zum fröhlichen Lebensgenusse, bei welchem ihm sein ansehnliches Vermögen zu statten kam, machte es ihm unmöglich, viel Zeit auf die Vollendung seiner Verse zu wenden, die auch in mangelhafter Gestalt von der großen Menge mit Begierde gelesen wurden; denn die Sinnlichkeit fand in ihnen reichliche Nahrung, und auch die Edlern wurden durch das Anmuthige der Darstellung und durch die Wahl des Stoffs vielfach angezogen. Sein berühmtestes Gedicht, welches die Mythologie poetisch zu umfassen strebt, sind die „Metamorphosen" oder Verwandlungen, in Hexametern geschrieben; ein seltsames Werk, wenn man es als ein Ganzes betrachtet, was es doch unstreitig nach dem Plane des Dichters sein sollte. An einen Faden gereiht, den man nicht selten in Gefahr ist, ganz aus dem Auge zu verlieren, windet sich der bunte Kranz der mannigfaltigsten Erzählungen von dem gestaltlosen Chaos an, aus dem man das schön geordnete Weltall mit Allem, was darin lebt und webt, sich entwickeln sieht, durch die mythische Zeit und alle Weltalter hindurch bis zu den Tagen Julius Cäsar's. Jede dieser Erzählungen endigt mit einer Verwandlung; aber diese erscheint oft als Nebensache, während nicht selten eine lange Reihe von Versen, die darauf nicht die geringste Beziehung haben, das Vorzüglichste und Anziehendste enthält. Ähnlich ist ein andres Gedicht Ovid's in Distichen, wo an die merkwürdigen Tage und Feste des römischen Calenders Erzählungen aus der Mythologie und aus der ältern römischen und italienischen Geschichte geknüpft sind. Es ist überschrieben „Fasti", umfaßt aber in 6 Büchern nur die 6 ersten Monate. Auch Sänger der Liebe ist O., aber nicht der himmlischen. Jene göttliche Begeisterung, die in der Liebe unendlich mehr ahnet und ahnen läßt als einen flüchtigen Sinnenrausch, war jener Zeit fremd. Wir haben noch 3 Gedichte von ihm, welche sich auf die Liebe beziehen,

sämmtlich im elegischen Versmaße. Zuerst „Amores", römische Liebeselegien, dann die „Ars amandi" (Kunst zu lieben), und von den Mitteln gegen die Liebe („Remedium amoris"). Sie können auch als Beitrag zur genauern Kenntniß des sittlichverderbten Zustandes der damaligen römischen Welt dienen. Noch hat O. sich in einer eigenthümlichen und seltenen Gattung nicht ohne Glück versucht. Wir haben nämlich von ihm 21 sogen. Heroiden (s. d.), von denen aber einige für unecht gehalten werden. Endlich schrieb er auch noch Elegien im eigentlichen Sinne des Wortes, nämlich Klagelieder, oder Trauergesänge (wie er sie selbst benennt, „Tristia") und Briefe („Epistolae ex Ponto"), ebenfalls im elegischen Versmaße und verwandten Inhalts, sämmtlich in seiner Verbannung geschrieben. Man muß die ungemeine Leichtigkeit bewundern, mit welcher O. sich auch in diesen Gedichten bewegt, obwol das Herz ihm so schwer war und die Bürde des Alters schon auf ihm lastete. Darum ist es hier dem Sänger am ersten zu verzeihen, wenn der Strom seiner Verse öfters zwar breit genug, aber seicht fließt; doch treffen wir auch hier und da auf Stellen, wo sich sein Gefühl wahr und lebendig ausspricht. O. hatte nämlich bis in sein 50. Jahr fast einzig der Poesie und dem Vergnügen gelebt, wie es scheint, in angenehmen Verhältnissen mit Verwandten und Freunden und gern gesehen an Augustus Hofe. Durch seine auf den Geschmack der großen Menge berechneten Gedichte hatte er eine Berühmtheit erlangt, die seiner Eitelkeit nicht wenig schmeichelte; und so konnte er hoffen, die letzten Jahre seines Lebens auf den leichtgewonnenen Lorbern seines Dichterruhms behaglich auszuruhen. Da zerstörte plötzlich der Bannstrahl, den Augustus auf den Dichter schleuderte, sein ganzes Glück. Er bekam den Befehl, Italien sofort zu verlassen. Getrennt von seiner Familie und seinen Freunden, von Italiens mildem Himmel, von der herrlichen Roma, mußte er in ein fernes Land, übers Meer, an die unwirthbare Küste des Pontus euxinus, gen Tomi, wo die rohen Geten wohnten, wandern. Die Frage, warum? hätte O. selbst am genügendsten beantworten können; aber er hebt den Schleier nur halb, und versichert an mehr als einem Orte, ein Versehen sei es, was ihm diese Verbannung zugezogen, aber keineswegs ein Verbrechen. Auch nennt er mehrmals seine Poesien die Ursache seines Unglücks. Gewiß waren seine üppigen Verse nicht der Grund der über ihn verhängten Strafe; sondern er hatte, wie er selbst andeutet, Etwas gesehen, und dadurch den Zorn des Augustus gegen sich gereizt. Manche meinen, es habe dies einen strafbaren Liebeshandel der berüchtigten T. des Augustus, Julia, betroffen. O. starb in Tomi, nachdem er 10 J. in der Verbannung geschmachtet hatte, in einem Alter von 60 J., nach Chr. 17. Noch findet sich in der Sammlung der Ovidischen Poesien ein langes Schmäh- und Fluchgedicht, „Ibis" überschrieben, im elegischen Versmaße, gegen einen Ungenannten. Einige andre kleinere Gedichte werden ihm mit Unrecht zugeschrieben. Aber manches Echte ist auch verloren gegangen, worunter vorzüglich sein Trauerspiel „Medea". Unter die guten Ausg. sämmtl. Ovidischer Werke und einzelner Gedichte gehört die von Nicol. Heinsius (Amsterdam 1658—61, 3 Bde., 12.), verb. und mit Anmerk. von Burmann (1727, ebend., 4 Bde., 4). Von derselben mit den Heinsius'schen Noten und einem sehr vollständigen Wörterverz., besorgte Fischer eine neue Ausg. (Leipzig 1758 und 1773, 4 Bde.) Nach der Burmann'schen Recension lieferte eine Ausg. der sämmtl. Werke Mitscherlich (Gött. 1796—98, 2 Bde.), die neueste ist von Baumgarten Crusius 1825. Von den „Metamorphosen" hat Gierig eine brauchbare Ausg. mit einem ausführl. lat. Commentare geliefert (Leipzig 1804—7, neue Ausg., ebend. 1821—23, 2 Bde.), und derselbe auch von den „Fasti" (Leipzig 1812—14), und von den Trauergesängen und Briefen, ebenfalls mit erläut. Anmerk., Harles (Erlangen 1772) und Oberlin (Strasburg 1778). Von den „Metamorphosen" hat Rode (Berlin 1791) eine deutsche Übers.

mit Anmerk. geliefert. Die schönsten Stellen dieses Gedichts hat Voß mit gewohnter Kunstfertigkeit metrisch ins Deutsche übergetragen u. d. T.: „Verwandlungen nach Ovid, von J. H. Voß" (Berlin 1798). H. v. St.-Ange (starb 1811) hat O.'s Gedichte in franz. Verse gut übers. (n. Aufl., Paris 1824, 11 Bde.). S.

Owaihi, die östlichste und größte (216 □M.) unter den Sandwichinseln (s. d.), welche Cook (s. d.) 1778 endeckte und die 1779 das Grab ihres Entdeckers wurde. Sie hat gemäßigte Luft und trefflichen Boden. Ein hoher Berg, Mowna Roah, hat 3 Spitzen und eine Höhe von 2254 Klaftern. Die oberste Spitze berührt die Schneelinie, ist aber nicht mit ewigem Schnee bedeckt. 1794 wurde die Insel, jedoch der bisher bestandenen Regierungs- und Religionsverfassung unbeschadet, von den Engländern in Besitz genommen. Die Einw. sind wohlgebildet, fleißig, und mit den Neuseeländern und den Bewohnern der Societätsinseln von Einem Stamme. Man baut hauptsächlich Zucker. Durch den, von dem König Tamaahmaah (starb 1819) mit England und Nordamerika eingeleiteten Handelsverkehr ist die Civilisation sehr fortgeschritten, und europäischer Kunstfleiß, selbst Schiffbau, besonders durch engl. Matrosen, die der König in seine Dienste genommen hat, eingeführt worden.

Owen (Johann, lat. auch Audoenus), zu Armon in Wallis geb., studirte zu Oxford die Rechte, ward aus Armuth 1591 Schullehrer zu Tryleigh und 1594 zu Warwich, und starb 1622 in sehr ungünstigen Umständen in London. Seine zahlreichen, ehedem vielgelesenen, lat. Epigramme zeichnen sich durch Eigenthümlichkeit, treffenden und beißenden, nur bisweilen in Gezwungenheit und Schmutzigkeiten ausartenden Witz, tiefe Menschenkenntniß und eine lebendige, höchst correcte Sprache aus. Sie sind sehr oft gedruckt, am besten unter A. A. Renouard's Besorgung (Paris 1794). Jördens gab 1813 (Leipzig) „Oweni epigrammata selecta" mit den vorzüglichsten vorhandenen deutschen Übers. und Nachahmungen verschiedener Verfasser, und Bibliothekar Ebert ein „Libellus epigrammatum ad Fr. Ulr." (Leipz. 1825) heraus. A—s.

Owen (John), in und außer Europa durch seine Thätigkeit bekannt, die er 18 J. lang als Secretair der britischen und ausländ. Bibelgesellschaft bewiesen hat, war geb. 1765, wurde Fellow am Corpus-Christi-College zu Cambridge, dann Pfarrer zu Fulham, hierauf Rector einer Provinzialschule, zuletzt Prediger zu Chelsea. Er half 1804 die Bibelgesellschaft (s. d.) in London gründen und gehörte zu den thätigsten Philanthropen auf den britischen Inseln. Außer mehren geistlichen Schriften hat er „Travels in different parts of Europe in 1791 and 1792" (2 Bde., London 1796), die „Vindication of the Bible-Society" (1809), und Beiträge zu der Geschichte dieser Gesellschaft herausgegeben. Er starb zu London d. 26. Sept. 1822. Sein Nachfolger im Secretariat ist der Prediger D. Steinkopf.

Owen (Robert), geb. um 1772, zu Newtown in Montgomeryshire, der Gründer, Eigenthümer und Vorsteher einer für die Armen bestimmten Arbeits- und Bildungsanstalt, oder einer Industriecolonie in dem Dorfe Newlanark in Schottland, am Clyde, in der Grafschaft Lanark. Vor 1784 war hier ein Moraft; ein gewisser Dale legte Manufacturgebäude an; die Anstalt war aber bei seinem Tode ganz in Verfall. Nun trat O., der bisher Baumwollspinnereigeschäfte getrieben, und den das Lesen des „Robinson Crusoe" und einige Stellen in Rousseau's „Emil" auf seine Idee einer gründlichen Bildung der ärmern Volksclassen geleitet hatten, 1800 an die Spitze der von ihm erkauften Anstalt zu Newlanark, und gab ihr eine neue, erweiterte, auf die moralische Besserung der Arbeiter berechnete Einrichtung, sodaß sie eine Musteranstalt für die Erreichung ähnlicher Zwecke wurde. 1822 bestand die Colonie, bei der sich auch ein Spital befindet, aus 2300 Köpfen, darunter 350 Kinder; 1800 arbeiteten in den Werkstätten,

andre in den Küchengärten, noch andre besorgten alles Hauswirthschaftliche. Allen Colonisten stand es frei, aus der Gemeinschaft zu treten; aber sie fühlten sich hier wie zu Hause und blieben gern. Die Kinder namentlich hingen mit unbeschreiblicher Liebe an dem Vater des Hauses. Zur Bildung des religiösen und sittlichen Gefühls wird täglich eine Morgenandacht gehalten. Die Kinder lesen Auszüge aus der Bibel und kleine Biographien. Sie werden im Lesen, Schreiben und Rechnen, in Geometrie, Naturgeschichte, Geographie und Geschichte unterrichtet. Auch besitzt die Anstalt eine Singschule, einen Tanzsaal und einen Turnplatz. In den Arbeitssälen werden die verschiedenen Beschäftigungen durch sinnreiche Vorrichtungen erleichtert. Alles zur Baumwollengarnfabrication Erfoderliche wird in der Colonie selbst verfertigt. Außer der großen Spinnerei sind noch ein Gußwerk, eine Schmiede und Zimmermanns-, Schreiner-, Drechsler-, Glaser-, und Malerwerkstätten vorhanden. Jullien in Paris (Herausg. der „Revue encyclopédique") versichert als Augenzeuge, daß in der Industriecolonie zu Newlanark das Beisammenleben beider Geschlechter keine nachtheilige Folgen habe, vielmehr glückliche Ehen veranlasse. Auch die Verschiedenheit der Religion verursache unter den Mitgliedern der Colonie keine Proselytenmacherei und Intoleranz, und ebenso wenig Indifferentismus, da die Gottesverehrung erbaulich sei. Gleichwol wurde O. in eine Fehde mit den religiösen Eiferern, den Religionists, verwickelt. Die von dem Arzte Henry Grey Macnab herausgeg. Beschreib. dieser Anstalt und des derselben zum Grunde liegenden staatswirthschaftl. Systems hat Laffon de Ladebat ins Franz. übers. („Examen des nouvelles vues de Mr. Rob. Owen, et de ses établissemens à New-Lanark", Paris 1821.) O. hat nämlich aus den in Newlanark gemachten Erfahrungen ein allgemeines System der Armenpolizei für jedes civilisirte Land abgeleitet. Er will Landbau und mechanische Hülfsmittel vereinigt zeigen, um alle Handarbeit ins Große zu treiben, ohne daß die dabei beschäftigten Menschen moralisch verwildern; sie sollen vielmehr durch die Arbeit zu rechtlichen Menschen erzogen werden und keiner Unterstützung durch die Armentaxe bedürfen. O. hat diese Plane dem Congreß zu Aachen 1818 und mehren Staatsmännern in London und Paris vorgelegt. (S. Dessen „Vorstellung an die Regierungen Europas und Amerikas", Frankfurt a. M. 1819.) Allein in beiden Kammern des britischen Parlaments widersetzte man sich ihrer Annahme, weil einige darin entwickelte moralische und religiöse Ansichten des Hrn. Owen ihnen bedenklich erschienen, als ob sie nämlich das persönliche Interesse zur Hauptsache machten und den Menschen als das Product der äußern Umstände, in denen er lebt, darstellten. Namentlich tadelte Lord Lauderdale O.'s Plan. Die Schrift des Arztes Macnab aber gibt den mißverstandenen Ausdrücken eine genauere Bestimmung, welches jedes Bedenken hebt. Es haben sich daher mehre Briten vereinigt, um den Philanthropen — so nennt man in England Hrn. O., weil er sein ganzes Leben dem Wohle seiner Mitbürger weihte — bei der Anlage ähnlicher Anstalten zu unterstützen. O. will in Irland, wo das Elend und die Unwissenheit des Volks gleich groß sind, eine Ackerbaucolonie in der Art gründen, wie er die Industriecolonie zu Lanark eingerichtet hat. Er reiste deßhalb 1823 nach Dublin, wo es ihm, nach langem Kampfe mit dem Vorurtheile und dem bösen Willen seiner Gegner, gelang, den „Philanthropischen irländischen Verein" zu Stande bringen. Hierauf ging er nach Lanark zurück, wo er seine Anstalt — nach dem Zeugniß der Briten: a picture of ease, happiness, neatness and content — fortwährend leitet und verbessert. 1824 kaufte O. in Pennsylvanien die Newharmony am Flusse Wabas, um sie nach seinem Plane einzurichten. Dann kehrte er nach London zurück, wo er mit dem dasigen Vereine Plane zu andern Gründungen besprach. Seitdem ist eine solche Anstalt zu Orbeiston bei Glasgow entstanden. Schade, daß O. nicht im Stande ist, seine Ideen in seinen Schriften klar auszusprechen! (Er

schrieb u. a. 1813 „A new view of society".) Die Idee eines Familienvereins zu gemeinschaftlicher Fabrik-, Feld- und Gartenarbeit in einem polizeilich geordneten Haushalt scheint er den Colonien der Brüdergemeinde nachgebildet zu haben, nur daß in Newlanark, nach Abzug der Kosten des Haushalts, der Überschuß das Eigenthum der Einzelnen bleibt und bloß Das Gemeingut ist, was zum gemeinschaftlichen Wohlsein gehört. 20.

Oxenstierna (Axel, Graf v.), ein schwedischer Staatsmann, geb. zu Fano in Upland 1583. Nach dem Tode seines Vaters ward er mit Sorgfalt unter den Augen seiner Mutter erzogen. Zu Rostock, Wittenberg und Jena beschäftigte er sich besonders mit der Theologie, denn seine Neigung sowol als seine Familie hatten ihn dem geistlichen Stande bestimmt, und obgleich er sich später den Staatsgeschäften widmete, so blieb ihm doch eine große Liebe zur Theologie und ein lebhafter Eifer für die Ausbreitung der evangel. Lehre. Nach Vollendung seiner Studien besuchte er die meisten deutschen Höfe, und als er 1602 mit allen im Auslande sich befindenden Schweden zurückberufen wurde, um Karl IX. den Eid der Treue zu schwören, trat er bald darauf in die Dienste dieses Monarchen, der ihn 1606 als Gesandten an den mecklenburgischen Hof sandte. 1608 trat er in den Senat, in welchem in ununterbrochener Reihe 13 seiner Vorfahren gesessen hatten. Sein erstes öffentliches Geschäft war die Beilegung gewisser Streitigkeiten zwischen dem liefländ. Adel und der Stadt Reval. Er hatte dabei seine Talente in einem so günstigen Lichte gezeigt, daß der König, der seinen Geist durch das Alter geschwächt fühlte, ihn zum Aufseher der königl. Familie machte, und an die Spitze der Regentschaft stellte. Als Gustav Adolf den Thron bestieg, ward er zum Kanzler ernannt, und 1613 war er bei den Friedensunterhandlungen zwischen Schweden und Dänemark erster schwedischer Bevollmächtigter. 1614 begleitete er den König nach Deutschland, und hatte bald darauf die Genugthuung, die Feindseligkeiten zwischen Rußland und Schweden durch den ehrenvollen Frieden von Stolbowa beendigt zu sehen. 1622 erwartete er den König in Liefland; später ward er mit verschiedenen Regimentern nach Preußen geschickt und zum Generalgouverneur aller daselbst den schwedischen Waffen unterworfenen Districte ernannt. Als die Kaiserlichen nach Pommern gingen, um sich zu Herren der Ostseeküsten zu machen, unterhandelte O. mit dem Herzog von Pommern wegen der Besetzung Stralsunds durch schwedische Truppen statt der dänischen, die den Platz in Besitz hatten, und ging sodann nach Dänemark, um die Genehmigung des Königs dazu auszuwirken. Auch gelang es ihm durch franz. und engl. Vermittelung, mit Polen einen 6jährigen Waffenstillstand abzuschließen. Als der Krieg in das Herz von Deutschland versetzt worden, rief Gustav Adolf seinen Kanzler zu sich, um sich seiner Einsicht zu bedienen. Er wurde deßhalb mit unbeschränkter Vollmacht in allen Staats- und Militairangelegenheiten am Rheine versehen, und nahm sein Hauptquartier in Mainz, während Gustav Adolf in Baiern und Franken vordrang. Von dort brach er mit den gesammelten Truppen auf, um zu dem Könige zu stoßen, und stand, als dieser glorreich 1632 bei Lützen fiel, in Oberdeutschland. Die Nachricht von des Königs, seines Freundes, Tode entmuthigte ihn nicht. Er sammelte zahlreichere Heere, um Schweden und seine Bundesgenossen zu schützen, und besuchte Dresden und Berlin, um Maßregeln wegen der Fortsetzung des Krieges zu verabreden. Die schwedische Regierung ertheilte ihm jetzt ungemeßene Vollmacht, Alles anzuordnen, was er für des Vaterlands Wohlfahrt am dienlichsten erachten würde. Dem gemäß trat er mit verschiedenen Fürsten in Unterhandlungen, versammelte einen Congreß zu Heilbronn und ward hier als Director des evangel. Bundes anerkannt. Die Eifersucht, besonders der Franzosen, konnte seinem Genie keine Hindernisse in den Weg legen; er reiste selbst nach Frankreich und Holland, um beide Mächte zur Theilnahme an der Sache der Evan-

gelischen zu gewinnen. Aber mit Schmerzen fand er bei seiner Rückkehr nach Sachsen Alles in der größten Unordnung, die Bundesgenossen schwankend, die Soldaten mißvergnügt und der Zucht entwöhnt, fast alle muthlos durch den unglücklichen Ausgang der nördlinger Schlacht, den Kurfürsten von Sachsen offen der Sache des Feindes beigetreten. Sein an Hülfsquellen reicher Geist wußte jedoch auch unter diesen Umständen die Angelegenheiten seiner Partei vom Untergange zu retten. Nachdem er sie gesichert sah, kehrte er 1636 nach Schweden zurück, von wo er 10 J. abwesend gewesen. Er sehnte sich nach einem ruhigen Wirkungskreise, legte die ihm anvertraute Gewalt nieder und nahm seinen Sitz im Senate als Kanzler des Reichs und einer der 5 Vormünder der Königin. Seine Hauptsorge war jetzt, die Königin mit Allem, was auf die Regierungskunst Beziehung hatte, bekanntzumachen. Da es ihm sehr am Herzen lag, den Krieg in Deutschland zu einem glücklichen Ende zu bringen, so sandte er seinen Sohn, Johann, als schwedischen Bevollmächtigten nach Deutschland. 1645 wohnte er den Unterhandlungen mit Dänemark zu Bremsebrô bei, und nach seiner Rückkehr ertheilte ihm die Königin Christina die Grafenwürde. In derselben Zeit zum Kanzler der Universität Upsala erwählt, verwaltete er dieses Amt mit großem Eifer. Als Christina ihren Entschluß bekanntmachte, einen Nachfolger zu ernennen, widersetzte sich O. aus allen Kräften; noch dringender widersprach er ihrem Vorsatze, die Krone niederzulegen, und schützte, als er die Königin unerschütterlich fand, eine Krankheit vor, um an den Verhandlungen über eine Maßregel nicht Antheil nehmen zu dürfen, die er als den Anfang großer Übel ansah. Er fand seitdem keine Freude mehr an den Staatsgeschäften, wiewol er fortfuhr, seinem Lande gewissenhaft und eifrig zu dienen. Zur Vermehrung seines Kummers sah er die Finanzen des Reichs in großer Zerrüttung, und die Staatsschuld, trotz der durch die Vergrößerung des Ländergebiets und seine weisen Maßregeln vermehrten Eink., auf mehre Mill. angewachsen. Überdies hatte er mit den Beschwerden des Alters zu kämpfen, und öftere Krankheitsanfälle mahnten ihn an die Nähe des Todes, der im Aug. 1654 seine Laufbahn endigte. O. darf den berühmtesten Männern zugesellt werden, die auf der Bühne der Welt eine ausgezeichnete Rolle gespielt und sich durch eine für die Menschheit wohlthätige Wirksamkeit verewigt haben. Erziehung und Studium hatten seine großen Anlagen entwickelt und dem Guten, Großen und Edeln zugewendet. Sein politischer Scharfblick erregte ebenso sehr Achtung als Bewunderung, und die Umstände, unter welchen er lebte, gaben ihm Gelegenheit, den ganzen Umfang seiner Einsicht an den Tag zu legen. Die Regierungsform, die er auf höhern Befehl entwarf, und die 1634 von den schwedischen Ständen angenommen wurde, galt für ein Meisterwerk der Staatskunst. Seine Beredtsamkeit war wortkarg, aber kräftig. Er besaß das seltene Talent, die Erfolge einer Maßregel vorherzusehen und sein Betragen danach einzurichten. Seine Rechtschaffenheit nöthigte selbst seinen Gegnern Bewunderung und Vertrauen ab. Allen Stürmen und Unfällen widerstand er mit Festigkeit, Klugheit und Hochherzigkeit. Die Ehre und Unabhängigkeit seines Vaterlandes gegen das Ausland aufrecht zu erhalten, und durch Belebung des Handels und Kunstfleißes, verbunden mit weiser Ökonomie, die innere Wohlfahrt zu vermehren, waren seine großen Bestrebungen. Von seinen Schriften ist nur ein Theil im Druck erschienen.

Oxford, Hauptst. von Oxfordshire in England, auf einer Anhöhe, am Einflusse des Cherwell in die Isis, nachher Themse genannt, über welche die 500 Fuß lange, steinerne Magdalenenbrücke führt (1940 H. und 13,000 Einw.), ist vorzüglich wegen ihrer Universität berühmt. Die breite und lange Hauptstraße ist zu beiden Seiten mit schönen Gebäuden besetzt; im Ganzen ist jedoch die Bauart altmodisch. Die Universität, die berühmteste in Großbritannien, hat 20 Col-

legien (s. d.) und 5 Hallen; außerdem noch 13 öffentliche Hörsäle. Das Christ-Church-Collegium, mit einem überaus freundlichen Bibliotheksaal, ist das größte. 1820 zählte O. 4402 Studenten. All-Souls- (aller Seelen) Collegium und Queens-Collegium sind die schönsten. Die Universitäts- oder Bodleyanische Bibliothek ist eine der größten Europas, indem sie 30,000 Manuscripte und 500,000 gedruckte Bde. begreift. Sie ist in neuern Zeiten durch die 20,000 Bde. starke Bibliothek des engl. Topographen Gough, welcher sie der Universität vermachte, bereichert worden. In dems. Gebäude befindet sich eine Gemäldegalerie, eine Sammlung von antiken Statuen und die Arundelische Sammlung von Inschriften. (S. Marmorchronik.) Eine andre Bibliothek ist die Radcliffe'sche in einem schönen Gebäude, welches eine Rotunda bildet, mit einer 60 Fuß hohen Kuppel. Sie enthält fast ausschließlich Bücher aus dem Gebiete der Arzneikunde und Naturwissenschaft. Merkwürdig sind ferner das Sheldon'sche Theater, welches sich durch seine halbcirkelförmige Fronte von allen übrigen akademischen Gebäuden auszeichnet; das Ashmole'sche Museum, welches eine Sammlung von Naturalien und Kunsterzeugnissen enthält; die Universitäts-Druckerei oder das Clarendon-printing-house, ein schönes in Form eines Tempels erbautes Gebäude, die Sternwarte und der botanische Garten, welcher jedoch dem von Cambridge nachsteht. Zum Parlament schicken die Universität und die Stadt zusammen vier Abgeordnete. (Über die Einrichtung der Univers. s. „Morgenblatt", 1819, Nr. 147, und Ackermann's „History of the University of Oxford, its colleges, halls and public buildings" (2 Bde., m. 82 Kpf., 4., London, 16 Pf. St.).

Oxydation, Oxydirung, so viel als Calcination, Calcinirung (Verkalkung). — Oxyd, Metallkalk.

Oxygen, s. Gas und Sauerstoff.

Oybin, Dorf und Bergfelsen im südlichsten Theile der sächsischen Oberlausitz, eine Meile südwestlich von Zittau. Schon als Naturwunder einzig, und überdies durch schöne Ruinen geschmückt, ist der O. einer der anziehendsten Plätze Deutschlands. In einem amphitheatralisch von höhern felsigen Bergen eingeschlossenen Thale erhebt sich diese Felsenpyramide 203 leipziger Ellen hoch (über die Meeresfläche 1697 Fuß), zusammengethürmt aus ungeheuern Sandsteinmassen, theils zackig, theils abgerundet und mit Nadelgehölz schattirt. Südwestlich ist dieser Fels durch Treppen in verschiedenen Biegungen zugänglich. Oben genießt man eine treffliche Aussicht in das romantische Thal, und nur auf der zittauer Seite in die Ferne. Malerisch sind die weitläufigen Ruinen eines von 1384 bis ins 16. Jahrh. bestandenen Cölestinerklosters, des ersten in Deutschland, und eines 1349 von Karl IV. zerstörten Raubschlosses; vor Allem die Trümmer einer großen Klosterkirche und ihres Kreuzganges, und daneben sehr überraschend ein Gottesacker, wohin die Bewohner des unten liegenden Dörfchens ihre Todten bestatten. Hinter diesem, auf einem freien Platze neben ungeheuern Felsmassen, finden die zahlreichen Besucher ein bequemes Obdach. Man sehe die Abbildungen dieses romantischen Platzes von Laurin zu Dresden, welche zu der topograph. und historischen Beschreib. des Oybins von D. Pescheck, Zittau 1792 und 1809, gehören. T.

P.

P, der 16. Buchstabe des deutschen Abc, ist ein Lippenbuchstabe, der durch Ausstoßung des Hauchs bei Öffnung der festgeschlossenen Lippen hervorgebracht wird.

Päan oder Päon (der Heilende), ein Beiname der heilenden Gottheit,

vorzüglich des Apollo. Seine Bedeutung wird von den Grammatikern auf verschiedene Weise erklärt. Da in den Lobgesängen auf den Apollo der Ausruf „Io Päan" häufig vorkam, so nannte man sie vorzüglich Päanen. Solche Päanen wurden bei ansteckenden Krankheiten und bei allen Gelegenheiten gesungen, wo man sich den Gott geneigt machen wollte. Bald wurde indessen das Wort Päan auch von Lobgesängen auf die Thaten andrer Helden und ausgezeichneter Männer gebraucht. So gab es einen Päan auf die Thaten des Lysander zu Samos u. dgl. Auch der Schlachtgesang, den man vor Anfang der Schlacht dem Mars und nach erfochtnem Siege dem Apollo sang, hieß Päan.

Pacca (Bartholomäus), geb. zu Benevent d. 16. Dec. 1756, ist Cardinalpriester, war Camerlengo (Kämmerling, d. i. Finanzminister) und Prodatarius. 1801 von Pius VII. mit dem römischen Purpur bekleidet, zeigte er für ihn in dem Streite mit Napoleon die treueste Anhänglichkeit. Als Prodatar bestand er häufige Fehden mit dem franz. General Miollis. In Verdacht, einen Aufruhr gegen die Franzosen angestiftet zu haben, ward er (1808) verhaftet und sollte nach Benevent abgeführt werden; allein Pius vermittelte die Erlaubniß, daß P. als Gefangener bei ihm bleiben durfte. Er folgte dem Papst in die Verbannung nach Frankreich, wurde aber in Grenoble von ihm getrennt und 2½ J. auf der Festung eingeschlossen. — 1814 in seine Würden wiedereingesetzt, mußte er im folg. J., beim Einmarsche des neapolit. Heeres unter Murat, in Begleitung des Papstes, Rom aufs neue verlassen. Nach einem kurzen Aufenthalte in Genua, kehrte P. zurück, wurde Mitglied der Congregation für die Angelegenheiten von China, und ging 1816 mit einer außerordent. Sendung nach Wien. Auch nahm er Theil an den Arbeiten der Congregation, welche beauftragt war, ein System für die akademischen Studien aufzustellen; 1817 wurde er Gouverneur von Rom und später Mitglied der Commission zur Untersuchung des Zustandes der Finanzen im Kirchenstaat. Die Standhaftigkeit seines Charakters im Unglück und seine aufopfernde Treue erwarben ihm allgemeine Achtung; man macht ihm aber den Vorwurf mehrer intoleranter Maßregeln, welche die Rückkehr Pius VII. bezeichneten. Auch Leo XII. schenkte dem Cardinal P. Vertrauen und Freundschaft; dessenungeachtet legte er im Dec. 1824 seine Stelle als Camerlengo nieder, und Leo XII. erwählte den Card. Galeffi an dessen Stelle. P. hat zu einer Geschichte des päpstl. Stuhls seit der franz. Revolution Materialien gesammelt. Er ist noch Protector der Akademie der Archäologie seit 1816, Bischof von Frascati seit 1820, und Studienpräfect seit 1822.

Pacht, s. Miethe.

Pädagog, bei den Griechen und Römern der Sklave, der die Kinder seines Herrn in die Schule führte. Da auch Sklaven und Freigelassene sich gelehrte Bildung erworben hatten, so bediente man sich ihrer oft als Hauslehrer und Erzieher, daher der griech. Name Pädagog in der Folge jedem Erzieher beigelegt worden ist.

Pädagogik, die Wissenschaft und Kunst der Menschenerziehung. (S. Erziehung.) Die theoretische Pädagogik lehrt die Gesetze der Erziehung u. des Unterrichts, begreift also auch Didaktik; die praktische leitet zur Anwendung derselben an und gibt die Methoden an die Hand. Pädagogische Regeln und Anstalten findet man bei jedem Volke, das sich zu einiger Bildung erhoben hat, denn ohne eine sorgfältigere und planmäßige Erziehung der Jugend ist überhaupt keine Nationalbildung denkbar. Was die Hebräer, Ägypter, Perser und Indier in diesem Fache geleistet haben mögen, erhellt mehr aus dem Bildungsstande dieser Völker als aus den sehr unvollständigen historischen Nachrichten von ihrer Erziehungsweise. Zum klaren, wissenschaftlich geordneten Bewußtsein kamen die Grundsätze der Pädagogik erst bei den Griechen und Römern, unter denen Plato, Aristoteles, Xenophon, Plutarch und Quinctilian die Lehrer späterer Pädagogen

wurden und viel beitrugen, die Keime einer liberalen Erziehung zu entwickeln. Was Karl d. Gr. und die Klöster des Mittelalters dafür thaten, verfiel wieder mit diesen Instituten selbst, und es bedurfte, selbst nach dem Wiederaufleben der classischen Literatur und den Bemühungen der Reformatoren, Jahrhunderte, um die Ideen zu zeitigen und in Umlauf zu bringen, welche den gegenwärtigen Standpunkt der Pädagogik bezeichnen. (Vgl. Menschenbildung und Methode.) Engländer, Franzosen und Deutsche haben das Meiste und Beste für diese Wissenschaft gethan, und eine systematische Anordnung verdankt sie insonderheit dem Scharfsinne deutscher Philosophen. Obgleich sie nicht gerade an eine der neuern philosophischen Schulen gebunden wurde, so lassen sich doch mit Niemeyer mehre pädagogische Systeme anführen, die im 18. Jahrh. nach einander und gleichzeitig galten. Hiervon haben die Franke'sche Schule (s. Pietismus) im Anfange bis gegen die Mitte, und die philanthropische (s. Philanthropinismus) von der Mitte bis gegen das Ende dieses Jahrh. ihre vorübergehenden Epochen in Deutschland gehabt; dagegen die Humanisten (s. Human), die der Eifer für die Aufrechthaltung der classischen Literatur und der Wunsch, das Schulwesen der Aufsicht der Geistlichkeit zu entziehen, verbunden hält, und die Eklektiker, z. B. Niemeyer selbst, welche dem Grundsatze: „Alles zu prüfen und das Beste zu behalten", folgen, sich immer unabhängig und im Besitze einer bedeutenden Wirksamkeit behauptet haben. Die Geschichte der pädagogischen Ideen betreffend, s. Schwarz's „Erziehungslehre", 4. Bd. Außer dem Bereich dieser pädagogischen Systeme, auf dem Grunde und Boden einer eignen trefflichen Idee stand Pestalozzi's (s. d.) Unternehmen, dem die praktische Pädagogik eine tiefere Begründung und ein neues Leben verdankt. E.

Paderborn, ehemals ein reichsunmittelbares Bisthum im westfäl. Kreise. Dieses Fürstenthum (44 □M., 97,000 Einw.) wird durch rauhe Gebirge, die Egge genannt, in den unter- und oberwaldischen Bezirk eingetheilt. Der Boden ist im Ganzen sehr fruchtbar, besonders das sogen. Sendvelt, zwischen der Alme und Diemel. Beträchtlich ist die Schweine- und Schafzucht. Das Land liefert Eisen, Steinkohlen, Salz, und hat beträchtliche Waldungen. Das Bisthum war eins der ersten, welche Karl d. Gr. stiftete; die Stiftskirche wurde 799 von Leo III. selbst eingeweiht. 1802 kam das Land an Preußen und 1806 an das Königreich Westfalen, fiel aber nach dessen Auflösung an Preußen zurück und bildet jetzt einen Theil des zur Prov. Westfalen gehörigen Regierungsbezirks Minden. Die Kreisstadt Paderborn ist altmodisch gebaut, mit engen finstern Straßen, hat 870 H. mit 6700 Einw., und ist der Sitz des Oberlandesgerichts und eines Bisthums. Hauptnahrungszweige sind Ackerbau und Viehzucht. In dem Dom befanden sich, außer a. Kostbarkeiten, die goldenen Bildnisse der 12 Apostel und der silberne Sarg des heil. Liborius, welche Herzog Christian von Braunschweig 1622 wegnahm, und aus letzterm die, jetzt selten gewordenen, Thaler, mit der Umschrift: „Gottes Freund, und der Pfaffen Feind", schlagen ließ. Die Pader entspringt unter dem Dome aus 3 Quellen in einer solchen Stärke, daß sie 20 Schritte davon einige Mühlen treibt. Außer dem Gymnasium hatte P. eine Universität, welche (1592 von dem Fürstbischofe Theodor v. Fürstenberg gestiftet, und 1623 eingeweiht) nur aus einer theolog. und philosoph. Facultät bestand. Sie ward 1819 aufgehoben und der Fonds zur Verbesserung des Gymnasiums in Paderborn und der theolog. Facultät in Münster verwandt. P. hat auch ein Priesterseminar, 5 Klöster und einen Verein für die Geschichte und Alterthumskunde Westfalens. Unweit P. liegt der teutoburger Wald (s. d.), wo das Winne- und Römerfeld an Varus's Niederlage erinnern.

Padischah, ein Titel, welchen der türkische Kaiser sich selbst beilegt. Er ist a. d. Worten, Pad, Beschützer oder Thron, und Shah, König, Fürst,

zusammengesetzt. Vormals ertheilten ihn die türk. Kaiser nur den Königen von Frankreich, indem sie die andern bloß Ktal nannten. Jetzt geben sie denselben auch dem östreichischen und dem russischen Kaiser.

Padua (Padova), eine alte, feste, durch einen Canal mit der Brenta verbundene Stadt (6000 H., 46,000 Einw.) in der Provinz gl. N. des Guberniums Venedig, Sitz der kgl. Delegation und Provinzialcongregation ꝛc., hat 96 Kirchen. Die Hauptkirche gehört zu den reichsten in Italien. In der Sacristei ist das Bild Petrarca's, welcher Domherr an derselben war, und ihr einen Theil seiner Bibliothek vermacht hat. Die Kirche der h. Justina wird für die einfach-schönste in Oberitalien gehalten. Ein öffentlicher Platz vor derselben, **Prato della valle** (die Thalwiese), das altrömische Marsfeld, mit den Bildsäulen berühmter Paduaner verziert, bildet einen angenehmen Spaziergang. Die Franciscanerkirche, **Chiesa del Santo**, hat viele Kostbarkeiten und prächtige Denkmäler. Vor derselben steht die Bildsäule zu Pferde, welche die Republik Venedig ihrem Generale, Gattamelata von Narni, errichten ließ. Das bischöfl. Seminar., welches durch den verst. Cardinal Barbarigo erneuert wurde, ist eine treffliche, für 100 junge Geistliche eingerichtete Bildungsanstalt; es hat eine berühmte, mit lat., griech., hebr. und morgenländ. Schriften versehene Buchdruckerei, deren Ertrag der Stiftung zu Gute kommt. Die berühmte Universität zu Padua wurde vom Kaiser Friedrich II. gestiftet, indem er 1222 die Universität von Bologna dahin verlegte; die medicinische Facultät ist die wichtigste. Die Zahl der Studirenden betrug in ältern Zeiten mehre Tausende (wie denn auch die Stadt von den Italienern den Beinamen **la Dotta** [die gelehrte] erhalten hat), gegenwärtig 300. Das vornehmste Universitätsgebäude, **il palazzo degli studj**, ist mit den Bildnissen der berühmtesten Professoren geschmückt. Noch gehören ihr 12 Collegia, die Sternwarte auf dem alten Schlosse, ein botanischer Garten, ein anatomisches Theater ꝛc. In Padua befindet sich auch eine Abtheilung des kgl. Instituts der Wissenschaften und Künste, eine Gesellschaft der Wissenschaften und des Ackerbaus ꝛc. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus: das Rathhaus, mit einem Denkmal des in Padua geb. Livius, der Palast des Podesta mit der Stadtbibliothek, das Schauspielhaus ꝛc. Man zeigt das vermeintliche Grab des trojanischen Helden Antenor, der Padua, nach Virgil, erbaut haben soll. Aus römischer Herrschaft kam die Stadt in die Hände der Longobarden, denen sie Karl d. Gr. entriß. Nach der Herrschaft der deutschen Kaiser kam sie unter den Tyrannen Ezzelin, wurde Republik, von den Carraras beherrscht und 1405 von Venedig unterworfen. Noch sieht man die Trümmer einer Arena. — Der Handel ist meist in den Händen der Juden, die ein eignes Quartier bewohnen. Man verfertigt Tuch und seidene Zeuche. Im Sommer wird die Stadt lebhaft, vorzüglich zur Messe im Junius, indem die Reichen aus der Gegend hier zusammenströmen. Das Gebiet von Padua (il Padovano) ist eine der schönsten und fruchtbarsten Landschaften von Europa, mit 300,000 Einw. Stadt und Land kamen nach der Aufhebung der Rep. Venedig an Östreich, wurden 1805 an Napoleon abgetreten, sind seit 1814 wieder unter östr. Herrschaft und bilden eine Provinz (40 □M., 289,000 Einw.) des lombardisch-venetianischen Königreichs.

Paer (Fernando), Theatercomponist, geb. 1774 zu Parma, ein Schüler des Neapolitaners Ghiretti, aus dem Conservatorio della Pietà. Zehn Jahr alt, gab er zu Venedig seine erste Oper, „Circe", welche viel Beifall fand. Er besuchte darauf die Hauptstädte Italiens. Der Herzog von Parma, sein Pathe, setzte ihm ein Jahrgeld aus, und erlaubte ihm 1795 wegen der Kriegsunruhen nach Wien zu gehen, wo er 1798 als Componist beim Nationaltheater, seine Gattin aber als erste Sängerin bei der ital. Oper angestellt wurde. Seinen Ruhm verbreitete besonders 1799 seine „Camilla", die bald auf allen deutschen Bühnen erschien.

1802 ward er in Dresden auf 3 Jahr als Capellmeister, und seine Gattin als erste Sängerin angestellt. Napoleon bewog Beide nach der Schlacht bei Jena, ihm nach Posen und Warschau zu folgen, wo sie kleine Concerte vor ihm gaben. Nach dem tilsiter Frieden traten sie in seine Dienste. P. ist Mitglied der Akad. der schönen Künste von Neapel, von Bologna und Venedig, und war mehrmals Director der ital. Oper zu Paris. Seine Compositionen sind reich an Melodien, gesangvoll, lebhaft und mit Effect instrumentirt, aber ohne tiefen innern Zusammenhang und gründliche Charakteristik. Er kann hierin als Vorläufer Rossini's angesehen werden, den er im gründlichen Satze übertrifft. Seine besten Opern sind: „Sargino", „Camilla", „Griselda", „Leonora", „Achille", „I fuorusciti" („Die Wegelagerer"), „Sophonisbe", „Dido", „Agnese", „Olinde e Sofronie" (die neueste und bekannteste); außerdem hat er componirt: „Cinna", „Il principe di Tartano", „Idomeneo", „Numa Pompilio", „I Baccanti" u. a., nebst mehren Romanzen, Canzonen und Duetten mit Clavierbegleitung.

Pagliajo, oder Pagliaccio, welches man verstümmelt hat Pajazzo, ist der Name einer komischen Maske des neopolitanischen Volkslustspiels; das Wort bedeutet Häckerling, und jene Maske heißt so, weil sie den armen Teufel bezeichnet, der auf zerbröckeltem Stroh liegen muß.

Pagoden, Göttertempel der Hindus und andrer heidnischen Völker im südlichen Asien. Diese aus Steinen und Holz erbauten Tempel stehen auf einem freien, mit Obelisken, Säulen und a. Werken der Baukunst geschmückten Platze, sind sehr groß und hoch, und mit unendlicher Pracht geziert. Sie haben gewöhnlich die Gestalt eines Kreuzes, dessen 4 Enden von gleicher Länge sind, und ein hohes, thurmähnliches Dach mit mehren Absätzen. Die merkwürdigsten sind in Benares, Siam, Pegu, vornehmlich aber zu Jaggrenat oder Dschaggernat (s. d.) in Orixa. Im Innern findet man, außer vielen Kostbarkeiten, Altäre und Statuen der verehrten Götter. Letztere, welche ebenfalls Pagoden heißen und in einer Pagode oft in großer Anzahl stehen, sind gemeiniglich von gebrannter Erde, unförmlich, ohne allen Ausdruck gebildet und reich vergoldet, entweder nackt oder bekleidet, stehend oder mit gekreuzten Beinen sitzend, und nicht selten riesig groß. Von diesen Götzenbildern haben auch jene kleinen, ungestalteten Figuren mit beweglichen Köpfen den Namen, welche man ehemals auf Schränke, Kamine ꝛc., zur Verzierung stellte.

Pairs, engl. Peers (pares curiae, p. regni). Die Würde und Vorrechte der Pairs entstanden erst mit der Ausbildung des Lehnwesens. Die Gemeindegenossen der ältern Zeit, die Gefolgeschaften der Führer, die Versammlungen der Vornehmen und Vorsteher des Volks (die Wittena gemote der Angelsachsen, der Campus Martius der Franken) sind noch keine Pairs der spätern Zeit. Aber im Lehenwesen bildete sich der Satz weiter aus, daß jede Genossenschaft ihre sämmtlichen Angelegenheiten, und darunter auch die gerichtliche Entscheidung ihrer Streitigkeiten unter einander und mit ihren Obern selbst und allein zu besorgen habe, und es ward zur Schuldigkeit wie zum Vorrecht des Lehnsmannes, bei den Hof- und Gerichtstagen des unmittelbaren Lehnsherrn zu erscheinen. Dies waren die pares curiae, und die Einrichtung wiederholte sich vom Könige an in den Fürstenthümern und Herrschaften der geistlichen und weltlichen Barone. In Frankreich waren zur Zeit der Revolution, durch welche 987 Hugo Capet den Thron bestieg, nur 7 weltliche Fürsten als unmittelbare Kronvasallen vorhanden: die Herzoge von Franzien, Burgund, Aquitanien und Normandie, und die Grafen von Flandern, Toulouse und Champagne. Da der Herzog von Franzien König wurde, so blieben 6, welchen der Erzbischof von Rheims als erster geistlicher Fürst Frankreichs und die im unmittelbaren Königs- (oder Kron-) gebiet liegenden Bischöfe von Laon mit Herzogstitel, von Beauvois, Noyon und Chalons als Grafen, später unter

Ludwig VII. auch noch der Bischof von Langres beigesellt wurde. Diese alte Pairie bestand nicht lange, und war mehr glänzend als thätiges Organ in der Verwaltung des Reichs. Die alten weltlichen Pairsfürstenthümer wurden nach und nach mit der Krone vereinigt, nur die geistlichen Herren behaupteten ihren Titel. Indessen fuhren die unmittelbaren Vasallen der Fürstenthümer, des Königs als ehemaligen Herzogs von Franzien, der Herzogthümer Guienne, Normandie, Bretagne und der gefürsteten Grafschaften fort, auf den Hof- und Gerichtstagen des Landes zu erscheinen, und als daraus stehende Gerichte (die Parlementer) wurden, so behielten sie darin ihren Sitz, bis sie durch das Übergewicht der gelehrten Räthe verdrängt wurden. Nur als Gericht über die Reichsfürsten selbst ist auch die alte Pairie öfters thätig gewesen, z. B. als König Johann von England 1200 wegen Ermordung seines Neffen, Arthur von Bretagne, vorgeladen, und seines Lehns, der Normandie, verlustig erklärt wurde. An die Stelle der alten Pairien, deren Länder mit der Krone consolidirt waren, wurden zwar mehre neue errichtet, u. a. das Herzogthum Bretagne, die Grafschaften Artois und Anjou 1296, das neue Herzogthum Burgund für Philipp den Kühnen 1361, welchen andre Ernennungen nachfolgten, anfangs nur für Prinzen vom königl. Hause, seit 1551 auch für andre Vornehme. Unter Ludwig XIV. wurde die Zahl der neuern Pairs (Ducs et Pairs) noch vergrößert, doch war außer dem Range der Sitz im Parlement von Paris das einzige reale Vorrecht derselben. Unter diesen neuen Pairien befand sich der Erzbischof von Paris als weltlicher Pair (Herzog von St.-Cloud), der älteste war der Herzog von Uzes v. J. 1572, der neueste der engl. Herzog von Richmond. Es waren 37. Bei der Krönung des Königs wurden die ältern 12 Pairs repräsentirt. Die Pairie wurde in der Revolution abgeschafft, aber von Ludwig XVIII. nach dem Muster des engl. Oberhauses hergestellt, daher ist auch jetzt die Zahl der Pairs viel größer. In England ist die Peerswürde auf gleiche Weise entstanden und mit dem Stande des hohen Adels (der Herzoge, Marquis, Grafen, Viscounts und Barone) von Rechtswegen verbunden, was sie in Frankreich nicht ist. Anfangs erschienen alle Kronvasallen bei den Hof- und Reichstagen; dann nur diejenigen, welche man durch besondere Schreiben dazu auffoderte. Dies fixirte sich durch Observanz, und die Einladungsschreiben galten als Beweise der erblichen Peerswürde. Es gibt einige Güter (Standesherrschaften), mit welchen die Peerswürde erblich verknüpft ist; im Übrigen ist sie persönlich und nur in der männlichen Linie forterbend. Jene erblichen auf Gütern ruhenden Würden gehen auch auf die Erbtöchter über, und zuweilen sind auch Damen persönlich mit der Peerswürde bekleidet worden, mit dem Rechte, dieselben zu vererben (Peeresses in her own right). Die vorzüglichsten Rechte der Peers sind: 1) Der Sitz im Oberhause des Parlaments; die schottischen und irrländischen Peers erscheinen jedoch nur durch einen aus ihrer Mitte gewählten Ausschuß. 2) Gerichtsstand in Sachen des Hochverraths vor dem Oberhause des Parlaments, in gemeinen Criminalfällen stehen sie vor den gewöhnlichen Gerichten. 3) In Civilsachen dürfen sie nicht verhaftet werden. 4) Üble Nachreden gegen Peers (scandalum magnatum) müssen schärfer geahndet werden. 5) Jeder Lord des Parlaments hat das Recht, sich eine Audienz bei dem Könige auszubitten, um ihm über das Beste des Landes Vorstellungen zu machen. (S. Frankreich und England.) 37.

Paisiello, nicht Paëstello (Giovanni), einer der berühmtesten Operncomponisten, geb. 1741 zu Tarent, wo sein Vater Thierarzt war. Bis zum 13. J. besuchte er das dortige Jesuitercollegium. Man bemerkte bald, daß er einen schönen Contraalt und ein treffliches Gehör habe; der Sänger Carlo unterrichtete ihn und bewog den Vater, ihn 1755 nach Neapel in das Conservatorio di S.-Onofrio zu schicken, an welchem der berühmte Durante Lehrer war. Nach 5 J. war er der erste unter den Zöglingen, componirte schon und erhielt 1763 den Auftrag, 2

Opern für das Theater von Bologna zu componiren. Sie machten Glück. Der junge Componist mußte nun für Modena, für Parma, für Venedig Opern componiren, erhielt Einladungen nach Rom und wetteiferte mit den größten Tonsetzern Neapels. Sein Ruf verbreitete sich auch ins Ausland, und 1776 zog ihn die Kaiserin Katharina nach Petersburg, wo er mehre Compositionen und ein theoretisches Werk lieferte. Nach einem 9jährigen Aufenthalte in Rußland kehrte er über Wien, wo er Casti's „König Theodor" für Joseph II. componirte, nach Rom und Neapel zurück, wo er von Ferdinand IV. als Capellmeister angestellt wurde. Als sich 1799 der Hof nach Sicilien flüchtete, ernannte die neue Regierung P. zum Musikmeister der Nation. Nach der Rückkehr der königl. Familie ward es ihm zum Verbrechen gemacht, dieses Amt angenommen zu haben; er ward ins Gefängniß gesetzt, sein Gehalt eingezogen, und nur die Achtung für seine Talente befreite ihn von der Todesstrafe. Erst nach 2 J. trat er in seine vorigen Verhältnisse zurück. Er hegte immer eine große Liebe für die Franzosen; dies bewies er u. a. 1797 durch eine Trauercantate auf den Tod des Generals Hoche, welche er zur Preisbewerbung nach Paris schickte. 1801 gab ihm Bonaparte als Oberconsul den Auftrag, ein Te Deum zur Friedensfeier in Paris zu componiren, welches 1802 in der Kirche Notre-Dame aufgeführt wurde. Um dieselbe Zeit kam er selbst, mit Bewilligung seines Königs, nach Paris, wo er von mehren ihm angetragenen Ämtern sich mit der Stelle eines Directors der Capelle begnügte, die er aus den vorzüglichsten Künstlern bildete. Außer mehren Messen, Motetten ꝛc. und der Oper „Proserpina", componirte er hier eine große Messe für 2 Chöre, ein Te Deum und einige Gebete zur Kaiserkrönung. Da er aber bei vorrückendem Alter seinen Ruhm nicht gefährden wollte, bat er um seine Entlassung, ging (1804) nach Neapel zurück, und begnügte sich, Napoleon jährlich zum 15. Aug. eine Kirchenmusik einzuschicken. Als Joseph Bonaparte den Thron von Neapel bestieg, bestätigte ihn dieser in seinen Ämtern. Napoleon ertheilte ihm das Kreuz der Ehrenlegion mit einer Pension, und Joseph den Orden beider Sicilien. Auch ward er zum Mitgliede der königl. Gesellschaft von Neapel und zum Präsidenten der Direction des königl. Conservatoriums ernannt. Dieselben Ämter und Stellen hat er bis zu Ende der Regierung Joachims bekleidet. Er starb am 5. Jan. 1816. Unter P.'s zahlreichen Operncompositionen werden noch jetzt auf den ersten Theatern Europas zuweilen aufgeführt: „La molinara" („Die schöne Müllerin"); „Il re Teodoro di Venezia"; „Il barbiere di Seviglia"; „Nina, ossia la pazza per amore"; „La serva padrona"; „L'amor contrastato"; „L'innocente fortunata"; „Il matrimonio inaspettato"; „I filosofi imaginari"; „La grotta di Trofonio"; „L'Olimpiade". Seine vielen Kirchenmusiken, die er besonders in den letzten Jahren schrieb, sind weniger bekannt. Um P. richtig zu würdigen, muß man auf den Standpunkt seiner Zeit zurückgehen. Hier zeigt sich nun das Verdienst, die theatralische Musik seiner Landsleute wenigstens in der opera buffa enger mit der Handlung verbunden, und die Musik dramatischer gemacht zu haben. Auch erhöhte er die Wirkung des Gesanges durch angemessene Benutzung der Blasinstrumente. Er richtete sich mehr nach den darzustellenden Situationen, verkürzte die Ritornelle, unterbrach die eintönige Folge der Arien durch Chöre und führte die großen vollstimmigen Stücke, Finales genannt, die früher nur in den komischen Opern vorkamen, auch in die ernste Gattung ein. Ungemeine Fruchtbarkeit in der Erfindung, glückliche Leichtigkeit in Auffindung natürlicher und eigenthümlicher Motive, ein seltenes Talent, sie durch die Hülfsmittel der Melodie zu entwickeln, Besonnenheit in der Ausführung, Geschmack, Anmuth und Lebendigkeit in der Melodie, Einfachheit, Correctheit und Eleganz charakterisiren seine Werke. Seine Begleitungen sind klar und natürlich. Das Liebliche, Graziose und Naive ist sein Gebiet, und er versteht es gut, vom Scherzhaften, Possenhaften leicht in das Rührende überzugehen, ohne der Grazie und Zierlichkeit

zu entsagen. Wenige Componisten haben ein so allgemeines Interesse erweckt wie Paisiello. In der letztern Zeit fand er an Cimarosa einen Nebenbuhler, der ihn an Feuer und Leben übertraf; Beide sind nun durch neue Talente in Schatten gestellt worden. Man vermißt heutzutage in P.'s Opern feurige Bewegung und findet sie leer und unbedeutend in der Harmonie, ermüdend durch Wiederholung und im Inhalte beschränkt.

Paladin. So nannte man ehemals jene berühmten irrenden Ritter, die in der Welt umherzogen, um Beweise ihrer Tapferkeit und ihrer Galanterie abzulegen. Da es ihnen nämlich öfter an Abenteuern, an Kampfgelegenheit fehlte, so zwangen sie jeden Ritter, den sie auf ihren Irrfahrten trafen, ihre Geliebte als die schönste Person auf Erden anzuerkennen, oder im Weigerungsfalle sich auf Leben und Tod mit ihnen zu schlagen. Die ersten Abenteurer dieser Art, deren die alten Ritterromane erwähnen, gehörten zu der Tafelrunde des Königs Artus in England; der berühmteste unter ihnen war der schöne Lancelot vom See. Späterhin glänzten unter den irrenden Rittern Amadis von Gallien, und noch später die Paladine aus dem Kriegsgefolge Karls d. Gr., unter denen wir hier nur seinen angeblichen Neffen, den tapfern Roland nennen wollen. Die Geschichte dieser irrenden Ritterschaft ist ebenso sehr mit Fabeln vermischt als die der griechischen Heroen. Die Benennung Paladin hat ihren Ursprung entweder von Palatinus (Pfalzgraf), oder von palus (franz. pal), ein zugespitztes Stück Holz, ein hölzerner Spieß, eine Lanze, außer dem Schwerte die gewöhnliche Waffe jener Ritter.

Palafox y Melzi (Don José de), der Vertheidiger von Saragossa, geb. 1780, stammt aus einer vornehmen aragonischen Familie. Eine sorgfältige Erziehung, der allgemeine Nationalcharakter und eine ernste Zeit entwickelten seine seltenen Anlagen. Als er Ferdinand VII., den er nach Bayonne begleitet hatte, gefangen sah, entfloh er nach Saragossa, wo er Alles aufbot, um einen Einfall der Franzosen in Aragonien zu verhindern. Er erklärte am 31. Mai 1808, daß Napoleon, daß alle Mitglieder seiner Familie, daß jeder franz. General und Officier für die Sicherheit Ferdinands VII., seines Bruders und Oheims persönlich verantwortlich sein sollten. Unsterblichen Ruhm erwarb er sich bei den bald darauf von den Franzosen unternommenen Belagerungen von Saragossa (s. d.), das sein Heldenmuth das erste Mal rettete, beim zweiten Male aber erst übergab, als alle Mittel der Vertheidigung erschöpft waren. Der kranke P. ward mit Härte behandelt und kehrte erst nach Abschluß des Vertrags von Valençay vom 11. Dec. 1813 aus der Kriegsgefangenschaft zurück. Er überbrachte damals den Cortes in Madrid einen Nachtragsartikel zu jenem Vertrage, nach welchem Catalonien von den Franzosen geräumt, und die Kriegsgefangenen ausgewechselt werden sollten; zugleich sandte Ferdinand VII. durch ihn den Befehl an die Regentschaft, den Tractat zu vollziehen, indem er ihr seine Rückkehr nach Spanien anmelden ließ. P. erklärte sich bei der bald darauf erfolgten Auflösung der Cortes für die unumschränkte königl. Gewalt. Ferdinand ernannte ihn 1814 zum Generalcapitain von Aragonien, wo er den in Saragossa und a. a. O. von der Bürgermiliz erregten anarchischen Unordnungen mit Kraft Einhalt that. Seit 1820 hat P. keine Anstellung gehabt.

Palais Royal in Paris. Dieser Palast mit seinem Garten, seinen Höfen, Galerien- und Arkaden ist so ziemlich der Mittelpunkt von Paris und der Vereinigungspunkt aller Lebensgenüsse, von den einfachsten bis zu den feinsten und üppigsten. 1663 legte ihn der Cardinal Richelieu an und gab ihm die Inschrift Palais Cardinal, und die Pariser stritten darüber, ob dies heißen solle: der Palast aller Paläste, oder: der Palast des Cardinals? Er vermachte ihn Ludwig XIII., und nach dessen Tode zog Anna von Östreich 1642 nebst Ludwig XIV. aus dem Louvre hinein. Von jetzt an hieß er Palais Royal. Ludwig XIV. räumte ihn sei-

nem Bruder ein und schenkte ihn zuletzt seinem Enkel, dem Herzoge von Chartres. Seitdem blieb er der Familie Orleans, welche ihn bis 1791 bewohnte und seit 1816 aufs neue bewohnt. Ältere Franzosen sprechen mit Entzücken von der großen Kastanienallee, welche früher die eine Längenseite des Gartens einnahm; von 11 Uhr des Morgens an war sie belebt, auf beiden Seiten standen Stühle, die von Menschen aus allen Ständen und Ländern nie leer wurden. In der Mitte stand ein Baum — der bekannte Arbre de Cracovie —; unter seinem Schatten entschieden die Politiker über Welthändel; hier war von jeher der freimüthigste Punkt von Paris. An die Stelle der Bäume kamen jetzt Galerien von Kaufmannsgewölben, Buchhändler- u. Putzläden, Spiel- u. Caffeehäusern, Theater u. andre Anlagen. Dieser Sammelplatz für Genüsse aller Art brachte dem Herzog reichen Gewinn. Nur die Spaziergänger rächten sich für den Verlust der schönen Bäume durch witzige Einfälle. Man nannte den Herzog Egorgeur des ombres. In drei Jahren waren zwei der großen Flügel fertig, in deren Arkaden sich die zierlichsten Kaufmannsläden an einander drängten; es wurden neue Alleen gepflanzt, die aber vermuthlich wegen des durch das stete Menschengewühl erregten Staubes nicht haben gedeihen wollen. Auch das Théâtre français kam in das Palais Royal, wo es sich noch jetzt befindet. Während der Revolution nannte der Herzog diesen Palast Palais Egalité. 1802 erhielt er auf kurze Zeit den Namen Palais du tribunat. Der Haupteingang des Palais Royal ist auf der Straße St.-Honoré. Von dem Château d'eau aus (ein Gebäude, wo die Wasserhälter für die Tuilerien und das Palais Royal angelegt sind) sieht man die Antlitzseite des Palastes vor sich. Zwei Pavillons mit ionischen und dorischen Säulen, deren jeder mit einem Fronton und mit Bildsäulen von Pajou geziert ist, sind durch eine Mauer verbunden, die zwischen Säulen fortläuft und drei Eingänge in das Palais bildet. Tritt man in den ersten Hof, so breiten sich zwei Flügel vor dem Auge aus, ebenfalls mit ionischen und dorischen Pilastern verziert. Zwischen beiden ist der Vorhof, der aus dem ersten Hofe in den zweiten (la Cour royale) führt. Mächtige dorische Säulen erheben sich auf beiden Seiten, deren Wirkung aber dadurch gestört wird, daß an und unter denselben Buden und Läden allerlei Art so zusammengedrängt sind, daß man zwischen dem Säulenwerke kaum hindurch kann. Nach Innen zu laufen hölzerne Galerien quer hin, wo Buchhändler und Brochurenkrämer, Modehändlerinnen und Bandverkäufer ihre Riens und Nippes auslegen. Durch diese Galerie de bois tritt man in die Feenwelt des von glänzenden Arkaden umgebenen Gartens. Doch dieser selbst ist schattenlos, steif und dürr, der Boden festgestampfter Kies, die Bäume sind klein und verdorren schnell, von den zurückprallenden Sonnenstrahlen getroffen; aber wer wird auch reinen Naturgenuß in diesem Garten suchen? Dagegen ist die Wirkung der Bogenhallen und Pavillons, besonders Abends in ihrer schimmernden Beleuchtung, wahrhaft blendend. Die beiden Seitenflügel laufen in einer Länge von 117 Klaftern, und der entgegenstehende in einer Breite von 50 Klaftern hin. Alle drei sind gleichförmig hoch. Cannelirte Pilaster von zusammengesetzter Ordnung herrschen rund herum und unterstützen ein Geländer, auf welchem Vasen stehen, die den ganzen Umfang des Gebäudes krönen. Zu ebener Erde läuft eine gewölbte Galerie rund herum, die von 180 Bogenhallen durchbrochen wird, zwischen denen je zwei und zwei ein großer Reverbere hängt Sie endigen auf beiden Seiten in zwei, von prächtigen Säulen verzierten Vorhöfen oder Eingangssälen. Festons und Basreliefs zieren die Zwischenräume. Über den Bogenhallen erhebt sich das erste Geschoß mit hohen palastmäßigen Fenstern, über diesem das zweite mit niedrigern, und über diesem Mansarden, vor deren Fenstern das Geländer hinläuft. Hier findet man Befriedigung für jedes natürliche oder erkünstelte Lebensbedürfniß, wie für jede gröbere oder feinere Begierde. Bei diesem oder jenem Buchhändler frage man nach dem ältesten wie nach dem neuesten,

nach dem wissenschaftlichsten wie nach dem frivolsten Buche, und man wird es finden. Berühmte und unberühmte Schriftsteller versammeln sich bei ihm, und um sie her wimmelt es von Kritikern und Dilettanten. Das Bijouteriegewölbe daneben, das drei Bogenhallen einnimmt, bietet der armen Braut den kleinen Ring, und der reichsten Fürstin die brillantenen Armbänder. Dies funkelnde Gewölbe ist Abends von mehr als 50 Wachskerzen erleuchtet, und große Spiegel vermehren das zauberische Strahlen- und Farbenspiel. Elegante Modehändlerinnen walten hier mit ihrem Scepter. Was die phantastische Laune aus Band und Pettinet, Blumen und Federn zu schaffen versteht, formt sich hier unter den niedlichen Fingern einer Schar von zierlichen Mädchen. In diesem stattlichen Gewölbe breiten sich die glänzendsten seidenen Zeuche, die köstlichsten Merinos aus, in jenem die feinsten Tücher, die weichsten orientalischen Shawls, hier die nettesten Wäschwaaren, dort die zartesten Stickereien. Gewölbe mit Uhren aller Arten wechseln mit Niederlagen des geschmackvollsten Porzellans ab; hier sind Knöpfe von Wedgewood u. Diamanten, dort Uhrketten von Gold, Degengefäße von Stahlbrillanten u. Silber; hier duften die lieblichsten Parfums, dort fesseln den Blick die vollendetsten Miniaturgemälde, die herrlichsten Kupferstiche; und ebenso lockend sind Bonbons wie mathematische Instrumente, Kinderspielzeug wie Gewehre in bunter Mannigfaltigkeit neben einander gereiht; dazwischen erblickt man wieder ein weites Gewölbe, das Alles faßt, was man an Bekleidung im erlesensten Geschmacke nur wünschen kann; dort ein andres mit Chiffonnieren und allem Hausrath, dem Bequemlichkeit, Kunst und Mode Entstehung, Pracht und Gestalt gaben. Lotteriecollecteurs und Geldwechsler, Petschaftstecher und Pastetenbäcker, Restaurateurs und Obsthändlerinnen drängen sich in jede Reihe. Aufgethürmt sind die erwähltesten Leckereien aller Meere und Provinzen in der berühmten **Boutique au gourmand**, während man in dem **Café de foi** das beste Eis findet, bei welchem die ausgesuchteste Gesellschaft sich versammelt. Aus dem **Café des aveugles** ertönt die fröhlichste Musik von lauter Blinden ausgeführt, während wilder Lärm und freche Ausgelassenheit aus den **Cafés du caveau** und **du sauvage** erschallen. Daneben zieht der **Café du ventriloque** durch die Possen seines Eigenthümers ebenso viele Gäste an, als dort in der **Café des mille colonnes** durch seinen, von allen Seiten zurückgespiegelten Glanz. Übrigens sind alle Waaren im Palais Royal um die Hälfte theurer als im übrigen Paris. Das äußere Leben drängt sich hier so mächtig und so allgebietend auf; es scheint über alles Geistige, über das Innere, Reine, Heilige und Natürliche so leichtsinnig zu spotten, daß der unverdorbene Fremde sich gewiß aus diesem bethörenden Lustlabyrinthe bald wegsehnt. Noch anlockender und verführerischer als die Galerien sind die obern Säle. Hier sind in der ersten Etage zwischen reichen Magazinen und glänzenden Restaurateursälen, jene verrufenen Spielzimmer, wo an der grünen Tafel Roulette und Rouge et noir die letzten Funken der Vernunft ersticken. In den Mansarden wohnen Künstler, viele der Familien, deren Gewölbe und Läden in den Bogenhallen sind, auch einzelne öffentliche Mädchen mit Matronen, jedoch nicht in solcher Zahl, und noch weniger so hoch gebildet, als es oft in Reisebeschreibungen dargestellt wird. Spaziergänger trifft man zu jeder Tageszeit im Palais Royal an. Früh eilt der ernste Geschäftsmann, der fleißige Künstler durch, um noch einmal frische Luft zu schöpfen, ehe er an seine Arbeit geht; die Bewohner sind da noch im tiefen Schlaf. Nach 8 Uhr werden die Gewölbe geöffnet; nach 9 Uhr fangen die Caffeehäuser an, sich zu füllen, die Zeitungsleser versammeln und die Gruppen vervielfältigen sich. Von 12 — 2 Uhr wird es der Sammelplatz der vornehmsten Welt; rechtliche Frauen erscheinen und bilden hier die Schule des Geschmacks und der Mode. Die Bänke reichen nicht zu; hunderte von Strohstühlen, die unter den Bäumen aufgeschichtet standen, werden herbeigeschafft und für 2 Sous vermiethet. Von 2 — 5 Uhr

nimmt die wogende Menge ab. Dagegen benutzen die Wärterinnen, Ammen und Mütter mit ihren Kleinen diese Pause; aber bald strömt Alles, was in die Theater eilt, herbei. Gegen 8 Uhr nehmen die öffentlichen Mädchen die Allee ein, und später findet man solche, für eine kurze Zeit, noch zahlreicher in den Galerien, welche die Polizei ihnen zu ihren Promenaden angewiesen hat. Die funkelnde Beleuchtung beginnt, und die Stunden bis 11 Uhr werden die rauschendsten und mannigfaltigsten. Nach 11 Uhr verliert sich allmälig das Getümmel, und um 12 Uhr ist Alles leer und todtenstill. Da die Alleen dreimal des Tages besprengt werden, so ist der Staub nie beschwerlich. Eine wohlthuende Abkühlung bewirkt ein in der Mitte des Gartens angelegtes großes Bassin mit einem Springbrunnen, der in einer aus 24 Öffnungen hervorgehenden Garbe aufsteigt. Auch tritt man aus dem Garten durch eine zweite Galerie in den Hof, wo gewöhnlich die herrlichsten Blumen und fremde Gewächse zu haben sind. Ein andrer Ausgang führt durch eine Freitreppe hinauf in die glänzende Rue Vivienne. So wenig dieser Ort, wo die Sinnenlust des Leichtsinns über alles Reine, Stille und Heilige zu spotten scheint, den unverdorbenen Fremden fesseln wird: so belehrend ist er dennoch für den Unerfahrenen, ergötzlich und unterhaltend für den Schuldlosen und anziehend für den Beobachter der Menschen und Sitten; er ist das reichste und lebendigste Gemälde der Frivolität und des Luxus, des Sinnenrausches und der Verderbtheit der neuern Zeit.

Palamedes, einer der griechischen Helden vor Troja, nach der Sage, ein Sohn des Nauplius, Königs von Euböa, und der Klymene. Nachdem er mit andern griech. Gesandten die Helena von Priamus vergebens zurückgefodert und den verstellten Wahnsinn des Ulysses, der sich dadurch von dem Zuge gegen Troja frei zu machen dachte, aufgedeckt hatte, schloß er sich dem griech. Heere an. Im Kriegsrathe der griech. Helden setzte er sich den Anmaßungen des Agamemnon entgegen und nahm selbst eine Zeitlang dessen Stelle als Oberfeldherr ein. Doch kommt von dieser Theilnahme des P.'s im Homer noch nichts vor. Über ihn sind überhaupt die Sagen sehr verschieden, vorzüglich über seinen Tod. Nach der gewöhnlichsten vergrub Ulysses einen Schatz im Zelte des Palamedes und brachte diesen durch einen untergeschobenen Brief in den Verdacht eines Einverständnisses mit Priamus, worauf P. als Verräther gesteinigt wurde. Ihm wird die Erfindung des Würfelspiels und des Schauspiels, oder doch wenigstens die Einführung des letztern, wie auch die Erfindung der Rechnung und des Maßes und Gewichts beigelegt. Noch allgemeiner ist die Sage, daß er das alte griechische, von Kadmus zuerst eingeführte Alphabet, welches aus 16 Buchstaben bestand, durch 4 andre (gewöhnlich nennt man $\vartheta\ \xi\ \varphi\ \chi$) vermehrt habe. Auch werden ihm astronomische und medicinische Kenntnisse zugeschrieben. Nach allen Sagen spielt er in der ältesten Bildungsgeschichte der Griechen eine bedeutende Rolle.

Palämon, s. Melicertes.

Palankin, eine, in Ostindien gebräuchliche Art von Tragsesseln mit 4 Füßen, einem ziemlich hohen Geländer ringsherum und einer gewölbten Decke mit Bambusstäben, inwendig mit einer Matratze und einigen Kissen belegt, überdies noch mit einem Vorhang versehen, den man, um in dem Palankin zu schlafen, herunterlassen kann. Er wird von 4 Trägern (Kulis) auf den Schultern getragen, denen 4 andre zum Abwechseln beigesellt sind. Sie machen eine besondere Classe der Suders (der letzten indischen Kaste) aus und haben in jeder Stadt und jedem Dorfe ihren Vorsteher, der mit den Reisenden den Accord abschließt. Man reist in diesen Tragsesseln ziemlich schnell, bequem und sicher, denn die Träger beobachten einen gewissen Taktschritt und sind ehrliche, dienstfertige Leute.

Paläographie, die Wissenschaft, durch deren Hülfe uns das Verständniß aller (graphischen) geschriebenen und gezeichneten Denkmäler eröffnet wird,

„ſoll nicht bloß lehren, wie man alte Schriften leſen lernen könne, ſondern ſie lehrt auch die Beſtandtheile derſelben auseinanderſetzen, ſoweit als möglich aufwärts die Quelle einer jeden aufſuchen, und abwärts theils die Veränderungen, welche eine und die nämliche Schrift viele Jahrh. hindurch erlitten, darſtellen, theils diejenigen Abweichungen, welche mehre verwandte Schriftarten nach der Trennung vom gemeinſchaftlichen Sprachſtamme erlitten, nachweiſen." So erklärt ſie Kopp (ſ. d.), dem Deutſchland jetzt unter ſeinen Paläographen den Rang einräumt. Das Gebiet der Paläographie iſt ſonach alles Geſchriebene und folglich täglich wachſend durch die neuen Entdeckungen beſchriebener Denkmäler in allen früher unzugängigen Ländern; doch unterſcheidet man ſie jetzt dadurch von der Diplomatik, daß man dieſer die ſchriftlichen mit höherer Autoriſation verſehenen Beglaubigungs- und Beſtätigungsmittel der neueren Staatengeſchichte (ſeit d. 5. Jahrh.) vorzugsweiſe zutheilt. Ihre wiſſenſchaftliche Begründung verdankt die Paläographie Bernard v. Montfaucon, der durch ſeine „Palaeographia graeca" dem bisher unſichern Verfahren eine Regel, den einzelnen Forſchungen einen Kern gab, an den ſie ſich anlegen konnten. Leider iſt das Exemplar dieſes Werks, das D'Anſe de Villoiſſon beſaß und mit Nachträgen aller Art bereichert hatte, kurz vor deſſen Tode ſpurlos verſchwunden. — Barthelemy, der Verf. der „Reiſen des Anacharſis", gab zu dieſer Grundlage ſeine „Essai d'une paléographie numismatique" („Mém. de l'acad. des inscr.", t. XXIV, 30) und brachte dadurch die Paläographie der ſemitiſchen Sprachen auf einen Standpunkt, der dem der claſſiſchen entſprechend war. Hegel in ſeinen paläogr. Fragmenten („Über die Schrift der Hebräer und Griechen" Berl. 1816) und Hartmann in Roſtock in ſeinen „Unterſuchungen über aſiatiſche Denkmäler" haben ſchätzbare Beiträge zu dieſer Wiſſenſchaft geliefert. Die größte Schwierigkeit bieten überall die zuſammengezognen Schriftzüge, die in lat. Urkunden u. d. N. der tironiſchen Noten bekannt und bis zum 10. Jahrh. im Gebrauch geweſen ſind. Nach manchen weniger glücklichen, oft verzweifelten Verſuchen, haben ſie durch Kopp's Scharfſinn eine bewunderswürdige Löſung erhalten. Bei den Vorträgen, welche Prof. Haſe zu Paris über neugriech. Sprache bei der Schule der lebenden morgenländ. Sprachen hält, pflegt er auch Paläographie der griech. Handſchriften und graphiſchen Denkmäler zu lehren, und ein Studium anzuregen, das in Frankreich ſeit den Benedictinern von S.-Maur mit beſonderer Vorliebe gepflegt worden iſt. Das Intereſſe, das es einflößt, hat auch in Deutſchland ihm mehr Liebe gewonnen; doch fehlt überhaupt noch ein Werk, das mit einem Blicke die Elemente dieſes Faches vor Augen legte. In Velasquez (Madrid 1752, 4.) und Buriel's „Paleografia española" (Madrid 1758, 4.), in Joachim's „Einleit. zur deutſchen Diplomatik" (Halle 1748, 3. Aufl. 1785), ein „Alter Beitrag zur praktiſchen Diplomatie für Slaven", finden ſich vereinzelte Stoffe, deren Anwendung Kopp in den Bildern und Schriften der Vorzeit durch ſein Beiſpiel gelehrt hat. An Genauigkeit und gewiſſenhafter Treue der Darſtellung wird dieſer Meiſter in der Kunſt des Leſens von Wenigen erreicht. Für Steinſchriften des griech. Alterthums darf man durch das zu Berlin erſcheinende „Corpus Inscriptionum" von Böckh ſich reiche Beiträge verſprechen. 19.

Paläphatus, ein vorhomeriſcher Dichter Athens. Ein andrer Paläphatus, wahrſcheinlich aus d. 4. Jahrh., nach Einigen aus Athen, nach A. aus Paros oder aus Priene, hinterließ 5 Bücher über unglaubliche Dinge, worin Mythen allegoriſch erklärt werden. Gewöhnlich mit Äſop zuſammengedruckt, einzeln am beſten von Fiſcher, Leipz. 1789.

Paläſtina (Faleſthin), wegen der, den Nachkommen Abraham's gegebenen Verheißung, das gelobte Land genannt, nimmt die ſyriſche Küſte am mittelländ. Meere vom Libanon ſüdwärts bis an die Grenzen Ägyptens ein, und gehörte

zu den fruchtbarſten Ländern der alten Welt. Wein, Salz, wilder Honig, die Balſamſtaude, der Öl-, Palmen-, Feigen- und Granatbaum, nebſt zahlreichen Herden von Schaf- und Rindvieh, waren ſeine Erzeugniſſe. Die Abwechſelung der Berge und Ebenen, die gemäßigte Luft, die vielen Bäche, der Frühlings- und Herbſtregen erzeugten ſeine Fruchtbarkeit. Seine jetzige Unfruchtbarkeit entſpringt aus der Trägheit der Einw., welche entweder von den Pilgern oder als Räuber leben. Es hieß, nach dem Stammvater ſeiner Bewohner, Kanaan, als Abraham in ſeine ſüdlichen Gegenden einwanderte und durch den Ankauf eines Begräbnißortes für ſeine Familie das Recht begründete, auf welches geſtützt, die Hebräer es unter Joſua, 1450 vor Chr., eroberten und nach den Stämmen ihres Volks in 12 Bundesſtaaten eintheilten. Saul vereinigte dieſe in ein Königreich, und David erweiterte es durch Eroberungen oſt- und ſüdwärts; Phönicien, der nördliche Streif der Weſtküſte, in dem die verdrängten Kananiter ſich behaupteten, blieb unabhängig von den Hebräern. Die beiden Reiche, Iſrael (nördlich) und Juda (ſüdlich), in welche Paläſtina 975 vor Chr. zerfiel, begriffen zuſammen das Gebiet zwiſchen 52 und 57° der L. und 31 und 34° der Br. Durch den Fall dieſer Reiche, 754 und 730 vor Chr., wurde Paläſtina eine perſiſche Satrapie, und die politiſche und religiöſe Trennung der unter Cyrus und Darius I. aus der Gefangenſchaft nach Paläſtina zurückkehrenden hebr. Colonien begründete die Eintheilung, die zu den Zeiten Chriſti unter den Hasmonäern galt. Das Land diesſeits des Jordans (des Hauptſtroms, der vom Libanon ſüdwärts durch den See Genezareth in das Salzmeer fließt) wurde Judäa im weitern Sinne genannt und umfaßte die Provinzen: Judäa, oder das größere ſüdliche Gebiet, worin Jeruſalem, Bethlehem und Jericho am Gebirge Juda, die Häfen Cäſarea und Joppe, jetzt Jaffa, an der Küſte des Mittelmeeres liegen, und ein Theil von Idumäa mit einbegriffen war; Samaria, oder das kleinſte mittlere Gebiet, mit den Städten Samaria, ſpäter Sebaſte, und Sichem, jetzt (nach der griech. Benennung Neapolis) Nablus und dem Gebirge Ephraim oder Iſrael, auf dem der Berg Garizim liegt; und Galiläa das nördliche und fruchtbarſte Gebiet, gegen Mittag an das Vorgebirge Karmel und den damit zuſammenhängenden Berg Tabor auf der Grenze von Samaria gelehnt, gegen Abend von Phönicien und nördlich vom Libanon begrenzt, mit den Städten Tiberias, welche nach der Zerſtörung Jeruſalems als Sitz der jüdiſchen Gelehrſamkeit berühmt war, Kapernaum und Bethſaida am See Genezareth, Nain, Nazareth und Kana. Zu dem Lande jenſeits des Jordans gehörten die Provinzen: Peräa, die größte, ſüdliche, mit dem Gebirge Gilead, Gaulonitis, öſtlich vom See Genezareth, Batanea und Trachonitis, die kleinſte im Norden. Die verſchiedenen Denkmäler zu Jeruſalem (vgl. d.) bezeichnen die Epochen der Geſchichte von Paläſtina. Das 1099 von den Kreuzfahrern gegründete chriſtliche Königreich Jeruſalem gab dem heil. Lande eine neue Blüthe; es umfaßte die Provinzen diesſeits des Jordans, mit Einſchluß von Phönicien und Philiſtäa, und erſtreckte ſich jenſeits bis in die Wüſte Arabiens. Seine Verfaſſung war europäiſch: ein Patriarchat, vier Erzbisthümer, reich begabte Klöſter und geiſtliche Stiftungen, drei Ritterorden, mehre Grafſchaften und Baronien wurden errichtet, Gerichtshöfe für den Adel und den dritten Stand niedergeſetzt, ein Heer von 12 — 20,000 M. unterhalten und die 637 vom Khalifen Omar auf der Stelle des ſalomoniſchen Tempels erbaute Moſchee in eine prächtige Hauptkirche verwandelt. Die, bei mäßigen Auflagen und fruchtbarem Boden zunehmende Bevölkerung und die ſchickliche Lage zum Handel ſchien dieſem Reiche Wohlſtand und lange Dauer zu ſichern. Die Könige Gottfried von Bouillon, der ſchon 1100 ſtarb, die Balduin, Anjou und Luſignan, regierten es mild, doch mit wechſelndem Glück gegen die Sarazenen, denen innere Zwiſte des regierenden Hauſes und die Verzögerung der Hülfe aus Europa den Weg zur Wiedererobe-

rung bahnten. Saladin nahm 1187 Jeruſalem ein, machte die Hauptkirche wieder zur Moſchee, und nur das Gold der ſyriſchen Chriſten erhielt die Kirche des heil. Grabes. Nach hundertjährigen Bedrängniſſen wurden endlich 1291 die letzten chriſtlichen Herrſcher von den Mamelucken gänzlich aus Paläſtina vertrieben, und der leere Titel des Königreichs Jeruſalem kam durch die Verheirathung der Urenkeltochter Balduins IV., Jolantha, mit Kaiſer Friedrich II. an das deutſche Kaiſerhaus und durch die Anſprüche des Hauſes Anjou an die Krone Sicilien. Seitdem ſchmachtet Paläſtina, verödet und von arabiſchen Räuberhorden durchſtreift, unter der Herrſchaft der Mohammedaner und gehört jetzt unter das Paſchalik Damask in der türkiſchen Prov. Soriſtan. Jeruſalem, 16 Mal zerſtört, bietet jetzt nur den Anblick des Schattens ſeiner ehemaligen Größe dar. Die Politik der Türken, welche von den jetzt ſeltener kommenden chriſtlichen Pilgern ſtarke Abgaben erheben, hat die während der chriſtlichen Regierung im 12. Jahrh. neubezeichneten Denkmäler der Geſchichte Jeſu nicht ganz untergehen laſſen. Noch 1806 will Chateaubriand („Tagebuch einer Reiſe von Paris nach Jeruſalem", überſ. von Müller und Lindau, Leipz. 1813, 3 Bdchn.; und von Eichholz, mit Anmerk. und Kupf., 1812) in dem ſtark befeſtigten Kloſter zu Bethlehem eine unter römiſch-katholiſche, griechiſche und armeniſche Mönche getheilte Kirche mit einer unterirdiſchen Capelle geſehen haben, welche den Ort der Geburt Jeſu, ſeine Krippe und das Grab der unſchuldigen Kinder inſichſchließt und durch ſchöne Gemälde ausgezeichnet iſt; in den Umgebungen Jeruſalems dient das Thal Joſaphat, welches ſich zwiſchen dem Berge Moria und dem Ölberge von N. gegen S. erſtreckt und von dem Bache Kidron durchſchnitten wird, den Bewohnern Jeruſalems zum Begräbnißorte. Der Garten des Ölbergs mit der Stätte von Gethſemane, der Capelle des Grabes der heil. Jungfrau und der Grotte des bittern Kelches, hat jetzt eine kleine Moſchee auf dem Flecke der Himmelfahrt; Zion iſt ein Hügel von ödem, gelblichen Anſehen, wo das Haus des Kaiphas, jetzt eine armeniſche Kirche, das Haus der Einſetzung des heil. Abendmahls und der Ausgießung des heil. Geiſtes, jetzt eine Moſchee mit türkiſchem Spitale, und Davids Palaſt in Ruinen ſtehen; ſüdlich daneben, im Thale Ben-Hinnon, ſieht man den Blutacker und die Gräber der Könige; innerhalb der Stadt die Schmerzensſtraße (via dolorosa), auf welcher Jeſus den Weg zum Tode ging, eine, 500 Schritt lange Gaſſe vom Hauſe des Pilatus, einer Ruine, bis zur Kirche des heil. Grabes. Dieſe Kirche, deren Mauern alle Stätten, welche aus der Geſchichte der Kreuzigung, des Begräbniſſes und der Auferſtehung Jeſu bemerkenswerth ſind, umſchließen, hält in der Länge 126 und in der Breite 70 Schritte. Sie iſt kreuzförmig gebaut und bildet drei Dome über einer ungleichen Fläche. Geiſtliche von 8 Nationen und chriſtlichen Religionsparteien haben ſich in ihren Beſitz getheilt und verrichten darin ihren Gottesdienſt, jede nach ihrem Ritus: Katholiken, welche Franciscanermönche vom Kloſter St.-Salvator zu Jeruſalem ſind, Griechen, Abyſſinier, Kopten, Armenier, Neſtorianer und Jakobiten, Georgier und Maroniten. Die dienſtthuenden Prieſter und Mönche jeder Partei bleiben gewöhnlich 2 Monate lang in der Kirche, bis ſie von andern abgelöſt werden, 200 Lampen brennen Tag und Nacht in den weiten Räumen dieſes Gebäudes. Die Mauern deſſelben, an denen man die Grabmäler Gottfrieds und Balduins I. ſieht, ſcheinen noch ſeit Konſtantin d. Gr. Zeit zu ſtehen, der innere Ausbau aber rührt von den Kreuzfahrern her. Dieſe Kirche iſt 1808 d. 12. Oct. durch Brand beſchädigt worden. Die Capelle des heil. Grabes blieb unverſehrt und auch die, mit Blei gedeckte, bei dieſem Brand eingeſtürzte Kuppel hat man jetzt wieder hergeſtellt. Anſichten von Paläſtina gab E. F. K. Roſenmüller nach Ludw. Mayr's Originalzeichnungen, Leipz. 1810, heraus. Belehrend iſt auch Mayr's „Reiſe nach Konſtantinopel, Ägypten, Jeruſalem ꝛc." (2. Aufl., St.-Gallen 1810), und Röhr's „Paläſtina ꝛc." (3. Aufl., Zeitz 1821). E.

Paläſtra, ſ. Gymnaſium.

Palaprat (Jean de Vigot), ein beliebter Dichter, geb. zu Toulouſe 1650 von guter Familie, erhielt einige Male den Preis in den jeux floraux; dadurch reifte der Entſchluß in ihm, ſich ganz der Dichtkunſt zu weihen. In ſeinem 25. J. ward er Capitular und bald nachher Vorſtand des Conſiſtoriums ſeiner Vaterſtadt. Dennoch vermochte dieſe Auszeichnung ihn nicht an Toulouſe zu feſſeln. Er begab ſich nach mehren Reiſen 1686 nach Rom, wo die Königin Chriſtine von Schweden ihn ſchätzen lernte. Das Anerbieten, in ihr Gefolg zu treten, ſchlug er aber aus und kehrte nach Frankreich zurück, wo die beiden Herzoge v. Vendome ſeine Gönner wurden. Der Schauſpieler Raiſin veranlaßte ihn, ſein Talent der Bühne zu widmen. Er ſchrieb nun mehre kleine Stücke („Le concert ridicule", „Le ballet extravagant", „Le secret révélé", „La prude de temps"), die damals viel Beifall fanden, jetzt aber vom Repertoire verſchwunden ſind. Seinen größten Ruhm verdankt er der Verbindung mit ſeinem talentvollern Freunde Bruyes, mit dem er gemeinſchaftlich mehre dramatiſche Arbeiten herausgab. Dieſe Verbindung, die ſich durch eine ebenſo uneigennützige und unerſchütterliche Einigkeit auszeichnete, löſte ſich nicht eher, als bis P. ſich genöthigt ſah, ſeinem Beſchützer, dem Herzog v. Vendome, zur Armee nach Italien zu folgen, von welcher Zeit an er nichts mehr für das Theater arbeitete, während Bruyes in Montpellier fortfuhr, Schauſpiele zu ſchreiben. P. ſtarb in Paris d. 23. Oct. 1721, in einem Alter von 71 J. „Le secret révélé", „Le sot toujours sot", „Le grondeur", „Le muet", „Le concert ridicule" ſind von ihm und Bruyes gemeinſchaftlich verfaßt; „Hercule et Omphale" „Les sifflets", „Le ballet extravagant" und „La prude de temps" von ihm allein. Eine Sammlung von den Werken Bruyes's und Palaprat's, erſchien in 5 Bdn. 12. Neuerlich hat Etienne in einem, auch ins Deutſche überſ., allerliebſten Luſtſpiele die beiden dichteriſch verbundenen Freunde auftreten laſſen.

Palatinus heißt der vornehmſte ungariſche Reichsbaron oder Magnat, der auf dem Landtage von den Ständen aus 4, vom Könige vorgeſchlagenen Magnaten erwählt wird, um in allen wichtigen Staatsangelegenheiten die Stelle des Königs zu vertreten und zwiſchen dieſem und dem Volke Vermittler zu ſein. Auch iſt er Präſident in dem hohen ſtatthalterſchaftlichen Rathe, bei der Septemviraltafel (d. h. demjenigen Theile des adeligen Obergerichts oder höchſten Juſtizhofes, der über Appellationen entſcheidet); er hat endlich den höchſten Rang unter allen Ständen, den Erzbiſchof von Gran ausgenommen. Von 1765 an bis zu Joſeph II. Tode (1790) blieb die Stelle unbeſetzt; es wurde, wie dies ſchon zuweilen vorher geſchehen war, ein bloßer Statthalter in dem Herzoge Albert von Sachſen-Teſchen ernannt; Leopold II. machte den Beſchwerden der Nation hierüber durch die Wahl eines neuen Palatins ein Ende. Gegenwärtig bekleidet die Würde der Erzherzog Joſeph Anton, Bruder des Kaiſers Franz, geb. 1776. (S. auch Pfalzgraf.)

Palermo, Hauptſt. des Königr. Sicilien und einer Intendanz gl. N., an einem kleinen Meerbuſen, iſt groß, ſchön gebaut und wohl befeſtigt. Der Hafen, in den jährl. 500 fremde Schiffe einlaufen, wird durch 2 feſte Schlöſſer beſchützt. Die Zahl der Einw., früher 200,000, iſt auf 163,300 geſunken. Zu den vorzüglichſten Gebäuden gehören: der Palaſt des Vicekönigs, der Palaſt des Erzbiſchofs, das große Hoſpital, das St.-Clarenkloſter, das ehemalige Profeßhaus der Jeſuiten, die erzbiſchöfl. Domkirche, das Rathhaus und mehre aus Marmor und Alabaſter erbaute prächtige Kirchen und Thore. Die 2 Hauptſtraßen kreuzen ſich in der Mitte der Stadt und bilden ein regelmäßiges Achteck, Piazza Villena, das mit ſehr ſchönen Gebäuden geziert iſt. Sowol das Pflaſter als die nächtliche Beleuchtung ſind vortrefflich. Die Univerſität (Accademia Reale) hat eine beträchtliche Bi-

bliothek, eine Sternwarte, Münzsammlung. Auch ist hier eine Akademie der Wissenschaften. Die Stadt sendet die meisten sicilianischen Erzeugnisse: Weizen, Wein, Öl, Südfrüchte, Manna ꝛc., an das Ausland, und versorgt die Insel mit Specereien und Manufacturwaaren. Die palermische Seide wird in der Umgegend gewonnen und gewöhnlich roh versendet. Palermo ist von den häufigen Erdbeben der dortigen Gegend nur 2 Mal, 1. Sept. 1726 und 5. März 1823, bedeutend erschüttert worden. Die Kaiser Heinrich VI. und Friedrich II. sind in der Domkirche beigesetzt. Als man 1781 bei einer Ausbesserung die porphyrnen Särge an einen andern Ort brachte und öffnete, fand man die Leichname fast ganz unversehrt und auf ihren Kleidern Inschriften in der heutigen arabischen Cursivschrift. Im Juli 1820 erregte hier eine Faction des Adels, welche Sicilien eine eigne Constitution geben wollte, einen blutigen Aufstand.

Pales, eine der italischen Feldgottheiten, die Geberin guter Bergweide und Schützerin der Herden vor Seuchen und Raubthieren. Nach Einigen ist sie männl. Geschlechts und ein Sohn des Jupiter. Sie wurde als Hirtengöttin mit einem Stabe und einem Kranz auf dem Haupte vorgestellt, und bald unter Bäumen, bald in eignen Tempeln verehrt. An ihrem Feste ward zugleich der Gründungstag Roms gefeiert (21. April). Man opferte ihr Milch und Hirsekuchen.

Palestrina (Giovanni Pietro Aloisio, oder Perluigi da), der berühmteste Meister der alten römischen Musikschule, war 1529 zu Palestrina, dem alten Präneste, geb., daher sein Beiname: il Prenestino. Er studirte die Musik unter einem Meister der vor ihm berühmten gallisch-belgischen Schule, den Einige Gaudimel nennen. Sein Genie erhob ihn bald aus der Dunkelheit zu dem Range eines der ersten Tonsetzer, welcher eine große Reform in der Kirchenmusik hervorbrachte. Gegen die Mitte d. 16. Jahrh. war die Musik in Künstelei und leeren Schall dergestalt ausgeartet, daß Papst Marcellus II., schon im Begriff war, sie aus der Kirche zu verbannen, als P., der die wahre Bestimmung der kirchlichen Musik richtiger aufgefaßt hatte, den Papst um die Erlaubniß bat, eine seiner Arbeiten vor ihm aufführen zu dürfen. Der junge Tonsetzer ließ am Ostersonntage 1555 eine 6stimmige Messe (die noch vorhandene **missa Papae Marcelli**) aufführen, die durch ihre Würde und einfache Schönheit den Papst von seinem Vorsatze abbrachte. Seitdem wurde die Musik wesentlicher Cultus der kath. Kirche. Der Papst und dessen Nachfolger Paul IV. trugen ihm nun auf, eine Anzahl ähnlicher Compositionen für ihre Capelle zu verfertigen. 1562 wurde P. zum Capellmeister von Santa-Maria-Maggiore, und 1571 zu Capellmeister von St.-Peter ernannt. Dieser Periode haben wir den größten Theil seiner Meisterwerke zu verdanken. Sein Styl (**alla Palestrina** genannt) siegte über die flamländische Schule, die damals durch ganz Europa in Ansehen stand. Über P.'s Styl s. m. die „Leipz. musik. Zeit.", 1814, S. 35. P. starb am 2. Febr. 1594, und ward mit großer Pracht in der Peterskirche am Fuße des Altars des heil. Simon und Juda beerdigt, wo sein Grabmal die Inschrift hat: „**Joannes Petrus Aloysius Palestrina, Musicae Princeps**". Noch jetzt werden die Werke dieses Patriarchen der Harmonie und Hauptes der alten ital. Schule in Italien oft vorgetragen; namentlich zu Rom alljährl. in der sixtinischen Capelle sein achtstimmiger Gesang: „**Fratres ego enim accepi**", nebst dem „**Stabat mater**" und den „Improprien". Die meisten Werke P.'s liegen im Archive der Peterskirche verschlossen.

Palette (Pallette), eine dünne, ovale Scheibe von Holz oder Elfenbein, worauf die Farben gesetzt und nach dem jedesmaligen Bedürfnisse sogleich vom Maler während der Arbeit gemischt werden. Man sagt, „ein Gemälde verrathe die Palette", um die Wahl oder Mischung der Farben zu tadeln, als ob der Künstler dabei mehr seine Palette als die darzustellenden Gegenstände zu Rathe gezogen.

Palimpsesten, wieder überschriebene Handschriften, codices rescripti (von πάλιν u. ψάω), haben in der neuesten Zeit durch die glücklichen Erfolge des Monsignore Majo (s. Manuscripte u. Majo), um den Inhalt der ursprünglichen zu erforschen, die Aufmerksamkeit der Gelehrten und Bibliothekare sehr lebhaft auf sich gezogen, und man darf hoffen, daß die großen, noch wenig durchsuchten Handschriftensammlungen zu Rom, Neapel, Oxford, Cambridge ꝛc. noch manche Trümmer der alten Literatur uns geben werden, die so dem großen Schiffbruche entgangen sind. Bei der Theurung des Schreibmaterials, welches die Alten anwandten, war es natürlich, daß man auf Mittel dachte, einmal gebrauchtes Pergament oder ägyptisches Papier noch einmal brauchbar zu machen. Der auswischende Schwamm war schon zu Augusts Zeiten nicht unbekannt. Pergament konnte man abkratzen, und ein eignes Schabemesser (Rasorium) gehörte zu dem Apparate der Abschreiber. Das so abgeschabte Pergament ward dann mit Bimsstein abgerieben, um bequemer darauf schreiben zu können. Glücklicherweise ist die ursprüngliche Schrift oft so leserlich geblieben, daß sie dem bloßen Auge noch sichtbar erscheint, oder durch Nachhülfe trockener chemischer Mittel wieder deutlich hervortritt. Da die Abschreiber des Mittelalters (wo der Bedarf des Schreibmaterials, wegen der häufigern Nachfrage nach Chorbüchern, Missalen ꝛc., fühlbar wurde) das ursprünglich große Pergament oftmals umbrachen, so findet sich die neuere Schrift zuweilen über die alte quer hinweglaufend, sodaß die alten und neuen Zeilen sich kreuzen (so in einer Schriftprobe bei Kopp: „Bilder und Schriften der Vorzeit", Thl. 1, S. 192), oder daß man die alte Schrift auf den Kopf stellte (so in den Fragmenten des Ulphilas, im Fragmente des Phaeton ꝛc.). Der steigende Eifer für alle Überreste der classischen Literatur richtete den Fleiß der Gelehrten auf diese ungehobenen Schätze, deren Fragmente aber die Mühe der Gewinnung nicht zu lohnen schienen. Majo überzeugte die europäischen Gelehrten durch den Fronto und einige andre Arbeiten, die noch gehaltreicher waren, eines Bessern; seitdem haben die Auffindungen des Fragments aus dem „Phaeton" des Euripides, der Reste von Cicero's Büchern „De republica", Peyron's Entdeckungen u. A., das Interesse für Zerstörungen vermehrt, die uns, wie die Lava des Vesuvs, sonst verlorene Schätze erhalten haben. (S. Manuscripte.) 19.

Palindromon, ein Vers oder eine Zeile, welche vorwärts und rückwärts gelesen denselben Sinn gibt; ein Krebsvers. Z. B. der bekannte, den man dem Teufel in den Mund legt: Signa te signa, temere me tangis et angis (kreuze dich, kreuze dich nur, du berührst und quälst mich vergebens).

Palingenesie, griech., die Wiedergeburt. Wir bezeichnen damit vornehmlich die Übergänge, die wir im Reiche der Insekten wahrnehmen und vermöge deren ein Insekt, z. B. die Raupe, Fliege ꝛc., in einer völlig veränderten Gestalt wieder erscheint.

Palinodie, ein (besonders poetischer) Widerruf Dessen, was man gegen Jemand Schimpfliches oder Falsches gesagt hat. So schrieb der alte Dichter Stesichorus eine Palinodie seines Schmähgedichts auf die Helena, wofür er mit Blindheit gestraft worden war, und erklärte alle in demselben enthaltene Beschuldigungen für unwahr.

Palinurus, Steuermann des Äneas auf seiner Fahrt nach Italien, ein Sohn des Jasius. Bekannt ist die Dichtung, nach welcher der Gott des Schlafs, unter der Gestalt des Phorbas, denselben in dem Augenblicke, wo das Schiff sich der erwünschten Küste nähert, mit täuschender Gewalt einschläfert und in das Meer stürzt. Äneas sah den verlorenen Gefährten in jenem berühmten Gesichte wieder, in welchem die Schatten der Unterwelt vor seinen Augen vorübergingen, und P. erzählte ihm, wie er sich zwar aus dem Wasser gerettet habe, aber an der Küste des untern Italiens von den Lucanern erschlagen worden sei. Als die Lu-

caner später von einer Pest heimgesucht wurden, errichteten sie dem P. ein Ehrenbegräbniß, um seine Manen zu versöhnen, und weihten ihm einen heiligen Hain. Das palinurische Vorgebirge erhielt nach ihm den Namen.

Palisaden, Pallisaden, Schanzpfähle, sind 8 — 9 Fuß lange, und 6 — 7 Zoll ins Gevierte habende, oben zugespitzte Pfähle, welche zu mehrer Sicherung der Verschanzungen, besonders vor einem Überfalle zur Sperrung der offenen Zugänge der Werke und überhaupt aller leicht zugänglichen Punkte, entweder senkrecht oder schräg dicht neben einander eingegraben werden. — Palisadiren, mit Schanzpfählen versehen, verpfählen.

Palissot de Beauvais (Ambroise Marie François Joseph), geb. zu Arras d. 27. Juli 1752, Naturforscher. Er hatte sich der Rechtswissenschaft gewidmet und nach dem Tode seines Bruders dessen Stelle eines Receveur général des domaines in Paris erhalten. Da dieser Posten 1777 eingezogen wurde, so wandte sich P. ganz seinem Lieblingsstudium, der Naturwissenschaft und der Botanik, zu, was sein ansehnliches Vermögen begünstigte. Sein erster Lehrer in diesem Fache war der D. Lastiboudois, mit welchem er mehre, besonders hinsichtlich der Kryptogamen reiche Ausbeute gebende botanische Wanderungen durch Flandern und das nördl. Frankreich machte. 1781 ward er zum correspond. Mitgl. der pariser Akademie ernannt. Sein Plan, mit dem Dänen Niebuhr Arabien zu bereisen, wie auch Lapeyrouse auf dessen Reise um die Welt zu begleiten, ward nicht ausgeführt. Dagegen ward ihm 1786 vergönnt, der Expedition zu folgen, welche den Sohn des afrikan. Königs von Owara, der sich damals in Paris aufhielt und mit dessen Vater die franz. Regierung Handelsverbindungen anknüpfen wollte, nach seiner Heimath zurückbringen sollte. So langte P. nach einer gefahrvollen Reise in Owara an, wo er das Land untersuchte und die wichtigsten naturgeschichtlichen Entdeckungen machte. Mehrmals in Gefahr, von den wilden Bewohnern ermordet oder von ansteckenden Krankheiten hingerafft zu werden, faßte er dennoch den kühnen Plan, quer durch ganz Afrika von W. nach O. zu dringen, wurde jedoch von den ihn begleitenden Negern und Dienern, nach einem tiefen Vordringen in das Innere von Guinea, umzukehren gezwungen. Wegen seiner Gesundheitsumstände mußte er Afrika verlassen. Er schiffte sich mit einem Theil seiner Sammlungen nach St.-Domingo ein, wo er ankam, als auf dieser Insel die schrecklichsten Unruhen ausgebrochen waren. Nur mit Mühe rettete er sich hier aus den über die Weißen verhangenen Verfolgungen, in die Verein. Staaten, wo er im Orchester zu Philadelphia spielen mußte, um seinen Unterhalt zu verdienen. Seine in der neuen franz. Niederlassung auf den Küsten von Owara zurückgelassenen Sammlungen u. dgl. gingen bei der Zerstörung dieser Colonie durch die Engländer verloren. Endlich fand er in Philadelphia Beschützer und konnte von neuem sich seinen Studien überlassen. Die nunmehr von ihm wiederholt unternommenen wissenschaftlichen Reisen in die Apalachen-Gebirge, am Ohio, in das Innere von Kentucki und in die Länder der Koiks und Cherokis (zweier wilder amerik. Völkerstämme) brachten die erfreulichste naturgeschichtliche Ausbeute. Mittlerweile bewirkte der erste Consul seine Ausstreichung von den Listen der Emigrirten, u. aus Dankbarkeit legte P. den Namen „Napoleon Bonaparte" einer seltenen, aus Owara mitgebrachten Pflanzengattung bei, die jetzt aber, zu Ehren P.'s selbst, Belvisia caerulea genannt worden ist. P. schrieb eine Menge geschätzter botanischer Werke, Abhandlungen und Memoiren (auch einige kleine Theaterstücke) und starb als Mitgl. des Instituts und der philomatischen Gesellschaft zu Paris, sowie der philosoph. Societät zu Philadelphia, zu Paris d. 21. Jan. 1820.

Palissot (Charles) de Montenoy, Dichter und Literator, war d. 13. Jan. 1730 zu Nancy geb. Seine Geistesfähigkeiten entwickelten sich schnell. Er

verließ bald die gelehrte Congregation des Oratoriums, und beschäftigte sich unabhängiger mit der Literatur, besonders mit der Dichtkunst, die ihn am meisten anzog. Leidenschaftlich rasch in Allem, war er in einem Alter von 19 J. Ehemann, Vater und Verf. von zwei Tragödien. Die erste kam nicht auf die Bühne; die zweite „Ninus" fand wenig Beifall. Nun wählte er das Lustspiel, welches seinem Talente und seiner Stimmung besser zusagte. Er gab „Les tuteurs", ein frostiges Stück, dem bald „Le barbier de Bagdad" folgte, wozu der Stoff aus „Tausend und einer Nacht" entlehnt ist. Das erste Aufsehen erregte er durch sein Lustspiel „Le cercle", worin ein lächerlicher Philosoph erscheint, in welchem man J. J. Rousseau erkannte, und worüber die sogen. Philosophen einen lebhaften Federkrieg erhoben. P. machte sich Luft in den „Petites lettres sur de grands philosophes". Die Erbitterung stieg und erreichte, als er mit seinem Lustspiele „Les philosophes" auftrat, den höchsten Grad. Dieses Stück hat von Seiten der Kunst und Erfindung keinen Werth, aber es ist mit Eleganz geschrieben und voll satyrischer Züge; die Personen sind gut gezeichnet, besonders die gelehrte und philosophische Dame; mehre Scenen sind trefflich. Hatte P. in seinen Stücken die Grenzen der Theatersatyre überschritten, so achteten seine Gegner selbst die Schranken der Scham und Ehrbarkeit nicht; die pöbelhaftesten Schmähschriften erschienen zur Schande der franz. Literatur. Aber P. räumte das Schlachtfeld nicht, so furchtbar auch seine Gegner durch Zahl und Leidenschaft waren; er bot selbst Voltaire Trotz, der sich mit ungewohnter Mäßigung gegen ihn benahm, wie aus dem Briefwechsel zwischen Beiden hervorgeht. P. setzte den Krieg gegen die Encyklopädisten und Philosophen in seiner „Dunciade" fort, einem Gedichte voll bitterer Satyre, das bei einer guten Versification und einzelnen unterhaltenden Stellen doch wegen seiner Länge ermüdet. P.'s Gegner wurden durch dasselbe aufs neue unter die Waffen gebracht. Seine „Mémoires pour servir à l'histoire de la littérature" (Paris 1769, zuletzt 1813) sind das wichtigste seiner prosaischen Werke. Man findet darin gute Bemerkungen über die dramatische Kunst und die dramatischen Schriftsteller, aber das Ganze ist weder neu noch gründlich. Erfindung und Ideenreichthum fehlen in allen Werken P.'s, aber seine Schreibart ist stets rein und geschmackvoll. Die Revolution hatte ihm den größten Theil seines Vermögens geraubt. Er lebte seitdem auf einem Gütchen zu Pantin, und in dem Palais des arts, wo er als Vorsteher der Mazarini'schen Bibliothek eine Wohnung hatte. Mit ungeschwächten Geisteskräften, stets lebhaft, geistreich, heiter in der Unterhaltung, erreichte er ein hohes Alter und starb d. 15. Juni 1814. Die 3. Ausg. seiner Werke in 6 Bdn. erschien zu Paris 1809.

Palla, ein langes, über die Füße herabhängendes Gewand der römischen Damen, welches sie über die übrigen Kleider trugen (Mantel). Sie schlugen, wenn es lang war, einen Theil desselben über die linke Schulter, und hielten ihn unter dem Arme fest. Bei Leichenbegängnissen war es schwarz. Auch die Tragöden traten in einem solchen Gewande auf.

Palladio (Andrea), ein berühmter Baumeister, geb. 1518 zu Vicenza in beschränkten Umständen, beschäftigte sich anfangs mit Bildhauerei, aber der berühmte Trissino, der seine Neigung zur Mathematik wahrnahm, erklärte ihm Vitruv's Baukunst und nahm ihn nach Rom mit sich. Hier studirte und zeichnete er die alten Denkmäler. Sein Werk über die Alterthümer Roms beweist, wie unvollkommen es auch ist, daß er den Geist der Alten wohl ergründet hatte. Auch sein Werk über die Architektur wird von den Kennern geschätzt. (Beste Ausg., Vicenza 1776—83, 4 Bde., Fol.) Er starb 1580 als Baumeister der Rep. Venedig, in seinem Vaterlande sehr geehrt. Tomaso Remanza hat sein Leben beschrieben (Venedig 1762, 4.). P. gehörte zu den Meistern, welche im 16. Jahrh. durch Studium der Werke der römischen Baukunst, welche vornehmlich in Ruinen

vorhanden sind, eine neuere Periode der Baukunst hervorbrachten. (S. Gesch. der Baukunst.) Unter mehren Prachtgebäuden, die nach seinen Zeichnungen und unter seiner Leitung aufgeführt wurden, ist das Theater degli Olimpici, womit er seine Vaterstadt zierte, der glänzendste Beweis seines großen Talents. Auch dankt ihm Venedig mehre seiner schönsten Gebäude, z. B. das Refectorium von St.-Giorgio Maggiore und die durch das Ebenmaß aller ihrer Theile und die Einfachheit ihrer Verzierungen mit Recht berühmte Kirche gl. N. Zu Mestre in der trevisanischen Mark sieht man von ihm den prächtigen Palast Barbaro. Udine, Feltre, Padua und die umliegende Gegend haben mehre Denkmale seiner Kunst aufzuweisen. Immer schwebte ihm die edle und majestätische Einfalt des Alterthums vor Augen, weßhalb auch Algarotti ihn den Rafael unter den Baumeistern nennt. Er behauptete den eigenthümlichen Charakter der verschiedenen Ordnungen, und wußte seinen Façaden ein gefälliges Ansehen zu geben. Ganz besonders verstand er sich auf die Pyramidenform. Seine Profile sind untadelhaft. Man findet an seinen Werken manche kleine Incorrectheiten, die aber mehr Denen, welche sie ausführten, als ihm selbst beizumessen sind. Vielleicht aus zu strenger Nachahmung des Antiken stellte er stets Fußgesimse unter seine Säulen, und Säulen von verschiedener Höhe auf den gleichen Plan; auch gab er seinen Fenstern und Thüren so viele Frontispicen, u. s. f. Chapuy und Amed. Beugnot haben P.'s „Oeuvres complètes" mit Kpf. und Anmerk. zu Paris seit 1827 in 20 Lieferungen, Fol., neu herausgegeben.

Palladium, das hölzerne Bild der Pallas (Minerva), wovon die Sage erzählte, es sei vom Himmel nach Troas herabgefallen, daselbst vom Ilos gefunden, und von ihm in der neu erbauten Stadt in einem eignen Tempel aufgestellt worden. Man glaubte, die Stadt sei unüberwindlich, so lange sie das Bild besitze. Dieses Hinderniß wegzuräumen, entwendeten es Ulysses und Diomedes, nach Einigen durch nächtliches Einsteigen, nach A., da sie als Gesandte nach Troja gekommen waren. Die Römer behaupteten, das Bild werde zu Troja im Tempel der Vesta aufbewahrt. Aber man hielt es für so heilig, daß auch der Pontifex Maximus es nicht sehen durfte. Andre Städte rühmten sich ebenfalls seines Besitzes. Palladium heißt daher jedes schützende Heiligthum. Auch nannte Wollaston zu Anfange dieses Jahrh. ein von ihm im rohen Platin entdecktes neues Metall so. (Vgl. Metalle.)

Pallas, s. Minerva und Planeten.

Pallas (Peter Simon), kais. russ. Staatsrath, durch seine Reisen, besonders im russ. Reiche, und seine vielen daselbst gemachten Entdeckungen und Erfahrungen berühmt, geb. 1741 zu Berlin, der Sohn eines Arztes, wählte das Studium der Arzneikunde, mit dem Vorsatze, sich allein den Naturwissenschaften, vorzüglich der Naturgeschichte, zu weihen. Dazu bot Holland damals die größten Sammlungen und die trefflichsten Lehrer dar. Er besuchte daher Leyden und gab dort 1760 seine Disputationen von den Entorois heraus. Er leistete Volkmann, welcher die prächtige Naturaliensammlung des Erbstatthalters im Haag ordnete, thätige Beihülfe, und erwarb sich dadurch so große Kenntnisse in der naturhistorischen Museographie, daß er, nachdem er auch England besucht hatte, zur Anordnung ähnlicher Sammlungen gebraucht und in den Stand gesetzt wurde, seinen „Elenchus zoophytorum" (dies für die Zoophyten noch classische Werk) und seine „Miscellanea zoologica" (1760) herauszugeben. Dann ging er nach Berlin zurück und fing dort an, seine später bis auf 14 Hefte fortgesetzten „Specilegia zoologica" herauszugeben. Die Kaiserin Katharina suchte damals Naturforscher, die ihr großes Reich bereisen und untersuchen sollten. P. erhielt 1768 den Ruf nach Petersburg als Akademiker und Collegienassessor, und machte seine erste an Entdeckungen so reiche „Reise durch verschiedene Provinzen des russ. Reichs", die

auf kaiserl. Kosten zu Petersburg 1771—76 in 4. erschien. 1777 wurde er Mitglied eines topographischen Ausschusses zur Ausmessung und vollständigen Topographie des russischen Reichs und 1782 Collegienrath. Die Botanik war unterdeß sein Lieblingsfach geworden, und der rastlose Pflanzenforscher machte jetzt noch mehre Reisen in verschiedene Provinzen des ungeheuern Reichs. Die prächtige „Flora Rossica", die zu Anfange 1785 in Petersburg erschien, deren Fortsetzung aber unterbrochen wurde, war die erste Frucht dieser botanischen Wanderungen. Nebenbei blieb kein Theil der Natur- und Menschenkunde von ihm unbeachtet. Das beweisen seine „Sammlungen historischer Nachrichten", die „Neuen nordischen Beiträge", seine trefflichen „Icones insectorum" und s. „Beiträge zu dem Glossarium aller Sprachen und Mundarten im russ. Reiche". 1785 ward er Mitglied der kaiserl. Akad. der Wissenschaften zu Petersburg und Ritter des Wladimirordens, 1787 Historiograph des Admiralitätscollegiums. Da er in Taurien zu leben wünschte, schenkte ihm die Kaiserin mehre heimgefallene Güter in dem fruchtbarsten südlichen Theile der Halbinsel, und seit 1796 lebte P. zu Sympheropol mit einem reichlichen Auskommen. Eine Frucht seiner letzten Reise, die er mit Geisler aus Leipzig auf eigne Kosten unternahm, waren die „Bemerkungen auf einer Reise durch die südl. Statthalterschaften des russ. Reichs" (Leipzig 1799 u. 1801, 2 Bde., 4.), wovon der 2. Theil ausschließlich der Krim gewidmet ist, die uns dadurch zum ersten Mal gleichsam ganz aufgeschlossen wurde. Neben 14 Heften der „Species astragalorum", die als Denkmal jener Reise betrachtet werden können, nennen wir von ihm wegen der darin entwickelten anziehenden Ansichten die „Observations sur la formation des montagnes et les changemens arrivés au globe, particulièrement à l'égard de l'empire Russe". Der Aufenthalt in Taurien war P. durch die Gesetzlosigkeit der Tataren verleidet worden. Als daher auch seine Gattin gestorben war, so hielt ihn nichts mehr ab, selbst mit großen Aufopferungen in Gesellschaft seiner Tochter zu seinem ältern Bruder, Doctor der Medicin, nach Berlin zu reisen, wo er am 8. Sept. 1811 starb. Einen Theil seiner kostbaren Sammlungen hat er der berliner Universität vermacht.

Palliativ (von pallium, Bedeckung, Hülle, Mantel) heißt, was zur Verhüllung, Verbergung eines Gegenstandes angewendet oder gethan wird; daher Palliativ ein Mittel, wodurch ein physisches oder moralisches Übel nicht gehoben, sondern nur verhüllt und den Augen Andrer entzogen wird. Insofern schon der Begriff dieses Wortes andeutet, daß das Übel im Stillen fortwirkt und zuletzt die zerstörenden Folgen desselben um so verstärkter hervorbrechen können, je länger sie im Verborgenen sich anhäuften, insofern verbindet man auch meistens einen Nebenbegriff von Tadel und Vorwurf mit demselben, indem man ihm das **Radicalmittel** entgegensetzt, welches das Übel an der Wurzel angreift und dadurch den sichtbaren Äußerungen desselben die Nahrung benimmt, sodaß sie allmälig von selbst verschwinden müssen. In medicinischer Bedeutung bezeichnet **Palliativmittel** solche Arzneimittel, welche besonders gefährliche, dem Gefühle des Kranken vorzüglich lästige, oder ihm und den Umstehenden auffallende Äußerungen der Krankheit mindern, ohne jedoch auf die ihnen zum Grunde liegenden krankhaften Ursachen heilend zu wirken. Ungeachtet die Palliativmittel nicht ganz mit Unrecht in einem ungünstigen Rufe stehen, so gibt es doch auch Fälle, wo ihre Anwendung erlaubt, ja unentbehrlich ist. Zulässig ist sie, wo uns die Kenntniß der wesentlichen Ursache der Krankheit abgeht, und der Arzt sich mit der Bekämpfung der gefährlichsten Zufälle begnügen muß; ferner da, wo wir zwar die wesentliche Ursache der Krankheit erforscht haben, allein sie mit den uns bekannten Mitteln vor der Hand nicht heben können; ferner, wenn einzelne Zufälle der Krankheit den Kranken so beunruhigen, daß er es vom Arzte durchaus verlangt, sie zu heben, und dieses, um den Kranken zu beruhigen und das Vertrauen zum Arzte zu befestigen, ohne we-

sentlichen Nachtheil geschehen kann; wenn solche Zufälle bedeutender und in ihren Folgen gefährlicher werden als die Ursache der Krankheit selbst ist, wenn z. B. heftige Schmerzen die Ruhe und den Schlaf des Kranken gänzlich verscheuchen, Krämpfe u. dgl. die kritische Entscheidung hindern oder stören, Blutandrang nach dem Kopfe einen Schlagfluß droht; endlich wenn bei einem Kranken keine gründliche Heilung mehr zu hoffen ist, z. B. im letzten Stadium mancher chronischen Krankheiten, wo es nur noch Geschäft des Arztes sein kann, das Leben des Kranken zu verlängern und seine Leiden zu mildern, insoweit Beides in der Macht der Heilkunst steht. X.

Pallium, Mantel, Oberkleid, hieß besonders der wollene Mantel, den die römischen Kaiser seit dem 4. Jahrh. an Patriarchen und höhere Bischöfe ihres Reichs zu verschenken, und diese als Zeichen ihrer geistlichen Gewalt zu tragen pflegten. Im 5. Jahrh. fingen die Patriarchen an, mit kaiserl. Genehmigung selbst Pallien an die Erzbischöfe beim Antritte ihres Amtes zu senden, welche die damit Beschenkten beim Hochamte tragen mußten. Dennoch wurde man gewohnt, die Ertheilung der Pallien an die Erzbischöfe für Zeichen der Bestätigung ihrer Wahl von Seiten der Patriarchen anzusehen, und die Kirchenversammlung zu Konstantinopel machte es 872 zum Gesetz, daß alle Erzbischöfe von ihren Patriarchen entweder durch Auflegung der Hände oder durch Zusendung der Pallien bestätigt werden mußten. Die Päpste bemächtigten sich dieses Bestätigungsrechtes im ganzen Occidente und foderten von den mit Pallien beehrten Erzbischöfen anfangs nur eine schriftliche Verpflichtung zum kanonischen Gehorsam gegen den päpstlichen Stuhl, seit dem 10. Jahrh. aber auch eine bedeutende Taxe für ihre Kanzlei. Ungeachtet der unmäßigen Erhöhung dieser Taxe wurde das Pallium als Unterpfand der päpstlichen Bestätigung der Erzbischöfe für unentbehrlich gehalten und bis auf die neuesten Zeiten jedem Erzbischofe und auch einigen mächtigern Bischöfen beim Antritt ihrer Würde ertheilt. Seit dem 12. Jahrh. besteht es in einem 3 — 4 Finger breiten, weißwollenen Kragen, der über den priesterlichen Ornat um die Schultern geworfen wird; ein Streifen davon hängt über den Rücken, der andre etwas längere über die Brust herab, und beide sind mit einem rothen Kranze bezeichnet. Dieser ebenso einfache als kostbare Schmuck (man bezahlte bis 37,000 Gldn. dafür) wird durch die Nonnen im Kloster St.-Agnes zu Rom aus der Wolle geweihter Schafe gefertigt und mit Denen, die ihn erhalten, begraben. E.

Palm (Johann Philipp), Bürger und Buchhändler zu Nürnberg, geb. zu Schondorf 1766, auf Berthier's Befehl erschossen zu Braunau, den 26. Aug. 1806, fiel als ein blutiger Zeuge von Deutschlands tiefster Erniedrigung. Er hatte in Erlangen bei seinem Oheim, Joh. Jakob Palm, den Buchhandel gelernt, heirathete späterhin die Tochter des Buchhändlers Stein zu Nürnberg und ward Inhaber der Stein'schen Buchhandlung daselbst, deren Firma er beibehielt. Im Frühjahre 1806 versandte diese Handlung eine Flugschrift: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung", die, im Ganzen gehaltlos, bittere Wahrheiten über Bonaparte und das Betragen der franz. Truppen in Baiern in einer derben Sprache enthielt, an die Stage'sche Buchhandlung in Augsburg; jedoch, wie Palm bis zum letzten Augenblick seines Lebens behauptete, als einen bloßen, ihm unbekannt gebliebenen Speditionsartikel. Von der augsburger Handlung erhielt sie als Neuigkeit ein Geistlicher, bei welchem französische Officiere im Quartiere waren, welche Deutsch verstanden und über den Inhalt der Schrift ihren Unwillen äußerten. Napoleons auswärtige Polizei, die unter allerhand Verlarvungen in Deutschland herumspürte, erfuhr bald, daß die Flugschrift durch die Stein'sche Buchhandlung nach Augsburg gesandt worden sei. Palm verlangte nun selbst bei der nürnbergischen Buchhandlungsbehörde eine gerichtliche Untersuchung; sie ward aber abgelehnt. Indeß wurden in München, wo sich der franz. Gesandte Otto befand, die Nachforschungen

fortgesetzt. Palm war damals in München, wohin ihm seine Gattin meldete, daß 4 Fremde in ihrem Hause nach jener Flugschrift gefragt, Alles durchsucht, und da sie nichts gefunden, sich entfernt hätten. Palm beruhigte sie und kam nach Nürnberg zurück. Wahrscheinlich hatte man ihn nicht schon in München verhaftet, weil sein Name nicht mit der Firma seiner Buchhandlung zusammentraf. Er hätte längst sich flüchten können und that es nicht; als er aber hörte, daß der augsburger Buchhändler verhaftet sei, begab er sich von Nürnberg, das ungeachtet des Friedens noch von franz. Truppen besetzt war, nach der damals preuß. Stadt Erlangen. Nach wenig Tagen jedoch trieb ihn die Sorge für seine Familie nach Nürnberg zurück, wo er sich indeß nicht öffentlich sehen ließ. Da erschien ein armer Knabe im Buchladen mit einem Zeugniß angesehener Männer, und verlangte Almosen für eine Soldatenwitwe. Er drang darauf, Palm selbst zu sprechen. Der arglose Palm ließ ihn zu sich kommen und theilte ihm eine Gabe mit. Kaum hatte sich aber der junge Bettler entfernt, so traten 2 franz. Gendarmen, die durch diesen Kunstgriff Palm überraschten, in den Buchladen, drangen in Palm's Zimmer und führten ihn mit sich zum franz. General. Er ward über die Flugschrift befragt und sagte aus, was er noch in der Stunde seines Todes betheuerte, daß sie ihm von fremden Buchhandlungen, ohne Benennung, zur weitern Spedition nach Buchhändlergebrauch in verschlossenen Packeten zugesandt worden sei. Da er nicht entdecken wollte, woher er sie erhalten, so ward er in ein Zimmer gesperrt, und den Tag darauf, wie er ging und stand, in einer Chaise nach Ansbach zum Marschall Bernadotte gebracht. Hier schlug man ihm das verlangte Gehör ab. Der Adjutant des Marschalls erklärte, Palm's Verhaftung gründe sich auf einen unmittelbaren Befehl von Paris. Er wurde hierauf nach Braunau (welches die Franzosen noch nicht an Östreich zurückgegeben hatten) geschafft. Das von seiner Gattin an den franz. Gesandten in München gerichtete Bittschreiben, in welchem sie bewies, daß außer dem nach Augsburg spedirten Packete auch nicht ein Exemplar der Flugschrift von der Stein'schen Handlung verkauft worden sei, blieb unbeantwortet. Auf eine ähnliche Vorstellung an den Marschall Berthier erfolgte der Bescheid, daß nichts mehr zu thun sei. Der Proceß wurde so beeilt, daß das außerordentl. Kriegsgericht schon am 26. Aug., nachdem Palm in 2 Verhören seine Unschuld dargethan zu haben glaubte und seine Loslassung erwartete, das Todesurtheil aussprach. Für Palm hatte, ungeachtet das Urtheil dies behauptete, kein Vertheidiger gesprochen, da der von ihm erbetene nicht erschienen war, und das Kriegsgericht ihm einen zu geben nicht für nöthig gefunden hatte. Ein Dolmetscher leitete die Verhöre. P. war bei seiner ersten Behauptung standhaft geblieben; auch fand sich in der ihm zur Last gelegten Schrift kein Aufruf zum Aufruhr oder Meuchelmorde. Er glaubte daher, als man am 26. halb 11 Uhr Mittags seinen Kerker öffnete, man werde ihm seine Freilassung ankündigen. Statt dessen ward ihm das Todesurtheil vorgelesen, welches noch denselben Tag um zwei Uhr vollzogen werden sollte. Vergebens ward der General St.-Hilaire von braunauer Frauen und Kindern um Aufschub angefleht. Der Kaiser allein, hieß es, könne begnadigen, wenn er zugegen wäre. Dieser habe das Todesurtheil ausgesprochen und die unaufschiebbare Vollziehung anbefohlen. Indeß haben angesehene franz. Officiere ausdrücklich erklärt, daß nicht Napoleon, sondern daß Berthier der Urheber dieses Justizmordes gewesen sei. Palm starb als Märtyrer. Der Brite steuerte milde Beiträge für die Familie des Gemordeten; in Petersburg trugen der Kaiser und die Kaiserin Mutter zu einer Sammlung bei; einzelne Städte: Berlin, Leipzig, Dresden, Hamburg und Dorpat thaten Dasselbe. Der Name Palm entflammte den Zorn der deutschen Krieger zu blutiger Rache. Ein Sohn des Unglücklichen trat 1813 in die Schar der Freiwilligen. K.

Palm (Johann Heinrich von der), Prof. der oriental. Sprachen u Prediger

zu Leyden und Ritter des belgischen Löwenordens, geb. 1763 zu Rotterdam, ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit und gebildetem Geschmack, gehört zu den classischen Schriftstellern Hollands, so ausgezeichnet als Prosaist wie Bilderdyk als Dichter. Die Revolution von 1787 vertrieb ihn von seiner Landpfarre in Zeeland; ein reicher Gutsbesitzer auf der Insel Walchern ward sein Mäcen, bis er 1795 den Ruf nach Leyden erhielt. Später ward er Agent der Nationalerziehung und erhielt auch den Lehrstuhl der britischen Poesie und Beredtsamkeit. Der König Ludwig von Holland ernannte ihn zum Mitgliede des Instituts, zum Ritter und Sprecher des Unionsordens; die Rede, welche er bei der Stiftungsfeier des Ordens sprach, ist meisterhaft. Unter vielen schätzbaren Werken von ihm ist ausgezeichnet sein „Historisches Denkmal der Restauration Hollands im J. 1813"; es erhielt den vom Viceadmiral van Kingsberger für diesen Gegenstand ausgesetzten Preis und gehört zu den trefflichsten Erzeugnissen der holländischen Literatur. Seine Charakteristiken sind voll Leben und Wahrheit, in einer Kraft der Darstellung, welche den Sallust zum Vorbilde nahm und hinter demselben nicht zurückbleibt. Gegenwärtig erscheint von v. d. P. eine neue holländ. Übersetzung der Bibel mit Anmerk. Früher gab er eine Übersetzung des Propheten Jesaias mit Commentaren (3 Bde.) heraus.

Palma (Giacomo), mit dem Zunamen **vecchio** (der Alte), Schüler Tizian's, einer der berühmtesten Maler des 16. Jahrh., geb. zu Bergamo 1540, gest. zwischen 1564—74 zu Venedig. Diese Stadt besitzt die trefflichsten Werke von seiner Hand, z. B. die heilige Barbara. Vorzüglich rühmt man seine Bildnisse.

Palme (von palma, die flache Hand), in Niederdeutschland ein Längenmaß, um die Dicke der Rundhölzer auf Schiffen danach zu bestimmen. In Hamburg hält sie $42\frac{1}{3}$ Linien pariser Maß, wenn man den Umfang mißt, oder $12\frac{1}{2}$ solcher Linien, wenn man den Durchmesser mißt. In Holland und Norwegen hält sie nur $39\frac{3}{10}$ solcher Linien, und drei Palmen machen daselbst 10 Zoll 2 Linien dänischen Maßes. In Italien ist die Palme (palmo) eine Spanne.

Palmella (Dom Pedro de Sousa-Holstein, Graf, dann Marquis von), ist k. portug. Staatsminister. Er machte sich zuerst durch die Festigkeit bekannt, mit welcher er (1808) auf Napoleons Frage zu Bayonne: „Nun, Ihr Portugiesen, wollt Ihr Spanier sein"? ein stolzes: „Nein, Sire!" zur Antwort gab. In der Folge trat P. unter Europas Diplomaten bei dem Congresse zu Wien 1814 als portug. Bevollmächtigter und Mitglied des Hauptvereins der 8 Mächte, welche den Frieden von Paris unterzeichnet hatten, auf, sowie später bei dem Congresse zu Paris 1815. Als Lord Castlereagh im Febr. 1815 zu Wien die unmittelbare Abschaffung des Negersklavenhandels verlangte, erklärte P., daß Portugal erst nach 8 Jahren darein willigen könne, wenn England einigen Punkten des Vertrags mit Portugal vom 19. Febr. 1810 entsage. Am 13. März 1815 unterzeichnete er die Ächtungsurkunde gegen Napoleon und ging hierauf als Botschafter an den großbrit. Hof, ward aber schon 1816 in Brasilien zum Staatssecretair für die ausw. Angelegenheiten ernannt. Im Febr. 1818 begab er sich nach Paris, um mit dem spanischen Botschafter, dem Grafen von Fernan-Nunez, den Streit über die Räumung von Monte-Video beizulegen. Als die Revolution in Portugal ausgebrochen war, erlaubten ihm die Cortes, auf Reisen zu gehen. Nach dem Sturze der Constitution am 27. Mai 1823 gab ihm der König die Leitung der ausw. Angelegenh., den Vorsitz im Ministerium und den Titel Marquis. (Vgl. Portugal.) Auch entwarf, auf des Königs Befehl, eine Junta unter P.'s Vorsitz eine constitutionnelle Charte, fast ganz dieselbe, welche D. Pedro den 23. April 1826 den Portugiesen gab. Dadurch wurde dieser hell und gemäßigt denkende Staatsmann der Königin und dem Generalissimus der Truppen, Infanten Dom Miguel, sowie der apostolischen Junta und den Absolutisten in Spanien verhaßt. Der König legte

daher den Entwurf bei Seite. Da nun auch der neue franz. Minister, Baron Hyde de Neuville, und der britische, Sir Edw. Thornton, jeder für die Zwecke seines Hofes, das politische System des lissaboner Cabinets zu lenken suchten, so kam P. in eine schwierige Lage, welche durch die Trennung Brasiliens von Portugal noch verwickelter wurde. Am 30. April 1824 ließ ihn der Infant D. Miguel verhaften; er ward aber, als Johann VI. seinen Thron gegen die Anschläge des Infanten behauptete, in Freiheit gesetzt und nahm seine Stelle wieder ein. Indeß trat der Kriegsminister, Graf v. Subserra (Pamplona), als erster Minister an die Spitze des Cabinets. Das portug. Cabinet schwankte jedoch fortwährend zwischen dem britischen System, dem P. folgte, und dem der Mächte des festen Landes, insbesondere Frankreichs, welchem Subserra anhing. Endlich erfolgte am 15. Jan. 1825 die Auflösung des bisherigen Ministeriums. Der Marquis v. P. behielt Titel und Rang eines Staatsministers, mit einem Jahrgelde von 1,600,000 Reis (ungefähr 2721 Thlr.), wurde Großkreuz des Christordens mit einer Pension von 600,000 Reis (1020 Thlr.) und Botschafter am großbrit. Hofe. Als nach dem Tode Joaõ VI. in Portugal der europäische Parteikampf über die von D. Pedro gegebene Constitution entstanden und ein britisches Hülfscorps in Lissabon angekommen war, trat eine Ministerialveränderung im Sinne der Constitutionellgesinnten ein, und der Marquis v. P. ward im Juni 1827 zum Minister der auswärt. Angelegenheiten ernannt. Er hat aber diesen Posten bis jetzt nicht angetreten, weil die Partei der Königin aufs neue Einfluß gewinnt, und D. Miguel auf die Regentschaft Anspruch macht. 20.

Palmen (die), eine der merkwürdigsten Familien des Gewächsreichs. Schon die ältesten Denkmäler menschlicher Bildung zeigen Spuren von der Kenntniß dieser schönen Gewächse. Linné nannte die Palmen in seinem natürlichen System **Principes**, die Fürsten des Pflanzenreichs; allein es waren ihm nur wenige Arten derselben hinlänglich bekannt. Sein Gefühl für natürliche Verwandtschaften der Naturkörper leitete ihn dahin, alle beisammen zu lassen, und so bildeten sie ihm und spätern Schriftstellern einen Anhang für das Sexualsystem, während neuere Botaniker sie in mehre Classen vertheilten, auf diese Weise aber das Band auflösen, welches die Natur unverkennbar um sie geschlungen hat. — Die Palmen sind ziemlich hoch ausgebildete Gewächse, bei denen aber das majestätische Ansehen in einem sonderbaren Verhältniß zu ihren sehr kleinen, fast gras- oder spargelartigen Blüthen steht. Sie bilden die höchste Gruppe unter den Monokotyledoneen oder einsamenlappigen Gewächsen, wohin gräser-, binsen-, spargel- und lilienartige Pflanzen, Archideen, Ananas- und Bananengewächse gehören. Daher ist auch die Hauptrichtung der Palmen in ihrer ganzen Entwickelung nur die perpendiculare und eine eigentliche Verzweigung findet bei ihnen in der Regel nicht statt. Ihre Stämme erheben sich säulenartig, manche zu einer Höhe von 160—180 Fuß, wie die Wachspalme, **Ceroxylon andicola**, auf der Andeskette im südl. Amerika, ja manche Rotangarten oder Calamuspalmen erreichen eine Höhe von 500 Fuß. Die junge Palme entwickelt sich aus dem Samenkorne mit einem einfachen, grasähnlichen Blatte. Diesem folgen etwas zertheilte, bis die regelmäßige Blattbildung hervortritt. Wenn der Stamm erscheint, so sterben die äußersten Blätter ab; die untern zurückbleibenden Theile ihrer Stiele aber bleiben von Innen in Verbindung und hinterlassen von Außen Narben an dem auf diese Weise sich bildenden Stamme, während sich aus dessen Mittelpunkte die jungen Herztriebe fortwährend herausschieben und nach vollendeter Stammbildung die Krone darstellen, da bei den Palmen kein verzweigter Gipfel wie bei den Bäumen vorkommt. Auch der innere Bau des Stammes ist ganz abweichend, denn die Saftgefäße sind hier nicht in Jahrringe verlegt, wie bei den Bäumen, sondern stehen zerstreut, was man am deutlichsten in den versteinerten Palmenhölzern, die

wegen der dadurch gebildeten Flecke u. d. N. Staarsteine bekannt sind, auf dem Querdurchschnitte sehen kann. Einige Palmen haben spindelförmige Stämme, d. h., welche in der Mitte ihrer Höhe am dicksten, nach unten und oben zu dünner sind. Die Palmenblätter erscheinen unter zwei Hauptgestalten: 1) gefiedert, d. h. wie eine Feder gebildet, sind diejenigen Palmenblätter gebaut, die man fälschlich Palmenzweige nennt und deren sich orientalische Völker bei religiösen Ceremonien bedienen; 2) sind die Blätter andrer Palmenarten sogen. Fächer, d. h. der Blattstiel trägt nur an seiner Spitze eine Menge schmaler Blättchen, welche sich wie die Stäbe eines Fächers, um diesen Endpunkt herum, strahlenförmig ausbreiten. Die meisten Palmen müssen ein ansehnliches Alter erreichen, bevor sie zu Hervorbringung ihrer Blüthen und Früchte tüchtig sind. Hat der Trieb seine bastartige Hülle zersprengt, so erscheint er gewöhnlich in eine große Anzahl kleiner ährenförmiger Zweigelchen getheilt, die eine zahllose Menge kleiner Blüthchen hervorbringen, welche an den meisten Arten nicht eine Erbse groß sind, deren aber bisweilen 12,000, ja bis 600,000, an einem einzigen Blüthentriebe beisammensitzen. Diese Blüthchen sind entweder bloß männlich oder befruchtend, oder sie sind weiblich oder fruchtbringend. Nun gibt es aber sowol Palmenarten, bei denen ein Stamm nur männliche, der andre nur weibliche Blüthen hervorbringt, und wo die weibliche erst dann Früchte trägt, wenn Wind oder Insekten ihm den Blüthenstaub von den männlichen Palmen zuführen; oder beiderlei Blüthen finden sich auf einem Stamme, gewöhnlich in demselben Blüthenbüschel; oder es kommt endlich, obwol seltener, auch der Fall vor, daß eine Palme sogenannte Zwitterblüthen trägt, d. h. solche, die sich selbst befruchten. — Die Früchte der Palmen sind größtentheils nuß- oder pflaumenartig, denn bei manchen haben sie eine saftige Hülle, wie bei der Dattelpalme, oder eine bastartige Bedeckung, wie bei der Cocospalme. — Die Palmen wachsen in den heißesten Ländern, vorzüglich zwischen den Wendekreisen, nur wenige außerhalb, nämlich 5 Arten in Nordamerika, eine in China und Japan, 3 im nördl. Afrika und im südl. Europa, eine im südl. Afrika, eine in Port Jackson, und eine auf Neuseeland. Die meisten und größern sind dem tropischen Amerika eigen, wo man 46 Arten kannte, deren Zahl aber durch die neuern Reisenden, den Prinzen Max von Neuwied und Hofrath Martius, bedeutend vermehrt worden ist. In der heißen Zone Asiens nahm man 32, im heißen Afrika 15, in Neuholland 3, in Neuirland 1 und auf den Südseeinseln 4 an. Martius glaubt, daß die Zahl der Palmenarten wol auf 1000 gebracht werden könne. Der berühmte Handelsgärtner Loddiges in London cultivirt schon 100 Arten, während die deutschen Gärtner noch sehr arm daran sind. — Die Palmen erwachsen zwar zum Theil gesellschaftlich, wie z. B. die kleine Fächerpalme, **Chamaerops humilis**, selbst im südl. Europa und im nördl. Afrika, oder wie die **Mauritia flexuosa** in Südamerika; allein andre kommen wieder desto einzelner vor. Die Cocospalme breitet sich über sämmtliche Continente und Inseln der heißesten Zonen aus. — Wenn uns schon der zierliche Wuchs, der höchst eigenthümliche Bau und die majestätische Bildung der Palmen zur Bewunderung veranlassen, so müssen wir ihnen noch vorzüglich deßhalb unsere Aufmerksamkeit schenken, weil die Natur sie auch fast mit Allem versah, was die Einw. ihres Vaterlands bedurften. Schon die Wohnungen in heißen Klimaten sind fast ganz aus Palmen erbaut, oder mit Theilen von ihnen bedeckt. Der Stamm dient zu Pfeilern und Pfosten, welche durch Insekten nicht zerstört werden; auch die Seitenwände der Hütten bildet man aus Bretern von Palmenholz, oder sie werden aus Palmenblättern geflochten. Palisot de Beauvais sah auf St.-Domingo eine Hütte, die vielleicht von der ersten Anlage der Colonie herstammte. Breter aus der Kohlpalme, **Areca oleracea**, bedeckten alle Seitenöffnungen, und diese Breter waren unversehrt, ja sie hatten sogar an Gewicht und Härte so zugenommen, daß es kaum

möglich war, ihnen mit schneidenden Werkzeugen beizukommen. Aus dem Stamme der meisten Arten gewinnt man ein angenehm schmeckendes, weinartiges Getränk, den Palmenwein, der um so nothwendiger ist, als man in der heißen Zone von der Thätigkeit der Einw. eine mühsamere Bereitung von Getränken nicht erwarten darf. Den Palmenwein gießt die Natur selbst aus, sobald man den jungen Herztrieb einer Palme ausbricht. Die Neger fangen dann den Strom in ihren Kalebassen auf. Auch der Kern der Cocosnuß und aller andern Palmennüsse ist vor der Reife milchartig und dient als kühlendes Getränk; später wird er nußartig wohlschmeckend, nach und nach aber nimmt er eine hornartige Festigkeit an. Aus den Schalen der größern Palmennüsse bereitet man Gefäße und Werkzeuge. Die jungen Blättertriebe der Palmen, vorzugsweise der Kohlpalme, geben eine wohlschmeckende Speise, den Palmenkohl (Chou-Palmiste). Die Neger auf Guinea, und fast auf der ganzen Westküste von Afrika, gewinnen aus den Früchten der Ölpalme, **Elais guineensis**, das Palmenöl, und tauschen dafür europäische Producte ein. Es ist zwar nicht mit unserm Oliven- oder Nußöl zu vergleichen; allein die Neger verstehen es doch so zu reinigen, daß es einen erträglichen Geschmack annimmt. Damit bereiten sie ihre Fische und fast alle Gerichte; auch dient es dazu, die Speisen aufzuklären und fest zu machen. Sowie jene Palme durch ihr Öl zugleich einen Absatz für die Talglichter abgibt, so wird die Wachspalme, **Ceroxylon andicola**, nach Humboldt und Bonpland für das spanische Amerika durch ihr Wachs nützlich. — Ferner ist der Sago in der Diätetik und Medicin, wegen seiner nährenden und erweichenden Eigenschaft, ein wichtiges Product der Palmen. Bei allen gibt nämlich der Stamm, wenn er ein gewisses Alter erreicht hat, ein süßes, nahrhaftes Stärk- oder Satzmehl, welches man unter jenem Namen kennt. Nach Bergius geschieht die Zubereitung durch die Indianer auf ähnliche Weise, wie bei uns die des Kartoffelstärkmehls. Nachdem sie den Stamm der Länge nach aufgeschnitten haben, nehmen sie das Mark heraus, zerkleinern es, waschen es mit kaltem Wasser und bilden es damit zu einem Teig, den sie durch ein Sieb drücken und so in die Form von Körnern bringen, welche sie erst an der Sonne, dann bei sehr mäßigem Feuer trocknen. Auf diese Weise gewinnen sie oft aus einer Palme an 400 Pfund Sago. — Eine merkwürdige Palme ist noch die Touloury-Palme, **Manicaria saccifera** oder **Pilophora testicularis** (in Südamerika, vorzüglich in Surinam), deren Blüthensack wie aus Bast gewebt aussieht, und von den Einwohnern querdurchschnitten, zu einer kugelförmigen, spitzigen Mütze gebildet wird, die man auf dem Kopfe tragen kann. — An den Ufern der Flüsse, welche die Königreiche Oware und Benin, im Innern von Afrika, scheiden, kommt eine eigenthümliche Weinpalme vor, die **Raphia vinifera**. Sie hat einen schönen Wuchs, eine Menge glänzender, wie mit Firniß überzogener Früchte, und gefiederte, stachliche Blätter, von 1½—2 Meters Länge. Die Fruchtzweige sind außerordentlich groß, und mit Früchten beladen kann sie kaum ein Mensch von der Erde aufheben. Paläste und Häuser werden aus dieser Weinpalme erbaut und mit ihren Blättern bedeckt. Reiche und Arme kennen wenig Bedürfnisse, welche diese kostbare Palme nicht befriedigte. Aus den Blattrippen macht man Sagayen, eine Art Harpunen zum Fischfang, woran man eine eiserne Spitze oder Fischgräte befestigt. Der Wein von dieser Palme ist farbiger und stärker als der gewöhnliche Palmenwein. Man schält die Früchte und läßt die Kerne in gewöhnlichem Palmenwein, mit Wasser vermischt, gähren. Dieser dunkle und leicht berauschende Wein schäumt wie Champagner und hält sich lange Zeit. Die Dattelpalme, **Phoenix dactylifera**, wächst in den sandigen Strecken der heißen Klimate, vorzüglich in Asien und Ägypten; allein sie findet sich auch angebaut in Spanien, in Südfrankreich und Toulon, auf den Hières, ferner im Golf von Genua, zu Nizza u. a. a. O. In Griechenland und

Sicilien wächst sie noch ziemlich vollkommen wild. Die Dattelpalme, deren Stamm gewöhnlich eine Höhe von 30—50 Fuß erreicht, ist eben diejenige, welche man in den Schriften der Alten u. d. N. Palmenbaum versteht, und deren Blätter man fälschlich Palmenzweige nennt. Der Mittelstrunk ist sehr stark und zähe, und gibt tüchtige Stöcke. Von den Blättchen derselben sind die untersten kürzer, die nach oben zu immer länger. Erstere gehen in bloße Stacheln über, die übrigen sind schmal, wie Grasblätter, auch an ihrer Spitze stechend. Die Früchte (Dattes, lat. Dactyli) sammelt man theils noch unreif, theils halbreif, theils vollkommen reif, und zwar oft zu gleicher Zeit, indem die 3 Tage der Sammelzeit hinreichen, um die noch nicht vollkommenen reifen zu lassen. Die abgenommenen Datteln breitet man auf Strohmatten aus, wo sie bald weich und breiartig werden, dann schwellen sie auf und werden gut, sodaß sie der Fäulniß nicht wieder unterliegen. Wenn sie getrocknet sind, kommen sie in die Presse, um den Zuckersaft aus ihnen zu ziehen. Dann packt man sie in Ziegen- oder Kalbfelle, oder in lange Körbe aus Palmenblättern. Diese ausgepreßten Datteln genießt das gemeine Volk; oder man begießt sie noch einmal mit ihrem Saft, bevor man sie einpackt, oder endlich man hebt sie unausgepreßt in Krügen mit Syrup auf. Die Datteln, welche aus Syrien und Ägypten kommen, sind zum Theil auf der Palme selbst getrocknet, oder sie werden kurz vor der Reife abgenommen und an Fäden aufgehängt getrocknet. Aus diesen wird gleichfalls ein dicker und süßer Syrup gepreßt, dessen man sich anstatt der Butter zur Anmachung der Speisen bedient. Viele Völker Afrikas und Indiens leben fast einzig von diesen Früchten. Medicinisch betrachtet, wirken die Datteln durch ihren Zuckerstoff erweichend und nährend, haben aber noch überdies etwas gelind Zusammenziehendes, daher man sich ihrer im entkernten Zustande, in einer mäßigen Abkochung, als eines angenehmen, lindernden und beruhigenden Getränks, besonders bei entzündlichen Reizungen der Brust- und Athmungsorgane bedient. Wegen ihrer gelind abstringirenden Eigenschaft, werden sie auch bei Magenschwäche und überhaupt bei Krankheiten von Erschlaffung der Därme, sowie bei Nieren- und Blasenkrankheiten mit Vortheil angewendet. — Eine andre Art von Dattelpalme, die **Phoenix declinata**, am Vorgeb. der guten Hoffnung, trägt Früchte mit einem lederartigen, geschmacklosen Überzug, welche in ihrem Vaterlande u. d. N. wilder Caffee bekannt sind, von den Hottentotten geröstet, und wie Caffee benutzt werden. — In unsern Tagen sind die Palmen ein Hauptgegenstand des Luxus für Gewächshäuser. Über die Palmen des südl. Amerika erschien 1823 ein Prachtwerk vom Hofrath v. Martius in München, wodurch die Kenntniß dieser schönen Gewächse um Vieles gefördert wird. 21.

Palmenorden, s. **Fruchtbringende Gesellschaft.**

Palmsonntag ist der Sonntag vor Ostern, an welchem der Einzug Christi in Jerusalem, bei welchem ihm Palmen auf den Weg gestreut wurden, gefeiert wird; ehedem der Blumensonntag, auch der blaue Ostertag. In kathol. Ländern führte man an diesem Sonntage einen hölzernen Esel mit einem Christusbilde auf einem kleinen Rollwagen in Procession herum, weil Christus, auf einem Esel reitend, in Jerusalem eingezogen war.

Palmyra, eine im Alterthume berühmte Stadt in Syrien, in der Landschaft Palmyrene, die auf kurze Zeit einen mächtigen Staat bildete. Vorher hieß sie Thamar oder Thadmor, die Palmenstadt; der lat. Name ist eine Übers. davon. Der Ursprung der Stadt fällt in das höchste Alterthum. Sie war theils als Vormauer des jüdischen Landes gegen den Euphrat und herumstreifende Horden, theils als Stapelplatz für den Handel aus dem östl. und westl. Asien wichtig, und wurde durch denselben, besonders seit Trajan's Zeiten, der die ganze Provinz unter römische Oberherrschaft brachte, reich und groß. Sie lag in einem nach Süden

offnen Thale mitten in der Wüste, in einem schönen Palmenwäldchen. Die prächtigsten Paläste zierten die Stadt, deren Ruinen nach einer zweimaligen Zerstörung noch jetzt Bewunderung erregen. Zum ersten Male wurde sie, unter der Regierung der berühmten Zenobia, vom Kaiser Aurelian (275) zerstört, und nach ihrer Wiederherstellung zum zweiten Male von den Sarazenen 744. In der Mitte d. 18. Jahrh. wurden die Ruinen von den Engländern Wood und Dawkins entdeckt und in dem Prachtwerke von Wood („The ruins of Palmyra") beschrieben. Es befinden sich unter diesen Trümmern eine Menge der schönsten Pfeiler, Ruinen von Tempeln und Thürmen, alle von Marmor bewundernswürdig gearbeitet; viele griechische und palmyrenische Inschriften, auch eine lateinische, erhöhen ihren Werth. Das prächtigste Denkmal ist der Sonnentempel, der auch unter allen am besten erhalten ist. Jetzt ist Palmyra, unter dem alten Namen Thadmor, ein Dorf in der Wüste von Syrien, und dürftige Familien haben zwischen den prächtigen Ruinen ihre Hütten. S. Saint-Martin's „Hist. de Palmyre" (Paris 1823).

Palnatocke, ein nordischer Seekönig des 10. Jahrh. oder Seeräuber, wie wir es jetzt nennen, dessen Thaten in den Liedern und Traditionen des Volks noch leben. Wahrscheinlich stammte P. von der Insel Fünen her; sein eigentl. Name soll, nach der isländ. Jomskiringasaga, Palner, der seines Vaters aber Tocke gewesen sein, woraus nach nordischem Gebrauch, die Namen zusammenzuziehen, Palnertocke oder Palnatocke entstanden ist. Durch seine Verheirathung mit der T. eines gothländischen Jarls ward P. mächtig zur See und bestand viele Fehden mit den kleinen Königen in Dänemark, Norwegen ꝛc. Auch stiftete er unter den kühnen Seefahrern seiner Zeit, die sich damals sämmtlich mit Seeräuberei abgaben, wie in den Tagen des Faustrechts der Adel in Deutschland und a. Ländern, mit Wegelagerern eine Art von Verbindung oder Orden, dessen Mitglieder nach den Gesetzen ihres Vereins einander in Noth und Gefahr beistanden, ihre Seezüge zusammen unternahmen, die Beute in gleiche Theile unter sich theilten ꝛc. Nach alten Sagen soll diese Verbindung und ihr Oberhaupt, P., ihren Sitz auf der Insel Wollin zu Jomsburg gehabt haben, welches Einige für das angeblich untergegangene Julin halten. Eben diesen Sagen nach ist ein altes Hühnengrab auf der Insel Fünen der letzte Ruheort der Gebeine P.'s. (S. hierüber Wedel Simonson's Abhandl., im 2. Bd. der „Archäologischen Annalen Dänemarks".) Saxo Grammaticus gedenkt zwar eines nordischen Seehelden mit Namen Tocco oder Toke, doch von der erwähnten ritterlichen Verbindung zu Jomsburg sagt er nichts, dagegen aber, daß dieser Tocke dieselbe That mit dem Apfel gethan haben soll, welche die Geschichte der Schweiz dem Tell zuschreibt. Das Andenken von P. dem Seekönig ist neuerdings von Öhlenschläger durch sein dram. Gedicht erneuert worden. Das Landvolk und die Fischer auf Fünen behaupten noch immer, daß der Geist des einst gefürchteten Seeräubers sich in stillen Mondnächten über den Wellen an den Küsten ihrer Insel blicken lasse.

Palomino de Velasco (Acisclo Antonio), einer der ausgezeichnetsten Maler Spaniens, ward 1653 zu Bajalance, unweit Cordova, geb. Er studirte im letztgen. Orte; da ihn aber seine Neigung mehr zur Kunst hinzog, so bildete er sich unter Valdes zum Maler aus. 1678 begab er sich nach Madrid, wo unter Philipps IV. Regierung viele ausgezeichnete Künstler lebten. Er ward hier durch den berühmten Coëllo dem Könige vorgestellt und von diesem beauftragt, die Frescogemälde in der Hirschgalerie im Prado zu verfertigen. P. malte nun die Geschichte der Psyche, und führte den Auftrag zu solcher Zufriedenheit seines Monarchen aus, daß Philipp ihn mit einem ansehnl. Gehalte zum Hofmaler ernannte. Sein Ruf stieg; in Valencia, Salamanca, Granada und Cordova, wohin er nach und nach gerufen wurde, verfertigte er Arbeiten, die sich des größten Beifalls erfreu-

ten. Sein Sohn widmete sich gleichfalls der Malerkunst und arbeitete mit ihm häufig zusammen. Nicht ohne Unrecht wirft man P. vor, daß er die Figuren selbst in seinen großartigsten Gemälden, wie z. B. in seinem Bekenntniß des heil. Petrus (in der Hauptkirche zu Valencia), sowie in den Bildern, welche er für die Kathedrale von Cordova verfertigte, oft mit zu großer Treue aus der gemeinen Wirklichkeit entlehnte; dagegen ist er in der Perspective, sowie im Colorit, ausgezeichnet. Er starb zu Madrid d. 13. April 1726. Man hat von ihm eine Geschichte der spanischen Maler: „El Museo pictorico, y escala optica" (3 Bde., Madrid), von denen die ersten beiden eine Anleit. zur Malerkunst, der dritte aber das Leben der berühmtesten spanischen Künstler enthält. Eine Übers. dieses letzten Bds. kam 1742 in Paris heraus („Histoire abrégée des plus fameux peintres espagnols, par Palomino"), und Quilliet benutzte des Spaniers Werk, trotz mancher darin sich vorfindenden Unrichtigkeit, als Grundlage zu seinem „Dictionnaire des peintres espagnols" (Paris 1816).

Pampas, d. i. Ebenen, das östl. Hochland von Peru, bis zum Plata, eine unermeßliche, von dichten Waldungen unterbrochene Savanne, die sich im völligen Stande der Natur befindet, von Bächen, Flüssen und Morästen (Fontanas) durchschnitten, wo einzelne Hütten, 3—4 deutsche Meilen von einander entfernt, als Stationen für Reisende von der Regierung zu Buenos-Ayres unterhalten werden. Hier und da gibt es Missionen zur Bekehrung der umherstreifenden Indianer (auch Pampas genannt). Nördlich ist diese Hochebene durch Palmengebüsche begrenzt, südlich fast beständig mit Eis bedeckt. Eigenthümlich sind ihr die Colonien verwilderter Hunde, die gesellig in Höhlen wohnen. Des Cap. Head „Journey (1824 fg.) across the Pampas and among the Andes" (London 1826) gibt ein treues Bild von dieser Gras- und Wasserwüste und von der seltsamen Art, sie mit wilden Pferden zu durchfliegen.

Pan, ein arkadischer Feldgott, des Hermes und einer Nymphe, oder der Penelope Sohn, ältlich, krummnasig, bocksbärtig, mit zwei Hörnern, spitzen Ohren, einem Ziegenschwanze und Ziegenfüßen, gewöhnlich eine Syringe (s. Syrinx) und einen gekrümmten Hirtenstab tragend. In Athen wurde er erst seit der marathonischen Schlacht, worin er angeblich den Athenern beistand, göttlich verehrt. Später machte man diesen Hirtengott zum allwaltenden Naturgotte, zum personificirten All (το παν, vgl. Servius zum Virgil, Eclog. II, 31), und flocht ihn auch in die frühern Mythen, z. B. von den Titanenkämpfen, ein. Er zeichnete sich aus im Wettgesange und im Spiele auf der Syringe, die er erfand und auf welcher er auch den Wettstreit mit Apollo hielt. (S. Syrinx.) Einige scheinen ihn auch als den Erfinder der Rohrtibie zu verehren. Pan ist Obwalter der geweideten Thiere, des Wildes, der Uferfische, und sorgt für die Bienen des Landmanns, weßhalb ihm Milch und Honig geopfert ward. Nach Italien soll seinen Dienst Evander gebracht haben. Man verglich hier den Pan mit dem Faunus und feierte ihm mehre Feste, z. B. die Lupercalien, zu Ehren des Pan Lupercus, den Schützer gegen Wölfe. Von ihm kommt der Ausdruck: panischer Schrecken, her. Nach Plutarch waren es die um Chemno wohnenden Pane und Satyrn, welche den Tod des Osiris zuerst verkündeten und dadurch einen solchen Schrecken erregten, daß seitdem alle plötzliche, grundlose Schrecken panische heißen. Nach Polyän rettete Pan des Bacchus Heer aus einer großen Gefahr durch wildes, vom Widerhalle der Wälder und Felsen tausendfach verdoppeltes Geschrei. Auch setzte Pan im Titanenkampfe durch das Blasen einer Seemuschel den Feind in Schrecken. Der alte Glaube, daß große Heere zur Nachtzeit leicht ein plötzlicher Schrecken befalle, für dessen Urheber man einen Gott oder Dämon hielt, der dem Übermuthe eines großen Beginnens entgegenwirkte, verschmolz wahrscheinlich diese Art von Schrecken mit einer andern, im Hirtenleben häufig vorkommenden, und

trug sie auf die Panen und Faunen als Urheber über, die öfters als wahre Waldteufel Landleute und Holzhauer durch Schrecken tödteten.

Panacea, eine T. des Äskulap, Göttin der Genesung; sie entstand als späte Allegorie, eine Schöpfung der Dichter und Künstler. Der Name (παναχεια) bedeutet die Allesheilende, daher Panacee so viel als Universalarznei.

Panama (Landenge von), oder Darien, an den Baien gl. N., verbindet Süd- und Nordamerika; sie ist 12 Meilen breit, und man hat jetzt mehre Plane entworfen, um hier die Andenkette zu durchschneiden. Die Provinz Panama (1640 □M.), ehemals eine Intendantur des span. Generalcapitanats Guatemala, gehört jetzt zur Republik Colombia. Die feste Hauptst. Panama (10,000 Einw.) in einer ungesunden Gegend, hat einen Hafen, ein Bisthum, eine gel. Schule, und ist die Hauptniederlage südamerik. Handelswaaren. Über den daselbst am 22. Jun. 1826 eröffneten Congreß s. Südamerikanische Revolution.

Panard (Charles François), ein Dichter, geb. 1690 zu Courville bei Chartres, wird für den Vater des moralischen Vaudeville angesehen. Marmontel hat ihn den Lafontaine des Vaudeville genannt; er glich diesem Dichter auch in seinem uneigennützigen, einfachen und sanften Charakter. Die Pfeile seines Witzes richtete er gegen das Laster, nicht gegen den Lasterhaften. Er starb, allgemein geachtet, 1765. 1763 erschienen von ihm „Théâtre et oeuvres diverses" (4 Bdchn.), welche 5 Lustspiele, 13 komische Opern und viele kleine Gedichte ꝛc. enthalten. Man findet in allen Leichtigkeit, Natur, Innigkeit, Witz, aber auch Nachlässigkeiten, Langweiliges und Fehler gegen die Sprache und Dichtkunst. P. schlief über dem Weine ein; man weckte ihn und verlangte Verse; mit schwerer Zunge stammelte er die liebreichsten Couplets, bis ihn der Schlaf aufs neue überwältigte. An den morgenden Tag hat er nie gedacht; man kleidete ihn; seine Freunde gaben ihm Speise und Trank. Armand Gouffé hat in 3 Bdchn. „Oeuvres choisies de Panard" herausgegeben.

Panathenäen (Panathenäa), Feste, welche zu Athen der Schutzgöttin Minerva gefeiert wurden. Erichthonius, der sie stiftete, nannte sie Athenäen (Einige leiten sie vom Orpheus ab); als Theseus aber die Bewohner der 12 Bezirke in die Stadt rief, um diese zu vergrößern, erhielten sie den Namen der Panathenäen, weil nun das gesammte Volk der Athener daran Theil nahm. Man unterscheidet die großen und kleinen Panathenäen, von denen erstere alle 5 J., letztere jedes J. gefeiert wurden. Bei beiden gab es dreierlei Spiele, die von den 10 Athlotheten geleitet wurden: am ersten Tage Wettrennen mit Fackeln im Ceramicus, am 2. gymnastische Übungen und Lustgefechte mit Schiffen, am 3. musische (geistige) Wettkämpfe, als: Musik, Declamation, dramatische Vorstellungen. Ein Kranz von Ölzweigen aus der Akademie und ein Gefäß voll des besten Öls waren des Siegers Preis. Dann folgten die Opfer und der Opferschmaus. Die größern Panathenäen unterschieden sich von den kleinern nicht nur durch größere Pracht und längere Dauer, sondern vornehmlich auch durch den feierlichen Aufzug, unter welchem der heilige Peplos, ein Teppich oder Decke, von Jungfrauen geweiht und aus weißer Wolle gefertigt, mit goldener Stickerei, welche die Gigantomachie vorstellte, auf die Akropolis in den Tempel der Göttin gebracht, und womit die elfenbeinerne Statue derselben bedeckt wurde. Auch wurde dieser Peplus an dem Feste der Panathenäen als Segel an einem Schiffe befestigt, das durch verborgene Triebwerke sich selbst über die Straßen fortbewegte und im feierlichen Zuge begleitet wurde. Das Fest war so heilig, daß man an dems. Gefangene aus dem Kerker befreiete und verdienstvollen Männern goldene Kronen zur Belohnung reichte.

Panckoucke, Buchhändlerfamilie in Paris. Der Großvater des noch lebenden Buchhändlers Charles P. hieß Andreas Joseph und war 1700 in Lille

geb., wo er 1753 starb; er verlegte nicht allein Bücher, sondern schrieb auch freisinniger als es sein Beichtvater wollte, der ihm daher nach seinem Tode ein ehrliches Begräbniß streitig machte. — Sein Sohn, Karl Joseph, 1736 in Lille geb., ein lebhafter, geistreicher Kopf, fühlte sich in seiner Vaterstadt für seine großen Entwürfe zu beengt. Er eilte nach Paris, wo er sich durch einige kleine Schriften bereits vortheilhaft bekanntgemacht hatte und wo sein Haus 1760 fg. bald der Vereinigungspunkt der ausgezeichnetsten Köpfe wurde. Der „Mercure de France" kam in seine Hände, und er wußte diese Zeitschrift so zu heben, daß die Zahl der Abonnenten bis auf 15,000 stieg. Von jetzt an findet man P.'s Namen bei vielen großen Unternehmungen des franz. Buchhandels jener Zeit. Wir nennen von ihm: Buffon's Werke; „Le grand vocabulaire français"; die Sammlung von Reisen von Laharpe; die „Encyclopédie méthodique"; auch gab er beim Ausbruch der Revolution die Idee zum „Moniteur", dessen Eigenthum und Verlag noch gegenwärtig seiner Tochter, Mad. Agasse, gehört. P. starb 1798 in einem Alter von 62 J. — Sein Sohn, Charles, geb. zu Paris d. 26. Dec. 1780, gehört ebenfalls unter die ersten pariser Buchhändler, sowie er einer der thätigsten und in seinen Unternehmungen einer der glücklichsten ist. Die wichtigsten der von ihm verlegten Werke sind das „Dictionnaire des sciences médicales" in 60 Bdn., die von 1810—22 erschienen und jetzt noch Supplemente erhalten, die „Victoires et conquêtes des armées françaises", und insbesondere die Ausg. im Wege des Buchhandels von dem großen Werke über Ägypten, das Napoleon auf Kosten des Staats anfangen und Ludwig XVIII. vollenden ließ. Sie besteht aus 25 Bdn. Text und 900 Kpfn. in Atlasformat und gr. Fol. Auch hat P. den Tacitus übers.

Pancratium (der Allkampf), ein Wettkampf der alten Griechen, bei welchem alle 4 Kampfarten (Pentathlon, s. Gymnasium) angewendet wurden; deßgl. ein Wettkampf, bei welchem man kein Mittel unversucht ließ, den Sieg zu erringen, wo man rang und zugleich mit der Faust kämpfte, auch ein Kampf auf Leben und Tod.

Pandämonium, der allgemeine Tempel für Götter und Halbgötter bei den Alten; Versammlung der Dämonen.

Pandekten, von πᾶν (Alles) u. δέχεσθαι (zusammenfassen), ein Theil des Corpus juris civilis (s. d.); sie enthalten eine systematisch geordnete Sammlung aus den Werken römischer Rechtsgelehrten über Rechtsgegenstände, welcher Kaiser Justinian, auf dessen Befehl sie unternommen wurde, im J. 533 gesetzliche Kraft ertheilte, indem er alle, bisher gültig gewesene Schriften der Rechtsgelehrten, sowie frühere Rechtssammlungen abschaffte. Man nannte sie auch Digesta, von digerere (ordnen), weil das, in jenen Werken Zerstreute zusammengefaßt werden sollte. (Vgl. Civilrecht.)

Pandemos, griech. Beiname der Venus. Nach Einigen stiftete Theseus in Athen die Verehrung der Venus Pandemos, als er die verschiedenen Stämme oder Flecken (δημοι) dieser Landschaft zuerst in ein Ganzes verband. Nach A. kam dieser Beiname daher, weil der Tempel der Venus sich am Markte, dem Versammlungsplatze des ganzen Volks (παντος δήμου), befand; nach A. endlich, weil dieser Tempel von Solon von dem Gelde, welches die öffentlichen Mädchen bezahlen mußten, erbaut worden war. Allein Venus wurde unter diesem Beinamen auch an andern Orten schon von den ältesten Zeiten an verehrt. Merkwürdig war das Bild der auf einem Bocke reitenden Venus Pandemos zu Elis, neben dem Bilde der Venus Urania. Hier erscheint die Venus Pandemos im Gegensatz der überirdischen Liebe als das Symbol der gemeinen Liebe und sich Allen preisgebenden Sinnlichkeit; in dieser Bedeutung nimmt man den Ausdruck Venus Pandemos noch jetzt, wenn man die Sache selbst nicht deutlicher bezeichnen will.

Pandora, die Allbegabte, also benannt, weil jeder der Olympier sie

mit einer Gabe beschenkte. Prometheus, von Zeus aus dem Himmel gestoßen, hatte Menschen gebildet und sie mit dem heimlich entwendeten Funken belebt. Zornig beschloß der Vater der Götter, den Frevel zu strafen. Er befahl dem Vulkan, aus Erde ein Weib zu bilden, den Göttinnen gleich an Schönheit und Anmuth, und ihm Sprache und Leben einzuhauchen. Der Gott vollzog den Befehl (nach einer andern Sage war sie des Prometheus Geschöpf, und die Götter kamen auf die Erde, sie zu sehen, und beschenkten sie); Minerva aber mußte das Gebilde in kunstvollen weiblichen Arbeiten unterrichten, Venus sie mit Schönheit und Reiz begaben, Merkur ihr die Sucht zu gefallen einflößen und sie die schmeichelnde und gefällige Sprache lehren. So geschmückt, führte Minerva sie in die Versammlung der Götter, und alle erstaunten über das Kunstwerk. Darauf schickte Zeus, der sie mit einer Büchse oder einem Fasse beschenkte, worin aller Jammer und alle Trübsal für die Menschen eingeschlossen war, den Merkur zum Epimetheus, Prometheus's Bruder, ihm Pandoren als ein Geschenk zuzuführen. Prometheus hatte ihn gewarnt, je ein Geschenk von Jupiter anzunehmen; aber die Reize des Mädchens bethörten ihn. Bisher lebten die Menschen ohne alle Übel, ohne drückende Arbeit und frei von Krankheiten. Aber Pandora brachte das ganze Heer von Übeln mit, die, als Epimetheus, nach A. Pandora selbst, aus unbezähmter Neugierde den Deckel des Gefäßes öffnete, welches durch einen Götterspruch zu öffnen verboten war, sogleich herausströmten und sich über die Erde verbreiteten. Nur die Hoffnung blieb auf dem Boden der Büchse zurück, da er oder sie den Deckel voll Schrecken schnell wieder zuschlug, und so ist denn auch nur die Hoffnung, deren Wunderkraft dem Menschen seine Leiden und Mühen erträglich macht.

Panduren hießen von dem Dorfe Pandur in der niederungarischen Gespannschaft Sol, in dessen Nähe sie in den Gebirgen zerstreut wohnen, die serbischen oder raitzischen Fußvölker, die sonst unter einem eignen Hauptmanne, welcher Harun Paschah hieß, standen. Sie trugen Mäntel, lange Beinkleider und Mützen, waren mit einer langen Flinte, Pistolen im Leibgürtel, einem ungarischen Säbel und zwei türkischen Messern bewaffnet. Seit 1750 wurden sie auf regulairen Fuß gesetzt; jetzt gehören sie zu den Granitzern.

Panegyrikus, in der Redekunst eine Lobrede oder Lobschrift, deren Zweck die veredelnde Darstellung oder Schilderung einer Thatsache oder Person ist. Die historische Wahrheit ist hier untergeordnet, insofern der Schildernde den Gegenstand höher zu stellen und seine Ansicht u. Liebe für den Gegenstand allgemein zu machen sucht. Daher **panegyrisch** lobrednerisch, und **Panegyrist** Lobredner. Schon in dem freien Griechenlande fand diese Art von Reden Beifall, und der „Panegyrikus" des Isokrates ist, ungeachtet der zu sichtbaren Kunst, die dem Werke das Großartige raubt, ein wahres Meisterstück sorgfältiger Schreibart. In der römischen Literatur, wie wir sie noch besitzen, ist der Panegyrikus des jüngern Plinius auf Trajan der vorzüglichste, sowol in Rücksicht des classischen Styls als der rednerischen Anlage. Die spätern römischen Panegyriker des 3. und 4. Jahrh. können nur den Geschichtsforscher anziehen. — Unter den Neuern haben die Franzosen eine ähnliche Gattung in ihren **Eloges** (s. d.). Einzelne treffliche Lobreden besitzen auch die Engländer, die Deutschen u. s. w.

Panharmonikon, s. Mälzl.

Panier oder **Banner** hieß im Mittelalter bei der deutschen Lehnmiliz eine Heeresfahne, welche nur Derjenige von Adel, der eine Compagnie gut bewaffneter Vasallen in den Krieg führen konnte, vom Herzoge bekam. Ein solcher hieß **Bannerherr** (s. d.).

Panin (Nikita Iwanowitsch, Graf v.), Staatsminister, geb. 1718. Seine Familie stammte aus Lucca in Italien, sein Vater aber war unter Peter I. General-

lieutenant. Der junge P. diente anfangs bei der Garde der Kaiserin Elisabeth, wurde Kammerherr, ging 1747 als bevollmächtigter Minister nach Kopenhagen, und 2 Jahre darauf nach Stockholm. Bei seiner Rückkunft ward er Gouverneur des Großfürsten, Paul Petrowitsch, und als Katharina II. 1762 den Thron bestieg, ernannte sie ihn zum Staatsminister. Der Krieg wider die Türken, welchen die Unruhen von Polen veranlaßten; die Vertauschung des Herzogthums Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, zum Vortheil der jüngern Linie des Hauses Holstein-Gottorp; der Friede mit der Pforte 1774; die Vermittlung Rußlands beim Frieden von Teschen; endlich die bewaffnete Neutralität, wurden größtentheils durch seine Vorstellungen hervorgebracht und durch ihn vollendet. Alle Instructionen für die Feldherren und auswärtigen Minister, sowie die ganze Correspondenz mit den fremden Höfen wurden von ihm selbst entworfen. Er war die Hauptstütze des preuß. Systems in dem russ. Cabinette; allein sein Einfluß auf Katharina hatte sich in den letzten Jahren bedeutend vermindert, sowie der seines Gegners gestiegen war. Die Grundsätze, nach welchen er die öffentlichen Angelegenheiten leitete, waren, daß der Staat seine Würde, ohne Beeinträchtigung Andrer stets behaupten müsse, und es einem mächtigen Reiche nicht anstehe, zu List und Verstellung seine Zuflucht zu nehmen, sondern die offenste Freimüthigkeit das Verhalten seines Ministeriums beseelen müsse. Er behandelte die Geschäfte gern mit der Sanftheit und angenehmen Leichtigkeit, welche einen Hauptzug seiner tugendhaften Seele ausmachten. Überall bewies er große Festigkeit. Wo es das Wohl des Staats galt, erschütterten ihn weder Drohungen noch Versprechungen. Er rieth nur, wovon er überzeugt war, daß es das Beste sei, und widersprach in diesem Falle selbst seiner Fürstin. Mit einem richtigen Verstande verband er eine scharfe Urtheilskraft, tiefe Menschenkenntniß und die Gabe der Überredung. Er starb den 11. April 1783.

Panisbrief (von panis, Brot, daher **Brotbrief**), ein Schreiben, worin ein deutscher Kaiser eine weltliche Person einem deutschen Stifte oder Kloster zuwies, um ihm eine Laienpfründe zu verleihen. In kath. Stiftern war dies Recht des Kaisers, einen alten Diener, Trabanten, Hatschier u. dgl., unterzubringen, vielfältig in Übung geblieben, in den mittelbaren und protestantischen Stiftern aber seit Jahrh. nicht mehr üblich gewesen, als plötzlich unter Joseph II. eine Menge derselben erschienen, um Personen aus den kaiserl. Erblanden in andrer Reichsstände Ländern mit Pensionen zu begnadigen, was zu einigen, gegen diesen Mißbrauch gerichteten Bestimmungen in der Wahlcapitulation seines Nachfolgers Anlaß gab, auch bei Stiftung des Fürstenbundes mit angeführt wurde.

Pannonien, im Alterthume das von den Pannoniern, einem thrazischen Volke, bewohnte Land, zwischen den Illyriern und Celten auf dem nördl. Abhange der östl. Alpen. Erst dem Kaiser Augustus gelang es, die Illyrier und Dalmatier zu überwältigen; er drang in die Gebirge der Pannonier ein und bezwang sie (10 J. n Chr.). Eine gefährliche Verschwörung derselben gegen die Römer wurde durch Tiberius gedämpft. Nachher scheinen sie unter Begünstigung der Römer sich an der Donau niedergelassen zu haben; wahrscheinlich aber erhielt ihr Land erst unter Claudius die Einrichtung einer römischen Provinz. — Pannonien umfaßt auf unsern Charten den östlichen Streif von Östreich und Steiermark, ganz Ungarn, welches daher vorzugsweise **Pannonia** heißt, soweit es auf der Südseite der Donau liegt, einen Theil von Krain und Kroatien, ganz Slavonien und einen Streif von Bosnien längs der Save. Wahrscheinlich theilte Hadrian es in **Pannonia superior** oder **occidentalis** (nachher **prima**) und **Pannonia interior** oder **orientalis** (nachher **secunda**). Seit dem markomannischen Kriege ward Pannonien häufig von Barbaren mitgenommen. Ungleich mehr litt es durch die Völkerwanderung. Die Römer verloren einen Theil des Landes im 4. Jahrh. an die Vandalen, dann an die

Gothen. Ganz entrissen wurde ihnen Pannonien von den Hunnen unter Attila. Nach dem Tode dieses Eroberers (453) ging das Hunnenreich in seine östlichen Grenzen über den Pontus zurück. In Pannoniens Gebirgen ließen sich jetzt jene Sarmaten nieder, welche die Vorfahren der heutigen Slavonier sind. Pannonien selbst nahmen, mit Bewilligung der morgenländischen Kaiser, die Gepiden und die Ostgothen in Besitz. Als letztere nach Italien zogen, rückten die Longobarden in Pannonien ein, welche die Gepiden sich unterwarfen, und als sie 568 nach Italien zogen, den Avaren (s. d.) Pannonien überließen. Diese wurden von Karl d. Gr. besiegt und zur Annahme des Christenthums genöthigt. Endlich eroberten die Ungarn (s. d.) um 900 Pannonien.

Panorama, Rundgemälde (vom griech. Orama, d. i. Überschau), nennt man das perspectiv. Horizontalbild einer Stadt oder Gegend; die täuschendste Art der perspectiv. Darstellung in Farben u. Licht, welche in England von Robert Parker erfunden u. 1787 in Edinburg zuerst aufgestellt worden sein soll. Man kann das Panorama mit Recht den Triumph der Perspective nennen. Von einem Thurme oder Berge aus muß der Künstler die Gegend ringsherum, soweit sein Auge den Horizont erreichen kann, mit Genauigkeit aufnehmen; Wahrheit und überraschende Täuschung sind die Hauptzwecke solcher Darstellungen, welche aber nur durch die Art, wie diese Gemälde aufgestellt und beleuchtet werden, vollkommen zu erreichen sind. Ist nämlich ein Panoramagemälde in allen seinen Theilen vollendet, so wird es in einem dazu eingerichteten Rundgemälde dergestalt zusammengesetzt und aufgehängt, daß der Beschauer in der Mitte, von einer Galerie umgeben, so steht, als befände er sich auf dem Platze, von welchem aus das Gemälde gezeichnet wurde. Das Licht fällt rund herum nur von oben darauf, ohne daß der Beschauer geblendet wird, und da dieser nirgends ein Ende des Gemäldes, sondern jeden Theil des Ganzen in relativen Proportionen und in einem aus der Wirklichkeit entlehnten Farbentone erblickt, so glaubt er wirklich in die dargestellte Gegend versetzt zu sein. In London und Paris gibt es Gebäude, welche stets zur Aufstellung dieser Gemälde eingerichtet sind. Robert Fulton, ein Amerikaner, brachte zuerst ein Panorama nach Frankreich. Man bewunderte dort nach und nach die Darstellungen von London, von Paris, Toulon, Neapel, Florenz, dem Hafen von Boulogne, Rom, Amsterdam ꝛc. Auch in Deutschland hat man die Panoramen von Wien, Paris, Toulon, Neapel, Gibraltar, Petersburg, Moskau, vom Ätna (verf. v. Prof. Siegert) ꝛc. mit Beifall gesehen. Das Leben und Treiben auf den Straßen kann bei diesen Gemälden ebenso täuschend nachgebildet werden, als die in Duft verschwimmende Ferne. — Man hat noch das Stereorama, aus Papiergallerte verfertigte topograph. Reliefstafeln (s. K. W. Kummer); das Myriorama (s. d.); das Diorama, welches sich dadurch vom Panorama unterscheidet, daß es kein Rund-, sondern ein Flachgemälde ist, also keinen allgemeinen Umblick, sondern bloß eine bestimmte Ansicht, wie jedes gewöhnliche Gemälde verstattet. Die Vorrichtung zum Behufe der Beleuchtung ist von der des Panorama nicht bedeutend verschieden. Bekannt sind die Dioramen von Bouton in Paris. — Georama, Erdüberblick, nannte der Erfinder Delanglard eine hohle Kugel von 40 Fuß im Durchmesser, die eine Globuscharte sphärisch darstellte. — Kosmorama heißt ein seit 1808 in Paris aufgestellter Weltschausaal mit mehren hundert Gemälden der merkwürdigsten Scenen, denen Vergrößerungsglastafeln die natürlichen Größenverhältnisse geben. Etwas Ähnliches ist das Europorama von den Gebrüdern Suhr in Hamburg.

Panspfeife, s. Syrinx. K.

Pantalon oder Pantaleon, ein, von Pantaleon Hebenstreit aus Eisleben, einem (in der Mitte des 18. Jahrh.) berühmten Geiger, erfundenes, jetzt in Vergessenheit gerathenes musikalisches Instrument, in Form eines Cymbals. — Auch Claviaturinstrumente nennt man Pantalons, bei welchen der Schlag der

Hämmer auf die Saiten von oben herab geschieht, oder bei welchen metallene Hämmer oder in Haken gebogene Drahte an die Saiten angeschnellt werden, und wobei das flügelartige Corpus senkrecht in die Höhe steht. — Endlich heißen Pantalons lange, bis auf die Füße herabgehende Beinkleider, wie der Pantalone in den ital. Masken (s. d.) sie trägt.

Pantheismus, ein Wort, mit welchem besonders unter den Theologen großer Mißbrauch getrieben wird, aus Mangel philosophischer Begriffe. Die Idee der Gottheit oder des absolut nothwendigen vollkommenen Wesens ist der sich entwickelnden Menschenvernunft überall eigen und nothwendig; denn durch Vernunft erhebt sich der Mensch über die Erscheinungen der Dinge bis zu dem Gedanken des letzten Grundes derselben. Diesen stellt sich der Mensch, auf den verschiedenen Stufen seiner Bildung, bald als einfach und von der Welt verschieden (Monotheismus), bald als vielfach (Polytheismus), bald als das Ganze der Welt vor. Diese letztere Vorstellungsweise, oder dieses philosophische System (wenn diese Vorstellungsweise wissenschaftlich aufgestellt und entwickelt wird), nennt man im eigentlichen Sinne Pantheismus (Alleinslehre). Er besteht also darin, daß man das All der Dinge (το παν), oder die Welt im weitern Sinne, für Gott hält und kein von ihr verschiedenes Wesen als Grund derselben annimmt, mithin Gott und Welt schlechthin identificirt. Eine solche Annahme ist in der Philosophie gewöhnlich das Ergebniß eines folgerecht durchgeführten Materialismus, d. h. der Ansicht, welche die Materie als Grundlage alles Dessen, was ist, betrachtet. Da aber diese Ansicht dem innersten Bewußtsein des Menschen, welches durch dieselbe nicht erklärt werden kann, und den heiligsten Interessen seiner sittlichen Natur widerspricht, weil dann nur eine Naturnothwendigkeit herrscht und alle Freiheit aufgehoben wird, durch welche der menschliche Geist der Vervollkommnung ins Unendliche fähig ist; weil mithin diese Ansicht nothwendig in Fatalismus übergehen muß, welche die reine, dem sittlichen Selbstbewußtsein einzig zusagende Idee der Gottheit, als des allweisen und heiligen Schöpfers, unmittelbar aufhebt: so ist auch der Pantheismus in diesem Sinne gleich verwerflich und dem Atheismus gleichzustellen, der den Schöpfer leugnet. — Zweitens kann man zwar dem Worte nach auch diejenige Ansicht Pantheismus nennen, nach welcher angenommen wird, die Gottheit sei Alles, was wahrhaft ist, das Wesen aller Dinge beruhe in ihr, und nichts sei wahrhaft, was nicht in Gott gegründet sei (man hat auch dies die Lehre von der Immanenz der Dinge in Gott genannt); allein diese Ansicht ist von der vorigen in religiöser und moralischer Hinsicht so verschieden und läßt so mannigfaltige Abweichungen zu, daß man sogar mit Schelling behaupten kann, jede Vernunftansicht, wir setzen hinzu, jede religiöse Ansicht, müsse in irgend einem Sinne zu dieser Lehre hingezogen werden. Denn hauptsächlich kommt es darauf an, was man unter Gott versteht, und in welcher Beziehung man die Dinge zu ihm setzt; — ob nämlich ein Fatum oder eine bildende Naturkraft, durch welche Alles ursächlich bedingt sein soll, Gott genannt, und den Dingen, die aus Gott stammen, eine göttliche Natur beigelegt wird, in demselben Sinne, in welchem sie Gott zugeschrieben wird, d. h. dem Grade oder der Art nach mit Gott völlig gleich. Denn nur in diesem Sinne würde die eben beschriebene Ansicht mit der obigen gleichen Tadel verdienen. Wenn aber Gott im obigen Sinne als das vollkommenste Wesen die Welt als das ihm entsprechende Werk, wodurch er sich von Ewigkeit offenbart hat, und die Freiheit als dem Menschen durch ihn verliehen betrachtet wird, so ist dies sogar der Ausspruch der christlich-religiösen Lehre (vgl. Apostelgesch. 17, 27 fg.; Ephes. 4, 6), durch welche der Unterschied zwischen Gott und Welt nicht aufgehoben wird und die Sittlichkeit vielmehr eine höhere Weihe erhält. Übrigens schreibt man die obige Ansicht oder den eigentlichen Pantheismus, der aber freilich ebenfalls verschiedene Abweichungen zuläßt, unter den neuern Philo-

sophen gewöhnlich dem Giord. Bruno und Spinoza zu; — daher die Benennungen Spinozismus und Pantheismus oft, aber fälschlich, gleichbedeutend gebraucht werden. Man s. auch Ritter, „Die Halbkantianer und der Pantheismus" (eine Streitschrift gegen Jäsche's „Pantheismus" ꝛc.), Berlin 1827. Die Religionen des heidnischen Alterthums sind sämmtlich in jenem Sinne pantheistisch, und die Philosopheme der meisten griech. Philosophen haben diese Grundlage. T.

Pantheon (a. d. Griech.), im Alterthum ein Tempel, welcher allen oder den vorzüglichsten Gottheiten gemeinschaftlich gewidmet war. Am berühmtesten ist das Pantheon zu Rom, welches Agrippa, der Günstling Augusts, auf dem Marsfelde allen Göttern erbaute. Dieses Pantheon wurde vom Papste Bonifaz IV. im J. 607 der Jungfrau Maria und allen Märtyrern gewidmet, weßhalb es jetzt die Kirche St.-Maria ad Martyres genannt wird. Noch häufiger nennt man es die Rotunda, weil es rund gebaut ist. Seine steinerne Decke ist gewölbt, und das Licht fällt von oben durch eine große Öffnung hinein. Der gut erhaltene Porticus scheint von einer spätern Bauart als der Tempel selbst zu sein; er enthält 16 Säulen von oriental. Granit, deren jede 15 Fuß im Umfange hat. Das Innere des Tempels war mit den schönsten Bildsäulen der Götter geziert, von denen die besten durch Konstantius nach Konstantinopel gebracht wurden. Jetzt befinden sich noch hier in 8 antiken Nischen ebenso viel schöne Säulen, welche Kaiser Hadrian setzen ließ. Die Höhe des Tempels ist gleich der Weite, nämlich 137 F. Der Durchmesser der Öffnung in der Kuppel beträgt 27 F. Der Fußboden ist mit Porphyr belegt. Das große kühne Werk macht einen wunderbaren Eindruck. Doch hat es durch die Beraubungen der Barbaren und einiger Kaiser und Päpste außerordentlich gelitten. — Ein kleineres Pantheon zu Rom wird nach Montfaucon für das Pantheon der Minerva medica gehalten. (S. die Beschreibung desselben von Hirt im „Museum der Alterthumswissenschaft", 1. Hft.) — Noch finden sich gut erhaltene Überreste eines prächtigen Pantheons, welches Kaiser Hadrian zu Athen erbauen ließ und das auf 120 Marmorpfeilern ruhte.

Pantomime. Die mimische Kunst (s. Mimik) ist an ihrem angemessensten Platze, wo das innere Leben des Menschen auf die Geberde einzuwirken und diese unmittelbar zu erzeugen scheint. Aber in der Wirklichkeit erscheint die Äußerung und Mittheilung des Innern durch Geberden, worunter wir hier sowol Bewegungen des ganzen Körpers und seiner Theile, z. B. Mienen, als auch Stellungen, verstehen, natürlich und gewöhnlich mit der Äußerung durch Sprache verbunden, und so leuchtet ein, daß auch Mimik und die Kunst der Declamation ursprünglich zusammengehören, sowie sie denn, in ihrer höchsten und umfassenden Ausübung vereinigt, die Schauspielkunst bilden. Durch Trennung beider könnte zwar jede für sich auf den höchsten von ihr zu erreichenden Grad der Ausbildung gebracht werden, indem der Künstler, bei einem geringern Umfange seiner Kunstmittel, dem Einzelnen größere Aufmerksamkeit und fleißigere Übung zu widmen vermag, aber die Betrachtung und der Genuß erfodern auf der andern Seite eine künstliche Abstraction, vermöge welcher man davon, daß jene Beiden bei vollkommener Äußerung des menschlichen Innern natürlich zusammengehören, hier aber nicht in dieser Verbindung erscheinen, absehen muß. Diese Abstraction wird besonders dann begünstigt, wenn der Künstler die Geberde oder den mündlichen Vortrag so weit ausbildet, daß er durch Anwendung eines dieser Kunstmittel das andre selbst zu ersetzen scheint; ja diese Abstraction veranlaßt ihn selbst dazu, seinem mündlichen Vortrage den möglichst lebendigen Ausdruck zu ertheilen und die Geberde gleichsam zur Sprache zu erheben, sowie Letzteres den Zuschauer und Hörer wiederum veranlaßt, dem Künstler durch Ergänzung des sichtbaren oder hörbaren Ausdrucks mittelst der Beide verknüpfenden Einbildungskraft zu Hülfe zu kommen. Was nun jene Trennung selbst anlangt, so sehen wir die Declamation in derselben nie so weit gehen als die Mi-

mik. Denn wenn man auch mit Recht behaupten kann, der Declamator müsse als solcher auch im Dunkeln, mithin ohne durch Geberden und überhaupt ohne durch seine sichtbare Persönlichkeit zu wirken, die Kraft seiner Kunst beweisen und deren Wirkungen vollkommen zeigen können: so sehen wir doch nie einen Declamator sich der Geberden ganz enthalten, wiewol dieselben bei der Declamation in verschiedenen Graden untergeordnet sein müssen. Der Grund davon liegt darin, daß man sich eher eine Reihe von Geberden ohne Sprache denken, als deren lebendigen Ausdruck des Innern, welcher in der Sprache liegt, bei völliger Bewegungslosigkeit des Körpers ohne Mißfallen ertragen kann. Wollte man hingegen die Geberdenkunst herrschend machen und ihr die Sprache völlig unterordnen, so würde dieses ebensowol gegen den Geist der Kunst als gegen die Natur der Sprache sein. Denn letztere in einer Darstellung durchaus unterordnen, hieße, die Geberde nur hier und da durch einige Worte begleiten und erklären. Allein die Sprache erfodert, da sie nicht bloß Ausdruck der Empfindungen, sondern vorzugsweise der Gedanken ist, einen innigern und fortlaufenden Zusammenhang, welcher nur dann unterbrochen werden kann, wo aus irgend einem Grunde das Schweigen zur Nothwendigkeit wird, oder doch angemessener erscheint; ja, das Einmischen einzelner Worte und Sätze in die Geberdensprache müßte den Zweck der letztern, als selbständige Kunst betrachtet, geradezu vernichten, indem dasselbe auf das Unvermögen dieser Kunst, oder des Künstlers aufmerksam machen würde. Daher wählt der Mime im letztern Falle nur einen solchen Stoff, der durch die Geberde vorzugsweise ausgedrückt und vollkommen ausgesprochen werden kann, und heißt, insofern er nur durch die Geberde darstellt, Pantomime, sowie die Darstellung selbst, die durch den selbständigen Gebrauch der Geberdenkunst entsteht, eine Pantomime, oder besser eine pantomimische Darstellung, und die Kunst derselben Pantomimik genannt wird. Eine Darstellung aber, in welcher Alles (Darzustellende) durch Geberden (ohne Mitwirkung der Sprache) geschildert wird, kann sich auf die ruhende oder festgehaltene Geberde beschränken; dann ist sie pantomimische Stellung, wozu im engern Sinne die Attitude (s. d.) und die sogenannten lebenden Bilder (s. Tableaux) gehören; oder sie bedient sich des Wechsels der Geberden in Bewegung und Ruhe. Im letztern Falle wird entweder nur eine einzelne Situation, ein thätiger oder leidender Gemüthszustand, oder ein bestimmter Charakter durch eine Reihe von Geberden vollständig entwickelt (man kann dieses eine lyrisch-pantomim. Darstellung nennen, weil hier die Geberde nur als subjectiver Ausdruck des Innern, vorzüglich des Gefühls, erscheint), oder es wird eine Handlung dargestellt. Hier heißt die pantomimische Darstellung eine Pantomime im eigentlichen Sinne, oder eine dramatisch-pantomimische Darstellung. Denn die Mimik wirkt in ihrem höchsten Umfange, wo ein Ganzes menschlicher Äußerungen unter der Form einer Handlung gezeigt wird, vornehmlich da, wo mehre Charaktere, durch mehre Mimen vorgestellt, in ihrem Zusammenwirken dieses Ganze bilden. In diesem Sinne hat man die Pantomime ein Schauspiel ohne Sprache, oder durch stumme Sprache, genannt. Aber auch die höchste innere Vollkommenheit der Mimik wird hier erfodert; denn nur bei großer Deutlichkeit, Bestimmtheit, Lebendigkeit und Zusammenhang der Geberden läßt sich die darzustellende Handlung nach dem Zusammenhange und der Bedeutung ihrer einzelnen Theile vom Anfange bis zum Ende leicht auffassen und verstehen. Sowie nun der Stoff der Mimik überhaupt, oder Das, was der Mime darstellen soll, etwas Poetisches und in sich Vollendetes sein muß, wenn die Mimik als schöne Kunst (s. Kunst) bestehen soll: so muß der Stoff der Pantomime noch insbesondere eine Handlung sein, welche in die sichtbare Erscheinung tritt und sich zugleich mit Bestimmtheit und mannigfaltigem Ausdruck als ein sichtbares Ganzes darstellen läßt. Er kann übrigens aus der Geschichte und Mythologie entlehnt, oder ein wirklich erdichteter, z. B. ein allegorischer sein; er kann ferner nach

der herrschenden Stimmung, welche die Handlung ausdrückt und bewirkt, ernst oder scherzend, naiv oder sentimental, und in der Behandlung bald strenger gebunden, bald wunderbar und phantastisch gebildet sein. Eigentliche Tragödie aber kann die Pantomime ebenso wenig als bürgerliches Schauspiel sein. Geberden nämlich können nie den strengen Zusammenhang haben, welchen die erstere erfodert, auch sind sie mehr der Ausdruck des lebhaften Gefühls, als der Gesinnung und der Gedankenwelt. Darum ist auch die Handlung der Pantomimen einestheils mehr lyrischer Art (als eine Reihe von Gefühlszuständen), anderntheils mehr äußerlich, d. h. für das Auge bestimmt; dahingegen der Kampf des Gemüths mit einer höhern Nothwendigkeit, welcher doch die Grundlage der Tragödie zu sein scheint, weder äußerlich angeschaut, noch lediglich durch Geberden angedeutet werden kann. Verhältnisse des bürgerlichen Lebens aber können durch die Pantomime nur scherzend aufgefaßt werden, oder sie werden durch die Geberde unwillkürlich verspottet, da sie, sofern sie conventionnell sind, ohne Sprache ihre Bedeutung und ihren Reiz fast gänzlich verlieren. Am angemessensten sind daher der Pantomime bei ernster und scherzhafter Behandlung die allegorischen, idyllischen und phantastischen Stoffe, weil diese ihrer Natur nach eine Handlung von sichtbarer Bedeutung am meisten verstatten. Was das Darstellungsmittel der Mimik, die Geberden selbst, betrifft, so müssen diese, um zur ästhetischen Form erhoben zu werden, nicht nur sprechend, deutlich, mannigfaltig und in Beziehung auf das Darzustellende vollkommen entsprechend, sondern auch in ihrem Wechsel und ihrer Folge dem Gesetze übereinstimmender und wohlgefälliger Bewegung angemessen sein. Theils um diese rhythmische Bewegung zu begleiten, theils um den Ausdruck der Geberden zu ergänzen und zu verstärken, und das Ohr, ohne die Selbständigkeit der Mimik aufzuheben, zugleich mit dem Auge zu beschäftigen, hat man fast überall für nöthig gefunden, mit der Pantomime Musik zu verbinden. Die Musik muß in diesem Falle nicht zu ausgeführt, sondern gedrängt und charakteristisch sein. — Allein die Eurhythmie der Geberdensprache ist noch nicht strenge rhythmische Bewegung des Körpers, welche mittelst der Füße bewirkt wird. Letztere ist Tanz, welcher freilich in seiner Vollendung nicht ohne wechselnde Geberden zu denken ist. Wenn durch mimischen Tanz eine Handlung dargestellt wird, so entsteht das Ballet. Das Ballet ist daher immer pantomimisch (ohne Sprache), wiewol die rhythmische Bewegung des ganzen Körpers die Anwendung der Geberden beschränkt; aber die Pantomime kann auch ohne Tanz sein und wird dann im engsten Sinne Pantomime genannt, denn sie drückt hier Alles durch Geberden im strengsten Sinne aus. Die Pantomime hat den Zweck, die lebendige Menschengestalt überhaupt in ihrer charakteristischen Bedeutsamkeit, das Ballet die reizende Bedeutsamkeit und Fülle wechselnder Körperformen in harmonisch gemessener Bewegung, in poetischer Mannigfaltigkeit und dramatischer Entwickelung zu zeigen. Der Ausdruck pantomimisches Ballet ist daher entweder ein Wortüberfluß, oder bedeutet ein solches Ballet, in welchem streng rhythmische Körperbewegung (Tanz) mit der Darstellung durch Geberdensprache ohne dieselbe abwechselt. Dieser Art sind die meisten Ballete. Pantomimen im engern Sinne sind dagegen weit seltener, da die poetische Erfindungskunst in diesem Kreise ebensowol als das mimische Talent, welches beim Tanze mehr zurücktritt, heutzutage selten geworden ist, die Tanzkunst hingegen schon dadurch, daß der Tanz zugleich gesellschaftliches Vergnügen ist, zu ihrer Ausbildung mehr Veranlassung erhält. Ausführlicher hat die Theorie der Pantomime Seidel im 1. Bde. seines „Charimomos" (Magdeb. 1825) vorgetragen, wo auch Skizzen von Pantomimen mitgetheilt werden. Auch bei den Griechen war jene Trennung der Mimik und Declamation, auf welcher die Pantomime beruht, nicht unbekannt, wenn auch der Name erst später entstand und die Pantomime noch nicht als selbständige Kunst auf der Bühne erschienen. Auch findet man bei ihnen, daß eine

Person einen Charakter durch Geberden und künstliche Bewegungen nach der Musik (dieses zusammengenommen nannten die Griechen ὀρχησις, die Römer **saltatio**) darstellte, während eine andre dazu declamirte. Auch war dies wegen des Umfangs der alten Theater und der Entfernung der Spielenden von den Zuschauern, und bei der rhythmischen Bewegung, welcher die Declamation und Action gemeinschaftlich folgten, kaum bemerkbar und auffallend. Ferner wurden wol einzelne Situationen und Menschen, besonders Auftritte lächerlicher Art, pantomimisch, z. B. bei Gastmählern, dargestellt; aber die Pantomime im eigentlichen Sinne war ihnen fremd. — In Italien wurde der Name Pantomime erfunden, und man bezeichnete früher mit demselben überhaupt einen Künstler, der Alles durch Geberden nachahmt, insbesondere einen Schauspieler, der nicht zugleich auch seine Rolle declamirt. Einen engern Sinn erhielt dieses Wort, seit man theatralische Vorstellungen durch bloße Geberdensprache gab, **saltatio pantomimorum**. Diese Gattung theatralischer Vorstellungen wurde vorzüglich unter den ersten römischen Kaisern ausgebildet, zu einer Zeit, wo mit dem Verschwinden der Volksfreiheit auch die theatralische Poesie zu verstummen anfing. Allein der Grund zu derselben war in Rom schon früher durch die Histrionen (s. d.) gelegt worden, welche mimische Tänze aufführten, obgleich späterhin dieser Name der Name aller Bühnenspieler geworden zu sein scheint. Wahrscheinlich ging die pantomimische Kunst von der pantomimischen Darstellung einzelner Scenen berühmter Schauspiele aus, auch stellte ein Mime mehre Rollen dar. Erst später findet man von Pantomimengesellschaften Spuren. Die Pantomimen aber scheinen sich bei ihren Darstellungen nicht bloß natürlicher, sondern auch willkürlicher Geberden bedient zu haben; wenigstens fand man schon früh für nöthig, den Inhalt Dessen, was sie durch stummes Spiel vorstellen wollten, durch Ausrufen dem Volke bekanntzumachen, wofür man sich in neuern Zeiten der Komödienzettel bedient hat. Doch sieht man aus einem alten latein. Epigramm, in welchem gesagt wird, die Pantomimen haben so viel Zungen als Glieder des Körpers, wie weit diese Kunst bei den Alten ausgebildet sein mochte. Von den Pantomimen sagt man: **fabulam saltant** (sie tanzen ein Stück, in der oben angeführten weitern Bedeutung der **saltatio**), und ihr Spiel wurde von daktylischen Flöten begleitet. Mienenspiel konnte bei diesen Darstellungen ebenso wenig als bei dem Schauspiele der Alten stattfinden, weil die Pantomimen wie die Schauspieler sich der Masken bedienten. Bathyllus (s. d.) und Pylades, die zwei größten Nebenbuhler in dieser Kunst, von denen der Erstere, der Schützling des Mäcen, im Komischen, der Andre aber mehr im Tragischen ausgezeichnet war, ferner Hylas u. A. machten unter August Epoche, und gaben oft Veranlassungen zu Unruhen unter dem Volke, welches die Partei des Einen gegen den Andern nahm. Nach einer gewöhnlichen Meinung werden sie irrig als Erfinder dieses sogenannten ital. Tanzes angesehen. Die Darstellungen der Pantomimen huldigten aber, besonders in der folgenden Zeit, immer mehr der Unkeuschheit und Sittenlosigkeit; ja, sie wurden, ungeachtet sie bei dem Volke in großer Gunst standen, doch wegen ihrer Ausschweifungen oft aus Rom und Italien verbannt. In ihrer Jugend wurden sie häufig zu Verschnittenen gemacht, weil man glaubte, daß sie dadurch eine größere Geschmeidigkeit des Körpers erhielten. Viele Schriftsteller des Alterthums rechnen aus diesen Gründen die Erfindung und Ausbildung der Pantomimen, an welchen die Römer einen wahrhaft leidenschaftlichen Antheil nahmen, unter die Ursachen der Sittenverderbniß im römischen Volke und Staate. Die alten theatralischen Pantomimen hörten wahrscheinlich mit dem Verfalle des römischen Theaters im 5. und 6. Jahrh. allmälig auf. Bei den Italienern, die wie alle südliche Völker in ihren Geberden lebhafter und beredter sind als die nördlichen, erhielt sich jedoch diese Kunst immer in Übung und großer Theilnahme. In den ital. Maskenspielen blieb eine Spur derselben. Die Pantomime in dem oben angeführten strengsten Sinne

(als Darstellung einer Handlung durch mehre Pantomimen mittelst der bloßen Geberden, ohne tanzmäßige Bewegung) ist erst in neuern Zeiten erfunden worden. Noch häufiger aber ward sie mit dem höhern Tanze, vorzüglich von Italienern und Franzosen, ausgebildet. Noverre, der zugleich als Vater der neuern franz. Tanzkunst berühmt ist, machte aus Voltaire's „Semiramis" eine Pantomime. Gegenwärtig scheint der Antheil, den man sonst an der Pantomime nahm, theils dem Ballete, theils der pantomimischen Darstellung einzelner Situationen nach Gemälden zugewendet zu sein. Endlich bemerken wir noch, daß bei vielen orientalischen Völkern, namentlich den Persern und Chinesen, die Aufführung pantomimischer Scenen mit musikalischer Begleitung zu ihren Hauptlustbarkeiten gehört. T.

Panzer (Georg Wolfgang), einer der ersten deutschen Bibliographen, geb. am 16. Mai 1729 zu Sulzbach, war Landprediger zu Etzelwang, wurde dann nach Nürnberg berufen, wo er Diaconus und seit 1773 Schaffer (Hauptpastor) an der Hauptpfarrkirche zu St.-Sebald war. Hatte er sich schon früher seine ländliche Stille durch die Anlegung kleiner geschmackvoller Sammlungen, besonders von Münzen in eigens verfertigten Zinnabgüssen erheitert, so mußte die alte Stadt mit ihren reichen Schätzen der Literatur und Kunst seinem Sammler- und Forschereifer nothwendig ein neues weites Feld darbieten. Zuerst beschäftigte ihn die Geschichte der Bibelausgaben, worüber wir ihm nicht nur mehre gediegene Werke (namentlich seine „Geschichte der deutschen Bibelübers. Luther's", 1783) verdanken, sondern welche ihm zugleich auch die Veranlassung zu einer ausgezeichneten Bibelsammlung wurde, die er 1780 an den Herzog von Würtemberg überließ. Daneben zog ihn das Sammeln nürnbergischer Portraits an, von denen er ein für die nürnbergische Familien- und Kunstgeschichte wichtiges Verzeichniß herausgab (1790 und Supplem. von 1801). Endlich kam er auf eine Idee, durch deren standhafte und gelungene Ausführung er der Pfleger eines der wichtigsten Zweige der Bibliographie geworden ist. Maittaire hat in seinen „Typograph. Annalen" die ältesten deutschen Drucke so gut wie ganz übergangen. Dies veranlaßte Panzer zu einem besondern Werke über dieselben („Annalen der ältern deutschen Literatur"), welches er anfangs bis auf d. J. 1520 beschränkte, später aber weiter fortführte (Nürnb. 1788, Zus. Leipzig 1802, Nürnb. 1805, 4.). Dieses Werk ist durch Vollständigkeit und schärfste Genauigkeit zugleich eine der schätzbarsten Materialiensammlungen zur Geschichte der deutschen Literatur geworden. Kaum war dasselbe vollendet, als er den weiten Plan einer allgem. Registratur aller bekannten Drucke seit Erfindung der Buchdruckerkunst bis 1536 faßte: „Annales typographici" (Nürnb. 1793—1803, 11 Bde., 4.), ein Werk, welches in Verbindung mit dem vorigen unsere Nation mit gerechtem Stolze allen ausländ. bibliograph. Leistungen entgegenstellen darf. Die alten Drucke aller Länder und Sprachen sind (ein großer Theil nach eigner Ansicht) in alphabetischer Folge der Druckorte chronologisch verzeichnet, kurz, aber genau charakterisirt und Angaben der Bibliotheken oder der Werke, in denen sie verwahrt oder beschrieben werden, beigefügt. Wir übergehen die Titel seiner schätzbaren literarischen und bibliograph. Monographien. Außer den zahlreichen Bibliotheken seines Wohnorts (von der Stadtbibliothek war er selbst würdiger Aufseher) unterstützte seine Arbeiten eine eigne, ebenso kostbare und an Seltenheiten aller Art reiche, als an Zahl starke Sammlung, deren nach seinem Tode erschienener Auctionskatalog 3 starke Bde. füllte. In seinem Amte machte er sich durch verständige Verbesserungen des öffentlichen Gottesdienstes und durch Einführung der allgemeinen Beichte und eines neuen Gesangbuchs verdient. Er starb am 9. Juli 1805.

Panzer, s. Harnisch.

Paoli (Pascal), der Gesetzgeber und kühne Vertheidiger von Corsica, stammte aus einer angesehenen corsischen Familie. Sein Vater, Hyacinth P.,

ein verdienter General, der, von der genuesischen Regierung verfolgt, (1739) nach Neapel geflüchtet war, sandte ihn in einem Alter von 29 J. 1755 zu den Corsen, welche ihn zum Generalcapitain der Insel ernannten. Als solcher stand er an der Spitze einer demokratischen Regierung, mit königl. Ansehen; doch verschmähte er, den Titel eines Königs anzunehmen. — Die Thätigkeit und Kraft, mit welchen er einen durchgreifenden und verständigen Plan, den Zustand des verwilderten Volks zu verbessern, ausführte, waren für Corsica sehr wohlthätig. P. fand Alles in der größten Unordnung, weder Kriegszucht, noch Geld, noch Waffen, und Parteien unter seinen Landsleuten. Er ordnete die Verwaltung, errichtete ein regelmäßiges Heer, und gründete eine Universität, um seinen Landsleuten den Sinn für geistige Bildung zu geben. Er hob die barbarische Sitte der Blutrache auf und führte eine gesetzmäßige Rechtspflege ein. Nachdem er im Innern Ordnung und Einigkeit hergestellt hatte, trieb er die Genueser bis an die Küste zurück, wo ihnen nur 4 Plätze übrig blieben, sodaß sie zu Frankreich ihre Zuflucht zu nehmen sich genöthigt sahen. Seit 1764 besetzten die Franzosen diese Plätze, während Genua den Krieg gegen den übrigen Theil von Corsica fortsetzte. Aber P. und sein Bruder widerstanden der Macht von Genua, sodaß der Senat die Insel endlich 1768 an Frankreich abtrat. P.'s Einfluß vereitelte alle Geldopfer, durch die jene Republik den Gehorsam der trotzigen Insulaner erkaufen wollte; aber ebenso standhaft wies er die glänzendsten Anerbietungen, die der franz. Minister Choiseul ihm selbst machte, zurück und ermuthigte seine Corsen zum Widerstande. Noch ein Jahr behauptete er sich gegen den Marquis v. Marbois und den Grafen v. Vaux, und zog sich endlich, von Freunden und Feinden geehrt, 1769 nach England zurück, wo man ihn mit großer Achtung behandelte. — Zwanzig Jahre nachher rief ihn die franz. Revolution in sein Vaterland zurück, wo er noch immer viel Einfluß besaß. Als eifriger Republikaner gewann er bald das Vertrauen der Revolutionspartei. Hierauf begab er sich im April 1790 nach Paris, um der Nationalversammlung, die Corsica in den Rang der franz. Provinzen aufgenommen hatte, den Eid der Treue zu leisten. Lafayette stellte ihn dem Könige vor, der ihn zum Commandanten von Bastia ernannt hatte. Nach seiner Rückkehr auf die Insel ward er zum Befehlshaber der Nationalgarden und zum Präsidenten des Depart. erwählt. Als solcher befolgte er 1791 und 1792 die Grundsätze der Revolution, faßte aber bald, bei der in Frankreich zunehmenden Anarchie, den Vorsatz, Corsica zu einem unabhängigen Staate zu erheben, und rief im Mai 1793 eine Consulta zusammen, die ihn zum Präsidenten und Generalissimus der Corsen ernannte. Der Nationalconvent lud ihn vor seine Schranken; da er nicht kam, ward er am 17. Mai für einen Staatsverräther erklärt, welcher Schuld an dem Mißlingen des Unternehmens gegen Sardinien sei, und unter Englands Schutze sich zum unumschränkten Herrn über Corsica habe machen wollen. Bis zu diesem Zeitpunkte hatte P. mit der Familie Bonaparte im besten Einverständniß gelebt; jetzt erklärte sich diese entschieden für die jakobinische Partei, und beide Familien waren auf immer getrennt. Nun verband sich P. mit England und begünstigte im Febr. 1794 die Landung engl. Truppen, welche mit ihm vereinigt die Franzosen von der Insel vertrieben. Allein England betrachtete die Insel als eine Eroberung, und der ehrgeizige P. war mit dem Theile der Macht, den man ihm gelassen, nicht zufrieden; auch verlor er durch seine Verbindung mit den Engländern bei einem großen Theile seiner Landsleute Vertrauen und Achtung. Hierzu kam seine Feindschaft mit dem engl. Vicekönige Eliot, der ihm weniger Einfluß, als er wünschte, gestattete. Er hielt es daher für besser, ganz auf die Regierung Verzicht zu leisten, und ging auf erhaltene Einladung 1796 nach London, in dessen Nähe er zurückgezogen von einem ihm von der Regierung ausgesetzten Jahrgehalte von 2000 Pf. St. lebte. Er starb bei London d. 5. Febr. 1807 in einem Alter von 81 J. P. rieth seinen Lands-

leuten, sich nie von Frankreich zu trennen, und vermachte in seinem Testamente eine beträchtliche Summe zur Gründung einer Universität in Corte. Napoleons Ruhm soll ihn in seiner Einsamkeit mit eifersüchtigem Unmuthe erfüllt haben. — Unstreitig gehört P. zu den unglücklichen Männern, deren größter Schmerz es war, die Entwürfe eines ganzen Lebens vereitelt zu sehen und mit dem Kummer eines verfehlten Daseins zu sterben. Friedrich d. Gr. nannte ihn den ersten Feldherrn, und Boswell hat (in seiner „Historisch-geograph. Beschreib. von Corsica") ihn sehr anziehend geschildert. Mehr über ihn sagt Napoleon in seinen „Mém.", Bd. 4 (Lond. 1824, S. 38 fg.). K.

Päon, s. Rhythmus.

Papenburg, Venencolonie und Canal an der Ems im Königr. Hanover. In dem ehemal. kurkölnischen Hochstift Münster, und zwar im Niederstifte, das die Ämter Meppen, Vechte und Kloppenburg begriff, ein Landstrich, der durch seinen, von vielen Bächen durchschnittenen Moor- und Sandboden von allen benachbarten Ländern sich unterscheidet, und dessen fleißige Bewohner, von altsächs. und friesischer Abstammung, durch Strumpfstrickerei, Weberei, Bienenzucht und Hollandgehen das Ausland sich zinsbar machen, liegt nordwärts von dem öden Huimling, Papenburg, ein in der deutschen Landesculturgeschichte merkwürdiger Ort. Vor 30—40 J. kannte ihn die Erdbeschreibung noch nicht. Seitdem hat deutscher Fleiß durch die Torfgräberei in den Venen (Moorgründen) am rechten Ufer der Ems eine Schiffer- und Handelscolonie gegründet, deren Flagge in den Häfen der Nord- und Ostsee nicht unbekannt ist. Ein anderthalb Meilen langer Canal, mit welchem mehre andre verbunden sind, ist der Hauptquell für die Betriebsamkeit der Colonie. Er führt durch das droster Syhl, welches der Hafen und Stapelplatz der papenburger Schiffer ist, in die Ems. Der Marktfl. Papenburg hat 2 kathol. Kirchen, 400 H. und über 3200 Einw., die 19 Schiffbauereien, worauf jährl. gegen 60 Schiffe gebaut werden, Segeltuchwebereien u. s. w. unterhalten. Während des Kriegs fuhren mehre hundert deutsche Schiffe unter papenburger Flagge, und es werden daher zuweilen alle Schiffer von Friesland bis zur Mündung der Weser papenburger Schiffer genannt. 1817 besaß Papenburg an 100 eigne Seeschiffe, von 80—90 Tonnen. Das Meiste, was der genügsame Meppener bedarf, Korn, Obst, Bauholz, Salz, Wein u. s. w., bringt der thätige Papenburger in das Emsland. Mit dem bischöfl. Amte Meppen kam Papenburg 1802 an das herzogl. Haus Aremberg (s. d.), und 1810 mit an Frankreich. Seit der Mediatisirung Meppens, das jetzt eine Standesherrschaft ist, 1815, wird der Ort zu dem Landgerichte Aschendorf in dem hanöverschen Kreise Meppen gezählt.

Paphos. Auf Cypern gab es zwei Städte d. N: Alt-Paphos, 10 Stadien von der westl. Küste entfernt, auf einer Anhöhe, und Neu-Paphos, am Ufer des Meeres gelegen. Die erste Stadt war wegen der dort herrschenden Verehrung der Venus (daher Paphia, Cypria) im Alterthume vorzüglich berühmt; Venus sollte hier zuerst aus dem Meere ans Land gestiegen sein. Hier befand sich das alte Bild der Venus, welches keine menschliche Gestalt, sondern ein weißer, gewundener, oben spitzig zulaufender Stein war, und der älteste Tempel dieser Insel, wo man der Venus (Astarte, Aphrodite) unblutige Opfer, Weihrauch und Blumenkränze, darbrachte, und der die größten Schätze in sich schloß. Sowol jene Gestalt als a. Nachrichten scheinen zu beweisen, daß hier ehemals die Verehrung der Venus nach altem phönicisch-syrischen Cultus herrschte. (S. Lenz, „Die Göttin von Paphos aus alten Bildwerken", Gotha 1808, und „Der Tempel der Göttin zu Paphos", v. D. Fr. Münter, m. Kpf. v. Hetsch gez., Kopenh. 1824, 4.) — Neu-Paphos war als Handelsstadt und Seehafen berühmt; sie litt häufig durch Erdbeben und wurde unter August beinahe ganz dadurch zerstört. Hier

predigte Paulus dem Proconsul Sergius das Evangelium. Jetzt findet man an ihrer Stelle das Städtchen Baffo.

Papier, eine aus Pflanzenstoffen in Gestalt dünner Blätter bereitete Masse, vorzüglich um darauf zu schreiben oder zu drucken. Die älteste bekannte Art, das ägyptische Papier, ward aus der ägyptischen Papierstaude, Cyperus Papyrus, bereitet. Diese gehört zu den Gräsern, ihr Halm ist unten von Scheidenblättern umgeben, oben trägt er eine Blüthendolde. Sie wächst, nach Plinius, am Nil und bei Syrakus in stehenden Gewässern. Den auf uns gekommenen Nachrichten zufolge, löste man vom Halme des Papierschilfes die Häute oder Fäserchen in feinen Schichten ab, breitete diese auf einer mit Nilwasser befeuchteten Tafel aus und überstrich sie mit heißem klebrigen Nilwasser. Auf die erste Lage ward eine zweite gelegt, zusammengepreßt, an der Sonne getrocknet und mit einem Zahne geglättet. Das Alter der Erfindung ist ungewiß. In spätern Zeiten wandten die Römer vielen Fleiß auf die Bereitung ihres Papiers; sie hatten ihre Glutinatores (Leimer), Malleatores (Hämmerer, Klopfer) u. s. w., und bereiteten mehre Sorten. Das meiste Papier ward in Alexandrien gemacht, welche Stadt sich dadurch große Reichthümer erwarb. Im 5. Jahrh. ward es durch starke Auflagen sehr vertheuert. Im 8. Jahrh. fing es an, durch Baumwollenpapier verdrängt zu werden; doch erhielt es sich in Italien bis zum 11. Jahrh. — Auch die Eingeborenen von Mexiko bereiteten vor der spanischen Eroberung ihr Papier auf ähnliche Art. Sie entfernten aus den Blättern der Agave durch Auswässern alles Fleisch, legten die übriggebliebenen Netze auf einander und überzogen sie mit einem erdigen Teige, der dem Ganzen viel Festigkeit und Elasticität gab. — Neben dem ägyptischen Papiere finden sich noch Reste von Baumbastpapier aus jenen alten Zeiten, das aber wegen seiner Sprödigkeit und Brüchigkeit nicht so allgemein gewesen zu sein scheint. Außerdem schrieb man im 11. und 12. Jahrh. auf Membrane. Die Araber lernten 704 das Baumwollenpapier in der Bucharei kennen, bereiteten es nachher selbst aus roher Baumwolle und brachten diese Kunst im 11. Jahrh. nach Spanien. Hier, wo man die Wassermühlen kannte, entstanden die ersten Papiermühlen, die später (1300) nach Italien, Frankreich und Deutschland verpflanzt wurden, und schon anfingen, baumwollene Lumpen zu verarbeiten. Dieses baumwollene Papier war u. d. N. der Charta serica, cottonea, gossypina, xylina, damascena, auch Parcamena graeca und des Tuchpergaments bekannt. Es unterscheidet sich von dem leinenen Papier durch weniger Zusammenhalt und größere Brüchigkeit. Aber nach dem Ansehen mehrer spanischen Papierreste aus dem 12. Jahrh. zu urtheilen, hat man schon damals versucht, der Baumwolle leinene Lumpen beizumengen, was später wol auch der Weg gewesen ist, der zur Erfindung des leinenen Papiers führte. Eigentlich leinenes Papier kommt vor 1318 schwerlich vor; von diesem J. aber hat das Archiv des Hospitals Kaufbeuern Urkunden auf leinenem Papier aufzuzeigen, sowie im dortigen Stadtarchive mehre von 1324, 1326, 1331 befindlich sind, daher die erste Bereitung dieser Papierart wahrscheinlich nach Deutschland gehört. Spanien und Italien haben vor 1367 kein leinenes Papier in ihren Archiven und Bibliotheken. Aus China stammt diese Erfindung nicht, da die Chinesen noch gegenwärtig ihr Papier aus rohem Hanfe, Bambus- oder Maulbeerbaumrinde bereiten. Leinenes Papier wird seiner Festigkeit und Brauchbarkeit wegen als das vorzüglichste geschätzt. Die erste Sorge der Papiermacher ist das gehörige Auslesen der Lumpen (Hadern); denn Leinwand allein gibt gutes Papier. Alle wollene, baumwollene, seidene müssen abgesondert, und können höchstens nur zu geringern Sorten als Zusatz verbraucht werden. Die leinenen sortirt nochmals der Papiermacher nach ihrer Feinheit, Güte und Farbe, und reinigt sie von Staub, Holz, Sand, Erde, durch Ausschütteln, Klopfen, Waschen in der Waschmaschine (einer großen Tonne, in deren Mitte

durch einen Kübel ein beweglicher Rechen gedreht wird), auch durch Sieb- und Beutelvorrichtungen. Diese gereinigten Lumpen werden auf einem Klotze zerhackt, oder durch eine Maschine, der Lumpenschneider genannt, zerrissen und sodann entweder im Geschirre zerstampft oder im Holländer (s. unten) gemahlen. Das Geschirr, Stampfmühle, Hammermühle, besteht in mehren hölzernen oder steinernen Trögen, deren Boden mit Eisenplatten ausgelegt sind und in welchen die Lumpen mit stets zufließendem reinen Wasser benetzt und durch Stampfer (Hämmer) grob zermalmt (ausgefasert) werden. Das schmutzige Wasser läuft durch unterwärts angebrachte Sieblöcher wieder ab. Die Stampfen werden durch eine Welle mit Daumen abwechselnd auf- und niederbewegt. Nach einigen Stunden sind die Lumpen zu Halbzeuch ausgefasert, dieser wird sodann mittelst eines viereckigen Rahmens, des Zeuchkranzes, auf Haufen zum Abtrocknen gepackt, woselbst er mehre Wochen stehen bleibt und durch freiwillige Erhitzung in Gährung kommt, welche den färbenden Stoff der Leinwand zerstört und in Essigsäure verändert. Der so gebesserte Halbzeuch wird nachmals, am besten auf dem Holländer oder auch im Geschirre, in Feinerungströgen, weiter zu Ganzzeuch vollkommen zerstampft. — Dieser Holländer, eine holländische Erfindung, in der Landessprache Roerback genannt, ist eine schwere eichene Walze, welche durch ein Kammrad geschwind umgetrieben wird, horizontal liegt und rund herum mit ungefähr 30 metallenen Schienen nach der Länge belegt ist, die den Halbzeuch auf einer unterliegenden, gekerbten kupfernen Platte (die Platte am Kropfe) zu Ganzzeuch zerreibt. Die Maschine liegt in einem verschlossenen Bottich, damit durch den schnellen Umlauf nichts verspritzt werde. Hineingeleitetes Wasser spült Alles schräg über den Kropf und läuft nach unten wieder ab. Auf den holländischen Mühlen wird Ganz- und Halbzeuch damit zermahlen, wodurch der dritte Theil Zeit, viel Raum, den der große Stampftrog einnimmt, erspart und große Reinlichkeit der Waare erlangt wird. Bisweilen wird der Ganzzeuch noch in Schaumtrögen vollends fein gearbeitet. Jetzt wird er in einer hölzernen Butte mit Wasser angerührt und durch einen darin befindlichen kupfernen Ofen, Pistolet, erhitzt, auch durch Bewegung in Gleichförmigkeit erhalten. Aus diesem Breie schöpft der Buttgeselle oder Schöpfer mit der durch den Rahmen oder Deckel bedeckten Form so viel aus, als er, nach der vorgeschriebenen Stärke der eben zu liefernden Papiersorte, für einen Bogen zu bedürfen glaubt, läßt das Wasser ablaufen und ordnet durch Rütteln u. s. w. den Brei gleichförmig auf der Form. Dieses ist ein den Umständen nach eng oder weit geflochtenes Drahtgitter in einem hölzernen Rahmen, der etwas größer ist als der zu fertigende Bogen, und worauf ein zweiter leerer Rahmen, gerade von der Größe des Bogens, während des Schöpfens aufgedrückt wird. Nach dem Schöpfen nimmt der Geselle den Rahmen weg und schiebt die Form auf einem schrägen Brete seinem Gehülfen, dem Kautscher, zu, der den Bogen auf eine Filzplatte stürzt, die leere Form zurückgibt und fortfährt, Papier und Filz in einem Pausch aufzuschichten. Aus den Pauschten wird durch Pressen das Wasser weggeschafft und dem Bogen Haltbarkeit gegeben. Der Bogen wird vom Filz abgesondert und nochmals für sich gepreßt; feines Papier noch mehre Male (wird ausgetauscht), worin eben die beste Zurichtung besteht. — Darauf folgt das Trocknen, am besten auf Rohrstäben und ohne Luftzug; nach dem Trocknen das Leimen. Dieses geschieht durch Eintauchen mehrer Bogen in eine warme Leimbrühe mit Alaunzusatz, die in einer kupfernen Schüssel sich befindet. Das geleimte Papier wird abermals getrocknet, die zusammenklebenden Bogen abgesondert, das schadhafte weggenommen (ausgeschält) und das taugliche in Bücher (Schreibpapier zu 24, Druckpapier zu 25 Bogen) gelegt. Diesen gibt man unter einer großen, breiten Stampfe Dichtigkeit und Glätte, packt sie in Lagen von 20 Buch (oder Ries), welche nochmals gestampft und zum Verkauf in Ballen oder Riem zu 10 Ries verpackt wer-

den. Didot machte 1801 die durch einen Engländer ausgebildete, jetzt auch in Berlin ausgeführte Erfindung, Papier in jeder beliebigen Länge, Breite und Stärke zu fertigen und nicht wie bisher in einzelnen Bogen zu schöpfen. Joseph Corty steht an der Spitze einer solchen Papierfabrik, die er auf Actien errichtet hat. — Papier zum Schreiben, Zeichnen, Zuckerpapier, Preßspäne werden aus Masse gemacht, deren Gährung nicht bis zur Fäulniß fortgesetzt ist. Sie sind derb, hart, elastisch. Druckpapier, Kupferstichpapier, Kartenpapier sind aus gefaultem Brei bereitet und weicher. Buntes Papier ist entweder aus farbigen Lumpen oder gefärbtem Ganzzeuche gemacht, oder wird nach dem Trocknen gefärbt, gemalt, gedruckt; dahin gehören: türkisches (wahrscheinlich eine deutsche Erfindung) Marmorpapier, Tapeten. Das weiße Papier theilt man nach der Größe in Royalpapier, das größte, Medianpapier, ordinaires Papier und Cavalierpapier, welches das kleinste und zum Briefschreiben bestimmt ist. — Nach ihrer verschiedenen Bestimmung theilt man die Papiersorten in Schreib-, Druck-, Papp- und Löschpapier oder Maculatur. Das Druckpapier ist ein ungeleimtes, starkgefaultes Papier. Das Löschpapier ein ungeleimtes, graues. Das Schreibpapier zerfällt in Notenpapier, welches dick ist; in fein, mittelfein oder ordinair Schreibpapier (das Post- oder Briefpapier ist eine feinere Sorte); ferner Kanzleipapier und Conceptpapier, ein Schreibpapier von geringer Güte. Gold- und Silberpapier ist auf einer Seite mit Metallblättchen überzogen. Maroquinpapier hat rothe Lederfarbe und eingepreßte Narben. Pro Patria hat seinen Namen von dem so lautenden Wasserzeichen. Steinpapier oder Steinpappe, ein durch beigemengte Erde oder Eisenocher unverbrennliches Papier. Velinpapier, von starker, weißer, sehr gleichförmiger Masse, sonst auch schweizer, engl. oder franz. Papier gen., unterscheidet sich von dem gewöhnlichen Papiere besonders dadurch, daß es auf einer ganz glatten, nicht mit Draht bezogenen Form gemacht wird, daher keine Reifen hat und dem feinen Schreib- oder Jungfernpergament (franz. Velin) ähnlich sieht. Einige schreiben die Erfindung desselben dem franz. Buchdrucker Didot (1782), Andre dem Erfinder des Luftballs, Mongolfier (1785), zu. — Außer den Lumpen sind noch viele Pflanzenstoffe zur Papierbereitung geschickt. D. Schäffer, Superintendent zu Regensburg, machte 1765 in seinen Versuchen Papiere bekannt, welche aus Pappelwolle, Wespennestern, Hobelspänen, Hölzern, Moosen, Flechten, Stroh, Disteln, Rohrstengeln, Nußbaumblättern bereitet waren. Senger empfiehlt dazu grüne Wasserfaden, Conferva; Loschge die Lohe mit wollenen Lumpen zum Packpapier. Die Chinesen nehmen Bambus, Maulbeerbaumrinde, Seide; die Japanesen von der Papierbaumrinde, Morus papyrifera, was sie mit Reisleim behandeln. Feinfaseriger Asbest gibt unverbrennliches Papier. Lange waren Frankreich und Genua beinahe ausschließlich im Besitz, das übrige Europa mit den bessern Papiersorten zu versehen; späterhin gelang es Holland, trotz der ihm im Wege stehenden natürlichen Hindernisse (Mangel an Lumpen und an gutem Wasser) ihnen den Rang abzulaufen, den es auch noch jetzt, nur mit der Einschränkung, behauptet, daß das engl. Velinpapier zum Zeichnen u. s. w. überall vorgezogen wird. Die deutschen Papiere sind im Allgemeinen bisher von minderer Schönheit als die auswärtigen. Aus Papier maché, einer Masse von gestampftem Papiere, werden mancherlei kleine zierliche Geräthe, als Dosen, Kästchen u. s. w., verfertigt. Papier nennen die Kaufleute auch Wechsel. F.

Papiergeld, Papiermünze. Was Geld und Münze ist, sagen diese Art. Wenn man nun einem Stückchen Papier gleichen Werth, gleichen Curs und gleiche Kraft wie einem Stück Metallgeld zu geben versteht, so hat man Papiergeld oder Papiermünze geschaffen. Dies kann aber nur geschehen, indem man auf dem Papier durch eine Inschrift die Versicherung ertheilt, jedem Inhaber desselben die darauf ausgedrückte Summe unweigerlich in Metall zu bezahlen, oder das Papier

nach gleichem Werth wie Metallgeld anzunehmen. Eine solche Versicherung muß aber von einer Autorität ausgehen, welche das vollkommene Zutrauen genießt, den Willen und die Mittel zu besitzen, ihr gegebenes Versprechen unverbrüchlich, jeden Augenblick und unverkürzt zu erfüllen. Andre Papiere können zwar eine solche Versicherung ebenfalls enthalten, wie Schuldscheine, Wechsel, Bankactien, Pfandbriefe u. dgl.; allein diese haben nicht den Charakter des Geldes, d. h. sie sind kein allgemeines Tauschmittel, und können ihren Werth nicht auf der Stelle, nicht jeden Augenblick erhalten, sind nicht so zur Circulation, nicht zum Verkehr bestimmt; ihre Realisirung hängt von einer festgesetzten Zeit ab, oft von Bedingungen, welche ihr Anbringen einschränken oder erschweren. — Die Autoritäten, welche Papiergeld unter obigen Bedingungen auszustellen vermögen, sind 1) Privatpersonen (Privatpapiergeld), die täglich oder wöchentlich viel auszuzahlen und wieder einzunehmen haben, z. B. Fabrikherren, die zugleich lebhaften Handel treiben. Diese können ihre Arbeiter und Alle, die mit ihnen in ihrer Stadt oder Umgegend in Verkehr stehen, auf ihren Credit in Papiergeld auszahlen, wenn in ihrem Comptoir die Veranstaltung getroffen ist, daß Jedermann solch Papiergeld augenblicklich nach dem Nennwerth in Geld umtauschen, oder es dem Fabrikherrn gegen Waare u. dgl. zurückgeben kann. So weit nun der Credit und die Geschäfte des Ausgebers sich erstrecken, was freilich nicht über seine Umgegend sein wird, so weit pflegt auch sein Papiergeld in Circulation zu bleiben und mancher Bequemlichkeit wegen sogar dem Metallgelde vorgezogen zu werden. Er aber genießt dadurch den Vortheil, so viel weniger baares Geld, als er Papiergeld in Umsatz brachte, und überhaupt nur so viel vorräthig halten zu dürfen, als etwa der hier und da gewünschte Umwechsel erfodert. 2) Gesellschaften, die einen ausgebreiteten Verkehr im In- oder Auslande haben, z. B. Banken (Banknoten, s. d.), können unter den Grundbedingungen des Credits eines Papiergeldes solchem schon eine größere Ausdehnung geben und es auch in beträchtlichern Summen ausgeben, je vollkommener und allgemeiner ihr Credit ist. Weil nun Papiergeld transportabler ist und große Auszahlungen darin schneller und leichter vonstattengehen, circuliren Banknoten u. dgl. gewöhnlich lange Zeit, ohne zur Auswechslung präsentirt zu werden, und verschaffen der Gesellschaft auch einen gleichen und verhältnißmäßigen Vortheil wie dem Privatmann. 3) Der Staat. Das Vorhergesagte findet bei dem Staatspapiergelde ebenfalls seine Anwendung, nur in weit größern Verhältnissen. Der Credit des Staats ist allgemeiner, die Einnahmen sind beträchtlicher, der Staat kann es seinen Cassen zur Pflicht machen, sein Papiergeld gleich baarem Gelde anzunehmen, und hat weit mehr Mittel in den Händen, das Papiergeld in lebhafter Circulation zu erhalten, sodaß bisweilen sogar Agio gegeben wird. — Da das Papiergeld seinem Stoffe nach gar nichts werth ist, und sein Werth nur von der Masse herrührt, die es vorstellt, so kann es auch nie mehr gelten, als die Quantität dieser vorgestellten Masse beträgt. Will man daher wissen, was ein Papierthaler, ein Papierrubel, eine Pfund-Sterlingnote werth sei, so muß man ausmitteln, was ein solcher wirklicher baarer Thaler, Rubel oder Pf. Sterl. in Silber oder Gold wiegt, und wie viel von diesem Gewicht man jeden Augenblick für das Papier erhalten könne. — Wie nun die Vortheile des Papiergeldes auf dem Credit des Ausgebers beruhen, mit demselben steigen und fallen, immer aber wieder auf den Umstand, stets und genau so viel baar Geld dafür eintauschen zu können, als der Nennwerth des Papiers besagt, so hängen auch von der Nichterfüllung dieser Bedingung die Nachtheile ab, und sie können allerdings sehr groß werden und die traurigsten Folgen nachsichziehen. Läßt z. B. ein Staat sein Papiergeld unter seinen Nominalwerth fallen, so verlieren zunächst alle Die, welche es für voll erhielten und nun nicht wieder für voll anbringen können; gewöhnlich fällt dann auch das Papier von Hand zu Hand immer tiefer. Noch größer wird die Verwirrung, wenn, wie es

immer bei einem sich selbst überlassenen Papiere der Fall ist, der Werthdesselben schwankt, bald steigt, bald fällt. Das Vermögen der ganzen Nation wird dann dem Zufalle und Glücksspiele gleichsam preisgegeben, und wer heute eine Summe in Papiergeld empfängt, kann ohne sein Zuthun in einer Nacht um viele Procente reicher oder ärmer geworden sein, je nachdem die Umstände den Credit des Papiers erhoben oder niederdrückten. Niemand ist seines Vermögens mehr sicher, es kann schnell um die Hälfte und noch mehr verringert sein, und jeder Gewinn ist nur durch den Verlust Andrer möglich, diese Verluste aber kann kein Staat ersetzen, denn sie lassen sich nie genau ausmitteln. Wie sehr jede Unternehmung, jede Berechnung in solchen Fällen unsicher wird, liegt am Tage, und wie sehr dies auf alle Individuen des Staats zurückwirkt, ergibt sich von selbst. In den meisten Fällen durchkreuzen sich die Verluste und Gewinne aus dem schwankenden Papiergelde so, daß keine menschliche Klugheit sie mehr erforschen kann; selbst die Regierung kann nicht berechnen, wie viel sie durch die Ausgabe desselben gewonnen oder verloren hat. Sie setzt z. B. im ersten Jahre 100 Mill. in Umlauf. Die ersten Empfänger bringen es wieder zu demselben Werthe an, wie sie es empfingen, vielleicht auch die zweiten, dritten u. s. w., der zehnte aber verliert ½ Procent daran, der elfte gewinnt es wieder, weil der Curs unterdessen stieg. Man nehme an, es habe auf diesen Wegen, ehe es in die Staatscassen zurückkehrt, 5 Proc. verloren. Da der Staat es für voll nehmen muß, es aber nicht wieder für voll anbringen kann, bei einigen Zahlungen vielleicht ausgenommen, so hat er 5 Proc. verloren, und Diejenigen, welchen er es wieder für voll aufdringt (den Besoldeten), müssen diesen Verlust gleichfalls tragen. Lieferanten und andre Contrahenten, die auf den Werth des Papiergeldes Rücksicht nehmen können, werden nichts dabei verlieren, sondern die Preise ihrer Waaren nach dem Stande des Curses des Papiergeldes einrichten. Wenn nun nach längerer Zeit das Papiergeld immer mehr gefallen ist, so vertheilt sich der Verlust daran so, daß es unmöglich wird, zu bestimmen, wie viel jedes Individuum verlor. Nur so viel ist gewiß, daß das Publicum die ganze Summe verloren hat, um welche das Papiergeld weniger werth geworden, und daß dieses also eine Plünderung der Individuen ist, in vielen Fällen aber nicht einmal von Denen bemerkt wird, die sie erdulden; daher ertragen sie auch die Völker so ruhig. — Sonach erscheinen die möglichen übeln Folgen des Papiergeldes bedeutender als dessen Vortheile; doch läßt sich nicht verkennen, daß es dem Staate reellen Nutzen gewähren wird, indem er dadurch ein beträchtliches baares Capital zu andrer Verwendung erhält, wenn er nur Mäßigung beobachtet. Nur in den Zeiten der Noth und des Kriegs, wo Papiergeld stets fallen wird, kann es niemals mit Nutzen angewendet werden, weil da dem Staate nicht die Mittel zu Gebot stehen, es aufrecht zu erhalten, ja sogar der Feind, wenn er im Lande ist, Gelegenheit bekäme, alles baare Geld anzuziehen. Die Beispiele, wo sich Regierungen dennoch in solchen Zeitpunkten durch Papiergeld zu helfen suchten, beweisen den traurigen Ausgang dieser Operation. Man denke an die Assignatengeschichte in Frankreich. — Nach Schlözer haben die Mogolen das Papiergeld im 13. Jahrh. erfunden. Nach Klaproth kamen zuerst in China um 807 n. Chr., und seitdem bis 1455, in verschiedener Form, Geldzettel oder Scheine (auch fliegendes Geld genannt) in Umlauf.

Papin (Denys), geb. zu Blois gegen die Mitte d. 17. Jahrh., war ein Schüler von Huygens und Bayle, verließ wegen der Religionsverfolgung, als Calvinist, Frankreich, und ward Professor zur Marburg, wo er starb. Er erfand mehre nützliche Maschinen, die in den „Nouvelles de la république des lettres, par Bayle" (1685—87), beschrieben sind. Die wichtigsten darunter sind eine Maschine, um das Wasser emporzuheben, und sein Digestor oder der nach ihm ben. papinische (oder papinianische) Topf. Derselbe ist ein cylindrisches

kupfernes, inwendig verzinntes Gefäß, welches man durch einen Deckel mit um den Rand gelegter Pappe, vermittelst einer starken eisernen Schraube, sehr genau und fest verschließen kann, um das Wasser darin in einem hohen Grade zu erhitzen, ohne daß die dadurch entstehenden Dämpfe einen Ausgang finden. Durch diese Vorrichtung kann man in heißem Wasser Körper, die bei gewöhnlicher Siedehitze noch gar nicht angegriffen werden, binnen wenigen Minuten, z. B. Knochen, Elfenbein u. s. w., zu Gallerte oder Brei zusammenkochen und dadurch auch kräftige Brühen bereiten. Diese nützliche Maschine ist in neuern Zeiten noch verbessert worden. (Vgl. Dampfkochung.)

Papinianus (Ämilius), der größte römische Rechtsgelehrte seiner Zeit, geb. unter Antoninus Pius, um 140 n. Chr., stammte aus Benevent, in Italien, oder aus Syrien. Er widmete sich dem Studium der griech. und röm. Literatur, der Philosophie und Rechtswissenschaft, und erwarb sich sowol durch seine gründliche Gelehrsamkeit als durch seine unerschütterliche Rechtschaffenheit hohes Ansehen und mächtigen Einfluß, gelangte zu den ersten Staatsämtern und war zuletzt Präfectus prätorio. Der Kaiser Severus empfahl ihm sterbend seine Söhne Caracalla und Geta. Papinian wandte Alles an, zwischen beiden Brüdern die Einigkeit zu erhalten. Aber seine Vorstellungen wurden dem Caracalla so lästig, daß dieser ihn von seinem Amte entfernte, wiewol er fortfuhr, ihn äußerlich als einen Freund und Vertrauten zu behandeln. Als Caracalla endlich seinen Bruder hatte ermorden lassen, foderte er Papinian auf, diese That zu rechtfertigen, empfing aber von ihm die Antwort: daß es leichter sei, einen Brudermord zu begehen als zu vertheidigen, und daß es ein zweiter Mord sein würde, das Andenken des Unschuldigen zu beschimpfen. Caracalla verbarg seinen Ingrimm; als aber bald darauf, wahrscheinlich auf des Tyrannen Anreizung, die Prätorianer den Kopf des Papinian foderten, gab er ihn ihrer Wuth preis und ließ ihn hinrichten, im J. Chr. 212. P. hat mehre Werke geschrieben, und ausgezeichnete Schüler gebildet. Sein juristisches Ansehen stieg so hoch, daß Valentinian III. verordnete, P. sollte in Fällen, wo die Meinungen der Richter getheilt wären, den Ausschlag geben. Everardus Otto hat Alles ausgezeichnet, was von ihm in den Pandecten enthalten ist, und sein Leben beschrieben (Bremen 1743).

Pappenheim (Gottfried Heinrich, Graf v.), kaiserl. Feldherr im dreißigjährigen Kriege, geb. 1594, stammte aus einem alt reichsgräfl. Geschlechte in Schwaben, das seit länger als 600 J. das Reichs-Erbmarschallamt und das Reichs-Forst- und Jägermeisteramt im Nordgau bekleidet hat und noch jetzt in einer kathol. und evangel. Linie fortblüht. Sein feuriger Geist, seine rastlose Thatkraft und sein flammender Eifer für die kathol. Religion und den Kaiser führten ihn auf den Schauplatz des Kriegs. Die prager Schlacht, welcher er als Oberst beiwohnte, eröffnete seine Heldenbahn. Gefährlich verwundet, warf er durch ungestümen Muth mit wenigen Truppen ein feindliches Regiment darnieder, und lag viele Stunden lang, mit andern Todten verwechselt, unter der Last seines Pferdes auf der Wahlstatt, bis ihn die Seinigen bei Plünderung des Schlachtfeldes entdeckten. Mit Hülfe der Baiern überwand er 1626 40,000 Bauern, die, um ihre Glaubensfreiheit zu behaupten, die Waffen ergriffen hatten, in Oberöstreich, durchzog darauf das nördliche Deutschland, vereinigte sich 1630 mit Tilly zur Eroberung Magdeburgs und übertraf nach Erstürmung dieser Stadt selbst Tilly an Grausamkeit. Dann folgte er demselben nach Leipzig, um unter ihm die vereinigten Schweden und Sachsen zu bekämpfen. Das wilde Feuer seines Muthes, den auch die entschiedenste Gefahr nicht schreckte und kaum das Unmögliche bezwang, machte ihn zum furchtbarsten Arm des Feldherrn, aber untüchtig zum Oberhaupte des Heers. Wenn auch, wie Tilly behauptete, die Schlacht durch seine ungestüme Hitze verloren ging, so ist doch ausgemacht, daß P. Wunder der Tapfer-

keit that. Er sammelte die Fliehenden, entsetzte das von Baner belagerte Magdeburg und focht mit Vortheil gegen die Schweden in Niedersachsen. Er befand sich eben auf seinen Streifzügen in Halle, als Wallenstein ihn nach Lützen (s. Schlacht, bei) berief, um Theil zu nehmen an der bevorstehenden Schlacht. P. konnte das Schlachtfeld nur mit der Reiterei erreichen. Seine Erscheinung hob den Muth der Kaiserlichen und schien den Sieg auf ihre Seite zu neigen. Voll Begierde, Gustav Adolf selbst im Kampfe zu begegnen, stürzte sich P. in das dichteste Schlachtgewühl. Zwei Musketenkugeln durchbohrten seine Brust, und die Seinen mußten ihn aus dem Handgemenge reißen. Als er vernahm, daß auch sein edler Gegner gefallen sei, erheiterte sich sein Auge. „Man hinterbringe dem Herzoge von Friedland", rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darnieder liege, aber fröhlich dahin scheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tage mit mir gefallen ist". Er verschied am Tage nach der Schlacht. — Das mit dem Erbmarschallamte fast 9 Jahrh. lang bekleidet gewesene Geschlecht der Grafen v. Pappenheim (jetzt evangel. Religion) besitzt die Standesherrschaft Pappenheim im bairischen Rezatkreise, 3½ □M., mit 7120 Einw., 50,000 Fl. Einkünfte, und außerdem einige Herrschaften. Die Residenz des Standesherrn und Reichsraths ist die St. Pappenheim a. d. Altmühl.

Pappkunst. Diese Kunst wurde gegen das Ende des vorigen Jahrh. nur von Mathematikern zur Darstellung der geometrischen Körper, oder von Buchbindern zur Fertigung kleiner Etuis, Bestecke und Futterale ausgeübt. 1797 wurde das Papparbeiten (das Pappen) durch Blasche als nützliche Nebenbeschäftigung für Knaben und Jünglinge, also in pädagogischer Hinsicht und zugleich als eine selbständige Kunst, ins Publicum eingeführt. Seitdem hat sie sich theils praktisch, theils durch die Erscheinung neuer Schriften über diesen Gegenstand, immer mehr verbreitet, und durch fabrikmäßige Betreibung sind ihre Producte auch in den Handel eingeführt. In pädagogischer Hinsicht kann das Pappen nützlich werden, insofern es junge Leute in ihren Erholungsstunden, durch das Anziehende der Beschäftigung, gegen Langweile und müßigen Umgang schützt, und bei der Mannigfaltigkeit möglicher Formen und Combinationen der Papparbeiten, bei der Wahl unter verschiedenen Methoden und bei der Freiheit in der Wahl hinsichtlich der äußern Verzierung und Verschönerung der Erzeugnisse, die Erfindungskraft bildet, dadurch aber Gewandtheit im sichern Gebrauche der Hände, technische Geschicklichkeit verschafft. — Im Allgemeinen ist durch die Verbreitung dieser Kunst ein neuer Erwerbszweig aufgeblüht, welcher eine Menge Menschen in ihrem Erwerb unterstützt. So wird z. B. das Pappenmachergewerbe nicht bloß von Papiermachern nebenbei betrieben, sondern besteht auch für sich. Die Manufacturen von bunten und gepreßten Papieren aller Art, von Borduren, Rosetten und Medaillons aus farbigen, vergoldeten, bronzirten und versilberten Papieren, von Leim und a. Bindungsmitteln ꝛc., greifen ebenfalls hier ein. Die Producte, welche die Pappkunst zu liefern vermag, lassen sich nicht namentlich aufführen; denn sie kann in der Aufstellung neuer Formen oder Muster mit jeder andern Formkunst wetteifern. Futterale, Etuis, Dosen, Körbchen, Kästchen oder Behältnisse von den verschiedensten Formen und Einrichtungen, Modelle von verschiedenen Erzeugnissen der Tischlerkunst, Nachahmungen verschiedener Blecharbeiten, dienen als Beispiele. Aber nicht allein durch geschmackvolle Formen, auch durch Anwendung verschiedener Verschönerungskünste, besonders des Lackirens und Vergoldens, durch Malerei, schöne Borduren ꝛc., gibt man den Producten der Pappkunst viel Eleganz. In der Anwendung antiker Formen auf Papparbeiten zeichnen sich die Franzosen und Engländer aus, Erstere auch durch Fabrication vorzüglich schöner Papiere und Borduren aller Art. In Beziehung auf das Pappen u. s. w. sind lehrreich: Blasche, „Der Papierformer, oder Anleit., allerlei Gegenstände der

Kunstwelt aus Papier nachzubilden; ein Handbuch für Erzieher, zum Behuf einer gehaltvollen Beschäftigung für ihre Zöglinge" (m. 10 Kupfern, Schnepfenthal 1819); Blasche, „Sammlung neuer Muster von Papparbeiten, dargestellt in Abbild. derf. und ihrer Netze; nebst speciellen Anleit., die als Nachträge zum Papparbeiten zu betrachten sind" (m. 5 Kupf., Schnepfenthal 1809); G. H. Ziegler's „Anleit. zu den Cartonarbeiten" (Winterthur 1813); Kerndörffer's „Kleiner Papparbeiter, oder deutl. Anweis. in Pappe zu arbeiten, für Kinder" (m. Kupf., 2. Aufl., Pirna 1815).

Papst (aus dem griech. Pappas, Vater) hat sich der Bischof von Rom früher genannt, als er das jetzt mit dieser Würde verbundene Ansehen erhielt. Seit dem Ende des 4. Jahrh. galt er als der erste unter den fünf Patriarchen oder Oberbischöfen der Christenheit; denn der Umstand, daß Rom die alte Hauptstadt des Reichs und nach der Sage auch der letzte Aufenthaltsort des Apostels Petrus war, hatte ihm als vorgeblichen Nachfolger Petri (s. Petrus) schon längst ein überwiegendes Ansehen, doch keine eigentliche Obergewalt über fremde Sprengel gegeben. Dieses wußte er durch die Reichthümer der römischen Kirche, welche in den meisten andern Sprengeln Güter besaß, durch schiedsrichterliche Aussprüche in kirchlichen Streitigkeiten und durch weise Benutzung günstiger Gelegenheiten zur Erweiterung seines Wirkungskreises zu erlangen. Eine Provinzialsynode zu Sardica im J. 344 und ein kais. Decret Valentinians III. vom J. 445 hatten den Bischof zu Rom zwar als Primas und letzte Instanz der Bischöfe anerkannt; doch selbst im Occident, wo diese Bestimmungen nur gelten konnten, fand seine Anmaßung bis in das 8. Jahrh. noch starken Widerspruch. Um diese Zeit trafen aber mehre Umstände zusammen, die ihm den Weg zur allgemeinen Kirchenherrschaft bahnten. (Vgl. Hierarchie.) Dazu gehört die Pflanzung neuer Kirchen in Deutschland, welche, wie früher die britannischen, durch seine Missionnairs (s. Bonifaz) gegründet, ihm gleich anfangs unterworfen wurden; die politische Verwirrung und der Wechsel der Regierungen in Italien und Frankreich; die zwischen 830—50 wahrscheinlich von einem mainzischen Diaconus, Benedict, geschmiedeten Decretalen des falschen Isidor (s. d.), deren Zweck, die Rechte und die Ausübung der römischen Obergewalt durch untergeschobene Briefe und Verordnungen der frühesten römischen Bischöfe bis in die ersten Jahrh. zurück zu datiren und dadurch über allen Widerspruch zu erheben, bei der Unwissenheit jener Zeiten wol erreicht werden konnte; der Zwiespalt der orientalischen und occidentalischen Kirchen, der die letzten immer fester an ihre Wortführer und Geschäftsträger, die Päpste, band; die schon durch den Ehrgeiz der Patriarchen allenthalben eingeführte strenge Abstufung des Ranges der geistl. Würden, die von selbst gleichsam pyramidalisch auf die Annahme eines höchsten Oberhauptes hinauslief, endlich die persönliche Überlegenheit mehrer Päpste über ihre Zeitgenossen. So hatten schon Leo der Große (s. d.) im 5., Gregor der Große, ein eifriger, heiliger und um die Einrichtung des Kirchenwesens höchst verdienter Mann von großer Kraft, im 6., und Leo III., der Karl d. Gr. krönte, im 8. Jahrh. dem päpstlichen Namen ein Ansehen verschafft, gegen welches die Patriarchen des Orients nicht aufkamen und die Fürsten wenig vermochten. Die Erzählung von der Päpstin Johanna, einer in Mainz und Athen gebildeten Engländerin, die sich durch ihre Gelehrsamkeit und durch Verleugnung ihres Geschlechts vom Notarius zu Rom bis zum Papste emporgeschwungen, aber nach einer 2½jährigen Regierung durch ihre unvorhergesehene Niederkunft ihr Geschlecht öffentlich verrathen habe, ist eine Fabel und Satyre. Unwürdige Päpste gab es im Mittelalter allerdings; allein nach dem glänzenden Siege, den Nicolaus I. (der sich zuerst förmlich krönen ließ) in der Ehescheidungssache des Königs Lothar von Lothringen (865) über diesen und die aus päpstlicher Machtvollkommenheit von ihm abgesetzten Bischöfe von Trier und Köln erkämpft, und nach dem Bei-

spiele, das Johann VIII. 875 von einer päpstlichen Verfügung über die Kaiserkrone, die er an Karl den Kahlen brachte, gegeben hatte, konnte auch die mehr als 100jährige Verwilderung und Entweihung des heil. Stuhls, welche unter dem Einflusse der gräflich toscanischen Familie zu Rom 904 mit Sergius III. begann, und durch ruchlose, wollüstige Günstlinge und Verwandte der berüchtigten Markgräfinnen Theodora und Marozia, wie Johann XII., der 956 als ein Jüngling von 18 Jahren, und Benedict IX., der 1033 gar als ein 12jähr. Knabe zur päpstl. Würde gelangte, fortgepflanzt ward, ja selbst das Ärgerniß, daß 1045 drei für Geld gemachte Päpste zugleich in Rom hausten, dem röm. Einflusse keinen wesentlichen Eintrag thun. Die Wildheit des Zeitalters bedeckte diese Schändlichkeiten, aus deren Dunkel die Regierung Sylvesters II. (s. d.), 999—1003, des von der Welt als Zauberer angestaunten größten Gelehrten seiner Zeit, ehrwürdig hervorleuchtete; die mit dem Verfalle der karolingischen Dynastie in Frankreich und Deutschland einreißende Verwirrung gab dem Ehrgeize der Päpste immer größern Spielraum; ja auch seine, während jener Zerrüttungen und Parteiungen Roms, schwer verletzte Würde und Unabhängigkeit von dem römischen Adel und Volke, erhielt der heil. Stuhl durch die Constitution wieder, mit welcher Nicolaus II. 1059 die Papstwahl (s. Conclave) in die Hände der Cardinäle legte und aller Einmischung der Laien entzog. Von jetzt an sah man eine Reihe echter Kirchenregenten von großem Sinne und heiligem Wandel auf diesem damals ersten Throne der Christenheit: Gregor VII. (s. d.), der an Geist und Kraft alle übertraf und den Plan der Weltherrschaft mit bewundernswürdiger Folgerichtigkeit durchzuführen begann; Urban II., der durch den Gegenpapst Clemens III. mehre Male aus Rom vertrieben, dennoch (1088—99) mit vielseitigem Einflusse und seltenem Nachdrucke regierte; Alexander III., der während seiner Regierung (1160—81) zwei Gegenpäpste überlebte und den dritten niederwarf, die Königin von England und Schottland zum unbedingten Gehorsam in kirchl. Sachen brachte, sich vom Kaiser Friedrich I. die Steigbügel halten ließ und die Verfassung der Papstwahl festbestimmte; und Innocenz III., dessen Regierung (1198—1216) das Papstthum auf den höchsten Gipfel der Macht und Würde brachte. Was die Päpste früherer Jahrh. nur in einzelnen Fällen versucht hatten, machten diese großen, ihren Zeitgenossen überlegenen Männer durch dreistes Umsichgreifen und beharrliches Fortschreiten in Einem Geiste zur Regel. Sie knüpften die Geistlichkeit des westlichen und mittlern Europa durch die Einführung einer neuen Eidesformel (s. Glaubenseid), durch die Nöthigung zum Cölibat, und durch die Investitur (s. d.), welche das Lehnsverband der Bischöfe mit ihren Fürsten trennen sollte und unter Innocenz III. in willkürliche Verfügung über kirchliche Würden und Pfründen ausartete, gleich Vasallen und eignen Beamten mit unauflöslichen Banden an ihren Stuhl; sie brachten vermittelst ihrer Legaten und Nuntien (s. d.) das bischöfliche Recht der Entscheidung in kirchlichen und Ehesachen und das ausschließende Heiligsprechungsrecht in ihre Gewalt, und gaben der päpstl. Würde dadurch das Gewicht der einzigen Weihebehörde in der Welt, von welcher alle geistliche Gewalt und Amtsbefugniß ausgehe. Die gesammte Kirche selbst machten sie sich endlich als einzige ausschreibende Vorsitzer der Concilien und Nationalsynoden (deren Beschlüsse nur durch päpstliche Bestätigung gültig werden sollten) und durch die nach und nach immer kühner hervortretende Behauptung der Infallibilität (Untrüglichkeit) ihrer Aussprüche völlig unterthan, und schufen sich durch den klugen Gebrauch der Mönchs-, besonders der Bettelorden, eine geistliche Miliz, die, weil diesen Orden die Inquisition, das Beicht- und Predigtwesen und der öffentliche Unterricht auf Schulen und Universitäten in die Hände fiel, das geschickteste Werkzeug ihrer Politik und eine der stärksten Stützen ihrer Macht geworden ist. Das Gelingen dieser Fortschritte zur unumschränkten geistlichen Oberherrschaft gab ihnen den Muth,

auch nach der weltlichen Souverainetät zu streben. Doch sind die weltlichen Hoheitsrechte des Papstes viel spätern Ursprungs als die römischen Hofschriftsteller behauptet haben. Die Schenkung Konstantins d. Gr. betraf kein Landesgebiet, sondern nur einzelne Gebäude und Güter in und bei Rom; durch Pipin's Schenkung (s. Kirchenstaat) erhielt der Papst nur das dominium utile, d. h. die Nutzung der ihm anvertrauten Ländereien, ward aber dadurch gleich Vasall der fränkischen Könige und dann der deutschen Kaiser, welche die landesherrlichen Rechte über das päpstliche Gebiet ohne Widerspruch ausübten und bis in das 12. Jahrh. keine Papstwahl ohne ihre Bestätigung gelten ließen. Erst Innocenz III. setzte es durch, daß Rom, die Marken und die Mathildischen Erbgüter (s. Mathilde) ihm als souverainen Landesherrn 1198 huldigten, womit auch der letzte Schatten kais. Gewalt über Rom und den Papst verschwand. Günstige Gelegenheiten hatten dem päpstl. Stuhl schon früher mehre Königreiche zinsbar gemacht. England befand sich, seit es christlich war, Polen und Ungarn seit dem 11. Jahrh., die Bulgarei und Aragonien seit dem Anfange des 13. Jahrh., das Königreich beider Sicilien, dessen normännische Könige schon Lehnsträger des Papstes wurden, seit 1265, wo Clemens IV. es aus Haß gegen die Hohenstaufen dem Hause Anjou gab, in dieser Abhängigkeit; ja, der Orient würde noch unter die römische Herrschaft gekommen sein, wenn der Erfolg der Kreuzzüge, die ohnehin im Abendlande manche den Päpsten vortheilhafte Unordnung des bürgerlichen Wesens und Privateigenthums veranlaßt hatten, weniger vorübergehend gewesen wäre. Innocenz III. durfte Könige, z. B. Johann von England, ab- und einsetzen und alle Welt mit seinen Bannstrahlen bedrohen; Kaiser Otto IV. nannte sich von Gottes und des Papstes Gnaden; die Könige hießen des Papstes Söhne, und die Furcht vor den schrecklichen Folgen des Interdicts, das er als Statthalter Christi über ungehorsame Fürsten und ihre Reiche aussprach, die Empörungslust der Barone, die schlechtgeordnete Verfassung der Staaten und die großen Mängel der Gesetzgebung unterwarfen die Regenten jener Jahrhunderte von selbst der Vormundschaft eines Herrn, dessen Hof die Wiege der neuen Staatsklugheit, dessen Macht und Ansehen durch die Waffen des Geistes, unter dem Schutz der öffentlichen Meinung und des Aberglaubens unwiderstehlich war. Nicht mit Unrecht wurde daher das Papstthum seit jener Zeit eine Universalmonarchie genannt, und die Cardinäle als Räthe, die Legaten in den verschiedenen Reichen der Christenheit als Vicekönige, die Erzbischöfe und Bischöfe als Präfecten und Unterpräfecten, die Pfarrer als Polizei- und Rentbeamte, und die geistlichen Orden als das stehende Heer des römischen Oberhirten betrachtet, dessen Wink über mehr als 300,000 in diesen Abstufungen unter die Völker vertheilter, völlig in sein Interesse verwickelter, unbedingt gehorsamer und durch alle Mittel der Religion und des Fanatismus mächtiger Diener gebot. In der That war auch dieses Priesterregiment zur Gewöhnung roher Fürsten und Völker an Gesetzlichkeit und christliche Sitten wohlthätig genug, um in einer Zeit, wo Rechte erst entstanden, der Rechtsgründe entbehren zu können. Nur die Monarchie, die sich durch den allmäligen Erwerb der Länder ihrer Vasallen und Nachbarn zwischen den Pyrenäen und Deutschland unter allen am glücklichsten ausbildete, Frankreich, trat zuerst mit Erfolg gegen den Papst in die Schranken. An Philipp dem Schönen fand Bonifaz VIII. (s. d.), einer der kühnsten und übermüthigsten Päpste, seinen Meister, und seine Nachfolger blieben während der Dauer ihrer Residenz zu Avignon, von 1305 — 76, unter franz. Einflusse. Offenbar litt die Selbständigkeit der Päpste durch den Umstand, daß sie nun an eine bestimmte politische Partei gebunden waren, wenn sie auch die kräftig erworbenen Vorrechte ihres Stuhls noch fortwährend in allen Gegenden der abendländischen Christenheit ausübten. Doch tiefer sank ihr Ansehen, als 1378 neben dem italienischen Papste Urban VI. von den franz. Cardinälen ein Graf von Genf unter dem Namen Cle-

mens VII. zum Papste gewählt wurde, und jeder nicht nur seinen eignen Einfluß auf die seiner Partei ergebenen Nationen, nämlich der italienische über Italien, Deutschland, England und die nordischen Reiche, der französische über Frankreich, Spanien, Savoyen, Lothringen und Schottland behauptete, sondern auch in ebenso unversöhnlichen Nachfolgern fortlebte. Der offene Ämterhandel, die schändlichen Erpressungen und niedrigen Ränke, worin die meisten dieser Gegenpäpste einander überboten, gaben den Vorläufern der Reformation in England u. Böhmen (s. Huß) gerechten Grund zu Beschwerden und zu den Foderungen einer Kirchenverbesserung. Zwar gelang es der Kirchenversammlung zu Konstanz, das große Schisma (so wurde diese Spaltung der Kirche unter zwei Päpsten genannt) durch Absetzung der beiden Gegenpäpste zu endigen; aber der 1417 an ihre Stelle gewählte alleinige Papst Martin V. (s. d.) kam in den Besitz der Rechte und der Macht seiner Vorgänger, ohne die Mißbräuche derselben abzustellen, und selbst die nachdrücklichen Reformationsdecrete der Kirchenversammlung zu Basel wurden durch die List und Beharrlichkeit des sich gegen den Willen dieses Conciliums behauptenden Eugen IV., aus dem Hause Ursini, der von 1431—77 Papst war, größtentheils unkräftig gemacht. Frankreich gewann er schon 1438 durch die pragmatische Sanction, welche die Freiheiten der gallicanischen Kirche begründete, und durch Unterhandlungen mit ihm und seinem Nachfolger (dem als Freund der alten Literatur und Beschützer der gelehrten Flüchtlinge aus Griechenland verdienten Nicolaus V.) brachte Äneas Sylvius, als Gesandter Kaiser Friedrichs III., 1448 das wiener Concordat zu Stande. Warum aber darin den Beschwerden der deutschen Nation so wenig abgeholfen, und das päpstl. Interesse so sorgfältig wahrgenommen war, merkten die von dem schlauen Unterhändler Äneas Sylvius zur Annahme überredeten deutschen Fürsten erst, als letzterer Cardinal und 1458 unter dem Namen Pius II. selbst Papst wurde. In diesem Concordate erhielt der Papst die Bestätigung der Annaten, des Rechts, die Prälaten zu confirmiren, und unter vielen andern Vorbehalten auch die Papstmonate, oder die nicht mehr nach den Erledigungsfällen, sondern nach den Monaten der Erledigung (deren 6 in jedem Jahre ihm vorbehalten waren) mit den Stiftern abwechselnde Verleihung der Pfründen. Durch allmälige Ausdehnung dieser an sich schon sehr beträchtlichen Vortheile, die auch andre christliche Reiche unter andern Titeln gewähren mußten, hatten die Päpste es noch im 15. Jahrh. wieder so weit gebracht, daß ihnen die volle Hälfte der geistlichen Einkünfte des Occidents unter mancherlei Namen zufloß. Hülfe gegen die Türken war der gewöhnlichste Vorwand, wozu jedoch nur selten Etwas von diesen ungeheuern Summen angewendet wurde. Denn theils mußte die Gunst der Parteien in Rom, unter welchen die alten Geschlechter der Colonna und Ursini seit lange her wetteiferten, erkauft werden, theils nahmen die Bedürfnisse der Verwandten (vgl. Nepotismus) so viel weg, daß für das allgemeine Beste der Christenheit eben nichts übrig blieb. In der Sorgfalt für seine Familie trieb es wol kein Papst weiter als Alexander VI. (s. d.), 1492—1503, dessen Staatskunst der Religion und Moral ebenso fremd war wie sein Leben. Sein Nachfolger Julius II., 1503—13, wandte nicht minder jede Kraft auf politische Händel und den Krieg mit Frankreich, in welchem er sein Heer ritterlich anführte, aber trotz seiner Kanonen vor Bayard fliehen mußte. Zum Glück für ihn und seinen Nachfolger Leo X. (s. d.) wurde Maximilian I. durch äußere Umstände, endlich durch seinen Tod gehindert, mit dem Einfalle einer Vereinigung der päpstl. und kaiserl. Krone auf seinem Haupte hervorzutreten. Durch den Umstand, daß Östreich, Frankreich und Spanien um die Lombardei und Neapel kämpften und sich daher wechselseitig um die Freundschaft des Papstes bewarben, hatte dessen politische Bedeutung gegen das Ende des 15. Jahrh. von neuem zugenommen, als das nicht mehr zu wehrende Vordringen des Zeitgeistes ein Ereigniß herbeiführte, an welchem Leos X. Staatskunst schei-

terte. Luther, Zwingli und Calvin waren die Herolde einer Opposition, die fast die Hälfte des Occidents vom Papste losriß, während denselben auch die Politik Karls V. immer mehr in den Hintergrund stellte. Was frühere Jahrhunderte der Unwissenheit dem Papste zugestanden hatten, bestätigte nun zwar die tridentinische Kirchenversammlung, und die Gesellschaft Jesu trat als eine Schutzwache um seinen Thron, die die Spuren der Reformation in den katholisch gebliebenen Staaten zu vertilgen, und was in Europa verloren worden war, durch Missionen unter den Heiden zu ersetzen strebte; doch weder diese neue Stütze, noch die Staatskunst schlauer Päpste, wie Clemens VII., Medici, 1523—34, den des Kaisers General, Karl von Bourbon, 1527 in die Engelsburg trieb, und Paul III., Farnese, 1534—49, der seinem Hause Parma und Piacenza erwarb, noch die mönchische Kirchlichkeit Paul IV., Caraffa, 1555—59, noch die Mäßigung Pius IV., Medici, 1559—66, der sich bis zur Verwilligung des Kelchs für die hussitischen Böhmen herabließ, oder die Anmaßung und Härte Pius V., 1566—72, der durch seine, des stolzen Dominicaners und wüthenden Ketzerrichters, der er vorher gewesen, vollkommen würdige Nachtmahlsbulle (In coena Domini) Fürsten und Völker empörte, obgleich seine rauhe Sittenstrenge ihm zur Ehre der Heiligsprechung verhalf; ferner die gemeinnützige Thätigkeit Gregor XIII., 1572—85, welcher der Welt den verbesserten (Gregorianischen) Calender gab, oder die Regentengröße und Weisheit Sixtus V. (s. d.), 1585—90, das Glück Clemens VIII., Aldobrandini, 1592—1605, der 1597 Ferrara zum Kirchenstaate schlug, noch endlich die Gelehrsamkeit Urbans VIII., Barberini, 1623—44, der Urbino dazu brachte und die Bewegung der Erde um die Sonne von Galilei abschwören ließ, vermochte das alte Ansehen eines Thrones wiederherzustellen, auf dem in der Regel nicht die Religion, sondern die Politik des Eigennutzes und der Herrschsucht, und im 16. Jahrh. auch meist die Schwäche und Beschränktheit regierte. Vergebens erneuerte man zu Rom die Sprache Gregors VII. und Innocenz III.; auch in katholischen Staaten wurde der Unterschied der kirchlichen Angelegenheiten von den politischen schon deutlich genug begriffen, um die Einschränkungen des päpstlichen Einflusses auf die ersten in der Ordnung zu finden. Seit der Mitte des 16. Jahrh. wurde kein deutscher Kaiser mehr vom Papste gekrönt; die Fürsten, die ihm seine Politik abgelernt hatten, entzogen sich seiner Vormundschaft; die Nationalkirchen gewannen ihm Freiheiten ab, die er vergebens streitig machte, und der westfälische Friede, den der heil. Stuhl nie anerkannt hatte, gab einer Duldung, die mit den Grundlehren des Papismus im geraden Widerspruche steht, eine öffentliche, von allen europäischen Mächten verbürgte Geltung. Unter solchen Umständen konnte nicht mehr von Erweiterung der päpstl. Macht, sondern nur von Anstalten gegen ihren gänzlichen Verfall die Rede sein, und der Statthalter Christi, der, da er anfing sich den Knecht der Knechte zu nennen, Herr aller Herren ward, mußte sich nun in die Rolle eines Unterdrückten fügen, der mehr das Mitleid und die Billigkeit als den Gehorsam anspricht. Der Jansenismus raubte ihm einen bedeutenden Theil der Niederlande, seine Bullen galten außer dem Kirchenstaate nichts mehr ohne die Genehmigung der Könige, die Abgaben aus fremden Reichen gingen immer sparsamer ein; in Frankreich und bald auch in Deutschland wurde er das Ziel des Witzes, und die würdigen Männer, die den heil. Stuhl im Laufe des 18. Jahrh. zierten, der gelehrte Lambertini, 1740—58 (s. Benedict XIV.), und der aufgeklärte Ganganelli, 1769—74 (s. Clemens XIV.), mußten die Schuld ihrer Vorfahren büßen und sich die Achtung, die diese ertrotzt hatten, durch Geduld, Nachgiebigkeit und persönliche Verdienste zu erhalten suchen. Schlimmer noch ging es ihren Nachfolgern Pius VI., 1775—99, und Pius VII. seit 1800. Der Erstere wurde nach bittern Erfahrungen von den Fortschritten der Aufklärung, gerade als der Tod Joseph II. ihm neue Hoffnungen gab (s. Nuntien), Zeuge von der Re-

volution, welche die französische Kirche von ihm losriß und ihn seiner Staaten beraubte. Der Andre mußte seine persönliche Freiheit und den Besitz des verkleinerten Kirchenstaats durch ein zweideutiges Concordat 1801 mit Bonaparte und durch schmähliche Erniedrigungen erkaufen, um 1809 Beides zu verlieren. Er verdankte seine Wiederherstellung 1814 nicht seinem gegen Napoleon geschleuderten Bannstrahle, sondern der Verbindung der weltlichen Mächte, unter welchen zwei Ketzer (England, Preußen) und ein Schismatiker (Rußland) sich befanden. Gleichwol hat er nicht nur die Inquisition, den Jesuiten- und andre geistliche Orden, sondern auch Foderungen und Grundsätze erneuert, die den liberalen Ideen und Beschlüssen seiner Befreier durchaus entgegen sind. Durch den Cardinal Consalvi protestirte er (14. Juni 1815) gegen die wiener Congreßbeschlüsse, welche Avignon, Ferrara und die säcularisirten Besitzungen der katholischen Kirche in Deutschland betrafen. Die Rückschritte dieses Papstes zum Geiste des 11. u. 12. Jahrh. haben bewährt, was immer die Hauptmaxime des römischen Hofes war: „von seinen Behauptungen und Aussprüchen nie das Mindeste bestimmt aufzugeben, sondern damit nur die gelegene Zeit abzuwarten". Aus dem 1809 nach Paris gebrachten päpstl. Archiv ergab sich unter andern auffallenden Dingen die echt jesuitische Weise der Päpste, öffentlich geschlossene Verträge durch eigenhändige geheime Verwahrungen dagegen für abgedrungen und ungültig zu erklären. So verwahrte sich Alexander VII. den 18. Febr. 1664 gegen den Vertrag von Pisa vom 12. desselben Monats (s. Clemens XIII.), den 3. Sept. 1764 wegen Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich. Pius VII. und sein Nachfolger erklärten sich öffentlich gegen die „Toleranz der philosoph. Secte", gegen die Bibelgesellschaften und die Bibelübersetzungen. S. Pius VII. Breven an die Erzbischöfe v. Gnesen und v. Mohilew, und Leos XII. Epistola Encyclica etc., Rom 1824 (in Paulus's „Sophronizon", 2 Heft, 1819, 6. Heft, 1824). Indeß regen sich gegen die veraltete Macht des apostol. Stuhles in der französischen und deutschen katholischen Kirche Elemente eines Freiheitsgeistes und weitverbreitete Wünsche eines selbständigen Nationalkirchenthums, die man schon in den Verhandlungen wahrnimmt, welche dem Abschlusse der neuesten Concordate vorangegangen sind. — Über die weltlichen Besitzungen des Papstes s. Kirchenstaat. Die beiden päpstl. Verdienst-Ritterorden vom goldenen Sporn und vom heil. Johann vom Lateran sind wieder vertheilt worden. Der erste, gestiftet 1559, wird in der Kanzleisprache der Orden der Ritter der goldenen Miliz genannt; die Benennung vom goldenen Sporn gibt man ihm nur im gemeinen Leben. Das Ordenszeichen ist ein goldenes, weißemaillirtes, achtspitziges Kreuz, an welchem unten ein goldener Sporn hängt; es wird an einem rothen Bande im Knopfloche getragen. Päpstliche Beamte, Gelehrte, Künstler oder Personen, die sich sonst um den päpstlichen Stuhl verdient gemacht haben und katholischer Religion sind, erhalten ihn. Die Decoration des zweiten Ordens ist ein goldenes, achtspitziges, rothemaillirtes Kreuz, in dessen Mitte auf der Vorderseite Johannes der Täufer und die Inschrift: „Ordinis Institutio 1560". Auf der Rückseite die päpstl. Tiare mit kreuzweis aufgestellten Schlüsseln und der Inschrift: „Praemium virtuti et pietati". Er wird, wie der erste, an einem rothen Bande getragen und auf gleiche Weise vertheilt. Zu seinen Breven braucht der Papst zwei Siegel. (S. Fischerring.) Vgl. Spittler's „Geschichte des Papstthums, nach dessen Vorlesungen, m. Anm. v. Gurlitt, vervollständigt v. D. Paulus" (Heidelberg 1826).

Papst (der) ist das Oberhaupt der kathol. Hierarchie. Es war der Kirche ein Mittelpunkt der Einheit nothwendig, um in oberster Instanz zu sorgen für die Erhaltung des Glaubens und Dessen, was damit in Verbindung steht. Christus ordnete diesen Einheitspunkt auf eine sehr würdige Weise bei der Gelegenheit an, als einer seiner Apostel, der Erste unter allen, gläubig des Herrn Gottheit er-

kannte. Wandelnd mit ſeinen Apoſteln, fragte er nämlich ſeine Jünger: Wer ſagt denn Ihr, daß ich ſei? Da antwortete Simon Petrus und ſprach: Du biſt Chriſtus, der Sohn des lebendigen Gottes! Und Jeſus antwortete und ſprach zu ihm: Selig biſt Du, Simon, Jonas Sohn, denn Fleiſch und Blut haben Dir das nicht offenbart, ſondern mein Vater, der in den Himmeln iſt. Nun, ſo ſag' ich auch Dir: Du biſt Petrus (das heißt Fels), und auf dieſem Felſen will ich bauen meine Kirche, und die Pforten der Hölle ſollen ſie nicht überwältigen. Und ich will Dir die Schlüſſel des Reichs der Himmel geben. Alles, was Du auf Erden binden wirſt, wird auch in den Himmeln gebunden ſein, und Alles, was Du auf Erden löſen wirſt, wird auch in den Himmeln gelöſt ſein. (Matth. XVI, 13—19.) — So klar dieſe Stelle ſpricht, ſo hat es doch nicht an irrgläubigen Auslegern gefehlt, welche dem Sinne und den Worten zuwider annahmen, bei den Worten „auf dieſem Felſen" habe Chriſtus mit dem Finger auf ſich ſelbſt gedeutet; der gelehrte Michaelis fertigt dieſe Erklärung einiger ſeiner proteſtantiſchen Glaubensbrüder ſehr gut ab, wenn er ſagt: „Der Finger iſt nicht Chriſti Finger, ſondern der Finger des polemiſchen Auslegers". — Die Binde- und Löſegewalt, ſowie das Amt, Chriſtum zu predigen, iſt nun zwar ſpäter allen Apoſteln verliehen, aber keiner iſt zum Felſen, worauf die Kirche erbaut ſein ſolle, erklärt worden; dieſer Felſen war nur einer, Simon, Jonas Sohn, genannt Petrus. — Nach ſeiner Auferſtehung erſchien Chriſtus zum dritten Mal ſeinen verſammelten Jüngern am See Tiberias. Da ſie nun das Mahl gehalten hatten, ſpricht Jeſus zu Simon Petrus: Simon, Jonas Sohn, liebſt Du mich mehr, als mich dieſe lieben? Er ſprach zu ihm: Ja, Herr, Du weißt, daß ich Dich liebe! Da ſpricht er zu ihm: Weide meine Lämmer! Wiederum ſpricht er zu ihm, zum andern Mal: Simon, Jonas Sohn, liebſt Du mich? Er ſpricht zu ihm: Ja, Herr, Du weißt, daß ich Dich liebe! Er ſpricht zu ihm: Weide meine Schafe! Zum dritten Mal ſpricht er zu ihm: Simon, Jonas Sohn, liebſt Du mich? Petrus ward traurig, daß er zum dritten Mal zu ihm ſagte: Liebſt Du mich? und ſpricht zu ihm: Herr, Du weißt alle Dinge! Du weißt, daß ich Dich liebe! Spricht Jeſus zu ihm: Weide meine Schafe! Wahrlich, wahrlich, ich ſage Dir, als Du jünger warſt, gürteteſt Du Dich ſelbſt und wandelteſt, wo Du hinwollteſt; wann Du aber alt wirſt, wirſt Du deine Hand ausſtrecken und ein Andrer wird Dich gürten und führen, wo Du nicht hinwillſt. Das ſagte er aber anzudeuten, durch welchen Tod er Gott verherrlichen würde. Und da er Das geſagt hatte, ſprach er zu ihm: Folge mir nach! (Joh. XXI, 1—19.) — Daß dieſe wiederholten Liebesverſicherungen, dieſe wiederholten Befehle, die Lämmer zu weiden, etwas Beſonderes bedeuten, daß ſie mit jener Stelle bei Matth. XVI, 13—19, den Primat des Petrus bedeuten, haben von jeher die Kirchenväter gelehrt. Auch ſonſt wird in der Schrift auf des Petrus Vorzug hingewieſen. Stellen, wie „Simon und die mit ihm waren" (Mark. I, 36), „Petrus ſtehend mit den Eilfen" (Apoſtelgeſch. II, 14), „Petrus in Mitte der Brüder aufſtehend" (Apoſtelgeſch. I, 15 fg.) deuten deutlich hin auf den in andern Stellen beſchriebenen Vorrang. In der erſten Apoſtelſynode zu Jeruſalem iſt Petri Vorrang ebenfalls nicht zu verkennen. (Apoſtelgeſch. XV, 17 fg.) — Dieſer Vorrang war nun nicht eine bloße Ehre, ſondern ihm lag der Zweck der Einheit der Kirche zum Grunde: er war eine wahre Amtsgewalt. — Die Gewalt, die Chriſtus ſeinen Apoſteln gab, hörte nicht mit ihrem Tode auf, ſie ging auf ihre Nachfolger über; ſo hat es das ganze chriſtliche Alterthum uns überliefert, und ſo foderte es der Zweck der Kirche, als eine fortdauernde, höherer Leitung bedürfende Anſtalt. Auch die Amtsgewalt des erſten der Apoſtel wurde durch ſeinen Nachfolger ausgeübt. Dieſer Nachfolger war nun, das ganze Alterthum bezeugt es, kein andrer als der Biſchof von Rom. Dieſer Primat des römiſchen Biſchofs hat ſich zwar mit der Zeit immer mehr ent-

wickelt und weiter gestaltet (auch mitunter mißstaltet); aber er ist von Petrus zuerst geübt, so alt wie das Christenthum, er ist in keiner spätern Zeit entstanden. Schon aus dem 1. Jahrh. sind Spuren vorhanden, daß der römische Bischof Clemens, Nachfolger Petri, den Primat übte. Er legte die Zwistigkeiten der unruhigen und zum Theil Hülfe suchenden Korinther bei; man hatte an ihn den Recurs ergriffen, obgleich andre Kirchen, wie die von Smyrna, Ephesus u. s. w., näher lagen, die gleichfalls apostolische Jünger zu Vorstehern hatten, ja obgleich wahrscheinlich der Apostel Johannes noch lebte. Clemens bestrafte die Korinther nicht allein scharf mit Worten, sondern erklärte auch, daß, wenn sie seiner Verfügung nicht gehorchten, man sie als Ungehorsame ansehen solle. Dieser Brief ward in vielen Kirchen bis zu den Zeiten des Eusebius vorgelesen. (Euseb., „Histor. eccles." L. III, c. 12.) Zu Ende des 1. Jahrh. erhielt von eben diesem Clemens ein gewisser Dionysius die Sendung nach Gallien, ja, er übernahm sie auf Befehl des römischen Bischofs. — Im 2. Jahrh. reiste Marcion vom fernen Pontus nach Rom, um sich dort in die Gemeinschaft der Kirche wieder aufnehmen zu lassen, aus welcher ihn sein Bischof ausgeschlossen hatte. Cerdo erhielt seine Herstellung in Rom, die dort nachher eingezogen ward, u. s. w. Der h. Irenäus sagte: „Es ist nothwendig, daß die ganze Kirche, das heißt Alle, die allenthalben gläubig sind, zu dieser (der römischen) Kirche wegen ihrer größern Vorzüglichkeit sich halten, als in welcher römischen Kirche immer von Denen, die allenthalben sind, die apostolische Tradition bewahrt ist"; und an einer andern Stelle sagt derselbe, daß er Diejenigen, welche die kirchenfürstliche Nachfolge auf Petrus leugnen, wo immer sie sein mögen, als Ketzer, Schismatiker und stolze Vertheidiger ihrer Meinung in Verdacht haben werde. Im 3. Jahrh. appellirten Origenes, Cyprian nach Rom und so manche Andre. So gibt es sehr viele Thatsachen aus den Zeiten des Urchristenthums, welche den Primat von Rom beurkunden. — Die Kirche ist ihrer Verfassung nach ein Bundesstaat, an dessen Spitze der Papst steht; sein Regiment ist nicht eine Monarchie zu nennen, sondern nähert sich mehr der Form des Kaiserthums. Wie wir es nun aber in solchen zusammengesetzten Staatsverfassungen gewöhnlich sehen, so muß es sich auch bei einer solchen geistlichen Verfassung begeben, daß die Macht der Centralgewalt bald über, bald unter ihrer angemessenen Höhe ist. Die an sich legitime Macht des Papstes stieg mit der Zeit immer mehr, und man nahm allmälig den Grundsatz an, daß die Bischöfe der Kirche ihm nur zur Beihülfe beigegeben seien: eine Ansicht, von der auch die im 9. Jahrh. entstandenen falschen Decretalen des Isidor ausgingen, die diese nicht erst schufen, sondern als verbreitet voraussetzten. — Ungemein wurde der Glanz des Papstthums auch erhöht durch seine Verbündung mit dem Kaiserthum im Mittelalter. So heilsam diese Verbündung für die Cultur und die Ruhe von Europa war, so sehr mußte sie auch die geistliche Gewalt des Papstes heben. Daß diese Verbündung allmälig zu einer Suprematie des Papstthums über die Welt ward, haben wir früher auseinandergesetzt. (S. Katholicismus IV.) — Was in der Zeit entsteht, kann auch in der Zeit vergehen. Irrungen des Papstes mit Weltherrschern führten nicht allein den Fall des weltlichen Einflusses des Papstes auf die europäischen Staaten nach sich, sondern endeten auch in ihren letzten Rückwirkungen damit, daß der Staaten Einfluß auf die Kirche ein ungemessener ward. — Auch die geistliche Gewalt des Papstes ward in ihre Grenzen zurückgebracht. Mißbräuche, die mit dem Besitze der Macht so leicht entstehen, hatten allgemein das Verlangen nach einer Reform der Kirche an Haupt und Gliedern erzeugt. Das Concilium zu Konstanz (1414) erklärte sich competent, diese Reformation vorzunehmen, und setzte wirklich die zwei Gegenpäpste ab. Noch eingreifender waren die Decrete der Kirchenversammlung zu Basel. Auch das mit der neuern Zeit erwachende historische Studium, die Entdeckung der falschen Decretalen Isidors

durch die magdeburger Centuriatoren, und auch die Ideen, die die Reformation in Umlauf brachte, trugen dazu bei, die geistliche Gewalt des Papstes in ihre rechtlichen Schranken zurückzuweisen. Im 18. Jahrh. waren es vorzüglich die durch Febronius (den Weihbischof Hontheim von Trier) angeregten Untersuchungen, welche manche zufällige Rechte erschütterten. — Hier ist wol der Ort, das System der kathol. Kanonisten über des Papstes Gewalt darzulegen. Zuerst von dem Einflusse auf das Weltliche. Die Kanonisten des Mittelalters leiteten aus den Thathandlungen (facta) von Gregor VII. u. A. ein Recht des Papstes auf unmittelbare Einwirkung in das Zeitliche ab. Ihr Argument war ganz einfach: Die Kirche ist die oberste Heilsanstalt, der alle andre, bloß weltliche Anstalten unterworfen sein müssen; das Oberhaupt dieser Anstalt, der Statthalter Christi, ist nach göttlicher Anordnung Petrus und seine Nachfolger; sowie Petrus, so haben daher auch die Päpste das doppelte Schwert (als Symbol der geistlichen und weltlichen Macht) erhalten, und mit diesem die Befugniß, dem Zwecke der Kirche, als der höhern moralischen Anstalt, Alles unterzuordnen, mithin auch einzuschreiten, entweder cumulativ mit der weltlichen Gewalt, oder noch vor ihr, denn das Ewige geht dem Zeitlichen vor, die Zwecke des erstern sind erhabener als letztere. Späterhin änderte Bellarmin diese Meinung dahin ab, daß er eine indirecte Gewalt des Papstes über die weltlichen Dinge, das Recht nämlich, den Mißbrauch der weltlichen Gewalt, zum Seelenheile in die gehörigen Schranken zurückzuweisen, behauptete. Indessen glaubt die Zeit weder an die directe noch die indirette Gewalt des Papstes über das Zeitliche, und Niemand vertheidigt mehr jene Meinungen. — Was nun aber die geistliche Gewalt des Papstes betrifft, so stimmen darin alle wahrhaft kathol. Kanonisten überein, daß der Primat des Petrus und seiner Nachfolger (und zwar nicht nur der Ehre, sondern auch der Gerichtsbarkeit) das Werk göttlicher Einsetzung ist. Daß der Sitz des Primats nun gerade in Rom ist, ist zufällig, ohne daß jedoch hiermit gesagt sein sollte, daß er anders als mit Einwilligung der ganzen Kirche von Rom verlegt werden könnte. Der Primat ist göttlicher Einsetzung, also liegen gewisse Rechte wesentlich in ihm, die nämlich, ohne welche sein Zweck, Einheit der Kirche, nicht erreicht werden könnte. Andre Rechte hingegen sind zufällig in der Zeit erworben, sie tragen eine geschichtliche Begründung, aber keine durch das Wesen des Primats gebotene Nothwendigkeit in sich. Man nennt daher jene Rechte wesentliche, diese zufällige (adventitia). — Ein wesentliches Recht ist I. das Recht der Oberaufsicht über die ganze Kirche. Hierunter gehören a) das Recht, von allen Bischöfen Berichte über den Zustand ihrer Kirchen zu verlangen (jus relationum). Sowol von der orientalischen als occidentalischen Kirche läßt sich von den ersten Zeiten hinab die thätigste Anerkennung dieses Rechts nachweisen. Die Kirche verordnete im Concilium von Trient, daß die Bischöfe alle fünf Jahre dem Papst einen Bericht über den Zustand ihrer Sprengel (relatio de statu) einsenden sollen. Ein weiteres Recht ist b) das Recht, Legaten in die Provinzen der Christenheit zu schicken. Wenn das Abfodern der Berichte für den vorliegenden Fall nicht genügt, so ist es begreiflich nothwendig, durch Legaten an Ort und Stelle sich zu unterrichten. c) Das Recht, allgemeine Concilien zusammenzurufen und in denselben den Vorsitz zu führen und die Beschlüsse zu bestätigen. d) Das Recht, provisorische Bestimmungen in streitigen Glaubenssachen zu machen. Eine andre Classe von wesentlichen Rechten ist II. das Recht der Aufsicht über die Beobachtung der Kirchengesetze. Dahin gehört a) das Recht, neue Gesetze zu geben und die Beobachtung der bestehenden einzuschärfen. Gegen neue Gesetze finden indessen gerechte Einwendungen der Bischöfe statt, und sie verbinden erst vollkommen, wenn die zerstreute Kirche sie angenommen hat. b) Das Recht, von den bestehenden Gesetzen zu dispensiren, ein Recht, welches sich indessen geschichtlich weiter als nothwendig war ausgedehnt hat, im Allgemeinen aber nothwendig

ist, da Gesetze nicht auf alle einzelne Fälle passen können. c) Das Recht, unrichtige Verfügungen bischöfl. Stellen aufzuheben (jus devolutionis), ein Recht, das an sich ebenfalls wesentlich, und ohne welches das Recht der Oberaufsicht wenig zweckdienlich sein würde. In der Wirklichkeit ist dieses Recht aber auch zu sehr ausgedehnt und erst in der neuen Zeit in angemessene Schranken gesetzt worden. — Die zufälligen Rechte sind folgende: 1) Das oberste Censurrecht über Schriften, die den Lehrbegriff der kathol. Kirche betreffen. 2) Das Recht der Anordnungen in der allgemeinen Liturgie. 3) Das Recht der Heiligsprechung, und über die Echtheit und Verehrung der Reliquien der Heiligen den Ausspruch zu thun. 4) Das Recht, Festtage anzuordnen und abzustellen. 5) Das Recht, Fast- und Bußtage für die ganze Kirche zu bestimmen. 6) Das Recht, von Gelübden (s. d.) zu dispensiren und die Unverbindlichkeit gezwungener oder sonst zu halten nicht nothwendiger Eide zu erklären. 7) Das Recht, bei Veräußerung des Kirchenguts seine Einwilligung zu geben. 8) Das Recht, dem Klerus Abgaben aufzulegen oder sonstige Beiträge von demselben zu fodern (jus decimandi), ein Recht, dessen Ausübung die weltliche Behörde eintretenden Falls wol sehr erschweren würde. 9) Das Recht, gewisse Taxen (Annaten) zu seiner und seines Stuhles Unterhaltung zu erheben (in der Wirklichkeit neuerer Zeit nicht sonderlich einträglich). 10) Das Recht, in Bezug auf kirchliche Benefizien (früher mannigfachen Mißbräuchen unterworfen und in Deutschland fast so gut wie unpraktisch) die Ertheilung derselben sich vorzubehalten (durch **mandata de providendo**, durch **expectativas**, oder durch **reservationes**). 11) Das Recht, religiöse Orden einzuführen und aufzuheben. 12) Das Recht, die Bischöfe (und Coadjutoren) zu confirmiren und (auf gerechte Weise) abzusetzen. 13) Das Recht, Exemtionen, und 14) das Pallium zu ertheilen. Dies sind die zufälligen Rechte; sie können mit der Zeit untergehen (und sind häufig untergegangen), wie sie auch in der Zeit entstanden sind. Nicht aber ist damit gesagt, daß sie von Einzelnen willkürlich dem Papste entzogen werden können. — Zu den sonst streitigen Rechten gehört die Unfehlbarkeit und die Erhabenheit über die Concilien, Rechte, die wol kein deutscher Kanonist mehr behauptet. — Der Papst ist zugleich weltlicher Monarch, wie es ja früher auch Deutschlands Bischöfe waren. Es versteht sich von selbst, daß dieser Kirchenstaat, wie alle Staaten des Mittelalters, nach und nach erworben ward. Dieses Ereigniß war nothwendig, wenn der Papst ein Sprecher der Kirche, den Thronen gegenüber und unabhängig von ihnen, sein sollte. Es bezeichnet ganz die Ideenarmuth mancher Schriftsteller, wenn sie es der Welt für heilsam halten, daß der Papst der weltlichen Hoheit irgend eines Staates unterthan werde; Joh. v. Müller führt zu andern Ansichten, wenn er in den „Reisen der Päpste" sagt: „Gregor, Alexander, Innocenz erhoben einen Damm wider einen Strom, der dem Erdboden drohte, hier bauten (eigentlicher: ordneten) ihre Vaterhände die Hierarchie und neben ihr die Freiheit aller Staaten. Ohne diese konnte Rom durch die Rescripte eines Einzigen fallen, ohne jene war nicht möglich, allen Völkern einerlei Gedanken einzugeben. Ohne den Papst war die Kirche wie ein Heer, dessen Feldherr erschlagen worden. Mainz, Trier, Köln würden es mit der geistlichen Bank und den Domcapiteln erfahren haben. Ohne die Hierarchie hatte Europa keine Gesellschaft, welche über den allgemeinen Vortheil wachen mußte. Von dem an war eine Freistatt wider den Zorn der Potentaten der Altar; es war eine Freistatt wider den Mißbrauch des priesterlichen Ansehens der Thron; und im Gleichgewicht lag öffentliches Wohl". — Auch unter der Tiare ist der Mensch Mensch. Zu verwundern ist es daher nicht, noch ist es der Kirche ein Vorwurf, daß es lasterhafte Päpste gegeben. Indessen dürfte es doch wol kein Herrschergeschlecht in Europa geben, das seit einigen Jahrhunderten so viele auf einanderfolgende fleckenlose Herrscher gehabt hätte als eben Rom. Durch die Institutionen, die mit dem

Papstthum verbunden sind, ist übrigens dafür gesorgt, daß der Papst weniger als jeder andre Herrscher in Europa willkürlich handeln kann. — Der Stand des Papstes ist in jetzigen Zeiten schwierig; es wird hohe Weisheit erfodert, das aus dem Schiffbruche der Zeit Gerettete zu bewahren und der verwaisten deutschen Kirche zu einer neuen Existenz zu verhelfen. Kaum ist es denkbar, daß je ein Despotismus des Papstes Europa bedrohen werde; abgerollte Jahrhunderte rollen nicht zurück. Europa aber scheint weit mehr zu bedürfen einer Wiederanziehung der kirchlichen Bande, als Discussionen über die Beibehaltung der Papalrechte. Wenn Protestanten dem Einheitspunkte der kathol. Kirche abhold sind, so wird das Jeder als consequent anerkennen; aber staunen muß man, wenn man Katholiken faseln hört von einer kathol. Kirche ohne Einheitspunkt, wenn selbe sich geberden, als sei gegenwärtig Übergewicht der päpstl. Gewalt das Übel, an dem das kirchliche Leben Europas erkranke. Mögen zum Schlusse noch Joh. v. Müller's Worte hier stehen: „Man sagt: Er ist nur ein Bischof! Ebensowie Maria Theresia nur eine Gräfin von Habsburg, der Held von Roßbach nur einer von Zollern ist; man weiß, welcher Papst Karl d. Gr. zum ersten Kaiser gekrönt; wer hat aber den ersten Papst gemacht? Ein Bischof war der Papst, und er war der heilige Vater, der oberste Priester, der große Khalife (so nannte ihn Ibn Abulfeda Fürst von Hamath) aller Königreiche und Fürstenthümer, aller Herrschaften und Städte in dem Lande gegen Abend, welcher die wilde Jugend unserer Staaten durch Gottesfurcht gezähmt. Weit entfernt von aller Furchtbarkeit, gewaltig nur durch Segen, ist er noch heilig in den Herzen vieler Millionen, groß bei Potentaten, die das Volk ehren, der Besitzer einer Macht vor der in 1700 Jahren, von dem Hause Cäsar's bis auf den Stamm Habsburg, viele Nationen und alle ihre Helden vorübergegangen sind. Das ist der Papst!" V. e. Kath.

Papyrographie die von Sennefelder kürzlich entdeckte Kunst, sich der Cartons, die mit einer thonkalkartigen Masse überstrichen sind (lithographisches Papier genannt), statt der Steinplatten zum Druck zu bedienen. S. Sennefelder's papyrograph. Sammlung.

Papyrus, s. Papier.

Parabase (griech.), Übergang, Fehltritt, Ausschweifung; insbesondere ein Theil der alten Komödie, wo der Dichter selbst an die Zuschauer spricht, d. h. in seiner Person durch den Chorführer; oder eine Art ästhetisch-politischer Anrede an das Publicum.

Parabel (παραβολη), bisweilen ein Gleichniß, vorzüglich aber eine Reihe, eine ganze Rede oder Erzählung in Gleichnissen (Gleichnißrede); daher **parabolisch**, gleichnißmäßig. Letztere verhält sich zum einfachen Gleichnisse wie die Allegorie zur Metapher, und darf also weder mit der Allegorie noch mit der Parömie (der sprichwörtl. Rede), noch mit der Fabel verwechselt werden, deren Gebiet sie oft bestreift. In der Allegorie wird das Urbild ganz verhüllt, und das Abbild tritt statt desselben auf. In der Parabel bleibt das Urbild in der Vergleichung stehen. Das Urbild ist aber nicht auf eine allgemeine Wahrheit zu beschränken; oft ist es ein einzelner Gegenstand oder Vorfall, den man durch Ähnliches erläuterte und in seiner wahren Bedeutung darstellte, und in der That hat die Parabel ursprünglich den Charakter des Gelegentlichen gehabt. Von der Fabel im engern Sinne (im weitern Sinne ist sie selbst Fabel) unterscheidet sie sich, daß sie aus dem Gebiet des Wirklichen hergenommen ist, indem sie einen wahrscheinlichen Fall darstellt. Die Parabel setzt wie das Gleichniß, da sie eine Idee von allen Seiten umfassen und durch fortschreitende Bilder einer Art versinnlichen will, einen ruhigen Zustand des Gemüths voraus, der uns erlaubt, bei der Betrachtung eines Gegenstandes zu verweilen. Sie wird also im Lehrvortrage, auch in dichterischen Darstellungen dieser Gattung, herrschen, weniger im Epos, am wenigsten in der Lyrik und im

Drama, wiewol wir eine sehr vollendete Parabel (in den drei Ringen) in Lessing's „Nathan" finden, welcher sich seiner Natur nach zum Didaktischen hinneigt. Die trefflichsten Parabeln oder Gleichnißreden finden wir im Alten und Neuen Test., da sie überhaupt bei den Orientalen gewöhnlicher waren. So sind z. B. Nathan's Bußpredigt an David, die Erzählung Jesu vom verlorenen Sohne, von den Arbeitern im Weinberge, von dem ungetreuen Haushalter ausgeführte Parabeln, welche, von dem Besondern ausgehend, auf einen höhern übersinnlichen Standpunkt erheben. Unter den Deutschen haben sich Herder und Krummacher in dieser Darstellungsart sehr verdient gemacht.

Parabel, in der Mathematik, eine krumme Linie (Curve), welche denjenigen Kegelschnitt (s. d.) begrenzt, wo die Axe des Schnittes mit der entgegengesetzten Seitenlinie des Kegels parallel ist. Der Punkt, wo die Seitenlinie von der Ebene geschnitten wird, heißt der Scheitel. Alle Parallellinien, welche innerhalb der Curve senkrecht durch die (aus dem Scheitel mitten durch die Fläche der Curve laufende) Axe gezogen werden, heißen Ordinaten, die Hälften, in welche die Axe sie theilt, Semiordinaten, die Stücke der Axe vom Scheitel an bis zu ihrem Schneidepunkte mit einer gegebenen Ordinate wird die Abscisse der letzten genannt, die beiden Seiten der Curve, vom Scheitel an bis auf die Grundfläche des Kegels, heißen ihre Schenkel. Je näher der Schnitt an der Spitze des Kegels geschieht, desto schmäler und enger wird die Curve, je weiter davon, desto mehr divergiren ihre Schenkel. Der Abstand ihres Scheitels von der Spitze des Kegels bestimmt ihre Krümmung. Es ist nun überall in der Parabel das Quadrat der Semiordinate dem Rectangulum aus der zu dieser Semiordinate gehörigen Abscisse und aus einer Linie, Parameter genannt, gleich, welche sich zum Abstande des Scheitels von der Kegelspitze verhält wie das Quadrat vom Durchmesser der Grundfläche zum Quadrat der Seitenlinie des Kegels. Die Größe des Parameters bleibt für einen gegebenen Abstand des Scheitels von der Kegelspitze, und folglich für eine gegebene Parabel, immer die nämliche, während die Semiordinaten und ihre Abscissen sich stets verlängern, je weiter die letztgenannten vom Scheitel entfernt sind. Ist der Kegel so beschaffen, daß seine Seitenlinie und der Durchmesser der Grundfläche, mithin auch ihre Quadrate, einander gleich sind, so ist auch der Parameter dem Abstande des Scheitels von der Kegelspitze gleich, mit andern Worten: dieser Abstand ist selbst der Parameter. Der Punkt in der Axe, wo die Abscisse dem Parameter gleich ist, heißt der Brennpunkt. Er führt diesen Namen, weil auf seiner Haupteigenschaft die Theorie des paraboliſchen Hohlspiegels beruht. Nicht minder wesentlich ist die Theorie der Parabel für die Artillerie. Jeder Schuß, wie überhaupt jeder Wurf eines Körpers, wenn er nicht senkrecht niederwärts geht, gibt die Erscheinung eines Kampfes der werfenden Kraft mit der Schwerkraft des geworfenen Körpers, und die Eigenschaften der Parabel dienen, aus dem Verhältniß der Größe beider Kräfte den (krummen) Weg des geworfenen Körpers im freien Raume mathematisch zu berechnen. Denkt man aus dem Raume die Luft hinweg, so ist erweislich, daß dieser Weg stets eine Parabel sein muß, deren Scheitel die größte Höhe (Entfernung von dem Erdschwerpunkte) ist. Ist die Richtung des Wurfes horizontal (Kernschuß), so liegt der Scheitel im Anfangspunkte des freien Weges, z. B. in der Mündung des Schießrohres, und der Körper durchläuft einen Parabelschenkel. Das Verhältniß der Schußkraft zur Schwere der Kugel bestimmt den Parameter dieser Parabel, mithin ihre Krümmung, und es läßt sich berechnen, wie tief in jeder gegebenen Entwerfung die Kugel unter der horizontalen Richtungslinie des Geschützes sich befinden wird. Gibt man dem Rohre Elevation, d. h. eine Richtung, welche zwischen die Horizontal- und Verticallinie fällt (Bogenschuß), so durchläuft die Kugel steigend den einen, und fallend den andern Schenkel der Parabel, und es läßt sich wieder mathematisch be-

rechnen, in welcher Entfernung ſie in die Horizontallinie fallen wird. Umgekehrt, wenn die Entfernung des Gegenſtandes gegeben (geſchätzt) iſt, den ſie treffen ſoll, nämlich ſeine Entfernung ſowol vom Geſchütz als von der Horizontallinie: ſo läßt ſich aus denſelben datis, aus der Schußkraft und der Schwere der Kugel die Richtung (der Elevationswinkel) beſtimmen, welche dem Rohre gegeben werden muß. Der Widerſtand der Luft, ihre Friction mit der Kugel, ändert zwar einigermaßen dieſen paraboliſchen Lauf; aber die Abweichung iſt bei dem kleinen Gewehr, wegen der Kleinheit der Kugel, unbedeutend bis zur Unmerklichkeit, und bei größerm Geſchütz, z. B. bei Bomben, unterliegt ſelbſt dieſe Abweichung einer mathematiſchen Berechnung, weil der Widerſtand der Luft nach Maßgabe der Größe der Kugel und ihres Triebes bis auf einen gewiſſen Grad der Genauigkeit durch Experimente mit andern bewegten Körpern ausgemittelt werden kann. Selbſt die Dichtigkeit der Luft, welche auf ihren Widerſtand Einfluß hat, iſt meßbar, obſchon die Geſchützkunſt in der Praxis bis dahin die Genauigkeit der Berechnung nicht trieb. (Vgl. Ballistik.) Für die Schützen mit dem kleinen Gewehr, beſonders mit Büchſen, ergeben ſich aus der obigen Theorie noch einige nützliche Wahrheiten, vgl. Viſir.

Paraboliſcher Spiegel, ſ. Brennſpiegel.

Paracelſus (Philippus Aureolus Theophraſtus Paracelſus Bombaſtus de Hohenheim) war, der gewöhnlichen Meinung nach, 1493 zu Marien Einſiedeln im Canton Schwyz geb.; Haller indeß glaubt, daß er aus Gaiß im Canton Appenzell geb. geweſen und zu der noch daſelbſt beſtehenden Familie Hochener gehört habe. Sein Vater, ein Arzt und Chemiker, ertheilte ſeinem Sohne den erſten Unterricht in dieſen Wiſſenſchaften und übergab ihn dann dem gelehrten Chemiker Trithemius, Abt von Spanheim. Von dieſem und von Sigismund Fugger, einem großen Operateur, erfuhr er manches Geheimniß und wurde in die Alchymie eingeweiht. Unbefriedigt durch die Schulgelehrſamkeit, wanderte er aus, durchreiſte einen großen Theil von Europa und ſuchte nicht bloß auf den vorzüglichſten Univerſitäten und bei den gelehrteſten Männern Unterricht, ſondern nahm in Anſehung von Heilmitteln, Curarten und Arcanis auch von Barbieren, Beſchwörern, alten Weibern und Quackſalbern guten Rath an. Doch erwarb er ſich auf ſeinen Reiſen eine nicht geringe Kenntniß in der Chemie, und wiewol der Hauptzweck der Stein der Weiſen und eine Univerſalmedicin waren, ſo entdeckte er doch beiläufig auch manches ſchätzbare Heilmittel. Auf ſeinen Zügen practicirte er als Arzt und Wundarzt, und wohnte in beiden Eigenſchaften mehren Schlachten und Belagerungen bei. Einige glückliche, mit den gewöhnlichen Übertreibungen erzählte Curen machten ſeinen Namen in Deutſchland berühmt, und die Linderung, die er dem berühmten Buchdrucker Froben, der an der Gicht litt, auf einige Zeit durch ſein Laudanum verſchaffte, bewogen den Magiſtrat von Baſel, ihm den dortigen Lehrſtuhl der Medicin mit einem anſehnlichen Gehalte zu übertragen. 1527 und 1528 gab er täglich Unterricht, oft in barbariſchem Latein, gewöhnlich aber deutſch, wobei er hauptſächlich ſeine eignen dunkeln Werke erläuterte. Öffentlich verbrannte er die Werke des Galen und Avicenna, die er für die Verderber der Phyſik erklärte, während er dem Hippokrates die ſchuldige Ehrfurcht zu erweiſen ſchien. Nichts gleicht dem lächerlichen Stolze, mit welchem er die Alleinherrſchaft in der Medicin ſich anmaßte. Obgleich er ſich feurige Anhänger erwarb (Paracelſiſten), ſo ſchreckte doch der Barbarismus und Unſinn ſeiner Vorleſungen viele Lernende zurück. Ein Streit mit dem Magiſtrate, wegen einer zu ſeinem Nachtheile gegebenen Entſcheidung, bewog ihn plötzlich Baſel 1528 zu verlaſſen. Darauf wanderte er im Elſaß und Deutſchland herum und zechte Tage und Nächte in der gemeinſten Geſellſchaft in Schenken. Doch wußte er durch einige außerordentliche, durch ſeine kräftigen Mittel bewirkte Curen ſeinen Ruf zu erhalten. Endlich, wiewol er ſich eines Elixirs rühmte, womit er ſein Leben nach

Gefallen verlängern könnte, ſtarb er d. 24. Sept. 1541 an einem Fieber in Salzburg, und ward im St.-Sebaſtianshoſpital begraben, dem er ſein mäßiges Vermögen vermachte. Sein Hauptverdienſt um die Medicin beſtand wol darin, eine geiſtigere Anſicht vom Leben zuerſt laut ausgeſprochen u. ſomit den Sturz des längſt untergrabenen Galenismus beſchleunigt zu haben; auch führte er kräftige chemiſche Mittel ein, ſtatt der bisherigen Syrupe und Vegetabilien. Seine gänzliche Unwiſſenheit in der Anatomie und rationalen Phyſiologie erlaubte ihm nicht, auf die Verbeſſerung der Theorie Anſpruch zu machen; außerdem war er nicht nur Alchemiſt, ſondern auch Aſtrolog, Theoſoph, ſowie der Magie, Geomantie und anderm myſtiſchen Betruge zugethan. So bearbeitete er kabbaliſtiſche Vorſtellungen und ſuchte ſie auf die Medicin anzuwenden. Das Opium ſtand in ſeinen Arzneien oben an; aus Antimonium und Merkur bereitete er ſehr heftig wirkende Präparate. Letztere wandte er mit Erfolg gegen die veneriſchen Übel an. Er hat unglaublich viel geſchrieben, doch wenig drucken laſſen, aber eine große Menge Schriften ſind nach ſeinem Tode unter ſeinem Namen erſchienen (vollſt. Ausg. zu Genf 1658 in 3 Theilen oder 2 Bdn., Fol.). Sein Leben und ſeine wiſſenſchaftlichen Anſichten lernt man kennen aus Rixner's und Siber's „Leben und Lehrmeinungen berühmter Phyſiker" (1. Hft. Sulzb. 1819).

Paraclet, ſ. Geiſt (heil.).

Paradies (παραδεισος, nach d. griech. Überſ. des Wortes Eden), ein großer, ſchöner Garten. Die Bibel erwähnt eines zweifachen Paradieſes: eines irdiſchen, in welchem das erſte Menſchenpaar im Stande der Unſchuld ſeit ſeiner Erſchaffung lebte, bis es aus dieſem glücklichen Aufenthalte um ſeines Ungehorſams willen getrieben und in die Welt hinausgeſtoßen wurde (der Garten Edens, nach der Urkunde in Südaſien auf dem Gebiete des heutigen Perſiens); und eines himmliſchen, welches als der Aufenthalt der Seligen nach dem Tode bezeichnet wird. (Vgl. Aria.) Die Vorſtellung, daß der Menſch, je nachdem er gerecht oder ungerecht gelebt, einſt nach dem Tode an einen Ort der Freude oder Trauer verſetzt werde, finden wir faſt bei allen Völkern der Erde wieder, aber unter den mannigfaltigſten Abweichungen und Verſchiedenheiten. Je roher und ſinnlicher die Begriffe eines Volks ſind, deſto roher und ſinnlicher ſtellt es ſich den Ort vor, an dem die Seele nach dem Tode des Körpers fortdauern wird, indem es das Irdiſche auf das Überirdiſche überträgt. In ſeinem Paradieſe iſt nichts vorhanden von Dem, was ihm hier Schmerz oder Kummer verurſacht, dagegen wird ihm Alles zu Theil werden, was ihm hier das Köſtlichſte und Wünſchenswertheſte iſt. Der kriegeriſche Germane ſchmauſte in ſeinem Paradieſe (Wallhalla) mit den Helden der Vorzeit und ſchlürfte köſtliches Bier aus den Schädeln erſchlagener Feinde; der ſinnliche Mohammedaner ſchwelgt unter Wohlgerüchen in den Armen roſiger Mädchen ꝛc. Der geläuterte Chriſtianismus hat alle irdiſche Vorſtellungen aufgegeben und findet den paradieſiſchen Zuſtand der Gerechten nach dem Tode darin, daß ſie, je mehr ſie die Tugend liebgewonnen, um ſo fähiger geworden, ſie in immer größerer Vollkommenheit auszuüben. Joh. Schultheß hat in ſeiner Schrift: „Das Paradies" (die ſogen. Leipz. 2. Ausg. 1821 iſt dieſelbe mit der züricher v. 1816) über das Hiſtoriſche, Mythiſche und Myſtiſche ſich lehrreich verbreitet, jedoch in der Hauptſache auch nur Hypotheſen aufgeſtellt, die man mit Roſenmüller's „Handbuch der bibl. Alterthumskunde" vergleichen muß.

Paradies (Maria Thereſia), geb. zu Wien 1759. Seit ihrem 3. J. wurde ſie durch einen gichtartigen Schlagfluß ihres Geſichts gänzlich beraubt. Da ſie für die Muſik Neigung zeigte, ließ ſie ihr Vater vom 8. J. an auf dem Fortepiano und im Geſange unterrichten. Schon nach 3 J. ſang ſie zu Wien in Pergoleſe's „Stabat mater" als erſte Sopranſängerin, wobei ſie ſelbſt auf der Orgel accompagnirte. Die dabei anweſende Kaiſerin, Maria Thereſia, ſetzte ihr ſogleich

ein Jahrgeld aus. Bald brachte es die junge Künstlerin durch Kozeluch's Unterricht so weit, daß sie gegen 60 Clavierconcerte mit der größten Genauigkeit spielen lernte. 1784 trat sie eine musikalische Reise an und erregte in London 1785 Bewunderung und Theilnahme. Besonders rührend wußte sie ihr Schicksal in einer Cantate von dem gleichfalls blinden Dichter Pfeffel, in Musik gesetzt von Kozeluch, vorzutragen. Ihr Gedächtniß war bewundernswürdig treu: ihre zahlreichen Compositionen, welche meistentheils für den Gesang und zum Theil von bedeutendem Umfange sind, dictirte sie Note für Note in die Feder. Auch in der Geographie, im Rechnen ꝛc. war sie wohl unterrichtet; dabei heiter, unterhaltend, witzig und höchst anziehend. Sie starb in Wien als Vorsteherin einer trefflichen musikalischen Bildungsanstalt, d. 1. Febr. 1824.

Paradiesvogel. Dieser in Neuguinea und den benachbarten ostindischen Inseln einheimische Vogel, von dem man jetzt mehre Gattungen kennt, zeichnet sich vor allen andern durch die unnachahmliche Farbenpracht seines Gefieders aus. Sonst erzählte man sich von ihm, daß er ohne Beine zur Welt komme und sein ganzes Leben hindurch in der Luft schwebe, daß er bloß vom Thau lebe u. dgl. Fabeln. Eigenthümlich behandelt und für den Handel zubereitet, wird der Paradiesvogel auch zum weiblichen Kopfputz gebraucht. Der Preis ist dann gegen 50 Dukaten.

Parador, griech. Wort, womit Dasjenige bezeichnet wird, was gegen Meinung und Erwartung (para doxan) verstößt oder ausschlägt, das Unglaubliche, Unvermuthete. **Paradoxie**, die Sonderbarkeit in Meinungen. Im Gebiete der Wissenschaft oder des Geistes nennt man so, was gegen die herrschende, für wahr angenommene Ansicht verstößt, eine Behauptung oder einen Satz, welcher durch eine scharfsinnige, keck und ohne Weiteres hingestellte Folgerung aus weggelassenen vorhergehenden Sätzen entsteht. Es erhellt von selbst, daß an sich der Sinn dieses Wortes bloß ein beziehungsweise wahrer ist, und eine Schule die Behauptungen der andern parador finden kann, weil sie eben von einander abweichen, daß aber darum noch nicht entschieden ist, ob die so benannte darum auch verwerflich sei. In einem Zeitalter, welches rüstig in der Wissenschaft fortschreitet, muß darum und weil der Forschungstrieb, wie er sich in den Schulen ausspricht, auch seine üppigen Auswüchse hat, Manches parador scheinen, weil es gegen eine frühere, beschränktere Ansicht verstößt, obwol es an sich in einer gesetzmäßig aufgebauten Anschauungs- und Begriffsreihe ganz natürlich und nichts weniger als unerwartet oder ganz falsch ist. **Wa.**

Paraguay, das Land des D. Francia, von 7000 □M., mit 600,000 Einw., zwischen Peru, Chile, Brasilien und der Plata-Republik, liegt am Parana, Uraguay und Paraguay. Der Parana erhält nach seiner Vereinigung mit dem Paraguay bei Corrientes, und mit dem Uraguay unweit Buenos-Ayres, den Namen des Plata- oder Silberstroms. Ehemals gehörte zu Paraguay noch a) die **Banda oriental** mit Monte-Video, und b) im östlichen Paraguay, die **Provinz der Missionen**. Jener Landstrich, welcher zwischen dem Meere, dem Plata, dem Uraguay, den Missionen und der Capitania von Rio Grande liegt, ward u. d. N. der **Cisplatinischen Provinz** (Cisplatana), Hauptst. Monte-Video, durch den Beschluß der am 15. Junius 1822 versammelten Abgeordneten dem Kaiserthum **Brasilien** (s. d.) einverleibt. Allein es entstand darüber ein Krieg mit der Platarepublik, und der Kaiser mußte im Frieden (Juni 1827) auf die Cisplatana Verzicht leisten. Derjenige Theil des östlichen Paraguay, welcher die allein noch übrigen 7 Missionen unter den Guaranis am linken Ufer des Uraguay enthält, ward 1801 von den Brasiliern erobert und heißt jetzt die Provinz der Missionen. — Das Land am Plata entdeckte (1516) der Großsteuermann von Castilien, Diaz de Solis. Er verlor im Kampfe mit den Wilden das Leben. In

der Folge legten zwar (1526) die Spanier am Ausflusse des Paraguay eine Festung an, allein sowol diese Niederlassung als auch das nachher gegründete Buenos-Ayres wurden wegen der beständigen Überfälle der kriegerischen Einw. verlassen. Darauf siedelten sich die Europäer 150 Meilen landeinwärts am Paraguay, zu Assumcion an; denn dort waren die Einw. weniger kriegerisch. Doch in der Folge wurde ein Theil der Colonisten auf Befehl der spanischen Regierung, um der nähern Verbindung mit dem Mutterlande willen, durch Juan Ortis de Zarate nach Buenos-Ayres zurückgeführt. Das eigentliche Paraguay, mit der Hauptst. la Assumcion, wurde 1776, als das Vicekönigreich Rio de la Plata gebildet worden war, diesem einverleibt. Früher hatten hier die Jesuiten eine Niederlassung gegründet, die zu ihrer Verbannung aus Portugal, 1759, und Spanien, 1767, die erste Veranlassung gab. Sie hatten nämlich schon im 17. Jahrh. in Paraguay einen fruchtbaren Landstrich sich einräumen lassen, den sie mit 50 Hirtenfamilien besetzten, welche sie zum Ackerbau gewöhnten und in Handwerken unterrichteten. Weil aber die Sittenlosigkeit der neuen Ankömmlinge ihrem Bekehrungswerke sehr im Wege stand, so machten sie der spanischen Regierung den Antrag, daß ihnen das Missionsgeschäft in Paraguay ausschließlich (d. h. mit Ausschlusse aller Spanier) überlassen werden möchte, indem sie sich zugleich erboten, die spanische Sprache dort einheimisch zu machen und für jeden Kopf der mannbaren Einw. jährl. einen Piaster (1 Thlr. 8 Gr.) an die Krone Spanien zu erlegen, auch auf Erfodern eine Anzahl derselben zum Dienste des Königs zu stellen. Die Regierung genehmigte diesen Antrag und machte dadurch die Jesuiten gleichsam zu Herren jenes Landes, wo sie um 1760 über 40 Missionsbezirke (Doctrinae), meistens am Strome Uraguay, mit einer Bevölkerung von mehr als 100,000 Einw. beherrschten. Kein Spanier wurde in diesen Bezirken geduldet, vielmehr der Haß der Einw. gegen die Spanier und Portugiesen genährt. Die Jesuiten errichteten sogar eine bewaffnete Macht, indem sie die Trennung der Portugiesen von Spanien (1640, als Brasilien an Portugal fiel) benutzten, um von der Regierung Waffen zu bekommen, damit sie den Feind von den Grenzen abhalten könnten. Gegen die Anfälle der benachbarten wilden Völkerschaften erbauten sie auch Festungen und bildeten einen förmlichen Kriegsstaat, wofür sie den Aufwand einzig aus den Quellen des Landes bestritten. Dieser theokratische Staat umfaßte im 18. Jahrh. das eigentliche Paraguay, Tucuman, Rio de la Plata und das Corregimento Tarja; der Sitz des dirigirenden Provinzials und seiner 4 Consultatoren war Cordova, wo auch eine hohe Schule errichtet war. Die Jesuiten waren im Besitz des ganzen Handels mit den köstlichen Landeserzeugnissen; die Eingeborenen konnten weder über ihre Personen noch über ihren Erwerb oder ihr Vermögen frei verfügen; Keiner arbeitete für sich selbst, sondern Alle gemeinschaftlich für den Staat, dafür wurden sie aus der Staatscasse mit allen Bedürfnissen versorgt. Durch ihr kluges Benehmen und falsche Darstellungen von der Lage der Dinge gelang es den Jesuiten, beinahe 150 J. lang die spanische Regierung zu täuschen und mit der mäßigen Grundsteuer zu befriedigen. Allein der Vertrag zwischen Spanien und Portugal von 1752, durch welchen an letzteres 7 Missionsbezirke der Jesuiten abgetreten werden sollten, gab Veranlassung, den wahren Plan der Jesuiten zu enthüllen. Als diese nämlich, um die Vollziehung des Vertrags zu hindern, durch heimliche Ränke über Grenzberichtigungen zwischen den Spaniern und Portugiesen Streitigkeiten zu erregen gesucht, und endlich sogar die Einw. angereizt hatten, mit den Waffen in der Hand sich den zu dem Theilungsgeschäfte abgeordneten spanischen und portug. Commissarien zu widersetzen, erkannte man in Madrid und Lissabon, welche gefährliche Macht in den Händen dieser staatsklugen Bekehrer sei. Beide Regierungen vereinigten sich, dieselbe zu brechen. Das wohlausgerüstete Heer der Jesuiten wurde von dem vereinigten spanisch-portugiesischen Heere (1756) ge-

schlagen und der Orden aus Paraguay vertrieben. Die Guaranis befanden sich unter der theokratischen Herrschaft der Jesuiten, nach Montesquieu, Raynal u. A. sehr glücklich. Seit Portugiesen und Spanier hier wieder herrschten, wurden die Guaranis so gemißhandelt, daß in den 7 portug. Missionsortschaften am linken Ufer des Uraguay die Bevölkerung, welche 1768 noch 30,000 Köpfe betrug, 1801 auf 14,000 gesunken war und im J. 1821 nicht über 3000 zählte. Diese 7 portug. Ortschaften, welche jetzt die Provinz der Missionen heißen, sind von 30 Missionsörtern allein noch übrig; die andern 23, welche zwischen Artigas (s. d.) und den Portugiesen (seit 1820) gänzlich eingeäschert. Paraguay ist ein ebenes Land, das ein gesundes Klima und häufige Gewitter hat. Es besteht aus lauter Wiesen, daher eignet es sich bei seiner trefflichen Bewässerung vorzüglich zur Viehzucht. Heerden von Hornvieh und Pferden bedecken seine Ebenen, und manche Meierei zählt mehr als 10,000 Schafe. Die schönsten Vögel Südamerikas, was Gesang und Gefieder anlangt, sind in Paraguay einheimisch. Durch Größe und Gefieder zeichnet sich der Cassowari oder der amerik. Strauß aus. Unter mehr als 20 Arten von Schlangen wird die Klapperschlange und die Boa constrictor häufig angetroffen. — Bergbau gibt es nicht. Aus Paraguays Handel mit Chile und dem Vertriebe seiner Erzeugnisse (Taback, Zucker, Indigo, Seide, Baumwolle, Leder, Wachs, Holz und das gesuchte Paraguaykraut oder vielmehr die Blätter des Baumes Kan, die als Thee verführt werden und wovon Chile allein jährl. für eine Mill. Thlr. erhält) flossen ehemals große Schätze nach Europa. Unter den 50 Volksstämmen, die das Land bewohnen, zeichnen sich die Abiponer (s. d.) durch ihren schönen Wuchs aus. La Assumcion, die Hauptst. des Landes, am Flusse Paraguay, mit 16,000 Einw., ist der Sitz eines Bischofs und eines Collegiums. Seit 1810 wird dieses Land, unabhängig von Spanien und Buenos-Ayres, von dem Director D. José Gaspar Rodriguez de Francia regiert. Er hat einen aus 42 gewählten Repräsentanten gebildeten Staatsrath zur Seite, übt aber die vollziehende Gewalt allein aus. Dieser Autokrat, unter patriarchal. Formen, mit jesuit. Geiste, hob 1825 die Mönchsorden auf. Die Finanzen sind gut geordnet. Gegen Fremde wird eine strenge, argwöhnische Polizei geübt. Das Heer besteht aus 30,000 M. Miliz und 8000 freiwilligen, europäisch disciplinirten Kriegern. 3 Kriegsschiffe decken den Parana. D. Francia ist ein südamerik. Kreole, jetzt 64 J. alt, ein Mann ohne Vorurtheil, zum Regenten eines halb civilisirten Volkes geboren. Er hat Paraguay für unabhängig erklärt, und in dem von ihm mit dem Kaiser von Brasilien, im April 1827, geschlossenen Vertrage, wodurch er die Colonie San-Sacramento als Paraguays Freihafen erklärte, hat Don Pedro I. den Staat des D. Francia förmlich anerkannt. S. Funes's „Ensaijo de la historia civil del Paraguay", und den „Essai historiq. sur la révolut. de Parag. et le gouvernem. dictator. du D. Francia", von J. R. Rengger (ein schweizer. Arzt) und D. Longchamps (Paris bei Cotta, auch deutsch, mit einer Charte von Parag., 1827). Die Verf. lebten 6 J., von 1819 an, in Paraguay.

Paralipsis (παραλειψις, lat. praeteritio), Übergehung, ist diejenige Redefigur oder Wendung der Rede, vermöge deren man sagt, man wolle einen Gegenstand nicht erwähnen, während man ihn doch eben damit, wenigstens leicht, berührt, z. B. ich übergehe die Verleumdungen ꝛc., ich schweige von den Vergehungen ꝛc. und spreche nur ꝛc.

Parallaxe, der Winkel, den zwei verschiedene Gesichtslinien zu einem und demf. Gegenstande mit einander bilden. Man denke sich, daß von den beiden Endpunkten einer geraden Linie aus ein dritter Punkt gesehen werde, so bilden die beiden Gesichtslinien zu demselben mit jener Grundlinie ein Dreieck, dessen Scheitelwinkel die Parallaxe ist. Dieselbe dient vorzüglich in der Astronomie zur Berech-

nung der Entfernung der Himmelskörper. Ein Gestirn kann nämlich von sehr verschiedenen Punkten der Erdoberfläche aus beobachtet werden, und erscheint hiernach und nach Maßgabe seiner Entfernung auch an verschiedenen Orten der Himmelskugel. Der Astronom aber denkt sich in den Mittelpunkt der Erde versetzt, berechnet den Himmelsort der Gestirne für diesen eingebildeten Standpunkt, und nennt den solchergestalt berechneten Ort den wahren, im Gegensatze des, von der Erdoberfläche aus wirklich zu beobachtenden scheinbaren. Hätte ein solcher wirklicher Beobachter das Gestirn gerade im Horizont, und denkt man sich im nämlichen Augenblicke eine, vom Mittelpunkte der Erde nach demselben Gestirne führende zweite Gesichtslinie, so schließen diese beiden Gesichtslinien mit dem Halbmesser der Erdkugel offenbar ein rechtwinkliges Dreieck ein, in welchem der Winkel am Gestirn die Horizontalparallaxe desselben und die Hypothenuse die Entfernung des Gestirns vom Erdmittelpunkte ist. Aus dieser Horizontalparallaxe läßt sich also, nach trigonometrischen Gründen, auf letztere Entfernung schließen. Nun kann man zwar die Horizontalparallaxe nicht unmittelbar beobachten; wol aber ist dies mit der Höhenparallaxe der Fall, mit welchem Ausdruck man den Winkel am Gestirne für dieselbe Basis bezeichnet, wenn sich dasselbe höher über den Horizont erhebt. Aus der Höhenparallaxe folgt aber die Horizontalparallaxe und also auch die Entfernung. S. Bode's „Anleit. zur Sternkunde" (3. Aufl., Berlin 1808), I, §. 542 fg. Noch ist zu bemerken, daß man diese Parallaxe die tägliche im Gegensatze der jährlichen nennt, unter welcher letztern im Allgemeinen der Unterschied des aus der Erde und der Sonne gesehenen Ortes eines Gestirns, im Besondern aber auch wol der Winkel verstanden wird, den Gesichtslinien von den beiden Endpunkten des Durchmessers der Erdbahn nach einem Fixstern einschließen, welcher Winkel indeß, wegen der ungeheuern Entfernung der Fixsterne (s. d.), unmerklich klein ausfällt.

Parallellinien, zwei gerade Linien, die, ins Unendliche fort verlängert, niemals zusammenstoßen, oder die überall gleichen Abstand von einander haben. Daher heißt Parallele auch die Vergleichung zweier Gegenstände, namentlich die historische, z. B. verschiedener Zeiten, oder berühmter Männer. So schrieb Plutarch biographische Parallelen. In der Rhetorik heißt Parallele ein Gleichniß, in welchem die Theilvorstellung des Hauptbildes in einzelnen Theilvorstellungen des Gegenbildes dargestellt werden. Auch heißt parallel, was eine fortgesetzte Vergleichung verstattet, oder überhaupt in mehren Theilen sich ähnlich ist, und dies Verhältniß jener Dinge Parallelismus, z. B. biblischer Stellen in Hinsicht ihres Inhaltes (Parallelstellen) ꝛc. Der Parallelismus der Hebräer ist das einfache Ebenmaß (Symmetrie) zweier Redeglieder in Hinsicht der sich entsprechenden Bilder und Töne, wodurch der Verstand sinnlich angeregt wird. Parallelogramm ist eine vierseitige Figur, deren einander gegenüberstehende Seiten Parallellinien sind; und Parallelepipedum eine Figur, welche von 6 Parallelogrammen eingeschlossen ist, sodaß die einander gegenüberstehenden gleich laufen, ein länglicher Würfel. Parallelkreise, auch Breitenkreise, sind an der Erdkugel die dem Äquator nach den beiden Polen zu gleichlaufenden kleinern Kreise. Parallelen sind bei Belagerungen (s. d.) die Gräben, die mit dem Umrisse der Festung gewöhnlich gleich laufen. Sie dienen zum Sammelplatze der gegen die Festung zu richtenden Kräfte und pflegen 3 Fuß tief, 9 — 12 Fuß breit und den Umständen nach lang gemacht zu werden. In der Regel werden bis zum Breschеschießen 3 Parallelen erfodert, wo die erste, d. i. entfernteste von der Festung, nach Umständen, in einer Entfernung von 600 — 900 Schritten vom bedeckten Wege der Festung, und die letzte, welche die Brescharbeiten aufnimmt, auf dem Glacis selbst angelegt wird. Man geht durch Laufgräben (s. d.) aus einer in die andre über. Vauban hat sie zuerst 1673 bei der Belagerung von Mastricht angewendet.

Provinzialrecht, Judicat, Ehrenrechtserklärung.

Ehrenrechtserklärung, Judicat, Provinzialrecht, Preußisches.

Judicat, Ehrenrechtserklärung, Provinzialrecht, Preußisches.

Provinzialrecht, Preußisches, Judicat, Ehrenrechtserklärung.

Preußisches Provinzialrecht, Judicat, Ehrenrechtserklärung. Ehrenrechtserklärung, Judicat, Provinzialrecht, Preußisches. Judicat, Ehrenrechtserklärung, Provinzialrecht, Preußisches.

Sprache. Die Übersetzung (Übertragung aus einer Sprache in die andre) ist davon zu unterscheiden. Diese soll nicht mehr und nicht weniger ausdrücken als das Original. Die Paraphrase dagegen hat den Zweck, den Text zu erklären, ohne bloßer Commentar zu sein. Beim Paraphrasiren ist daher der Ausdruck absichtlich weitläufiger als beim Übersetzen; der Paraphrast will nur den Sinn, der Übersetzer auch den Styl übertragen.

Paré (Ambroise), der Vater der franz. Wundarzneikunst, geb. zu Anfange des 16. Jahrh. zu Laval, im Depart. Mayenne, lernte bei einem Kaplan das Latein und bei einem Wundarzte in Laval das Aderlassen. Ein Steinschnitt, der in seiner Gegenwart verrichtet wurde, bestimmte ihn, sich der höhern Wundarzneikunst zu widmen, und er begab sich nach Paris, um die berühmtesten Lehrer zu hören. Goupil, Lehrer am Collège de France, gebrauchte ihn bei seinen Kranken in geringern chirurgischen Fällen, und trug viel bei, die Neigung zu ernstem Studium in ihm zu erwecken. P. begleitete 1536 René de Mont Jean während des Feldzugs in Italien, erhielt nach seiner Rückkehr die chirurgische Doctorwürde, wurde 1552 zu Heinrichs II. Leibwundarzt ernannt und diente in gleicher Eigenschaft Franz II., Karl IX. und Heinrich III. Als Karl V. Metz belagerte, erlaubte ihm der König, auf den Wunsch der schwachen Besatzung, sich dahin zu begeben, da fast alle Verwundete starben, und er rechtfertigte das Vertrauen, das die Belagerten auf ihn gesetzt hatten. So viel Freunde er am Hofe hatte, so bitter haßten ihn die Ärzte. Sie beschuldigten ihn sogar, Franz II. vergiftet zu haben; aber Katharina von Medici wies diese Anklage unwillig ab, und als er Karl IX. von einem gefährlichen Zufalle geheilt hatte, befestigte sich P. so sehr in der Gunst des Hofes, daß der König in der Bartholomäusnacht, wo er seine protestantischen Unterthanen, ohne einen einzigen schonen zu wollen, ermorden ließ, ihm Zuflucht in seinen Zimmern gab. Er schlug die Anerbietungen eines fremden Fürsten, der ihn in seine Dienste ziehen wollte, standhaft aus, und als die Spanier ihn zum Gefangenen gemacht hatten, verkleidete er sich, um dem König das hohe Lösegeld zu ersparen, das sie wahrscheinlich gefodert haben würden. Er starb 1590 zu Paris. Man verdankt ihm eine bessere Behandlung der Schußwunden; er verbesserte die Operation des Trepanirens, führte die Unterbindung der Arterien wieder ein, operirte Gelenkverhärtungen u. s. w. Seine Werke erschienen franz. Paris 1561, Fol.; lat. Paris 1582, Fol.

Parenthese, ein in eine Wortperiode als beiläufige Bemerkung oder Erläuterung eingeschobener Satz, durch welchen die Wortfolge unterbrochen wird; dann die Zeichen ( ), womit wir einen solchen Satz einzuschließen pflegen.

Parere, ein schriftlich abgefaßtes Gutachten unparteiischer und unterrichteter Kaufleute über eine streitige Handelssache, worüber die Parteien ihre Meinung zu wissen verlangen. Es setzt die genaue Vorlegung des Falles voraus.

Parforcejagd, s. Jagd.

Parfums, Odeurs. In medicin. Hinsicht läßt sich gegen diesen Luxus, der kaum einen reellen Nutzen zu gewähren im Stande ist, mancherlei einwenden. Es kann nur nachtheilig sein, wenn einer unserer Sinne fortwährend in einem und demselben Genusse so schwelgt, daß er sich nothwendig gegen diesen Genuß abstumpfen muß; er ist in dieser Abstumpfung schon krankhaft zu nennen und trägt diesen widernatürlichen Zustand auf Gehirn und Nerven über. Dann wird auch der Sinn des Geruchs dadurch völlig für seine Bestimmung unbrauchbar, und wer wollte sich gern eines Sinnes freiwillig berauben? Die Nase aber, die fortwährend von einem wohlriechenden Duft umgeben ist, der sie überall begleitet, befindet sich in demselben Falle wie ein Auge, dem fortwährend ein rothgefärbtes Glas vorgehalten wird. Es ist aber der Sinn des Geruchs wol vorzüglich deßhalb uns gegeben, daß wir es durch ihn gewahren sollen, ob die uns umgebende Luft rein und athembar

sei oder nicht; der Parfumirte wird davon nur dann etwas gewahr, wenn die Luft, die er athmen soll, so stark verunreinigt ist, daß sie selbst die Gewalt des Parfums überwältigt. Nächstdem kann der Parfum bei reizbaren Personen selbst Andrang des Blutes nach dem Kopf, Kopfschmerzen, übermäßig erhöhte Empfindlichkeit des Nervensystems u. dgl. hervorbringen. Aber außer diesen Nachtheilen für den Parfumirten selbst, kann derselbe oft andern Personen, denen er naht, höchst lästig werden; bekannt ist die Abneigung hysterischer Frauen gegen alles Wohlriechende, namentlich gegen Moschus, Zibeth, Ambra, Nelkenöl, Lavendel und ähnliche Dinge; es sind diese Gerüche oft im Stande, in ihnen den hysterischen Anfall hervorzurufen, oder wenigstens ihre krankhafte Empfindlichkeit bis zur peinlichsten Angst und Beklemmung zu steigern. Übrigens gilt es als unumstößlicher Grundsatz: nichts Wohlriechendes kann die Luft wahrhaft verbessern, sondern es versteckt bloß ihre schlechten Eigenschaften und verdirbt dieselbe noch mehr. (Vgl. Rosenöl.) 16.

Parga, Seehafen an der Küste von Albanien, der südlichen Spitze Korfus gegenüber. Diese Stadt wurde zu den Zeiten des Verfalls des römischen Reichs auf einem Felsen erbaut, der an drei Seiten vom Meere umspült ist und im Rücken sich an eine steile Klippe lehnt, auf deren Spitze sich eine fast unbezwingliche Citadelle befindet. Die Stadt liegt an der Mündung eines Flusses (dem Acheron der Alten), ist mit Wällen umgeben und hat einen zwiefachen Hafen, den eine kleine Insel bildet und eine Batterie schützt. Die Aussicht von der Citadelle ist großartig, die Umgegend fruchtbar und der zur Stadt gehörige District von der albanischen Grenze durch hohe Berge geschieden. Pargas wird in der Geschichte bis 1401 kaum gedacht, wo es in Bündniß mit Venedig trat: ein Bündniß, das bis 1797, wo Venedig unterging, fortdauerte. P., von Ali Pascha, dem Tyrannen von Albanien, unabhängig, wurde um diese Zeit von Allen, die Ali's Verfolgungen zu entgehen suchten, als eine Freistätte betrachtet, dadurch aber auch der Sitz vieler Parteiungen und Ränke, die man gegen seine Regierung anzettelte. Ali Pascha suchte daher sich Pargas zu bemächtigen. 1798 fand er Mittel, Preveſa und die andern befestigten Plätze an der nah gelegenen Küste in Besitz zu nehmen. P. allein bot seinen Waffen Trotz. Die Pargioten schlugen bis 1811 seine Angriffe zurück, wandten sich aber jetzt an die Engländer in Korfu, und wünschten der Republik der ionischen Inseln einverleibt zu werden. Die Engländer legten zwar Besatzung nach P., allein die britische Regierung nahm die vorgeschlagene Unterwerfung nicht an. Sie verkannte zwar die Wichtigkeit nicht, welche P. für Korfu hat; allein die Besorgniß, in fortwährende Streitigkeiten mit den räuberischen Albanesern verwickelt zu werden, führte zu Unterhandlungen mit Ali, in deren Folge dieser in Besitz von P. gesetzt wurde, jedoch mit der Verbindlichkeit, allen Einwohnern (damals etwa 5000 albanes. Griechen), die eine Auswanderung vorziehen möchten, eine Geldentschädigung zu geben. Die Übergabe an Ali hatte 1819 statt, und die Einwohner wendeten sich fast alle nach den ionischen Inseln.

Parias, Hindus von den Kasten der Sutas, Vaidehas und Chandalas, die zu den unreinen und verachteten gehören; leider eine so zahlreiche Classe, daß Menu im 10. Capitel sich nicht einmal die Mühe gegeben hat, sie alle aufzuzählen. Bekanntlich ist schon die vierte Kaste der Sudras durch eine scharfe Grenzlinie von den 3 begünstigten getrennt; aber in noch weit größerm Abstande stehen die vermischten unreinen Inhaber mehrer niedriger Gewerbe des täglichen Lebens, deren Anzahl nach Einigen bis auf 84 steigt. Doch werden nur die 3 Anfangs genannten Kasten nach Menu's Gesetz (X, 26) mit dem Namen der Parias bezeichnet, und sie sind es, die ein Begriff als aussätzig aus der Berührung und der Umgangssphäre alles Dessen verbannt, was nicht auf der Stelle für gleich unrein gelten soll. (S. Hindus.) Heeren glaubt in der Verschiedenheit der Farbe dieser Parias im Ver-

Ecclesiastical Commissioners, 1, 2
Ecclesiastical Courts, 1, 2
Ecclesiastical Jurisdiction, 1, 2
Ecclesiastical Law, 1, 2
Ecclesiastical Persons, 1, 2
Ecclesiastical Property, 1, 2
Ecclesiastical Revenues, 1, 2
Ecclesiastical Tithes, 1, 2
Ecclesiastical Titles, 1, 2
Ecclesiastical Vestments, 1, 2
Ecclesiastical Visitations, 1, 2
Ecclesiastical Visitors, 1, 2
Ecclesiastical Wardens, 1, 2
Ecclesiastical Warrants, 1, 2
Ecclesiastical Writs, 1, 2
Ecclesiastical Year, 1, 2
Ecclesiastical Zeal, 1, 2
Ecclesiastical Zealots, 1, 2
Ecclesiastical Zealotry, 1, 2
Ecclesiastical Zealous, 1, 2
Ecclesiastical Zealously, 1, 2
Ecclesiastical Zealousness, 1, 2
Ecclesiastical Zealousness, 1, 2
Ecclesiastical Zealousness

1801 — 4 in 6 Bdn. erschienen. Sie zeichnen sich durch tiefes und zartes Gefühl, klaren Verstand und Schönheit der Sprache aus. Im reimlosen Verse ist P. musterhaft. Sein Leben findet man in Orelli's „Beitr. zur Gesch. d. ital. Poesie" (1. Heft, 1810).

Pāris (auch Alexandros genannt), des Priamus und der Hekuba Sohn, der durch die Entführung der Helene die Ursache des trojanischen Kriegs und des Unterganges seines Vaterlandes wurde. Hekuba träumte während ihrer Schwangerschaft, daß sie eine Fackel in ihrem Schoße trüge, welche die ganze Stadt in Flammen setzte und zerstörte, und vernahm von den um Rath gefragten Deutern, daß sie mit einem Sohne schwanger sei, der noch vor seinem 30. Jahre das Vaterland ins Verderben stürzen werde. Dies zu verhindern, ließ Priamus den Knaben durch einen Sklaven, Archelaus, auf dem Ida aussetzen. Dieser aber fand ihn nach 5 Tagen unversehrt — eine Bärin hatte ihn gesäugt — nahm ihn in seine Wohnung, gab ihm den Namen Paris und zog ihn unter den Hirten auf. Der Jüngling zeichnete sich durch Verstand und Tapferkeit aus. Als Minerva, Juno und Venus um den Preis der Schönheit stritten, foderten sie von ihm die Entscheidung. (S. Eris.) Ihn zu gewinnen, versprach Juno, ihn zum reichsten und mächtigsten König, Minerva, ihn zum berühmtesten und weisesten aller Sterblichen zu machen, Venus aber hatte ihm das höchste Glück der Liebe und das schönste Weib versprochen. P. verlangte die Göttinnen unverhüllt zu sehen; dies geschah, nur Venus behielt ihren Gürtel, und ihr erkannte er den Preis zu. Zwar war schon damals P. mit der Nymphe Önone vermählt; allein von jetzt an erfüllte nur der Gedanke an jenes Versprechen der Venus seine Seele. Um diese Zeit ward er von seinem Vater erkannt. Als nämlich Priamus bei einer Leichenfeier in Troja einen Stier zum Preise für den Sieger holen ließ, traf es sich, daß man dazu des Paris Lieblingsstier wählte. Dieser ging selbst nach Troja, kämpfte mit um den Stier und siegte. Deiphobos, nach A. Hektor, zückte erzürnt das Schwert auf ihn; da flüchtete er an den Altar des Zeus, wurde von Kassandra entdeckt und von dem Vater anerkannt. Jetzt rüstete er ein Schiff aus und segelte nach Lacedämon, ward gastlich im Hause des Königs Menelaus aufgenommen und entführte, da dieser eben in Kreta war, dessen Gemahlin Helena (s. d.), welche zu jener Zeit für die Schönste ihres Geschlechts gehalten wurde, nebst einem großen Theil seiner Schätze. In dem trojan. Kriege focht P. tapfer, oft siegreich, wiewol ihn Liebe und Sinnengenuß mehr als der Ruhm beherrschten. Gemeinschaftlich mit dem Apollo erschoß er den Achilles (s. d.). Als er endlich von den vergifteten Pfeilen des Philoktet getroffen ward, gedachte er der treuen Önone, die einst zu ihm gesagt, zu ihr solle er kommen, wenn er verwundet würde, denn sie nur könne ihn heilen. Er ließ sich daher zu ihr auf den Ida bringen, wo Önone bei ihrem Vater lebte; aber die Beleidigte verweigerte ihre Hülfe. Man brachte ihn nach Troja zurück, wo er starb. Önone, ihre Härte bereuend, erschien nun zu seiner Rettung, aber zu spät, und erhing sich vor Verzweiflung.

Paris, Hauptst. von Frankreich (20° L., 48° 50′ 15″ Br.), 26,800 H. mit 720,000 Einw. (ohne die Fremden), liegt im Depart. der Seine, an beiden Ufern der Seine in einer ebenen Gegend, 120 Fuß über dem Meere. Die Umgegend bietet nicht die Abwechselung dar, welche London umgibt. Statt der Gärten, Parks und Landhäuser, welche die Weltstadt an der Themse einfassen, findet man bei Paris, nach mehren Seiten hin, große Strecken nicht einmal eingeschlossener Kornfelder. Auch ist das Leben auf den Heerstraßen, das Gewühl der ankommenden und abgehenden Wagen, Fuhrwerke und Reiter nicht so groß als in der Nähe der britischen Hauptstadt. Die prachtvollste Annäherung von Paris ist die von St.-Germain her. Von der Brücke von Neuilly an führt eine breite, mit hohen Bäumen besetzte Kunststraße in gerader Linie zur Stadt, wo-

die Aussicht sich mit dem noch unvollendeten arc de l'étoile schließt. Dieser Triumphbogen steht auf einer Höhe, von wo die anderthalb Stunden lange Hauptallee von prächtigen hohen Ulmen, an beiden Seiten mit schönen Gärten und Häusern begrenzt, zu einem reizenden Lustwalde (Champs-Elysées) führt. Dann kommt man auf den Platz Ludwig XV. (in der Revolution, Revolutionsplatz genannt, wo die Guillotine en permanence war, Ludwig XVI. gerichtet wurde u. s. w.); man nähert sich den Tuilerien mit ihrem von Le Notre angelegten Garten und ihren Statuen, der Seine mit ihren Quais und Brücken, dem Vendômeplatz, mit der Siegessäule, dem Palast Bourbon, wo sich die Kammer der Deputirten versammelt, man ist in Paris.

I. Geschichte. Ein gallisch-keltischer Volksstamm, die Parisier, hatten das alte Lutetia auf einer Morastinsel der Seine schon vor Christi Geburt gebaut (seines schmutzigen Bodens wegen soll ihm dieser Name: Kothstadt, gegeben worden sein); sie verbrannten es, als die Römer Gallien überzogen. Die Römer bauten Lutetia wieder auf, befestigten den Ort, führten dahin eine Wasserleitung und legten warme Bäder (Thermen) an. Allein Lutetia blieb unbedeutend bis Kaiser Julian 360 daselbst Winterquartiere nahm und sich einen Palast erbaute. 486 wurde es von den Franken erobert, und 508 zur Hauptstadt ihres Königreichs erklärt. Chlodowig nahm den christlichen Glauben an und wohnte in dem Palast der Thermen, von welchem man noch jetzt in der Straße Laharpe Ruinen findet. Clotilde, seine Gemahlin, vollendete den Bau der Kirche Ste.-Génévière, die Chlodowig angefangen hatte. Um 550 begann Childebert den Bau der Kirche von Notre-Dame; 100 J. später gründete St.-Landry das Hôtel-Dieu. Zu Ende d. 8. Jahrh. stiftete Karl d. Gr. die Schulen, aus welchen späterhin die Universität entstand. 845 belagerten die Normänner die Stadt und verbrannten sie, um 857. Seit Hugo Capet, Graf von Paris, der erste König der dritten Stammfolge, den Thron bestieg (987), blieb Paris die Residenz, bis Ludwig XIV., den die Fronde 1649 aus der Hauptst. vertrieben hatte, Versailles zum königl. Wohnsitz erhob. Hugo Capet residirte im jetzigen Justizpalast. Die Stadt vergrößerte sich und ward in 4 Quartiere getheilt. Damals genügten 10 Menschen zur Erhebung aller Abgaben; unter Ludwig d. Dicken wurden an dem nördlich gelegenen Thore, in der Nähe der jetzigen Straße St.-Martin, nicht mehr als etwa 12 Francs monatl. eingenommen. 1163 errichtete Bischof Moriz v. Sully den Dom von Notre-Dame, wie er noch jetzt zu sehen ist. In demselben Jahrh. bauten die Tempelherren ihren Palast auf dem Platze, wo sich gegenwärtig Le marché du temple befindet. 1190 ordnete Philipp August, der auch Paris hatte pflastern lassen, eine dritte Erweiterung an und theilte die Stadt in 8 Quartiere. Bis dahin hatte Paris nur 3 Thore gehabt, jetzt erhielt es 15. In 13. Jahrh. gründete der heil. Ludwig das Hospital der quinze vingts für Blinde und eine Menge Klöster. Nach Aufhebung des Ordens der Tempelherren, 1312, ließ Philipp der Schöne 1314 den Großmeister Molay und viele Ritter auf dem Platze verbrennen, wo jetzt die Place Dauphine ist. Unter Philipp von Valois zählte Paris 150,000 Einw. Die schwarze Pest, die um die Mitte d. 14. Jahrh. Europa verheerte, raffte die Hälfte der Einw. hin. Um diese Zeit fing man an, das Hôtel de ville, auf dem Greveplatz, zu bauen. 1367 fand die vierte Vergrößerung von Paris, unter Karl V., statt; Paris wurde jetzt in 16 Quartiere getheilt. 20 J. später begann der Bau der Bastille. Bis dahin hatte Paris 2 Brücken: die eine nach N., Le pont au change; die andre nach S., le petit pont. 1378 baute man die dritte, Le pont St.-Michel, der jetzigen Straße Laharpe gegenüber. Eine vierte Brücke, Pont nôtre Dame, wurde bald nachher gebaut. 1418 wurde Paris von einer Hungersnoth, von Pest und Seuchen heimgesucht. Der Tod raffte in 3 Monaten 100,000 Menschen hin. Die Eng-

länder bemächtigten sich 1420 der Hauptstadt Frankreichs. Karl VII. vertrieb sie 1436. 1465 dachte man zuerst an eine, wenn auch noch sehr unvollkommene Straßenbeleuchtung. Unter Ludwig XI. zählte man in Paris schon 300,000 E. Die Jesuiten nisteten sich 1563 ein. Unter Franz I. fand die fünfte Vergrößerung von Paris statt. 1590 belagerte Heinrich IV. Paris; die Stadt ergab sich 1594, und Heinrich hielt einen Triumpheinzug. Der Pont neuf ward von Heinrich III. im J. 1578 zu bauen angefangen und 1604 von Heinrich IV. vollendet. 1614 wurde die Statue Heinrichs IV. zu Pferde (das erste Denkmal dieser Art in Frankreich) auf dem Pont neuf errichtet. 1615 fing der Bau des Palastes Luxemburg, 1629 des Palais Royal (in seiner alten Gestalt) und 1635 die Anlage des Pflanzengartens an. Ludwig XIV. erweiterte die Stadt und that viel für die Verschönerung derselben. 1664 wurden die Tuilerien, die Katharina v. Medici zu bauen angefangen, vollendet. 1665 erbaute Perrault die Colonnade des Louvre und fast gleichzeitig das Hôtel der Invaliden, die Sternwarte, das Thor St.-Denis. Unter Ludwig XV. wurde die Ecole militaire und die noch nicht ganz vollendete Kirche Ste.-Geneviève aufgeführt. 1763 errichtete die Stadt die Statue Ludwigs XV. auf dem Platze seines N. und eine Menge Prachtgebäude. Die Revolution unterbrach die Verschönerung von Paris. Napoleon konnte seinen Plan, Paris, als die Hauptst. der Welt, mit Baudenkmälern im größten Styl zu schmücken, nur zum Theil ausführen.

II. Umfang: 3 deutsche Meilen, anderthalb Stunden im größten Durchmesser, eine Oberfläche von 34,996,800 □Meter. Von einer bedeutenden Höhe in einer Centrallage (wie z. B. von den Thürmen der Notre-Dame oder der Kuppel des Pantheons) herab gesehen, hat Paris mit den Vorstädten fast eine Cirkelform, und da keine Kohlen zur Feuerung gebraucht werden, so erscheinen die Spitzen und Kuppeln seiner Kirchen und öffentlichen Gebäude in vollem Licht, und man bemerkt selbst die entferntliegenden und ihre Umgebungen sehr genau. Paris ist, um Contrebande zu verhüten, seit 1785 mit einer Mauer umgeben. Schlecht gebaut sind die östlich gelegenen Theile, die Vorstadt St.-Antoine, das Quartier au Marais genannt, und die Cité. Von der Cité wurden die Straßen nordwärts nach dem Tempel und südwärts nach dem Pantheon geführt, aber ohne ihnen angemessene Breite und Eleganz zu geben, bis in spätern Zeiten die Richtung der Straßen südwärts nach der Vorstadt St.-Germain und nordwärts nach den Tuilerien genommen wurde. Die längste und schönste Straße, die der villa Trocadero, ist 13,860 F. lang. Im Ganzen sind die meisten Straßen, deren es 1094 (ohne die Sackgassen) gibt, in Paris enge. Der Schmutz wird besonders dadurch befördert, daß das Regenwasser in einer Rinne in der Mitte der Straßen abfließt und nicht an beiden Seiten. Nur einige der neuern Straßen sind auf letztere Weise und mit Trottoirs gepflastert. Schöne Straßen sind: Rue de Rivoli, Rue de Castiglione, Rue de la Paix; aber ihre Länge ist unbedeutend. Sie entstanden in Napoleons Zeit und werden schon deßhalb unter der königl. Regierung vernachlässigt. Die Vorstädte sind mit der Stadt genau verbunden und machen mit derselben ein Ganzes aus. Alle Straßen werden durch 5035 Reverberen erleuchtet. Die Häuser sind in jeder Straße besonders numerirt. Noch bemerken wir, daß Paris jährl. 81 Mill. Fr. Abgaben zahlt (halb so viel, als die gesammten Niederlande); davon fallen 28 Mill. auf die Grundsteuer, 6 Mill. Ertrag der Lotterien, 5½ Mill. Pacht der Spielhäuser, 4 Mill. von der Briefpost.

III. Die 22 Boulevards sind breite Straßen, an beiden Seiten mit Bäumen besetzt, jedoch so, daß zwischen den Bäumen und den Häusern noch ein breiter Weg bloß von Fußgängern benutzt wird; sie nehmen den Raum ein, der in frühern Zeiten, wo der Umfang der Stadt weit geringer war, zur Vertheidigung derselben aus Gräben und Wällen bestand. Diese Boulevards gehören zu den

reizendsten Spaziergängen von Paris. Ihre Länge ist auf einer Bogenform bedeutend, und viele Straßen der innern und äußern Stadt laufen auf sie aus. Die mittlere Hauptstraße der Boulevards ist stets mit Wagen, Reitern und Fußgängern gefüllt. Nicht minder anziehend sind die zahlreichen, auf das geschmackvollste aufgeputzen Kaufmannsgewölbe, die verschiedenen Theater, Hôtels, Restaurationen und Caffeehäuser mit ihren, im Sommer durch Leinwandmarkisen vor der Sonne geschützten Besuchern, welche bei guter Witterung vor denselben, z. B. in der Nähe des Caffeehauses Tortoni, auf Stühlen gruppirt sind und stundenlang an dem Auf- und Abwogen der Menschenmenge Vergnügen finden. Man nennt diesen Punkt auch wol Coblence oder Gand, zur Erinnerung an die beiden Emigrationen nach diesen Städten. Zu den schönsten der 74 öffentlichen Plätze gehört der Vendomeplatz (ein Octogon) mit dem Nationaldenkmal, zur Erinnerung an den Feldzug von 1805, der sogen. Colonne (s. VI) und der Place du Carousel, der die Tuilerien vom Louvre trennt und nach S. hin die große Gemäldegalerie zur Seite hat. Napoleon wollte an der entgegengesetzten Seite eine gleiche Galerie bauen lassen, und der Anfang dazu ward auch gemacht. Wäre diese Galerie vollendet und der Louvre dadurch mit den Tuilerien verbunden, so würde der Carousselplatz der schönste in Europa sein. Jetzt ist er noch durch einige enge Straßen und zum Theil isolirt stehende Häuser verunstaltet. Ein eisernes Gitter und der Triumphbogen trennt den Platz vor den Tuilerien, auf welchem die Musterungen der Truppen gehalten werden, von dem eigentlichen Carousselplatz. Der Platz Ludwigs XV., während der Revolution Place de la révolution, dann Place de la Concorde genannt, zwischen dem Garten der Tuilerien und den Champs-Elysées, gehört ebenfalls zu den schönsten öffentlichen Plätzen von Paris. Außerdem nennen wir: Champ de Mars, Place de Louis XVI., Place de victoires mit der neu errichteten Statue Ludwigs XIV., den Place royale, Place de Grève vor dem Hôtel de ville, Place Dauphine, Place du Chatelêt, Place des Vosges mit Hautpoult's Statue.

IV. Das Palais Royal, s. d.

V. Die Seine (16 Brücken) fließt von O. nach W. und durchschneidet Paris fast in der Mitte. Da sie nicht über die Hälfte so breit als die Themse und auch bei weitem weniger durch Schifffahrt belebt ist, so gewährt ihr Anblick nicht gleichen Reiz; außer im Quartier der Tuilerien. An der einen Seite des Flusses sieht man hier die Galerie des Louvre, die Tuilerien und den Garten derselben; auf der entgegengesetzten Seite vom Palais Bourbon, bis zum Pont neuf, eine Reihe schöner Gebäude, die sich um so vortheilhafter ausnehmen, da der Raum bis zum Fluß eine bedeutende Breite hat. — Die ältern pariser Brücken waren an Punkten angelegt, wo Inseln den Strom theilten. Selbst der Pont neuf ruht in seinem Mittelpunkt noch auf einer Inselspitze. Diese Brücke hat 12 Bogen und ist 1020 Fuß lang. Der Pont royal von 5 Bogen wurde unter Ludwig XIV. gebaut; der Pont de Louis XVI., ebenfalls von 5 Bogen, wurde 1790 vollendet. Weiter den Fluß herab und dem Marsfelde gegenüber liegt der Pont de Jéna, und höher hinauf, dem Pflanzengarten gegenüber, der Pont d'Austerlitz, eine schöne eiserne Brücke. Der Pont des arts, dem Louvre gegenüber, ist eine zierliche eiserne, jedoch nur für Fußgänger bestimmte Brücke. Die letzten 3 Brücken sind unter Napoleon gebaut, wie auch die Quais (deren es 33 gibt), und die regelmäßigen Einfassungen des Flusses mit Quadersteinen, fast um das Doppelte verlängert worden.

VI. Von den öffentlichen Gebäuden verdienen vor allen der Louvre und die Tuilerien (s. d.) Beachtung, ferner der Palast Luxemburg mit seinen Gärten in der Vorstadt St.-Germain, einst der Sitz des Directoriums; dann wurde er dem Senat eingeräumt, und jetzt hält die Pairskammer hier ihre Sitzun-

gen. Die zehn Linien wurde von der Reichsstadt verwaltet. Die Verwaltungsbehörden waren das Landamt, das Landgericht, das Landgericht, das Landgericht

Mazarine, die de l'arsenal, die der Ecole des mines, der Cour de cassation anzuführen. Auch die Kammer der Deputirten und die Kammer der Pairs sind mit ansehnlichen Büchersammlungen ausgestattet. Über das Museum der Künste im Louvre s. d. und Museum. Das Museum für Naturgeschichte, das reichste seiner Art in Europa, ist in den Gebäuden des Pflanzengartens aufgestellt. Die Ausdehnung dieser Sammlung, die Seltenheit und der Reichthum vieler der hier aufgestellten trefflich erhaltenen Naturerzeugnisse und die geschickte Anordnung und Aufstellung des Ganzen verdienen das größte Lob. Nicht minder verdient der Pflanzengarten selbst und die in dems. befindliche Menagerie die Beachtung des Fremden. Das Museum der franz. Monumente, das Le Noir seine Entstehung verdankte, war bestimmt, die Kunstdenkmäler aus der franz. Geschichte, welche sich in Klöstern, Kirchen und öffentlichen Gebäuden befanden, vor der revolutionnairen Wuth zu bewahren. Sie waren hier nach den Zeitaltern (dadurch auch die Fortschritte der Künste bezeichnend) aufgestellt. Nach der Restauration Ludwigs XVIII. haben aber viele der alten historischen Familien Frankreichs die ihnen eigenthümlich zugehörenden Denkmale (meist auf Familienverhältnisse Bezug habend) zurückgenommen, und dies Museum hat daher an Interesse viel verloren. Das Conservatorium der Künste und Gewerbe, eine große Sammlung von Modellen, ist für jeden Techniker höchst belehrend.

IX. In der Literatur ist Paris ebenfalls Frankreichs Hauptst. An der Spitze der öffentlichen literarischen Anstalten steht das Nationalinstitut (s. d.). An dem Bureau des longitudes sind die ausgezeichnetsten Astronomen und Geometer angestellt. Viele gelehrte Gesellschaften beschäftigen sich mit der Cultur einzelner Wissenschaften, z. B. mit Medicin, Chirurgie, Landwirthschaft, den schönen Künsten, der Industrie ꝛc. Die pariser Universität, eine sehr alte Anstalt, durch die Revolution aufgehoben, unter Napoleon wieder hergestellt, ist in 5 Facultäten vertheilt: in die theologische, die für Rechtswissenschaften, die medicinische, in die philologische und in die für die Naturwissenschaften. Die Vorlesungen sind unentgeltlich; die Zahl der Studenten beträgt an 4000. Außerdem hat Paris 4 große Lyceen, Collèges genannt: Ludwigs XIV., Heinrichs IV., das Collège Bourbon und das Karl d. Gr. Das Collège royal de France mit Professoren für Mathematik, Astronomie, Chemie, Geschichte, Gesetzgebung, orientalische Sprachen ꝛc., ist einer deutschen Universität an Bedeutung ähnlich. Die Specialschule für Medicin und Chirurgie ist eine wohl dotirte Anstalt. Im Pflanzengarten und bei dem Museum der Naturgeschichte werden, von dazu angestellten Professoren, in 13 verschiedenen Cursen, Vorlesungen über Zoologie, Mineralogie, Geologie, Botanik ꝛc. gehalten. Dieser ist noch die Specialschule für die schönen Künste beizuzählen. Die Normalschule ist bestimmt, Lehrer für die Secondairschulen im ganzen Reiche zu bilden. Die Militairschule ist zur Erziehung von 500 jungen Leuten bestimmt, deren Väter im Dienste fürs Vaterland gestorben sind. Die vortreffliche polytechnische Schule, eine Lieblingsschöpfung Napoleons, ist der Bildung von Ingenieurs, Architekten ꝛc. gewidmet. Auch die Veterinairschule, zu Alfort, ist hierher zu zählen. Privatvereine z. B. 4 religiöse und philanthrop. Gesellschaften der Lutheraner und Reformirten, die Hauptbibelgesellsch., mit 120 Töchtervereinen, die Missionsgesellschaft, die der christlichen Moral, und mehre literarische gibt es in verschiedenen Abstufungen und von verschiedenen politischen Farben. Die Société des bonnes lettres ist der reinen Monarchie zugewendet, das Athénée de Paris den constitutionnellen und den liberalen Ideen. Unter den zahllosen Privatanstalten für Journallecture ist eine der bedeutendsten, besonders für engl. Journalistik, die von Galignani.

X. Handel und Gewerbe. Die pariser Manufacturen liefern vorzüglich Luxusartikel, haben in diesen aber einen hohen Grad von Vollkommenheit und

Wohlfeilheit erreicht, sodaß ihr Absatz nach allen Theilen von Europa und nach den andern Welttheilen sehr bedeutend ist. Zu den wichtigsten gehören die Juwelir-, Gold- und Silberarbeiten, die sich durch Geschmack, zierliche Arbeit und niedrige Preise auszeichnen. In Uhren und Bronzearbeiten kann Niemand, besonders in den letztern nicht, mit den pariser Fabrikanten wetteifern. Im Porzellan thun es die pariser Fabriken allen andern, durch die schönsten Formen, die geschmackvollsten Verzierungen, Malereien und die niedrigsten Preise zuvor. Außerdem werden feine Blechwaaren (als Lampen), lakirte Artikel, künstliche Blumen, mathematische Instrumente, feine Glas- und Krystallartikel (wie Kronleuchter), plattirte- und Lederwaaren (wie Pferdegeschirre), die zierlichsten Tischlerarbeiten auf das vortrefflichste verfertigt; so auch Fußteppiche, von den Gobelins an, die man nur in den Gemächern fürstl. Personen, als Geschenke der franz. Regierung, findet, bis zu den gemeinsten herab, deren sich der Handwerker in seinem Festgemache bedient. Unter den zahlreichen Cattundruckereien zeichnen sich vor allen andern die zu Jouy von Oberkampf (s. d.) aus, welche die engl. an Haltbarkeit der Farben und an Geschmack in den Mustern weit übertreffen. Ein Hauptartikel des pariser Handels ist Frauenputz. Seit einem Jahrh. und länger hat Paris der Welt das Gesetz der Mode gegeben, und wenn auch in neuerer Zeit London ihm diesen Zepter schien entreißen zu wollen, so hat sich doch bald Alles wieder den Vorschriften unterworfen, welche von der Hauptstadt an der Seine aus sich über ganz Europa verbreiten. Ein wichtiger Industriezweig andrer Art sind der Buchhandel und die Buchdruckereien (600 Pressen). Was den Verlagshandel mit Werken der ältern und neuern franz. Literatur betrifft, so ist dieser für ganz Frankreich, sowol was Druck als was den Vertrieb im Großen betrifft, bloß auf Paris beschränkt, das auch allein den Handel mit dem Auslande führt. Jetzt wird, selbst London nicht ausgenommen, nirgends schöner gedruckt als in den Officinen Didot's, Crapelet's und andrer pariser Druckerherren. Der Gesammtwerth der Ausfuhrartikel bei den pariser Douanen beträgt über 46 Mill. Fr., darunter sind die beträchtlichsten: Seidenzeuche 6,457,000; Kramwaaren, 3,400,000; Buchhändlerart. 2,771,000 Fr.

XI. Öffentliche Belustigungen. Sitten. Man irrt, wenn man sich Paris im Ganzen als den „Tummelplatz der Frivolität und Ausgelassenheit" vorstellt. Daß sich unter einer Volksmenge von 770,000 Menschen, unter welchen 50,000 Fremde zu ihrem Vergnügen in Paris leben, viele Verderbte befinden müssen, die auf die Sitten nachtheilig zurückwirken, wird Niemand leugnen; wer wollte aber darum die Sitten von Paris nach den Promenaden der Freudenmädchen des Palais royal in den von der Polizei dazu eingeräumten wenigen Abendstunden beurtheilen? Die Pariser selbst werden in solchen groben Netzen weniger gefangen als die Fremden, welche diese Art des Vergnügens häufig mehr zu suchen als zu fliehen pflegen. In den höchsten Ständen ähnelt sich die Gesellschaft in ganz Europa; große Abgeschliffenheit der Form, strenge Beachtung des Schicklichen, kluge und geschickte Verhüllung alles Dessen, was man begehen will, die Convenienz aber als nicht zulässig und unerlaubt erklärt: dies sind ihre Gesetze. In den wohlhabenden mittlern Ständen herrschen in Paris, wie in ganz Frankreich, in der Mehrzahl der Familien strenge und edle Sitten, ja viel strengere als bei uns. Man erlaubt sich in Deutschland viel, das in Frankreich von der öffentlichen Meinung nicht geduldet wird. Auch in den untern Ständen und in der dienenden Classe findet man keineswegs eine solche Verwilderung, als die Ausschweifungen der Revolution anzunehmen uns wol veranlaßt haben. Heiterer, leichter Sinn, Witz, ausgebildeter gesunder Menschenverstand, Klugheit und Anstelligkeit charakterisiren im Allgemeinen den Franzosen; den Pariser insbesondere, vorzüglich in den höhern und mittlern Ständen, Feinheit, Grazie in

Sir Thomas Gresham, Knight, deceased, and the Heirs Males of the Body of the said Sir Thomas Gresham, lawfully begotten, and for Default of such Issue, to the Use of the Right Honourable Sir William Cecil, Knight, Lord Burghley, Lord High Treasurer of England, and the Heirs Males of the Body of the said Lord Burghley, lawfully begotten, and for Default of such Issue, to the Use of the Right Honourable Edward de Vere, Earl of Oxford, and the Heirs Males of the Body of the said Earl, lawfully begotten, and for Default of such Issue, to the Use of the Right Honourable Henry Earl of Derby, and the Heirs Males of the Body of the said Earl, lawfully begotten, and for Default of such Issue, to the Use of the Right Honourable Ambrose Dudley, Earl of Warwick, and the Heirs Males of the Body of the said Earl, lawfully begotten, and for Default of such Issue, to the Use of the Right Honourable Robert Dudley, Earl of Leicester, and the Heirs Males of the Body of the said Earl, lawfully begotten, and for Default of such Issue, to the Use of the Right Honourable Henry Earl of Pembroke, and the Heirs Males of the Body of the said Earl, lawfully begotten, and for Default of such Issue, to the Use of the Right Honourable Edward Earl of Lincoln, and the Heirs Males of the Body of the said Earl, lawfully begotten, and for Default of such Issue, to the Use of the Right Honourable Edward Earl of Hertford, and the Heirs Males of the Body of the said Earl, lawfully begotten, and for Default of such Issue, to the Use of the Right Honourable Edward Earl of Rutland, and the Heirs Males of the Body of the said Earl, lawfully begotten, and for Default of such Issue, to the Use of the Right Honourable Edward Earl of Bedford, and the Heirs Males of the Body of the said Earl, lawfully begotten, and for Default of such Issue, to the Use of the Right Honourable Edward Earl of Worcester, and the Heirs Males of the Body of the said Earl, lawfully begotten, and for Default of such Issue, to the Use of the Right Honourable Edward Earl of Sussex, and the Heirs Males of the Body of the said Earl, lawfully begotten, and for Default of such Issue, to the Use of the Right Honourable Edward Earl of Essex

schränkt, und wäre er über Provins nach der Yonne gezogen, so würde er daselbst alle seine Kräfte haben vereinigen können. Denn während er sich gegen Blücher gewendet und diesen nach Soissons hingetrieben hatte, war die Hauptarmee unter Schwarzenberg sogleich wieder vorwärts gegangen. Der Feldmarschall hatte nämlich durch den Sturm bei Bar sur Aube gegen Oudinot, am 27. Febr., den Übergang über die Aube erzwungen, Troyes aber, das nur 11 Stunden von Bar sur Aube entfernt ist, erst am 4. März besetzt. Am 15. endlich hatte auch Macdonald, von den Würtembergern und Giulay gedrängt, über Nogent und Bray auf das rechte Seineufer zurückweichen müssen. Zu gleicher Zeit ließ Schwarzenberg Sens besetzen; er stand jetzt näher an Paris als Blücher. Um jedoch Napoleon von seiner Hauptstadt zu entfernen, drang er nicht weiter vor, sondern zog mit seiner ganzen Macht an die Seine, von wo er entweder Napoleon am rechten Ufer angreifen oder Blücher beistehen konnte. Als er nun am 14. Abends die Nachricht von Blücher's Siege bei Laon erhalten hatte, ließ er zwar am 15. den Feind in den Wäldern am rechten Seineufer angreifen, wandte sich aber schnell die Aube aufwärts, weil ihm Tettenborn's Reiter meldeten, daß die feindliche Hauptmacht von Rheims her an die Marne vorrücke. Er vereinigte daher seine Truppen bei Troyes, und zog sie, als Napoleon am 19. auch über die Aube gegangen war, zwischen dem linken Ufer dieses Flusses und dem rechten Ufer der Seine zusammen. So geschah es, daß er mit 90,000 M. am 20. März bei Arcis sur Aube auf Napoleon stieß. Schwarzenberg griff an; der Kampf dauerte von Mittag bis um Mitternacht, und die Verbündeten behaupteten den Wahlplatz. Napoleon wagte nicht, am 21. die Schlacht wieder anzunehmen, sondern beschloß jetzt, sich auf die Verbindungslinie des Hauptheeres zu werfen, um die Alliirten an ihren innern Seiten aufzurollen und sie durch Überflügelung zum Rückzuge zu zwingen. Er hätte dann die Besatzungen der Festungen in Lothringen und Elsaß mit sich vereinigt und durch den überall seit dem 6. März schon aufgebotenen Landsturm das feindliche Heer in die allergefährlichste Lage gebracht. In dieser Absicht trat er am 21. Mittags, im Angesicht des Feindes, den Marsch in dem Rücken des Feindes über Vitry an. Als aber der entschlossene Commandant dieses Platzes, der von 5000 Preußen und Russen mit 40 Kanonen besetzt war, der Oberst von Schwichoff, die Übergabe verweigerte, ging er bei Frignicourt über die Marne und zog nach St.-Dizier; seine Nachhut unter Oudinot und Sebastiani, welche von dem andringenden Feinde überwältigt, Arcis am 21. Abends nach einem mörderischen Kampfe räumen mußte, folgte ihm nicht ohne Verlust in der Nacht vom 22. zum 23., und erreichte am 24. Doulevent, wo sich der Landsturm von Lothringen und Hochburgund mit ihr vereinigte, während Napoleon selbst, dessen Heer jetzt 60,000 M. zählte, nach Chaumont zog und auf seinem Marsch die Zufuhr und die Eilboten der Verbündeten auffing. Aber schon hatte Schwarzenberg die Absicht des franz. Kaisers errathen und in dem Hauptquartiere zu Pougy, wo sich Alexander und Friedrich Wilhelm befanden, den Plan gemacht, sich Vitry zu nähern, um Blücher die Hand zu reichen, und sodann mit ihm vereinigt, ehe noch Napoleon zurückkommen könne, auf Paris zu marschiren. Depeschen von Berthier an Macdonald, die Napoleons Plan enthielten, fielen in die Hände der Verbündeten, und ein vom General Tettenborn aufgefangener Brief des franz. Kaisers an seine Gemahlin, der den Plan desselben ganz enthüllte, befestigte den Oberfeldherrn noch mehr in seinem Entschlusse. Ungeachtet nun das Hauptheer auf seiner Verbindungslinie mit dem Oberrheine bereits umgangen war, so wurde dennoch, weil die am 19. durch die Armee des Prinzen von Hessen-Homburg bewirkte Einnahme von Lyon den Rücken der Hauptarmee gegen die Schweiz hin sicherte, Schwarzenberg's Entwurf, dessen Ausführung gewissermaßen schon begonnen hatte, in dem Kriegsrathe der alliirten Monarchen am 23. genehmigt. Schwarzenberg bewies nämlich, und General

Chandos Co. 1742

Höhen von Belleville zu nehmen, und Barclay de Tolly schlug das feindliche Mitteltreffen unter dem General Compans bei dem Dorfe Lavillette, das zuletzt Prinz Wilhelm von Preußen und Woronzoff mit Sturm nahmen, während die Würtemberger und Giulay über Neuilly an der Marne und Nogent sur Marne gegen Vincennes vordrangen, wo die Abtheilung des Generalmajor Prinz von Hohenlohe die Brücke von Charenton erstürmte, in deren standhafter Vertheidigung 150 Zöglinge der Veterinairschule von Alfort den Tod für das Vaterland starben. Gleichzeitig war die schlesische Armee (Kleist, York und Langeron) unter Blücher über St.-Denis herangezogen; sie nahm sofort an dem Kampfe Theil, und Generallieutenant Langeron erstürmte Nachmittags um 3 Uhr den Montmartre. Unterdessen hatte aber bereits der von Schwarzenberg bei Belleville an die Barrieren von Paris zurückgedrängte Marmont einen Waffenstillstand vorgeschlagen, der um 3 Uhr zu Stande kam. Hierauf begaben sich um 6 Uhr Abends die Grafen Nesselrode, Orloff und Paar nach Paris, wo die Bedingungen der Übergabe am 31. des Morgens um 2 Uhr abgeschlossen wurden. Die Corps von Marmont und Mortier sollten um 7 Uhr aus Paris abziehen, die Feindseligkeiten aber vor 9 Uhr nicht erneuert werden; die Stadt wurde der Großmuth der Monarchen empfohlen. So fiel Paris, das seit 1420, wo Heinrich V., König von England, seinen Schwiegervater, den König von Frankreich, Karl VI., dahin zurückführte, keine fremden Truppen in seinen Mauern gesehen hatte, zum ersten Mal in Feindes Hand. Am 31. März um 11 Uhr hielten der Kaiser Alexander und der König von Preußen, an der Spitze von 36,000 M., unter dem Freudengeschrei der Menge ihren Einzug in Paris. Zugleich vernahmen sie den Ruf: Es leben die Bourbons! Hierauf erließ der Kaiser Alexander an demselben Tage Nachmittags um 3 Uhr eine Erklärung, daß die verbündeten Souveraine mit Napoleon nicht unterhandeln, daß sie Frankreichs alte Grenzen unversehrt erhalten, und die Constitution, welche die franz. Nation sich selbst geben würde, anerkennen wollten. — Das siegreiche Heer beobachtete in Paris die strengste Mannszucht. Der Einw. Ruhe und Sicherheit wurde durch nichts gestört, obgleich die eingerückten Truppen erst in der Nacht zum 1. April Brot und Verpflegung erhielten. Dieser Sieg bei Paris hatte den Verbündeten 9000 M. an Todten, darunter 187 Officiere, gekostet; die Franzosen verloren 4000 M., ohne die Gefangenen, und 109 Kanonen. — Unterdessen war Napoleon von Doulevent am 26. plötzlich nach St.-Dizier zurückgegangen, um dem verbündeten Heere, von dem er sich verfolgt glaubte, eine Schlacht zu liefern. Da stieß Oudinot am 26. auf Winzingerode's Vorhut unter Tettenborn und warf diesen auf Vitry, jenen auf Bar le Duc zurück. Am 27. schloß Napoleon Vitry ein; hier erfuhr er die Niederlage von Marmont und Mortier und den Marsch der Verbündeten nach Paris, konnte aber das Letztere nicht glauben, sondern hielt Winzingerode's Heerhaufen für ein Seitencorps. General Amey hatte ihm nämlich keine Nachricht von dem Marsche der Verbündeten gegeben oder geben können; und Napoleons Generalstab war damals nicht aus thätigen und sorgfältigen Männern zusammengesetzt. Statt also auf dem kürzesten Wege über Sezanne den Verbündeten nachzueilen, kehrte er über St.-Dizier nach Vassy zurück, und war am 29., über Doulevent hinaus, bis Doulancourt sur l'Aube marschirt, als er endlich Nachricht aus Paris erhielt. Sogleich sandte er den General Dejean in die Hauptstadt mit dem Befehle, Paris nicht durch eine hartnäckige Vertheidigung in Gefahr zu setzen. Doch kaum hatte er in einem doppelten Marsche über Bar sur Aube Troyes erreicht, so schickte er von hier den Befehl nach Paris, sich bis auf das Äußerste zu vertheidigen. Rasch zog er nun am 30. mit seinem Heere, das auf 70,000 M. angewachsen war, auf dem linken Seineufer über Sens nach Fontainebleau. Am 31. erreichte er selbst la Cour de France und Juvisſy, 4 Stunden von Paris, ging aber, als er die Übergabe der Hauptstadt erfuhr, nach Fontainebleau zurück,

wo er am 1. April sein letztes Bulletin erließ, nach welchem er den Krieg fortzusetzen entschlossen war, indem die aus Paris abgezogenen Corps von Marmont und Mortier in der Stellung bei Essonne ihm die Hand reichten. Allein die Einnahme von Paris hatte Frankreichs Willen und Streitkraft gelähmt. Schon am 2. April sprach der Senat Napoleons Absetzung aus. Darauf unterwarf sich Marmont (s. d.) mit seinem Corps am 4. den Beschlüssen der provisorischen Regierung. Endlich unterzeichnete Napoleon am 11. seinen Abdankungsvertrag, worauf der allgemeine Waffenstillstand vom 23., der die gegenseitige Räumung der Festungen und Frankreichs betraf, die Rückkehr Ludwigs XVIII. am 3. Mai und den pariser Frieden am 30. Mai 1814 zur Folge hatte. Was würde dagegen geschehen sein, wenn Paris sich zwei Mal vierundzwanzig Stunden länger vertheidigt hätte? Man hat den Kriegsplan der Verbündeten und noch mehr den Gang des Feldzugs selbst vielfach getadelt. Doch läßt sich der strategische Entwurf des ganzen Feldzugs von 1814 und die Wahl der zur Erreichung des Hauptzwecks angewandten Mittel nur dann richtig beurtheilen, wenn man die geheimen, darauf mit einwirkenden Triebfedern kennt und hierdurch auf denjenigen Standpunkt gestellt ist, auf welchem sich der Oberfeldherr bei der stufenfolgen Entwickelung der Begebenheiten befand. Auf der andern Seite ist so viel gewiß, daß Napoleon, obgleich auch in seinem Feldzugsplane Manches durch die außerordentliche Lage, in welcher er handeln mußte, nicht ganz befriedigend erklärt werden kann, sein Talent als Feldherr, und seine Kunst, sich angriffsweise zu vertheidigen, so lange er mit seinem kleinen Heere die Centralstellung festhielt, und gegen die doppelten Colonnen des Feindes eine innere Linie bildete, wodurch er Vortheile über die sechsfache Überzahl errang, indem er ihn mit seinen Kerntruppen bald hier, bald dort überfiel, nie so glänzend und so glorreich bewährt hat, als in dem Feldzuge von 1814. Vgl. die „Beiträge zu der Geschichte des Feldzugs in Frankreich in dem J. 1814 fg. (unter dem Kronpr. von Würtemberg) von d. Officieren d. königl. würtemb. Gen.-Q.-Stabs" (Stuttg., 3 Hefte, mit Planen); Prokesch's „Denkwürdigkeiten a. d. Leben des Feldmarsch. Schwarzenberg" (Wien 1823); und Koch's „Mém. p. serv. à l'hist. de la camp. de 1814" (Par. 1819, 2 Bde.). K.

Paris, Einnahme von, im J. 1815. Durch eine Kette von Mißgriffen der Bourbons und die große Anhänglichkeit der Truppen an ihren vormaligen Führer ward das staunenswerthe Ereigniß möglich, daß der kaum vor Jahresfrist vertriebene Napoleon, ohne auf nennenswerthen Widerstand zu stoßen, wie im Triumphzuge von Cannes nach Paris marschirte und den Thron von Frankreich zum zweiten Male bestieg. Nach der Schlacht von Waterloo (s. d.) war dem Marschall Davoust der Oberbefehl über das etwa 60,000 M. starke Heer übertragen worden, welches zur Vertheidigung von Paris vorhanden war. Die Stadt war an der nördlichen und östlichen Seite schwer anzugreifen, da nicht allein der Montmartre und die Höhen von Belleville, sondern auch die in der Ebene davor liegenden Dörfer durch Verschanzungen, mit vieler Artillerie besetzt, gesichert waren, und der Erfolg eines Sturms auf diese große verschanzte Stellung zweifelhaft, ein ungeheurer Menschenverlust aber gewiß blieb. Die preuß. Armee traf am 29. Juni vor diesen Linien ein; am 30. hatten die Feldmarschälle Blücher und Wellington eine Unterredung zu Gonesse, in welcher beschlossen ward, daß die engl. Armee vor den Linien stehen bleiben, die preuß. unterhalb der Stadt über die Seine gehen und sie von Versailles her angreifen sollte. Dadurch ward jene ganze Befestigung unnütz, indem entweder Paris an seiner schwächsten Seite angegriffen, oder durch Abschneidung aller Lebensbedürfnisse, die es aus der Normandie zieht, zur Übergabe gezwungen ward. Diesem Beschluß gemäß marschirte am Abend des 30. das 1. und 3. preuß. Corps rechts ab nach St.-Germain, das 4. blieb bis zur Ankunft der Engländer in der bisherigen Stellung; am 2. Jul. ging das 3. Corps über

Verſailles nach Pleſſis Piquet, das 1. über Vaucreſſon und Sevres nach Meudon; das 4. als Reſerve nach Verſailles. Der Feind war bei Sevres und Pleſſis Piquet bis nach Vaugirard und Montrouge zurückgeworfen und Iſſy beſetzt. — In einem zu Paris gehaltenen Kriegsrathe waren faſt alle Anführer darin einſtimmig, daß die Stadt nicht länger zu halten ſei. Um indeß das Letzte zu verſuchen, drang am Morgen des 3. Vandamme noch mit 10,000 M. vor und begann den Angriff auf Iſſy; er ward nach einem mehrſtündigen blutigen Gefecht zurückgeworfen, und die Übergabe der Stadt nun ſogleich beſchloſſen. — In St.-Cloud kam noch an dieſem Tage die Capitulation (oder Militairconvention Blücher's und Wellington's mit Eckmühl) zu Stande, nach welcher das franz. Heer Paris binnen 3 Tagen räumen, binnen 8 Tagen hinter der Loire ſein, den 5. Juli der Montmartre, den 6. alle Barrieren übergeben werden ſollten. Am 7. Jul. zog das 1. preuß. Corps durch die Barriere der Militairſchule, ein Theil des engl. Heeres durch die von St.-Denis ein; am folgenden Tage langte Ludwig XVIII. wieder in ſeiner Hauptſtadt, am 10. der Kaiſer von Rußland und König von Preußen dort an; die vom Oſten herandringenden Heere trafen bald nachher ebenfalls ein, und ſo ſah denn das gedemüthigte Frankreich zum zweiten Male ein europäiſches Heer ſiegreich in ſeiner Hauptſtadt verſammelt. M. B.

Pariſer Friedensſchlüſſe: 1) Der zwiſchen Frankreich und Spanien mit Großbritannien und Portugal, am 10. Febr. 1763, endigte den ſiebenjährigen Krieg. Frankreich verzichtete auf Akadien (Neuſchottland) und überließ ganz Canada und Cap Breton an England; doch behielt Frankreich das Recht der Fiſcherei bei Terreneuve. Großbritannien gab Guadeloupe, Martinique und St.-Lucie an Frankreich zurück, behielt aber Grenada, Dominique und Tabago, ſowie die Colonie am Senegal und Minorca. An Spanien gab England Havanna zurück, erhielt aber ganz Florida von Spanien. Dafür überließ Frankreich an Spanien Luiſiana. — 2) Vom 3. Sept. 1783. Englands mit Frankreich, Spanien und Nordamerika, nachdem mehre Präliminarverträge jenen Hauptfriedensſchluß vorbereitet hatten, und der vom 20. Mai 1784 mit den verein. Niederlanden. Großbritannien erkannte die 13 verein. Provinzen Nordamerikas als ſouveraine Staaten an; Frankreich erhielt nebſt St.-Lucie die übrigen Colonien zurück und behielt Tabago und Senegal; Spanien behielt Minorca und bekam Florida zurück; die Niederländer mußten Negapatnam in den Händen der Briten laſſen. — 3) Der erſte pariſer Friede, 30. Mai 1814, beſtand in 4 beſondern Verträgen Frankreichs mit Öſtreich, Rußland, Preußen und Großbritannien. (S. Frankreich ſeit 1814.) Deutſchlands Staaten ſollten durch ein Föderativband vereinigt werden; der Schweiz ward die Unabhängigkeit, in den Niederlanden dem Hauſe Oranien die Souverainetät und Belgien zuerkannt u. ſ. w. 4) Der 2. pariſer Friede oder der Vertrag vom 20. Nov. 1815. (S. Frankreich ſeit 1814.) An demſelben Tage erneuerten Öſtreich, Rußland, Großbritannien u. Preußen den Vertrag von Chaumont (ſ. d.) und vereinigten ſich zur Aufrechthaltung des 2. pariſer Friedens.

Pariſer Theater. Über die Geſchichte der franz. Schauſpielkunſt ſ. d. A. Franzöſiſches Theater. Von ihrem Charakter wollen wir hier nur im Allgemeinen anführen, daß er im höhern Luſtſpiel, im lyriſchen Luſtſpiel (der ſogenannten komiſchen Oper) und in den leichtern Intrigueſtücken wol unnachahmlich iſt, daß aber auch die höhere Tragödie, ungeachtet ihres oft unnatürlichen Pathos und der ſteifen abgezirkelten Förmlichkeit des mimiſchen und recitirenden Darſtellungsſtyls des Franzoſen, weſentliche und nachahmungswerthe Vorzüge vor unſerer deutſchen Bühne hat. Der Ausländer wird auch bald den beſſern Geſchmack der Pariſer in Allem, was zum Bühnenweſen gehört, wahrnehmen. Mit der Einfachheit und Würde, die bei der Darſtellung eines franz. Trauerſpiels und der höhern franz. Komödie unerlaßliche Bedingungen ſind, würde in Deutſchland kein

Matthews keep pitching till I get there." Then to Thomas while Booker Washington was talking: "Tom, you've got to get me a ticket to Chicago. I've got to be there." Thomas had left the room. Matthews replied: "Mr. Washington, I'll get you a ticket to Chicago." Then to Thomas: "Tom, you've got to get me a ticket to Chicago. I've got to be there." Thomas replied: "Mr. Matthews

Zeit. Zwar ist jetzt manch neuer Zug in seinem Leben aufgetreten und manche Seite seines Charakters hervorgetreten, die früher nicht sichtbar war, aber das Wesentliche ist dasselbe geblieben. Er ist noch immer der Mann, der sich durch nichts beirren läßt, der seinen Weg geht, ohne sich um Hindernisse zu kümmern, der sich durch nichts von dem, was er sich vorgesetzt hat, abbringen läßt. Er ist noch immer der Mann, der sich durch nichts aufhalten läßt, der sich durch nichts einschüchtern läßt, der sich durch nichts abschrecken läßt. Er ist noch immer der Mann, der sich durch nichts verblüffen läßt, der sich durch nichts verwirren läßt, der sich durch nichts irre machen läßt. Er ist noch immer der Mann, der sich durch nichts ablenken läßt, der sich durch nichts zerstreuen läßt, der sich durch nichts zerfahren läßt. Er ist noch immer der Mann, der sich durch nichts ermüden läßt, der sich durch nichts entmutigen läßt, der sich durch nichts verdrießen läßt. Er ist noch immer der Mann, der sich durch nichts verdrießlich machen läßt, der sich durch nichts verstimmen läßt, der sich durch nichts verärgern läßt. Er ist noch immer der Mann, der sich durch nichts verbittern läßt, der sich durch nichts verhärten läßt. Er ist noch immer der Mann, der sich durch nichts verhärten läßt, der sich durch nichts verbittern läßt, der sich durch nichts verärgern läßt. Er ist noch immer der Mann, der sich durch nichts verstimmen läßt, der sich durch nichts verdrießlich machen läßt, der sich durch nichts verdrießen läßt, der sich durch nichts entmutigen läßt, der sich durch nichts ermüden läßt, der sich durch nichts zerfahren läßt, der sich durch nichts zerstreuen läßt, der sich durch nichts ablenken läßt, der sich durch nichts irre machen läßt, der sich durch nichts verwirren läßt, der sich durch nichts verblüffen läßt, der sich durch nichts aufhalten läßt, der sich durch nichts einschüchtern läßt, der sich durch nichts abschrecken läßt. Er ist noch immer der Mann, der sich durch nichts beirren läßt, der seinen Weg geht, ohne sich um Hindernisse zu kümmern, der sich durch nichts von dem, was er sich vorgesetzt hat, abbringen läßt. Er ist noch immer der Mann, der sich durch nichts aufhalten läßt, der sich durch nichts einschüchtern läßt, der sich durch nichts abschrecken läßt. Er ist noch immer der Mann, der sich durch nichts verblüffen läßt, der sich durch nichts verwirren läßt, der sich durch nichts irre machen läßt. Er ist noch immer der Mann, der sich durch nichts ablenken läßt, der sich durch nichts zerstreuen läßt, der sich durch nichts zerfahren läßt. Er ist noch immer der Mann, der sich durch nichts ermüden läßt, der sich durch nichts entmutigen läßt, der sich durch nichts verdrießen läßt. Er ist noch immer der Mann, der sich durch nichts verdrießlich machen läßt, der sich durch nichts verstimmen läßt, der sich durch nichts verärgern läßt. Er ist noch immer der Mann, der sich durch nichts verbittern läßt, der sich durch nichts verhärten läßt. Er ist noch immer der Mann, der sich durch nichts verhärten läßt, der sich durch nichts verbittern läßt, der sich durch nichts verärgern läßt. Er ist noch immer der Mann, der sich durch nichts verstimmen läßt, der sich durch nichts verdrießlich machen läßt, der sich durch nichts verdrießen läßt, der sich durch nichts entmutigen läßt, der sich durch nichts ermüden läßt, der sich durch nichts zerfahren läßt, der sich durch nichts zerstreuen läßt, der sich durch nichts ablenken läßt, der sich durch nichts irre machen läßt, der sich durch nichts verwirren läßt, der sich durch nichts verblüffen läßt, der sich durch nichts aufhalten läßt, der sich durch nichts einschüchtern läßt, der sich durch nichts abschrecken läßt. Er ist noch immer der Mann, der sich durch nichts beirren läßt, der seinen Weg geht, ohne sich um Hindernisse zu kümmern, der sich durch nichts von dem, was er sich vorgesetzt hat, abbringen läßt. Er ist noch immer der Mann, der sich durch nichts aufhalten läßt, der sich durch nichts einschüchtern läßt, der sich durch nichts abschrecken läßt. Er ist noch immer der Mann, der sich durch nichts verblüffen läßt, der sich durch nichts verwirren läßt, der sich durch nichts irre machen läßt. Er ist noch immer der Mann, der sich durch nichts ablenken läßt, der sich durch nichts zerstreuen läßt, der sich durch nichts zerfahren läßt. Er ist noch immer der Mann, der sich durch nichts ermüden läßt, der sich durch nichts entmutigen läßt, der sich durch nichts verdrießen läßt. Er ist noch immer der Mann, der sich durch nichts verdrießlich machen läßt, der sich durch nichts verstimmen läßt, der sich durch nichts verärgern läßt. Er ist noch immer der Mann, der sich durch nichts verbittern läßt, der sich durch nichts verhärten läßt. Er ist noch immer der Mann, der sich durch nichts verhärten läßt, der sich durch nichts verbittern läßt, der sich durch nichts verärgern läßt. Er ist noch immer der Mann, der sich durch nichts verstimmen läßt, der sich durch nichts verdrießlich machen läßt, der sich durch nichts verdrießen läßt, der sich durch nichts entmutigen läßt, der sich durch nichts ermüden läßt, der sich durch nichts zerfahren läßt, der sich durch nichts zerstreuen läßt, der sich durch nichts ablenken läßt, der sich durch nichts irre machen läßt, der sich durch nichts verwirren läßt, der sich durch nichts verblüffen läßt, der sich durch nichts aufhalten läßt, der sich durch nichts einschüchtern läßt, der sich durch nichts abschrecken läßt.

da sie häufig nicht bloß hier Rollen zu spielen pflegen. 1823 waren die ersten Künstler in der Oper: die Herren Nourrit, Derivis, Dabadie, Bonel, Prevost, und die Damen Grassari, Dabadie, Sainville, und im Tanz die Damen Bigottini, Hulin, Anatole, Albert, Marinette, Fanny Bias, Elie, Noblet, und die Herren Paul, Albert, Noblet, Milon, Montjoie, Capelle, Coulon, Gosselin u. A. Die Preise der Plätze sind nach deutschem Maßstab hoch: Balcon 10 Fr.; erste und zweite Loge 7 Fr. 10 S.; Parterre 4 Fr.

2. **Théâtre français** (auch wol **Premier Théâtre français** gen.) in der Straße Richelieu und mit dem Palais royal zusammenhängend. Der erste Ursprung dieses Theaters fällt in d. J. 1518, wo es im **Hôtel Bourgogne** errichtet wurde. Molière verband sich 1650 damit. Von 1689 an wurde es in die Straße **Fossés St.-Germain**, 1770 in die Tuilerien, 1782 ins Odeon, und als dies 1799 abbrannte, in das jetzige Gebäude verlegt, dessen Erbauer der Architekt Louis war. Das Haus bildet inwendig eine Art von Circus. Die Galerie wird von 26 dorischen Säulen getragen, die in einem ununterbrochenen Halbkreise um das Parterre gehen. Zwischen diesen sind die Logen. Dies Theater wurde 1787—89 erbaut und 1822 unter der Direction von Percier und Fontaine im Innern sehr verändert. Der größere Theil der Säulen, der der Aussicht auf die Bühne hinderlich war, hat Ruthen von Gußeisen Platz gemacht; auch durch andre Vertheilungen des Raums hat das Innere an Schönheit und Bequemlichkeit gewonnen. Rund um das Gebäude geht eine bedeckte Galerie, in der sich eine Menge kleiner Buchhändler und Quincailleriekrämer befinden. — Das Repertoire dieser Bühne besteht lediglich aus den als classisch anerkannten dramatischen Meisterwerken der ältern und neuern franz. dramatischen Literatur, sowol in der Tragödie als in der höhern Komödie. Ebenso theilen sich die Schauspieler in diese zwei Hauptgattungen, und nur selten wird es ein jugendliches Talent wagen, sich in beiden zugleich zu versuchen. Hier sieht man also die unsterblichen Meisterwerke des Corneille, Racine, Voltaire, Crébillon, Molière darstellen, und zwar wie die Tradition diese Darstellungen im eigentlichen Charakter der franz. Bühne erheischt. Durch die Darstellung der franz. Tragödie wird sich der Ausländer, besonders der Deutsche, zuerst zurückgestoßen fühlen, bis er sich an sie gewöhnt, wo er dann ihre wahren Vorzüge erkennt; um so mehr wird ihn die höhere Komödie, wie sie auf diesem Theater heimisch ist, anziehen. Hier verbindet sich die höchste Wahrheit mit dem feinsten Weltton und der größten Einfachheit. Es sind die täuschendsten Naturgemälde der vergangenen oder der jetzigen Zeiten, wenn es dem Dichter selbst gelungen war, die Züge derselben nur einigermaßen richtig aufzufassen, denn unter dem Spiele der Künstler dieser Bühne scheint sich jedes Gemälde zu veredeln und einen höhern Charakter der Kunstbildung anzunehmen. Von den Schauspielern der frühern Zeiten nennen wir einige, deren Ruhm sich bis jetzt als classisch erhalten hat: Baron, Brizard, Lekain, Clairval, Molé, Larive, Fleury, Aufresne, Dufresne, Grandmenil, Grandval, Monvel, St.-Phal, Preville, St.-Prix, Vanhove; und von Frauen: Lecouvreur, Gaußin, Dumesnil, Clairon, Devienne, Contat, Raucourt. Gegenwärtig ist das tragische Fach insbesondere in den Händen von Lafont und der Damen Duchesnois und Paradol, und das komische in denen von Damas, Faure, Granville, Michelot, Baptiste, Michot und Armand, sowie der Damen Mars (eine der ersten Schauspielerinnen, die je die franz. Bühne betraten), Bourgoing, Leverd, Hervey, Dupuis und Mante.

3. Die komische franz. Oper, auch die **Comédie lyrique** und im gemeinen Leben von der Straße, wo es sich befindet, **Théâtre Feydeau** genannt, eines der anmuthigsten pariser Theater. Wenn auch einige ausgezeichnete Künstler, die im Anfange dieses Jahrh. in der ersten Blüthe ihrer Talente waren (Ellevion, Martin, Gavaudan, Mad. St.-Aubin, Mad. Gavaudan u. A.), sich jetzt zum

Theil zurückgezogen haben, so ist ihm doch Reiz genug geblieben und wieder neu geworden, um hier die heitersten Abende zubringen zu können. Die auf dieser Bühne einheimische Gattung ist auch in Deutschland so beliebt geworden, daß die Repertoires der deutschen Bühnen für die komische Oper fast aus nichts als aus Übersetzungen der Stücke bestehen, welche für dieses Theater geschrieben und componirt sind. „Joconde", „La folie", „Aschenbrödel", „Ein Haus ist zu verkaufen", „L'opéra comique", „Adolf und Clara", „Rothkäppchen" und früher die Grétry'schen Compositionen, wie „Zemire und Azor" u. s. w., gehören dahin. Die vorzüglichsten Componisten, welche für dasselbe geschrieben haben, sind Nicolo, Méhul, Berton, Grétry, Dalayrac, Monsigny, Boyeldieu, Blangini, Solié, Dezedes u. A. — Von den Dichtern der beliebtesten Stücke dieser Bühne nennen wir: Etienne und Hofmann, außerdem Bouilly, Nanteuil, Sedaine, Duval, Dupaty, Scribe u. A. Zu den beliebtesten darstellenden Künstlern dieser Bühne sind zu zählen: Martin, der erste Sänger in seiner Gattung und in seinem von ihm geschaffenen Fache seiner Bedienten in den Sitten unserer Zeit unnachahmlich; dann Chenard, Juliet, Ponchard, Huet, Darancourt, Castel und die Damen Boulanger, Ponchard, Paul, Pradher, Rigaud u. A.

4. Odeon, oder second Théâtre français, in der Vorstadt St.-Germain, neben dem Luxemburg. Dasselbe wurde 1791 nach den Zeichnungen von Peyre und Wailly gebaut; man nannte es damals Théâtre français, da die erste Schauspielergesellschaft, welcher diese Bezeichnung gegeben wird, hier ihre Vorstellungen gab. Am 20. März 1799 brannte es ab; man baute es wieder aus, und jetzt wurde es einer zweiten Schauspielergesellschaft eingeräumt, die mit dem ersten franz. Theater in Wetteifer treten sollte. Von dieser Zeit an nennt man es Théâtre de l'Odéon. 1818, wiederum d. 20. März, wurde es zum zweiten Mal eingeäschert, aber schon am 2. Oct. 1819 wieder eröffnet. Sowol die äußere Architektur als die innere Einrichtung dieses Odeontheaters ist reich und geschmackvoll, letztere dabei ausgezeichnet bequem. Die Gattung der hier dargestellten Stücke ist der des premier Théâtre français völlig gleich und beide Bühnen wetteifern mit einander. Das ältere Repertoire der franz. dram. Classiker kann von beiden Theatern gegeben werden; von den lebenden dramat. Dichtern hat jede Bühne ihr besonderes Repertoire. Madem. Georges ist die vorzüglichste Stütze dieses Theaters. Als Medea, Semiramis, Phädra, Merope, Agrippine, als Salome in der neuen Tragödie „Les Machabées", von Soumet, verdient diese Künstlerin die größte Bewunderung. Außerdem sind im tragischen Fach Joanny, Lafargue und David, und in der Komödie Faure und die jüngere George zu bemerken. So nützlich das Dasein dieses zweiten Théâtre franc. gehalten wird, um das Haupttheater anzufeuern, dem Übermuth seiner Künstler ein Gegengewicht und den dramat. Dichtern größern Spielraum zu geben: so erhält es sich doch nur mit Mühe und durch die bedeutenden Zuschüsse, welche die Regierung gibt.

5. Italienische Oper. Dieses Theater ist der Sammelplatz der ersten pariser Gesellschaft, der vornehmen Welt. Die innere Einrichtung ist ebenso bequem als geschmackvoll. Das Orchester wird für das vollkommenste in seiner Art gehalten. Die Regierung begünstigt diese ital. Oper als eine Schule und als Vorbild des guten Gesangs, und die Direction ist sehr wachsam, um die Schauspielergesellschaft stets vollständig und gut zu erhalten. In den letzten Jahren waren es vorzüglich Mad. Fodor, Galli, Pasta und Cinti, welche das Publicum ebenso sehr durch ihren Gesang als durch ihr Spiel entzückten. Die vorzüglichsten Künstler dieser Bühne waren Dongelli, Garcia, Graciani, Pellegrini, Levasseur, Bordogni, Zuchelli. Diesen 5 größern Theatern folgen 3 kleinere Volkstheater:

6. Théâtre du vaudeville. In der Straße Chartres. 7. Gymnase dramatique, und 8. Théâtre des variétés. Beide auf den Boulevards. In diesen

Theatern gibt es beständig die mannigfachste Abwechslung im Repertoire, sehr häufig Stücke und ein Autor, der gewissen Stückarten Stoff zum Arbeiten und zu neuen Dingen oder Gestaltungen abgewinnen, in einem neuen Genre. Die Leistungen des gebildeten Publikums sind sehr gegen früher gestiegen, und es kann heute Zweifeln ungewiesen, die nicht so leicht verstanden werden, keine geschmacklosen Zweideutigkeiten, keine Anspielungen, deren Sinn nicht jedermann begreift, Gemeinheit und Plumpheit gefallen; nur für den Witz, der geistreichen, der feinen Satire applaudiren, wo sie vorkommen. Ein Autor, der sein Publikum täglich sieht, muß es studiren; bei Gefahr des Sturzes ist ihm nicht gestattet, über einige und dreißig Jahre alt zu werden, ohne sich zu überleben, ohne in seinen Stoffen und an einer Weltlichkeit auf einem Standpunkt stehen zu bleiben, der nicht mehr der Standpunkt des Publikums ist. Ein Autor, der sich nicht fortbildet, fortlernt und seinen Stoffen entsprechend wendet, Maske und Kostüm beginnt bald in Widerspruch mit dem Geschmack des Publikums zu kommen, und dasselbe mag ihn nicht mehr, es erhält nur seine Reflexionen. Ich schließe, es ist das Publikum, das die Theater macht, und nicht die Theater das Publikum, wie sehr auch Einzelne gefallen wollen. Es ist eine stete Wechselwirkung auf den andern. Alles ist in Bewegung, nur nicht das Publikum, das sich in seinen Neigungen beständig auf seinen Höhen. Das beherrscht heute 3 Theater von einer Leitung bei Gewinnen, beiden Abnahmen selbst bei den ersten Theatern Europa's Gewinnen, Zuwachs an Gewinnen, so daß heute 3 Theater, 3 Direktionen, 3 Autor-Genies, Spielern für die Leben unübersteigliche Klassen, 3 Familien-Vermögen machen, wo vor 30 Jahren 30 Theater kaum Eines machten. Und der Eine große Autor Lebender arbeitet für heute 3 Theater. Wer soll heute noch Theater machen, Autor sein?

5. Theater de la Porte St.-Martin. 10. Théâtre de la gaieté. 11. Ambigu-comique. Diese 3 Theater haben Alle 2 Logen-Ränge, Parterre, Amphitheater, Parquette und Balkon. Die beiden ersten sind mehr für die niederen Stände bestimmt. Das erstere besitzt seine Glanzperiode in Melodramen, wie hier die des sinkenden Decorationen, Prunkstücken, glänzende Costümirungen, Pferden, Elephanten, Kameelen, Affen, Wasser, Feuer, Gefahr, und Rettungsmomenten hier; je gefährlicher, desto besser. Diese junge Theater können sich hier, wo kaum 30 Jahre alt, keiner Antiken Schätze rühmen, wie die Italiener, die in Mailand, Mailand wurde 1778 vom Architekten Piermarini 75 Fuß hoch gebaut, mit neun, neun Fuß hohen Logen, Parterre, Amphitheater und Balkon, und Logen-Ränge, und hat einen Raum von der Umschließung von großen Tiber, so daß die Decorationen in Einem Augenblicke von Acht Seiten gesehen werden, die 2 Seitenwände und andere Personen haben. Dies Theater, französische Theater muß sich befinden. Es hat 1811 Personen Sitzraum, Parterre hat 20 Reihen Sitze, 2 Reihe die Journalisten. Die Schönheit der inneren Einrichtung besteht Bronzen. Die Decorationsstücke, in denen die Familie Franconi vom Circus Olympique an dem Ende in ausgezeichnet gestellt ist, gehen fast beim ausgelassenen Theaterstücke heran. Die Schuld kann in der Aufführung einer schwachen oder unverständlichen Rolle, und Decorationen, in denen Aufzüge, Gruppirungen, Tänze und Manoeuvres mit Pferden, Elephanten, Kameelen, Reitknechten und Reitern Franconi aufgeführt werden. Pferden, Wasser, Gaze, Tanz, der ruhende Moment, ein Gemälde, ein Theatralisch Bedeutendes, Alles, was Theater ausmacht, ein Genuß für den theatralischen Künstler und den wenigstens Kenner nicht fort leben können. Das ist ein Theaterstück, das nicht für Kenner, das nicht für den Durchgang der Passanten, eine solche Theatre da ausgie genannt. Eine Theater muß Gesellschaftsraum, spezielle Künstlich-Bedürfnisse enthalten.

Hut, m., ahd. huot, Schutz, Wache, Obhut, Gefängnis, Haft, Gefahr, Sorge, Vorsicht, Hüter, Wächter, Hirt, Schutzwehr, Schutzdach, Hut, Helm, mhd. huot, Schutz, Wache, Obhut, Gefängnis, Haft, Gefahr, Sorge, Vorsicht, Hüter, Wächter, Hirt, Schutzwehr, Schutzdach, Hut, Helm, mnd. hôt, Schutz, Wache, Obhut, Gefängnis, Haft, Gefahr, Sorge, Vorsicht, Hüter, Wächter, Hirt, Schutzwehr, Schutzdach, Hut, Helm, mnl. hoet, Schutz, Wache, Obhut, Gefängnis, Haft, Gefahr, Sorge, Vorsicht, Hüter, Wächter, Hirt, Schutzwehr, Schutzdach, Hut, Helm, nl. hoed, Hut, Helm, aengl. hôd, Schutz, Wache, Obhut, Gefängnis, Haft, Gefahr, Sorge, Vorsicht, Hüter, Wächter, Hirt, Schutzwehr, Schutzdach, Hut, Helm, engl. hood, Kapuze, Haube, Verdeck, Hut, Helm, anord. hattr, Hut, Helm, schwed. hatt, Hut, Helm, dän. hat, Hut, Helm, got. hatts, Hut, Helm, zu got. hatjan, hassen, anfeinden, ahd. hazzôn, hassen, anfeinden, mhd. hazzen, hassen, anfeinden, mnd. hatten, hassen, anfeinden, mnl. hatten, hassen, anfeinden, nl. haten, hassen, anfeinden, aengl. hatjan, hassen, anfeinden, engl. to hate, hassen, anfeinden, anord. hatta, hassen, anfeinden, schwed. hata, hassen, anfeinden, dän. hade, hassen, anfeinden, got. hatis, Hass, Feindschaft, ahd. haz, Hass, Feindschaft, mhd. haz, Hass, Feindschaft, mnd. hât, Hass, Feindschaft, mnl. haet, Hass, Feindschaft, nl. haat, Hass, Feindschaft, aengl. hete, Hass, Feindschaft, engl. hate, Hass, Feindschaft, anord. hatr, Hass, Feindschaft, schwed. hat, Hass, Feindschaft, dän. had, Hass, Feindschaft, got. hatiza, Feind, ahd. hazzo, Feind, mhd. hazze, Feind, mnd. hât, Feind, mnl. haet, Feind, nl. haat, Feind, aengl. hetta, Feind, engl. hater, Feind, anord. hatari, Feind, schwed. hatare, Feind, dän. hader, Feind

zwar in einzelnen Fällen malerisch sein, allein in der Regel mißfällt sie. Läuft ein natürlicher Fluß durch den Park, oder liegt eine wahre Ruine darin, so mag man wol den glücklichen Fall aufs Beste benutzen; die künstlich geschaffenen hingegen sind gewöhnlich von schlechter Wirkung. Auch mit dem künstlichen See sieht es mißlich aus; Großheit läßt sich selten hervorbringen. Damhirsche sind die natürlichsten Bewohner des Parks, und allerdings sehr schön; allein Rindvieh- und Schafheerden sind auch schön und nützlicher. Außer den Parks gibt es in England noch kleinere Anlagen zu Privatgebäuden, oder in Städten, welche man **Pleasure ground**, Lustthal, nennt, zum Beweise, daß nicht jede engl. Anlage auch ein Park sei. dd.

Park (Mungo), ein Wundarzt aus Schottland, bekannt durch seine Reisen in Afrika. Er war eben von einer Reise nach Indien zurückgekehrt, als die u. d. N. **African association**, zur Erforschung des Innern von Afrika, seit 1768 zu London errichtete Gesellschaft die Nachricht von dem durch Verschmachtung oder Meuchelmord herbeigeführten Tode des Majors Houghton erhielt, welcher auf ihre Kosten eine Reise nach Afrika unternommen hatte. P. erbot sich zu einer gleichen Unternehmung, erhielt die Genehmigung, und brach am 22. Mai 1795 nach der engl. Factorei Pisania am Gambia auf, wo er sich einige Monate zu seiner Reise vorbereitete und die Mandingosprache erlernte. Von W. nach O. durchstreifte er die Königreiche Mulli, Bondu, Kädschaga, Kasson, Kaarta und Ludumar. In letzterm gerieth er im Anfange des Märzes 1796 nahe bei der Gegend, wo sein Vorgänger Houghton den Tod gefunden hatte, in die Gefangenschaft des mauriſchen Königs Ali, wo er der rohesten Behandlung und den offenbarsten Lebensgefahren so preisgegeben war, daß er den verzweiflungsvollen Entschluß faßte, auf gut Glück, des Zwecks seiner Reise eingedenk, landeinwärts zu fliehen. Das Wagestück gelang ihm so glücklich, daß er in der dritten Woche seiner Flucht, am 20. Jul. 1796, das große Ziel seine Reise, den Niger, erblickte, dessen Lauf er so lange verfolgte, bis er sich unübersteiglicher Hindernisse wegen zur Rückreise entschließen mußte. Den Weg westwärts längs des Niger nehmend, kam er im Sept. im Königreiche Manding zu Kamilia an, wo er Krankheit und Sicherheit wegen 7 Monate verweilen mußte. Ein Sklavenhändler, mit dem er einen Accord schloß, brachte ihn von da am 10. Juni 1797 nach der engl. Factorei am Gambia, wo er vor 18 Monaten abgereist war, zurück; am 15. ging er über Antigua nach London ab und traf daselbst am 25. Dec. nach einer Abwesenheit von 2 J. und 7 Mon. glücklich wieder ein. Die mit strenger Wahrheitsliebe abgefaßte, äußerst anziehende Beschreibung seiner Reise erschien englisch, London 1798, 4.; deutsch mit (sehr entbehrlichen) Anmerk. des Übers., Hamb. 1799; (oder der „See- und Landreisen" 12. Thl.) Berlin 1799; Erfurt 1807. P. trat im Anfange 1805 eine neue Reise nach Afrika an. Seine letzten Nachrichten 1811 waren von Sansanding am Niger. Von hier reiste er nach dem Königreiche Haoussa, wo er durch Unterlassung eines Geschenks den König beleidigte, der ihn in einem engen Passe an einem Flusse, welchen er herabschiffte, um die Mündung des Nigers zu finden, von Bewaffneten angreifen ließ. Von den Steinen und Pfeilen der Schwarzen verfolgt, suchte er, als seine Gefährten bis auf Einen getödtet waren, sich durch Schwimmen zu retten und ertrank. Die Nachrichten von dieser zweiten Reise, nebst einer Lebensgeschichte des unglücklichen Reisenden, erschienen 1815 (a. d. Engl. v. Büttner, Sondersh. 1821). A—s.

Parlamente, ein Name für die höchsten Gerichte Frankreichs, Neapels und einiger andern Länder. Sie entstanden aus den alten Hofgerichts- und Landtagen der Könige, welche, zumal wenn sie außer den gewöhnlichen Zeiten gehalten wurden, Parlament hießen. Die Barone entschieden dabei, mit Zuziehung der Geistlichen, Magnaten und des Kanzlers, auch Rechtssachen. Bald aber stellten die

Klubs von Frankreich für die Wiederherstellung der Republikaner, welche unter Napoleon III. verbannt waren, und für die Amnestirung der Communisten, welche 1871 in Paris gekämpft hatten. Er ist Mitglied der Linken und der Union républicaine. Er ist 1. V. Quästor der Deputirtenkammer. Er ist Mitglied der Commission für Eisenbahnen, für Handel, für Colonien, für Marine, für Finanzen, für Budget, für Zölle, für Steuern, für Bergwerke, für Gesetzgebung, für Justiz, für Armee, für Unterricht, für Kirchen, für Gefängnisse, für Arbeiter, für Wahlen, für Petitionen, für Ackerbau, für Post und Telegraphen, für Handelsverträge, für Gesetzgebung, für Gesetzgebung, für Gesetzgebung

Ministerium und die hohe Geistlichkeit wieder an; Alles verweigernd, Gerechtes und Ungerechtes, was der Hof unternahm. Der Erzbischof von Sens hob sie 1788 abermals auf, allein seine dafür eingeführten Gerichtshöfe wurden von Niemand anerkannt. Endlich erklärte das Parlament, daß nur die allgemeine Ständeversammlung verfassungsmäßig befugt sei, Das zu bewilligen, was die Regierung verlangte, und gab damit das Signal zu der Revolution, in welcher es selbst, als eins der ersten Opfer unterging. Über das brit. Parlament s. Großbrit. und Act. 37.

Parlamentair heißt im Kriege der Abgeordnete, der zur mündlichen Unterhandlung über einen Gegenstand, oder zur Mittheilung einer Nachricht von der einen kriegführenden Partei an die andre abgeschickt wird, sei es nun bei einer belagerten Stadt oder im offenen Felde. Gewöhnlich wird er von einem Trompeter oder Tambour begleitet, um durch ein Signal den Vorposten seine Absicht anzugeben. Es finden dann keine Feindseligkeiten gegen ihn statt, doch wird er von den ersten Posten unter Bedeckung an den Ort seiner Bestimmung und so wieder zurückgeleitet; zuweilen macht aber die Vorsicht besondere Maßregeln (z. B. Verbinden der Augen) nothwendig. In andern Fällen werden gar keine Parlamentaire zugelassen. Zur See führt das Parlementairschiff eine eigne Flagge (Parlementairflagge).

Parlamentswahl, s. England u. Septennalität.

Parma, Herzogthum in Oberitalien am Po, das gegen N. und W. an das Mailändische, gegen O. an das Modenesische und gegen S. an die Apenninen grenzt, die es vom ehemaligen genuesischen Gebiete und von Toscana trennen. Es besteht aus den Herzogthümern Parma, Piacenza und Guastalla (104 □M., 415,000 Einw.). Das hügelige Land ist gut angebaut und sehr fruchtbar. Es liefert viele und gute Seide, Getreide, Wein (Vino santo), Öl, Hanf, und hat treffliche Schafzucht. Der Kunstfleiß der Einw. beschränkt sich fast nur auf Bearbeitung der Seide. Die Hauptst. Parma, am Flüßchen gl. N., ist befestigt und hat über 30,000 Einw. Die Straßen sind meistens schön, und die Häuser von guter Bauart. In den Kirchen sieht man Meisterwerke von Correggio, Lanfranco und Mazzuoli (genannt il Parmegiano), die hier geboren sind. Die Domkirche besitzt das berühmte, jetzt aber schadhafte Stück des Correggio von der Himmelfahrt Mariä in Fresco; und in der Kirche des heil. Grabes bewundert man die Madonna della Scudella desselben Meisters. Die Kirche der Madonna della Steccata ist wegen der Grabmäler des Farnese'schen Hauses, und das Capucinerkloster wegen der Malereien sehenswerth. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehört der herzogl. Palast mit einer Gemälde- und Kunstsammlung, woraus jedoch die kostbarsten Stücke schon 1734 nach Neapel gebracht worden, eine treffliche Bibliothek, die 1765 gestifteten Akademien der schönen Wissensch., der Malerei und der Künste, die Universität, das 1618 erbaute Opernhaus (das größte in Europa), welches 14,000 Zuschauer faßt, das kleinere Theater, die 1761 neuangelegte Promenade zwischen der Stadt und Citadelle, der Palazzo giardino, ein mit der Stadt verbundenes herzogl. Lustschloß mit seinen Malereien und Gärten, das ehemalige weitläufige Benedictinerkloster, die Carthause u. s. w. Die Bodoni'sche Buchdruckerei, mit Schriften von mehr als 200 Sprachen, gehört zu den ersten in Europa. Parma nebst Piacenza gehörten unter den Römern zum cisalpinischen Gallien, rissen sich in der Folge von der Oberherrschaft der deutschen Könige los und gehörten zum Bunde der lombardischen Städte, litten aber später sehr durch innere Streitigkeiten. Die Häuser Este und Visconti besaßen Parma einige Zeit. Ludwig XII. eroberte beide Städte. Nach Auflösung der Ligue von Cambray (1508) eroberte sie Papst Julius II. 1514. Eigenmächtig erhob Papst Paul III. (aus dem Hause Farnese) Parma nebst Piacenza zum Herzogthume

(1543) und belehnte damit seinen natürlichen Sohn Peter Aloysius Farnese, dessen Nachkommen sich zum Theil als Krieger (z. B. Alexander, im Kriege in den Niederlanden) bekanntgemacht haben. Als 1731 der Mannsstamm des Hauses Farnese erlosch, erhielt Don Carlos, Sohn Königs Philipp V. von Spanien und der Elisabeth Farnese, die Herzogthümer Parma und Piacenza, die ihm schon früher durch verschiedene Verträge zugesichert worden waren, und als dieser Prinz durch den Frieden zu Wien (1735) das Königreich beider Sicilien erhielt, wurden Parma und Piacenza dem Kaiser als Entschädigung überlassen. Durch den aachner Frieden (1748) überließ Östreich Parma, Piacenza und Guastalla an den spanischen Infanten Don Philipp, mit der Bedingung des Rückfalls an Östreich, im Fall der Mannsstamm dieses Infanten erlöschen oder einer seiner Nachkommen den sicilianischen oder spanischen Thron besteigen sollte. Auf Philipp folgte 1765 dessen Sohn Ferdinand, der 1796 mit Frankreich Frieden schloß und sich durch Spaniens Allianz mit Frankreich im Besitze seiner Länder behauptete. Dem Erbprinzen wurde sogar 1801 das Königreich Hetrurien ertheilt. Als aber 1802 der Herzog Ferdinand starb, nahm Frankreich, zufolge einer mit Spanien abgeschlossenen Übereinkunft und ohne Östreichs Ansprüche zu beachten, von Parma, Piacenza und Guastalla Besitz, die jedoch erst 1805 förmlich mit dem großen Kaiserreiche vereinigt wurden. Durch den pariser Frieden (1814) und die Acte des wiener Congresses (1815) wurden die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla der bisherigen Kaiserin von Frankreich, Erzherzogin Maria Louise von Östreich, als souveraines Eigenthum überlassen. Dieser Verfügung widersprach jedoch der spanische Hof, verlangte jene Herzogthümer für die ehemalige Königin von Hetrurien, Maria Louise, deren verst. Gemahl 1801 seine Rechte an Parma ꝛc. nur gegen den ihm zugestandenen Besitz von Hetrurien aufgegeben hatte, und verweigerte deßwegen seinen Beitritt zur wiener Congreßacte. Durch einen besondern zu Paris d. 10. Jun. 1817 abgeschlossenen Vertrag wurde daher festgesetzt, daß Parma nebst Zubehör, mit Ausnahme des am linken Poufer liegenden Theils, der mit dem Besatzungsrechte in der Festung Piacenza dem Hause Östreich bleibt, nach dem Tode der jetzigen Regentin an die verwitw. (seitdem am 23. März 1824 verst.) Königin von Hetrurien, Herzogin von Lucca und ihre männliche Nachkommen in gerader Linie, nach deren Erlöschen aber an Östreich und Sardinien fallen solle. Wenn nach dem Tode der Kaiserin-Erzherzogin Parma an den Herzog von Lucca fällt, so wird Lucca dem Großherzog von Toscana zu Theil, der dagegen seine in Böhmen liegenden Güter, die jährl. 175,000 Thlr. einbringen, dem Sohne der Erstern, Herzoge von Reichstadt, abtritt. Der Versuch des spanischen Hofes, die Erzherzogin Maria Louise schon jetzt zur Abtretung von Parma an die Königin von Hetrurien gegen eine Entschädigung in Gelde zu bewegen, ist ohne Erfolg geblieben. Die Herzogin regiert ihre Länder uneingeschränkt. Die Landesangelegenheiten werden durch den Staatsrath und zwei Departements (des Innern und der Finanzen), deren jedem ein Präsident vorgesetzt ist, verwaltet. Die Eink. schätzt man auf 1½ Mill. Fl. oder 3½ Mill. Fr. Die Residenz der Herzogin ist Parma, im Sommer das Lustschloß Colorno. Parma hat einen Ritterorden, den Konstantinorden, den die griech. Kaiser aus der Familie der Komnenen (1190) gestiftet haben. Einer ihrer letzten Abkömmlinge überließ das Großmeisterthum des Ordens (1699) an den Herzog von Parma. Er besteht aus 4 Classen. Der König von Neapel behauptet auch Großmeister dieses Ordens zu sein, weil Parma 1731 an seine Familie gefallen war.

Parmegiano (Il), oder Parmegianino, s. Mazzola.

Parmenides, ein griech. Philosoph aus Elea, der die speculative Ansicht des Xenophanes, seines Freundes und Lehrers, weiter entwickelte und daher vor Allen zu der eleatischen Schule gerechnet wird. Er blühte um die 79. Olymp.

und soll um die 80 Ol. oder v. Chr. 460 nach Athen gereist sein, wo Sokrates ihn als Jüngling gesehen haben soll. Im Alterthume stand er in hohem Ansehen, nicht bloß als Denker, sondern auch als weiser Gesetzgeber Eleas. Er stellte die Vernunfterkenntniß der Sinnenwahrnehmung scharf entgegen. Das reine Sein, von dessen Begriffe er ausging, wird nur durch Vernunft erkannt; es ist Eines, unveränderlich und ewig, sich selbst begrenzend, und so erfüllt es auch den Raum; dagegen ist Veränderung und Bewegung nur Schein. Wie er nun die Lehre des Seins entwickelte, so stellte er auch ein System über den Sinnenschein auf, den er für unvermeidlich hielt. Hier nahm er das Warme und Helle, oder das Feuer, und das Kalte und Dunkle, oder die Erde, als sich entgegengesetzte Principien an. Bruchstücke seines philosophischen Gedichtes von der Natur findet man bei Stephanus, dann mit Übers. von Fülleborn zusammengestellt (Züllichau 1795), und in Brandis's „Commentation. eleat.", P. I (Altona 1813).

Parmentier (Antoine Augustin), Generalinspector des Medicinalwesens und Mitgl. des Instituts von Frankreich, geb. zu Montdidier 1737, kam als armer Apothekerlehrling, mit wenigen Kenntnissen nach Paris; aber hier schuf sein Genie sich freie Bahn und ausgezeichnet ist sein Rang als Pharmaceut und Agronom. Die allgemeine Hungersnoth 1769 veranlaßte die Akademie, einen Preis auf die beste Abhandl. über diej. Vegetabilien auszusetzen, welche das Brot ersetzen könnten. P. erhielt den Preis, indem er die Kartoffel empfahl und alle Vorurtheile bestritt, welche durch 2 Jahrh. den Anbau derselben verhinderten. Von Ludwig XVI. erhielt er 54 St. Morgen Sandboden zur Anpflanzung, und frohlockend, als wider Erwarten die ersten Blüthen erschienen, überreichte er ein Bouquet derselben dem König, der sich damit schmückte. Der Sieg der Kartoffeln in Frankreich war entschieden; als aber P. während der Revolution zum Municipalbeamten vorgeschlagen ward, widersetzte sich einer der Wähler, indem er zornig rief: „Er wird uns nichts als Kartoffeln zu essen geben! Er ists, der sie erfunden hat!" — Fabriken und Ackerbau verdanken seinen vieljährigen Beobachtungen und Untersuchungen, deren Ergebniß er in zahlreichen Werken von praktischem Werthe niedergelegt hat, sehr viel. Während der Continentalsperre beschäftigte er sich auf Napoleons Befehl mit der Fabrication des Traubenzuckers und brachte sie zu hoher Vollkommenheit. — Die Armeelazarethe, welchen er schon im siebenjährigen Kriege, wo er 5 Mal gefangen ward, mit größter Aufopferung diente, erhielten durch ihn eine treffliche Einrichtung. Gleich ausgezeichnet durch die edelste Menschlichkeit wie durch umfassende Kenntnisse, starb P. d. 17. Dec. 1813.

Parnassus, jetzt Liakura, ein Gebirge in der griech. Landsch. Phocis (jetzt Rumeli) an dessen Fuße die Stadt Delphi (s. d.) lag, mit der kastalischen Quelle, in deren Krystallwasser die Priesterin und Jeder, der sie befragte, sich reinigen mußten. Es war dem Apollo und den Musen heilig. Den Namen leitet man bald von Parnassus, einem Sohne Neptun's, bald von Deukalion's Kasten (Larnace) ab, in welchem dieser bei der großen Wasserflut hier landete, daher es auch anfänglich Larnassus geheißen habe. Es hat 2 Spitzen, von denen die südliche Hyampea, die nordwestliche Tithorea hieß. Der höchste Gipfel hieß Lykoreus. Hier feierten die berauschten Bacchantinnen ihre Orgien.

Parnell (Thomas), ein Dichter, geb. 1679 zu Dublin, widmete sich der Theologie und ward 1705 Archidiaconus von Clogher. Seitdem besuchte er häufig England, wo er, seiner geselligen Eigenschaften wegen, angenehme Tage verlebte. Seine ersten Verbindungen waren mit den damals mächtigen Whigs; die gelehrtesten Männer unter ihnen, als Addison, Congreve und Steele, wurden seine Freunde. Gegen das Ende der Regierung der Königin Anna aber, als die Tories siegten, verließ P. (wahrscheinlich von Swift dazu vermocht) seine alten Freunde und trat in genaue Verbindung mit Pope, Gay und Arbuthnot, welche der

Gegenpartei mit Eifer anhingen. Auf Swift's Empfehlung an den Erzbischof King erhielt er eine Pfründe und die einträgliche Pfarre von Finglaß. Sein häusliches Glück vernichtete 1712 der Tod seiner Gattin. Nie konnte er diesen Verlust verschmerzen; er suchte Trost in unmäßigem Genusse des Weins; Mißvergnügen und Unruhe verfolgten ihn bis an seinen Tod 1717. P. hat in Prosa und in Versen geschrieben, u. a. das Leben Homer's vor Pope's Iliade, das jedoch im Style viele Verbesserungen von Letzterm erhielt, und eine „Lebensgeschichte des Zoilus", welche eine Satyre gegen Theobald und Dennis sein soll; auch Beiträge zu dem „Spectator" und „Guardian". Alle diese Werke verrathen Gelehrsamkeit und Phantasie. Gegenwärtig wird er nur als Dichter geschätzt. Nach seinem Tode gab Pope eine Auswahl seiner Gedichte heraus, welche mehrmals gedruckt worden sind. Sie gehören zwar nicht zu dem Vollendetsten, wol aber zu dem Leichtesten und Gefälligsten der engl. Poesie. Mehre sind glückliche Übersetzungen oder Nachahmungen. 1757 erschien noch ein Band seiner nachgelassenen Werke, der jedoch seinem Rufe eher Nachtheil als Vortheil gebracht hat.

Parny (Chevalier Evariſt de), ein Dichter, genannt der franz. Tibull, geb. 1742 auf der Insel Bourbon, kam 1753 nach Frankreich, studirte in Paris und Rennes, war eine Zeitlang religiöser Schwärmer, wollte Trappist werden, trat aber endlich in Kriegsdienste. Seine Liebe zu einem jungen Frauenzimmer, das uns nur u. d. N. Eleonore bekannt ist, machte ihn zum elegischen Dichter. Grazie und Zartheit des Gedankens, tiefe Wahrheit der Empfindungen, der Reichthum einer bald heitern, bald wollüstigen, bald schwärmerischen Einbildungskraft, endlich eine Versification, deren Harmonie, Weichheit und Leichtigkeit das Ohr bezaubert, waren die Eigenschaften seiner Elegien, die ihm einen Rang unter den classischen Dichtern der Franzosen verschafften. Außer den Elegien besitzt man von P. noch: „La guerre des Dieux", „Le portefeuille volé", und „Les Rosecroix". Das erste Gedicht, welches die christlichen Mythen und Sagen mit den Waffen des Lächerlichen zu bekämpfen sucht, scheint eine Nachahmung der „Pucelle d'Orleans" von Voltaire sein zu sollen, die jedoch nicht gelungen ist, obgleich einige sinnreiche Erfindungen, hübsche Gemälde und eine große Zahl glücklicher Verse darin nicht zu verkennen sind. In dem „Portefeuille volé" zeichnen sich „Les deguisemens de Venus" als anmuthige Fabel und durch einige Schilderungen aus, in denen man die volle Frischheit seiner Elegien wiederfindet. Das Directorium hatte P., wegen der Frivolität seiner Werke, aus dem Institut bei dessen erster Bildung ausgeschlossen. 1808 wurde er aber in dasselbe gewählt und vom Kaiser bestätigt. Er starb am 7. Dec. 1814.

Parodie (wörtlich Nebengesang). Mit diesem Namen belegten die Griechen scherzhafte Gedichte, auch wol nur einzelne Theile, wozu ganze Stellen oder einzelne Ausdrücke ernsthafter Gedichte entlehnt oder nachgeahmt wurden. Athenäus hat uns ein solches Gedicht von Matron aufbehalten und nennt den Hipponax, Aristoteles aber den Hegemon von Thasos als den Erfinder. Aristophanes ist voll solcher Parodien. Wir verstehen unter Parodie ein Werk, in welchem ein ernstes poetisches Werk mit Veränderungen seines Gegenstandes in ein andres selbständiges, entweder ernstes oder komisches Gedicht umgebildet wird. Gewöhnlicher ist der letztere Fall; daher Parodie, gleichbedeutend mit Travestirung (vgl. d.) im engern Sinne, das einem ernsten Gedichte nachgebildete und entsprechende komische bedeutet. In einem noch engern Sinne und von der Travestirung unterschieden, findet Parodie nur da statt, wo (wie im „Frosch- und Mäusekrieg") nur die Hauptbegriffe und Figuren verändert, die Nebenbegriffe und die ganze Form der Behandlung aber beibehalten werden. Hier wird die Form des Erhabenen zum Komischen benutzt, um einen dritten Gegenstand in ein komisches Licht zu setzen. Sie wirkt durch den Contrast zwischen dem Niedrigen des Gegenstandes und dem

edeln, erhabenen Tone, und die geringere Sache erhält dadurch ein erborgtes Ansehen, der parodirte Gegenstand aber bleibt in seiner Würde. Auch braucht die Parodie nicht ein vorhandenes ernsthaftes Werk in allen einzelnen Theilen sklavisch nachzubilden, sondern kann auf jeden gewählten Gegenstand den Ton und Geist eines ernsten Gedichts scherzend anwenden. Ja, in einem höhern Sinne ist das Lustspiel Parodie der Tragödie überhaupt. Das Parodiren (scherzhaft nachbilden) kann, wenn es mit Witz und Laune geschieht, angenehm unterhalten und zugleich gewissen Ausschweifungen und Übertreibungen des Erhabenen entgegenwirken. Bei den Franzosen haben diese Parodien den meisten Beifall gefunden. Auch wir besitzen manche gelungene Parodie.

Paronomasie, die Redefigur, vermöge deren man verschiedene Vorstellungen durch gleichlautende Worte bezeichnet, um auf den Unterschied desto mehr aufmerksam zu machen, z. B. die Menschen sind nicht immer zusammen, wenn sie beisammen sind.

Parole, s. Feldgeschrei.

Paros, türkisch Bara, Insel des griech. Archipelagus (s. d.), in der Gruppe der Cykladen (4¼ □M., 2000 griech. Einw.). Sie war im Alterthume reich und mächtig, hatte fruchtbare Gefilde, zahlreiche Viehheerden und 2 vortreffliche Häfen. Nach der Besiegung des Xerxes wurde Paros, das sich in diesem Kriege zwar nicht, wie früher, mit den Persern verbunden, aber doch ein zweideutiges Betragen beobachtet hatte, von Themistokles erobert und blieb den Athenern unterworfen. Nach Alexander kam es unter den ägyptischen König Ptolemäus; bald aber gelangten die Athener wieder zum Besitz und erhielten sich darin bis auf Mithridates; dann kam die Insel unter die Botmäßigkeit der Römer. Berühmt war Paros wegen seines Marmors, der länger als andre Arten der Einwirkung der Witterung widersteht, besonders schön in den Steinbrüchen des Berges Marpessa. (S. Marmorchronik.) Der Hauptort Parichia, nur ein Dorf, steht wahrscheinlich auf den Ruinen des alten Paros. Das Schloß und die Kirche der heil. Jungfrau sind aus den Überresten alter Gebäude aufgeführt. Das Innere der Insel ist bergig und mit Denkmälern des Alterthums angefüllt. Haupterzeugniß ist Baumwolle, auch etwas Korn und Wein. Der beste Ankerplatz für die Kriegsschiffe ist Naussa; daher war sie Station für die russische Flotte, im Seekriege mit den Türken, nach der Schlacht bei Tschesme. Bei Paros liegt Antiparos, 500 Einw., der Geburtsort des Phidias und des Praxiteles, eine Felseninsel, berühmt durch ihre, 250 Faden tiefe Höhle, voll der seltsamsten Tropfsteingestalten, und merkwürdig durch die hier sichtbare Krystallisation des Alabasters.

Paroxysmus (von *παροξυνειν*, scharf, heftig machen, anreizen), der Zustand der höchsten Verstärkung eines Fieberanfalls, daher auch jede periodisch wiederkehrende heftige Verschlimmerung einer Krankheit. Es lassen sich nämlich bei dem ganzen Verlaufe des Fiebers die drei Stadien, der Zunahme, der Höhe u. der Abnahme, unterscheiden (s. Fieber); jedes Fieber im Ganzen besteht aber wieder aus einzelnen Fieberanfällen, welche zusammengenommen den ganzen Umlauf des Fiebers bilden. Bei dem Wechselfieber sind die einzelnen Fieberanfälle am deutlichsten von einander getrennt, indem ein beinahe ganz fieberfreier Zeitraum von 6, 24 — 48 Stunden dazwischen liegt. Bei dem nachlassenden Fieber ist der Trennungszustand zwischen den einzelnen Fieberanfällen schon weniger deutlich, indem er sich bloß durch einen merklichen Nachlaß der vom Fieber abhängigen Zufälle offenbart, während die meisten, besonders die wesentlichen Zufälle, ununterbrochen fortdauern. Der Anfall heißt bei dem Wechselfieber gewöhnlich Paroxysmus, bei dem nachlassenden Fieber Exacerbation. Auch nennt man andre heftige Zufälle, besonders wenn sie mit gewaltsamen Äußerungen, mit Krämpfen und Verzuckungen oder Wahnsinn und Rasen verbunden sind und periodisch wiederkehren, Pa-

roxysmus. Der Paroxysmus in Fiebern ist entweder regelmäßig, d. h. zu bestimmten Zeiten zurückkehrend, oder unregelmäßig, zu unbestimmten und in ungleichen Zeiträumen wiederholend; in den meisten Fiebern fällt die Zeit des Paroxysmus auf den Abend oder in die Nacht, daher die Kranken in dieser Zeit sich allemal schlimmer befinden als Vormittags, wo gemeiniglich der Nachlaß des Fiebers eintritt. Selbst dann, wenn das Fieber dem Anscheine nach gänzlich verschwunden ist, bemerkt der Kranke oft noch Abends oder in der Nacht etwas gelind Fieberhaftes. H.

Parr (Samuel), D., Landprediger, berühmt als Schulmann und Philolog, insbesondere durch seine classischen lat. Grabschriften, z. B. auf Gibbon, war geb. d. 15. Jan. 1747. Seine Vorfahren waren eifrige Tories; er selbst war ebenso eifrig Whig. Dies schadete seinem bürgerlichen Glück. Auf der Schule wetteiferte er mit seinen Jugendfreunden, dem berühmten Sir Will. Jones und dem D. Bennet. Als er 14 Jahr alt war, bestimmte ihn sein Vater, ein Wundarzt und Apotheker, zum Nachfolger im Gewerbe; allein P. setzte das Studium der Classiker so anhaltend fort, daß ihn sein Vater von 1765 an in Cambridge Philologie studiren ließ. 1767 ward er Unterlehrer an einer Schule, dankte 1771 ab, legte eine Erziehungsanstalt an, gab sie aber Schulden wegen auf, ward 1777 wieder Schulmann und zog eine Menge vortrefflicher Männer, u. A. den berühmten Philologen Maltby und Rich. Brinsley Sheridan. 1781 wurde er in Cambridge D. der Rechte, wo er durch seine juristischen und classischen Kenntnisse, wie durch seine Dialektik und lat. Beredtsamkeit allgemeines Staunen erregte. Darauf erhielt er eine Domherrnstelle an der Paulskirche in London; 1786 nahm er eine Pfarrstelle zu Hatton in Warwickshire an, wobei er junge Leute in seinem Hause erzog. Hier hätte seine Bekanntschaft mit Priestley (s. d.) beinahe den Verlust seiner Bibliothek veranlaßt, welche der aufgebrachte Pöbel vernichten wollte. Auch entstand über seine berühmte Recension von D. Combe's Ausg. des Horaz, 1793, ein heftiger Federkrieg. Zugleich schrie man über seine Anhänglichkeit an Fox und die Whigs, weil dies einem Jugendlehrer nicht zieme, so lange, bis er 1801 die Erziehung ganz aufgab. Der geistreiche P. wurde seiner Rechtschaffenheit wegen von seinen Schülern und seiner Gemeinde ebenso sehr geliebt als wegen seiner Gelehrsamkeit und Kanzelberedtsamkeit bewundert. Er war (1820) Kaplan der verst. Königin; Sir Francis Burdett gab ihm 1802 das Einkommen von einer Pfarrstelle und der Whigclub ein Jahrgeld von 200 Pf. Seine eigne Stelle tauschte er mit einem Freunde, blieb aber fortwährend in Hatton thätig, wo er viel wackere Männer, ohne Rücksicht darauf, zu welcher Partei oder Kirche sie gehören, bei sich sah. Als 80jähriger Greis munter und arbeitsam, besaß er noch ein außerordentliches Gedächtniß und die größte Fertigkeit im Schreiben, doch so unleserlich, daß wenig davon im Druck erschienen ist. Er starb d. 6. Mai 1825. In seinem Testamente vermachte er dem Prof. Hermann in Leipzig als dem größten Kritiker seiner Zeit einen goldenen Ring. England nennt P. seinen ersten Latinisten, und erzählt sich viel von seinen Sonderbarkeiten, daß er z. B. eine vorzügliche Kenntniß im Glockenläuten (bell-ringing) besessen u. s. w. Seine Schriften nennt das „Biogr. dict. of the living authors of Gr. Brit. and Ireland". 62.

Parrhasius, ein griech. Maler, geb. aus Ephesus. Sein Vater Euenor, ebenfalls Maler, blühte um 420 vor Chr. Der Sohn war ein Zeitgenosse und Nebenbuhler des Zeuxis. Nach Plinius brachte P. zuerst Ebenmaß in der Malerei, lebhaften Ausdruck und Anmuth in die Gesichtsbildung und Geberde, und übertraf alle Maler im Umriß. Es werden mehre seiner Gemälde von den Alten angeführt. Sein hoher Ruf machte ihn stolz und anmaßend. Wie Athenäus versichert, ging er in Purpur gekleidet, mit einem goldenen Kranze auf dem Haupte, und leitete nach Plinius seine Abkunft von Apollo ab, der den Beinamen Parrha-

sius führt. Er wetteiferte mit dem Timanthes aus Samos in einem Gemälde, das den Ajax, wie er mit dem Ulysses um die Waffen Achill's kämpft, vorstellte. Als seinem Gegner der Preis zuerkannt wurde, sagte er spöttisch: es sei ihm um den Helden leid, daß er abermals von einem Nichtswürdigen überwunden worden.

Parry (William Edward), Seecapitain, bekannt durch vier Nordpolexpeditionen (s. d.), der 4. Sohn des als Arzt und medicinischen Schriftsteller berühmten D. Caleb Hillier Parry, geb. zu Bath d. 19. Dec. 1790, erwarb sich schon als Cadet auf dem Schiffe Ville de Paris (seit 1803) die Achtung aller Seemänner, insbesondere des nachmaligen Admirals Cornwallis. Später befehligte er im Belt ein Kanonenboot. Stets mit Astronomie, Nautik und Aufnahme von Seecharten beschäftigt, erhielt er auch als praktischer Seemann wichtige und gefahrvolle Aufträge. So drang er 1811, um den Wallfischfang zu schützen, bis zu 76° N. Br. hinauf. Dann machte er Regeln zur Bestimmung der Polhöhe durch Beobachtung der Fixsterne bekannt. 1817 kehrte er nach England zurück, wo er 1818 bei des Capitains Roß Nordwestpolarfahrt die Führung des zweiten Entdeckungsschiffes Alexander erhielt. Die zweite Fahrt unternahm er als Befehlshaber einer von ihm selbst vorgeschlagenen Expedition 1819, wo er auf der Melvilleinsel überwinterte. Nach seiner Rückkehr im Nov. 1820 ward ihm und seinen Seeleuten, nach dem Ausspruche des Längenbureaus zu London, einer der für die Entdeckungen im Nordpolarmeere vom Parlamente ausgesetzten Preise, 5000 Pf. St. ausgezahlt, weil sie bis zum 110° L. in dem Polarmeere vorgedrungen waren. Für die Handschrift der Beschreibung dieser Reise gab ihm der Verleger 1000 Pf. St. 1821 unternahm er, nebst dem Cap. Lyon, eine 3. Nordwestpolarfahrt (die 2. unter seinem Oberbefehl), von der er 1824 zurückkehrte. Sein „Journal of a second voyage for the discovery of the northwest passage, performed in the years 1821—23, in H. M. ships Fury and Hecla" (m. Kpfn., Lond. 1824, 4.), nebst dem „Appendix containing the natural history etc.", hat die Kenntniß jener Küsten, Buchten und Inseln sehr erweitert. (S. die Übersichtskarte von P.'s Entdeckungen in den „N. Geogr. Ephem.", 1824, 14. Bd., 1. Stück.) Im Sommer 1824 unternahm er eine 4., unter seinem Oberbefehl die 3. Nordwesterpedition, von welcher er im Oct. 1825 zurückkam, nachdem er, durch den Verlust der Furie im Eise, zur Rückkehr mit dem Hekla gezwungen worden war. Er hatte mit beiden Schiffen in der Prinzregent-Bai (71° N. B.) überwintern müssen. S. dessen „Journal of a third voyage etc. 1824—25" (Lond. 1826, 4.). Eins der wichtigsten Ergebnisse dieser Fahrten ist die Bestimmung der Meerenge, welche Grönland von Amerika scheidet und zur Ehre des Geographen Barrow, der die Plane zu diesen Reisen entworfen hat, die Barrowstraße genannt wird. Cap. P. ist seitdem am 25. März 1827 mit dem Hekla zu einer 4. Nordpolerpedition abgegangen, um von Spitzbergen aus mit Schlitten bis an den Nordpol vorzudringen, indeß bereits im Oct. d. J. zurückgekehrt, ohne seinen Zweck haben erreichen zu können. Dieser kühne Seefahrer ist zugleich ein sehr geistvoller Mann u. dabei von großer Umsicht. Dies hat er durch die sinnreichen Veranstaltungen bewiesen, durch welche er seine Mannschaft während der langen Winternacht im Eise froh, thätig und gesund zu erhalten wußte. Wenn er auch das Ziel, die nordwestliche Durchfahrt, nicht erreichen oder vielleicht nur dessen Unmöglichkeit darthun sollte, so geben ihm dennoch sein Muth, sein Talente und seine Ausdauer einen ausgezeichneten Platz in der Geschichte. Sein Name reiht sich schon jetzt an die Baffin, Hudson und a. berühmte britische Seefahrer und Entdecker an. — Sein Bruder, Charles Henry P., Arzt zu Bath, Mitglied der phys. Gesellschaft in Göttingen, ist bekannt als Vf. mehrer ärztlichen und staatswirthschaftl. Schriften. U. A. hat er Reil's Werk über die Fieber 1801 ins Engl. übersetzt.

Parſen, ſ. Gebern.

Parthenon, ſ. Athen.

Parthenope, ſ. Neapel.

Parther. Unter Parthien im weiteſten Sinne verſtand man im Alterthume das parthiſche Reich zwiſchen dem Euphrat, Orus, dem kaſpiſchen und dem indiſchen Meere. Im engſten Sinne iſt Parthien (Parthyene) das kleine Land, wo die Parther wohnten, umgrenzt von Hyrkanien, Aria, Karmanien und Medien, und rings von Gebirgen eingeſchloſſen. Es lag in dem nordweſtl. Theile vom heutigen Khoraſan, wo jetzt Kurti und Thus liegen. In einem mittlern Sinne bedeutet Parthien auch die nördl. Provinzen Perſiens, das geſegnete Hyrkanien (jetzt Maſenderan, Dſcherdſchan und Karkan), das kleine Parthyene ſelbſt, durch Pferdezucht berühmt, Aria (einen Theil von Khoraſan), Margiana (jetzt Forg und Maruſchak in Oſtkhoraſan), Baktriana (oder den ſüdlichen Theil der Bucharei); die Länder um den Paropamiſus (die Gegend um Kandahar), Drangiana (Sejeſtan), Arachoſia und Sogdiana (den nördl. Theil der großen Bucharei). Die Parther (Flüchtlinge) waren in den früheſten Zeiten als Wilde bekannt; ſie ſtammten von den Scythen; Vielweiberei war unter ihnen herrſchend; ſie fochten nur zu Pferde, waren als Bogenſchützen berühmt und beſonders im Fliehen furchtbar. Sie kamen unter die Herrſchaft der Perſer, Macedonier und Syrer. Unter dieſen blieben ſie bis auf Antiochus II. Damals griff Arſaces (Aſchak) zu den Waffen, vertrieb die Syrer und verbreitete ſeine Siege über die benachbarten Länder. Noch mehr thaten dies ſeine Nachfolger. So entſtand das parthiſche Reich, beherrſcht von den Arſaciden (Aſchkaniern oder Aſchakern) ſeit 156 v. Chr., mit der Hauptſt. Kteſiphon, an der öſtl. Seite des Tigris, von Vardanos erbaut. Sie kriegten mit den Römern mit abwechſelndem Glücke, nie aber konnten die Römer ihnen dauernde Vortheile abgewinnen. Craſſus blieb gegen ſie (53 v. Chr.) in einer großen Niederlage. Trajan hatte zwar einen Theil von Parthien erobert, aber dieſe Eroberung wurde theils von ihm ſelbſt, theils von Hadrian aufgegeben. 214 nach Chr. erregte Artaxerxes, ein Perſer, Sohn des Saſſan, einen Aufſtand, ſtürzte die Arſaciden vom Throne und unterwarf 229 ganz Mittelaſien ſich und dem ſaſſanidiſchen Hauſe. (S. Perſien.)

Particip, Mittelwort, iſt in der Sprache derj. Theil eines Zeitworts, welcher an ſich die Natur eines Eigenſchaftsworts hat, doch mit dem Unterſchiede, daß er zugleich die Zeitverhältniſſe angibt und übrigens zu Bildung zuſammengeſetzter Zeitformen gebraucht wird. Von dieſem Schweben, dieſem Sichaneignen von dem Zeit- und von dem Eigenſchaftsworte führt es ſeinen Namen; denn es participirt, hat Theil an ihnen. Viele Sprachen haben ein thätiges und leidendes Particip; ferner Participien für Vergangenheit und Gegenwart. Letzteres fehlt den Deutſchen. Was die Participialverbindung anlangt, ſo iſt ihr Gebrauch im Deutſchen zum Theil durch einen gewiſſen Geſchmacksdünkel mehr beſchränkt worden als der Geiſt der Sprache fodert und frühere oder ältere Muſter beſtätigen dürften. Doch hat die Sprache durch ihre Geſetzgeber, die Philoſophen und Dichter, wie auch ſprachkundige und geſchmackvolle Überſetzer, ſich hierin Manches wieder zugeeignet, was man noch vor einiger Zeit unzuläſſig achtete. Dahin gehört z. B. die Participialconſtruction, welche in der lat. Sprache durch die ſogenannten abſoluten Ablative bewirkt wird: quo facto, dies gethan. Und es iſt nicht zu leugnen, daß namentlich in dieſem Falle an Kraft und Kürze gewonnen wird, wenn durch Auflöſung des Satzes mittelſt einer Partikel und der beſtimmten Zeitform nur Weitſchweifigkeit entſteht. Was übrigens durch gehörigen Gebrauch der Participien für den Periodenbau der Sprache gewonnen werden könne, zeigen manche wiſſenſchaftliche Schriften, dahingegen eine ſeichte Popularität die Entgliederung und Auflöſung deſſelben in kleine zerſtückte Sätzchen begünſtigt hat. Daß jedoch

mit Umsicht verfahren werden müsse, versteht sich von selbst. Denn eine Vergleichung der Sprachen zeigt wol, daß die eine hierin freier ist als die andre. So hat selbst die Tochter der lat. Sprache, die italienische, in dieser Sphäre nicht Alles, was die Mutter hat, obgleich sie im Einzelnen Manches herübergenommen, was dahin gehört, wie das Wort futuro selbst, welches in der Form doch ein Particip ist, das aber nicht, wie im Lateinischen, von allen Zeitwörtern gebildet werden kann. Das Italienische hat hierin wieder mehr Beweglichkeit als das Deutsche. Wa.

Partikel (particula). Partikeln heißen in der Sprachlehre solche Redetheile (s. d.), welche keiner Umbiegung fähig sind, weder declinirt noch conjugirt werden können, als die Präposition, das Adverbium, die Conjunction. Man nennt sie Partikeln, weil sie in der Regel, dem äußern Umfange nach, die kleinsten Redetheile sind, indem die meisten von ihnen aus Stammlautern oder unverändert gebliebenen Stammwörtern bestehen. Da aber das äußere Merkmal des größern oder geringern Umfangs eines Wortes, als etwas blos Zufälliges und in den verschiedenen Sprachen Verschiedenes, keinen Eintheilungsgrund der Sprachformen geben kann, und das Merkmal der Kleinheit keineswegs allen inflexibeln Redetheilen, dagegen vielen Wörtern der übrigen Classen zukommt: so haben neuere Sprachlehrer diesen grammatischen Kunstnamen ganz aufgegeben, und die Redetheile in Hinsicht der Veränderung, deren sie fähig oder nicht fähig sind, in biegsame und unbiegsame (flexible und inflexible) eingetheilt.

Partisan, Parteigänger, der Anführer einer Truppe, die zum kleinen Kriege (zu Streifzügen ꝛc.) bestimmt ist. (S. Freicorps.) — Partisane, eine Art von Spieß, welcher unter dem Stecheisen noch eine Barte oder ein kleines Beil hatte. Sie ist jetzt nur noch an einigen Höfen bei den Trabanten als Zierwaffe gewöhnlich.

Partitur, in der Musik, die schriftliche Uebersicht aller zu einem vielstimmigen Tonstücke gehörigen Stimmen (der musikalischen Partien). Die Partitur ist zunächst das Werk des Tonsetzers, wodurch derselbe das, im Geiste schon Entworfene, oder sich während des Schreibens ausbildende Tonganze äußerlich festhält, indem er zugleich den Antheil jeder Sing- und Instrumentalpartie an demselben verzeichnet. Hauptsächlich geschieht dies dadurch, daß die einzelnen Partien auf besondern Liniensystemen Takt für Takt unter einander geschrieben werden; sodaß man, was in jedem Takte von irgend einer Sing- oder Instrumentalpartie zu leisten ist, vollkommen übersehen kann. Das Entwerfen der Partitur hängt mit dem Componiren unmittelbar zusammen. Die Anordnung der Partien in derselben muß, obwol im Übrigen viel Verschiedenheit darin stattfinden kann, und jeder Tonsetzer die ihm bequemste Methode befolgt, im Allgemeinen doch dem Zwecke entsprechen, d. h. eine leichte Übersicht des vielstimmigen Ganzen gewähren. Gewöhnlich geschieht dies, indem man die Sopraninstrumente über die Mittelstimmen und Baßinstrumente, die Blasinstrumente über die Streichinstrumente, die Singstimmen unter die Instrumentalpartien der Violinpartie zunächst stellt, den obligatern und bedeutendern Partien aber die mittlern Systeme in der Partitur einräumt. Nach der Vielstimmigkeit des Tonstücks faßt die Partitur mehr oder weniger Notensysteme. Aus ihr werden dann, wenn das Tonstück von dem dazu gehörigen Personale ausgeführt werden soll, vorher die einzelnen Partien besonders ausgeschrieben. Nach ihr sollte auch ferner immer copirt werden; das Copiren nach den einzelnen ausgeschriebenen Partien ist größern Fehlern unterworfen, dagegen bei der Ansicht der zusammengestellten Stimmen der Fehler leichter zu entdecken ist. Nach ihr pflegt endlich auch die Aufführung des Tonstücks geleitet zu werden, sowie nach ihr auch das Tonstück selbst, namentlich in Hinsicht seiner harmonischen Verhältnisse, gründlicher beurtheilt werden kann, dahingegen dem Ohre Manches entgeht, und bei der Ausführung schnell vorüberfliegt. Des Di-

rectors Sache ist es daher, eine Partitur lesen zu können, um danach, vorzüglich in musikalischen Proben, die Ausführung des Ganzen und Einzelnen zu leiten, damit die Ausführung möglichst fehlerfrei sei. Dazu gehört aber Kenntniß der Harmonie, Kenntniß der Singstimmen und Instrumente, Kenntniß der Zeitmaße, die vorzüglich nach der vorgeschriebenen Bezeichnung, mehr aber noch durch den Geist des Ganzen und nach dem, den einzelnen Partien gegebenen Antheil zu bestimmen sind, endlich, was überall nothwendig ist, eine große Übung und Erfahrung. Letztere sind auch nothwendig, um eine Partitur auf dem Clavier oder Pianoforte zu spielen, was vorzüglich in den erstern Proben großer Stücke nothwendig ist, bei welchen einzelne Partien für sich eingeübt werden, oder auch zur genauern Beurtheilung des Tonsatzes, oder endlich zum Vergnügen geschieht. Für den ersten Zweck wird zwar auch häufig die Violine angewendet; allein es wird vorzüglich bei stark besetzten Tonstücken, welche eine mannigfaltige und schwere Harmonie haben, dann oft der Fall eintreten, daß beim nachmaligen Hinzutreten der Instrumente und einer reichen Harmonie der Sänger oder Spieler sich kaum zu orientiren weiß und ein andres Tonstück als das eingeübte zu hören glaubt. Nach dem Clavierauszuge diejenigen Partien einüben, welche nicht darin enthalten sind, oder gar nach ihm die Aufführung dirigiren, wird der Musikdirector nur höchstens dann, wenn ihm das Tonstück im Ganzen und Einzelnen vollkommen bekannt ist. Von dem Virtuosen erwartet man, daß er das Tonstück auf dem Instrumente so vortrage, oder die einzustudirenden Partien so begleite, als ob er eben einen vollkommnen Clavierauszug liefere, wobei freilich der Zweck des Nachhelfens und Einstudirens mannigfaltige Ausnahmen nothwendig macht. Der Partiturspieler muß die größte und leichteste Übersicht, Gewandtheit und Geistesgegenwart besitzen, um das Wesentliche eines Tonstücks auf seinem Instrumente hören zu lassen, und die Accorde unter seine zwei Hände geschickt zu vertheilen, wozu außer den obigen Erfodernissen auch noch eine sehr bedeutende Fertigkeit im Clavierspiel und eine ungemeine Kenntniß des Generalbasses gehört. Wie viel eine Partitur von Mozart, Cherubini, Beethoven u. s. w. in dieser Hinsicht erfodere, bedarf nicht entwickelt zu werden. T.

Parzen (griech. Mören), die unerbittlichen Schwestern, deren Geschäft ist, den Lebensfaden der Menschen zu spinnen. Namen und Zahl derselben kommen bei Homer nicht vor. Der Name Klotho (die Spinnerin) war anfangs wahrscheinlich allgemein. Als ihre Zahl aber drei wurde, und die Dichtkunst für sie bestimmte Namen erfand, wurde Klotho besonderer Name, neben Atropos und Lachesis, aber ohne ein besonderes Geschäft anzudeuten. Dieses lag auch nicht in den Namen der zwei andern; denn Atropos drückt das unveränderliche Schicksal, Lachesis das Loos oder den Zufall aus, mithin bezeichnen alle drei das Schicksal von verschiedenen Seiten. Bei Homer und Hesiod erscheinen sie als Göttinnen des menschlichen Schicksals und einzelner Geschicke, ohne Todesverhängniß. Bei den Lyrikern treten sie in den weitern Kreis der Ereignisse überhaupt, und sind überall gegenwärtig, wo Etwas zu vertheilen ist (a partiendo, dem griech. *μειρειν*). In der engsten Bedeutung sind sie die todbringenden Schicksalsgöttinnen, die Göttinnen des Todes, als des allgemeinen und endlichen Verhängnisses. Als Göttinnen des Todes gehören sie der Unterwelt an, und sind Töchter des Erebus und der Nacht; als Schicksalsgöttinnen sind sie Dienerinnen des Zeus und demselben von der Themis geboren. Die erste Abstammung ist gewiß die spätere. Als Töchter des Zeus haben sie Theil an den Bestimmungen des Schicksals, und werden von ihm abgesendet, seine Befehle zu vollziehen. Sie spinnen dem Menschen seine künftigen Schicksale in einem Faden zu, wissen also die Zukunft und prophezeihen sie; sie singen die Schicksale der Sterblichen, indem sie zugleich ihre Spindeln in Bewegung setzen, und sind unwandelbar. Man legte dann auch jeder ihr bestimmtes

Geschäft bei. Die eine schrieb, die andre sprach, die dritte spann die Faden ab, oder Atropos war die vergangene, Lachesis die künftige, Klotho die gegenwärtige Zeit, und so deuten sie Anfang, Mitte oder Dauer und Ende des Lebens. Abgebildet werden sie, wie Lachesis die Spindel, Klotho den Rocken und Atropos die Schere hält, mit welcher sie den Faden durchschneidet.

Pascal (Blaise), geb. zu Clermont in Auvergne 1623, ein frommer Christ und einer der geistreichsten Asceten. Er war einziger Sohn des Präsidenten der Steuerkammer, der ihn außerordentlich liebte, ihn selbst unterrichtete und mit aller Sorgfalt erzog. Schon in den frühern Jahren verrieth er eine ungemeine Geisteskraft und entschiedene große Anlagen zur Geometrie. Er beschäftigte sich in seinen Erholungsstunden mit Mathematik. Sein Vater überraschte ihn über dem Euklid, den er ohne weitere Beihülfe verstand, und schon im 16. Jahre schrieb er eine ausgezeichnete scharfsinnige Abhandlung über die Kegelschnitte, doch ließ er sie, unbekümmert um Ruhm, trotz aller Auffoderungen, nicht drucken. Unterdessen studirte er auch Sprachen, Logik, Physik und philosophische Wissenschaften so angestrengt, daß bereits im 18. J. s. Gesundheit unheilbar zerstört war. Dennoch erfand er im Jahre darauf die bekannte Rechenmaschine, deren Mechanismus den Arbeitern begreiflich zu machen ihm viel Mühe kostete, zumal da er fast keinen Tag schmerzenfrei war; auch machte er bis in s. 23. Jahr mehre Entdeckungen über die torricellische Leere. Noch war er nicht 24 J. alt, als er durch einige erbauliche Schriften plötzlich zu der Überzeugung kam, daß ein Christ nur Gott, und außer ihm nichts lieben müsse. Sogleich warf er alle profane Wissenschaften bei Seite, und wurzelte nur tiefer in dem, ihm ohnedies eignen kindlichen Glauben. Pascal's Frömmigkeit wirkte belebend und anziehend auf s. ganze Familie. Der Vater ward des Sohnes Schüler, und die eine Schwester, ein geistreiches Mädchen, ward Nonne im Kloster Port-Royal zu Paris. Pascal war indeß unaufhörlich krank, übte und stärkte aber dabei s. Geduld nur um so mehr. Auf Verlangen der Ärzte ging er in Gesellschaft; aber s. Schwester, die Nonne, brachte ihn bald, wie früher er sie selbst, so weit, daß er allen weltlichen Umgang aufgab und sich alles Überflüssigen, selbst auf Kosten s. Gesundheit, entschlug. So lebte er gleichmäßig von s. 30. J. an bis an das Ende. Er bezog, nachdem er eine Zeitlang in einem Kloster gelebt hatte, ein Landgut, entsagte dort allen Vergnügungen, bettete sich selbst, aß in der Küche und ließ nur in Dem sich bedienen, was er nicht selbst verrichten konnte. Dabei betete und las er in der heil. Schrift, die er auf diese Art ganz auswendig lernte, und in den Auslegern. Indeß nahm s. Krankheit zu, und er starb 1662, im 39. J. s. Alters. Ein solcher Charakter unter einer so leichtsinnigen und sinnlichen Nation mußte allerlei Mißdeutungen unterworfen sein. Pascal war gewiß ein kräftiger Geist. Er hatte ein Werk über die christliche Religion im Sinne, das ihre Herrlichkeit ebensowol aus der Natur des Menschen als historisch erörtern sollte. Nur s. Liebe zur Gründlichkeit, die Klarheit und Reife, wozu es allmälig in s. Geiste gediehen, und s. schmerzhafte vieljährige Krankheit hinderten die schriftliche Vollendung. Aus den Bruchstücken aber, die uns u. d. T.: „Pensées sur la religion" etc. (Amsterd. 1667), von ihm in den letzten 4 Jahren niedergeschrieben, von s. Freunden gesammelt, vorliegen, läßt sich der tiefe Meister wol errathen. S. oft gedrucktes berühmtes Werk: „Les Provinciales, ou lettres écrites par Louis de Montalte à un Provincial de ses amis", ist die schärfste Satyre auf die laxe Moral der Jesuiten, deren Ansehen dadurch mächtiger erschüttert wurde als durch die heftigsten Angriffe ihrer erklärten Gegner. Diese Briefe werden zugleich als Muster des didaktischen Briefstyls in der franz. Literatur geschätzt. Seine „Oeuvres" erschienen Haag 1779, 5 Bde. Raimond's „Eloge de Pascal" 1816 enthält s. Lebensgeschichte. Wa.

Pascha, der Statthalter einer türkischen Provinz und zugleich Befehlsha-

der der darin befindlichen Kriegsvölker. Den vornehmsten werden 3, den kleinern 2 Roßschweife vorgetragen. Die Gewalt eines Pascha ist sehr groß. Zwar wird er vom Großherrn nach Willkür ein- und abgesetzt, auch ist er verpflichtet an den Kriegen desselben auf erhaltenen Befehl Theil zu nehmen und die Einkünfte der Provinz bis zu einem gewissen Betrage abzuliefern, aber die ganze innere Verwaltung hängt von ihm ab.

Paschalik, die Provinz, Statthalterschaft eines Pascha.

Pasigraphie, eine allgemeine (d. i. allen Nationen der Erde verständliche, oder leicht begreifliche) Zeichen- oder Schriftsprache, ist bis jetzt noch eine ungelöste Aufgabe. Leibnitz soll zuerst die Idee einer solchen Kunst, sich allgemein verständlich zu machen, gefaßt haben; gewiß ist, daß er sich ernstlich damit beschäftigte. Ihm folgten darin der Engländer Wilkins (1668), die Deutschen Chr. Gl. Berger („Plan zu einer überaus reichen, unterrichtenden und allgemeinen Rede- und Schriftsprache für alle Nationen", Berl. 1779), Hofrath Wolke („Erklärung, wie die Pasigraphie möglich und ausüblich sei", Dessau und Leipz. 1797), der berühmte Taubstummenlehrer Sicard (1798), Näther (1805), Ab. Bürja („Pasilalie", Berl. 1808), J. M. Schmidt in Dillingen („Pasigraph. Versuche", Wien 1815, und „Magaz. für allgem. Sprache", Dillingen 1816) und zuletzt Andr. Stethy („Lingua universalis", Wien 1825) machten gleichfalls Versuche bekannt. Die Akad. der Wissensch. zu Kopenhagen setzte 1811 der besten Erläuterung dieser Idee und Angabe ihrer Ausführung einen Preis aus. In Frankreich rühmte sich ein Herr de Maimieux als Erfinder einer solchen Kunst. Die Idee einer Pasigraphie und allgemeinen Sprachlehre, sagt Joh. Jakob Wagner in seiner „Philosophie der Erziehungskunst", gründet sich darauf, daß das Wesen aller Sprachen in ihrer innern Organisation besteht, für welche ein allgemeiner Ausdruck möglich sein muß. Diese innere Organisation der Sprache kann nämlich bloß Ausdruck der Wechselverhältnisse der Vorstellungen sein, welche Verhältnisse wieder nur Ausdruck der realen Verhältnisse der Objecte selbst sind. Läßt sich nun für diese realen Verhältnisse eine allgemeine Darstellung finden, so ist eine allgemeine Sprachlehre gegeben, und läßt sich diese, in einer allgemeinen Charakteristik ausgedrückt, bis zum Einzelnen herabführen, so hat man eine Pasigraphie. Doch könnte eine wirkliche Pasigraphie nur dann entworfen werden, wenn wir ein vollständiges System von Begriffen hätten, in welchem jedem Begriffe sein Werth genau durch seine Stelle gesichert wäre. Über die Idee der Pasigraphie vgl. J. Sev. Vater's „Pasigraphie und Antipasigraphie, oder über die neuesten Erfindungen einer allgemeinen Schriftsprache für alle Völker ꝛc." (Weißenfels 1795); J. Im. Niethammer, „Über Pasigraphie und Ideographie" (Nürnb. 1808), und And. Riem, „Über Schriftsprache und Pasigraphie" (Manh. 1809, 1. St.). Eine allgemeine Sprache durch Laute (Pasilalie), welche man mit der Pasigraphie zugleich versucht hat, ist ebenfalls noch nicht gefunden worden. — v.

Pasiphaë, Tochter des Helios und der Perseïs, und Gemahlin des Minos, Königs von Kreta, dem sie den Deukalion, Glaukus, Ariadne und Phädra geboren haben soll. Verblendet von Neptun (der den Minos dafür bestrafen wollte, daß er den von dem Gott erflehten und empfangenen Stier nicht geopfert), oder, wie Andre sagen, von der Venus (die dem ganzen Geschlechte des Helios wegen der an ihr und Mars begangenen Verrätherei Rache geschworen hatte), entbrannte sie in unnatürlicher Liebe zu jenem Stier, ward in des sinnreichen Dädalus hölzernen Kuh ihres Wunsches gewährt und gebar den stierhauptigen Minotaurus (s. d.).

Pasquill (Schmäh-, Schand- oder Lästerschrift, Libell) ist eine anonym oder pseudonym bekanntgemachte Schrift, durch welche Jemand eines Verbrechens beschuldigt wird. Doch wird auch oft schon jeder schriftliche Aufsatz ein

Gesetz gewesen, wenn es nicht die Zustimmung der Landschaft gefunden hätte (Landtag 1. Teil, Kap. 2, § 2). Die Verfassung wurde also als Vertrag zwischen Fürst und Landschaft verstanden. Dieser Vertrag konnte nur einvernehmlich geändert werden (Landtag 1. Teil, Kap. 2, § 3). Die Verfassung wurde als Grundgesetz verstanden, das für alle Gesetze maßgebend war. Gesetze, die gegen sie verstießen, waren nichtig (Landtag 1. Teil, Kap. 2, § 4

Die Bücher, die Bücher, die Bücher,

welche hier sich gleichfalls mit der Donau vereinigt, liegt die Ilzstadt. Auf dem, in dem Winkel zwischen der Donau und dem rechten Ufer der Ilz liegenden 400 Fuß hohen Berge ragt die Festung Oberhaus hervor, welche mit dem tiefer liegenden Schlosse Niederhaus verbunden ist. Die eigentliche Stadt ist ziemlich gut, die Vorstädte hingegen sind schlecht gebaut. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus: das ehemalige fürstl. Residenzschloß, die von Quadersteinen aufgeführte prächtige Domkirche auf dem Domplatze, dem schönsten Platz der Stadt, und das ehemalige Jesuitencollegium, jetzt das Gymnasium. Außer einer Tabaksfabrik und bedeutenden Bierbrauereien findet man wenig Gewerbfleiß. Wichtiger ist der Handel und die Schifffahrt auf der Donau. In der Nähe liegen die Lustschlösser Freudenheim und Löwenhof. — Der zu Passau d. 22. Aug. 1552 geschlossene passauer Vertrag war das erste Reichsgrundgesetz, welches den Protestanten nach langen Kriegen die Ausübung ihrer Religion und bürgerlichen Rechte sicherte. (S. Religionsfriede und Karl V.) — Passauer Kunst nannte man sonst die vorgebliche Kunst, sich hieb- und schußfest zu machen, von einem Nachrichter in Passau, der 1611 durch Vertheilung bezauberter Zettel ein muthloses Heer, das bei Passau stand und in Böhmen eindringen sollte, durch diese Kunst ermuthigt haben soll.

Passion, das letzte verdienstliche Leiden Christi, sowie die Geschichtserzählung dieses Leidens und was zum Andenken desselben in der christl. Kirche geschieht, wie die Feier der Fasten oder Passionszeit, 7 Wochen lang vor Ostern, worin über Passionstexte (einzelne Abschnitte der Leidensgeschichte) Passionspredigten gehalten werden, und die dramatische Vorstellung dieser Geschichte, an der die moderne Schauspielkunst im Mittelalter ihre ersten Versuche machte. E.

Passiv, s. Activ.

Passivhandel, s. Activhandel.

Paßwan Oglu, s. Widdin.

Pasten, Abdrücke geschnittener Steine der Alten (Gemmen im weitern Sinne), Münzen und Medaillen, vorzüglich in Glas (Plinius XXXVII, 26) oder glasartiger mineralischer Erde (terra sigillata), Siegelwachs, dann auch Abgüsse derselben in Schwefel, Gyps und gypsartigen Massen. Schon die Alten druckten Steine in gefärbtes Glas ab. In der neuern Zeit sind die von Lippert (s. d.) und von den Engländern Wedgwood, Bentley und Tassie vorzüglich beliebt. Die Wedgwood'schen sind in einer schwarzen basaltähnlichen Masse, Lippert's Pasten in einer Masse von schöner weißer Erde gebildet. Dem (verst.) Aufwärter bei der dresdner Antikengalerie, Rabenstein, gelang es, durch Unterstützung eines Kunstfreundes, sich reine Formen von der ganzen Sammlung zu machen, und die Lippert'schen Pasten in gleicher Güte, zum Theil noch feiner, und weit wohlfeiler nachzubilden. Sein Werk kostet 50, die Lippert'sche Sammlung 90 Dukaten. Rabenstein hatte auch für Liebhaber der alten Geschichte mehre hundert Bildnisse berühmter Griechen und Römer in rothen Schwefelabdrücken gearbeitet.

Pastellmalerei. Pastelle oder Pastellstifte sind trockene, in kleine Stifte geformte kreideartige Farben. Es wird nämlich zuerst die mineralische Farbe gerieben, dann wird aus ihr durch Vermischung mit Honigwasser, Gummi, Bleiweiß ꝛc. ein Teig gemacht, dessen genauere Bestandtheile im Einzelnen sich nach der Farbe richten, welche man hervorbringen will. Aus diesem Teige werden die Pastelle geformt; daher der Name, von dem Franz. pâte, in älterer Form: paste. Diese Stifte vertreten gewissermaßen die Stelle des Pinsels. Die Pastellmalerei ist also diejenige Art zu malen, bei welcher man sich trockener, aus verschiedenen Farbenteigen gebildeter Stifte bedient. Man wischt mit dem Finger oder mit einem Wischer die Striche, welche man mit dem Stifte macht, und bringt mithin die Tinten, Halbschatten u. s. w. dadurch hervor, daß man die Farbe an dem Or-

te, wo sie bleiben soll, vertreibt und verwischt. Nur die hellsten Lichter werden nicht vertrieben. Nach Fiorillo verstanden die ältern Schriftsteller wahrscheinlich unter d. Namen Pastellmalerei mehre Gattungen der Zeichnenkunst, wozu man sich der rothen, schwarzen und weißen Kreide bediente. Der gewöhnlichste Stoff, auf welchem man mit Pastellen malt, ist bloßes, oder auf Leinwand gezogenes, am besten grauröthliches und rauhes Papier oder Pergament. Die Pastellgemälde haben eine Anmuth und Frische, welche das Auge besticht; wegen des Wollichten, welches diese Malerei hervorbringt, ist sie geschickter als eine andre, die Zeuchstoffe, sowie das Markichte und Natürliche der Fleischfarben auszudrücken, weßhalb auch diese Art der Malerei sich besonders für das Portrait schickt und zu Bildnissen vorzüglich angewendet worden ist. Man kann die Arbeit nach Gefallen verlassen, wieder vornehmen, nachhelfen, das Mißfällige mit Semmelkrume auslöschen und in beliebiger Zeit vollenden, da das Unterbrechen nicht, wie bei andern Arten der Malerei, auf ihre Farben und ihre Mischung Einfluß hat. Weil aber die Farben nur wie zarter Staub auf der Fläche liegen, so sind Pastellgemälde auch die vergänglichsten. Sie müssen daher vor Einwirkung der Luft und aller Feuchtigkeit, sowie vor Staub und Erschütterung möglichst verwahrt werden. Man hat der schädlichen Einwirkung äußerer Einflüsse durch mancherlei Erfindungen entgegenwirken wollen. Unter den Franzosen, die große Vorliebe für die Pastellmalerei besitzen, haben sich Mehre solcher Erfindungen gerühmt, allein keine hat bis jetzt dem Übel vollkommen abgeholfen. Eine Erfindung von Loriot, die Pastellfarben mehr auf der Fläche zu befestigen, ließ die königl. Akademie 1780 bekanntmachen. Die Pastellmalerei leitet ihren Ursprung aus dem 16. Jahrh. her. Auch Leonardo da Vinci soll sich ihrer oft bedient haben, um Apostel- und Christusköpfe auf Papier zu bringen. Montfaucon führt 2 Pastellgemälde (Portraits aus der königl. franz. Familie darstellend) auf goldenem Grunde an, welche aus dem 15. Jahrh. stammen sollen. Fiorillo nennt Jos. Vivien (geb. 1657, starb 1735), einen Schüler des Charles le Brun, als Einen der Ersten, welche sich der Pastellfarben bedienten. Er bildete in dieser Gattung die Familie des Dauphin in natürlicher Größe ab, wodurch er sich einen bedeutenden Namen und die Gunst des Königs, sowie die der Kurfürsten von Baiern und Köln erwarb. Nachher hat die franz. Schule mehre große Meister in der Pastellmalerei gehabt, z. B. la Tour. Unter den Italienern werden als Pastellmaler geschätzt Cariera Rosalba (aus Venedig, 1672 geb., starb 1737), unter den Engländern Russel, und unter den Deutschen Raf. Mengs. Eine Sammlung der Gemälde der Italienerin, sowie des Genfers Liotard (geb. 1702), und den schönen Amor von Mengs, vielleicht das Gelungenste in diesem Fache, findet man in der königl. Gemäldegalerie zu Dresden. S. Günther's „Praktische Anweisung zur Pastellmalerei" (n. Aufl., Nürnb. 1792, 4.).

Pasticcio, ital., franz. pastiche, d. i. Pastete, etwas Zusammengestoppeltes (nicht Originelles), ein Mischmasch. In der Kunstsprache: ein Gemälde oder Musikstück, welches in der Manier irgend eines großen Künstlers gemacht und für dessen Arbeit ausgegeben wird. Einer der größten Verfertiger solcher Pasticci war David Teniers der Jüngere, dessen Arbeiten oft erfahrene Kenner täuschten.

Pastorale: 1) ein ländliches Tonstück, welches Gesang und Charakter der Hirten ausdrückt, mithin einen idyllischen Charakter hat; auch ein Tanzstück in diesem Charakter, größtentheils im $\frac{6}{8}$ Tact. 2) Schäferspiel (s. d.).

Pastorale (collegium pastorale) bezeichnete sonst den Theil der theologischen Wissenschaft, welcher die eigentliche Amtsführung des Geistlichen, die Anwendung der für seinen Beruf unentbehrlichen Kenntnisse betrifft, oder den praktischen Theil der Theologie, auch Predigerwissenschaft genannt. Es wird dabei die theoretische Theologie mit ihren Hauptzweigen, der Auslegungskunst, Kirchengeschichte, Glaubenslehre und Sittenlehre, vorausgesetzt, und nur die An-

wendung derselben, aus dem Gesichtspunkte der Bestimmung des Predigtamts und nach den durch die Erfahrung bewährten Grundsätzen, für alle Theile der geistlichen Amtsführung gelehrt. Dies ist der weiteste Begriff von Pastorale, der mehr aussagt und umfassen soll als Predigerwissenschaft, weil das Amt des Geistlichen (des Pastors, Hirten der Gemeinde) sich nicht allein aufs Predigen beschränken darf. Man gebraucht dafür auch die Ausdrücke: Pastoraltheologie, Pastoralwissenschaft, Pastoralweisheit oder Pastoralklugheit. Die Pastoralklugheit (prudentia pastoralis) hat indessen unter diesem Namen häufig nur gewisse Klugheitsregeln für die wichtigsten Theile der geistlichen Amtsführung mitgetheilt, die an sich richtig und durch die Erfahrung bewährt sind, aber nicht den ganzen engverbundenen Kreis des gesammten geistlichen Berufs umfassen. Nach der höchsten Ansicht Dessen, was der christliche Geistliche in seinem ganzen heiligen Beruf sein soll, zerfällt das Pastorale in ebenso viele Haupttheile, als es Zweige der geistlichen Amtsführung, Haupttheile des Berufs gibt. Es umfaßt demnach in Beziehung auf das Lehramt: 1) die Homiletik, die geistliche Beredtsamkeit (s. Homilie); 2) die Katechetik (s. d.), die Unterrichtskunst in Gesprächsform; 3) in Beziehung auf das eigentliche priesterliche Amt, die Liturgik im weitesten Umfange (s. Liturgie), die Verwaltung der Sacramente, den Dienst am Altare und vor der Gemeinde; 4) in Beziehung auf das von jenen unzertrennliche Gemeindevorsteher- und Gemeindewächter-, Berather-, Trösteramt, die Geschäfte und Pflichten im Beichtstuhle, bei Betrübten, Angefochtenen, am Krankenbette, in Ehesachen, soweit diese der Entscheidung des einzelnen Geistlichen zustehen, bei Eidesleistungen, bei Verbrechern und bei Allem, was zur Aufrechthaltung der Kirchenzucht und Gemeindeordnung gehört, sodaß auch die Haupttheile des Kirchenrechts (s. Kanonisches Recht) dazu gerechnet werden müssen. Die beiden letztern Beziehungen begreift die Pastoraltheologie im engern Sinne. (Vgl. d. folg. Art.) In der römischen Kirche wird auch wol die authentische Zusammenstellung der sämmtlichen bei Verwaltung der Sacramente und den priesterlichen Geschäften angenommenen Feiergebräuche das Pastorale genannt. Es ist ziemlich dasselbe, was u. d. Titel „Rituale Romanum" bekannter ist, nur daß dieses eine besondere päpstliche Revision und Bestätigung erhalten hat, das Pastorale aber nicht, welches deßhalb auch in verschiedenen Kirchen mit einiger unbedeutenden Verschiedenheit sich findet. Aber noch jetzt ist es ein unentbehrliches Handbuch des kathol. Geistlichen, da die Ausübung der Rituale hier die strengste Form hat. So ist dem kathol. Geistlichen sein Pastorale ein geschriebenes Gesetz für sein Priesteramt, dem protestantischen das seinige ein überzeugender und erweckender Rathgeber für alle Theile seiner Amtsführung. Ke.

Pastoraltheologie, die, im engern Sinne, gibt die allgemeinen Vorschriften zu einer dem kirchlichen Ritual und den religiösen Bedürfnissen der Gemeinde angemessenen Leitung des öffentlichen Gottesdienstes (Liturgik), zu einer würdigen Verwaltung der Sacramente und andrer geistlichen Amtshandlungen, zu einer dem Geiste des Christenthums entsprechenden Seelsorge, oder Belehrung und Aufmunterung der einzelnen Gemeindeglieder, zur Heiligung ihres Herzens und Lebens, welche besonders durch die zurechtweisende und tröstende Zusprache im Beichtstuhle und am Krankenbette ausgeübt wird; sie verbreitet sich endlich auch über die Regeln des Betragens, welche der Geistliche in den Rechtsverhältnissen seines Amtes zu beobachten hat. Man ist gewohnt, den Inbegriff dieser Regeln unter dem Namen der Pastoralklugheit aufzuführen, welche die nach Maßgabe des eingeführten Kirchenrechts, der Consistorialverordnungen und gesetzlich gewordenen Observanzen dem Geistlichen besonders zukommenden Rechte und Verbindlichkeiten und die Grundsätze eines weisen Verhaltens in der bürgerlichen Stellung, die sein Amt ihm gibt, abhandelt. E.

Pastoret (Claude Emanuel Joseph Pierre, Marquis), geb. zu Marseille 1756, war kurze Zeit Minister Ludwigs XVI. Er nahm die Grundsätze der Revolution an, aber mit Mäßigung; nach dem Tode Mirabeau's befand er sich an der Spitze der Deputation, welche von der gesetzgebenden Versammlung die Umwandlung der Kirche St.-Genovefe in ein franz. Pantheon verlangte. Im wüthenden Kampfe der Parteien trat er stets vermittelnd auf, sprach wider die Beeinträchtigung der königl. Vorrechte und die Verfolgung der Emigranten, für die Freiheit der Presse und die Abschaffung des Sklavenhandels. 1792 unterstützte er die Kriegserklärung gegen Östreich; die Begebenheiten des 10. Aug. nöthigten ihn zur Flucht. 1795 zurückgekehrt, präsidirte er im Rath der Fünfhundert, wo ihn seine loyalen Gesinnungen in unaufhörliche Streitigkeiten mit dem Directorium verwickelten; nach dem Siege des letztern kam er auf die Deportationslisten und flüchtete nach der Schweiz. Von Bonaparte zurückberufen, ward er zum Mitglied des Generalconseils der Hospitäler, später zum Prof. des Natur- und Völkerrechts, dann zum Senator ernannt, und stimmte 1814 für Napoleons Absetzung. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair von Frankreich, Commandeur der Ehrenlegion und Rath der königl. Universität; gegenwärtig ist er Vicepräsident der Pairskammer. In allen Verhältnissen beweist er tiefe Einsichten und große Rechtlichkeit. Er ist Verf. zahlreicher Werke über Politik, Geschichte, Literatur und Alterthümer, worunter die „Histoire de la législation" (4 Bde.) sich auszeichnet; auch ist er Fortsetzer der „Histoire littéraire de la France", welche durch die Benedictiner der Congregation von St.-Maur angefangen war. 18.

Pästum, von den Griechen Posidonia genannt, eine griechische Stadt in Lucanien (im untern Italien), östlich vom Flusse Silarus unter dem Berge Alburnus, an dem Sinus Paestanus (jetzt Golfo di Salerno), ist bei den Dichtern berühmt wegen der schönen Rosen, die hier jährlich zwei Mal, im Frühling und im Herbste blühten und in dieser feuchten, warmen Gegend vorzüglich zu gedeihen schienen. Die Stadt war eine wahrscheinlich um 510 v. Chr. gestiftete Colonie von Sybaris und gehörte also zum Stamme der Achäer. Daher hatte sie mit der Mutterstadt vorzüglich die Verehrung des Neptun gemein. Aus den Münzen und noch vorhandenen Ruinen kann man den vorzüglichen Wohlstand der Stadt erkennen. Seit 1755 hat man herrliche Ruinen von ihr aufgegraben. Jetzt liegt an ihrer Stelle Pesti, oder Pesto, in der neapolitanischen Provinz Principato citra.

Patagonien, oder Magellansland, eine von den Ästen der Cordilleras durchzogene Halbinsel, die südlichste (36 — 54° S. B.) Landschaft in Südamerika, zwischen Chile, Buenos-Ayres, dem atlantischen und stillen Meere und der magellanischen Meerenge (22,350 □M., mit 110,000 Einw.). Der südliche Theil wird von Wilden bewohnt. Das Land hat ungeachtet mehrer Vulkane Steppen (Pampas, s. d.) und Moräste, bei rauher feuchter Witterung Überfluß an Weiden und Hornvieh, welches in den nördlichen Strichen wild herumläuft, und wovon jährlich viele tausend Stücke bloß der Häute und des Unschlitts, zuweilen auch der Jungen wegen, erlegt werden. Das Fleisch wird von den wilden Hunden und andern Thieren verzehrt. Wilde und zahme Pferde finden sich in großer Menge, auch Vicunnas oder peruanische Schafe. Die Patagonier sind, wenn auch keine Riesen, wofür sie von ältern Reisenden ausgegeben wurden, doch gewöhnlich über 6 Fuß groß, stark, kupferfarbig, haben langes schwarzes Haar, kleiden sich in Felle und sind treffliche Reiter. An den Küsten treiben die Briten Wallfischfang, die Franzosen und Amerikaner Seeelefantenfischerei.

Patent, ein landesherrlicher offener (von literae patentes) Brief oder Befehl, z. B. die öffentliche Bekanntmachung der Besitznahme eines neuerworbenen Landes: Besitzergreifungspatent; auch die Urkunde einer Dienstbeförderung (z. B. Officierpatent); ferner eine Urkunde, wodurch dem Inhaber ein Vorrecht,

in England besonders der Alleinhandel mit neuerfundenen oder verbesserten Waaren bewilligt wird, die daher Patentwaaren heißen, weßhalb das vorgesetzte „Patent" eine gewisse Vorzüglichkeit der Waare anzeigen soll, welche sie freilich nicht immer hat. Endlich versteht man in denjenigen deutschen Staaten, wo nach franz. Vorgange, mit Aufhebung der Gilden und Zünfte, eine allgemeine Gewerbsteuer eingeführt worden ist, unter Patent (Gewerbschein) den Erlaubnißschein, den Jeder, der ein Gewerbe treiben will, von der Obrigkeit gegen Bezahlung der vorschriftmäßigen Steuer (Patent- oder Gewerbsteuer) einlösen muß. Manifest und Patent, in gewisser Hinsicht gleichbedeutend, unterscheiden sich insofern von einander, daß ersteres eine an auswärtige Mächte, letzteres eine an die Landesbewohner gerichtete landesherrliche Bekanntmachung ist.

Patera, eine Opferschale oder kleine Schüssel, worin die Römer bei ihren Mahlen und Opfern den Göttern den Opferwein darbrachten und das Blut der geopferten Thiere auffingen. Auch war sie ein Kennzeichen der Gottheit und ihrer Verehrung; man sieht sie auf Altären und in den Händen der opfernden Priester. Eine kleinere Art, Patella, gab den kleinern Hausgöttern den Namen Patellarii.

Paternoster: 1) der lat. Ausdruck für Vaterunser oder das Gebet des Herrn; 2) jede zehnte größere Kugel, in dem unter den Katholiken als Andachtsmittel angewendeten Rosenkranze, wobei das Vaterunser gebetet wird, dagegen man die kleinern dazwischen gereihten Kugeln nur mit Hersagen des Ave Maria durch die Finger gehen läßt; 3) der Rosenkranz selbst. In der Wasserkunst heißt die Maschine, welche vermittelst mehrer an eine Kette oder an ein Seil gereihter lederner, mit Haaren ausgestopfter und durch Röhren aufwärts laufender Kugeln das Wasser oder die Sohle aus der Tiefe hebt, Paternosterwerk. Die Holländer sollen den Gebrauch desselben von den Chinesen erlernt haben. E.

Pathogenie, die Lehre von der Entstehung der Krankheiten (von παθος, das Leiden, und γινομαι, ich entstehe, werde geboren). Sie ist ein Theil der Pathologie (s. d.) überhaupt und folgt auf die Physiologie. Sowie diese den Bau und die Einrichtung des menschlichen Körpers im gesunden Zustande entwickelt, so zeigt nun die Pathogenie, wie die Gesetze der dem Organismus einwohnenden Naturkraft auf mannigfaltige Weise modificirt, die Verrichtungen der einzelnen Theile und ihre harmonischen Beziehungen auf andre gestört, die Stoffe selbst, aus denen der organische Körper besteht, verändert werden können, und wie durch alle solche Abweichungen der Zweck des Organismus verfehlt und das Leben bedroht wird. Da die Lehre von der Entstehung der Krankheiten unmittelbar aus der Physiologie folgt, und diese nach den verschiedenen Ansichten der Ärzte in den nach einander folgenden Epochen der Arzneikunde sehr verschieden waren (s. Medicin, Brown, Erregungstheorie, Humoralpathologie, Hoffmann u. A.), so war es natürlich, daß auch die Pathogenie an diesem Wechsel der Theorien Theil nahm, und ebenso verschiedene Ansichten in derselben herrschten. Doch war es mehr die Form und der Ausdruck, welche eine Abhängigkeit von philosophischen und physiologischen Schulen zeigte, weniger die Sache, welche von Erfahrung am Krankenbette abgezogen, sich unter verschiedener Hülle oft gleich blieb und nach und nach größerer Vollkommenheit entgegenging. H.

Pathognomik (von παθος, die Gemüthsbewegung, auch das Leiden, die Krankheit, und γνομικη, die Kunst, etwas deutlich zu erkennen oder erkennbar darzustellen): 1) ein Theil der Physiognomik, nämlich die Kunst, die Gemüthsbewegungen aus den Veränderungen des Körpers, besonders der Gesichtszüge zu erkennen; 2) die Lehre von den Zeichen und der richtigen Beurtheilung der Krankheiten. Letztere bestehen theils in Krankheiten des Körpers, bei welchen, obgleich ihr Sitz im Innern des Organismus ist, doch verschiedene äußerliche, wesentliche

und jedes Mal bemerkbare Zeichen erscheinen, welche in Veränderung der Form und Gestaltung, der Farbe des Körpers, der Lage und Haltung, der Gesichtszüge u. s. w. bestehen, und bei verschiedenen Krankheiten jederzeit als charakteristisch erscheinen, indem sie von gewissen Umständen herrühren, welche mit der Krankheit wesentlich verbunden sind. So ist z. B. bei einem Kinde, welches an völlig ausgebildeter häutiger Bräune leidet, die Lage des Körpers mit rückwärts gebogener Brust, hinterwärts lehnendem Kopfe, offen gehaltenem Munde, vorgetriebenem Kehlkopfe, rothem Gesichte, vorstehenden Augen so charakteristisch, daß jeder geübte Arzt beim ersten Blicke die Krankheit, welche Ursache davon ist, erkennen wird. So offenbart eine gelblichblasse Gesichtsfarbe, mit gelblich gefärbten matten Augen, hagerm Gesichte, tiefen Einschnitten der Wangen, jederzeit ein tiefliegendes Leiden der Leber. Schon Hippokrates hat die äußern Züge bei dem Zustande des gänzlichen Sinkens aller Lebenskräfte mit wenigen Worten so treffend bezeichnet, daß noch jetzt das Gesicht eines Kranken mit zugespitzter Nase, hohlen Augen, zusammengefallenen Schläfen, kalten und in sich gezogenen Ohren, harter, gespannter und trockener Haut der Stirne, grünlich blasser, schwärzlicher, bleifarbiger Gesichtsfarbe, facies Hippocratica, das Hippokratische Gesicht, genannt wird (s. dessen „Prognost.", c. II). Auch Gemüthskrankheiten führen äußere Kennzeichen mit sich, die charakteristisch sind. So hat z. B. der Wahnsinn, nach seinen verschiedenen Arten, als Narrheit das Unbestimmte, beständig Wechselnde in den Gesichtszügen; die Melancholie das Stilltraurige, den starren Blick; die Tollheit die Spannung aller Gesichtszüge, das rollende Auge u. s. w. Aber auch die Erregungen des gesunden Gemüths, durch Leidenschaften und Affecte, zeichnen sich auf dem Gesichte des Menschen durch eigne Haltung, Bewegung, Lage und Veränderung der Augen, der Gesichtsmuskeln und der Farbe sehr deutlich, sodaß hierauf die Darstellung dieser verschiedenen Gemüthsveränderungen beruht. Der Zusammenhang dieser äußerlichen Veränderungen der Gesichtsmuskeln und der Augen mit den innern Vorgängen ist so genau und wesentlich, daß selbst die willkürliche Darstellung derselben durch Nachahmung (s. Mimik) einen schwachen Nachhall des Gemüthszustandes, den sie nachahmt, sowol in dem Darstellenden selbst als auch in dem Zuschauer erregt. So haben Haß und Liebe, Furcht und Hoffnung, Freude und Trauer, Zorn und Zufriedenheit, Habsucht, Neid u. s. w., ihre Nerven, auf welche sie bestimmt wirken, und durch deren Erregung wieder bestimmte Muskeln des Gesichts, der Augen, ja zuweilen selbst Muskeln des übrigen Körpers in Bewegung gesetzt werden, und wodurch die Züge des Gesichts, die Haltung des Körpers, die Lage der Augenlider, des Augapfels, selbst das größere oder mindere Feuer und der Glanz der Augen bestimmt, so oder anders verändert wird. Hierauf beruht die Pathognomik in der erstern angeführten Beziehung. Pathognomische Zeichen sind also Erscheinungen an dem Kranken und Empfindungen desselben, welche mit der Krankheit wesentlich und immer verbunden sind, sodaß sie mit ihr erscheinen, zunehmen und, wenn die Krankheit abnimmt, auch mit ihr abnehmen und verschwinden. Solche Zeichen sind z. B. bei Lungenentzündung das Fieber, das beschwerliche Athemholen, der stechende Schmerz in der Seite, der Husten. H.

Pathologie oder **Nosologie**, in der Arzneikunde die Lehre von den Krankheiten. Sie besteht aus einem allgemeinen und einem speciellen Theile. Der letztere hat es mit den Krankheitsformen (species), der erstere mit der Betrachtung der Ursachen, der Erscheinungen und der Entstehungsweise der Krankheiten zu thun, zerfällt daher in Ätiologie, Symptomatologie und Pathogenie. Wenn die Pathogenie entwickeln will, inwiefern schon in der Einrichtung des menschlichen Organismus die Möglichkeit zu verschiedenen krankhaften Abweichungen gegründet ist, so muß sie die Verhältnisse des Menschen 1) als eines

Schiffes ausgebildete Klippenspitze, die sich auf der Westseite des Wallfisch- und Adlerfelsen befindet. Sie ist 60 Meter hoch und 15 m. breit und 30 m. lang. Ihre Spitze ist 30 m. vom Ufer entfernt. Sie ist ein Lieblingsaufenthalt der Seevögel, die in ihren Felsenlöchern nisten. Ihre Eier werden von den Bewohnern Helgolands und von den Fischern auf Dünen gesammelt. Die Klippe ist ein Wahrzeichen der Insel und ihr Bild findet sich auf allen Ansichtskarten, Briefbogen, Kouvertes, Siegeln, Stempeln, Plakaten, Broschüren, Büchern, Zeitungen, Zeitschriften, Gemälden, Stichen, Photographien, Postkarten, Schmuckgegenständen, Spielzeug, Schildern, Schildern, Schildern

Verfassung des Staatsrechts ist die Gesamtheit der in Gesetzen und in Gewohnheiten begründeten Normen, welche die Grundlagen des Staates, die Rechte und Pflichten seiner Organe, die Rechte und Pflichten der Staatsangehörigen und die Beziehungen der Staatsgewalt zu den Staatsangehörigen enthalten und bestimmen. Auch die Verfassung des Staates ist ein Gesetz, aber ein Gesetz von besonderer Art. Es ist das Gesetz, welches die Grundlagen des Staates enthält und bestimmt, das Gesetz, welches die Staatsgewalt begründet und ordnet, das Gesetz, welches die Grenzen setzt, innerhalb deren die Staatsgewalt sich bewegen darf, das Gesetz, welches die Rechte der Staatsangehörigen gegen die Staatsgewalt sichert. Es ist das Grundgesetz, das Gesetz, welches alle anderen Gesetze voraussetzt, welches alle anderen Gesetze bedingt, welches alle anderen Gesetze in sich trägt. Es ist das Gesetz, welches alle anderen Gesetze beherrscht, aber selbst, in Beziehung auf seine Abänderung, von keinem anderen Gesetze beherrscht wird. Es ist das Gesetz, welches alle anderen Gesetze schützt, aber selbst durch keines anderen Gesetzes Schutz gesichert ist. Es ist das Gesetz, welches alle anderen Gesetze bedingt, aber selbst durch keines anderen Gesetzes Bedingtheit gebunden ist. Es ist das Gesetz, welches alle anderen Gesetze trägt, aber selbst von keinem anderen Gesetze getragen wird. Es ist das Gesetz, welches alle anderen Gesetze in sich

Wachselwirkung kann aber auch als Ursache einer krankhaften Abweichung erscheinen, indem der auf den Organismus oder einen Theil desselben wirkende Einfluß eine Störung des normalen Verhältnisses der Naturkraft und daher eine Zerrüttung der Harmonie der Functionen veranlaßt. Auch die innern Verhältnisse des Organismus, seine periodischen Entwickelungen und die von der Willkür abhängenden Einwirkungen, sowol von Außen, als die willkürlichen Kraftäußerungen des sensibeln Systems, können als krankmachende Ursachen wirken. Dieses entwickelt die Ätiologie, von deren Ansichten wir nur eine Probe geben wollen. Die vorzüglichsten Einflüsse der Außenwelt sind die Luft, die Nahrungsmittel, die unwillkürlichen und willkürlichen Einwirkungen mittelst der Sinnesreize, der Geistesthätigkeiten und Gemüthsaffecte. So kann also die Luft Krankheit erregend wirken, in Beziehung auf ihre Temperatur. Zu heiß, vermehrt sie die innere Wärme, dehnt die Säfte zu sehr aus, regt die Naturkraft zu sehr auf, vermehrt übermäßig die Ausdünstung. Ihre Nachwirkung ist Erschlaffung, Schwächung, Austrocknung des Körpers. Sie erregt besonders das Gallensystem, vermehrt die Absonderung der Galle zum Übermaße. Zu kalte Luft vermindert die Thätigkeitsäußerung der Naturkraft, vermehrt die Cohäsion der organischen Faser bis zur Rigidität, verengert die Gefäße der Oberfläche und drängt das Blut nach den innern Theilen, wirkt besonders auf die Lungen, auf die Nasen- und Mundhöhle, unterdrückt die Function der Haut, macht dagegen die innern Schleim und andre Feuchtigkeit absondernden Häute zu stärkern Absonderungen geneigt, löscht endlich in höherm Grade die Naturkraft gänzlich aus. Zu feuchte Luft schwächt den Ton der Faser, verhindert die Hautausdünstung, bewirkt Überfluß an wässerigen Feuchtigkeiten im Körper, veranlaßt ein Sinken der Naturkraft, besonders in der Region der Irritabilität und Reproduction, bewirkt daher Neigung zu Krankheiten von Schwäche, zu Faulfiebern; sie leitet die Elektricität zu sehr aus dem Körper, enthält auch mehr fremdartige Theile, besonders die Sumpfluft. Zu trockene Luft vermehrt die Spannung der Faser, begünstigt die Ansammlung der Elektricität im Körper, verstärkt die Ausdünstung und trocknet den Körper aus. In Rücksicht der Elasticität der Luft kann der Druck derselben auf den Körper zu stark sein, daher Ursache von innern Anhäufungen des Blutes, von Schlagfluß u. s. w. werden; oder zu schwach, wodurch wieder das Gleichgewicht des Blutes gegen die Blutgefäße aufgehoben wird. In Rücksicht der Bestandtheile der Luft kann sie zu rein sein, d. h. zu viel Sauerstoffgas enthalten, wodurch das irritable System eine nachtheilige Vorherrschaft über die andern erhält, und Fieber und Entzündungen entstehen können; oder sie hat zu wenig Antheil davon, wodurch die Naturkraft besonders und zunächst in dem irritabeln System zu sehr herabgesetzt wird, das Blut an Vitalität verliert, und allgemeine Schwäche eintritt; oder es sind fremdartige schädliche Stoffe beigemischt, Ausdünstungen, Ansteckungsstoffe ꝛc. Jede zu schnelle Abwechselung der Luft, besonders in Ansehung der Elasticität und Temperatur, kann Veranlassung zu Krankheiten geben; auch die Weltgegend, aus welcher die Luftströmung erfolgt, führt gewisse Disposition zu Krankheiten mit sich. Ebenso bedingen die Jahreszeiten und die Beschaffenheit des Klima allezeit bestimmte Anlagen zu Krankheiten. Die Nahrungsmittel können theils durch zu große oder zu geringe Quantität, theils durch schädliche Beschaffenheit Ursache von Krankheiten werden. H.

Pathos (griech.), das Leiden, oder Angesprochenwerden von Etwas; besonders bezeichnet es den starken Eindruck auf das Gemüth, die heftige Gemüthsbewegung, den Affect. Pathetisch ist daher, was eine starke Gemüthsbewegung (mit Würde und Ernst) ausdrückt. In der Kunst wird Pathos dem Ethos (Charakter) schon von den alten Kunstrichtern gegenübergestellt, und beide als nothwendig darzustellende mit Recht angesehen. Denn Charakter ist das ei-

zum Minister ernannten Graf von Schwerin-Putzar, trotzdem er Lehnsträger des Fideikommisses Putzar war, dem Lehnsverbande entzogen, und die Fideikommißeigenschaft wurde durch Gesetz vom 30. Juni 1869 aufgehoben. Ein Gesetz vom 6. Juli 1875 endlich hat die Errichtung neuer Fideikommisse für immer untersagt. Es enthält in Anlehnung an die Bestimmungen des oben erwähnten Gesetzes vom 30. Juni 1869 die Vorschrift, daß Fideikommisse nur mit Genehmigung des Königs errichtet werden können, daß ferner die Errichtung der Genehmigung des Landesherrlichen Kommissars bedarf und daß es der gleichen Genehmigung auch zu jeder Veränderung der Fideikommißverfassung bedarf. Die Genehmigung darf nur ertheilt werden, wenn die Stiftung des Fideikommisses im öffentlichen Interesse liegt. Ausgeschlossen ist die Genehmigung, wenn mit der beabsichtigten Errichtung oder Veränderung mehrere Zwecke verbunden sind, welche theils im öffentlichen Interesse liegen, theils nicht. Ausgeschlossen ist ferner die Genehmigung, wenn die Errichtung oder Veränderung eine Verletzung der Rechte Dritter enthält. Auch die Genehmigung einer Veränderung der Fideikommißverfassung darf nicht ertheilt werden, wenn dadurch die Rechte der Nachfolger verletzt werden. Endlich ist die Genehmigung zu versagen, wenn durch die Errichtung oder Veränderung eines Fideikommisses die Rechte der Gläubiger des Besitzers verletzt werden. Das Fideikommiß muß dauernd mit einem Grundbesitze verbunden sein, welcher nach dem Urtheile des Landesherrlichen Kommissars zur Erhaltung einer Familie in dem Besitzstande, welcher für den Inhaber des Fideikommisses erforderlich ist, hinreicht. Ausgenommen sind Fideikommisse, welche zu Gunsten der Familie des Landesherrn errichtet werden. Vgl. Gesetz vom 6. Juli 1875, §§. 1—3, 6, 11, 12.

Die Verfassung der Provinz und Provinzialverwaltung. Die Provinz ist Selbstverwaltungskörper. Sie hat eine Vertretung und einen Provinzialausschuß. Die Vertretung besteht aus 100 Abgeordneten, welche von den Kreistagen der Provinz gewählt werden. Die Wahl geschieht in drei Gruppen, welche die Vertreter der Städte, der Landgemeinden und der Rittergutsbesitzer enthalten. Die Vertretung wird auf sechs Jahre gewählt. Sie wählt alljährlich den Provinzialausschuß, welcher aus 6 Mitgliedern besteht. Vorsitzender ist der Landeshauptmann, welcher vom Könige ernannt wird. Vgl. Gesetz vom 29. Juni 1875, §§. 1—3, 5, 6, 8, 9, 11, 12, 14, 15, 17, 18, 20, 21, 23, 24, 26, 27, 29, 30, 32, 33, 35, 36, 38, 39, 41, 42, 44, 45, 47, 48, 50, 51, 53, 54, 56, 57, 59, 60, 62, 63,

gen seiner thätigen Mitwirkung bei der liefländ. Angelegenheit, wegen seines Streits mit dem Oberstlieutenant und wegen seiner Flucht ins Ausland, verurtheilt, infam erklärt zu werden, dann die rechte Hand und den Kopf zu verlieren; seine Güter sollten eingezogen und seine Schriften durch den Scharfrichter verbrannt werden. Da er sich jetzt auch in Kurland nicht sicher glaubte, so begab er sich ins schweizerische Waadtland, wo er unter d. Namen Fischering ganz den Wissenschaften, besonders der Philosophie und Politik, lebte. Endlich ging er nach Frankreich und ward durch Vermittelung des kursächs. Generallieutenants Flemming 1698 Geheimerath in sächs. Diensten, nachdem er bei Karls XI. 15jährigem Nachfolger, Karl XII., vergebens Begnadigung nachgesucht hatte. Der Kurfürst von Sachsen und König von Polen, August II., hatte damals den Plan, in Verbindung mit Dänemark und Rußland, Schweden zu bekriegen und Liefland wieder mit Polen zu vereinigen. P., von Vaterlandsliebe und Rachgefühl beseelt, bot die Hände zur Ausführung dieses Plans. Er ging 1702 nach Petersburg, und das Bündniß mit Rußland ward geschlossen; weniger glückte es ihm in Liefland, wo man zu furchtsam war. Als man in Stockholm seine Schritte, und welchen Antheil er an des Königs von Polen Manifest gegen Schweden hatte, erfuhr, so war sein Urtheil vom schwedischen Hofe unwiderruflich gesprochen. Seine Vertheidigungsschrift gegen diesen ward in Stockholm von Henkers Hand öffentlich verbrannt. Er rächte sich, indem er den Czar Peter vermochte, eine in Stockholm erschienene Widerlegung des Manifestes in Moskau (1702) auf dem Markte gleichfalls verbrennen zu lassen. Dies konnte ihm Karl XII. nie vergeben. Damals war er schon in russische Dienste getreten, und nachdem er als russischer Generalkriegscommissair zu verschiedenen diplomatischen Geschäften gebraucht worden war, begleitete er den König von Polen als czarischer Gesandter. 1704 war er als solcher in Dresden. Dort gefiel es ihm nicht, und er erhielt auf seine Bitte den Oberbefehl über die für August bestimmten russischen Hülfstruppen, mit der Würde eines Generallieutenants. Er eroberte Warschau durch Capitulation, mußte sich aber nach Polen zurückziehen. Jetzt begannen Friedensunterhandlungen zwischen August und Karl XII. P.'s Bemühen (1705), den berliner Hof gegen Schweden zu gewinnen, scheiterte; durch eine neue Schrift „Echo" schärfte er nur den Haß der schwedischen Regierung gegen seine Person. Er hatte sich soeben mit der reichen Wittwe des dänischen Gesandten am sächs. Hofe, Cay von Rumohr, verlobt. König August hatte sein Bündniß mit Czar Peter durch eine persönliche Zusammenkunft nur noch fester geknüpft, als P. einige Tage nach dieser Unterredung (Dec. 1705) mit 18 seiner Vertrauten verhaftet und für seine Person auf die Festung Sonnenstein, dann nach Königsstein gebracht wurde. Die Ursachen, welche der sächs.-polnische Hof hiervon angab, waren: 1) P. habe mit dem östr. Gesandten unterhandelt, 4000 Mann russische, bisher in sächs. Diensten gestandene Truppen in östreichische zu bringen; 2) er habe beim Czar Peter vorgegeben, der kaiserl. Hof wolle Stanislaus Leszczinski anerkennen; 3) er habe den Czar und August entzweien wollen; 4) er habe hinter dem Rücken des Königs von Polen sich schändlich über ihn ausgedrückt und 5) mit Schweden correspondirt, und zum Preise seiner Begnadigung sich anheischig gemacht, zwischen Schweden und Rußland Frieden zu stiften. P. selbst schrieb seine Verhaftung lediglich der gereizten Empfindlichkeit des Königs von Polen und seiner Minister zu. König August II. ward kurz darauf zum Frieden von Altranstädt (24. Sept. 1706) genöthigt, dessen 11. Artikel die Auslieferung P.'s bedung. Diese geschah, obgleich August II. P.'s Entkommen heimlich angeordnet hatte, die aber, wie man sagt, durch die Habsucht des Befehlshabers der Festung, der zu lange über das Lösegeld unterhandelte, vereitelt ward. Vergebens foderte Peter seinen Gesandten von dem schwedischen Hofe zurück. Die Schweden nah-

men P. bei ihrem Abzuge aus Sachsen mit sich und sollen ihn auf diesem Zuge auf eine Kanone gebunden haben. Auf dem Matsche (beim Kloster Kasimir, 8 Meilen von Posen) ward er durch ein Kriegsgericht als Landesverräther zum Tode verurtheilt und am 10. Oct. 1707 von unten hinauf lebendig gerädert, dann dem Halbtodten der Kopf abgeschlagen, der Körper in 4 Theile gehauen und aufs Rad gelegt. 1713, nachdem König August wieder zum Besitze der Krone gelangt war, wurden P.'s Gebeine gesammelt und nach Warschau gebracht. I.

Patmos, Patmosa, s. **Sporaden**.

Patras (Patrasso), das alte Patrá, bekannt durch die Menschenopfer, die der Diana gebracht wurden, liegt im nördl. Morea an den kleinen Dardanellen im Golf von Lepanto. Vor dem 4. April 1821 zählte die Stadt über 22,000 Einw. und war ein bedeutender Handelsplatz; seit aber hier der Aufstand der Griechen ausbrach, ist P. durch sein Castell, das die Griechen kurz vorher gegen Ali Pascha von Janina wieder aufbauen mußten, ein wichtiger militairischer Punkt geworden, der die Verbindung Moreas mit Lepanto, Albanien und Rumelien sichert. Am Ende 1820 litt P. sehr durch das Erdbeben, welches Arkadien und Elis verwüstete; für die Griechen das Vorzeichen großer Begebenheiten! Denn schon längst reizte der geächtete Ali Pascha von Janina zu seiner eignen Sicherheit die Mohammedaner und Christen in Morea zur Empörung gegen Khurschid Pascha auf. Als nun Khurschids Statthalter in Tripolizza einen Griechen in P. verhaften ließ, der über den Druck der neuen Auflagen, für welche die Ärmern Alles bis auf das Bette ihrer Kinder verkaufen mußten, sich beschwert hatte, so entstand daselbst ein Auflauf (12. Febr. 1821), der den Aufstand der Hellenen zur Folge hatte. (S. **Griechenaufstand**.) Khurschid traf nämlich geheime Anstalten zur Vertilgung der Unzufriedenen. Der allgemein verehrte, durch Beredtsamkeit ausgezeichnete Erzbischof zu P., Germanos, und die Archonten der Stadt wurden nach Tripolizza gefodert. Kaum waren sie abgereist, so griffen die Griechen in P. am 20. März zu den Waffen, die Türken zogen sich in die Citadelle; die europäischen Consuln, mit Ausnahme des französischen, verschanzten sich in ihren Häusern, und die reichsten hellenischen Familien flüchteten nach Zante. In diesem wilden Kampfe zündeten die Türken am 4. April 1821 die Stadt an; darauf zog das Landvolk, welches Germanos zum Aufstande gereizt hatte, in die Stadt; aber schon am 15. entsetzte Jussuff von Lepanto her, auf den Rath eines Briten, die Akropolis von P., welches nun durch Brand, Mord und Plünderung ein Schutthaufen wurde. Die Consuln entflohen; der franz., Hugues Pouqueville, blieb allein zurück und rettete durch seinen Muth viele Unglückliche, bis auch ihn die äußerste Noth zwang, sich auf eine franz. Fregatte zu begeben. (Vgl. sein Tagebuch in Pouqueville's „Hist. de la régénération de la Grèce", wo der Engländer B. als Urheber des Unglücks von P. bezeichnet wird.) Seitdem dauerte der regellose Kampf zwischen den Türken und den Insurgenten vor und bei P. bis 1824 fort. Die Flotte des Kapudan Pascha verstärkte mehrmals die Besatzung. Mitten unter den Brandstätten schlugen Zigeuner und Juden für beide Theile Krambuden auf, denen britische Schiffe alles Nöthige zuführten. Da Maurokordatos **Missolunghi** (s. d.) behauptete, so konnten die Türken von Epirus her weder P. entsetzen, noch Morea überziehen. Kolokotronis schloß daher die Akropolis enger ein; allein er hatte kein Belagerungsgeschütz, und zur See fehlte es der Besatzung nie an Zufuhr. Im Sommer 1824 erkannte zwar England die von der griech. Regierung erklärte Seesperre der Plätze P. und Lepanto an; da aber Kolokotronis im Nov. gegen die hellenische Regierung die Waffen ergriff, so wurde P. wieder frei. Hierauf bemächtigte sich Ibrahim Pascha, welcher mit der ägypt. Expedition 1825 Navarin erobert hatte, des westlichen Morea und griff von P. aus Missolunghi an. Seitdem steht P. unter Ibrahim's Befehl.

Patriarchen (griech.), Altväter, auch Erzväter, heißen die Familienhäupter des Urgeschlechts vor der Sündflut und die 3 Stammväter des israel. Volks: Abraham, Isaak und Jakob. Der Ausdruck patriarchalisch erinnert daher an das Zeitalter jener Urväter des Menschengeschlechts, an die Unschuld und Einfachheit ihrer Sitten, an die Würde und das Ansehen ihres Alters und an die Milde ihrer hausväterlichen Familienregierung, deren Gegenbild die poetische Ansicht unserer neuern Verhältnisse nur noch in dem Leben und Wirken würdiger Landgeistlichen findet. Jene Benennung wurde dann ein Ehrentitel der Oberhäupter oder Präsidenten des Sanhedrins, unter denen sich die nach der Zerstörung Jerusalems in Syrien und Persien geduldeten Juden vereinigten. Das jüdische Patriarchat zu Tiberias in Galiläa bestand für die westlich wohnenden Juden bis 415, das zu Babylon für die östlichen in der Zerstreuung bis 1038. Von diesen mit großer Macht bekleideten Würden der jüdischen Kirche ging der Patriarchentitel in die christliche über, wo sich seit dem Anfange des 5. Jahrh. die Bischöfe zu Rom, Konstantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem Patriarchen nannten und das Recht der Weihe und Beaufsichtigung der Erzbischöfe und Bischöfe ihrer Sprengel ausübten. Während das römische Patriarchat zu einem Oberpriesterthum über den ganzen Occident heranwuchs, behielten die 4 Häupter der orientalischen Kirche diesen Titel bei, verloren aber durch die Eroberungen der Sarazenen den größten Theil ihres Einflusses. Die besondern Kirchen der Armenier, Abyssinier, Jakobiten und Maroniten gehorchen eignen Patriarchen. Über die griech. Christen im türkischen Reiche behauptet der Patriarch von Konstantinopel das Primat, er führt den Titel ökumenisch (allgemein), hat den Rang eines Pascha von 3 Roßschweifen und wird vom Sultan eingesetzt. Ein noch größeres Ansehen hatte das im 16. Jahrh. entstandene Patriarchat über die russ. Kirche zu Moskau, welches Peter d. Gr. ebendarum wieder abschaffte und in eine heilige Synode verwandelte. In der kathol. Kirche führen die Erzbischöfe von Lissabon und Venedig den Patriarchentitel, doch ist Letzter nicht über andre Erzbischöfe gesetzt, dagegen der Erste die Rechte eines Primas von Portugal hat. Das Patriarchat von Aquileja ist seit 1750 in die Erzbisth. Udine und Görz (später Laibach) getheilt worden.

Patrimonial- oder Erbgerichtsbarkeit, diejenige Gerichtsbarkeit, welche die Grundherren über ihre Erbzins- und Lehnleute ausüben. Sie hat ihren Namen daher, weil sie als ein zum Erbvermögen oder Erbgut (patrimonium) gehöriges Recht betrachtet wird, und ist von der administratorischen darin unterschieden, daß diese von Amtswegen, im Namen des Regenten, jene hingegen aus eigner, auf dem Eigenthume haftenden Befugniß ausgeübt wird. Wir finden die Patrimonialgerichtsbarkeit, welche den Römern ganz unbekannt war, in der Verfassung aller Völker deutschen Ursprungs. Sie hat aber ihren Ursprung verschiedenen Ursachen zu danken, indem sie zwar größtentheils aus dem Schutzrechte der Grundherren über ihre Zinsleute (liti, aldii, Hörige, Leibeigene), aber auch mitunter aus der Gemeinde-, Mark- und Hofverfassung entstanden ist, sowie sich aber eine wahre Staatsverfassung entwickelt, wird auch die Gerichtsbarkeit nur noch als Obliegenheit und Recht des Staats betrachtet. Alle Gerichtsgewalt geht vom Souverain aus, heißt es in der franz. Charte und gleichförmig in allen andern Verfassungsurkunden. Da der Regent allein jede Gerichtsbarkeit verleiht, und der Unterthan, der sie ausüben will, das Recht dazu von ihm erhalten haben muß, so folgt, daß sich die Patrimonialgerichtsbarkeit auf die ausdrückliche oder stillschweigende Erlaubniß des Landesherrn gründet und auch in zweifelhaften Fällen auf die niedere Gerichtsbarkeit einschränkt, weil die peinliche in allen Zeiten für ein so wichtiges Hoheitsrecht galt, daß sie selten einer Privatperson ertheilt wurde. Sie ist in jedem Betracht der oberstrichterlichen Gewalt und höchsten

Aufsicht des Staats untergeordnet, welche grobe Mißbräuche mit ihrer Aufhebung bestrafen kann. Da bei ihrer Ausübung nach den Landesgesetzen und besonders nach den Untergerichtsordnungen verfahren und gesprochen werden muß, so pflegen die Gutsbesitzer, die selten der Rechte kundig sind, sie durch eigne von ihnen ernannte Rechtsgelehrte verwalten zu lassen, welche Gerichtshalter, Gerichtsverwalter, Justitiarien, Gerichtsdirectoren ꝛc. genannt werden. Diese müssen aber vorher in den meisten Ländern über ihre Rechtskenntnisse geprüft, vom Landesherrn bestätigt und auf die Rechtspflege beeidigt werden, wodurch sie den Charakter öffentlicher Beamten bekommen. Sie können daher nicht eigenmächtig vom Gutsherrn entlassen, sondern wegen verübter Vergehungen nur durch Urtheil und Recht ihres Amtes entsetzt werden. In neuern Zeiten ist die Frage über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der Patrimonialgerichtsbarkeit mehr als jemals zur Sprache gekommen; da sie zu vielen Mißbräuchen Anlaß gibt und die Einheit in der Justizverwaltung des ganzen Staats hindert, wäre es wol besser, solche eingehen zu lassen. Dies wird aber wegen des den Standesherren eingeräumten Instanzenzugs für lange große Schwierigkeiten finden; indeß kann der Landesherr durch die bessere Organisation dieser Gerichtsbarkeit solche unschädlicher machen, und es dürften dann viele Gutsherren, denen sie Kosten macht, solcher freiwillig entsagen. Mr.

Patrimonium Petri, Peters Erbtheil, heißt ein Theil des Kirchenstaats, oder diejenige päpstl. Provinz, welche Kaiser Konstantin im 4. Jahrh. dem Papste geschenkt haben soll, die aber eigentlich zu Anfange des 12. Jahrh. durch eine Schenkung der Gräfin Mathilde von Tuscien an die Päpste kam. (Vgl. Konstantin, Mathilde und Papst.)

Patriot. Nach dem Latein des Mittelalters hieß Patriota nur ein Landeseingeborener, im Gegensatze gegen den Peregrinus, den Fremdling, d. i. der kein Bürgerrecht im Lande hat. Aber wie dies Bürgerrecht, es sei durch Geburt oder Verdienst gewonnen, nicht bloß Gerechtsame gibt, sondern auch an die Gemeinschaft, welche dieselben ertheilt und schützt, so unauflöslich knüpft, daß jedes Glied sich nur als einen Theil des Ganzen betrachten und das Eigne, Besondere, dem Allgemeinen unterordnen muß, so liegt in dem Worte Patriot allerdings auch der schöne Begriff eines Mannes, der dem Lande, in dem er das Bürgerrecht hat, völlig ergeben ist. Der ganze Begriff des Patrioten ist eigentlich, wie schon in dem römischen civis, so in dem deutschen Bürger enthalten, ja bei unsern Vätern galt das hohe Wort: Mann, gleichbedeutend für das entbehrliche fremde: Patriot. Gerade in den Zeiten, da in unserm Vaterlande sich die größten vaterländischen Tugenden offenbarten, hat man nichts von Patrioten vernommen. Auch haftet dem Worte wirklich ein Makel an, indem es in den Stürmen gefährlicher Volksbewegungen so häufig gemißbraucht worden ist, daß man es gewissermaßen für gleichbedeutend mit Volksverführer halten könnte. Doch gilt es noch immer auch in der edelsten Bedeutung von Dem, der das allgemeine Wohl dem eignen vorzieht, dem kein Opfer für das Vaterland zu groß ist, dessen Liebe für die Heimath sich durch Wort und That bewährt, der in den Zeiten der Noth wie des Glücks sich zu seinen Mitbürgern hält und allem Fremden, das gewaltsam oder listig eindringen will, treu bis zum Tode widerstrebt. Diese heilige Bedeutung von jedem Nebenbegriffe, der an das Wort Patriot sich anschließt, zu trennen, und das Fremde zu verbannen, hat man für dasselbe das deutsche Wort Vaterlandsfreund empfohlen, das sinnvoll und richtig gebildet ist, aber doch einige Unbequemlichkeit hat, zumal sich keine andre Form dadurch bilden läßt, wie von Patriot patriotisch (vaterländisch gesinnt). Ke.

Patriotismus, die wirksame Gesinnung des Patrioten. Vaterlandsliebe, Bürgertugend ist der eigentliche Sinn, für den wir keines Fremdlings be-

dürfen, obgleich nach dem Sprachgebrauche mit Patriotismus sich weniger als mit Patriot eine schlimme Nebenbedeutung verbindet. Es ist die innigste Gemeinschaft mit dem Lande und Volke, in dem man das Bürgerrecht hat, eine Gemeinschaft, die sich in der treuesten Anhänglichkeit an dieses Land und Volk, in seiner völligen Hingebung ausdrückt, mit der man die Angelegenheit des Ganzen zur eignen Angelegenheit macht und sein Persönliches allezeit dem Allgemeinen unterordnet. Da wacht der Bürger für das Gemeinwohl wie für das Wohl seines Hauses, seiner Familie; da erregt die Gefahr, die jenem droht, ebenso sehr wie die, die seinen persönlichen Wohlstand gefährdet, seine Aufmerksamkeit, seine Kraft. Da erhebt er sich nicht minder entschlossen und begeistert gegen den Feind, der die vaterländische Grenze überschreitet und die Volksehre kränkt, wie gegen den Räuber, der in sein Haus eindringt, den häuslichen Herd entweiht; da sieht er nicht minder sorgsam auf Alles, was des Ganzen Ruhm, Wohlstand und Glück fördern kann, wie auf Das, was seines Hauses Ehre und Glück begünstige; da scheut er so wenig irgend eine Mühe, Beschwerde oder Aufopferung, die dem Vaterlande ersprießlich sein kann, wie er kein Bedenken trägt, für die Liebsten im Leben Alles hinzugeben. Es mag aber scheinen und ist auch wol gesagt worden, daß diese Gesinnung, diese herzinnige Theilnahme an dem Ganzen nur in Freistaaten, weil hier der freie Bürger in der engsten Gemeinschaft mit dem Vaterlande lebt und an allen Angelegenheiten desselben freien lebendigen Antheil nimmt, zu finden sei; nicht in Monarchien, wo so Vieles hinzuwirken scheint, den Bürger von jeder Theilnahme auszuschließen, ihn nur zum Werkzeuge des Ganzen, die Angelegenheiten des Staats aber nur zum Eigenthum und Wirkungskreis einiger wenigen, dazu fast ausschließlich Berufenen zu machen, die mehr Stellvertreter der Macht als des Volkswillens und der Volkskraft sein mögen. In der That rühmt man besonders den Patriotismus der Freistaaten Griechenlands und Roms, und bemerkt, wie besonders in letzterm auch jener Patriotismus erstorben sei, da die Alleinherrschaft der Cäsaren die Bürger vom Forum in ihre Häuser zurückdrängte und die freien Vaterlandsvertheidiger zu Lohnsoldaten machte. Man zeichnet ihn daher auch an Denen aus, die gegen Alleinherrschaft sich sträubten und ihr Vaterland in einen Freistaat umzuwandeln bemüht waren, z. B. Brutus. Aber Patriotismus kann auch da bestehen, wo das Volk seinem eingeborenen Fürsten, als Sachwalter der Gerechtigkeit, Bewahrer der Volksehre und Volksselbständigkeit, als das von Gott verordnete Haupt des Gemeinwesens, das, weil es das Haupt ist, so wenig von den Gliedern getrennt werden, als dieselben mißbrauchen darf, treu ergeben ist. Er mag namentlich in Deutschland wol bestehen, wo eigentliche Despotie sich nie fest begründet hat, die große Idee der Volksvertretung sich nie ganz verloren und auch in den entartetsten landständischen Verhältnissen sich noch erhalten hat. Und es ist kein Verhältniß, keine Verfassung, die von ihm entbände. Unter welcher Verfassung du leben magst, im Glück und Unglück des Vaterlandes, hat dasselbe heilige Ansprüche an deine Theilnahme, deinen Eifer, deine Treue, und dein Werth als Mensch steigt mit deinem Werthe als Bürger. Wol mag es dem Deutschen, der, zu seinem Ruhme, gewohnt ist, Vaterland und Fürst unzertrennlich zu denken, schwer sein, dann beide zu trennen, wenn der Fürst ihm und den Genossen nicht gerecht ist. Aber auch dann muß das Vaterland uns heilig, unverletzlich sein, dafern wir des Patriotismus uns freuen wollen. Es hat eine Zeit gegeben, wo uns die Bedeutung des Patriotismus fast verloren war, der Kosmopolitismus, als ein viel Höheres, nicht in der That, aber im Wort sich geltendmachen wollte, wo man in böser Mißdeutung das in seinem geheiligten Sinne so schöne Wort: allgemeine Menschenliebe, vorschob, die Vaterlandsliebe zu verdrängen. Ist Patriotismus Liebe, Liebe aber ein leuchtendes und wärmendes Feuer, so wirkt sie zwar, wie dieses, in engern und weitern Kreisen, aber in

den engern am stärksten. Wer mit seiner Liebesflamme die ganze Welt erleuchten und erwärmen will, möchte leicht die Nächsten, mit denen die Vorsehung ihn verband, erstarren und in Finsterniß lassen. Auch die heilige allgemeine Menschenliebe hat ihre Kreise; sie leuchtet und wärmt als eine starke, aber bescheidene Flamme Allen, die ihr nahen, darum aber den Landesgenossen zunächst, weil diese ihr die Nächsten sind, und sie erst diesen gerecht sein muß, ehe sie den Entfernten gütig sein kann. Ko.

Patristik (theologia patristica), derjenige Zweig der historischen Theologie, der das Leben, die Schriften und Lehren der Kirchenväter zum Gegenstande eines besondern Studiums macht. Als der zwar mühsame, aber belohnende Weg zu den Hülfsquellen der Geschichte der christlichen Lehre und Verfassung in den ersten 6 Jahrh. verdient er ganz die Aufmerksamkeit, die man ihm neuerdings wieder zu widmen anfängt. Bei Fues in Tübingen erschien 1827 fg. eine wohlfeile „Bibliotheca patrum latinor.", von protest. und kathol. Theologen besorgt. (Vgl. Kirchenväter.) E.

Patrize, der von dem Formschneider in Stahl geschnittene Stempel, mit welchem durch Einschlagen in eine weichere Masse die Matrize (s. d.) verfertigt wird. Die Patrize enthält das Darzustellende der Buchstaben des Alphabets verkehrt.

Patrizier hießen in dem alten Rom gewisse durch Abkunft, Ehre und Vermögen ausgezeichnete Familien, aus welchen die Senatoren gewählt wurden. Romulus theilte angeblich, nach dem Beispiele der Athenienser, die römischen Bürger in 2 Classen: Patrizier und Plebejer. Jene wurden ursprünglich patres (Väter) genannt, weil man sie als Väter des Volks betrachtete; aus diesem Worte entstand der Titel „Patrizier". Romulus bildete aus ihnen einen Senat von 100 Personen, welche die höchsten Würden in der Regierung und im Kriege bekleideten und dem Gottesdienste bis 495 nach Roms Gründung vorstanden. Die Mitglieder dieses Collegiums wurden Senatoren, von senectus (Alter), genannt, weil man nur solche wählte, welche in Rücksicht ihres Alters, das nicht unter 25 J. sein durfte, ihrer Erfahrung und Geschicklichkeit, bei der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten das allgemeine Zutrauen des Volks genossen. Als man die Sabiner in Rom aufnahm, wurde ihre Zahl mit 100 neuen Mitgliedern vermehrt. Am Ende der Republik war sie auf mehr als 1000 gestiegen, welche der Kaiser Augustus wieder auf 600 herabsetzte. Man unterschied die patres majorum gentium (Patrizier der ältern Familien), welche von den von Romulus gewählten Senatoren abstammten, und die patres minorum gentium (Patrizier der jüngern Familien), welche Tarquin der Ältere hinzugefügt hatte. Obgleich man den Patriziern ihr politisches Übergewicht über die Plebejer durch das ihnen über diese ertheilte Schutzrecht (jus patronatus) sichern wollte, so gingen doch ihre Vorrechte verloren, als der Bürgerstand, vom J. Roms 261 an, eine völlige politische Gleichheit mit den Patriziern erzwang (s. Rom), indem er zu obrigkeitlichen Ämtern, welche diese bisher ausschließend verwaltet hatten, zugelassen, und die Heirathen unter beiden Ständen nach dem J. 308 erlaubt wurden. Es blieb ihnen nunmehr kein andrer Vorzug übrig als ihre Abstammung aus den ersten und ältesten Familien. Seit der Zeit entstand eine Art von Dienstadel (nobilitas), welchen Derjenige erhielt, der durch die Bekleidung der 3 höchsten Ehrenstellen (Consulat, Prätur und curulische Ädilität) erworben ward, und der vermittelst des Rechts, die aus Wachs bossirten Brustbilder seiner Vorfahren im Vorhause aufstellen zu lassen (jus imaginum), auf die Nachkommen überging. Die Abkunft aus patrizischem Geschlechte war dazu nicht erfoderlich, sie erhöhte aber den Rang des Adels, besonders, wenn sie mit Verdiensten begleitet war. Der Verfall der Republik, die bürgerlichen Kriege und die Einführung des Kaiserthums schwäch-

ten das Ansehen der Patrizier immer mehr, und Roms Eroberung von den Gothen, wodurch viele Patrizier ihr Leben verloren, in Gefangenschaft geriethen, oder nach Konstantinopel flüchteten, bewirkte, daß aller Unterschied zwischen Patriziern und Plebejern aufgehoben wurde. Als der Sitz der Regierung nach Konstantinopel verlegt worden war, erfand Konstantin der Gr., um die alten römischen Patrizier wiederherzustellen, ein neues Patriziat, das bloß ein persönlicher Ehrentitel war und nur durch hohe Geburt und ausgezeichnete Verdienste erlangt werden konnte. Unter den Carolingern und den folgenden Kaisern bezeichnete das Patriziat nicht bloß eine hohe Würde, sondern es war auch die Oberherrschaft über Rom und dessen Gebiet, sowie der Schutz des päpstl. Stuhls damit verknüpft. Karl der Gr. nahm den Titel eines römischen Patriziers an, ehe er sich zum Kaiser ausrufen ließ, und Heinrich IV. setzte den Papst Gregor VII. als solcher ab. — In neuern Zeiten wurden gewisse adelige Familien in den Reichsstädten Patrizier genannt, weil sie zu gewissen obrigkeitlichen Ämtern vorzugsweise berechtigt waren. Die Patrizier entstanden im 12. und 13. Jahrh., wo der Flor der Städte und die Furcht vor Räubereien mehre Adelige bewog, sich in Städten niederzulassen. (Vgl. Adel.) Mr.

Patroklus, der Freund des Achilles, war der Sohn des Argonauten Menötius und der Sthenele oder Philomela. Ohne Vorsatz tödtete er zu Opus beim Würfelspiel des Amphidamas Sohn, Klysonymus. Sein Vater entzog ihn der Rache durch die Flucht und brachte den Knaben zum Peleus, der ihn freundlich aufnahm und als seines Sohnes Genossen erzog. Er folgte dem Achilles vor Troja und blieb thatenlos wie er, als dieser zürnend keinen Antheil am Kampfe nahm. Aber zuletzt drängte die Noth zu hart, und Achilles willigte ein, daß Patroklus, in seine Rüstung gekleidet, auszog. Der Kampf, den er begann, war glänzend. Aber nachdem Apollo ihn betäubt und wehrlos gemacht hatte, erlag er dem Hektor. Die Griechen retteten den Leichnam, bestatteten ihn mit vieler Pracht und stellten feierliche Leichenspiele an, worauf Achill beschloß, den Freund zu rächen und ihm in den Tod zu folgen.

Patron, im Allgemeinen, ein Beschützer, Schutzherr, wird oft gleichbedeutend mit Gönner gebraucht. Das lat. Wort bezeichnete in der römischen Republik einen Patrizier, insofern derselbe einen oder mehre Bürger aus dem Plebejerstande unter seinen unmittelbaren Schutz genommen hatte, um diese, seine Clienten genannt, mit seinem Ansehen und Einfluß zu vertreten und zu unterstützen (s. Patrizier und Clienten); auch bezeichnete **jus patronatus** das Recht des Herrn über seine freigelassenen Sklaven. Als Rom viele fremde Völker unterjocht hatte, waren vornehme Römer auch wol die Patronen ganzer Städte, ja ganzer Provinzen, und es erbte sogar diese Patronschaft in den patrizischen Familien fort. So waren die Claudier die Patrone der Lacedämonier; die Marceller die der Sicilianer. Diese Einrichtung war um so wohlthätiger, als sie den entferntern Städten und Provinzen mitten in der Hauptstadt die treuesten und eifrigsten Anwalte und Beschützer ohne große Aufopferung sicherte. Doch nannten die Römer auch Jeden, der, ohne in jenem Verhältnisse eines Patrons zu seinem Clienten zu stehen, als Sachwalter irgend eine Rechtssache vor Gericht führte, Patronus (**patronus causarum**), öfters gleichbedeutend mit Advocatus, zuweilen auch von diesem, der oft nur Rathgeber und Sprecher vor Gericht war, verschieden. Im Mittelalter und noch jetzt wird in der römischen Kirche der Schutzheilige einer Kirche, eines Klosters, auch wol einer Stadt oder Provinz, ja selbst der Heilige, dem der Einzelne sich besonders empfiehlt, Patron genannt. Allgemeiner bezeichnet man jetzt damit den Besitzer oder Verweser eines Grundstücks, zu dem eine Kirche gehört, über welche jener gewisse herkömmliche und anerkannte Rechte, das **jus patronatus**, übt, — einen Patronatsherrn, Kirchenpatron. —

Patronat aber (patronatus), das sich im classischen Latein nicht findet und zuerst im Mittelalter gebraucht wird, bezeichnet ebensowol das Recht des Kirchenpatrons als die Pfründe, über welche diesem das Recht zusteht. In den Zeiten des Mittelalters, wo Reiche und Mächtige Ruhm und Segen davon erwarteten, wenn sie Kirchen oder Capellen gründeten, oft auch dieselben reich ausstatteten mit liegenden Gründen oder gewissen Zinsgerechtigkeiten und baarem Vermögen, behielten sie sich für sich und ihre Familien einen Antheil an der Verwaltung des Kirchenvermögens und der besondern Angelegenheiten der Kirche vor. Die Kirche, oder die Geistlichkeit, gestand den Stiftern neuer, oder den Erneuerern verfallener und verwüsteter Kirchen jenes Recht willig zu, um auch Andre zu ähnlichen Begünstigungen der Kirchen zu ermuntern, nur durften dadurch die bischöfl. Rechte nicht beeinträchtigt werden. Für den Fall, daß der Patron nach Vollendung seiner Kirche verarmte, ward der Kirche die Obliegenheit zuerkannt, ihn aus ihrem Vermögen zu ernähren, und auch seine Familie und Nachkommen sollten gleiche Ansprüche an das Kirchenvermögen haben, doch ohne Gefährde für das Bestehen desselben. Dagegen blieb der Patronatsfamilie, so lange sie dem Patronate nicht selbst entsagte, auch die Verpflichtung, für Ausbesserung und Wiederherstellung der Kirche mit zu sorgen, selbst für den Fall, daß die Kirche verarmt sei. Schon früh ward auch für nöthig befunden, dem Rechte des Patrons über das Kirchenvermögen gesetzliche Grenzen zu setzen, die Größe des Aufwandes zu bestimmen, den er eigenmächtig aus demselben machen durfte, und die Kirche selbst und die gesetzliche geistliche Gewalt gegen Angriffe zu bewahren. Dies war um so wichtiger, als manche Patronen nicht aus der frömmsten Absicht, sondern aus Eigennutz Kirchen erbauten, indem sie sich einen bedeutenden Theil der reichen Schenkungen und Vermächtnisse, die neuen Kirchen zufielen, anzueignen gedachten, wie denn auch die in der frühern Kirche gewöhnlichen Oblationen (s. Oblaten) manchen Eigennützigen locken mochten, sich einen erblichen Antheil daran zu verschaffen. Bald gesellte sich zu diesem Rechte des Patrons auch das weitere, daß er selbst bei Besetzung der geistlichen Ämter an der von ihm gegründeten oder ausgestatteten Kirche für sich und seine Erben eine entscheidende Stimme haben sollte, doch keineswegs ein eigentliches Collaturrecht; denn das Recht, Geistliche zu wählen und zu berufen, stand nur der ganzen Gemeinde oder dem diese vertretenden Ältestenrathe (Presbytercollegium) oder dem Bischof zu und ward nie einem Privatmanne unbedingt eingeräumt. Dieser Theil des Patronatrechts erweiterte sich besonders im Mittelalter, wo die mächtigen Großen und adeligen Grundbesitzer, wie die Fürsten, die Begünstigung erhielten, sich eigne Capellgeistliche (Capellane) zu wählen und zu besolden, obwol nicht ohne Genehmigung des Bischofs, der auch die Oberaufsicht über die Capellane erhielt. Wie die Capellen immer mehr in Dorfkirchen sich erweiterten, schien das Wahlrecht auch an diesen dem Gutsherrn zuzustehen, und selbst Parochialstellen, die ursprünglich nur der Bischof zu besetzen hatte, gingen bisweilen, wenn der Gutsherr etwa die Wiederherstellung der Kirche oder die Besoldung des Parochen (für dessen Unterhalt sonst die Domkirche zu sorgen hatte) übernahm, in das Verhältniß jener Dorfkirchen, die aus Hofcapellen entstanden waren, über, dergestalt, daß ein großer Theil der adeligen Grundbesitzer ein weit ausgedehntes Patronatsrecht über ihre Gutskirchen erhielt. Zu keiner Zeit aber hat die kathol. Kirche den Patronatsherrn ein eigentliches Besetzungsrecht zugestanden, und die Verordnungen protestantischer Consistorien bezeugen, daß auch die evangel. Kirche ein solches Recht nicht anerkennt. Das Wesentliche des Patronatrechts ist das Präsentationsrecht, nach welchem der Patron für eine erledigte geistliche Stelle der geistlichen Behörde einen Candidaten vorstellen darf, und das Berufungsrecht, das er aber nicht eher auszuüben befugt ist, bis die Genehmigung und Bestätigung des vorgestellten Candidaten von Seiten der höhern Be-

hörde erfolgt ist. In diesem Sinne ist er denn Collator und hat als solcher ein um so weniger beschränktes Recht, als seiner Entscheidung für den Candidaten Nichts entgegensteht, wenn die geistliche Behörde die Würdigkeit desselben nicht bezweifelt. In diesem Sinne redet man auch von einer Patronatspfarre und setzt sie den landesherrlichen (oder Consistorialpfarren) entgegen. Dasselbe Recht, was dem einzelnen Patronatsherrn zusteht, fällt übrigens auch den Magistraten und andern Gemeinschaften, die ein Patronatrecht haben, anheim. Es ist Regel, daß jeder Patron den von ihm beliebten Candidaten binnen einer, in den verschiedenen protestantischen Ländern gesetzlich bestimmten Frist (in der Regel binnen 6 Monaten) dem Superintendenten des Sprengels anzeigt, welcher dann wegen der Prüfung, Ordination und Confirmation das Nöthige einleitet. Außer diesen Haupttheilen des Patronatrechts sichert es auch dem Patrone einige andre Auszeichnungen und Vorrechte. So muß er namentlich in das Kirchengebet eingeschlossen werden, darf in der Kirche seine besondere Capelle (vordem auch sein Erbbegräbniß) haben, bei seinem und seiner nächsten Blutsverwandten Tode wird eine Zeitlang mit allen Glocken geläutet, und beim Gottesdienste schweigt Musik und Orgel. Es ist das Patronatsrecht in der Regel an den Grundbesitz gebunden, und steht den Familien nur zu, so lange sie die Besitzer sind. Bei allzu lang verzögerter Ausübung des Rechts, besonders der Präsentation eines Candidaten für die erledigte Stelle, oder wenn die Güter des Patrons mit dem Sequester belegt sind, oder wenn das Recht unter Mehren streitig ist, tritt für die Person des Patrons, doch nicht für den künftigen Erben, dafern dieser die Unbill abstellt, eine Suspension ein, und die geistliche Behörde übt indeß das Recht. Aber völlig verloren geht dasselbe, wenn der Patron der Bestechung, der Verkaufung des Amts, d. i. der Simonie, überführt worden; wenn er die Kirche, auf die sein Recht gegründet ist, verfallen läßt und nicht wiederherstellt, wenn er zur Einziehung der Stelle einstimmt, oder wenn der Grundbesitz und das darauf haftende Recht an einen Andern übergeht. Ke.

Pätus, s. Arria.

Pau, die wohlgebaute Hauptstadt des Departem. der Niederpyrenäen, in Bearn (2000 H., 8500 Einw.), seit 1816 m. d. T. einer guten Stadt, hat ein festes Schloß und liegt am Gave de Pau, über welchen eine hohe Brücke von 7 Bogen führt, davon man eine schöne Aussicht genießt. Pau hat Manufacturen von Leinwand, Schnupftüchern und Hüten. Auch werden hier gute Schinken geräuchert, bayonner Schinken vom Platze der Ausfuhre genannt. Sonst residirten hier die Könige von Niedernavarra. Heinrich IV. ward hier geboren; auch der jetzige König von Schweden. 1721 wurde hier eine Akademie der Künste und Wissenschaften gestiftet. Die Gegend hat guten Weinbau (Jurançonwein).

Pauke (tympanum), im Alterthume jeder mit einer Haut bespannte hohle Körper oder Reif. Jetzt versteht man darunter die ursprünglich kriegerische Kesselpauke, die aus einem kupfernen Kessel besteht, über welchen an einem eisernen Reif eine gegerbte Eselshaut ausgespannt ist, die vermittelst einiger eiserner Schrauben höher und tiefer gestimmt werden kann, und mit einem hölzernen Klöppel (gewöhnlich mit Flanell oder Leder überzogen) geschlagen wird. Die Pauke war eigentlich bestimmt, die Grundstimme zu einem Trompetenchore zu machen, wird aber jetzt in jedem Orchester bei vollstimmiger Musik angewendet. Um nun die beiden Haupttöne der Tonart, aus welcher geblasen wird, nämlich die Tonica und Dominante, zu erhalten, bedient man sich gewöhnlich zweier Pauken von verschiedener Größe, von welchen die kleinere in den Hauptton, die größere aber in die tiefere Octave der Dominante desselben gestimmt wird. Die kleinere Pauke wird nicht höher als f, nicht tiefer als B, die größere nicht leicht höher als c und tiefer als F gestimmt. Die Noten werden im Baßschlüssel meist ohne Vorzeichnung (folglich

in c) geſchrieben und von dem Componiſten angezeigt, in welchen Ton geſtimmt werden ſoll. In einigen Fällen, z. B. bei Beethoven, werden die Pauken anders, z. B. in Octaven geſtimmt, wo ein beſonderer Eindruck bezweckt iſt. Oft wechſeln die Pauken in einem und demſelben Satze ihre Stimmung, dann muß der Componiſt die nöthigen Pauſen, welche zum Umſtimmen nöthig ſind, geben. Der Pauker pflegt die vorgeſchriebenen Noten nicht einfach, ſondern mit gewiſſen Schlagmanieren anzugeben, als da ſind: die einfache, die doppelte oder geriſſene, die getragene Zunge, die ganze Doppelzunge, die Doppelkreuzſchläge, der Wirbel, der Doppelwirbel.

Paul Veroneſe, ſ. Cagliari.

Paul (Vincent de), der Stifter der Prieſter von der Miſſion, geb. 1576 in dem Dorfe Povi in Frankreich, ſtudirte zu Toulouſe, erhielt nach wunderbaren Schickſalen eine Pfarre zu Clichy, und ſtiftete mit Hülfe einer reichen und frommen Frau eine Miſſionscongregation, deren Glieder zunächſt beſtimmt waren, den Armen das Evangelium zu predigen und vornehmlich 8 Monate des Jahrs als Seelſorger, Friedensſtifter, Krankenpfleger und ſonſt auf alle Weiſe als Beförderer der Sittlichkeit unter dem Landvolke zuzubringen. Daneben ſollten ſie auch in Gemeinſchaft ſich ſelbſt zu einem muſterhaften und erbaulichen Betragen erwecken, und endlich Die, welche ſich anſchickten, Landprieſter zu werden, mit ihren Kenntniſſen und Erfahrungen zu dem künftigen Berufe unterſtützen. Ihr Hauptſitz war das Stift St.-Lazarus zu Paris, wovon ſie auch den Namen Lazariſten (ſ. d.) empfingen. Nach dem Tode des Stifters (1660) haben ſie ſich weiter ausgebreitet und eine vielſeitige Geſchäftigkeit gezeigt. Vincent de Paul wurde nach ſeinem Tode unter die Heiligen aufgenommen.

Paul I., Kaiſer von Rußland, geb. d. 1. Oct. 1754. Sein Vater, damals Großfürſt, nachher Kaiſer Peter III., wollte, aus Abneigung gegen ſeine Gemahlin Katharina, dieſes Sohnes Geburt nicht für rechtmäßig erkennen. Man ſagt, aber wol ohne Grund, er habe den Prinzen Ivan, den Schweſterenkel der Kaiſerin Anna, der ſchon von dieſer zum Thronfolger beſtimmt worden, auch nach ihrem Tode (1740), kaum 2 Monat alt, auf den Thron gelangt, aber am 6. Dec. 1741, durch die Prinzeſſin Eliſabeth, Tochter Peter des Gr., verdrängt und ins Gefängniß geſtoßen worden war, zu ſeinem Nachfolger ernennen wollen. Paul verlebte ſeine erſten Jahre, ohne Vater- und Mutterliebe zu kennen. Als ſein Vater 1762 Reich und Leben verlor und Katharina II. den Scepter Rußlands führte, ward er, nach Ivans unglücklichem Ende, der einzige Erbe des Reichs; Katharina wendete daher Alles an, um die ſchwankende Geſundheit deſſelben zu befeſtigen, den ſie als eine Stütze ihres Throns betrachtete, weil die Ruſſen an ihm mit großer Liebe hingen. Graf Panin, ihr erſter Miniſter, ein ihr völlig ergebener Mann, ward Oberhofmeiſter, und Apinus Lehrer des Prinzen. Paul war aufgeweckt und beſaß Talente; doch hatte er kein andres Buch ganz ausgeleſen als eine franz. Überſ. von Smollet's „Peregrine Pikle". Seinem ſonſt offenen Charakter gab aber bald die Erinnerung an das traurige Schickſal ſeines Vaters, verbunden mit dem Drucke, unter dem die Kaiſerin ihn hielt, eine gewiſſe Härte und Verſchloſſenheit, zumal da ſeiner Mutter Herrſchereiferſucht ihn bei heranreifenden Jahren mit Auflaurern umgab. Doch hielt ihn dieſe Strenge nicht ab, in Katharinen ſtets die Mutter zu ehren, und nur ſelten äußerte der lebhafte Prinz die in ſeiner Bruſt verſchloſſenen Geſinnungen. 1773 ward der Großfürſt mit der Prinzeſſin Wilhelmine von Heſſen-Darmſtadt vermählt, die bei ihrem Übertritte zur griech. Kirche die Namen Natalia Alexiewna erhielt. Im folg. Jahre begleitete Paul ſeine Mutter nach Moskau, bei welcher Gelegenheit Andreas Raſumowski dem Großfürſten Winke zur ſchnellen Erreichung des Throns gab, die dieſer edelmüthig verwarf. Raſumowski's Plan blieb jedoch der Kaiſerin nicht ver-

borgen, und sie suchte die Freundschaft ihres Sohnes zu dem jungen Manne durch Eifersucht zu untergraben. Doch wucherte dies Unkraut in Pauls Seele nicht; auch starb seine Gemahlin kurz darauf im Wochenbette: ein Unfall, der ihn tief betrübte. Um ihren Sohn wieder zu vermählen, knüpfte Katharina mit dem würtembergischen Hofe Unterhandlungen an. Auf Friedrichs II. Einladung reiste Paul 1776 nach Berlin. Hier traf er die ihm bestimmte Gattin, welche ihm so wohl gefiel, daß er sich sogleich mit ihr verlobte. Nach einer Reihe von Festen, die Friedrich ihm gab, kehrte er nach Petersburg zurück, wohin bald darauf Dorothea Augusta Sophie von Würtemberg folgte, die nun die Namen Marie Fedorowna annahm und am 18. Oct. 1776 mit ihm verbunden wurde. Aus dieser Ehe entsprangen die Großfürsten Alexander, Konstantin, Nicolaus und Michael, und die Großfürstinnen Alexandra (Braut des Königs Gustav IV. Adolf von Schweden, dann 1799 Gemahlin des Erzherz. Joseph, Palatinus, gest. 1801), Maria (Erbgroßherzogin von Weimar), Helena (Erbprinzess. zu Mecklenb.-Schwerin, gest. 1803), Katharina (Königin von Würtemberg, gest. 1819) und Anna (Kronprinzessin der Niederlande). Das häusliche Glück, das der Prinz genoß, verbunden mit der Aussicht zu einer Reise durch Europa, tröstete ihn über den Druck, unter welchem die Kaiserin ihn von allen Regierungsgeschäften ausschloß, und der so weit ging, daß er, als Großadmiral der russischen Seemacht, nicht einmal die Flotte in Kronstadt besuchen durfte. 1780 trat Paul mit seiner Gemahlin, unter d. N. Graf und Gräfin v. Norden, die gewünschte Reise durch Polen, Deutschland, Italien, Frankreich und Holland an. Nach 14 Monaten kehrten Beide zu ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsort Gatschina zurück. Hier lebte Paul in gezwungener Unthätigkeit, da seine Mutter ihm weder erlaubte dem Feldzuge gegen die Türken beizuwohnen, noch sonst an Staatsangelegenheiten Theil zu nehmen. Zwar machte er auf kurze Zeit den Krieg in Finnland gegen Gustav III. mit, kehrte aber bald mißmuthig in seine Einsamkeit zurück, da er sah, wie auch hier ihm aller freie Wille genommen war. Die unterdeß ausgebrochene Revolution in Frankreich fing an das petersburger Cabinet zu beschäftigen, um so mehr, da eine Menge franz. Flüchtlinge sich nach Rußland wandte. Paul war für die Sache der gegen Frankreich verbündeten Fürsten und behielt bis ans Ende seines Lebens eine lebhafte Furcht vor den Jakobinern, deren Grundsätze er überall witterte. Seine ersten Herrscherhandlungen nach Katharinens Tode (den 17. Nov. 1796) waren Werke des Wohlthuns, vollbracht im Gefühle der Freude, sich endlich frei zu sehen. Rasch wurden Unordnungen im Heer und in der Flotte abgestellt, die Katharina übersehen hatte. Gegen das an ihm geübte Beispiel ließ er seinen Sohn Alexander an den Geschäften Theil nehmen, und die Leiche seines Vaters, Peters III., zugleich mit Katharinens Leiche feierlich in die Gruft der Kaiser beisetzen; auf seinen Befehl mußten Alexis Orloff und Baratinsky das Leichentuch halten. Orloff lebte hierauf im Auslande; die vertrautesten Diener Katharina II. wurden entfernt. Nun stellte Paul das alte Reichsgesetz wieder her, dem zufolge das weibliche Geschlecht von der Thronfolge in Rußland ausgeschlossen war, und bestimmte diese, durch einen zu Moskau während seiner Krönung (16. April 1797) erlassenen Ukas, nach dem Rechte der Erstgeburt. Friedliebend endigte er den Krieg mit den Persern und ließ, laut sein Mißfallen äußernd über das Verfahren seiner Mutter gegen Polen, die in russischer Haft befindlichen Polen los; Kosciuszko nahm jedoch die ihm angebotene Pension nicht an. Indeß hatte der Druck, den Paul fast 40 Jahre lang erlitten, fortwährend den traurigsten Einfluß auf sein Leben, und die mancherlei Mißgriffe, die er sich zu Schulden kommen ließ, entsprangen größtentheils aus dieser Quelle. Seine Verfügungen über die Einfuhr ausländischer Bücher in sein Reich, sowie über den Eintritt fremder Reisender, und überhaupt seine gegen den Geist der Zeit anstrebenden Anordnungen

beweisen mehr als zu sehr das durch mannigfache Kränkungen gereizte und verfinsterte Gemüth des Fürsten. Ein Gleiches leuchtete aus seinem Betragen, als er der Verbindung gegen Frankreich beitrat. Sein über 100,000 M. starkes Heer, das zum Theil in Italien und der Schweiz unter Suwaroff und Korsakoff, zum Theil in Holland gegen Frankreich focht, errang zwar manche Siege; da es aber durch die Niederlage bei Zürich fast auf die Hälfte zusammengeschmolzen war, zog er es zurück. Paul hatte nämlich gegen den deutschen Kaiser, noch mehr aber gegen England und Pitt, Mißtrauen gefaßt, Bonaparte aber, solches schlau benutzend, dem Stolze des russischen Herrschers zu schmeicheln gewußt und die gefangenen Russen neu bekleidet und bewaffnet ohne Auslösung nach Rußland zurückgeschickt. Paul trennte sich von der Coalition und Dumouriez's Unterhandlungen blieben ohne Erfolg. Damals soll Paul u. A. zu Dumouriez gesagt haben: „Ob Sie, ob Ludwig XVIII., ob Bonaparte oder irgend ein Andrer König von Frankreich wird, gilt mir gleich, nur einen König muß es haben". Ludwig XVIII., sowie alle Emigrirte, mußten das russische Gebiet verlassen, und der dem unglücklichen Bourbon bisher ausgezahlte Jahrgehalt ward aufgehoben. Zu den merkwürdigen Zügen in Pauls Charakter gehört, bevor die eben erwähnte Sinnesänderung bei ihm eintrat, sein Benehmen gegen Spanien und die Malteser. Dem ersten Reiche erklärte er den Krieg, der aber nur die Wegnahme einiger Handelsschiffe zur Folge hatte. In den Maltesern, als einer ritterlichen Verbindung des Adels, sah er eine Stütze der Thronen, und erstreckte seinen Schutz über sie so weit, daß er sich, als der Freiherr von Hompesch seine Würde niederlegte, nicht ohne Widerspruch des Papstes und mehrer Mächte, zum Großmeister des Ordens erklären ließ (16. Dec. 1798). In dieser Eigenschaft brachte er ein Werk zu Stande, das mit Recht Erstaunen erregte, einen Friedensvertrag zwischen der Pforte und dem Ritterorden von Malta, wodurch die Türken sich gegen ihre alten Freunde, die Franzosen, mit ihren Stamm- und Glaubensfeinden, den Russen und Maltesern, verbanden. 1800 erreichte sein Unwille gegen England den höchsten Grad. Schon am 16. Aug. hatte er eine Einladung an Preußen, Schweden und Dänemark erlassen, die bewaffnete Neutralität von 1780 gegen Englands Anmaßungen im Seehandel wiederherzustellen. Als nun England die den 5. Sept wiedereroberte Insel Malta an Paul, als den Großmeister des Ordens, auszuliefern sich weigerte, legte Paul ein Embargo auf alle englische Schiffe in russischen Häfen (d. 8. Nov.) und brachte jenen Neutralitätsvertrag im Dec. mit Schweden, im Jan. 1801 mit Dänemark und den 3. April mit Preußen zu Stande. Dieser rasche Wechsel in dem auswärtigen politischen System Rußlands fand im Reiche selbst großen Tadel. Noch weniger erwarb sich Paul die Liebe seiner Unterthanen durch seine innere Verwaltung. Zwar schien auch hier oft in den willkürlichsten Handlungen sein Eifer für Gerechtigkeit seltsam durch; allein derselbe ward durch die seinem Charakter eingedrückte reizbare Heftigkeit so gänzlich mißleitet, daß die meisten seiner Unterthanen in ihm nur einen Tyrannen sahen, welchen Namen Paul keineswegs verdiente, der unter andern Einflüssen gewiß ein guter Regent geworden wäre. Allgemeines Mißfallen erregten Pauls Abänderungen beim Militair (Einführung des Haarpuders, der Zöpfe), sein Verbot der runden Hüte, der Pantalons u. s. w., das Gebot, auf der Straße vor ihm aus dem Wagen zu steigen, und andre Beschränkungen mehr. Die Strenge, die er anwenden zu müssen glaubte, um die zu Thronveränderungen so geneigten Großen seines Reichs im Zaum zu halten, und die Verfolgung seiner geheimen Polizei gegen scheinbar Verdächtige nahmen in dem Verhältnisse zu, als er auf Schwierigkeiten in der Ausführung seiner Pläne stieß. Es bildete sich daher unter den Großen eine Verschwörung. Man reizte Paul absichtlich gegen seine Söhne, und diesen machte man glauben, daß der Vater sie in eine Festung sperren wolle; es sei daher ihrer Selbsterhaltung wegen nothwendig, den bis zum Wahnsinn ge-

müthskranken Kaiser zu verhaften. Nach langem Widerstande und unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er alle Rechte und Gewalt an seinen Vater wieder abtreten würde, sobald diesem Gott Gesundheit und Vernunft wieder geschenkt hätte, soll sich Alexander an Pauls Stelle die Regierung übernehmen zu wollen entschlossen haben. Unter den 30 Verschworenen befanden sich Fürst Jaschwill, der nachher verschollen ist; der Fürst Plato Suboff, Katharinens letzter Günstling; Graf Valerian Suboff; Nikolaus Suboff; General Bennigsen; der 1824 verstorbene General Ouwaroff; der Kriegsgouverneur von Petersburg, General Graf Pahlen; der Gardeobristlieutenant Tatischeff u. A. Von diesen blieb der Sage nach Valerius Suboff den 23. März 1801 Abends bei dem Kaiser. Die übrigen, Plato Suboff an der Spitze, kamen durch eine verborgene Treppe Nachts 11 Uhr in das Vorzimmer des Kaisers, im Palast St.-Michael. Der wachhabende Leibhusar öffnet, weil man ihm sagt, es sei Feuer, man wolle den Kaiser wecken; als er die Menge eindringen sieht, will er sich widersetzen und wird verwundet. Darauf gelangen die Verschworenen in Pauls Schlafzimmer, wo sie ihn hinter einem Schirme verborgen finden. Fürst Suboff legt ihm eine Acte vor, worin er sich unfähig bekennt, die Regierung länger zu führen, und sie seinem ältesten Sohne Alexander übergibt. Paul ruft beim Vorlesen: „Ich bin Kaiser, und will es bleiben!" Darauf wirft ihn Nikolaus Suboff nieder. Man hat die Umstände seines Todes verschieden erzählt. Als die Großfürsten dies erfuhren, war ihr Schmerz grenzenlos. Alexander verwarf anfangs eine Krone, die man seinem Vater so grausam entrissen hatte. Endlich unterwarf er sich der durch Pauls Widerstand selbst herbeigeführten Nothwendigkeit. (Vgl. die „**Notice sur la mort de Paul I**"; „Europ. Annalen", 7. Bd.; Bredow's „Chronik des 19. Jahrh.", 1. Bd., und Carr's „**Northern summer etc.**", London 1805.) Pauls Tod ward in einem Manifeste einem Schlagflusse zugeschrieben. Was den unglücklichen Monarchen in sein Verderben stürzte, war der vorherrschende Zug seines Charakters, der Jähzorn, wodurch er nicht nur seinen Untergebenen, sondern auch oft seiner eignen Familie fürchterlich ward. In andern Augenblicken war er mild, wohlwollend, menschenfreundlich, suchte begangenes Unrecht gern zu vergüten, und war ein zärtlicher Vater und Gatte, welches Letztere ihn aber nicht abhielt, seine Neigung auch andern Frauenzimmern zu schenken, wie das Beispiel der Madame Chevalier zeigt. Die von ihm (vielleicht in satyrischer Absicht) erlassene Ausfoderung an alle Monarchen Europas diente nicht wenig dazu, die über ihn einmal umlaufenden Meinungen zu bestätigen. Masson hat in seinen geheimen Memoiren über Rußland das Leben und die Handlungen Pauls gallsüchtig entstellt. Nach Georgel war Paul mäßig bei der Tafel und in seinen Vergnügungen, einfach in seiner Kleidung; er besaß, ohne eben Wissenschaften und Künste sehr zu lieben, viele Kenntnisse; er wußte einzelne Menschen richtig zu beurtheilen und zeichnete sich in vertrauten Gesellschaften durch eine angenehme Unterhaltung und hinreißende Liebenswürdigkeit aus. Auch in seinen Briefen sind Geist, Scharfsinn und ein edler Ausdruck zu bemerken. Ebenso urtheilen über Paul Kotzebue und die Frau von Schröder (Hofdame der Prinzessin von Würtemberg). Auch vgl. man Ségur's „Memoiren". K.

Paula (Franz von), s. Franz von Paula.

Paulette. Die Erblichkeit und Verkäuflichkeit fast aller Staatsämter im Justiz- und Rechnungswesen war einer der Mißbräuche, welche am tiefsten in die ganze Staatsverwaltung des alten Frankreichs eingriffen und eine Quelle der größten Unordnungen. In den ältern Zeiten der Monarchie wurden alle Ämter nur auf beliebigen Widerruf des Königs vergeben, und eine Folge davon war, daß der Tod des Monarchen eine allgemeine Erlöschung der Commissionen, worauf die Staatsämter beruhten, nachsichzog. Es mußte daher eine Bestätigung des neuen Königs ertheilt werden, was besonders seit Heinrich II. regelmäßig beobachtet wurde,

obgleich der Grundsatz daneben stehen blieb, welchen Ludwig XI. in einer Verordnung von 1467 ausgesprochen hatte, daß die Beamten nicht anders als auf freiwillige Niederlegung oder durch Urtheil und Recht entlassen werden sollten. Ob Ludwig XI. auch den Anfang gemacht habe, die Finanz- und Justizstellen für Geld zu verleihen, scheint nicht gewiß zu sein; sicher ist es, daß Ludwig XII. zu diesem Mittel griff, um Geld zu seinem Feldzuge nach Italien zu erhalten. Franz I. gab besonders den Einnehmerstellen durch den Verkauf derselben, wobei das Kaufgeld zugleich als eine Art von Caution angesehen werden konnte, eine neue Einrichtung; unter Heinrich II. aber dehnte man dieselbe auch auf die Justizbeamten aus. Man errichtete statt der bisherigen Oberämter, wo ein Mann als **Grand bailli**, **Sénéchal** u. s. w., alle Zweige der öffentlichen Gewalt verwaltet hatte, Gerichtsstellen mit collegialer Verfassung (**Sièges présidiaux**), wobei die Präsidenten- und Rathsstellen gekauft werden mußten. Unter den folgenden Regierungen Franzs II., Karls IX. und Heinrichs III. wurde dies Verfahren fortgesetzt, obgleich sowol die Reichsstände als die Parlamenter immer Vorstellungen dagegen machten. Die allgemeine Verkäuflichkeit wurde recht befestigt durch eine Verordnung von 1597, welche den Beamten gestattete, ihre Ämter zu Gunsten eines Dritten zu resigniren, was schon früher gewöhnlich, aber nicht gesetzlich gewesen war, und um den zudringlichen Bitten um Anwartschaften, welchen der gutmüthige Heinrich IV. öfter nachgab als Sully und er selbst wünschten, einen Damm entgegenzusetzen, erfand 1604 der Secretair Charles **Paulet** eine Einrichtung, wonach alle Diejenigen, welche eine jährliche Abgabe, $\frac{1}{60}$ oder $1\frac{3}{4}$ Proc. von ihrer Amtseinnahme entrichteten (eigentlich **Annuel** genannt, aber von ihrem Erfinder **Paulette**), das Recht bekamen, das Amt ihren Erben zu hinterlassen, welche es selbst behalten oder auch weiter verkaufen konnten. Erst unter der nachfolgenden Regierung wurde der Mißbrauch mit diesem Ämterverkauf recht groß, in welchem zum Theil auch ein verstecktes Darlehen enthalten war. Denn wenn der Staat Geld brauchte, so wurden eine Menge neuer Ämter erschaffen und mit diesen eine fixe Besoldung aus dem Staatsschatze verbunden, welche als Zinsen von dem Kaufgelde zu betrachten war. Da dies noch kein hinlänglicher Reiz zum Kauf dieser neuen Ämter war, so wurden auch andre Amtseinkünfte, Sporteln und andre Gebühren mit derselben verknüpft, welche der Regel nach weit mehr betrugen und nothwendigerweise zu einer großen Bedrückung des Volks gereichten. Daher war der gangbare Kaufpreis der Ämter, theils wegen dieser Accidentalbesoldung, theils auch der Ehre und des Einflusses wegen, sehr viel höher als Das, was bei der Errichtung und Erlangung derselben in den Staatsschatz gezahlt werden mußte (**finance** oder **prêt**). Außer der großen Belastung des Volks hatte diese Einrichtung noch andre Nachtheile. Sie versperrte dem bloßen Verdienste ganz den Weg im Staatsdienste; sie vergrößerte die Zahl der Staatsdiener auf eine ganz unverhältnißmäßige Weise; sie brachte die Staatsämter in die Hände unwissender und träger Menschen, und entzog dem Ackerbau und dem Handel die Capitalien, welche ihnen so nöthig waren. Dabei ward sie auch noch die Veranlassung, die Municipalverfassung zu untergraben, was gegen das Ende der Regierung Ludwigs XIV. geschah. Denn als man keine Ämter mehr zu errichten wußte, griff man zu den städtischen, welche bisher durch Wahlen der Bürgerschaft bestellt worden waren. Vergebens suchten die bessern Minister dem Übel entgegenzuarbeiten; die Noth führte immer zu demselben zurück. 1664 waren nach einem Überschlage, welchen Colbert machen ließ, und Forbonnais („**Recherches sur les finances de France**", 1. Bd., S. 328) mittheilt, in dem Justiz- und Finanzfache 45,780 verkäufliche Stellen (deren Arbeit füglich von 6000 hätte verrichtet werden können). Ihre Besoldung aus dem Staatsschatze betrug über 8 Mill., wofür der König nur 2 Mill. als annuel wieder erhielt; ihre gesammten, dem Volke zur Last fallenden Staatseinkünfte waren auf

187¼ Mill. geschätzt, und der gangbare Kaufpreis ihrer Ämter auf nahe an 420 Mill. Colbert suchte die Masse dieser überflüssigen Beamten zu vermindern, aber die Kriege und Verschwendungen Ludwigs XIV. zwangen seine Nachfolger doch wieder zu dieser Manier sich Geld zu schaffen zurückzukommen. Von 1689 — 95 wurden 294 Mill., und 1701 — 9 426 Mill. aus der Errichtung neuer Ämter gezogen. Auch nachher sind einige Versuche gemacht worden, das Übel zu vermindern, aber im Ganzen hat es sich mit allen seinen verderblichen Folgen erhalten bis zur Revolution. 37.

Paulicianer. Unter dem Schutze der Bergketten des Kaukasus und Taurus, die in Armenien zusammenstoßen, gab es noch Überreste der Manichäer (s. d.) und Gnostiker, die sich seit dem 8. Jahrh. nach einem Parteihaupte, Paulus, Paulicianer nannten, um den Verdacht des Manichäismus von sich abzuwenden. Als Bilderstürmer (s. d.) wurden sie von den griech. Kaisern, je nachdem diese dem Bilderdienste, den die manichäische Denkart ganz verwarf, bald ungünstig bald günstig waren, geduldet oder verfolgt. Doch mußten sie, da ihre manichäische Ketzerei entdeckt wurde, im 9. Jahrh. harte Bedrückungen leiden, unter denen Viele umkamen, Andre in das Gebiet der Mohammedaner flüchteten, welchen sie in den Kriegen gegen die Griechen beistanden. Die im 10. Jahrh. versuchte Bekehrung wieder eingewanderter paulicianischer Gemeinen, die der griech. Kaiser Johannes Zimisces nach Thrazien versetzte, gelang ebenso wenig als jene gewaltsame Unterdrückung; und da die Kreuzzüge Wege in das mittlere Europa öffneten, drangen zerstreute Haufen dieser Secte theils zu Lande in die Bulgarei, theils zur See nach Italien und Spanien vor. Unter mancherlei Namen erschienen ihre Abkömmlinge und Geistesverwandten nun in den europäischen Ländern. Unzweifelhaft ist der paulicianische Ursprung der Lehre jener den Messalianern (s. d.) ähnlichen Betbrüder, die man wegen ihres unaufhörlich wiederholten Ausrufs: Bog milui (bulgarisch: Gott erbarme dich) Bogomilen nannte, und im 15. Jahrh. zu Konstantinopel mit dem Feuertode bestrafte. Über die Lehre der Paulicianer vgl. Manichäer. E.

Pauline (Christine Wilhelmine), Fürstin zur Lippe, Tochter des Fürsten Friedr. Albert von Anhalt-Bernburg und seiner Gemahlin Louise, geb. Herzogin von Holstein-Plön, ward geb. zu Ballenstedt am 23. Febr. 1769. Bald fühlte die Fürstin ihre geistige Kraft und machte sich wissenschaftliche Bildung zum steten Beruf. Die Stunden der Muße verlebte sie an der Seite ihres Vaters, bald bei seinen Regierungsgeschäften, bald auf seinen Jagdzügen. Dadurch erhielt ihr Charakter eine männliche Richtung, die sich selbst in kräftigen Gesichtszügen aussprach. Sie war 18 J. alt, als sie Birkenstock's Gedicht auf den Tod Friedrichs II., ungeachtet der Schwierigkeiten des lat. Lapidarstyls, glücklich in das Deutsche übersetzte. Sie wandte auch ihre Aufmerksamkeit auf die dänische Literatur und war bald im Stande, die vorzüglichsten Nationalschriftsteller mit Leichtigkeit zu lesen. Im Zeichnen in der Musik und in weiblichen Fertigkeiten war sie minder glücklich. Mit dem Dichter Gleim, der ihren dichterischen Versuchen seinen Beifall schenkte, stand sie in Briefwechsel. Dabei studirte sie die Verfassung des Geburtslandes, unterhielt sich mit Staatsmännern über alle Theile der Verwaltung, arbeitete Gesetze aus und verfertigte Gutachten aus Acten. Seit 1790 leitete sie im Cabinette ihres Vaters die auswärtigen Geschäfte. 1796 vermählte sie sich nach der Wahl ihres Herzens mit dem regierenden Fürsten Leopold von Lippe-Detmold. Ihr Gemahl starb 1802, und sie trat die vormundschaftliche Regierung an. Seitdem beförderte sie 18 Jahre hindurch die wohlthätigsten Einrichtungen; sie hob die Leibeigenschaft auf, sorgte für Erziehungsanstalten und stand mit der Hülfsgesellschaft zu Zürich seit 1808 in Verbindung. Besonders schätzte sie den Generalsuperintendenten v. Cölln wegen seines Eifers, Gutes zu wirken; auch nahm sie fleißigen An-

theil an dessen „Beiträgen zur Beförderung der Volksbildung". Nach Cölln's Tode setzte sie ihm 1804 und 1806 ein Denkmal der Freundschaft durch Herausgabe seiner hinterlassenen Werke, von ihr mit herzlich einfachen Worten eingeleitet. Eine geistvolle Dichtung der Fürstin, worin sie den Gesammtberuf ihres Geschlechts darstellt, findet man im 2. Hefte der „Iduna": „Die Theestunde einer deutschen Fürstin" (1805). Mit kluger Umsicht benahm sie sich während Napoleons Zwingherrschaft, sodaß derselbe das Fürstenthum Lippe als eines jener Länder bezeichnete, welche von Kriegsrequisitionen verschont bleiben sollten. Zum Besten ihres Landes unternahm sie eine Reise nach Paris, wo sie durch Einsicht und Geistesgegenwart dem Kaiser Achtung einflößte und die Freundschaft Josephinens gewann. Im wahren Sinne des Worts war sie Selbstregentin; sie selbst las, prüfte, erwog; sie selbst verordnete; sie selbst musterte ihr Truppencorps und entwarf die Etats zu deren Verpflegung; sie sah bändereiche Acten über schwierige Rechtshändel durch und führte oft viele Stunden lang in ihrem Regierungscollegium den Vorsitz. Der Ausführung einer von der Fürstin selbst 1817 entworfenen Verfassungsurkunde widersetzten sich die Landstände; dagegen erhielt sie einen Beweis allgemeiner Verehrung durch den seltsamen Antrag der Stadt Lemgo, das bürgermeisterliche Amt zu übernehmen. Sie that dies, weil sie alle Verhältnisse kennen zu lernen wünschte. Je näher der Zeitpunkt der Übergabe der vormundschaftlichen Regierung kam, um so strenger schien sie über die Aufrechthaltung ihrer Autorität zu wachen, wodurch manche auffallende Maßregel erklärlich wird, wie z. B. die Anwendung bewaffneter Macht in den Streitigkeiten mit Lippe-Schaumburg. Am 4. Juni 1820 übergab sie die Regierung ihrem ältesten Sohne; aber körperliche Leiden untergruben bald ihre Gesundheit. Fortwährend mit edeln Zwecken beschäftigt, schrieb sie noch auf ihrem Sterbelager Resolutionen in Armensachen. Unter den angreifendsten Krämpfen blieb ihr Geist stark und fest; so schied sie vom Leben am 29. Dec. 1820. Ihr früher geäußerter Wunsch, daß man nach ihrem Tode sagen könne: „Sie war treu in jeglichem Beruf!" ist erfüllt. Mit hoher Selbstaufopferung war sie rastlos thätig für alles Gute und Edle; überall offenbarte sich die Klarheit und Gediegenheit ihres Geistes, die Kraft ihres Wollens und die Tiefe ihres Gemüths. Als Muster einer weisen Regentin, liebevollen Mutter und wahren Christin, wird das Andenken der Fürstin Pauline nie untergehen. Ein Denkmal ihrer Regentschaft hat sie u. A. auch dadurch gestiftet, daß sie einen Straßendamm, den Weg von Horn nach Paderborn, zwischen den Felsen des Eggesteinsteins hindurchführte: ein Thor, welches an Erhabenheit in ganz Deutschland seines Gleichen nicht hat. (S. Clostermeyer's „Beschreibung des Eggesteinsteins", Lemgo 1824.) S. ihr Leben in den „Zeitgenossen", Nr. XXX.

Pauliner oder Paulaner, s. Minimen.

Paulowsk, ein kaiserl. Lustschloß, 4 Meil. von St.-Petersburg, das Kaiser Paul seiner Gemahlin, zugleich mit dem etwa 2 kleine Stunden davon entfernten Gatschina, vermachte. Die Einrichtung dieses Schlosses und seiner Umgebungen spricht ganz den Geist der Wohlthätigkeit und den guten Geschmack dieser Fürstin aus. An dem Wege dahin sind Wohnungen für Arme und Hülflose, Waisen- und Erziehungshäuser, und schöne Gärten, deren Aufsicht Invaliden übergeben ist. Die Galerie von Paulowsk enthält mehre Murillo, Paul Veronese, Bassano u. a.; Ansichten von Rom, von Robert; Nachbildungen alter Statuen und Büsten. Berühmt ist das Cabinet de réunion, dessen Geräthe und Verzierungen von den Prinzessinnen des kaiserl. Hauses gearbeitet sind. In den Gärten um Paulowsk, im engl. Style angelegt, bewundert man die Zauberinsel, den Rosenpavillon u. a. Anlagen, in welchen öfter Familienfeste von der Kaiserin Mutter angeordnet werden. Am 19. Nov. 1824 litten sie sehr durch die Sturmfluten der Newa. Paulowsk wurde 1780 nach der Zeichnung eines Eng-

länders Brown angelegt. Über die Gewächse daselbst siehe den „Hortus Pawlowskyensis".

Paulskirchen: die des heil. Paulus zu Rom, außerhalb den Stadtmauern, S.-Paolo fuori le mura, abgebrannt am 15. Juli 1823, und die Paulskirche zu London, Wren's berühmtes Meisterwerk, das die prächtige gothische, 1666 bei dem großen Brande zerstörte Kathedrale, welche Dugdale und Hollar beschrieben haben, ersetzte. Die Paulskirche zu Rom an der Straße nach Ostia, eine Stunde von der Stadt, in ungesunder Gegend, gehörte zu den 4 Basiliken Roms, die durch die heilige Thür ausgezeichnet sind und zu den wichtigsten Überresten der altchristlichen Baukunst. Sie soll ihre erste Anlage Konstantin verdankt haben, der sie auf den Wunsch des Papstes Silvester an der Stelle errichtet hätte, wo der Apostel Paulus beerdigt war. Kaiser Theodosius soll sie nach einem erweiterten Plane wieder aufgeführt haben (der Grund ihrer ersten Zerstörung wird nicht angegeben), und folgende Päpste hätten sie vollendet, geschmückt und erhalten. Schon die Mosaiken an ihrer Außenseite, das Werk griech. Künstler, verriethen ihren frühen Ursprung, sowie denn überhaupt ihre innere Ausschmückung auf Griechen hinwies, die wahrscheinlich, durch die Bilderstürmunruhen vertrieben, Rom als Zuflucht erwählten. Die Menge der prächtigsten Marmorsäulen, welche die innern Abtheilungen dieser in Basilikenform aufgeführten Kirche trennten, die Menge der Gemälde an den Wänden, die Mosaiken über dem Hauptbogen des Mittelschiffs, das dem Auge offen liegende Sparrwerk (wie die Sage ging, von Cedernholz des Libanon), der Fußboden, von den mannigfaltigsten Marmorarten zusammengesetzt und für Archäologen wichtig wegen der darunter befindlichen Inschriften, für die Architekten wegen des Kreises, nach welchem M. Angelo die Zulage zur Kuppel der Peterskirche machen ließ, die außerordentliche Ausdehnung der Räume und eine 1070 zu Konstantinopel gegoßene Thür gaben dem Ganzen eine Eigenthümlichkeit, mit der sich kaum eine zweite der Kirchen Roms messen konnte. Vorzüglich wichtig war die Reihe der Bildnisse der Päpste (253 an der Zahl), die an der innern Wand des Hauptschiffes herumlief. Für die Archäologie der Malerei war sie immer ein sehr beachtenswerther Beitrag, und schon längst hatte der römische Volksaberglaube an sie allerlei Meinungen geknüpft, weil sie mit dem Bildnisse Pius VII. dermaßen geschlossen wurde, daß wenigstens so in die Augen fallend, sie nicht fortgesetzt werden konnte. Alles Dies zerstörte die Flamme einer Nacht, die durch die Vernachlässigung eines Klempners, der am Dache besserte, ausgebrochen war. Selbst die Marmorsäulen sahen nur verkalkt aus dem Graus der Verwüstung hervor und waren so beschädigt, daß nur wenige für den künftigen Bau zu brauchen sein möchten. Einstweilen wurden im heiligen Jahre die Rechte dieser Kirche auf S.-Maria in Trastevere übertragen. Die Erinnerungen lassen sich nicht wieder ersetzen, die an diese Kirche von den ersten Zeiten des Christenthums sich knüpften, weßhalb sie von allen Freunden der Kunstgeschichte wetteifernd durchforscht worden ist. Des Monsignore Nicola del Nicolai Werk „Della Bas. di S.-Paolo" (Rom 1815, Fol.) galt für die genaueste Beschreibung dieses Gebäudes, dessen letzte Schicksale Uggeri („Sulla Bas. di S.-Paolo sulla via Ostiense") in den „Effem. letter. di Roma" (1823, Heft 37) am genügendsten erzählt hat. — St.-Pauls Kathedrale zu London, auf einer Höhe im Norden der Themse. Nach manchen Versuchen, das altgothische, 1666 abgebrannte Gebäude in gleicher Weise aufzuführen, sah man sich gezwungen, jede Spur des vorigen abzutragen und der gegenwärtigen Kirche ein neues Fundament zu geben. Am 21. Juni 1675 ward der erste Stein gelegt. In 10 Jahren waren die Mauern des Chors und der Seitenflügel vollendet, ungerechnet die runden Säulenhallen in der Nord- und Südseite. Der letzte und höchste Stein des Gebäudes ward auf die Spitze der Laterne 1710 gelegt, und kurz darauf wohnten die

Königin und beide Häuser des Parlaments dem Gottesdienste in der Kirche bei. Folglich war dieser ganze Bau in 35 J. durch einen einzigen Meister, Sir Christoph Wren, unter einem Werkmeister, Thomas Strong, und einem einzigen Prälaten, Dr. Henry Crompton, vollendet. Das Gebäude ist aus Portlandstein, in Gestalt eines Kreuzes aufgeführt. Zwei Reihen sehr massiver Pfeiler theilen das Innere in ein Schiff und Seitenflügel. Die günstigste Ansicht gibt es von Lutgatestreet aus, wo die große Säulenhalle von 12 gekuppelten korinthischen Säulen, mit einem zweiten Säulengang von 8 gleichfalls gekuppelten Säulen der gemischten Ordnung darüber, eine auffallende Wirkung hervorbringt. Im Fronton dieses Vorsprungs ist St.-Paulus Bekehrung in Relief dargestellt, eine Arbeit von Francis Bird. Die nordwestl. und südwestl. Ecken der Kathedrale schmücken 2 Thürmchen. Auf der Südseite, welche der nördlichen entspricht, ist unter dem Phönix im Fronton das oft angeführte „Resurgam". Vorzüglich gefällig sind die Formen der Kuppel, und in der Ansicht von London gehört sie zu den bemerkenswerthesten Punkten. Aber die innere Ausschmückung dieses Gebäudes entspricht nicht s. äußern Prunke. Der Fußboden ist von schwarzen und weißen Marmorplatten schachbretmäßig zusammengesetzt, vermehrt aber den Eindruck der Leere, welche diese hohen Mauern ohne Ausschmückung hervorbringen. Man hat ihn mit Fahnen, den Trophäen der britischen Tapferkeit, aufzuputzen angefangen. Die günstigste Ansicht hat man am Flüstergange (the whispering gallery) am untersten Kreise der Kuppel; dort nehmen sich auch James Thornhill's Darstellungen aus dem Leben Paulus in den Flächen der Kuppel am vortheilhaftesten aus. Die große Glocke wird nur beim Tode eines Gliedes der königl. Familie, des Lordmayors, des Bischofs von London und des Dechants der Kirche geläutet. Auf 616 Stufen kann man zu der Kugel kommen. Um die Einförmigkeit des Innern zu unterbrechen, hat man seit 1790 Denkmäler und Bildsäulen erlauchter Todten in ihr aufgestellt. Das erste galt dem Andenken John Howard's 1796. Auch Nelson, der in einer Gruft in der Mitte des Gebäudes beigesetzt ist, fand dort durch Flaxman ein bemerkenswerthes Denkmal, ebenso Sir W. Jones, Graf Howe, Sir Josua Reynolds u. s. w. Über dem Eingang zum Chor sieht man eine Marmorplatte mit einer lat. Inschrift, ungefähr des Inhalts: „Hier ruht Christoph Wren, Erbauer dieser Kirche und der Stadt, der mehr als 90 Jahre, nicht sich, sondern dem allgemeinen Besten lebte. Leser, suchst du sein Denkmal, sieh um dich". (S. Wren.) Die Baukosten dieses Tempels rechnet man zu $1\frac{1}{2}$ Mill. Pfund. Der als Literator und Architekt bekannte J. Gwilt hat eine Geschichte der londner St.-Paulskirche geschrieben. In den „Illustrations of the public buildings of London" (mit histor. und beschreib. Berichten über jedes Gebäude), von den Architekten J. Britton und A. Pugin, findet man in Nr. 1 (London 1823) St.-Pauls abgebildet und beschrieben. 19.

Paulus, der berühmteste und verdienteste unter den Aposteln. Geboren von jüdischen Ältern, welche zu Tarsus in Cilicien wohnten und das römische Bürgerrecht auf ihn vererbten, ward er früh zu einer gelehrten Bildung hingeleitet und zu Jerusalem, wohin er als Jüngling ging, durch den Unterricht Gamaliel's, eines der berühmtesten Rabbinen im Zeitalter Jesu, in das Studium der jüdischen Schriftauslegung und Sage eingeweiht; auch erwarb er sich, wie seine Briefe verrathen, eine genaue Bekanntschaft mit den griech. Dichtern und Philosophen, und trieb daneben, nach der Sitte der jüdischen Lehrer, ein Handwerk, wahrscheinlich Zeltschneiderei und Tapezierarbeit, wodurch er sich in der Folge auf s. Reisen Unterhalt verschaffte. So zum Lehramte vorbereitet, trat er wenige Jahre nach dem Tode Jesu, als Anhänger der pharisäischen Secte und Verfolger der Christengemeinde, zu deren Unterdrückung der hohe Rath ihn in und außer Jerusalem gebrauchte, öffentlich auf. Die Apostelgeschichte hat mehre Züge der Hef-

tigkeit seines Eifers in diesem traurigen Geschäft aufbewahrt, das er aus Anhänglichkeit an das alte Gesetz betrieb. Eben war er mit Vollmachten des hohen Raths zur Verhaftung der Christen auf dem Wege nach Damask, als er durch eine Erscheinung (Apostelgesch. Cap. 9 u. Cap. 22) Veranlassung erhielt, das Christenthum anders anzusehen u. sich durch den Unterricht christlicher Lehrer eine überzeugende Erkenntniß von der Vortrefflichkeit dieser Religion zu verschaffen. Diese plötzliche, von Gott veranstaltete Bekehrung bezeichnete er durch Abänderung seines Namens Saul in Paul, und widmete sich nun dem Berufe zum Apostel, mit einer Begeisterung, welche die größten Schwierigkeiten überwand. Arabien, Syrien, Kleinasien, Griechenland und die Inseln des mittelländ. Meers wurden die Schauplätze seiner unermüdeten Thätigkeit für die Ausbreitung des Christenthums. Wo er auf seinen Reisen hinkam, war er bemüht, Christengemeinden zu stiften und die vorhandenen in ihrem Glauben zu befestigen. Um die Gemeinden zu Antiochien, Ephesus und Jerusalem machte er sich durch Lehren, Anordnen der Gebräuche und Almosensammeln für die ärmern Mitglieder verdient. Die Gemeinden zu Philippi in Macedonien, zu Korinth, Galata und Thessalonich verehrten ihn als ihren Stifter, und die im Kanon des N. T. enthaltenen Sendschreiben, die er an diese und a. Gemeinden in den angesehensten Städten Griechenlands, Kleinasiens und nach Rom schrieb, zeigen, in welchem Verhältnisse väterlicher Macht und Sorgfalt er mit ihnen stand. Dadurch, daß er auch Heiden, ohne sie zur Beobachtung des jüdischen Gesetzes zu nöthigen, in die Christenheit aufnahm, gab er seinem Wirkungskreise und dem Fortgange des Christenthums einen Umfang, zu dem die beschränktere Ansicht der übrigen Apostel, die anfangs nur Juden taufen wollten, es nie hätte kommen lassen. Aber eben darum ward er ein Gegenstand des Hasses der Juden, die ihn als einen Abtrünnigen verfolgten, und zu Jerusalem war Alles zu seinem Untergange bereit, als er nach einer mehr als 20jährigen Wirksamkeit für die Verbreitung der Lehre Jesu, um das J. 60, mit den von ihm gesammelten Unterstützungsgeldern für die gedrückten palästinensischen Christen, muthig, wie Jesus selbst bei seiner letzten Reise nach Jerusalem, sich gerade nach dieser Stadt begab. Hier ward er verhaftet und nach Cäsarea gebracht, wo ihn die römischen Statthalter Felix und Festus 2 Jahre lang gefangen hielten, und die Unerschrockenheit und Geistesgegenwart, mit der er sein Unternehmen rechtfertigte, nicht weniger bewundern mußten als früher der Areopag und die Weisen zu Athen (wo Dionysius, der Areopagit, sein Anhänger ward), die Kraft und Gediegenheit seines geistvollen Vortrags. Weil er als römischer Bürger wegen der widerrechtlichen Gefangenschaft an den Kaiser appellirt hatte, schickte man ihn endlich nach Rom. Nach einem bei Malta ausgestandenen Schiffbruche kam er im Frühjahr 62 in diese Hauptstadt der Welt. Hier ward er mit Achtung, jedoch als Staatsgefangener behandelt und gewann mehre, auch vornehme Römer für das Christenthum. Daß er im J. 64 wieder auf freien Fuß kam, ist erwiesen; was aber von seinen weitern Reisen nach Spanien, England, Macedonien, Griechenland und Vorderasien erzählt wird, nur Vermuthung. Im J. 66 kam Paulus nach Rom zurück, gerieth aufs neue in Gefangenschaft und starb den Märtyrertod. Das Leben keines Apostels ist so reich an merkwürdigen Auftritten, rühmlichen Thaten, harten Beschwerden und außerordentlichen, traurigen Schicksalen, als die Geschichte dieses großen Mannes, dem auch die Gegner der Religion, für die er lebte und starb, seltene Geistesgaben, gründliche und ausgebreitete Kenntnisse, tiefes Eindringen in das Wesen der Religion, Fülle und Schärfe der Ideen und eine Lehrgeschicklichkeit, die mit systematischer Anordnung der Materien, Faßlichkeit, Anmuth und Wärme verband, nicht absprechen konnten. Und welchem Leser des Neuen Test. sollte die unbescholtene Tugend, die Seelengröße, die echte Frömmigkeit und Glaubenskraft, die aus allen seinen Worten und Thaten hervorleuch-

tete, unbekannt sein? Seine Sendschreiben, die er alle in griech. Sprache abfaßte, sind Denkmäler eines wahrhaft göttlichen Sinnes, der die Andächtigen erbaut, die Lehrbegierigen unterrichtet, die Unglücklichen tröstet und den Weisen aller Zeit Ehrfurcht und Bewunderung abnöthigen wird. E.

Paulus (Heinrich Eberhard Gottlob), Dr., Professor und Geh. Kirchenrath zu Heidelberg, geb. d. 1. Sept. 1761 zu Leonberg bei Stuttgart, erhielt von seinem Vater, der Geistlicher war, gründlichen Unterricht in alten Sprachen und in schriftlichen Aufsätzen, wodurch er, zum Selbstdenken gewöhnt, um der Naturforschung willen, Vorliebe zur Medicin faßte; allein durch pietistische Umgebungen in seinem heitern religiösen Sinn gestört, faßte er den Entschluß, Theologie zu studiren, um zur Selbstüberzeugung zu gelangen. Auf der Schule und im Stifte zu Tübingen bezog er selbstthätig Alles auf das Ziel eigner Überzeugung. Mathematik studirte er für sich nach Kästner. Bei seinem Selbsterlernen der oriental. Sprachen leiteten ihn Ernesti's Theolog. und Michaelis Oriental. Bibliothek. Viel dankt er seinen Lehrern: Schelling (dem Vater), Schnurrer, Ploucquet u. A.; in der Kritik der Kirchengeschichtsquellen war Rösler, in der histor. philolog. Interpretation Storr sein Muster. Mit Flatt und Gaab bildete er sich durch Gedankenumtausch. Auch hatte er Gelegenheit, die besten Werke zu lesen und durch Unterricht sich in der Lehrmethode zu üben. Er war in Hinsicht seines theolog. Wissens und Glaubens völlig beruhigt, als er, auf Druck's und Abel's Empfehlung, von dem Freih. von Palm zu Kirchheim Unterstützung erhielt, um auf einer Reise durch Franken, Ober- und Niedersachsen, den Zustand des Unterrichtswesens und hierauf — in Göttingen dazu vorbereitet — die orientalischen und kritischen Schätze des Museums in London und der Bibliothek in Oxford kennen zu lernen. Den literarischen Früchten seiner Reise nach England und Griesbach's Freundschaft verdankte P. 1789 den Ruf zum oriental. Professorat in Jena. Hier beschäftigte ihn ganz die vom Orientalismus abhängige Erklärung des A. und N. Testaments, wobei ihm die von einem selbstdenkenden Regenten der Universität gesicherte Lehrfreiheit gestattete, den Inhalt des Urchristenthums unbefangen, psychologisch historisch zu erforschen, wie er ihn zum Theil in seinem „Commentar des N. T." (1800, 4 Thle., n. Aufl. 1804) und in andern Schriften entwickelt hat. Durch dieselbe Methode suchte er den ursprünglichen, zeitgemäßen Sinn des A. Test. zu ergründen, wie seine Clavis über die Psalmen, den Jesaias darthun. (M. s. seine Schriften üb. orient. Literatur u. s. w. bei Meusel.) Nach Döderlein's Tode 1794 erhielt er eine theologische Professur. In diesem Lehramte trug er mehre Male eine auf die Pflichtenlehre gegründete Glaubenslehre vor. P. lebte glücklich in Jena, wo er das Vertrauen der Geh. Räthe Göthe und Voigt, die Liebe Schiller's, die Freundschaft Griesbach's u. A. besaß. Allein seiner Gesundheit wegen mußte er 1803 einem Rufe nach Würzburg folgen. Hier unterbrachen Consistorialgeschäfte s. literarischen Arbeiten. Er ward in politische Umgebungen gezogen und mußte sich mit den Rechtsverhältnissen zwischen Katholiken und Protestanten bekanntmachen. Als die protest.-theol. Facultät zu Würzburg (unter des Großherz. Erzh. Ferdinands Regierung) aufgehoben ward, erhielt P. die Anstellung als Landesdirectionsrath in Kirchen- und Schulsachen zu Bamberg; nach 2 Jahren wurde er ebenso nach Nürnberg und wieder nach 2 Jahren nach Ansbach versetzt. In diesem geschäftvollen Wirkungskreise konnte jedoch der erfahrene P. das Gute mehr vorbereiten als ausführen helfen. Endlich wurde er in das akadem. Leben zurück, als Prof. der Exegese und Kirchengeschichte nach Heidelberg berufen. Hier veranlaßte ihn 1814 das Constitutionswerk in s. Vaterlande Würtemberg, einige Aufgaben, die dasselbe betrafen, zu erörtern. Daraus ging 1819 die histor. publicist. Zeitschrift „Sophronizon" hervor, die der auch staatswissenschaftlich gebildete P. dem Staate und der Kirche widmete. Diese ebenso gründlich als bün-

dig geschriebenen Darstellungen allgemein wichtiger Zeitgegenstände, wohin z. B. die sich verheimlichende Proselytenmacherei, der rechtlich nicht begründete Einfluß der römisch-italienischen Kirchenherrschaft auf die katholisch-deutsche Nationalkirche, die curialistischen Rechtsverletzungen gegen Wessenberg u. A. m. gehören, hat das katholische wie das protestantische Deutschland mit Beifall aufgenommen. Die Beleuchtung der in dem Schwurgerichtsproceß gegen Fonk begangenen Rechtsverletzungen gab Veranlassung, daß die Universität Freiburg dem Verf. die juristische Doctorwürde ertheilte. Als theologischer Schriftsteller warnt der verdienstvolle P. ebenso sehr vor einseitigem (individuellem) Rationalismus und vor speculativen Abweichungen von der uranfänglichen Christuslehre als vor Mysticismus und pfäffischem Jesuitismus. In diesem Sinne hat er 1825 eine neue theologische Jahresschrift, „Der Denkglaubige", begonnen, sowie 1827 eine andre Zeitschr. „Kirchenbeleuchtungen". In dieser will er den gegenwärtigen Zustand der röm.-päpstl., kathol. und evangel.-protest. Kirchen kennen lehren; in jener die Harmonie des Nachdenkens und der urchristlichen Glaubenslehre zeigen: — das von ihm mit inniger Überzeugung gefundene Ziel der Forschungen seines Lebens. 20.

Pausanias, ein lacedämonischer Feldherr, des Kleombrotus Sohn und des Leonidas Neffe. Er wurde zum Vormund seines unmündigen Vetters Plistarchus (des Sohns des Leonidas) ernannt und stand als solcher, während der Abwesenheit des andern Königs, an der Spitze der Regierung. Als Mardonius mit einem großen Perserheere in Griechenland einfiel, zog ihm P. als Oberbefehlshaber des griech. Bundesheers entgegen, täuschte den Feind durch einen verstellten Rückzug und schlug ihn bei Platäa (479 vor Chr.) aufs Haupt. Darauf zog er vor Theben, das an der Sache Griechenlands zum Verräther geworden war, erzwang die Auslieferung der Häupter der persischen Partei und ließ sie hinrichten. Aber diese Erfolge machten ihn stolz und anmaßend; die Mäßigung, die man während des Feldzugs gegen Mardonius an ihm bewundert hatte, ging in Übermuth und hochfahrenden Ungestüm über. So schrieb er sich allein den Sieg bei Platäa zu und schenkte dem delphischen Apollo einen goldenen Dreifuß mit einer Inschrift, die nur seiner, als des Siegers bei diesem Orte, erwähnte. Sein Übermuth stieg, als er mit der vereinigten Flotte Griechenlands die griech. Städte, nach langem Kampfe auch Cypern und endlich selbst Byzanz, den Schlüssel Kleinasiens, von den Persern befreite. Während Aristides und Cimon, die unter ihm befehligten, durch ihre Leutseligkeit Aller Herzen gewannen, mißhandelte er die Bundesgenossen und betrachtete die Spartaner als das herrschende Volk unter den Griechen. Endlich trat er sogar mit Xerxes in geheime Unterhandlungen, in der verrätherischen Absicht, sich zum Herrn von Griechenland zu machen, gab dem Xerxes mehre zu Byzanz gefangen genommene vornehme Perser unentgeltlich zurück, entsagte selbst äußerlich den spartanischen Sitten, indem er mit persischem Aufwande lebte und sich persisch kleidete, und brachte es endlich dahin, daß die Unzufriedenheit aller griech. Bundesgenossen sich laut und thätig äußerte. Dies bewog die Spartaner, ihn zurückzurufen. Kaum aber war er, in Rücksicht auf seinen Rang und seine frühern Verdienste von jeder Anklage losgesprochen worden, als er sich, unter dem Vorwande, dem Feldzuge beizuwohnen, wieder nach Byzanz begab. Von den Athenienſern genöthigt, die Stadt zu verlassen, ging er nach Kolonä in Troas und trat in neue Unterhandlungen mit Griechenlands Feinden. Er wurde abermals zurückberufen und gefangen gesetzt, trotz aller Anklagen aber, gegen das Versprechen, sich auf Erfodern jedesmal zu stellen, in Freiheit gesetzt. Sogleich trat er mit dem Perserkönig wieder in Unterhandlung. Er hatte zu seiner Sicherheit mit Artabazus verabredet, daß dieser den jedesmaligen Überbringer eines Briefs von ihm umbringen lassen sollte. Ein gewisser Argilius, der zu einer gleichen Sendung bestimmt war, schöpfte Verdacht, öffnete den ihm anver-

trauten Brief, fand seinen Argwohn bestätigt und machte den Ephoren Anzeige davon. Um sich einen vollen Beweis zu verschaffen, befahlen sie ihm, in den Tempel des Neptun nach Tänarus zu flüchten, als fürchte er für sein Leben. Sobald P. davon hörte, eilte er zu ihm. Es entspann sich ein Gespräch zwischen Beiden, das den verborgenen Ephoren des P. ganze Schuld enthüllte. Sie kehrten mit dem Entschlusse nach Sparta zurück, ihn nach der Strenge der Gesetze zu bestrafen. P., der auf dem Wege erfuhr, welches Schicksal ihm bevorstehe, nahm jetzt selbst zu den Füßen der Minerva Chalciökos seine Zuflucht. Aber seine eigne Mutter trug den ersten Stein herbei, um die Thür des Tempels zu verschließen; diesem Beispiele folgte das Volk und so mußte der Eingeschlossene vor Hunger verschmachten. Man begrub ihn vor dem Tempel und versöhnte die Göttin durch 2 bronzene Bildsäulen.

Pausanias, ein griech. topographischer Schriftsteller, der unter Hadrian und den Antoninen blühte. Wenn er derselbe Redner oder Grammatiker ist, der unter diesem Namen erwähnt wird, so war er aus Cäsarea in Kappadocien gebürtig und studirte unter dem berühmten Herodes Atticus. Er lehrte zu Athen und Rom, in welcher letztern Stadt er starb. Seine Beschreibung Griechenlands, eine Art von Reisebeschreibung, ist eine schätzbare Sammlung von Nachrichten für den Alterthumsforscher, in welcher der Verf. Alles, was er merkwürdig fand, verzeichnete und beschrieb: Tempel, Theater, Grabmäler, Statuen, Gemälde, Denkmäler aller Art ꝛc. Seine Schreibart schwankt zwischen Nachlässigkeit und affectirter Alterthümlichkeit; auch ist das Werk voll fabelhafter Erzählungen, die mit den beschriebenen Gegenständen in Beziehung stehen. Dies hat Scaliger verleitet, ihn mit der zu harten Bezeichnung **Graeculorum omnium mendacissimus** zu belegen. Wo P. als Augenzeuge spricht, ist er vollkommen glaubwürdig. — Ausgaben seiner Werke sind von Kuhn (Lpz. 1696, Fol.), Facius (Lpz. 1794—97, 4., 3 Thle.), eine neue von Sibelis (Lpz. 1822 fg., 4 Bde.), die neueste von Immanuel Bekker (Berlin 1826, 1. Bd.), deutsche Übers. von Goldhagen (2. Aufl., Berlin 1798, 2 Bde.), ferner übers. und mit Anm. von Wiedasch (München 1826 fg., 2 Thle.). Die Übers. ins Franz. von Clavier u. A. (Paris 1814—21) enthält in 6 Bdn. und 1 Suppl. den griech. Text und Anm. Ciampi in Florenz hat 1826 eine ital. Übers. und einen Commentar zu liefern angefangen.

Pause (a. d. Griech.), die Ruhe, der Stillstand, vorzüglich in der Musik und Declamation, das Schweigen der Stimmen (sind es alle — Generalpause) an gewissen Stellen eines Tonstücks oder einer Rede; auch das Zeichen, welches diesen Stillstand und seine Dauer in der Musik anzeigt. Die Pausen haben den Zweck, Ruhepunkte für Tonkünstler und Zuhörer in die fortlaufende Darstellung zu bringen, sowie durch Absetzen die Sätze bestimmter hervorzuheben und von einander zu unterscheiden. Daher auch keine Pause angebracht werden darf, wo eine Unterbrechung nicht stattfinden soll. Sie sind abgemessen, oder mehr dem Gefühl überlassen. Die Pausen von der kleinsten Dauer nennt man Sospiren, weil sie nur des Athmen- oder Kraftschöpfens wegen da sind.

Pausilipp, Berg bei Neapel, mit einer der größten und sehenswerthesten Grotten (**la grotta di Pausilippo**). Durch den Fels geht nämlich von Neapel nach Puzzuolo ein 80—90 Fuß hoher, 24—30 Fuß breiter und ungefähr 1000 Schritt langer gepflasterter Weg in gerader Linie gehauen. Durch die tiefe Nacht des hohen und weiten, dennoch aber den Sonnenstrahlen unzugänglichen, Gewölbes dieser Bergkluft geht das beständige Leben auf einer der volkreichsten Landstraßen hin. Der starke Widerhall an der Wölbung verdoppelt das betäubende Gepraſſel der Durchfahrt. Wahrscheinlich ward diese Höhle, von welcher man zu Strabo's Zeiten viel Fabeln erzählte, schon vor den Zeiten der Römer, anfangs nur als ein Steinbruch, angehauen und in der Folge durch den ganzen Berg getrieben.

Alfons I. (reg. 1442 — 58) ließ sie erweitern; nachher wurde sie breiter und höher gemacht, gepflastert und mit Luftlöchern versehen. Der ganze Fels ist überaus fest und nie durch ein Erdbeben erschüttert worden. In der Mitte der Höhle steht eine Capelle für die Jungfrau Maria; über der Grotte sind Reste einer Wasserleitung und des sogen. Grabmals Virgil's. Seit 1822 haben die östr. Truppen eine Kunststraße über den Pausilipp nach Puzzuoli angelegt, wodurch der Weg durch die Grotte umgangen wird. Bei dieser Gelegenheit fand man an der Spitze des Pausilipp eine Grotte, welche wahrscheinlich die **crypta pausilypona** der Alten ist, da die jetzt sogenannte auch beim Seneca **crypta neapolitana** heißt.

Pauw (Cornelius de), Kanonicus zu Xanten im Kleveschen, geb. 1739 zu Amsterdam, starb 1799. Er war ein Oheim des Anacharsis Cloots. Wie dieser, hatte er eine große Neigung für sonderbare Meinungen, besaß aber dabei unendlich mehr Scharfsinn und Gelehrsamkeit. In s. „**Recherches philosophiques sur les Grecs**" und „**Sur les Américains, les Egyptiens et les Chinois**" (Paris 1795, 7 Bde.) stellt er eine Menge von Behauptungen auf, aber er beweist wenig. Er widerspricht darin allen Geschichtschreibern und setzt die Völker, von denen er spricht, herab. Man kann ihm viel Kenntniß, Verstand und Witz nicht absprechen, aber ebenso wenig ist sein Hang zum Seltsamen zu verkennen. Indeß liest man ihn mit Vergnügen, weil sein Styl, bei einiger Rauhheit, doch sehr bündig, kräftig und beredt ist, und man bei ihm Vieles findet, was man anderwärts vergebens suchen würde. Friedrich d. Gr. hielt, wahrscheinlich wegen seiner philosophischen Grundsätze, viel auf ihn. Die Geistlichen feindeten ihn zwar eben deßhalb an, aber er gebot ihnen Achtung durch seine Tugenden. Noch hat man von ihm mehre Ausgaben der Alten, z. B. des Äschylus.

Paveſi (Stephan), ein jetzt lebender ital. Theatercomponist, gebürtig aus Cremona, gegenwärtig ungefähr 41 J. alt. Er studirte die Musik unter Piccini im Conservatorium S.-Onofrio zu Neapel und schließt sich auch in s. Compositionen mehr an die alte ital. Schule an. Letztere zeichnen sich besonders durch einfachen Gesang aus. Unter s. Opern ist die für Mailand geschriebene Buffa: „**Ser Mercantonio**", auch in Deutschland an mehrern Orten bekannt. Seit 1818 ist er Capellmeister an der Kirche in Crema.

Pavia (Ticinum), eine alte Stadt im Mailändischen, am Tessino, über den eine Brücke von Marmor die Stadt mit der Vorstadt verbindet (1760 H. und 21,300 E.). Das sardinische Gebiet geht bis an die Thore der Vorstadt auf der Insel des Tessino, sodaß selbst die Garten- und Feldfrüchte dem Grenzzoll unterworfen sind. Ausgezeichnete Gebäude sind: die Paläste Mezzabarba, Bellisomi und Botta und die neu erbaute Hauptkirche, wo die Lanze Roland's gezeigt wird. Die Universität soll Karl d. Gr. gestiftet haben; Karl IV. verbesserte sie, und 1770 ist sie auf Vermittlung ihres Directors, des Grafen v. Firmian, zweckmäßiger verbessert, und den 11. Nov. 1817 von neuem mit ihren 13 Collegien feierlich wieder eingerichtet worden. Sie hat eine Sternwarte. Das physikalische Museum, der botanische Garten, das anatomische Theater und die Bibliothek haben durch die Franzosen manchen Verlust erlitten. 1802 wurde den beiden Universitäten zu Pavia und Bologna die jährl. Summe von 666,000 Lire ausgesetzt. Die Citadelle ist nach alter Art erbaut. Pavia war ehemals die Residenz der Könige der Longobarden. Im Park von Certosa wurde 774 der letzte Longobardenkönig, Desiderius, von Karl d. Gr., und 1525 König Franz I. von Frankreich vom Kaiser Karl V. gefangen. Zum Andenken an die letztere Begebenheit stand in dem berühmten Carthäuserkloster (Certosa), das viele Merkwürdigkeiten enthält, eine Säule, die aber 1795 von den Franzosen weggenommen wurde. Auch Otto d. Gr. ließ sich hier 951 zum Könige von Italien krönen.

Payne (Thomas), ein in der amerikan. und franz. Revolution berühmt

gewordener Mann, geb. den 29. Jan. 1737 zu Thetford in der Grafschaft Norfolk in England. Sein Vater war ein Schnürbrustmacher, und der junge P. betrieb dies Geschäft ebenfalls, wiewol mit großem Widerwillen. In der Folge wurde er Zollbeamter und übernahm außerdem die Direction einer Tabacksfabrik. Aber Beides reichte für den Unterhalt s. Familie nicht hin; er gerieth in Schulden, wurde 1774 abgesetzt und ging nach Amerika, wo er bei einem Buchhändler in Philadelphia eine günstige Aufnahme fand. Hier gab er 1776 seine erste Schrift: „Common sense" (übersetzt in Dohm's „Materialien zur Statistik", 1. Lieferung) heraus. Dieses Werk war damals in den Verein. Staaten von großer Wirkung, indem es gegen die Usurpation im brit. Parlamente gerichtet war, und der Verf. ohne metaphysische Sophistereien über Staatsverfassung in der kunstlosen Sprache des schlichten Menschenverstandes schrieb. Mehre Aufl. dieser Schrift erfolgten schnell nach einander. Darauf wurde P. vom Congreß zum Secretair bei dem Depart. der auswärt. Angeleg. erwählt. Washington und Franklin schenkten ihm ihre Freundschaft. 1786 unternahm er seine erste Reise nach Frankreich und ging bald darauf nach England. Hier gab er 1791 „The rights of man" heraus, worin er die Grundsätze zu bekämpfen suchte, welche Burke in seinen Schriften über die französische Revolution aufgestellt hatte. Diese Schrift erregte nicht nur den Haß der Ministerpartei gegen ihn, sondern schreckte durch unbezähmte Sprache, welche er darin führte, selbst die freien Briten auf. Man wunderte sich, daß ein Amerikaner mit s. Enthusiasmus für die Verfassung, die sich Amerika selbst gegeben hatte, die neue Regierungsform in Frankreich vertheidigen konnte. Die Aristokraten boten alle Waffen gegen ihn auf. Er verließ England und begab sich nach Frankreich, wo er als Volksrepräsentant bei dem Senat und zugleich von dem Depart. Oise zum Repräsentanten erwählt worden war. Gleich nach s. Abreise begann in England der Proceß gegen ihn, und man sprach das „schuldig!" über ihn aus. Er warf sich jetzt in die Mitte der Factionen Frankreichs und ließ einen Anschlagzettel erscheinen, welcher verschiedene streitige Fragen enthielt, die die Abreise des Königs betrafen und die Nothwendigkeit fühlbar machen sollten, eine erniedrigte monarchische Regierung ganz abzuschaffen. Doch wagte er nicht, dies Blatt mit seinem Namen zu unterzeichnen, sondern nannte sich Achilles Duchatelet. Auch ließ er s. Buch von den Menschenrechten ins Franz. übersetzen. Man naturalisirte ihn und ernannte ihn zum Repräsentanten des Depart. von Calais. Den 20. Nov. theilte er s. Meinung über das Schicksal Ludwigs XVI. schriftlich mit. Da er nicht für des Königs Tod, sondern für Verbannung stimmte, so zog ihm dies das Mißfallen der Bergpartei zu. Marat warf ihm die Grundsätze eines Quäkers vor. Robespierre ließ ihn 1793 als einen Ausländer aus der Liste der Conventsdeputirten streichen und einkerkern. Damals schrieb er gegen den Atheismus s. Schrift: „L'age de la raison". Im Dec. 1794 ward er, nach einer 14monatl. Gefangenschaft, auf Requisition der nordamerikan. Regierung freigelassen und trat wieder in den Convent. Als dieser 1795 auseinanderging, kehrte er in den Privatstand zurück und beschäftigte sich mit statist. Untersuchungen. 1796 schrieb er eine Abhandl. über den Verfall der Finanzen Englands, die viel Aufsehen machte. Da er indeß den Einfluß nicht erlangte, welchen er beabsichtigte, so kehrte er 1802 auf Jefferson's Ruf nach Amerika zurück, wo er den 8. Juni 1809 in Armuth starb.

Pays de Vaud, s. Waadtland.

Pazzi, eins der vornehmsten und reichsten Geschlechter der Rep. Florenz, ist berühmt durch die Verschwörung von 1478, deren Opfer sie wurde. Nicht bloß Eifersucht auf die Gewalt des mediceischen Hauses, sondern auch Eifersucht der Liebe entflammte den Urheber jener Verschwörung, Franz Pazzi, zur Wuth gegen s. Nebenbuhler, Julian v. Medici, welcher sich heimlich mit Camilla Ca-

farelli vermählt hatte. Franz Pazzi, rachsüchtig, stolz, kühn und verwegen, wollte sich für diese Beleidigung und für so manche Zurücksetzung s. Geschlechts durch die Vertilgung der Mediceer rächen. Bernhard Bandini, ebenfalls von den Medici gekränkt und von gleichen Gefühlen beseelt, war sein erster Vertrauter. Da sie wußten, wie wenig die steigende Macht des Hauses Medici dem Papste Sixtus IV. gefiel, theilten sie dessen Sohne, Pazzi's Freunde, Hieronymus Riario, ihren Plan, die Brüder Lorenz und Julian v. Medici zu ermorden und eine andre Regierungsverfassung einzuführen, mit und suchten durch ihn den Papst für sich zu gewinnen. Wirklich versprach ihnen der Letztere Unterstützung, und der Erzbischof von Pisa, Franz Salviati, Feind der Florentiner und des Lorenz v. Medici, verband sich gleichfalls mit ihnen. Späterhin trat Jakob Pazzi, ein Oheim von Franz und ein ordnungsliebender, verständiger Mann, auf Zureden des päpstl. Generals, Montesecco, der Verschwörung bei. Während einer Krankheit des Karl Manfredi, Grafen v. Faenza, zogen die Verschworenen, ohne den Verdacht der Medici zu erregen, eine Menge Truppen zusammen, wodurch sie ihre Partei verstärkten. Als Sixtus IV. seinen Neffen, den jungen Cardinal Rafael Sansoni, nach Florenz sendete, beschlossen sie, die beiden Medici bei den demselben zu Ehren angestellten Festen umzubringen. Zwei Gelegenheiten schlugen fehl, weil Julian dabei nicht mit erschien; nun bestimmte man den 26. April 1478, an dem in der Hauptkirche Santa Repàrata großer Gottesdienst gehalten werden sollte, zur Vollziehung des Mordes. Das zweite Ertönen des Glöckchens, wenn der Priester die Hostie ergreifen würde, sollte das Zeichen sein; aber Montesecco weigerte sich, als die Zeit herannahte, den heiligen Ort zu entweihen. Jetzt übertrug man dies Geschäft dem Anton v. Volterra und Stephan, einem Priester, zwei feigen Menschen. Schon waren Lorenz und eine Menge Volks in der Kirche versammelt, aber noch fehlte Julian; da begaben sich Franz Pazzi und Bandini zu ihm und beredeten ihn, dem Hochamte des Cardinals beizuwohnen. Auf dem Wege dahin unterhielten sie ihn auf das Freundschaftlichste, und Franz Pazzi umarmte ihn mehrmals, um sich zu überzeugen, daß er nicht gepanzert sei. In der Kirche nahmen sie ihn in die Mitte; Anton v. Volterra und Stephan stellten sich Lorenz zur Seite. Als nun das Glöckchen zum zweiten Male ertönte, durchbohrte Franz Pazzi den Julian mit solcher Wuth, daß er sich selbst am Schenkel verwundete. Bandini ermordete Julians Freund, Nori. Anton und Stephan griffen den Lorenz an, stießen fehl und verwundeten ihn nur leicht am Halse. Er rettete sich in die Sacristei. Franz und Bandini, die ihm dahin folgen wollten, wurden zurückgestoßen. In dem Gedränge verloren viele Menschen das Leben. Der Cardinal konnte von den Geistlichen nur mit Mühe gegen die Wuth des Volks geschützt werden. Bandini entfloh. Franz suchte vergebens das Volk aufzuwiegeln und mußte sich, von dem Blutverlust erschöpft, nach Hause begeben. Salviati und Jakob Poggio hatten sich unterdessen an der Spitze von ungefähr 100 Peruginern nach dem Palaste begeben, um denselben zu besetzen; allein der Gonfaloniere Cäsar Petrucci ahnete Verrath, rief schnell die Wache herbei und besetzte den obern Stock. Durch einen Zufall waren die Peruginer in dem Versammlungssaale, dessen Thüre von Innen nicht geöffnet werden konnte, eingesperrt, und die Florentiner bemächtigten sich mit leichter Mühe des Erzbischofs und mehrer Verschworenen, die theils niedergehauen, theils an die Fenster aufgeknüpft und dann hinab auf die Straße gestürzt wurden. Das wüthende Volk holte Franz Pazzi aus seiner Wohnung, schleppte ihn nackend durch die Gassen und hing ihn nebst 70 Andern gleichfalls an den Fenstern des Palastes auf. Jakob Pazzi, der durch die Straßen ritt und das Volk zu den Waffen und zur Freiheit rief, rettete sich, da auch er aus dem Palaste der Signoria mit Steinen geworfen wurde und keinen Anhang fand, durch die Flucht, ward aber in den Apenninen von einem Bauer erkannt, nach Florenz ausgeliefert und

nebst Renatus Pazzi gehangen. Das Volk holte s. Leichnam nachher aus s. Familiengruft und warf ihn auf den Anger. Noch einmal ward er still beerdigt, und noch einmal scharrte der Pöbel ihn aus und warf ihn in den Arno. Bandini hatte sich nach Konstantinopel geflüchtet, wurde vom Sultan Bajazet ausgeliefert und nebst Anton v. Volterra und Stephan, die sich in ein Kloster begeben hatten, hingerichtet. Napoleon Francesi und Wilhelm Pazzi, der unschuldig und ein Schwager Lorenzos war, entgingen der Rache des Volks. Der Letztere wurde aber, ungeachtet der Bitten seiner Gemahlin Bianca, auf Zeitlebens auf seine Villa verbannt. Den Erstern sah man nicht mehr. Die übrigen Pazzi wurden sämmtlich in die Gefängnisse von Volterra für immer eingesperrt. Montesecco ward enthauptet und den Cardinal sandte Lorenz mit vielen Entschuldigungen nach Rom zurück.

Peculat, die Bezeichnung des römischen Rechts für eine Entwendung oder Unterschlagung öffentlicher Gelder sowol aus Staats- als Gemeindecassen. Darunter wurde auch die Verfälschung des dem Staate gehörigen Goldes, Silbers und Erzes begriffen, und mit diesem Verbrechen waren in einem Gesetze des Dictators Cäsar auch das **crimen de residuis**, wenn Jemand öffentliche Gelder zu einem bestimmten Zwecke empfangen und nicht zu demselben verwendet hatte, und das **sacrilegium**, die Entwendung oder Unterschlagung Gott geweihter Gelder oder andrer Sachen, in Verbindung gebracht. Das Letzte ist heutzutage Diebstahl unter erschwerenden Umständen, Kirchendiebstahl. Gegen eine Art des Peculats, die Untreue der Cassenbeamten, sind in den meisten Staaten schärfere Gesetze vorhanden. In deren Ermangelung werden sie auch dem Diebstahl gleichgesetzt und bestraft. 37.

Peculium. Der römische Sklave gehörte mit Allem, was er erwarb und besaß, dem Herrn als Eigenthum. Bald aber milderte sich diese Härte; man ließ dem Sklaven zu Belohnung und Ermunterung seines Fleißes doch Etwas von Dem, was er mit seiner Arbeit erwarb. Dies hieß Peculium. Die Herren machten auch wol den Vertrag mit dem Sklaven, der irgend eine Handierung, eine Kunst, ein Gewerbe trieb, daß er, wenn er eine gewisse Summe erworben haben werde, gegen Abgabe derselben frei sein solle, und diese Verträge wurden vom Staate beschützt. Auch das ähnliche besondere Vermögen der unter väterlicher Gewalt stehenden Kinder hieß gleichfalls Peculium, und auch hier kam es nach und nach zu Milderungen des ältern strengern Rechts. Was die Kinder von dem Vater erhalten hatten (**pecul. profectitium**), blieb zwar Eigenthum des Vaters und konnte zu jeder Zeit von ihm zurückgenommen werden, aber die Kinder hatten die Verwaltung und Nutzung desselben. Was die Kinder von Andern bekamen, Geschenke, Glücksfälle (**pec. adventitium**), gehörte ihnen eigen, aber der Vater hatte die Disposition darüber und die Nutzung, wenn es nicht etwa Bedingung gewesen war, daß er auch diese nicht haben sollte (**pec. advent. irregulare**). Besonders war von diesem Nießbrauch des Vaters Alles frei, was der Sohn im Kriegsdienste und zum Zweck desselben (**pec. castrense**) oder im Staatsdienst (**pec. quasi castrense**) erwarb. Diese Grundsätze gelten noch. 37.

Pedal heißen die Fußtasten, durch welche die tiefsten Baßpfeifen der Orgel oder des Positivs in Bewegung gesetzt werden. Sie betragen gewöhnlich nicht viel über eine Octave. (Vgl. Orgel.) Schon längst bediente man sich des Pedals als Saiteninstrument, um es unter einem Claviere zur Privatübung zu benutzen; seit Kurzem hat man auch angefangen, es zur Verstärkung des Tons mit dem Pianoforte zu verbinden. Doch heißen hier Pedale auch die mit den Füßen getretenen Züge oder Veränderungen. Bei der Harfe dient das Pedal, die Töne um einen halben Ton zu erhöhen.

Pedalharfe, s. Harfe.

Pedant ist Der, welcher steif an einer gewissen beschränkten Form, Regel oder Ansicht hängt und mithin der Freiheit des Geistes im Beurtheilen und Handeln keinen Einfluß gestatten will. Pedanterie oder Pedantismus ist daher das ängstliche Hangen an gegebenen Formen oder Ansichten. Der, sagt Kant, dessen Verfahren mit Dem, was er gelernt hat, den Zwang der Schule (also Mangel der Freiheit im Selbstdenken) verräth, ist der Pedant, er mag übrigens Gelehrter oder Soldat, oder gar Hofmann sein. Dies und die Erfahrung, daß in dem Kreise der Gelehrten die Pedanterie am häufigsten anzutreffen ist, und namentlich unter Schulmännern und Sprachforschern, deren Wirkungskreis den meisten Kleinigkeitsgeist (Mikrologie) begünstigt, am leichtesten einheimisch wird, scheint uns der Grund zu sein, warum man jenen Ausdruck im Deutschen durch Schulfuchs übersetzt, und unter einem Pedanten vorzugsweise einen gelehrten Pedanten zu verstehen pflegt. Der angeführte Denker sagt sehr schonend von dem letztern, er sei noch der erträglichste Pedant, weil man doch Etwas von ihm lernen könne, dahingegen die Peinlichkeit in Formalien (Pedanterie) bei jenen (d. i. bei Hofleuten und Soldaten) nicht allein nutzlos, sondern auch wegen des Stolzes, der dem Pedanten unvermeidlich anhängt, obenein lächerlich werde, da es der Stolz eines Ignoranten sei. Indessen ist es doch traurig, eine solche Verkrüppelung des Geistes an Denen wahrzunehmen, deren Aufgabe die geistige Ausbildung ist, und ein ängstliches Hangen an der Form gerade da zu finden, wo Freiheit und geistige Selbstthätigkeit am meisten erwartet wird. Auch schadet die Beschränktheit des Pedanten oft mehr, als all sein Wissen nützen kann. Darum aber muß man nicht vag und in seinem Wissen oberflächlich sein, um den Tadel der Pedanterie zu entgehen. Gelehrter Pedant ist aber nicht nur Der, welcher den Gegenstand seines Wissens nur nach der strengen Regel betreibt (Formalist), sondern auch Derjenige, der überhaupt Alles nach den beschränkten Ansichten seines Fachs betrachtet und zu formen sucht, auf andre Gegenstände und Wissenschaften von dem Standpunkte der seinigen vornehm und stolz herabsieht, oder in blinder, selbst gutmüthiger Eingenommenheit für die Gegenstände seines Wissens die freie unbefangene Würdigung Andrer verloren hat, sowie endlich auch Derjenige, der seine Schulgelehrsamkeit auskramt, wo sie nicht hingehört, besonders in dem gesellschaftlichen Leben, und wo es nicht dem Wissen sondern dem Handeln gilt. Einseitigkeit bis zum Kleinlichen und Geschmacklosen, Ängstlichkeit bis zum Mechanismus, steife Bedächtigkeit im Handeln bis zur lächerlichen Unbeholfenheit in schwierigen und überraschenden Fällen, Stolz, Eitelkeit und festgewurzelte Vorurtheile gegen alles Fremdartige sind die gewöhnlichen Züge des Pedanten; dagegen Liberalität der Denkungsart, gesundes, vielseitiges Urtheil, Witz und Geschmack, Freiheit im Handeln und praktischer Takt ihm fremd sind. T.

Pedell (bedellus, vom Sächsischen bidele, wovon auch Büttel, ein Ausrufer, Bote), ein Diener öffentlicher Behörden, besonders bei den Universitäten noch üblich.

Pegasus, das beflügelte Roß der Alten, welches Medusa gebar, nachdem Neptun (in Roßgestalt) auf einer blumigen Flur sich mit ihr vermischt hatte. Hesiodus erzählt, als Perseus die schwangere Medusa enthauptet habe, seien aus ihr hervorgesprungen Chrysaor (ein Riese) und das Roß Pegasus (Andre sagen, es sei aus ihrem Blute entsprossen), so genannt von den Quellen (πηγαι, Quellroß) des Oceans, an welchem es geboren war. Gleich nach der Geburt lassen einige Dichter den Pegasus von der Erde zu dem Sitze der Unsterblichen aufsteigen, wo er Donner und Blitz des Zeus trägt. Auf ihn reitend, erlegte Bellerophon, nach Pindar, die Chimära und bekriegte glücklich die Solymer und Amazonen. Bei den Spätern ist die Fabel des Pegasus noch ausgeschmückter. Er ward nach Korinth an die Quellen der Pyrene versetzt, wo er wild umherschwärmte und von Belle-

rophon erst mit Hülfe eines goldenen Zügels gebändigt wurde, den diesem Pallas im Schlafe verliehen hatte. Nachdem er den Bellerophon, der sich mit ihm zu dem Sitze der Götter emporschwingen wollte, vom Zeus durch eine Bremse verfolgt, hinuntergeschleudert, flog er allein zum Olympus auf und diente dem Zeus so lange als Donnerroß (nach Euripides), bis dieser ihn der bittenden Eos oder Hemera schenkte. Wir finden den Pegasus auch in die Mythe von den Musen verwebt. Durch seinen Hufschlag öffnete er auf dem Gipfel des Helikon den Musenquell, der nach ihm Hippokrene, d. i. Roßborn, genannt wurde, und er ward Musenroß, Dichterroß; daher den Pegasus satteln oder reiten: dichten.

Pegnitzorden, so benannt von der Pegnitz, einem Fluß im Baireuthischen, der durch Nürnberg fließt. Er heißt auch die pegnitzer Hirtengesellschaft, der löbl. Hirten- und Blumenorden an der Pegnitz, der pegnesische Schäferorden, der gekrönte Blumenorden, und wurde von Georg Philipp Harsdörffer und Joh. Klaj 1644 zu Nürnberg zur Beförderung der Reinheit der deutschen Sprache, vorzüglich in der „Reimkunst", gestiftet. Aber bald vergaß die Gesellschaft den Zweck ihrer Stiftung und ließ sich vom Geiste der Zeit zu süßelnden Tändeleien verleiten, bis endlich ihre ganze Beschäftigung in leere Spielereien mit Sinnbildern, Devisen und Schäferwesen ausartete. Erst bei der Feier ihrer hundertjährigen Stiftung versuchte man, der Gesellschaft eine ernstere Richtung zu geben; aber jetzt war es der alternden unmöglich, ihren zahlreichen jüngern Mitschwestern thätig nachzueifern, und die Kenntniß Dessen, was sie ferner etwa geleistet hat, erstreckt sich nicht über die Grenzen ihres Orts hinaus. 1794 feierte sie zwar noch ihr 150jähriges Jubiläum; sie scheint aber jetzt zu völliger Unbedeutenheit herabgesunken. Die Zusammenkünfte wurden anfangs an einem angenehmen Orte an der Pegnitz gehalten; in der Folge räumte der Rath zu Nürnberg der Gesellschaft ein Stück Wald, eine Meile von Nürnberg bei Kraftshof, ein, welcher nach damaliger Art sehr kunstreich angelegt und von einem darin befindlichen Irrgarten der Irrhain genannt wurde. Doch wurden wegen seiner Entfernung von der Stadt die Versammlungen zuletzt in Nürnberg selbst gehalten. Jedes Mitglied bekommt einen Ordensnamen und das Sinnbild einer Blume; das Sinnbild des Ordens selbst ist eine Passionsblume. Fleißige Nachrichten von den äußern Schicksalen der Gesellschaft finden sich in Amarantes's (Herdegen) „Historischer Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang" (Nürnb. 1744). Vgl. d. 9. Bd. von W. Müller's „Biblioth. deutscher Dichter des 17. Jahrh." A—s.

Pegu, bis 1757 ein eignes Königreich auf der indischen Halbinsel jenseits des Ganges, zwischen Ava, Martaban, dem Meere und Arrakan; seitdem eine Provinz des birmanischen Kaiserreichs (s. Indien), welches aus der Vereinigung der Königreiche Ava, Pegu, Arrakan, Cassay und Martaban entstanden ist. Das Land ist meistens eine fruchtbare Ebene mit einem sehr warmen Klima. Das Pflanzenreich bringt Reis, Zuckerrohr, Kardamomen, Indigo, Baumwolle, Betel und fast alle tropische Gewächse in Menge hervor. Ein großer Reichthum des Landes besteht in dem Tiekholze, welches in unermeßlichen Waldungen das ganze Tiefland von Pegu bis zu den Grenzgebirgen Arrakans bedeckt. Der Baum ist ziemlich hoch, immer grün, und sein Holz so hart als Eichenholz. Bombay, Madras und Calcutta erhalten ihr Schiffszimmerholz aus Pegu, und die peguanischen Schiffszimmerleute gehören zu den geschicktesten dieser Meere. Man hat ferner: Pferde, Ochsen, Schafe; die Wälder sind voll Elefanten, Büffel und Tiger. Federvieh und Wildpret, besonders wilde Schweine, gibt es in Überfluß. Auch ist Pegu reich an Rubinen, Topasen, Sapphiren und Amethysten. Die Peguaner sind wohlgewachsen und unterscheiden sich von ihren Oberherren, den Birmanen, durch ihre blässere Gesichtsfarbe; sie schneiden das Haar vorn rund,

und schauen auf seinen von Thürmen und zum Schutze in seinen Kreis eingezogenen Bergen, auf die Wälder und Weinberge, die ihn umgeben. Die Pelser haben in ihrer Residenz, Schiras, schwerlich so viel Sehenswürdigkeiten, als Ispahan, Teheran, die Ebenen und Niederungen, sind aber sehr verschieden von den Bergumgebungen. Die Hauptstadt, Schiras, liegt 1500 Fuß über dem Meere, ist 1½ Stunden lang und nach der Beobachtung 1787 soll damals 25000 Menschen. Die an dieser Stelle erbauten Moscheen, von denen 12 oder 15 da, sind meist unansehnlich, und nur wenige verdienen hier einen Platz. Die ausgezeichnetste ist Dschum-, eine 700 Jahre alte Moschee und Arme. Die Pelser sind stark und mit Vorliebe von den Reisen der alten Griechen besucht. Das im Innern Merkwürdige ist, daß die Moschee auf 40 Säulen ruhet, die sich durch ein gemauertes Dach heben, und zum Gebäude, so klein dasselbe ist, einen Gegensatz, der Aufmerksamkeit erregt. Die Säulen sind von Marmor, und ihre Capitäle, Kanäle und Ornamente, die Architrave, eine Arabeske, und das ist der Anfang von der Kunst, welche die Perser in ihren Moscheen so sehr auszeichnet, daß sie ihnen eigenthümlich ist. Die Bäder sind hier auch sehr schön. Das Grab Hafis, eines Dichters, dessen Lieder noch jetzt in Persien gesungen werden, ist ein Gegenstand der Wallfahrt. Es ist 2½ Stunden von Schiras entfernt, und ist ein Garten, in welchem ein Grabmal, das Hafis selbst errichtet haben soll, und ein Gebäude, das Hafis Grab heißt, sich befinden. Das Grabmal ist ein Sarkophag, der auf 4 Säulen ruht, und ein Dach, das auf 8 Säulen ruht, bedeckt ihn. Das Gebäude ist ein Saal, in welchem Hafis Grab sich befindet, und in welchem Gedichte von ihm aufbewahrt werden. Der Garten ist mit Cypressen und Rosen bepflanzt. Die Einwohner von Schiras sind sehr gastfrei, und ihre Gastfreundschaft ist ein Gegenstand der Bewunderung. Die Umgebungen von Schiras sind sehr schön, und die Gegend ist fruchtbar. Die Ebene, in welcher Schiras liegt, ist 4 Stunden lang und 2 Stunden breit, und ist mit Gärten und Weinbergen bedeckt. Die Berge sind nicht hoch, aber sie sind mit Wäldern bedeckt, und ihre Abhänge sind mit Weinbergen bepflanzt. Die Weine sind sehr gut, und werden in Persien sehr geschätzt. Die Trauben sind sehr groß

Peking (39° 54′ N. B.), Hauptst. des chinesischen Reichs, in der Provinz Pe-tscheli, liegt 28 Meilen von der großen Mauer in einer großen fruchtbaren Ebene. Der Name bedeutet die nördliche Residenz (Pe: Norden, King: Residenz), wie Nanking die südliche. Hohe Mauern mit Basteien und Thürmen ragen so über alle Häuser hinaus, daß man diese von weitem nicht sieht. Die Stadt, ein längliches Viereck, hat außer den 12 Vorstädten 5 Meilen im Umfang und besteht aus 4 mit Mauern umschlossenen Städten, darunter die chinesische und die tatarische. Letztere wird von den Mantschu bewohnt und enthält den kaiserl. Residenzpalast. Peking übertrifft um ein Drittel den Umfang von London und soll, nach Macartney, über 2 Mill. Einw. haben; dagegen andre Reisende die Zahl, wahrscheinlich richtiger, auf 700,000 schätzen. Man findet hier 33 Tempel, 8 öffentliche Altäre, als den Altar des Himmels und der Erde (auf jenem opfert der Regent im Sommer, auf diesem im Winter), den Altar des höchsten Königs, an dem die Chinesen das Neujahr feiern, Altar des ewigen Lebens, der Sonne, des Mondes, des Ackerbaues, 2 kathol. Kirchen (eine portug., eine franz.), verschiedene Klöster, 2 russisch-griech. Kirchen nebst einem russ.-griech. Kloster (dessen Archimandrit und 8 Mönche, gewöhnlich aus den Zöglingen der russ. Seminare erwählt, alle 4 Jahre wechseln; 4 davon lernen die chines. und mantschuische Sprache und sind zu Dolmetschern bestimmt), 4 Moscheen, ein Findlingshaus, 6 Begräbnißplätze der vorigen Khane, 26 Tribunäle und 10,000 Paläste. Die Straßen sind über 100 Fuß breit, oft eine Stunde lang und nicht durchgehends gepflastert, werden aber statt dessen in der trockenen Jahreszeit täglich mit Wasser besprengt, um den Staub zu löschen. Die Breite der Straßen und das Volksgewühl geben der Stadt ein eignes freundliches Ansehen, welches aber dadurch gemindert wird, daß man von den ohnehin niedrigen Häusern nichts als die Hinterseite sieht. Die Kramläden der Kaufleute, die nach der Gasse hinausgehen, beleben dafür die Ansicht. Statt der Kutschen sieht man eine große Menge Sänften, worin sich die Damen tragen lassen. Im Innern der Stadt findet man auch freies, zum Theil mit Erdfrüchten bestelltes Feld, besonders in der chinesischen Stadt. Die Pracht des kaiserl. Palastes besteht mehr in der Menge von Gebäuden, Höfen und Gärten, als in einer schönen Bauart. Die Ringmauern des Palastes umgeben nicht bloß die Wohnung des Monarchen, sondern eine eigne kleine Stadt, welche von den Hofbeamten, Officieren und einer zahlreichen Menge von Künstlern, die sämmtlich im Dienste des Kaisers stehen, bewohnt werden. Der Palast soll 2 Stunden im Umfange haben und das Innere reich verziert sein. Die Gärten gewähren, nach der Aussage aller Reisenden, einen zauberischen Anblick. Man findet darin künstliche Berge, die durch kleine mit Canälen bewässerte Thäler getrennt sind. Diese Wässer vereinigen sich in Seen und großen Teichen, auf welchen prächtige Barken schwimmen und deren Ufer mit einer Reihe von Gebäuden besetzt sind. Romantisch schöne Gruppen von Felsen ahmen die wilde Natur täuschend nach. Auf den Gipfeln der Berge werfen hohe Bäume ihren Schatten auf einsame Lusthäuser und Kiosks. Das Ganze gleicht einem Feenaufenthalte. Peking hat eine astronom. und medicin. Gesellschaft, eine Akademie der Wissensch., die Expedition einer Hofzeitung, e. Sternwarte; auch ist jetzt e. Kuhpockenimpfungsanstalt daselbst. Die Handelsbank (mit einem Capital von 63 Mill. Pf. St.) hat ein Papiergeld in Umlauf gesetzt, das 53 Mill. Kash (die einzige Courantmünze in China, 3000 = 1 Pf. St.) beträgt. Die Polizei ist gut; man hört selten von Mord und andern Verbrechen. Die Polizeisoldaten (20,000) führen lange Peitschen, wodurch sie das Volk im Zaum halten. 1823 kam der russ. Archimandrit Hyakinth mit seiner Geistlichkeit aus Peking zurück. Er hat mehre geschichtl. Werke über Tibet, China und die kleine Bucharei, eine Gesch. der mongolischen Stämme, eine Beschreibung von Peking, eine Übersetzung der Werke

des Con-fu-tse ins Russische ausgearbeitet. Diese Handschriften befinden sich jetzt in Petersburg.

Pelagianismus ist diejenige theolog. Denkart, welche die völlige Verderbniß der menschl. Natur durch die Folgen der Sünde Adams (Erbsünde) leugnet und die natürlichen Anlagen und Kräfte des Menschen für zulänglich zur Ausübung der christlichen Tugend erklärt. Sie schließt den Glauben an einen göttl. Beistand zur Besserung nicht aus, macht aber die Wirksamkeit dieses Beistandes von der eignen Thätigkeit des Menschen insofern abhängig, daß er nur bei Denen etwas ausrichte, die von selbst zum Bessern streben. Diese Denkart entstand durch die Behauptungen des Pelagius, eines britischen Mönchs, der sich im Anfange des 5. Jahrh. mit großem Ruhme der Wissenschaft und Unbescholtenheit des Wandels zu Rom aufhielt, und da er bei einem Einfalle der Gothen 409 mit seinem Freunde Cölestius nach Sicilien und dann nach Afrika flüchtete, von Augustinus (s. d.) verketzert und auf mehren afrikanischen Synoden verurtheilt wurde. Pelagius wandte sich daher nach Jerusalem und beschloß daselbst ohne weitere Anfechtung 420 sein Leben in einem Alter von 90 Jahren. Die philosophische Gründlichkeit und edle Freimüthigkeit seiner Schriften und seine persönliche, in einer Zeit des allgemeinen Sittenverderbnisses bewunderte Tugend verschaffte seiner an und für sich schon durch ihre Vernunftmäßigkeit empfohlenen Meinung viele helldenkende Anhänger, und ohne jemals eine eigne ketzerische Kirche gebildet zu haben, nehmen die Pelagianer, deren Ansicht auf der Kirchenversammlung zu Ephesus 431 förmlich verdammt wurde, und die den orthodoxen Lehrsatz von der gänzlichen Untüchtigkeit des Menschen zum Guten nur etwas mildernden Semipelagianer (gest. durch Joh. Cassianus zu Marseille, gest. 435) eine bedeutende Stelle in der Kirchengeschichte ein. Über die verschiedenen Gestalten und Namen, unter denen sich der Streit des augustinischen Rigorismus mit pelagianischem Synkretismus in der christl. Kirche erneuert hat, vgl. Gnade. S. Wiggers's „Pragm. Darstell. des Augustinismus und Pelagianismus" (Berl. 1821). E.

Pelasger, der älteste Völkerstamm in Griechenland (s. d.), der zuerst im Peloponnes wohnte, wohin er wahrscheinlich von der kleinasiatischen Küste aus über die einzelnen Inseln, Thrazien und Thessalien gedrängt worden war. Sie lebten als nomadische Horden in keiner politischen Verbindung und verehrten einen rohen Stein oder einen spitzbärtigen Kopf, auf denselben gesetzt, als Bild der Gottheit. Die sumpfige, bergige Halbinsel sicherte sie vor Anfällen andrer Horden, und 2 Stämme derselben, die sich an dem korinthischen Busen festsetzten, traten früher als die übrigen aus dem rohen wilden Zustande. Hier entstanden die Reiche Argos und Sicyon, wo Inachus und Phoroneus herrschten. In Arkadien bildete hierauf des Letztern Enkel Pelasgus einen Nomadenstaat, woher die Sage entstand, daß nach ihm jene arkadischen Nomaden Pelasger genannt worden, welcher Name mit der Zeit allen Urstämmen des ältesten Griechenlands gegeben wurde. Von diesem arkadisch-pelasgischen Staate gingen Colonien aus, u. a. vorzüglich nach Nordthessalien, wo die 3 Anführer, Achäus, Phthius und Pelasgus, Achaja, Phthiotis und Pelasgiotis gründeten; ferner in das nachherige Böotien und Attika, sowie nach Epirus und Italien. Die kyklogischen Mauern sind ihr Werk, sowie sie überhaupt als ackerbauendes, städtegründendes Volk großes Verdienst um Griechenland haben. Sie verloren sich durch Auswanderungen nach und nach aus Griechenland, oder vermischten sich mit andern Stämmen. Übrigens bleibt, selbst nach den neuesten Untersuchungen der gelehrtesten Alterthumsforscher, Manches in der Geschichte dieses Volkes dunkel, und es scheint, man muß den Namen Pelasger in mehr als einer Bedeutung nehmen.

Peleus, des Äakus (s. d.), Königs von Ägina, und der Endeïs Sohn, floh, weil er, obschon absichtslos, an seines Halbbruders Phokus Ermordung

Theil genommen hatte, sammt dem Telamon nach Phthia zum Eurythion (des Aktor's Sohn), der ihn sühnte, ihm seine Tochter Antigone zur Gemahlin und den dritten Theil seines Reichs zum Antheil gab. Darauf ging P. mit Eurythion nach Kalydon, um der Jagd des verderblichen Ebers beizuwohnen. Hier war er so unglücklich, durch einen auf das Ungeheuer geschleuderten Wurfspieß seinen Schwiegervater zu tödten. Er floh nach Jolkos zum Akastus, der ihn von dieser That reinigte. Akastus's Gemahlin, Astydamia, entbrannte für ihn und rächte sich, da P. ihre Neigung nicht erwiderte, dadurch, daß sie ihm ihre eigne Begierde andichtete und ihn bei seiner Gattin und ihrem Gemahle deßhalb verleumdete. Antigone erhing sich aus Verzweiflung über diese Nachricht; Akastus aber, um nicht das Gastrecht zu verletzen, stellte auf dem Berge Pelion eine Jagd an, wo P. den Tod der Rache finden sollte. Als er ihn hier so ermüdet hatte, daß er einschlummerte, ließ ihm Akastus sein Schwert verstecken und ihn binden, um ihn den wilden Thieren preiszugeben. Aber Jupiter ließ durch Pluto seine Bande lösen, und als er erwachte, brachte Chiron, seiner Mutter Vater, ihm sein Schwert zurück. Mit Jason, den Dioskuren und einer Schar muthiger Krieger überfiel er dann Jolkos, trieb den Akastus in die Flucht und tödtete die Königin. So ward er Herr eines Theils von Thessalien. Die Götter lohnten seine Keuschheit dadurch, daß sie ihm auf Themis's Rath die Nymphe Thetis zur Gemahlin gaben, deren Umarmung er nur durch Chiron's Hülfe erlangte. Die Hochzeit ward auf dem Pelion gefeiert und durch die Gegenwart aller Götter, die dem Brautpaare reiche Geschenke brachten, verherrlicht. Neptun schenkte dem P. die unsterblichen Rosse, Chiron den gewaltigen Speer, welchen nachher Achilles mit vor Troja nahm. Viele alte Dichter besangen diese Vermählungsfeier, von deren Gesängen nur ein Nachhall in Catull's „Epithalamium" übrig ist. Ein späterer Dichter knüpfte schon an diese Vermählungsfeier das Schicksal von Troja. (S. Eris.) P., der als Jüngling auch dem Argonautenzuge beigewohnt hatte, herrschte nun zu Phthia über die Myrmidonen. Homer nennt ihn einen weisen, mächtigen und beredten Mann. Von allen seinen mit Thetis erzeugten Kindern erreichte nur Achilles das mannbare Alter, den er in Gemeinschaft mit dem zu ihm geflüchteten Patroklus erzog und ungern nach Troja ziehen sah. Thetis verließ ihn, und kummervoll überlebte er seinen geliebten Sohn. Nach seinem Tode wurde er nebst Chiron von den Bewohnern der Stadt Pella in Macedonien göttlich verehrt, und Pindar macht ihn zu einem Richter in der Unterwelt.

Pelew-, span. Palaosinseln, eine Gruppe von 26 Eilanden in Australien zwischen den carolinischen und manilischen Inseln (147—153° Ö. L., 5—9° N. B.). Alle sind lang und schmal und nicht sehr erhaben über die Meeresfläche. Die größte heißt Korura mit der Hauptst. Pelew; nach Hockin aber heißt die Insel Eriklithu und die Hauptst. Kurara. Die spanischen Ansiedler auf den Philippinen, welche diese Inseln auf ihren Fahrten nach Amerika in der Ferne sehen mochten, nannten sie Palosinseln, weil die Palmen, welche auf ihnen in Menge wachsen, von ferne wie Masten (span. Palos) aussehen. Seit dem Aug. 1783, wo auf dem Korallenriff an der westl. Seite dieser Inseln das engl.-ostind. Compagnieschiff Antelope, Cap. Wilson, scheiterte, wurden sie den Europäern genauer bekannt. Der König der Insel, Abba Thulle, nahm die Briten gastfrei auf und schenkte ihnen die Insel Orulong. Sie kehrten, von dem Prinzen Libu, zweitem Sohne des Königs, begleitet, auf einem neuerbauten Schiffe nach England zurück. Alle Inseln, welche die Engländer sahen, waren mit Bäumen aller Art bedeckt, fruchtbar und gut angebaut. Das Innere ist hier und da gebirgig, aber die Thäler sind ausgedehnt und sehr anmuthig. Einen Fluß entdeckte man nirgends, Quellen und Küstenbäche aber häufig. Vorzüglich gedeihen Kokospalmen, Betelnüsse und der wilde Brotfruchtbaum. Yams werden mit

besonderer Sorgfalt angebaut; auch wachsen Pisang, Bananen, Orangen und Limonien. Zuckerrohr gedeiht hier und da, Bambusrohr im Überfluß. Getreidearten wurden nirgends gefunden. Außer Ratten und einigen Katzen gab es keine vierfüßige Thiere. Das gemeine Huhn fand man häufig wild in den Wäldern. Die Einw. suchten zwar die Eier desselben auf, lernten aber erst von den Engländern, daß das Fleisch dieser Thiere eine vortreffliche Nahrung gebe. Wilde Tauben waren eine Lieblingsspeise, aber nur Personen von gewissem Range erlaubt. Außer größern und kleinern Fischarten gibt es viele Bachkrebse; Schildkröten, welche man kocht und als Lieblingsgericht verzehrt; Austern und Muscheln, besonders die Chamamuscheln, welche die Insulaner durch Taucher fangen. Der König herrschte unumschränkt und war mit den Beherrschern der übrigen Inseln in fortdauerndem Kampfe. Er hält bei wichtigen Angelegenheiten Rath mit den Rupacks, welche eine Art von nicht erblichem Adel zu bilden scheinen. Einer begleitet den König immer und wird stets von ihm zuerst um seinen Rath gefragt. Er ging nie in den Krieg, und hatte nur eine Frau, während die übrigen Rupacks zwei hatten. Der Rang unter den Rupacks wird durch einen Orden bestimmt, dessen Zeichen ein um den Arm getragener Knochenring ist, welche Auszeichnung auch Wilson vom Könige erhielt. Der Nächste nach dem Könige ist sein ältester Bruder; er ist Thronerbe und Anführer der bewaffneten Macht. Täglich hält der König eine öffentliche Sitzung, um Streitigkeiten zu schlichten und Gesuche anzuhören. Er ist der allgemeine Grundherr; jeder Einw. besaß ein Stück Land zu seinem Unterhalte, aber nur so lange, als er es anbauete; wählte er einen andern Wohnplatz, so fiel es an den König zurück, der es dann an einen Andern verlieh. Die Bewohner (60,000) sind ein kräftiger Menschenschlag von mittler Größe und dunkler Kupferfarbe. Ihr Haar ist lang, besonders bei den Weibern, welche vorn und hinten kleine Schürzen tragen, die von den Fasern der Kokusnußschale gemacht und gelb gefärbt sind. Männer und Weiber sind tättowirt; jene haben ein Ohr, diese beide durchbohrt; jene tragen Kügelchen, diese ein Blatt oder ein Ohrgehänge von Schildkrötenschale darin. Auch die Nasenwand ist durchbohrt. Im Schwimmen sind beide Geschlechter sehr geschickt und die Männer gewandte Taucher. Ihre Fische essen sie theils geröstet, theils in Salzwasser gekocht, theils roh, oder mit Limonien- oder Pomeranzensaft begossen. Salz haben sie nicht, noch sonst eine andre Würze. Ihr gewöhnliches Getränk ist Kokossaft, selten Wasser. Ihre Häuser waren ungefähr 3 Fuß über den Boden erhaben, um sie gegen Feuchtigkeit zu sichern. Auf eine Unterlage von großen Steinen waren Balken gelegt, welche das Dach von Bambusrohr und Palmblättern trugen. Im Innern war keine Abtheilung, in der Mitte ein kleiner Feuerherd, wo man zum Abkochen der Yams, zur Abhaltung des Thaus bei Nacht und um die Muskitosfliegen zu verjagen, Feuer anzündet. Die Öffnungen des Hauses, die zugleich als Thüren und Fenster dienen, sind mit Laden von Bambusgeflecht versehen, um den Regen abzuhalten. Die öffentlichen Gebäude, zum Theil äußerlich mit künstlichem Schnitzwerke geziert, waren gegen 80 Fuß lang; hier wurden theils öffentliche Angelegenheiten ausgemacht, theils Feste gegeben. Unentbehrlich ist Jedem ein aus Pisangblättern geflochtenes Körbchen, worin Betel, ein Kamm und ein Messer sich befinden. Die Kämme sind aus dem Holze des Pomeranzenbaums, die gewöhnlichen Messer aus Muschelschalen, oder aus Bambusrohr, die besten aus der Schale der Perlauster gemacht. Netze, Leinen und a. Fischergeräthe werden von dem faserigen Überzuge der Kokusnüsse bereitet; man schläft auf Matten von Pisangblättern. Letztere dienen auch statt Schüsseln; die Schale einer Kokusnuß ist ihr Trinkgeschirr. Sie verfertigen irdene Gefäße von bräunlicher Farbe; aus den Schildkrötenschalen Löffel, Ohrgehänge und Armbänder; Beile aus den härtesten Theilen der Chamamuschel. Ihre Hauptwaffe ist der gegen 12 Fuß lange Speer aus Bambusrohr mit einer Spitze

Landstraße, Nr. 1, Invalidenstraße, Nr. 1, Rennweg, Nr. 1, Salesianergasse, Nr. 1, Schlachthausgasse, Nr. 1, Schwarzenbergplatz, Nr. 1, Stadtbahnstation Landstraße, Nr. 1, Stadtbahnstation Rennweg, Nr. 1, Stadtbahnstation Weißgerberlände, Nr. 1, Weißgerberlände, Nr. 1, Zaunergasse, Nr. 1, Zaunergasse, Nr. 2, Zaunergasse, Nr. 3, Zaunergasse, Nr. 4, Zaunergasse, Nr. 5, Zaunergasse, Nr. 6, Zaunergasse, Nr. 7, Zaunergasse, Nr. 8, Zaunergasse, Nr. 9, Zaunergasse, Nr. 10, Zaunergasse, Nr. 11, Zaunergasse, Nr. 12, Zaunergasse, Nr. 13, Zaunergasse, Nr.

Poisson-Fontainier (Fonds), Straßenquartier und Kloake, Hôtel-Dieu-Quartier, 4. Arr. Bezirk St. Denis, von der Straße Montorgueil nach der Straße Montmartre. Die Kloake zu Gaillon, Montmartre und Feydeau. Diese enthält Gaillon, Feydeau, Montmartre, Chaussée d'Antin, Rue Neuve-des-Petits-Champs und kommt an der Straße des gestrichen Kreuzes. Kloake zu Saint-Sauveur. Wurde zwischen 1676 und 1684 gebaut, ist 1650 Meter lang und nimmt das Wasser der Rue Montmartre, deren Seitenäste er aufnehmen hatte, an seinem Mündungsende in die Seine. Straße von Saint-Sauveur, Rue Neuve-Saint-Sauveur und Rue Montmartre mit ihren Seitenästen. Kloake gebaut in der Rue Saint-Sauveur. Als Vorbereitung zu der Kloake, welche die Rue Montmartre aufnehmen sollte, ist diese Kloake 1641 gebaut worden. Sie verläuft in der Linie Montmartre-Boulevard-Rue Saint-Sauveur und ist 1650 Meter lang. Sie nimmt das Wasser der Rue Montmartre, deren Äste sie ebenfalls aufnehmen soll. Sie kann nämlich darauf zu, ihre Verbindung zu geben, daß jedoch Straßenäste, welche Kloaken besitzen, nicht in Kloaken münden. B. Seine Lage, die weder an der Seine-Straße noch an der Straße Montmartre, noch mit den Straßenästen, welche in diese münden, in Verbindung steht, und Kloaken besitzen, vorhanden ist. — Die wichtigsten sind die Kloaken der Rue Neuve-des-Petits-Champs und der Rue Neuve-des-Petits-Champs. Diese Kloaken gehören zu einem Netz, das Kloaken in Gaillon und Feydeau in sich hat. Sie sind in der Rue Neuve-des-Petits-Champs, die Kloake, die Rue Montmartre und die

Stanislaus Bischof, * 1. Juli 1815 in Kempten, † 1. Juli 1876 in Kempten. Nach Absolvierung des Gymnasiums in Kempten trat B. 1833 in das Noviziat der Gesellschaft Jesu in Landsberg a. Lech ein, wo er 1835 die Gelübde ablegte. Nach Vollendung seiner philosophischen Studien in Augsburg und Landshut wirkte er 1838–41 als Präfekt am Gymnasium in Augsburg, 1841–43 als Lehrer der Mathematik und Physik in Landshut, 1843–45 als Präfekt in Augsburg, 1845–47 als Lehrer der Mathematik und Physik in Landshut, 1847–49 als Präfekt in Augsburg, 1849–51 als Lehrer der Mathematik und Physik in Landshut, 1851–53 als Präfekt in Augsburg, 1853–55 als Lehrer der Mathematik und Physik in Landshut, 1855–57 als Präfekt in Augsburg, 1857–59 als Lehrer der Mathematik und Physik in Landshut, 1859–61 als Präfekt in Augsburg, 1861–63 als Lehrer der Mathematik und Physik in Landshut, 1863–65 als Präfekt in Augsburg, 1865–67 als Lehrer der Mathematik und Physik in Landshut, 1867–69 als Präfekt in Augsburg, 1869–71 als Lehrer der Mathematik und Physik in Landshut, 1871–73 als Präfekt in Augsburg, 1873–75 als Lehrer der Mathematik und Physik in Landshut, 1875–76 als Präfekt in Augsburg. B. starb am 1. Juli 1876 in Kempten.

Bischof, Stanislaus, * 1. Juli 1815 in Kempten, † 1. Juli 1876 in Kempten. Nach Absolvierung des Gymnasiums in Kempten trat B. 1833 in das Noviziat der Gesellschaft Jesu in Landsberg a. Lech ein, wo er 1835 die Gelübde ablegte. Nach Vollendung seiner philosophischen Studien in Augsburg und Landshut wirkte er 1838–41 als Präfekt am Gymnasium in Augsburg, 1841–43 als Lehrer der Mathematik und Physik in Landshut, 1843–45 als Präfekt in Augsburg, 1845–47 als Lehrer der Mathematik und Physik in Landshut, 1847–49 als Präfekt in Augsburg, 1849–51 als Lehrer der Mathematik und Physik in Landshut, 1851–53 als Präfekt in Augsburg, 1853–55 als Lehrer der Mathematik und Physik in Landshut, 1855–57 als Präfekt in Augsburg, 1857–59 als Lehrer der Mathematik und Physik in Landshut, 1859–61 als Präfekt in Augsburg, 1861–63 als Lehrer der Mathematik und Physik in Landshut, 1863–65 als Präfekt in Augsburg, 1865–67 als Lehrer der Mathematik und Physik in Landshut, 1867–69 als Präfekt in Augsburg, 1869–71 als Lehrer der Mathematik und Physik in Landshut, 1871–73 als Präfekt in Augsburg, 1873–75 als Lehrer der Mathematik und Physik in Landshut, 1875–76 als Präfekt in Augsburg. B. starb am 1. Juli 1876 in Kempten.

land, war unter den Bewerbern der schönen Hippodamia (s. d.) und gewann die Braut sammt dem Reiche. Nach ihm wurde die Halbinsel Peloponnesus genannt. Unter seinen Söhnen sind Atreus und Thyestes die bekanntesten; nach seinem Tode genoß er göttliche Verehrung; im Haine zu Olympia ward ihm ein eigner Tempel erbaut.

Penaten, theils Haus-, theils öffentliche Götter der Römer. Als Hausgötter waren sie den Laren (s. d.) gleich, mit denen sie oft verwechselt werden. Aber nicht nur jedes Haus, sondern auch jede Stadt hatte ihre Penaten, und dies waren die öffentlichen. Die berühmtesten derselben waren zu Rom die Schutzgötter des römischen Reichs, die sammt der Vesta und ihrem ewigen Feuer Äneas nach Italien gebracht hatte. Nach Varro und Macrobius waren es rohe Bilderchen von Holz oder Stein mit Spießen, vor welchen die ausziehenden Feldherren und die Consuln, Prätoren und Dictatoren bei Niederlegung ihres Amtes opferten.

Pendel, Pendul (pendulum), heißt jeder an einem Faden, Drahte, Stabe oder dgl. so befestigte schwere Körper, daß er sich um einen unbeweglichen Punkt (Aufhängungspunkt), von welchem er herabhängt, frei bewegen kann. Dieser Punkt muß mit dem Schwerpunkte des Pendels in derselben verticalen Linie liegen, wenn das Pendel ruhen soll. Bringt man es in eine seitwärts geneigte Lage, sodaß sein Schwerpunkt nun nicht mehr mit dem Aufhängungspunkte in einerlei verticalen Linie sich befindet, und überläßt es alsdann sich selbst, so bewegt es sich in einem Kreisbogen auch ohne den geringsten Stoß nach der verticalen Richtung zu. Hat es diese letztere erreicht, so besitzt es eine Geschwindigkeit, welche ein Körper erhalten haben würde, wenn er von der Stelle an, von welcher das Pendel herabfiel, frei auf die Horizontallinie, die unter dem untersten Punkte des Kreisbogens gezogen werden kann, herabgefallen wäre. Es muß daher nothwendig auf der andern Seite der Verticallinie gleichfalls in einem Kreisbogen sich so hoch bewegen, als es vorher gefallen war. Ist es um so viel gestiegen, so befindet es sich in gleichen Umständen, wie vorher, da es in eine seitwärts geneigte Lage gebracht wurde, muß den ganzen Kreisbogen von beiden Seiten der Verticallinie wieder zurückfallen und sich so beständig auf beiden Seiten hin und her bewegen. Diese Bewegung heißt die Schwingung oder Vibration des Pendels. Stellt man sich den schweren Körper am Hebel, z. B. die Bleikugel, als einen einzigen schweren Punkt, den Faden oder Draht aber, woran der Körper hängt, als eine bloße Linie vor, so ist dieses ein einfaches oder mathematisches Pendel; das wirkliche Pendel mit Faden, Draht oder Stange und einem Gewichte, oder überhaupt einem schweren Körper daran, heißt ein zusammengesetztes oder physisches Pendel. Die ausführliche Lehre vom Pendel läßt sich ohne Mathematik und bildliche Darstellung nicht deutlich machen; daher bemerken wir nur Folgendes: Ein auf obige Weise in Schwingung gesetztes Pendel würde nie aufhören, sich in den erwähnten Kreisbogen zu beiden Seiten der Verticallinie hin und her zu bewegen, wenn nicht zwei Umstände dasselbe nach und nach zur Ruhe brächten. Diese sind die unvermeidliche Reibung des Fadens und der Widerstand der Luft. Nie lassen sich beide gänzlich wegschaffen, wol aber durch sorgfältige Arbeit im Allgemeinen, besonders durch linsenförmige Gestalt des Gewichts, Aufhängung an Messerschneide und andre der neuesten Uhrmacherkunst zugänglich gewordene Hülfsmittel, sehr vermindern. Die Zeiten der Schwingungen eines Pendels hängen 1) von der Größe des Elongations- oder Ausweichungswinkels, welches der Winkel ist, unter welchem der schwere Körper des Pendels sich von der Verticallinie entfernt; 2) von der Länge des Pendels und 3) von der beschleunigenden Kraft der Schwere ab. Sind alle diese Umstände an 2 Pendeln vollkommen gleich, so verrichten sie gleichviel Schwingungen in gleicher Zeit. Ist aber auch nur ein Umstand bei beiden verschieden, so fallen auch die Schwingungen beider ungleichzeitig aus. So

schwingt bei übriger Gleichheit das kürzere Pendel geschwinder als das längere. Hier findet das Gesetz statt, daß sich die Längen der Pendel umgekehrt wie die Quadrate der Schwingung, mithin die Schwingungszeiten umgekehrt wie die Quadratwurzeln aus den Längen der Pendel verhalten. Demnach wird ein Pendel, welches 4 Mal so lang ist als ein andres, 2 Mal langsamer schwingen, oder das 4 Mal kürzere Pendel wird 2 Schwingungen machen, während das größere nur eine vollbringt. Ein Sekundenpendel muß in unsern Gegenden etwas über 3 Fuß 2 Zoll rhein. Maß haben. Danach läßt sich leicht die Länge eines Pendels von jeder beliebigen Schwingungszeit bestimmen. Merkwürdig ist es, daß das Pendel nicht an allen Orten auf der Erde seine Schwingungen in gleicher Zeit vollendet. Hierauf bezieht sich der oben angeführte dritte Umstand, von welchem die Zeit der Schwingung abhängt. Die Schwerkraft, oder, was einerlei ist, die Anziehungskraft der Erde wirkt nämlich nicht überall gleich stark auf das Pendel, und dieses schwingt daher an gewissen Orten der Erde langsamer als an andern. Der Grund hiervon liegt in der Centrifugalkraft und in der dadurch verursachten Verminderung der Schwere. Diese ist um desto merklicher, je näher der Ort, wo das Pendel beobachtet wird, dem Äquator liegt; gegen die Pole hin nimmt sie dagegen immer ab. (Vgl. Erde.) Wäre die Erde ein vollkommenes Sphäroid, so müßten die Meridiane vollkommene Ellipsen sein, und dann ließe sich aus der Länge des Sekundenpendels sogleich auf die Länge der Grade in verschiedenen Breiten schließen; allein durch wirkliche Messungen hat sich gezeigt, daß die Meridiane einige Unregelmäßigkeiten enthalten, woraus man mit Grund schließt, daß die Erde überhaupt keine ganz regelmäßige Figur habe, sondern ein Körper sei, der sich hier und da mehr oder weniger von der Kugelform entfernt. Man darf daher aus den Pendelschwingungen eigentlich nur auf die Größe der Schwere, aber nicht auf die Gestalt der Erde schließen. Außer der Reibung des Fadens und dem Widerstande der Luft gibt es noch andre Umstände, welche eine Ungleichheit im Gange des Pendels hervorbringen. Dies sind die Abwechselungen zwischen Wärme und Kälte. Da alle Körper durch die Wärme ausgedehnt werden, so muß dies auch bei dem Pendel der Fall sein. Die Stange wird bei höherer Temperatur merklich verlängert, in der Kälte hingegen verkürzt; daher geht das Pendel im Sommer langsamer als im Winter, und die gewöhnlichen Pendeluhren eilen im Winter täglich um eine halbe Minute vor, wenn sie nicht in geheizten Zimmern stehen, und selbst in diesen bemerkt man, wenn sie Nachts beträchtlich erkalten, einen unregelmäßigen Gang. Die rostförmigen Pendel, welche aus mehren parallel mit einander verbundenen Stäben von verschiedenen Metallen bestehen, weichen in ihrem Gange den Störungen, vermittelst einer im Ausdehnungsverhältnisse jener verschiedenen Metalle und der Construction begründeten Compensation, am meisten aus und haben daher vielen Beifall erhalten. Auf alle diese Umstände muß sorgfältig Rücksicht genommen werden, wenn Pendelbeobachtungen genau ausfallen sollen. Das Pendel gewährt ein treffliches Mittel, den Gang der Uhren gleichförmig zu machen. Huygens, der die schon von Galilei bearbeitete Lehre vom Pendel sehr erweiterte, benutzte es zuerst zu diesem Zwecke und wurde dadurch der Erfinder der Pendeluhren (1656). (Vgl. Uhr.) S. die mathemat. Theorie des Pendels in Kästner's „Anfangsgr. der höhern Mechanik" (2. Aufl., Göttingen 1793). Die Anwendung des Pendels zur Bestimmung der Gestalt der Erde trägt sehr populair vor Bode in s. „Anleit. zur Kenntn. der Erdkugel" (2. Aufl., Berlin 1803). In horologischer Rücksicht vgl. man Berthoud's gründlichen „Essai sur l'horlogerie" (Paris 1763, 2 Bde., 4.). Über die neuesten Verfeinerungen belehrt Biot's Abhandl. „Sur la longueur du pendule à secondes", im 3. Bande s. „Traité d'astronomie physique" (2. Aufl., Paris 1810).

Penelope, die als Muſter der Treue und Häuslichkeit geprieſene Gattin des Ulyſſes. Sie war die T. des Ikarius und der Nymphe Pariböa, und Mutter des Telemachus. Als ihr nach Trojas Eroberung herumirrender Gemahl für todt gehalten wurde, bewarben ſich (nach Homer) 108 Freier um ſie; aber ſie, die ebenſo klug und ſittig als ſchön war, wußte ſie in leerer Hoffnung hinzuhalten, indem ſie 3 Jahre lang an einem großen Gewebe arbeitete und nie fertig wurde, da ſie in der Nacht es immer wieder auftrennte. Endlich befreite ſie Ulyſſes (ſ. d.) von dem Ungeſtüme dieſer Freier, als er mit ſ. Sohne zurückkehrte.

Penn (William), geb. zu London den 14. Oct. 1644, Sohn des engl. Admirals gl. N., der wegen ſ. Heldenmuthes und treuen Eifers für ſ. Vaterland, ſelbſt bei den Parteien, die England verwirrten, in allgemeiner Achtung ſtand. Will. P. beſuchte, für eine große öffentliche Laufbahn vorbereitet, die Univerſität Oxford, und ſ. Familie ſah in dem vielverſprechenden Jüngling den einzigen Erben ihres ruhmbekränzten Namens und eines unermeßlichen Vermögens. Um ſeiner Hinneigung zu frommer Schwärmerei und zu einem ſtillen, anſpruchsloſen Leben zu begegnen, ſchickte ihn ſein Vater nach Paris, damit er im Gewühle eines prächtigen Hofes und einer üppigen Hauptſtadt Sinn für die große Welt gewönne. Wirklich überließ er ſich einige Zeit der Gewalt der neuen Eindrücke, doch ſo, daß adelige Sitte und ein unbefleckter Wandel ihn fortdauernd auszeichneten. Nach der Rückkehr in ſein Vaterland aber erwachte in aller Stärke ſeine fromme Begeiſterung wieder, die durch die Predigt des Quäkers Thomas Loe ſchon in erſter Jugend ſ. Leben die beſtimmende Richtung gegeben hatte, und in der Erinnerung an eine außerordentliche göttliche Eingebung, die er ſchon als Knabe empfangen zu haben glaubte, unverſiegbare Nahrung fand. Von geheimnißvollen, dunkeln Gefühlen und unklaren Vorſtellungen erfüllt, reiſte der Jüngling nach Irland, wo er bei einer Quäkergemeinde einkehrte, begierig, ihre Lehre und Verfaſſung näher kennen zu lernen. Bald war er dieſer Gemeinde gewonnen, mit deren Mitgliedern er einſt ſogar ins Gefängniß gebracht wurde. P. war 22 Jahre alt, als er 1666, allen weltlichen Anſprüchen entſagend, mit der Partei des Georg Fox (ſ. d.) ſich innigſt verband. Nichts konnte ihn davon abziehen, auch nicht der Zorn ſ. Vaters, der ihn zuletzt aus dem Hauſe verſtieß und zu enterben drohte. Allen Verfolgungen, dem Spotte ſeiner Jugendgenoſſen und den Schimpfreden des Pöbels ſtellte er ein unbeflecktes Leben entgegen. So große Standhaftigkeit beſiegte endlich die Härte ſ. Vaters. Ja, dieſer ſelbſt ward dadurch für die Anſichten des Sohnes gewonnen und ſuchte ihm reichlich alles erlittene Unrecht zu vergelten. Unterdeſſen hatte William ſich unter den Quäkern ſelbſt die ausgezeichnetſte Achtung und ein grenzenloſes Vertrauen erworben. Schon früh trat er als begeiſterter Lehrer unter ihnen auf, und ſie erkannten, daß ein Mann von ſolchem Geiſte und ſo vorzüglicher Bildung Das, was Fox u. A. begonnen, mit Erfolg fortführen und die kleine verfolgte Heerde weiter ausbreiten werde. Denn ſo wenig ſie auch ſonſt auf weltliche Gelehrſamkeit einen Werth legten, ſo mußten ſie dieſelbe doch an einem Manne achten, der dieſelbe nur zum Schutze ihrer, mit der Welt, namentlich mit den Gelehrten, Geiſtlichen und weltlichen Richtern überall zuſammenſtoßenden Überzeugung verwenden wollte. Von Schwärmerei ſelbſt nicht ganz frei, mäßigte er doch die Fox'ſchen, zum Theil höchſt trübſinnigen, Schwärmereien und milderte ihre Strenge. Dann beſaß er den Geiſt chriſtlicher Duldung und war bemüht, dieſelbe unter den Quäkern zu begründen. Er legte überhaupt auf Unterſcheidungslehren wenig Gewicht; nur das chriſtliche Leben hielt er für das lebendige Chriſtenthum und alles Wiſſen für viel geringer als das Thun. Mit dieſen Grundſätzen, die er mit hinreißender Beredtſamkeit predigte, wußte er die Grundideen der Gemeinde von dem innern Lichte und der Belebung des Chriſtus in uns in Einklang zu bringen. Sein Vater billigte ſein frommes Streben und hinter-

sich von der unterwürfigen Ergebenheit, der heißen Verehrung, welche sie ihrem Könige bezeigten. Sie hatten ihn gekrönt, ihn mit den goldenen Ketten und dem Purpur ihrer Inka bekleidet und ihn auf den goldenen Thron gesetzt, welcher in dem Tempel der Sonne zu Cuzco stand. Der König und der mantumäßige Thronerbe erwarten nun noch zehntausend Indianer, welche sie ihnen zu ihrer Verfügung überlassen, und sie werden mit Geschenken überhäuft werden, und mit Jubel und Paukenschall durch die Straßen der Stadt getragen werden. Der Vizekönig und die Obrigkeiten der spanischen Nation, welche gegenwärtig sind, werden ihnen ihre Ehrerbietung zu erkennen geben, indem sie ihnen die Hände küssen. Dann in der Kirche Te Deum verkündigt. Am Abende, in der Gemeinde der ehrlichen Bürger, Bergleute, Weber, Schuster, die zu dem Beten gehören, wird auch der Kaiser Karl V. in Gebeten und Lobpreisungen nicht vergessen. Am 2. des folgenden, gehen sie zu neuen Gemeinden und verteilte Ordnungsmäßigkeiten, gelassener und ruhiger Gottesdienst und die Predigten des evangelischen Wortes. Am 3. Sonntag wird der Bischof Amtsbruder ist der Gemeinde manche Segnungsfülle. Die Könige Karl II. und Joseph I. haben sich ihrer angenommen, und es entstand in Oberdeutschland ein Verein, welcher den religiösen Bedürfnissen der Kinder entgegen kam. Doch kommt er freundlich und ungezwungen, und kann von ihm zu seinen Gemeinden, Gemeinden, die sich ihrer Gemeinde, ihrer Gemeinde, ihrer Gemeinde,

den übrigen Bewohnern sich unterscheidend, den bürgerlichen Verhältnissen weniger als in Europa widerstrebten. Philadelphia, das aus einem Flecken sich schnell zu einer bedeutenden Stadt erhob, schien die unbestreitbarste Bestätigung der Grundsätze P.'s. 1682 reiste P. selbst in die neue Pflanzung und ordnete die Verfassung. Er stellte als Grundsatz auf, daß Jeder, der einen allmächtigen Gott bekenne und sich verpflichte, unter gesetzlicher Obrigkeit gerecht und ruhig zu leben und keinen Andern wegen religiöser Meinungen zu kränken oder in Anspruch zu nehmen, ein Bürger dieses Staats werden könne. Hierauf kehrte er nach England zurück, wo er bemüht war, den Quäkern Religionsfreiheit zu erringen, und seine Zeit zwischen der Sorge für s. Gemeinde und s. Pennsilvanier theilte. Endlich gewährte ihm Jakob II. für s. Gemeinde freie Religionsübung. Indeß ward erst unter Wilhelms III. Regierung, durch die allgemeine Duldungsacte von 1689, die Freiheit und Sicherheit der Quäker, wie die aller Nichtconformisten, fester begründet. Späterhin gerieth P. in Untersuchung, weil ein Brief des vertriebenen Königs Jakob II. an ihn aufgefunden wurde, der ihn an die erzeigten Wohlthaten mahnte und zur Vergeltung derselben auffoderte. Da er ohnehin der Feinde viele hatte, so war die Gefahr, für einen Verräther an der bestehenden Regierung erklärt zu werden, um so größer. Allein P. vertheidigte sich unerschrocken vor Gericht, bekannte frei, wie er den unglücklichen König geliebt habe und noch liebe, aber auf keine Weise an geheimen Versuchen gegen das neue Königshaus Theil genommen. Man konnte ihn zwar nicht strafbar finden; doch ward er in langwierige Verdrießlichkeiten verwickelt und begab sich, diesen ausweichend, 1699 noch einmal nach Amerika, wo er mehre Jahre hindurch die Vollendung seines Plans für das immer mehr aufblühende Land förderte. Als er in England wieder eintraf, lebte er zurückgezogen in s. Hause zu London, sah wenige Menschen und beschäftigte sich fast nur mit häuslichen Angelegenheiten, frommen Betrachtungen und der Abfassung einiger quäkerischen Schriften. Darauf verehelichte er sich zum zweiten Male und trat dann wieder mehr ins öffentliche Leben ein. Für die Ausbreitung der Quäkergemeinde reiste er auch nach Holland und Deutschland und predigte in der Pfalz, wo schon vor ihm der Quäker Wilh. Ames gelehrt hatte. Doch war hier sein Wirken vergebens, wiewol die Pfalzgräfin Elisabeth, Äbtissin zu Herford, ihn begünstigte. Bis ins Greisenalter blieb ihm die fromme Begeisterung für s. Zweck, und ohne Reue durfte er auf sein verdienstvolles Leben zurückblicken, das er den 30. Mai 1718 beschloß. Seine neueste Lebensbeschreibung ist von Th. Clarkson („Memoirs of the private and public life etc.", London 1812, 2 Thle.). Ke.

Pennalismus nennt man die Ungezogenheiten und Albernheiten, die sich ehedem die ältern Studenten gegen die jüngern erst angekommenen (die man Pennale, späterhin Füchse nannte) erlaubten. Diese mußten ihnen im ersten Jahre aufwarten und dafür noch obenein allerlei Schimpf dulden. 1661 u. 1663 suchte man in Deutschland durch Reichs- und Landesgesetze diesem Unfuge zu steuern. Dessenungeachtet erhielten sich noch lange Spuren davon. Der Pennalismus soll zuerst auf den ital. Universitäten (Bologna u. a.) entstanden sein. Wahrscheinlich schreibt er sich von den Stiftern her, wo jeder neue Kanonikus eine gewisse Summe erlegen mußte, wofür ein Schmaus angestellt wurde; auf ähnliche Weise nachher die Füchse, wenn sie in den eigentlichen Burschenstand übergehen sollten.

Pennant (Thomas), geb. den 14. Juni 1726 zu Downing in der Grafschaft Flintshire, gest. den 16. Dec. 1798, studirte zu Oxford, machte große Reisen im In- und Auslande, beschäftigte sich mit wissenschaftlichen Forschungen in der Naturgeschichte, besonders in der Zoologie, die er durch Entdeckung und Beschreibung mancher unbekannten Thiere erweiterte, ferner mit der Geschichte, Verfassung und den Rechten s. Vaterlandes, dessen naturhistorische und topographische Kennt-

(Ch. Lond.) Mitschrift. — Ein von Charles Babbage nach den Prinzipien der Jacquard-Webmaschine konstruierter Rechenautomat, der Differenzen bis zur 6. Ordnung berechnen und Tafeln bis zu 20 Dezimalstellen drucken konnte. Babbage hatte 1823 mit dem Bau begonnen, aber nie vollendet. Erst 1991 wurde ein funktionsfähiges Modell nach seinen Plänen gebaut.

Babbage, Charles — Mathematiker, Erfinder und Philosoph, * 26. Dez. 1791 Teignmouth, † 18. Okt. 1871 London. Lucasian Professor of Mathematics in Cambridge (1828–1839). Entwarf die Difference Engine und die Analytical Engine, Vorläufer moderner Computer. Erfand den Ophthalmoskop unabhängig von Helmholtz. Gründete die Royal Astronomical Society mit. Schrieb über Maschinenökonomie und Kryptographie. Sein Haus in Dorset Street wurde 1910 abgerissen.

Babbage-Maschine — Mechanischer Rechenautomat nach Charles Babbage, der Differenzen bis zur 6. Ordnung berechnen und Tafeln bis zu 20 Dezimalstellen drucken konnte. Babbage hatte 1823 mit dem Bau begonnen, aber nie vollendet. Erst 1991 wurde ein funktionsfähiges Modell nach seinen Plänen gebaut.

Babbage-Maschine — Mechanischer Rechenautomat nach Charles Babbage, der Differenzen bis zur 6. Ordnung berechnen und Tafeln bis zu 20 Dezimalstellen drucken konnte. Babbage hatte 1823 mit dem Bau begonnen, aber nie vollendet. Erst 1991 wurde ein funktionsfähiges Modell nach seinen Plänen gebaut.

Babbage, Charles — Mathematiker, Erfinder und Philosoph, * 26. Dez. 1791 Teignmouth, † 18. Okt. 1871 London. Lucasian Professor of Mathematics in Cambridge (1828–1839). Entwarf die Difference Engine und die Analytical Engine, Vorläufer moderner Computer. Erfand den Ophthalmoskop unabhängig von Helmholtz. Gründete die Royal Astronomical Society mit. Schrieb über Maschinenökonomie und Kryptographie. Sein Haus in Dorset Street wurde 1910 abgerissen.

Babbage-Maschine — Mechanischer Rechenautomat nach Charles Babbage, der Differenzen bis zur 6. Ordnung berechnen und Tafeln bis zu 20 Dezimalstellen drucken konnte. Babbage hatte 1823 mit dem Bau begonnen, aber nie vollendet. Erst 1991 wurde ein funktionsfähiges Modell nach seinen Plänen gebaut.

Stat, Preußen, Provinz und Stadt. Über den preußischen Staatsorganismus s. Preußen; der hohe Adel (Fürsten) und Standesherren sind hervorgehoben. Zwei sind hier (neben Bernburg) noch sehr zahlreich vertreten, preußische Linie und Hohenzollern-Sigmaringen. Über Provinz und Stadt s. Preußen. Provinzialverfassung, Provinzial- und Gemeindeordnung sind hervorgehoben. Der Landtag entbehrt bis zu Ende des Jahrhunderts, wie auch in Preußen, der Einheit und Selbständigkeit; die Stände sind getrennt, Bauern und mit ihnen Bürgerstädte der Kleinen Staaten und Mediatisirte gehören zur Kurie der Landgemeinden, die Ritterschaft in der Regel zur Ritterkurie (s. Preußen). Ob und wie häufig beide und 11 Stimmgruppen gleichzeitig berufen sind, lassen hier die Angaben, wie beim Reichstag, nicht erkennen. Die Regierungsvertreter, Minister, Präses der Landesstellen, die Chefs der Landes-, einer Regierungsabtheilung, meist beider Kollegien, sind hervorgehoben. Ebenso Beamte in den nebenamtlichen Posten. Die gelegentliche Gewalt von Beamtenkommissionen ist nicht hervorgehoben, wie auch nicht die Gewalt der Chefs der Regierungen bestehen bleibt, wie die Ämter und Vorsteher wären. Die höchst ungleichmäßige Besetzung der Ämter ist gleichfalls hervorgehoben. Ämter unter 30 Jahr ist die Regel. Der Titel findet sich zu zwei Zeugen 2 Beamten und 20 Repräsentanten.

Preußen, Regierungsbezirk, 1 Instanz.

Provinzialrath: 1) als Kollegium; Zahlung einer Regierungsstelle oder Provinz; 2) Zahlung von einer Provinz- oder Regierungsstelle.

Regierungsrath war der Normalmodell der Beamten von der Provinz Preußen, welche von hohen Beamten geleitet wurde. Die Provinz Preußen hatte eine entsprechende Stelle in der Staatsverwaltung, indem von den Herzog Berlin, von der Provinzialregierung gegeben wurde. Die Provinz Preußen, die Grenzen, sehr die Verhältnisse ab, entsprach in der Theorie einigermaßen der Provinz Preußen, welche von hohen Beamten geleitet wurde. Die Verhältnisse und die Verhältnisse

von dem majeſtätiſchen Hexameter unterſcheidet. Ovid ſagt daher, daß Amor ihn für ſeine Tändeleien geſchaffen habe, indem er dem Hexameter 2 Sylben geraubt. Allein gebraucht, würde der Pentameter eintönig und ermüdend ſein; er kommt daher nie anders als abwechſelnd mit dem Hexameter vor, und zwar ſo, daß dieſer ihm vorangeht. Das ſo aus Hexametern und Pentametern zuſammengeſetzte Versmaß nannten die Alten das elegiſche, und jede 2 Verſe ein Diſtichon. (S. d. und Elegie.) Bekannt iſt Schiller's Diſtichon auf den Hexameter und Pentameter. M.

Pentapla, Pentaglotte, eine Bibel in 5 Sprachen.

Pentathlon, ſ. Gymnaſium.

Pentateuch, ſ. Hebräiſche Sprache und Moſes.

Pentheſilea, ſ. Amazonen.

Pentheus, Enkel des Kadmos und als König von Theben deſſen Nachfolger. Durch ſeine Widerſetzlichkeit gegen die Einführung des Bacchusdienſtes zog er ſich das traurige Schickſal zu, von den Bacchantinnen, worunter ſeine eigne Mutter und ſeine Schweſter waren, im tollen Wahnſinne getödtet und zerriſſen zu werden.

Pepe. Drei Männer d. N. haben ſich in der neueſten Geſchichte Neapels bekanntgemacht. Gabriel P., ein tapferer Officier und guter Redner, Oberſter und Mitglied des Parlaments während der Revolution, geb. 1781 zu Bojano in der Provinz Moliſe, ſtudirte die Rechte, als Neapel 1799 eine Republik wurde. Er diente unter den Fahnen der Freiheit, wurde geächtet, floh nach Frankreich, focht in der ital. Legion, kehrte 1801 in Folge des Friedens von Florenz zurück, nahm 1806 Dienſte unter Joſeph, kämpfte in Spanien und ſpäter in Murat's Heer 1814 und 1815, wurde nach Ferdinands Wiederherſtellung als Oberſter beibehalten und befehligte ein Regiment zu Syrakus, als die Revolution von Neapel 1820 ausbrach. Im Oct. trat er ins Parlament, wo er mit revolutionnairer Heftigkeit es durchſetzte, daß der General Floreſtan Pepe abgeſetzt und deſſen mit Palermo geſchloſſener Vergleich verworfen wurde. Hartnäckig vertheidigte der feurige P. die unveränderte Annahme der ſpaniſchen Conſtitution; er täuſchte ſich über den Geiſt des Volks, das er nur nach ſich beurtheilte, wie über die wahre Lage des Ganzen. Als er aber eine Abtheilung des Heers befehligen ſollte, erkannte er, daß ſein Tambourmajor, das Haupt einer Loge von Carbonari, mehr Anſehen beſaß als er ſelbſt. Nach dem Sturze des Repräſentativſyſtems ward er an die Öſtreicher ausgeliefert und kam 2 Jahre auf eine Feſtung in Mähren. In Freiheit geſetzt, ging er nach Florenz, wo er jetzt, von den Täuſchungen der Schwärmerei geheilt, den Wiſſenſchaften lebt und durch ſ. Kenntniß der claſſiſchen Literatur ſich auszeichnet. 1826 hatte er mit dem Dichter A. de Lamartine, franz. Legationsſecretair zu Florenz, in Folge einer Stelle in deſſen Gedichten, die ſich auf Italien bezog, einen Zweikampf. — Floreſtan P., ein Officier von vielem Talent, Ritter der Ehrenlegion, geweſener neapol. Generallieut., geb. 1780 zu Squillace in Calabrien, ſtudirte in der Kriegsſchule zu Neapel und ward Lieutenant, als die Franzoſen Neapel 1799 in eine Republik verwandelten. Auch er trat unter die Fahne der Freiheit, flüchtete ſich dann nach Frankreich, diente in der ital. Legion und kehrte, in Folge des Friedens von Florenz 1801, nach Calabrien zurück. Von 1806 — 9 diente er dem Könige Joſeph, zeichnete ſich 1810 und 1811, als Chef des Generalſtabes der neapol. Diviſion, bei dem franz. Heere in Catalonien aus, wurde Brigadegeneral und führte im Oct. 1812 eine neapol. Diviſion nach Danzig. Dann deckte er mit neapol. Reiterei den Rückzug Napoleons von Osmiana nach Wilna und ſchloß ſich, verwundet und krank, mit dem Reſte der Truppen in Danzig ein. Später von Alexander aus der Gefangenſchaft entlaſſen, dämpfte er, auf Murat's Befehl, einen Aufſtand in den Abruzzen, focht 1815

in der Schlacht bei Tolentino gegen die Öſtreicher, wurde Generallieut. und behauptete als Gouverneur von Neapel die Ordnung in dieſer Stadt bis zum Einrücken der Öſtreicher. Nach Ferdinands Wiederherſtellung behielt er ſ. Grad in der Armee. An dem Aufſtande zu Nola und Monteforte (1820) hatte er keinen Theil; ebenſo wenig wußte er um die Plane ſ. Bruders, Guglielmo der ſich am 6. Juli an die Spitze der Aufrührer ſtellte. Der König ließ durch ihn dem General Carascoſa ſagen, daß er der Nation eine Conſtitution geben wolle. (S. Neapol. Revolution.) Ihm gelang mit wenig Mitteln die Wiederherſtellung der Ruhe in Palermo; allein auf des Deputirten Gabriel Pepe Vorſchlag (10. Nov.) ward ihm, weil er ſ. Vollmacht überſchritten, der Heerbefehl genommen. Die öffentliche Meinung war für ihn, und König Ferdinand gab ihm das Großkreuz des h. Ferdinandsordens, das er jedoch nicht annahm, weil man den von ihm mit Palermo geſchloſſenen Vertrag aufhob. Bei Annäherung des öſtr. Heeres ward er an die Spitze des Generalſtabes geſtellt. Nach der Rückkehr des Königs verlor er, ungeachtet er zur Unterwerfung gerathen hatte, ſ. Rang und ſ. Orden. Er lebt jetzt als Privatmann im Beſitz der öffentlichen Achtung. — Über ſ. Bruder, den Generallieut. Guglielmo P., wird verſchieden geurtheilt. Alle halten ihn für einen tapfern, thätigen Officier und für uneigennützig; aber die Einen ſprechen ihm alles Feldherrntalent ab: nur aus Eitelkeit habe er die Rolle eines Waſhington ſpielen wollen, ohne ſie zu begreifen; nach Andern iſt er ein ausgezeichneter Krieger und Patriot, an deſſen Unglück fremde Fehler und Verrath Schuld ſeien. Gewiß iſt es, daß er ſich und Andre über die Stimmung des neapol. Volks ſehr getäuſcht und daß er oft voreilig gehandelt hat. In Frankreich, gegen welches er ſtets perſönlichen Haß zeigte, fand er bei ſ. Unglück wenig Theilnahme; ebenſo wenig in Spanien und Portugal. Unter ſ. Waffengenoſſen iſt General Carascoſa ſ. entſchiedener Gegner. — Guglielmo P., geb. 1782 zu Squillace, ſtudirte in der Kriegsſchule zu Neapel, als die Franzoſen 1799 daſelbſt eine Republik errichteten. Der feurige Jüngling focht unter ihrer Fahne am 13. Juni bei Portici gegen die Truppen des Cardinals Ruffo, erhielt 2 Wunden, blieb nach der Einnahme Neapels 6 Monate lang verhaftet und ward verbannt. Er diente hierauf in der ital. Legion, u. a. bei Marengo, und kehrte nach dem Frieden von Florenz in ſein Vaterland zurück. Hier verſuchte der 19jährige Jüngling in Calabrien einen Aufſtand zu erregen, und kam deßhalb auf Lebenszeit in das Staatsgefängniß zu Maritimo (einer von den ägatiſchen Inſeln bei Sicilien, wo eine große, in den Felſen gehauene, Ciſterne als Staatsgefängniß gebraucht wird). Nach einigen Jahren befreite er ſich ſelbſt und trat 1806 als Major in die Dienſte des Königs Joſeph, ward aber in dem Treffen bei Maida gefangen und ſollte erſchoſſen werden. Durch Beſtechung entkam er aus der Haft und diente unter den franz. Truppen auf den ſieben Inſeln. 1809 machte ihn Murat zu ſ. Ordonnanzofficier; 1810 befehligte er in Catalonien unter Suchet ein neapol. Regiment, lebte aber mit den Franzoſen in beſtändigem Streit und fiel ſelbſt in Strafe. Daher betrieb er ſpäter, 1814, als Brigadegeneral die Entlaſſung der franz. Officiere aus dem Heere von Neapel. An der Spitze der Vorhut zeichnete er ſich beim Übergange über den Taro aus, wurde Baron und erhielt Güter. Allein nichtsdeſtoweniger foderte er vom König Murat die Verabſchiedung aller in Civilämtern ſtehenden Franzoſen und die Einführung einer Verfaſſung. Das Letztere ſuchte er ſogar mit Gewalt zu erlangen. 1815 führte er die Vorhut von Murat's Heer gegen die Öſtreicher und zeichnete ſich aus, wurde Generallieut. und behielt dieſen Rang unter dem König Ferdinand. Der Oberbefehlshaber Nugent gab ihm 1818 den Auftrag, eine Diviſion von Milizen zu bilden, um die Räuberbanden in den Provinzen Avellino und Foggia zu vertilgen. Dies gelang ihm, wie man behauptet, mit Hülfe der Carbonari, aus deren Mitte er die Officiere und National-

garden wählte und für deren Plane er selbst gewonnen wurde. Der König belohnte s. Eifer mit dem Großkreuz des h. Georg. Indeß ward er den Ministern verdächtig; denn schon hatte er mit einigen Oberofficieren seiner Division und mit einigen Bürgern verabredet, die constitutionnelle Regierung in dem Hauptquartiere s. Division zu Avellino und Foggia am 25. Juni 1820 auszurufen. Darauf erhoben Morelli und Minichini die Fahne des Aufstandes zu Nola; P. sollte verhaftet werden, stellte sich aber an die Spitze eines Regiments und stieß am 6. Juli zu den Aufrührern in Avellino, wo der Obristlieut. de Conciliis ihm den Oberbefehl überließ. Als König Ferdinand der Foderung der Carbonari nachgab, sollte P. Generalcapitain an Nugent's Stelle werden; allein er lehnte diesen Posten ab und legte am 1. Oct. den am 9. Juli vom Alter ego des Königs erhaltenen Heerbefehl nieder. Er hatte in dieser Zeit überall Ordnung und Mannszucht gesichert, auch der Carbonaria Zaum und Zügel angelegt. Eine Belohnung an Geld schlug er aus. Im Nov. zum Staatsrath und Generalinspector der Nationalgarden ernannt, stellte er angeblich 120,000 M. unter die Waffen und verbreitete die günstigsten Nachrichten von dem Volksgeiste in den Provinzen. Am 20. Febr. 1821 übernahm er den Oberbefehl über das Heer in den Abruzzen. (S. Neapol. Revolution.) Nach s. Versicherung hatte er nur 6000 M. Linientruppen und sollte eine Grenze von 150 ital. Meilen decken. Die Milizen waren schlecht oder gar nicht bewaffnet. Weil junge Soldaten besser zum Angriffs- als zum Vertheidigungskriege taugen, griff er die Östreicher am 7. März bei Rieti an, ohne, wie Carascosa behauptet, diesen General, der bei San-Germano stand, zur Mitwirkung eingeladen zu haben. Als Alles verloren war, schiffte er sich am 20. März nach Barcelona ein; ein Geschenk von 40,000 Fr., das ihm eine hohe Person als Reisegeld anbot, nahm er nicht an. Im Aug. 1821 ging er von Lissabon nach London, wo er am 20. Sept. 1822 ein Schreiben an den König Ferdinand (die „Rélation des événemens politiques et militaires, qui ont eu lieu à Naples en 1820 et 1821") drucken ließ, das aber der Welt weder von s. Charakter noch von s. Talenten eine bessere Meinung gab. Er sagt darin, daß er in Neapel eine bis zur Begründung der Constitution dauernde Dictatur zu errichten vorgeschlagen habe; er beschuldigt das Ministerium, den Vertheidigungszustand der Nation vernachlässigt und ihn selbst nicht unterstützt zu haben. Verräther hätten die Milizen zum Auseinandergehen bewogen. (S. d. Ausz. in den Beil. 23 u. 24 zur „Allgem. Zeit.", 1822.) Mit Carascosa hatte er in London einen Zweikampf. Dann ging er mit s. Freunde und Adjutanten, dem Obersten Pisa, nach Madrid. Sein Plan, eine Legion von Ausländern zu errichten, kam aber nicht zu Stande. Er kehrte nach London zurück, wo er noch lebt. Der Criminalhof zu Neapel hat ihn 1822 zum Tode verurtheilt. — Noch lebt in Neapel ein Prof. der Experimentalchemie, Vincenzio Pepe, der 1822 eine Analyse der beim letzten Ausbruch des Vesuvs ausgeschleuderten Steine bekanntgemacht hat. 20.

Peplum, s. Panathenäen.

Pera, Vorstadt von Konstantinopel, auf der Nordseite des Hafens, welche mit der Vorstadt Galata zusammenhängt und von vornehmen Griechen, Armeniern, Juden, Türken und von abendländischen Christen bewohnt wird. Hier wohnen auch die fremden Gesandten und fast alle fremden Kaufleute, mit Ausnahme der Franzosen, die meistens in Galata ihren Aufenthalt haben. Die Katholiken haben hier 5 Kirchen und einen Erzbischof, wie auch einige Klöster. Auch befinden sich hier ein deutsches und ein franz. Seminarium für junge Leute aus Deutschland und Frankreich zur Besetzung der Dragomanstellen und eine türkische Schule für junge dem Serail bestimmte Leute. Hier herrscht europäische Lebensart, und die Kleidung der Einw. ist ein Gemisch von griech. und franz. Mode; daher heißt Pera bei den Türken das Schweinequartier.

Percussionsflinten. Der Name dieses aus Frankreich und England zu uns gebrachten Gewehrs wird sich schwerlich gut verdeutschen lassen. Die Sache ist folgende: Wenn bei dem zeither gebräuchlichen Gewehr die Pulverladung durch gewöhnliches Schießpulver in der äußern Pfanne am Schloß durch das Zündloch, wo Pulverkorn an Pulverkorn liegt, entzündet wird, so bedient man sich bei den Percussionsflinten dazu eines besondern chemischen Zündpulvers. Dieses hat die Eigenschaft, nicht durch den Funken aus Feuerstein und Stahl, sondern durch einen sehr starken Schlag und damit verbundenen Luftdruck des abgedrückten Hahns am Gewehr, entzündet zu werden. Dann blitzt es durch einen feinen Canal mit außerordentlicher Gewalt auf die Pulverladung im Rohr, entzündet diese gleichzeitiger und rascher wie gemeines Pulver, und veranlaßt sonach allerdings auch einen raschern und wirksamern Schuß. Der Unterschied der Einrichtung einer Percussionsflinte und einer gewöhnlichen besteht daher hauptsächlich in dem Bau des Schlosses, durch welches der Entzündungsproceß erfolgt. Erstere braucht keinen Feuerstein am Hahn; dieser ist einfacher gestaltet, ungefähr wie ein kleiner Hammer. Sie braucht keinen Pfanndeckel (Batterie) und keine Pfanne; statt beider nur eine einfache Vorrichtung, um den Blitzstrahl des chemischen Zündpulvers zur Ladung zu leiten. Aber sie erfodert sehr gute starke Schlagfedern, ohne welche kein so kräftiger Schlag durch den Hahn erfolgen kann, als nöthig ist, das chemische Zündpulver zu zerquetschen. Erwägt man den Vortheil einer schnellern und gleichzeitigern Entzündung der gesammten Pulverladung, die Ersparniß des Steins (der bald stumpf wird, bald zerspringt oder nichts taugt), der Batterie (die oft verstählt sein will), der Reparatur, die ein zusammengesetzteres Schloß erfodert; ferner das bei dem gewöhnlichen Gewehr nicht immer zu vermeidende Abbrennen des Zündkrauts von der Pfanne, das Naß- oder Feuchtwerden desselben, Verstopftsein des Zündlochs u. dgl. Übelstände, so ergeben sich für die Percussionsflinten große Vortheile. Es kommt nur darauf an, stets gutes chemisches Zündpulver zu haben. Dasselbe kann auf verschiedene Art und aus mehren Stoffen, u. a. mittelst chemischer Processe, von Quecksilber, gereinigter Salpetersäure und wasserfreiem Weingeist gemischt und entweder in Pillenform dargestellt, oder in ganz kleine, dünne kupferne Hütchen (von 2¼ Lin. Länge und 2 Lin. Weite) eingebracht und so mitgeführt werden. Die sogen. Zündpille ist mit Wachs überzogen, um vor der Feuchtigkeit gesichert zu sein, wird in eine auf dem Rohre angebrachte Kesselwarze festgelegt und beim Losdrücken des Hahns dergestalt zerquetscht, daß der entstehende Feuerstrahl nur durch den Canal auf die Ladung wirken kann. Die kupfernen Zündhütchen verwahren das chemische Zündpulver beinahe noch besser und können leicht auf ein stählernes Stäbchen festgesteckt werden, welches am Schlosse befindlich und durchbohrt ist, sodaß, wenn beim Abdruck das Hütchen zerschlagen wird, der Feuerstrahl durch das hohle Stahlstäbchen auf die Ladung dringt. Es gibt sonach 2 Arten von Percussionsflinten; aber es kann auch eine gewöhnliche gute Flinte, wenn sie tüchtige Schlagfedern hat, durch einen geschickten Büchsenmacher in eine Percussionsflinte umgeändert werden. Vielfältige Versuche haben dargethan, daß keine Gefahr bei einer solchen Flinte ist, ebenso wenig wie bei dem Zündpulver, welches man bei sich führt. Um dieses zu entzünden, wird durchaus ein so kräftiger Schlag nöthig, als der Hahn am Gewehr zu bewirken im Stande ist. Da die Feuchtigkeit nicht auf das Zündpulver wirken kann, so wird eine Percussionsflinte, die man freilich wie jede andre rein halten muß, nie versagen. 5.

Percussionsmaschine, auch Stoßmaschine oder Maschine des Mariotte, der sich ihrer zuerst bediente, um Versuche über die Geschwindigkeit bewegter Körper nach dem Stoße (vgl. Stoß der Körper) zu machen. Da er die Geschwindigkeiten durch die Fallhöhe bestimmte, so ließ sich, um die Gesetze des Stoßes durch Versuche zu erläutern und zu bestätigen, eine Vorrichtung

gebrauchen, wo man Kugeln an dünne Fäden frei aufhängen und wie Pendel gegen einander stoßen läßt. Wenn z. B. 2 gleich große, gleich schwere Kugeln von einerlei Materie von einer Höhe herab an gleich langen Fäden parallel über einer Tafel hängen, sodaß sich ihre Oberflächen in einem Punkte berühren und daß sie auch nur in gerader Richtung auf einander wirken können, so darf eine zu beiden Seiten des Berührungspunktes angebrachte Scala nur noch mit Zeigern versehen werden, und man hat in der Hauptsache den nöthigen Apparat und kann sich die genauere Zusammensetzung und Beschaffenheit desselben wol vorstellen. Wollte man nun beweisen, daß ein bewegter Körper beim Stoß gegen einen ruhenden diesem von seiner Geschwindigkeit nach Verhältniß seiner Masse mittheilt und beide Körper die Bewegung dann gemeinschaftlich, aber in der Richtung des ersten anstoßenden, fortsetzen und zwar so weit, als nach Abzug des Widerstandes bleibt, den der angestoßene leistet, so müßte das bei 2 ganz gleichen Kugeln, wenn man die eine aus 6 Grad Fall oder Geschwindigkeit gegen die andre stößt, nach dem Anstoß noch 3 Grad betragen, weil unter diesen Umständen die Hälfte durch den Widerstand der ruhenden gleich großen Kugel abzurechnen ist. Dies ergibt sich genau durch den Versuch mit der Percussionsmaschine. Man läßt die eine Kugel von dem Weiser an der Scala bei 6 Grad aus-, gegen die ruhende schwingen, und beide bewegen sich auf der andern Seite der Scala noch bis zu dem Weiser, den man in 3 Grad eingesetzt hat. Hängt man hingegen an die Stelle der ruhenden Kugel eine andre, welche noch einmal so viel Masse hat, so bewegen sich beide nach dem Anstoß nur noch, bis wo der Weiser 2 Grad zeigt, denn es gehen bei diesem Verhältniß der Kugelmassen 4 Grad oder 2 Drittel der Geschwindigkeit für den Widerstand ab. Nollet hat im 1. Th. s. „Leçons de physique" diese Maschine zwar nicht beschrieben, aber deutlich und gut erklärt. Eine durch Kupfer erläuterte Beschreib. gibt Gehler's „Physik. Lex." (3. Bd.). 5.

Percy (Pierre François, Baron), Militairchirurg, geb. zu Montagny in der Franche-Comté am 28. Oct. 1754. Sein Vater, selbst Militairchirurg, bestimmte ihn für das Geniecorps und gab ihm eine sorgfältige Erziehung. Auf der Universität zu Besançon erhielt er fast immer die jährlich ausgesetzten Preise. Dennoch zog es ihn unwiderstehlich zur Medicin und Chirurgie hin, und er betrieb schon jetzt die Anatomie mit solchem Fleiße, daß ihm das Amt eines Prevôt de salle d'anatomie und damit die Aufsicht über die anatomischen Studien der Übrigen übertragen wurde. Nunmehr trat er zu dem Studium der Medicin und Chirurgie ganz über, erhielt den Doctorgrad zu Besançon 1775 und ging als Aide-chirurgien-major zur Gendarmerie, wo er 6 Jahre lang den Unterricht des berühmten Thierarztes Lafosse eifrig benutzte. 1782 wurde P. Chirurgien-major bei dem Cavalerieregimente Berry und zeichnete sich in den franz. Kriegen durch Muth, Menschenliebe und unermüdete Thätigkeit so aus, daß ihn die Soldaten und seine untergebenen Chirurgen nur den Vater nannten. Er war der Schöpfer der chirurgischen Ambulance, die den franz. Heeren so große Dienste leistete, und der Erfinder einer eignen Art des Krankentransports (brancards), die man aber später zum Theil wieder aufgab. Er rückte bis zum Generalinspector und Chef des franz. Militairmedicinalwesens auf und erhielt außer a. Orden auch den Grad eines Commandeurs der Ehrenlegion. 1814 sorgte er, bei der Einnahme von Paris, für die in den Umgebungen der Stadt hülflos liegenden Verwundeten der Alliirten auf die zweckmäßigste Art. 1815 wurde er zur Deputirtenkammer berufen, erschien aber in den Sitzungen nur selten, ging wieder zur Armee und diente dort bis zur Schlacht bei Waterloo. Dann wurde er Prof. an der Schule der Medicin, gab aber dieses Amt 1820 wegen Kränklichkeit und hohen Alters auf. Er starb den 18. Febr. 1825 zu Paris. Als Schriftsteller hat sich P. durch Gelehrsamkeit, schöne und originelle Schreibart ausgezeichnet. Die k. Akademie der Chirurgie zu Paris

krönte 4 Arbeiten von ihm (über schneidende Instrumente, namentlich über Incisionsscheeren; über die Instrumente zur Ausziehung fremder Körper; über Bistouris; über Cauterien) und ernannte ihn zu ihrem Associé regnicole, indem sie ihn zugleich bat, künftig von der Bewerbung um ihre Preise abzustehen. Außer s. Theilnahme an mehren medicinischen Zeitschriften und s. (meist in Verbindung mit s. Neffen Laurent ausgearbeiteten) Artikeln für das große „Dictionnaire des sciences médicales" hat man von ihm „Manuel du chirurgien d'armée" (Paris 1792, 12., mit Fig.); „Pyrotechnie chirurgicale pratique" (Paris 1794); „Eloge historique de Sabatier" (Paris 1812); „Eloge historique d'Anuce Foës" (Paris 1812) u. a. m. Seine „Geschichte der Feldheilkunde", die Frucht vieler Jahre, wurde als Mscpt. im Felde durch einen Zufall zum Einpacken genommen und ging dadurch verloren. 16.

Perdikkas, der Name mehrer Könige von Macedonien; dann der berühmteste Feldherr Alexanders, ein vornehmer Macedonier, der ihn auf s. Zügen nach Asien begleitete und sein Vertrauen vor allen Andern hatte. Ihm übergab Alexander sterbend s. Siegelring, das Symbol der königl. Gewalt, und schien ihn dadurch zu s. Nachfolger zu bestimmen. Auch besaß P. Ehrgeiz genug, um diese Würde zu wünschen; dennoch bewirkten die Gegner und Nebenbuhler, daß er bloß zu einem der Vormünder des Thronerben gewählt wurde. Indeß wußte er es bald dahin zu bringen, daß er den nächsten Platz nach dem Könige behauptete; als er aber höher strebte und eben im Begriff war, seinen Nebenbuhler Ptolemäus zu bekämpfen, entstanden Meutereien in s. eignen Heere, die zum Theil sein Übermuth erzeugt hatte. Er wurde im dritten Jahre, nachdem er zum Vormund ernannt worden war, in Ägypten von s. Kriegern ermordet, 321 v. Chr.

Peregrinus Proteus, ein berüchtigter Schwärmer in der ersten Hälfte des 2. Jahrh. nach Chr., aus Parium in Mysien geb. Nach vielen Ausschweifungen mußte er, weil man ihm die Erdrosselung s. Vaters Schuld gab, flüchtig werden. Er ging nach Palästina, nahm das Christenthum an und erwarb sich durch s. schwärmerischen Eifer, der ihn auch ins Gefängniß brachte, den Namen eines Märtyrers. Von allen Seiten erhielt er Unterstützung und Theilnahme, bis der Präfect von Syrien ihn wieder in Freiheit setzte. Nun begann er aufs neue s. Wanderungen, ward wegen s. Verworfenheit von der Gemeinschaft der Christen ausgeschlossen und versank in die niedrigsten Ausschweifungen. Allgemein verabscheut, wollte er wenigstens durch eine außerordentliche Handlung enden. Demnach machte er bekannt, daß er sich bei den olympischen Spielen freiwillig verbrennen werde: ein Entschluß, den er 168 nach Chr. vor einer ungeheuern Menschenmenge ausgeführt haben soll. Für uns hat dieser cynische und christliche Schwärmer durch Wieland's Roman ein erneutes Interesse erhalten.

Pergament, ein gegerbtes, mit Kalk gebeiztes und auf besondere Weise zubereitetes Hammel-, Kalb-, Ziegen-, Esel- oder Schweinsfell, nach der Stadt Pergamus genannt. Schon zu Davids Zeiten hatten die Israeliten aufgerollte Bücher von Thierhäuten, und Herodot erzählt, daß die Jonier in den ältesten Zeiten auf ungegerbte Hammel- oder Ziegenfelle schrieben, von denen bloß die Haare abgeschabt waren. In der Folge wurden dieselben durch Schaben und Reiben mit Kalk zu Blättern bereitet. Ptolemäus Philadelphus konnte die Feinheit des Pergaments nicht genug bewundern, auf welches die Abschrift der Bibel geschrieben war, die ihm der Hohepriester Eleazar zuschickte. Dies Alles beweist, daß das Pergament nicht in Pergamus erfunden, sondern daselbst nur verbessert und in so großer Menge verfertigt wurde, daß es den vorzüglichsten Handelszweig dieser Stadt ausmachte. Anfangs war das Pergament gelb; in Rom lernte man es weiß machen; nachher gab man ihm auch die violette oder Purpurfarbe auf beiden Seiten. Jetzt weiß man dem Pergamente alle Farben zu geben und auch ein

gefärbtes durchsichtiges Pergament zu bereiten. Die fehlerhaften Häute, welche zum Schreiben mit der Feder nicht taugen, werden mit Kalk überzogen, geglättet und zu sogen. Schreibtafeln zerschnitten.

Pergolesi (Giovanni Battista), ein berühmter Tonsetzer, hieß eigentlich **Giambattista Jesi** und war zu Pergoli in der Marca, daher der Name Pergolesi, 1707, nach A. 1704 geb. Er trat 1717 in das nachmals aufgehobene Conservatorium dei poveri di Gesù Cristo zu Neapel, dem Gaetano Greco vorstand. Dieser große Meister weihte seinen Zögling in alle Geheimnisse seiner Kunst ein. In einem Alter von 14 J. hatte sich P. schon durch verschiedene Compositionen ausgezeichnet, worin die Melodie den Künsteleien des Contrapunktes aufgeopfert war; kaum aber war er aus dem Conservatorium getreten, als er durch das Studium der Gesangwerke Vinci's und Hasse's seine Manier völlig änderte. In seiner ersten Oper fanden jedoch nur einige Arietten Beifall. Nur der Fürst v. Stigliano, erster Stallmeister des Königs, urtheilte besser von den Talenten P.'s und verschaffte ihn von 1730—34 für das Teatro nuovo Beschäftigung. In dieser Zeit setzte er auch „La serva padrona" für das Theater von San-Bartolomeo. Aber sein Genie fand keine Befriedigung darin, gewöhnliche Gegenstände zu behandeln; mit Eifer ergriff er daher die Gelegenheit, sich zu Rom durch eine wichtigere Composition bekanntzumachen und schrieb 1735 die „Olimpiade" für das Theater Tordinone. Doch fiel diese Oper, welche zugleich mit Duni's „Nerone" erschien, ungerechterweise durch, während letztere, nach des Verfs. eignem offenen Geständnisse von weit geringerm Werthe, allgemein gefiel. P. kehrte darauf nach Neapel zurück, componirte das „Dixit" und „Laudate", welche wir von ihm besitzen, und wurde durch den vollständigsten Beifall für jene frühern falschen Urtheile entschädigt. Indeß nahm seine Gesundheit ab, und seine Freunde bewogen ihn, nach Torre del Greco, am Fuße des Vesuv, zu ziehen, wo, wie man glaubt, Brustkranke, wenn Heilung möglich ist, leicht und schnell genesen. Hier componirte P. sein berühmtes „Stabat", welches Hiller im Clavierauszug mit untergelegtem deutschen Texte herausgegeben hat, die Cantate „Orfeo" und das „Salve regina", sein letztes Werk. Er starb 1739 zu Pozzuoli, als eben sein Ruf anfing, sich über Europa zu verbreiten. Die Theater wie die Kirchen ertönten von seinen Werken; in Rom gab man seine „Olimpiade" aufs neue mit größter Pracht, und je gleichgültiger man anfangs dagegen gewesen, desto mehr bewunderte man jetzt ihre Schönheiten. Nach dem allgemeinen Urtheil der Italiener hat ihn im musikalischen Ausdruck Niemand übertroffen; Einige nennen ihn den Dominichino oder wol gar den Rafael in der Musik, aber sie werfen ihm Wiederholungen, einen abgebrochenen Styl und Verrückungen vor, welche den componirten Text beeinträchtigen. Es ist nicht zu leugnen, daß P. sich dem Weichen mehr als dem Kräftigen zuneigte; selbst sein „Stabat" hat nach dem Urtheil der Neuern einen schwächlichen Charakter. Seine ganze Art ist etwas schwermüthig und melancholisch, welches vielleicht von seiner Körperschwäche herrührt.

Peri. Die Peris sind zarte weibliche Gestalten, nahe mit den Feen, noch mehr mit den Elfen verwandt und als Abkömmlinge gefallener Geister von dem Paradiese ausgeschlossen, bis ihre Sühne vollendet ist. Ein Gesang in „Lalla Rookh" von Thom. Moore behandelt diesen Gegenstand.

Perikles, einer der berühmtesten Staatsmänner Griechenlands, in dessen Zeitalter um 444 vor Chr. die Blüthezeit der griech. Wissenschaft und Kunst fiel, war zu Athen geb., der Sohn des durch den Sieg bei Mykale über die Perser bekannten Feldherrn Xanthippus. Damon, Anaxagoras und Zeno von Elea waren seine Lehrer. Durch Familienverhältnisse mit den Aristokraten verbunden, hielt er sich, theils wegen der Eifersucht, womit der große Haufe diese Partei betrachtete, theils weil der erste Platz unter den Aristokraten bereits von Cimon eingenommen

war, anfänglich von den Angelegenheiten des Staats zurück und bewarb sich nur um die Gunst der Volkspartei. Cimon zeigte sich glänzend und gesellig; er dagegen vermied alle Gastmähler und öffentliche Vergnügungen, erschien nie anders öffentlich als im Prytaneum und in der Volksversammlung und benahm sich allenthalben mit Ernst und Würde. Da er nicht Mitglied des Areopagus war, so bemühte er sich, dessen Ansehen zu schwächen, und trieb seinen Freund Ephialtes an, das Volk eifersüchtig auf dieses Gericht zu machen und ein Decret zu bewirken, welches die meisten Streitigkeiten andern Gerichtshöfen zur Untersuchung und Entscheidung übertrug. Seine Beredtsamkeit war so erhaben und mächtig, daß man von ihm sagte, er donnere und blitze in seinen Reden, und ihn den Olympier nannte. Mit großer Sorgfalt vermied er Alles, was dem Volke mißfallen konnte, und ertrug selbst Beleidigungen mit großer Geduld. Man erzählt, daß, als ihn einst Abends ein gemeiner Bürger mit Schmähungen aus der Volksversammlung bis vor sein Haus begleitet, er einem Diener befohlen habe, eine Fackel anzuzünden und dem Mann nach Hause zu leuchten. Nachdem die Volkspartei die Anklage des Cimon bewirkt hatte, wurde P. zu einem der Richter ernannt. Er betrug sich indeß hierin mit vieler Mäßigung und sprach von seinem großen Mitbürger mit der schuldigen Achtung. Die Verbannung seines Nebenbuhlers eröffnete seinen ehrgeizigen Planen endlich ein freies Feld. Da Cimon das Volk gespeist und gekleidet hatte, so setzte P. es durch, daß die Bedürftigen aus dem öffentlichen Schatze unterstützt wurden. In dem Kriege, welcher 458 v. Chr. zwischen den Athenienſern und Lacedämoniern ausbrach, gab sich P. in der unglücklichen Schlacht bei Tanagra den größten Gefahren preis und fiel bald darauf mit einer Flotte und einem kleinen Heere in den Peloponnes ein. Um dem Volke zu schmeicheln, das die Rückkehr des Cimon wünschte, bewirkte er selbst einen Volksbeschluß, wodurch derselbe zurückberufen wurde; insgeheim aber soll er mittelst seiner Schwester eine Übereinkunft mit Cimon getroffen haben, welcher zufolge der Oberbefehl des Heers diesem, die Leitung der Staatsangelegenheiten aber ihm selbst überlassen sein sollte. Durch Cimon's Tod aber wurde er gleichsam Herr von Athen; denn wiewol die aristokratische Partei ihm den Thucydides, des Melesias Sohn, einen Verwandten des Cimon, entgegenstellte, so war ihm dieser doch zu wenig gewachsen. „Wenn ich ihn auch zu Boden werfe", sagte daher dieser einst von P., „so sagt er doch, daß er nie darniedergelegen, und überredet selbst die Zuschauer, daß sie ihm glauben". Von jetzt an beherrschte P. den Staat, ohne Herr zu heißen, und seine vornehmste Sorge war, das Volk entweder durch Aussendung neuer Colonien oder durch kriegerische Unternehmungen zu beschäftigen. Durch die großen öffentlichen Werke, die er errichten ließ, schmeichelte er der Eitelkeit der Athenienſer, deren Stadt er verschönerte, und beschäftigte zugleich eine Menge von Arbeitern und Künstlern. Um die Kosten dieser Unternehmungen bestreiten zu können, ließ er den öffentlichen Schatz Griechenlands von Delos nach Athen bringen, und wußte diese Treulosigkeit durch die Erklärung zu rechtfertigen, daß, da dieses Geld zur Vertheidigung gegen die Barbaren erhoben worden, durch die Anstrengungen der Athenienſer aber dieser Zweck erreicht wäre, die Verbündeten auch kein weiteres Recht hätten, nach der Verwendung dieses Geldes zu fragen. Seine persönliche Rechtschaffenheit in allen Geldangelegenheiten war über jeden Argwohn erhaben, wovon ein merkwürdiges Beispiel angeführt wird. Während einer Unternehmung gegen Euböa fielen die Lacedämonier als Bundesgenossen der Megarenſer in Attika ein. P. wußte diesen Angriff durch Bestechung des Vormundes des spartaniſchen Königs abzuwenden. Als er nachher Rechnung ablegte, setzte er die Summe von 10 Talenten zu einer geheimen, aber nützlichen Ausgabe an, und die Athenienſer begnügten sich damit, ohne weitere Auskunft zu verlangen. Nach ununterbrochen fortgesetzten Feindseligkeiten gegen Euböa machte sich P. zum

Thron seiner väterlichen Stadt (407 v. Chr.) hob kaum[1] schien er einen Stützpunkt gefunden und die Gemüter gewonnen zu haben, als Thrasybulos von Kalydon in Aetolien, der es daheim nur entweder heiß, später in der Verbannung einer ähnlichen Schuld hatte, noch weniger Glück hatte. Er hatte einen Mord begangen, Thrasybulos von Steiria für einen unbewaffneten Bürger gehalten, und ihn dem sonnigen Gott geweiht. Dieser aber, ein großer, starker Mann, erschlug seinen Mörder, den Thrasybulos, im gleichen Wahn, gewaffnet, hatte seine Zuneigung den Pleuriern zugewandt und ihnen den Sieg über die Aetolier gewonnen, wofür sie ihn durch Verleihung des Bürgerrechts belohnten. Nun aber, da er sich in Pleuron niederlassen wollte, wurde ihm die Übersiedlung durch Zeichen verboten. Im dritten Kriege[2] hat er zum Zeichen seiner Treue Ätolien[3] zu besagen versucht. Die Übersiedlung mißlang, und Thrasybulos mußte sich nach Naupaktos begeben, wo ihn Lysander, der Sieger, mit Freuden empfing. Er selbst hätte den Gott gern in Ätolien gesehen, weil er ihn dort für mächtiger hielt. Thrasybulos aber, der Besitzer seiner Weihgabe, wollte ihn in Naupaktos behalten. Lysander, der weniger Glauben hatte, ließ sich überreden, und Thrasybulos[4] erhielt wegen seiner Beredsamkeit den Beinamen Zungendrescher. Er selbst hatte den Gott in Ätolien, weil dort die Gefahr der Zerstörung am geringsten war, und Thrasybulos[5] in Naupaktos, weil dort die Gefahr, ihn zu verlieren, am größten war. Lysander[6] aber, nach seinen gewagten Reden, übersandte den Gott, nachdem er ihn in Naupaktos[7] gefunden hatte, dem Thrasybulos[8] zurück. Dieser aber, der Besitzer seiner Weihgabe, und der Gott von seinem Besitzer, hatten schließlich einen Ort gefunden, wo sie sich sicher aufbewahrt wußten, und dieser Ort war Delphi. Dort[9] hatte Thrasybulos[10] seine Weihgabe aufgestellt, und dort hatte Lysander[11] den Gott hingesandt, und dort, Thrasybulos[12] zu besagen, hatte sich Lysander[13] aufgehalten, und dort, Thrasybulos[14] zu besagen, hatte sich Lysander[15] aufgehalten, und dort, Thrasybulos[16] zu besagen, hatte sich Lysander[17] aufgehalten, und dort, Thrasybulos[18] zu besagen, hatte sich Lysander[19] aufgehalten, und dort,

und segelte damit nach Epidaurus; aber die Sterblichkeit unter seinen Truppen hinderte ihn, etwas Wichtiges auszuführen. P. kehrte mit einer geringen Mannschaft zurück und vermochte nicht den entmuthigten Athenienſern Vertrauen einzuflößen. Er verlor den Oberbefehl, und mußte, ohne daß ihm ein beſonderes Verbrechen wäre zur Laſt gelegt worden, eine anſehnliche Geldſtrafe erlegen. Bald jedoch rief ihn mit gleichem Leichtſinne das Volk an die Spitze der Geſchäfte zurück und ertheilte ihm eine größere Gewalt, als er je zuvor beſeſſen. Jetzt aber, wo die Sorgen für den Staat ihn ſo vielfach beſchäftigten, traf ihn auch häusliches Unglück. Sein älteſter Sohn Xanthippus, der in Zwieſpalt mit ihm gelebt hatte, ſtarb an der Peſt; dieſelbe Todesart raffte ſeine Schweſter und viele ſeiner nächſten Verwandten und Freunde weg; zuletzt ſtarb auch Paralus, ſein einziger ihm noch übriger Sohn von ſeiner erſten Gattin. Dieſer Unfall zwang ihm Thränen ab. Ihn zu tröſten, widerriefen die Athenienſer ſein eignes Geſetz gegen die halbbürtigen Kinder, und ſo trug er ſeinen mit der Aſpaſia gezeugten Sohn in die Bürgerliſte ein. Aber ſeine Kraft war gebrochen. Er verfiel in eine ſchleichende Krankheit und ſtarb 429 v. Chr., im 3. J. des peloponneſiſchen Krieges. Als er im Sterben lag, gedachten ſeine Freunde unter Wehklagen ſeiner großen Thaten; er aber raffte ſich plötzlich auf und ſagte ihnen: „In dieſen Dingen ſind mir Andre gleich, aber zu beſonderm Ruhme rechne ich mirs an, daß nie ein Athenienſer durch mich in Trauer verſetzt worden". Athen verlor in ihm ſeinen ausgezeichnetſten Bürger, dem, wenn auch ſtrenge Tugend, doch Seelengröße nicht abzuſprechen iſt. Seine Erziehung hatte ſeinen Geiſt aufgehellt und über die Vorurtheile ſeines Zeitalters erhoben. Seinem Vaterlande das Übergewicht über alle griech. Staaten zu verſchaffen, war ſein Beſtreben, und wirklich behauptete Athen, ſo lange er es beherrſchte, nicht bloß in geiſtiger, ſondern auch in politiſcher Rückſicht den erſten Rang. Ihm verdankte Athen ſeine ſchönſten Zierden: das Parthenon, das Odeum, die Vorhalle der Burg (ſ. Propyläen), die großen Mauern, zahlreiche Statuen u. a. Kunſtwerke. Die Blüthe der griech. Kunſt, das Zeitalter des Phidias (ſ. d.), fiel mit P.'s Zeit zuſammen. So iſt mit P.'s Namen der Begriff der ſchönſten Periode für Athens Kunſt, Wiſſenſchaft und Macht verbunden, und trifft ihn der Vorwurf, daß er Athen an den Abgrund geführt, von welchem es herabſtürzen mußte, ſo gebührt ihm auch das Lob, hauptſächlich dazu beigetragen zu haben, daß es in geiſtiger Hinſicht für immer die Königin aller Staaten des Alterthums blieb.

Perikopen (griech.), bibliſche Stellen, welche bei dem Gottesdienſte zu Vorleſungen vor dem Altare und als Texte zu den Predigten gebraucht werden. Die Auswahl derſelben ſcheint in den erſten Jahrh. den Geiſtlichen überlaſſen geweſen zu ſein, im 4. Jahrh. wurde ſie auf die kanoniſchen Schriften des A. und N. Teſt. beſchränkt, und im 6. von Papſt Gregor dem Großen durch ein eignes Lectionarium beſtimmt, welches Karl d. Gr. bei dem in ſeinem Reiche eingeführten Homiliarium zum Grunde legte. Ihm verdanken wir daher die auf alle Sonn- und Feſttage im Kirchenjahre vorgeſchriebenen Evangelien und Epiſteln, welche Luther beibehielt. Dieſer ſagt ſelbſt, nur die Unwiſſenheit der Geiſtlichen habe ihn dazu vermocht, weil es gerade über dieſe Texte die meiſten Poſtillen gab. Die reformirte Kirche hingegen ließ ihren Predigern ſogleich die Freiheit, ſich ihre Texte bei öffentlichen Vorträgen auszuwählen; und auch in der luther. hat man neuerdings die Mängel jener alten Perikopen wol ſtark genug empfunden, um, wie ſchon gegen Ende des 18. Jahrh. in Dänemark, Würtemberg, Baden und einigen kleinern deutſchen Staaten und auf Reinhard's Antrieb für 1810 und 1811 auch im Königreich Sachſen geſchehen iſt, neu gewählte Reihefolgen bibliſcher Abſchnitte oder Texte liturgiſch vorzuſchreiben. Überdies ſind in Sachſen beim Wiedereintritt der alten Perikopen 1812 einige unzweckmäßige weggelaſſen und in der neuen

sächsischen Agende fruchtbarere Texte an ihre Stelle gesetzt worden. Inwiefern der dem geistvollen und in der Bibelauslegung geübten Prediger allerdings lästige Perikopenzwang, oder die kirchliche Vorschrift, über bestimmte Texte zu predigen, überhaupt abzuschaffen sei, läßt sich schwer entscheiden. Noch gibt es Prediger genug, die diese, dem Geiste des Protestantismus allerdings angemessene Maßregel in Verlegenheit setzen oder zu Mißgriffen verleiden könnte, und unter allen zur Bewerkstelligung derselben geschehenen Vorschlägen scheint die Einrichtung, daß jeder Prediger jährlich oder halbjährlich von ihm selbst gewählte Texte den Ephorien und Consistorien zur Prüfung einreiche und dann über die genehmigten, oder an der Stelle der verworfenen eingeschalteten predige, den vorwaltenden Bedenklichkeiten noch am besten zu begegnen. In der kathol. Kirche gelten die alten Perikopen als Bestandtheile der Liturgie am Altare noch unverändert, jedoch hängt die mehre oder mindere Freiheit in der Wahl der Predigten von den Bischöfen und ihren Vikarien ab. E.

Perillus, s. Phalaris.

Periode, ein Zeitkreis und der von demselben eingeschlossene Zeitraum; daher wird ein größerer Zeitraum in mehre Zeitabschnitte getheilt, welche ebenfalls **Perioden** heißen. So braucht das Wort der Astronom und Chronolog; jener, um das Wiederkehren einer und derselben kreisförmigen Bewegung auszudrücken, dieser, um einen **Cyklus** (s. d.) von mehren Jahren zu bezeichnen. (Vgl. **Monat**, periodischer.) In der Chronologie konnten richtige Zeitkreise erst dann gefunden werden, als die Astronomie die wahre Bewegung der Weltkörper erkannt hatte. Daher ist die Chronologie der alten Völker sehr verworren. Die berühmtesten Perioden der Griechen waren: die 19jähr. Mondsperiode des Meton von 6940 Tagen, nach welcher sie seit 432 vor Chr. ihre astronomischen Calender verfertigten; verbessert durch die im J. 330 aufgestellte Periode des Kalippus, oder die Epoche des Alexander, welche 4 Mal 19 oder 76 Jahre weniger einen Tag zusammenfaßte; die noch vollkommnere Hipparchische Periode von 304 Jahren, welche das tropische Sonnenjahr nur um 6 Min. 16 Sek. zu lang angab. Die **Römer-Zinszahl** (s. d.), römische Zinsperiode, oder der **Indictionscykel** ist eine Periode von 16 Jahren, deren Ursprung nicht genau bekannt ist. Die von Jos. Scaliger erdachte sogen. julianische Periode, ein Zeitkreis von 7980 jul. Jahren, sollte die verschiedenen Berechnungen des Jahres der Geb. Christi seit Erschaffung der Welt mit einander vergleichen. Sie ist nämlich ein Product der Zahlen 29, 19 und 15 der Sonnen-, Monds- und Indictionscykel. Nach 28 Mal 19, oder 532 Jahren kehren die Neumonde und Vollmonde in derselben Ordnung auf denselben Monats- und Wochentag des jul. Calenders zurück; und so erneuern sich zugleich die 3 chronologischen Cykel, der 28jähr. Sonnencykel, der 19jähr. Mondscykel und der 15jähr. Indictionscykel. Diese Periode heißt auch die große Osterperiode oder die victorinische, dionysische, auch diokletianische. Das Jahr der Geb. Chr. in der jul. Periode ist 4714. Sie wird nicht mehr gebraucht, da man jetzt nach Jahren vor und nach Chr. Geb. zählt. In der **Geschichte** bezeichnen Perioden Zeitabschnitte, welche nach Begebenheiten, die einem Zeitalter eine eigenthümliche Gestalt gaben, bestimmt werden. Die Universalgeschichte kann synchronistisch nur nach verständig abgegrenzten Perioden, deren jede das richtig componirte Gemälde eines Zeitalters, oder die Darstellung des Charakteristischen eines gewissen Zeitraums sein soll, vorgetragen werden. Die Alten erzählten die allgemeine Geschichte ethnographisch, dann chronologisch und annalistisch. Nach Jahrhunderten und mit Abschnitten in jedem Jahrhunderte ordneten den Stoff der Weltgeschichte Leonh. Offerhaus in seinem schätzbaren „Compendium historiae universalis" (c. Schröckhii, Lpz. 1778, 2 Bde.), Bossuet, in seinem „Discours sur l'histoire universelle" u. A. m. Allein die historische Kunst gibt der-

jenigen Methode den Vorzug, welche die allgemeine Geschichte sowol als die Specialgeschichte nach Perioden, oder nach Zeiträumen, die durch wichtige folgenreiche Begebenheiten geschieden werden, vorträgt. Dieser Methode sind gefolgt: Voltaire in seinem „Essai sur l'histoire générale", Millot, Condillac, Gatterer, Schlözer und überhaupt die vorzüglichsten neuern Historiker. Die Kunst besteht in der richtigen Feststellung der Perioden nach universalhistorischen Blicken und in der Anordnung des Stoffes nach dem Charakter jedes Zeitraumes. Bei der Abgrenzung der Perioden der Universalgeschichte müssen diejenigen Zeitpunkte, auf welche gleichzeitig in mehren Theilen der Erde Begebenheiten fallen, die einen neuen Zustand der Dinge herbeiführten, vorzugsweise als Scheidepunkte ausgehoben werden. Unter den Begebenheiten aber verdienen die den Vorzug, welche aus der Größe guter Menschen hervorgegangen sind. Denn große Männer sind die Leitsterne der Völker und Menschheit. Jahrhunderte erfreuen sich ihres Glanzes und zahlreiche Geschlechter folgen den durch sie beleuchteten Bahnen. Der Gesichtspunkt der Cultur und der bürgerlichen Freiheit aber, inwiefern beide durch Religionsstifter und Gesetzgeber vorbereitet, aus dem Ackerbau und dem Eigenthume, aus der Kunst und Wissenschaft, aus dem Handel und dem Nationalsinn der Völker erblühen, ist universalhistorisch wichtiger als der Gesichtspunkt der Macht. Es gibt noch keine Universalgeschichte, deren Periodenbau biographisch angelegt wäre. Bredow hatte den Plan dazu gefaßt. Doch hat jeder gute Historiker in seiner Composition sich bald mehr bald weniger zur biographischen Gestaltung seines Kunstwerks hingeneigt. Die gewöhnliche Periodenfolge in der Universalgeschichte beruht auf der Abtheilung in die alte, mittlere und neuere Geschichte. Nicht die Geburt Christi an sich, sondern der Ursprung der aus den Trümmern des römischen Reichs und aus der Völkerwanderung hervorgegangenen europäischen Völker und Staaten trennt die alte und neue Geschichte. In letzterer scheidet die mittlere Zeit von der neuern die Entdeckung des Seewegs nach beiden Indien und der auf den wissenschaftlichen Aufschwung der Geister gefolgte reifere Zustand des europäischen Gesammtlebens. Colombo und Cook setzten Europa in den Mittelpunkt der Welt; dies bezeichnet den Umfang und den Inhalt der neuern Geschichte. Folgende Abgrenzung der einzelnen Perioden, deren Grundlage die jedem Zeitalter durch große Männer gegebene eigenthümliche Gestaltung ist, stehe hier statt andrer, die aus den Geschichtswerken bekannt genug sind. Die Urzeit, oder die Geschichte der Erde vor den Fluten, ist ein leeres Blatt in der Geschichte; doch ist die Erde selbst eine Hieroglyphe, welche die Physiker deuten und mit den mosaischen Urkunden zu vereinigen suchen. Die erste Periode beginnt daher seit den Fluten und umfaßt die mythisch-historischen Zeiten bis auf Moses und Kadmos, 1500 vor Chr. In der zweiten Periode, die 1000 J. umspannt, dämmert aus Sagen der Heldenzeit das Licht der Geschichte auf. Mittelasien erleuchtet Zoroaster; über Europa geht das homerische Gestirn auf, und Solon's Gesetzgebung erhebt die Griechen zur Bildung und Freiheit. Mit dem J. 500 hebt die dritte an, oder das erste Zeitalter der Europäer. Entscheidend für die Selbständigkeit unsers Welttheils war der Brand von Sardes im J. 500, und entscheidend für das Staatenschicksal überhaupt die Dictatur in Rom, welche um dieselbe Zeit entstand. Perikles und Sokrates geben ihren Namen diesem Zeitalter, welches das J. 300 von der 4. Periode scheidet. Denn im J. 301 brach Alexanders Universalmonarchie an einem Tage bei Ipsus in 3 Welttheilen zusammen, und in Rom stellte das ogulnische Gesetz die bürgerliche Freiheit fest. Die Menschheit aber, zu deren Gemeingut in Europa Sokrates die Idee des Wahren, Guten und Schönen erhob, durchwanderte eine lichte Bahn von den Schulen des Pythagoras in Großgriechenland (500) an, bis zur Gründung der stoischen Schule um 300. So ward Europa das Herz der Weltgeschichte. In der vier-

ten Periode (300 vor bis 14 n. Chr.) trat Rom auf Italiens, Carthagos und Griechenlands Nacken und beherrschte die Welt. Cäsar lebte. Doch erst nach Augustus Tode (im J. 14 n. Chr.), unmittelbar nach Vollendung der römischen Weltherrschaft, kam an die Stelle der Freiheit die Tyrannei eines Einzigen. Aber mit Tiber, der die Menschheit schändete, erschien zugleich ihr Erlöser, Jesus Christus. So beginnt die fünfte Periode: von 14 bis 756 nach Chr. In dieser Zeit erschütterte Roms Größe und Roms Fall die bekannte Erde. Die Antonine und die Attila, welche Gegensätze! Mohammed, die größte Erscheinung des Orients! Aber erst Pipin der Kleine entschied Roms Untergang, als Stadt der Cäsaren. Ihr Schatten weilte nur noch an dem Bosporus; Rom ward nun die Stadt der Kirche. Eine neue Universalmonarchie begann: die der Meinung; zugleich vollendete der Orient eine dreifache Weltherrschaft: die der Waffen, der Meinung und des Wissens im Khalifate der Abassiden. Darum eröffnen Pipin, der Papst und Harun der Gerechte die sechste Periode von 756—1096. Karl der Gr. erschüttert und ordnet Europa. Wunderbar leuchtet in der Dunkelheit des scholastischen Mittelalters die geistige Bildung der Araber; doch bleibt der Orient vom Occident geschieden. Aber mit der siebenten Periode, dem Zeitalter der Kreuzzüge, 1096—1315, wird Alles anders. Dort, im Sitze der Khalifen, bricht Rohheit herein mit dem Waffendespotismus der Seldschucken, welchen der Mongole und der osmanische Türke nach Europa zu tragen sich erkühnen. Hier entfaltet sich die zarte Blume des Ritterthums und der romantischen Poesie. Zugleich blüht der Handel in Italien und Deutschland auf und mit ihm die Freiheit der Städte und der Gebirge Helvetiens. Aber die Staatskunst der Päpste siegt über die weltliche Macht, bis diese am Ende der Periode sich aufs neue zu erheben trachtet, unterstützt durch das römische Recht. Dadurch ward das achte Zeitalter, das der Mediceer, vorbereitet. In dieser Periode, von 1315—1519, entzündet sich der Muth des europäischen Weltgeistes an dem Lichte der Kunst und Wissenschaft. Er waltet auf dem Weltmeere, doch trüben den Glanz dieser Jahrhunderte die wilden Triumphe der Osmanen und die arglistige Politik einzelner Fürsten; jenen fällt zum Opfer Griechenland, dieser Italien. Nun entbrennt in der neunten Periode, von 1519—1648, der Kampf des Rechts mit der Gewalt, des Göttlichen mit dem Menschlichen. Die Freiheit des Glaubens ringt mit dem Jesuitismus, und das Staatsrecht der Völker mit der Willkür und den Leidenschaften der Könige. In diesem Kampfe wird Deutschlands Nationalkraft gebrochen. Seitdem drücken auf Europa, das ohne Kern und Mittelpunkt die feste Haltung des Gleichgewichts verloren, die Last stehender Heere und Frankreichs Staatskunst. Darauf herrschen in Europa, während der zehnten Periode, von 1648—1740, franz. Sprache, Sitten und Waffen. Gegen diese Herrschaft tritt Großbritannien in die Schranken, und in Rußland erwacht, geweckt durch europäische Lichtfunken, der Geist des slawischen Volksthums. Doch Deutschland stellt sich aufs neue, ermuthigt durch Friedrich und Joseph und durch geistigen Aufschwung, selbständig zwischen den Westen und Norden. Dies ist das elfte Zeitalter, von 1740—1790. Der Westen altert, der Norden übt unter Katharina übermüthig seine Jugendkraft, und dem eiteln, stolzen, überreifen Europa tritt kühn und besonnen gegenüber das freie Nordamerika. Da wankt im zwölften Zeitalter die alte Ordnung der Dinge in Europa. Das Lehnswesen bricht in Frankreich zusammen. Die Throne fallen. Amerika wird selbständig. Europa zittert vor der Universalmonarchie des Schwertes. Da ergreift der Brite das Steuerruder der Staatenwelt. Die Völker erheben sich. Nordische Kraft und deutsches Gemüth, — mächtiger als Beide, — die Allgewalt der Idee und die öffentliche Meinung vernichten mit dem Reiche des Eroberers die Politik der Waffen und der Lüge. Ein neues Zeitalter dämmert vor un-

sern Augen. Der wiener Congreß ordnet zwar noch die Verhältnisse der Staaten nach den Berechnungen der alten Macht- und Convenienzpolitik; aber der heilige Bund und die in Aachen 1818 versammelten Monarchen stellen das Völkerrecht der Vernunft und des Christenthums als den obersten Grundsatz der europäischen Staatskunst feierlich auf. Friedliche Fortdauer des Bestehenden durch zweckmäßige Reform der Verfassung und der Verwaltung ist Stagtszweck der weisern Regenten des 19. Jahrh., während dort ein Volk mit dem Untergange ringt, hier ein andres von der Faction des Absolutismus und der Inquisition an den Rand der Anarchie gestoßen wird. — In dieser Periodenfolge stehen als Heroen und Bildner oder Zerstörer ihrer Zeit, in den Vorderreihen der Handelnden, 12 verschiedene Gruppen. 1) Noah, Abraham, Moses, Cekrops, Kadmus; 2) Zoroaster, Homer, Lykurg, Solon, Pythagoras, Confucius, Cyrus, Brutus; 3) Leonidas, Miltiades, Themistokles, Cimon, Epaminondas, Herodot, Perikles, Sokrates, Sophokles, Timoleon, Alexander, Camill, die Decier; 4) Philopömen, Hannibal, Cato, die Scipionen, Polybius, Mithridates, Pompejus, Cäsar, Cicero, Livius, Agrippa, Hermann, Johannes, Augustus; 5) die Apostel, Trajan, die Antonine, Plutarch, Tacitus, Konstantin, Theodos, Arius, Athanasius, Theodorich, Mohammed, Karl Martell, Bonifaz, Pipin; 6) Karl der Franke, Harun, Alfred, Heinrich I., Kanut, Robert Guiscard, Wilhelm der Eroberer, Wladimir, Gregor VII.; 7) Gottfried von Bouillon, Bernhard von Clairvaux, Heinrich Dandolo, Ludwig IX., Hermann von Salza, Innocenz III., Friedrich I. II., Saladin, Dschingiskhan, Rudolf von Habsburg, Philipp der Schöne, Osman, Stauffacher, Fürst, Melchthal, Wolfram v. Eschenbach, Dante; 8) Cosmus und Laurentius die Mediceer, Bessarion, Leo X., Timur, Ismael Shah, Babur, Mohammed II., Iwan Wasiljewitsch, Heinrich der Seefahrer, Gama, Albuquerque, Colombo, Maghellan, Cortez, Ferdinand der Kath., Ximenez, Wiclef, Huß, Petrarca, Laurentius Valla, Guttenberg, Reuchlin, Machiavelli, Maximilian I., Michel Angelo, Rafael, Correggio, Dürer; 9) Karl V., Franz I., Soliman, Moritz v. Sachsen, Gustav Wasa, Luther, Zwingli, Calvin, Melanchthon, Erasmus, Copernicus, Arioſto, Taſſo, Ignaz Loyola, Heinrich IV., Elisabeth, Wilhelm von Oranien, Gustav Adolf, Richelieu, Camoens, Baco, Shakspeare, Kepler, Hugo Groot, Corneille, Galilei, Opitz; 10) Cromwell, Friedrich Wilhelm der große Kurfürst, Ludwig XIV., Colbert, Wilhelm III., Peter I., Eugen von Savoyen, Walpole, Aureng Zeb, Nadir Shah, Guericke, Huygens, Racine, Molière, Milton, Newton, Leibnitz, Fénélon, Penn; 11) Friedrich II., Maria Theresia, Joseph II., Washington, Franklin, Katharina II., Chatam, Pombal, Kaunitz, Hyder Aly, Cook, Niebuhr, Voltaire, Rousseau, Montesquieu, Buffon, Winckelmann, Lessing, Lavoisier, Herschel, Klopstock; 12) Mirabeau, Sieyes, Carnot, Touſſaint, Moreau, Napoleon, Pitt, Nelson, Wellington, Wilberforce, Canning, Alexander I., Franz II., Friedrich Wilhelm III., Louise, v. Stein, Arndt, Blücher, Hardenberg, Erzherzog Karl, Bolivar, Kant, Forster, Gibbon, Joh. v. Müller, Herder, Schiller, Wieland, Göthe, Fichte, Schelling, Jacobi, Alex. v. Humboldt, Olbers, Heeren, Salzmann, Pestalozzi, Campe, Mozart, Haydn u. A. m.; — Mahmud II., Kien Long Tamaahmah, Pomare. K.

Periode (griech. περιοδος, lat. periodus), in der Lehre vom Styl, eine Reihe logisch zusammenhängender und zu einem einzigen Satze verbundener Sätze, oder besser: ein in mehre Glieder ausgebildeter Satz. Die Erklärung des Aristoteles, nach welcher sie eine Rede wäre, welche ihren Anfang und ihr Ende in sich selbst hätte, ist augenscheinlich zu weit, indem dann schon jeder einfache Satz eine Periode bilden würde, was nicht nur mit der Stammbedeutung des Worts (es be-

deutet ursprünglich einen Umweg), sondern auch mit den genauern Erklärungen andrer alten Rhetoren, wie das Cicero und Quintilian, im Widerspruche steht. Diesen zufolge entsteht eine Periode durch Erweiterung zusammengesetzter und ausgebildeter Sätze, indem man die zur Erläuterung oder nähern Bestimmung erfoderlichen Neben- und Zwischensätze beifügt, doch so, daß sich alle zu einem schön gegliederten Ganzen an einander reihen und verketten. Man theilt die Perioden in einfache und zusammengesetzte. Die erstern sind solche, in welchen alle Sätze so streng verbunden sind, daß sich kein Vor- und Nachsatz hervorhebt; die letztern aber solche, in welchen sich die Periode im Vordersatze und Nachsatze, oder auch in mehre Glieder ausbildet. Die allgemeinen logischen Verhältnisse der Sätze kehren auch in den Perioden wieder, und wie jene bald ein Verhältniß der Gleichheit und Ähnlichkeit, bald ein Verhältniß von Ursache und Wirkung, Bedingung und Bedingtes, bald einen Gegensatz u. s. w. bezeichnen, so auch diese. Alle aber müssen sich durch grammatische und logische Richtigkeit dem Verstande, sowie durch gefälligen Rhythmus dem Schönheitssinn empfehlen. Je schwieriger es nun für sich schon ist, eine größere Anzahl in einander gereiheter Vorstellungen mit einem Male zu übersehen, und je häufiger die oft so verwickelte Ineinanderbildung der Glieder einer Periode Zweideutigkeiten und Dunkelheiten veranlassen kann, um so sorgfältiger hat man sich beim Bau derselben der Klarheit zu befleißigen, welche das erste Erforderniß jeder stylistischen Darstellung ist. Zu dem Ende muß zuvörderst Alles ausgeschieden bleiben, was in keiner innern und nothwendigen Verbindung mit dem Hauptgedanken steht. Denn Alles, was als fremdartiger Theil sich eindrängt und so die Einheit verletzt, zerstreut die Aufmerksamkeit und erschwert dadurch das Verständniß. Zuviel Gleichartiges hingegen, auf einen Punkt zusammengedrängt, ermüdet die Aufmerksamkeit. Es ist daher ferner nöthig, daß die Periode in Hinsicht ihrer Länge sich innerhalb gewisser Grenzen halte. Genaue Grenzlinien lassen sich jedoch hier nicht ziehen. Die Regel, die Cicero gibt, daß eine Periode nicht die Länge von 4 Hexametern überschreiten dürfe, genügt ebenso wenig als die andre, daß sie gerade nur so lang sein dürfe, um ohne Erschöpfung der Stimme in einem Athem gesprochen werden zu können. Denn ist sie nur sonst richtig gebaut, so gewährt sie der Stimme Ruhepunkte genug; und enthält sie nur logisch verbundene Vorstellungen, so wird es dem geübten Leser nicht schwer werden, zu folgen und sich beim Anfange des Nachsatzes die Ideenreihe des Vordersatzes lebhaft zu vergegenwärtigen. Ein kurzer, gedrängter Ausdruck gehört unstreitig zu den Vorzügen einer schönen Schreibart überhaupt, und auch die Periode soll alles Müßige von sich entfernt halten; aber die Sparsamkeit darf nicht in Kargheit ausarten und Wortgeiz ist ebenso verwerflich als Wortverschwendung. Nur zu oft ist, was man Präcision des Ausdrucks nennt, Künstelei, nicht selten der Eigenthümlichkeit fremder Sprachen nachgebildet. Es mag gut sein und mit dem Geiste unserer fügsamen Sprache sich wol vertragen, durch Aufnahme dieser oder jener fremden Eigenthümlichkeit unserer Prosa aufzuhelfen und so derselben zu geben, was ihr an Kunst und Würde noch abgeht; aber es darf dabei die eigne Selbständigkeit nicht verloren gehen, noch, wie oft geschieht, die Deutlichkeit und Leichtigkeit der Darstellung darüber vernachlässigt werden. Dann aber ist zu beobachten, daß nicht an jeder Stelle eine Periode angebracht werden muß, sondern nur da, wo ein zusammenhängendes und ruhiges Denken Platz ergreift und künstliche Ausbildung der Darstellung angemessen ist. Die periodische Schreibart ist daher vorzüglich in der rednerischen Darstellung einheimisch. Übrigens gibt es noch folgende Regeln für den Periodenbau: 1) die Hauptvorstellung muß so gestellt sein, daß sie vor den übrigen hervortrete, während die Nebenvorstellungen sich nach Maßgabe ihrer größern oder geringern Wichtigkeit ihr anreihen; 2) zwischen dem Vorder- und Nachsatze muß ein gewisses Ebenmaß stattfinden; 3) die untergeordneten

Sätze, deren einer immer zur nähern Bestimmung des unmittelbar vorhergehenden dient, dürfen nicht unnöthig gehäuft sein; 4) in der Anordnung der einzelnen Vorstellungen muß, wo nicht gerade der entgegengesetzte Zweck erreicht werden soll, eine gewisse Stufenfolge, ein Fortschreiten von dem Unbestimmtern zu dem Bestimmtern, von dem Schwächern zu dem Stärkern, von dem Unwichtigern zu dem Wichtigern, stattfinden, sodaß das Stärkste und Bedeutungsvollste bis zum Schlusse gespart wird. Aber nicht genug, daß die Periode durch zweckmäßige Verbindung einzelner Vorstellungen dem Verstande zusagt, sie soll auch dem Ohr gefallen. Die Glieder derselben müssen daher nach musikalischen Gesetzen an einander gereiht werden, sodaß sie in ihrer Verbindung einen angenehmen Eindruck auf das Gehör hervorbringen. Zuvörderst müssen demnach alle solche Wörter vermieden werden, die das Ohr auf irgend eine Weise beleidigen (Gesetz der Euphonie). Selbst- und Mitlauter müssen mit Berücksichtigung des Wohllauts gewählt und sorgfältig gemischt sein, und so auch ganze Wörter, mit gleicher Sorgfalt ausgewählt, zu einem wohlklingenden Ganzen sich verbinden. Wo aber die Wahl nicht frei steht, da werde wenigstens dem härtern, mißfälligern Worte ein sanfteres, gefälligeres beigesellt. Vor Allem aber werde durch verständige Mischung der Längen und Kürzen und richtiges Verhältniß der Einschnitte und Ruhepunkte ein gewisses Ebenmaß erzeugt, das, gleichweit entfernt von Regellosigkeit und stets wiederkehrendem versartigen Gleichmaß, zwischen beiden die Mitte hält (Gesetz der Eurhythmie). Hierdurch entsteht der Numerus, welcher für die Prosa Das ist, was für die Poesie das Versmaß. (S. Prosa.) Es lassen sich für denselben nur wenig allgemeine Regeln aufstellen, deren Anwendung auf besondere Fälle dem gesunden Gehöre und richtigen Gefühle eines Jeden überlassen bleiben muß. Was oben von der Ebenmäßigkeit (Symmetrie) der einzelnen Sätze einer Periode gesagt worden ist, gilt auch mit Rücksicht auf den Numerus. Ein allzu kurzer Nachsatz nach mehren und langen Vordersätzen beleidigt das Ohr ebensowie ein Vordersatz, dem unverhältnißmäßig lange Nachsätze sich anschließen. Der Anfang einer Periode soll die Aufmerksamkeit für sich gewinnen; darum sind für denselben solche Wörter zu empfehlen, die durch eine oder mehre voranstehende Längen das Ohr füllen und zum Verweilen zwingen, wie der erste Päon (—⏑⏑⏑), der Jonicus a majore (——⏑⏑), der dritte Epitrit (——⏑—) und einige andre. Der Schluß soll einen festen Ruhepunkt gewähren und das Ohr durch einen vollen Klang befriedigen. Folgende Füße eignen sich daher für ihn vorzüglich: der vierte Päon (⏑⏑⏑—), der das umgekehrte Verhältniß des ersten Päons darstellt, der Amphibrach (⏑—⏑), der Antibacchius (——⏑), der Daktylus-Jambus (—⏑⏑⏑—), der Ditrochäus (—⏑—⏑), dieser am besten in einem Worte, und der Daktylus-Trochäus (—⏑⏑—⏑), welcher jedoch seines hexametrischen Falles wegen mit Vorsicht zu gebrauchen ist. Eine nach obigen Regeln gebildete Periode heißt abgerundet; ihr steht die eckige, schleppende entgegen. In allen angeführten Verhältnissen aber müssen die Perioden mannigfaltig sein, sowie eine Abwechslung von einfachen und periodischen Sätzen die Schönheit der stylistischen Darstellung befördert. Bei keinem Volke ist der Periodenbau in solcher Vollendung ausgebildet worden als bei den Griechen, was sie theils ihrem natürlichen Schönheitssinne, theils der häufigern Veranlassung, öffentlich zu reden, theils und vorzüglich dem Geiste ihrer an Participien (s. d.) und wohltönenden Endungen und Wörtern so reichen Sprache zu danken hatten. Die Römer folgten ihnen nach und besaßen in Cicero keinen nachzuahmenden Periodenbildner, da er zu sehr gewohnt ist, die Ideen in langen Perioden einzuschachteln.

Perioden (in den Lebenserscheinungen). Wo Leben sich äußert, da erblickt man eine immerwährende Veränderung der Erscheinungen, welche zwar dem Grundwesen nach immer von einer innern Thätigkeit abhängen, von denen aber

manche mehr, andre weniger von äußern Einwirkungen veranlaßt werden. Haben nun die äußern Umstände, welche auf den Organismus wirken, eine Regelmäßigkeit in ihrer Aufeinanderfolge, so wird man etwas Ähnliches auch in den Wirkungen im Organismus beobachten. Außerdem müssen aber die Veränderungen, welche von der Lebensthätigkeit selbst unmittelbar ausgehen, nach bestimmten Gesetzen erfolgen, welche es bewirken, daß die Erscheinungen innerhalb gewisser Zeitfristen auftreten, verschwinden und wiederkehren. Erscheinungen aber, von welchen man dies beobachtet, werden periodische genannt, und der Zeitraum, innerhalb dessen sie auftreten, heißt die Periode. Wenn wir in der äußern Natur solche periodische Erscheinungen im Wechsel von Tag und Nacht, im Mondswechsel, in dem Wechsel der Jahreszeiten deutlich wahrnehmen, und wenn wir zu vermuthen berechtigt sind, daß auch in größern Kreisen einzelne Perioden sich äußern: so wird man, weil die organischen Körper dem Erd- und Weltganzen untergeordnet sind, folgern müssen, daß entsprechende periodische Veränderungen auch in den einzelnen Organismen vorsichgehen. Die Erfahrung aber zeigt, daß dem Wechsel von Tag und Nacht der des Wachens und des Schlafens entspricht, in Krankheiten scheinen die Abenderacerbationen und die Wechselfieberanfälle auf demselben Gesetze zu beruhen. Von dem Einflusse des Mondes leitet man gewöhnlich die Ebbe und Flut des Meeres ab, etwas Ähnliches beobachtet man auch in den Säften des thierischen und vorzüglich des menschlichen Organismus, um den es sich hier vorzüglich handelt; die periodischen Veränderungen des Pulses und die periodisch zu manchen Tageszeiten vermehrten oder verminderten Absonderungen und Ausleerungen deuten auf eine wahre Ebbe und Flut in den thierischen Säften. Ferner sehen wir die mehrsten acuten Krankheiten in den Perioden der Mondesphasen verlaufen und sich an kritischen Tagen (dem 7., 14. u. s. w.) entscheiden, endlich correspondirt die weibliche Periode (Katamenien) dem Umlaufe des Mondes auf eine merkwürdige Weise. Auch pflegen viele Krankheiten in gewissen Mondsphasen vorzüglich heftigere und häufigere Anfälle zu machen. An den Einfluß des Wechsels der Jahreszeiten dürfen wir bloß erinnern, da er sich deutlich genug bald in größerer bald in geringerer Lebensthätigkeit und vorzüglich in den epidemischen Constitutionen zeigt, welche von den einzelnen Jahreszeiten abhängen. Der Einfluß der größern Kreise und Perioden, der sich über mehre Jahre hinausdehnt, entzieht sich dem Blicke des Beobachters freilich oft und leicht, indessen beruht auf demselben die stationaire Krankheitsconstitution, welche sich oft viele Jahre erhält, wenigstens zum Theil; auch mögen manche Erscheinungen, welche der Geschichte angehören und immer wiederkehren, hierher gehören. Von der Lebensthätigkeit des eignen Organismus aber hängen die an die verschiedenen Lebensalter gebundenen Veränderungen ab, welche bekannt sind. (S. Alter.) Diese Verhältnisse aber müssen natürlich auch auf die oben erwähnten, von äußern periodischen Erscheinungen abhängenden Veränderungen des Organismus einen großen Einfluß haben, und man sieht daher von selbst, wie die mannigfaltigen periodischen Erscheinungen des Organismus sowol im gesunden als auch im kranken Zustande theils von äußern Umständen, theils von den Gesetzen des Lebens selbst abhängen; auf beide Umstände muß man Rücksicht nehmen, wenn man irgend eine periodische Erscheinung gehörig würdigen und erklären will. Periodische Krankheiten sind solche, welche innerhalb eines gewissen Zeitraums regelmäßige Anfälle oder auch nur Verschlimmerungen haben. Es findet sich diese Eigenschaft sehr häufig und bei den verschiedensten Übeln; ja, es gibt kaum eine Krankheit, in welcher man sie bei manchen Individuen nicht beobachtet hätte. Im Gegentheil aber wird man auch keine Krankheit finden, welche immer periodisch verliefe, und man muß daher die Periodicität der Krankheiten immer als eine zufällige Eigenschaft ansehen.

Perioptrik. 1779 legte der, späterhin in der Schreckenszeit der Revo-

lution berüchtigte Dr. J. P. Marat der Akademie der Wissensch. zu Paris mehre neue Erfahrungen über das Licht vor und nannte den Theil der Optik, welcher sich mit der Abweichung der Lichtstrahlen an der Oberfläche der Körper beschäftigt, Perioptrik. Es ist also hier nicht von jener Brechung die Rede, welche die Lichtstrahlen beim Durchgang durch brechende Mittel, wie Luft, Glas, Wasser u. dgl., erleiden (vgl. Dioptrik und Brechung der Lichtstrahlen), sondern von einer andern eigenthümlichen äußern, welche noch in demselben Mittel an der Oberfläche eines Körpers, sobald sie in den Anziehungskreis desselben kommen, erfolgt. Nach Marat krümmen sie sich etwas nach dem Umfang des Körpers zu und strecken sich dann erst wieder geradlinig aus. Ebenso wenig darf man diese Erscheinung mit jener Beugung des Lichts verwechseln, welche Newton schon der Repulsivkraft der Körper zuschreibt, und die mit ihr allerdings große Ähnlichkeit zu haben scheint. Wenngleich nun die von Marat beobachtete Abweichung des Lichts mit der bekannten beim Durchgang eines brechenden Mediums auf ein und denselben Grundsatz zurückgeführt werden könnte, geschieht erstere doch nach ganz andern Gesetzen, die aber hier so wenig wie die übrigen Erscheinungen aufgezählt und erläutert werden können. Die Akademie der Wissensch. legte damals wenig Gewicht auf die Sache, und sie hat auch in der That zur Zeit weder Newton's Lehren verdrängt, noch bedeutenden Einfluß und Anwendung auf optische Instrumente, astronomische Beobachtungen oder auf eine andre Erklärung der Lufterscheinungen und Farbenlehre gehabt. Gleichwol wird sie von Keinem ganz übersehen werden dürfen, der Hand an den schwierigen Ausbau der optischen Wissenschaften zu legen Neigung oder Beruf fühlt. 5.

Peripatetische Philosophie. Diesen Namen erhielt die Philosophie des Aristoteles (s. d.), entweder von der Sitte desselben, sie im Auf- und Abgehen (περιπατειν) vorzutragen, oder von dem Orte, wo sie vorgetragen wurde, nämlich in einem anmuthigen Schattengange des Lyceums. Die Philosophie ist dem Aristoteles Wissenslehre. Das unmittelbare Wissen, aus welchem unmittelbar, d. i. durch Demonstration, das Allgemeine und Nothwendige erkannt wird, beruht auf Erfahrung. Nach ihm geht, als vorbereitende Wissenschaft, die Logik, als Organon aller Wissenschaft der Form nach, voraus. Diese hat es entweder mit dem Scheine zu thun und heißt dann Dialektik, oder mit der Wahrheit und heißt dann Analytik. In seiner Physik stellte er sich den beiden damals herrschenden Systemen, dem Emanationssystem, welches die Dinge aus dem göttlichen Wesen hervorgehen ließ, und dem atomistischen, welches sie aus dem Zusammentreffen der mit Gott gleich ewigen Atome erklärte, entgegen, indem er eine Ewigkeit der Welt annahm. Nach ihm ist der Himmel von vollkommenerer und göttlicherer Art als die übrigen Körper. Im Mittelpunkte desselben befindet sich die Erde, rund und unbeweglich. Die Sterne, gleich dem Himmel, Wesen von höherer Art, aber von gröberm Stoffe, bewegen sich, jedoch nicht durch eigne Kraft, sondern getrieben durch den ersten beweglichen Körper. Jede Veränderung setzt voraus Substrat (die Materie), Das, wodurch ein Ding möglich wird; ferner die Form, wodurch ein Ding wirklich wird, und die Beraubung, insofern die Annahme einer gewissen Form mit Aufhebung andrer Bestimmungen geschieht. Alle Veränderung oder Bewegung findet statt in Hinsicht des Subjects, der Quantität, Qualität und des Orts. Es gibt 3 Arten von Substanzen: beweglich-vergängliche, wie die Thiere; beweglich-ewige, wie der Himmel, und unbeweglich-ewige. Diese letztern, an sich unbeweglich und vergänglich, sind die Quelle und der Ursprung aller Bewegung. Unter ihnen muß es ein erstes, sich immer gleiches Wesen geben, das da wirkt, ohne zu seinem Wirken eines andern Wesens zu bedürfen. Alles was ist kommt von ihm, es ist die vollkommenste Intelligenz — Gott. Die unmittelbare Wirksamkeit dieses ersten, in der Be-

schauung seiner selbst seligen Bewegers erstreckt sich nur auf den Himmel; die übrigen untergeordneten Sphären werden von andern körperlosen und ewigen Substanzen bewegt, die der Volksglaube als Götter verehrt und, wider ihre Natur, mit Körpern umkleidet. Die Seele ist Princip des Lebens in dem organischen Körper und von dem Körper unzertrennlich. Als Vermögen der Seele führt er an: das Erzeugungs- und Ernährungsvermögen, das Empfindungsvermögen, Gedächtniß und Erinnerung, die Denkkraft oder den Verstand und das Begehrungsvermögen, welches in Begierde und Willen zerfällt. Was die ethischen Grundsätze des Aristoteles betrifft, so ist er oft, zum Theil durch Schuld seiner eignen ausgearteten Schule, mißverstanden und für einen Anhänger des Lustprincips gehalten worden; ihm gilt aber als das Beste oder Höchste, d. i. Das, was um sein selbst willen gewollt wird, die Glückseligkeit, welche aus tugendhaften Handlungen entspringt. Tugend ist ihm die zur Vollendung gediehene naturgemäße Handlung. Naturgemäß heißt ihm aber die Handlung, insofern sie, gleichweit entfernt von dem Zuviel und von dem Zuwenig, die Mitte zwischen 2 fehlerhaften Äußersten hält. So ist Tapferkeit nach ihm die erste aller Tugenden, ein Mittleres zwischen Feigheit und Verwegenheit; Mäßigkeit ist es in Hinsicht der sinnlichen Genüsse. Die menschlichen Handlungen müssen unabhängig sein von äußern Bestimmungsgründen, wenn sie den Namen sittlicher Handlungen verdienen sollen; im entgegengesetzten Falle sind sie nur Erscheinungen, deren Gesetze für die Physik gehören, eben darum auch völlig gleichgültig für den praktischen Philosophen. Selbstthätigkeit ist die Bedingung aller Sittlichkeit, folglich auch das Vermögen zu handeln oder nicht zu handeln, so oder anders zu handeln. Die Glückseligkeit wird vollständig nur im Staate erreicht, die beste Staatsform aber läßt sich nur nach den besondern Umständen bestimmen. Die Schule des Aristoteles (peripatetische Schule) erhielt sich zu Athen ununterbrochen bis zur Zeit des Augustus. Unter Denen, die aus ihr hervorgingen, verdienen vorzüglich Theophrast, der Verf. mehrer naturgeschichtlichen Werke, Strato von Lampsakus, dessen Ansichten wir nur zum Theil aus Bruchstücken kennen, die Cicero und Plutarch uns aufbewahrt haben, und Demetrius Phalereus (s. d.) genannt zu werden. Keine der philosophischen Schulen des Alterthums hat ihren Einfluß so lange behauptet als diese. Bis auf die neuern Zeiten herab dienten ihre Grundsätze bei philosophischen Untersuchungen zur Richtschnur, und noch jetzt gibt es Länder, die in Aristoteles einen untrüglichen Meister der Weisheit verehren. Die Araber waren zwar nicht die Ersten, die ihn in die neu-europäische Welt einführten, wol aber begründeten sie sein Ansehen fester. Der Scharfsinn und die tiefe Gründlichkeit, die in seinen Schriften herrschen, aber auch sein entscheidender, in witzigen Spitzfindigkeiten sich gefallender Ton, sowie die bestimmtere, von ihm zuerst in das Gebiet der Philosophie eingeführte Kunstsprache sagten ihnen mehr zu als Platon's philosophische Zweifel und allegorienreiche Bildersprache. Aber schon seit den arianischen Streitigkeiten finden wir ihn in der christlichen Kirche benutzt, und je mehr die Ketzereien platonisirender Kirchenlehrer Platon's Einfluß schmälerten, um so mehr stieg das Ansehen des Aristoteles, zu dessen Befestigung die Commentarien des Boethius zu seiner Übersetzung der Aristotelischen Werke das Ihrige beitrugen. (S. Scholastiker.) Als die Schriften des Aristoteles wieder in der Originalsprache gelesen wurden, trat eine von der scholast. Weise abweichende Art von Peripatetikern auf, nämlich im 15. u. 16. Jahrh., welche sich in Averroisten u. Alexandristen (nach den Commentatoren des Aristoteles genannt) theilten. Zu den Erstern gehörte Alex. Achillinus, Zimara u. Cäsalpinus; zu den Letztern der berühmte Pomponatius u. A. Auch unter den Deutschen herrschte bis ins 17. Jahrh. die peripatetische Philosophie.

Peripetie, unerwartete Veränderung, welche sich in dem glücklichen oder unglücklichen Zustande der Hauptpersonen eines epischen oder dramatischen Ge-

dichts, eines Romans u. s. f. ereignet und ihn in den entgegengesetzten verwandelt: z. B. im „Oberon" der Sturm, welcher während der pflichtwidrigen Umarmung der Liebenden hereinbricht, und später ihre Rettung vom Feuertod durch die Macht des Elfenkönigs; in Schiller's „Jungfrau von Orleans" das plötzliche Erwachen des Mitleids mit Lionel und dessen Folgen. Aristoteles führt (Cap. XI, nach Hermann) als Beispiel die Scene im „Ödip" an, wo die Nachricht, welche den König von Furcht befreien und erfreuen soll, durch die Entdeckung seiner Herkunft das Gegentheil bewirkt. Hier geht die Peripetie aus der Agnition (oder Anerkennung des bisher unbekannten Standes, der Herkunft u. s. w. einer handelnden Person) hervor. Sie kann aber auch ohne Agnition stattfinden. Ihre Hauptwirkung ist Überraschung, nämlich Rückwirkung der Überraschung des Handelnden auf den Zuschauer. Die Stärke dieser Wirkung auf die Menge verführt insonderheit die Theaterdichter oft zu einem Gebrauch der Peripetie, welcher höhern, dichterischen Zwecken widerstreitet. Vor allen beruhen die sogenannten Rettungsstücke auf einem undichterischen Gebrauch der Peripetie aus Unglück in Glück. Statt einer anziehenden Verwickelung der Begebenheiten und Angelegenheiten häuft der Poet Gefahr und Unglück auf die Häupter seiner Hauptpersonen ohne irgend einen andern Zweck als den, uns mit ihrer Errettung zu überraschen.

Peristyl, peristylium, ein Säulengang, der einen Hofraum oder Platz ringsum einschließt; auch eine Säulenhalle.

Perizonius (Jakob), einer der gelehrtesten holländ. Philologen des 17. Jahrh., war 1651 zu Dam geb., studirte in Deventer und Leyden und bekleidete zuletzt die Professuren der Geschichte, Beredtsamkeit und griech. Sprache an der leydner Universität, wo er 1715 starb. Von seinen zahlreichen historischen und philologischen Werken nennen wir seine „Animadversiones historicae" (Amsterd. 1685), ein Schatz von Gelehrsamkeit; „Origines Babylonicae et Aegyptiacae" (Leyden 1711, 2 Bde., Utrecht 1756, 2 Bde.), ferner die Ausg. von Älian's „Vermischten Geschichten", der „Minerva", des Sanctius u. a. m.

Perkinismus, die Anwendung einer eignen Heilmethode, welche in dem kunstgemäßen Streichen der leidenden Theile mit metallenen Nadeln besteht und von einem Arzte, Namens Elias Perkins, erfunden wurde. Dieser, in Nordamerika lebend, machte 1786 in einer Schrift seine Methode nebst einer Menge von Zeugnissen, die heilsame Anwendung derselben betreffend, bekannt. Das Mittel besteht in 2 Nadeln, welche oben abgerundet sind, etwa einen Viertelzoll im Durchmesser halten, nach unten spitz zugehen und ungefähr 4 Zoll lang sind. Die eine dieser Nadeln ist von Messing, die andre von weißem, nicht magnetischem Eisen. Die Art der Anwendung ist folgende: man streicht mit der Spitze dieser Nadeln von dem leidenden Theile nach andern mehr muskulösen Theilen in kürzerm oder längerm Abstande; zuweilen soll der Schmerz leicht vertrieben werden, wenn man von dem schmerzhaften Theile nach den Extremitäten zu streicht. Bisweilen muß dieses Streichen bis zu dem Punkte fortgesetzt werden, wo man etwas Röthe und einen geringen Grad von Entzündung bemerkt. Die Zufälle, wogegen das Mittel am meisten wirksam gewesen ist, waren Schmerzen im Kopfe, im Gesichte, in den Zähnen, in der Brust, in den Seiten, in dem Magen, auf dem Rücken; ferner im Schnupfen, bei Brandschäden und Entzündung, auch bei Beschädigungen vom Blitze. Eine dänische Dame, die in Amerika Perkins's Nadeln mit Nutzen hatte anwenden sehen und 1788 nach Dänemark zurückkehrte, brachte die Schrift und die Instrumente desselben nach Kopenhagen. Der Divisionschirurgus Herhold stellte hier zuerst Versuche damit an; bald folgten andre Ärzte nach, und es wurden in kurzer Zeit in Kopenhagen sehr viele solcher Nadeln nachgemacht. Eine Nachricht Herhold's in dem Arnemannischen „Magazin" (1. B., 4. St.) und eine von ihm und Dr. Rafn 1788 herausgeg.,

Ioannes Antonius Pontificius Virunius Ioannis Antonii Pontificii Virunii Patricii Cremonensis filius, Cremonæ natus est, ibique primis literis institutus, deinde Mediolanum missus, ubi Philosophiæ & Medicinæ operam dedit, & Philosophiæ Doctor, & Medicinæ Doctor creatus est. Postea Cremonam reversus, Medicinam ibi publice docuit, & Medicinæ Collegium ibi ordinavit, & Collegii Principem creatum, ad extremum usque vitæ diem rexit. Ibi Medicinam per annos quadraginta & amplius exercuit, & Medicinæ Professor Primarius fuit. Ibi Medicinæ Professor Primarius fuit. Ibi Medicinæ Professor Primarius fuit. Ibi

abplattete. Hierauf arbeitete er an einer Vierpfünder-Dampfkanone, die 2 Pferde ziehen. Er will durch sie mit einem Pfunde Erdkohlen dieselben Resultate erlangen, wie mit 4 Pf. Kanonenpulver. Sie kann über 10 Kugeln abfeuern, während eine Pulverkanone nur eine abschießt. Auch soll die Dampfkanone in keinem Falle der Gefahr des Zerspringens ausgesetzt sein. Nach londner Nachrichten zweifelte P. nicht, ein Wurfgeschütz zu Stande zu bringen, welches von Dover nach Calais, d. h. weiter als 7 Stunden, eine Kugel von 2000 Pf. zu schleudern im Stande sei. (Vgl. d. londner „Journ. of arts and sciences", Aug., Sept., Oct. 1824.) Bis 1825 war keine Maschine nach P.'s Methode im Großen ausgeführt; und Jos. v. Baader bemerkte, daß hier bei der zu hohen Spannung des elastischen Dampfes das Zerspringen des Dampferzeugers (generator), dessen Sicherheitsventil mit 1000 Pf. auf jeden Quadratzoll belastet ist, weit öfter noch zu befürchten sei als bei des engl. Ingenieurs Trevithik schon so gefahrvoller high-pressure engine (Maschine mit hochgespanntem Druck). Übrigens muß eine Perkins'sche Maschine in ihrem Bau um Vieles einfacher und wohlfeiler, auch von geringerm Umfang und Gewicht sein als eine Watt'sche Maschine von gleicher Wirkung, und sich daher vorzüglich für Dampfboote und Dampfwagen eignen.

Perlen sind ein Erzeugniß der Perlenmuttermuschel, welche in den ost- und westindischen Gewässern und in andern Meeresgegenden der wärmern Erdstriche lebt. Man findet sie in einigen Gegenden an den Felsen in der Meerestiefe in großer Menge beisammen. Solche Orte heißen Perlenbänke, wovon sich die berühmtesten bei der Insel Ceylon, auf der Küste von Japan und im persischen Meerbusen, bei der Insel Bahreim oder Bahrem befinden. Auch an den Küsten von Java, Sumatra u. a. a. O. wird diese Muschel gefunden. Die schönsten und kostbarsten Perlen sind die orientalischen. Einige halten die Perlen für unbefruchtete Eier der Muscheln, Andre für durch Krankheit verursachte Auswüchse oder Verhärtungen, welche dadurch entstehen, daß das in der Muschel lebende Thier die Öffnungen, welche es durch das Einbohren gewisser Würmer erhalten hat, wieder auszufüllen und zu verstopfen sucht; noch Andre für verhärteten Schalensaft, woraus die Muschel jährlich ihr Gehäuse vergrößert. Das Geschäft, die Perlenmuttermuschel aus der Tiefe heraufzuholen, ist eins der gefahrvollsten, welches Menschen je übernommen haben. Es wird durch Taucher betrieben, welche von Jugend auf dazu gewöhnt werden. Sie fahren mit einem Boote nach der Perlenbank und lassen sich daselbst an einem Seile, das um den Leib geschlungen ist, nackt in die Tiefe hinab. Gewöhnlich müssen sie 8 — 12 Klafter tief gehen, ehe sie die Muscheln antreffen; an die Füße bindet man ihnen einen 20 — 30 Pfund schweren Stein, der sie desto schneller in die Tiefe zieht. Nasenlöcher und Ohren sind ihnen mit Baumwolle verstopft; am Arme ist ein in Öl getauchter Schwamm befestigt, den der Taucher bisweilen an den Mund hält, um Athem zu holen, ohne zugleich Wasser einzuschlucken. Außerdem nimmt jeder Taucher ein Messer mit, um Muscheln vom Felsen loszumachen, ingleichen ein Körbchen oder einen Netzbeutel, um sie einzusammeln. Wenn letzterer angefüllt ist, oder der Taucher unter dem Wasser nicht länger ausdauern kann, so bindet er schnell den Stein von den Füßen los, schüttelt das Seil und wird nun eilends heraufgezogen. Wird damit gesäumt, so ist er verloren. Außerdem verliert er nicht selten sein Leben durch einen Haifisch, der ihn entweder verschlingt oder verstümmelt; seine Gesundheit aber leidet bei diesem beschwerlichen Geschäft unaufhörlich. Andre Taucher bedienen sich der Taucherglocke (s. d.), die sie eine Zeitlang mit Luft zum Einathmen versorgt, sodaß sie mit Hülfe derselben ziemlich lange unter dem Wasser verweilen können. Die auf diese Weise gefischten Perlenmuscheln schlägt man in Fässer und läßt sie faulen, wobei sich die meisten schon von selbst öffnen. Nicht in allen Muscheln finden sich Perlen; diejenigen aber, welche Perlen haben, enthalten deren

gewöhnlich 8 — 12. Sind sie getrocknet, so schlägt man sie durch 9 verschiedene Siebe von engern und weitern Zwischenräumen, sortirt sie und bringt sie in den Handel. Die Schönheit der Perlen setzt man in ihre Größe, vollkommen runde Form, feine Politur und ihren hell durchsichtigen Glanz; dies bestimmt auch ihren Preis. Die größten erreichen die Größe einer kleinen Wallnuß, sind aber äußerst selten. Die sogen. Kirschperlen, welche von der Größe einer Kirsche sind, werden häufiger gefunden, sind aber auch noch sehr theuer. Außerdem unterscheidet man runde, birnförmige, zwiebelförmige, Baroqueperlen oder übelgeformte. Die größten heißen Zahlperlen, die kleinern heißen Lothperlen, die kleinsten Staubperlen. In Europa werden die Perlen von weißem Wasser am meisten gesucht; die Indianer und Araber ziehen die von gelbem Wasser vor. Einige haben eine Bleifarbe, andre fallen ins Schwarze, noch andre sind ganz schwarz. Im voigtländischen Kreise des Königr. Sachsen werden im Flusse Elster, von dessen Ursprunge an bis zum Städtchen Elsterberg, in einem Striche von mehren Meilen, sowie in den in die Elster gehenden Bächen und Mühlgräben, Perlen von verschiedener Güte gefunden. Die hier seit 1621 eingerichtete Perlenfischerei wird für landesherrliche Rechnung von verpflichteten Perlensuchern betrieben, und die gefundenen Perlen werden nach Dresden geliefert. Der Ertrag hängt von zufälligen Umständen ab. Bisweilen hat man eine bedeutende Anzahl guter Perlen gefunden, unter denen mehre den orientalischen an Schönheit nicht nachstehen. Auch in Böhmen werden im Flusse Watawa im prachiner Kreise, und in dem Moldaustrome von Krumau an bis Frauenberg im budweiser Kreise, Perlen, bisweilen von vorzüglicher Schönheit und die von Nichtkennern für orientalische bezahlt werden, gefunden. Die Perlenfischerei wird hier für Rechnung der Grundeigenthümer betrieben. Schon im Alterthume waren die Perlen ein Gegenstand des Putzes und des Luxus. Die größte Perle (ungefähr ½ Mill. Thlr. an Werth) soll Kleopatra bei einem Gastmahl in Weinessig aufgelöst und auf die Gesundheit des Antonius getrunken haben. Eine andre, la peregrina genannt, wurde dem Könige Philipp II. von Spanien überreicht. Sie war oval und hatte die Größe eines Taubeneies. Sie wurde gegen 80,000 Dukaten geschätzt. Als Medicin, wozu man sie wol sonst anwendete, wirken sie nicht mehr als jede andre Kalkerde. Linné hat die Entdeckung gemacht, wie man Perlen mittelst der gemeinen Flußmuschel künstlich erzeugen könne, und sie als ein Geheimniß im schwedischen Archiv niedergelegt; indeß muß dieses Verfahren keine großen Vortheile gewähren, da es nicht angewendet wird. Von der Perlmuschel benutzt man die Schalen, welche die Perlmutter liefern, zu Kunstsachen. Auch verfertigt man schöne künstliche Perlen.

Pernambuco in Brasilien, Provinz (2485 □M., 190,000 Einw.) mit einer 40 Meilen langen Küstenstrecke, das Vaterland des besten Brasilienholzes. Die Hauptstadt gl. N. ist volkreich (über 50,000 E.), ganz von Wasser umgeben, eine Stunde entfernt von der kleinen Stadt Olinda, hat einen Hafen, eine Citadelle, wichtigen Handel, e. botanischen Garten, Baumwollen- und Zuckerbau.

Péron (François), Correspondent des franz. Instituts, Mitglied der medicinischen, der philomatischen Gesellschaft u. a. m., geb. zu Cerilly, im Depart. des Allier, den 22. Aug. 1775, verlor jung s. Vater. Er studirte in dem Collegium zu Cerilly vorzüglich die Classiker; man rieth ihm, den geistlichen Stand zu wählen. 1792 aber ging er, begeistert von Vaterlands- und Freiheitsliebe, zur Rheinarmee und kam nach Landau. Nach der Belagerung dieser Stadt ward er in der Schlacht bei Kaiserslautern von den Preußen gefangen und nach Magdeburg geführt. Sein Geld wurde ihm nicht abgenommen; er kaufte sich Bücher, gewann mehre Leute, die ihm liehen, und so las er vorzüglich Geschichte und Reisen. 1794 ward er ausgewechselt, und erhielt den Abschied, weil sein rechtes Auge durch eine Wunde unbrauchbar geworden war. Jetzt, 20 J. alt, ward er

auf sein Ansuchen als Zögling in die medicinische Schule zu Paris aufgenommen, studirte 3 Jahre Medicin, Zoologie und vergleichende Anatomie am Museum, und graduirte. Eine unglückliche Liebe bestimmte ihn, eine Anstellung bei der Entdeckungsreise nach dem Südmeere unter Baudin zu suchen. Er wurde als Zoolog mitgeschickt und erhielt Anweisungen zu s. Arbeiten von Lacépède, Cuvier und Degerando. Am 19. Oct. 1800 segelte man auf 3 Schiffen von Havre de Grace ab. Lesueur war s. Mitarbeiter und wurde s. Freund. Auf der ganzen Reise stellte P. von 6 zu 6 Stunden meteorologische Beobachtungen an, entdeckte, daß das Meerwasser je tiefer je kälter sei, beschrieb die gallertartigen Thiere im Meere gegen den Äquator, die bei finsterer Nacht feurig glänzen, und nannte sie Pyrosoma. Nach 5 Monaten kam man nach Isle-de-France, dann nach der Westspitze von Neuholland und nach der Insel Timor, wo P. seine Hauptentdeckung über die Weichthiere und Pflanzenthiere (eigentlich Medusen) zu machen Gelegenheit hatte und wobei er sich unsäglichen Beschwerden und Gefahren aussetzte. Fast alle s. Kameraden wurden krank: er erhielt sich, wie die Einwohner, durch den Gebrauch des Betels. Von Timor ging es gerade nach dem Südcap von Vandiemensland. Man untersuchte die Ostküste, ging in die Baßenge und folgte der Südküste von Neuholland. Bei der Ankunft im Hafen Jackson war Alles krank; nicht mehr als 4 Menschen waren noch im Stande, Dienste zu thun (Alles durch die Nachlässigkeit und Rohheit Baudin's). P. machte sich mit dem Zustande der Colonie bekannt. Darauf untersuchte man die Insel beim westlichen Eingang der Baßenge und folgte den Küsten von Neuholland, um in den Busen Carpentaria zu kommen. Überall drohte Gefahr in so unbekannten Meeren. P. war immer voran, er stieg wiederholt ans Land, wagte sich unter die treulosen, unmenschlichen und meineidigen Wilden, sammelte eine Menge Thiere aus allen Classen, beobachtete ihre Lebensart und suchte auszumitteln, welche auf diesen unfruchtbaren Inseln und Küsten Reisenden zur Nahrung dienen, welche zum Handel und welche Hausthiere werden könnten. Da 2 Naturforscher zurückgeblieben und 2 gestorben waren, so war er der Einzige, welcher Alles für die Naturgeschichte that, und es ist bekannt, daß noch keine Seereise so viel geliefert hat als diese. Als Baudin so weit ging, daß er den Branntwein zum Einsetzen der Thiere verweigerte, sparte er sich s. Trinkportionen ab und mehre Gefährten mit ihm. Als er auf die Insel King mit Bailly, Lesueur, Leschenau und Guichenault abgestiegen war, trieb ein Windstoß das Schiff auf 14 Tage aus dem Gesicht. Sie arbeiteten aber fort, als wenn ihnen Nichts bevorstände, und obgleich ohne Obdach, unter beständigem Regen und in fürchterlichem Winde, sammelte er doch 180 Weich- und Pflanzenthiere und beobachtete die riesenhaften Robben (phoca proboscidea). Auf Timor zurückgekommen, jagte er mit Lesueur allein ein Krokodill, von dem jetzt das Skelet zu Paris ist. Auf dem Rückwege verweilte man auf Isle-de-France 5 Monate, wo er die Fische und Weichthiere studirte und noch viele neue entdeckte. Endlich, nach einer Abwesenheit von 3¼ J., landete man zu l'Orient am 7. April 1804, und P. kam nach Paris, wo er die Sammlungen ordnete, den Katalog verfertigte und Alles ins Museum schaffte. Auch erhielt er den Auftrag, den Reisebericht und die Beschreibung der naturhistorischen Gegenstände mit s. Freunde Lesueur zu liefern. L. Freycinet bekam den nautischen Theil zur Bearbeitung. Nach dem Berichte des Instituts über das Mitgebrachte fanden sich darunter über 100,000 Thiere, unter denen 2500 neue Species und mehre neue Genera, sodaß P. und Lesueur allein mehr Thiere kennen gelehrt haben als alle Naturforscher der letztern Zeiten zusammen. Der 1. Th. der „Reise" erschien 1807 in 4., mit prächtigen Kpfn. Von nun an war P.'s Ruhm entschieden. Der 2. Theil war zur Hälfte gedruckt, als P. starb. Einzelne Abhandlungen ließ er vorzüglich in den „Annales du Muséum d'histoire naturelle" drucken, oder las sie in ge-

lehrten Gesellschaften vor. So über Pyrosoma, über die Temperatur des Meeres, die Geschlechtsschürze der Hottentottinnen, die versteinerten Zoophiten auf Timor, die Ruhr in heißen Ländern und den Gebrauch des Betels, die Erhaltung der Gesundheit zu Schiffe, die Stärke der Wilden, verglichen mit der der Europäer, die Wohnörter der Robben, Naturgeschichte der Medusen (leider unvollendet). Auch arbeitete er an einer Vergleichung der verschiedenen Menschenarten, wozu er noch 3 Reisen vorhatte: nach dem Norden, nach Indien und nach Amerika. Die „Naturgeschichte der Völkerstämme auf Timor" (mit Kpfn.) ist herrlich; es fehlte aber an Unterstützung. Es liegen eine Menge Beschreibungen von Vögeln, Säugthieren, Amphibien und Fischen, vorzüglich von wirbellosen Thieren da, zu welchen letztern Lesueur über 1000 Zeichnungen nach dem Leben gemacht hat. Die Thiere sind in Branntwein. Im 7. Bd. der „Mém. de la Soc. d'émulation médicale" ist eine Auseinandersetzung der einzelnen Abhandlungen P.'s. Seiner Brustkrankheit wegen ging er mit Lesueur nach Nizza, wo sie ihre Zeit mit naturhistorischen Untersuchungen hinbrachten. Aber er kehrte nur kränker zurück. Als alle Hoffnung schwand, wollte er in s. Vaterstadt sterben, wo ihm die Mutter vorangegangen war. Seine Schwestern und Lesueur pflegten ihn im Viehstall. Er starb d. 14. Dec. 1810. Der 2. Theil der „Fische", den P. noch bis S. 231 besorgt hatte, erschien 1816 von L. Freycinet herausgeg. Die Engländer beklagen sich, daß die Franzosen viele Entdeckungen für die ihrigen erklärt haben, die Flinders vor ihnen gemacht hat, daß sie diesen auf Isle-de-France gefangen gehalten, und dadurch seinen Tod befördert haben, obschon die Franzosen in Neuholland von den Engländern alle Unterstützung empfangen hatten, was P. selbst nicht genug loben konnte.

Perouse, s. **Laperouse** (Jean François Galaup de).

Perpendicular, s. **Senkrecht**, **Loth** und **Vertical**.

Perpendikel, ein kleiner Uhrpendel oder die sogen. Unruhe.

Perpetuum mobile, ein Ding, das sich immerfort und zwar von selbst bewegt. Da für uns kein Ding, das sich vom Anfange her immerwährend für sich bewegt habe, erkennbar (wiewol vorstellbar) ist, so versteht es sich von selbst, daß, wenn man die Frage aufwirft: „ob es möglich sei, durch Mechanik eine sich immerfort von selbst bewegende Maschine zu verfertigen?" bloß von der Fortbewegung derselben die Rede sein könne. Lange Zeit sich ohne Nachhülfe fortbewegende Kunstwerke haben wir; aber immerfort fortwirkende dürfte schon der nöthige Anfang derselben unmöglich machen. Eine der vorzüglichsten Maschinen dieser Art befindet sich in dem Cox'schen Museum zu London. Es ist eine von Joh. Ferguson 1774 erfundene, mit einem Barometer versehene Uhr, deren Räder durch das Steigen und Fallen des Queckſilbers bewegt und im Gange erhalten werden. Nach vielen vergeblichen Versuchen will man ein solches perpetuum mobile auch durch Hülfe des Galvanismus herstellen. Man sieht gegenwärtig in dem Cabinete des Physikers Robertson in Paris 2 trockene galvan. Säulen von 15 Zoll Höhe, welche Zamboni zu Verona verfertigt hat. Zwischen beiden schwebt im Gleichgewicht ein ziemlich schwerer metallener Stab, welcher abwechselnd bald von der einen, bald von der andern Seite angezogen wird. Diese beständige Oscillation regelt den Gang einer Pendeluhr, welche seit einigen Jahren nie still gestanden ist.

Perrault. Unter 4 Brüdern d. N., welche unter Ludwigs XIV. Regierung in Paris lebten, sind vorzüglich bekannt: **Claude** P. (geb. 1613, gest. 1688), Arzt, Naturforscher und Architekt, nach dessen Zeichnungen die berühmte Façade des Louvre und das Observatorium zu Paris gebaut sind; noch mehr aber **Charles** P. (geb. 1633, gest. 1703), der ein Mann von vielen Talenten und Kenntnissen, aber ohne Geschmack war. Seine Verse haben ihre Zeit nicht überlebt. Colbert gebrauchte ihn, nebst s. Bruder, zur Gründung der franz.

Kunſtakademie, deren thätiges Mitglied und Bibliothekar er wurde. Sein Gedicht: „Le siècle de Louis le Grand", welches er in der Akademie 1687 vorlas, erweckte den kritiſchen Streit über den Werth der Alten und Neuern. Er trat darauf in ſeiner, in einen langen Dialog gekleideten „Parallèle des anciens et des modernes" (Paris 1688—96, 4 Bde.) hervor, in welcher er die anmaßende Behauptung ausführte: die Neuern (worunter er vorzugsweiſe die Franzoſen verſteht) hätten die Kunſt und Wiſſenſchaft, die bei den Alten ſich noch in einem der Kindheit nähern Zuſtande befunden, zur höchſten Vollkommenheit gebracht und dieſelben in ihren Werken weit übertroffen: eine Anſicht, in welcher er an Boileau einen kräftigen Gegner und ſpäterhin an Fontenelle und Hudart de la Motte eifrige Anhänger fand. Nachher ſchrieb er: „Les hommes illustres de France, qui ont paru etc. pendant un siècle etc." (Paris 1696—1700, 2 Bde., Fol., mit Bildniſſen, nachher 12.). Die Herausgabe der „Contes de ma mère l'Oye" (Paris 1697), für deren Vf. er ſelbſt gehalten wird, hat ihm den Namen des Erfinders der franz. Feenmärchen (ſ. d.) vielleicht mit Unrecht verſchafft. Indeſſen ſind dieſe Erzählungen auch in vielen Überſetzungen mit Beifall geleſen worden. — v.

Perrier (die Brüder Jacques Conſtantin und Auguſte Charles), geb. zu Paris 1742 u. fg., Mechaniker, ſind vorzüglich durch die von ihnen gemeinſchaftlich verfertigte Centrifugalpumpe und durch das Modellcabinet bekannt, welches in dem pariſer Conservatoire des arts et métiers aufgeſtellt iſt. Jacques Conſtantin reiſte 5 Mal nach England, um die Dampfmaſchinen in Frankreich einzuführen. Hierauf baute er die beiden Dampfpumpen zu Chaillot und eine dritte zu Groß-Caillou, welche das Waſſer aus der Seine heben, das ſodann aus großen Behältern durch gegoſſene Röhren in alle Theile der Stadt Paris geleitet wird. Mit der Anlage zu Chaillot verbanden die Brüder P. 4 Reverberirröfen, die für die meiſten Fabriken, Spinn- und Webereien, Kohlenminenbau, Stückgießereien und Bohrwerke das nöthige Material ſchmelzen. Von hieraus verſorgten ſie unter Monge's Leitung das furchtbare Zeughaus der Revolutionskriege. Hier werden für Frankreich Dampfmaſchinen, Druckwerke, Prägſtöcke, Cylinder, Walzen ꝛc. gegoſſen und geſchmiedet. Jacques Conſtantin, der auch die große Stückgießerei zu Lüttich angelegt hat, war ſchon vor der Revolution Mitglied der Akad. der Wiſſenſch., deren Denkſchriften mehre Abhandl. von ihm enthalten. Er ſtarb 1818.

Perrier (Antoine Scipion), Banquier und Ritter der Ehrenlegion, geb. d. 14. Juni 1776 zu Grenoble. Vielſeitige Kenntniſſe und einen Geiſt für umfaſſende Unternehmungen richtete er mit Erfolg auf Manufacturen, Handel, Ackerbau und Finanzen. Er war einer der einſichtigſten Directoren der franz. Bank, Mitglied der Handelskammer und Begründer oder Theilnehmer vieler nützlichen Inſtitute zu Vermehrung des Gewerbfleißes. Im Beſitz eines ungeheuern Vermögens gab er ſich keinen Speculationen hin, unterſtützte aber eine große Anzahl von Fabricanten durch Geld, Credit oder Arbeit in ſ. zahlreichen Etabliſſements; ſo war er Gründer und Eigenthümer von Zuckerraffinerien, Spinnereien, Glashütten, Deſtillerien ꝛc. Die Gießerei zu Chaillot, welche er von Jacques P. erkauft hatte, ward von ihm ſehr vervollkommt und führte unter ſ. Aufſicht unermeßliche Arbeiten aus; im Innern von Frankreich beſchäftigt ſie mehr als 100 große Werkſtätten. Auch war er einer der Haupteigenthümer der Minen zu Anzin, und ihm verdankt Frankreich die Einführung der Dampfpumpen in den Kohlengruben. Er ſtarb zu Paris d. 2. April 1821.

Perrier (Caſimir), Bruder des Vorigen, geb. 1777, iſt Banquier zu Paris und Mitglied der Deputirtenkammer. Zwei Mal wählte ihn das Depart. der Seine, obgleich er zur linken Seite gehört und ſich ſtets als Redner der linken

Seite auszeichnete. In den Verhandlungen über das Budget, die Polizei der Journale und ähnliche Gesetzentwürfe, sprach er oft mit Sachkenntniß klar und lebhaft. Auch hat er Einiges über Finanzgegenstände geschrieben. Bei den Verhandlungen der Kammern 1825 über das Rentenreductionsproject des Grafen Villèle war dieser Deputirte das Organ der Opposition. Sein Bruder Alexander ist Manufacturist zu Orleans, Mitglied des Departementsraths der Loire und ebenfalls ein Anhänger des liberalen Systems.

Perron (Anquetil du), s. Anquetil und Zendaveſta.

Perſephone, s. Proſerpina.

Perſepolis. Nördlich von der persischen Hauptst. Schiras findet man die Trümmer alter Bauwerke aus verschiedenen Zeitaltern, darunter die einzigen Überreste der altpersischen Baukunst aus der blühendsten Zeit dieses mächtigen Volks. Andre Trümmer von Bauwerken mit Inschriften sind aus der Zeit des neupersischen Reichs, das im 3. Jahrh. der christl. Zeitrechnung aus dem frühern parthischen Reiche (s. Parther) entstand. Diese spätern Überreste liegen ungefähr 1 Meile von den Trümmern des eigentlichen Persepolis und bestehen theils in Bildwerken, theils in Inschriften in der alten Pehlvisprache, die in den Felsen gehauen sind; sie werden von den Arabern Nakschi Rustam, das Bild Rustam's, genannt, weil man sie auf die Thaten dieses altpersischen Helden bezog, da sie doch, nach de Sacy's befriedigender Deutung, auf die Könige aus dem neupersischen Stamm (Sassaniden, s. Perſien) sich beziehen. Viele arabische, neupersische und andre Inschriften endlich wurden in dem Zeitalter nach Mohammed hier eingegraben. Die altpersischen Denkmäler unterscheiden sich auffallend von allen übrigen Trümmern. Dazu gehören: die Überreste des eigentlichen Palastes von Persepolis, von den Arabern Tschilminar, oder die 40 (d. i. viele) Säulen genannt, mit 2 nicht weit davon befindlichen Grabmälern; dann 4 nach Nordosten bei Nakschi Rustam liegende ähnliche Grabmäler, die Gräber der Könige genannt, nebst den Trümmern einiger alten Bauwerke, und endlich zwischen Tschilminar und Nakschi Rustam viele einzelne Überreste von Säulen und unvollendeten Grabmälern. Sämmtliche Überreste sind in Chardin's „Reise durch Persien" und in Niebuhr's „Reise nach Arabien" abgebildet. Das Hauptdenkmal ist Tschilminar, offenbar die Überreste eines großen und herrlichen Gebäudes, welches, auf der hintern Seite von einem in Gestalt eines halben Mondes sich öffnenden Felsengebirge eingeschlossen, aus 3 über einander sich erhebenden Absätzen besteht und ganz aus dem schönsten grauen Marmor gebaut ist, dessen ungeheure Blöcke mit bewundernswürdiger Kunst, ohne Kalk und Mörtel, zusammengefügt sind. Von den untern führen zu den höhern Absätzen Marmortreppen, die so breit und bequem sind, daß 10 Reiter neben einander hinaufreiten könnten. Am Eingange des Porticus, wohin die Treppe zum ersten Absatz führt, sind an den noch übrigen Pilastern fabelhafte Thiere eingehauen, gleichsam als Wächter des Thores. Eine ähnliche Treppe führt zum zweiten Absatze, zu einem Säulengange, wovon man noch mehre, gegen 50 Fuß hohe, Säulen sieht, die so dick sind, daß deren eine kaum von 3 Männern umspannt werden kann. Durch diesen Säulengang kommt man zu mehren einzeln stehenden Gebäuden, wovon das größte noch auf demselben Absatze steht; die übrigen stehen weiter zurück und bilden den höhern dritten Absatz. Diese Gebäude enthalten eine Menge von Zimmern verschiedener Größe und scheinen eigentliche Wohnungen zu sein, in deren Innern man eine Menge bildlicher Darstellungen findet. Darunter besteht eine aus vielen menschlichen Gestalten, die einen feierlichen Aufzug vorzustellen scheinen und sich durch Trachten und Beizeichen mannigfaltig unterscheiden. Ähnliche Darstellungen sieht man in den hintern Gebäuden, wo theils Vornehme mit ihren Begleitern und Ehrenzeichen, theils Gefechte wilder und fabelhafter Thiere mit einander, oder mit

Menschen abgebildet sind. In der Felsenwand, aus deren Öffnung das Gebäude hervorspringt, sieht man 2 große Grabmäler. In ansehnlicher Höhe von der Erde ist in den Felsen selbst eine Façade eingehauen, hinter welcher sich eine viereckige Kammer befindet, worin man nur durch einen mit Gewalt geöffneten Zugang kommen kann, da man zeither den alten Eingang noch nicht gefunden hat. Unten ist der Felsen senkrecht weggehauen, um das Denkmal gang unzugänglich zu machen. Ebenso sind die erwähnten Grabmäler zu Nakschi Rustam eingerichtet. Die beste Abbildung ist die bei Niebuhr. Die Ergebnisse der neuesten Untersuchungen, die man durch Vergleichung der Nachrichten der Alten gewonnen hat (s. Heeren's „Ideen ꝛc.", wo die Denkmäler umständlich beschrieben werden), bestehen in Folgendem. Die Denkmäler von Persepolis sind echt persischen Ursprungs, die Grabmäler aber die Begräbnisse persischer Könige und gehören zu den Gebäuden Tschilminar, mit welchen sie durch unterirdische Anlagen in Verbindung stehen. Obgleich die Gebäude aus dem persischen Alterthum sind, so ist es doch wahrscheinlich, daß die Perser sie nicht selber erbaut haben, sondern sie durch Andre haben anlegen lassen, und der echt asiatische Charakter derselben begründet die Vermuthung, daß sie nach der Baukunst der Meder, welchen die Perser überhaupt ihre Cultur verdankten, unter der Leitung der Priesterkaste aufgeführt worden sind. Die Anlagen von Persepolis, welche die Alten, z. B. Diodor, den ersten persischen Herrschern, Cyrus und Cambyses, oder auch dem Darius und Xerxes zuschreiben, sind wahrscheinlich nicht von gleichem Alter und nicht nach gleichem Plane erbaut, was besonders von den Gebäuden auf dem dritten Absatze des Säulenpalastes gilt, sondern von mehren persischen Königen gegründet worden. Persepolis war weder zum Tempel, deren die Perser als Anhänger der magischen Religion (s. Magie) überhaupt nicht hatten, noch zum eigentlichen Wohnsitz der Könige bestimmt, und wenn es auch, wie die meisten Hauptstädte Asiens, aus dem Hoflager der ersten Eroberer entstand, so hörte es doch bald auf, der erste Wohnsitz derselben zu sein; aber die Ideen von Vaterland, Herrschaft und Religion, welche sich daran knüpften, machten es zum Todtenwohnsitz der Könige, zum Heiligthum des Volks. Es war durch s. Einrichtung und s. Kunstwerke ein Sinnbild des Reichs und seiner Wohlfahrt unter einer, nach den Ansichten des Morgenlandes vollkommenen Herrschaft, wo alle Stände des Reichs, der König, die Großen und das Volk, ihre Pflichten und ihre Vorzüge in bildlichen Darstellungen vor Augen hatten; es war, wie die Alten es nannten, das Haupt des Reichs. Die überall und in verschiedenen Stellungen vorkommende Gestalt des Königs, die sowol durch ihre Beizeichen als ihre hervorragende Größe sich auszeichnet, zeigt deutlich, daß diese Gebäude für den König bestimmt waren; und da die Lebensweise der persischen Könige nach strengen Vorschriften geordnet war, so läßt sich wol annehmen, daß diese Denkmäler einst eine vollständige Darstellung des Privatlebens der Könige nach den Vorschriften der Magier enthielten, welche dem König zeigte, wie er als Diener des Ormuzd (s. Dämon) zu dieser oder jener heiligen Verrichtung ging. Gleich nach dem Antritt ihrer Regierung verfügten sich die persischen Könige nach Persepolis, um sich mit dem Gewande des Cyrus bekleiden zu lassen, und zu gewissen Zeiten besuchten sie diesen Ort, um auf den Gipfeln der Berge feierliche Opfer zu bringen. Nach seinem Tode wurden hier die Kleider, Geräthschaften und selbst der Schatz des Königs aufbewahrt, da das Grabmal des Königs als eine vollständige, mit allen Bedürfnissen versehene, Wohnung angesehen ward, weßhalb nicht nur zahlreiche Wachen den Palast beschützen, sondern auch die angesehensten Hofbedienten bei dem Grabe bleiben, ja vielleicht selbst die Frauen des Verstorbenen dahin wandern mußten. Aus Allem diesen erklärt sich, wie Alexander nach der Besiegung des Darius durch die Zerstörung des Palastes seine Rache befriedigen konnte. (S. Alexander.) Die Baukunst zeigt sich in diesen Denkmä-

lern, hinsichtlich des Mechanischen, in hoher Vollendung, und keine Gegend der Erde, Ägypten vielleicht ausgenommen, hat solches Mauerwerk aufzuzeigen, als die Trümmer von Persepolis; der Charakter dieser Baukunst ist jedoch dem ägyptischen durchaus entgegengesetzt. Ebenso viel mechanischer Fleiß und ängstliche Vollendung zeigt sich in den verzierenden Bildwerken. Die Inschriften auf diesen Denkmälern sind in einer dreifachen Sprache, welche man unter dem allgemeinen Namen Keilschrift (s. d.) begreift, und auch in dreierlei Sprachen verfaßt. Die älteste Schrift, ohne Zweifel Buchstabenschrift, ist nach der übereinstimmenden Meinung aller Erklärer in der Zendsprache, der heiligen Sprache der Magier; die Schriftzeichen der zweiten Art scheinen der Pehlvisprache zu gehören, und die dritten sind vielleicht assyrisch oder babylonisch. Grotefend und Lichtenstein haben sich um die Erklärung dieser Schriftzeichen besonders verdient gemacht. Genauere (lithogr.) Zeichnungen als die des Cap. Keppel von Persepolis, und Nachrichten von neuentdeckten Basreliefs daselbst gibt Jam. Edw. Alexander in s. „Travels from India to England, through Persia, Asia minor etc. 1825—26" (London 1827, 4.).

Perseus, Sohn der Danaë (vgl. d.) und des Zeus. Polydektes, König von Seriphos, einer Insel des Archipelagus, der ihn mit s. Mutter aufgenommen, wünschte bald, den jungen, nach Abenteuern verlangenden, Helden von sich zu entfernen. Er gab vor, um des Önomaus T. zu werben, und begehrte von seinen versammelten Freunden einen Beitrag an Pferden zum Brautschatz. P. versprach, wenn es verlangt würde, selbst das Haupt der Gorgo (Medusa) zu liefern, und Polydektes nahm ihn beim Worte. Jenseits des Oceans, hart an der Grenze der Nacht, wohnte das furchtbare, schlangenhaarige, mit Schlangen gegürtete Geschlecht der Gorgonen, von denen nur Eine, Medusa, sterblich war. Von Mercur und Minerva geleitet, begab sich P. zuerst zu den 3 Gräen, an die westlichen Küsten des Oceans, welche gemeiniglich nur Ein Auge und Einen Zahn hatten, bemächtigte sich der letztern und versprach die Zurückgabe nur unter der Bedingung, daß sie ihn zu den Nymphen brächten, in deren Verwahrung die Geräthschaften waren, deren er zu s. Unternehmen bedurfte: die geflügelten Sohlen, der Beutel und des Aides unsichtbarmachenden Helm. Sie gingen die Bedingung ein, erhielten Zahn und Auge wieder, und P. von den Nymphen, was er begehrte. Nach Andern rüsteten ihn Mercur und Vulcan aus. Von Ersterm und Minerva begleitet, gelangte er zu den Gorgonen, die er schlafend fand. Er stellte sich abwärts gekehrt vor die Schrecklichen, deren Anblick in Stein verwandelte, sah in den ehernen Schild, erblickte durch diesen das Haupt der Medusa und hieb es ihr ab, worauf aus ihrem Blute Pegasus und Chrysaor hervorsprangen. Darauf steckte er das Haupt schnell in den Beutel und rettete sich vor den verfolgenden Schwestern durch des Aides Helm. Auf des Mercurs Flügelsohlen schwebte er jetzt, Abenteuer suchend, über die Länder hin. Er kam zum Könige Atlas, dem das Orakel verkündigt hatte, er werde die goldenen Äpfel seines Gartens durch einen Sohn des Zeus verlieren; und als ihm dieser deßhalb die Rechte der Gastfreundschaft versagte, verwandelte er ihn durch die versteinernde Kraft des Medusenhauptes in einen himmeltragenden Felsen. Hierauf befreite er die Andromeda (s. d.). Mit ihr zeugte er den Perses, welchen er bei s. Großvater Cepheus zurückließ, als er mit Andromeda nach Seriphos zurückkehrte. Hier fand er s. Mutter an dem Altare der Minerva, wohin sie sich mit seinem Pflegevater Diktys, wegen des Polydektes Gewaltthätigkeit, geflüchtet hatte. Er versteinerte diesen nebst s. Helfern, und nachdem er hierauf den Diktys zum König von Seriphos eingesetzt, gab er die Flügelsohlen, den Beutel und Helm dem Hermes zurück, das Haupt der Gorgo aber der Athene, die es in die Mitte des Schildes setzte, oder (n. A.) an ihrem Brustharnisch befestigte. Dann ging er mit Danaë und An-

dromeda nach Argos, den Akrisius, s. Großvater, zu besuchen. Dieser war, um dem Orakel auszuweichen, nach Thessalien geflohen, konnte jedoch seinem Schicksale nicht entfliehen, denn Perseus folgte ihm dahin und tödtete ihn durch einen unglücklichen Wurf mit dem von ihm erfundenen Diskus. Das ihm zugefallene Erbreich Argos scheute er sich, dieses Umstandes wegen, in Besitz zu nehmen und vertauschte es daher gegen des Megapenthes Herrschaft Tirynthus. Hier erbaute er Mycenä. Andromeda aber gebar ihm außer Perses, dem Stammvater der persischen Nation, noch den Alcäus, Sthenelus, Heleus, Nestor, Elektryon und eine Tochter, Gorgophone. P. wurde nach seinem Tode als Heros verehrt und unter die Gestirne versetzt. Man leitet den Mythus von P. aus Persien ab und deutet ihn neuerdings auf die Verpflanzung des Acker- und Landbaues aus Oberasien oder Persien nach Griechenland. Er ist der Bersin im Schahnameh.

Persien, ein Land in Asien, nach Olivier von 59,400, nach A. 37,300 □M., mit 39 (22) Mill. Einw., zerfällt jetzt in 3 Staaten: das eigentliche Persien (Westpersien) oder Iran, Kabulistan (s. Afghanistan) und Beludshistan (s. d.) oder das Land der Beludshen. Die neuesten Nachrichten über die beiden letztern Staaten verdanken wir den Briten, welche an den Hof von Kabul 1808 eine Gesandtschaft, und nach Beludshistan 1810 zwei Officiere schickten. Jene Reise hat Elphinstone, diese Pottinger beschrieben; beide gehörten mit zu den Reisenden. — Westpersien oder der Staat Iran (62—80° L. und 24—40° N. B.) hat auf 23,000 □M. 12 (nach Gardane 20) Mill. Einw. Es grenzt an den persischen Meerbusen, die asiat. Türkei, das russ. Reich, das kaspische Meer, Kabulistan u. Beludshistan. Persien ist in der Mitte eine Hochebene mit vielen Sandwüsten. Besonders sind die nördl. Provinzen, wo der Ararat sich erhebt, und die westlichen Gegenden gebirgig. Vom Tigris östlich läuft, beinahe parallel mit demselben, ein Granitgebirge, bei den Alten Zagros genannt, und mit demselben erstreckt sich gleichfalls parallel das Gebirge Orontes, heutzutage Elwind, welches sich in 2 Äste theilt, wovon der eine sich auf der Westseite des kaspischen Meeres mit dem Alburs oder den kaspischen Bergen verbindet, welche eine Fortsetzung des Taurus sind. Die am kaspischen Meere gelegenen Gegenden sind niedriger als die Küsten am Ocean, werden aber von Gebirgen in Form eines Halbcirkels eingefaßt, welche Fortsetzungen des Taurus und Kaukasus sind und einen viel steilern Abhang gegen das Meer hin, als auf der Landseite haben. Im südlichsten Theile von Iran erhebt sich der Boden weniger steil als im nördl. und westl. Theile. Längs des persischen Meerbusens zieht sich ein schmaler Streif niedrigen Landes hin, der im Sommer wegen der übermäßigen Hitze gar nicht bewohnbar ist. Je weiter von dem Meere, desto näher kommt man den Gebirgen und desto kühler wird die Luft. Die am höchsten gelegenen nördl. und westl. Gegenden haben ein gemäßigtes, im Winter ein kaltes Klima. Erdbeben sind nicht selten. Im April 1824 dauerte ein Erdbeben 6 Tage und Nächte und zerstörte die Städte Schiras (50,000 Einw.) und Kazroun; Berge verschwanden, ohne eine Spur zu hinterlassen. Es ist auffallend, daß ein so weit ausgedehntes Land nicht einen Hauptfluß, selbst keinen bedeutenden Küsten- oder Nebenfluß hat, obgleich es viele hohe Berge zählt. Man findet wenig Bäche und geringe Steppenflüßchen, die entweder sich im Sande verlieren oder durch die Bewässerungscanäle verschlungen werden. Dagegen gibt es mehre Seen, z. B. der Eriwan und der Bachtegan. Alles Wasser führt hier Salz mit sich; alle Seen sind salzig; wo das Wasser im Winter stehen bleibt, da wird der Boden salzig. Weite Ebenen dehnen sich über dieses Land aus, die gewöhnlich im Winter unter Wasser stehen, und deren nackter Salzboden im Sommer glühend wird. Die Gebirge sind gänzlich von Bäumen entblößt, die Hügel sind dürre und trocken. Von den Ebenen ist aus Mangel an Bewässerung nur ein kleiner Theil angebaut; der Überrest entweder ganz kahl, oder er bringt im Sommer nur saftige, wenig ausdün-

ſtende Pflanzen hervor. Es fehlt jedoch nicht an fruchtbaren Strichen. Iran hat eine Menge ſchöne, ſehr geſchätzte Pferde, lebhafte Eſel, Dromedare, Rindvieh, meiſtens fettſchwänzige Schafe, Seide, Getreide, Reis, vortreffliche Hülſenfrüchte, Melonen, Seſam, Safran, Krapp, Hanf, Flachs, Taback, Mohn, Süßholz, Zuckerrohr, köſtlichen Wein, Baumwolle, Mannaeſchen, Adragant, Senesſtauden, Galbanum, Aſſa fötida, Rhabarber, allerlei europäiſche Baumfrüchte, edle Südfrüchte, Dattelpalmen, Kaſſien, Maſtixbäume, Galläpfel, viel Kupfer, auch Eiſen, Stahl und Blei, viel Salpeter, Schwefel, Salz ꝛc. Die Einwohner ſind theils Tadſchicks (anſäſſige Perſer), die aus einer Vermiſchung von Parſen, Arabern ꝛc. entſtanden ſind, Parſen oder Feueranbeter und Armenier, theils Nomaden, wohin beſonders die Kurden gehören. Die Tadſchicks (Neuperſer) ſtehen in Rückſicht der Bildung über den Osmanen und hegen eine große Liebe für Künſte, Wiſſenſchaften und Kunſtgewerbe. Sie bekennen ſich zur mohammedaniſchen Religion und zwar zu der Secte des Ali oder der Schiiten. Eine eigne mohammedaniſche Secte, die Sabier, verehren das Kreuz, haben eine Art Taufe und nennen ſich Schüler des Johannes. Eine andre Secte ſind die Ismaeliten (ſ. d.). Über die Parſen ſ. Gebern. Über die philoſ. Sſufis ſ. Sſufismus. Auch duldet man Chriſten und Juden. In der Färberei haben ſie es weit gebracht; auch zeichnen ſich ihre Seiden- und Wollenwaaren, Gold- und Silberſtoffe aus. Sie verfertigen Schagrin und Saffian, bearbeiten das Gold und Silber mit großer Geſchicklichkeit, und liefern eine Menge Kupferwaaren und gute Säbelklingen. Den Ackerbau treiben ſie mit vorzüglicher Anwendung der künſtlichen Bewäſſerung; jetzt ein Monopol der Regierung! Der nicht unbedeutende Handel iſt größtentheils Karavanenhandel nach Indien, der Türkei und Arabien. Über das kaſpiſche Meer treiben ſie Handel mit Rußland. Der Seehandel am perſiſchen Meerbuſen iſt ſehr geſunken und wird durch fremde Schiffe getrieben. Künſte und Wiſſenſchaften werden allgemein geachtet, obgleich ſie nicht in Verhältniß zu den geiſtigen Kräften des Volks ausgebildet ſind. Das Studium des Korans, Wahrſagerei, Aſtrologie, etwas Moral, Medicin und Dichtkunſt ſind Hauptgegenſtände des Unterrichts. Die Baukunſt iſt einfach, die Bildhauerei faſt unbekannt, die Muſik abſcheulich. Die Staatsverfaſſung iſt despotiſch, und an der Spitze des Reichs ſteht ein unumſchränkt gebietender Shah (jetzt Feth Ali), deſſen Einkünfte Jaubert zu 50 Mill. Franken angibt. Die 12 Provinzen werden von Khans verwaltet. Die nomadiſchen Völkerſtämme genießen unter ihren Stammoberhäuptern eine Art von Unabhängigkeit und bilden die Hauptſtärke der Kriegsmacht, welche von Jaubert auf 250,000 M. (darunter 20,000 auf europäiſche Art geübt) geſchätzt wird und hauptſächlich aus Cavalerie beſteht. Um die Bildung der perſiſchen Artillerie, ſowie überhaupt des Militairs, hat ſich der verſtorbene Thronerbe Abas-Mirza verdient gemacht, der die Truppen durch europäiſche Officiere zu bilden ſuchte. Dieſer Thronerbe war mit der Geſchichte und den Sitten Europas bekannt, kannte die Taktik, Mathematik und die engl. Sprache, und verſprach für Perſien einſt Das zu werden, was Peter der Große für Rußland war. Eine Seemacht fehlt den Perſern gänzlich, woran beſonders der Mangel an Schiffsbauholz Schuld iſt. Die vormalige Hauptſtadt Perſiens, Iſpahan, ſonſt eine der anſehnlichſten Städte Aſiens, iſt jetzt faſt nur eine ungeheure Maſſe von Ruinen mit 200,000 Einw. Die jetzige Hauptſt. iſt Teheran (50,000 Einw. im Winter, 10,000 im Sommer), wo der Shah reſidirt. Tauris war die Reſidenz des Abas-Mirza.

Die Geſchichte Perſiens tritt erſt mit Cyrus aus dem Dunkel der Vorzeit. Als die erſte wird von den Morgenländern angeführt die Dynaſtie der Mahabaden; auf ſie folgte die Dynaſtie der Piſhdadier (gleichzeitig mit unſerm aſſyriſchen Reiche). Den Piſhdadiern folgten die Kajaniden 718 Jahre. In die ungewiſſe Zeit vor Cyrus gehört Guſtaſp, der mediſche Kyaxares oder deſſen Zeitgenoſſe,

unter welchem Archidamos (Lexikon) 1 Abs. 19) Attika verheerte (431—429 v. Chr.), begannen die Leiden des Staates im Innern zu wachsen. Die wenigen Jahre unter seinem Regime, während sie verschiedene Stoff in sich enthalten, bringen den Einheit, entwickeln sich in natürlicher Konsequenz. Die Pest, welche in Athen herrschte (429—427), ist Faktum, Thatsache und Ursache zugleich. Man hat den Leichen nicht mehr die Ehre erwiesen, sie in das Grab zu legen, sondern einfach. Es wurde gesagt, und Thukydides (2, 5) selbst macht dies zum Gegenstand seiner Betrachtungen, daß die Pest ihren Ursprung nahm aus äthiopischen Gebieten, Ägypten, Libyen, Persien (3, 42) und von dieser Zeit von Athen. Dies ist Thatsache, und Thukydides selbst hat sie bestätigt. Sie giebt Gelegenheit zu Betrachtungen, welche bei natürlicher Ursache nicht eingehalten werden (3, 45). Ursache aber ist Thatsache, und Thukydides hat sie erforscht. Ägypten war in Verfall gegen die Zeit Sesos Nesuri (457—457) Jahrhunderte, Äthiopien, Libyen, Persien sind Gebiete, welche in ihrer Lage einem Ägypten und Griechenland auch weiter eine verderbliche Wirkung ausübten. Ägypten ist Thatsache, Griechenland ist Thatsache, Athen ist Thatsache, bei Thukydides, daß 430 Perser sich in Athen befanden, daß Athen Gesandte nach Persien schickte, daß Artaphernes (Lexikon 1 Abs. 349) nachschickte. Die Pest, welche Ägypten und Griechenland verheerte, ist eine Thatsache, welche Athen nicht verschon

Königs Narses mit Diocletian (303). Als Shapur II. der Große (309—380) zur Volljährigkeit gelangt war, gewann das Reich wieder Kraft. Er strafte die Araber für ihre Streifereien und nahm den König von Jemen gefangen. Darauf foderte er, wie einst Ardshir, vom Kaiser von Konstantinopel alles Land bis zum Strymon zurück. Konstantin d. Gr., Konstantinus II. und Julian widerstanden ihm zwar, aber Jovian erkaufte den Frieden durch Abtretung der 5 streitigen Provinzen und der Festung Nisibis. Shapur machte darauf auch in der Tatarei und Indien Eroberungen. Ohne entscheidende Ereignisse wechselten nach Shapur's Tode Krieg und Frieden. Unter Artaxerxes II. (bis 383), Shapur III. (bis 388) und Vararanes IV. (bis 399) blühte das Reich. Araber, Hunnen und Türken traten nach einander für und gegen Persien auf den Kampfplatz. Jezdejerd I. (bis 420), ein Freund der Christen, eroberte auch (412) Armenien. Im J. 420 kam Vararanes V. mit Hülfe der Araber auf den Thron. Er kriegte siegreich gegen Theodosius II., schlug die in sein Gebiet eingefallenen Hunnen mit großem Verluste zurück und eroberte das Königreich Jemen. Ihm folgte Vararanes VI. (bis 457) und Hormisdas III. Im J. 457 gelangte Firuz (Pheroses) durch Hülfe der Hunnen zum Throne, bekriegte sie aber nachher und verlor 483 gegen sie Schlacht und Leben. Valens oder Balash (488—491) verlor sogar einen Theil seines Reichs an sie und mußte ihnen 2 Jahre Tribut bezahlen. Bald aber gewannen die Sassaniden wieder Größe und Macht. Kobad (bis 531) überwand die Hunnen, und obgleich er durch ihren Beistand 498 den verlorenen Thron wieder erhielt, so führte er doch in der Folge, wie mit Athanasius, so auch wieder mit den Hunnen, Indiern und Justinian I. glücklich Krieg. Sein jüngster Sohn und Nachfolger Kosru Anushirwan (531—579) zeichnete sich aus durch ungemeine Weisheit und Tapferkeit. Unter ihm erstreckte sich das persische Reich vom Mittelmeere bis zum Indus, vom Jaxartes bis Arabien und die Grenze Ägyptens. Glücklich kriegte er mit den Indiern und Türken, mit Justin und Tiber und mit den Arabern, die er vom Drucke vieler kleinen Tyrannen befreite. Die Empörungen seines Bruders und seines Sohnes unterdrückte er. Die Lazier in Kolchis, der griechischen Bedrückung müde, unterwarfen sich ihm; da er sie aber in das innere Persien verpflanzen wollte, kehrten sie unter die Herrschaft des Justinian zurück, dessen Waffen jetzt siegreich waren. Anushirwan starb vor Gram während der Friedensunterhandlungen. Der Krieg dauerte fort unter Hormuz (Hormisdas IV., 579—591) bis auf Kosru II. (bis 628), unter welchem die persische Macht den höchsten Gipfel erreichte. In glücklichen Kriegen dehnte er seine Eroberungen auf der einen Seite bis Chalcedon (616), auf der andern über Ägypten bis nach Libyen und Äthiopien, und endlich bis nach Jemen aus. Plötzlich aber endigte sein Glück durch des Kaiser Heraklius siegreiche Waffen. Er verlor alle seine Eroberungen; sein eigner Sohn Sirhes nahm ihn gefangen und ermordete ihn (628). Persien ging nun in beständigen innern Unruhen seinem Untergange entgegen. Sirhes oder Kabad Shirujeh ward noch in demselben Jahre ermordet. Ihm folgte sein 7jähriger Sohn Ardshir (Artaxerxes) III., den 629 sein Feldherr Sarbas (Sheheriar) ermordete. Dieser ward, noch ehe er sich des persischen Throns bemächtigte, von den persischen Großen gestürzt, bis nach mehren Umwälzungen, die so schnell auf einander folgten, daß die Geschichtschreiber die Namen verwirrt haben, der 16jähr. Jezdejerd III., ein Enkel Kosru's, 632 den Thron bestieg. Ihn bestürmte 636 der Khalif Omar. Persien ward ein Raub der Araber und Türken. Jezdejerd verlor 651 das Leben. Von der Eroberung Persiens durch die Khalifen beginnt die Geschichte des neupersischen Reichs. Die Herrschaft der Araber (s. Khalif) dauerte 585 J., von 636—1220. Da theils die Statthalter der Araber sich unabhängig machten, theils persische und türkische Fürsten einzelne Provinzen ansichrissen, so blieb Persien getrennt. Unter den herrschenden Dynastien sind zu bemerken, im nördl.

und nordöstl. Persien: 1) Das türkische Haus der Thaheriden in Khoraſan von 820 —872. 2) Die persische Dynastie der Soffariden, welche jene stürzte und über Khoraſan und Fars bis 902 herrschte; 3) die Samaniden, welche sich 874 unter Ahmed in der von Khoraſan abhängigen Provinz Mavaralnar erhoben und bis 999 erhielten. Ahmed's Sohn, Ismael, stürzte die Soffariden und gelangte zu Macht und Ansehen. Unter seinen Nachfolgern entstanden 4) die Gasneviden, als 977 Sebektechin, ein türkischer Sklav und Statthalter der Samaniden zu Gasni und Khoraſan, sich zu Gasni unabhängig machte. Sein Sohn Mahmud maßte sich 999 auch Khoraſan und 1012 Fars an und endigte so die Herrschaft der Samaniden. In der Folge entriß er den Bujiden Irak Adschemi (1017) und breitete sich auch in Indien aus. Aber sein Sohn Masud verlor Irak Adschemi und Khoraſan (1037—1044) durch die Seldschucken, und, durch innere Unruhen entkräftet, wurden (1182) die Gasneviden unter Malik-shah eine Beute der Guriden. 5) Die Sultane von Gur wurden 1150 durch Alaeddin Hoſain mächtig, sanken aber nach einigen großen Regierungen theils durch die Fürsten Khowaresmiens, theils durch innere Uneinigkeit; 6) die khowaresmischen Shahs, von 1097—1230, durch Aziz, Statthalter der Seldschucken in Khowaresme, wo er sich unabhängig machte, gegründet. Tagash (1192) zerstörte das Reich der Seldschucken und nahm den Guriden Khoraſan. Sein Sohn Mohammed eroberte Mavaralnar, bezwang die Guriden und Gasni und brachte den größten Theil Persiens an sich. Plötzlich aber verlor er Alles (1220) durch den Großkhan der Mongolen, Dschingiskhan, und sein heldenmüthiger Sohn, Gelaleddin Mankbern, kam, nachdem er noch 10 Jahre die äußersten Anstrengungen gemacht hatte, 1230 in einer einsamen Hütte auf dem kurdischen Gebirge um. Im westl. und nordöstl. Persien herrschten: 7) Mardawig, ein persischer Krieger, der 928 zu Dilem eine fürstliche Macht erhob, die sich bald selbst über Ispahan verbreitete, bald aber von den Bujiden verschlungen wurde. 8) Die Bujiden, die Söhne Buja's, eines armen Fischers, der sein Geschlecht von den Sassaniden herleitete, erlangten durch Tapferkeit und Klugheit die Herrschaft über den größten Theil von Persien und 945 selbst über Bagdad. Sie zeichneten sich meistens durch Tugenden und Liebe für wissenschaftliche Bildung aus und behaupteten sich bis 1056, wo Malek Rahim sich genöthigt sah, den Seldschucken zu weichen. 9) Die Seldschucken, eine angeblich türkische Dynastie, von den Chinesen aus Turkestan vertrieben, wurden mit den Gasnaviden zuerst in Khoraſan mächtig. Togrulbeg Mahmud, tapfer und klug, verdrängte hier Sultan Mahmud's Sohn, den Gasnaviden (1037), verbreitete sich über Mavaralnar, Aderbidshan, Armenien, Fars, Irak Adshemi und Irak Arabi, wo er der Gewalt der Bujiden zu Bagdad ein Ende machte (1055) und von den Khalifen an ihre Stelle zum Emir el Omrah eingesetzt wurde. Seine Nachfolger zeichneten sich zum Theil durch große Thätigkeit und Humanität aus; der mächtigste derselben, Malekshah, eroberte noch Georgien, Syrien und Natolien (Rum). Nach und nach aber sank das Reich, indem es sich in 4 Reiche auflöste, die theils durch die khowaresmischen Shahs (1162 und 1195), theils durch die Atabeken von Aleppo (1139), theils durch die Mongolen (1194) zerstört wurden. Durch Dschingiskhan wurden die Tataren und Mongolen in Persien herrschend von 1220—1405. Die Provinzen Persiens, welche durch Dschingiskhan an die Mongolen gekommen, erhielt von diesem Eroberer dessen jüngster Sohn Tauli (1229) und nach diesem dessen Sohn Hulaku, beide anfangs als Statthalter der mongolischen Khans Kajuk und Mangu. Hulaku vermehrte diese Länder mit Syrien, Natolien und Irak Arabi. Er oder erst sein Nachkomme machte sich von der Oberherrschaft des Großkhans unabhängig und bildete eine besondere Dynastie der Mongolen in jenen Ländern, welche bis auf Abusaid bestand, der 1335 ohne Erben starb. Seine Nachfolger, ebenfalls aus Dschingiskhan's Familie, führten nur den Titel des Khans von Persien;

das Reich war kraftlos und getheilt. Da erschien 1387 an der Spitze der neuen Mongolenhorde Timurlenk (Tamerlan), und bemeisterte sich Persiens, die Welt von Hindostan bis Smyrna mit Schrecken erfüllend. Aber mit dem Tode dieses Eroberers erlosch die Macht der Mongolen in Persien, und die Turkomanen machten sich zu Oberherren auf 100 Jahre. Diese nomadischen Stämme, welche seit 200 Jahren Persien geplündert hatten, eroberten unter Kara Jussuf und dessen Nachfolgern den größten Theil Persiens von den Timuriden, unterlagen nachher andern turkomanischen Stämmen unter Usong Hassan (1468) und vereinigten sich mit ihnen. Beide aber wichen 1505 dem Ismael Sophi, der sich der Schwärmerei als Werkzeugs der Politik zu bedienen wußte und dessen Dynastie von 1505—1722 herrschte. Ismael Sophi, dessen Ahnherr, Sheikh Sophi, von Ali abstammen wollte, nahm den Turkomanen vom sogenannten weißen Schöps Aderbidschan (1505—8) und einen Theil von Armenien, erschlug ihre beiden Fürsten und gründete auf den Untergang ihres Reichs, nach der Eroberung von Shirwan, Diarbekr, Georgien, Turkestan und Mavaralnar, ein Reich, das Aderbidschan, Diarbekr, Irak, Fars und Kerman umfaßte. Er nahm den Namen eines Shahs an und führte die Secte Ali in den eroberten Ländern ein. Seine Nachfolger, Tamasp (1523—75), Ismael II. (1576—77), Mohammed (1577—86), Hamzeh (1586), Ismael III. (1587), führten unglückliche Kriege mit den Türken und Usbeken. Aber der große Shah Abbas (1587—1629) stellte durch seine Eroberungen das Reich wieder her. Er nahm den Türken Armenien, Irak Arabi, Mesopotamien, die Städte Tauris, Bagdad und Bassora, den Usbeken Khorasan, den Portugiesen Ormus und den Mongolen Kandahar, und demüthigte Georgien, das sich der Zinsbarkeit entzogen hatte. Er führte die unumschränkte Herrschaft in Persien ein, versetzte seine Residenz nach Ispahan und verordnete die Wallfahrt nach Medshed, um die nach Mekka unter den Persern abzuschaffen. Die folgenden Regenten, Shah Sefi (1629—42) und Abbas II. (1642—66), führten neue Kriege mit den Türken und Indiern, mit jenen wegen Bagdad, das verloren ging, mit diesen wegen Kandahar, welches 1660 wieder erobert wurde. Unter Shah Soliman aber (1666—94) versank das Reich in Kraftlosigkeit und verfiel gänzlich unter dessen Sohne Hussein. Die Afghanen in Kandahar fielen 1709 unter Mirweis ab, und dessen Sohn, Mir Mahmud, bemächtigte sich 1722 des ganzen Reichs. Wilde Anarchie folgte. Der wahnsinnig gewordene Mahmud wurde 1725 von Asharf gestürzt, dieser aber von Thamasp Kuli Khan besiegt, welcher unter Mitwirkung der Russen und Türken Hussein's Sohn, Thamasp, auf den Thron setzte (1729). Als dieser aber Georgien und Armenien an die Türken abtrat, setzte ihn Kuli Khan ab und erhob dessen minderjährigen Sohn, Abbas III. (1732), auf den Thron. Die den Russen und Türken abgetretenen Provinzen gewann er durch Schlachten und Vergleich wieder und bestieg, als Abbas III. schon 1736 starb, u. d. N. Shah Nadir selbst den Thron. Er erhob Persien durch Waffenglück und strenge Regierung zu seinem vorigen Ansehen, eroberte Baharein (1735) und Balkha (1736) vom Khan von Bochara, Kandahar (1738), fiel darauf (1739) in Hindostan ein und nöthigte den Großmogul Mohammed, ihm einige Provinzen am Indus und seine meisten Schätze zu überlassen. Aber 1747 ward Nadir von den Anführern seiner Leibwache ermordet, und sein Tod stürzte das Reich in neue Zerrüttungen. Vier Reiche bildeten sich: 1) Khorasan und Sedshestan; 2) Kandahar oder die östlichen Provinzen; 3) Fars oder die westl. Provinzen, und 4) Georgien. Letzteres behielt meistens seine eignen Fürsten, die sich endlich Rußland unterwarfen; in Kandahar und dem Osten gründete Ahmed Abdallah das Reich der Afghanen. Er siegte bei Panniput und gebot mit Allgewalt in Indien. Seine Residenz war Kabul. Ihm folgte 1753 Timur und diesem Zeman. In den beiden andern Reichen aber gelang es, nach langen und blutigen Kämpfen

zwischen Verwandten und Statthaltern, dem Kurden Kerim Khan, der unter Nadir gedient hatte und von niedriger Herkunft war, die Ruhe herzustellen und seine Macht zu befestigen, indem er endlich den Mohammed Khan überwand, welcher floh und in Mazanderan umgebracht wurde. Seine Weisheit, Gerechtigkeit und Kriegserfahrung erwarben ihm die Liebe seiner Unterthanen und die Achtung seiner Nachbarn. Er selbst nannte sich nie Khan, sondern nur Vekil (Regent). Er ließ sich 1755 zu Shiras nieder, machte diese Stadt zu seiner Residenz und starb 1779 (ein Wunder!) eines natürlichen Todes. Neue Verwirrungen traten nach seinem Tode ein. Seine Brüder wollten sich mit Übergehung seiner Söhne des Throns bemächtigen. Ein Prinz von Geblüt, Ali Murat, blieb 1784 im Besitz desselben; nur in Mazanderan hatte sich ein Verschnittener, Aga Mohammed, ein Mann von altem Geschlecht und nicht gemeinen Eigenschaften, unabhängig gemacht. Ali Murat, der gegen ihn zog, starb an einem Sturze mit dem Pferde und hinterließ das Scepter seinem Sohne Jafar. Dieser wurde von Aga Mohammed bei Yezdekast geschlagen und flüchtete nach Shiras. Hier kam er 1792 in einem Aufstande um, als Aga Mohammed die Stadt angriff. Vergebens suchte Jafar's Sohn, Luthf-Ali, in mehren verzweifelten Gefechten das Glück für sich zu gewinnen. Aga Mohammed blieb Sieger und ernannte zu seinem Nachfolger Babakhan, seinen Neffen, welcher seit 1796 unter dem Namen Feth-Ali-Shah zu Teheran herrscht, um den Russen näher zu sein, welche ihm in Georgien und in den angrenzenden Provinzen die Spitze boten. An diese verlor Persien in dem letzten Frieden (1812) ganz Daghestan, die Khanschaften von Kuba, Shirwan, Baku, Salian, Talishah, Karaachb und Gandsha mit Entsagung aller Ansprüche auf Shularegi, Kharthli, Kachethi, Imerithi, Guria, Mingrelien und Abchasien, und mußte die russische Kriegsflagge auf dem kaspischen Meere gestatten. (S. Rußland.) Feth-Ali, geb. 1768, ist ein Turkmane aus dem Stamme Kadschar Shah, ward durch seinen Kronprinzen und seinen Günstling Hussein Kuli Khan, die Rußland im Innern beunruhigt glaubten, 1826 zu einem Angriffskriege gegen Rußland bewogen. Die Perser fielen ohne Kriegserklärung in das russ. Gebiet ein, reizten einen Theil der Mohammedaner zum Aufstande und drangen bis Elisabethpol vor; allein sie wurden geschlagen (14. u. 25. Sept.) und die Russen eroberten das Land bis an den Araxes. (Vgl. Rußland.) S. John Malcolm's „History of Persia" (London, 2 Bde.; franz. Paris 1821, 4 Bde.). Über das westl. Persien verdanken wir nach Chardin, Niebuhr, Olivier, die neuesten Nachrichten den Reisebeschreibungen von Kinneir, Morrier, Ouseley und vorzüglich Ker Porter; auch dem gelehrten Orientalisten Will. Price (Gesandtschaftssecretair bei Ouseley's Sendung): „Journ. of the Brit. Embassy to Persia" (London 1825, m. Kpf.). J. B. Fraser schildert in s. „Narrative of a Journey into Khorasan 1821—22" (Lond. 1825, 1. Bd., 4., m. K.) den allgemeinen Zustand Persiens. Sehr anziehend sind „Hadschi Baba's von Ispahan bunte Abenteuer", von J. Morier (a. d. Engl., 2. Aufl., Leipzig 1827, 3 Thle.). Wie überwiegend der Einfluß der Engländer in Persien sei, zeigt G. Keppel's „Journey from India to England by Bassorah, Babylon, Curdistan, Persia etc. 1824" (London 1827, 4.). Auch Drouville's „Voy. en Perse 1812 fg." (Petersb. 1820, 2 Bde., 4.; 2. Aufl., Paris 1825, 2 Bde.) enthält gute Nachrichten; ferner des k. russ. Generalconsuls Hrn. v. Freygang „Briefe üb. d. Kaukasus u. Georgien", von Frau Friederike v. Freygang, geb. v. Koudrieffska, nebst einem Reiseberichte ihres Gemahls nach Persien 1812 (franz. Hamburg 1816, ins Deutsche übersetzt vom Staatsrath v. Struve). Bucet's und Balbe's „Neue Charte von Persien" (Paris 1826) begleitet ein geschichtl.-statist. Abriß dieser Monarchie. Über Altpersien s. man v. Hammer's Abhandlung im 9. Bde. der wiener „Jahrb. der Literatur".

Persische Sprache, Literatur und alte Religion. In den

persischen Provinzen, die vormals das medische Reich bildeten, waren das Zend und das Pehlvi die bedeutendsten Sprachen; jenes im N., dieses im S. von Medien. Der Name Zend selbst ist pehlvisch und bedeutet lebendig. In der Zendsprache, die nirgends als lebende, sondern nur als heilige Sprache erwähnt wird, schrieb Zoroaster (s. d.) oder Serdusch seine Religionsbücher, welche Anquetil du Perron, soweit sie noch vorhanden sind, uns näher bekanntgemacht hat, unter dem Namen Zend avesta, d. h. das lebendige Wort. (W. Jones hörte von einem gelehrten Anhänger der Zoroaster'schen Lehre, daß Zend der Name der Schriftzüge ihrer Religionsbücher, Avesta hingegen der Name der Sprache sei.) Schon vor Anfang unserer Zeitrechnung scheint sie gewaltsam verdrängt worden und erloschen zu sein, und gegenwärtig gibt es, selbst unter den Gebern, die sich noch zur Lehre Zoroaster's bekennen, sehr Wenige, die ihrer kundig sind. Das Zend soll sowol im grammatischen Bau als in s. Wurzelwörtern große Ähnlichkeit mit dem Sanskrit und mit der deutschen Sprache haben. (Vgl. Rask.) Das Pehlvi, d. i. die Heldensprache, welches ungefähr gleichzeitig mit dem Zend zuerst in Medien oder Parthien (in der Landessprache Pehlo oder Pehluwan) gesprochen wurde und mit dem Georganischen und Aramäischen große Verwandtschaft haben soll, gelangte zu einer großen Ausbildung und ward unter den parthischen Königen Reichs- und höhere Gesellschaftssprache, mußte aber dem Parsi weichen, als der Sitz des Reichs in die südlichen Provinzen verlegt wurde und die Sassaniden es sogar verboten. Nach unbestimmten Nachrichten soll es indeß noch jetzt von einem nomadischen Volke in Shirwan (den Pubdar) gesprochen werden. Unter den Gebern sind auch nur Wenige, die es verstehen. Die Schriften Zoroaster's wurden früh in das Pehlvi übersetzt; außerdem sind noch verschiedene theologische und historische Schriften darin vorhanden, von denen Ouseley mehre nach Europa gebracht hat. Unter den Sassaniden endlich wurde die sanfte, reiche und bildsame Sprache der Provinz Fars oder Farsistan, das Parsi, herrschende Sprache in Persien, aus welchem sich das Neupersische und aus beiden die rauhe kurdische Mundart bildeten. Das Parsi oder die unvermischte Sprache von Fars verräth einen gemeinschaftlichen Ursprung mit dem Sanskrit, ohne daß wir, mit Schlegel, das Sanskrit zur Mutter des Parsi, noch, mit Frank, das Parsi zur Mutter des Sanskrit machen wollen, wiewol die letztere Meinung durch die größere Einfachheit des Parsi besser begründet zu sein scheint als die erstere. Ziemlich rein finden wir das Parsi noch im Ferdusi u. andern Schriftstellern aus dem ersten Jahrh. des Mohammedanismus, jedoch nicht ganz unvermischt mit Arabischem. Diese Einmischung des Arabischen in das Parsi erfolgte seit der Eroberung Persiens durch die Araber, als die mohammedanische Religion in Persien herrschend, und die arabische Sprache die eigentlich gelehrte Sprache der Perser wurde. Die Aufnahme nicht nur einzelner Wörter, sondern auch ganzer Phrasen geschah theils aus Bedürfniß, da im Parsi für viele neue Begriffe das Wort fehlte, theils aber auch, um sich zum Unterschiede von dem gemeinen Haufen gebildeter und zierlicher auszudrücken. So entstand das Neupersische. Die arabischen Wörter, aus welchen es gemischt ist, sind theils unverändert geblieben, theils nach persischer Weise verändert und gebeugt worden. Die Ähnlichkeit des Persischen mit dem Germanischen ist zwar nicht so groß, daß der Deutsche, wie Leibnitz sagt, ganze persische Verse sogleich verstehen könne, aber sie ist unleugbar vorhanden. Sie beweist, ohne uns zu unnützen Hypothesen zu berechtigen, daß der gleichfalls aus Asien stammende Germane mit dem alten Bewohner Persiens aus Einer Quelle schöpfte. Ein Gleiches gilt von dem Kelten, Slawen, Thrazier, von deren Sprache wir ebenfalls Spuren im Persischen vorfinden. Nach Hammer ist das heutige Persische die nächste Stammverwandtin des Deutschen aus allen morgenländischen Sprachen. In dem Lande, welches nach Mirchond vormals Dschermania, nach Eddussi Erman hieß, ist das Altpersische

einheimisch, sodaß die Deutschen den Namen Germanen nicht erst den Römern verdanken. Im grammatischen Bau ist das Persische an Einfachheit ganz der engl. Sprache ähnlich, in der Fähigkeit, Wörter zusammenzusetzen, der deutschen. Wir übergehen die Mundarten der persischen Sprache und führen nur an, daß die ausgebildetste derselben, das verfeinerte Parsi, welche die Hof- und Gelehrtensprache geworden, Deri (Hofsprache, van Dar, Pforte), die gemeine Volkssprache aber Valaat heißt. Die Schrift der Perser ist die arabische, mit Hinzufügung von 4 Buchstaben mit 3 Punkten, welche die Araber nicht haben. Am häufigsten sind ihre Bücher in dem hängenden und gezogenen Schriftzuge geschrieben, welcher Tàlik heißt. Die persische Literatur, in deren Besitz bis zur Einführung des Islam die Magier waren, hat in ihren alten Mundarten, dem Zend und Pehlvi, außer den schon oben erwähnten Werken und den zum Theil unverständlichen persepolitanischen Inschriften nichts mehr aufzuweisen. Was der Vernichtung zur Zeit Alexanders entgangen war, wurde unter den Khalifen vertilgt, und nur wenige Trümmer erhielten sich unter den geflüchteten Parsen oder Gebern. Die persische Bildung sank in den ersten Zeiten der arabischen Herrschaft; bis ins 10. Jahrh. findet sich keine Spur einer Literatur; erst unter den Abassiden blühten die Wissenschaften auch in Persien wieder auf, und schon war die arabische Literatur im Sinken, als die persische sich, von den Bujiden und Seldschucken begünstigt, erhob. Unter den Fürsten, welche Gelehrte und Dichter durch persönliche Gunst und Belohnungen aufmunterten, verdienen genannt zu werden der Bujide Azad Eddaulet in der Mitte d. 10. Jahrh., die gaznevidischen Sultane, Mahmud Sebektechin und Keder Ben Ibrahim, und der seldschuckische Sultan Malekshah mit seinem Vezir Nazam el Maluk und Keder Chan Chakan. Diese Blüthe der Literatur dauerte bis ins 13. Jahrh. auf Dschingiskhan. Timur im 14. und die Türken im 15. Jahrh. brachten sie immer mehr in Verfall, und im 16. erlosch sie fast ganz. Die Bedrückungen und Unruhen, welchen Persien seitdem unaufhörlich ausgesetzt gewesen, haben das Wiederaufblühen der wissenschaftlichen Bildung nicht erlaubt. Die alte persische Sprache ist von der türkischen jetzt fast verdrängt; nur die Parsen sprechen sie. Aber aus jenen frühern Zeiten besitzen die Perser zahlreiche und kostbare Schätze der Literatur, besonders in der Poesie, Geschichte, Geographie ꝛc. Wir müssen uns großen Theils auf Das beschränken, was von den Europäern bearbeitet worden ist. Der glänzendste Theil der persischen Literatur ist die Poesie. S. Jos. v. Hammer's „Gesch. d. schönen Redekünste Persiens" (Wien 1818). Hier nennen wir zuerst Rudegi, den Vater der neuen persischen Poesie, welcher Bidpai's Fabeln poetisch übersetzte und den epischen Dichter Ferdusi (s. d.) aus Thus, den Verf. des „Shahnameh" oder des Königsbuchs, welches Görres epitomirt hat, zu Anfang d. 11. Jahrh.; ferner seine Zeitgenossen, die berühmten Lyriker Ansari (der erste Dichterkönig) und Ahmed Essedi aus Thus. Weiter sind als Lyriker ausgezeichnet: Anweri oder Enweri aus Bednah in Khorasan, gest. 1200, unübertroffen in der Kaside, nur dem Hafiz weichend in der Ode (Gasel), 2 seiner Gedichte stehen in den „Asiatic miscellanies", eins in den „Fundgruben"; Chakani, sein Zeitgenosse und Nebenbuhler; Chodscha Hafiz Schemseddin Mohammed, am bekanntesten unter dem Namen Hafiz (s. d.); Shahi, wahrscheinlich ein Schüler des weiter unten vorkommenden Dschami, Hatefi, Emir Khosru, Senai, Shefali und viele andre Verf. ganzer Divane, die in Hammer's „Geschichte der schönen Redekünste Persiens" aufgeführt sind. Auch zählt die persische Poesie unter ihren Lyrikern den türkischen Kaiser Selim I., den unglücklichen Shah Allum (s. Franklin's „Life of Shah Allum") und den Shah Feth Ali. Als Lyriker, Mystiker und moralischer Dichter ist vor allen Andern sowol im Morgenlande als auch bei uns berühmt Scheich Sadi (s. d.). Auch Ferideddin Attar, ein Zeitgenosse Sadi's, schrieb eine sehr geschätzte Sammlung von

Sittensprüchen u. d. T.: „Pendnameh" (das Buch der Rathschläge), welches Sylvester de Sacy vollständig herausgeg. hat, und mehre andre Dichterwerke. Für das vollkommenste Muster mystischer Schreibart gilt Dschelaleddin Rumi, aus Balkh in Khorasan, der eine eigne Secte stiftete und als frommer Sofi 1262 starb. Sein großes Werk: „Kilat el Metnavi" (Sammlung v. Distichen), ist so schwer zu verstehen, daß eigne Wörterbücher dafür verfaßt worden sind. Einer der fruchtbarsten und zugleich angenehmsten Dichter Persiens ist Abdalrahman oder Abdurrahman ebn Achmed, bekannter unter seinem Beinamen Molla Dschamy (s. d.). Unter die Dichter vom ersten Range gehört endlich noch Nizami oder Nisami, zu Ende des 16. Jahrh., dessen Werke aus 5 großen Gedichten bestehen, worunter Khosru und Shirin, Leila und Medschnun und die Geschichte Alexander's (Iskander-nameh) episch sind. Einige aus seinem „Buche des Glücks" gezogene Fabeln und Erzählungen sind im Original und in Übersetzungen erschienen. Wollten wir noch bei der Anführung bloßer Namen verweilen, so könnten wir Khosru aus Dehli, Abul-atha aus Kirman, und Nani, von denen jeder 5 große Gedichte geschrieben; ferner Mir Ali aus Shirwan, Achmed aus Kirwan und Emir Soleiman, jeder als Verf. eines Iskandernameh berühmt, und außerdem viele Andre nennen. Statt dessen aber verweisen wir lieber auf das treffliche Werk Hammer's. Die Quellen zur Kenntniß der persischen Dichter sind, außer dem „Beharistan" des Dschami und dem allgemeinen Werke Hadschi Chalfa's, ihre Lebensbeschreibungen des Persers Dauletschah, fortgesetzt von Sam Mirza, u. d. T.: „Teskiretelchoara", woraus sich einige Auszüge von S. de Sacy in den „Notices et extraits des Manuscrits etc." finden, u. das „Ateshkede" (Feuertempel) von Hadschi Lotfali Beg, mit dem Beinamen Azir. Der berühmteste neuere Dichter der Perser, Blab-Phelair, starb 96 J. alt 1825. Er hinterließ astronom., moral., polit. und literar. Schriften. Man nannte ihn Persiens Voltaire. — Nicht minder groß ist die Menge in Prosa geschriebener Fabeln, Märchen und Erzählungen. Dahin gehört das „Anwar Soheili", eine pers. Übers. der Fabeln der Bidpai, das „Bahar Danush", von Einajut Ollah (übers. von J. Scott u. d. T.: „Garden of knowledge", 1799, 3 Bde.), das „Tootinameh", oder Erzählungen eines Papageien (pers. und engl. von Hadeley), die von Ouseley übers. „Tales of Bakhtyar and the ten Veziers etc.". Andre dergl. Werke sind von Scott für seine „Tales, anecdotes and letters, transl. from the Arabic and Persian" (1800), von Langlès für seine „Contes, sentences et fables, tirées d'auteurs arabes et persans" (1788), und ähnliche Sammlungen benutzt worden.

Für Geschichte, Geographie und Statistik besitzen die Perser große und wichtige Werke. Eine allgemeine Geschichte von Adam bis auf seine Zeit schrieb Abu Said (oder Abdallah Ben Abulkasin Beidavi) um 1276, u. d. T.: „Historische Perlenschnur". Den 8. Th. dieses Werks, der die chinesische Geschichte enthält, hat Andr. Müller pers. und lat. herausgeg. Turan Shah, der 1377 zu Hormuz starb, schrieb ein Shahnameh, welches ausgezogen ist in Pedro Texeira, „Relaciones del origen, descendencia y succesion de los reyes de Persia y de Hormuz" (Amb. 1610). Mirchond oder Mohammed Ebn Emir Chowand Shah, welcher 1741 blühte, schrieb das große Geschichtswerk u. d. T.: „Hortus puritatis in historia Prophetarum, Regum et Chalifarum", von dem, außer dem Bruchstück in Wilken's „Grammatica persica", 4 Abschnitte mitgetheilt worden: von Jenisch, in der „Historia Regum Persarum (Wien), pers. und lat.; von S. de Sacy in s. „Mémoires sur diverses antiquités de la Perse", die Gesch. der Sassaniden, bloß französisch; von Wilken die „Historia Samanidarum" (Gött. 4.) pers. und lat.; und von Jourdain die Geschichte der Dynastie der Ismaeliten in seiner „Notice de l'histoire universelle de Mirkond etc." (Paris 1814), pers. und franz. An Mirchond schließt sich dessen Sohn Khondemir oder Gayyetheddin

Ben Hamadeddin, mit s. „Compendium historiae universalis Mahomedanae", welches noch Handschrift geblieben. Ein Gleiches gilt von dem wichtigen Tarich el Tabari, der, außer einer türkischen, nur noch in der persischen Übersetzung des Balami vorhandenen, ursprünglich arabisch geschriebenen Geschichte der Völker und Könige von Mohammed Ebn Dschaffar Mahomed Ben Dscherir. Dagegen kennen wir das Lebtharik („Medulla historiae") des Al Emir Yahia Ebn Abdollatif al Kazwini (gest. 1351) aus der lat. Übers. von Gaulmin und Galland. Von Mohammed Kasim Ferishta besitzen wir 2 wichtige Werke, wovon das eine Alex. Dow u. d. T.: „History of Hindostan" (Lond. 1768, 3 Bde., 4.), das andre J. Scott u. d. T.: „History of Dekkan" (1794, 2 Bde., 4.) in engl. Übersetzungen bekanntgemacht haben. Ebenfalls sehr belehrend für die Geschichte und Geographie Hindostans ist das „Tuzuki-Dschihan-Guir", von dem Kaiser Dschihan-Guir verfaßt, aus welchem Gladwin in den „Asiatic misc." Auszüge geliefert hat; vor allen aber das „Akbarnameh" von dem Vezir Abul Fazl (erm. 1604), dem elegantesten Schriftsteller Hindostans, der es auf Befehl des Kaisers Akbar schrieb. Die beiden ersten Theile dieses Werks enthalten eine Geschichte Akbar's und seiner Vorfahren, der 3. Th. aber, „Ajin Akbari" betitelt, eine geographische, statistische, physische und histor. Beschreib. Hindostan's, der mancherlei andre Nachrichten beigefügt sind. Von diesem 3. Th. haben Gladwin (u. d. T.: „Ayeen Akbery or Institutes of emperor Akbar") und Langlès (in den „Recherches asiatiques") Auszüge gegeben. Abul Fazl hat auch die dem Wishnu Sarma beigelegten Fabeln aus dem Sanskrit ins Persische übersetzt. Von den Jahrbüchern des Asem aus Kufa hat Ouseley einige Bruchstücke in s. „Orient. collections" mitgetheilt, die auf das Ganze begierig machen. Wir verdanken demselben Gelehrten ein „Epitome of the ancient history of Persia, extracted and translated from Jehan Ara, a persian Mspt." (London 1709). Noch unbearbeitet ist die persische Reichsgeschichte von Alomri nach alten histor. Quellen verfaßt. Viele Werke sind vorhanden über kürzere Zeitabschnitte, einzelne Dynastien und einzelne Fürsten. Das Tarich ali Mosaffer enthält eine Geschichte der 7 Regenten aus der Familie Mosaffer. Shah Babur hinterließ für die Kenntniß von Hindostan wichtige Commentarien, welche Abdul Rahim ins Persische übersetzt hat. Abul-Rizak schrieb ein Leben des Shah Rokh und seiner Nachfolger, ferner die Geschichte seiner Gesandtschaften nach China und Hindostan, welche letztere Langlès in seiner „Collection portative de voyages etc." übersetzt hat. Mevana Abdallah Ibn Faziellah, mit dem Beinamen al Wasi, schrieb im 13. und 14. Jahrh. eine Gesch. Dschingiskhan's und seiner Nachfolger bis 1336. Sherifoddin oder Molla Sherifoddin Ali Yezdi (st. 1446) schrieb eine fabelhafte Biographie Timur's; franz. von Petit de la Croix (Paris 1724), dessen Sohn auch eine „Histoire du grand Genghizchan" aus persischen Quellen lieferte. Eine Geschichte Nadir Shahs von Mirsa Mohammed Mahadi Chan aus Masanderan übersetzte W. Jones ins Französische, eine andre Geschichte desselben von Abdul Keraw aus Kashmir, u. d. T.: „Beyoni Uaki" (nothwendige Erläuterung), übersetzte Gladwin (Kalkutta, 1788); Langlès aber hat dieses Verfs. Wallfahrt nach Mekka in seiner „Collection" im Auszuge geliefert. Endlich lieferte auch Jac. Fraser eine „History of Nadir-Shah. Hier mögen sich die Tuzukati Timur anschließen, welche Davy übersetzt und White herausgeg. hat u. d. T.: „Institutes political and military, written originally in the Mogul language by the great Timur, transl. into Persian by Abn Talib Alhusseini and thence into English" (Oxford 1783, 4.). Von den geograph. Werken in pers. Sprache hat Ouseley ein Bruchstück aus dem Heft „Kleimat" (die 7 Klimas in s. „Orient. coll.") und einen Auszug aus der pers. Übers. der arab. geschriebenen Geographie Ibn Haukal's bekanntgemacht. Über die Chronologie hat Grävius ein wichtiges persisches Werk: „Epochae cele-

briores etc." (Lond. 1650) herausgegeben. Von den persischen Ärzten ist noch keiner bearbeitet worden; um sie indeß nicht ganz zu übergehen, nennen wir nur das kostbare Werk des Abulmansur Mowafin Ben Ali, welches sich zu Wien befindet. Auch die Geometrie und Astronomie studirten die Perser mit Eifer. Nasereddin aus Thus bearbeitete, und Maimon Raschid commentirte den Euklides. Omar Chejan berechnete unter Malekschah (1072) das Sonnenjahr auf 365 T., 5 St., 48 Min., 48 Sec., und unter den astronom. Tafeln, welche Perser zu Werk. haben, sind die auf Hulaku Ilekan's Befehl von Nasereddin angefertigten und nach ihm benannten, jedoch erst 5 Jahre nach Ilekan's Tode (1269) beendigten, und die in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. unter Ulug-Beigh's thätiger Theilnahme von einer großen Anzahl von Astronomen verfertigten, welche Joh. Grävius und Th. Hyde herausgegeben haben, die vorzüglichsten. Hulaku Ilekan stiftete 1259 zu Maragha eine astronomische Akademie und ließ eine Sternwarte bauen, über welche der genannte Nasereddin die Aufsicht erhielt. Ulugh Beigh ließ eine ähnliche zu Samarkand errichten. Ein persischer Kalender, u. d. T.: „Ruznameh nauruz", ist ebenfalls gedruckt erschienen, Fol. Noch müssen genannt werden: Beck's „Ephemerides Persarum per totum annum (Wien 1695, Fol.) und Welsch's „Tabulae aequinoctiales (Augsburg 1676, 4.). Die Werke über Mohammed, die mohammedanische Religion, die Legenden der Heiligen ꝛc. sind unzählig, aber für uns von geringerm Interesse. Dagegen ist von Wichtigkeit, nur leider zu wenig verständlich und daher genießbar, der persische Auszug aus den Vedas, betitelt: „Oupnek'hat", den Anquetil du Perron lat. herausgeg. hat (1804, 2 Bde., 4.), ferner der Desatir (s. d.). Die 5 Bücher Moses finden sich persisch, von einem Juden in Thus übersetzt, in Walton's Polyglotte; von den Evangelien ist eine doppelte Übersetzung vorhanden, eine in derselben Polyglotte, die andre von Whelok herausgeg. (London 1657, Fol.). Ihre Wichtigkeit hat kürzlich Rosenmüller gezeigt. Ihre eigne Sprache haben die Perser mit großem Fleiße bearbeitet; das beweist die Menge der vorhandenen grammatischen und lexikographischen Werke. Nur für Anfänger ist das kleine persisch-türkische Wörterbuch des Shahidi; berühmter ist das von Ardeshir, ferner das von Castellus bei dem seinigen zum Grunde gelegte „Nâemet allah" (Deliciae Dei); aber die beiden berühmtesten sind das Ferhangi Dschihanguir und das Ferhangi Schuuri. Letzteres wurde 1742, ein andres von Seid Ahmed 1804 zu Konstantinopel gedruckt. Diese Übersicht wird hinreichen, die Wichtigkeit der persischen Sprache und ihres Studiums darzuthun, da sie (für den Orient, besonders Indien, Das, was für uns die französische) nicht nur einen großen Reichthum an eignen Werken, sondern auch an Übers. aus dem Arabischen, den verschiedenen indischen und andern Sprachen besitzt, deren Originale theils verloren, theils für uns unzugänglich sind. Mit Hülfsmitteln zu ihrer Erlernung sind wir reichlich versehen. Die Grammatiken von Jones und Richardson (der ältern zu geschweigen) sind jetzt übertroffen durch Gladwin's „Persian moonshee", besonders aber durch Lumsden's „Persian grammar" (2 Bde., Fol.). In Deutschland hat die beste Grammatik Wilken geliefert. Von Wörterbüchern sind die vollständigsten „Meninski Lexicon arabico-persico-turcicum (2. Ausg., 4 Bde., Fol.) (vgl. Aud); „Richardson's Dictionary persian, arabic and english etc. a new edition, with numerous additions and improvements by Ch. Wilkins" (London 1806, 2 Bde., 4.), und „Barretto's „Persian and arabic dictionary" (2 Bde.). Einen Auszug aus Richardson hat Hopkin 1810 in 1 Bd. geliefert. Über Einzelnes findet man gute Belehrung in Jones's „Commentarien", in Ouseley's „Oriental collections" und „Persian miscellanies", in Gladwin's „Dissertation on the rhetoric, prosody and rhyme of the Persians", in den „Fundgruben des Orients", in den reichhaltigen Werken J. v. Hammer's ꝛc.

M

Persius. Aulus Persius Flaccus, ein römischer Satyriker, im J. Chr. 34 zu Volaterrä in Etrurien geb., 62 gest. Andre geben Luna als seine Heimath an. Seine Familie hatte ritterlichen Rang, und demgemäß war auch seine Erziehung, die er zu Rom vollendete. Mit mehren der ausgezeichnetsten Personen damaliger Zeit in vertrautem Umgange, war er geliebt wegen seiner Bescheidenheit und Annehmlichkeit. Schon in dem Alter von 28 J. starb er. Der Stoiker Cornutus, einer seiner Lehrer, machte von ihm 6 Satyren bekannt, welche ein Gemälde des herrschenden Sittenverderbens seiner Zeit im Gegensatze mit dem Ideale des stoischen Weisen und altrömischer Zucht enthalten. Sie sind sämmtlich ausgezeichnet durch Ernst und Strenge, Kraft und Gedrungenheit. Ihre große Dunkelheit entspringt theils aus für uns unverständlichen Anspielungen, theils aus der abgerissenen Schreibart und übertriebenen Kürze. Gewöhnlich sind die Satyren des P. dem Juvenal angehängt. Vorzüglich haben ihn Casaubonus (Leiden 1695), König in Eutin (Göttingen 1804) herausgegeben und Meister commentirt. Ins Deutsche übersetzt haben ihn Passow (Leipzig 1809), Joh. Fr. Wagner (Leipzig 1811) und J. J. C. Donner (Stuttg. 1822).

Personalabgaben sind solche, welche nach den persönlichen Eigenschaften der Unterthanen geordnet sind, als: Personensteuern, Ämtersteuern, Judenzoll, Christensteuer, die Bartmünze unter Peter I., Hurensteuer u. s. w. Da die Eigenschaften, wonach diese Abgaben angelegt werden, nichts andeuten, was eine bestimmte Quelle des Einkommens und den Umfang desselben zu erkennen gibt, das reine Einkommen aber das Einzige ist, wonach eine gerechte und zweckmäßige Steuer abzumessen ist: so sind die Personalabgaben unvollkommene und unzweckmäßige Arten von Abgaben, und wenn sie sonst Niemanden Unrecht zufügen, so thun sie es nur deßhalb nicht, weil sie nach einem andern Princip, als was ihr Name ausspricht, angeordnet sind, und weil sie aus sonstigen vernünftigen Gründen gerechtfertigt werden können.

Personenrecht. Das Wort Person bezeichnet überhaupt ein Wesen, welches sich selbst Zwecke setzen und für dieselben handeln kann, oder welchem Verstand und Willkür zukommt; daher insbesondere der Mensch und im juridischen Sinne der Mensch, als rechtsfähiges oder Rechte besitzendes Wesen Person genannt und der Sache entgegengesetzt wird. Der Mensch ist nämlich ein Vernunftwesen, dessen Charakter vernünftige Selbständigkeit ist, und als solches ist jedes menschliche Individuum zur äußern Freiheit bestimmt, nach welcher er seine Kräfte zur Erreichung seiner Zwecke in der Sinnenwelt gebrauchen kann. Da aber auch andre mit ihm zur Gesellschaft verbundene Menschen zur Foderung dieser Freiheit berechtigt sind, so entspringt daraus für ihn die Verbindlichkeit, die freie Thätigkeit derselben, insoweit sie dadurch seine Rechte nicht verletzen, anzuerkennen. Das Recht, vermöge dessen jedes unabhängige Individuum des Staats selbständig handeln und sich nach vernünftigen Zwecken bestimmen kann, ohne den freien Wirkungskreis Andrer zu beschränken, heißt das Recht der **Persönlichkeit**, welches die Grundlage aller übrigen Rechte und Verbindlichkeiten des Menschen ist. Insofern nun die Rechte bloß in persönlichen Eigenschaften und Verhältnissen ihren Grund haben, werden sie Personenrechte, und der Begriff der Gesetze, durch welche diese Rechte und Verbindlichkeiten bestimmt sind, das Personenrecht (jus personarum) genannt. Sie sind mit den persönlichen Rechten nicht zu verwechseln, welche, im Gegensatze des dinglichen Rechts, bloß Foderungen an bestimmte Personen, gewisse ihnen obliegende Verbindlichkeiten zu erfüllen, sind. Die auf die persönlichen Eigenschaften und Verhältnisse des Menschen sich gründenden Rechte und Verbindlichkeiten aber, oder die Personenrechte, entspringen 1) aus seinen natürlichen Eigenschaften (status naturalis), 2) aus seinen Familien- und 3) aus seinen bürgerlichen Verhältnissen. Das positive Personenrecht hat daher

die Rechte und Verbindlichkeiten zum Gegenstande, welche in einem Staate mit dem Leben oder Dasein überhaupt, mit der Geburt (ob sie ehelich oder unehelich), mit dem Geschlecht, mit dem Alter (ob es mündig oder unmündig), mit der Verwandtschaft, ob sie durchs Blut oder Geschlechtsverbindung entstanden, und mit dem bürgerlichen Stande (ob er frei oder nicht frei, adelig oder unadelig sei) verknüpft sind. Hierher gehören die Lehren vom natürlichen und bürgerlichen Tode, von der Legitimation, von der Tutel und Curatel, von der Ehe, der väterlichen Gewalt, der Sklaverei und Leibeigenschaft, zwei Verhältnisse, welche dem philosoph. Rechte entgegengesetzt sind, weil in ihnen die Person als Sache behandelt wird, dem Bürgerrecht und ähnliche. Das Personenrecht eines Volks beruht also auf seinen Sitten und Gebräuchen. Es begreift aber nicht bloß die einzelnen Individuen, welche man physische Personen nennt, sondern auch die Rechte der sogen. moralischen oder mystischen Personen, welche aus Anstalten oder Gesellschaften bestehen. Mr.

Personification (Personificirung), in der Politik und Rhetorik, die Darstellung eines leblosen Gegenstandes als Person. Dies geschieht, indem man jenen Gegenständen Eigenschaften der Personen beilegt, und mithin sie wirken und sprechen läßt, wie Personen, oder sie behandelt und schildert wie Personen. Im ersten Falle ist die Personification eine ausgeführte poetische Schilderung und kann z. B. dramatisch sein; im letztern Falle ist sie eine poetische oder rhetorische Figur und heißt auch Prosopopöie. Nun könnte man schon diejenigen Figuren Personificationen nennen, in welchen man durch ein einziges Beiwort dem Gegenstande die Eigenschaften lebendiger Wesen beilegt, z. B. die wiedererwachende Natur, der zürnende Sturm, mithin die Metonymie, Metapher ꝛc.; aber im vorzüglichsten Sinne findet Personification statt, wenn der Gegenstand selbst gleich einer selbständigen Person angeredet, geschildert oder redend vorgestellt wird. Hierher gehört daher auch die Sermonication, die Darstellungsart, vermöge welcher leblose Gegenstände oder höhere Geister redend eingeführt werden; oft auch die Vision und die Allegorie. Der Grund dieser rhetorischen und poetischen Figur liegt in dem Wohlgefallen des Geistes an dem Lebendigen und Anschaulichen; denn dadurch, daß Dinge als Personen dargestellt werden, werden sie unserer Einbildungskraft und unserm Gefühle menschlich nah gebracht.

Perspectiv, s. Fernrohr.

Perspective, die Wissenschaft oder Kunst, Gegenstände in der Natur abzubilden oder zu zeichnen, wie sie aus einem gegebenen Standpunkte nach ihrer Gestalt und Farbe gesehen werden, — Kunst des Fernscheins, wie Einige sagen. Insofern man nun vermittelst Lichtstrahlen sieht, welche in geraden Linien von den Gegenständen nach unserm Auge dringen, beruht die Perspective auf der Optik. Inwiefern aber das Zeichnen der Form des Gegenstandes eine Anordnung der Linien und Winkel nach geometrischen Grundsätzen erfodert, kann die Perspective zur Geometrie gerechnet werden, wie es Kästner in seinen „Mathematischen Anfangsgründen" (1. Abth., 1. Th., S. 591) gethan hat. Der Theil der Perspective, der die Gestalt der Gegenstände betrifft, unterscheidet sich indeß wesentlich von dem, welcher die Haltung der Farbentöne lehrt. Es gibt daher eine mathematische oder Linear- und eine Farben- oder Luftperspective. Beide sind den Malern, Baukünstlern, Bildhauern u. a. m., von der größten Wichtigkeit. Ohne eine richtige Kenntniß derselben kann kein Gemälde Wahrheit und Leben erhalten, ja durch Verstoß dagegen wird oftmals der Zweck der Darstellung ganz verfehlt. Sie allein lehrt die Kunst, Verkürzungen mit Genauigkeit und Richtigkeit darzustellen, und selbst bei den einfachsten Lagen bedarf man ihrer. Solange daher die Perspective unbekannt und ungeregelt war, mußte die Kunst in der Kindheit bleiben. In der neuern Zeit wurde diese Wissenschaft am meisten vervollkommnet; doch be-

weisen die Malereien von Herkulanum, daß die altgriechischen Maler wenigstens so viel davon wußten, als für die praktische Anwendung nöthig war. Um zuerst einen Begriff von der Natur der Linearperspective und von perspectivischen Zeichnungen zu erlangen, denke man sich in einiger Entfernung von dem Auge einen Gegenstand auf den Erdboden hingestellt. Zwischen ihm und dem Auge befinde sich eine dünne, durchsichtige, senkrecht stehende Ebene, z. B. eine Glastafel. Es werden Strahlen von allen Punkten jenes Gegenstandes nach dem Auge dringen, bei ihrem Wege durch die Glastafel aber in derselben Punkte abschneiden, die ein treues, täuschendes Bild des Gegenstandes bestimmen, welches man die perspectivische Abbildung oder Projection nennt. Die Linearperspective besteht also hauptsächlich in der Lösung der Aufgabe, wie jeder Punkt in der Natur in die perspectivische Proportion zu bringen sei, und ist mithin, als Theorie betrachtet, die mathematische Wissenschaft, welche uns lehrt, wie sich die Linien, welche die Gegenstände beschreiben, dem Auge des Sehenden nach dem Punkte, auf welchem das Auge ruht, und nach der Entfernung der Gegenstände darstellen, als Kunst aber: die Kunst der richtigen Verkürzung der geraden Linien. Diese Wissenschaft setzt uns in den Stand, alles Übrige, Bäume, Häuser, Paläste, Säulengänge, ganze Landschaften so zu zeichnen, wie sie in der Glastafel erscheinen würden, wenn sie in der Natur zu sehen wären. Da es ohne Figuren nicht möglich ist, die Perspective faßlich darzustellen, so stehe hier nur eine kurze Erklärung der nöthigsten Vorbegriffe. Auf einer Ebene, die man Grund- oder Bodenfläche nennen kann, stellen wir uns einen Gegenstand, z. B. einen Würfel von beträchtlicher Größe, vor. Je nachdem wir unsern Standpunkt nehmen, wird er uns größer oder kleiner, bald von oben, bald von unten, bald von der Seite gesehen, erscheinen. Wir werden bemerken, daß von dem Raume, den seine Grundfläche einnimmt, ein besonderer Riß, Grundriß (ichnographischer Riß) zu fertigen sei, der sich von der aufrechtstehenden Seite oder dem Profile (orthographischer Riß) unterscheidet. Wir werden uns überzeugen, daß wir den Gegenstand davon am deutlichsten und bequemsten mit unverrücktem Auge übersehen können, wenn wir 3 Mal soweit von ihm entfernt sind, als seine Größe beträgt. Was nun bei einem Gegenstande stattfindet, bezieht sich auf alle, z. B. auch auf die in einer Landschaft befindlichen Theile, und lehrt uns für jeden Standpunkt das verhältnißmäßige Gesichtsfeld wählen und nicht mehr Gegenstände in eine Zeichnung aufnehmen, als diesem Raume wirklich entsprechen. Hinter eine Fensterscheibe gestellt, kann man sogleich Versuche hierüber machen und die jedesmalige Pyramide bemerken, die die Gesichtsstrahlen machen, wenn man durch einen Rahmen nach der Gegend hinblickt. Stände nun zwischen dem Würfel und unserm Auge, welches etwa 6 Fuß, die gewöhnliche Höhe eines Menschen, vom Boden angenommen wird, eine viereckige Glastafel senkrecht auf einer Linie, die man die Fundamentallinie nennt, so heißt in diesem Falle die Weite des Auges von der Tafel die Distanz, und die Entfernung vom Boden die Höhe des Auges. Nehmen wir ferner durch den Punkt, wo die Distanz auf die Tafel trifft, und den wir Augen- oder Hauptpunkt nennen, eine Horizontallinie auf der Tafel und eine Verticallinie an, so theilen diese die Tafel in eine rechte und linke, obere und untere Seite, und der Augenpunkt, der ihr Durchschnittspunkt ist, liegt in der Mitte der Tafel. Alle Gegenstände, die nun rechts oder links der Verticallinie stehen, werden wir von der rechten oder linken, alle die, welche über oder unter der Horizontallinie liegen, von oben oder von unten herauf sehen. Gesetzt nun, der Würfel wäre von durchsichtiger Materie, wir könnten also seine Grundfläche sehen, so finden wir, daß von unserm Fußpunkte nach den 4 Ecken dieser Grundfläche Linien gedacht werden können, welche die Fundamentallinie unter der Tafel in 4 Punkten schneiden. Würden nun wieder von diesen Durchschnittspunkten Perpendicularlinien auf der Tafel gezogen, so schnei-

den sie die 4 Strahlen, welche aus den Ecken der Grundfläche nach dem Auge gehen, und bestimmen sofort das Bild der Grundfläche auf der Tafel. Mit den Seiten und übrigen den Würfel begrenzenden Flächen findet eine Ähnlichkeit statt. Diese Bemerkung führt von selbst auf die Construction, durch welche man die Grund- und Profilrisse der Gegenstände in die Projection bringt, und auf den Unterschied, welcher zwischen dem geometrischen Grundrisse und dem perspectivischen stattfindet. Da nun der geometrische Grundriß zum perspectivischen wird, wenn man ihn, anstatt dicht hinter der Tafel ans Glas zu legen, wieder auf die Erde flach auflegt und nun ansieht: so begreift man leicht, wie die regelmäßigsten Figuren, z. B. Quadrate, Cirkel, in der Proportion zu Trapezien und zu Ellipsen werden, und warum der geometrische Grundriß nöthig ist, um den perspectivischen auszumitteln. Wenn man recht aufmerksam den vorhin erwähnten Würfel hinter der Glastafel beobachtet, so wird man ferner finden, daß er, je weiter von der Tafel gestellt, um so kleiner sich abbilden muß; denn die Strahlen, die er nach dem Auge sendet, werden dann immer kleinere Winkel bilden, und so umgekehrt. So bekommen auch alle Linien des Würfels, die mit der Tafel parallel sind, in der Projection eine gleiche Lage, und alle Flächen, die mit der Tafel parallel sind, ebenfalls; sie behalten also eine dem Originale ähnliche Gestalt; theilt man sie, so stehen selbst die Theile in der Abbildung in Verhältniß. Wenn aber Linien nicht parallel mit der Tafel sind, so werden sich ihre Abbildungen, wenn man sie verlängert, in irgend einem Punkte vereinigen, und zwar im Augenpunkte, wenn sie parallel unter sich sind, horizontal, gegen die Tafel über senkrecht stehen. Alle Figuren, welche in der Horizontalebene oder in der Verticalebene des Beobachters (das sind die Ebenen, die man sich durch das Auge und die Horizontal- oder Vertikallinie gelegt denken kann) liegen, erscheinen in der Projection als eine Horizontale oder Verticale; sowie Linien, deren Verlängerung durch das Auge geht, nur als Punkte erscheinen. Die Linien endlich, welche weder parallel mit der Grundlinie, noch mit der Horizontale sind, sehen wir entweder ansteigen oder abfallen, je nachdem sie niedriger oder höher liegen als das Auge ꝛc. Diese und ähnliche Bemerkungen machen die verschiedenen Arten der Constructionen erklärbar, durch welche man die Projection hervorbringt, sie führen aber auch auf die Spur, den richtigen Gesichtspunkt zur Betrachtung eines Gemäldes und zur Beurtheilung desselben aufzufinden. Wir haben gesehen, daß in dieser gewöhnlichen Perspective das Auge in einer bestimmten Entfernung angenommen wird. Natürlicherweise erhalten da alle Linien und Winkel in der Absicht ihres Maßes große Veränderungen. Nun kommt aber bei gewissen Zeichnungen, z. B. bei militairischen Bauriſſen u. dergl., mehr auf das Maß als auf die täuschende Wirkung an. In diesem Falle wird das Auge in einer unendlich weiten Entfernung vom Gegenstande angenommen. Dadurch laufen alle vom Gegenstande nach dem Auge dringenden Strahlen unter sich parallel. Stellt man nun eine Glastafel durch ihren Weg, so ergibt sich darin ein rein mathematisch ähnliches Bild, wo nämlich alle Winkel gleich und alle Seiten proportionirt sind. Man nennt diesen Zweig der mathematischen Perspective die Militair- oder Cavalierperspective. Auch für die Geographie ist dieselbe bei der orthographischen Projection angenommen worden. Man erhält dadurch ein verjüngtes perspectivisches Bild von großen Ländern und Meeren, hauptsächlich aber von der Halbkugel der Erde selbst. Die Linearperspective ist vorzüglich durch Albrecht Dürer und Leonardo da Vinci ausgebildet worden.

Ebenso wichtig als die Linearperspective ist dem Maler, besonders für die Haltung eines Gemäldes, die Luftperspective, obschon sie nicht auf so demonstrirten Grundsätzen ruht wie jene. Sie lehrt den Grad des Lichts beurtheilen, welchen die Gegenstände, nach dem Verhältnisse ihrer Entfernung gegen den

Sehenden, zurückwerfen, und zeigt, wie diese Gegenstände sich im Farbenton abstufen, nach dem Verhältnisse der Zwischenluft, welche dieselben vom Auge des Beschauers sondert. Wenn wir in eine weite Ferne hinausblicken, so sehen wir nur die allernächsten Gegenstände in ihrer wahren Farbe und ungeschwächten Beleuchtung. An den entferntern mischen sich, nach dem Verhältnisse der zunehmenden Entfernung, Licht und Farbe mehr und mehr mit der Farbe der von Dünsten erfüllten Luft, die wie ein unendlich zarter Duft alle Gegenstände umfließt, bis diese endlich am fernsten Horizont ganz in den bläulichen Luftton verdämmern, sodaß wir nur noch ihre Hauptformen wahrnehmen, indem ihre Farbe mit der Luftfarbe verschmilzt. Das Verhältniß dieser Abstufung richtet sich nach der größern oder geringern Reinheit der Luft. Je mehr diese mit Dünsten geschwängert ist, desto stärker, je reiner sie ist, desto sanfter und unmerklicher sind die Abstufungen der Haltung, in welcher die Gegenstände erscheinen. Bei der Luftperspective schwächen sich die Tinten, wie bei der Linearperspective die fliehenden Linien sich verkürzen. Besonders erhalten die beleuchteten Theile des Gegenstandes gebrochenere, schwebendere Farbentöne; der beschatteten Seite kommt oft der Wiederschein oder Reflex zur Hülfe. Ist der Grad der Dichtigkeit der Luft gegeben, so lassen sich auch die Grade dieser Abstufungen bestimmen, denn sie erfolgen nach eben den Gesetzen, wie die Abstufung der Größe in der Linearperspective aus einem gegebenen Abstandspunkte. Da aber diese Grade sich doch nicht so mathematisch genau angeben lassen, wie in der Linienperspective, so muß der Künstler den Maßstab dafür im Auge haben, und erlangt ihn durch aufmerksames Beobachten dieser Wirkung in der Natur. Durch die Luftperspective in einem Gemälde wird zweierlei bewirkt: erstens, daß jeder Gegenstand, nach Maßgabe seiner Entfernung vom Auge, in Farbe und Beleuchtung den Grad von Deutlichkeit erhält, der ihm auf seiner Stelle gebührt; zweitens, daß die verschiedenen Localtöne sich in einen Hauptton vereinigen, welcher nichts Andres ist, als die allgemeine Farbe der Luft und des sie durchströmenden Lichts, welche sich zwischen dem Auge und dem Gegenstande befindet. Die Localtöne der Gegenstände werden durch die Farbe des allgemeinen Tons der Luft mehr oder weniger gebrochen, nachdem dieser selbst mehr oder weniger gefärbt ist. Die Farbe der Luft ändert sich aber nach dem Stande des Sonnenlichts und nach der Beschaffenheit der im Luftraume aufgelöst schwebenden Dünste. Der Maler wählt für seinen Hauptton die Farbe, welche der Hauptempfindung und dem Charakter, welcher in jenem Gemälde herrschen soll, am gemäßesten ist. Aber was für einen Hauptton er auch wählen mag, so muß die Haltung doch immer nach denselben Gesetzen erfolgen, und dieselbe optische Wirkung, nämlich den Schein des verhältnißmäßigen Hervortretens und Zurückweichens der Gegenstände und die harmonische Verschmelzung aller Töne in einen Hauptton, bewirken. Eine richtige Haltung ist zur Wahrheit und Schönheit eines Gemäldes gleich unentbehrlich. Sie gibt ihm den täuschenden Schein der Wirklichkeit und die reizende Harmonie der Natur. (S. Haltung.) Bei der Landschaftsmalerei ist die Luftperspective besonders nothwendig. Die altdeutsche und die altitalienische Schule bis auf Pietro Perugino entbehrten sie fast ganz. Für Anfänger hat Valencienne's „Praktische Anleit. zur Linear- und Luftperspective" (aus dem Franz. von Meynier, mit 36 Kpfrn., Hof 1803) entschiedene Vorzüge in Hinsicht der Deutlichkeit und Anschaulichkeit. Theoretisch, nach geometr. Methode sind Segner's „Anfangsgr. der Perspective" (Berl. 1779). Für Künstler, welche d. Theorie nicht brauchen wollen, ist Mönnich's „Versuch üb. d. Perspective" (Berl. 1794). Außerdem besitzt man von Bürja: „Der mathemat. Maler" (Berl. 1795); von Werner eine ganz praktische „Anweis. alle Arten v. Prospecten selbst ziehen zu lernen" (Erfurt 1781), und von Jacoby e. „Prakt. Anleit. z. Perspective" (mit Kpfrn., Leipz. 1821).

Perspectivmalerei, diejenige Gattung der Malerei, in welcher die Perspective vorzüglich hervortritt. Dies ist der Fall, wo das Innere von Gebäuden, namentlich Tempeln und Kirchen, dargestellt wird, sowie überhaupt in Architekturstücken; daher diese Darstellungen vorzüglich Perspectiven genannt werden. Unter den Italienern lieferten Matteo Zaccolini, Andrea Pozzo, Giov. Paolo Pannini, unter den Franzosen Jacques Rousseau und s. Schüler Philipp Meusnier u. A., unter den Niederländern im 16. Jahrh. de Vries, Heinr. Steenwyk, Vater und Sohn, Peter Neeffs, Emanuel de Witte, Pietro Bronkhorst, van der Heyden und van Deelen ausgezeichnete Perspectiven.

Perth, Hauptst. von Perthshire in Mittelschottland, in einer höchst reizenden Gegend, wo in einiger Entfernung die Grampiangebirge sich erheben, liegt am schiffbaren Tay, welcher mitten in der Stadt von Fahrzeugen wimmelt und über welchen eine 600 Fuß lange, auf 10 Bogen ruhende steinerne Brücke führt, von der man eine vortreffliche Aussicht hat. Die Stadt, eine der schönsten und dem Range nach die zweite in Schottland, hat 1800 H. mit 20,000 E. Es sind hier eine Akademie für mathem. und philosoph. Wissenschaften, eine antiquarische Gesellschaft (die „Transactions" herausgibt), 2 Bibliotheken und eine Handlungsschule. Beträchtlich sind die Leinwand- und Baumwollenfabriken und Twistspinnereien. Ferner unterhält man Bleichen, Lederfabriken, verfertigt viel Schusterarbeiten zur Ausfuhr und treibt einen ansehnlichen Handel. Nicht unwichtig ist die Lachsfischerei im Tay. Man berechnet den Werth der jährl. Ausfuhr davon auf 14,000 Pf. St. Eine Meile von Perth liegt am Tay der alte Sitz der schottischen Könige, **Scone**, mit den Trümmern der Schlösser Macbeth's und Malcolm's (Duncan und Dunsinane). An der Stelle des alten Palastes steht eine alte Burg, der Sitz der Grafen von Mansfield.

Pertinenzien, in juristischem Sinne, Zubehör, Nebensachen, heißt in Beziehung auf die Hauptsache (res principalis) alles Das, durch dessen Entziehung die Hauptsache in ihrem Wesen unverändert bleibt. Man unterscheidet 4 Arten von Pertinenzien: 1) wenn ein gewisses Recht oder eine gewisse Eigenschaft auf einer körperlichen Sache haftet; 2) wenn Bäume, Gesträuche und andre Gewächse auf einem Grundstücke Wurzel geschlagen haben, oder wenn eine bewegliche Sache einer unbeweglichen so fest einverleibt ist, daß sie sich von ihr, ohne Schaden des Ganzen, nicht wol trennen läßt; 3) Sachen, welche zum beständigen Gebrauch bei einer andern angeschafft werden; 4) Sachen, welche die Gesetze ausdrücklich, aus gewissen Gründen, für Pertinenzien andrer Sachen erklären, als die Nebengebäude eines Hauptgebäudes u. dgl.

Perturbationen, Störungen des Planetenlaufs, sind die Abweichungen der Himmelskörper von ihrem regelmäßigen elliptischen Laufe, welche durch ihre wechselseitige Schwerkraft (Gravitation) gegen einander hervorgebracht werden. Erst das von Newton entdeckte Gesetz der allgemeinen Schwere verbreitete auch hierüber ein vollkommenes Licht. Demzufolge ist alle Materie gegen einander, mithin der Planet nicht allein gegen die Sonne, sondern auch gegen die übrigen Planeten, der Mond nicht nur gegen die Erde, sondern ganz vorzüglich auch gegen die Sonne, ja auch gegen Venus und Jupiter schwer. Nun wird bei den Planeten der regelmäßige Lauf in der elliptischen Bahn nach den Kepler'schen Gesetzen bloß durch Gravitation gegen die Sonne, beim Monde bloß durch Schwere gegen die Erde bewirkt; natürlich müssen also Abweichungen von diesen Gesetzen entstehen, wenn noch andre Kräfte mitwirken. So hat man den Schlüssel zu diesem Räthsel und zugleich die physische Ursache desselben. Newton erklärte und bestimmte einen Theil dieser Abweichungen, z. B. den Rückgang der Knoten, das **Vorrücken** der Nachtgleichen, das **Wanken** der Erdachse. (S. d. A.) Vieles aber, wozu die Infinitesimalrechnung nöthig ist, mußte er unbestimmt lassen.

Später beschäftigten sich Clairaut, d'Alembert und Euler mit diesem Gegenstande; aber auch ihre Auflösungen sind nur als Annäherungen anwendbar. Erst Laplace fand die allgemein gültige Formel, welche die genauesten Resultate gibt, und machte dieselbe in s. „Mécanique céleste" bekannt. Das Studium dieses schweren Werkes setzt aber eine genaue Kenntniß der Analysis voraus. Zugänglicher und gedrängter ist darüber Bohnenberger in s. „Astronomie" (Tüb. 1811).

Peru, einst ein spanisches Vicekönigreich in Südamerika, jetzt die Republik Peru (3° 50′ bis 21° 30′ S. Br.) oder Niederperu und **Bolivia** (s. d.). Noch gibt es Denkmäler der alten Peruaner. (S. **Manko-Kapak**.) Sie bearbeiteten geschickt die härtesten Steine ohne eiserne Instrumente. Sie brauchten Äxte von Kieselstein und Werkzeuge aus gehärtetem, mit Zinn gemischtem Kupfer. Die erste Nachricht von dem goldreichen Peru hatte **Balboa** (s. d.) erhalten und s. Landsleuten gegeben. 1525 erschien Franz **Pizarro** (s. d.) mit 112 Mann auf der Küste von Peru und drang nach mehren mißlungenen Versuchen und nachdem er sich verstärkt hatte, über Tumbez bis Caramalca vor, von wo aus er den Inka zu einer Unterredung einladen ließ. Bei dieser Zusammenkunft trug ein Dominicaner dem Inka die christlichen Glaubenslehren vor und schloß mit der Erklärung, daß der Papst dem Könige von Castilien mit allen Ländern der neuen Welt ein Geschenk gemacht habe. Der Inka blieb ungläubig, wofür er mit s. Freiheit und 400 unschuldige Peruaner mit dem Leben büßen mußten. Zwar kauften ihn s. Unterthanen mit unermeßlichen Summen los, bald aber ließ ihm Pizarro den Proceß machen und ihn zum Feuer verdammen. Da der Unglückliche in der Todesangst das Christenthum annahm, ward er aus Gnade erdrosselt. Pizarro nahm darauf von Cusco und den unermeßlichen Schätzen dieser Stadt Besitz. Die Gräuelthaten, welche die Spanier verübten, kamen endlich zur Kenntniß Karls V., der sogleich ein eignes Gesetzbuch für die amerikanischen Reiche verfassen, einen königl. Audienzhof in Lima einrichten ließ und Blasco Nunnez Vela zu dessen Vorsitzer und, mit dem Titel eines Unterkönigs, zum Statthalter von Peru (1543) ernannte. Nunnez aber unterlag den keinem Gesetz gehorchenden Spaniern, und Gonzalez Pizarro machte Lima zum Schauplatz seiner Grausamkeit, bis er von Pedro de la Gasca, einem Geistlichen, überwunden und auf dem Blutgerüste bestraft wurde. Gasca ordnete das Reich und gab die Regierung in die Hände des Audienzhofes. Doch war so lange die Ruhe in Peru von keinem Bestande, als die ersten Generationen des Mord- und Raubgesindels, das sich daselbst angesiedelt hatte, fortdauerten. Der Haß der in den traurigsten Zustand herabgesunkenen Peruaner aber äußerte sich gegen die Spanier von Zeit zu Zeit, und noch im vorigen Jahrhundert in Aufständen, die jedoch bald unterdrückt wurden. — Das ehemal. Vicekönigr. Peru (64,000 □M.), ein weites, zwischen den Andes und dem Weltmeer liegendes Thal, ist in den Valles (an der Küste) sandig, aber fruchtbar, auf den Sierras steinig und minder fruchtbar. Ohne Potosi und Quito begreift Peru nach v. Humboldt nur noch 30,000 (n. A. 21,662) □M. Die Kroneinkünfte wurden sonst jährl. auf beinahe 7 Mill. Thaler geschätzt, wovon 1,300,000 Thlr. in den königl. Schatz flossen. Der Vicekönig, dessen Sitz zu Lima war, hatte einen jährl. Gehalt von 76,000 Thlr. und außerdem noch gewisse Monopole und Gefälle. Peru hat 2 königl. Gerichtshöfe oder Audienzen, zu Lima (seit 1543) und zu Kuzko.

Nach der natürlichen Beschaffenheit kann man Peru in das niedrige Küstenland (eine Ebene mit einem heißen Klima, wo den gänzlichen Mangel an Regen bloß die aus dem Meere aufsteigenden Dünste und der Thau Etwas ersetzen) und in den gebirgigen Theil theilen, wo sich Bergreihen (Sierras) in einer Entfernung von 15 Meilen von der Küste hinziehen und allmälig zu den Andes emporsteigen, deren niedrige Absätze sie sind. Hier sind 8 — 10,000 Fuß sich erhebende Hochebenen und zwischen den Andes unzählige Thäler. In dem Küstenstriche sind nur

die Gegenden fruchtbar, welchen es nicht an Bewässerung fehlt und welche an Bächen und Flüssen liegen. Außer mehren Küstenflüssen, die in die Südsee fließen, sind der Maranhon oder Amazonenfluß, welcher hier seinen Ursprung hat, der Ucayale, ein Nebenfluß des Maranhon, und der Bogota zu bemerken. Die Ebene Pampa del Sacramento, am Ucayale, ist ihrer Fruchtbarkeit wegen berühmt. Fürchterliche Erdbeben und Sandhosen richten zuweilen große Verwüstungen an. Auf den Sierras ist das Klima rauher, aber auch gesunder. Die Erzeugnisse sind: europäische Hausthiere, Lamas, Vicugnas, Quanacos, Fische, Perlenmuscheln, Purpurschnecken, Cochenille, Seidenwürmer, Getreide, Wein, Taback, Zucker, Caffee, Cacao, Vanille, Baumwolle, Chinarinde, peruanischer Balsam, Indigo, Ingwer, Zimmt, Bananas ꝛc. Vorzüglich reich ist Peru an Gold und Silber. Humboldt berechnet den jährl. Werth des Gewinnes dieser edeln Metalle auf mehr als 6 Mill. Piaster. Auch hat man Platina, Kupfer, Zinn, Blei, Quecksilber, Edelsteine, Stein- und Seesalz, Alaun, Salpeter, Steinkohlen, Schwefel ꝛc. Die Einw. sind theils Spanier und Kreolen (130,000), theils Mestizen und Mulatten (240,000), theils Eingeborene oder Indianer, wovon ein Theil die kath. Religion angenommen hat. Die Indianer (bravos) in den Gebirgen lebten stets unabhängig von der span. Herrschaft. Die unterwürfigen Indianer wurden als Unmündige angesehen und konnten zu keiner Art von Staatsbedienungen gelangen. Diese wurden bloß mit Spaniern besetzt, und zu den einträglichsten gelangte nicht einmal ein Kreole, geschweige ein Mestize. Ackerbau und Viehzucht wurden äußerst nachlässig betrieben. Die Gewerbe beschränkten sich auf einige Tuch-, Baumwollen-, Leder- und Goldfabriken in den Städten.

Der Handel ward durch die neuesten Zeitereignisse sehr gestört; der wichtige Wallfischfang an der Küste (besonders Kachelots) befindet sich ganz in den Händen der Briten und Nordamerikaner. Für ihn bietet die 400 Stunden lange Küste mit mehr als 30 Häfen, 20 Buchten und 60 Rheden große natürliche Vortheile dar. Man führt aus: Kupfer, Cacao, China, Schaf- und Vigognewolle und Chinchillahäute; eingeführt werden: Seidenwaaren, Linnen, Tuch, Wein, Damenputz ꝛc. Der Bergbau wird bei dem Mangel an Quecksilber und Holz nicht sorgfältig betrieben. Es gibt 4 Kupfer-, 4 Quecksilber-, 12 Blei- und 680 Silbergruben, 70 Goldbergwerke und Wäschen. Die reichsten Silbergruben sind die von Pasco und Lauricocha. Sie liegen 13,000 Fuß hoch über dem Meere und liefern jährl. 2 Mill. Piaster Ausbeute. Die Minen von Chota oder Gualgayoc in Truxillo sind reicher als die von Potosi, liegen 13,385 F. hoch und geben jährl. bloß an Silber gegen 44,000 Pf. Ausbeute, die von Huantajaya in Arica, in einer wasserleeren Wüste, geben jährl. 52,000 Pf. Hier fand man kürzlich gediegene Massen Silber, die eine von 2, die andre von 8 Cntn. Gold gewinnt man in Tarma aus den Bergwerken zu Pataz und Huilies und in der Wäsche an den Ufern des Maranon Alto. Von 1791—1801 wurde in Lima der Betrag von 32,800,000 Thalern ausgemünzt, darunter 3450 Mk. Gold und 570,000 Mk. Silber. — Peru war in 7 Intendancias getheilt: 1) Truxillo, die nördlichste mit der Hauptst. gl. N. (5800 Einw.). Der Hafen heißt Guanchaca. Die Stadt Piura, die erste Niederlassung der Spanier in Peru, 1531 von Pizarro gegründet, hat 7000 E. Diese Gegend ist bisweilen 10 Jahre ohne Regen. In Caxamarca steht noch der Palast des Inka Atahualpa, den die von ihm abstammende Familie Astorpilcos bewohnt. 2) Tarma, mit der Hauptst. gl. N., 5600 E. In Guanuco sieht man die Ruinen eines Palastes der Inkas, eines Sonnentempels, und auf dem Paramo del Assuay ein Plateau unter dem Äquator, das höher als der Pik von Teneriffa ist, die Reste der großen Straße von Cuzco nach Quito. (S. Inkasstraße.) 3) Lima (s. d.). 4) Guancavelica mit Quecksilbergruben. Auf den Hochebenen gibt es zahlreiche Heerden des peruvianischen Schafes, oder Vicuña.

5) Guamanga mit der Hauptst. gl. N., oder San-Juan de la Victoria (26,000 Einw.). In den Gebirgen gibt es Heerden von dem peruvianischen Kameel oder Huanucos. 6) Cuzco (s. d.). 7) Arequipa, mit der Hauptst. gl. N., die 24,000 E. zählt; 20 span. Meilen davon liegt der Hafen Aranta, und 96 M. weit der Hafen Ocana. Auf dem Rücken des hohen Caylloma entspringt der Apurimac, oder der eigentliche Maranhon, aus einem kleinen Bergsee (16° 10' S. Br.). An die Provinzen des Platastroms grenzt der District Arica, mit der Stadt und dem Hafen gl. N. Östlich von der peruanischen Andenkette breiten sich große Landstrecken, zusammen von 8 — 10,000 □M., bis in das Platagebiet und nach Brasilien aus; dahin gehören die Pampas del Sacramento mit Colonna, oder das Land der Missionen, am Ucayale, Cassiquin und Yvari, in welchem die Jesuiten mehre indianische Stämme bekehrt haben. Der letzte Reisende in diesem Lande, Pater Girval, will hier 1791 an 25 verschiedene Stämme entdeckt haben, unter welchen die Conibos, Panos, Chipeos, Piros u. a. m. zum Theil das Christenthum angenommen haben, die übrigen aber sehr wild und kriegerisch, einige sogar Anthropophagen sind. Dieses Land ist mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt; doch haben die Missionarien der Jesuiten Dörfer für Ackerbau und Viehzucht angelegt, und Pater Girval sah im Lande der Panos in dem Dorfe Sariacu ein Kloster, das Anna Rosa, eine in Lima erzogene Italienerin, die von dem Stamme wie ein Oberhaupt verehrt wurde, gestiftet hatte. Andre Nomadenstämme, die nördlich von den Pampas der Missionen, den Landstrich Chunchos, zwischen Brasilien und Peru bewohnen, sind wenig bekannt.

In Peru regte sich der Geist der Unabhängigkeit erst 1815. (S. Südamerikanische Revolution.) Die republikanische Partei rief endlich 1823 den Beistand der Republik Colombia an, deren Präsident, Bolivar, mit einem Heere die Unabhängigkeit Perus erkämpfte, welche der colombische Unterfeldherr Sucre durch den Sieg bei Ayacucho (9. Dec. 1824) befestigte. Hierauf trat der Congreß von Peru den 12. Febr. 1825 zusammen. Oberperu (s. Bolivia) trennte sich in dems. J. von Niederperu. Nun machte der bisherige Dictator von Peru, Bolivar, für Peru einen Constitutionsentwurf bekannt, nach welchem er Präsident der Republik auf Lebenszeit, mit dem Rechte, seinen Nachfolger zu ernennen, werden sollte. Dies reizte eine Gegenpartei so mächtig auf, daß Bolivar mehre Einwohner von Lima und 44 Officiere des peruanischen Heeres verhaften ließ. Darauf kehrte er nach Colombia zurück. Die von ihm eingesetzte Regierungsbehörde unter dem General La Mar versammelte die Wahlmänner, welche jenen Entwurf annahmen und den 9. Dec. 1826 den Befreier Bolivar als lebenslänglichen Präsidenten der Republik Peru ausriefen. Allein in der Nacht vom 26. Jan. 1827 erhob sich die Partei der Unzufriedenen; die Anhänger Bolivar's, meistens colombische Generale, darunter La Mar, wurden verhaftet und eingeschifft. Nunmehr stellten die Peruaner den General Santa-Cruz als Präsidenten an die Spitze der Regierung. Dieser hat den Congreß berufen, welcher die Staatsverfassung entwerfen soll. Die Republik Peru besteht aus den 7 Provinzen: Lima, Cuzco, Arequipa, Guamanga, Truxillo, Guancavelica und Tarma, zusammen 24,461 □M. mit 1,560,000 E. Die Staatseinkünfte werden auf 8 Mill. Gld. geschätzt, die Nationalschuld auf 18 Mill. Gld. Das Landheer bestand 1827 aus 5000 M. und einer Miliz. (S. „Peru", nach Skinner bearbeitet von C. Weyland ꝛc., Weim. 1807 fg., 2 Thle.)

Perücken, vom spanischen Peluca, Haarhaube. Der Gebrauch fremder Haare findet sich schon im Alterthum. So erwähnt unleugbar Xenophon, daß Astyages (um die 50. Olymp.) eine Perücke getragen habe, die dick und voller Haare war. Später trugen mehre römische Kaiser Perücken. Des Commodus Perücke war, wie Lampridius berichtet, mit wohlriechenden Farben bestrichen und

mit Goldstaub gepudert. Nach dieser Zeit findet sich von Perücken keine Spur bis ins 16. Jahrh., wo Herzog Johann zu Sachsen 1518 an s. Amtmann, Arnold v. Falkenstein in Koburg, schrieb: „er solle ein hübsch gemachtes Haar in Nürnberg bestellen, doch in Geheim, also daß nicht bemerkt werde, daß es uns solle, und je dermaßen, daß es grauß und geel sei, und also zugericht, daß man es bequem auf ein Haupt setzen könne". Später wurde Frankreich das eigentliche Vaterland der Perücken, von wo aus sie sich über die meisten Länder Europas verbreiteten. Schon Heinrich III. (von 1575—89) ließ, da er seine Haare durch eine galante Krankheit verloren hatte, die damals gebräuchlichen Deckelhauben mit fremden Haaren besetzen. Unter Ludwig XIII. (von 1610—43) wurde der Gebrauch der Perücken allgemeiner. Selbst Personen, die ihrer nicht bedurften, trugen sie der Mode wegen. Ihre Gestalt veränderte sich von der hundertlockigen Allongenperücke bis zur einfachen Zopfperücke, worüber man sich aus Nicolai's gelehrter Schrift: „Über den Gebrauch der falschen Haare", belehren kann. Die neuere Zeit hat diesen unnatürlichen Putz abgeschafft, und wem die Perücke Bedürfniß ist, der bemüht sich wenigstens, die Natur möglichst treu nachzuahmen.

Peruanische oder Peruvianische Rinde, s. Chinarinde.

Peruanischer oder Peruvianischer Balsam, s. Balsam.

Perugino (Pietro Vanucci, mit dem Beinamen il), der erste Stifter der römischen Malerschulen, geb. 1446 zu Citta della Pieve, erhielt zu Perugia das Bürgerrecht (daher sein Beiname) und zeichnete sich früh durch s. Werke aus. Wahrscheinlich waren Bonfigli und Pietro della Francesca seine Lehrer. Seine Gemälde (urtheilt Fiorillo) haben viel Grazie, besonders gelingen ihm weibliche und jugendliche Vorstellungen; seine Wendungen sind edel und s. Colorit lieblich. Eine gewisse Härte und Trockenheit der Formen und Armuth in den Gewändern sind Mängel s. Zeit, wovon er sich noch nicht losmachen konnte. Seelenruhe und kindliche Einfalt ist der Charakter s. Gemälde. An Erfindung ist er nicht reich. Seine Frescogemälde sind weicher und haben mehr Haltung als s. übrigen Werke, wie s. schönen Arbeiten zu Perugia, Rom, Bologna und Florenz beweisen. Unter s. zahlreichen Schülern, die ihn zum Theil treu nachahmten, ist der berühmteste der große Rafael.

Pervigilien hießen die Feste, welche von den Alten gewissen Göttern, besonders der Ceres, Venus und dem Apoll, zu Ehren Nachts gefeiert wurden. — Auch ein nächtliches Gastmal.

Pescherähh, s. Feuerland.

Peschiera, Festung im lombard.-venetian. Königreiche, Gouvernement Mailand, Delegation Brescia. Der Ort ist unbedeutend (1400 E., 800 M. Garnison), aber seine Lage am südlichen Ufer des Gardasee, da, wo der Mincio ausfließt, wie auch an der Straße, die von Tirol herabkommt und sich hier nach Brescia, Mantua und Verona scheidet, macht ihn militairisch wichtig. Deßhalb räumte ihn auch die Republik Venedig, der er gehörte, beim Ausbruch des Kriegs mit den Franzosen 1796, den Östreichern ein, was Napoleon als Verletzung der Neutralität ansah. Anstatt den Platz aber gehörig zu benutzen, überließ ihn Beaulieu nach der Schlacht bei Lodi und beim raschen Vordringen der Franzosen, diesen freiwillig mit allem darin befindlichen Wallgeschütz. Seine Wichtigkeit besser erkennend, ließ ihn Napoleon sofort durch den General Chasseloup in tüchtigen Vertheidigungsstand setzen. Die Vortheile hiervon ergaben sich bald. Denn als Napoleon Mantua belagerte, konnte diese Festung von Tirol und dem Gardasee her über Peschiera keine Zufuhr mehr erhalten. Und als späterhin Wurmser (an Beaulieu's Stelle) wieder zum Angriff überging, ward ihm das kleine Peschiera ein wesentliches Hinderniß in s. Bewegungen von Tirol gegen Mailand. Er ward genöthigt, einen Theil s. Kräfte zur Beobachtung und Einschließung zu verwenden,

ohne den Platz erobern zu können. Wie nun sein Vordringen gescheitert war, und er sich wieder über den Mincio zurückziehen mußte, vermißte er noch empfindlicher den Stützpunkt für s. rechten Flügel. Sein Einschließungscorps vor Peschiera, in einem verschanzten Lager außer dem Bereiche des Geschützes der Festung, sollte ihn zwar ersetzen, allein in dem Gefecht am 6. Aug. konnten die Franzosen um so leichter das östreich. Lager überwältigen, da sie durch ihre Besatzung in der Festung unterstützt wurden. Masséna ließ durch Augereau und Victor die Östreicher aus ihren Verschanzungen treiben; sie mußten die Belagerung aufheben und verloren 700 M. und 12 Stück Geschütz. Wurmser selbst konnte nun s. Stellung nicht mehr behaupten, da die Franzosen am folg. Tage bequem bei Peschiera über den Mincio gingen und ihre Vortheile ungehindert benutzten. Dieser Fall beweist den nicht zu berechnenden Einfluß selbst kleiner Festungen auf die Ereignisse des Kriegs, wenn diese Festungen eine günstige Lage haben. Man s. Napoleons Bemerkung über Peschiera in dessen „Mémoires", Th. 3 und 4. 5.

Pest (Pestilenz), eine schnell tödtende und sich weit verbreitende Krankheit, welche in einem fieberhaften Zustande besteht, der mit höchster Schwäche und Zerrüttung der Lebenskraft und gewissen örtlichen Zufällen, nämlich Beulen, Brandgeschwüren, Brandblattern und Flecken, verbunden ist. Die letztern Zufälle sind in dieser Verbindung die charakteristischen Zeichen der Pest, da die übrigen auch andern Krankheiten zukommen, welche zwar äußerst bösartig, auch allgemein herrschend sein können, allein doch nicht Pest, sondern allenfalls nur pestartig genannt zu werden verdienen. Insofern aber jene Krankheit aus Asien und Afrika abstammt und sich von da nach Europa herübergezogen hat, auch jetzt noch im Orient einheimisch ist, nennt man sie zum Unterschiede von andern pestartigen Krankheiten auch die orient. (levantische) Pest. — Im Anfange überfällt den Kranken meistens eine große Niedergeschlagenheit des Gemüths, äußerste Mattigkeit des Körpers, gelinder Frost mit darauf folgender Hitze, die in ein innerliches unausstehliches Feuer übergeht, Schwere des Kopfes; dazu kommen: Betäubung, starre, glanzlose oder wild glänzende Augen, bleiches, bleifarbiges Gesicht, häufige Angst, Unruhe, Entkräftung, tödtliche Schwäche, Irresein. Bei Manchen stellt sich Ekel und Erbrechen ein. Der Durst ist unauslöschlich, die Zunge dunkelroth oder weißlich belegt, die Sprache undeutlich. Im weitern Verlaufe der Krankheit wird das Gesicht oft lebhaftroth, das Athemholen schnell und ängstlich; zuweilen stellt sich gallichtes, grünes oder blutiges und schwarzes Erbrechen, auch ähnlicher Durchfall ein. Das Irrereden geht zuweilen in Raserei über. Der Urin ist zuweilen trübe, schwarz, weißlich oder blutig. Auch entstehen Blutflüsse. Wo die Krankheit nicht schnell den Tod herbeiführt, zeigen sich bald anfangs schmerzhafte Beulen in den Weichen und unterhalb derselben, bisweilen auch in den Ohrendrüsen, unter den Kinnladen, unter den Achseln, am Halse; auch Karbunkeln, kleine weiße, schwarzgelbe, schwarze, brandige Blätterchen über den ganzen Körper. Der Schreck, die Angst, die Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, welche sich gleich beim ersten Eintritte der Pest der Kranken bemächtigen, vermehren das Gefährliche derselben. Bei Vielen tritt der Tod schon den ersten Tag, oft schon in einigen Stunden nach dem Ausbruche derselben ein; bei Andern verzögert er sich bis zum zweiten oder dritten Tage. Bei solchen Kranken, an welchen die Beulen und Karbunkeln sogleich und in größerer Anzahl zum Vorschein kommen, sich erheben und in Eiterung versetzen, ist mehr Hoffnung zur Genesung, als bei denen, wo dies nicht geschieht. Die Beulen und Karbunkeln gehen in Eiterung über, oder verhärten sich auch zuweilen, werden geheilt oder ausgeschnitten. Über den Ursprung der Pest und die Ursachen ihrer Verbreitung sind die Meinungen, nach dem tiefern oder höhern Stande der Heilwissenschaft, verschieden gewesen. In den ältesten Zeiten, wo man schreckliche Wirkungen, deren Ursachen nicht zu ergründen waren, Geistern und Dämonen zuschrieb,

hielt man auch die Entstehung der Pest für das Werk derselben. Späterhin glaubte man, in gewissen Veränderungen der Luft, in giftigen Dünsten, die sich aus der Luft herabsenkten, in ganzen Wolken von unendlich kleinen Insekten, welche durch das Athemholen, durch Speisen, oder durch die Einsaugung der Haut in den Körper kämen und das Blut verdürben, ihre Ursache zu finden. Die Ärzte suchten nach dem Zuschnitte ihrer Lehrmeinungen die Ursache bald im Übermaße sulphurischer Theile im Blute, bald in Gerinnung oder Auflösung desselben, u. s. w. Viele hielten die Pest für nicht ansteckend. Gegenwärtig glaubt man, auf Erfahrung gestützt, allgemein an ein Contagium, welches die Krankheit verbreiten kann. Die Pest ist eine besondere, von allen andern unterschiedene Krankheit, und kann nur in den Gegenden, wo sie eigentlich zu Hause ist, sich von selbst erzeugen. Hitze, ungesunde Luft, schlechte Nahrungsmittel und Unreinlichkeit begünstigen ihre Erzeugung und Fortpflanzung. Das Wesen derselben scheint in einer Verminderung der Lebenskraft zu bestehen, welche so plötzlich und allgemein erfolgen kann, daß die Bestandtheile des Körpers, vorzüglich die Blutmasse, von ihrer Normalbeschaffenheit gänzlich abweichen und als verdorben (zu fest oder zu flüssig) erscheinen und das Leben zerstört wird, oft ehe noch die Kraft des Nervensystems eine Gegenwirkung zu Stande bringen kann. Wo der Fortgang der Krankheit nicht so rasch ist, entstehen Fieberbewegungen und örtliche Entzündungen, welche den Überrest der schon herabgesetzten Lebenskraft bald erschöpfen. Man hat bei Leichenöffnungen der Pestkranken sowol im Gehirn, als in der Brust- und Bauchhöhle Ansammlungen von geronnenem oder zersetztem, flüssigem, schwarzem Blute, Entzündungen ganzer Flächen der Häute und brandartige entzündete Flecken in großer Menge gefunden, welche darauf hinweisen. Die Beulen geben schlechtes, fauliges Eiter und erstrecken sich tief nach Innen; die Karbunkeln sind Brandbeulen, welche schon den Anfang des Todes vorstellen und abgestorbene Theile enthalten, auch meistens tief nach Innen sich fortpflanzen. Wo die Natur noch hinlängliche Kraft besitzt, da entstehen die Entzündungen häufiger auf der Haut als innerlich, die Bubonen werden bald in Eiterung versetzt, auch die Brandbeulen geben, wenn sie ausgeschnitten werden, besseres Eiter und sondern sich ab; das Fieber löst sich durch heftigen Schweiß; die Wiederherstellung gelingt nur mit ganzer Kraftanstrengung der Natur, durch welche die Menschen, erschöpft, lange Zeit Gerippen ähnlich umherschleichen. Hat sich die Krankheit ausgebildet, so wird sie ansteckend. Daher die fürchterlichen Verheerungen, welche sie sowol in Asien als in Europa angerichtet hat. Ohne Zweifel haben Pestseuchen sich als natürliche Folgen des Beisammenseins großer Menschenmassen, vorzüglich unter den wärmern Himmelsstrichen, schon in den ältesten Zeiten eingefunden. Nur darf man nicht Alles, was die Geschichtschreiber Pest nennen, für wirkliche Pest halten; oft bezeichnen sie nur bösartige, weit verbreitete Krankheiten damit. Zu den bekanntesten gehörte die von Thucydides meisterhaft geschilderte Pest, welche im 3. Jahre des peloponnesischen Krieges (430 v. Chr.) in dem von den Spartanern belagerten Athen wüthete. Ein großer Theil der Bewohner von Attika hatte sich in die Stadt geflüchtet; Furcht, Schrecken, Mangel an Lebensmitteln, Verderbniß derselben und Verunreinigung der Luft durch die unzählige Menschenmenge, erregten und verbreiteten die Seuche bald in der ungeheuern Stadt. Am 7. oder 9. Tage erfolgte gemeiniglich der Tod. Die Pest in dem belagerten Jerusalem (72 n. Chr.) hat Josephus geschildert. In Rom herrschte die Pest 77 unter Vespasian, unter Marc Aurel 170, wo sie fast ganz Europa und Asien durchzog; unter Commodus 189, und vorzüglich unter Gallienus 262, wo in Rom in einem Tage allein an 5000 Menschen gestorben sein sollen. Seit diesen Zeiten zog die Pest immer in Italien, Griechenland, Asien und Afrika herum und brach vorzüglich in volkreichen Städten aus, z. B. in Konstantinopel unter Justinian 544, wo an 1000 Todtengräber

zur Beerdigung der Todten nicht zugereicht haben sollen. Diese fürchterliche Pest setzte ihre Verwüstungen 50 Jahre mit nur kurzen Unterbrechungen fort; 565 erschien sie als Pestis inguinaria in Trier, 588 in Marseille. Im 7. Jahrh. war sie in Sachsen. 823 war sie in ganz Deutschland, und 875—77 besonders in Sachsen und Meißen äußerst verheerend; ebenso 964. Im 11. Jahrh. brach sie wenigstens 6 Mal in Deutschland, meist nach oder mit Hungersnoth, so heftig aus, daß man glaubte, die Gottheit wolle das ganze Menschengeschlecht vertilgen. Weil man sie übernatürlichen Einflüssen zuschrieb (zuweilen hatte man auch die Juden in Verdacht, als wenn sie durch Vergiftung der Brunnen ꝛc. sie verursacht hätten), so dachte man noch immer nicht an kräftige Vorkehrungen zu ihrer Unterdrückung. Im 12. Jahrh. hielt sie wol über 25 Jahre in Deutschland an; im 13. brachten die von den Kreuzzügen zurückkehrenden Soldaten sie nach Europa und Deutschland. 1347—50 durchwanderte sie ganz Deutschland als sogen. schwarzer Tod, in welcher Heftigkeit und Ausbreitung sie später nie wieder erschien. Im 15. Jahrh. raffte sie 1406 in Sachsen, besonders in Meißen, 1420 in Augsburg, 1429 wieder in Leipzig u. a. viele Menschen weg; in der zweiten Hälfte dieses Jahrh. wüthete sie in ganz Europa, z. B. in Paris, 1450 in Dresden, 1451 in Köln, in Mecklenburg, besonders in Rostock ꝛc.; 1463 in Thüringen und 1472 beinahe in ganz Sachsen, später in den Niederlanden, und war durch schreckliche Zufälle ausgezeichnet. Die Geschichtschreiber der damaligen Zeit stellen uns die grausendsten Gemälde menschlicher Noth und Härte auf. Im 16. Jahrh. herrschte die Pest wieder in ganz Deutschland, 1504 in Sachsen, besonders in Leipzig, wo sie auch 1519 wieder auffoderte, 1533 in Nürnberg, 1535 in Augsburg, 1540 in Dresden, 1541 in Wien, 1547 in Ulm, Lübeck ꝛc., 1598 in Freiburg. Zugleich verbreitete sich eine schon im 15. Jahrh. aus England nach Deutschland gebrachte pestartige Krankheit, der englische Schweiß, durch die Seestädte in das Innere von Deutschland, die Niederlande, Frankreich und Italien. Ungeachtet schon mehre Anstalten getroffen, z. B. Pesthäuser errichtet wurden, so herrschte die Pest doch noch das 17. Jahrh. hindurch in Deutschland, namentlich in Sachsen, vorzüglich in Leipzig von 1607 mehre Jahre, abermals 1624, 1630 und 1632; in Dresden 1632 und 1633; 1637 in Meißen; 1644 in Leipzig; 1666 und mehre Jahre in den Rheingegenden; 1680 abermals in Sachsen, namentlich in Leipzig. Da in den Gegenden des Orients, in Griechenland, der ganzen europäischen und asiatischen Türkei die Pest nie ganz aufhört, so kam sie durch den Handel im mittelländ. Meere unaufhörlich nach Italien, Frankreich und Deutschland, sowie durch Ungarn, Polen, Siebenbürgen. Die Grenzcordons und die Quarantainen in den Seestädten wurden anfangs nicht so streng beobachtet; so wurde noch 1720 durch ein levantisches Schiff die Pest in Marseille und in der ganzen Provence verbreitet. 1795 und 1796 hatte sie sich über die türkischen Grenzländer und weiter ausgedehnt; ihr wurde aber bald durch Ärzte, wie Schraud und Hildenbrand, und thätige Vorkehrungen der Regierungen Einhalt gethan. (S. des Erstern „Geschichte der Pest in Sirmien".) Zuletzt brach sie 1816 in der neapol. Stadt Noja aus.

Die ältesten Völker glaubten durch Opfer, die Christen durch Processionen und Gebete die Pest zu entfernen. Die alten Ärzte versuchten mancherlei Methoden; aus dieser Zeit schreiben sich viele schweißtreibende Mittel her. Durch die Forschungen und die Aufopferung vieler würdigen Ärzte ist man jetzt der Natur und Heilart dieser Krankheit näher gekommen als ehemals, wo Mangel an Muth ebenso hinderlich war als Mangel an Kenntnissen. Vorbauungsmittel zur Verhinderung der Ansteckung, und wenn diese geschehen ist, möglichst baldige Ausschaffung des Giftes aus dem Körper, Verminderung der innerlichen Entzündungen, Aufrechthaltung der Kraft des arteriellen Blutsystems, Bekräftigung des Ner-

vensystems, Beförderung der Eiterung, zeitige Ablösung der Brandbeulen, sind die Hauptzüge der Behandlung. Zum Schlusse erwähnen wir noch eines Mittels, welches als Vorbauungs- und Heilmittel neuerer Zeit zuerst von dem zu Alexandrien angestellten engl. Agenten und Generalconsul, Georg Baldwin, empfohlen wurde. Dieser hatte während seines vieljährigen Aufenthalts im ottomanischen Reiche Gelegenheit genug, über die Pest Beobachtungen anzustellen, und brachte u. A. in Erfahrung, daß unter einer Million Menschen, die in Ober- und Unterägypten an der Pest gestorben waren, nicht ein einziger Ölträger sich befunden hatte. Hieraus schloß er, daß Baumöl ein Verwahrungsmittel gegen die Pest sei, und ermunterte zunächst den Pater Ludwig von Pavia, Pfarrer und Oberaufseher des Pestspitals zu Smyrna, Versuche mit diesem Mittel anzustellen, deren Erfolg seine Erwartung übertraf. Er theilte diese Entdeckung sofort dem Grafen Leopold v. Berchtold bei dessen Anwesenheit in Alexandrien im Nov. 1795 mündlich mit, welcher sie bei s. Zurückkunft 1797, nebst dem Bericht des Paters Ludwig durch den Druck bekanntmachte. Die Anwendung dieses Mittels ist folgende: Sogleich den ersten Tag, an dem man Pestzeichen an einer Person wahrnimmt, wird der ganze Körper derselben, die Augen ausgenommen, mit lauwarmem Baumöl stark und schnell eingerieben. Während dessen werden Fenster und Thüren des Zimmers sorgfältig verschlossen und mit Wachholderbeeren und Zucker stark ausgeräuchert. Nach Beendigung der Einreibung wird der Kranke wieder in das Bett gebracht. Gewöhnlich folgt hierauf ein starker Schweiß, welcher durch Hollunderthee befördert wird. Die Einreibung wird 1 oder auch 2 Mal jeden Tag so lange fortgesetzt, bis heftige Schweiße erfolgen. Sind Pestbeulen vorhanden, so müssen sie öfters mit Öl eingerieben werden, bis sie durch erweichende Umschläge zur Eiterung gebracht werden können. Diese Einreibungen sollen auch ein sicheres Vorbauungsmittel gegen die Pest sein. Außer Smyrna ist die vortreffliche Wirkung dieses Mittels in verschiedenen Gegenden Ägyptens, in Konstantinopel und der Walachei erprobt worden, daher der Gebrauch desselben in den türkischen und angrenzenden russischen und östreich. Besitzungen immer allgemeiner wird. S. D. Wolmar „Abhandl. üb. die Pest" (Berl. 1827). (Vgl. Cholera Morbus, und üb. die westind. Pest od. das gelbe Fieber d. Art. Fieber.) H.

Pestalozzi (Johann Heinrich), als Freund der Menschheit und als Erzieher einer der edelsten Männer unserer Zeit, geb. d. 12. Jan. 1746 zu Zürich, wurde nach dem Tode s. Vaters, der Arzt gewesen war, von frommen Verwandten auf altväterliche, einfache Weise erzogen. Innige Religiosität, starkes Rechtsgefühl, Mitleid gegen die Armen und zärtliche Liebe zu kleinen Kindern deuteten schon in dem Jünglinge auf den Beruf, den er als Mann wählen würde. Für s. Geist hatten Sprachen den meisten Reiz; Neigung und Verhältnisse entschieden ihn für das Studium der Theologie, das er jedoch, als ein Versuch zu predigen ihm fehlgeschlagen war, mit der Jurisprudenz vertauschte. Einige von ihm in Druck gegebene Aufsätze über Berufsbildung und spartanische Gesetzgebung, und die Übersetzung einiger Reden des Demosthenes, waren Proben s. Fleißes und s. Talente. Indeß hatte ihm Rousseau's „Emil" die Unnatur des gelehrten Standes und der europäischen Bildung fühlbar gemacht, als eine schwere Krankheit, die er sich durch das Übermaß des Studirens zugezogen, ihn bewog, sogleich nach s. Genesung den größten Theil seiner, beim Studium des Rechts und der vaterländischen Geschichte gemachten Auszüge und Sammlungen zu verbrennen, allem Umgange mit Büchern zu entsagen und ein Landmann zu werden. Bei einem Ökonomen zu Kirchberg bei Bern erwarb er sich die nöthige technische Kenntniß und kaufte sich dann von s. väterlichen Erbtheil ein wenig bebautes Stück Land bei Bern, unweit Lenzburg, baute ein Wohnhaus und fing nun auf diesem Gütchen, das er Neuhof nannte, in einem Alter von 22 J. zu wirthschaften an. Seine Verheirathung

mit Anna Schultheß, einer Kaufmannstochter aus Zürich, brachte ihn in Verbindung mit einer Cattunfabrik, an deren Geschäften er thätigen Antheil nahm. In diesem ländlichen Verhältnisse lernte er das sittliche Elend des Volks aus eigner Anschauung kennen, und voll Erbarmen und Muth zu helfen, begann er 1775 s. pädagogische Wirksamkeit mit der Aufnahme verlassener Bettelkinder in s. Haus. Bald sah er sich von mehr als 50 solcher Knaben umgeben, denen er Vater, Lehrer und Versorger ward. Er bestritt dies große Unternehmen ganz aus eignen Mitteln; sein erhabener Zweck, die hülflosen Kleinen zu Menschen zu bilden, fand kaum irgendwo Anerkennung, und obgleich er im Feldbau, Hauswirthschaft und Fabrikarbeit, die er mit ihnen neben dem eigentlichen Unterrichte als Mittel zu diesem Zwecke betrieb, richtigen Überblick und große Ansichten hatte, fehlte ihm doch der Takt und die Anstelligkeit für die Kleinigkeiten, die, was den äußern Gewinn betrifft, in diesen Fächern von so bedeutender Wichtigkeit sind. Seine Gutmüthigkeit wurde verspottet, sein Vertrauen auf die Redlichkeit der Menschen gemißbraucht, der Aufwand s. Haushalts kam begreiflicherweise in Mißverhältniß mit s. Erwerbe, nach und nach setzte der edle Mann bei der einfachsten Lebensweise den größten Theil s. Vermögens zu und gerieth in Armuth. Das Hohngelächter der Weltklugen, die in s. Streben nichts als Schwärmerei und Thorheit sahen, machte ihn jedoch keinen Augenblick irre, und mitten unter diesem Ringen mit Schmach von Außen und Noth im Hause kamen die merkwürdigen Erfahrungen über die Quellen des Elends in den niedern Ständen, die fruchtbaren Ideen und Vorschläge zur Rettung dieser vernachlässigten Menschenclasse zur Reife, welche er in s. originellen Volksromane: „Lienhardt und Gertrud" (zuerst 1781 in 4 Bdn.) mit einer Kraft und Innigkeit wie Keiner vor und nach ihm dargelegt hat. Die Beschreibung der Schule Glülfi's zu Bannal in diesem Buche enthält viele charakteristische Züge von P.'s damaligem Leben und Wirken zu Neuhof. Zur Erläuterung dieses wenig verstandenen Volksbuches schrieb er bald darauf 1782 „Christoph und Else", außerdem „Abendstunden eines Einsiedlers" in Iselin's „Ephemeriden", worin er die erste Darstellung von s. Methode gibt, ein „Schweizerblatt für das Volk" 1782 und 1783, eine „Abhandlung über Gesetzgebung und Kindermord" und die gedankenreichen „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts" 1797. Dieses letztere Werk kam in einer Zeit zu Stande, wo P.'s Gemüth durch Kränkungen und Unfälle aller Art in hohem Grade verbittert und fast mit der Menschheit zerfallen war. Das Ausbleiben aller Unterstützung von Seiten der Regierungen nöthigte ihn endlich, ein Unternehmen aufzugeben, das offenbar die Kräfte des Einzelnen überstieg. Das Bewußtsein, mehr denn 100 elende Kinder gerettet und zu brauchbaren Menschen gebildet zu haben, begleitete ihn, als er Neuhof verließ und mit Unterstützung des neuen schweizerischen Directoriums 1798 ein Erziehungshaus für Bettelkinder zu Stanz anlegte. Beinahe 80 Kindern aus der Hefe des Volks wurde er hier allein Lehrer, Vater und Diener. Doch noch vor Ablauf des Jahrs zerstörten der Krieg und die Ränke einer ihm ungünstigen Partei auch diese Anstalt, und, mit Undank belohnt, ging P. nach Burgdorf, um Schulmeister zu werden. Eine Sammelschule war hier bald eingerichtet, Pensionnairs traten hinzu und machten die Annahme gleichgesinnter Mitarbeiter möglich. Eine Schrift über die Anwendung s. Methode durch die Mütter, die P. 1801 herausgab: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt", und die 1803 und 1804 zuerst erschienenen Elementarbücher, das „Buch der Mütter" und die „Anschauungslehre der Zahlenverhältnisse", fanden schon an vielen Orten empfängliche und zur Anwendung geneigte Leser. Neue Unannehmlichkeiten zog sich P. jedoch durch s. lebhafte Theilnahme an den politischen Händeln der Schweizer zu. Er war ein entschiedener Demokrat und Mann des Volks, das ihn auch 1802 als s. Anwalt zum ersten

Consul nach Paris sendete; und in s. 1802 zu Bern erschienenen „Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat", brachte er Rügen und Vorschläge zur Sprache, die bei der damaligen Gährung der Gemüther besonders die Vornehmern wider ihn einnehmen mußten. Aber obgleich er eben darum mit s. Erziehungsanstalt sich selbst überlassen blieb, gelangte sie doch durch den Geist der Liebe, mit dem er sie beseelte, durch den Beitritt thätiger und geschickter Lehrer, die ganz in die Idee s. Methode eingingen, und durch die Uneigennützigkeit s. Foderungen an die Ältern der ihm anvertrauten Zöglinge zu schnellem Gedeihen und Ansehen. Aus Ursachen, die nicht öffentlich bekannt geworden sind, zog P. mit s. Erziehungsanstalt zu Anfang 1804 von Burgdorf nach München-Buchsee, wo er mit Fellenberg in nähere Verbindung trat und noch in dems. J. von da nach Yverdun (s. d.), wo er das ihm von der Regierung eingeräumte Schloß mit s. Lehrern und Zöglingen bewohnte. P.'s Methode ist seit dem Anfange des 19. Jahrh. ein Gegenstand lebhafter Verhandlungen geworden, deren Grund theils in dem Mangel an logischer Bestimmtheit und systematischer Ordnung in s. eignen Darstellungen derselben, theils in den überspannten Lobpreisungen s. Bewunderer, theils in der Empfindlichkeit einiger Pädagogen, die die Zuversichtlichkeit s. Tones und die Geringschätzung, womit er und s. Vertheidiger von dem bisherigen Zustande der Pädagogik sprachen, beleidigen mußte, zu suchen ist. Was P. sich hierbei zu Schulden kommen ließ, war die natürliche Wirkung seiner fast gänzlichen Unbekanntschaft mit der neuen Literatur und seiner von dem gewöhnlichen Charakter der Gelehrten ganz abweichenden Individualität. Er ist ein Gefühlsmensch, der den Reichthum s. Ideen im Gedränge des Lebens und Wirkens instinktmäßig aus sich selbst geschöpft und besser ins Werk gesetzt hat als er sie auszusprechen wußte. An Genialität, an Gediegenheit und Tiefe der Einsicht, an Kraft und Fülle des Geistes kommt er den größten Genien aller Zeiten gleich, und in der Liebe zum Volke, in der Aufopferung s. ganzen Wesens für das wahre Wohl der Menschen, im kindlichen Sinne, der ihn auch im hohen Alter nicht verlassen hat, in der Begeisterung und ausharrenden Kraft des Wirkens, stand er neben der Selbstsucht und der moralischen Erschlaffung der Zeitgenossen seines öffentlichen Auftretens fast einzig da. Nur fehlten ihm die zum Vorsteher einer ausgedehnten Anstalt, zum Handhaber wirthschaftlicher Ordnung, zum Bewahrer gegenseitiger Zufriedenheit und Eintracht unter reifen Lehrern nöthigen Eigenschaften. Ihm gebrach die alltägliche Klugheit. Originell und in ihrer gegenwärtigen Begründung ihm ganz eigen ist die Idee seiner Methode (vgl. d.), allen Unterricht auf sinnliche und geistige Anschauung zu bauen (vgl. Anschauungslehre) und die Bildung des Kindes zum Menschen durch eine selbstthätige, lückenlos fortschreitende Übung s. Gesammtkraft an den naturgemäß auf einander folgenden Unterrichtsgegenständen zu bewerkstelligen. Nicht das Einlernen der Fertigkeiten im Rechnen, Lesen, Schreiben, Zeichnen, Singen ꝛc., sondern die Übung der Kraft des Kindes an diesen Gegenständen ist, nach P.'s Idee, der Zweck des Elementarunterrichts, dessen Wesen er daher mehr in der Form als im Stoffe findet. Die Grundsätze und Ansichten, von denen er bei s. Methode ausging, findet man verständlich entwickelt in P.'s „Wochenschrift für Menschenbildung" (3. u. 4. Bd., 1810 u. 1812). Diese Darstellung, Niederer's, seines geistvollen Mitarbeiters, „Erwiderung auf den Bericht über die Pestalozzi'sche Erziehungsanstalt zu Yverdun an die Tagsatzung", welchen die zur Prüfung ernannten Commissarien nach einer 5tägigen flüchtigen Beobachtung zweideutig und schielend 1810 abgefaßt hatten, Gruner's „Briefe aus Burgdorf" (1806) und Johannsen's „Kritik der Pestalozzi'schen Methode" (1804) muß man lesen, um ihn und s. Werk genauer kennen zu lernen. Er selbst sah es noch nicht für vollendet an, aber was er schon vollbracht hatte, verdiente die Aufmerksamkeit und

Anwendung, durch die Spanien, Frankreich, Preußen, mehre kleinere deutsche Staaten und die Reichsstädte Bremen und Frankfurt ihn geehrt, und die Aufmunterung, welche die von s. Gehülfen errichteten Institute in Neapel, Petersburg und Nordamerika gefunden haben. Glückliche Erfolge haben diese weitere Verbreitung der Pestalozzi'schen Methode, wo sie richtig aufgefaßt und im Geiste ihres Stifters ausgeübt wurde, gekrönt, und die Nachwelt wird nicht vergessen, was das jetzt lebende Geschlecht diesem seltenen Manne verdankt. Sein Persönliches war schlicht wie sein Inneres. Bei einer nicht großen, vom Alter schon gedrückten Figur, stets in nachlässiger, schwarzer Kleidung, kündigte sein gerades, derbes und rücksichtsloses Betragen, seine fast bäuerische, züricher Mundart den freien, einfachen Schweizer an, der über seine Idee alles Andre in der Welt vergessen hatte. Aus der leichten Röthe auf den gedrungenen Zügen s. faltenreichen Gesichts, aus der Lebhaftigkeit und Tiefe s. freundlichen Augen leuchtete s. inneres Feuer und s. Gutherzigkeit hervor. Die Unternehmung einer neuen Ausg. s. Werke, deren Ertrag er zum Fonds einer 1818 von ihm gestifteten Armenschule bestimmt hatte, scheint der letzte Aufschwung seiner Kraft gewesen zu sein. Mit s. Selbstbiogr.: „Meine Lebensschicksale, als Vorsteher meiner Erziehungsinstitute in Burgdorf und Iferten" (Lpz. 1826), verbinde man Ed. Biber's „Beitrag zur Biographie H. Pestalozzi's ꝛc." (St.-Gallen 1827). [Diese Schrift rechtfertigt den verdienstvollen Niederer.] — P. starb d. 17. Febr. 1827 zu Brugg im Aargau.

Pesth (Pestum, Pestinum), die schönste, größte und volkreichste Stadt Ungarns (36° 45′ 15″ Ö. L. und 47° 19′ 25″ N. B., 215 E. über der Meeresfläche, mithin 255 E. tiefer als Wien), am linken Ufer der Donau, Ofen gegenüber auf einer sandigen Fläche von 2,481,600 □Kl. oder etwa 3 St. Umfang, in Form eines unregelmäßigen Polygons, dessen an den Fluß gelehnte Linie eine St. mißt. Pesth bedeutet im Altungarischen so viel als „Osten" und weist auf Kalkbrennereien hin. Schon die Römer hatten in dieser Gegend eine Colonie (Transacincum) und unter Geysa I. wird zuerst des pesther Zolls gedacht. Als die Mongolen 1241 Ungarn nach Belas IV. (er sammelte sein Heer zu Pesth) Niederlage am Sajo überschwemmten, war Pesth eine ansehnliche von deutschen Einwohnern besetzte Stadt und wurde ein Raub jener Weltstürmer, doch erhob es sich bald nach deren Abzug und theilte allen Jammer, welcher nach Erlöschung des arpadischen Mannsstamms (1307) das Reich durch die ausländischen Kronprätendenten, durch die Streifzüge der Hussiten und später durch das Kreuzheer des Dósa traf. Indeß gewann es an Flor durch die immittelst gegenüber sich erhebende nachmalige Residenz Ofen (unter Bela IV. als Mons novus Pesthiensis errichtet, daher ihr deutscher Name, welchen sie der später mit ihr vereinigten ältern Stadt Buda oder Etzelburg mittheilte), durch die Erstarkung des ganzen Reichs unter den großen Königen Karl I., Ludwig I. und Matthias Corvinus, und besonders durch die Reichsversammlungen, welche auf der nahen Ebene des Rákos gehalten wurden und oft Heerlager von 80 — 100,000 M. herbeizogen. Nach der Niederlage bei Mohács (1526) sank die Stadt unter dem 160jähr. Joche der Türken und in Folge der vielen Belagerungen Ofens zum Schutthaufen herab, bis sie mit dieser Festung 1686 wieder zur christlichen Freiheit und bald durch neue Ansiedler (meistens Deutsche und Ratzen), durch ihre vortreffliche mercantile Lage, durch das Commerz der Türkenkriege, durch Restauration ihres Privilegiums eine k. Frei- und Tavernikalstadt ꝛc. so emporkam, daß sie schon 1723 — 24 der Sitz der höchsten Justizbehörden des Reichs wurde. Ihr Flor nahm zu unter Karl VI., welcher daselbst 1727 die prächtige Invalidencaserne erbaute; mehr noch unter Maria Theresia, welche hier 1751 große Heerschau hielt und nach Aufhebung der Jesuiten die Universität von Tyrnau 1780 nach Ofen verlegte; am mehrsten aber unter Joseph II., dessen Falkenauge Pesth für den Centralpunkt Ungarns erkannte (er pflegte es alljährlich

mehrmals zu besuchen) und auch für solches die Bahn zu freier Ansiedlung durch sein Toleranzedict brach. Er verlegte 1784 die Universität von Ofen nach Pesth, baute da das Generalseminarium, das große Lagerspital, das ungeheure Neugebäude und eröffnete der Stadt durch den letzten Türkenkrieg eine so reiche Nahrungsquelle, daß sie 1790 schon gegen 2500 Häuser zählte. 1810 waren 2900; jetzt zählt P. 4000 H. und mit Einschluß von 10,000 M. Militairpersonen an 60,000 Einw. (worunter 5000 Lutheraner, 1500 Reformirte, 1200 Griechen und Raizen, 6000 Juden). Man rechnet 133 Geistliche und gegen 3000 Adelige. Die Stadt, noch 1754 ohne Vorstädte und mit Morästen und Sandebenen umgeben, zerfällt jetzt in 5 Haupttheile: 1) die innere Stadt (159 Joch à 1200 □Kl.), gegen 700 meistens solide Häuser, 51 enge und winklige Gassen und unansehnliche Plätze, über 12,000 Einw.; 2) die Leopold- oder neue Stadt, 249 Joch, an 400 meist neue und schöne Häuser, 30 Gassen und der schöne neue Marktplatz 100 Kl. breit und 93 Kl. lang, gegen 6000 Einw.; 3) die Theresienstadt, 692¼ Joch, 33 Gassen, an 1200 Häuser, über 16,000 Einw.; 4) die Josephstadt, 72¼ J., 52 Gassen, über 1200 H., an 11,000 Einw.; 5) die Franzstadt, 346 Joch, 17 Gassen, über 500 H., über 4000 Einw., welche 4 Außenstädte, regelmäßige und breite Straßen haben. Ihre weitschichtige, häufig aufs Erdgeschoß beschränkte Bauart und die immitten liegenden großen Hofräume und Gärten erinnern an die Jugend der sich in freie Ebene ausdehnenden Stadt und an die Nähe des Orients. Thore, Ringmauern und Wall der alten Stadt wurden im Verfolg der Vergrößerung weggerissen; die innere Stadt ist mit der Leopoldstadt zusammengeflossen, die 3 andern Außenstädte aber sind davon durch die sehr breite Landstraße getrennt, über welche querdurch 4 Heerwege in alle diesseits der Donau liegende Theile des Reichs führen, als: die waizner Straße in die Bergcomitate nach Schemnitz, Kremnitz ꝛc.; die hatvaner Straße nach Oberungarn, Tokai, Kaschau ꝛc. und der polnischen Grenze, die üllöer Straße nach Szolnok, Debreczyn und Siebenbürgen; die sorokfarer Straße nach Theresiopol, Szegedin ꝛc. ins Banat und Slavonien. Eine Schiffbrücke von 46 Pontons, 240 Kl. lang, 4 Kl. 4 F. breit, verbindet von Anfang März bis Anfang Dec. Pesth mit Ofen. Der Brückenzoll (NB. alle Adelige des Reichs und alle Bürger beider Städte sind für Person und Geschirr zollfrei) ist für 52,500 Fl. w. W. excl. der dem Pachter zur Last fallenden, 40—50,000 Fl. w. W. betragenden Erhaltungs- und Einrichtungskosten, für Rechnung beider Städte verpachtet. (In ganz Ungarn gibt es außerdem noch über die Donau eine Schiffbrücke von Neusaz nach Peterwardein.) Die 15 Kirchen (11 kath., 2 griech., eine luther. und eine reformirte) zeichnen sich nicht durch ihre Bauart aus. Außerdem hat Pesth ein Serviten-, ein Franciscaner-, ein Piaristenkloster und eins der englischen Fräulein, 2 große und 5 kleine Synagogen. Hauptgebäude sind 1) die große Caserne, von Karl VI. 1727 erbaut, mit einer Front von 47 Fenstern, 4 geräumigen Höfen und einer Kirche. Es wohnen die Invaliden, mit ihren Familien gegen 3000, und ein Bataillon der Garnison darin. 2) Das Josephinische oder Neugebäude, aus 4 Quarrées bestehend. Kaiser Joseph hinterließ den Bau unvollendet; jetzt dient das Gebäude zur Caserne für das 5. Artillerieregiment, 2300 M., und als Hauptgeschütz- und Munitionsdepot für ganz Ungarn. 3) Das neue Theater, welches über 600,000 Fl. w. W. kostete u. keinem der wiener Schauspielhäuser an grandioser Anlage etwas nachgibt. Es faßt bequem 3000 Zuschauer. Die gegen 40 Schauspieler, über 100 Statisten und Choristen, Musiker ꝛc. zählende Gesellschaft spielt in Pesth täglich und versieht zugleich das kleinere Theater in Ofen. Die Theater wurden für Rechnung beider Städte verpachtet. Ostern 1820 übernahm sie eine Gesellschaft Actionnaire unentgeltlich, vermochte aber nicht, trotz großer Aufopferung, sie über den Charakter der Mittelmäßigkeit zu erheben. Außerdem hat die Leopoldstadt noch die schönsten und größten Privatgebäude, zu-

mal am Donauufer und am neuen Marktplatz. Die Universität, eine der reich fundirtesten der Welt (sie hatte im J. 1818 339,139 Fl. w. W. Einnahme und 149,643 Fl. Ausgabe), hat 43 besetzte Lehrstühle und 7 Adjuncten, 6 theologische, 5 juridische, 11 medicinische, 12 philosophische und über 1000 Auditoren, meistens Inländer, doch auch Griechen, Polen und Italiener. Mit ihr verbunden sind die Bibliothek (über 60,000 Nummern, täglich Vor- und Nachmittags zugänglich); das Naturalien-, Münz- und physikalische Cabinet, mit einem chemischen Laboratorium; das anatomisch-pathologische Cabinet (ausgezeichnet durch eine Sammlung von Wachspräparaten); der botanische Garten mit mehr als 10,000 Gewächsen; die Sternwarte bei Ofen; die Thierarzneischule; das 3fache Universitätsspital, mit einem Klinicum verbunden. Leider getrennt von der Universität ist das Nationalmuseum, begründet durch die reiche Schenkung des verstorb. Grafen v. Szécsényi, welcher seine große Bibliothek und ein vollständiges ungar. Münzcabinet dazu hergab und auf dem Landtage 1808 die reichsständische Fundation veranlaßte. Dieses in der Idee echt nationale Institut, welches 1818 einen Band „Acta literaria" herausgab, hat ein eignes ansehnliches Haus und Garten, zum Chef den Erzherzog Palatin Joseph, einen Director, 3 Custoden, 2 Adjuncten und bewahrt in seinen auf Landeskunde und heimische Producte zunächst bezweckten Sammlungen schätzbare, römische im Land gefundene Alterthümer und ein vollständiges Naturaliencabinet (u. A. einen im saroser Comitat gefallenen Meteorstein von 132 Pf. und die aus dem Bette der Theiß gegrabenen Thierknochen). Das Gymnasium der Piaristen (ein Director und 6 Professoren) zählt über 800 Schüler; die städtische Normalschule, ebenfalls im Piaristenkloster, über 400; die andern 8 kathol. Pfarrschulen über 1600. Noch existiren 2 griech. Trivialschulen, eine reform. dgl. und eine luther. Schule mit 6 Lehrern (dabei eine besondere Mädchenschule) und 160 Scholaren. Die kathol. Mädchenschule der engl. Fräulein hat über 400 Zöglinge und 40 Pensionarien, und auf die andern weiblichen Privaterziehungsinstitute kann man über 200 rechnen. Folgende Landesstellen haben in P. ihren Sitz: 1) die Septemviraltafel, das höchste Appellationsgericht, dessen ursprünglich 7, jetzt 20 Glieder (4 Geistliche, 7 Magnaten und 9 Adelige), unter Vorsitz des Reichspalatins oder des Judex Curiae, nach angehörter Relation von der königl. Tafel in letzter Instanz entscheiden und, insofern sie bei ihren Sentenzen Macht haben, vorkommende Lücken der Gesetzgebung zu ergänzen, eine permanente Gesetzcommission bilden; 2) die königl. Tafel, theils erste Instanz, theils Appellationsgericht von 22 Beisitzern, worunter 2 Geistliche, 2 Magnaten und 8 referirende Räthe, unter Vorsitz des königl. Personals d. h. Personalis Praesentiae Regiae in Judiciis locum tenens. Beide Behörden beschäftigen über 200 Landesadvocaten und Fiscale. Die denselben adjurirten jungen Juristen heißen Juraten; sie vereinigen die Qualität verpflichteter Notarien und Auscultanten, und bilden ein Seminar der Themis von 3 — 400 Köpfen. Auch ist in P. die Comitatsbehörde der reichsgesetzlich vereinten pesther, pöliser und solther Gespannschaft (190 □M. und 400,000 Einw.), sowie die Generalcongregation der Stände der ganzen Gespannschaft. Der Stadtmagistrat besteht aus einem Bürgermeister, einem Stadtrichter und 12 Räthen (unter diesen ein Stadthauptmann). Er hat um und neben sich einen äußern Rath von 106 sogenannten Wahlbürgern, welche das Interesse der Commune (3484 Bürger) wahren und alle 3 Jahre neue Magistratsbeamte wählen oder die alten bestätigen, welche Restauration auch beim Comitate stattfindet, und wie in ganz Ungarn auch hier ein Palladium constitutioneller Freiheit und ein sicherer Wall gegen Bureaukratie ist. Außerdem befinden sich noch hier das Directoriat der königl. Rechtsangelegenheiten unter Direction des Kronfiscals; das Provinzialcommissariat; das Hofkammertranspörtscommissariat und königl. Salzinspectorat; das Hauptsalztransportamt; das Dreißigstamt; das Ta-

backsapalto; das Postamt ꝛc. und leider ein Versetzamt und 9 Lottocollecturen. Eine eigne Behörde ist die Verschönerungscommission, welche von Kaiser Joseph II. herrührt, aber erst seit 1804 durch Heimfall eines ansehnlichen Privatvermögens an das städtische Ärarium besser fundirt, nachher durch mächtige Fonds verstärkt und durch den jetzigen Reichspalatin (Erzh. Joseph) wirksam organisirt worden ist. Sie führt die Oberaufsicht über Privatbauten und leitet die öffentlichen Bauten; z. B. das Theater, das Kai an der Donau ꝛc., und steht unter dem Palatin. Die Bürgermiliz entstand im letzten Türkenkriege und ist jetzt eine Landwehranstalt, die 3 Bataill. Infanterie und eine Schwadron (zusammen über 2500 M.) zählt. Das durch Privatstiftung entstandene Bürgerspital zu St.-Rochus verpflegt jährl. 7—800 Kranke; Griechen und Juden haben eigne Spitäler. Der pesther Frauenverein für Wohlthätigkeit (1817 von der verst. Erzherzogin Hermine gestiftet und bis jetzt mit Segen von edeln Frauen fortgeführt) hat eine besondere Curanstalt für arme Staarblinde errichtet. Da es an öffentlichen Armenverpflegungs- und Arbeitsanstalten fehlt, so unterhält der genannte Privatverein mehre Arbeitsstuben, eine Armenküche für 90 — 100 Personen und eine Armenschule. — Der Handel der Stadt ist so bedeutend, daß er unter den Donaustädten nur von dem zu Wien übertroffen wird. Vier Jahrmärkte, eigentlich Messen, welche jedesmal 14 Tage, eine Woche für den Groß- und Productenhandel, eine Woche für den Detailverkehr dauern, ziehen oft gegen 20,000 Fremde und Inländer mit Waaren von 16—17 Mill. Fl. w. W. Werth herbei und geben im Durchschnitt jedesmal einen Verkehr von 8—10 Mill. Fl. w. W. Großhändler und Fabrikanten von Wien u. a. O., Griechen, Juden, Türken machen hier bedeutende Geschäfte in Fabrik- und Colonialwaaren, wie in Landesproducten, namentlich Getreide, Wein, Vieh, Wolle, Taback, Honig, Wachs, Häute, Knoppern, Bauholz ꝛc. Auf der Donau kommen bisweilen zu einem Markt allein 50 — 60,000 Eimer Wein. Die Zahl der anlandenden Fahrzeuge (alle ohne Segel) steigt jährlich auf 8000; außerdem zählt man während eines Markts 14—15,000 Wagen. Am lebendigsten war der Verkehr von 1805 — 11, wo die Continentalsperre den Colonialwaarenhandel von Thessalonich und Brody aus durch Ungarn leitete; doch seitdem leidet der Handel an den heillosen Folgen der Scala von 1811, durch die drückenden Ausfuhrzölle und durch den Verfall alles Commerzes auf dem Continente. Dennoch ist die Stadt wie das ganze Reich im stillen, ökonomischen und mercantilen Wachsthum und hat seit 24 Jahren jährlich um 1000 an Volksmenge zugenommen. Sie hat (nach dem pesther Adreßbuch von 1822) 23 Großhändler und ein Gremium von mehr als 100 Kaufleuten, nebst 43 jüdischen Großhändlern und 35 jüdischen Productenhändlern; außer diesen treiben noch viele Bürger und Handwerker einen ansehnlichen Fabrikaten- und Productenhandel. P. hat 36 Gasthöfe, 24 Kaffeesieder, gegen 800 catastrirte Weinschenkhäuser, 3 Buchdruckereien, 7 Buchhandlungen, 37 Ärzte, 29 Wundärzte, 9 Apotheken und 51 Hebammen. Das veränderliche und windige Klima ist wegen der nahen ofener Gebirge und des Donaustroms doch sehr gesund. Jährlich über 2100 Geborene und 1800 Todte (worunter im Durchschnitt 10 Selbstmörder); mithin stirbt der 33ste. Mercantilischer, beamtlicher und literarischer Handel und Wandel machen die Stadt zur reichsten, liberalsten und civilisirtesten Ungarns, erheben sie über das nahe Ofen und Preßburg und stellen sie mit den andern Städten des Reichs außer allen Vergleich; obschon sie wie das ganze Land der Magyaren vielfältig ins Orientalische schillert. Die aus vielen einheimischen und eingewanderten Deutschen, aus Ungarn und Slowaken, Griechen, Raizen und Türken bestehenden Einwohner sind weit weniger als andern Orts im Reiche durch Religion und Nationaleigenheiten zerklüftet, und die so mannigfaltigen Sitten und Sprachen walten in friedlicher Mischung; doch herrscht im Mittelstand die deutsche und im amtlichen und literarischen Verkehr die latein. Sprache

Bruce Barlow was born in Lexington, Kentucky, on January 14, 1917. He was the son of Dr. Harold Barlow, a physician, and Mrs. Elizabeth (Crane) Barlow. He attended the Lexington public schools and graduated from Henry Clay High School in 1934. He then entered the University of Kentucky, where he received the degree of Bachelor of Arts in 1938. He was a member of the Phi Delta Theta fraternity and played on the varsity football team.

After graduation he worked for a year as a reporter on the Lexington Herald-Leader. In 1939 he entered the University of Kentucky College of Law and received the degree of Juris Doctor in 1941. He was admitted to the Kentucky bar in the same year and began the practice of law in Lexington.

On December 7, 1941, the Japanese attacked Pearl Harbor. Barlow enlisted in the United States Army Air Forces on January 5, 1942. He was commissioned a second lieutenant and assigned to the 8th Air Force in England. He flew 32 combat missions as a navigator in B-17 bombers and was awarded the Distinguished Flying Cross and the Air Medal with three oak leaf clusters.

He returned to the United States in 1945 and was discharged from the service with the rank of captain. He resumed the practice of law in Lexington, specializing in real estate and probate matters. He was elected to the Lexington City Council in 1949 and served two terms.

In 1952 he married Miss Margaret Ann Hollister of Louisville. They had three children: Harold, Jr., Elizabeth, and Robert. Mrs. Barlow died in 1968. Bruce Barlow died in Lexington on March 3, 1974, and was buried in Lexington Cemetery.

und überhaupt den angegriffenen Zustand des Nervensystems andeuten. Um deßwillen ist auch jedes Petechialfieber mit bedenklichen Zufällen begleitet und allezeit für besonders gefährlich gehalten worden. Die ältern Ärzte haben die Flecken von einer besondern Schärfe im Blute oder vielmehr im Blutwasser angesehen, welche von salzigschwefligen und schleimigen, der Verderbniß unterworfenen Stoffen im Körper herrührten, die aus demselben ausgeschafft werden sollten, anstatt dessen aber sich dem Blute beigemischt hätten. Andre haben sie für die Folge einer im Körper selbst erzeugten und auf die Haut abgesetzten Schärfe angesehen, haben sie daher für die Krankheit heilsam entscheidend gehalten und durch hitzige schweißtreibende Mittel hervorzubringen gesucht. Späterhin setzten manche Ärzte diese Fieber überhaupt ohne Unterschied in die Classe der Krankheiten von Schwäche, unter die faulichten oder unter die asthenischen Fieber und hielten die Flecken für ein zufällig erscheinendes Zeichen, wovon die Veranlassung größere Schwächung durch Aderlaß, oder Erregung des Blutes durch hitzige Mittel, Verunreinigung des Blutes durch eingeschlossene Luft, zurückgehaltene Darmreinigungen, oder vielleicht auch durch epidemische Beschaffenheit der Luft sei, und sie beständen demnach in einer bloß passiven Ausschwitzung des Blutes unter der Oberhaut. Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß die Flecken von einem activen und zwar entzündlichen Zustand in der Haut entstehen, namentlich in dem Gewebe der Haargefäße, welches das Nervensystem der Haut umgibt, und daß hier überhaupt der Herd der Krankheit zu suchen sei, von wo aus das ganze Gefäß- und Nervensystem gestört und angegriffen wird. Die Dauer des Petechialfiebers ist meistens 21 Tage. Die Petechien erscheinen zuweilen bald, zuweilen erst nach den ersten 8 Tagen, und verschwinden allmälig wieder, indem sie immer blässer werden. Eine ähnliche Erscheinung hat man den Petechien zur Seite gesetzt, welche jedoch einen sehr verschiedenen Grund hat. Dies ist die **Blutfleckenkrankheit**. Hier erscheinen gleichfalls auf der Haut des ganzen Körpers eine große Menge solcher platten, meistens runden, dunkelrothen und blauen Flecken, von der Größe kleiner Linsen. Damit ist gewöhnlich viel Abgang von schwarzem flüssigen Blute aus dem Munde oder mit dem Stuhlgange verbunden, übrigens aber kein Fieber und kein bedeutendes Übelbefinden; die Flecken erscheinen schnell, stehen aber lange; die Krankheit kommt häufiger bei Kindern vor, ist aber weder epidemisch noch ansteckend. Man hat sie zuweilen chronische Petechien genannt und für den nämlichen Zustand, nur mit Mangel des Fiebers gehalten, allein wol mit Unrecht, da sie mit jenen nichts gemein haben als die geringe Ähnlichkeit der äußern Erscheinung der Flecken. H.

Peter I. Alexjewitsch, der Große, Zar und Kaiser von Rußland, geb. zu Moskau am 30. Mai alten Styls (11. Juni n. St.) 1672, war das erste Kind des Zaren Alexei Michailowitsch von seiner zweiten Gemahlin, Natalia Kirilowna, Tochter des Bojaren Narischkin. Mit einer kräftigen Gesundheit, einem richtigen Verstande und einer schnellen Fassungskraft begabt, zog Peter schon als Kind Aller Aufmerksamkeit auf sich, und Zar Alexei wollte ihn daher mit Übergehung seiner 2 ältern Söhne, des körperlich kranken Feodor und des geistesschwachen, auch fast blinden Ivan, zum Zar ernennen. Doch die geistvolle und herrschsüchtige Zarewna Sophia, Alexeis T. aus seiner ersten Ehe, wußte jede Verfügung zu Gunsten ihres Halbbruders zu verhindern. Als aber Alexeis Nachfolger, Feodor III. (1676—82), seinen noch unmündigen Halbbruder, mit Vorbeigehung Ivans, wirklich zum Thronfolger ernannt hatte, so wurde P., nach Feodors Tode von der allgemeinen Versammlung der weltlichen und geistlichen Reichsbeamten zum Zar ausgerufen, und selbst das Corps der Strelitzen schwor ihm den Eid der Treue. Zwar wußte Sophia die letztern durch das Vorgeben, daß Ivan von P. umgebracht und selbst ihre Auflösung beschlossen sei, zum Aufruhr zu reizen, und die aufgebrachte Rotte ermordete viele Unschuldige, die zu dem Geschlechte der

Narischkin gehörten; als aber Ivan sich endlich zeigte, riefen die Strelitzen: „Du bist unser Zar!" — „Ich will es", antwortete der Zitternde, „nur vergönnt, daß mein geliebter Bruder P. mit mir regiere!" P. ward also mit Ivan zugleich gekrönt (23. Juni 1682), und Sophia mußte sich damit begnügen, nur mittelbar zu herrschen. Noch einmal empörten sich die Strelitzen; P. flüchtete sich mit seiner Mutter zu dem Altare im Kloster Troizkoi; dies hielt die Wuth der Mörder auf. Unterdessen war die zarische Reiterei herbeigeeilt, die Aufrührer wurden überwältigt und 30 von ihnen enthauptet. Allein Sophia griff, spielend mit der Schwäche Ivans und P.'s Jugend, in ihren Anmaßungen immer weiter um sich, sodaß man endlich unter den Ukasen ihren Namen neben denen der beiden Zare, und ihr Bild, mit Krone, Scepter und der Überschrift: „Beherrscherin von Groß- u. Klein-Rußland", auf der Rückseite der Münzen sah. Den schwachsinnigen Ivan machten die Reize seiner ihm von Sophien gegebenen Gemahlin für Alles blind, was um ihn her vorging; P. hingegen entwickelte im Stillen seinen männlichen kriegerischen Geist. Er hatte nämlich in den Dörfern Preobraschenskoi und Semenowski 2 Compagnien Krieger aus Jünglingen von seinem Alter gebildet, unter denen er selbst den Dienst eines Gemeinen verrichtete. Ihr Hauptmann war ein junger Mann, der in der Folge an P.'s Entschlüssen und Thaten einen großen Antheil hatte — der Genfer Lefort (s. Fort, Franz Jakob le). Sophia betrachtete das Soldatenspiel als recht geeignet, den verhaßten Halbbruder von Staatsgeschäften abzulenken, und hörte mit heimlichem Vergnügen von den Ausschweifungen, welchen P. mit seinen Lieblingen sich oft überließ. Doch sie irrte; der feurige, gebildete Lefort war der glücklichste Lehrer des wißbegierigen Zars, in welchem schon durch den frühern Unterricht des wackern Nikita Moisnewitsch Sotow (eines versuchten Diplomatikers) und Franz Timmermann's (eines deutschen Mathematikers), sowie durch seiner edeln Mutter Sittenlehren, ein guter Grund zur Bildung s. Geistes und Charakters gelegt worden war. Sophia selbst bemerkte bald P.'s höhere Anlagen, als er das erste Mal (im Anfange 1688) mit Würde in dem geheimen Rathe erschien. Darauf verband ihn s. Vermählung mit der reizenden Eudoxia Federowna Lapuchin (1689), das Werk seiner klugen Mutter, noch näher mit dem Volke, indem sie ihn zugleich von den bisherigen Orgien abzog. Endlich überzeugte sich Sophia von P.'s Herrscherkraft, als ihr Liebling, der von ihr und Ivan mit Ehren überhäufte Oberfeldherr, Gholizún, nach seiner Rückkehr aus einem unglücklichen Feldzuge gegen die Pforte, vor P.'s Thür abgewiesen wurde. Wenige Monate darauf verlangte sie bei einem gottesdienstlichen Umgange, dem die Zare selbst gewöhnlich beiwohnten, als Regentin zugegen zu sein. P. widersetzte sich vergebens, und da ihm einige getreue Strelitzen verrathen hatten, daß Sophia ihn, seine Gemahlin, Mutter und Schwester umbringen lassen wolle, so begab er sich mit den Seinigen in das feste Kloster Troizkoi. Hier rief er zu s. Schutze den General Gordon (einen Schotten) nebst den Truppen herbei. Sogleich begaben sich Gordon und alle ausländische Officiere nach Troizkoi, wo P. einstweilen von seinen Spielcompagnien bewacht war. Bald sah der muthige Zar Tausende zum Schutze seiner Person herzueilen. Nun versuchte Sophia sich mit ihm auszusöhnen und wollte zuletzt in Person nach Troizkoi eilen; doch auf dem Wege erfuhr sie P.'s Willen, sie nicht zu sehen, und daß sie seine Gnade nur mit der Auslieferung des Befehlshabers der Strelitzen, Tscheglowskoi, erkaufen könne. Selbst Ivan ließ sie ermahnen, dem Bruder sich zu unterwerfen. Sie weigerte sich daher nicht länger, den Schleier zu nehmen. P. hielt hierauf in Moskau seinen feierlichen Einzug und umarmte vor allem Volke Ivan, der den Titel Zar behielt, die eigentliche Gewalt aber gern in der kräftigern Hand des Bruders ließ. Die Bildung eines stehenden Heers nach europ. Taktik war jetzt P.'s erstes Ziel. Lefort und Gordon wurden die Lehrmeister des neuen Heers, in welches ein großer Theil

der, nach Aufhebung des Edicts von Nantes, nach Rußland geflüchteten Hugenotten aufgenommen wurde. Bald sah sich P. von 20,000 M. geübter Truppen umgeben, wovon die beiden zu Garderegimentern erhobenen preobraschenskischen und semenowischen Compagnien den Kern bildeten. Zugleich beschäftigte ihn die Errichtung einer Seemacht. Zwar hatte sein Vater Alexei, um auf dem kaspischen Meere mit Persien Handel zu treiben, durch holländische Zimmerleute ein Schiff (der Adler) bauen lassen, das auch wirklich von Degenow an der Wolga ausgelaufen und in Astrachan angekommen war, allein es war von den donischen Kosacken verbrannt worden, und von der zerstreueten Mannschaft kamen nur 2 Holländer, unter welchen der Constabel Karsten Brand war, nach Moskau zurück. Dieser ward jetzt P.'s erster Schiffsbaumeister, und 1693 fuhr Letzterer auf seinem eignen Schiffe, St.-Peter, nach Archangel, das schon ein bedeutender Handelsort war, um dort Tuch für s. Heer zu erhandeln; ja, er segelte sogar bis Ponoj auf der lappländ. Küste. 1694 lief er schon mit mehren russ. Schiffen in Archangel ein, und ernannte den Fürsten Romanadowski zum Admiral der künftigen Flotte. Als das Wichtigste zur Bildung seines Volks erkannte er den Handel; daher warf er s. Blicke nach der Ostsee und dem schwarzen Meere; hier waren die Mündungen der großen Ströme seines Reichs. Mit der Pforte ohnehin im Kriege, wandte er sich zuerst nach dem Ausflusse des Don; dort wollte er Asow erobern, um sich einen Stapelplatz am schwarzen Meere zu verschaffen. Im Juli 1695 begann er den Angriff zu Lande, sah sich aber genöthigt, den Sturm auf die starke Festung in eine Blokade zu verwandeln. Unterdessen eilte er nach Moskau zurück, umarmte seinen sterbenden Bruder Ivan, und verschaffte seinem Volke, das durch eine schlechte Ernte Noth litt, Getreidezufuhr auf russ. Schiffen aus Riga und Danzig. Zu gleicher Zeit ließ er aus Östreich, Brandenburg und Holland gute Ingenieurs und Artilleristen kommen, und brachte größere Einheit in die Kriegsmacht, zu deren Oberbefehlshaber er den Bojaren Alexei Semenowitsch zum Schein ernannte, deren Seele aber Gordon, Lefort und Golowin blieben. Der neu angelegte Schiffswerft zu Woronesch am Don lieferte ihm schon 1696 eine Flotte von 23 Galeeren, 2 Galeassen und 4 Brandern, mit welcher er die türkische Flotte im Angesichte von Asow schlug. Nun ließ er die Festung, die von jeder Hülfe zur See her abgeschnitten war, mit aller Kraft belagern; und nach 2 Monaten (29. Juli) zogen die Russen in Asow ein. Um diesen Schlüssel zum schwarzen Meere zu behaupten, ordnete er den Bau von 55 Kriegsschiffen an. Zugleich übertrug er dem Ingenieur Oberst Brokel, einem Deutschen, die Herstellung eines Canals zur Vereinigung der Wolga mit dem Don, und sendete eine Anzahl junger Edelleute nach Italien und Holland, um den Schiffbau, und nach Deutschland, um die Kriegszucht zu erlernen. Nachdem er mit vielem persönlichen Muthe (2. Febr. 1697) eine Verschwörung der Strelitzen und mehrer Großen gegen sein Leben unterdrückt hatte, machte er eine Reise in das Ausland, übergab indessen dem Fürsten Romanadowski und 3 Bojaren die Regierung, und trat, nachdem er zur Sicherung der innern Ruhe die Strelitzen im Lande vertheilt hatte, nicht als Zar, sondern als Mitglied einer Gesandtschaft, welche nach altrussischer Sitte die auswärtigen Höfe besuchen sollte, unter dem Titel eines Großcommandeurs, die merkwürdige Reise an (April 1697). Durch Esthland, Liefland (damals beide schwedisch), Brandenburg, Hanover und Westfalen begab er sich nach Amsterdam, wo er unerkannt als holländischer Schiffszimmermann zu arbeiten anfing. „Ich bin hier (schrieb er an den Patriarchen Adrian zu Moskau), um dem Worte Gottes an unsern Vater Adam zu folgen: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen! Freilich brauche ich nicht aus Noth zu arbeiten, aber ich arbeite, um das Seewesen recht zu erlernen, mit den erlangten Kenntnissen zurückzukehren und dann die Feinde des Namens Jesu zu besiegen und die Christen zu befreien!" Von Am-

sterdam begab er sich nach dem Dorfe Saardam, wo er in vaterländischer Tracht unter dem Namen Peter Michaeloff in die Liste der Werkleute sich eintragen ließ. Hier bewohnte er 7 Wochen lang ein Häuschen, bereitete sich selbst sein Lager und seine Speisen, führte den Briefwechsel mit seinen Ministern und arbeitete zugleich mit seinem Zimmermannsbeile an Mast und Kiel. Dann ging er wieder nach Amsterdam und ließ ein Kriegsschiff von 60 Kanonen unter seiner Aufsicht bauen, das er nach Archangel schickte. Nichts entging seiner Aufmerksamkeit; Alles ließ er sich erklären und in Vielem, selbst in chirurgischen Operationen, übte er sich selbst. (S. Scheltema's „Gesch. d. Aufenthalts Peters d. Gr. in Holland".) Die Bitte der holländ. Juden um Aufnahme in seinem Lande wies er aus Gründen zurück. Seine Liebe für das Seewesen vermochte ihn, der Einladung des Königs Wilhelm III. nach London zu folgen. In engl. Schiffertracht wohnte er am königl. Schiffbauhofe und äußerte oft, wenn er nicht Zar von Rußland wäre, möchte er wol engl. Admiral sein. Über 500 Personen (Officiere, Ingenieurs, Kanoniere, Wundärzte und andre Künstler) nahm er in seine Dienste. Bewundert von Allen, die ihn kennen gelernt hatten, und mit dem Doctordiplom der Universität Oxford, ging er nach einem 3monatlichen Aufenthalte durch Holland über Dresden nach Wien. Als er aber im Begriff war, Italien zu besuchen, erhielt er die Nachricht von einer neuen Empörung der Strelitzen. Er eilte daher durch Polen (wo er mit König August II. von Polen wichtige Verabredungen nahm) nach Moskau zurück (4. Sept. 1698), und hielt, da der Aufruhr durch Gordon schon gestillt war, ein furchtbares Gericht. Jeder Tag des Oct. sah das Blut der Schuldigen fließen, und da der größte Verdacht der Anstiftung auf seine Schwester Sophia fiel, so ließ er vor ihrem Kloster 28 Galgen aufrichten u. 130 Verschworne daran henken, unter denen 3, die eine Bittschrift an Sophia entworfen hatten, vor den Fenstern ihrer Zelle, mit der Bittschrift in den Händen, aufgehenkt wurden. Die Begnadigten (500) wurden verbannt, das Heer der Strelitzen aber aufgehoben, und der letzte Rest derselben in Astrachan 1705 vollends abgeschafft. Persönliche Abneigung vermochte ihn vielleicht, auch seine Gemahlin Eudoxia, die seine Liebeshändel nicht ertragen wollte, der Theilnahme an jener Empörung zu beschuldigen; er verbannte sie nach Susdal in ein Kloster, wo sie unter dem Namen Helena den Schleier nehmen mußte. Zur Belohnung seiner Getreuen aber stiftete er (30. Aug. 1698) den Andreasorden, und Golowin erhielt ihn zuerst. Der Tod seines Lefort und Gordon's versenkte ihn in tiefen Schmerz; nun ward Menschikoff (s. Menzikoff), durch Geist und Thätigkeit aus dem Staube emporgehoben, sein Liebling. Das Corps der Strelitzen ersetzte er durch 27 neue Infanterie- und 2 Dragonerregimenter (zusammen 32,029 M.), die binnen 3 Monaten geübt und marschfertig waren. Nur Verdienst und Dienstalter wurden bei Besetzung der Officierstellen berücksichtigt. Mit ausdauernder Thätigkeit widmete P. sich zugleich den innern Angelegenheiten seines Reichs, dessen neue Schöpfung allmälig aus seinem Geiste hervortrat. Die Erhebung der öffentlichen Abgaben wurde vereinfacht die deutsche Kleidung eingeführt, womit zugleich die Bärte verschwanden, die zahlreichen Gefolge (Gholops) der Bojaren wurden vermindert, das Reisen ins Ausland ward gewissermaßen Bedingung seiner Gunst, Buchdruckereien wurden angelegt, nützliche Schriften eingeführt, in allen bedeutenden Städten des Reichs Schulen angelegt und neue kirchliche Einrichtungen durchgesetzt. So ließ er z. B., als 1700 der Patriarch Adrian zu Moskau starb, diese Würde, die fast der päpstlichen gleich war, unbesetzt. Der im Frieden von Karlowitz zwischen der Pforte und Östreich verabredete 2jähr. Waffenstillstand zwischen Rußland und der Pforte ward (1700) auf 30 Jahre verlängert, aber zugleich an Schweden der Krieg erklärt. Patkul (s. d.) hatte nämlich die mit dem Könige August von Polen getroffenen Verabredungen zur Reife gebracht, und alle Freundschaftsbezeigungen des jungen Karls XII. von

Schweden konnten Peter von seinem Plane nicht ablenken. Seit Anfang des Jahrhunderts (hieß es in P.'s Manifest) habe Schweden s. Nachbarn beraubt und selbst dem russ. Reiche die Provinzen Ingermannland und Karelien entrissen; es sei daher die höchste Zeit, die zu sehr wachsende Macht Schwedens zu brechen, daß sie den Nachbarn nicht weiter gefährlich werde. Hierauf ward Ingermannland von den Russen besetzt und Narwa angegriffen. Da flog Schwedens junger königl. Held (vgl. Karl XII.) herbei, und 38,000 Russen wurden von 8000 Schweden bei Narwa, 30. Nov. 1700, geschlagen. Dieser Unfall erschütterte P.'s große Seele nicht. „Ich weiß es wohl", sagte er, „die Schweden werden uns noch manchmal schlagen; aber wir lernen! Die Zeit wird kommen, wo wir sie wieder schlagen werden. Diese Schlacht soll, denk' ich, die Russen aus ihrer Trägheit reißen und sie zwingen, zu lernen, was sie nicht wissen!" Rasch wurden neue Truppen gebildet, Geschütz angeschafft, und viele kühne Freunde versammelten sich um den Zar. Der Sieg der Russen vom 1. Jan. 1702 am Embachstrome über die Schweden ward die erste Grundlage ihrer künftigen Triumphe. Nöteburg (von P. in Schlüsselburg umgetauft) wurde genommen und Marienburg, unter dessen nach Rußland geschleppten Einwohnern sich das Waisenmädchen Katharina befand (s. d.). Nach gehaltenem Triumpheinzuge in Moskau und kurzem Aufenthalte in Woronesch eilte P. wieder auf den Kampfplatz an der Ostsee, wo Menschikoff einstweilen die neuen Werfte an dem Einfluß der Olonza in den Ladogasee durch Befestigungen gesichert hatte. Zu diesem Zwecke wurde Nyenschanz, eine Festung an der Newamündung, von P. am 1. Mai erobert. Vier Tage darauf nahm er, der als Bombardiercapitain diente, mit 30 kleinen Fahrzeugen 2 schwed. Kriegsschiffe an der Mündung der Newa; der Admiral Golowin hing ihm dafür den Andreasorden um. Da man Nyenschanz zu fern von der See und nicht sicher genug fand, so beschloß P., auf der Insel Ljust-Eland eine neue Festung zur Behauptung der Newamündung anzulegen. Hier ließ er sich ein kleines hölzernes Haus nach holländischer Einrichtung bauen und leitete von da aus s. neues Werk. Am 27. Mai 1703 wurde der Grund zu der Festung gelegt, welche der Zar St.-Petersburg nannte. Unter der Aufsicht des ital. Baumeisters, Obersten Andrei-Tresin, begann der Bau; und bald sah man 20,000 Menschen aus allen Theilen des Reichs daran beschäftigt. Während des Festungsbaues beschloß er auch die Anlage einer Stadt, als Hauptstapelort zur Verbindung Rußlands mit dem übrigen Europa. Nach 4 Monaten stand die Festung St.-Petersburg da, und P. ernannte den Obersten Rönne zum ersten Commandanten. Allmälig erhob sich auch die Stadt. Viele von den Herbeigekommenen siedelten sich, den langen Heimweg scheuend, dort an, wo sie ihrem Zar ohnehin willkommener waren, während sie die Häuser der Reichen aufbauen halfen, und viele durch den Krieg verjagte Schweden, Finnen und Liefländer eilten nach der dargebotenen Freistätte, wo sie neuen Boden für sich zum Eigenthume fanden, sodaß 2 Jahre später (1705) außer Wassili-Ostrow, wo die ersten Privathäuser gebaut wurden, auch die St.-petersburgische Insel und die Admiralitätsseite angebaut waren. (Vgl. Petersburg.) Auf diese Weise erhielt P. bald Künstler, Handwerker aller Arten und Matrosen. Im Nov. 1703 führte er selbst das erste Schiff bis in die Mitte der neuen Stadt; der Schiffer und die Mannschaft wurden kaiserlich belohnt und den beiden ersten Schiffen, welche nach ihm einlaufen würden, ebenfalls Belohnungen ausgesetzt. In der Nähe stieg zum Schutze Petersburgs, unter Menschikoff's Leitung, die Festung Kronslot aus der See empor. Mehr als 8000 Pferde kamen bei den Schwierigkeiten um, welche mit Herbeischaffung der Baumaterialien verknüpft waren, und ebenso viele Menschen verloren ihr Leben; doch schon im März des folgenden Jahrs donnerten die Kanonen von den Wällen von Kronslot. Indeß wendeten Östreich, Holland und England Alles an, um P.'s

Bündniß mit August von Polen zu zernichten. Karl ließ s. großen Gegner im Herzen von Liefland stehen und zog nach Sachsen, um P.'s Bundesgenossen zur Thronentsagung zu zwingen. Dagegen verschaffte P. durch die Umprägung der Kopeken in Rubel (die bis dahin nur eine eingebildete Münze waren) seinen Finanzen einen neuen Zuschuß, und begann seine neuen Operationen mit der Vernichtung einer schwed. Flotille von 13 Fahrzeugen auf dem Peipussee, welche so vollkommen gelang, daß der schwed. Viceadmiral Löschert mit dem letzten dieser Schiffe voll Verzweiflung sich und alle Mannschaft in die Luft sprengte. General Schlippenbach wurde bei Reval, geschlagen und die Festungen Dorpat, Narwa und Iwangorod wurden erobert (4. Mai bis 20. Aug. 1704). Auch wurde ein schwed. Angriff auf St.-Petersburg vereitelt; aber die Russen wurden dagegen bei Gemauerthofen in Kurland und bei Frauſtadt geschlagen, wofür sie sich jedoch durch den Sieg bei Kalisch rächten. Da erhielt P. die Nachricht vom Abschlusse des altranstädter Friedens (24. Sept. 1706) und zog sich, weil er nicht für gut fand, den mit 43,000 M. heranziehenden Karl in Polen abzuwarten, mit seinen alles im Rücken liegende Land verheerenden Armee zurück. Im geheimen Bunde mit dem Kosackenhettmann Mazeppa, rückte Karl ihm nach bis in die Nähe von Smolensk; von dort wendete er sich aber nach der Ukraine, um die Kosacken für sich zu gewinnen und den General Löwenhaupt zu erwarten, der jedoch, von P. bei Liesna geschlagen, seinem Könige nur wenige Trümmer seines Heeres zuführen konnte. Jetzt vereinigte sich Mazeppa öffentlich mit Karl, und eben war dieser mit der Belagerung der festen Stadt Poltawa beschäftigt, als Peter mit 70,000 M. zum Entsatz herbeieilte und unter den Mauern von Poltawa das schwed. Heer in der Schlacht vom 8. Juli 1709 vernichtete. Der nun zum Generallieutenant bei der Landarmee und zum Contreadmiral auf der Flotte beförderte Zar schrieb vom Schlachtfelde aus dem Admiral Apraxin in Petersburg: „Unsern Feind hat Phaeton's Schicksal getroffen, und fest gelegt ist endlich der Grundstein unserer Newastadt!" Die Rückkehr Königs August von Polen in dieses Land und ein neues Bündniß mit demselben, welchem Dänemark und Preußen sich anschlossen, sowie die Belagerung Rigas waren die Folgen jener entscheidenden Schlacht. Nun eilte P. nach seiner geliebten Newastadt, wo er die Verbindung des Ladogasees mit der Wolga anordnete und mit Frankreich, Italien und den Hansestädten Handelsverträge schloß. Nachdem er hierauf seinen Triumph in Moskau gefeiert, einen Zwist mit England geschlichtet und die Armee (welche aus 33 Reg. Fußvolk, 24 Reg. Reiterei und 58,000 M. Besatzungstruppen bestehen sollte) neu organisirt hatte, begann er den Feldzug in Liefland und Karelien. Elbingen, Wiburg, Riga, Dünamünde, Pernau, Kerholm, Reval, wurden 1710 erobert, und mit diesen Plätzen ganz Liefland und Karelien. Als nun auch nach und nach steinerne Paläste sich in Petersburg erhoben, da beschloß er hier die künftige Residenz aufzuschlagen und feierte daselbst (4. Nov. 1710) die Vermählung seiner Nichte Anna (Ivans zweiter Tochter) mit dem Herzog Fr. Wilh. von Kurland. Unterdessen hatten ihm die Türken, auf ihres Schützlings, Karls XII., Andringen, den Krieg erklärt. Sofort errichtete P. zur Leitung der Reichsgeschäfte den dirigirenden Senat, und nachdem er, um die Geistlichkeit und das Volk für sich zu gewinnen, den Bisthümern und Klöstern die früher eingezogenen Güter größtentheils zurückgegeben hatte, zog er mit s. Heere durch die mit ihm verbündete Moldau, und befand sich endlich am Pruth, dem Lager des Großvezirs Mehemed gegenüber. Hier litt s. Heer an den nothwendigsten Bedürfnissen drückenden Mangel. Größer noch wurde die Noth, als der mit ihm verbündete Fürst der Walachei abfiel und die versprochene Zufuhr von Lebensmitteln versagte. Dessenungeachtet ging P. über den Fluß dem Feinde entgegen; doch dessen Übermacht und die ihn umgebenden Schwärme der Tataren nöthigten ihn zum Rückzuge. Ein heftiger Angriff der Türken ward zwar abgeschlagen, al-

lein s. vom Hunger erschöpftes Heer war von einem zahlreichen Feinde eingeschlossen. P. sah im letzten Kampfe nur Gefangenschaft oder Tod vor sich. Aus dieser Noth rettete ihn s. neue Gemahlin Katharina (1707 schon heimlich mit ihm getraut und am 6. März 1711 zur rechtmäßigen Gemahlin erklärt), welche, unterstützt von dem Feldmarschall Scheremeteff, dem Großvezier Friedensvorschläge that. Eine große Summe Geldes und Juwelen nebst Verheißungen mehrer Schätze (dies Alles ohne P.'s Vorwissen) sollen Scheremeteff's Brief an den Großvezier begleitet haben. Dagegen schrieb P., am glücklichen Erfolge dieser Sendung ebensowie an dem der Schlacht, verzweifelnd, an den dirigirenden Senat nach Moskau: „Sollte meine Person in die Gewalt des Feindes fallen, so sollt ihr mich nicht mehr für den Zar, euern Herrn, erkennen und nichts von Dem erfüllen, was aus meiner Gefangenschaft etwa von mir, und wäre es sogar mein eigenhändiger Befehl, an euch gelangen möchte. Würde ich aber umkommen, so sollt ihr den Würdigsten unter euch zu meinem Nachfolger erwählen!" Doch am 23. Juli 1711 kam der husher Friede, ungeachtet des Widerspruchs des Grafen Poniatowski, der Karls XII. Stelle vertrat, zu Stande, in welchem P. gegen die Aufopferung Asow's u. s. w (vgl. Rußland und Osmannisches Reich), seine, des Heers und des Reichs Rettung erkaufte. (Es ist schwer, alle Motive anzugeben, welche den Großvezier zur Bewilligung des Friedens bestimmten. „Wer soll", fragte er z. B. den schwed. Abgeordneten, der den Friedensabschluß auf alle Weise zu hintertreiben suchte, mit großer Feinheit, „dann das Moskowiterland regieren, wenn ich den Zar gefangen nehme?") Der Fürst der Moldau, Kantemir, dessen Auslieferung P. für jeden Preis verweigert hatte, folgte dem Zar, in dessen Pension er 12 Jahre später starb. So verlor P. die kaum errungene Herrschaft am schwarzen Meere wieder. Er wandte daher seine Thätigkeit ganz auf die Fortsetzung des Kriegs gegen die Schweden in Pommern. Zur Herstellung seiner Gesundheit ging er noch im Herbste 1711 in das Karlsbad, und feierte auf der Rückkehr in Torgau bei der Königin von Polen die Vermählung s. einzigen Sohnes Alexei mit der Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, bei welcher Gelegenheit er Leibnitz (vgl. d.), der, um ihn zu sehen, sich dort befand, das Versprechen gab, in seinem Reiche Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel anstellen zu lassen. Nachdem er sich mit dem Kronprinzen von Preußen und den dän. Ministern über den weitern Feldzug beredet hatte, ging er nach Moskau zurück, wo er (19. Febr. 1712) s. öffentliche Vermählung mit Katharina vollzog. Die Verlegung des dirigirenden Senats nach Petersburg geschah 2 Monate später. Darauf ging er im Juni 1712 mit seiner Gemahlin abermals nach Karlsbad und nach 3wöchentlichem Gebrauche dieser Heilquelle zum Heere nach Holstein, wo der schwed. General Steenbock glücklich gegen die Dänen focht. Als er diesen in Tönningen eingesperrt hatte, begab er sich nach Petersburg, um dort die Eroberung des schwed. Finnlands einzuleiten, welcher Plan 1713 auch so glücklich ausgeführt wurde, daß die Russen bis über Abo nach Tawasthus vordrangen, während die Schweden in Tönningen sich hatten ergeben müssen. Nur die von Preußen vorgeschlagene und von Menschikoff eingegangene Neutralisirung Pommerns störte seine Plane, wofür aber auch der Liebling so bitter büßen mußte, daß kaum der Zarin Fürsprache ihn noch vom gänzlichen Falle rettete. Mit immer größerm Eifer suchte P. die russische Seemacht in Aufnahme zu bringen; doch mußte er sich gefallen lassen, daß das Admiralitätscollegium ihm seinen Wunsch nach Beförderung zum Viceadmiral versagte: „denn er habe zur See sich noch nicht so ausgezeichnet, daß man ihn ältern Officieren vorziehen könne". Er rüstete sich also, um die Auszeichnung bald zu verdienen, und als er den Seesieg bei Twermünde errungen, und durch die darauf erfolgte Einnahme der Festung Nyslot die Eroberung von Finnland vollendet hatte; da begrüßte ihn bei seinem Triumpheinzuge in Petersburg der

Vicezar, Romanadowski, der sitzend auf dem Throne den Sieger empfing, mit dem Ausrufe: „Heil dem Viceadmiral!" Bei diesem frohen Anlaß stiftete er, s. Katharina zu Ehren, an ihrem Namenstage (25. Nov. 1714) den Orden der h. Katharina „zum Andenken der Gegenwart Katharinens bei der Schlacht mit den Türken am Pruth, wo sie bei den gefährlichsten Umständen nicht als ein Weib, sondern mit männlicher Unerschrockenheit sich erwiesen habe". Doch richtete er auch seinen Blick auf den innern Zustand s. Reichs. Aufmerksam gemacht auf die Bedrückungen und Ungerechtigkeiten der Großen gegen die niedern Stände, setzte er eine Commission zur Untersuchung aller Beschwerden nieder; eine Menge Staatsbeamten vom ersten bis zum dritten Range mußten nach Sibirien wandern, und eine scharfe Verordnung gegen künftige Bedrückungen beendigte die Untersuchung. Nur die Aufhebung der Leibeigenschaft schien ihm noch nicht rathsam. Der durch den Krieg herbeigeführten Verödung Ingermannlands half er dadurch ab, daß er eine Menge wohlhabender Bauern aus dem Innern Rußlands dorthin verpflanzen ließ. Mit Klugheit behandelte er die Religionsfehde zwischen den Roskolnicks (Altgläubigen) und den Rechtgläubigen, mußte jedoch einen Roskolnick mit dem Tode bestrafen lassen, der sich durch die versuchte Ermordung des Zars die Märtyrerkrone hatte verdienen wollen. Solche Vorfälle vermehrten s. Abneigung gegen Moskau, und befestigten den Entschluß in ihm, Petersburg zur ersten Stadt des Reichs zu machen. Dahin zweckten alle s. Handelsverordnungen und die harten Befehle ab, die er zur Vergrößerung und Verschönerung der neuen Hauptstadt gab. Mitten unter diesen Entwürfen erhielt er die Nachricht, daß Karl XII. zurückgekommen und in Stralsund sei. Allein da dieser eigensinnige Fürst die Neutralität Pommerns verwarf und England wie Holland beleidigte, so bereitete er dadurch selbst dem Zar neue und leichte Triumphe. Stralsund ward von den Preußen und Dänen, ohne P.'s Hülfe, erobert (23. Dec. 1715); doch hätte der Zar sich in der ersten Aufwallung des Zorns fast auf Karls Seite geneigt, als man s. Truppen die Mitbesetzung der Festung verweigert und sie sogar mit Gewalt zurückgedrängt hatte. Indeß verabredete er, noch ehe er zur Befestigung s. Gesundheit nach Pyrmont reiste, wo er auch Leibnitz wieder sah, mit dem Könige von Dänemark eine Landung auf Schonen, zu deren Ausführung er nachher nach Kopenhagen ging. Vier Flotten, eine russische, dänische, englische und holländische, hatten sich, 80 Segel stark, vereinigt, theils um die Landung auf Schonen zu decken, theils um der schwed. Flotte, die in der Ostsee kreuzte, die Spitze zu bieten. Einmüthig wurde dem Zar der Oberbefehl über diese 4 Flotten übertragen, und er geleitete 100 im Sunde liegende Kauffahrteischiffe vor der schwed. Flotte vorüber. Doch die Landung auf Schonen unterblieb auf den Rath der russ. Generale, und weil der König von Dänemark deßhalb mißtrauisch wurde, so verließ P. Dänemark und besetzte Mecklenburg, das er gern eingetauscht hätte. Wegen dieser und andrer Plane unternahm er gegen das Ende 1716 eine polit. Reise nach Holland und Frankreich. In Amsterdam zogen ihn außer dem See- und Handlungswesen jetzt auch alle andre Gegenstände des Wissens und der Kunst an. Seine Gemahlin, die ihn nach ihrer Entbindung in Amsterdam besuchte (Febr. 1717), blieb in Haag zurück, als P. zu Anfang Aprils über Brabant sich nach Paris begab. In dieser unermeßlichen Stadt besuchte er alle Kunstwerkstätten, Kunstsammlungen, Anstalten für das Kriegswesen, für die Erziehung, höhere Bildung und Industrie ꝛc. Mit Beweisen von Achtung und Bewunderung überhäuft, verließ er Paris, nachdem er 1717 einen Freundschafts- und Handelsvertrag mit Frankreich für sich und Preußen abgeschlossen hatte, wiewol sein eigentlicher Zweck, Frankreich von England zu trennen, und seine Absicht auf Mecklenburg nicht erreicht wurde. Nach 4 Monaten kam er (21. Oct. 1717) nach Petersburg zurück. Hier hielt er ein hartes Strafgericht, als neue Beschwerden über Unterschleife und Bedrückungen ihm vorgelegt

wurden. Den Gouverneur von Archangel, Fürst Wolkonski, ließ er erschießen und viele Anklagen gegen Andre durch Kriegsgerichte untersuchen. Hierauf ging er nach Moskau, um s. einzigen, 1690 geb. Sohn Alexei (s. d.) zu richten. Dieser unglückliche Prinz wurde durch das Gutachten der hohen Reichsbeamten zum Tode verurtheilt. Die Eröffnung des von dem harten Zar bestätigten Urtheils überlebte der Prinz nur 24 Stunden; er soll an den Folgen des heftigen Schreckens darüber gestorben sein (7. Juli 1718); Büsching hat (in s. „Magaz. für Hist. u. Geogr.", 9. Bd.) zuerst die Nachricht mitgetheilt, daß der Gen. Adam Weide auf P.'s I. Befehl dem Prinzen den Kopf mit einem Beile abgehauen habe. Bei s. prachtvollen Leichenbegängnisse zerfloß P. in Thränen; aber viele in Alexeis Schuld verwickelte Personen wurden grausam hingerichtet, und eine Denkmünze sagte dem Volke, daß auf solche Weise die Majestät des Thrones gerettet sei. Mit gleicher Strenge verfuhr P. wider die Großen, die sein Volk bedrückten, und verschonte selbst s. Lieblinge Menschikoff und Apraxin nicht. Durch Regierungscollegien und eine Gesetzcommission suchte er eine festere Justiz zu begründen. Zur Grundlage des neuen Gesetzbuches bestimmte er s. Vaters Alexei Codex, die Uloschenie. Noch wurde ein Commerzcollegium errichtet und der Handelsstand überhaupt sehr ausgezeichnet. Die Verschönerung Petersburgs, die Anlegung eines Naturaliencabinets, die Aufmunterung der bildenden Künste und die Veredlung des gesellschaftlichen Tons, zugleich Belustigungen für den Hof und das Volk, durch öffentliche Spiele, Maskeraden ꝛc. (worunter s. Papstwahl, um den römischen Oberhirten lächerlich zu machen, sich auszeichnete), gehörten zu s. Erholungen. Schon seit dem Mai 1717 fanden zwischen russischen und schwedischen Bevollmächtigten Friedensannäherungen statt (besonders da man russ. Seits nicht abgeneigt schien, Karl XII. in s. Absichten auf Norwegen zu unterstützen), als dieser, der schon den Angriff gegen Norwegen begonnen hatte, vor Friedrichshall s. Tod fand. „Ach, Karl, mein Bruder, wie jammerst du mich!" rief P., als er hiervon die Nachricht erhielt. Als hierauf Schweden, durch England und innern Parteienhaß irregeleitet, die Unterhandlungen verzögerte und neue Rüstungen begann, ließ P. s. Truppen fast auf allen Punkten der schwedischen Küste landen und einen Verwüstungskrieg führen, der unvergeßlich in den Jahrbüchern Schwedens bleiben wird. Auf der Königin Ulrike Eleonore Bitten und Versprechungen (vielleicht auch durch die Erscheinung der engl. Flotte bewogen) zog P. nach dieser fürchterlichen Rache s. Flotte zurück; aber unterdessen hatte die Eifersucht über Rußlands anwachsende Macht Polen, Preußen und Dänemark mit Schweden versöhnt. Doch P. bot allen die Stirn. Er behauptete s. Würde gegen Östreich mit welchem er in Zwist gerathen war. Die Jesuiten vertrieb er aus s. Reiche weil sie sich in Händel mischten, die sie nichts angingen. Zugleich rüstete er sich gegen England; alle engl. Kaufleute in Rußland wurden 1719 mit der Drohung, ihre Waaren (gegen 50 Mill. an Werth) zu confisciren, verhaftet. Doch das Härteste sollte P. in dieser Zeit selbst erfahren. Es starben nämlich sein Waffengefährte, der Feldmarschall Scheremeteff, und (25. April a. St.) s. Thronerbe, P. Petrowitsch, den Katharina ihm (8. Nov. 1717) geboren hatte. Drei Tage und 3 Nächte war der Zar nach dem Tode s. Sohnes einsam, ohne Speise und Trank geblieben; man fing an für sein Leben zu fürchten. Aber er ermannte sich, und eine seiner nächsten Regierungshandlungen war die Errichtung der heiligsten dirigirenden Synode, womit er die Hierarchie gänzlich zu Boden stürzte (1721). (Vgl. Griechische Kirche.) Schweden, dessen König, Friedrich von Hessen, unter Frankreichs Vermittelung neue Anträge gemacht hatte, während er mit Hülfe einer engl. Flotte auf Finnland einen Angriff beschloß, ward aufs neue (1720) verheert; doch unterhandelte P., indem er sich zu rüsten fortfuhr und den Bau des Hafens von Royerwick anordnete. Endlich bewirkte ein dritter Verheerungszug

an der schwed. Küste (1721), welchen P. trotz der engl. Flotte von 23 Linienschiffen vollführte, den Abschluß des nystädter Friedens (30. Aug. a. St. 1721), worin Liefland, Esthland, Ingermannland, Wiburgslehn und Kexholmslehn an Rußland abgetreten wurden; der Herzog von Holstein aber, welchem er zur Wiedererlangung Schleswigs zu verhelfen sein Wort gegeben, wurde ein Opfer der Politik. So war der nordische Kampf nach 21 Kriegsjahren, ohne P.'s Hülfsquellen zu erschöpfen, geendet und Rußlands Macht für immer gegründet. P. feierte den Frieden durch Gebete, Feste, durch eine allgemeine Amnestie, von welcher nur Mörder und nicht zu bessernde Straßenräuber ausgenommen wurden, und Erlaß aller Foderungen der Krone bis 1717. Darauf baten ihn der Senat und die heilige Synode im Namen des Volks, „den Titel eines Vaters des Vaterlandes, Kaisers aller Reußen und den Beinamen des Großen" anzunehmen. Nach vielen Einwendungen des Zars wurde am Tage des großen Friedensfestes (22. Oct. 1721) die neue Kaiserwürde ausgerufen, welche Preußen, Holland und Schweden sogleich, die übrigen Mächte erst später anerkannten. Bei der in Moskau am 28. Jan. 1722 wiederholten Friedensfeier erklärte er s. 12jähr., dem Herzog von Holstein verlobte T. Elisabeth für volljährig. Damit aber s. große Schöpfung nicht unter schwachen oder unfähigen Regenten wieder zerfiele, gab er (5. Febr. 1722) das Gesetz wegen der Thronfolge: „daß es dem Herrscher Rußlands frei stehen solle, zur Thronfolge zu rufen, wen er wolle, auch die Ernennung wieder zu ändern, sobald er den schon bestimmten Thronfolger für untüchtig erkenne". Auf dieses Gesetz ließ er seine Unterthanen feierlich vereiden. Eine darauf folgende Prüfung des Adels, s. Ursprungs und s. Würdigkeit, hatte großen Einfluß auf die neue Einrichtung der Gerichte, nach welcher künftig kein wirklicher Senator in den verschiedenen Gerichtshöfen und kein Gerichtspräsident im Senate sitzen konnte. Zum Controleur seiner Geschäftsführung erhielt der Senat einen Generalprocurator, neben welchem noch ein Oberprocurator angestellt wurde. Hiermit verband P. eine neue Rangordnung. Darauf unternahm er den längst beschlossenen Zug nach Persien (15. Mai 1722), um den Handel der Russen auf dem kaspischen Meere zu sichern. Bereits 1715, 1716 und 1719 hatte er dieses Meer und s. Küsten von erfahrnen Seeofficieren untersuchen und die nöthigen Fahrzeuge bereit halten lassen. In dem ersten Jahre des Kriegs nahm er aber bloß Derbent, und ließ die Festung Swiätoi-Kreſt (zum heiligen Kreuze) und mehre befestigte Dörfer anlegen, welche mit den donischen Kosackenfamilien bevölkert wurden. Die innern Unruhen in Persien bewogen den Schach nachzugeben und im Vertrage vom 12. Sept. 1723 (welchem auch die Pforte den 8. Juli 1724 sich anschloß) die Städte Derbent und Baku mit ihren Bezirken und die Provinzen Ghilan, Mazanderan und Astarabad an Rußland abzutreten. Doch mußte P. seinen großen Plan, in Georgien das Christenthum zu erneuern und an der Mündung des Flusses Kur eine Handelsstadt anzulegen, von wo der Handel bis nach Astrachan fortgesetzt werden sollte, wenigstens vor der Hand aufgeben. Nach s. Rückkehr aus dem Felde (am 26. Dec. 1722) ward er zu neuen Untersuchungen gegen untreue Staatsbeamte veranlaßt. Der Vicekanzler Schaffiroff, einer s. Lieblinge, wurde zum Tode verurtheilt, doch auf dem Schaffot mit Verbannung begnadigt; Menschikoff mußte 200,000 Rubel an den Fiscus zahlen, verlor viele Einkünfte und mußte selbst an s. Leibe den strafenden Arm s. Herrn empfinden, wozu sich P. seiner Dubina (eines Handstocks aus dickem spanischen Rohr) bediente; viele Andre wurden durch Degradation, Geld- oder Leibesstrafe gezüchtigt. Hierauf führte P. noch einmal (12. Juli 1724) s. Flotte gegen Schweden, um s. Verwendung für den Herzog von Holstein bei Schweden und Dänemark gehörigen Nachdruck zu geben. Als dieser einen Jahrgehalt von 25,000 Thlrn. und die Versicherung der Thronfolge im Erledigungsfalle erhalten, segelte P. nach Kronstadt zurück. Hier

feierte er durch ein glänzendes Fest die Schöpfung seiner Flotte, welche jetzt aus 41 Kriegsschiffen bestand und mit 2106 Kanonen und 14,960 Matrosen besetzt war. Die Verhütung der Überschwemmungen, welche Petersburg im Herbste oft erleiden mußte, die Fortsetzung des Ladogacanals, die Errichtung einer Akademie der Wissenschaften (1. Febr. 1725), an welcher Leibnitz's Rathschläge so großen Antheil hatten, hiernächst die fortgesetzte strengste Untersuchung und Bestrafung entdeckter Staatsverbrechen, die Beförderung der Arbeiten der Gesetzcommission, die Stiftung des Alexander-Newskyordens, die Verbesserung des Mönchswesens, die Verbannung der Kapuziner aus Rußland und ein neuer Handelsvertrag mit Schweden beschäftigten den großen Monarchen in den letzten Jahren s. glorreichen Lebens. Während derselben verlobte er auch s. geliebte Tochter Anna dem Herzoge von Holstein (24. Nov. 1724), nachdem er früher schon (18. Mai) aus Achtung und Dankbarkeit s. Gemahlin Katharina die Krone aufs Haupt gesetzt hatte. Auch ließ er dem hinterbliebenen Sohne des unglücklichen Alexei eine Erziehung geben, wie sie einem künftigen Kaiser Rußlands gebührte. Aber schon längst fühlte er mit den Schmerzen, die seit 1723 ein örtliches Übel (Strangurie) ihm verursachte, die Abnahme s. Kräfte; daher s. Trübsinn, der sich oft in starken Ausbrüchen des Unmuths äußerte. Einem solchen Ausbruche ist wol zum Theil seine letzte Strafhandlung, die Hinrichtung des Mons, ersten Kammerherrn und Lieblings der Kaiserin Katharina, zuzuschreiben, als deren Ursache er entdeckte Dienstvergehen, Bestechungen ꝛc. angab. Im Spätherbste 1724 war er im Begriff, sich nach Systerbeck zur Besichtigung der daselbst angelegten Eisenhämmer und Gewehrfabrik zu begeben, als er in der Abenddämmerung bei Lachta ein Boot, mit Soldaten und Matrosen besetzt, auf einer Untiefe stranden sah. Als eine gesendete Schaluppe das Boot nicht zu lösen vermochte, ließ er sich selbst hinbringen, und da sein Fahrzeug nicht ganz hinankommen konnte, sprang er, s. Übels nicht gedenkend, in das Wasser, wadete bis an das gestrandete Boot und half es lösen. „Die Arbeiter meines Münnich" (am Ladogacanal), sagte er zur Kaiserin, „haben mich geheilt; ich hoffe es noch zu erleben, daß ich mich mit ihm zu Petersburg einschiffe und zu Moskau in Golowkin's Garten ans Land trete". Um dies zu befördern, mußten unaufhörlich 25,000 M. arbeiten. Aber die Erkältung, die er sich bei Lachta zugezogen hatte, machte s. Zustand bald gefährlich. Auf alte Weise feierte er noch das Neujahr 1725, ließ einen neuen Afterpapst wählen und verordnete die Wegreißung überflüssiger Capellen und Wegschaffung der Bilder. Dies war seine letzte Verfügung. Eine chirurgische Operation blieb ohne Erfolg. Der Schmerz raubte ihm oft die Besinnung. In hellen Augenblicken tröstete ihn der geistliche Zuspruch des Erzbischofs Theophanes von Pleskow. In einem solchen Augenblicke gewährte er auf Katharinens Bitten auch Menschikoff volle Verzeihung. Er wollte s. geliebte Tochter Anna sprechen; sie kam, aber der Kaiser war schon sprachlos. Der große Mann verschied (8. Febr. 1725) in den Armen s. Gemahlin, die ihn seit 3 Nächten nicht verlassen hatte. Sie warf sich neben die entseelte Hülle nieder und betete: „Herr! öffne dein Paradies und nimm diese schöne Seele zu dir!" P. hatte 53 J. gelebt und hätte noch 40 J. nach dem Urtheil s. Ärzte leben können, wenn er s. Übel nicht so lange verschwiegen hätte. „Wenn ein Monarch den Namen des Großen verdient", sagt Herder, „so ist es P. Alexiewitsch. Er war Selbsteinrichter und Haushalter s. Reichs, ein allenthalben umherwirkender Genius, der hier anordnete, schuf und lenkte, dort anregte, lohnte und strafte, überall aus unermüdlichem Triebe Er selbst, nie durch ihn ein Andrer. Dieser Trieb, diese Geniuskraft zeigte sich in s. kleinsten und größten Unternehmung, verbunden mit Klugheit, Entschlossenheit und auch im wilden Zorne mit einer bald rückkehrenden Billigkeit und Menschengüte". Am Säcularfeste der Thronbesteigung P.'s ward s. Denkmal von Falconet, P. zu Pferde einen Granitfels hinaufsprengend, mit

ausgestreckter Rechte und mit der Inschrift: „Petro Primo Catharina Secunda MDCCLXXXII." aufgedeckt. S. v. Halem's „Leben P.'s des Großen", und „P. der Gr. als Mensch und Regent", von Bergmann (Königsberg 1823 u. Riga 1827, 3 Bde.). K.

Peter II., Kaiser von Rußland, Peter d. Gr. Enkel und Sohn des Alexei (s. d.), bestieg, kraft eines Testaments von Katharina I., welches besonders durch Menschikoff veranlaßt worden war, der unter dem jungen Fürsten s. Einfluß gesicherter glaubte, als wenn der Scepter an Katharinens T., die Herzogin Anna von Holstein, überging, 17. Mai 1727, im 13. J. s. Alters den Thron. In demselben Testamente hatte Menschikoff die Anordnung mit einzuschalten gewußt, daß P. des Fürsten jüngste T. Maria zur Gemahlin nehmen sollte, und die Hoffnungen des ehrgeizigen Mannes gingen so weit, auch für s. Sohn die Schwester des Kaisers, Natalie, zur Gemahlin zu begehren. Diese Anmaßungen mißfielen dem jungen Herrscher, der an der Familie der Dolgorucky, den Feinden Menschikoff's, treue Helfer zu dem Sturz des mächtigen Verwesers fand. Menschikoff wurde mit den Seinen nach Sibirien verbannt, und P. stand eben im Begriff, einer Prinzessin aus dem Hause der Dolgorucky die Hand zu reichen, als er d. 29. Jan. 1730, noch nicht 16 J. alt, an den Blattern starb, worauf Anna Ivanowna, Herzogin von Kurland, den Thron bestieg, Menschikoff's Familie zurückgerufen und die Dolgorucky theils hingerichtet, theils in die Verbannung geschickt wurden. (Vgl. Anna Ivanowna.)

Peter III. (Fedrowitsch), Kaiser von Rußland. Da schon mit Peter II. der Romanoff'sche Mannsstamm ausgestorben war, ernannte die Kaiserin Elisabeth, Tochter P.'s I. mit Katharina I., kraft der Thronfolgeordnung ihres Vaters, dessen Enkel, den Herzog Karl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp, entsprossen aus der Ehe ihrer Schwester Anna Petrowna mit dem Herzoge Karl Friedrich von Holstein, zum Großfürsten und Thronfolger von Rußland (18. Nov. 1742) und vermählte ihn (1. Sept. 1745) mit der Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst, die bei ihrem Übergange zur griech. Kirche (9. Juli 1744) die Namen Katharina Alexiewna angenommen hatte. Als Elisabeth (5. Jan. 1762) starb, bestieg er u. d. N. P. III. den Thron. Sein erster Schritt als Kaiser war Aussöhnung mit Friedrich II., den Elisabeth, im Bunde mit Östreich und Frankreich, bisher mit vielem Nachdruck bekriegt hatte; denn er bewunderte den großen König und war sein Freund. Er schloß daher mit Preußen den Frieden zu Petersburg (5. Mai), nach welchem er das eroberte Königreich Preußen zurückgab und den General Czernitscheff mit 15,000 M. zu Friedrichs Heere stoßen ließ. Auch rief er die unter Elisabeth verbannten Minister Lestocq und Münnich, sowie den Herzog von Kurland, Biron, aus Sibirien zurück. Zugleich schaffte er die Angeberei des sogen. Wortrufens ab, oder die furchtbare Ächtung eines Jeden, der nüchtern oder trunken gegen die griech. Kirche, den Monarchen oder den Staat Etwas gesprochen. Hierauf beschloß er eine langgenährte Lieblingsidee auszuführen, nämlich den von seinem Vater (1713) verlorenen Antheil an Schleswig der Krone Dänemark wieder abzunehmen und so manche seinem Hause zugefügte Beleidigung zu rächen. Schon war deßhalb das in Pommern befindliche russ. Heer ins Mecklenburgische vorgerückt, u. schon wollte P. in Person sich an die Spitze s. Truppen stellen, als plötzlich eine längst vorbereitete Verschwörung ausbrach, die ihm nach einer 6monatlichen Regierung Thron und Leben kostete. Er hatte nämlich durch seine Vorliebe für die Holsteiner, durch seine Versuche, die preuß. Kriegszucht bei den Russen einzuführen, und durch Beschränkungen der Großen alle Stände des Reichs wider sich aufgereizt. Die Revolution brach in der Nacht vom 8. auf d. 9. Juli 1762 aus (s. Katharina II.); noch in derselben Nacht ward P. des Throns verlustig erklärt, und Katharina von den Garden, der Geistlichkeit und den Großen zur Kai-

serin ausgerufen. P. befand sich, während dies in Petersburg vorging, zu Oranienbaum. Als die Nachricht von der Revolution dorthin gelangte, rieth ihm s. getreuer Münnich, an der Spitze der ihm treu gebliebenen Regimenter nach Petersburg zu ziehen und sich der Empörer zu bemächtigen. Allein P. verlor den rechten Augenblick zu handeln, sodaß er, was Münnich noch zu thun rieth, Kronstadts und der Flotte sich nicht mehr versichern konnte. Über Reval nach Deutschland zur Armee zu gehen, wagte er ebenso wenig als sich an die Spitze seiner Holsteiner zu stellen. Es blieb ihm also nichts übrig als Unterwerfung. Am folgenden Tage (10. Juli) entsagte er der Krone, doch rettete er damit sein Leben nicht, denn Katharinas Umgebung wünschte des abgesetzten Kaisers Tod, um ihrer eignen Sicherheit willen. Dieser erfolgte, wie man sagt, auf eine gewaltthätige Weise, zu Ropscha am 14. Juli (3. a. St.) 1762. S. „Biogr. Peter III." (Tüb. 1809, 2 Bde.). (Vgl. Orloff.)

Petersburg (St.=) (59° 56′ 23″ Br.), nach Moskau die 2. Hauptst. des russ. Reichs, in dem Gouvernement gl. N., dem ehemal. Ingermannland, ist nebst Stockholm die nördlichste Residenz in Europa. Sie wetteifert mit den schönsten und prächtigsten Städten der Welt. Der Fremde wandert mit Bewunderung aus einer regelmäßigen breiten Straße in die andre; umgeben von den prächtigsten Palästen, Kirchen mit vergoldeten Thürmen und andern massiven, zum Theil kolossalen Gebäuden, erblickt sein Auge überall Meisterwerke der Baukunst. Tritt er an einem heitern Sommermorgen aus dem kaiserl. Sommergarten an die Newa, so hat er den herrlichen Anblick eines majestätischen Stromes mit seinen Schiffen, Gondeln, Schiffsbrücken. An beiden Ufern nahe und fern liegen prachtvolle Paläste, von Gold glänzende Kirchen und Thürme, reizende Inseln und Gärten. Jede Seite der Newa ist mit einem breiten, 1 Stunde weit gehenden Kay versehen. Das angenehme Wasser der Newa ersetzt den Mangel an Brunnen. P. liegt am Ausflusse der Newa in die Ostsee. Der Zar Peter d. Gr. legte, während des nordischen Krieges, auf feindlichem Boden 1703 den Grund zu dieser Stadt, indem er auf einer Insel der Newa eine Festung baute, zur Sicherheit gegen die Schweden. Um diesen Bau selbst zu leiten, ließ Peter gegenüber ein kleines hölzernes Haus bauen, das noch jetzt dasteht, und das man zu seiner Erhaltung mit einem steinernen Gebäude umgeben hat. Darauf folgten bald öffentliche und Privatgebäude, zu deren Aufbau der kluge Zar den herumwohnenden Adel und reiche Kaufleute in Moskau, Nowogorod u. a. Städten zu gewinnen wußte, sodaß in kurzer Zeit eine ansehnliche Stadt entstand, die unter den folgenden Regierungen, besonders unter Katharina II. und dem Kaiser Alexander I. zu einer fast unnachahmlichen Vollkommenheit gediehen ist. Die umliegende Gegend ist flach und eben, der Boden hier und da morastig. Auch veranlassen Sturmfluten (s. d.) oft Überschwemmungen; die furchtbarste war am 19. Nov. 1824. P. ist überall offen, ohne Mauern und nur hier und da mit einem Graben umgeben. Bei einem Umfange von fast 4 Meilen enthält es 9500 H., darunter 2356 steinerne, und 305,000 E. (worunter 55,000 Soldaten), unter welchen jedoch gewiß der 5. bis 6. Theil Ausländer, besonders Deutsche sind; die letztern sind auch mit den Russen durch Heirathen und andre Verbindungen am meisten verschmolzen, und werden häufiger als andre Nationen zu Staats= und Kriegsdiensten befördert und zugelassen. Außerdem findet man hier Menschen aus allen Ländern und Welttheilen, nur Juden werden nicht geduldet. Die Newa, welche die Kaiserstadt von O. nach W. durchströmt, trennt sie in 2 Theile, von welchen die südliche, oder die Landseite, beträchtlich größer und volkreicher ist. Die Nordseite ist von einem Arm der Newa in 2 Theile zerschnitten, welcher mitten in der Stadt sich von dem Hauptstrom scheidet und seinen Lauf nach Nordwest nimmt. Stadttheile sind: 1) 2) 3) die Admiralitätsseiten; 4) der Stückhof; 5) die moskow=

sche Seite; 6) die Jämskoy; 7) die wasilioſtrowſche; 8) die petersburgiſche, und 9) die wiburgiſche Seite. Jeder Haupttheil hat mehre Diſtrikte, und jeder Diſtrikt ſeinen beſondern polizeilichen Gerichtshof, deſſen oberſter Richter gewöhnlich ein aus dem Militair getretener Major iſt (denn die ganze Polizei hat eine militairiſche Verfaſſung), der freilich oft, mit den Landesgeſetzen unbekannt, ſich aus den vielen ſich durchkreuzenden Ukaſen nicht anders als durch einen Machtſpruch herauszuhelfen weiß, welchem noch bisweilen, wenn eine Partei Unzufriedenheit blicken läßt, durch einen Fauſtſchlag oder Fußtritt das Siegel aufgedrückt wird. Dieſe kleinen Polizeibehörden ſtehen unter der erſten Polizeiinſtanz im Mittelpunkte der Stadt, deren Vorſtand jedesmal ein General iſt. — Auf der Admiralitätsſeite, dem ſchönſten Theile der Stadt, breitet ſich längs der Newa der große kaiſerl. Winterpalaſt aus, deſſen Zimmer ringsum mit Statuen und mythologiſchen Figuren geziert ſind. Katharina II. hat an denſelben einen kleinen Palaſt, die Eremitage, angefügt. Dieſes Gebäude enthält Kunſtwerke der ſeltenſten Art, vorzüglich eine Menge der ſchönſten Originalgemälde von großen Meiſtern, die größtentheils von der kunſtliebenden Katharina angeſchafft wurden. Ferner befindet ſich in der Eremitage ein Garten, worin, wie auf der Inſel der Kalypſo, ein ewiger Frühling herrſcht. Verfolgt man ſeinen Weg einige hundert Schritte weiter durch die prachtvolle Straße, große Million genannt, ſo ſtößt man auf das Marmorpalais von koloſſaler Größe, das auf einer Grundlage von Granit erbaut iſt und von Katharina ihrem Liebling, dem Grafen Orloff, geſchenkt wurde. Auf der andern Seite der Admiralität, die von der Landſeite mit einem Graben und Wall umgeben iſt, der zum öffentlichen Spaziergang dient und von den ſchönſten Linden beſchattet wird, befinden ſich viele der prächtigſten Gebäude, beſonders die ganz von Marmor von 1766 — 1812 mit einem Aufwande von 26½ Mill. Rubel erbaute und ſeitdem fortwährend prächtiger ausgeſchmückte Iſaakskirche. Unfern davon erblickt man den mit ungeheuern Koſten aufgeführten Palaſt des Fürſten Labanoff, ein Rieſenwerk, ſelbſt für Petersburg. Weiter hin, nahe an der Newa, prangt auf einem ſehr geräumigen Platze die berühmte, von Falconet gegoſſene Statue Peters d. Gr.; die 17,000 Ctr. wiegende Granitmaſſe, die der Statue zum Fußgeſtelle dient und allein die Höhe eines kleinen Hauſes hat, iſt mit einem großen Koſtenaufwand, 30 Werſt weit, aus Finnland herbeigeſchafft worden. Auf einer Seite des Felſens ſteht mit goldenen Buchſtaben: **Petro Primo Catharina Secunda. 1782**"; auf der andern daſſelbe in ruſſ. Sprache. Auf dem Rumjänzoffplatze ſteht der marmorne, von Katharina den Siegen Rumjänzoff's des Transdanubiſchen geſetzte Obelisk; auf dem Suwaroffplatze die bronzene Bildſäule Suwaroff's. — Unter ſo vielen merkwürdigen Gebäuden und Anſtalten nennen wir: die Akademie der Wiſſenſchaften, wozu eine Bibliothek der ſeltenſten Werke, ein Naturaliencabinet und eine Sternwarte gehören; die 1816 vollendete neue Börſe, ein prachtvolles Gebäude, das eine Colonnade von 44 Säulen umgibt; das Gebäude des erſten Cadettencorps, in welchem gegen 4000 Menſchen wohnen und welches ½ Stunde im Umfange hat; das große Gebäude der Akademie der ſchönen Künſte, welches außer 3 — 400 Zöglingen, die auf Koſten der Krone unterhalten und unterrichtet werden, Alles inſichfaßt, was zu einem ſolchen Inſtitut gehört; das zweite, oder See-, Berg-, Artillerie- und Ingenieur-Cadettencorps; die 1819 errichtete Univerſität mit ihren Sammlungen; überhaupt 50 öffentliche auf Koſten des Staats unterhaltene Lehranſtalten. Dieſe Erziehungsinſtitute liegen auf Waſſelei-Oſtrow (Baſils Inſel), wohin man von der Landſeite Petersburgs auf einer ſehr bequemen über die Newa gelegten Schiffbrücke gelangt. Außerdem gibt es noch in andern Theilen der Stadt ähnliche Inſtitute, insbeſondere das große kaiſerl. Gymnaſium und eine beträchtliche Zahl wohlthätiger Anſtalten, als: Hoſpitäler fürs Militair und Privatperſonen, das ſchöne Irrenhaus an der apu-

chow'schen Brücke, das Blinden- und Taubstummeninstitut, verschiedene medicinische und chirurgische Anstalten, und das große Findelhaus, in dessen Mauern gegen 5000 Kinder gesäugt und erzogen werden, und wo jede Gebärende, sie sei verehelicht oder nicht, frei mit der besten Pflege ihre Wochen halten und dann ihr Kind mit sich fortnehmen oder zur Erziehung zurücklassen kann, ohne daß sie um ihren Namen und Stand gefragt wird. Mit dieser Anstalt ist das große Leihhaus (Lombard) verbunden, worin auch auf unbewegliche Güter dargeliehen wird. Vorzüglich viel verdankt die weibliche Jugend der Kaiserin Maria Feodorowna, welche den größten Theil ihrer Einkünfte auf verschiedene von ihr errichtete Fräuleininstitute und auf Pflege vieler Kranken in den Hospitälern verwendet. Außerdem gibt es noch eine Menge Privatinstitute, die von gelehrten Deutschen oder Franzosen unterhalten werden. Unter diesen ist die mit der protestantischen Kirche gl. N. verbundene deutsche Petrischule vorzüglich gut. Als Director hat sich zuletzt besonders der Collegienrath Weise, ein vielseitiger Gelehrter, ausgezeichnet. Nicht nur Deutsche, sondern auch Russen schicken ihre Kinder dahin oder geben sie den Lehrern in Pension. Diese Schule hat ihren eignen Fonds, ist aber durch einen Ukas unter kaiserl. Schutz genommen worden; es werden darin männliche und weibliche Zöglinge unterrichtet. In allen diesen Lehranstalten werden hauptsächlich (nicht nur in der Residenz, sondern auch in allen Gymnasien des russ. Reichs) die russische, deutsche, französische, auch hier und da englische Sprache gelehrt, und es sind deßhalb auf ausdrücklichen kaiserl. Befehl an allen öffentlichen Schulen Lehrer angestellt. Auch griechisch und lateinisch wird öffentlich gelehrt; allein beide Sprachen finden wenig geistigen Boden; dagegen zeigt der junge Russe zu jenen, und noch mehr zum Tanzen, zur Musik und Malerei Sinn und Geschick. — Unter den Palästen verdienen Erwähnung: der prachtvolle, vom Kaiser Paul erbaute, an den Sommergarten anstoßende, Michailoff'sche Palast, dessen Bau 10 Mill. Rubel gekostet hat. Fast am Ende der Stadt dehnt sich der taurische Palast mit s. wunderschönen Gärten aus, der von Potemkin erbaut und bewohnt, und während s. Abwesenheit von Katharina vergrößert und verschönert wurde. Alle Paläste, wie auch die meister Häuser, sind mit dünnen schwarz- oder grünlakirten eisernen Platten gedacht. Sehenswürdig wegen Kunst und Naturschönheit sind auch die Lustschlösser oder Sommerresidenzen. Zarskoje-Selo (s. d.) [Kaisershof], Katharinens Lieblingsaufenthalt, fand der Prinz Heinrich von Preußen bei einem Besuche, den er dieser Monarchin ablegte, so schön, daß er auf ihre Frage: wie ihm dies Lustschloß gefallen habe? lakonisch antwortete: Es hat nur einen Fehler; und welchen? — daß es kein Futteral hat. — Vier Werst weiter von der Stadt liegt Pawlowsk (s. d.), der gewöhnliche Sommeraufenthalt der verw. Kaiserin. Gatschina liegt 40 Werst, oder beinahe 7 deutsche Meilen von St.-Petersburg; Oranienbaum mit 2 Lustschlössern liegt am kronstädtischen Busen. Der Weg nach dem Lustschlosse Peterhof, das an der See dem Hafen Kronstadt gegenüberliegt, ist gleich nach dem Austritte aus der Stadt einer der reizendsten, indem er sich einige Werst lang durch kleine Lustwälder und Gärten mit den herrlichsten Anlagen und Wasserpartien hindurchzieht, die außerdem mit den schönsten Lusthäusern und Tempeln aller Art ausgeschmückt sind. Das schöne, auf einer beträchtlichen Höhe gelegene Lustschloß enthält in seinen großen Gärten, Parks und Alleen Alles, was man bewundernswürdig nennen kann, insbesondere mächtige, hohe Springbrunnen. Das Peter-Pauls-Fest wird hier jedes Jahr den 29. Juni (jetzt am Namenstage der Kaiserin Mutter, am 22. Juli a. St.) mit großem Pomp und Ergötzlichkeiten aller Art begangen; am glänzendsten geschah dies nach dem tilsiter Frieden 1807 dem franz. Gesandten, General Savary, zu Ehren. — Kamennoy-Ostrow (Steininsel) war der gewöhnliche Sommersitz Alexanders.

Wenn man in den kleinsten Städten Rußlands oft 9 — 10 Kirchen und bis-

weilen noch mehre findet, so wird man sich nicht wundern, wenn man deren in P. fast gegen 100 mit noch weit mehren Thürmen zählt, welche zur Verschönerung der Stadt außerordentlich viel beitragen. An Größe und Schönheit sind die ersten: die oben erwähnte Isaakskirche und die im großen Prospect gelegene, vor Kurzem neu aufgeführte kasansche Kirche, mit einem schönen hohen Thurm, nach der h. Mutter Gottes von Kasan also benannt. Obgleich sie nicht von Marmor erbaut ist, so streitet sie doch in Hinsicht des Kolossalen und Wundervollen mit der Isaakskirche um den Vorzug. Das Schiff und die Kuppel der Kirche werden von 56 Granitsäulen mit Capitälern von Bronze getragen, der Fußboden ist von verschiedenartigem Marmor, die Stufen zum Chor sind von Porphyr und mit einer silbernen Galerie umgeben; unter den vielen schönen darin befindlichen Gemälden der Heiligen ist besonders das der Mutter Gottes zu nennen. Unter den Thürmen ragen der Festungsthurm jenseits und der Admiralitätsthurm diesseits der Newa wegen ihrer Höhe und Schönheit bedeutend hervor. Beide sind pyramidalförmig gebaut und zur größern Hälfte mit Platten des feinsten Goldes belegt, sodaß das Auge, bei den darauf fallenden Sonnenstrahlen, ihren Glanz nicht lange ertragen kann; sie gewähren beide die schönste Ansicht, wenn man sich mitten auf der Newa befindet; der fast überall sichtbare Admiralitätsthurm dient vielen schnurgeraden Hauptstraßen tief in die Stadt und aus der Stadt zum Richtungspunkt. Öffentlicher Gottesdienst wird in 15 Sprachen, nach 11 verschiedenen Glaubensbekenntnissen, gehalten und in den Hauptkirchen mit außerordentlichen Ceremonien. Orgeln und andre Musik findet man in keiner russ. Kirche, aber desto mehr wird der Andächtige durch ein vollständiges Sängerchor angezogen. Es findet keine Rangordnung statt; der Fürst steht neben dem Bauer, der General unter Soldaten, wo ein Jeder, ohne Rücksicht auf die Umstehenden, so oft er will, das Kreuz über sich schlägt und auf die Knie fällt, indem er den Boden oft mit der Stirne berührt, wobei er, gleich dem Zöllner, sein „Hospodin pomillny" (Herr sei mir gnädig) wol einige 100 Mal hermurmelt. Sitze findet man in keiner Kirche; Alles steht unter einander herum, kommt und geht, wenn's beliebt. Unter den Kirchen fremder Nationen zeichnet sich die katholische aus, in welcher abwechselnd in deutscher, französischer und polnischer Sprache Gottesdienst gehalten wird; sie ist nach dem Muster der Peterskirche in Rom erbaut. Die Lutheraner haben 5 unabhängige Kirchen: 3 mit deutschen Schulen verbundene deutsche K., 1 schwedische und 1 finnische. Auch die Holländer, Armenier ꝛc. haben eigne Kirchen. Die reformirte Kirche hat einen deutschen und einen franz. Prediger. Für die protestant. Cadetten sind deutsche lutherische Prediger angestellt. Die Mohammedaner haben ein Bethaus. Unter den Klöstern verdienen Erwähnung: 1) das Alexander-Newsky-Kloster (s. Alexander-Newskoi), der Aufenthalt des Metropoliten, welches in einem silbernen Grabmal die Gebeine des h. Alexander enthält; 2) das sogen. Smolnûi-Nonnenkloster, welches die Kaiserin Elisabeth gestiftet, und mit welchem die Kaiserin Katharina ein Erziehungsstift adeliger Fräuleins verbunden hat, das jetzt die verw. Kaiserin dirigirt. — Noch sind merkwürdig: auf dem großen Marktplatze (Gostinnoy-Dwor) das 2 Stockwerk hohe mit Magazinen und Läden versehene Hauptgebäude, das ½ Stunde im Umfang hat und mit s. Nebengebäuden einer kleinen Stadt gleicht; die große Stückgießerei auf dem Stückhofe; hier sieht man in einem kleinen niedrigen Hause durch ein Gitter die Schlacht bei Poltawa in Mosaikarbeit, ein seltenes Kunstwerk. 14 Werst von der Stadt liegt an der Newa eine große kaiserl. Porzellanfabrik, wo Porzellan gemacht wird, das dem französischen nichts nachgibt, aber viel theurer ist. Im Allgemeinen will das Fabrikwesen in P., so viel es auch hier Fabriken aller Art gibt, keinen festen Fuß fassen. Am besten gedeihen die Branntweinbrennereien, welche der Krone 100 Mill. Rubel jährl. Pacht

geben. — Zu den öffentlichen Merkwürdigkeiten gehören noch: das große Senatsgebäude; das der h. Synode; die Reichsbank; der Ostrog oder Zuchthaus; der arme Sünderplatz, wo die Knute gegeben wird. Sehenswerth sind die Schiffswerfte, wo sogar Dreidecker von 80 Kanonen vom Stapel gelassen werden. An ihrer Seite längs der Newa herunter zieht sich der Galeerenhof, eine der schönsten Straßen, die bloß von Engländern bewohnt wird; auch befindet sich daselbst ihre Kirche. An russischen, französischen und deutschen Buchhandlungen und Privatdruckereien ist kein Mangel; doch ist die Censur in Absicht philosophischer und politischer Schriften, sowie hinsichtlich der Religionsverhältnisse, sehr strenge. — Handel und Schifffahrt sind von der größten Wichtigkeit; denn aus allen Ländern Europas, wie auch aus Amerika, kommen jährl. über 1100 Schiffe an und gehen dahin ab; man sieht z. B. im Sommer Schiffsladungen von Apfelsinen u. a. Früchten, die alsdann sehr wohlfeil sind, aus Portugal ankommen. Doch können Schiffe, die tiefer als 7 Faden gehen, nicht bis nach P. selbst kommen, sondern werden zu Kronstadt in Lichterfahrzeuge geladen. Den Handel ins Innere hingegen, nach Sibirien und China, hat die moskowische Kaufmannschaft fast ausschließend. Die Theurung der Wohnungen, der Lebensmittel, besonders des Fleisches, ist hier freilich größer, weil diese Artikel, wie auch Obst und Melonen, aus den mittlern und südlichen Gegenden des Reichs herbeigeschafft werden müssen. Fische hingegen, von denen im Winter auf dem Fischmarkte ganze Berge gefrorener aufgehäuft werden, sind sehr wohlfeil. Man trinkt außer den franz. Weinen griechische und moldauische. Die unfern von der Stadt wohnenden deutschen Colonisten versorgen ihre Bewohner mit guter Tischbutter. Für Vergnügungen aller Art, die durch die Liebe zur Geselligkeit und durch Gastfreiheit sehr befördert werden, ist in P. reichlich gesorgt; dazu bieten die Hand: 1) das große prächtige Opernhaus, worin russische, deutsche und französische Vorstellungen abwechseln; auch gibt es noch andre Theater. 2) Der musikalische Clubb, wo die vollständigsten und herrlichsten Concerte ausgeführt werden, denn die Musik wird hier vorzüglich geschätzt; der Tanzclubb; der große Bürgerclubb, wozu mehr als 1000 Mitglieder gezählt werden; der amerikanische, englische u. a., die alle ihren Zwekken vollkommen entsprechen. 3) Im Winter die Schlitten-, und im Sommer die Wasserfahrten auf der Newa nach den verschiedenen Inseln und Gärten, aus welchen man oft, im Vorbeifahren, durch die schöne Hornmusik überrascht wird, die in der Ferne einer gedämpften Orgel gleicht. Viele Straßen sind mit Canälen, die schöne Kayen zu ihrer Seite haben, durchzogen. Berühmt ist die schiffbare Fontanka, welche, wie die Moika, die 4 Brücken von Gußeisen hat, östlich aus der Newa entspringt; beide Flüsse ergießen sich in den finnischen Busen. Innerhalb der Stadt sind sie von schönen Granitkays mit eisernen Gittern eingefaßt. In der Mitte von beiden fließt der Katharinencanal. 4) Gibt es große Caffee- und Speisehäuser mit Billards (auch Orgeln). Das Straßengetümmel hat hier eine ganz andre Gestalt als in andern großen Städten. Die prächtigen und glänzenden dahinrollenden Equipagen mit ihren bärtigen Kutschern und 12jährigen Knaben von Vorreitern, die unaufhörlich ihr „Padi" (aus dem Wege) vor sich herkreischen, das immerwährende Ausrufen von Obst und andern Waaren, das Gewimmel des gemeinen zum Theil berauschten Haufens, der sich bisweilen Demonstrationen mit Faustschlägen macht, ziehen die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich. Das Klima ist freilich im Winter nicht sehr behaglich; doch steigt die Kälte von der Mitte des Dec. bis zu Ende Jan. selten über 15 Grad Reaumur. Sie steht gewöhnlich 10 Grad, unter 5 Grad fällt sie selten. Es gibt aber auch Winter, wo sie 26 — 28, ja bis 30 Grad zunimmt. Die Schlittenfahrt dauert fast 5 Monate; doch werden manche Winter von einem 14tägigen Thau- und Regenwetter unterbrochen. Die schönste Sommerzeit, die hier unter dem 60. Grade ebenso angenehm ist als

in Sachsen, dauert in der Regel 3 Monate. Die große Wärme über 20 Grad hält selten lange an. — Noch ist zu bemerken, daß die übertriebene Zahl von Kirchen-, Kron- und Ritterfesten, an welchen nicht gearbeitet wird, der Nation fast die Hälfte des Jahres rauben. Genauere Nachricht gibt Storch's „Gemälde von St.-Petersburg", sowie „Kunst und Alterthum in St.-Petersburg", von Ferd. Hand (1. Bd., Weimar 1827).

Petersgroschen (Peterspfennig), eine Abgabe, die England vom 8. Jahrh. an bis auf Heinrich VIII. (gest. 1547) an den Papst entrichtete. Der angelsächsische König Ina soll sie 725 dem Papste zuerst in der Absicht zugestanden haben, daß davon eine Pflanzschule engl. Geistlichen zu Rom und die daselbst befindlichen Grabmäler Petri und Pauli unterhalten würden. Sie wurde durch Einsammlung eines Penny von jedem Hause alljährlich am Peterstage aufgebracht, und überstieg im 13. Jahrh. das Geldeinkommen der Könige von England um ein Bedeutendes. E.

Peterskirche, s. Rom.

Peterwardein (45° 15′ 40″ N. Br., 37° 34′ 15″ L.), östreich. Festung vom ersten Range, im slavonischen Militairgrenzlande, Hauptort des peterwardeiner Regimentsbezirks, Sitz des slavonischen Generalgrenzcommandos, des militair. Appellationsgerichts ꝛc., mit etwa 3850 E., liegt auf dem rechten Ufer der Donau, 13 Meilen von Belgrad, in der Nähe von Karlowitz und Salankemen. Hier lag wahrscheinlich die römische Pflanzstadt Acumincum, die während der Völkerwanderung zerstört, von den Magyaren wieder aufgebaut, 1526 von den Türken erobert, aber nach den Siegen der Östreicher 1687 verlassen wurde. P. wird zur Hälfte von der Donau eingeschlossen, die in der Nähe 2 Inseln und starke Krümmungen bildet. Die größere oder Eugeniinsel zieht sich bis Karlowitz hinab und ist, wie das gegenüberliegende Ufer der Donau, mit Vertheidigungswerken versehen, die mehr als 10,000 M. Besatzung (mit der Festung) erfodern. Die Festung selbst wird in die obere, auf einem hohen Felsen gelegene, und in die untere, welche die erstere mit weitläufigen Werken umschließt, getheilt. Alle Graben der untern Festung können leicht unter Wasser gesetzt, die obere aber durch eine hydraulische Vorrichtung mit gutem Wasser versehen werden. Berühmt ist P. durch den Sieg, welchen Eugen von Savoyen hier am 5. Aug. 1716 über den Großvezier Haly erfocht. Die Türken hatten die Venetianer in Morea überfallen und, Östreichs Vermittelung von sich weisend, Venedigs Alliirten, den Kaiser, genöthigt, Truppen nach Ungarn zu senden. Unbedeutende Streitigkeiten zwischen den Grenzbehörden führten bald den Bruch herbei. Eugen kannte die Kriegsmanier der Türken und trieb zur möglichsten Eile, um ihnen zuvorzukommen. Inzwischen zog der Großvezier mit mehr als 150,000 M., worunter über 70,000 M. Kerntruppen, gegen Belgrad und stand am 2. Aug. bei Karlowitz. Eugen konnte ihm nur 60,000 M. entgegenstellen, aber ein entscheidender Schlag mußte geschehen. Die Recognoscirung des Lagers der Türken, bei Karlowitz am 2. Aug., lockte sie bis P., welches sie auffoderten. Hierauf gingen die Östreicher in der Nacht vom 4. zum 5. Aug. über die Donau, und stellten sich unter dem Geschütz von P. hinter alte, verfallene Linien (die Capraraschen genannt), den türkischen Posten zum Theil auf Pistolenschußweite gegenüber, auf. Die östreich. Infanterie stand in 2 Treffen hinter den doppelten Linien, die Reiterei und 7 Bat. Fußvolk unter Alovar und die von Würtemberg bildeten den linken Flügel. Die Türken waren aus ihrem Lager vorgegangen und hatten sich, wie gewöhnlich, ordnungslos den Kaiserlichen gegenüber eingegraben. — Um 7 Uhr griff der östreich. linke Flügel mit Erfolg an. Bald aber trat bei dem Fußvolke, welches sich beim Hervorbrechen aus den Linien, der Nähe der Türken wegen, nicht gehörig entwickeln konnte, Unordnung ein. Diese wurde vom Feinde benutzt und

die östreich. Infanterie hinter ihre zweite Linie zurückgeworfen. Da aber die östreich. Reiterei die türkische in Schach hielt, auch im Vortheil blieb, und da die Janitscharen durch unbesonnenes Vordringen den Flügel bloßgaben, ließ Eugen einen Theil der Reiterei abschwenken und einhauen. Sein fliehendes Fußvolk, vom Geschütz der Festung gedeckt, ordnete sich wieder zum Kampfe; die Türken hingegen, welche von ihrem vielen, aber schwerfälligen Geschütz nur 3 Batterien aufzuführen verstanden, geriethen in Verwirrung und flohen hinter ihre Verschanzungen, die so planlos angelegt waren, daß hier die Niederlage vollends entschieden ward. Die Türken verloren 6000 M. und 164 Stück Geschütz. Eugen schrieb um Mittag in Haly's Zelte, welches mit dem ganzen Lager, nebst reicher Beute den Östreichern in die Hände fiel, seinen Siegesbericht. Haly selbst, der vermeintliche Urheber des Kriegs, und der berühmte Janitscharen-Aga Mehemed, waren geblieben. — Eugen führte sein Heer, das einen Verlust von 4000 M. erlitten hatte, über die Donau zurück zur Belagerung von Temeswar. Anders hätten neuere Strategen gehandelt, doch auch er mochte seine Gründe haben. 5.

Petion (Alexandre), s. Haiti.

Pétion (Jerome) de Villeneuve, geb. zu Chartres 1759 und Advocat daselbst, wurde von s. Vaterstadt 1789 zum Abgeordneten des 3. Standes bei der Nationalversammlung gewählt. Gut gebildet und einnehmend, dabei geachtet als ein rechtlicher Mann und ausgezeichnet durch Beredtsamkeit, erlangte er bald einen gewissen Ruf. Dies und sein unternehmender Charakter zog ihn tief in den Strom der Revolution. Bei Gelegenheit der königl. Sitzung am 23. Juni 1789 erklärte er sich gegen den vom König versuchten Machtgebrauch. Als Clubbist und Mitglied des ersten Sicherheitsausschusses stritt er für die republikanische Partei mit Heftigkeit. 1791 übernahm er eine Sendung nach England, um mit den britischen Revolutionsmännern gemeinschaftliche Pläne zu überlegen. Als Präsidenten des pariser Criminalgerichts ernannte ihn die Nationalversammlung zu einem der 3 Commissaire, welche den König von Varennes zurückführen mußten (23. Juni 1791), wobei er sich gegen den Monarchen nicht mit der Achtung und Schonung betrug, welche Barnave und Latour-Maubourg, die beiden andern Commissaire, beobachteten. An Bailly's Stelle (d. 14. Nov.) zum Maire von Paris gewählt, begünstigte er die aufrührerischen Bewegungen des jakobinischen Pöbels, und s. Anschlagszettel sollen den Aufstand der Vorstädte St.-Antoine und St.-Marceau am 20. Juni 1792 veranlaßt haben. Die Departementsverwaltung von Paris entsetzte ihn daher den 6. Juli s. Amtes. Aber die Nationalversammlung hob diesen vom Könige genehmigten Beschluß schon den 13. Juli wieder auf, nachdem P. vor den Schranken sich nicht sowol vertheidigt, als Schmähungen gegen den Hof und dessen Anhänger ausgestoßen hatte. Den Tag darauf war das Bundesfest. Der König war mit s. Familie zugegen und wurde beschimpft; aber auf den Hüten des Volks las man mit Kreide geschrieben: „Es lebe Petion!" Am 3. Aug. verlangte er von der Nationalversammlung im Namen der Sectionen von Paris die Entthronung des Königs; doch widersprachen einige Sectionen diesem Gesuche. Als der Aufstand am 9. und 10. Aug. den Thron umstürzte, befand er anfangs sich im Palaste, wohin er vom Könige berufen worden war; nachher wurde er in s. eignen Hause von den Aufrührern bewacht. Seitdem hörte er auf, das Idol des Volks zu sein. Danton, Marat, Robespierre entzogen ihm die Gunst des großen Haufens. Vergebens suchte er den Septembermorden Einhalt zu thun. Als der Convent zusammentrat, war P. der erste Präsident desselben. Als solcher sprach er den 21. Sept. 1792 die Aufhebung des Königthums aus und bildete (11. Oct.) mit Brissot, Danton, Barrère, Sieyes, Thomas Payne, Vergniaud und Gensonné den Ausschuß, welcher die Verfassungsform der Republik entwerfen sollte; auch ward er (18. Oct.) wie-

der zum Maire von Paris gewählt. Mit leidenschaftlicher Erbitterung sprach er jetzt auf der Tribune gegen den König; zugleich trat er gegen Robespierre öffentlich auf. Er ließ den 10. Nov. eine Rede und einen Brief erscheinen, der viel Geschichtliches über das J. 1792, insbesondere über Robespierre, Marat, Brissot und ihn selbst enthält. Im Jan. 1793 stimmte er für den Tod Ludwigs XVI., jedoch zugleich für dessen Recht, an das Volk zu appelliren, was ihm in der Folge zum Verbrechen gemacht wurde. Darauf arbeitete er sehr thätig in dem am 26. März 1793 errichteten Wohlfahrts- und Vertheidigungsausschuß, zu dessen Mitgliedern auch Sieyes, Cambacérès und Robespierre gehörten. Hier ward s. Kampf mit Robespierre, vorzüglich seit dem 10. April, ein Kampf auf Tod und Leben. Er wollte die entscheidende Stimme im Ausschuß führen und das Schreckenssystem mildern. Aber Robespierre und Danton siegten. Sie benutzten die Erklärungen des Generals Miaczinski, der P. als Mitwisser von Dumouriez's Planen angab, um eine Untersuchungscommission gegen ihn niederzusetzen. Man decretirte hierauf seine Anklage den 2. Juni, und den 28. Juli 1793 ward P. nebst Buzot, Lanjuinais und 14 Andern, die, wie er, der Aufsicht der Gendarmen sich entzogen hatten, für einen Landesverräther erklärt. Der Convent sprach aber erst d. 3. Oct. gegen ihn und 52 Deputirte den Haftbefehl aus. Er irrte lange in der Bretagne und an den Ufern der Gironde herum. Endlich fand man ihn, Buzot und Salles, im Juli 1794 Hungers gestorben oder ermordet, halb von Thieren aufgefressen, in den Ebenen des Depart. der Gironde bei St.-Emilion. Englische Schriftsteller nennen ihn den talentvollen, den tugendhaften, den unbestechlichen Petion. Verschieden urtheilen über ihn Mercier, Mad. Roland, Frau v. Genlis und Bertrand de Moleville. Unstreitig war P. ein von Leidenschaft und Stolz verblendeter Republikaner, dem sein Einfluß aufs Volk den eiteln Wahn einflößte, die Revolution in ihrem Gange aufzuhalten und die Republik auf einem von Verbrechen und Leidenschaften durchwühlten Boden ohne Religion und Sitten befestigen zu können.

Petition. Wenn der Zweck und das Wesen constitutioneller Einrichtungen darein gesetzt werden muß, dem Gesetz die Herrschaft zu sichern und die öffentliche Gewalt vor Abweichungen in das Willkürliche zu bewahren, so muß eine Form gegeben sein, in welcher die Bürger nicht bloß individuelle, sondern gemeinschaftliche Bitten, Wünsche und Beschwerden aussprechen und jeder Autorität im Staate vortragen, auch unmittelbar an die Stufen des Throns bringen können. Es ist eine nothwendige Ergänzung der ständischen Verfassung und der Verantwortlichkeit der Beamten, und ohne sie fehlt es der Preßfreiheit, welche immer nur die Ansichten eines Einzelnen aussprechen kann, an der erfoderlichen Unterstützung und Berichtigung. So leicht es auch scheint, die Ansichten der Menge, welche in der Petition ausgesprochen werden sollen, irre zu leiten, so ist doch die Öffentlichkeit der Erörterung, welche damit nothwendig verbunden ist, gerade das Mittel, Vorurtheilen und Irrthümern entgegenzuarbeiten, und durch die Druckerpresse hat unsere Zeit einen auch in dieser Beziehung nicht genug zu schätzenden Vorzug vor dem Alterthum, indem sie der öffentlichen Erörterung gemeinschaftlicher Angelegenheiten einen viel größern Umfang gibt, sie nicht in bloß mündlicher Rede verhallen läßt, und sie daher einer größern Reife fähig macht. Im alten Frankreich war Etwas der Art gegeben, obwol es nur bei Zusammenberufung der Reichsstände vorkommen konnte, welche in dem Zeitraume von 1614—1789 nicht stattfand. Indem sich nämlich die 3 Stände zur Wahl ihrer Deputirten versammelten, setzten sie zugleich in jedem Oberamtsbezirk eine Darstellung ihrer gemeinschaftlichen Bitten und Beschwerden (Cahier de griefs et de doléances) auf, welche einer allgemeinen Zusammenstellung der Landesgebrechen und Wünsche bei dem Reichstage selbst zur Grundlage dienen sollten. Seit Napoleons Regierung ist Das verschwunden, und nur in England genießen die Bürger noch das Recht,

sich beliebig zu versammeln und über gemeinschaftliche Bitten und Beschwerden zu vereinigen. Es ist nur, um den Gefahren einer solchen Versammlung vorzubeugen, seit Karl II. (1662) erfoderlich, daß wenigstens 3 Friedensrichter der Grafschaft ihre Zustimmung dazu gegeben haben, wenn eine gemeinschaftliche Vorstellung von mehr als 20 Personen unterschrieben werden soll. Sie darf nicht von mehr als 10 Personen übergeben werden, und muß, wie sich versteht, in Ton und Inhalt sich auf ehrerbietige Vorstellungen und bescheidene Bitten beschränken. Die Versammlung selbst muß ruhig, ohne die geringste Drohung oder Gewaltthat geschehen, und sobald die geringste Besorgniß deßhalb entsteht, kann sie von der Obrigkeit durch Verlesen der Aufruhracte zerstreut werden. In Absicht auf die Versammlungen im freien Felde oder auf öffentlichen Plätzen wurden 1819 einige Vorsichtsmaßregeln nöthig gefunden und vom Parlament auf 5 Jahre beschlossen. Niemand darf z. B. bewaffnet dabei erscheinen; es sollen nur die Einwohner eines Kirchspiels zusammenkommen; sie sollen 6 Tage vorher angezeigt werden, das Gesuch wenigstens von 7 Hausvätern unterzeichnet sein ꝛc. Die Friedensrichter können auch zu große Kirchspiele von mehr als 20,000 Einw. in Districte von 10,000 abtheilen, damit die Versammlungen nicht zu zahlreich werden. Es sind indessen vor diesem Gesetz viel größere Versammlungen gehalten worden, ohne daß sie der öffentlichen Ruhe einige Gefahr gebracht hätten. 37.

Petition of rights, eins der englischen Verfassungsgesetze, nämlich eine Parlamentsacte von 1627 unter Karl I., wodurch erklärt wurde, daß kein engl. Unterthan irgend eine Abgabe zu entrichten, oder irgend einen Dienst zu leisten schuldig sei, wenn nicht das Parlament es genehmigt habe; daß er auch, wenn er in einem solchen Falle sich weigere, deßhalb nicht zur Verantwortung gezogen werden könne. Die Unterthanen sollten auch nicht mit Soldateneinquartierung belästigt werden. 37.

Petitio principii (Erschleichung des Beweises) ist der Fehler im Beweisen, vermöge dessen man Etwas aus einem Grunde zu beweisen sucht, der eben noch selbst des Beweises bedarf. (S. Beweis.)

Petitorienklagen, petitorische Rechtsmittel, petitorium, sind solche gerichtliche Verhandlungen, wobei es auf das Recht selbst, das Eigenthum einer Sache, das Recht zu einer Servitut ꝛc. ankommt; dagegen bei den possessorischen Rechtsmitteln nur der bisherige Besitzstand aufrecht gehalten und entschieden wird. 37.

Petrarca (Francesco), Dichter und Gelehrter, die Zierde d. 14. Jahrh., war von florentinischen Ältern zu Arezzo in Toscana 1304 d. 4. Juli (n. A. d. 20.) geb., und erwuchs zu Ancisa in Val d'Arno, Pisa, Carpentras und Avignon, welches damals die päpstl. Residenz war. Die Reize der Gegend von Avignon regten s. Phantasie ungemein an. Er studirte dann die Rechte zu Montpellier 1318, und zu Bologna 1322, liebte aber weit mehr das Studium der alten Classiker, obwol ihm s. Vater manchen ins Feuer warf. Er verließ daher mit Bologna auch diese Wissenschaft gleich nach dem Tode s. Vaters, kehrte 1326 nach Avignon zurück und trat in den geistlichen Stand. Genie, Fleiß, Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit verschafften ihm bald einen Namen, sowie ihn s. Äußeres zum Liebling der Damen und Vornehmen machte. Durch einige Pfründen nicht sehr gebunden, folgte er s. Genius, der ihn zu den Wissenschaften antrieb. Sein Aufenthalt war abwechselnd zu Avignon, Carpi, Parma, Selvapiana, Mantua, Mailand, Padua, Verona, Venedig, Rom, Vaucluse und Linterno, einem Landgute bei Mailand. Außerdem machte er viele Reisen, z. B. 1333 in die Rheingegenden, und besuchte mehre französische, flandrische und deutsche Städte. Wir lesen s. anziehenden Reiseberichte, z. B. über Köln, in s. „Freundschaftlichen Briefen" („Epistolae familiares"). Dann ist er auch Spanien umfahren und hat England gesehen, worüber sich jedoch

keine Nachrichten finden. Später übernahm er Geschäftsreisen und Botschaften in Staatsgeschäften nach Neapel, Venedig, Avignon (in Begleitung des bekannten Cola di Rienzi), Paris und Prag. Geistliche und weltliche Große schätzten ihn ungemein und überhäuften ihn mit Beweisen ihres Wohlwollens, besonders der deutsche Kaiser Karl IV., der ihm den Titel eines Pfalzgrafen verlieh und Briefe mit ihm wechselte. An ihn schrieb P. patriotische Wünsche oft mit schonungsloser Freimüthigkeit; denn er liebte s. Vaterland glühend. Besonders bemühete er sich im Einverständniß mit Clemens VI., diesen zur Vereinigung der Guelfen und Gibelinen zu vermögen. Da er frei von bindenden Ämtern blieb, so konnte er sich desto ausgebreitetere Verdienste um die Wissenschaften erwerben. Er machte durch s. Schriften s. Gelehrsamkeit gemeinnützig und eröffnete Andern die Quellen derselben, die Schriften der Classiker. (S. Philologie.) So zog er Cicero's „Briefe an s. Freunde" aus dem Staube, legte mit großem Sammlerfleiße eine Manuscriptensammlung an und beförderte mit Boccaccio das Studium der griech. Sprache in Italien, die er selbst erst später und nur unvollkommen erlernte. Darum gebührt ihm unter den Wiederherstellern der alten Literatur eine der ersten Stellen. Die alten Philosophen, Historiker und Dichter, so viel er deren kannte, hatte er mit Besiegung unendlicher Schwierigkeiten, die aus dem damaligen Mangel an Hülfsquellen entsprangen, studirt; und er besaß bessere philosophische Einsichten, ausgebreitetere Geschichtskenntnisse und einen feinern Geschmack als alle s. Zeitgenossen. Besonders zog ihn die praktische Philosophie an. Auch suchte er in s. Schriften, die er in einer sehr lebendigen Schreibart, in Dialogen, abfaßte, Lebensweisheit zu verbreiten. Hierher gehört z. B. die Schrift: „De remediis utriusque fortunae". Nicht minder erforschte er die alte Geschichte, vorzüglich aufmerksam war er auf die alten römischen Denkmäler, für deren Erhaltung er kräftig sprach; deßhalb begann er auch eine Sammlung von Kaisermünzen. Die beispiellose Huldigung, die man ihm während s. Lebens zollte, gründet sich am meisten auf die alterthümliche Gelehrtheit s. lat. Schriften. Seine historischen Schriften zeugen von großer Belesenheit. Auch schrieb er eine „Anleitung zu einer Reise ins gelobte Land". Zwar trägt s. Latein, in welchem er diese Werke schrieb, die Spuren s. Zeit; aber welcher Billige wollte ihm dies nicht verzeihen? Nicht minder als Philosophie und Historie liebte er Poesie. Talent und Studium bildeten ihn zum Dichter. Zu Vorbildern hatte er die Alten und Neuern: Virgil und die Provenzaldichter. (Dante scheint er nicht nach s. ganzen Werthe gewürdigt zu haben.) So ward er, selbst reich an Phantasie und gern in der Einsamkeit schwärmend, Dichter. Seine lat. Gedichte sind zwar nicht musterhaft, wie die der Alten, aber für s. Zeit vortrefflich und erregten großes Aufsehen. Es sind Eklogen, poet. Briefe und ein Heldengedicht, „Afrika", das s. Lieblingshelden Scipio feiert. Zwar ward es nicht vollendet; doch brachte es ihm den poetischen Lorberkranz, den er zu Rom auf dem Capitol am ersten Ostertage 1341 unter großen Feierlichkeiten empfing. Mit Unrecht zog er es s. übrigen Gedichten vor. Sein Ruf durchdrang Italien und die benachbarten Länder. Indeß dankte er die allgemeine Schätzung der Nachwelt vorzüglich s. schönen ital. Gedichten (besonders von 1327—54), durch die er s. Vorgänger, die Troubadours, bei weitem übertraf. Und was ihn bewog, in s. Muttersprache zu dichten, war ein schönes Weib, Laura (s. d.). Der feurige Jüngling war eben von der Universität Bologna nach Avignon zurückgekommen. An einem frühen Morgen der Charwoche (d. 6. Apr. 1327) ging er, s. Gewohnheit nach, in die Kirche der h. Clara, zu beten. Da erschien auch voll jugendlicher Anmuth und Würde, in gleicher Absicht, Donna Laura. Ihr idealisches Wesen entzückte ihn. Sein ganzes Wesen ward ergriffen von der glühendsten Liebe, welche um so mehr zunahm, da er in der Folge nicht allein an Lauras Gestalt hing, sondern auch ihr Geist ihn fesselte. Laura war auch ihm gewogen,

weil sie s. Werth, s. Treue und s. Huldigungen zu schätzen wußte. Aber nie vergab sie ihrer Würde und Keuschheit etwas. Sie hielt ihn stets in s. Schranken; nur dann, wenn Mitleid mit s. Sehnsucht sie ergriff, konnte sie ihm ein freundliches Lächeln oder ein holdes Wort nicht versagen. Oft wollte er sich zwar mit Gewalt losreißen, weil er wol einsah, wie sehr diese Schwärmerei s. geistige Thätigkeit hindere. Aber er fühlte auch, wie diese Leidenschaft ihn befeuert habe, immer höher zu streben, um ihre Huld zu verdienen und ihn von andern Verirrungen abgehalten habe, wie sie ihn himmlischer gesinnt mache. (S. die Canzone: „Gentil mia Donna".) Er begab sich auf Reisen und ins Gewühl der Welt, aber vergeblich; denn nie verließ ihn das Bild der Geliebten. (S. „Carm. lat.", I, 7, und die meisterhafte Canzone: „Di pensier in pensier".) Er versuchte s. Glut in der Einsamkeit zu kühlen, aber da ward s. Sehnsuchtsflamme größer und strömte aus in Thränen und Seufzern, welche die Haine und Hügel des Thales Vaucluse oder Valchiusa, wo er sich größtentheils aufhielt und ernstlich studirte, widerhallten. (S. Epist. 116 und die Sonette und Canzonen.) Doch hielt ihn diese Liebe nicht durchaus von andern Liebeshändeln ab, sodaß er auch einen natürlichen Sohn, der (1361) an der Pest starb, und eine Tochter hatte, die er an einen Edelmann verheirathete. Der tiefste Schmerz ergriff ihn, als er in Verona, wo er eben war (8. April 1348), die Nachricht von Lauras Tode erhielt. Aber auch nach ihrem Tode hörte er nicht auf, sie zu feiern. Nur im Alter äußerte er, daß er s. Jugendschwärmerei sich schäme, und daß er jene Gedichte, die freilich Gleichgesinnten gefielen, nicht geschrieben haben möchte. Doch tadelte er nicht sowol s. Liebe, als ihre zu große Heftigkeit, sowie er überhaupt im Alter eigensinnig und ein Verächter der Weiber wurde. Die meiste Auskunft über s. Schwärmerei finden wir in den Schriften von ihm, die am wenigsten bekannt sind, in seinen lat. Briefen, in s. Aufsatze, den er: „Mein Geheimniß, oder von der Geringschätzung des Irdischen", überschrieben hat (ein psychologisches Meisterstück, dialogisch), und in s. Gedichte: „Triumph des Todes". In jenen entschuldigt er s. Leidenschaft mit der himmlischen Vortrefflichkeit der Laura, der Reinheit s. Liebe und den Wirkungen derselben zur Veredlung s. Gemüths. In diesem dichtet er, wie ihm die schon verewigte Laura erscheint und ihm zu s. Entzücken freundlich die Hand reicht, wie sie endlich gesteht: „Mein Herz war nie von dir geschieden"; und wie sie durch Zurückhaltung s. Flamme gemäßigt, um Beider Ehre zu retten, aber auch durch freundliches Anschauen s. Schmerz gelindert habe. (Vgl. auch das Sonett: „Dolci durezze e placide ripulse".) Wir freuen uns nach einem halben Jahrtausend dieser Liebe; denn sie war die Quelle jener bewunderten Sonette, Canzonen und Sestinen, in welchen er Freuden und Leiden, Bewunderung und Sehnsucht und alle zarten Gedanken und Regungen einer poetischen, glühenden Liebe in den süßesten Klängen einer reinen, anmuthigen und wohllautenden Sprache und in den zartesten Formen der Poesie verewigt hat. Er ist der Meister aller erotischen Dichter. Zwar könnte man an mehren s. Gedichte Einförmigkeit und manche Spuren s. Zeitalters, frostige Gedanken mit Anspielungen, falschen Witz, geschmackwidrige Wortspiele und sonderbare Beiwörter tadeln. Aber der größere Theil derselben wird immer zu den vollendeten Meisterwerken der lyrischen Poesie gerechnet werden. In Übersetzungen kann man freilich die Reize des liebenswürdigen Dichters niemals ganz kennen lernen; doch besitzen wir einzelne Gedichte von Gries und A. W. Schlege und die sämmtlichen von K. Förster in zum Theil gelungenen Übersetzungen. Die Originale (die viele schwer verständliche Stellen enthalten, aber auch ungemein viele Erklärer gefunden haben, z. B. Gesualdo, Castelvetro, Velutello, Tassoni u. A.) sind über 200 Mal herausgegeben worden. Seine lat. Werke sind gedruckt zu Basel 1496 und 1581, und oft einzeln. Auch in der Freundschaft war P. unwandelbar. Dies bezeugen uns die Sammlungen von Briefen, die wir ihr ver-

danken, und die auch in historischer Hinsicht sehr lesenswerth sind. Machen gefühlvolle Liebe und treue Freundschaft uns den großen Mann als Menschen werth, so muß die Kenntniß s. Religiosität diese Achtung noch vermehren. Er war ein Freund der h. Schriften (deren Werth er jedoch erst im reifern Alter recht erkannte) und der öffentlichen Gottesverehrung, ein Mann von gewissenhaftem Wandel. Man ersieht dies z. B. aus s. Testamente. Auch ehrte s. Herz, was s. Zeitalter für heilig hielt. Darum fastete er gewissenhaft, vermachte einen Theil s. Vermögens den Kirchen, verehrte die Heiligen, insonderheit die h. Jungfrau (auf die er eine schöne Canzone voll Demuth und Andacht dichtete) und die Reliquien. Rechnen wir zu jenen Zügen s. Geistes noch die Dankbarkeit gegen s. Lehrer, s. Anhänglichkeit an s. Gönner und s. Gefälligkeit gegen Jeden, dem er dienen konnte, so werden wir uns die hohe Achtung, die er genoß, erklären können, zumal, wenn wir bedenken, daß auch s. Äußeres ihn empfahl. Er war wohlgebildet, sehr gewandt in seiner Jugend, auch höchst elegant in s. Kleidung (s. „Var. epist.", IX), eitel und spielte die Laute. So vielumfassend s. Talente waren, so groß und gemeinnützig war auch s. Fleiß. Wir müssen ihn bewundern, daß er bei so vielem Lesen, so vielen Reisen und anderm Zeitverluste so viel geschrieben hat. In s. späte Lebenszeit gehört s. Reise nach Rom zur kirchlichen Jubelfeier, die Wiedereinsetzung in s. verlorenen Güter durch die Stadt Florenz und vergebliche Einladung derselben zu Annahme einer Lehrerstelle an der neuerrichteten Universität, s. Abgang nach Italien nach Clemens VI. Tode, s. ausgezeichnete Aufnahme bei Galeaz Visconti in Mailand und Karl IV. in Mantua, die durch ihn bewirkte und längst ersehnte Verlegung des päpstl. Stuhls nach Rom unter Urban 1367, und s. Vermittelung des Friedens zwischen den Carraras und Venetianern, 1373. P. starb 1374, vermuthlich in der Nacht zum 18. Juli, auf dem Dorfe Arqua bei Padua, wohin er sich zuletzt zurückgezogen hatte. Man fand ihn früh entschlafen in s. Bibliothek, mit dem Kopfe auf ein Buch gestützt. Sein Leichnam wurde mit einer vornehmen Begleitung zu Arqua feierlich beigesetzt, obwol er alle Feierlichkeiten verbeten hatte. Seine kostbare Büchersammlung hatte er der Republik Venedig vermacht. Es ist aber Nichts davon mehr vorhanden. Die Quellen s. Lebensbeschreibung sind meist s. eignen Schriften: s. „Briefe", s. sogen. „Geheimniß" und s. eigenthümliche „Zuschrift an die Nachwelt" über s. Leben und s. Charakter. Von s. Biographen sind die vorzüglichsten der Abbé de Sade (ein Nachkomme der angebeteten Laura), Tiraboschi, Baldelli, Fernow, Wismayr, Ugo Foscolo u. A. F.

Petrefakten, s. **Versteinerungen** und **Urwelt**.

Petrobrusianer, s. **Sekten**.

Petronius. Titus Petronius Arbiter, ein wegen s. Ausgelassenheit und Schlüpfrigkeit berüchtigter römischer Schriftsteller, aus Massilien geb., lebte an Nero's Hofe. Eine Zeitlang war er der Begünstigte des Kaisers und soll von ihm als Anordner (arbiter) s. üppigen Feste und Lustbarkeiten gebraucht worden sein. Allein auch er fiel zuletzt als ein Opfer der argwöhnischen Grausamkeit des Tyrannen, auf dessen Befehl er sich selbst den Tod geben mußte. Wer die ausschweifenden Sitten und die Verderbtheit der damaligen Römer kennen lernen will, der lese die Bruchstücke einer Schrift („Satyricon libri"), worin P. in Prosa und Versen jene Schändlichkeiten schildert, und welche für die Sittengeschichte allerdings Werth hat. Andre vermuthen aus mehren Anspielungen einen andern Vf., der unter Commodus eine Zeitlang in Neapel lebte. Die beste kritische Ausg. hat P. Burmann geliefert (Leyden 1743, 2 Bde., 4.); eine neuere Anton, nach der Burmann'schen Recension (Lpz. 1781); Übersetz. von Heinse (1773), Schlüter (1796) und Gröningen (1804). Die angeblich in der neuern Zeit aufgefundenen Supplemente sind unecht. S.

Petrus, der Apostel, hieß eigentlich Simon und war ein galiläischer Fischer aus Bethsaida. Durch seinen Bruder Andreas, den Jesus gleich beim Antritte seines Lehramts unter seine Jünger aufgenommen hatte, wurde Simon mit diesem göttlichen Lehrer bekannt. Merkwürdig ist der schnelle Entschluß, der ihn bewog, Jesu, auf dessen Wort er eben den reichsten Fischzug gethan hatte, mit Zurücklassung aller seiner Habe auf der Stelle zu folgen. Seitdem erschien er immer im Gefolge und als einer der innigsten Vertrauten Jesu, der ihn wegen der Festigkeit seines Glaubens Kephas (griech. Petros, Fels) nannte und durch besondere Zuneigung auszeichnete, ohne, wie die Papisten behaupteten, ihm eine Obergewalt über die Apostel zu verleihen, welche auch Petrus selbst sich niemals anmaßte. Vielmehr gab ihm Jesus in ihrer Gegenwart Erinnerungen wegen der Fehler und Übereilungen, zu denen sein heftiges Temperament ihn hinriß, und noch in der letzten Schreckensnacht vor der Kreuzigung traf ihn der strafende Blick des Herrn, den er in das Haus des Hohenpriesters von fern begleitet und daselbst aus Furcht verleugnet hatte. Die Reue über diesen Fehltritt läuterte und befestigte sein an sich edles und von Liebe zu Jesu glühendes Herz; sein Eifer und seine Geistesgaben machten ihn in wichtigen Angelegenheiten zum Wortführer seiner Mitapostel. Dies war der Fall am Pfingstfeste nach der Himmelfahrt Jesu, wo er den Muth hatte, das Evangelium zuerst öffentlich zu verkündigen, und durch seine kraftvolle Rede mehre Tausende gewann; ferner bei den Rechtfertigungen vor dem hohen Rathe. Überhaupt hatte sein Wort und Gutachten bei der Christengemeinde großes Gewicht, und auf sein Vorhalten faßten die Apostel und Ältesten auf der ersten Synode zu Jerusalem den Beschluß, daß das mosaische Gesetz für Christen aus dem Heidenthume entbehrlich sei. Wahrscheinlich durchreiste Petrus mehre Gegenden des mittlern und westlichen Asiens als Lehrer des Christenthums; daß er aber auch nach Rom gekommen und dort im J. 67 gekreuzigt worden sei, berichtet nur die in der römischen Kirche geltende Sage, auf welche der Papst seine Würde als Nachfolger dieses Apostels gründet. Die im Kanon des Neuen Testaments enthaltenen 2 Lehrschreiben Petri sind in griech. Sprache abgefaßt und an christliche Gemeinden in Kleinasien gerichtet. In Schreibart und Darstellung der Lehre tragen sie ganz den Charakter seines feurigen, von Gedanken zu Gedanken eilenden, im Ausdrucke wenig sorgfältigen, aber kräftigen und phantasiereichen Geistes. E.

Petrus Lombardus, s. Lombardus.

Pettrich (Franz), Prof. und Hofbildhauer zu Dresden, geb. 1770 im leitmeritzer Kreise in Böhmen, hat dort seine erste Bildung erhalten, die er in Dresden bei Casanova und dem Hofbildhauer Knöfler vollendete. Nachdem er 1803 eine Reise nach Rom auf kurfürstliche Kosten gemacht, und sich mehrer Aufträge für die königlichen Sammlungen mit Eifer entledigt hatte, ward er nach seiner Rückkehr zum Hofbildhauer und später zum Prof. bei der Akademie ernannt. Zu großen Arbeiten in Marmor fehlte diesem fleißigen Künstler mehr der Anlaß als die Neigung; dafür zeigt Dresden mehre Denkmäler von seiner Geschicklichkeit in Bearbeitung des pirnaer Sandsteins. Die Denksäule mit Reliefs auf den General Christiani auf dem neustädter Begräbnißplatze, das noch größere Denkmal auf den Bischof Schneider (auf dem kathol. Kirchhofe) gehören zu seinen ausgezeichnetsten Arbeiten. Mehre besitzt Böhmen, von woher ihm fortwährend Bestellungen zu Kirchenverzierungen und Begräbnißausschmückungen zukommen. Seine zahlreichen Schüler danken ihm gründliche Unterweisung in dem Technischen und praktische Fertigkeiten, wodurch sie sich bei ihren fernern Studien immer empfahlen. — Ferdinand P., des Vorigen Sohn, den 17. Dec. 1798 zu Dresden geb., war in des Vaters Kunstwerkstätte Lehrling und Gehülfe. Seit 1819 arbeitet er in Rom unter Thorwaldsen's Augen und, seit häufigere Bestellungen ihn beschäftigen, unter seiner Berathung. Ein Marmorrelief, Christus, der die Kinder segnet, ein

Christus als Kind auf dem Kreuze schlafend, ein Belisar in Marmor und namentlich ein Christuskopf, und Tag und Nacht haben auf der dresdner Ausstellung 1822 fg. die Aufmerksamkeit auf ein Talent gezogen, dem Thorwaldsen's Beifall eine rühmliche Aufmunterung zu immer gelungenern Leistungen sein muß. 19.

Peutinger (Konrad), ein berühmter Gelehrter, geb. 1465 zu Augsburg, aus einer patricischen Familie, studirte auf den vorzüglichsten Universitäten Italiens und kehrte als Dr. beider Rechte in seine Vaterstadt zurück, wo ihm 1493 das Syndicat übertragen wurde. Als Abgeordneter von Augsburg wohnte er mehren Reichstagen bei, die unter Maximilian gehalten wurden, begab sich nach dem Tode dieses Kaisers, 1519, nach Brügge, um Karl V. zu bewillkommnen, und war seiner Vaterstadt sehr nützlich; wie er ihr denn u. A. das Recht auswirkte, Münzen zu prägen. Er starb 1547. Seine ansehnliche Bibliothek blieb eine Zeitlang bei seiner Familie und kam endlich an die Jesuiten von Augsburg. Vorzüglich hat sich sein Andenken erhalten durch die nach ihm benannte Charte („Tabula Peutingeriana"). Diese, wie man sonst glaubte, von unbekannter Hand unter Theodosius d. Gr. gezeichnete Wegcharte gibt die Militairstraßen durch den größten Theil des weström. Reichs an. Konrad Celtes hatte sie in dem Benediktinerkloster zu Tegernsee (s. d.) aufgefunden und geliehen, aber nicht zurückgegeben. Eine solche Mappa mundi in rotulo war in diesem Kloster 1502 noch vorhanden, und wahrscheinlich ist die Peutinger'sche Tafel in Wien dieselbe Charte, welche Werinher, der Dichter des Lebens der Maria und Benediktiner zu Tegernsee, um 1190 dort verfertigt oder copirt hat. Celtes übergab jene Charte dem Peutinger, der sie herauszugeben gedachte. Nach seinem Tode aber verschwand sie auf viele Jahre; endlich machte Marx Welser 1591 zu Venedig Bruchstücke derselben bekannt u. d. T.: „Fragmenta tabulae antiquae ex Peutingerorum bibliotheca". Erst im 18. Jahrh. entdeckte man sie ganz unter P.'s Handschriften, und nun gab sie 1753 Franz Christoph v. Scheyb mit Anmerk. und Erläut. zu Wien schön gedruckt (Fol.) heraus, wo die Handschrift gegenwärtig in der kais. Bibliothek ist. Aus den Schriftzügen und Figuren sieht man, daß sie nicht das Original ist, sondern nach Docen's Meinung in das 12. Jahrh. gehört. Ein neuer, jedoch nicht ganz fehlerfreier Abdruck dieser altrömischen Reisecharte erschien zu Leipzig 1824 mit einer Abhandlung von Mannert. Dr. Troß in Münster hat eine neue Ausgabe derselben nebst einem Commentare angekündigt. P. war der Erste, welcher römische Steinschriften gesammelt herausgab in dem kleinen Werke „Romanae vetustatis fragmenta" (Augsb. 1505). Auch hat er noch andre schätzbare Werke über den Verfall des römischen Reichs ꝛc. herausgegeben, die zum Theil mehrmals gedruckt worden sind.

Peyronnet (Graf v.), franz. Justizminister und Großsiegelbewahrer, war Advocat zu Bordeaux, wo er um 1770 geboren ist, als sein Eifer für die Sache der Bourbons zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit für ihn gewann. Er trat in die Magistratur ein, wurde unter Decazes's Ministerium Präsident des Tribunals erster Instanz zu Bordeaux, dann Generalprocurator bei dem königl. Gerichtshofe zu Bourges, und machte sich um die Rechtspflege durch den thätigen Eifer verdient, mit welchem er den Gang der Processe beschleunigte. In der Hauptstadt wurde er bekannt, als er in der sogenannten Verschwörung vom Aug. 1820 vor der Pairskammer als Generalprocurator das Wort führte. Dann zeichnete er sich auf der rechten Seite im Centrum der Deputirtenkammer bei mehren Gelegenheiten durch Beredtsamkeit aus, indem er unvorbereitet mit großer Leichtigkeit an wichtigen Verhandlungen, z. B. für die Beschränkung der Preßfreiheit, Theil nahm. An Villèle und Corbière sich anschließend, trat er auf die rechte Seite zur strengroyalistischen Partei. Bei der Bildung des neuen Ministeriums im Dec. 1821 wurde er, als Graf Pastoret, Pair von Frankreich, die Ernennung zum Sie-

gelbewahrer ablehnte, auf Deserre's Empfehlung zu dieser Stelle ernannt. Indeß handelte er so wenig wie Villèle und Corbière ganz nach dem Sinne der Ultras; daher diese ihn nebst den Übrigen entfernt, und an seine Stelle den Hrn. Clauzel de Coussergues zu sehen wünschten. Durch die königl. Ordonnanz vom 17. Aug. 1822 wurde er, zugleich mit Corbière und Villèle, für sich und seine erstgeborenen männlichen Nachkommen in den Grafenstand erhoben. Um die nicht streng royalistisch denkenden Räthe und Richter, die als solche unabsetzbar sind, in Ruhestand versetzen zu können, entwarf P. den Plan, die Zahl der Appellationsgerichte zu vermindern. Sodann bewirkte er (im Nov. 1822) ein königliches Reglement, durch welches dem Advocatenstande in Frankreich der Genuß aller Rechte und Vorzüge wieder ertheilt wurde, die derselbe unter den vorigen königl. Regierungen gehabt, unter Napoleon aber (seit 1810) zum Theil verloren hatte. Nach den Beschlüssen des Congresses von Verona erklärte sich Graf P. im Cabinete gegen die Ansicht des Grafen Villèle für den Krieg mit Spanien; auch setzte er kurz vor Ludwigs XVIII. Tode die Wiedereinführung der Censur durch, welche Karl X. aber gleich nach seinem Regierungsantritt aufhob. Unter P.'s ministeriellen Verordnungen ist noch das Rundschreiben zu bemerken, welches er 1824 in Beziehung auf die Wahlen erließ, worin er seinen Agenten befahl, ihm alle bei den Gerichtshöfen angestellte Bürger anzuzeigen, welche für andre Candidaten als die vom Ministerium vorgeschlagenen zu stimmen sich unterfangen würden. Es galt die Septennalität der Deputirtenkammer (s. d.)! Bei dem Bestreben der Parteien, das jetzige Ministerium zu verändern, sind Corbière und P. die Einzigen, welche durch den Einfluß von Villèle sich bisher in ihren Stellen behaupteten. 1825 legte P. der Pairskammer einen auffallend strengen Gesetzentwurf über Kirchenentweihung (Sacrilège) vor, der auch, obwol mit einiger Milderung, angenommen wurde.

Peyrouse (la), s. Laperouse.

Pfahlbürger. Unsere alten Reichsgesetze, Landfrieden vom 13. Jahrh. an, die Goldene Bulle tit. 16 enthalten wiederholte Verbote, daß die Städte zum Nachtheil der Fürsten und der Gutsherren keine Pfahlbürger aufnehmen sollten. Doch ist es nicht unzweifelhaft, was die Sache eigentlich gewesen, und nur wahrscheinlich, daß Unterthanen der Fürsten und des Adels sich den wirksamen Schutz der Städte zu verschaffen suchten, indem sie das Bürgerrecht erlangten, selbst ohne in der Stadt und deren Gebiet zu wohnen. Ob sie davon, weil sie außerhalb der Grenzpfähle (extra palum civitatis) wohnten, oder davon, daß ihre Namen an einen Pfahl geheftet wurden, Pfahlbürger hießen, ist am Ende gleichgültig. Die Sache selbst gehörte in den großen Kampf zwischen Bürgerthum und Ritterwesen, welcher vom 12. Jahrh. an in den meisten Ländern von Europa durchgefochten wurde und sich zwar zum Nachtheil der Städte zu endigen schien, aber nicht ohne auch dem Ritterwesen tiefe Wunden geschlagen zu haben. — Pfahlgerichte (Zaun- und Pfahlgerichte), eine auf den Umfang der Mauern und Zäune eines Guts beschränkte Gerichtsbarkeit. 37.

Pfahlgraben, s. Teufelsmauer.

Pfalz (von palatium, Palast) nannte man die im ganzen Reiche zerstreuten Schlösser der deutschen Kaiser oder Könige, in welchen sie sich abwechselnd aufhielten, um in allen Provinzen durch ihre eigne Gegenwart die öffentliche Ordnung und Gerechtigkeit zu handhaben.

Pfalzen. Es gab vormals in Deutschland eine Oberpfalz und eine Unterpfalz oder die Pfalzgrafschaft am oder bei Rhein. Die Oberpfalz war von Baireuth, Böhmen, Neuburg, Baiern und dem nürnbergischen Gebiete begrenzt und enthielt 130 □M. Amberg war die Hauptstadt und der Sitz der Regierung. Bis 1620 gehörten die Ober- und Unterpfalz zusammen; als aber der Kurfürst Friedrich V. nach der Schlacht bei Prag in die Acht erklärt worden war, kam die Ober-

pfalz an Baiern. Jetzt gehört ein Theil der Oberpfalz zum Regen-, der andre zum Mainkreise des Königreichs Baiern. Die Unterpfalz oder Pfalz am Rheine (75 □M., mit 305,000 Einw.) lag auf beiden Seiten des Rheins und war begrenzt von Mainz, Katzenellnbogen, Würtemberg, Baden, dem Elsaß, Lothringen und Trier, gehörte nebst verschiedenen andern Fürstenthümern und Grafschaften dem Kurfürsten von der Pfalz, und ist trotz der Verwüstungen, denen sie zu verschiedenen Zeiten ausgesetzt war, eins der fruchtbarsten und einträglichsten Länder Deutschlands. — Die Pfalzgrafen am Rheine hatten schon im 11. Jahrh. die Pfalzgrafschaft und die damit verbundenen Länder erblich erhalten, und gehörten zu den vornehmsten Reichsfürsten. Nachdem Pfalzgraf Hermann II. ohne Erben verstorben war, gab Kaiser Friedrich I. die zur Rheinpfalz gehörigen Länder 1156 seinem Bruder Konrad. Heinrich von Braunschweig, ältester Sohn Heinrichs des Löwen, vermählte sich mit dessen Tochter Agnes, und bekam vom Kaiser Heinrich VI. die Anwartschaft auf die Länder seines Schwiegervaters, nach dessen Tode er auch zum Besitz gelangte. Weil er es aber mit seinem Bruder, dem Kaiser Otto IV., gegen Kaiser Friedrich II. hielt, so erklärte ihn dieser 1215 in die Acht und belehnte mit der Pfalz den Herzog Ludwig von Baiern, welcher jedoch zum völligen Besitze derselben nicht gelangen konnte. Sein Sohn Otto heirathete des geächteten Pfalzgrafen Tochter Agnes, und auf diese Weise kam die ganze Pfalz an das bairische Haus. Ottos Söhne, Ludwig der Strenge und Heinrich, regierten anfangs gemeinschaftlich. 1256 aber theilten sie sich so, daß Ludwig die Rheinpfalz und Oberbaiern, Heinrich aber Niederbaiern bekam. Jener hinterließ 2 Prinzen, Rudolf und Ludwig, von denen ersterer die Kurwürde und die Pfalz erhielt. Der letztere erhielt Oberbaiern, wurde Kaiser und erbte hernach auch Niederbaiern. Weil sein Bruder Rudolf es mit seinem Gegner, Friedrich dem Schönen, Herzog von Östreich, hielt, verjagte er ihn von Land und Leuten, verglich sich aber nachher mit dessen Söhnen und ließ ihnen die pfälzischen Lande nebst einem Stücke von Baiern, welches nachher die Oberpfalz genannt worden ist. Rudolfs 3 Söhne, Adolf, Rudolf II. und Rupert I. folgten einander; letzterm folgte Rupert II., Adolfs Sohn. Rupert III., sein Sohn und Nachfolger, wurde 1400 Kaiser und hinterließ 4 Prinzen, welche sich in die väterlichen Lande also theilten, daß der älteste, Ludwig, mit dem Beinamen der Bärtige, die Kur- und Rheinpfalz, Johann die Oberpfalz, Stephan Zweibrücken und Simmern und Otto Mosbach erhielt. Die 2. und 4. Linie starben bald aus. Auch Ludwigs des Bärtigen Nachkommenschaft starb 1559 mit Otto Heinrich aus, welcher sich zur evangelischen Religion bekannt und die treffliche Bibliothek zu Heidelberg angelegt hatte. Seine Lande und die Kur fielen an Friedrich III. von der simmerschen Linie, welcher die reformirte Religion annahm. Ihm folgten Ludwig VI., Friedrich IV. und Friedrich V., welcher sich 1619 verleiten ließ, die von den unruhigen Böhmen ihm angebotene Krone anzunehmen, und darüber seine Lande und die Kurwürde verlor, welche vom Kaiser Ferdinand II. seinem Vetter, dem Herzoge Maximilian von Baiern, übertragen wurde. Sein Sohn Karl Ludwig bekam zwar durch den westfälischen Frieden die Unterpfalz wieder; auch gab man ihm eine neue, die achte Kurstelle, nebst dem Erzschatzmeisteramte; die Oberpfalz aber, der Rang, den ehemals Pfalz im kurfürstl. Collegium gehabt, und das Erztruchsessenamt blieben bei Baiern. Doch wurde festgesetzt, daß, wenn der bairische Mannsstamm verlöschen würde, Pfalz wieder in den Besitz dieses Landes und dieser Rechte kommen sollte. Sein Sohn Karl beschloß 1685 die simmerische Linie. Die Kur und die dazu gehörigen Lande fielen nun an seinen Vetter, den Pfalzgrafen von Neuburg, Philipp Wilhelm. Das neuburgische Haus stammt von des obgedachten Stephans, Pfalzgrafen in Simmern, zweitem Sohne, Ludwig dem Schwarzen, Pfalzgrafen in Zweibrücken, ab, dessen Sohn Alexander 2 Prinzen hatte, Ludwig und Ru-

pert. Der Letztere ist der Stammvater der veldenzischen Linie. Des ältern Ludwigs Sohn, Wolfgang, ist der Stammvater aller seit Erlöschung der veldenzischen Linie, 1694, lebenden Pfalzgrafen. Von seinen 3 Söhnen, Philipp Ludwig, Johann und Karl, stiftete der jüngste die birkenfeldische Linie, der mittlere die neuzweibrücksche, der älteste aber hatte 2 Prinzen, Wolfgang Wilhelm und August. Der älteste wurde der Stammvater des neuburgischen, der andre des sulzbachischen Hauses; der dritte Sohn, Johann Friedrich, der zu Hilpoltstein seinen Sitz bekam, überlebte alle seine Kinder. Auf Philipp Wilhelm, welcher den letzten Kurfürsten simmerscher Linie, Karl, obgleich mit großem Widerspruche des Hauses Veldenz, beerbte, folgte sein Sohn, Johann Wilhelm, welcher nach Ableben des letzten Pfalzgrafen von Veldenz, Leopold Ludwig, 1694 dessen Land bekam; auch im spanischen Erbfolgekriege, da der Kurfürst Maxim. Eman. von Baiern geächtet war, 1706 die Oberpfalz und die alten Kurrechte des pfälzischen Hauses wieder erhielt. Allein dies dauerte nur bis 1714, wo durch den zwischen Karl VI. und Ludwig XIV. geschlossenen Frieden der Kurfürst von Baiern Alles, was er verloren hatte, wieder erlangte. Als Kurfürst Johann Wilhelm 1716 ohne Nachkommen starb, folgte ihm sein Bruder Karl Philipp, welcher 1742 auch ohne männliche Erben starb, worauf die Kur an die sulzbachische Linie kam, indem auf Karl Philipp Theodor, welcher als Pfalzgraf zu Sulzbach seinem Vater Johann Christian Joseph 1733 gefolgt war und schon 1728 von seiner Mutter das Marquisat Bergen op Zoom geerbt hatte, nun alle kurpfälzische, wie auch die jülichischen und bergischen Lande übergingen. Als zu Ende 1777 der bairische Mannsstamm mit Kurfürst Maximilian III. sich endigte, so wurden auch die bairischen Lande mit den pfälzischen vereinigt, bis auf einen Theil, der an Östreich kam. Kurpfalz trat, wie im westfälischen Frieden bestimmt worden, wieder in seine alte Kurstelle, die fünfte im kurfürstlichen Collegium, und in sein altes Erztruchsessenamt, wofür es das Erzschatzmeisteramt an Kurbraunschweig abtrat. Nach Karl Theodors unbeerbtem Tode folgte 1799 der Herzog von Zweibrücken, Maximilian Joseph. Allein in Folge des luneviller Friedens von 1801 mußte Max. Joseph die Rheinpfalz zu Gunsten andrer Fürsten abtreten. Bis zu gedachtem Frieden bestand die Pfalz aus 19 Oberämtern und den 3 Hauptstädten Manheim, Heidelberg und Frankenthal. Von diesen wurden die auf der linken Seite des Rheins liegenden an Frankreich abgetreten; auf der rechten Seite dieses Flusses erhielt das Großherzogthum Baden die Oberämter Bretten, Heidelberg und Ladenburg nebst Manheim; Hessen-Darmstadt die Oberämter Lindenfels, Otzburg und Umstatt; der Fürst von Leiningen-Dachsburg die Oberämter Borberg und Mosbach, dann Nassau das Amt Kaub. Die pariser Frieden 1814 und 1815 brachten auch die jenseits des Rheins gelegenen pfälzischen Lande an Deutschland wieder zurück, davon Baiern den größten Theil und das Übrige Hessen-Darmstadt und Preußen erhielten. Der badische Antheil an der Pfalz, wozu auch die mediatisirten leiningenisch-pfälzischen Oberämter gehören, sind dem Neckar-, Main- und Tauberkreise zugewiesen; der darmstädtische Theil der Pfalz bildet Bestandtheile der Provinz Starkenburg und der neuen Rheinprovinz; der bairische Antheil gehört zum Rheinkreise des Königreichs Baiern (s. d.), und der preußische Antheil ist zu der Provinz Niederrhein geschlagen.

Pfalzgraf, **Comes palatinus**, Richter und oberster Beamter der fränkischen und deutschen Könige. Jede königl. Hofburg (Pfalz), deren es in jedem Theile des Reiches gab, hatte einen solchen Beamten. Der Graf der Pfalz zu Aachen (dem Archisolium **totius regni**) war der erste unter ihnen und einer der obersten Kronbeamten des Reichs. Aus der Länderdotation desselben ist die Pfalzgrafschaft am Rhein entstanden. Jedes der alten Herzogthümer hatte auch wieder seine Pfalzgrafschaft, welche in Sachsen und Baiern mit dem Herzogthum vereinigt wurde, in Franken und Schwaben erlosch. Später stellten die Kaiser Hofpfalz-

grafen (Comites S. Palatii Lateranensis) an, um gewisse kaiserl. Rechte auch in den reichsständischen Gebieten auszuüben. Es gab derselben 2 Classen, davon die eine eine ausgedehntere Vollmacht (comitiva major) als die andre hatte. Jene konnten den Adel und die comitiva minor ertheilen, diese Doctoren und Notarien creiren, uneheliche Kinder legitimiren, Wappenbriefe ertheilen u. s. w. Jetzt ist die ganze Hofpfalzgrafenwürde zur Antiquität geworden. 37.

Pfand heißt jede Sache, auf welche ein Gläubiger von seinem Schuldner zur Sicherheit seiner rechtsgültigen Foderung ein dingliches Recht erhält; und Pfandrecht ist ein Realrecht (s. d.), welches der Gläubiger an der Sache seines Schuldners zur Sicherheit seiner Foderung unter der Bedingung erhält, sie nach Abtragung der Schuld zurückzugeben, oder sie zur Tilgung derselben zu gebrauchen, wenn jene nicht auf die vorgeschriebene Art getilgt wird. Wird der Pfandberechtigte in den Besitz der verpfändeten Sache gesetzt, so nennt man sie, wenn sie beweglich ist, Pfand im engern Sinne des Worts, oder Faustpfand (pignus); wird sie ihm aber nicht übergeben, Hypothek. In der Regel können alle Sachen und Güter, bewegliche und unbewegliche, erworbene und noch zu erwerbende, körperliche und unkörperliche (z. B. Eigenthums- und andre Arten von Rechten) zum Unterpfande dienen, wenn sie nur dem Verpfänder eigenthümlich zugehören, Sicherheit wegen einer Foderung gewähren, der Veräußerung fähig sind und auf eine rechtsgültige Weise verpfändet werden können. Aber Gegenstände, die gesetzlich dem Verkehr entzogen sind, sich im Processe befinden, und solche, deren Verkauf durch das Gesetz oder ein Testament untersagt ist, deßgleichen fremde Sachen, z. B. das zur Mitgabe erhaltene Grundstück der Frau ꝛc., dürfen nicht verpfändet werden. Doch kann die Verpfändung fremder Sachen Gültigkeit erhalten, wenn sie mit Wissen und Willen des Eigenthümers geschah, oder seine Genehmigung hinzukam, wenn der Verpfänder in der Folge durch Erbgangsrecht oder auf andre Art Eigenthümer derselben wurde ꝛc. Da der Pfandgeber sein Eigenthum an der verpfändeten Sache mit allen Zubehörungen und Nutzungen behält, so muß er alle Lasten, Abgaben und Unglücksfälle allein tragen, und hat das Recht, ein allgemeines Pfand, jedoch ohne Nachtheil des Pfandrechts und nur in den durch das Gesetz erlaubten Fällen, zu verkaufen oder sonst zu veräußern. Das Pfandrecht bekommt in Hinsicht auf seinen Entstehungsgrund, Umfang, seine Wirkung und Glaubwürdigkeit verschiedene Namen. Erstreckt es sich auf das sämmtliche Vermögen des Schuldners, wobei sogar das zukünftige eingeschlossen wird, so heißt es eine Generalhypothek; ist es aber auf ausdrücklich bestimmte und bekannte Theile desselben eingeschränkt, eine Specialhypothek. Im erstern Falle kann sich der Gläubiger an alle Theile des Vermögens halten, im letztern aber nur an die einzeln verpfändete Sache. Doch hat in manchen Ländern, z. B. in Sachsen, die Verpfändung des sämmtlichen Vermögens ohne namentliche Angabe gewisser Sachen, auf welchen das Pfandrecht haften soll, und ohne richterliche Bestätigung keine rechtliche Wirkung. Das Pfandrecht heißt ein freiwilliges, wenn es vom Schuldner durch eine rechtsgültige Willenserklärung, z. B. durch einen Vertrag, Testament, Codicill, ertheilt wird, und ein nothwendiges, wenn die Ertheilung durch eine gesetzliche Verfügung, oder von der Obrigkeit ohne Zuthun des Schuldners erfolgt (pignus judiciale s. praetorium). Ein unter öffentlicher Autorität, d. h. vor dem Richter oder einem Notarius und 2 männlichen Zeugen, bestelltes und mit einer öffentl. Urkunde (Pfandbrief) beglaubigtes Pfandrecht ist ein öffentliches (gerichtliches); ein Pfandrecht, dem die öffentliche Beglaubigung fehlt, ein Privatpfandrecht (außergerichtliches), welches aber stets dem öffentl. nachsteht. Zu dem nothwendigen gehört das gesetzliche oder stillschweigende, welches durch unmittelbare Vorschrift der Gesetze, unter gewissen Voraussetzungen, dem Gläubiger an den Gütern des Schuldners ertheilt wird, ohne daß er sich dasselbe

ausdrücklich ausbedungen hat. Es ist in der Regel eine Generalhypothek. Ein allgemeines gesetzliches Pfandrecht hat z. B. der landesherrliche Fiscus auf das Vermögen Derjenigen, welche zur Erhebung oder Verwaltung der Staatseinkünfte bestellt worden sind, auch wenn sie Caution geleistet haben, als: Cassirer, Rentmeister, Verwalter, Kriegszahlmeister ꝛc., und die mit ihm Verträge abgeschlossen haben, und dadurch dessen Schuldner geworden sind, sowie auch an den Gütern der Unterthanen wegen rückständiger Abgaben. Ein gesetzliches Pfandrecht hat ferner die Ehefrau auf das Vermögen ihres Mannes wegen des Brautschatzes und des übrigen seiner Verwaltung überlassenen Eingebrachten; Unmündige, Minderjährige, Wahnsinnige und Alle, welchen Vormünder oder Curatoren bestellt werden, auf das Vermögen derselben; Kinder auf das ihres Vaters zur Sicherheit ihres von der Mutter, oder auf andre Art erworbenen Vermögens; Gemeinen, Kirchen, Schulen, Universitäten und milde Stiftungen auf das Vermögen ihrer Vorsteher und Schuldner ꝛc. Ein specielles gesetzliches Pfandrecht haben z. B. Pupillen und Minderjährige an die von ihrem Gelde erkauften Sachen. Doch erstreckt sich das gesetzliche Pfandrecht in der Regel nur auf das Allodialvermögen der Schuldner. Wenn die Verpfändung in Rücksicht ihrer Form gültig sein soll, so müssen die verpfändeten beweglichen Sachen, und sind es Schuldfoderungen, die Obligationen dem Pfandgläubiger zum Besitze übergeben werden. Was aber die Verpfändung unbeweglicher Güter betrifft, so ist die Übergabe derselben keineswegs erfoderlich, wenn sie nur von dem Richter, unter dessen Gerichtsbarkeit sie liegen, bestätigt wird, und sind es Lehngüter, der Lehnsherr seine Einwilligung dazu gegeben hat. Nach römischem Recht bedurfte es bloß des Vertrags zwischen Eigenthümer und Pfandgläubiger.

Die Wirkungen des Pfandrechts bestehen darin, daß der Gläubiger das Recht hat, die verpfändete Sache mit allem Zubehör so lange zu besitzen, bis er wegen seiner Foderung befriedigt ist, und, wenn diese Befriedigung nach einer dazu festgesetzten Frist nicht erfolgt, sie nach Befinden der Umstände gerichtlich oder außergerichtlich, und, sind es mehre Pfandstücke, nach eigner Wahl zu verkaufen und sich nicht nur wegen des dargeliehenen Capitals, sondern auch wegen der Zinsen und Unkosten von dem daraus gelösten Gelde bezahlt zu machen. Um gegen künftige Ansprüche gesichert zu sein, ist das beste Mittel, sie öffentlich an die Meistbietenden versteigern zu lassen, was auch nach den meisten neuern Gesetzgebungen gefodert wird. Es darf aber die Verkaufung, da das Pfandrecht, wie die meisten dinglichen Rechte, untheilbar ist, nicht theilweise und unter dem Werthe geschehen, und besteht das Pfand in mehren Stücken, so dürfen nur so viele, als zur Befriedigung des Gläubigers hinreichen, verkauft werden. Findet sich ein Überschuß über die Schuldsumme, so muß er ihn herausgeben; beträgt das Verkaufsgeld weniger, so kann er sich wegen des Restes an den Schuldner oder Bürgen halten. Haben mehre Pfandgläubiger Anspruch und reicht das Kaufgeld nicht hin, so entsteht ein Concurs der Pfandgläubiger, unter welchen es häufig vom Gesetz privilegirte gibt. Wenn sich aber zur verpfändeten Sache kein Käufer findet, kann er sie an Zahlungsstatt annehmen, oder sich, im Fall er sie nicht besitzt, durch Anstellung der hypothekarischen Klage in den Besitz derselben setzen lassen. Der Gläubiger hat auch gewisse Verbindlichkeiten in Rücksicht der verpfändeten Sache; denn er muß sie sorgfältig wie sein Eigenthum aufbewahren, nach Abtragung der Schuld mit allen gezogenen Nutzungen zurückgeben und den mit Vorsatz oder Nachlässigkeit verursachten Schaden ersetzen. Hat er seine Verbindlichkeiten nicht erfüllt, so kann der Schuldner die Pfandklage gegen ihn anstellen. Da das Pfandrecht nur ein subsidiarisches Recht auf eine Sache zur Sicherheit einer Foderung gibt, so wird es aufgehoben: 1) wenn diese Foderung durch Zahlung, Ausgleichung, freiwillige Begebung des Pfandrechts, und durch ausdrückliche oder stillschweigende Erlassung

der Schuld, z. B. durch Zurückgabe des Pfandes, getilgt wird, in welchen Fällen der Schuldner sein voriges Recht an der Sache wieder erlangt; 2) wenn der Gläubiger aus einer in den Gesetzen gebilligten Ursache das Pfand veräußert hat; 3) wenn die zum Pfande dienende Sache zu Grunde geht, oder eine solche Veränderung erleidet, daß sie nicht wieder in ihre vorige Form gebracht werden kann; 4) wenn das Grundstück wegen Schulden versteigert wird, da in diesem Falle der Gläubiger aus der Verkaufssumme seine Befriedigung erhält; 5) wenn die Zeit verflossen ist, auf welche das Pfandrecht dauern sollte, wohin auch gehört, wenn sich der Gläubiger seines Rechts bis zur Verjährungszeit nicht bedient hat, die nach den Umständen verschieden ist; 6) wenn Derjenige, welcher das Pfand gegeben hat, nur ein widerrufliches Eigenthum an demselben hatte; tritt daher die Zeit des Widerrufs ein, so geht das Eigenthum des Pfandstellers, und mithin auch das Pfandrecht des Gläubigers verloren. Da die Schuld die Hauptsache ist, so kann sie fortdauern, wenn auch das Pfandrecht wegfällt, aber nicht umgekehrt. — Bei der Einräumung des Pfandrechts werden bisweilen dem Gläubiger durch einen Nebenvertrag die Nutzungen des Pfandstücks anstatt der Zinsen, die er von dem dargeliehenen Capital zu fodern hat, überlassen (antichretischer Vertrag); oder die Betheiligten treffen die Übereinkunft, daß der Gläubiger, im Fall die Schuld nicht zur bestimmten Zeit getilgt wurde, das Pfand für seine Foderung eigenthümlich behalten, und der Schuldner das Wiedereinlösungsrecht verlieren solle (commissorischer Vertrag). Bei Entstehung eines Concurses werden die hypothekarischen Gläubiger nach Bezahlung derjenigen, welche in die erste Classe kommen, vor allen andern, die kein dingliches Recht haben, befriedigt. Beim Zusammentreffen mehrer Pfandrechte an derselben Sache erhält das der Zeit nach frühere den Vorzug; doch gehen solche, deren Alter aus einer öffentlichen und beglaubigten Urkunde bewiesen wird, den Privathypotheken vor. Es gibt aber besondere, von den Gesetzen privilegirte Hypotheken, die den unprivilegirten, obgleich frühern, vorgehen. Dergleichen Pfandrecht haben außer den oben angeführten Fällen des gesetzlichen Pfandrechts Diejenigen, welche schon vorher, ehe der Schuldner Eigenthümer der Sache wurde, ein Pfandrecht an derselben hatten; Diejenigen, welche zur Erkaufung einer Sache Geld vorschossen und sich daran ein Pfandrecht vorbehielten; die zur Erhaltung einer verpfändeten Sache Geld borgten und deßhalb an derselben ein Pfandrecht erhielten u. s. w. Übrigens war dieses von den Römern entlehnte Recht denselben in den ältesten Zeiten bekannt, da schon die Gesetze der 12 Tafeln dunkel davon reden. Vgl. die „Lehre vom Pfandrecht nach Grundsätzen des röm. Rechts dargestellt von Gesterdings" (Greifswald 1816). (Vgl. Creditsystem, Hypothekarische Creditinstitute und Hypothekenwesen.) Mr.

Pfandbriefe, s. Creditsystem des Adels und Staatspapiere, preußische.

Pfandhaus, s. Leihbank.

Pfändung ist die eigenmächtige Ergreifung fremder Sachen, in der Absicht, sich dadurch sein Eigenthum, seinen Besitzstand und andre Gerechtsame, die man verlieren könnte, zu erhalten, oder einen schnellen und sichern Ersatz des auf irgend eine Art uns zugefügten Schadens zu verschaffen. Obgleich die Selbsthülfe durch Errichtung des Landfriedens und Reichskammergerichts 1495 verboten wurde, so haben sie doch die Gesetze in einigen Fällen verstattet. Es ist nämlich erlaubt, die Sachen Derjenigen zu pfänden, welche uns in unserm Besitze und in den auf ihrem Grund und Boden uns zustehenden Gerechtsamen stören, unser Eigenthum auf irgend eine Art beschädigen und berauben, oder eine gegen uns angefangene Verjährung unterbrechen wollen. Man darf aber auch des Andern Vieh pfänden, welches unserm Grundstücke oder den darauf befindlichen Früchten Schaden zugefügt hat. Ebenso findet diese Selbsthülfe gegen Fuhrleute statt, welche den Zoll

umfahren, um sich der zu entrichtenden Abgabe zu entziehen. Doch muß die Pfändung auf frischer That, und zwar auf dem beschädigten Grundstücke des Eigenthümers, ohne Verfolgung auf fremdes Gebiet, mit Vermeidung aller Gewaltthätigkeit und ohne Beschädigung der zu pfändenden Sache vollzogen werden; auch darf man nur so viel an Werth pfänden, als der verursachte Schaden ungefähr beträgt. Die Pfändung findet nicht statt, wenn die Sache schon streitig und vor Gericht anhängig ist; auch ist es verboten, sich dieses Rechts gegen Posten und Staffeten, wenn sie uns Schaden zugefügt haben, zu bedienen; man muß sie gehörigen Orts verklagen. Der Pfänder hat das Recht, die Sache, deren er sich bemächtigt hat, in Verwahrung zu nehmen, muß aber die geschehene Pfändung dem Eigenthümer derselben mit Bestimmung der Größe des Schadenersatzes unverzüglich anzeigen, und kann sich durch eine Privatvergütung mit ihm abfinden. Weigert sich dieser den Schaden zu ersetzen, so ist jener verbunden, dem ordentlichen Richter, unter dessen Gerichtsbarkeit die Pfändung vorgefallen ist, von dem Vorgange Anzeige zu machen, und wenn es besondere Statuten verlangen, die gepfändete Sache zu übergeben, worauf sie derselbe verkauft und nach Abzug des für den verursachten Schaden zu bezahlenden taxirten Pfandschillings, der Gerichtsgebühren und der auf die Sache verwendeten Unterhaltungskosten, das Übrige dem Eigenthümer zustellt. Im Fall das Pfand zu diesen Zahlungen nicht hinreicht, muß der Gepfändete das Fehlende aus seinen Mitteln nachzahlen. Wenn man bloß die Erhaltung des Besitzes durch die Pfändung beabsichtigt, so bedarf es keiner Anzeige derselben; und führt der Gepfändete keine Klage, so ist es erlaubt, die Sache zu verkaufen oder auch zu behalten. Eine Gegenpfändung oder Schutzpfändung, wenn man sich des Eigenthums des Pfänders bemächtigt, um ihn zu vermögen, das Verpfändete wieder herauszugeben, ist bei Voraussetzung einer an sich gerechten Pfändung eine unerlaubte Selbsthülfe. (S. Faustrecht.) Mr.

Pfeffel (Gottlieb Konrad), Fabel- und Epigrammendichter, geb. zu Kolmar im Elsaß 1736, wurde nach dem Tode seines Vaters von seiner Mutter erzogen, und besuchte bis 1750 das evangel. Gymnasium seiner Vaterstadt. In seinem 15. J. ging P. nach Halle, um daselbst die Rechte zu studiren. Die veränderte Luft und Lebensordnung hatten jedoch einen so nachtheiligen Einfluß auf seine von Natur schwachen Augen, daß er nach einer langwierigen Augenkrankheit 1757 sein Gesicht gänzlich verlor. Über ein halbes Jahrhundert lebte der edle Mann in Blindheit und trug sein hartes Loos mit weiser Gelassenheit. Eine glückliche Ehe, die er 1759 schloß, und seine angeborene Heiterkeit und Geistesthätigkeit hielten ihn in dieser traurigen Lage nicht nur aufrecht, sondern gaben ihm auch Muth und Kraft, sich einen ausgezeichneten Wirkungskreis zu schaffen. Schon in früher Jugend hatte er sich in der Poesie versucht; jetzt kehrte er in den Stunden der Einsamkeit zu ihr zurück. 1773 errichtete er mit Genehmigung des Königs von Frankreich unter dem Namen einer Kriegsschule ein akademisches Erziehungshaus für die protestantische Jugend in Kolmar. Dieser Anstalt, die viele treffliche Zöglinge bildete, widmete er nebst dem Hofrath Lerse seine ganze Kraft, bis die Revolution in Frankreich ihr ein Ende machte. Seitdem verwendete er seine Muße zu literarischen Beschäftigungen. 1803 ward er Präsident des neuerrichteten evangel. Consistoriums in Kolmar und starb am 1. Mai 1809. Im Allgemeinen zeichnen sich P.'s Poesien durch wahre Empfindung, naiven Witz, heitere Laune, echte Lebensweisheit und leichte Versification aus. Am glücklichsten war er in der Fabel, in der kleinen versificirten Erzählung, in der Epistel (die an Phöbe, die beste) und in dem Sinngedichte; auch seine prosaischen Versuche sind ausgezeichnet. Als Mensch war er durch sein wohlwollendes Herz, seinen biedern Charakter, seine tief gefühlte Religiosität und seinen Gleichmuth bei allen Wechseln des Schicksals höchst achtungswerth. P.'s „Poetische Versuche" (in 10 Bdn., Tübingen 1802 fg.; n. Aufl.

1817); „Prosaische Versuche" (ebend. 1810, 8 Bde.). P.'s Biographie bildet den letzten Band seiner sämmtlichen Werke und ist von Rieder.

Pfeffersbad, im Bezirk Sargans, Canton St.-Gallen in der Schweiz, der eine Stunde entfernten und im 8. Jahrh. gestifteten Benediktinerabtei Pfeffers gehörig, liegt tief zwischen Felsen eingeschlossen. Das Badehaus gleicht einem langen Klostergebäude, aus welchem, nebst einer für die Katholiken bestimmten Capelle, der ganze Curort besteht. Es ist so in den Schlund hineingebaut, daß es mit der tosenden Tamina denselben ganz ausfüllt, und jeder Schritt, den man außer dem Hause thun will, führt bergan. Die Felsen des Galandaberges sind 6 — 700 Fuß hoch, nackt bis zum Gipfel, auf dem sich nur einige spärliche Buchen und Fichten wiegen. Das Wasser ward 1240 entdeckt und ist seitdem stark besucht worden. Die Quellen sind warm, haben 99 Grad Fahrenheit und sind alkalisch-erdig. Das Wasser ist hell und klar, hat weder Geruch noch Geschmack und läßt sich viele Jahre aufbewahren. Man verschickt es auch in Flaschen. Man fängt beim Baden mit einer Stunde an und setzt täglich eine Stunde hinzu, bis man zuletzt 11 — 12 Stunden im Wasser sitzen bleibt, wodurch ein Ausschlag hervorgetrieben wird, der dann von selbst wieder heilt. Die Spaziergänge sind sehr einförmig, kaum über 20 — 30 Schritt in die Länge, wie z. B. die Kanzel, das Weltende ꝛc. und überall von Felsen ummauert. Schon Paracelsus versuchte es künstlich nachzuahmen. Vgl. Mosch's „Taschenbuch für Brunnen- und Badereisende".

Pfeifergericht hieß die alte Feierlichkeit, mit welcher die Städte Worms, Nürnberg und Bamberg zu Frankfurt a. M. jährlich, und zwar in der Herbstmesse, die Bestätigung ihrer Zoll- und andrer Freiheiten holen mußten. Unter Begleitung der besten nürnberger Kunstpfeifer (daher der Name) erschienen die Abgeordneten jener Städte nach einander vor sitzendem Gerichte und übergaben dem Schultheiße des heil. röm. Reichs und Stadtgerichts einen weißen hölzernen Becher, ein Pfund Pfeffer, einen weißen Biberhut, 2 weiße Handschuhe und ein weißes Stäbchen, und foderten dabei ihre Zollfreiheit ab. S. Göthe, „Aus meinem Leben", 1. Bd.

Pferd. Dieses edle und nützliche Thier wurde schon früh von dem Menschen gezähmt und in ein Hausthier umgeschaffen. Wilde Pferde finden sich nach Pennant um den Aralsee, am Tanflusse, im südlichen Sibirien, in den großen mongolischen Wüsten und in der Kalkas-Mongolei, nordwestlich von China. Sie sind kleiner als die zahmen, mausefahl, dickbehaart, besonders im Winter, haben einen größern Kopf und eine merklich gebogene Stirn. Sie leben in Heerden bei einander und scheuen den Menschen ungemein. Sie stellen daher allemal Wächter aus, auf deren Gewieher sie mit unglaublicher Schnelligkeit die Flucht nehmen. Dennoch wissen die Kalmücken ihnen beizukommen. Außerdem mag es auch in Ceylon und im Innern von Afrika wilde Pferde geben. Zu unterscheiden von diesen sind die verwilderten, welche man in menschenleeren Ländern in Menge findet, z. B. am Don, in der Ukraine, in Südamerika ꝛc. Durch die Pflege des Menschen hat das ursprünglich eselähnliche, mausefahle und langhaarige Pferd der Wüste sich zu einem der schönsten und edelsten Thiere ausgebildet. Das von Natur einem gemäßigten Erdstriche angehörige Pferd ist jetzt fast über den ganzen Erdboden verbreitet, und kommt sowol unter der Linie als innerhalb der Wendekreise fort; aber Klima, Boden und Nahrung zeigen den sichtbarsten Einfluß. Man theilt hiernach die Pferde in gewisse Hauptracen. Vor allen verdient den Vorzug die arabische Race; die Beschaffenheit des Landes und die Sorgfalt der Menschen verschaffen ihr den ersten Rang. Das arabische Pferd ist mittler Statur, mehr mager als fett, leicht, geschmeidig, stolz, feurig und dauerhaft. Die Araber führen über ihre schönsten Pferde eigne Stammregister. Nächst den arabischen werden die berberischen Pferde (aus den afrikanischen Küstenländern am mittelländischen Meere) am

meisten geachtet. Sie zeichnen sich durch den kleinen wohlgebildeten Kopf, durch den langen, aber schön gebogenen Hals, durch die dünne Mähne und den schlanken Körper aus, und sind von mittler Größe. Auf diese folgen die spanischen Pferde. Sie haben einen großen Kopf, etwas lange Ohren, breite Brust, rundes Kreuz, einen stolzen und kühnen Gang, und sind mehrentheils schwarz und an der Stirn weiß. Hiernächst folgt die englische Race. (S. Englische Pferde.) Nach den engl. Pferden pflegt man die neapolitanischen und venetianischen zu setzen. Die erstern zeichnen sich besonders durch starken vollkommenen Wuchs, durch einen großen und dicken Kopf und durch stolzen Anstand aus, weßhalb sie sich gut zu Parade- und Kutschpferden eignen. Dabei aber sind sie unbändig, ungelehrig und boshaft. Von den übrigen europäischen Pferden sind die aus der Ukraine, die Polacken, die dänischen, holsteinischen, friesländischen und mecklenburgischen merkwürdig; doch stehen sie den angeführten Racen nach. In Hinsicht des Gebrauchs theilt man die Pferde in Reit-, Kutsch- und Arbeitspferde. Zu erstern nimmt man die vorzüglichsten; bei den letztern sind Gesundheit und Stärke die Haupteigenschaften. Besondere Berücksichtigung erfodert das Alter eines Pferdes, welches man am sichersten aus der Beschaffenheit der Zähne erkennt; doch reicht dieses Mittel nicht über das 10. Jahr hinaus. Brauchbar bleibt das Pferd ungefähr bis zu seinem 20. Jahre, wobei jedoch auf die Behandlungsart viel ankommt. Sein natürliches Alter ist auf das Doppelte anzuschlagen. Was die Abbildungen der Pferde anlangt, so ist uns als ein Muster der herrliche Pferdekopf, welcher zu der Gruppe der Nacht auf dem östl. Giebel des Parthenons gehörte, aus dem Alterthum übrig (jetzt in der Elginssammlung). In der Pferdedarstellung sind unter den neuern Künstlern ausgezeichnet Pforr, Heß, Klein, Adam, deren Studien in radirten Blättern ebenfalls nachahmungswerth sind. (Vgl. „Abbildungen sämmtl. Pferderacen", von Rud. Kuntz, m. naturhistor. Beschreib. von E. D'Alton; Karlsruhe 1827, 5 Lief., Querfol.); F. v. d. Brincken, „Bemerkungen über die engl. Pferde und die Pferdezucht im Allgemeinen" (mit 7 Abbild., Weimar 1827).

Pfingsten (vom griech. Pentekoste, der 50.), das auf den 50. Tag nach Ostern fallende und daher bewegliche Fest der Ausgießung des heil. Geistes über die Jünger Jesu, welches zu den hohen christlichen Festen gehört. Die schon im 3. Jahrh. aufgekommene Feier dieses Festes wurde 305 auf der Kirchenversammlung zu Elvira in Spanien festgesetzt.

Pfinzing (Melchior), s. Theurdank.

Pflanzen, alle Gewächse, von dem höchsten Baum bis zum geringsten Schimmel, deren Inbegriff das Pflanzenreich, die Wissenschaft aber, welche sich mit dem Pflanzenreiche beschäftigt, Botanik (s. d.) heißt. Gewöhnlich definirt man die Pflanzen als organisirte Körper ohne willkürliche Bewegung. Sie bestehen, wie alle organisirte Körper, aus festen und flüssigen Theilen. Zu jenen rechnet man das Zellgewebe, die verschiedenen Gefäße, die Fibern und das Mark (s. d.); zu diesen die im Pflanzenkörper befindlichen Flüssigkeiten und die Luft. Die Gefäße sind Saft- oder Luftgefäße. Letztere enthalten Luft, die Saftgefäße aber die Flüssigkeiten, durch deren Bearbeitung das Wachsthum der Pflanzen bewirkt wird. Einige führen den aufgenommenen und auf eine gewisse Art bearbeiteten Saft den äußern Theilen zu, und werden zuführende, andre schaffen unnütze Säfte aus dem Pflanzenkörper heraus, und werden abführende Gefäße genannt. Die zuführenden Gefäße sind entweder Spiral- oder Nahrungsgefäße; die abführenden sind theils die Markgefäße, theils die Wassergefäße der Oberhaut. Außerdem gibt es noch gewisse Nebengefäße, wahrscheinlich von ähnlicher Bestimmung. Die zuführenden Gefäße liegen bald dicht unter der Haut, bald etwas tiefer unter dem Zellgewebe, und laufen zuweilen in das Mark. Die abführenden hingegen laufen fast nur innerhalb des Zellgewebes und des Marks fort und neh-

men ihren Ausgang an der Oberhaut. Die flüssigen Bestandtheile der Pflanzen bewegen sich in den genannten Gefäßen und sind tropfbarflüssige oder elastischflüssige. Die tropfbaren Flüssigkeiten scheinen bei den Pflanzen die Stelle des Blutes zu vertreten und in ihren Verrichtungen mit demselben verglichen werden zu können. Sie sind wahrscheinlich, wie das Blut der Thiere, mit organischen Theilen geschwängert, woraus sich die festen Theile bilden. In physiologischer Hinsicht findet sich zwischen Pflanzen und Thieren große Ähnlichkeit. Zusammenziehende Kraft, Reizbarkeit, Bildungskraft, Reproductions- und andre Kräfte haben die Pflanzen mit den Thieren gemein, nur in einem geringern Grade. Diese Lebenskraft erhält in den Pflanzen ebensowol wie in den thierischen Körpern bei allen Abwechselungen und Veränderungen, denen sie unterworfen sind, die eigenthümliche Form des Individuums, und sie ist es, durch welche die chemische Verwandtschaft der Grundstoffe, woraus die organisirten Körper bestehen, bei diesen anders als bei den unorganischen modificirt wird. Hört sie auf, so stirbt der organische Körper und seine Bestandtheile unterwerfen sich ungehindert den allgemeinen Verwandtschaftsgesetzen der leblosen Natur. Ob man den Pflanzen auch Empfindung zuschreiben dürfe, ist zweifelhaft, denn bis jetzt haben wir noch keine Nerven bei ihnen entdeckt, und die Erscheinungen an gewissen Pflanzen, welche Empfindung zu verrathen scheinen, lassen sich vielleicht auf bloße Reizbarkeit zurückführen. Auch Bewegung, als Folge der Lebenskraft, ist den Pflanzen nicht abzusprechen. Mehre äußern unter gewissen Umständen eine Bewegung einzelner Theile, die der thierischen Bewegung ähnelt. Die Bewegung der Säfte in den Pflanzen kannte man lange, bevor man die Ursache davon einsah. Malpighi scheint ihren Grund in einer Bewegung der Gefäße, Hales ihn in der Wärme der äußern Luft gesucht zu haben; spätere Naturforscher nahmen mechanische Gründe an, indem sie die Pflanzengefäße als Haarröhrchen (s. d.) betrachteten. Allein die Unstatthaftigkeit dieser Erklärungsarten ist leicht zu entdecken, und es scheint richtiger zu sein, die Reizbarkeit der Gefäße als die Ursache des Steigens ihres Saftes anzunehmen. Diese Meinung wird dadurch bestätigt, daß der Saft zu steigen aufhört, wenn man durch starke elektrische Schläge die Reizbarkeit der Gefäße abgestumpft hat. Worin aber diese Reizbarkeit bestehe, und was sie verursache, ist bis jetzt noch nicht dargethan worden; nur ihr Dasein kennt man und hat durch Versuche gefunden, daß sie sich durch gewisse künstliche Mittel ebensowol erhöhen als schwächen, ja ganz aufheben läßt. Außerdem scheint auch die Wärme auf die Bewegung der Säfte Einfluß zu haben; denn warum bewegt die Reizbarkeit die Pflanzensäfte im Winter nicht? Erst bei einem gewissen Wärmegrade steigen die Säfte und beginnt das Wachsthum; kalte Tage aber bringen sogleich einen Stillstand oder eine Hemmung hervor. Die Sommerhitze schwächt, wie es scheint, allmälig jene Reizbarkeit und stumpft sie so ab, daß die Säfte sich nach und nach immer langsamer bewegen und im Herbste stillzustehen anfangen. Mit der Reizbarkeit der Pflanzen hängt der Schlaf derselben und ihr Drehen nach dem Lichte genau zusammen. Ersterer scheint zu erfolgen, wenn sie anhaltend und heftig in Thätigkeit gewesen. Man bemerkt ihn besonders an den Blumenkronen, aber auch an den Blättern, nur in verschiedenen Graden. Die Neigung der Pflanzen, sich nach dem Lichte zu drehen, wird bei solchen leicht sichtbar, die das Licht nur von einer Seite haben, indem alle Stengel, Zweige, Blätter und Blüthen sich nach dieser Seite hinwenden. Ein andrer wichtiger Gegenstand in der Physiologie der Pflanzen ist das Athmen derselben. Es besteht in einem Einsaugen und Aushauchen, welches man besonders an den Blättern wahrnimmt. Legt man ein frisches Blatt in ein Glas mit Brunnenwasser und setzt es den Sonnenstrahlen aus, so erscheint es bald mit Luftbläschen bedeckt, die allmälig nach der Oberfläche aufsteigen und dort zerplatzen. Fängt man sie auf, so zeigt sich, daß sie aus Sauerstoffgas bestehen.

Nur unter Mitwirkung des Sonnenlichts zeigt sich diese Erscheinung; bloße Wärme reicht nicht dazu hin. Die über das Athmen der Pflanzen angestellten Versuche haben zu sehr verschiedenen Meinungen geführt. Ingenhouß glaubt, daß die Pflanzen nur im Sonnenlichte Sauerstoff, des Nachts hingegen Stickgas und kohlengesäuertes Gas aushauchen. Nach Senebier geben gesunde Pflanzen und ihre Blätter bei Nacht gar keine Luft von sich; dasselbe fand Spallanzani. Ackermann dagegen behauptet, daß die Pflanzen ebenso gut wie die Thiere den Grundstoff der Lebensluft (Sauerstoff) einsaugen und Kohlensäure von sich geben müssen. Aber nicht allein luftförmige Stoffe hauchen die Pflanzen aus, sondern es steigen auch aus ihnen Feuchtigkeiten in Dünsten auf, deren Masse im Ganzen sehr beträchtlich ist. Man gibt an, daß ein Baum von mittlerer Größe täglich 30 Pfund Feuchtigkeiten ausdünstet. — Was den Geruch der Pflanzen betrifft, so zeigen die neuern Fortschritte der Chemie, daß die Grundlage desselben nicht (wie man von einer so flüchtigen, ausdehnbaren, fast unwägbaren, völlig unsichtbaren und nur auf die Geruchsnerven wirkenden Substanz hätte glauben sollen) gasartig sei, und daher auch nicht zu den nähern Bestandtheilen der Pflanzen gerechnet werden dürfe. Fourcroy zeigte das Nichtdasein eines eignen Riechstoffs. Riechbarkeit ist den Körpern ebenso wesentlich wie die Schwere, sie richtet sich aber nach der Flüchtigkeit; daher die flüchtigsten Körper am stärksten riechen. Der Geschmack der Pflanzen scheint auf dem Verhältnisse der Grundstoffe und auf dem Grade der Wärme zu beruhen, dem eine Pflanze ausgesetzt ist, wobei jedoch auch das Sonnenlicht bedeutend mitwirkt. Von der Farbe der Pflanzen gilt Dasselbe, was von ihrem Geruche gesagt worden. Schon Aristoteles bemerkte, daß die Pflanzen durch das Sonnenlicht gefärbt würden. Ray, Bonnet, Senebier u. A. stellten mehre Versuche in dieser Hinsicht an. Senebier fand, daß grüne Blätter, die man mit der ganzen Pflanze an einen dunkeln Ort stellte, erst auf der Oberfläche gelb und dann weiß wurden, dagegen junge im Dunkeln erzogene Pflanzen, die er nach und nach ans Licht brachte, aus dem Weißen ins Gelbe übergingen, immer dunkelgelber wurden und dann nach und nach grüne Punkte zeigten, welche sich vermehrten und so ausbreiteten, daß nach einiger Zeit die vorher weißen Theile eine völlig grüne Farbe annahmen. An den im Dunkeln erzogenen Blüthen ist die Veränderung in der Farbe nur gering. Den Einfluß der Wärme dabei hat Bonnet durch Versuche gezeigt; aber nach van Mons und Vasalli wirken Lampen- und Mondlicht auf gleiche Weise. Die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung ist jetzt bekannt. Man weiß, daß die übersaure Kochsalzsäure die Farbe der Pflanzen verändert. Der Sauerstoff verbindet sich mit der Substanz der Pflanzen und die übersaure Kochsalzsäure verändert sich in Salzsäure. Hierdurch wird die grüne Farbe zerstört, und die Pflanze zeigt sich bald gelb, bald weiß. Die Pflanzen werden durch den Sauerstoff, den sie einathmen, heller; dunkler aber, wenn sie ihn verlieren. Das verschiedene Verhältniß des Sauerstoffs zu ihren übrigen Bestandtheilen gibt die verschiedenen Abstufungen und Schattirungen. Die Sättigung mit Sauerstoff gibt die gelbe und weiße Farbe. Wird aber eine mit Sauerstoff gesättigte Pflanze dem Sonnenlichte ausgesetzt, so verbindet sich der Lichtstoff mit dem Sauerstoffe; dieser entweicht, und die Pflanze erhält ihre grüne Farbe wieder. Übrigens scheint der Farbestoff im Zellgewebe seinen Sitz zu haben; die Oberhaut hingegen ist ohne Farbe. Ob zu diesen Eigenschaften noch die Wärme komme, ist zweifelhaft.

Die chemische Analyse der Pflanzen zeigt, daß alle vegetabilische Substanzen ursprünglich aus Wasserstoff, Kohlenstoff und Sauerstoff bestehen. Ihr verschiedenes Verhältniß begründet die Verschiedenheit der vegetabilischen Substanzen unter einander. Von diesen, aus den 3 genannten Grundstoffen zusammengesetzten Substanzen hat die Chemie bis jetzt folgende von einander unterschieden: 1) den Extractivstoff oder ausziehbaren Theil; 2) den Schleim oder Gummi;

3) den Zuckerstoff; 4) das wesentliche Salz oder die Säure; 5) das fette oder fixe Öl; 6) das flüchtige oder wesentliche Öl; 7) den Kampher; 8) das Harz; 9) den Balsam; 10) das Gummiharz; 11) das elastische Gummi oder Harz; 12) die Stärke oder das Stärkemehl; 13) den Gluten oder Kleber; 14) das Holz oder den fibrösen Theil; 15) den Gerbestoff oder Tannin. Mehre dieser Substanzen sind der Umbildung in einander fähig. So geht der unschmackhafte Schleim in Zucker oder Säure über. Diese Umwandlungen geschehen durch Feuer, Wasser, Luft, Säuren, Alkalien, welche mehr oder weniger das Gleichgewicht der Grundstoffe ändern. Auf diese Art wechseln die nähern Bestandtheile der Vegetabilien ohne Unterlaß ihren Geschmack, ihre Farbe, Consistenz und Geruch mittelst unaufhörlicher Veränderungen in dem Gleichgewichte und Verhältnisse ihrer Grundstoffe. Die Bildung der verschiedenen Substanzen in den Gewächsen ist also die Folge wahrer chemischer Operationen, welche man vom Keimen bis zur Reife der Frucht verfolgen kann. Zu bestimmen, wie die genannten ursprünglichen Grundstoffe durch Licht und Wärme absorbirt und unter einander durch den vegetabilischen Organismus so verbunden werden, daß sie die verschiedenen Materien erzeugen, aus welchen die Pflanzen zusammengesetzt sind und welche sich bei ihrer letztern Analyse wieder in jene Grundstoffe auflösen: das ist das Problem der Vegetation, dessen Lösung den Mittelpunkt ausmacht, in welchem die Untersuchungen der Chemiker zusammentreffen müssen. Die Art und Weise, wie die Pflanzen wachsen, d. h. wie die sie nährenden Theile in das Wesen der Pflanzen übergehen, wird so angegeben: das Wasser und der Kohlenstoff lösen sich in ihre Bestandtheile auf, gehen neue Verbindungen ein und bilden so die festen Theile der Pflanzen. Der Wasserstoff verläßt daher den Sauerstoff, um sich mit dem Kohlenstoffe zu verbinden, woraus Öl, Harz u. dgl. entstehen. Zugleich entwickelt sich der Sauerstoff aus dem Wasser und der Kohlensäure, und geht in Verbindung mit dem Licht- und Wärmestoffe als Sauerstoffgas weg. Durch diese Stoffe geschieht nun auch die Vermehrung der Pflanzenfibern oder das eigentliche Wachsthum selbst, obgleich wir die Art und Weise nicht völlig einsehen. Über die Befruchtung, die damit verbundene Fortpflanzung der Gewächse, sowie über die Befruchtungswerkzeuge, s. Befruchtung. Bei den mehrsten Pflanzen sind beide Geschlechter in Einer Blume vereinigt, bei wenigen sind sie getrennt. Jene nennt man, wiewol etwas uneigentlich, Zwitterblumen, diese männliche oder weibliche. Die beiden letztern stehen entweder auf einem oder auf zwei verschiedenen Stämmen. Bei den sogen. Zwitterblüthen geht die Befruchtung am leichtesten von statten; auch da, wo Ein Stamm männliche und weibliche Blüthen trägt, hat sie keine sonderliche Schwierigkeit; da aber, wo beiderlei Blüthen völlig getrennt sind, und der eine Stamm nur männliche, der andre nur weibliche Blüthen trägt, erfolgt sie nur, wenn beide Geschlechter nahe genug stehen, daß der Samenstaub der männlichen Blüthen den weiblichen vom Winde oder durch Insekten zugeführt werden kann. Außerdem fällt der Fruchtkeim entweder ab, oder er bildet sich zwar zu einer Frucht, die aber des Keimens nicht fähig ist. Auf den Zeugungstheilen der Gewächse beruht die von Linné gemachte Eintheilung derselben, oder das Sexualsystem. (S. Botanik.) Er theilte alle Gewächse in 24 Classen. Die 23 ersten begreifen die Pflanzen mit sichtbaren Blüthen, die Phanerogamen. Davon sind die 13 ersten nach der Zahl der Staubgefäße oder männlichen Befruchtungswerkzeuge benannt und heißen: 1) **Monandria** mit 1 Staubgefäße; 2) **Diandria** mit 2; 3) **Triandria** mit 3; 4) **Tetrandria** mit 4; 5) **Pentandria** mit 5; 6) **Hexandria** mit 6; 7) **Heptandria** mit 7; 8) **Octandria** mit 8; 9) **Enneandria** mit 9; 10) **Decandria** mit 10; 11) **Dodecandria** mit 12—19; 12) **Icosandria** mit 20; 13) **Polyandria** mit mehr als 20 Staubgefäßen. In allen diesen 13 Classen werden die Ordnungen (Unterabtheilungen)

nach der Zahl der weiblichen Geschlechtstheile, d. h. der Staubwege, bestimmt, z. B. **Monogynia**, mit 1 Staubwege; **Digynia**, mit 2 Staubwegen; **Trigynia**, **Tetragynia** u. s. w. Die 14. und 15. Classe werden nicht bloß nach der Zahl, sondern mehr nach der verschiedenen Lage der Staubfäden bestimmt. Sie heißen: 14) **Didynamia**, zweimächtige, in deren Blüthen allemal 4 Staubgefäße sind, deren 2 längere (gleichsam mächtigere) Staubfäden haben; 15) **Tetradynamia**, viermächtige, in deren Blüthen allemal 6 Staubgefäße befindlich, deren 4 mit längern Staubfäden versehen sind. Jede dieser beiden Classen enthält nur 2 Ordnungen, welche in der 14. danach bestimmt werden, ob der Samen in der Samenkapsel offen da liegt (**Gymnospermia**), oder ob er bedeckt ist (**Angiospermia**); in der 15. aber nach der Form der Samenbehältnisse, welche entweder Schötchen (**Siliculosa**) oder Schoten (**Siliquosa**) sind. Bei der 16., 17. und 18. Classe liegen die Staubgefäße der Zahl der Haufen nach, in welchen sie vereinigt sind, zum Grunde; 16) **Monadelphia**, einbrüdrige, wenn die Staubgefäße in einem Haufen; 17) **Diadelphia**, zweibrüdrige, wenn sie in 2 Haufen beisammen stehen; 18) **Polyadelphia**, vielbrüdrige. Die Ordnungen werden in diesen Classen nach der Zahl der einzelnen Staubgefäße bestimmt: **monandria**, **diandria**, **triandria** u. s. w. 19) **Syngenesia**, zusammengewachsene. Fast alle hieher gehörige Blumen sind aus einer Menge Blümchen auf einem gemeinschaftlichen Blumenboden zusammengesetzt. Diese Classe hat 6 Ordnungen: a) **Polygamia aequalis**, wenn die zusammengesetzte Blume aus lauter Zwitterblümchen besteht; b) **Polygamia superflua**, wenn in einer zusammengesetzten Blume sowol fruchtbare weibliche, als Zwitterblüthen sind; c) **Polygamia frustranea**, wenn in einer zusammengesetzten Blume sich zwar Zwitter- und weibliche Blümchen beisammenfinden, erstere aber nur fruchtbar und samenbringend sind; d) **Polygamia necessaria**, wo der umgekehrte Fall stattfindet, indem die Zwitterblümchen keine wahren Narben haben, und folglich die weiblichen Blümchen allein, nachdem sie durch die Staubbeutel in den Zwitterblümchen befruchtet worden, Samen tragen; e) **Polygamia segregata**, wenn die Blümchen, woraus die zusammengesetzte Blume besteht, von einander durch besondere Kelche abgesondert sind; f) **Monogamia**, einehige, die keine zusammengesetzte, sondern einfache Blumen haben, in welchen die Staubbeutel verwachsen sind. 20) **Gynandria**, weibermännige oder eifersüchtige, in deren Blüthen die männlichen und weiblichen Befruchtungswerkzeuge in einander verwachsen sind. Die Ordnungen werden nach der Zahl der Staubgefäße bestimmt: **Monandria**, **Diandria** ꝛc. 21) **Monoecia**, einhäusige, wo die Geschlechter getrennt, doch auf einem Stamme befindlich sind. Die Ordnungen werden nicht nur nach der Zahl der Staubgefäße bestimmt, sondern es gibt auch **Monadelphia**, **Syngenesia** und **Gynandria** unter den einhäusigen. Bei letztern ist ein unvollkommener Stempel in den männlichen Blüthen vorhanden, worauf die Staubgefäße stehen. 22) **Dioecia**, zweihäusige oder Gewächse mit ganz getrennten Geschlechtern, d. h. bei denen auf einem Stamme bloß männliche, auf einem andern bloß weibliche Blüthen sind. Die Ordnungen sind wie bei der 21. Classe. 23) **Polygamia**, Gewächse mit vermengten Geschlechtern, d. h. es sind Zwitterblumen nicht nur mit weiblichen oder männlichen, sondern auch mit beiden zugleich bei einer Pflanzengattung verbunden. Die 3 Ordnungen dieser Classe heißen: **Monoecia**, **Dioecia** und **Trioecia**, je nachdem die Vermengung auf 1, 2 oder 3 Stämmen stattfindet. 24) **Cryptogamia**. In diese Classe setzte Linné alle Gewächse, bei denen er keine Befruchtungswerkzeuge fand, die zum Theil später entdeckt worden sind, die aber auch da, wo man sie nicht kennt, gewiß nicht fehlen. Sie enthält 4 Ordnungen, nämlich: Farrnkräuter, Moose, Flechten und Schwämme. Die Palmen, deren Geschlechtstheile Linné nicht zu bestimmen vermochte, und die er deßhalb in einem Anhange beschrieb, sind jetzt in die Classen,

wohin sie gehören, vertheilt worden. Neuere Botaniker haben die 24 Classen Linné's auf 20 gebracht. Gegen diese, auf die Geschlechtsverschiedenheit der Pflanzen gegründete Eintheilung, das sogen. Sexualsystem, haben Schelver („Kritik der Lehre von den Geschlechtern der Pflanzen", Heidelb. 1812, und „Fortsetz. der Kritik", Karlsr. 1814) und besonders Henschel („Über die Sexualität der Pflanzen", Bresl. 1820) Angriffe gemacht, die Aufsehen erregt haben. Sie gehen von dem Grundsatze aus, da das Thier vor der Pflanze im Ganzen, wie in den Theilen, den Vorzug der Individualität voraushabe, aus welcher als Gipfel und Schlußstein die thierische Erzeugung hervortrete, hingegen bei der Pflanze Gleichartigkeit des Ganzen wie der Theile mit dem Dasein eines Geschlechts unverträglich sei, so müsse man die dafür beigebrachten Erfahrungsbeweise einer neuen Prüfung unterwerfen. Henschel hat dies unternommen; allein s. Beobachtungen ist von Treviranus („Die Lehre vom Geschlechte der Pflanzen", Brem. 1822) größtentheils widersprochen worden. Dagegen hat K. Sprengel Henschel's Ansichten seine volle Zustimmung gegeben. Diesem künstlichen System steht das natürliche gegenüber, das sich auf die Anwesenheit oder Abwesenheit der Hauptorgane gründet, weil sich die Pflanzen hauptsächlich dadurch unterscheiden. Einem solchen System ist auch Oken („Naturgeschichte für Schulen", Lpz. 1821) gefolgt, der die Pflanzen in 4 große Hauptclassen theilt: Markpflanzen, Stockpflanzen, Blüthenpflanzen, Fruchtpflanzen. Allerdings gewährt nur ein solches natürliches System die Einsicht in die große und schöne Ordnung des Pflanzenreichs. S. Decandolle's „Organographie végétale" (2 Thle., 60 Kpf., deutsch von D. Meisner, Tüb. 1827). — Über die Pflanzengeographie vgl. man Schouw's „Diss. de sedibus plantarum originariis" (1816); dessen „Grundzüge einer allg. Pflanzengeogr." (Kopenh. 1822, a. d. Dän. vom Vf., Berl. 1823), und den „Atlas der Pflanzengeogr." (Berl. 1824); ferner Alex. v. Humboldt's Werke; insbesondere die Einleit. zu Bonpland's (s. d.) Werke von Kunth: „Nova genera et species plantarum". — Pflanzenkrankheiten entstehen entweder aus vermehrter oder verminderter Lebenskraft. Zu erstern gehört die Saftfülle, die für eine Schönheit geltende Gefülltheit der Blumen (indem die Staubfäden sich in Blätter verwandeln) und die Entzündung; zu letztern die Auszehrung, der Rost, der Brand und der Keimtod.

Pflanzenanatomie. Die genauere Kenntniß von dem Bau der Pflanzen verdanken wir dem Fleiße deutscher und einiger franz. Naturforscher. Unter den Deutschen werden Sprengel's, Kieser's, Moldenhawer's, Link's und Treviranus's Schriften am meisten gerühmt. Von den Franzosen können wir, ungeachtet mancher durch ihn verbreiteten Irrthümer, Mirbel als den fleißigsten Pflanzenanatomen nennen. Richard hat den innern Bau der Samen mit großer Genauigkeit untersucht. Wir begnügen uns hier mit einer gedrängten Übersicht des Baues der Gewächse. 1. Allgemeiner Bau der Gewächse. Die erste Urform, welche bei der ersten Entstehung auch des niedrigsten Gewächses hervortritt, ist die Kugel- oder Blasenform, welche wir schon in dem Bildungssafte, der aus dem Baste der Bäume ausschwitzt, vorgebildet finden. Treten diese Blasen zusammen, so machen sie ein Gewebe von Zellen, welches allgemein im ganzen Gewächsreich verbreitet ist. Die Wände dieser Zellen sind völlig undurchbohrt, sodaß eine Zelle mit der andern keine Gemeinschaft hat; aber die darin enthaltenen Säfte schwitzen ebenso organisch durch, wie dies beim thierischen Körper der Fall ist. Wo die an einander tretenden Bläschen sich nicht überall berühren, da lassen sie Zwischengänge, welche, besonders beim Nadelholze, saftführend sind. Doch fehlen diese Zwischenräume dem Zellgewebe sehr häufig, denn die Bläschen, die das letztere bilden, werden so gleichmäßig wechselsweise angezogen, daß vollkommen vier-, fünf- oder sechseckige Räume entstehen. Das Zellgewebe, die allge-

meine Niederlage der Säfte, dient gewiß nicht zum Aufsteigen der Nahrungsflüssigkeit, sondern zur Aufbewahrung und Verarbeitung der Säfte. Daher findet man in ihm auch Behälter der eigenthümlichen öligen und harzigen Säfte. Diese, bisweilen den übrigen Zellen gleich, nur stärker angeschwollen, sind oft eigne Canäle, oder vielmehr ähnliche Zwischenräume der Zellen, wie wir sie in der Rinde des Nadelholzes, im Schöllkraut und in allen milchgebenden Pflanzen finden. Das Zellgewebe steht in vollkommenern Pflanzen mit der Luft in einer merkwürdigen Gemeinschaft. Von den Farrnkräutern aufwärts wird es nach der Oberfläche zu unregelmäßiger und voll Lücken, die, mit Luft erfüllt, durch eigens organisirte Öffnungen mit der Atmosphäre in Verbindung stehen. Diese Spaltöffnungen trifft man meistentheils da, wo eine grüne Oberfläche die Pflanzen bedeckt, am häufigsten jedoch auf der untern Fläche der Blätter. Sie sind mehr oder weniger oval, gewöhnlich von einem drüsigen Ringe umgeben, und haben unter sich bisweilen Fältchen, die sie offen erhalten. Wir schreiben ihnen die Bestimmung zu, einzusaugen und auszuhauchen, aber bloß Luftstoffe, nicht tropfbare Flüssigkeiten. Die 2. Urform ist die geradlinige, Faser- oder eigentlich Röhrenform. Starke Vergrößerungen zeigen uns die Fasern als wirkliche Röhren mit Säften erfüllt, aber nicht fortlaufend, sondern hier und da sich zuspitzend und blind endigend, z. B. im Baste der Bäume, auch im Splint und in den Nerven und Rippen der Blätter. Ihre Uranfänge erscheinen schon im schleimigen Bildungssafte, wo sie, den Nadeln oder Spießchen gleich, sich in Bündeln gleichsam krystallisiren. Diese Röhren haben die zartesten Häute und den kleinsten Durchmesser unter allen Urformen; dennoch sind sie außerordentlich dehnbar und zähe. Sie sind es, die man als Flachs spinnt, die man aus Hanf, Nesseln, aus dem Papiermaulbeerbaum ꝛc. verarbeitet. Ihre Hauptbestimmung scheint die Führung der aufsteigenden Säfte zu sein. Die 3. Urform nennen wir die Schraubenform, weil sie ursprünglich aus schraubenförmig gewundenen Fasern besteht, welche die Wände cylindrischer Canäle ausmachen. Diese Form kommt von den Farrnkräutern aufwärts bei vollkommenern Pflanzen, von den Saftröhren umgeben, in Bündeln oder einzeln vor. Im Stamm der gewöhnlichen Bäume macht sie größtentheils den Splint und das Holz aus. Bei den Palmen, den Gräsern ꝛc. stehen die Schraubenbündel zerstreut im Zellgewebe. Die Schraubengänge gehen durch alle Theile. Durch den Blattstiel dringen sie mit den Saftröhren in die Blattnerven, durch den Blüthenstiel in die Corollenblätter, in die Staubfäden, in den Fruchtknoten, in die Pistille, und durch den Keimgang selbst bis in die Samen. So lange sie ursprünglich sind, haben sie keine andre Wand, als die von jenen gewundenen Fasern gebildet wird. Aber man findet sie nicht immer in jener ursprünglichen Form. Sie erscheinen oft als Ringgefäße, oft als Treppengänge, oft als punktirte Canäle. Endlich gibt es Übergänge von dieser zur Zellform, besonders in Nadelhölzern. Hier erscheinen gestreckte Zellen mit regelmäßigen geränderten Löchern durchbohrt, ja, im Taxus sogar Zellen mit schraubenförmig gewundenen Fächern, welche wahrscheinlich die Stelle der hier nicht vorhandenen Schraubengänge vertreten. Das Geschäft dieser 3. Urform scheint die Bildung und Fortführung der Luftarten, der Dünste und der Luftstoffe zu sein, die sich aus den Säften der Pflanzen entwickeln. II. Besonderer Bau der einzelnen Pflanzentheile. Die Wurzel. Die Oberfläche der zartesten Würzelchen zeigt sich mit sehr feinen Härchen umgeben, und die Spitzen sind mit einem schwammigen Mützchen bedeckt, wodurch, wie durch jene Härchen, die Einsaugung der Erdfeuchtigkeit erfolgt. Übrigens durchzieht der Länge nach die Mitte der Wurzel ein Bündel von Saftröhren und Schraubengängen, ohne daß eine Markhöhle da wäre. Der Stamm besteht bei allen Pflanzen, die mit 2 Samenlappen aufgehen, aus concentrischen Schichten, deren äußerste die Rinde, die zweite der Bast, die dritte der Splint und die vierte das Holz ist, welches in jün-

gern Trieben das Mark einschließt. Durch den Stamm setzen außerdem strahlenförmig die Rindengallen sich bis in das Mark fort und bilden die sogen. Spiegelfasern oder das Quergefüge des Holzes. Ungeachtet also der Bast hauptsächlich aus Saftröhren, Splint und Holz, aus diesen und Schraubengängen besteht, so gehört doch die Zellform auch zur Zusammensetzung dieser 3 Schichten. Das Wachsthum des Holzes erfolgt von Innen nach Außen, sodaß die dem Mittelpunkt zunächst stehenden Schichten die ältesten sind. Zwar findet man in diesen, so lange noch Mark da ist, ursprüngliche Schraubengänge, ja sogar eine grüne Schicht der letztern pflegt das Mark zu umgeben. Allein das ist das Wesen der ursprünglichen Schraubengänge, daß sie sich nicht, oder erst sehr spät verändern. Was den Bau der Blätter betrifft, so ist dieser ganz einfach damit erklärt, wenn wir sagen, daß die Theile des Stammes hier neben einander in einer ebenen Fläche liegen, die dort in einander eingewickelt waren. Die Saftröhren und Schraubengänge treten in den Nerven und Adern des Blattes immer mehr aus einander. Das zwischen ihnen liegende Zellgewebe drängt sich nach der obern Fläche zu dichter zusammen und ist hier gewöhnlich von einem firnißähnlichen Überzuge bedeckt. Nach der untern wird es lockerer und bekommt jene Luftlücken, denen die Spaltöffnungen den Zutritt der Luftstoffe gewähren. Bei den Blumen ist der Kelch meistens von gleichem Bau mit den Blättern, die Corolle hingegen besteht aus dem zartesten Zellgewebe, dessen innere Fläche sich in den feinsten Wärzchen oder Hügelchen erhebt. Die Schraubengänge ziehen sich einzeln und von einem sehr geringen Durchmesser durch den untern Theil der Corollenblätter, und von Spaltöffnungen ist keine Spur zu entdecken. Daß die Staubfäden einen ähnlichen Bau haben, ist schon vorher bemerkt; aber die Antheren weichen in Rücksicht ihrer Einrichtung von allen übrigen Theilen ab. Ganz zellig, enthalten sie vom Anfang an eine Menge eigenthümlich gebildeter Körper, die man Pollen nennt, und die in der Familie derselben Gestalten darstellen. Die Oberfläche der weiblichen Narbe ist mit den zartesten Härchen besetzt, welche ohne sichtbare Öffnung dennoch auf gleiche organische Weise die befruchtende Masse aufnehmen, als die Wurzelhärchen die Erdfeuchtigkeit. Der Fruchtknoten endlich enthält vor der Befruchtung bloße Bläschen mit Bildungssaft angefüllt. Nach geschehener Befruchtung zeigt sich zuerst das künftige Pflänzchen einem Pünktchen gleich, welches in jenem Safte schwimmt, den man nun Keimflüssigkeit nennt. Von der letztern ernährt, schwillt das Pflänzchen entweder stärker an, entwickelt sich mit seinen Theilen, und besonders werden die Samenlappen oder die Kotyledonen sichtbar; oder, wenn die Keimflüssigkeit nicht verbraucht wird, so gerinnt sie zum Eiweißkörper, und das Pflänzchen bleibt bei den sogen. Monokotyledonen unentwickelt.

Pflanzenbutter nennt man in den Apotheken diejenigen aus verschiedenen Samenkörnern durch eine einfache Pressung gewonnenen Öle, welche ihrer dicken und schmierigen Beschaffenheit halber mehr der Butter als dem gemeinen Öle gleichen. Dahin gehören besonders die Cacaobutter und der Muscatbalsam.

Pflanzenthiere oder Zoophyten, s. Thier.

Pflicht. Von der Pflicht des Menschen reden wir, und Pflicht erkennen wir nur da, wo die sinnliche und beschränkte Natur des Einzelnen etwas Andres fodert als die Vernunft, die im Geiste der Menschheit spricht und das Gesetz der Menschheit in sich enthält. Darum schreiben wir auch den Thieren keine Pflichten zu, denn sie sind der äußern Nothwendigkeit in der Befriedigung ihrer sinnlichen Triebe und Begierden unterworfen. Ein Wesen dagegen, welches nicht bloß ein sinnliches ist, sondern die Fähigkeit hat, seine Natur und die umgebende Welt zu erkennen, trägt darin seine Würde, sich selbst und seine Handlungen nach einem freierkannten Gesetze zu bestimmen (Autonomie). Dieses Gesetz geht daher nicht, wie das Gesetz der äußern Natur, auf ein Müssen, dem nicht auszuweichen ist,

sondern auf ein Sollen, auf eine innere Nothwendigkeit, welche nur dem Vernünftigen, als solchem, einleuchtet, auf Handlungen, welche unterlassen oder gethan werden können, und die wir insofern willkürlich nennen. Was die Vernunft als Geist der Menschheit fodert, ist das Gute; in dem Auflehnen der willkürlichen Triebe und Neigungen aber, gegen die Vernunft, beruht der Same alles Bösen. Nun ist aber der Mensch nur da seiner eigenthümlichen Natur getreu, wo die Triebe und Begierden durch Vernunft beherrscht werden, und er wird erst dadurch wahrhaft sittlich frei und immer unabhängiger von dem Äußern. Jene innere oder sittliche Nothwendigkeit daher, das Vernunftgemäße zu thun, dann auch das Thun und Lassen selbst, wozu das freie Vernunftwesen nur eine innere Nothwendigkeit treibt, nennen wir Pflicht. Alle Pflicht beruht also darauf, daß das Vernunftwesen sich innerlich widersprechen würde, wenn es sich als sich selbstbestimmendes Vernunftwesen und die Vernunft als seine Würde erkennte, und doch in dem Einwirken auf die umgebende Welt diese Würde dadurch verleugnete, daß es einem andern Gesetze huldigte und sich den Antrieben der sinnlichen Natur überließe. Je mehr aber die Tugend oder die Vernunftmäßigkeit menschlicher Handlungen sich der Vollkommenheit nähert, je mehr also die Vernunft die Triebe der sinnlichen Natur sich unterworfen hat, desto geringer wird der Streit zwischen Pflicht und Neigung. Daher ist ebenfalls auch bei dem höchsten Grade sittlicher Vollkommenheit, welchen Menschen erreichen, von Pflicht und Gesetz nicht die Rede. Denn das Gute wird hier zu einem freien Triebe der sittlichen Natur erhoben, die sich nicht nöthigt, das Vernunftwidrige zu vermeiden; und das Vernunftmäßige gilt nicht als eine Foderung, sondern als Das, was ihre edelste Neigung befriedigt. Hieraus wird auch klar, daß der Mensch im strengen Sinne die Pflicht nicht üben soll, um der Pflicht willen, wie sich Viele ausgedrückt haben, sondern vielmehr um der höhern Vollkommenheit willen, welche der im Streite mit seinen Neigungen begriffene Mensch durch Pflichtübung erlangt, und welche in der Übereinstimmung des Menschen mit der Idee der Menschheit, somit auch in der höchsten Übereinstimmung des Menschen mit sich selbst besteht. Der beharrliche Zustand der Pflichtübung, oder der Herrschaft der Vernunft über die Sinnlichkeit ist Tugend, und der Wille, der die Pflicht will, ist ein guter Wille. Die Pflichten, d. h. die Handlungen, zu welchen wir uns innerlich (d. i. durch Vernunft) genöthigt fühlen, lassen sich mannigfaltig eintheilen. Die gewöhnlichste Eintheilung ist die in Tugendpflichten und Rechtspflichten (nach Andern: innere, oder Gewissenspflichten, und äußere oder Zwangspflichten). Sieht man nämlich bei den Handlungen der Menschen auf das äußere Verhältniß derselben zu einander, so gibt es Handlungen, in deren Hinsicht Jeder nur von sich selbst abhängt, bei denen nur sein Gewissen befragt und auf seine Gesinnung gesehen wird, und Verbindlichkeiten, deren Erfüllung von Andern, auch mit äußerm Zwange, gefodert werden kann, weil einige Handlungen Bedingungen des naturgemäßen Lebens des Menschen in geselligen Verhältnissen sind, andre entgegengesetzte dieselben aufheben. Die unmittelbaren Foderungen des Gewissens in Hinsicht unserer Handlungen nennen wir ethische oder Tugendpflichten, von denen die Tugendlehre oder Pflichtlehre im engern Sinne handelt; dagegen nennen wir die Foderungen der Vernunft, welche sich auf das Zusammenleben mit Andern beziehen, sofern dabei von dem Beweggrunde der Handlung abgesehen wird, Rechtspflichten (s. d.), oder Verbindlichkeiten, von welchen vorzugsweise die Rechtslehre oder das Naturrecht handelt. Sonst theilt man die Pflichten ein in unbedingte, welche keine Einschränkung gestatten, und bedingte, welche eine solche zulassen. Da aber das Sittengesetz unbedingt gebietet, so kann es in diesem Sinne keine bedingten Pflichten geben. Eine alte Eintheilung derselben war die in vollkommene und unvollkommene; aber die Bedeutung dieser Worte wird verschieden genommen. Gewöhn-

lich nannte man vollkommene solche, bei denen der äußere Zwang zu ihrer Erfüllung hinzutreten kann. Ferner nennt man die Pflichten allgemeine, die für alle Menschen, und besondere, die nur für bestimmte Verhältnisse gelten. Die sehr gewöhnliche Eintheilung endlich, welche auf der Verschiedenheit der Gegenstände des Handelns beruht, nämlich in Pflichten gegen sich selbst, gegen andre Menschen und gegen Gott, ist neuerlich sehr bestritten worden. Vornehmlich dürfte dabei bemerkt werden, daß diese Eintheilung die Pflichten gegen die Natur, z. B. gegen die Thiere, ausschließt. T.

Pflichttheil (Legitima, d. i. portio hereditatis). Im Allgemeinen kann Jeder, dem Vererbung durch Testamente erlaubt ist, zu seinem Erben wählen, wen er will. Doch hat man fast in allen Gesetzgebungen auf nahe Verwandte Rücksicht genommen und durch ihr Verhältniß zu dem Erblasser das Recht desselben zum Wohle der Familie beschränkt. Das römische Recht, welches die Richtschnur der meisten neuern Rechte geworden ist, verordnet, daß der Erblasser einen bestimmten Theil seines Vermögens gewissen Personen nothwendig hinterlassen muß und daß auch ohne seine Erklärung dieser Theil an sie fallen soll. Dieser Theil wird der Pflichttheil genannt, weil man es mit Recht für eine Pflicht hält, zunächst für seine Anverwandten zu sorgen. Die nächsten Anverwandten, welche mithin den Pflichttheil fodern können, und daher auch nothwendige Erben, zuweilen auch Notherben heißen, sind nach dem römischen Rechte: 1) alle Descendenten (oder Verwandte niedersteigender Linie) ohne Unterschied des Grades und Geschlechtes, auch noch ungeboren. Jedoch hat der Grad der Descendenten insofern Einfluß, daß man nur diejenigen Descendenten zur Foderung des Pflichttheils zuläßt, die den Erblasser auch ohne Testament beerben können und dem Grade nach die nächsten sind. In Ermangelung dieser 2) die Adscendenten (oder Verwandte aufsteigender Linie), ohne Unterschied, ob sie von väterlicher oder mütterlicher Seite, mittelbar oder unmittelbar sind. Nur ist auch hier wieder die Vererbungsart ohne Testament der Maßstab. 3) Die Geschwister des Testators, welche aber hier den letztern nachstehen und nur dann auf den Pflichttheil Anspruch machen können, wenn ihnen eine ehrlose Person im Testamente vorgezogen worden ist, und wenn sie vollbürtig sind, oder wenigstens mit dem Testator Einen Vater haben. Dieser Pflichttheil besteht, nach römischem Rechte, wenn 4 oder weniger, die ihn fodern können, vorhanden sind, im dritten Theile, sind mehr als 4 vorhanden, in der Hälfte Dessen, was ohne Testament auf jeden diesen Verwandten kommen würde (Intestatportion). Sind Die, welche den Pflichttheil zu fodern haben, zugleich auch die allgemeinen nächsten Intestaterben (dieses ist der Fall bei Descendenten), so kommt es auf Eins heraus, ob man den Pflichttheil als Theil der Intestatportion oder des ganzen Vermögens betrachtet. Wenn Kinder und Enkel erben, so treten Letztere in die Stelle ihrer Ältern, sodaß Diejenigen, welche von demselben Sohne oder derselben Tochter abstammen, zusammen nur für Eine Person gerechnet werden. Wenn lauter Enkel und keine Kinder vorhanden sind, so kommt es darauf an, ob sie von einem oder von verschiedenen Stämmen herrühren; im erstern Falle wird ihr Antheil nach Köpfen bestimmt, im zweiten Falle werden sie allemal nur als Stellvertreter ihres eignen Adscendenten behandelt, und dann entscheidet die Zahl der Adscendenten über die Größe des Pflichttheils. Bei Ausmittelung des Pflichttheils ist ferner auf den Vermögenszustand zur Zeit des Todes des Testators zu sehen. Auch muß vom ganzen Vermögen der Betrag der Schulden abgezogen werden. Der Pflichttheil darf durch nichts beschwert oder vermindert werden, und jede Beschwerung wird als nichtig angesehen. Zu den Beschwerungen wird es auch gerechnet, wenn ein Testator einen Zweck oder eine Bedingung festsetzt, zu und unter welchen der Pflichttheil gegeben werden soll. Der Pflichttheil fällt weg, wenn Personen rechtmäßigerweise, d. h. unter den im Gesetze vorgeschriebenen

Bedingungen und gültigen Ursachen, enterbt oder übergangen werden. Denn ist keine rechtmäßige Ursache vorhanden, so kann auch das Testament von Denen, die den Pflichttheil zu fodern haben, umgestoßen werden. In Hinsicht dieser Ursachen, sowie in Rücksicht der Größe des Pflichttheils, finden in den besondern Gesetzgebungen viele Abweichungen von diesen allgemeinen Bestimmungen statt.

Pforr (Johann Georg), Thiermaler, geb. 1745 zu Upsen in Niedersachsen, trat als Zögling in die hessische Bergbauakademie zu Reichelsdorf. Schon als Knabe zeichnete er ohne Anleitung Pferde, und erregte dadurch so viele Aufmerksamkeit, daß er von dem Minister v. Weitz als Maler in der Porzellanfabrik zu Kassel angestellt wurde. Diese Art Arbeit gefiel ihm jedoch so wenig, daß er nach einigen Jahren zu s. Ältern zurückkehrte. Als aber 1777 die Malerakademie zu Kassel eröffnet wurde, wanderte er, 32 J. alt, wieder als Schüler dahin, erhielt bei der Ausstellung 1778 den ersten Preis und wurde bei der folgenden als Mitglied aufgenommen. In dem Galerieinspector Tischbein hatte er einen Freund, und in dessen Schwester eine Geliebte gefunden, welcher er 1784 die Hand bot. Er ließ sich schon 1781 häuslich zu Frankfurt a. M. nieder, wo er in allgemeiner Achtung lebte, und 1798 an einer Brustkrankheit starb, die er sich früher als Bergmann zugezogen hatte. P. war ein Mann der Natur und Wahrheit, menschenfreundlich, dienstfertig, höchst gefühlvoll und unverbrüchlich rechtschaffen. Seine Bilder tragen das Gepräge seines Charakters: Wahrheit und schöne Natur. Er ist der deutsche Wouwermans, und unübertroffen in der Darstellung des Pferdes. Seine Bilder, die er nur leicht untermalte und dann gleich ausführte, sind in warmer, lieblicher Färbung und mit einem kräftigen Pinsel gemalt. Er gab die Gegenstände, wie er sie sah, nicht, wie er sie von andern Meistern behandelt fand. Mit äußerstem Fleiß und höchster Reinlichkeit vollendete er seine Handzeichnungen, führte diese gern in bunten Tuschen aus und besaß die Kunst, solche Blätter mit einem angenehmen Colorit zu überhauchen. In der Ausführung ging er bis in die kleinsten Einzelheiten, wobei aber Weichheit und Wärme nicht vergessen wurden. Von ihm sind die meisterhaften Blätter zu Hünersdorf's „Anleitung, Campagnepferde abzurichten". Zu einem Hefte der vorzüglichsten Pferderacen hatte er bei seinem Tode 11 Platten vollendet. Außerdem gibt es noch einzelne Blätter von ihm.

Pfortader, der Stamm einer Vene, welcher aus mehren zurückführenden Adern im Unterleibe gebildet wird, dann in die Leber geht, sich in derselben wieder in Äste und Zweige vertheilt und das Material zur Gallebereitung liefert. Pfortadersystem, alle Venen, welche sich in den Stamm der Pfortader vereinigen; die vorzüglichsten sind die Gekrösnerven, die Milzvene, Nierenvenen und Magenvenen. Dieses Adersystem hat einen wichtigen Einfluß auf die Gesundheit des Menschen, indem alles Blut von den Eingeweiden des Unterleibes in den Stamm der Pfortader strömt und somit der Rückfluß des Blutes aus dem Unterleibe von der Thätigkeit der Leber abhängt. Verrichtet diese ihr Amt zu langsam und zu schwach, so wird auch das Pfortaderblut langsamer verbraucht, die Entleerung dieser Adern geht weniger vor sich, und das Blut häuft sich in den zum Pfortadersystem gehörigen Adern so an, daß sich diese übermäßig ausdehnen, Knoten bilden und endlich das Blut austritt, woher die sogen. Hämorrhoidalkrankheit nebst vielen andern Übeln entspringt.

Pforte (Hohe), das große Thor vor dem kaiserl. Palaste zu Konstantinopel, daher ottomanische Pforte; s. Osmanisches Reich.

Pforzheim, die wichtigste Fabrikstadt im Großherzogthum Baden, im Murg- und Pfinzkreise, am Eingange des Schwarzwaldes, an der Vereinigung der Flüsse Nagold und Würm mit der schiffbaren Enz, in einem Thale, hat 3 Vorstädte, 25 Straßen, ein altes Schloß, 650 H. und 5600 E. Es sind hier

ein adeliges Fräuleinstift, e. Hospital, e. Irren- und Siechhaus, e. Waisen- und Zuchthaus und e. Pädagogium, 21 Bijouteriefabriken, deren Goldwaaren nicht unter 14 Karat halten dürfen, wozu eine eigne fürstliche Controle aufgestellt ist. Man kann den Werth der verkauften Waaren jährl. auf 600,000 Gldn. anschlagen. An 1000 Menschen finden darin ihren Unterhalt. Eine Tuchfabrik verfertigt besonders feine Tücher und Kasimir; bedeutend ist die Leinwandbleiche; ein Eisenhammerwerk liefert jährl. 5000 Ctnr. Stab- und Zaineisen. Noch gibt es eine Uhrenfabrik, e. chemische Fabrik, e. Kupferhammerwerk, e. Saffiangerberei und e. türkische Garnfärberei. Der sehr wichtige Holzhandel geht mittelst des Neckars und Rheins bis nach Holland. Der Öl-, Frucht-, Wein- und Viehhandel sind gleichfalls nicht unbeträchtlich, wozu besonders die Lage der Stadt an der Heerstraße von Frankreich in das südliche Deutschland günstig ist. Muth und eine besondere Anhänglichkeit an ihren Fürsten zeichnete stets die Bewohner dieser Stadt aus. Unter Anführung ihres Bürgermeisters Oeimling folgten nämlich 400 Bürger ihrem tapfern Markgrafen, Georg Friedrich, als Leibwache in das Treffen bei Wimpfen, das derselbe den 6. Mai 1622 mit 20,000 M. gegen die große Übermacht der Kaiserlichen unter Tilly lieferte. Schon hatte der Muth über die Mehrzahl gesiegt, als die Pulverwagen der Tapfern zersprangen und Zerstörung unter sie brachten. Flucht war das einzige Rettungsmittel, und Georg Friedrich entschloß sich dazu auf dringendes Bitten der Seinigen: aber diese Rettung ward nur dadurch möglich, daß jene 400 Treuen sich für die Übrigen aufopferten, indem sie das feindliche Heer so lange aufhielten, bis die Ihrigen entronnen waren und sie selbst den Tod fanden. E. L. Posselt's „Gedächtnißrede auf die Gefallenen" ist ein Denkmal deutscher Beredtsamkeit und Freimüthigkeit.

Pfropfen (Impfen), in der Gärtnerei, das abgeschnittene Reis eines Baumes dem Stamme eines andern so einfügen, daß es mit demselben zusammenwächst. Es gibt dabei ein doppeltes Verfahren. Entweder spaltet man den Stamm, dem man das Pfropfreis einsetzen will, in der Mitte mit einem Messer, und steckt das gehörig zugeschnittene Pfropfreis so ein, daß Rinde auf Rinde paßt, oder man löst auf der einen Seite des Stammes die Rinde etwas ab und steckt das Pfropfreis dahinter ein. Die Pfropfreiser, denen man 3 — 5 Augen lassen kann, werden im November, oder, bevor die Knospen anschwellen, im Frühling abgeschnitten; im ersten Fall muß man sie im Keller aufbewahren, damit sie nicht trocknen, aber auch sie vor dem Schimmel in Acht nehmen. Man wählt zum Pfropfen allemal vorjährige, glatte, gerade und gesunde Zweige von lebhaftem Wuchse. Es geschieht gewöhnlich von der Mitte des Märzes bis in die Mitte des Aprils, wobei jedoch die Witterung sowol als die Art der Bäume zu berücksichtigen sind. Die zu pfropfenden Stämme können 1 — 2 Zoll im Durchmesser haben; ob man sie höher oder tiefer pfropft, ist gleichgültig, doch soll es sicherer sein, die Stämme einige Zoll über der Erde abzuschneiden. Den Spalt macht man nicht in der Mitte, denn das Mark des Stammes darf nicht verletzt werden. Die Rinde auf beiden Seiten des Spaltes muß glatt durchschnitten und nicht gefasert sein, weil dies das Verwachsen hindert; die äußere Rinde des Keils aber am Pfropfreis genau mit der Rinde des Stammes zu beiden Seiten des Spaltes anschließen, außerdem kann es nicht wachsen. Ist der Stamm einigermaßen stark, so hält er das Pfropfreis von selbst fest und man braucht den Spalt nur mit Baumwachs oder einer andern guten Baumsalbe, die nicht aufspringt, zu bedecken, damit keine Luft eindringe. Das Pfropfreis schießt noch in demselben Jahre ansehnlich. Bei schwachen Stämmen genügt 1 Pfropfreis, bei starken kann man 2 — 4 einsetzen. (Vgl. Oculiren und Copuliren.)

Pfründe, s. Präbende.

Pfund, ein Gewicht, dessen Schwere sehr verschieden ist. Das gewöhn-

liche Pfund (Kramerpfund) hält 32 Loth. Ein Pfund Fleischergewicht ist schwerer. So haben auch die Tuchmacher schwerere Pfunde. Im Apothekergewicht hält das Pfund nur 12 Unzen oder 24 Loth, und ehemals war bei dem Gold- und Silbergewicht 1 Pfund nur 8 Unzen oder 16 Loth, eine Mark; daher man an einigen Orten Mark und Pfund noch jetzt gleichbedeutend braucht. Das schwere Pfund, wonach die Frachten zu Lande und Wasser, in diesem Falle besonders Schiffspfund, berechnet werden, hält ungefähr 3 Centner. In Celle hält ein schweres Pfund (oder ein Pfund schwer) 320, in Hanover 336, in Bremen 306, in Osnabrück und Hildesheim 300, u. a. a. O. nur 280 gewöhnliche Pfund. Außerdem gebraucht man das Wort Pfund, um eine gewisse bestimmte Anzahl von allerlei Dingen zu bestimmen und zu berechnen, wo häufig auf das Gewicht gar keine Rücksicht genommen wird, so z. B. von einer gewissen Menge gemünzten Goldes und Silbers, da eine gewisse Anzahl Münzen ein bestimmtes Gewicht haben müssen und da man die Münzsorten, besonders die kleinern, ehemals häufig zu wägen pflegte. Ein Pfund Schillinge, Pfennige, Heller, so viel Schillinge ꝛc., als auf ein Pfund oder eine Mark, das heißt 16 Loth, gehen. Da die Schwere der Schillinge ꝛc. nicht immer gleich war, so ging auch nicht immer eine gleiche Anzahl Schillinge ꝛc. auf ein Pfund. Gewöhnlich rechnet man 20 Schillinge, jeden zu 12 Pfennigen, also 240 Pfennige auf ein Pfund. In dieser Bedeutung ist das Pfund noch in mehren Ländern eine eingebildete Rechnungsmünze. Ein Pfund Flämisch (in Holland, Flandern und den niedersächs. Seestädten) hält in Hamburg 20 Schillinge flám. oder 120 Schill. Lübisch, d. h. 2½ Thlr. Im Würtembergischen ist ein Pfund 20 Schill. oder 120 Pfenn. Ein Pfund schwarzer Münze, wonach in Baiern die Grundzinsen und gerichtlichen Geldstrafen berechnet werden, hält 41 Schill. oder 5⅚ Gldn. weißer Münze. Ein Pfund Pfennige eben dieser schwarzen Münze hat 8 Schill., 32 Groschen, oder 1⅓ Gldn. weißer Münze. In Bern gilt ein Pfund 7½ Batzen, in Unterwalden 5 Batzen. Die Bank zu Berlin rechnet nach Bankpfunden (Pfund Banco), jedes zu 30 Groschen. Die franz. Pfunde, Livres, halten ungefähr 6 Groschen; die ital. Pfunde, Lire, sind verschieden; die engl. Pfunde, Pfund Sterling, sind die schwersten und gelten, je nachdem der Cours ist, 6 Thaler und darüber. In weiterer Bedeutung ist Pfund auch eine Menge von 240 Stücken; an einigen Orten auch ein Flächenmaß, z. B. im Östreichischen.

Pfyfer (Ludwig), geb. zu Luzern 1715, trat früh in franz. Kriegsdienste, ward 1738 Hauptmann und Ritter des St.-Ludwigordens, wohnte den Feldzügen von 1734—47 rühmlich bei, und ward 1748 Maréchal-de-Camp (Generalmajor). Seine Vaterstadt ernannte ihn zum Mitgliede des großen, und 1752 zum Mitgliede des innern Raths. 1763 ward er Generallieut. und Chef eines Regiments, legte zwar 1768 das Commando desselben nieder, blieb jedoch in franz. Diensten und starb 1802. Er ist berühmt als Erfinder der in erhabener Arbeit modellirten topographischen Abbildung eines Theils der innern Schweiz. Ihre geometrische Genauigkeit in allen Gestalten der Felsen und Berge, die Treue in den geringsten Fußsteigen und Hütten und die außerordentliche Wahrheit in der Nachbildung der Natur verdienen Bewunderung. Reisende, die, von Luzern aus, wo dieses Kunsterzeugniß noch jetzt gesehen werden kann, die Alpengebirge und das Innere der Schweiz bereisen wollen, können zuvor an diesem Werke jeden Fußpfad und jede Naturmerkwürdigkeit, die sie zu beobachten haben, kennen lernen.

Phädon (aus Elis), ein Schüler des Sokrates und Stifter der elischen Philosophenschule. Seinen Namen führt auch der Dialog des Platon, welcher Sokrates's letzte Unterhaltungen mit seinen Schülern im Gefängnisse, besonders über die Unsterblichkeit der Seele, enthält. Dens. Titel hat Mendelssohn s. Gespräche über denselben Gegenstand gegeben; s. eignen Dialogen aber sind verloren gegangen.

Phädra, T. des kretenſiſchen Königs Minos und der Paſiphaë, Schweſter der Ariadne und Gemahlin des Theſeus. Als ſie einſt zufällig ihren Stiefſohn Hippolytos, den ſie noch nicht geſehen und den ſie nicht als Theſeus's Sohn erkannte, fand, verliebte ſie ſich heftig in den ſchönen Jüngling. Dieſer erwiederte ihre Leidenſchaft nicht, weßhalb ſie ihn, aus Rache, eines frevelhaften Angriffs auf ihre Ehre bei ihrem Gatten beſchuldigte. Dieſer ſprach über ſ. Sohn den Fluch aus, und Poſeidon ließ denſelben durch einen gewaltſamen Tod des Hippolytos bald in Erfüllung gehen. Als Hippolytos's Tod in Athen bekannt wurde, bekannte Phädra ihre Schuld und erhängte ſich. Nach A. ward ſie vom Theſeus ermordet. Zwei der berühmteſten tragiſchen Dichter der Alten, Sophokles und Euripides, wählten die Phädra als die Hauptperſon verloren gegangener Tragödien. Daſſelbe hat Racine gethan, deſſen „Phädra" Schiller überſetzt hat. S.

Phädrus, ein latein. Fabeldichter, geb. aus Thrazien. Wahrſcheinlich wurde er in einem zarten Alter als Sklav nach Rom gebracht. Hier kam er in die Dienſte des Kaiſers Auguſtus, der ihn freiließ. Von ſ. Leben iſt nichts bekannt, als daß er unter der Regierung des Tiberius durch die Tyrannei Sejan's ſehr litt, wahrſcheinlich in mäßigen Umſtänden lebte und in hohem Alter ſtarb. Er verfaßte 5 Bücher Fabeln in jambiſchen Verſen, die ſich durch Reinheit und Zierlichkeit des Ausdrucks, ſowie durch Einfachheit und treffende lehrreiche Gedanken vortheilhaft auszeichnen. Den Stoff entlehnte er zum Theil aus Äſop, miſchte jedoch auch eigne Erfindungen ein. Das Werk des Phädrus wird im Alterthume nirgends erwähnt, und Seneca ſagt ſogar, die Römer beſäßen keine Äſopiſchen Fabeln. Den Neuern blieben ſie bis 1595 unbekannt. Damals entdeckte Franz Pithou eine Abſchrift in der Bibliothek von St.-Remi zu Rheims und ſchickte ſie ſeinem Bruder Peter, welcher ſie bekanntmachte. Die ſchätzbarſten Ausg. ſind von Burmann (2 Bde., Leyden 1727, 4.), die vollſtändigſte von Schwabe (Braunſchw. 1806). Chriſt erregte zuerſt Zweifel gegen die Echtheit der Phädriſchen Fabeln. Mehre neuere Philologen halten ſie für untergeſchoben und aus ſpäterer Zeit. Gewiſſer iſt dies in Hinſicht der unter Phädrus's Namen von Caſſitti zu Neapel zuerſt herausgeg., aber ſchon dem gelehrten Burmann aus Perotti's Handſchrift durch Dorville bekannten 32 neuern Fabeln, welche ſeit 1812 mehrmals abgedruckt worden ſind.

Phäethon, Sohn des Helios (Phöbus) und der Klymene, und Bruder der Heliaden. Auf Antrieb ſeiner Mutter, und um einigen Zweiflern zu beweiſen, daß Helios wirklich ſein Vater ſei, bat er dieſen, ihm einen Wunſch zu gewähren. Unvorſichtigerweiſe gab Phöbus das Verſprechen unbedingt und ſchwor beim Styx, ſein Wort auf keinen Fall zurückzunehmen. Ph. verlangte nun, auf einen Tag an ſeines Vaters Stelle den Sonnenwagen zu beſteigen, und ließ ſich, aller Gegenvorſtellungen ungeachtet, nicht davon abbringen. Kaum aber hatte er den Platz eingenommen und die Zügel ergriffen, als die Sonnenroſſe, den ſchwachen Lenker verachtend, von der Bahn abſchweiften und Alles entzündeten. Die Äthiopier zur Linken wurden von der nahen Sonne geſchwärzt, und als der Wagen auch zur Rechten über die Erde hinausfuhr, ſchmetterte Zeus den unbeſonnenen Führer mit ſeinem Donner in den Eridanus. Dort fanden ihn ſeine Schweſtern entſeelt und betrauerten ihn. Auch der Sonnengott ſelbſt führte den Namen Phaethon (der Leuchtende). In der neuern Zeit gab man dieſen Namen gewiſſen hohen, offenen, leichten Wagen.

Phaläna, Nachtſchmetterlinge, Nachtvögel, ſ. Schmetterlinge.

Phalanx, bei den Griechen eine Truppenmaſſe, die, mit langen Spießen bewaffnet und in ein Viereck geſtellt, durch die Heftigkeit ſeines Angriffs gewöhnlich in der Schlacht den Ausſchlag gab. Es beſtand anfangs aus 4000 Mann,

wurde eine nachher verbrannt und verschenkt. Die Verbrennung geschah durch Jacob Philipp von Wendelstorf, Vater von dem Dompräbendarius; auch von mehreren andern Personen. Nachher haben Ihro Hochfürstl. Gnaden, Herr Bischof Adolph zu Lübeck; in diesem Neben, welche mit einem Stricken um den Hals und mehr erwähnte Person, sogar mit Ihro Hochfürstl. Gnaden Herr Bischof Adolph und hiesigen Landen eine Ehre gethan, sie Ihro Hochfürstl. Gnaden, Herr Bischof Adolph zu Lübeck, Ihro Hochfürstl. Gnaden Herr Bischof Friedrich Carl

in der Wirklichkeit gefunden werden mag, in welch bei Einzelne an die Stelle der Gattung, Art, Individuum und Gattung bei einem Verallgemeinern unserer Sinne und unserer Einbildung in das Unbestimmte. Diese Arbeit, die Einzelnes zu Gattungen, Allgemeinheiten", „die Namen und die sie vermittelnden Bilder seine andre Gestalt und Gestaltung haben und die Gattung einer Gestaltung. Dieses wendet der Bildhauer an, wenn er aus Thon, aus Gyps oder Wachs Figuren bildet, die Einzelnes seiner Phantasie sind. Jene andre Figur bleibt ihm Idole zu erscheinen, wo ihn seiner Sinne und seine Einbildung nicht verwirrt, sondern sie ihm Gestaltungen sind, die ihm Gattungen sind. Auch in der Sprache kommen sie ihm, wie er will. Einmal bleiben sie ihm in ihrer Einzelnheit, wenn er sie nennt, und dann sind sie Namen, wenn sie Gattungsbilder sind für Gattungen, die Einzelnes sind. Einmal bleiben sie ihm Einzelnes, wo

lichkeit entwickelt. Dieß Wesen nun ist's, was bei der Geburt des Kindes, welchem Geschlechte dasselbe auch sein möge, in dem Augenblicke, wo Mutter und Kind sich berühren, zum ersten Male seine Verbindung mit der Außenwelt, mit der Natur, mit dem Menschengeschlechte, in Beziehung, in Berührung, in Verbindung setzt. Dieß Wesen ist's, was das Kind mit seinem Geschlechte, mit seinen Verwandten, mit seinen Vorfahren, die Gesetze seiner Natur, die Gesetze seiner Gattung, die Gesetze seiner Familie, die Gesetze seiner Verwandtschaft, die Gesetze seiner Vorfahren, das Wesen des Menschen als Spezies, als Individuum — aber in seinem besondern Wesen und Charakter und in mehr und Besonderem, in mehrfachen Wesen und Verhältnissen, wie ein eigenthümliches Ganzes und bei dem so seine Geburt ganz besonders Beziehungen, Verbindungen, Berührungen, Verhältnisse, Gesetze und Eigenthümlichkeiten, Wesen und Charakter, Vorfahren, Verwandte, Geschlecht und Gattung, Natur und Menschheit, Alles, was in dem Augenblicke, wo Mutter und Kind sich berühren, zum ersten Male seine Verbindung mit der Außenwelt, mit der Natur, mit der Menschheit, mit dem Menschengeschlechte, mit seinen Vorfahren, mit seinen Verwandten, mit seinem Geschlechte, mit seiner Gattung, mit seiner Familie, mit seinem Charakter, mit seinem Wesen, mit seinen Verhältnissen, mit seinen Beziehungen, mit seinen Berührungen, mit seinen Gesetzen, mit seinen Eigenthümlichkeiten, mit seinen Individualitäten, mit seinen Besonderheiten

daher vorzüglich die Eigenschaft, daß es tief in die Individualität des Künstlers blicken läßt, und ein sinnreicher Kritiker sagt von der musikalischen Phantasie: „Wenn die Phantasie der eigentliche Culminationspunkt des aus sich schaffenden Genius ist, der hier sein eignes Seelengemälde zeichnet, und die Form der Kunst zum bloßen Reflectirspiegel seines Innern macht, aus dem die Fülle in Klarheit hervortritt, so muß dem Kunstfreunde ein solches Werk um so schätzbarer sein, je reiner sich in ihm der Genius des Schöpfers selbst und ohne Zwang irgend einer aufgegebenen Form darstellen kann. Die Phantasie ist der Monolog des Künstlers, indem er das Eigne, Selbstempfundene rein ausspricht, während er sich zu den gegebenen Formen, zum Oratorium, zur Oper ꝛc., nur dialogisirend verhalten, d. h. nur Das geben kann, wozu ihn die gegebenen Formen veranlassen. Wenn er begrenzt durch aufgestellte Kunstformen, nur immer nach diesen zu sprechen und Fremdes in seine Schöpfung aufzunehmen mehr oder minder genöthigt wird, so sind im Gegentheil in der freien Phantasie alle Fesseln zerbrochen, und der Genius des Künstlers ist in sein Urrecht — älter als die Formen — wieder eingesetzt, als Schöpfer, als Herrscher im Reiche der Klänge. Gewöhnte sich der Genius der meisten Künstler minder an die Formen, und verstände sich auf seine eigne Geistesemancipation im Reiche der Freiheit, so würde jede Phantasie, vorausgesetzt, der Künstler sei wirklich der Selbstschaffenden und nicht der Nachahmenden Einer, eine wahre Selbstschilderung und der hellste Blick in sein schaffendes Innere sein, aus dem man sein Walten und Wirken beschauen, sich gleichsam in seine Gedankenwerkstätte schleichen könnte. So wirkt nun die Phantasie mit ihrer zauberischen Macht ebensowol in dem regellosen Traume als in den kunstreichen Labyrinthen des Genius, sie schmückt und verschönert das Leben des Geistesgesunden durch Kunst und hohe Ideale, sowie sie es zu einer Quelle mannigfachen Elendes für den Geisteskranken macht, indem sie überspannte Wünsche und unerreichbare Foderungen an das Leben erweckt. Es ist zu bewundern, daß wir die Phantasie nicht in der Reihe mythischer Gestalten der Griechen u. Römer antreffen; denn der Phantasus ist nach Ovid's Verwandlungen nur ein Sohn des Somnus oder des Schlafgottes, und zwar nur Derjenige, welcher leblose Dinge zeigt od. darstellt". Wie weit diese Vorstellung von der aufgestellten Idee der Phantasie entfernt sei, wird Jeder leicht einsehen. T.

Phantasmagorie, die Kunst Scheinbilder, z. B. menschliche Gestalten, durch täuschende Mittel, z. B. Hohlspiegel, erscheinen zu lassen, und folglich eine Anwendung der Optik (s. d.).

Phantasmen, Erscheinungen (a. d. Griech. von phaino, ich erscheine), sind Bilder, welche von der Seele ohne unmittelbare Anregung eines äußern Gegenstandes, bloß durch die Einbildung so lebhaft vorgestellt werden, daß sie dieselben außer sich zu sehen glaubt. Die Seele bildet die Vorstellung von den äußern Dingen, angeregt mittelst der äußern Sinnesorgane, als demjenigen Theile des Nervensystems, welcher der Außenwelt zugekehrt ist, um die Eindrücke der äußern Gegenstände aufzunehmen. Die Seele kann aber auch Vorstellungen erhalten, die zunächst von keinem äußern Gegenstande herrühren, indem sie entweder eigenmächtig schon gehabte Vorstellungen wieder zurückruft und sie zu Bildern vereinigt, oder indem durch erregte Nerventhätigkeit im Gehirne Thätigkeiten und Bewegungen entstehen, welche gewisse Vorstellungen und Bilder in der Seele erregen. Dies ist die Einbildungskraft der Seele in weiterer Bedeutung, das Vermögen der innern Bildung sinnlicher Vorstellungen, daher Einbildung. Bei gesundem Zustande des Körpers und regelmäßiger Thätigkeit des Geistes erlangen nun zwar die Bilder der Phantasie nie den Grad von Stärke und Deutlichkeit, daß die Seele sie mit wirklichen Anschauungen verwechseln könnte; allein durch krankhaften Zustand des Körpers oder durch ungeregelte Thätigkeit des Geistes können auch im wachenden Zustande Bilder der Phantasie so lebhaft werden, daß sie die Stärke der Anschauun-

and Lady, and the Children that were with them, and Sir Gawain, and the Lady that he had married, and all the Knights of the Round Table, and all the Ladies that were there, and all the Barons of the Land, and all the Knights of the Country

Kunstchik, Kunstschik, Kunstschick, Kunstschick, Kunstschick

zu befestigen wußten. Sie zählten die bedeutendsten Gesetzlehrer (Schriftgelehrten) und Staatsmänner in Judäa zu ihren Gliedern, und da Personen aus allen Ständen, ja selbst Weiber, zu ihrer einem Ordensverbande ähnlichen Verbindung Zutritt erhielten, so gewannen sie einen politischen Einfluß, der unter den Makkabäern und Hasmonäern mehre Male über das Schicksal des jüdischen Staats entschied und den Überrest von Macht, den die Römer dem hohen Rathe zu Jesu Zeiten ließen, in ihre Hände brachte. Der pharisäische Lehrbegriff hat in dem neuern Judenthume die Oberhand behauptet und den Talmud geheiligt. Der Ausdruck Pharisäer wird aber nur noch bildlich von Scheinheiligen gebraucht, deren Charakter an die im neuen Testamente auftretenden Pharisäer erinnert. E.

Pharmaceutik, s. Apothekerkunst.

Pharmacie, die Kenntniß der Arzneimittellehre, ihrer Bereitung und Mischung. — **Pharmakologie**, Lehre von den Arzneimitteln und ihrer Wirkung und Anwendung. Bei den Griechen hieß **pharmakon** sowol Arznei als Gift; ein Beweis, daß sie jedes Arzneimittel, zu stark oder falsch angewendet, für ebenso schädlich als Gift hielten, oder daß ihre Mittel meistens aus derjenigen Classe waren, welche ihrer heftigen Wirkung wegen unter die Gifte gerechnet wurden und vor denen sie selbst eine gewisse Scheu hatten. So lange als möglich suchten sie mit diätetischen Vorschriften und Mitteln auszulangen; nur chronischen und hartnäckigen Krankheiten setzten sie jene **pharmaka** entgegen. (Vgl. Apothekerkunst.) — **Pharmakopöe** (eigentlich die Bereitung der Arzneien, Arzneibereitungskunst) nennt man vorzüglich eine Sammlung von Vorschriften zur Zubereitung und Verfertigung der einfachen und zusammengesetzten Arzneimittel. Man hat deren zu allen Zeiten und in allen Ländern verschiedene gehabt, je nachdem der Stand der Bildung und Aufklärung in der Arzneikunst und denjenigen Wissenschaften war, aus denen die Pharmacie zusammengesetzt ist. Noch jetzt hat jedes einzelne Land und in Deutschland beinahe jeder einzelne Theil desselben eine andre Pharmakopöe, ja in manchen kleinern Ländern ist nicht einmal eine Pharmakopöe gesetzlich bestimmt, nach welcher alle Apotheker des Landes arbeiten müssen. Hieraus entstehen bedeutende Nachtheile. Ein Apotheker arbeitet willkürlich nach dieser, ein andrer nach einer andern Vorschrift. Der Eine hat eine alte, der Andre eine neue Pharmakopöe. Da nun viele zusammengesetzte oder künstlich zubereitete Mittel in den Apotheken vorräthig sein müssen, die nach verschiedenen Pharmakopöen auch verschieden bearbeitet werden, so können die Ärzte niemals wissen, von welchem Gehalte und welcher Stärke die Mittel sind, die sie verordnen. S. Döbereiner, „Elemente der pharmaceutischen Chemie" (Jena 1816) und Geiger's „Handbuch d. Pharmacie" (1. Bd., 2. Aufl., Heidelberg 1827, und 2. Bds. 1. Abth.). In Erfurt hat Trommsdorff 1795 ein pharmaceutisch-chemisches Institut errichtet, das noch besteht. H.

Pharsalus, s. Cäsar und Pompejus. — **Pharsalia**, s. Lucanus.

Pharus, **Pharos** oder **Leuchtthurm** ist ein an den Seeküsten oder bei einem Hafen aufgeführter hoher Thurm, dessen oberer Theil eine große Laterne ist, in welcher ein Holzfeuer oder mehre sehr helle Öl- oder Gaslichtflammen, durch Reflectoren verstärkt, befindlich sind, damit die Schiffe zur Nachtzeit in der Ferne ihren Lauf danach richten können und die Klippen und Untiefen vermeiden. (Vgl. Baake und Fanal.) Der Name rührt von der Insel Pharos vor Alexandrien her, welche den Hafen dieser Stadt deckte. Auf dem östlichen Vorgebirge dieser Insel stand der ungefähr 300 J. v. Chr. erbauete, im Alterthume so berühmte, ja zu den Weltwundern gezählte Pharus von Alexandrien. Auf seiner größten Höhe, die über 500 Fuß betragen haben soll, wurde, wie dies überhaupt bei den ältern Leuchtthürmen der Fall war, ein Feuer unterhalten. Noch sind die Pharen von Genua und der von Cordouan am Ausflusse der Garonne berühmt. Letzterer, er-

baut 1584—1610, ist ein prachtvolles an der Basis 145 Fuß im Diameter, sowie auch 145 Fuß in der Höhe messendes Gebäude, welches in seinem Hauptraume eine Capelle enthält. Frankreich hat außerdem noch 14, das Königreich der Niederlande und die deutschen Küstenländer der Nordsee 19, die Küstenländer des baltischen Meeres aber 27 Leuchtthürme. An den Küsten Englands sind 40 vorhanden, von denen der Eddystoneleuchtthurm der merkwürdigste ist. Er liegt auf einem kleinen Felsen am Eingange des Sundes von Plymouth. Nachdem er mehre Male eingestürzt war, wurde er 1756—59 von dem Architekten Smeaton in seiner jetzigen Gestalt sehr dauerhaft aufgeführt. Die Erleuchtung der ringsum mit Glasscheiben versehenen Kuppel geschieht mittelst Öllampen. Unter den 17 Leuchtthürmen Schottlands erwähnen wir nur den auf dem Bellrock oder Glockenfelsen, 11 engl. Meilen südwestlich von Redhead in Forfarshire, dem Eingange des Firth of Forth gegenüber gelegen, befindlichen. Er ist zugleich eins der merkwürdigsten Bauwerke der neuern Zeit und hat den Ruf des Architekten Stevenson begründet. Der Felsen liegt 12 Fuß unter dem gewöhnlichen Wasserstande, und auf diesem führte der genannte kühne Schotte 1807—10 einen Thurm auf, der an der Basis 42 und oben 13 Fuß im Durchmesser hält und 115 Fuß hoch ist. Die Erleuchtung geschieht mittelst Argand'scher Lampen. Irland hat 25 Leuchtthürme. H.

Phasen, die veränderlichen Gestalten, welche die Planeten von ihrer verschiedenen Beleuchtung durch die Sonne annehmen, sodaß sie uns bald rund, bald oval, bald sichelförmig, bald wie ein dunkler Fleck erscheinen. (Vgl. Mondphasen.)

Phelloplastik (von dem Griech. φελλος, Kork), die von einem römischen Künstler von 1780—90 erfundene Kunst, aus geschnittenem Kork die Werke der Architektur in verkleinerten Nachbildungen darzustellen. Die Arbeiten desselben kamen auch nach Deutschland (Gotha, Kassel, Leipzig, Darmstadt ꝛc.) und gaben dem Baurath Mey (s. d.) Veranlassung, sich gleichfalls in dieser Kunst zu versuchen. Mey hat sie zu noch höherer Vollkommenheit gebracht und auch auf Werke der gothischen Baukunst ausgedehnt. Die Korkmodelle haben vor den Nachbildungen in Holz, Thon, Stein oder Pappe den Vortheil der größern Wohlfeilheit, weil ihre Bearbeitung mit geringern Schwierigkeiten verbunden ist und weil das Korkholz von Natur die Farbe der von der Zeit gebräunten Baudenkmäler hat, welche aus dem Alterthume auf uns gekommen sind, welche Farbe den andern Modellmaterialien erst durch Kunst gegeben werden muß.

Pherecydes, ein berühmter Weiser des griech. Alterthums. Auch wird er für den Ersten gehalten, welcher in ungebundener Rede über Religion und Philosophie schrieb, wiewol sich sein Ausdruck, wie natürlich, noch sehr an die Poesie anschloß. Er war von der Insel Syros gebürtig (geb. um 598, gest. um 635 v. Chr.) und Zeitgenosse des Thales... Die aus s. Schrift über die Natur und die Götter aufbewahrten Fragmente sind allegorische Gedanken. Sturz hat sie gesammelt (2. A., Gera 1798). Ph. nahm den Zeus oder αιθηρ, die Zeit (χρονος) und die Erde, welche er sich chaotisch dachte, als Principien der Dinge an. Nach Cicero soll er zuerst die Unsterblichkeit der Seele gelehrt haben und Pythagoras's Lehrer gewesen sein.

Phidias aus Athen, der große Meister in der Plastik, der in dem Zeitalter des Perikles (um die 84. Olympiade, 444 v. Chr.) die hohen Ideale einer Pallas-Minerva und eines Jupiter zu Olympia verkörperte. Ph. bildete, nach Böttiger, 3 Pallasstatuen, welche sich alle zu Pausanias's Zeit noch auf der Burg von Athen befanden. Die eine kolossale Bildsäule der Pallas goß er in Bronze aus dem Zehnten der marathonischen Beute für den Tempel der Polias (der Stadtbeschützerin), und sie war als schirmende Vorstreiterin gebildet. Auf ihrem Schilde

hatte Mys, nach Parrhasius's Zeichnungen, den Centaurenstreit in Relief gearbeitet. Neben der Statue stand die uralte Burgbewohnerin, die Nachteule. Von dieser Statue wird erzählt, daß die Seeleute, wenn sie um das Vorgebirge Sunium herumschifften, noch ihren Helmbusch und die Spitze ihrer Lanze schauten. Die zweite berühmteste bildete er aus Elfenbein und Gold; sie wurde die Statue des Parthenon, oder Parthenos (die Jungfrau) genannt, und maß mit der Basis ungefähr 39 pariser Fuß. Er nahm statt Marmor das glänzendere und zartere Elfenbein dazu (eigentlich war sie aus Holz mit Elfenbein überzogen), und legte der Statue ein aus Gold getriebenes oder gegossenes Gewand so kunstreich an, daß es auch an- und ausgezogen, ganz abgenommen und dem jedesmaligen Tempelschatzmeister zugewogen werden konnte. Es wog 44 Talente. Unter Demetrius Poliorcetes wurde es geraubt. Die Augen waren von Marmor eingesetzt und, nach der damals noch herrschenden alten Sitte, wahrscheinlich bemalt. Sie stand aufrecht, trug den Schuppenpanzer (die Ägis) auf der Brust und hielt in der linken Hand den Speer. Daneben sah man eine große Schlange oder einen Drachen, den man für die Schlange des Erechthonius hält. Auf ihrer rechten Hand stand die zur Göttin gekehrte Victoria, gleichfalls von Elfenbein mit goldenem Gewande, 4 Cubitos hoch. Neben ihm ruht der große Schild, der auf der äußern Seite die Schlacht mit den Amazonen, auf der innern den Kampf mit den Giganten vorstellt. Die einzelnen Theile der Statue, sowie die Basis, waren ebenso durch Reliefs künstlich ausgearbeitet. (So z. B. hatte Ph. sich selbst und den Perikles auf dem Schilde angebracht.) Die ausführliche Beschreibung lese man in Böttiger's „Andeutungen über die Archäologie". Die dritte kleinere, in Bronze gearbeitet, welche wegen ihrer zarten Proportionen vorzugsweise die schöne genannt wurde, wurde von den Lemniern gekauft und auf die Burg von Athen geschenkt. Der olympische Jupiter des Ph. stellte die ruhige Majestät des Himmelskönigs dar und wurde daher sonst zu den Wundern der alten Welt gerechnet. Jupiter war hier sitzend auf einem Throne, den goldenen Ölzweigkranz auf dem Haupte, in kolossaler Größe vorgestellt; der Oberleib war nackt, die Hüften bedeckte ein weiter Mantel, der in reichen Falten bis auf die Füße herabfloß, die auf dem Fußschemel des kunstreich verzierten Thrones ruhten. Die nackten Theile des Bildes waren von Elfenbein, die Bekleidung von getriebenem Golde mit einer Nachahmung von Stickerei durch Farben, wobei des Künstlers Bruder, Panänus, ihm geholfen haben soll. Auf der rechten, vorwärts gekrümmten Hand stand die dem Gotte zugekehrte Siegesgöttin, die, auch aus Elfenbein und Gold, eine Binde emporhielt, womit sie den Ölkranz umwinden zu wollen schien. In der linken hielt der Gott das aus allen Metallen kunstreich zusammengelöthete vielfarbige Scepter, auf welchem der Adler ruhte. Der Ausdruck der Macht, Weisheit und Güte waren in seinem Haupte vereinigt, und er saß als der Gott, der den Vorsitz über die Hellanodiken führt und den Siegern in den feierlichen Spielen zu Olympia den Siegerkranz und die Palme darreicht, thronend in ruhiger Würde da; das Ideal des griechischen Anthropomorphismus. Cicero erzählt („De oratore", II), wie der Künstler durch eine Stelle des Homer zur Entwerfung seines Ideals angeregt worden sei, und nach ihm Wieland (über die Ideale). Höchst ergreifend war der Anblick des Gottes, und noch mehr wurde der Ausdruck dadurch verstärkt, daß die Statue mit einem großen Teppich verhangen war, welcher erst dann weggezogen wurde, wenn der Gott sichtbar werden sollte. Pracht und Größe warfen staunend den Beschauer zu Boden. (Vgl. Völkel's, Siebenkees's und Tölke's Schriften über den Tempel des Jupiter zu Olympia.) Neuere haben dem Künstler wegen der vielen Verzierungen seiner Werke Überladung vorgeworfen, namentlich in Beziehung auf die Pallas- und Jupitersstatue. Einsichtsvoll scheint ihn Böttiger dagegen zu vertheidigen, wenn er sagt: „Phidias ging bei allen seinen kolossalen Schöpfungen

von dem Grundsatze aus, daß, was aus gehöriger Ferne gesehen, durch gewaltige Masse und erhabene Umrisse imponire, dennoch auch bei der sorgfältigern Beschauung in fortschreitender Annäherung (denn jedes Relief hatte verschiedene Maßstäbe und Augenpunkte) durch die kunstreichste Ausführung anziehen und zu immer neuer Bewunderung fortreißen müsse. So war der Künstler bis ins Kleinste groß, ja, er setzte wetteifernd mit der Natur seinen Stolz darein, auch eine Cikade und Biene in Erz in höchster Vollkommenheit zu bilden, und jede seiner Statuen war eine Welt von Kunst. Daher findet auch Böttiger des Ph. eigenthümlichsten Charakter darin, mit der zartesten Ausführung im Einzelnen die größte Erhabenheit des Kolossalen zu paaren und auf verschiedene Annäherungspunkte noch immer ein Relief oder eine Verzierung in Bereitschaft zu haben — wie dies vorzüglich beim olympischen Jupiter mit den mannigfaltigen Verzierungen durch Reliefs und Malerei der Fall war. — Auch der Statue der Nemesis zu Rhamnus, welche man fälschlich Ph.'s Lieblinge, Argorakritus, zuschrieb, wird eine hohe Würde beigelegt. Er fertigte sie aus einem parischen Marmorblocke, welchen die Perser zum Denkmal ihrer Siege bestimmt hatten. Von Ph. an rechnet man gewöhnlich den hohen oder erhabenen Styl, und die neuern Alterthumskenner behaupten, nach ihm habe die griech. Kunst wieder zu sinken angefangen. (S. Bildner der Alten und Plastik.) Ph. war auch Architekt. Perikles erhob Athen zur herrlichsten und kunstreichsten Stadt in Griechenland; während seiner 20jährigen Leitung erhielt Athen köstlichere Tempel, Säulengänge und Kunstwerke, als Rom in 7 Jahrh., obgleich Weltherrscherin, sich verschaffen konnte. Alles regte sich wetteifernd, die Stadt der Pallas zu verschönern. Die ausgesuchtesten Stoffe und zu diesen die fertigsten Arbeiter waren in Menge vorhanden. Die Aufsicht und Anordnung bei diesen Werken erhielt Ph., und die Bildwerke, welche dieselben (z. B. das Parthenon) verzierten, wurden theils von ihm selbst, theils im Geiste und nach den Ideen des großen Meisters gearbeitet. So sehr Ph. von den kunstsinnigen Athenern, für deren Ruhm er gearbeitet hatte, unter Perikles verehrt wurde, so sehr mußte er die Launen seiner Mitbürger erfahren, als seines Gönners Ansehen sank. Er starb im Kerker; über die nähere Ursache dieses Todes herrscht Dunkel. S. Emeric David, „Examen des inculpations dirigées contre Phidias" (Paris) und K. O. Müller, „De Phidiae vita et operibus etc." (Gött. 1827, 4.).

Philadelphia, Hauptst. in Pennsylvanien, die größte in den Verein. Staaten, bis 1801 der Sitz des Congresses, liegt in der niedrigen Gabel des Delaware und Shuylkill, dessen Brücke aus einem Bogen von 340 Fuß Weite besteht, ungefähr 30 Meilen vom atlantischen Ocean, unter 40° N. Br., folglich mit Madrid und Neapel unter einer Breite; dennoch ist die Winterkälte empfindlicher und anhaltender, als in den genannten Städten. Wegen der niedrigen Lage an 2 Strömen und wegen der oft plötzlichen Abwechselung strenger Kälte und Hitze hält man die Luft um Ph. für ungesund, und das gelbe Fieber brach hier schon mehrmals aus, jedoch nur in den niedrig gelegenen Gassen. Dazu kommt, daß die Stadt Mangel an gutem Trinkwasser und in der Nachbarschaft viele Sümpfe hat. Eine Wasserleitung aus dem Shuylkill versorgt Philadelphia. — Diese von Will. Penn (s. d.) 1682 gegründete Stadt hat 16,000 H. und 140,000 E., worunter 30,000 Deutsche und 20,000 Franzosen. Sie hat gut gepflasterte, gerade und breite Straßen mit bequemen Seitengängen; die breiteste mißt 113 F. Die Rhede ist vortrefflich. Jährlich laufen über 1200 Schiffe aus und ein, und die Ausfuhr (vorzüglich Mehl) beträgt an Werth über 13 Mill. Dollars. Nur Neuyork und Boston übertreffen in der Tonnenzahl der ein- und auslaufenden Schiffe Philadelphia, und Baltimore kommt ihr am nächsten. Sowie Neuyork der Hauptsitz des Handels, so ist Ph. der Sitz der Wissenschaften und Künste.

Ich glaube, daß die Bibliographie, welche ich in Angriff genommen habe, ein Bedürfniß ist, und daß sie, wenn sie gut ausgeführt wird, nützlich sein kann. Ich habe mich bemüht, sie gut auszuführen, und ich bitte Sie, mir Ihre Meinung darüber zu sagen

als Ganzes und der Gehalt von dem Alter der Pflanze, der Jahreszeit, der Bodenart, der Düngung, der Bewässerung, dem Klima und dem Standort abhängig ist. Die Menge des Wassers, welche die Pflanze durch Transpiration verliert, ist ebenfalls von den genannten äußeren Faktoren, sowie von der Größe der Oberfläche und der Anzahl der Spaltöffnungen abhängig. Nach Wollny verdunsten 1 qm Blattfläche von Kartoffeln in 24 Stunden 1,5—2,5 kg Wasser, von Weizen 2,5—3,5 kg, von Klee 3,5—4,5 kg, von Wiesengräsern 4,5—5,5 kg, von Sonnenblumen 5,5—6,5 kg, von Kürbis 6,5—7,5 kg. Nach Hellriegel verdunsten 1 qm Blattfläche von Hafer, Weizen, Roggen, Gerste, Buchweizen, Mais, Hirse, Erbsen, Bohnen, Lupinen, Wicken, Klee, Serradella, Spörgel, Lein, Kartoffeln, Runkelrüben, Futterrüben, Kohlrüben, Kohl, Tabak, Sonnenblumen, Kürbis, Hanf

manches Rühmliche nachzusagen. Hierher gehört der Sonnenstrahl der Erbarmung und Hülfe, welchen er in die Nacht der Barbarei der Landschulen warf (vgl. d. und Rochow), die Einführung besserer Lehr- und Lesebücher in dem Volksunterrichte, und vor Allem seine rastlose Sorgfalt für das in hohem Grade vernachlässigte leibliche Wohl der Jugend, ferner das Verdienst, durch Wiedererweckung der Gymnastik (welche Gutsmuths in Schnepfenthal und Vieth in Dessau betrieben) der Jugend das zweckmäßigste Mittel der Kraftübung verschafft, die Kinderstuben, durch seine durchdringenden Strafreden gegen tausend Mißbräuche der frühesten Erziehung, aus Marterkammern in heitere Wohnsitze der Gesundheit, Freude und Liebe verwandelt, die Kleidung der Kinder gelüftet und natürlicher eingerichtet, den heimlichen Sünden der Jugend gewehrt, das weibliche Geschlecht von der Schnürbrust, und die Köpfe der Kleinen und Großen von dem Perücken-, Zopf- und Pudertand befreit zu haben. Ihm verdankt die jetzige Generation eine Körperkraft, Abhärtung, Gewandtheit und Munterkeit, die in den letzten Jahren manchen Jüngling und Mann aus der Studir- und Arbeitsstube in die Reihen der Helden führte; und tausend Vorurtheile, die das Leben verfinsterten, die Geschäfte erschwerten und die Geselligkeit in steife Formen einzwängten, sind durch ihn verschwunden. Daher wird die erkenntliche Nachwelt, wenn die übeln Folgen seiner Mißgriffe längst verschwunden sein werden, doch immer noch eingestehen, daß er es gut mit der Menschheit gemeint und ihr wichtige Dienste geleistet hat. E.

Philemon und Baucis, ein wegen seiner noch im hohen Alter treuen Liebe im griech. Alterthume berühmt gewordenes Ehepaar. Die Mythe (Ovid's „Metam.", VIII) erzählt von ihnen Folgendes. Als einst Jupiter und Mercur in Menschengestalt Phrygien durchwanderten, wollte Niemand die Fremdlinge beherbergen; bloß jene schon betagten Ehegatten nahmen sie gastfreundlich auf, wuschen ihnen die Füße, setzten ihnen ein ländliches Mahl vor und beherbergten sie. Hierauf nahmen die reisenden Götter ihre Wirthe mit auf einen benachbarten Berg, und als dieselben hinter sich blickten, sahen sie ihr Dorf überschwemmt, ihre Hütte aber in einen prächtigen Tempel verwandelt. Auch erlaubte ihnen Jupiter, jede Bitte zu thun; allein die bescheidenen und zufriedenen Eheleute baten bloß um die Begünstigung, als Diener seines Tempels einst zu gleicher Zeit zu sterben. So wurden sie auch endlich in einem hohen Alter, als sie einst vor des Tempels Thüre saßen, Philemon in eine Eiche, seine Gattin Baucis in eine Linde verwandelt. Sie bemerkten allmälig ihre Verwandlung und nahmen, so lange sie sich sehen und sprechen konnten, den zärtlichsten Abschied von einander. Lange standen sie noch als heilig gehaltene Bäume vor jenem Tempel.

Philidor (André Danican), geb. zu Dreux 1726, vor der Revolution Pensionnair des Königs von Frankreich und des ital. Theaters zu Paris, war einer der größten Schachspieler und zugleich als Componist berühmt. Als Capellknabe hatte er den Capellmeister Campra zum Lehrer, und ließ schon im 11. J. seine erste Motette vor dem Hofe aufführen. Seine Fortschritte in der Musik, und noch mehr seine Geschicklichkeit im Schachspielen, bewogen ihn, 1745 eine Reise nach Holland, England, auch durch einen Theil von Deutschland zu machen. In Berlin spielte er 1750 3 Spiele Schach zugleich gegen 3 Meister mit verbundenen Augen und gewann sie in kurzer Zeit. Seit seiner Zurückkunft nach Frankreich (1754) widmete er sich ganz der Musik; anfangs mit wenig Glück. Nach und nach aber erhielten s. Operncompositionen größern Beifall, und einige derselben, z. B. „Der Hufschmied", „Der Soldat als Zauberer", „Tom Jones" ꝛc., wurden auch auf deutschen Theatern mit Beifall gehört. Seine Operncompositionen nähern sich dem Kirchenstyle und seine fugirten Finale zeigen den tüchtigen Arbeiter. Seine Arien arbeitete er in einer freien Manier, nicht nach dem gewöhnlichen ital. Leisten.

Reichthum an Einfällen und eine angenehme Melodie zeichnen s. Compositionen aus, dagegen man oft das Allzuspielende in s. Gemälden tadelt. Ph. reiste jährlich nach London auf Kosten des dortigen Schachclubs, dessen Mitglied er 30 J. lang war, und wählte es endlich zu s. Aufenthalte. Er starb daselbst d. 31. Aug. 1795. Bis an das Ende s. Lebens behielt er s. außerordentliches Gedächtniß. Noch 2 Monate vor s. Tode spielte er mit verbundenen Augen 2 Partien Schach zugleich und gewann sie beide.

Philipp, König von Macedonien, Vater Alexanders d. Gr., lebte in der Mitte des 4. Jahrh. v. Chr. Er war in s. jüngern Jahren als Geisel nach Theben gekommen und erhielt in dem Hause des berühmten Epaminondas eine vorzügliche Bildung. In einem Alter von 22 J. (361 v. Chr.) bestieg er den macedonischen Thron, den er in seiner Grundfeste erschüttert und von zahlreichen Feinden umgeben fand. Seinem Genie gelang es bald, denselben zu befestigen und zu einem noch nie erlangten Ansehen zu erheben, indem er sich von einem Theile s. Feinde durch einige Aufopferungen, von dem andern durch Gewalt der Waffen befreite. Bald bekriegte er selbst ruhige Völkerschaften, und suchte, nachdem er in Thessalien und Thrazien bedeutende Fortschritte gemacht hatte, allmälig s. Herrschaft über ganz Griechenland auszubreiten. Hierzu gab es nie einen günstigern Zeitpunkt als jetzt, wo die einzelnen griech. Staaten, anstatt sich gegen einen so furchtbaren Nachbar zu vereinigen, unter einander uneins waren. Ph.'s List verstand es trefflich, diese Uneinigkeit zu vermehren. Als er daher von den Thebanern gegen die Phocenser, welche den Schatz des delphischen Tempels geplündert hatten, zu Hülfe gerufen wurde, säumte er nicht, diese schöne Gelegenheit zur Befriedigung s. Herrschsucht zu ergreifen. Die Unterjochung der Phocenser war bald vollendet; aber das treulose Betragen Ph.'s gegen seine Bundesgenossen öffnete den Griechen die Augen. Mehre Staaten vereinigten sich mit den Athenienſern, fest entschlossen, sich den ehrgeizigen Absichten des macedonischen Königs zu widersetzen; andre hingegen erniedrigten sich zur schimpflichsten Schmeichelei gegen den schlauen Eroberer. Noch verzögerte eine gefährliche Wunde, die er bei der Rückkehr von s. Zuge gegen die Scythen empfangen hatte, den Schlag, welcher die Freiheit Griechenlands vernichten sollte, bis endlich der große Sieg bei Chäronea (338 v. Chr.) das Schicksal derselben entschied. Ph. versammelte die Abgesandten der griech. Staaten zu Korinth und dictirte nach Willkür den Frieden, der ihnen die Freiheit raubte. Doch als er eben im Begriff war, sich zum Oberbefehlshaber gegen die Perser erwählen zu lassen, ward er in seinem 47. J. von Pausanias, einem jungen Macedonier, der von den Persern bestochen war, ermordet. Dieser Fürst, der Schöpfer des macedonischen Phalanx (s. d.), verband mit den größten Feldherrntalenten die Unerschrockenheit des tapfersten Soldaten in seinem Heere. Aber Ehrgeiz und Herrschsucht waren die Grundzüge s. Charakters, die ihn oft zu den ungerechtesten Handlungen verleiteten.

Philipp II., König von Spanien, Sohn Kaiser Karls V. und Isabellens von Portugal, der Kluge von spanischen Schriftstellern, der Dämon des Südens von s. Zeitgenossen genannt, war 1527 zu Valladolid geb. Von Natur kalt, ernst und zurückhaltend, dabei scharfsinnig und regsam, ward er in Spanien von eifrigen Geistlichen sorgfältig, aber bigott erzogen. Sein Vater vermählte ihn im 16. J. mit Maria, T. des Königs von Portugal, und überließ ihm, als er nach Deutschland ging, die Verwaltung Spaniens, indem er ihm den Herzog v. Alba zum Rathgeber beiordnete. 1547 berief ihn Karl zu sich. Auf dieser Reise zeigte sich Ph. mit großer Würde, und machte auf die Personen, die ihm vorgestellt wurden, einen günstigen Eindruck. Er traf den Kaiser zu Brüssel. Die niederländischen Stände nahmen ihn mit außerordentlichen Freudensbezeigungen auf. Allein Ph. zeigte eine Härte des Gemüths und eine ausschließliche Anhänglichkeit an s. spa-

nischen Umgebungen, wodurch er bei s. niederländischen Unterthanen einen dauernden Widerwillen erregte. Sein Vater wünschte, ihm 1550 auf dem Reichstage zu Regensburg die kaiserl. Thronfolge zu verschaffen. Doch Ph.'s kaltes und stolzes Benehmen war den Deutschen so zuwider, daß schon s. Erscheinen als ein Hinderniß betrachtet und er nach Spanien zurückgesandt wurde. Als Maria von England den Thron bestiegen hatte, suchte der staatskluge Karl sie zur Gemahlin für s. Sohn, welcher Witwer geworden war, zu erhalten, und Ph., obgleich 11 Jahre jünger als Maria, der es auch an allen persönlichen Reizen fehlte, willigte sogleich ein; doch traf das Parlament solche Maßregeln, daß Ph. an der Ausübung der höchsten Gewalt in England keinen Antheil erhielt. Die Heirath wurde 1554 feierlich vollzogen. Um den Mangel einnehmender Sitten zu ersetzen, befliß sich Ph. einer außerordentlichen Freigebigkeit gegen den engl. Adel. Marias Neigung für die Wiederherstellung der kathol. Religion entsprach völlig seiner eignen Gemüthsart; er hatte aber Einsicht genug, zu begreifen, daß s. Gemahlin durch ihre übereilte Gewaltsamkeit sich und ihre Religion gleich verhaßt machen würde, daher empfahl er gemäßigtere und mildere Maßregeln, was ihm die Gunst des Volks zuwandte. Allein dennoch weigerte sich das Parlament, dem Kaiser gegen Frankreich Hülfe zu leisten und Ph. als Gemahl der Königin krönen zu lassen. Da er in England also wenig Vergnügen fand und ihm die zudringliche Zärtlichkeit s. Gemahlin lästig war, begab er sich nach Flandern, von woher er nur selten auf Marias sehnsuchtsvolle Briefe antwortete. 1555 entsagte Karl V. der Regierung, und Ph. bestieg den damals ersten Thron in Europa. Geübte Truppen, berühmte Feldherren, geschickte Staatsmänner, 30 Mill. Dukaten jährl. Einkünfte, reiche Colonien und gewerbfleißige Provinzen hatten Spaniens Macht um das Doppelte erhöht. Ph. empfing in Gegenwart der Generalstaaten von s. Vater auf das Feierlichste die Oberherrschaft der Niederlande. Wenige Wochen nachher übernahm er auch die Regierung von Spanien. Karl begab sich in ein spanisches Kloster, wo er, wie man sagt, noch durch die Vernachlässigung s. Sohnes bei der unregelmäßigen Auszahlung des mäßigen Jahrgeldes, welches er sich vorbehalten hatte, leiden mußte. Ph.'s erste Regentenhandlung war die Abschließung eines Waffenstillstandes mit Frankreich 1556. Indessen wurden die Franzosen durch den Papst Paul IV. verleitet, diesen Waffenstillstand noch in dems. Jahre zu brechen. Da nun Paul erklärte, Ph. habe das Königreich Neapel, ein Lehn des heil. Stuhls, verwirkt, so sah sich dieser genöthigt, s. Feldherrn, den Herzog v. Alba, gegen das Oberhaupt der Kirche zu senden, welcher den Papst zu einem Waffenstillstand nöthigte. Ph. ging hierauf nach England und bewog s. Gemahlin Maria durch die Drohung, nie wieder einen Fuß in ihr Königreich zu setzen, daß sie den Krieg gegen Frankreich erklärte. Ein bedeutendes Corps engl. Truppen stieß zu dem Heere unter dem Herzog Philibert von Savoyen und dem Grafen v. Egmont, welches St.-Quentin in der Picardie belagerte. Die Franzosen, welche unter Montmorency herbeieilten, wurden (10. Aug. 1557) gänzlich geschlagen. Ph. hatte während der Schlacht (Heldenmuth war ihm nicht eigen) gebetet. Nach der Schlacht kam er zum Heere. Er zeigte diesmal eine ungewöhnliche Freude, und äußerte sie durch das Gelübde, zu Ehren des h. Laurentius (an dessen Tage die Schlacht geliefert worden war) eine Kirche, ein Kloster und einen Palast zu bauen. Das Escurial ist das jenem Siege errichtete Denkmal. Übrigens wußte Ph. keinen großen Vortheil davon zu ziehen. Statt auf Paris loszugehen, begnügte er sich mit der Wegnahme von St.-Quentin, Ham und Chatelet. Ja, aus abergläubischer Furchtsamkeit schloß er mit dem Papste einen Frieden, der für Spanien demüthigender war als für den Besiegten. Auf der andern Seite eroberten die Franzosen Calais. Der Schmerz darüber beschleunigte Marias Tod, 1558. Sogleich bewarb sich Ph. um die Hand ihrer Nachfolgerin,

Hessen, seine Brüder und Vettern waren, sie hatten kaum die erforderliche Majorennität oder Volljährigkeit erreicht. Wie war vielmehr alle die Jahre hindurch, seit dem Tode des Vaters, die Regierung geführt worden? Nicht nach dem Willen des Landgrafen, sondern nach dem Willen der Mutter, Christine, Herzogin von Sachsen, Landgräfin von Hessen, und ihrer Räthe. Sie hatten die Regierung ausgeübt, wie sie es für gut fanden, ohne Rücksicht auf die Bestimmungen des Testaments. Sie hatten sich nicht einmal darum gekümmert, ob sie dieselben kannten

man ihre Kinder mit Gewalt zu Christen machen wollte. Als 1570 dieser Aufruhr gestillt war, vermählte sich Ph. zum 4. Male, und zwar mit der Erzherzogin Anna von Östreich. Im folg. Jahre erkämpfte seine Flotte, nebst den Bundesgenossen, unter Don Juan von Östreich, Ph.'s natürlichem Bruder, einen großen Sieg über die Türken bei Lepanto. In den Niederlanden aber hatten die Grausamkeiten Alba's einen solchen Widerstand aufgeregt, daß Alba Nichts mehr ausrichten konnte und deßhalb zurückberufen ward (1573). Sein Nachfolger Requesens starb 1576. Nun erhielt Don Juan von Östreich die Regierung, mit der Vollmacht, einige Bewilligungen, mit Ausschluß der Gewissensfreiheit, zuzugestehen. Allein die Angelegenheiten wurden immer verwickelter; die Stände verbündeten sich zu Utrecht (23. Jan. 1579) gegen die spanische Herrschaft, und beschlossen, einen fremden Fürsten an ihre Spitze zu stellen. Don Juan war bereits 1578 gestorben. Ihm folgte der Prinz Alessandro Farnese von Parma. Dieser berühmte Feldherr war so glücklich, die belgischen Niederlande wieder unter span. Hoheit zurückzubringen. Damals ward der Thron von Portugal durch den Tod des Königs Sebastian erledigt, und Ph., der von mütterlicher Seite Ansprüche darauf machte, rüstete sich, sein Recht mit Gewalt zu verfolgen. Obgleich nun der Herzog v. Alba sich Ph.'s Unwillen zugezogen hatte, so war doch das Vertrauen des Königs zu seinen Fähigkeiten so groß, daß er ihm, ohne ihn zu begnadigen und ohne ihn vor sich zu lassen, den Oberbefehl des gegen Portugal bestimmten Heeres übertrug. Alba vertrieb hierauf den Don Antonio, der zum Könige ausgerufen war, und Ph. kam im April 1581 selbst in dieses Reich, wo ihm die Stände huldigten. Er blieb hier über ein Jahr ohne großes Vergnügen über seine Erwerbung, da er, von seinen neuen Unterthanen mit zahllosen Bitten bestürmt, denselben nicht genügen konnte und dennoch ihre Gunst zu gewinnen wünschte. Bald darauf befreite ihn die Ermordung des Prinzen Wilhelm von Oranien 1584 von einem geschworenen Feinde und gab zu unanständigen Freudensbezeigungen am spanischen Hofe Veranlassung; allein Wilhelms Sohn, Moritz, war ein noch furchtbarerer Gegner. Unterdessen hatten schon längst Beschwerden zwischen dem spanischen und englischen Hofe obgewaltet. Jeder hatte in den Besitzungen des Andern Unruhen angefacht und Beide betrachteten sich als entschiedene Feinde. Als endlich Elisabeth durch die den vereinten Staaten der Niederlande bevorstehende Gefahr ihre Krone und die protestantische Religion bedroht sah, ging sie mit ihnen ein offenes Bündniß ein. Zugleich sandte sie Sir Francis Drake mit einer Flotte aus, um die spanischen Besitzungen in Amerika anzugreifen. Dagegen rächte sich Ph. nicht nur durch Anzettelung eines Aufruhrs in Irland, mit welchem Lande er vom Papste belehnt war, sondern beschloß auch, England selbst zu erobern, oder wenigstens Elisabeth zu entthronen und das Papstthum wiederherzustellen. Zu diesem Zwecke rüstete er eine mächtige Flotte aus, um ein Heer erfahrener Truppen, das sich mit einem Heere des Herzogs von Parma in den Niederlanden, 30,000 Mann stark, vereinigen sollte, überzuschiffen. Diese Armada, welche Ph. die unüberwindliche nannte, lief am 29. Mai 1588 aus dem Hafen von Lissabon aus. Sie bestand aus 130 großen Kriegsschiffen, die mit 20,000 Soldaten, 7000 Matrosen, einem Großinquisitor, 150 Dominicanern und 2630 Kanonen besetzt waren. Die Holländer schlossen jedoch mit 44 Schiffen das Heer des Herzogs v. Parma zu Nieuport ein, während die unüberwindliche Flotte unter dem Befehl des Herzogs v. Medina-Sidonia auf der Höhe von Dünkirchen in der Nacht vom 7—8. Aug. von den Engländern mit Brandern angegriffen und zerstreut, die getrennten Abtheilungen aber darauf in 5 einzelnen Gefechten geschlagen wurden. Schon wollte der Herzog nach Spanien zurückkehren, als ein schrecklicher Sturm seine Flotte theils zerstreute, theils vernichtete; ungefähr 60 Schiffe und 6000 Menschen kamen nach Spanien zurück. Als er vor Ph. erschien, dankte ihm die-

Stella N. (Magyar Gyarm.) Nagy Stella, szül. Kolozsvárt 1892 jún. 15. Szülei: Nagy Ferenc és Kovács Ilona. Tanulmányait szülővárosában végezte. Ugyanott a Ferenc József Tudományegyetem bölcsészeti karán 1914-ben tanári oklevelet nyert. Ezután Budapestre költözött, ahol a Pázmány Péter Tudományegyetem bölcsészeti karán doktorált. Disszertációja címe: A magyar nyelv fejlődése. Budapesten 1916-ban tanári oklevelet nyert. Ezután Kolozsvárt a Ferenc József Tudományegyetem könyvtárában dolgozott. 1918-ban Budapestre költözött, ahol a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1919-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1920-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1921-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1922-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1923-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1924-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1925-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1926-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1927-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1928-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1929-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1930-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1931-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1932-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1933-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1934-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1935-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1936-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1937-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1938-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1939-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1940-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1941-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1942-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1943-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1944-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1945-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1946-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1947-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1948-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1949-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1950-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1951-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1952-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1953-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1954-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1955-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1956-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1957-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1958-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1959-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1960-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1961-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1962-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1963-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1964-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1965-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1966-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1967-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1968-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1969-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1970-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1971-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1972-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1973-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1974-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1975-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1976-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1977-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1978-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1979-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1980-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1981-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1982-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1983-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1984-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1985-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1986-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1987-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1988-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1989-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1990-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1991-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1992-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1993-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1994-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1995-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1996-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1997-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1998-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 1999-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2000-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2001-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2002-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2003-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2004-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2005-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2006-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2007-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2008-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2009-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2010-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2011-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2012-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2013-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2014-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2015-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2016-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2017-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2018-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2019-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2020-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2021-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2022-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2023-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2024-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2025-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2026-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2027-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2028-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2029-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2030-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2031-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2032-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2033-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2034-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2035-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2036-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2037-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2038-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2039-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2040-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2041-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2042-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2043-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2044-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2045-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2046-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2047-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2048-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2049-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2050-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2051-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2052-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2053-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2054-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2055-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2056-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2057-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2058-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2059-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2060-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2061-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2062-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2063-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2064-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2065-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2066-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2067-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2068-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2069-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2070-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2071-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2072-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2073-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2074-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2075-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2076-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2077-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2078-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2079-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2080-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2081-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2082-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2083-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2084-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2085-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2086-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2087-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2088-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2089-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2090-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2091-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2092-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2093-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2094-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2095-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2096-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2097-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2098-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2099-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2100-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2101-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2102-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2103-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2104-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2105-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2106-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2107-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2108-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2109-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2110-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2111-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2112-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2113-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2114-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2115-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2116-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2117-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2118-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2119-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2120-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2121-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2122-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2123-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2124-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2125-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2126-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2127-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2128-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2129-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2130-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2131-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2132-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2133-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2134-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2135-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2136-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2137-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2138-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2139-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2140-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2141-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2142-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2143-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2144-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2145-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2146-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2147-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2148-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2149-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2150-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2151-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2152-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2153-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2154-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2155-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2156-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2157-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2158-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2159-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2160-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2161-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2162-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2163-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2164-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2165-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2166-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2167-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2168-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2169-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2170-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2171-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2172-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2173-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2174-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2175-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2176-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2177-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2178-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2179-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2180-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2181-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2182-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2183-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2184-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2185-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2186-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2187-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2188-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2189-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2190-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2191-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2192-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2193-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2194-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2195-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2196-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2197-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2198-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2199-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2200-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2201-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2202-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2203-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2204-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2205-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2206-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2207-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2208-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2209-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2210-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2211-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2212-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2213-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2214-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2215-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2216-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2217-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2218-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2219-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2220-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2221-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2222-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2223-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2224-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2225-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2226-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2227-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2228-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2229-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2230-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2231-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2232-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2233-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2234-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2235-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2236-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2237-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2238-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2239-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2240-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2241-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2242-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2243-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2244-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2245-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2246-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2247-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2248-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2249-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2250-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2251-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2252-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2253-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2254-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2255-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2256-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2257-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2258-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2259-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2260-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2261-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2262-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2263-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2264-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2265-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2266-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2267-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2268-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2269-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2270-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2271-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2272-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2273-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2274-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2275-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2276-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2277-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2278-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2279-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2280-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2281-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2282-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2283-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2284-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2285-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2286-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2287-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2288-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2289-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2290-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2291-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2292-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2293-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2294-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2295-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2296-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2297-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2298-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2299-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2300-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2301-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2302-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2303-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2304-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2305-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2306-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2307-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2308-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2309-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2310-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2311-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2312-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2313-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2314-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2315-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2316-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2317-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2318-ban Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtárában dolgozott. 2319-ben Budapesten a Magyar Nemzeti Múzeum könyvtár

Periode des Kriegs und Hasses, und erschöpften die ungeheuern Hülfsquellen seines Reichs, ohne daß er eine seiner großen Absichten erreichte. Zu seinen Gewaltmitteln gehörte auch Gift, das er ein Requiescat in pace nannte. Sein Geistesdespotismus bewirkte einen Stillstand und ein Erschlaffen aller geistigen Thätigkeit, das bald zu einem verderblichen Rückschreiten werden mußte. Und in der That schreibt sich der Verfall Spaniens von seiner Regierung her. Vgl. Watson's „History of the reign of Philipp II." (Lond. 1777, 2 Bde., 4.) und Alex. Dumesnil „Hist. de Philippe II. R. d'Esp." (Paris 1822). K.

Philipp II. August, König von Frankreich, geb. 1165, bestieg den Thron nach seines Vaters Ludwigs VII. Tode, 1180, und ergriff, ungeachtet er noch unter der Vormundschaft des Grafen von Flandern stand, die Zügel der Regierung mit vieler Kraft. Zuerst verbannte er die Possenreißer und Komödianten von seinem Hofe. Um aber die Vertreibung der Juden aus dem Königreiche, die durch ihre Industrie und ihre Kunstgriffe im Besitze großer Reichthümer waren, zu beschönigen, wurden sie verschiedener Gräuelthaten beschuldigt; man zog ihre Güter ein und erklärte ihre Foderungen für nichtig. Nachher aber fand es der König für rathsam, sie zurückzurufen und ihrem Wucher Grenzen zu setzen. Die Räubereien der Großen unterdrückte Ph. durch zweckmäßige Verordnungen und Waffengewalt. Die Uneinigkeiten zwischen der Königin Mutter und dem Grafen von Flandern (dessen Nichte Isabelle der König heirathete), und die Jugend Philipp Augusts ließen den König von England, Heinrich II., von einer Einmischung in die Angelegenheiten Frankreichs viele Vortheile hoffen; aber an Ph.'s Thätigkeit scheiterten diese Plane. Nach dem Tode der Gräfin von Flandern verband er die Grafschaft Vermandois mit dem Reiche, trotz des Widerspruchs des Grafen. Als der Papst wegen der Einnahme von Jerusalem durch Saladin 1187 einen Kreuzzug anordnete, so nahmen die Könige von Frankreich und England das Kreuz. Allein ihr Streit brach aufs neue aus. Der päpstl. Legat bedrohte deßwegen den König von Frankreich mit dem Interdicte; doch Philipp gestand dem Papste das Recht nicht zu, sich in die Händel zwischen ihm und seinen Vasallen zu mischen. Er nöthigte hierauf den König von England zu einem Vergleich, und verband sich mit Heinrichs II. Nachfolger, Richard I., zu einem Zuge nach dem gelobten Lande. Ph. schiffte sich 1190 mit seinen Truppen in Genua ein und traf mit Richard in Sicilien zusammen. Aber schon hier geriethen Beide in neue Streitigkeiten, nach deren Beilegung Ph. zur Belagerung von Acre schritt. (S. Kreuzzüge.) Als Eifersucht die beiden Könige aufs neue entzweit hatte, kehrte Philipp 1191 nach Europa zurück, ließ jedoch zu Richards Unterstützung ein Truppencorps in Palästina. Bald nach seiner Rückkehr vermählte er sich zum zweiten Male, mit Ingelburga, der Schwester des Königs von Dänemark, gegen die er aber seit der Brautnacht einen solchen Widerwillen faßte, daß er sich von ihr trennte. Unterdessen war Richard auf seiner Rückreise vom Herzog Leopold von Östreich gefangen genommen worden. Ph. benutzte dieses Ereigniß und trat mit Johann, Richards Bruder, in ein Bündniß, welcher dafür, daß er in seinen Usurpationsplanen von Seiten Frankreichs begünstigt wurde, sich dem Versuche Philipps, einen Theil der Normandie zu erobern, nicht widersetzte. Dieses Unternehmen war durchaus dem feierlichen Eide zuwider, den sich beide Könige geschworen hatten, während der Dauer des heiligen Kriegs einander nicht zu beunruhigen. Ph. war eben mit Ausführung seines Plans beschäftigt, als Richard, befreit aus der Gefangenschaft, mit einem Heere in Frankreich erschien. Der Krieg wurde auf beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt und bis zu Richards Tode 1199 fortgesetzt. Während desselben hatte sich die Königin Ingelburga in ein Kloster begeben, Philipp aber unter dem Vorwande einer entfernten Verwandtschaft eine Scheidung von seinen Bischöfen erlangt und sich mit Agnes, der Tochter des Herzogs von Meran, vermählt. Auf

des Königs von Dänemark Beschwerden erklärte Papst Cölestin diese Ehe für nichtig, und da Ph. sich nicht fügen wollte, that ihn Cölestin's Nachfolger, Innocenz III., in den Bann. Der König gab daher nach, verstieß seine neue Gemahlin und erlaubte Ingelburga, als seine Gemahlin mit dem königl. Titel auf einem fern gelegenen Schlosse zu leben. In den letzten Jahren seiner Regierung lebte er mit ihr in Eintracht. Ph. entzweite sich jetzt mit seinem frühern Bundesgenossen, dem Könige von England, Johann, und fiel in die Normandie ein. Zwar wurde der Streit beigelegt, indem man zwischen Ph.'s Sohn, Ludwig, und Johanns Nichte, Blanca von Castilien, eine Heirath vorschlug; bald aber zog sich Johann durch die Ermordung Arthurs von Bretagne, seines Neffen (1202), einen solchen Haß zu, daß Ph. ihn als seinen Vasallen vor die Pairskammer lud, und da jener nicht erschien, ihn aller seiner Länder in Frankreich für verlustig erklärte. Also gelang es ihm, bei Johanns Unthätigkeit, die ganze Normandie nach einer 300jährigen Trennung mit seiner Krone wieder zu vereinigen. Auch unterwarf er Touraine, Anjou und Maine, sodaß von allen Besitzungen in Frankreich den Engländern allein Guyenne blieb. Hierauf nahm Ph. an dem Kreuzzuge gegen die Albigenser Theil, um bei der Schwäche seiner Vasallen sein Ansehen auszudehnen. 1218 rüstete er sich, um England zu erobern. Innocenz hatte nämlich bei seinen Streitigkeiten mit Johann, wegen des Erzbisthums von Canterbury den engl. Thron für erledigt erklärt, und Philipp die Besitznahme desselben angetragen; allein Johann versöhnte sich mit dem Papste, indem er sich demselben als seinem Lehnsherrn unterwarf; der Papst schickte daher an Ph. den Befehl, von seinen Absichten auf ein Königreich abzustehen, das dem heil. Stuhl angehöre. Ph. achtete jedoch nicht darauf. Nun verband sich Johann 1214 mit dem Kaiser Otto IV. gegen Frankreich, und die engl. Flotte erfocht den vollständigsten Sieg; sie nahm 300 Schiffe, versenkte 100 und nöthigte die Franzosen, deren mehr als 1000 zu verbrennen. Dagegen siegte Ph. zu Lande 1214 bei Bovines in Flandern über das weit stärkere verbündete Heer; dennoch schloß er einen Waffenstillstand. Als in der Zwischenzeit die Engländer selbst ihren König verließen, und eine Partei den franz. Prinzen Ludwig herbeirief, mißbilligte Ph. zwar dem Anscheine nach dieses Anerbieten, unterstützte jedoch seinen Sohn insgeheim mit einem Heere und einer Flotte. Dennoch mußte die Unternehmung aufgegeben werden. Nach Ablauf des Waffenstillstandes fingen die Feindseligkeiten mit England aufs neue an, wurden aber durch einen abermaligen Waffenstillstand beendigt. Bald darauf starb Ph. 1223, nachdem er 43 J. regiert hatte, 59 J. alt. Ph. A. war groß als Feldherr und Regent; er vermehrte das Gebiet von Frankreich und erhob zuerst die königliche Gewalt, weßhalb er auch den Beinamen der Eroberer erhielt. Er vervollkommnete das Militairsystem, begünstigte die Wissenschaften, legte nützliche Gebäude, Landstraßen, Befestigungen an, und verwandte die großen Summen, die er durch Sparsamkeit erübrigte, zum Nutzen des Landes. Unter ihm bildeten die 12 Pairs von Frankreich einen besondern Stand; auch kamen die Appellationen von den Gerichten der Vasallen an den König auf. In seinem Betragen war er gefällig und einnehmend, nicht ohne Billigkeit und Edelmuth, aber desto ungewissenhafter in seiner Politik.

Philipp der Kühne, Philipp der Gütige, s. **Burgunder**.

Philipp V. und VI. von Frankreich, s. **Frankreich**.

Philipp III., IV. und V. von Spanien, s. **Spanien**.

Philippi, Stadt in Macedonien, von Philipp wegen der daselbst befindlichen Goldbergwerke erbaut, jetzt ein Dorf, Feliba. Hier wurden 42 v. Chr. die 2 Schlachten geliefert, in welchen Antonius und Octavius die Republikaner unter Cassius und Brutus besiegten. Der Wahlplatz heißt jetzt la Cavalla; darüber stehen die Ruinen der Stadt. Paulus errichtete hier eine Christengemeinde und schrieb an dieselbe den Brief an die Philipper.

Philippiken, orationes philippicae, die Reden des Demosthenes (s. d.) gegen Philipp von Macedonien. Nach ihnen nannte Cicero seine Reden gegen den Antonius, und seitdem ist Philippica gebräuchlich für jede heftige und donnernde Rede.

Philippinen. Die philippinischen oder manilischen (auch luzonischen) Inseln (10—19° N. B. und 135—145° Ö. L.), 1200 an der Zahl, 4200 □M. mit 5 Mill. Einw., von denen 2,500,000 den Spaniern gehorchen sollen (nach A. haben sie nebst den Marianen nur 2,200,000 Einw.), liegen im großen Ocean und im chinesischen Meere. Sie sind voll Gebirge, zwischen welchen sich reiche und fruchtbare Thäler ausbreiten; unter den Bergen werfen 10 Feuer aus, worunter der Mayon auf Luçon am meisten wüthet. Durch den Ausbruch eines Vulkans in der Provinz Camarines auf Luçon den 1. Febr. 1814 wurden 5 volkreiche Städte gänzlich zerstört. Die größte Insel, Manila oder Luçon (2490 □M., wovon 1450 auf den span. Antheil kommen), hat 2,460,000 Einw., wovon 1,820,000 den Spaniern unterworfen sind. Von den Inseln Mindanao, Samar, Leyte, Mindoro, Panay, Negros, Zebu und den Kalamianen besitzen die Spanier Küstenstriche. Die größern Inseln sind im Innern noch sehr unbekannt. Seen und Flüsse geben dem Boden eine außerordentliche Fruchtbarkeit. Die große Feuchtigkeit mäßigt die Hitze, verursacht aber auch häufige Krankheiten. Ohne diesen Nachtheil des Klimas würden diese Inseln der reizendste Aufenthalt der Welt sein. Reis, Cacao, Cocos, der beste Zucker, Pfeffer, Ingwer, wilde Muskatennüsse, Orangen, Datteln, Paradiesfeigen, Ananas und andre wohlschmeckende Früchte wachsen in Menge, so auch Hanfbäume, die trefflichste Baumwolle, Indigo, Farbehölzer, Sandel-, Kampeschen-, Aloe-, Eben-, Eisenholz, Kassienbäume, Tamarinden, der Kampherbaum, Areka, Betel und vortrefflicher Taback. Man hat eine Menge eßbarer Vögel, Rindvieh, Büffel, Schweine, Hirsche, Ziegen, Pferde, unzählige Arten von Affen. In den Wäldern erzeugen unzählige Schwärme von Bienen so viel Honig und Wachs, daß letzteres hier gemeiner als Talg ist. Das Meer enthält einen Reichthum von Fischen und Schalthieren; auch Ambra und Perlen. Die Gebirge sind reich an Metallen; man findet Gold in den Flüssen, und Eisen liegt zu Tage; aber die Trägheit der Spanier vernachlässigt den Bergbau. In den ältesten Zeiten waren die Philippinen den Chinesen unterthan, die sie verließen. Vor 1521 besetzten die Malaien Mindanao und wohnten daselbst unter arabischen Fürsten, welche auch Sultane von Salangan hießen; diese errichteten auch zu Sulu eine besondere Herrschaft. Die Spanier entdeckten die Inseln 1521 durch Magelhaens und landeten zuerst auf Zebu, wurden aber zurückgetrieben, landeten 1564 aufs neue, eroberten Zebu, Manila (1575), Suluh, Mindanao und (1589) Masbate. In der Folge dehnten sie diese Eroberungen noch mehr aus, verloren sie aber auch zum Theil wieder. 1571 fingen sie an, auf der Südostseite der Insel Luçon die Stadt Manila zu erbauen, welche mit den Vorstädten, unter denen Pariana, von 10,000 Chinesen bewohnt, 88,000 Einw. zählt. Darunter sind 3000 Spanier, welche die Regierung und den besten Theil des Handels in Händen haben; die Handwerker und Künstler sind Chinesen; den Feldbau besorgen vornehmlich die Eingeborenen. Außer dem spanischen Statthalter hat zu Manila ein Erzbischof seinen Sitz, unter welchem die 3 Bischöfe zu Neusegovia, Caceres und Jesusstadt stehen. Die Stadt ist schön, aber wegen der häufigen Erdbeben meist nur aus Holz erbauet, stark befestigt und hat einen guten Hafen, auch eine unter Aufsicht der Dominicaner stehende Universität. Von hier aus werden die Erzeugnisse und Waaren Asiens nach dem spanischen Amerika gebracht. Jährlich segelte im Juli eine Galione von Manila nach Acapulco in Mexiko, woselbst sie die Gewürze, Nesseltücher, gemalte Leinwand, Seidenzeuche und Goldarbeiten Asiens gegen europäische Waaren, amerikanische Cochenille und baares Geld verhandelt.

Der größere Theil dieser Ladung gehörte chinesischen, armenischen, holländ., franz. und engl. Kaufleuten, die unter malaiischer Flagge handeln; denn von fremden Nationen dürfen nur Malaien, Armenier und die Portugiesen aus Goa nach Manila handeln. Jetzt handelt eine Gesellschaft von Kaufleuten auch unmittelbar von den Manilen nach Spanien. Die Ureinwohner bestehen aus malaiischen und aus negerartigen Stämmen. Die Ansiedler sind Spanier, Mestizen, Creolen, Chinesen. Die Neger, von den Eingeborenen Aetas, von den Spaniern Negritos del Monte genannt, bewohnen die innern, unzugänglichen, unbekannten Gegenden. Sie gleichen vollkommen den Bewohnern der Küsten von Guinea in Afrika, nur daß sie kleiner an Gestalt sind. Offenbar sind sie ein Volk mit den Papuas auf Neuguinea und mehren Inseln des großen Oceans. Sie leben ohne gesellschaftliche Ordnung einzeln in den Schluchten der Gebirge und vermeiden den Umgang mit den Malaien. Sie scheinen die Ureinwohner der Philippinen zu sein. Die malaiischen Stämme waren bereits an den Küsten verbreitet, als die Spanier die Inseln entdeckten. Sie hatten eine gewisse Stufe der Bildung erreicht, lebten in einer bürgerlichen Verfassung, die, wie bei allen malaiischen Stämmen, eine Ähnlichkeit mit dem Lehnswesen der Europäer hatte, waren Seefahrer und kannten die Erfindung der Schrift. Ein Theil der Bewohner hat die katholische Religion angenommen. 1762 eroberten die Engländer Manila und nahmen die nach Acapulco bestimmte Galione; im Frieden aber kamen die Inseln an Spanien zurück. In den letztern Zeiten haben sich die Engländer auf Bonwut niedergelassen. In Spanien besteht seit 1785 eine eigne manilische Handelsgesellschaft. Der Oberste D. Ildefons de Aragon hat 1820 zu Manila eine „Descripc. geogr. y topogr. de la Ysla de Luzon" herausgegeben.

Philipponen, russische Secte, ein Zweig der Roskolniken, welche wegen der auf einer Kirchenversammlung zu Moskau 1666 eingeführten Verbesserung der alten slavonischen Kirchenbücher und dadurch veranlaßten Abänderung einiger außerwesentlichen Ceremonien sich von der russisch-griechischen Kirche trennten und unter sich wieder in verschiedene Secten zerfielen. Die nach ihrem ersten Parteihaupte Philipp Pustoswiät genannten, gegen Ende des 17. Jahrh. im nördlichen Rußland aufgekommenen Philipponen gehören zu den Unpopischen, welche keine Popen dulden, weil sie die Priesterweihe der russischen Kirche nicht für echt erkennen. Das Kloster Pomor am Wüig im Gouvernement Olonez war ihr Stammort, und so lange sie sich nur in Rußland verbreiteten, Selbstverbrennen ihre wie einiger andern unpopischen Roskolnikenparteien letzte Rettung vor den Verfolgungen, die die orthodoxe russische Kirche bis unter der Regierung der Kaiserin Anna häufig über sie verhängte. Mehre Haufen der Philipponen flohen um 1700 in das polnische Litthauen und ein Theil derselben wendete sich von da in das nachmalige Neuostpreußen, wo sie, von Gutsherren aufgenommen, als fleißige Ackerbauer gern geduldet und bis 1795 auf 955 Familien stark wurden. Im fanatischen Haß gegen die russische Kirche, in Vermeidung des Umgangs mit fremden Glaubensgenossen und in der starren Anhänglichkeit an die alten allen Roskolniken (s. d.) gemeinsamen Gebräuche stimmen sie mit diesen in der Glaubenslehre, über die sie freilich selbst noch sehr im Dunkeln sind, mit der griech. Kirche überein, weichen aber von andern Roskolniken dadurch ab, daß sie keine ordinirte Geistlichen haben. Daher findet Communion, Firmelung, priesterliche Absolution und Trauung bei ihnen gar nicht statt und die Ehe ist ihnen kein Sacrament. In jeder ihrer Gemeinden versieht ein dazu von ihr oder von seinem Vorgänger gewählter Starik (Ältester), der slavonisch lesen können und sich seit seiner Taufe jedes starken Getränkes enthalten haben muß, den Gottesdienst im Bethause mit Psalmen singen, Beten und Verlesen der Evangelien, tauft Kinder und zugelaufene Proselyten, besucht Kranke, begräbt die Leichen, hört Beichte und legt Büßungen auf. Die Absolution glauben

sie innerlich unmittelbar von Gott zu erhalten. Eid und Kriegsdienste verweigern sie; den Märtyrertod für die Eigenheiten ihres Sectenglaubens halten sie noch für verdienstlich, sind aber von frühern Schwärmereien ihrer Secte, besonders vom Selbstverbrennen, da Niemand sie verfolgt, ganz zurückgekommen. Alte Heiligenbilder holen sie sich von Glaubensgenossen in Riga, da sie die neuen verwerfen. Schulen haben sie nicht; Kinder lernen nur von ihren Ältern lesen. Übrigens leben sie in großer Unwissenheit, verhalten sich mäßig, wirthschaftlich, arbeitsam und als ruhige Unterthanen. Vgl. „Neue berlin. Monatsschr.", 1799, Juni. 31.

Philipps (Sir Richard), Buchhändler, Schriftsteller und erster Herausgeber des „Monthly magazine", geb. zu London 1768, ward von seinem Oheim, einem reichen Brauer in Soho, erzogen. Neigung zur Mathematik und Naturlehre bewog ihn, sich ganz der Literatur zu widmen. Er errichtete 1790 in Leicester eine Buchhandlung und gab ein Tageblatt heraus; 1793 ward er wegen Herausgabe von Thom. Payne's „Rights of men" verhaftet; seine Druckerei und Buchladen gingen im Feuer auf; er stellte jedoch bald sein Geschäft wieder her und entwarf den Plan zu dem „Monthly magazine", das er bis zum 52. Bde. selbst leitete. 1807 wählte man ihn zum Sheriff von London; die Minister suchten ihn zu gewinnen, indem sie ihm die Knightswürde geben ließen, daher er sich Sir schreibt; allein er blieb Whig. Unter mehren Schriften von ihm nennen wir die „Powers and duties of juries" (1811, ins Franz., Ital., Span. und Portug. übersetzt und in Amerika nachgedruckt). Seit einigen Jahren hat er Elementarbücher für die Erziehung nach einer verbesserten Methode herausgegeben. In seiner Lebensweise ist er Pythagoräer und hat von Jugend auf sich aller Fleischspeise enthalten.

Phillips (Charles), ein irländ. Sachwalter und Gerichtsredner, geb. 1788 zu Sligo in Connaught, nicht weit von der Heimath des Dichters Goldsmith, dessen entfernter Verwandter er ist, studirte im Trinity college in Dublin, widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit in dem Middle temple in London und wurde Sachwalter bei den irländischen, in der Folge auch bei den englischen Gerichtshöfen. Er zog zuerst die Aufmerksamkeit des Publikums in dem Processe Guthrie gegen Sterne auf sich, wo seine Gegenpartei des Ehebruchs überführt wurde. Ph. besitzt ein vorzügliches Rednertalent, man drängt sich, ihn zu hören, und seine Praxis ist bedeutend. Freilich trifft man hier und da in seinen Reden die blumenreichen, üppigen Auswüchse an, welche man den irländ. Sachwaltern Schuld gibt und welche der reinere Geschmack englischer Gerichtsredner mißbilligt. Er hat seine vorzüglichsten Gerichtsreden in einen Band gesammelt. Seine „Recollections of Curran" und „Specimens of Irish eloquence" sind wohl aufgenommen worden. Er ist auch vortheilhaft als Dichter bekannt; sein Gedicht „The emerald isle" ist 5 Mal aufgelegt worden. „The consolations of Erin" fanden ebenfalls viele Freunde. Auf Sheridan's Tod schrieb er eine Monodie, „Garland" betitelt, die voll tiefen Gefühls ist.

Philister (Philistäer), ein wahrscheinlich ägyptischer Volksstamm, von welchem Palästina, vorher Kanaan, den Namen erhielt, und welcher in den südwestlichen Ebenen desselben an der Seeküste wohnte. Sie waren stets im Kampfe mit den Israeliten und unterjochten sie nach Josua's Tode auf einige Zeit. — In der Studentensprache heißt Philister ein gemeiner Spießbürger oder spießbürgerlich gesinnter Mensch.

Philo, ein gelehrter jüdischer Schriftsteller im 1. Jahrh. nach Chr., unter der Regierung des Kaisers Caligula. Er war einige Jahre v. Chr. zu Alexandria geb., erhielt daselbst Erziehung und Unterricht und zeichnete sich bald durch s. Fortschritte in der Beredtsamkeit, Philosophie und Kenntniß der heil. Schriften aus. Mit den Schriften Plato's, dessen Philosophie damals in Alexandria im höchsten Ansehen stand, machte er sich auf das Innigste vertraut und eignete sich seine Lehre

so vollkommen an, daß man allgemein zu sagen pflegte, Philo platonisire. Seit der Zeit der Ptolemäer hatten die Juden den Gebrauch der Allegorien von ihren ägyptischen Nachbarn entlehnt; damit waren platonische und pythagoräische Lehrsätze, als verborgener und symbolischer Sinn ihres eignen Gesetzes, zu ihnen gekommen. So konnten sie, ohne den Schein zu haben, als verdankten sie heidnischen Philosophen Etwas, einen willkürlichen Gebrauch von ihren Systemen machen. Diese Systeme wurden ebenfalls durch mancherlei orientalische Philosopheme, besonders in Rücksicht auf die göttliche Natur, verfälscht. Ph. studirte diese in Alexandria wohl aufgenommene Philosophie mit Eifer, und mischte, entweder weil er die jüdische Lehre nicht genau kannte, oder weil er den buchstäblichen Sinn des mosaischen Gesetzes zu unschmackhaft fand, platonische Sätze in die heil. Lehren, und schrieb sie Moses zu. Wahrscheinlich folgte er darin dem Beispiele der Essener und Therapeuten, von denen er stets mit großer Achtung spricht, wiewol er ihre Lebensweise nicht annahm. Als gleich ewige Principien sah er Gott und die Materie an: Gott als das Urlicht, aus dessen Strahlen die endlichen Intelligenzen ausgegangen sind; den Verstand Gottes (λογος) nennt er auch den Sohn Gottes, sein Ebenbild, nach welchem er durch seine schöpferische Kraft die Sinnenwelt gebildet hat. Er gründet die Erkenntniß Gottes auf innere Anschauung. Wegen dieser Lehren sieht ihn Bouterwek für einen der ersten neuplatonischen Alexandriner an. Auch vervollkommnete sich Ph. in der Beredtsamkeit und erwarb sich Kenntnisse der öffentlichen Angelegenheiten, und sein Ruf darin war so groß, daß er von s. Landsleuten im J. 42 an der Spitze einer Gesandtschaft nach Rom geschickt wurde, um die Juden gegen Apion's und Andrer verleumderische Beschuldigungen zu vertheidigen. Caligula ließ die Gesandtschaft nicht vor sich und Ph. war sogar in Lebensgefahr. Er faßte daher eine von großer Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit zeugende Rechtfertigung der Juden schriftlich ab, welche nach Caligula's Tode im Senate vorgelesen wurde. Unglaubwürdig sind die Angaben, daß Ph. unter Claudius nochmals nach Rom gekommen, dort des Apostels Petrus Freund geworden und den christlichen Glauben angenommen, diesem aber, gewisser Kränkungen wegen, nachher wieder entsagt habe. Die auf uns gekommenen Schriften Ph.'s sind zuletzt und am vollständigsten von Mangey (London 1742, 2 Bde., Fol.), nach ihm von Pfeiffer (Erl. 1785 fg., 5 Bde.) herausgeg. worden. Sie beweisen, daß Ph. ein Mann von großer Gelehrsamkeit und vielem Fleiße war, der die griech. Philosophie und Literatur genau kannte, und sind sehr wichtig für Den, der den damaligen Zustand der Philosophie in Alexandrien kennen lernen will. — Philo aus Biblos, ein Grammatiker, der unter Nero bis Hadrian lebte, übersetzte Sanchoniathon's „Phönizische Geschichte" ins Griechische, wovon wir noch einige Bruchstücke besitzen. — Philo von Byzanz, der im 2. und 3. Jahrh. lebte, wird als der Vf. eines Werks über die Kriegsmaschinen, über die sieben Wunderwerke der Welt ꝛc. genannt. — Noch gibt es einen akademischen und einen stoischen Philosophen d. N.

Philoktet, des Pöas und der Demonassa Sohn, berühmt als Bogenschütze. Er führte die Einw. von Methone, Thaumacia, Meliböa und Olizon nach Troja. Bei einem Opfer auf der Insel Chrysa aber ward er von einer tempelhütenden Schlange, welcher er sich nahete, in den Fuß gebissen. Zwar setzte er die Reise dennoch fort, aber die Wunde ward immer bösartiger und wegen ihres Geruchs Allen so unleidlich, daß man ihn, auf Ulysses's Rath, nach Lemnos zurückbrachte, wo er 9 Jahre lang in hülfloser Einsamkeit mühselig sein Leben fristete. Indeß konnte, nach der Weissagung des Helenus, Troja nicht erobert werden ohne die Pfeile des Hercules, welche dieser dem Philoktet für die Anzündung des Scheiterhaufens, auf dem er sich verbrannte, geschenkt hatte; daher sah man sich genöthigt, zu ihm zurückzukehren. Ulysses und Neoptolemus (n. A. Diomedes oder

Pyrrhus) übernahmen die Sendung, und dem Letztern, der ihm auch Genesung verhieß, gelang es, den gekränkten Helden zur Rückkehr nach Troja zu bewegen. Wirklich heilte Machaon (n. A. Äsculap, oder Podalirius) seine Wunde; eine Menge Trojaner, darunter auch Paris, wurden durch Philoktet's Pfeile getödtet und bald darauf die Stadt erobert. Nachher finden wir ihn in einem Kampfe mit den Urbewohnern getödtet. Die Geschichte des Philoktet hat Sophokles in seinem nach dem Helden benannten und noch vorhandenen Trauerspiele dramatisch bearbeitet.

Philologie. I. Geschichtlicher Ursprung und Entwickelung derselben. Dieses griech. Wort bedeutet ursprünglich das Streben nach Bildung oder Liebe zu derselben und die allgemeine Bildung selbst (φιλολογος daher, wer nach dieser Bildung strebt oder sie besitzt); insbesondere aber, insofern sich dieses Streben auf Sprache u. Literatur gründet. Philolog hieß daher ein Literaturfreund, Literator, ein Mann von gelehrter Bildung. So wissen wir, daß Eratosthenes (270—290 v. Chr.) zuerst so genannt wird, der als Astronom und Geograph berühmt und zugleich Vorsteher der alexandrinischen Bibliothek war; nach ihm führen mehre durch vielseitige Gelehrsamkeit ausgezeichnete Männer diesen Namen. Weil nun die gelehrte Bildung in objectiver Hinsicht eine Literatur, in subjectiver eine Sprachkenntniß erfodert, so ist es begreiflich, warum erst nach Erschöpfung der geistigen Zeugungskraft in Griechenland, als Nachahmung und Betrachtung der Denkmale dieses Geistes eintrat, die eigentliche Buch- und Schulgelehrsamkeit sich bildete, ferner, warum diese vorzüglich von der Grammatik ausging, deren, sowie der Lexikographie, Kritik und Hermeneutik Ursprung hier zu suchen ist (s. Alexandrinisches Zeitalter), und warum die Philologie später sogar auf jene beschränkt wurde. Früher wurde der Sinn und Geist des Alterthums, später nur der Buchstabe verehrt. Die Philologie der frühern Alexandriner, welche zuerst diesen Namen einführten, war eine Art Polymathie und Polyhistorie und umfaßte Alterthumskunde im weitern Sinne, namentlich die Mythologie, Grammatik, Hermeneutik, die grammatische und ästhetische Kritik, Rhetorik und Metrik. Sie waren die Mittelspersonen, durch welche uns namentlich die wichtigsten Denkmale der griech. Literatur aufbehalten und zugänglich gemacht worden sind, indem sie den Bau und Wortvorrath der griech. Sprache, die Echtheit einzelner Werke und Stellen der griech. Literatur sorgfältig zu untersuchen begannen, größere Sammlungen und Auszüge griech. Schriften veranstalteten, die mannigfaltigsten Kenntnisse, welche zum Verständnisse des Alterthums nothwendig waren, aufhäuften und mittheilten, und Manches, was uns heute ein unauflösliches Räthsel bleiben würde, durch Erläuterungen, Commentare und Compilationen aller Art über jene Schriften der Nachwelt aufklärten. Vorbereitungen zu dieser Philologie findet Creuzer (in s. geistreichen und gelehrten Schrift: „Über das akademische Studium des Alterthums" ꝛc., Heidelb. 1807) schon in dem Zeitalter der Pisistratiden, deren Verdienste um die Sammlung der homerischen Gedichte bekannt sind, in der Anlegung von Büchersammlungen seit Pisistratus, in dem Forschungsgeiste der Sophisten und Aristoteles's vielseitiger Gelehrsamkeit und literarischer Bildung; aber Alexandria nennt er mit Recht den ersten Mittelpunkt des gelehrten Lebens und Wirkens (seit 332 v. Chr.), den Sammelplatz der Literaturschätze und den Vereinigungspunkt Derer, die sie brauchten. Auch in Kleinasien, wo sich Pergamus auszeichnete, dessen Könige, namentlich Attalus II. (starb 153 v. Chr.), Liebhaber der Literatur und Gönner der Gelehrten waren, im eigentlichen Griechenlande, vorzüglich in Athen und Rhodus und in Großgriechenland, besonders zu Syrakus, bildeten sich Literatoren und Philologen in jenem engern Sinne. Scholiasten und Lexikographen finden sich unter den Griechen noch bis ins 15. Jahrh., sowie sich nie im oströmischen Reiche das Ansehen der griech. Lite-

ratur ganz verlor. Mit der gelehrten Bearbeitung der Sprache wurden die Römer durch den Griechen Krates von Mallus bekannt (169 v. Chr.). Das philologische oder grammatische Studium umfaßte, nach Cicero's Erklärung, auch die Behandlung der griech. Dichter, Kenntniß der Geschichte, Worterklärung und die richtige Aussprache. Doch nicht bloß die griechische, sondern auch die römische Sprache und das römische Alterthum wurden durch M. Terentius Varro, einem berühmten Polyhistor und Polygraphen (116—27 v. Chr.), M. Verrius Flaccus (unter August), Asinius Pollio u. A., ein Gegenstand gelehrter Untersuchungen, und die Grundsätze der griech. Grammatik wurden auf die lateinische angewendet. Lucius Plotius lehrte lat. Grammatik zu Cicero's Zeit. M. Fab. Quinctilian und Aul. Gellius waren im umfassendern Sinne Philologen. Die ansehnlichsten Bibliotheken wurden als Beute nach Rom geführt. Die römische Literatur strebte der griech. nach. Erklärer der römischen Schriftsteller (wie Asconius Pedianus über Cicero's Reden, Älius Donatus über Terenz u. A.) traten dann (seit 50 n. Chr.) auf, von denen Viele Vorlesungen über die römischen Classiker hielten. Donatus (354 n. Chr.) und Priscianus (524 n. Chr.) wurden die Hauptlehrer der lat. Grammatik. Wie das Christenthum das Heidenthum verdrängte, so wurde auch das Studium des griechischen und römischen Alterthums und s. Literatur vorzüglich durch die frühern christl. Lehrer unterdrückt, welche Alles, was mit dem Heidenthume in Verbindung stand, für verderblich und schädlich hielten und dadurch zum Verfalle der Wissenschaften ungemein beitrugen. Hierzu kam das Eindringen der noch rohen Germanen in die Länder des römischen Reichs, durch welche viele literarische Anstalten und Denkmale, namentlich die von den Kaisern zur Erziehung und Bildung der höhern Stände gestifteten Schulen zu Grunde gingen. Allein die Geistlichkeit bedurfte zur Vorbereitung für ihre Ämter nothwendig der gelehrten Bildung, namentlich der Kenntniß der alten Sprachen. Dies brachte die Cultur der weltlichen Wissenschaften in die Hände der Geistlichkeit, welche dieselben auch bis zu einer bessern und günstigern Zeit aufbewahrte und mit den Abteien, Stiftern und Klöstern Schulen verband, in denen die sogen. Encyklopädie, die in den 7 freien Künsten (s. d.) bestand, gelehrt wurde. Zu diesem Unterrichte bediente man sich hauptsächlich der Lehrbücher des Martianus Capella (461 n. Chr.) und des Cassiodorus (starb 563), die ebenfalls schon in den kaiserl. Schulen im Gebrauche gewesen waren. Doch findet man erst im 6. Jahrh. solche geistliche Schulen, in welche die Reste gelehrter Bildung sich flüchteten, zuerst in Frankreich, später in Irland, Schottland, England. Freilich wurde jener Unterricht zunächst auf die Zwecke der Theologie beschränkt. Die lat. Sprache nahm daher auch, besonders da sie fast nur geschrieben wurde, ein neues Colorit an, in welchem der Mangel an classischer Bildung, sowie der Einfluß kirchlicher und religiöser Vorstellungen und das Aufstreben der neuern europäischen Sprachen sich zeigte. So erzeugte sich das Mönchslatein. Sehr vortheilhaft für die gelehrte Bildung ward die Stiftung des Benedictinerordens durch Benedict von Nursia (starb 544), in dessen Regel befohlen wird, in jedem Kloster dieses Ordens Unterricht zu ertheilen, Bücher abzuschreiben und Büchersammlungen anzulegen. Die Schulanstalten, welche Karl d. Gr. und seine gelehrten Freunde stifteten, führten auf das Studium der lat. Sprache zurück. Aber erst seit dem 10. Jahrh. wurde durch häufigeres Lesen und Abschreiben der alten Classiker Geschmack, gelehrte Bildung und eine reinere Latinität herbeigeführt. Hierin besteht besonders das Verdienst der Congregation von Clugny und späterhin des Ordens der Cistercienser und Carthäuser (seit dem 12. Jahrh.). — Die arabische Literatur und Sprache gewann seit dem 7. Jahrh. viel Verbreitung und Ansehen. Durch die Araber wurde auch die Philologie erhalten und befördert, namentlich aber die griech. Literatur wieder aufgefrischt. Ihre eigne Sprache erhielt schon seit dem 7. Jahrh. eine gelehrte Behandlung. Im

11. und 12. Jahrh. thaten sich viele große Männer durch tieferes Studium der class. Literatur hervor, namentlich in Italien (wo seit dem 12. Jahrh. mehre Universitäten gestiftet wurden), in Frankreich und England. Hierher gehört Lanfranc aus Pavia und dessen Schüler Anselm aus Aosta; der gelehrte Gerbert (Papst Sylvester II., starb 1003), Bischof Abbo von Fleury (st. 1004) und Bruno von Köln (st. 1101). Die gelehrte Theologie führte zur Philosophie, diese auf Plato und Aristoteles zurück. Männer wie Abälard (st. 1142), Bernhard v. Clairvaux, Johann v. Salisbury, Roger Bacon u. A. verstanden Griechisch und schrieben ein besseres Latein. Aber sie hatten mit der unwissenden und intoleranten Geistlichkeit einen harten Kampf zu kämpfen, nach welchem (im 13. Jahrh.) das Studium der römischen Classiker und die bessere Latinität wiederum fast ganz verschwanden. Im 13. und 14. Jahrh. finden wir einige Anstalten, durch welche die hauptsächlich zum Behufe des Bekehrungsgeschäfts nothwendige Kenntniß der orientalischen Sprachen, namentlich der hebräischen und arabischen, unterstützt wurde; auch beförderte der Umgang der Christen mit den Mohammedanern im Orient und Occident während der Kreuzzüge diese Kenntniß; aber die gelehrte Behandlung dieser Sprache blieb noch weit zurück. Seit der Mitte des 14. Jahrh. erwachte wieder der Genius des class. Alterthums zuerst in Italien, von wo aus ein gründlicheres Studium und eine geschmackvollere Erklärung der class. Sprachen und ihrer Literatur sich fast über alle Theile Europas verbreitete. Italien wurde der erste Sammelplatz wahrer Philologen. Zwei seiner größten Nationalschriftsteller, Petrarca und Boccaccio, voll Feuer für die Werke des class. Alterthums, wirkten kräftig zur Verbreitung der römischen und griech. Literatur. Besonders waren es Cicero und Virgil, welche des Erstern Aufmerksamkeit auf sich zogen; doch bewog er Boccaccio, von flüchtig gewordenen Griechen die Sprache des Homer und Plato zu lernen, was ihm selbst bei seinem Alter nicht mehr gelingen wollte. Boccaccio brachte es in seiner Vaterstadt Florenz dahin, daß Johann von Ravenna, ein Zögling Petrarca's, für die römische, und für die griech. Literatur zuerst Leontius Pilatus, darauf Manuel Chrysoloras (1397) als Lehrer angestellt wurden. Durch Letztern, sowie durch Argyropulos u. a. ausgewanderte Griechen, die sich, als der Fall des oströmischen Reichs sie vertrieb, dem blühenden Italien zuwendeten, wurde in Schriften und mündlichen Vorträgen eine gründlichere griech. Sprachlehre in Umlauf gebracht und dadurch ein tieferes Verständniß der griech. Literatur eröffnet. In allen größern Städten Italiens, selbst in denen, welche keine Universität hatten, eröffneten Lehrer der alten Literatur ihre Hörsäle. Ihr Enthusiasmus theilte sich ihren Zuhörern mit, und durch diese wurde es (von 1400 — 1450) Ton der Republiken und fürstl. Häuser in Italien, die class. Literatur in Schutz zu nehmen und durch das Studium derselben einen reinen Geschmack wiederherzustellen. Ja, dieses Studium wurde zur Nationalangelegenheit erhoben. Der lebhafteste Eifer für dieselbe herrschte im 15. Jahrh. unter allen Ständen Italiens und gründete überall philologische Vereine. Auch wurden seit Petrarca und Boccaccio, welche selbst Werke der griech. und römischen Literatur sammelten und durch Abschriften verbreiteten, viele Privat- und öffentliche Bibliotheken angelegt und die literarischen Klosterschätze gemeinnütziger gemacht. In Florenz stiftete Cosmus von Medici (1429) die Platonische Akademie, sein Enkel Lorenz sammelte die reichsten Schätze der Literatur und Kunst, und zog die größten Gelehrten in jene Musenstadt; ebenso war Nicolaus V. für Rom thätig, in Mailand ein Visconti, in Verona ein della Scala, in Sicilien König Robert; in Venedig bildete Aldus Manutius einen für class. Literatur enthusiastisch wirksamen Kreis, und die eingeführte Buchdruckerkunst wirkte hier vorzüglich im Dienste der class. Literatur. Schnell vervielfältigten sich jetzt die Werke der class. Autoren; Sammlungen und Commentare erschienen, und die Philologie hatte durch jene Erfindung ihre eigent-

liche gelehrte Gestalt angenommen; denn das gemeinsame Zusammenwirken der Sprachkenner wurde durch sie erst möglich gemacht, oder wenigstens erleichtert, und die Musterwerke des Geistes, sowie die Untersuchungen über dieselben, waren dem Zufalle weniger ausgesetzt, als bei der mangelhaften schriftlichen Verbreitung. Die schönste Frucht dieser Cultur offenbarte sich aber darin, daß das Lesen der Classiker des Alterthums und die Kenntniß der alten Sprachen nicht mehr allein dem Zwecke der Kirche und Theologie diente, sondern die Bildung des Geistes überhaupt zum Zwecke hatte. Glückliche Nachbildungen der Alten und eine reinere römische Schreibart, worauf man vielleicht nur zu hohen Werth legte, bezeugen, wie sehr man diesen Zweck erreichte. Wir nennen noch als ausgezeichnete Philologen dieser Periode einen Leonardo Bruni v. Arezzo (1370—1444), Poggius Bracciolini (1380—1459), Lorenzo Valla (1407—57), Nic. Perottus, Franc. Philelphus, Pompon. Lätus, Marsilius Ficinus (1433—99) und Angelo Poliziano (1454—92). Von Italien aus wurde das erwachte Studium der class. Literatur zunächst nach Frankreich verbreitet. Wir finden im 15. Jahrh. Griechen und Italiener als Lehrer der Philologie in Paris, und viele Übersetzungen der römischen Classiker ins Französische. — In England verbreitete sich eine gründliche Philologie erst seit dem Ende des 15. Jahrh. durch einige in Italien gebildete Gelehrte. — In Deutschland wurde dieselbe hauptsächlich von den Niederlanden aus verbreitet und durch eine wohlthätige Reform des Schulunterrichts in Niederdeutschland vorbereitet. Die ersten Philologen Deutschlands bildeten sich in Italien aus, z. B. Rud. Agricola (1442—85), C. Celtes (1459—1508) und Joh. Reuchlin (1454—1521), Ersterer ein Schüler des Thomas von Kempten, der Zweite vorzüglich durch die Stiftung gelehrter Gesellschaften in Deutschland, Letzterer durch die Wiedererweckung der hebr. Philologie berühmt. Das im 16. Jahrh. in dem gebildeten Europa überall verbreitete philologische Studium zeigte den günstigsten Einfluß nicht nur auf allgemeine Cultur, sowie auf Philosophie, sondern auch auf alle specielle und positive Wissenschaften. Ohne diesen Einfluß würde auch die kirchliche Reform, welche Luther und seine Freunde unternahmen, nicht zu Stande gekommen seyn. Und eben dieser Einfluß war es wieder, welcher den Einfluß für Philologie und das Ansehen der class. Literatur unterstützte und erhielt. Ja, dieses Studium ward die Grundlage der neuen europ. Bildung. In diesem Jahrh. finden wir noch einen der ersten Humanisten (denn Humaniora wurden seit dem Mittelalter die Wissenschaften, die in das class. Alterthum einführen, und Humanisten ihre Priester, wenn auch nicht mit Recht, ausschließend genannt), der insbesondere auf Deutschland den größten Einfluß äußerte und das Studium der griech. Literatur vorzüglich förderte, Desiderius Erasmus (1467—1536, s. d.) in voller Thätigkeit. Seit Ende des 16. Jahrh. aber, wo in Italien das Studium der alten Literatur wieder vermindert ward (in den neuern Zeiten wurde dort dieselbe fast ausschließlich in Beziehung auf Kunstgeschichte und Alterthümer bearbeitet), war Holland die Schule der größten Philologen, die sich namentlich um die Etymologie der alten Sprachen, um die Grammatik, niedere Kritik und grammatische Erklärung großes Verdienst erwarben und späterhin die Philologie vorzüglich auf das Studium der Jurisprudenz anwandten. Hier nennen wir den weltberühmten Hugo de Groot [Grotius] (1583—1645), der als Exeget Muster war und die Philologie mit Theologie enger verband; ferner einen Justus Lipsius, Adr. Jonghe (Junius), Gruter, Dan. und Nic. Heinsius, die Gronov, Burmann, einen Perizonius, Lamb. Bos, Siegebert Havercamp, Drakenborch, Oudendorp, Hemsterhuis, Wesseling, Lennep, Hoogeven, Valkenaer, Ruhnken, Wyttenbach u. A. Auch die orientalische Philologie wurde hier emporgebracht, z. B. durch die berühmten Orientalisten Erpen (1584—1624), Leusden, Hadr. Reland, den in dieser Wissenschaft Epoche machenden Albert Schultens (1686—

1750) u. A. Die Verdienste der Engländer um die classische Philologie, besonders seit dem 17. Jahrh., bezeugen die Namen: Th. Creech, Barnes, Joh. Hudson, Baxter, Clarke, Joh. Taylor, Rich. Daves, Wakefield, Robert Wood, Zach, Pearce, Middleton, Potter, Heath, Warton, Musgrave, Tyrwhitt, Joh. Toup, der geniale Kritiker Rich. Bentley und Rich. Porson. Aber auch die orientalische Philologie, wie die Namen eines Selden, Lightfoot, Walton, Sam. Clarke, Pearson, Castell, Lowth, Kennicot, beweisen, und die empirische Sprachkunde überhaupt, namentlich das Studium der neuern Sprachen, wurde von den überall verbreiteten Engländern zu einem bisher unerreichten Gipfel erhoben, auf welchem es noch gegenwärtig steht, während das Studium der class. Philologie etwas gesunken ist. In Frankreich fand die Philologie, besonders vom Anfange des 16—17. Jahrh., viele Gönner und Freunde; hier wurde sie bald auf Theologie und Jurisprudenz angewendet, seltener selbständig bearbeitet. Beispiele sind Wilh. Budé oder Budäus (1467—1540), und nach ihm Jac. Cujacius, Brissonius, später Dionys. Gothofredus (st. 1622) u. A. Zu den um die class. Philologie verdientesten Franzosen aber gehören ein Lambin, Muretus, die gelehrten Buchdrucker Rob. und Henr. Stephanus (Etienne), die großen Polyhistoren Jul. Cäs. Scaliger (della Scala, eigentlich aus Verona), dessen Sohn Jos. Just. Scaliger, ferner Hadr. Turnebus (Tournebeuf), Claudius Salmasius (Saumaise), Isaak Casaubonus, Vigerius (Vigier), du Fresne, Faber (le Fevre), der Archäolog Montfaucon u. A. Auch wirkte das Studium der class. Literatur bei den Franzosen sehr auf ihre Nationalliteratur, in welcher sie (z. B. in der Tragödie) die Alten nachzuahmen strebten, ohne ihren Nationalcharakter verleugnen zu können. In neuern Zeiten sind die philologischen Studien sehr vernachlässigt worden, und nur einige bedeutende Namen, wie Villoison, la Rochette, Boissonade, Larcher, Gail anzuführen. Dagegen ist es eine mit der Eitelkeit dieser Nation zusammenhängende Erscheinung, wenn wir bei ihnen auch Gegner der alten Literatur (z. B. Perrault, Hardouin, de la Motte) auftreten sehen. Im 17. Jahrh. fand die orientalische Philologie bei den Franzosen Freunde: Bochart, d'Herbelot, le Jay, la Croze, Houbigant u. A., besonders aber die zu unserer Zeit berühmten Silvestre de Sacy und Louis Matthieu Langlès. Die Kenntniß neuerer Sprachen ist den Franzosen bei der großen Ausbreitung der ihrigen und der damit begründeten Nationaleitelkeit weniger Bedürfniß gewesen. Spanier und Portugiesen haben nur wenige ausgezeichnete Philologen zu nennen. Um so größer dagegen ist die Zahl der Deutschen, die mit Gründlichkeit und Vielseitigkeit das Gebiet gelehrter Sprachkunde und Alterthumswissenschaft ausgemessen haben. Wir nennen aus dem 16. Jahrh. nur noch einen Joach. Camerarius, den Verbreiter der griech. Literatur, den Lexikographen Bas. Faber, und den gelehrten Forscher des Alterthums, Joh. Georg Grävius (Gräve); aus dem 17. Jahrh., in welchem die Philologie weniger begünstigt wurde, den gelehrten Kasp. Barth, Joh. Freinsheim, Weller, Chph. Cellar; aus dem 18. einen Ludolf Küster, Franz Budäus, J. A. Fabricius, Lange, Frisch, Hederich; darauf, seit der Mitte dieses Jahrh., Joh. Matth. Gesner, Urheber einer gründlichen und geschmackvollern philolog. Schule, mit welcher die Blüthe der selbständigen Philologie unter den Deutschen beginnt, die durch die geistreichen Ansichten eines Winckelmann, Lessing und Herder über das Alterthum und dessen neuentdeckte Schätze in Italien zu einer Höhe getrieben wurde, die gegenwärtig ihren Gipfel erreicht zu haben scheint; ferner seine Nachfolger Ernesti, Reiske, Heusinger, Duker, Wesseling, Fischer, Reiz, Brunck, und die im 19. Jahrh. größtentheils noch lebenden Philologen Heyne, Wolf, Beck, Schneider, Harles, Matthiä, Buttmann, Schütz, Oberlin, Spalding, Schweighäuser, Herrmann, Heindorf, Schäfer, Böckh, Creuzer, Schleiermacher, Bekker, Voß, Eichstädt, Jacobs, Passow u. A. Die orientalische Philologie, namentlich die hebr. Literatur und Sprache, wurde im

16. Jahrh. von Burdorf, im 17. von Glaß, Pfeifer, im 18. und 19. von Michaelis, Danz, Dathe, Hezel, Coceji, Schnurrer, Tychsen, Eichhorn, Paulus, v. Hammer, Vater, Gesenius, neuerdings der Sanskrit durch A. W. Schlegel, Kosegarten, Bopp, das Chinesische durch Montucci und Klapproth u. m. A. gründlich bearbeitet. Der Einfluß dieses philolog. Fleißes zeigt sich besonders deutlich in der Theologie, denn wir finden die größten Exegeten unter den Deutschen seit dem Zeitalter der Reformation. Melanchthon, Beza leuchteten vor. Ihnen folgten im 17. Jahrh. Jablonski, Herrman v. d. Hardt, Reineccius, Simon; im 18. Jahrh. Semler, Ernesti, Morus, Koppe, Ilgen, Griesbach, Matthäi, Storr, Nösselt, Knapp, Paulus, die Rosenmüller, de Wette ꝛc. Die Jurisprudenz wurde durch Philologie aus allen Quellen entwickelt und als gelehrte Wissenschaft ausgebildet, welchen Charakter sie noch jetzt bei den Deutschen trägt. Die Geschichtsforschung und Erdbeschreibung wurde durch sie auf die mannigfaltigste Weise befördert und erweitert, und kein Fach der Wissenschaften und Künste blieb ohne ihre Unterstützung, sowie man umgekehrt das Studium der class. Literatur durch antiquarische und archäologische Kenntniß förderte (man denke an Heyne, Böttiger, Voß). Wir fügen diesem kurzen Abrisse der Geschichte der Philologie die Übersicht des oben genannten Creuzer's bei, welche von dem Wiederaufleben der class. Literatur im 14. und 15. Jahrh. ausgeht. „Zwar", sagt dieser, „gab es keine Zeit, wo eine bestimmte Richtung Aller nach Einer Seite hin sichtbar wäre, jedoch lassen sich verschiedene Perioden unterscheiden, nach dem in jeder herrschenden Grundtriebe des philologischen Strebens. Und da zeigt sich zuerst der noch unbestimmte Trieb der Nachahmung. Die ideale Ganzheit und Schönheit des classischen Alterthums erschien dem geraden und natürlichen Sinne, und ward getreulich aufgefaßt von unbefangenen, edeln Gemüthern. Beides, die Erzeugnisse alter bildender Kunst, wie die der Rede, verehrte man mit einer und derselben Andacht, wie denn überhaupt in der Gesinnung und Stimmung die Humanisten dieser Zeit von den bildenden Künstlern sich noch nicht so sehr trennten, als oftmals nachher geschah. Beide, gleich begeistert durch den Anblick jener großen Productionen, suchten das Gleiche hervorzubringen, und in allen Elementen des Lebens und Wissens regte sich der unbestimmte, unschuldige Trieb der Reproduction. Aber eben jene Bewußtlosigkeit der Nachahmung gestattete noch keine gesetzmäßige Unterscheidung mancher zufälligen Form, worunter das Antike erscheint, von dem Nothwendigen und Bleibenden seines Wesens. Diese Periode kann demnach die des Sinnes heißen. Exempel in dieser Rücksicht sind hier Poggius, Angelus Politianus und Marsilius Ficinus; Letzterer als Wiederhersteller alter Philosophie. Es folgt die Periode des Realismus bei vorherrschendem Princip der Polyhistorie. Sie ward veranlaßt durch die gegründete Überzeugung von der Nothwendigkeit umfassender, realer Gelehrtheit bei jedem Versuche, Werke des Alterthums gründlich herzustellen und zu erklären. Sie ward Verirrung, als der Stoff die Form zu überwältigen begann, als die Sorge des materiellen Anhäufens die organische Einheit verdrängte, als es Triumph des Philologen ward, im reichen Vorrathe des Wissens zu schwelgen, als der dienende Geist sich selbstgefällig in dem Spiegel seiner Gelehrsamkeit beschaute. Repräsentanten für diese Periode, und mehr oder weniger ihrer Verirrung hingegeben, sind die Scaliger, Claude Saumaise, Gerh. und Joh. Vossius, Kasp. Barth u. A. Was diese großen Polyhistoren gewirkt hatten, ward erst recht einleuchtend, aber auch erst recht brauchbar durch die kritischen Bemühungen der folgenden Periode, die wir die des Verstandes nennen können. Das jetzt herrschende Princip einer heilsam sondernden und sichtenden Kritik trat ins Mittel und schied den ungeheuern, durch die Allbelesenheit jener Männer gewonnenen, Stoff. Es prüfte schärfer den formalen Werth der Werke des Alterthums, unterschied genauer das Unechte von dem Echten. Eine tiefere Sprachkunde und ein

steter Blick auf den Contert gaben größere Sicherheit in Kritik und Auslegung. Formelle Ordnung der materiellen Kenntniß, Feinheit der Wahl, Schärfe des Denkens, Richtigkeit des Geschmacks waren jetzt mehr noch als die Masse des Wissens Foderungen an den Philologen. In dieser Richtung der Wissenschaft zeichnen sich aus der kühne und geniale Rich. Bentley, der gründliche und besonnene Tib. Hemsterhuis, und mit dem besten Erfolge gingen auf diesem Wege fort David Ruhnken, der die Schnelligkeit des Erfindens mit der Ruhe des Begründens glücklich vereinigte, der umfassende und productive Kritiker Ludw. Kasp. Valkenaer, und unter den jetzt Lebenden mehre Philologen auch unsers deutschen Vaterlandes (z. B. der um die tiefere Begründung der griech. Sprachlehre und Metrik so verdiente, scharfsinnige Philolog und Kritiker, G. Herrmann). Die fortdauernde Herrschaft des kritischen Princips zeigt allenthalben seine gedeihlichen Folgen, wiewol nun wieder in dem Bestreben der Einzelnen manche Verschiedenheit der Richtung sichtbar wird, z. B. in der Conjecturalkritik der so rasche Sinn eines Reiske und Brunck einerseits (der in einigen Schulen in Frechheit ausartet) und die fleissinnige Anhänglichkeit ans Urkundliche in Joh. Fr. Fischer. Eine Periode der herrschenden Vernunft würde diejenige heißen können, in welcher der Realismus und Idealismus (oder vielmehr Materialismus und Formalismus) der Philologie, geläutert durch Kritik und verbunden mit hoher Würdigkeit und Gesinnung, als der bleibende Charakter aller ihrer Pflege erschiene. Mit der hier mitgetheilten Übersicht stimmt auch eine andre ziemlich überein, welche Ast in s. „Grundriß der Philologie" (Landshut 1808) mittheilt. Er unterscheidet nämlich in der neuern Behandlung der Philologie 3 Perioden: 1) die der echten (lebendigen) Philologie, wo man das Alterthum in seinem gesammten Leben auffaßte und vorzüglich durch die Musterwerke der classs. Schriftsteller sich im Geiste des Alterthums zu bilden suchte; sie umfaßt das 14., 15. und 16. Jahrh.; 2) die des materialistischen Studiums der alten Welt, vom Anfange des 17. Jahrh.; 3) die des formellen Studiums, im 18. Jahrh. Aber dieser Schriftsteller ist ungerecht, wenn er die Fortschritte der Philologie am Ende des 18. und im 19. Jahrh. durch den Namen des formellen Studiums zu charakterisiren gedenkt.

Die Idee der Philologie hat sich allmälig, und erst in unserm wissenschaftlichen Zeitalter zu einem umfassendern und bestimmtern Begriffe entwickelt und ausgebildet. II. Genauerer Begriff der Philologie. Es ist bemerkt worden, daß die Sprachen der Griechen und Römer zuerst eine gelehrte Ausbildung und Bearbeitung erhielten; damit hängt zusammen, daß bei ihnen zuerst von einer Literatur im eigentlichen Sinne, als einem organischen Ganzen von Schriften, in welchem sich die allseitige Bildung eines Volks auf wahrhaft menschliche Weise offenbart, die Rede sein kann, und dies ist der Grund, warum selbst späterhin, als auch die orientalischen und alle neuere Sprachen grammatische Behandlung empfangen hatten, und man, die Etymologie des Worts beachtend, die Sprachwissenschaften überhaupt, oder die Linguistik philologische Wissenschaften oder Philologie nannte, und daher ebenfalls von orientalischer Philologie sprach, dennoch das Studium und die Wissenschaft der griechischen und römischen Literatur vorzugsweise Philologie nannte, sowie das griechische und römische Alterthum im vorzüglichen Sinne das Alterthum. Man geht aber vielleicht zu weit, wenn man die Philologie geradezu als Alterthumswissenschaft bezeichnet, wie Wolf in s. meisterhaften Darstellung der Alterthumswissenschaft („Museum der Alterthumswissenschaft", herausg. von Fr. Aug. Wolf und Philipp Buttmann, 1. Bd., 1. St., Berl. 1807) thut, welcher jedoch zugleich bemerkt, daß die Alterthumswissenschaft zu denjenigen Theilen unsers Wissens gehöre, welche in ihren reichen Materialien, verschiedenen Behandlungsarten und wechselnden Namen, schwankende Grenzen und unbestimmten Umfang verrathen. Denn man verwechselt hierbei das We-

Gesetzen, welche die Welt regieren, und sie sind nicht weniger die Gesetze der Menschen, welche sie zu Gesetzen ihres Handelns machen. Sie sind die Gesetze, welche die Menschen in ihrer Vernunft finden, oder welche ihnen durch Offenbarung und Autorität bekannt sind

tur nach ihrem ganzen Umfange. Den Vorrath der vollständigen und in Bruchstücken enthaltenen Schriften der Griechen und Römer, mit Ausschluß der nicht hierher gehörenden Kirchenväter, berechnet Wolf auf 1600, wovon die Gesammtzahl der lateinischen wenig über ein Viertel beträgt, und worunter viele Hauptschriften sind, welche der alten Bildung und nachher der unserigen die bestimmtesten Richtungen gegeben haben. Alle diese Wissenschaften und Kenntnisse nun bilden die Philologie, die mithin ein Inbegriff mehrer Wissenschaften und Kenntnisse ist, durch welche das class. Alterthum in seinen schriftlichen Geisteswerken lebendig aufgefaßt und erkannt werden soll. Da sich nun in diesen Werken der Geist des Alterthums am reinsten abspiegelt, so haben die neuern Bearbeiter dieser Wissenschaft und Die, welche (wie Wolf, Ast, Creuzer) ihre Schilderung entworfen haben, die Philologie selbst überhaupt das Studium oder die Wissenschaft des class. Alterthums, in einem gesammten wissenschaftlichen und künstlerischen, öffentlichen und bürgerlichen Leben genannt. Hülfswissenschaften der Philologie werden, wegen Wechselwirkung aller Theile der Alterthumswissenschaft, alle übrige Theile der letztern sein, mithin a) alte Erdkunde, welche Wolf in mythische Geographie (auch Uranographie) und historische Geographie, nebst Chorographie und Topographie eintheilt; b) die allgemeine Geschichte der Völkerschaften des Alterthums selbst, nebst Chronologie und historischer Kritik als deren Hülfsmitteln; c) die sich hier anschließenden griechischen und römischen Antiquitäten (s. Alterthümer), oder Geschichte der einzelnen Zustände, Verfassung und Sitten der vornehmsten Völker Griechenlands und der Römer; d) Mythologie, oder religiöse Sagenkunde der Griechen und Römer; e) Geschichte der Philosophie und der übrigen Wissenschaften der Griechen und Römer; f) Geschichte der Kunst des Alterthums und der einzelnen Künste insbesondere, mit Einschluß der Poesie; g) Archäologie, wozu auch die Epigraphik oder Inschriftenkunde beider Völker und die Münzkunde in Beziehung auf dieselben gehört; h) Geschichte der Alterthumswissenschaft; und endlich i) Ästhetik (insbesondere Poetik) und philosophische Kritik zur Würdigung der alten Schriftsteller. Allein nicht durch den Umfang der Wissenschaften, welche die Philologie unter sich enthält, sondern durch die Verbindung derselben zu einem nothwendigen und wahrhaft menschlichen Zwecke, und durch diesen Zweck selbst wird der Begriff der Philologie und deren Würde erst vollständig bestimmt. Der Zweck der Philologie geht aber in dem Zwecke der Alterthumswissenschaft überhaupt auf. Diese ist, nach Wolf, der Inbegriff der Kenntnisse und Nachrichten, die uns mit den Handlungen und Schicksalen, mit dem politischen, gelehrten und häuslichen Zustande der Griechen und Römer, mit ihrer Bildung, ihren Sprachen, Künsten und Wissenschaften, Sitten, Religionen, Nationalcharakteren und Denkmalen so bekanntmachen, daß wir geschickt werden, die von ihnen auf uns gekommenen Werke gründlich zu verstehen, und mit Einsicht in ihren Inhalt und Geist, mit Vergegenwärtigung des alterthümlichen Lebens und Vergleichung des spätern und des heutigen zu genießen. Niedere und untergeordnete Zwecke sind daher, äußere Vortheile zu erlangen, oder durch alte Sprachkenntniß den Titel des Gelehrten zu erwerben, welches man oft durch die Phrase ausdrückt: „Ein guter Grieche oder Lateiner werden", gewisse andre Wissenschaften in Beziehung auf Stoff und Form dadurch zu erweitern und zu verbessern, welchen Nutzen die Philologie insbesondere der Theologie und Jurisprudenz leistet. Ein höherer Zweck findet statt, wenn das Studium der alten Sprachen und Schriften, welche als die schönsten Denkmale des Geistes auch auf unsere Bildung einwirken, für sich selbst betrachtet wird. „Übungen des Denkens", sagt Wolf sehr schön, „an Sprachen, die das Höchste und Tiefste, was im Menschen liegt, zusammenfassen, vornehmlich fremden Sprachen, eröffnen das Feld aller abstracten Untersuchungen und reizen zum Nachdenken über die Intellectualität. Die zweckmäßigste Behandlung

der schriftlichen Werke des Alterthums wirkt als Vorbereitung zu kräftiger Ausbildung. Alle Seelenkräfte werden durch die Erklärung und Berichtigung der Werke des Alterthums beschäftigt und wissenschaftlich und künstlerisch angestrengt. Und welche Fülle wichtiger Lehren und Erfahrungen eröffnet nicht dieses Studium, indem es unter allen Theilen der Alterthumswissenschaft vorzugsweise die Kenntniß der alterthümlichen Menschheit in einer organisch entwickelten bedeutungsvollen Nationalbildung verschafft? Diese Kenntniß ist um so wichtiger, weil nur im alten Griechenlande sich findet, was wir anderswo fast überall vergeblich suchen, Völker und Staaten, die in ihrer Natur die meisten solcher Eigenschaften besaßen, welche die Grundlage eines zu echter Menschlichkeit vollendeten Charakters ausmachen; Völker von so allgemeiner Reizbarkeit und Empfänglichkeit, daß Nichts von ihnen unversucht gelassen wurde, wozu sie auf dem natürlichen Wege ihrer Ausbildung irgend eine Anregung fanden, und die diesen Weg unabhängiger von der Einwirkung der andersgesinnten Barbaren und weit länger fortsetzten, als es in nachfolgenden Zeiten und unter veränderten Umständen möglich gewesen wäre; die über den beengten und beengenden Sorgen des Staatsbürgers den Menschen so wenig vergaßen, daß die bürgerlichen Einrichtungen selbst zum Nachtheile Vieler, und unter sehr allgemeinen Aufopferungen, die freie Entwickelung menschlicher Kräfte überhaupt bezweckten; die endlich mit einem außerordentlich zarten Gefühle für das Edle und Anmuthige in den Künsten allmälig einen so großen Umfang und so viel Tiefe in wissenschaftlichen Untersuchungen entwickelten, daß sie unter ihren Überresten neben dem lebendigen Abdrucke jener seltenen Eigenschaft zugleich die ersten bewundernswürdigsten Meister von idealen Speculationen aufgestellt haben. Dieses also ist der höchste Zweck humanistischer Studien. Ast sagt in s. trefflichen „Grundrisse der Philologie", nicht um der todten Gelehrsamkeit und des mechanischen Wissens willen, noch wegen der Sprachkenntnisse, studirt der Philolog die Werke der classischen Schriftsteller, sondern um eine wahre und lebendige Anschauung und Kenntniß des classischen Alterthums zu erlangen, welches uns in so Vielem Muster bleiben wird. Der Philolog soll nicht bloß Sprachmeister oder Antiquar sein, sondern auch Philosoph und Ästhetiker; er soll ja den ihm gegebenen Buchstaben nicht bloß in seine Bestandtheile zerlegen können, sondern auch den Geist erforschen, welcher den Buchstaben bildete, um die höhere Bedeutung des Buchstaben zu ergründen und die Form zu würdigen, in welcher der Buchstabe zur Offenbarung des Geistes sich dargestellt hat. Ohne dieses höhere wissenschaftliche Leben ist die Philologie entweder bloßer Formalismus, oder bloßer Materialismus; jenes als einseitiges Sprachstudium betrachtet, dieses als bloße antiquarische Gelehrsamkeit. Die Form, vom Inhalte oder Stoffe getrennt, ist ein leeres, gehalt- und bedeutungsloses Wesen, der Stoff aber ohne Form ein regelloses, chaotisches Unding. So wichtig nun der Einfluß der wahren Philologie auf eine höhere Bildung ist, insofern Sprache und Literatur des class. Alterthums, sowie dieses selbst, nicht bloß historisch gefaßt, sondern zugleich, um mit Creuzer zu reden, als exemplarisch angesehen wird, indem die Schriften der Alten in Form und Inhalt, in Gedanken und Vortrag Muster alles Denkens und aller Rede sein können und ebendeßwegen classisch heißen, so große Ansprüche daher auch die Philologie in dem Kreise der höhern Erziehung und des gelehrten Unterrichts auf höhern Schulen machen darf, so werden doch auch oft die Ansprüche der Philologie übertrieben, und die Überschätzung des Alterthums und seiner Werke zeigt uns einen befangenen Sinn und einseitig beschränkten Geschmack. Ja, dieser Pedantismus ist unter den Philologen von Profession bis auf unsere Zeit so einheimisch gewesen, daß man den Titel eines Philologen und eines Pedanten ziemlich gleichbedeutend gebraucht hat. Ein Grund des letztern liegt freilich hauptsächlich in der geistlosen Absonderung der alten Sprachkenntniß von dem Kreise und Zwecke der Alterthums-

wissenschaft; ein andrer, aber nicht minder verbreiteter in dem falschen Begriffe von Classicität, in der beengten Richtung auf das Alterthümliche, und in der daher entspringenden Überschätzung desselben, verbunden mit Herabsetzung der neuern Bildung und Literatur. Viele verstehen unter dem Classischen nur die Correctheit und Klarheit des Styles, welche sie freilich in einer todten, d. h. nicht mehr fortschreitenden Sprache, deren Regeln sie nach den Schriftstellern selbst, die sie classisch nennen, geformt und von ihnen abstrahirt haben, leichter als in einer noch lebenden antreffen müssen. Auch sind uns die Alten nicht Muster in jeder Beziehung, die wir blind und unfrei nachahmen müßten; denn herrschte auch bei ihren Darstellungen die Neigung zur äußern Schönheit oder zur vollkommenen Gestaltung, so blüht doch jedem Lande und Volke seine eigenthümliche Schönheit. Wir werden daher unsere Bildung nur dadurch erhöhen und vollenden, wenn wir den Geist des Alterthums, nicht bloß den Buchstaben, mit Freiheit auffassen und die classische Bildung als eine edle Form der Menschheit zu würdigen wissen. Eine solche erhöhete und vollendete Bildung zeigen Diejenigen auch wirklich, welche durch das classische Alterthum, wie der bildende Künstler durch die Herrlichkeit der sichtbaren Natur, zu selbstthätigem Bilden und Hervorbringen angeregt werden; sie haben, um mit Creuzer zu reden, durch das Studium des Alterthums einen Ton empfangen, der durch das ganze Leben geht, da hingegen dem eigentlichen Gelehrten ohne diese Bildung immer Etwas fehlt, was er, um seine Wissenschaft zu vollenden, empfindlich vermissen wird. Aber man geht zu weit, wenn man behaupten wollte, daß ohne philologische Studien überhaupt keine edle Bildung möglich wäre, welche Behauptung durch die Bildung edler Frauen ebensowol als durch die philosophische, poetische und gesellige Bildung Derer widerlegt wird, gegen welche der gewöhnliche Philolog, wo es auf Selbstthätigkeit, Geist und Leben ankommt, die ja das endliche Ziel aller Bildung sind, oft im großen Nachtheile steht. Dem philologischen Pedantismus steht gegenwärtig die Oberflächlichkeit der sogen. Schöngeister (was man sonst so nannte, bezeichnet unsere Ansicht sehr gut) entgegen, welche entweder durch Übersetzungen, die nach Wolf's Ausdruck nur halbe Bekanntschaften machen, den Geist des Alterthums ergreifen zu können glauben, oder die neueste Literatur unbedingt und keck über die alte erheben; ferner die Unwissenheit Derer, welche als Gelehrte besonderer Facultätswissenschaften sich der philologischen Studien entschlagen zu können glauben. Wir erinnern aber an Das, was früher über die Vortheile des Schreibens, Sprechens und Behandelns der classischen Sprachen gesagt worden ist, und fragen Jeden, ob nicht eben die gründlichsten Gelehrten aller Facultäten durch philologische Studien gebildet, und von dem Geiste des Alterthums ergriffen waren? Weil jedoch Viele aus den Alten Nichts mehr zu lernen finden, so haben sie auch vergessen, wie viel sich aus ihnen noch lernen ließe. Indessen wird trotz ihrer Verachtung der philologischen Studien, so lange Männern von tiefer Einsicht und hoher Bildung die Leitung gelehrter Schulen und des akademischen Unterrichts unterworfen ist und die gelehrte Cultur nicht in ihrer Wurzel erstickt werden soll, die Philologie stets den ersten Gegenstand der gelehrten Erziehung ausmachen. Wir empfehlen daher M. J. C. Jahn's „Jahrb. für Philologie und Pädagogik ꝛc." (Lpz. 1826 fg.).

Philomele, Tochter Pandion's, Königs von Athen, welche in eine Nachtigall verwandelt wurde. Nach der Sage heirathete Prokne, Schwester der Philomele, den thrazischen Fürsten Tereus. Als ihr Sohn Itys heranwuchs, reiste Tereus nach Athen. Prokne bewog ihn, ihre Schwester Philomele mitzubringen. Auf dem Wege entehrte er sie und schnitt ihr, damit es geheim bliebe, die Zunge aus. Philomele aber that es der Schwester durch ein Gewebe kund, worauf Beide aus Rache den Itys schlachteten und dem Vater auftischten. Indem dieser, die Überbleibsel erkennend, sie verfolgte, riefen sie die Götter um Erbarmen an, und Alle

wurden verwandelt. Prokne entfloh als Nachtigall in die Wälder, über Itys wehklagend, Philomele als häusliche Schwalbe mit abgestoßenem Gezirp, wegen der verstümmelten Zunge, winselte Tereu; und Tereus rief noch als Wiedehopf ein suchendes Pu (oder Wo). Die Nachtigall ward mit beständiger, die Schwalbe mit halber Schlaflosigkeit bestraft. Eine spätere Verwechselung machte die Philomele zur Nachtigall, und die Prokne zur Schwalbe.

Philopömen, der letzte große Feldherr der Griechen, geb. zu Megalopolis in Arkadien 253 v. Chr. Nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters erzog ihn mit Sorgfalt Kassander, ein edler Mantinäer. Zwei akademische Philosophen wurden seine Lehrer und flößten ihm die hohen Grundsätze der Ehre und Vaterlandsliebe ein. Aber nicht die Stille der Studien, sondern die Thätigkeit des Lebens zog ihn an; kriegerischer Ruhm war s. Leidenschaft, und alle s. Jugendübungen waren schon dahin gerichtet. Kaum konnte er die Waffen tragen, als er sich muthig zu Denen von seinen Landsleuten gesellte, welche Einfälle in das spartanische Gebiet machten. Er war 30 Jahre alt, als Kleomenes, König von Sparta, Megalopolis bei Nacht überfiel. Ph., der vergeblich ihn zu vertreiben gesucht hatte, deckte den Rückzug der Einwohner nach Messene mit der äußersten Lebensgefahr. Als Antigonus, König von Macedonien, den Achäern gegen Kleomenes zu Hülfe kam, stieß Ph. mit der Reiterei seines Vaterlandes zu ihm und that sich rühmlich hervor in der Schlacht von Sellasia, in welcher die Spartaner gänzlich geschlagen wurden. Antigonus trug ihm s. Dienste an; aber Ph. trat nur auf einige Jahre als Freiwilliger in jene treffliche Kriegsschule, um an einem innern Kriege auf Kreta Theil zu nehmen. Mit hohem Ruhme kehrte er zurück und erhielt von den Achäern den Befehl über die Reiterei, welche unter s. Führung durch ganz Griechenland furchtbar ward. In einer Schlacht mit den Ätoliern und Eleaten erlegte er mit eigner Hand den Anführer der eleatischen Reiterei, und gewann dadurch den Sieg. Die größten Erfolge errang er als Oberfeldherr des achäischen Bundes, wozu er 210 v. Chr. ernannt wurde. Nachdem er das Kriegswesen der Achäer umgeschaffen, führte er sie ins Feld gegen Machanidas, Tyrannen von Sparta, der mit einem furchtbaren Heere gegen Achaia ausgezogen war. Bei Mantinea trafen die Heere auf einander. Nach einem harten Kampfe tödtete Ph. in persönlichem Gefechte den Machanidas und gewann einen vollständigen Sieg. Diese That verewigten die Achäer durch eine eherne Statue in dem delphischen Tempel. Als die Achäer dem Nabis, einem spätern Tyrannen von Sparta, den Krieg erklärt hatten, und dieser Gythium belagerte, wollte Ph. ihn zur See angreifen, mußte aber seine Kühnheit mit einer Niederlage bezahlen. Er rächte sich durch einen Überfall des feindlichen Lagers, zog sodann gegen Sparta, stieß auf die Truppen des Nabis und brachte ihnen einen großen Verlust bei. Bald nachher wurde Nabis ermordet, Sparta von den Ätoliern eingenommen und geplündert. Die Einw. hatten eben zu den Waffen gegriffen, als Ph. mit einer geringen Macht dazu kam. Er benutzte den Vortheil des Augenblicks, die Lacedämonier zur Vereinigung mit dem achäischen Bunde zu bewegen, 191 v. Chr. Das Volk wollte dem Wiederhersteller der Ruhe seine Dankbarkeit durch ein Geschenk von 120 Talenten beweisen, welche aus dem Vermögen des Nabis gelöst worden waren; aber Ph. schlug es aus. Die Eintracht war indeß von kurzer Dauer. Mißvergnügte reizten den Unwillen der Spartaner gegen die von den Tyrannen verbannten, unter dem Schutze der Achäer aber zurückgekehrten Bürger. Man behandelte sie feindlich, hob das Bündniß mit den Achäern auf und bat die Römer um Beistand. Ph. kündigte als Feldherr der Achäer Sparta den Krieg an. Der römische Consul Fulvius suchte den Frieden zu vermitteln; die von beiden Theilen nach Rom geschickten Gesandten kamen mit unbestimmten Antworten zurück. Ph. ging indeß auf Sparta los und foderte die Auslieferung der Unruhestifter. Wirklich begaben sich diese in Beglei-

tung der vornehmsten Spartaner ins achäische Lager; aber als hier die Klagen untersucht werden sollten, kam es unvermuthet zwischen den Spartanern und Verbannten zu einem Handgemenge, an welchem auch bald die Achäer Theil nahmen. 73 Lacedämonier wurden dabei zu Gefangenen gemacht und von Ph. nach einer kurzen, offenbar parteiischen Untersuchung hingerichtet. Dadurch geschreckt, übergaben die Spartaner die Stadt, welche Ph. mit derselben Strenge behandelte, als wäre sie mit Sturm genommen worden. Er befahl, ihre Mauern niederzureißen, ihre Miethvölker zu entlassen, die Vertriebenen wieder aufzunehmen, die von den Tyrannen in Freiheit gesetzten Sklaven zu verjagen und statt der Gesetze Lykurg's die Gesetze Achaia's anzunehmen. Die Römer, an welche sich die Lacedämonier wandten, erklärten diese Bedingungen zwar für unbillig und grausam, fügten jedoch hinzu, daß sie kein Recht hätten, sie umzustoßen. Als aber bald nachher der römische Senat das mächtige Achaia demüthigen wollte, schickte er eine Gesandtschaft an die Achäer, um sie zur Milderung der Bedingungen zu bewegen; Ph. bewirkte zwar die Zurückweisung des Gesuchs, dennoch wußte das mächtige Rom es endlich dahin zu bringen, daß die Versammlung Sparta als unabhängigen Staat wieder in den Bund aufnahm. Kaum war diese Angelegenheit geordnet, als Messene sich gegen den Bund empörte. Ph., obgleich von Alter und Krankheit gebeugt, zog gegen die Aufrührer, schlug sie anfangs zurück, sah sich aber bald mit solcher Überlegenheit angegriffen, daß er nicht länger widerstehen konnte. Von den Seinigen getrennt und von s. Pferde abgeworfen, fiel er, gefährlich am Kopfe verwundet, den Feinden in die Hände. Er wurde gebunden nach Messene gebracht, wo sein Anblick die meisten Einwohner, die unter ihm gefochten und denen er wohlgethan hatte, zu Thränen rührte. Diesen Eindruck zu vernichten, ließ ihn die Obrigkeit in einen unterirdischen Kerker bringen und ihm am folgenden Morgen den Giftbecher reichen. Als er vernommen, daß s. Truppen sich gerettet hätten, leerte er ihn freudig mit den Worten: „Das ist mir genug, ich sterbe zufrieden!" So starb (183 v. Chr.) einer der größten Feldherrn Griechenlands, den die Alten dem Hannibal und Scipio an die Seite setzten. Er lebte und starb seinem Vaterlande. Seinen Tod rächte der neue achäische Feldherr Lykortas. Ph.'s Asche wurde feierlich in s. Vaterstadt Megalopolis bestattet. Die meisten Städte Griechenlands errichteten dem Helden Bildsäulen mit Inschriften, und Megalopolis brachte an seinem Grabe jährlich ein Opfer.

Philosophen wurden vorzugsweise in Frankreich im 18. Jahrh. die freien Denker genannt, deren aufgeklärten und das Positive häufig befehdenden Lehren und Schriften man großen Einfluß auf die nachherige Revolution beilegt, obschon sie mit der wissenschaftlichen Philosophie wenig gemein hatten.

Philosophie. I. Begriff und Zweck derselben. So verschieden auch, am meisten unter den Philosophen selbst, der Begriff der Philosophie bestimmt zu werden pflegt, indem die Philosophie Etwas ist, was durch das Philosophiren hervorgebracht werden soll, das Philosophiren aber in einem selbstthätigen Denken besteht, wodurch die Menschen ebenso sehr von einander abweichen, daß sie in die entgegengesetztesten Ansichten und Meinungen auseinandergehen, so lassen sich doch alle vernünftige Ansichten über die Philosophie dahin vereinigen, daß sie eine Wissenschaft ist, welche nicht nur die höchsten und wichtigsten Gegenstände hat (Gott, Welt, Mensch und deren wahres Verhältniß überhaupt), sondern auch die höchste für Menschen erreichbare Erkenntniß dieser Gegenstände bezweckt. In ersterer Hinsicht nannte sie schon Cicero eine Wissenschaft des Göttlichen und Menschlichen; viele Neuere nannten sie bald Wissenschaft von den Grundwahrheiten der menschlichen Erkenntniß, bald Wissenschaft von dem Wesen der Dinge, Andre Wissenschaft der Ideen, insofern man glaubt, durch diese das Wesen der Dinge zu erkennen, und weil sich alle Ideen in der Idee des Absoluten schließen und

von ihr auslaufen, die Wissenschaft des Absoluten (wie in der Schelling'schen Schule). In letzterer Hinsicht, bei welcher man mehr auf die Thätigkeit, durch welche diese erhabensten Gegenstände erkannt werden mögen, und auf diese Möglichkeit selbst reflectirt, bestimmte man sie als Vernunftwissenschaft; nach Kant: Vernunftwissenschaft aus Begriffen; nach Fichte: Wissenschaftslehre, oder Wissenschaft des Wissens; n. A.: Wissenschaft von der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes in seiner gesammten Thätigkeit. Philosophiren heißt daher: über die höchsten Gegenstände der menschlichen Erkenntniß vernünftig nachdenken und die gefundenen Vernunftideen in Begriffen klar und zusammenhängend darstellen. Letzteres fodert der Begriff der Wissenschaft, die ihrer Form nach nur durch System vollendet wird. Es sind aber, wenn hier von höchsten Gegenständen die Rede ist, keineswegs alle einzelne, in der Erfahrung gegebene oder erst hervorzubringende Dinge gemeint, welche diesem oder jenem Menschen die höchsten scheinen, sondern Das, was unbedingt, als das alles Wissen und Sein (die Welt) bedingende Wesen von der Menschenvernunft erkannt wird, oder mit Glauben vorausgesetzt werden muß. Hierdurch unterscheidet sich die Philosophie ebensowol von den empirischen Wissenschaften, welche es mit gewissen Erfahrungsgegenständen, als von der Mathematik, welche es mit den Grundformen der Erfahrungswelt, oder des Anschaulichen, zu thun hat, ja, auch von der Logik, welche letzterer verwandt, von den Grundformen des Denkbaren, oder der Bearbeitung des Gedankenstoffes in Begriffen handelt, und von Vielen nur als Vorbereitungswissenschaft der eigentlichen Philosophie angesehen wird, in welcher diese Gesetze der Gedankenverbindung als Mittel der Darstellung und Mittheilung der Ideen schon in ihrer Anwendung erscheinen. Philosophie ist insofern keine Wissenschaft aus Begriffen, sondern Wissenschaft der in Begriffen systematisch entwickelten Ideen, Vernunftwissenschaft durch oder mittelst der Begriffe, und Philosophiren ist sonach Ideen in Begriffen entwickeln. Sie wird ferner als höchste Wissenschaft, welche jeder andern Wissenschaft ihre Principien gibt (indem das Höchste jeder besondern Wissenschaft durch das Höchste, welches die Philosophie erkennt, und durch den Zusammenhang, welchen der Philosoph durch das Absolute unter den Gegenständen der Welt erblickt, bedingt, und kein einzelner besonderer Gegenstand ihre Aufgabe ist), ja auch insofern, als sie die Gesetze aller wissenschaftlichen Form in ihrem Ursprunge faßt und aufstellt, Wissenschaft schlechthin, oder Wissenschaft aller Wissenschaften genannt, und kein Bedürfniß, als das rein humane, durch selbstthätige Erkenntniß Wahrheit zu finden, ist ihr wahrer Quell. Darum ist sie auch Vorbild jeder andern Wissenschaft, und wir nennen oft im weitern Sinne philosophisch (philosophische Betrachtung, Behandlung) Das, was sich über die Erfahrung erhebt und durch Ideen bestimmt wird. Und eben darum wird auch das philosophische Studium dem Studium der besondern Wissenschaften auf unsern Hochschulen vorausgeschickt. Die Größe der Aufgabe aber, welche in jenem Begriffe liegt und an deren Verwirklichung die ganze philosophirende Menschheit arbeitet, ist der Grund des bescheidenen Namens, welchen jene Wissenschaft, und Diejenigen, welche sie bearbeiten, in Griechenland erlangt haben, indem nämlich das Wort Philosophie, seiner Grundbedeutung nach, die Liebe oder das Streben zur Weisheit bedeutet, und somit der Philosoph Derjenige ist, der die Wahrheit liebt und die Weisheit sucht; kein Allwissender, aber auch kein solcher, der sich weniger bescheiden als egoistisch oder ideenscheu auf die oft so sehr gerühmte Selbsterkenntniß beschränkt und der Philosophie die übersinnliche Welt abschneidet. Das Mittelalter nannte diese Wissenschaft Weltweisheit (sapientia secularis), im Gegensatze der Theologie, oder der Offenbarung selbst, d. h. der christlichen Religion, deren unmittelbarer Ursprung der Gottheit beigelegt wurde. Der jene Weisheit Suchende nun strebt, jene höchsten Gegenstände in Verbindung zu erkennen, um da-

durch zugleich von seiner eignen Bestimmung überzeugt zu werden; er sucht also vornehmlich das Absolute in seiner Offenbarung, das Verhältniß des Absoluten zum Endlichen, des Unbedingten zu dem Bedingten, und umgekehrt der endlichen Dinge zu dem letzten Grunde alles Seins; ferner das Verhältniß des Geistes zur Natur, der Freiheit zur Nothwendigkeit, und des Subjectiven zum Objectiven zu erforschen und zu erklären. Dieses sind die Gegensätze, welche die Philosophie von jeher in einem Höhern aufzuheben und zu erklären versucht hat. Die nach dem Talente und der verschiedenen Ausbildung der Philosophirenden verschiedenen Lösungen bilden die verschiedenen philosophischen Ansichten und Systeme, deren Folge und Zusammenhang die Geschichte der Philosophie zeigt. In diesen Versuchen, die Idee der Philosophie zu verwirklichen, sowie überhaupt durch die Beschäftigung mit Philosophie, bildet sich zugleich der erkennende Geist des Menschen zur höchsten ihm erreichbaren Vollendung aus und nimmt eine Richtung auf das Übersinnliche, die seinem ganzen Leben eine höhere Gestalt geben muß. Freilich findet dies nur statt bei demjenigen Philosophen, der mit Wahrheitsliebe, Geist und hohem Eifer nach einem sich selbst begreifenden und begründenden, d. i. dem philosophischen Wissen, auf dem durch die Vernunft selbst vorgeschriebenen Wege strebt; denn die lebendige, mit Ernst und Eifer für das Höchste erworbene Erkenntniß kann nicht ohne Einfluß auf das Leben des Menschen und dessen Gesinnung sein. Die Weisheit, als die höchste Frucht der Philosophie, ist daher auch nicht auf das Wissen beschränkt; sie umfaßt Wissen und Handeln, in ihr sehen wir das Handeln durch das höhere Wissen bestimmt und fest begründet, und das Wissen in das Handeln übergehen. Wo dies nicht ist, da ist die Philosophie nur Formalismus und Schulweisheit, die in dem Systeme, der Form der Wissenschaft, das Wesen sucht und, an diese gefesselt, die Freiheit des Geistes verliert. Aber alle Philosophie zerfällt ohne System, und die Freiheit des Denkenden kann sich leicht in ungebundene Willkür, und wo sie dem Gefühle allein huldigt, in Mysticismus verlieren. Dem Bestreben, die Philosophie als Wissenschaft im System aufzustellen, stellt sich immer das polemisirende Streben entgegen, die Fesseln des Systems zu vernichten, welches, wenn es aus dem Triebe entspringt, sich das Feld der Forschung offen zu erhalten, der wahre Skepticismus (s. d., Dogmatismus und Kritik) ist. II. Eintheilung der Philosophie. Die Philosophie im weitern Sinne theilt man in reinphilosophische Wissenschaften (Philosophie im engern und eigentlichen Sinne) und in die angewandte Philosophie. Die Philosophie im engern Sinne ist Entwickelung der reinen Vernunfterkenntnisse (der Ideen) durch Begriffe; diese wendet sie und die gefundenen Gesetze des Geistes auf Gegenstände, die in der Erfahrung gegeben sind, an. (Zu der letztern gehört z. B. die Psychologie, die Pädagogik, Politik ꝛc. [s. d.].) Die Philosophie im eigentlichen Sinne wurde von den Alten gewöhnlich in Logik oder Dialektik (als Lehre von der Möglichkeit, Form und Methode der Philosophie), Physik (späterhin Metaphysik), die Wissenschaft von den letzten Gründen alles Seins, und Ethik, die Wissenschaft von der moralischen Natur und Bestimmung des Menschen, eingetheilt. In den neuern Zeiten ist die Eintheilung der Philosophie in theoretische und praktische die allgemeinste gewesen. Die theoretische oder speculative Philosophie, so wurde der Begriff ehemals bestimmt, solle die höchsten Wahrheiten über Gott und die Welt, Natur und Geist überhaupt vortragen; die praktische die Anwendung lehren. Man sah aber bald, wie wenig der letztere Begriff den unter der praktischen Philosophie verstandenen Wissenschaften angemessen sei, und bestimmte die praktische Philosophie als die Wissenschaft von dem Handeln oder von der moralischen Natur des Menschen insbesondere. Einige nennen daher die theoretische Philosophie die erklärende Philosophie, insofern sie Das zum Gegenstande hat, was ohne unser Zuthun ist, und was wir durch das Erkennen finden;

die praktische die befehlende oder rathende, insofern sie Vorschriften ertheilt für Das, was durch Freiheit bewirkt werden soll. Die später entstandene Ästhetik (s. d.) hat man bald zu der theoretischen, bald zu der praktischen Philosophie gerechnet. Wo die Philosophie sich bloß auf die Erkenntniß der menschlichen Geistesthätigkeit beschränkt, da ist die theoretische Philosophie Wissenschaft von den Gesetzen des Vorstellens und Erkennens, welche man die theoretische Thätigkeit nennt (die Ästhetik hat man dann als Geschmackslehre, oder vielmehr als Wissenschaft der Regeln der Beurtheilung des Schönen hierher gezogen); die praktische Wissenschaft von den Gesetzen des Handelns, oder von dem gesetzlichen Handeln. Diese Ansicht aber verliert sich leicht in Formalismus, indem man die Gegenstände der Erkenntniß leicht aus den Augen verliert, wo über die Gesetze derselben nachgedacht wird. Wenigstens ist die Wissenschaft über die Gesetze und Kriterien der Erkenntniß (richtig vorgestellt, Das, was Kant als Kritik wollte) mehr Propädeutik oder Einleitung in die theoretische Philosophie, als diese selbst. Diejenigen nun, welche letztere auf die zuletzt angegebene Weise bestimmen, rechnen die Logik und Metaphysik zur theoretischen, die Moral oder Sittenlehre und das Naturrecht, oder die philosophische Rechtslehre (wovon Staats- und Völkerrecht, sowie die Politik nur angewandte Wissenschaften sind) zur praktischen Philosophie. (Von diesen Wissenschaften s. d. bes. Art.) Endlich kann man auch die Philosophie nach der Dreizahl der höchsten Ideen der Humanität, den Ideen des Wahren, Guten und Schönen, in theoretische, praktische und ästhetische Philosophie eintheilen. Eine wissenschaftliche Übersicht der philosophischen Wissenschaften in ihrem innern Zusammenhange stellt die Encyklopädie der Philosophie auf. Die neuesten Lehrbücher derselben sind von Gottl. Ernst Schulze (Gött. 1814, n. A. 1817) und Hegel (2. A. 1827). III. Geschichte der Philosophie ist die pragmatische Erzählung von den wichtigsten Versuchen, die Idee der Philosophie zu verwirklichen, oder, nach Tennemann, die pragmatische Darstellung der allmälig fortschreitenden Bildung der Philosophie als Wissenschaft. Sie hat nicht nur als einer der wichtigsten Theile der Bildungsgeschichte des Menschen, sondern auch insbesondere in Hinsicht ihres Einflusses auf die Ausbildung und Leitung des philosophischen Talents großen Werth. Letzteres darum, weil durch sie die wichtigsten Aufgaben der Philosophie nach ihrer wahren Bedeutung, ihrem Umfange und Zusammenhange hervortreten, die wichtigsten Begriffe der Philosophie und die Voraussetzungen der philosophischen Systeme von mehren Seiten beleuchtet erscheinen, und weil die Übersicht der Bahnen und Irrwege, welche der philosophirende Geist durchlaufen, das Ziel der Wissenschaft und die dazu führenden Stufen uns belehrend und warnend erkennen läßt. Gewöhnlich theilt man die Geschichte der Philosophie in die alte, mittlere und neuere. Andre theilen die Geschichte der Philosophie in die griechische (mit Einschluß der griechischen im römischen Reiche) und in die neueuropäische oder germanische, wobei also die Philosophie des Mittelalters den Übergang bildet. Die erstere Periode beginnt mit den Griechen. Denn obschon die Anlage zum Philosophiren an kein besonderes Volk gebunden, sondern eine ursprünglich menschliche ist — weßhalb auch jedes Volk, dessen religiöse Anschauung in Nachdenken, dessen Gefühl in Zweifel übergeht, wodurch der Forschungsgeist erweckt wird, sich Philosopheme bildet — so wurde doch die Philosophie als Wissenschaft zuerst bei den Griechen mit Bewußtsein bestrebt und eigenthümlich ausgebildet. Die Philosopheme der Morgenländer aber können in einer solchen Geschichte nur als Einleitung, und weil sich viele morgenländische Philosopheme in die griech. Philosophie verpflanzten, mit Rücksicht auf diesen Zusammenhang angeführt werden. Tennemann charakterisirt die erste Periode (die der griech. und römischen Philosophie) als die Periode des freien Strebens der Vernunft nach Erkenntniß der letzten Gründe der Natur und Freiheit. Sie bildet ein in sich vollendetes

Ganzes, welches die Keime aller spätern Philosophien gewissermaßen insichträgt. Der griechische Geist erhob sich durch Poesie zur Philosophie. Die Theogonien, Kosmogenien und Gnomen leiteten die Philosophie ein und knüpften sie an die Religion an. In dem ersten Abschnitte dieser Periode, gleichsam dem Jugendalter der Philosophie, in welchem das Nachdenken noch unsystematisch und von der Poesie noch wenig getrennt war, suchte sie die Frage über den Ursprung der Natur und den Grundstoff der Welt a) in der ionischen Schule, die mit Thales (610 v. Chr.) beginnt, durch Nachdenken über die Natur und den Ursprung oder das Erste der natürlichen Dinge; dann b) durch die Formen der Anschauung, wie Pythagoras und seine Schule (die italische), ferner c) durch dialektische Entgegensetzung von Vernunft und Erfahrung in der eleatischen Schule, und d) durch Vereinigung beider in der atomistischen zu lösen. — Der Sophistik, welche die sittliche Überzeugung zu zerstören drohte, stellte sich Sokrates (um 422) entgegen und leitete das Interesse der Untersuchung zunächst auf die sittliche Natur und Bestimmung des Menschen, worin ihm viele seiner Schüler folgten. Die Philosophie erhielt dadurch eine neue Richtung, welche erst durch seine Schüler, besonders Plato und Aristoteles, in systematischer Gestalt sichtbar wurde. Der zweite Abschnitt der ersten Periode beginnt daher mit Sokrates und dessen Schülern: a) Plato (seine Schule die akademische) und b) Aristoteles (s. Schule die peripatetische). Sie charakterisirt sich durch ein systematisches Streben, alle Gegenstände der Philosophie zu umfassen. Plato legte den Grund zu einer systematischen Philosophie, Aristoteles bildete das System einer Philosophie aus; Jener hielt sich mehr an die lebendige Vernunftanschauung, Dieser strebte das verständige Nachdenken über die Dinge zu entwickeln. Neben die akademische und peripatetische Schule stellten sich c) die stoische (von Zeno gestiftet) und d) die epikurische im Gegensatze auf. Alle diese Systeme bekämpfte die (von Pyrrho gestiftete) skeptische Schule. Die übrigen Sokratischen Schulen: e) die cyrenaische, megarische, cynische, elische und eretrische, folgten der einseitigen praktischen Richtung ihres Meisters mit mehr oder minder Abweichungen und Eigenthümlichkeit. „Wir sehen hier", sagt Schulze von diesem Abschnitte, „den philosophischen Geist mit männlicher Bedachtsamkeit die Lösung der philosophischen Aufgaben und die philosophische Ergründung aller für die Menschheit wichtigen Angelegenheiten unternehmen". Daher hatten auch in diesem Abschnitte die Nachforschungen nach der Realität der menschlichen Erkenntniß eine so große Wichtigkeit. In dem dritten Abschnitte endlich zeigt sich der philosophirende Geist, wie er, mit den Schwächen des Alters behaftet, nur noch in der Erinnerung ehemaliger Thaten lebt, vom langen Kampf ermüdet, auf Vereinigung der streitenden Parteien sinnt (bei den Eklektikern), oder sich zuletzt, dem Skepticismus zu entgehen, in die Arme des Mysticismus wirft (bei den Alexandrinern und Neuplatonikern, deren Anführer Ammonius Saccas 193 v. Chr. war). Die Römer aber verbreiteten und pflegten nur die empfangene Philosophie. (Vgl. über diese Periode Griechische Literatur und die Art. über einzelne Philosophen.) 2) Die Geschichte der Philosophie des Mittelalters (800—1500 n. Chr.), oder der Scholastik, zeigt das Streben der Vernunft nach philosophischer Erkenntniß, unter dem Einflusse eines über sie erhabenen, durch die christliche Offenbarung gegebenen Princips, oder im Dienste der Kirche. (S. Scholastische Philosophie.) Die Araber, deren literarische Blüthe in das Mittelalter fällt, verbreiteten nur griech. Philosophie und einzelne religiöse Philosopheme. 3) Die dritte Periode, welche vom 15. Jahrh. beginnt, charakterisirt Tennemann durch ein freieres, selbständiges, immer tiefer eindringendes Forschen nach den letzten Gründen und Streben nach systematischer Einheit der Erkenntnisse. Man bekämpfte zuerst die Scholastik durch Erinnerung an die alte griech. Philosophie in ihrer ursprünglichen Reinheit; nach diesem Kampfe, in wel-

chem man die angemaßte Autorität besiegte, traten neue Ansichten auf, welche sich systematisch zu begründen strebten. Einige bauten auf die Erfahrung, wie Baco und Locke. Ihnen entgegengesetzt, suchte Descartes, mit welchem Einige die neuere Philosophie anfangen, sie auf ihrem eigenthümlichen Boden durch dialektisches Raisonnement zu begründen; indem er vom Zweifel zum Dogmatismus überging und das subjective Bewußtsein und Denken als die Grundlage der Philosophie aufstellte, wodurch die idealistische Richtung der neuern Philosophie begründet wurde. Spinoza und Leibnitz verfolgten auf entgegengesetzten Seiten, Jener realistisch, Dieser idealistisch, den betretenen Weg des Nachdenkens. Der Geist des Letztern erlosch in dem Formalismus der Wolf'schen Schule und in einer eklektischen Popularphilosophie. Die Hume'sche Skeptik bahnte der Kant'schen Kritik des Erkenntnißvermögens den Weg. Durch beide wurde der Schein der gemeinen Erkenntniß aufgedeckt. Mit dieser Kritik aber beginnt ein bedeutender Abschnitt der neuern Philosophie, weil Kant vornehmlich in Deutschland, wo seit Ende des 18. Jahrh. die Philosophie blühte, durch seine Kritik eine große Umwälzung bewirkte. (S. Kant und Kritik.) Unbefriedigt durch die Kritik, traten bald nach ihrem Erscheinen die neuern Systeme der Wissenschaftslehre von Fichte und der Identitätslehre oder der Philosophie des Absoluten von Schelling auf. Gegen sie kämpfte vorzüglich die Mystik Jacobi's und s. Schüler. Die Aufgabe mehrer neuerer Bearbeiter der Philosophie ist, die Wissenschaft mit Religion und Leben inniger zu verbinden (s. Deutsche Philosophie), die einzelnen Theile der Philosophie mit Klarheit und Tiefe auszubilden und in einen organischen Zusammenhang zu bringen. T.

Philtrum, s. Liebestränke.

Phiole, ein gläsernes Gefäß mit langem engen Halse und Mundloch, aber weitem runden Bauche, das von den Chemikern zu verschiedenen Verrichtungen, besonders zur Digestion und Solution gebraucht wird. Man nennt es auch Scheideflasche. In der Befestigungskunst gab es eine Gattung Sturmtöpfe oder Sturmphiolen, welches Gefäße mit Handgranaten oder mit andern feuerfangenden Sachen waren, die bei Bestürmungen u. dgl. gebraucht wurden.

Phlegethon, bei den Alten einer von den Flüssen der Unterwelt, welcher Feuerströme fortwälzte und glühende Felsenstücke forttrieb. An seinen Ufern wuchs weder Baum noch Pflanze.

Phlegma (aus dem Griech.), überhaupt wässerige Feuchtigkeit, besonders im Geblüte, daher phlegmatisches Temperament (s. d.). — In der Chemie heißt Phlegma die wässerige Feuchtigkeit ohne Geruch und Geschmack, welche durch Kunst aus den Körpern gezogen wird und dem geistigen Wesen derselben entgegengesetzt ist.

Phlogiston, s. Brennstoff und Chemie.

Phöbus (rein, hell), ein Beiname Apollos, und als dieser mit dem Sonnengotte vermischt wurde, des Helios.

Phocion, ein athenienſischer Feldherr und einer der tugendhaftesten Charaktere des Alterthums, war von niederer Abkunft, empfing aber eine gute Erziehung, und sog unter Plato u. a. Philosophen jene erhabenen Grundsätze ein, die sein ganzes Leben leiteten. Ernst und streng in seinem Äußern, war er von Gesinnung sanft und wohlwollend. Seine Beredtsamkeit zeichnete sich durch Klarheit und Kürze aus, und seine Meinung äußerte er in den Volksversammlungen frei und rücksichtslos. Zuerst diente er unter Chabrias, einem Feldherrn von Verdienst, aber heftig und ungleich von Charakter; er gewann seine Achtung und mäßigte s. Ungestüm. Er trug zu dem Siege zur See bei Naxos (377 v. Chr.) bei und trieb nachher mit vieler Klugheit die Steuern von den Inseln ein. In dem Kriege mit Philipp von Macedonien sandten die Athenienser Phocion mit einiger Mann-

schaft nach Euböa, in der Hoffnung, daß die Euböer sich ihm sämmtlich anschließen würden. Durch Philipps Bestechungen aber ward dies verhindert und Phocion genöthigt, seine Truppen auf einer Anhöhe in Sicherheit zu bringen. Der Feind schloß ihn ein und machte sich zum Sturme bereit. Plutarch machte gegen den Befehl einen Ausfall und wurde zurückgeschlagen. In einem Augenblicke der Verwirrung aber brach Ph. los und gewann einen vollständigen Sieg. Vor der Schlacht hatte er Allen, die nicht Lust zu fechten hatten, freigestellt, sich zu entfernen; nach dem Siege gab er die Gefangenen los, um sie der Wuth des athenienſischen Volks zu entziehen. So hatte er gleich einsichtsvoll, tapfer und menschlich gehandelt. Den Plutarch, der sich zum Tyrannen gemacht hatte, vertrieb er aus Eretria, und verließ die Insel, nachdem er sie vor künftigen Angriffen der Macedonier gesichert hatte. Als einige Zeit nachher die Athenienser beschlossen hatten, den von Philipp bedroheten Städten des Hellespont Hülfe zu leisten, diese aber sich weigerten, den Chares, wegen seines räuberischen Charakters, mit der Flotte zuzulassen, wurde Phocion mit einer neuen Seemacht abgeschickt. Die Einw. von Byzanz nahmen ihn auf, und er rettete nicht nur ihre Stadt, sondern nöthigte endlich Philipp, sich von dem Hellespont ganz zurückzuziehen. Ungeachtet dieser glücklichen Erfolge rieth Phocion immer zum Frieden. Seine Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit u. Vaterlandsliebe waren so allgemein anerkannt, daß er 45 Mal zum Anführer ernannt wurde, ohne je darum angehalten zu haben. Er führte stets die einfachste Lebensweise und bestellte mit eigner Hand sein kleines Landgut. Als die Einw. von Megara sich mit den Athenienſern zu verbinden wünschten, unterstützte Phocion eifrig diese Maßregel, begab sich mit vielen Freiwilligen dahin und stellte die Mauern der Stadt her. Aber bald darauf erschien Philipp in Phocis, um Attika anzugreifen. Ph. rieth vergebens zum friedlichen Vergleiche, die Schlacht bei Chäronäa (338 v. Chr.) bewies die Richtigkeit seines Urtheils. Ebenso wenig achteteten die Athenienſer seines Raths, an der von Philipp berufenen Versammlung der griech. Staaten nicht eher Antheil zu nehmen, als bis sie die Absicht des Königs wüßten. Die Athenienſer fanden sich dadurch genöthigt, Philipp eine Anzahl von Reitern und Schiffen zu stellen. Als sie damit zögerten, drang Phocion darauf, sich der Nothwendigkeit der Umstände mit Geduld zu unterwerfen. Der Tod Philipps wurde zu Athen von Demosthenes und dessen Anhängern mit Jubel vernommen; aber Ph. erinnerte sie daran, daß die Sieger bei Chäronäa nur um Einen Mann vermindert worden seien. In demselben Sinne widerrieth er, sich neuen Zufällen preiszugeben, und verwarf ein Bündniß gegen den jungen Alexander. Der Erfolg rechtfertigte diese Meinung. Als nach der Zerstörung von Theben Alexander von Athen die Auslieferung der so heftig gegen ihn sprechenden Redner foderte, übernahm Ph. den Auftrag, durch Fürsprache des Königs Zorn zu besänftigen, mit dem erwünschtesten Erfolge. Alexander hatte ihn sehr lieb gewonnen und überschickte ihm ein Geschenk von 100 Talenten, welches er, genügsam mit dem Seinen, ausschlug. Die Abgeordneten fanden ihn mit Wassertragen beschäftigt, während seine Gattin Brot buk. Um indeß Alexanders Gunst nicht von sich zu weisen, bat er um die Freilassung einiger seiner verhafteten Freunde. Nach Alexanders Tode faßten die Athenienſer abermals den Plan, Griechenland von dem macedonischen Joche zu befreien. Ph., unerschütterlich in s. Ansichten, mißbilligte ihre Maßregeln, übernahm jedoch, als er sie nicht abwenden konnte, selbst die Führung eines Heeres. Ungeachtet der anfänglichen Vortheile der Athenienſer gewann Antipater bald die Oberhand und bedrohete Athen, aus welchem die Redner, welche den Krieg gerathen, eiligst entflohen. In dieser dringenden Gefahr wurde Ph. an Antipater, welcher sein Lager in dem Gebiete von Theben hatte, abgesandt, und erlangte, freilich unter harten Bedingungen, die Zusage, daß man einen Vertrag schließen wolle, ohne Attika zu betreten. Demosthenes und Hyperides sollten aus-

geliefert, eine aristokratische Regierung eingeführt und eine macedonische Besatzung in Munychia gelegt werden. Lange sträubte sich Ph. gegen die letzte Bedingung, aber Antipater war unbeweglich. Unter diesen schwierigen Umständen ging das Bestreben Ph.'s, der neben andern ausgezeichneten Männern an die Spitze der Regierung trat, hauptsächlich dahin, den schwerlastenden Druck zu mildern und s. ganzes Ansehen bei den Macedoniern zum Vortheile s. unglücklichen Vaterlandes anzuwenden. Gleichwol beschuldigte man ihn in der Folge, gegen das Beste Athens gehandelt und es an die Feinde verrathen zu haben. Unruhen und Anklagen erfolgten, welche Ph. zur Flucht nöthigten. Er begab sich zu Polysperchon, welcher in Phocis stand. Hier erschien bald darauf eine Gesandtschaft der Athenienser, welche Ph.'s und der andern Flüchtlinge Auslieferung begehrte. Polysperchon bewilligte dies Gesuch, und so wurden die Angeklagten als Gefangene nach Athen geführt, wo man zugleich einen Brief im Namen des Königs ablas, der sie der Verrätherei für schuldig erkannte und den Athenienſern zur Bestrafung übergab. Das Gericht wurde vor der Volksversammlung gehalten, und verurtheilte Ph., nebst mehren seiner Freunde, ohne ihre Vertheidigung zu hören, zum Giftbecher. Ph.'s Ruhe und Gelassenheit blieb unerschüttert. „Sage meinem Sohne", antwortete er einem Freunde, der ihn fragte, ob er ihm Aufträge zu geben habe, „daß er das von den Athenienſern mir angethane Unrecht vergessen solle". Schon hatten die Meisten den Trank getrunken, als man bemerkte, daß er nicht zureiche. Der Henker aber weigerte sich, unentgeltlich mehr herbeizuschaffen. Ph. bat einen Freund, ihn zu bezahlen, und sagte scherzend: „So kann man in Athen nicht einmal umsonst sterben!" Sein Leichnam wurde unbeerdigt über die Grenze geworfen, Freunde aber ließen ihn nach Eleusis bringen und dort im Hause einer Megarenserin verbrennen. Als bald nachher die Athenienser ihr Unrecht einsahen, errichteten sie Ph. Ehrensäulen, begruben seine Gebeine auf öffentliche Kosten und bestraften seine Ankläger.

Phocis, eine griech. Landschaft, welche gegen N. an Thessalien, gegen O. an Lokris und Böotien, gegen S. an die Bai von Korinth und gegen W. an Doris und die ozolischen Lokrer grenzte. Die Hauptflüsse waren der Cephissus und Plistos, das Hauptgebirge der Parnaß. Phocis war das Vaterland der Hellenen. Parnassus, des Poseidon Sohn, erbaute noch vor der deukalionischen Flut Delphi und gab dem Gebirge seinen Namen. Als die genannte Flut Delphi verheert hatte, erbauten die geretteten Einw. auf dem Parnaß die Stadt Lykorea, wo jetzt Deukalion regierte. Die Nachkommen desselben verbreiteten sich gegen Norden und verdrängten die dort wohnenden Pelasger. Jetzt kam der Name Hellenen auf. Mehre kleine Königreiche entstanden. Unter andern brachte ein Sohn des Äqeus, Phokus, eine äginetische Colonie hierher, und von ihm erhielt das ganze Land den Namen Phocis. Später wurde die Verfassung wahrscheinlich demokratisch. Die Phocenser waren ein fleißiges Volk und lebten vornehmlich vom Ackerbau. Sie waren wegen ihrer Tapferkeit berühmt. Diese bewiesen sie in den Kriegen gegen die Thessalier, ferner in dem persischen und peloponnesischen Kriege, an welchem letztern sie als Bundesgenossen der Spartaner Theil nahmen. Sie wurden die Ursache des für Griechenland so verderblichen heiligen Kriegs und theilten 338 v. Chr., nach der Schlacht bei Chäronea, das allgemeine Schicksal der Griechen. (Vgl. Griechenland.)

Phonetische Schrift, s. Hieroglyphe und Rosette, Stein von.

Phönix, ein ägyptischer Wundervogel, an Größe dem Adler gleich, mit theils goldenem, theils rothem Gefieder, von dem man erzählte, daß er nur alle 500 Jahre, beim Tode seines Vaters, aus Arabien nach Ägypten komme, seinen Vater, in ein Ei von Myrrhen gehüllt (einbalsamirt), in den Tempel der Sonne bringe und daselbst begrabe. Nach Andern bereitet er sich selbst, wenn sein Tod

herannaht, ein Nest von Myrrhen und köstlichem Kraut und verbrennt sich in demselben, geht aber alsdann verjüngt aus seiner Asche wieder hervor. Nach neuern mythologischen Forschungen ist der Phönix das Symbol einer Periode (Jahrescyclus) von 500 Jahren. Wahrscheinlich wurde der Abschluß dieser großen Zeitperiode durch eine Verbrennungsfeier bezeichnet, indem man nämlich das Bild eines Vogels verbrannte. Der Phönix verjüngt sich selbst, d. h. aus dem Alten entsteht der Neue. Alles, was mehr als 60 Schriftsteller, Herodot, Plutarch, Lucian, Strabo, Plinius u. A., was Italiener und Franzosen über diesen Gegenstand gesagt haben, findet man in Ant. Métral Schrift: „Le Phénix, ou l'oiseau du soleil" (Paris 1824).

Phönizien, welches oft als ein Theil von Syrien betrachtet wird, war ein schmales Küstenland am Mittelmeere, von Aradus am Eleutherus an bis Tyrus am Leontes; doch mögen auch noch südlicher im Gebiete von Palästina einige Küstenstädte dazu gehört haben, weßhalb Ptolemäus die Südgrenze bis zum Chorseus ausdehnte. Dieses nicht viel über 200 □M. große Ländchen war sandig und von den holztragenden Gebirgsketten des Libanon und Antilibanon durchschnitten, hatte in seiner blühendsten Zeit eine Menge berühmter Städte, bildete aber nie einen einzigen Staat. Die älteste hieß Sidon (jetzt Saëd), berühmt wegen ihrer künstlichen Arbeiten, besonders in Glas. Eine Tochter derselben war Tyrus, am berühmtesten durch ihre Purpurfärbereien. Diese Stadt bekam den Namen Alttyrus, als auf einer davor gelegenen Insel das später bekannte Tyrus entstand, das Alexander bei seiner Belagerung zur Halbinsel machte. Byblus war durch den Adonisdienst berühmt (jetzt Dschibili oder Esbile); Ako, in spätern Zeiten Ptolemais, nachher Acre; Berytus, späterhin durch eine Rechtsschule berühmt. Diese und andre Städte waren anfangs als Colonien von der Mutterstadt abhängig, wurden später unabhängig und bildeten in ihrer blühendsten Zeit (von 1000—600 v. Chr.) einen Städtebund, an dessen Spitze jedoch Tyrus stand. Das Urvolk der Phönizier lebte wahrscheinlich anfangs nomadisch am arabischen und persischen Meerbusen, begab sich sodann nach Palästina, und zog von dort, schon lange vor der Ankunft der Israeliten, gewiß von einer mächtigern Horde gedrängt, in seine nachherigen Wohnsitze, deren Küstenlage und Holzreichthum auf Fischfang und Schiffbau führte. Durch Zufälle begünstigt, wurden nach und nach die Phönizier ein seefahrendes Volk, das bald auf Raub, bald auf Handel ausschiffte. Daß dies schon sehr früh geschehen sei, darauf leiten die vorhandenen dunkeln Nachrichten. Sidon heißt bei Moses der erstgeborene Sohn Kanaans. Die schon um 1500 unter Agenor nach Kleinasien, Kreta, Libyen und Griechenland ausgewanderten Colonien verbreiteten mancherlei Kenntnisse; Kadmus wenigstens, des Erstern Sohn, brachte Ideen von bürgerlicher Verfassung und Buchstabenschrift nach Hellas. Bei der Niederlassung der Juden in Palästina (um 1440), mit denen sie das Bedürfniß der Erzeugnisse Palästinas vorzüglich verband, heißt Sidon die große Stadt; bei Homer ist es vor allen Städten der Erde berühmt wegen seiner künstlichen Arbeiten. Schon im 12. Jahrh. v. Chr. legten sie Colonien in Afrika an; Utica ward um 1170 gestiftet, und um Salomon's Zeit war die Fahrt nach Tarschisch, der Südwestküste Spaniens, schon ganz gewöhnlich, wodurch wir zugleich einen Begriff von der Ausdehnung des phönizischen Handels und Verkehrs erhalten. Mehre sichere, nahe gelegene Häfen mußten daher den Sidoniern sehr willkommen sein. Deßwegen bauten sie, bei einem durch die Natur gebildeten Hafen, einige Häuser, und auf einem nahen Felsen eine Burg, Zor. Nach und nach siedelten sich hier mehre an, und glauben wir mit Josephus und Trogus Pompejus, daß Tyrus um 1184 gestiftet sei, so muß man annehmen, es sei um diese Zeit eine große Colonie dahin gekommen, welche die Feste erst zur Stadt erhoben habe. In kurzem aber wuchs die

kleine Stadt so bedeutend, daß sie seit 1000 bis ungefähr 600 v. Chr. das Haupt des phönizischen Städtebundes wurde, wie es bisher Sidon gewesen. Zu Angriffskriegen fehlte die Macht, zu Vertheidigungskriegen die Nothwendigkeit; man suchte sich durch friedliche Bevölkerung unbewohnter Gegenden, sowie durch Bündnisse zu sichern. Erst bei Annäherung der asiatischen Eroberer, welche die Reichthümer Phöniziens reizten, hören wir von Kriegen der Tyrier, und diese führten sie mit Miethstruppen. Um d. J. 1000 schloß Hiram, des Abibal Sohn, mit David und Salomo Freundschafts- und Handelsbündnisse. Itobal, um d. J. 900 König von Tyrus und Sidon, war Vater der Jesabel. Er erbaute mehre Städte in Phönice und bevölkerte Auza in Afrika. Seinem Sohne Badozor folgte Mutgo (Mutgenus, Muttinus), der Vater des Pygmalion und Barka, der Dido und Anna. Dido gerieth (888) mit Pygmalion in Streit, wanderte mit Barka und Anna aus, und gründete Carthago. (S. d. und Dido.) Die nahe Insel Cypern mußte damals schon den Tyriern unterworfen sein, denn Pygmalion erbaute hier Karpasia. In der nächsten Zeit muß Tyrus seine Herrschaft über die Städte Phöniziens behauptet und vielleicht gemißbraucht haben, denn unter Anführung des Eluläus fielen (um 700) die Kittäer auf Cypern ab und riefen die Assyrer zu Hülfe. Doch unterwarf sich Eluläus wieder, und Salmanassar schloß Frieden. Gleich darauf empörten sich Sidon und viele andre Städte der Tyrier, unterwarfen sich dem Salmanassar und gaben ihm ihre Schiffe. Aber 12 tyrische Schiffe zerstreuten die 60 feindlichen, und nach 5 Jahren mußten die Assyrer die Belagerung von Tyrus aufheben. So erhielt sich Tyrus noch an 100 Jahre, den Israeliten überlegen. Indeß scheint Sidon sich wieder erhoben zu haben und von Tyrus unabhängig gewesen zu sein. Verderblich war ihnen das Bündniß mit Zedekias gegen Nebukadnezar. Dieser zerstörte Sidon und eroberte Tyrus nach 13jähriger Belagerung, das seitdem seine ehemalige Größe nie wieder erreichte. Die meisten Einw. hatten sich mit ihren Schätzen nach der Inselstadt Tyrus geflüchtet, welche jetzt die Hauptst. des Welthandels wurde. Auf Itobal, der bei dieser Belagerung blieb, folgte Baal, wahrscheinlich als babylonischer Vasall. Nach dessen Tode regierten 7 Jahre lang vom Volk erwählte Suffeten. Dann traten wieder Könige von Tyrus unter babylonischer Hoheit auf. Zu Cyrus's Zeit kam Tyrus (555) und wahrscheinlich ganz Phönizien unter pers. Herrschaft. Die Könige von Tyrus und Sidon, Mapen und Tetramnestus, werden als des Xerxes erfahrenste Seemänner in der Schlacht von Salamis genannt (um 481 v. Chr.). Sidon war um diese Zeit die reichste Stadt Phöniziens und stand an der Spitze der Empörung gegen Artaxerxes Memnon und Artaxerxes Ochus. Tennes, König von Sidon, schlug (361), unterstützt von Griechen und Mentor, das persische Heer. Ochus aber erschien selbst mit einer furchtbaren Macht, und als durch Tennes's Verrätherei ihm die stark befestigte Stadt (350 v. Chr.) in die Hände fiel, verbrannten die Sidonier in Verzweiflung sich selbst und alle ihre Güter. Andre Sidonier, welche damals abwesend waren, bauten bei ihrer Heimkehr die Stadt wieder auf. Dem Alexander, welcher (333) nach der Schlacht bei Issus nach Phönizien kam, unterwarf sich Sidon ohne Belagerung, und empfing von ihm statt des Strato den Abdolonymus aus königl. Geschlechte, damals aber Gartenarbeiter, zum König; Tyrus wurde erst nach 7monatlicher Belagerung, da die Hülfe der Carthaginenser ausblieb, durch Verrätherei eingenommen und verbrannt, und die Einw. theils getödtet, theils als Sklaven verkauft. Zwar baute Alexander die Stadt wieder auf, sie erlangte aber ihr voriges Ansehen nie wieder und kam unter die Herrschaft der Seleuciden, wie Sidon unter die Macedonier, bis 65 v. Chr. die Römer davon Besitz nahmen. Seitdem theilte Phönizien das Schicksal Syriens. Den Kreuzfahrern war (1099 n. Chr.) Tyrus ein wichtiger Waffenplatz. Der Sultan von Ägypten, der es 1223 einnahm, wurde von den Franken bald wieder vertrieben, so auch

die Tataren 1263, die es unter Hulaku mit dem Reste von Syrien ansichgerissen hatten. Zum letzten Male wurde das Land 1292 von dem ägyptischen Sultan bezwungen. Seitdem hatte es mit dem Hauptlande gleiches Schicksal. — Wichtiger als in ihren Begebenheiten sind uns die Phönizier durch ihren Handel, ihre Schifffahrten und ihren Gewerbfleiß. Durch die Unfruchtbarkeit des Bodens gezwungen, vertrauten sie sich anfangs als Seeräuber dem Meere. Nach und nach dehnten sie ihre Fahrten bis zu weit entlegenen Küsten und Inseln aus. Die Erzeugnisse des einen Landes vertauschten sie mit Vortheil in dem andern; überdies erfanden sie die Bereitung der Wolle, des Glases, die Purpurfärberei, und verfertigten allerlei kunstreiche Arbeit. Ihrer Lage nach mußten die Phönizier besonders auf dem mittelländischen Meere handeln. Cypern war ihr nächster Landungsplatz. Von da kamen sie nach Griechenland und den griech. Inseln; Rhodus und Kreta wurden von ihnen bevölkert. Als aber die Griechen selbst ein seefahrendes und mächtiges Volk wurden, wendete sich der phönizische Handel nach der nordafrikanischen Küste. Hier, wie auf Sicilien und Sardinien, legten sie Colonien an, mit deren Hülfe sie bis ins Innere von Afrika handelten, und mit denen sie immer in gutem Vernehmen blieben. Aber am wichtigsten war ihr Handel nach Spanien. Hier fanden sie Gold, Silber, auch Eisen, Zinn und Blei; die eingemachten Südfrüchte waren ein berühmter Handelszweig. Unter den auf Tartessus angelegten Colonien ward am berühmtesten die Hafenstadt Gades (Cadix), das Ziel der Fahrten im Mittelmeer und der Anfangspunkt der weitern Fahrten im atlantischen Ocean. Die Phönizier schifften nördlich nach den Kassiteriden, Zinninseln (den sorlingischen und britannischen Inselreihen) und in dem nördlichen, schon sumpfenden Ocean bis zur Mündung des Rhenus. Auch an der Westküste von Libyen sollen sie Inseln, Madera, Insulae fortunatae (die kanarischen), besucht und bevölkert haben. Unbedeutender und von kurzer Dauer war ihr Seehandel auf dem arabischen Meerbusen nach Ophir und auf dem persischen, vielleicht bis Ceylon. Ihre Umschiffung Afrikas ist ungewiß. Sie handelten auch mit den ihnen durch Karavanen aus dem Innern von Asien und Afrika zugeführten Waaren. Lange war ihr Handel Tauschhandel, denn die ersten Münzen sollen die Numidier, nicht die Phönizier, geprägt haben. Erfinder oder doch Beförderer und Vervollkommner des Schiffbaues waren sie gewiß. Sie hatten Ruder und Segel und folgten bei Nacht der Leitung der Gestirne. Außerdem wird ihnen die Erfindung der Buchstabenschrift und der Rechenkunst zugeschrieben, wie man überhaupt mehr astronomische und mechanische Kenntnisse bei ihnen vermuthen muß, als von denen wir lesen. Dagegen scheint ihnen Dichtkunst und höhere geistige Bildung fremd geblieben zu sein. Von ihren eignen Schriften ist uns Nichts aufbehalten. Ihre Sprache gehört zu den semitischen Sprachen, und zwar zu dem kananitischen Stamme, und ihre Erklärung ist sehr dunkel. Ihre Religion war Vielgötterei mit Bilderdienst und Menschenopfern. Ihr höchster Landesgott wird von den Griechen Kronos, von den Hebräern Baal oder Beel genannt, auch Adonis (Herr), dessen Dienst auch nach Griechenland und Ägypten (Osiris) überging; ihre höchste weibliche Gottheit Baaltis (Isis) oder Astarte, Astaroth, nach den Griechen auch der Name der Aphrodite. In Tyrus wurde auch Melkarth (Hercules) als örtliche Gottheit verehrt, und sein Dienst von da nach allen Orten hin verbreitet. Außerdem verehrten sie die Kabiren und hatten ihre eigenthümlichen Mysterien. Der Charakter dieses Handelsvolks war übrigens im Alterthume nicht im besten Rufe. Über Phönizien s. Heeren's Werke (11. Thl., 1824).

Phorcus oder Phorcys, Sohn des Pontus und der Gäa, oder, n. A., Neptun's und der Nymphe Thesea, Vater wunderbarer Meergestalten, z. B. der Gräen, Gorgonen und des hesperischen Drachen, nach Einigen auch der Scylla und der Thoosa, welche Ungeheuer er mit seiner Schwester Ceto zeugte.

Phorometrie, ein Zweig der Mechanik (s. d.), lehrt das Maß der Bewegung bestimmen.

Phosphor (Lichtträger) nennt man Körper, welche im Dunkeln ein sanftes, weißes oder farbiges Licht entwickeln, ohne dadurch eine Temperaturerhöhung zu erregen oder in Flamme auszubrechen. Nur der durch Leuchten Phosphorsäure, oder eine Verbindung von Phosphor u. etwas mehr Sauerstoff, bildende Phosphor, der sich schon bei mittler Temperatur entflammt, macht hiervon eine Ausnahme. Die hierher gehörigen Körper lassen sich unter folgende Classen bringen: 1) Körper, welche in Folge einer Oxydation Phosphore wurden. Diese Gattung macht eigentlich nur der Phosphor aus, welcher sich als Phosphorsäure im ganzen Thier- und Pflanzenreiche und in einigen Mineralien findet, seit 1669 durch Brandt bekannt ist, bei niedriger Temperatur leuchtet und sich dabei in phosphorische Säure verwandelt. Da sich derselbe aber durch Reibung, und selbst in mittlerer Temperatur entflammt, so könnten hierher mit gleichem Rechte alle Verbrennungsacte, besonders die dem Stahle entlockten Funken, der Pyrophor, die Selbstentzündungen, die Oxydation des Schwefels, das siedende Öl und einige Dämpfe u. s. w. gerechnet werden. Wahrscheinlich gehört hieher das Leuchten faulender organischer Körper, z. B. der Meerfische, der Austern, des Kalbfleisches, wobei sich Pyrophor und Schwefel entwickeln, welche verbrennen. Auf diese Weise entstehen wahrscheinlich die Irrwische. Vielleicht gehört auch das faulende Holz zum Theil hierher. 2) Körper, welche sowol das Sonnenlicht, als auch das terrestrische Feuer einsaugen und es im Dunkeln sichtbar wieder ausströmen. Hierher gehören verschiedene Erd- und Steinarten und einige organische Körper, als das frische Tannenholz, auch einige thierische Stoffe. 3) Körper, welche in Folge einer elektrischen Entladung oder aus nicht hinlänglich bekannten Ursachen Licht entwickeln. Hierher gehören die phosphorescirenden Insekten, das Johanniswürmchen, der Feuerwurm, der Laternenträger u. s. w.; ferner die Augen der zum Katzengeschlecht gehörigen Thiere, das Fell derselben, wenn es gestrichen wird, u. s. w. Vielleicht gehört auch die Phosphorescenz einiger Blumen hieher.

Phosphorescenz, die Eigenschaft mehrer Körper der drei Naturreiche, im Dunkeln einen Lichtschein von sich zu geben. Schon Plinius bemerkte, daß gewisse Muschelarten, die sich in kalkartige Felsen einbohren, in der Nacht leuchten, und gegen Anfang des 17. Jahrh. wurde das Leuchten faulender thierischer Körper, vorzüglich von Boyle, beobachtet. Die Entdeckung eines Schuhmachers in Bologna, der 1630 fand, daß ein gewisser Stein im Dunkeln einen Glanz ausstrahlte, nachdem er vorher im Lichte gelegen hatte oder verkalkt worden war, gab zu mehren interessanten Beobachtungen Anlaß. Marsigli, Beccari und andre italienische Naturforscher gingen in genauere Untersuchungen ein, und es fand sich, daß der Stein sowol im Sonnenlichte als bei Kerzenschein Licht einsog, nicht aber im Mondschein. Diese Entdeckungen führten auf die Meinung von der Körperlichkeit des Lichtes, und diese wurde der Grund von Newton's Lehre. Der sogen. bononische Stein war lange der einzige Körper, bei welchem unter gewissen Umständen das Leuchten im Dunkeln bemerkt wurde, bis 1675 Balduin in Großenhain entdeckte, daß der Rückstand der in Scheidewasser aufgelösten Kreide Licht einsaugt und im Dunkeln leuchtet. Homberg und Du Fay beobachteten in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. jene Eigenschaft an mehren calcinirten Körpern, z. B. Austerschalen, Gyps, und Marggraf vollendete die Untersuchung der erdigen, durch Calcination bereiteten Lichtsauger, wobei sich ergab, daß sich eine phosphorescirende Substanz aus allen Körpern bereiten läßt, die Vitriolsäure und alkalische Erden enthalten. Ein vollständiges Verzeichniß von Körpern, die durch Hitze oder Reiben phosphorescirend werden, gab Wedgwood (s. Gren's „Journal", VII, 45 fg.), welcher deren gegen 80 zählt. Am stärk-

sten phosphoresciren der Flußspath und Marmor aus Derbyshire, der Feldspath aus Sachsen, der Rubin. Ein wirksames Mittel, die Phosphorescenz in den Körpern zu entwickeln, ist die Elektricität, wiewol die Ursache dieser Erscheinung dunkel ist.

Phosphorus, s. Lucifer, Venus u. Hesperus.

Photius, Patriarch von Konstantinopel im 9. Jahrh., und Urheber der Trennung der griechischen und römischen Kirche. Er verband mit einer vornehmen Geburt und großem Reichthum den Ruf des gelehrtesten und gebildetsten Mannes seiner Zeit, und stieg daher schnell zu den höchsten Würden. Als er Hauptmann der Garden war, wurde er an den Khalifen von Bagdad geschickt. Nachher ward er unter Kaiser Michael III. Staatssecretair. Als solcher trat er in vertraute Freundschaft mit dem Cäsar Bardas, Michaels Oheim, welcher, nachdem er die Verbannung des Patriarchen Ignatius bewirkt hatte, den Kaiser bewog, Photius, der noch ein Laie war, zu dieser Würde zu erheben. In dem Zeitraume von 6 Tagen ging er durch die ganze für priesterliche Orden erforderliche Stufenfolge hindurch, und am Tage der Salbung (858) ward er vom Bischof Gregor von Syrakus, den der römische Bischof kürzlich entsetzt hatte, zum Patriarchen geweiht. Um eine vollkommene Bestätigung s. Würde zu erlangen, ließ Photius den Papst Nicolaus I. durch Gesandte ersuchen, seinen Legaten die Wiederherstellung der Einigkeit in der Kirche aufzutragen. Demgemäß wohnten 2 päpstl. Legaten der 861 zu Konstantinopel gehaltenen Kirchenversammlung bei, in welcher die Absetzung des Ignatius bestätigt wurde. Auf die Vorstellungen von Ignatius's Freunden aber verwarf der Papst, dem das durch diese Appellationen an den römischen Sitz zugestandene Übergewicht schmeichelte, die Beschlüsse seiner Legaten, und sprach in einem 862 zu Rom gehaltenen Concilium die Absetzung des Photius zugleich mit der Wiedereinsetzung des Ignatius aus. Um sich zu rächen, hielt jener eine Kirchenversammlung zu Konstantinopel, welche den Papst absetzte und excommunicirte, und zugleich die römische Kirche der Ketzerei heftig beschuldigte. Als aber 867 der Kaiser Michael von Basilius ermordet worden und dieser den Thron bestiegen hatte, ward Ignatius wieder eingesetzt und Photius in ein Kloster verwiesen. 869 bestätigte ein Concilium diese Verfügung und sprach die Absetzung und das Anathema gegen Photius aus. Als aber bei den folgenden Streitigkeiten, wegen der Gerichtsbarkeit über die neubekehrten Bulgaren, Ignatius, der die Rechte s. Sitzes aufrechterhielt, mit dem römischen Hofe zerfiel, kehrte Photius, diesen Umstand benutzend, nach Konstantinopel zurück, wußte sich in die Gunst des Kaisers zu setzen, und nahm, durch den Tod des Ignatius begünstigt, 878 s. Würde mit kraftvoller Hand zurück. Papst Johannes VIII. gab seine Genehmigung, und ein 879 im Beisein päpstl. Legaten gehaltenes Concilium bestätigte diese Ernennung. Der Papst hatte gehofft, Bulgarien werde jetzt ohne Widerspruch dem römischen Sitz überlassen werden; da er sich hierin getäuscht sah, widerrief er die Handlungen seiner Legaten und bestätigte den früher gegen Photius ausgesprochenen Bann. Ein Gleiches that Johannes Nachfolger, und als Basil's Sohn, Leo, 886 den Thron bestiegen hatte, ward Photius aufs neue abgesetzt und nach Armenien in ein Kloster verbannt, wo er 891 starb. Hätten sich jetzt die Päpste mit mehr Mäßigung benommen, so würde die Streitigkeit beider Kirchen durch Photius's Tod beendigt gewesen sein. Da sie aber darauf bestanden, die von jenem ordinirten Priester und Bischöfe nicht anzuerkennen, so stieg die Erbitterung immer höher, und die einmal begonnene Spaltung ward bleibend. Wenn auch Photius in seinem öffentlichen Betragen Tadel verdient, so hat ihm doch die Gelehrsamkeit viel zu verdanken. Sein Werk, „Myriobiblon" (Rouen, 1643, Fol.), das er während seiner Gesandtschaft nach Bagdad, wahrscheinlich zum Theil aus dem Gedächtnisse, verfaßte, verbreitet sich über 280

Schriftsteller im Fache der Geschichte, Rhetorik, Grammatik, Philosophie, Theologie u. s. w., von denen uns viele außerdem ganz verloren sein würden. Die Behandlung ist ohne Ordnung und sehr ungleich. Einige sind regelmäßig abgekürzt, andre bloß ausgeschrieben. Sein „Nomokanon", eine Sammlung von Kanons, kanonischen Briefen und kaiserl. Gesetzen über kirchliche Gegenstände, ist von großer Wichtigkeit. Auch s. „Lexikon" ist schätzbar (zuerst herausg. von Hermann, Leipz. 1808). Außerdem besitzen wir von ihm Briefe, 2 Homilien und andre zum Theil noch ungedr. Werke.

Photometer, Lichtmesser, ein Werkzeug, die Stärke des Lichts leuchtender Körper zu bestimmen. Nach Huygens's u. Bouguer's erfolglosen Versuchen ist es erst dem Grafen Rumford gelungen, eine Vorkehrung zu erfinden, die genaue und richtige Bestimmungen liefert (Gren's „Neues Journ. d. Physik", II. Bd.). Dadurch hat die **Photometrie**, welche einen eignen Zweig der **Optik** (s. d.) ausmacht, neue Bereicherungen erhalten. S. Lambert's „Photometria, sive de mensura et gradibus luminis" (Augsburg 1760). Über Ritchie's neuen Photometer s. die „Philosoph. transact." (1825), „Hesperus" (1826, Nr. 140). Die Einrichtung desselben gründet sich zum Theil auf die Voraussetzung, daß Licht von Wärme nicht wesentlich verschieden, sondern nur mit einer so großen Schnelligkeit und Energie bewegte Wärme sei, daß sie die Feuchtigkeit des Auges zu durchdringen u. unmittelbare Eindrücke auf die Netzhaut hervorzubringen vermag.

Phraseologie, derjenige Theil der Sprachlehre, welcher von den Redensarten (Phrasen) einer Sprache handelt. Wie jede Sprache einen eigenthümlichen Geist, eine eigenthümliche Wortfügung u. s. w. hat, so hat sie auch Redensarten, d. h. Arten des Ausdrucks, die ihr allein angehören und aus einer allgemeinen Kenntniß der Sprache nicht erkannt werden. Diese lehrt die Phraseologie kennen. Wir finden sie theils mit den Wörterbüchern verbunden, theils in besondern phraseologischen Wörterbüchern enthalten.

Phrygier scheinen die ältesten Bewohner Kleinasiens geheißen zu haben; denn nicht bloß die Trojaner, sondern auch die Mysier und Lydier werden Phrygier genannt. Das Gebiet von Troas hieß späterhin Kleinphrygien. Im persischen Zeitalter war **Phrygien**, als die mittelste, von allen übrigen Provinzen Kleinasiens umgrenzt und auch da noch die größte unter ihnen. Später war es eingetheilt in Groß- und Kleinphrygien und Phrygia epiktetos (das hinzuerworbene), der nordwestliche Theil des eigentlichen Phrygiens um den Hermus und Doryläum am Bathys. Die vorzüglichsten Städte waren Aramea, Laodicea und Kolossa. Die Bewohner des von Natur fruchtbaren und reichen Landes wurden früh gebildet; Ackerbau und Viehzucht blühte bei ihnen. Die Geschichte Phrygiens ist ganz mythisch; unter dem Namen Midas und Gordius werden mehre Könige genannt, unter denen der mit Eselsohren begabte Midas der bekannteste ist. Mit Adrastus starb um 560 v. Chr. die königliche Familie aus und Phrygien wurde eine Provinz des lydischen Reichs; mit diesem kam es an Persien, machte hier eine eigne Satrapie aus und kam zuletzt mit Lydien unter die römische Herrschaft. In der Musik der Alten war die phrygische Tonart von heftigem, kriegerischem Charakter. Jetzt versteht man darunter mehr eine weiche, klagende Tonart. (Vgl. **Ton**, **Tonart**.)

Phryne, eine der berühmtesten Hetären Griechenlands, aus Thespiä in Böotien geb. Arm kam sie nach Athen, wo sie anfangs mit Kapern handelte, dann aber, als ihre Reize sich entfalteten, diese zu einem bequemern und einträglichern Erwerbe benutzte. Sie ward die Freundin eines **Praxiteles** (s. d.) und Hyperides, von denen jener ihre Schönheit durch seine Kunst verewigte, dieser durch die Enthüllung ihrer Reize den grauen Richtern der Heliäa, vor denen der verschmähte Euthias sie des Atheismus angeklagt hatte, ein günstiges Urtheil abgewann. Diese

Begebenheit war entscheidend für ihren Ruhm; sie verhüllte ihre Schönheit und verlieh ihre Gunstbezeigungen fortan nur um einen hohen Preis, und wenn sie einst zu Eleusis vor den Augen des ganzen Volks entkleidet in das Meer stieg, so geschah dies vielleicht nur, um den Eindruck ihrer Reize zu erneuern. (Vgl. Anadyomene.) Phryne, nach Andern jedoch die gleichberühmte Lais, hatte gewettet, den wegen seiner Enthaltsamkeit und Strenge berühmten Philosophen Xenokrates zu besiegen; aber alle ihre Bemühungen blieben fruchtlos, und sie kehrte mit der Äußerung von ihm zurück, sie komme nicht von einem Manne, sondern von einer Bildsäule. Selbst im Alter fehlte es ihr nicht an Anbetern, da man eine Ehre darein setzte, sich ihrer Gunst rühmen zu können.

Phryxus, s. Argonauten, Athamas und Helle.

Phthiotis, s. Thessalien.

Phthisis, s. Schwindsucht.

Physik, Naturlehre (Physica oder Physice). Unter der Naturwissenschaft (vgl. d.) im umfassendsten Sinne des Wortes versteht man den Inbegriff unserer gesammten Kenntnisse von der Natur der Körperwelt, sondert dieselbe aber, nach Maßgabe des bloß historischen oder philosophischen und mathematischen Gesichtspunktes, gewöhnlich in die Naturgeschichte (vgl. d.) und in die Naturlehre oder Physik. Jene bleibt bei Demjenigen stehen, was wir in der Erfahrung wahrnehmen, und bei den allgemeinen Sätzen, welche eine darauf begründete Induction verbürgt, während die Naturlehre sich zu dem innern Zusammenhange dieser Sätze erhebt. Einen innern Zusammenhang erkennen wir nur durch Schlüsse; eine Erkenntniß aus Schlüssen aber ist rational; die Naturlehre steht daher als eine rationale Wissenschaft der Naturgeschichte als einer bloß empirischen gegenüber. *) Die mathematischen Lehren hierbei auszuschließen, ist darum unmöglich, weil die Betrachtung der Größe, welche den eigentlichen Gegenstand der Mathematik ausmacht, zu genau mit dem Wesen der Dinge verbunden ist, als daß sich ohne sie die Qualitäten allerseits deutlich abhandeln ließen. Man könnte also auch sagen: die Naturlehre sei die Wissenschaft der Erklärung der Naturbegebenheiten durch philosophische und mathematische Entwickelung ihrer Ursachen. Inwiefern zugleich das Experiment zu Hülfe genommen wird, sondert man davon noch die Experimentalphysik ab und begreift hiernächst den solchergestalt auf Schlüsse, Vergleichungen, Muthmaßungen und Rechnung eingeschränkten Theil der Naturlehre, im Gegensatze, unter dem Namen der dogmatischen oder theoretischen Physik. In solcher Gestalt heißt sie auch Naturphilosophie, und huldigt, bei einer vorzugsweisen Erhebung auf den philosophischen Standpunkt, namentlich 2 Systemen: dem dynamischen und dem atomistischen. Die dynamische vorzüglich durch Kant ausgebildete und nachher durch Schelling noch mehr centralisirte Ansicht führt die Materie und mit ihr die Naturbegebenheiten auf die Wechselwirkung zweier entgegengesetzter Kräfte, der Expansiv- und Attractivkraft, zurück. Der Körper ist ihr eine nach Außen wirkende Kraft. Allein zur beharrlichen Erfüllung des Raumes durch die Materie, welche sich sonst vermittelst jener expansiven Tendenz in das Unendliche ausbreiten würde, bedarf es eben der, dieser Expansion entgegenwirkenden Attractivkraft, und das Gleichgewicht der genannten beiden Kräfte, in verschiedenen Proportionen und dazu erfoderlichen verschiedenen Beziehungen, bestimmt im dynamischen System das Sein und die Art der Körper. Der Atomist hingegen läßt die Körper aus kleinsten Theilchen (Atomen) von unab-

*) Man sieht schon aus dieser Definition, daß es nicht leicht ist, die Grenzen zwischen beiden naturwissenschaftlichen Disciplinen haarscharf zu ziehen; beide vermischen sich vielmehr sehr häufig, und bedürfen der gegenseitigen Hülfe. (Vgl. Naturgeschichte.) Dasselbe gilt hinsichtlich der Physik selbst, von der Chemie und der angewandten Mathematik. Indeß ist doch durch die Convenienz eine Art von formalem Unterschiede festgesetzt.

änderlichen Formen bestehen, und schreibt jeder solchen primitiven Form eine bestimmte Modification der in der Natur thätigen Kräfte zu. Über atomistisch und dynamisch vgl. Atomen, Dynamik. Indeß ist es nicht unumgänglich nothwendig, bei physikalischen Forschungen die eine oder die andre dieser Ansichten zu Grunde zu legen, oder sich bis zu diesen Grundursachen zu erheben; eine bescheidenere Naturforschung, die sich fast immer die mathematische nennen ließe, begnügt sich vielmehr mit Angabe der nähern Ursachen, ohne metaphysisch die letzten entdecken zu wollen. Je nachdem endlich die Physik bestimmte Erscheinungskategorien betrachtet, zerfällt sie wiederum in ebenso viel besondere Disciplinen, z. B. in die Mechanik, Hydrostatik, Optik, Akustik (s. d.) u. s. w, und wobei, wie schon oben angeführt, die Grenzen der Physik und angewandten Mathematik beständig in einander verlaufen.

Geschichte der Physik. Unter den ältesten Völkern waren schon die Ägyptier, Chaldäer und Phönizier wegen ihrer mechanischen, chemischen, astronomischen und physikalischen Kenntnisse bekannt. Bei den Griechen war Thales, der Stifter der ionischen Schule, der Erste, welcher die Physik ohne Allegorien und Fabeln vortrug; die spätern griechischen Weltweisen schadeten aber wiederum den Wissenschaften durch spitzfindiges Hinneigen zur metaphysischen Seite der Naturlehre, worin besonders Plato und Aristoteles (vgl. d.) ausgezeichnet sind, wiewol des Letztern naturgeschichtliche Schriften an diesem Fehler nicht im gleichen Maße leiden. Pythagoras machte gewisse Einheiten (Monaden) zur Grundursache der Erscheinungen der Körperwelt; indeß hatte seine Schule doch bereits dunkle Begriffe von der Copernicanischen Weltordnung; Leucipp's und Demokrit's atomistische Ansichten zeigen eine sehr nahe Verwandtschaft mit den Grundideen der heutigen atomistischen Naturphilosophie; und daß die Griechen, trotz jenes Hanges zu willkürlichen Speculationen, dennoch die Beobachtung nicht ganz vernachlässigten, zeigen, außer den naturgeschichtlichen Schriften des Aristoteles, namentlich Theophrast's und Hippokrates's Werke. Unter den Römern sind Lucrez durch sein Gedicht „De rerum natura", Lucius Seneca durch seine „Quaestiones naturales", namentlich aber Plinius d. Ä. durch seine Naturgeschichte bekannt. Im Mittelalter versank auch die Naturlehre, mit Ausnahme der Araber, die sie nicht ganz vernachlässigten, in eine tiefe Finsterniß, die durch den Nebel der scholastischen Philosophie (s. d.) nur noch undurchdringlicher wurde. Erst Bacon von Verulam (st. 1626) beleuchtete diese Nacht mit der Fackel einer sichern, besonders auf Beobachtung dringenden Forschung. Fast gleichzeitig entdeckte Galilei die wahren Gesetze des Falls und des Pendels, und Torricelli gab das Barometer. Kepler fand die Gesetze des Laufs der Himmelskörper, und begründete durch glückliche Anwendung der Geometrie das Gebäude der optischen Wissenschaften; Otto v. Guericke erfand die Luftpumpe, — und nach solchen Vorarbeiten ward es Descartes leichter, die vielfach erschütterte scholastisch-aristotelische Physik völlig zu stürzen. Während er dahin strebte, der Naturwissenschaft eine zuverlässigere metaphysische Basis anzuweisen, war die Experimentalphysik so glücklich, an Boyle und Hook in England, Borelli und Grimaldi in Italien, Pascal, Mariotte und Picard in Frankreich eifrige Schüler zu finden, und so entstanden um 1650 die londner Societät (von deren ersten Mitgliedern wir nur Wallis, Wren, Huygens zu nennen brauchen), die pariser Akademie der Wissenschaften und die florentiner Accademia del cimento, deren vielfache Bestrebungen zur Förderung der Naturwissenschaften unendlich viel beigetragen haben. Endlich erschien Newton (st. 1726), und wurde durch seine „Philosophiae naturalis principia mathematica" der Begründer der neuern Physik in ihrem eigenthümlichen Glanze. Was seit dieser Zeit auf ihrem unermeßlichen Gebiete weiter geschehen ist, kann hier nur angedeutet werden, und wir müssen uns begnügen, im Allgemeinen an die Verbesserung der in unvollkommnerer Gestalt

schon früher bekannt gewesenen Thermometer, an die Entdeckung der Gasarten, die Erweiterung der Lehre von der Elektricität, besonders durch die Erfindung der Blitzableiter und des Galvanismus, die Verdrängung des Stahl'schen Phlogistons durch Lavoisier's Oxygen, die Reduction der Alcalien und Erden, die Entdeckung der Jode und des Chlorins, die Polarisation des Lichtes, die Nachweisung der Verwandtschaft zwischen Elektricität und Magnetismus u. s. w., worüber in besondern Art. unsers Werks gehandelt wird, zu erinnern, und Namen wie die eines Torbern, Bergmann (geb. 1735, gest. 1784), K. W. Scheele (1742—86), Franklin (st. 1790), Joh. Priestley (st. 1804), Lorenz Lavoisier (1743—94), Jos. Blak (st. 1799), Aloys Galvani (st. 1788), Gren (1760—98), Lichtenberg (st. 1799), Richter (st. 1808), Ritter (st. 1810), Cavendish (st. 1812), Malus (st. 1812), Klaproth (st. 1817), Volta (st. 1827), und unter den Lebenden eines Davy, Oersted, Ampère, Biot, Oken, neben vielen andern, vielleicht nicht weniger ausgezeichneten, in das Gedächtniß zurückzurufen.

Der Nutzen der Physik springt von selbst in die Augen, da wir zu unsern Bedürfnissen, Bequemlichkeiten und Vergnügungen und zur Abwendung aller Gefahren die Kenntniß der Eigenschaften und Wirkungen der Naturkörper nicht entbehren können. Vorzüglich aber stürzt eine richtige und würdige Naturforschung das finstere Gebäude des Aberglaubens und liefert die schönsten Beweise von dem Dasein einer weisen Weltregierung.

Aus der reichen Literatur der Physik nennen wir nur die ausgezeichnetsten Werke. Fischer trägt die „Geschichte der Physik seit der Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften bis auf die neuesten Zeiten" (Göttingen 1801, 6 Bde.) vor. Über die Methode, namentlich die bei der Experimentalphysik zu befolgende, verdient Senebier's „Essai sur l'art d'observer et de faire des expériences" (2. Aufl., Genf 1802, 3 Bde.) Auszeichnung. Damit läßt sich verbinden: „Description et usage d'un cabinet de physique expérimentale", von Sigaud de la Fond (Tours 1796, 2 Bde., m. vielen Kpfrn.). Von Gehler's trefflichem „Physikalischen Wörterbuche" (Leipzig 1798, 6 Bde., mit Kpfrn.) lassen jetzt Brandes, Gmelin, Horner, Muncke und Pfaff eine ganz umgearbeitete Aufl. erscheinen. Das vollständigste neue Lehrbuch verdanken wir Biot: „Traité de physique expérimentale et mathématique" (Paris 1816, 4 Bde., davon der Verf. selbst auch einen empfehlenswerthen Auszug gegeben hat), von dessen neuester (3.) Ausgabe wir eine Übersetzung durch Fechner (Leipzig 1824, 4 Bde.) besitzen. Unter den Handbüchern verdient wegen der Klarheit der Darstellung besondere Beachtung Neumann's „Lehrbuch der Physik" (Wien 1820, 2 Bde., m. Kpfrn.), und in einem kleinern Umfange Gren's „Naturlehre" (6. Aufl. durch Kastner, Halle 1820, m. Kpfrn.), und J. T. Mayer's „Naturlehre" (7. Aufl., Göttingen 1827). Über das dynamische System sind Kant's „Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft" (3. Aufl., Leipz. 1800) und Schelling's „Entw. der Naturphilosophie" (Jena 1799) nachzusehen; ein durchgeführtes Compendium der Physik im dynamischen Sinne aber hat Hildebrand: „Anfangsgründe der dynam. Naturlehre" (Erlangen 1807, 2 Bde., m. Kpfrn.) geschrieben. Die atomistische Ansicht müssen Liebhaber aus ältern Werken studiren. — Das verbreitetste physikalische Journal sind die jetzt von Poggendorf fortgesetzten Gilbert'schen „Annalen" (der 85. Bd. 1827). Noch erscheint seit 1826 in Wien eine neue „Zeitschrift für Physik und Mathematik" in zwanglosen Heften. Über die Fortschritte der physischen Wissenschaften belehren die „Jahresberichte" von Jakob Berzelius (aus dem Schwed. übersetzt von E. G. Gmelin, Tübingen). Populaire Schriften sind: „Lehren der Physik in dialogischer Form" (aus dem Engl. von Vogel, Darmstadt 1827, m. Kpfrn.); Poppe's „Volksnaturlehre zum Selbstunterr." (Tübingen 1825). Über angewandte und Experimentalphysik belehren des Staatsraths u. Prof. Par-

rot zu Dorpat „Entretiens sur la physique" (1820—24, 6 Bde.), Peclet. „Cours de chimie et de physique" (Marseille 1826, 13 Lieferungen, 4.). Vgl. auch die Literatur bei dem Art. Naturwissenschaften.

Physikotheologie wurde sonst durch natürliche Theologie übersetzt und der geoffenbarten gegenübergestellt. Wenn der Mensch durch sein innerstes Bewußtsein, durch sein Gefühl und seine Vernunft auch zum Bewußtsein Gottes, zu religiösen Empfindungen und zur Erkenntniß ewiger Wahrheiten gelangen kann, wie es in dieser Hinsicht allerdings eine Religion gibt, die man eine natürliche nennen mag, weil sie in den natürlichen Anlagen und Vermögen des Menschen sich entwickelt, ohne eine übernatürliche Unterstützung zu erhalten, so kann es auch eine Theologie geben, welche natürliche oder Physikotheologie genannt wird, inwiefern sie wesentlich die Erforschung, Begründung, Entwickelung und übereinstimmende Anordnung jener religiösen Wahrheiten beabsichtigt. So haben auch wol fromme und gelehrte Christen sie früher gedacht und behandelt, ohne dabei den Glauben an die Nothwendigkeit und Wirklichkeit der Offenbarung aufzugeben, und die Physikotheologie als Gegensatz der geoffenbarten Theologie aufstellen zu wollen. Denn es war demüthigen und bescheidenen Forschern einleuchtend genug, wie der einzelne Mensch bei den herrlichsten, von Gott ihm verliehenen Kräften, und der Fähigkeit, die erhabensten Anschauungen von Gott, als dem Urquell und Erhalter aller Dinge, zu erlangen, doch aus eigner Kraft nie zu einer Religion gelangen konnte, die alle Ansprüche seines Geistes und Herzens vollkommen befriedigte und unter allen Lebensverhältnissen mit einem Trost und Muth, einer Zuversicht und Freudigkeit, wie keine der mannigfachen Philosophien je gewährt hat, erfüllte. Das Bedürfniß einer außerordentlichen Erleuchtung und Leitung der Menschheit, das Bedürfniß einer Offenbarung, und die geschichtlich und im Glauben gegründete Gewißheit derselben, konnte demnach durch eine echte Physikotheologie keineswegs wankend gemacht oder umgestoßen werden, und diese demnach auch nicht über die Theologie des Christenthums sich erheben wollen, so wenig als die eine mit der andern je wahrhaft in Widerstreit kommen kann, außer wenn man einem Widerstreite des Menschlichen gegen das Göttliche Raum gibt. Doch hat in spätern Zeiten, da ein sogenannter Naturalismus sich übermüthig der Offenbarung des Christenthums gegenüberstellte und dem Indifferentismus den Weg bahnte, die Physikotheologie sich selbst als einen Gegensatz gegen die christliche Theologie geltendmachen wollen und so eine böse Nebenbedeutung gewonnen. Es wird dann jene Theologie damit bezeichnet, die ohne jene unverkennbare, seit Jahrhunderten fortdauernde Einwirkung der Offenbarung auf alle menschliche Erkenntniß und unsere früheste Bildung zu berücksichtigen, sich aller Offenbarung überhebt, und mit der Überzeugung, der Mensch könne und müsse Alles, was von Gott und göttlichen Dingen zu erkennen nothwendig und nützlich ist, auch ohne das göttliche Licht aus eigner Kraft u. Vernunft sich aneignen, alle Lehren u. Erkenntnisse derselben für Früchte der eignen Kraft und Vernunft ausgibt; dahingegen jedes Geheimniß, was die Offenbarung zwar als sichere und beglaubigte, aber keineswegs mit menschlicher Kurzsichtigkeit völlig zu durchschauende Wahrheit enthüllt, völlig verwirft. Gleichwol bleibt dieser natürlichen Theologie die Natur selber ein großes Geheimniß, während sie das Werden und Erhalten derselben vollkommen erklären zu können glaubt, und der Mensch selber, das Verhältniß seines eignen geistigen und körperlichen Lebens zu einander, bleibt ihr in Vielem ein Räthsel, während sie die genügendsten Aufschlüsse über Gott und göttliche Dinge und des Menschen höchste Bedürfnisse mittheilen zu können sich eitel überredet. In einem beschränktern und gewöhnlichern Sinne bezeichnet die Physikotheologie den Versuch der Vernunft, aus den Zwecken und der weisen Einrichtung der Natur auf einen weisen Urheber derselben, von der Schöpfung auf den Schöpfer zu schließen. Daher der physikotheologische

Beweis derjenige, der hieraus geführt wird. Dieser Beweis ist sehr speciell behandelt worden, besonders von den Engländern, und bei den Deutschen u. A. von Reimarus (s. d.) und seinen Zeitgenossen.

Physiognomie nennt man das Ansehen eines Menschen oder sein ganzes Äußere (besonders das Gesicht), insofern es eine natürliche und bleibende Beschaffenheit (φύσις) des Geistes ausdrückt, und Physiognomik die Kunst, aus der äußern Erscheinung des Menschen, besonders aus dem Gesicht und aus gewissen gleichförmigen Äußerungen desselben eine bleibende Geistesbeschaffenheit zu erkennen. Daß das Innere sich in dem Äußern nach Naturgesetzen, unter welchen beide mit einander verbunden sind, ausdrücke, ist kein Zweifel. In dem ganzen Reiche der Natur, das unsern Blicken eröffnet ist, findet Wechselwirkung zwischen dem Innern und Äußern, zwischen Geist und Materie statt, und das Band zwischen beiden ist die Form (Bildung). Die vollkommenste Wechselwirkung aber zeigt sich in den höchsten Erscheinungen der Natur, d. i. im Thierreiche. Die Formen des Thierreichs tragen verschiedene, dem lebendigen Naturforscher verständliche Charaktere. Die Kopfbildung des Wolfes, des Fuchses oder des Löwen z. B. drückt jede einen eigenthümlichen Charakter aus; dem Wolfe legt man räuberische Tücke, dem Fuchse List und Verschlagenheit, dem Löwen Stärke und Großmuth bei, ja, man stellt diese Thiere sogar als Bilder der angezeigten Eigenschaften auf, und diese Thiersymbolik ist nicht willkürlich, sondern reicht bis in die ältesten Zeiten und ist überall verbreitet, wie der Glaube an die ursprüngliche Einheit des Geistigen und Natürlichen. Da nun insbesondere das Gesicht, als der vordere Theil des Kopfes, an welchem die edelsten Organe der Weltauffassung und Natureinwirkung sich vereinigen, diesen Ausdruck zeigt, so legt man auch den Thieren eine Physiognomie im weitern Sinne, als einen Ausdruck des Gesammtcharakters einer Thierclasse, bei. Hierauf beruheten schon Bapt. della Porta's Untersuchungen über die menschliche Physiognomie (s. 1615), welcher Thierköpfe, mit gewissen Menschengesichtern verglichen, darstellen ließ. Dieselbe Idee hat W. Tischbein (s. d.) späterhin weit vollendeter ausgeführt. Am ausdruckvollsten und ausdrucksfähigsten aber ist das menschliche Gesicht, weßhalb man es allein ein Antlitz, einen Spiegel der Seele nennt. Ausdrucksvoll, da der Geist, mit Freiheit und Bewußtsein ausgerüstet, sich in mannigfaltige Charaktere gestaltet und in seiner erkennbaren, allseitigen Beziehung auf die Welt mittelst des Körpers einen Reichthum bedeutungsvoller Zustände und Äußerungen offenbaren muß; ausdrucksfähig, weil die Haut des Gesichts frei von allen Bedeckungen, welche wir bei den Thieren finden, ferner sehr zart und beweglich, das Innere auch mannigfaltig auszuprägen vermag. In dem Begriff der Physiognomie liegt aber zugleich, daß das Äußere eine natürliche und bleibende Beschaffenheit des Geistes ausdrücke, d. h. eine solche, welche entweder auf der körperlich bedingten Anlage beruht, oder zwar auch von Freiheit abhängig, aber durch Gewohnheit unwillkürlich und fest, oder, wie man sich ausdrückt, zur andern Natur geworden ist. Denn durch Übung des Denk-, Gefühls- und Begehrungsvermögens entsteht eine bestimmte Denk-, Gefühls- und Begehrungsweise. Wie der Körper die Geisteswirksamkeit bedinge, und wie diese Denk- und Sinnesweisen auf das Äußere einwirken, ist ebenso unerklärlich als die Wechselwirkung der Seele und des Körpers überhaupt; daß letztere aber, Einschränkungen und Ausnahmen abgerechnet, welche in der Natur überall vorkommen, sich einprägen und ihren bestimmten Ausdruck haben, ist nicht zu bezweifeln, und man kann sich wol im einzelnen Falle irren, wenn man Jemanden ein kluges oder dummes Gesicht beilegt, nicht aber darin, daß es kluge und dumme Gesichter gibt, daß die Herzensgüte und die Schlechtigkeit ihren eignen stehenden Ausdruck haben ꝛc. Darauf beruht die Nothwendigkeit und Sicherheit der plastischen und mimischen Kunst, sowie der allgemeinen Beurtheilung von Seiten der

Beschauer bei Unterscheidung von Würde und Gemeinheit ꝛc. Ferner schließt der Begriff der Physiognomie die zufälligen oder ganz physischen Veränderungen und Bewegungen aus und fodert bloß bleibende Beschaffenheiten, oder gleichförmig wiederkehrende Veränderungen und Wirkungen des Körpers, welche jenen natürlichen und bleibenden Beschaffenheiten der Seele so entsprechen, daß sie als deren Zeichen angesehen werden können. Hierher rechnet Kant in s. „Anthropologie", in Hinsicht des Gesichts, mit Recht: 1) Die Gesichtsbildung, in deren Profil hauptsächlich das Charakteristische sich zeigt. (S. Profil.) Die Gesichtsbildung scheint aber mehr die durch körperliche Anlage bedingte Geistesart zu bezeichnen. Der Mensch kann dieser Anlage zwar entwachsen, aber ihrem Einflusse nie ganz entgehen. Dies bezeugen Blumenbach's Untersuchungen über die Physiognomien der verschiedenen Völker der Erde. Auch können, namentlich in Beziehung auf die Stirn, welche mit der Gehirnbildung in Verbindung steht und das „Menschlichste am menschlichen Haupte ist", viele Beobachtungen Gall's hierher bezogen werden, sowie die Bemerkungen der Kunstkenner über die Werke der Bildhauerkunst und Malerei. 2) Die Gesichtszüge. 3) Mienen oder in Bewegung gesetzte Gesichtszüge, insofern sie habituelle (gleichförmig wiederkehrende) Gesichtsgeberdungen sind. Übrigens sind auch andre Äußerungen des Menschen charakteristisch, jedoch in verschiedenen Graden, z. B. der Gang, die Stimme und Sprache, welche mehr als Alles den Geist verstehen läßt (Phinognomik) — Schrift ꝛc. Auf diese charakteristischen Äußerungen gründet sich nun die Physiognomik, von welcher Kant und Mehre behaupten, daß sie nicht zur Wissenschaft werden könne, „weil der Eigenthümer einer menschlichen Gestalt, die auf gewisse Neigungen oder Vermögen des angeschauten Subjects hindeutet, nicht durch Beschreibung nach Begriffen, sondern durch Abbildung und Darstellung in der Anschauung oder ihrer Nachahmung verstanden werden kann; wo die Menschengestalt im Allgemeinen nach ihren Varietäten, deren jede auf eine besondere, innere Eigenschaft des Menschen im Innern hindeuten soll, der Beurtheilung ausgesetzt wird". Indeß läßt sich doch der Inbegriff der (jetzt noch zerstreuten) Regeln so nennen, nach welchen man die Geistesart der Menschen, oder gewisse Classen der Geistesbeschaffenheit in äußerlichen Zeichen erkennen kann, wobei freilich sichtbare Abbildungen unterstützen müssen. Die Anwendung dieser Gesetze aber wird durch die mannigfaltigen Ausnahmen sehr beschränkt und kann bei voreiligen Schlüssen leicht gehässig werden. Letzteres ist der Grund, warum die Physiognomik Lavater's (vgl. d. und Lichtenberg) so bald vergessen worden ist, obgleich sie einen Schatz von Erfahrungen und herrlichen Beiträgen zu einer Theorie der Physiognomik enthält. (Schon der Dominicaner Campanella, st. 1639, war Physiognomiker.) Verstellung der Menschen, Krankheiten und andre Umstände verändern die äußere Gestalt und lassen die verschiedenen Erfahrungen oft verwischen. Darum aber müssen auch diese Einschränkungen in einer solchen Theorie aufgeführt, und es muß in ihr die Frage beantwortet werden, welche Geistesbeschaffenheit am leichtesten sich im Äußern offenbart und erkennen lasse. Dies sind nämlich Eigenschaften des Temperaments und die Gefühlsweise eines Menschen; weniger leicht kann auf Gesinnung und intellectuelle Beschaffenheit geschlossen werden. Sehr scharfsinnige Grundzüge einer Theorie der Physiognomik hat Joh. Jak. Wagner in s. Buche: „Über die Natur der Dinge" (Lpz. 1803, von S. 551 an) aufgestellt. Neuerdings hat sie J. Cross („An attempt to establish physiognomy upon scientifical principles", Glasgow 1817), und auch Spurzheim („The physiognomical system") bearbeitet.

Physiokratisches System. Dieses staatswirthschaftliche System, welches eine Reihe von Jahren hindurch die Blicke von Europa auf sich gezogen, ward zuerst in Frankreich von einem geistreichen, speculativen Kopfe, Franz Ques-

noy, Leibarzt Ludwigs XV., auf die Bahn gebracht. Dieser hatte auf den Reisen, welche er mit dem Könige im Lande machte, Gelegenheit, von dem großen Verfall sich zu überzeugen, worin sich in Frankreich damals der Landbau befand, und entdeckte einen Hauptgrund dieses Verfalls in der Befolgung der unter Colbert's Ministerium eingeführten Grundsätze des Mercantilsystems (s. d.), welches den städtischen Gewerbfleiß vorzugsweise begünstigte auf Kosten des ländlichen. Kaum hatte Quesnoy s. neuen Ansichten öffentlich dargelegt („Tableau économique avec son explication", 1758, erläut. u. d. T.: „La physiocratie, ou constitution naturelle du gouvernement le plus avantageux au genre humain", Paris 1767, verb. Yverdun 1768, 6 Bde.), so wetteiferten scharfsinnige Schriftsteller, die vom Erfinder bloß hingeworfenen Ideen zu entwickeln und ausführlicher darzustellen. Es bildete sich eine eigne Schule von staatswirthschaftlichen Philosophen u. d. N. der Physiokraten oder Ökonomisten. Unter den Franzosen waren es vorzüglich du Pont, Baudeau, le Trosne, de la Rivière und der ältere Mirabeau, unter den Deutschen Iselin, Schlettwein, Springer, Mauvillon, Schmalz und Krug, welche zur Verbreitung dieses Systems beitrugen. In der letzten Zeit der Regierung Ludwigs XV. war dasselbe in Frankreich ganz ohne Einfluß; erst unter Ludwig XVI. kamen verschiedene seiner Anhänger, u. a. der Minister Turgot, in die Verwaltung. Nachher sank das Ansehen dieser Schule wieder, bis sie zur Zeit der Revolution mehre Jahre hindurch ein entschiedenes Übergewicht in der Nationalversammlung behauptete. In Deutschland ist das physiokratische System praktisch einzuführen zuerst versucht worden vom letztverst. Großherzoge von Baden, welcher selbst manche Schriften darüber herausgegeben; aber sein Versuch mußte schon deßhalb mißlingen, weil er bloß mit einigen Dörfern angestellt wurde. Auch die Brüder Joseph II., römischer Kaiser, und Leopold, Großherzog von Toscana, waren dem Systeme im Ganzen ergeben; nur die von demselben empfohlene Freiheit des Verkehrs mit dem Auslande hat Joseph ganz und Leopold theilweise beschränkt. Die Hauptgrundsätze dieses Systems sind folgende: 1) Die Erde ist die einzige Quelle alles Nationaleinkommens und Wohlstandes; nur die Arbeit Derer, welche die im Pflanzen- und Thierreiche schöpferisch wirkenden Naturkräfte benutzen und verstärken, wie Landeigenthümer, Fischer, Hirten, Bergleute, bringt wahre Güter hervor; alle übrige Arbeiter, Handwerker, Fabrikanten, Kaufleute bringen nichts hervor, was den Reichthum vermehren könnte. Sie verändern nur die Form der von Erstern hervorgebrachten Güter, werden auf Kosten der Grundbesitzer und Landwirthe beschäftigt, sind deren Dienstleute und ihr Lohn wird jedesmal von dem Überschusse der rohen Producte bezahlt, den der Grundeigenthümer über Das, was er für seine Consumtion braucht, behält. Und was nun Handwerker und Künstler von ihrem ersparten Lohne kaufen, was der Capitalist an Zinsen, der Fabrikunternehmer u. A. gewinnen, läßt sich immer auf die alleinige Quelle zurückführen. Die Arbeit des Kaufmanns fördert bloß den Umtausch der Waaren. Noch weniger kann die Arbeit der Beamten und Staatsdiener und Ähnlicher die Bestandtheile des Reichthums vermehren. 2) Alle Staatsbürger sind daher in productive, welche den Boden bauen und benutzen und den Reichthum vermehren, indem sie einen Überschuß über Das liefern, was sie selbst von ihren Producten consumiren, und unproductive oder sterile Staatsbürger getheilt, wie Gelehrte, Künstler, Handwerker, Kaufleute ꝛc., weil sie sämmtlich mit Erzeugnissen der Erde ernährt werden müssen, ohne bei deren Hervorbringung unmittelbar mitgewirkt zu haben. Was sie sich von dem aus der Masse der rohen Naturerzeugnisse erhaltenen Lohn ersparen und in allerlei Formen aufbewahren, trägt freilich zur Vergrößerung des Nationalreichthums bei, und sie werden dadurch eine sehr nützliche Classe in der Gesellschaft, die wenigstens mittelbar den Wohlstand vermehrt; auch würde der Landbauer ohne sie sich nicht ausschließlich

mit seinem Gewerbe beschäftigen können. Hieraus folgt nun 3) daß unbedingte Freiheit aller Gewerbe, ohne Ausnahme, die nothwendige Bedingung des Wohlbefindens beider Classen sei. Für die producirende ist sie in ihrem Eigenthumsrechte begriffen, für die nichtproducirende vermehrt sie die Concurrenz in den Gewerben; diese aber erzeugt größere Wohlfeilheit der Waaren, mehr Absatz, die Producenten erlangen dadurch leichter ihre künstlichen Bedürfnisse, und je mehr sie deren befriedigen können, desto mehr gewinnen die Nichtproducirenden. Mit dem Wohlstande nimmt die Lust zur Arbeit zu. — Wie in jeder Gattung von Industrie, so muß auch jeder Gattung von Handel, von Ein- und Ausfuhr die vollkommenste Freiheit gestattet sein; denn es ist ganz einerlei, ob die Erzeugnisse des Landes von eignen oder fremden Unterthanen verzehrt werden, weil es immer nur die rohen Producte, entweder unmittelbar oder mittelbar (die fremden, für die eignen eingetauschten Erzeugnisse) sind. 4) Da diesem System zufolge aller Reichthum bloß aus dem Boden hervorgeht, so darf auch nur eine einzige Abgabe, nämlich vom Grund und Boden, stattfinden, und diese Abgabe, welche in der Sprache der Schule Impôt unique heißt, muß auf den Reinertrag des Grundeigenthums gelegt werden. Die Unhaltbarkeit dieses staatswirthschaftlichen Systems erhellt aus folgenden Sätzen: 1) Der Reichthum besteht nicht in den rohen Erzeugnissen allein, sondern in Dingen, welche menschliche Bedürfnisse zu befriedigen vermögen und daher einen Werth haben. Die Erde ist zwar die Mutter aller unserer Sachbedürfnisse, aber wir erhalten ihre Gaben nur als Grundstoff zur weitern Veredlung; wenige Erzeugnisse des Bodens lassen sich ohne weitere Bereitung gebrauchen, und jede Arbeit, welche, auf die Veredlung solcher Erzeugnisse verwandt, ihre Brauchbarkeit vermehrt, ist auf dieselbe Weise productiv als die Arbeit, welche auf den Boden verwandt wird. 2) Die Natur ist nicht bloß wirksam bei der Erzielung von rohen Producten, sondern auch dem Kaufmann und Fabrikanten leistet sie Hülfe. Das Wasser, welches die Mühle treibt, das Feuer in den Dampfmaschinen und selbst das Genie des Künstlers, das Talent des Manufactur-Unternehmers, was ist es Andres als Natur, welche mit produciren hilft? Sowie sich der Grundeigenthümer ein Stück des Bodens zuzueignen und damit zu wuchern versteht, indem er sich Etwas für die Benutzung der Production, welche sein Grundstück enthält, als Rente bezahlen läßt, so weiß auch der Manufacturist sich eine Naturkraft zuzueignen und ihre Anwendung oft lange Zeit als Geheimniß zu verwahren, sodaß er davon noch weit höhern Gewinn zu ziehen vermag als der Grundherr von seinem Acker. Verdient doch der gemeinste Arbeiter schon einen größern Lohn, als die Quantität der rohen Producte kostet, die er zur Befriedigung seiner nothwendigen Bedürfnisse gebraucht; um wie viel größer wird also der Gewinn der künstlichen Arbeit sein. Die physiokratische Voraussetzung also, daß nur allein die Landarbeit einen reinen Ertrag gebe, ist ebenfalls unrichtig. Dabei ist auch 3) der Schluß falsch, daß keine andre Abgabe als die von der Grundrente stattfinden dürfe. Sollte der ganze Steuerbetrag von dem Grundertrage aufkommen, so würde zwar in einem ganz abgesonderten, geschlossenen Handelsstaat durch die Preiserhöhung der rohen Erzeugnisse auch der übrige Theil der Nation einen Beitrag dazu entrichten; aber der Landwirth und die Grundbesitzer würden doch immer den Vorschuß zu leisten haben, was für sie ausnehmend drückend wäre. In einem Staate aber, welcher aus seinem Verkehr mit den Nachbarn nicht herausgerissen werden kann, muß der gänzliche Verfall der Landwirthschaft die Folge davon sein, wenn sämmtliche Staatsabgaben auf den Grundertrag gelegt werden, weil alsdann die übrigen Volksclassen ihren Bedarf an rohen Naturerzeugnissen, des hohen Preises wegen, nicht im Inlande kaufen, sondern lieber vom Auslande beziehen werden. Eine, alle sonstige Abgaben ausschließende, einzige Grundsteuer ist durchaus chimärisch, und selbst der reichste Segen der Natur würde die Nachtheile einer solchen Steuer-

anlage nicht auszugleichen vermögen. (Vgl. Abgaben, Grundsteuer.) Trotz dieser wesentlichen Mängel des physiokratischen Systems, welches der ältere Mirabeau nicht mit Unrecht einen prächtigen Palast ohne Treppe genannt hat, läßt sich nicht leugnen, daß die Verbreitung desselben der Wissenschaft der Nationalökonomie wahrhaft beförderlich gewesen, indem dadurch die Fehler des Mercantilsystems in ihr volles Licht gestellt, und die heilsamen Wirkungen deutlich gezeigt worden, welche überall aus der Freiheit der Gewerbe für den Nationalwohlstand hervorgehen. K. M.

Physiologie, d. i. die Lehre von der Natur; wir verstehen darunter insbesondere die Lehre von der körperlichen Natur des Menschen, obgleich die Schuldefinitionen dieses Worts nach dem jedesmaligen Standpunkte der Philosophie und der medicinischen Wissenschaften verschieden waren. So erklärten z. B. Fernelius und Platner sie für die Lehre von der Natur, oder dem Inbegriff gewisser Kräfte und Ursachen, durch welche das Leben und seine Äußerungen in dem Menschen bewirkt werden; Haller für die belebte Anatomie; Meckel für die Lehre von den Verrichtungen des Menschen und seiner Theile im gesunden Zustande; die naturphilosophischen Ärzte für die Wissenschaft von dem Offenbarwerden des Lebens an dem menschlichen Organismus; und da der vollkommenste Zustand des Lebens im Organismus zugleich den Begriff der Gesundheit insichschließt, so ist auch in dieser Erklärung der Zustand der Gesundheit eingeschlossen. Die Physiologie ist der Grund aller wissenschaftlichen Medicin, ihre Geschichte ist folglich Eins mit der Geschichte der Medicin. Die Kenntnisse der ersten Zeit in der Physiologie waren nur mangelhafte Bruchstücke, einzelne Materialien und Hypothesen. Hippokrates selbst hatte nur unvollkommene Kenntnisse von der Organisation des menschlichen Körpers und einseitige Begriffe von dem Ursprunge des Lebens. Plato macht schon deßwegen Epoche, weil er umfassende Ideen von den Verhältnissen des Universums, von dem Ausdrucke der gesammten Natur in dem Körper und Leben des Menschen, von dem Ursprunge des Lebens aus der Gottheit, als dem ewigen Leben selbst, in die Physiologie verwebte. Galen, mit mehren Kenntnissen in der Anatomie versehen, setzte ein für die damalige Zeit schon weitläufiges Gebäude der Physiologie zusammen. Von ihm rührt die Eintheilung der Functionen in Lebens-, thierische und natürliche Verrichtungen her, die sich bis auf unsere Zeit in Ansehen erhalten hat. Nach den Zeiten des Mittelalters bereitete die bessere Bearbeitung der Anatomie (s. d.) ein geläutertes Studium der Physiologie vor, doch blieb auch diese lange nur eine feinere Anatomie. Die Berichtigung der Theorie des Blutumlaufs von Harvey verbreitete zwar vieles Licht in den Verrichtungen des menschlichen Organismus; allein sie hatte auch zur Folge, daß die nachfolgenden Physiologen alle Thätigkeiten in demselben und das Leben selbst nach Grundsätzen der Mechanik und Hydraulik aus dem Umlaufe des Blutes erklären und berechnen wollten. Nur Stahl lenkte die Aufmerksamkeit wieder auf eine geistige Ursache des Lebens und seiner Äußerungen, indem er die Seele als das Princip derselben annahm; Haller aber gründete eine ganz neue Epoche in der Physiologie, indem er die Theorie von der Reizbarkeit der thierischen Faser aufstellte, welche von Physiologen nach ihm unter verschiedenen Modificationen zur Lehre von der Lebenskraft umgearbeitet wurde, und in welcher endlich selbst Brown's Lehre ihre Wurzel hatte, indem dieser das Leben und seine Erscheinungen aus der Reizbarkeit des gesammten Organismus (die er Erregbarkeit nannte) und den erregenden Einwirkungen der Außenwelt herleitete. Unterdeß hatten allmälig die Fortschritte der neuern Chemie und die Philosophie Kant's eine andre Gestaltung der Physiologie verbreitet; die erstern, indem sie die einfachen Stoffe des Organismus durch kunstvolle Versuche darstellen und näher kennen lehrten, und folglich auch mehr Licht über den Einfluß der von Außen in ihn aufgenommenen und auf ihn wirkenden Stoffe der Nah-

rungsmittel, der Atmosphäre ꝛc. verbreiteten; die letztere, indem sie durch gründliche Kritik Dessen, was die Vernunft zu leisten oder nicht zu leisten vermag, alle leere und nicht zu erweisende Hypothesen verbannte, eine bessere Art der Naturforschung überhaupt einführte, gewisse, aus der Grundeinrichtung des Geistes entspringende Sätze als die Richtung für alle Untersuchungen der Natur aufstellte. Hieraus entstanden richtigere Begriffe über Organisation und Organismus. Schelling leitete von dem Leben selbst, als dem Urquell alles Seins, nicht nur die ganze Natur, sondern den Geist, die Vernunft selbst ab, und betrachtete somit Alles, was ist, Geist, Mensch, Natur, Organisation, das Weltall selbst, als die Offenbarung dieses höchsten und ewigen Lebens in einer unermeßlichen Reihe von Verschiedenheiten.

Ansicht des wesentlichen Inhalts der Physiologie von ihrem jetzigen Standpunkte aus. Der Mensch ist in zwiefacher Rücksicht zu betrachten: als Naturwesen, zur Erde gehörig, und als ein höheres, der Geisterwelt angehöriges Wesen. Als Naturwesen unterliegt der Mensch den allgemeinen Naturgesetzen, die das große Weltall regieren, und sich in allen Theilen desselben, so auch im Erdorganismus in unzähligen Abstufungen wiederholen. Nach diesen Naturgesetzen sehen wir die organischen Wesen von ihres Gleichen entstehen, sich selbst erhalten, wachsen, blühen, dann wieder zurückgehen, welken und absterben. Der Mensch steht zwar als organisches Wesen auf der höchsten Stufe, die Naturgesetze aber regieren und bestimmen unabänderlich sein irdisches Leben. Die allgemeine Kraft, die nach unabänderlichen Gesetzen das Weltall, die Erde, die organischen Wesen der Erde hervorbringt, regiert und bewegt, ist das ursprüngliche, ewige und unendliche Leben, das als Weltleben, Erdleben, als das Leben aller der Erde angehörigen organischen Wesen, in unzähligen Abstufungen sich darstellt. Es ist dasselbe Leben, das auf der untersten Stufe der Erdwesen sich als Krystallisirung im Wachsthume des Minerals und Metalls offenbart, das schon in höherer, aber noch stiller Thätigkeit im Wachsthume der Pflanzen seinen Kreis durchläuft; dasselbe Leben, das auf noch höhern Stufen in der Thierwelt einen freiern und weitern Kreis durchgeht, sich in viel mannigfaltigern Abstufungen offenbart, das endlich im Menschen sich auf der höchsten Stufe in den mannigfaltigsten Erscheinungen darstellt. Indem also das an sich ewige und unendliche Leben in zeitlicher und räumlicher Beschränkung von verschiedenen Graden sich darstellt, erscheint es als ebenso verschiedene körperliche Form in den Erdorganismen, durchläuft in denselben einen gewissen Kreis, in welchem es seine an sich ewige und unendlich freie Thätigkeit auf beschränkte, endliche Weise offenbar werden läßt und dadurch die verschiedenen Perioden der organischen Wesen in Entstehung, Wachsthum, Blüthe (als den höchsten Punkt der Lebensäußerung) entwickelt. Diese Offenbarung, Verkörperung der Ideen des Lebens und die Entwickelung ihrer Perioden nennen wir Natur, und die ihnen inwohnende Lebensidee Naturkraft. Es ist folglich dieselbe Naturkraft, die sich im großen Erdorganismus wie im kleinen äußert, nur auf verschiedenen Graden der Stärke, je nachdem die Idee des Lebens auf einer niedern oder höhern Stufe sich offenbart. Daher sehen wir im Menschenleben alle Erscheinungen des gesammten Erdlebens wie im Spiegel wiederholt; wir finden die niedern Stufen des Lebens, die Krystallisation des Mineralreichs, die Vegetation des Pflanzenreichs, die Animalisation des Thierreichs in ihren verschiedenen Stufen im menschlichen Organismus wieder. Ebenso finden wir die Erscheinungen der Natur verähnlicht in demselben wieder, z. B. die Bewegungen der Erde um ihre Sonne in den Perioden des Menschenlebens, die tägliche Bewegung der Erde um sich selbst, die Wechsel ihres Lebens im Licht und in der Finsterniß, im Wachen und Schlaf; der Atmosphäre mit ihrem ätherischen Princip in dem Bau der Lungen; den Erdelektricismus in der animalischen Elektricitätsspannung; den Charakter der Erdoberfläche und des

Klimas in dem physischen Charakter des Menschen ꝛc. Insofern nun die Idee des Lebens auf der Erde sich auf der höchsten Stufe offenbaren sollte, mußte auch der ihr sich gleich bildende Organismus am zusammengesetztesten erscheinen, um einen organischen Körper darzustellen, der in seiner Formbildung und in Behauptung seiner Individualität die Stufenfolge der Idee des Lebens, in dem Umlaufe von Entstehung und Bildung, in den Entwickelungen des Wachsthums und der Lebensperioden, die stets in ununterbrochener Thätigkeit begriffene Durchführung der Lebensidee, in der Fortpflanzung und Erhaltung des Menschengeschlechts selbst die Ewigkeit und Unendlichkeit der Lebensidee, als Ausfluß des ursprünglichen, absoluten und ewigen Lebens, offenbarte. Daher stellt der menschliche Körper eine Form dar, welche der höhern Foderung der Vernunft, den Regeln der Schönheit, Symmetrie und Zweckmäßigkeit entspricht; ist mit einer Reihe von Organen versehen, welche zur Ausbildung, zur Erhaltung seiner Individualität und seiner Gattung — mit Organen, welche zur Bewegung, zum Wechselverkehr mit der Außenwelt; — ferner mit Organen, welche zur Wahrnehmung der Gegenstände außer ihm, sowie seines eignen Körpers dienen. Wie nun der Mensch einerseits der Erde als Naturwesen angehört, so ist der menschliche Geist durch Vernunft und Freiheit von der Naturwelt getrennt, und dieser völlige Gegensatz wird durch das Bewußtsein bewirkt, wodurch er die in ihm sich spiegelnden Bilder der Außenwelt als außer ihm und ihm fremd erkennt und unterscheidet. Jene Reihe von Organen, welche den menschlichen Organismus in den Gegensatz zur Außenwelt bringen, sind daher auch zum Theil die Vermittelungsorgane zwischen Körper und Seele, und ihr Mittelpunkt, wo alle aus- und einwirkenden Strahlen zusammentreffen, ist als der Sitz der Seele, oder vielmehr als das Organ derselben anzusehen, von wo die freie und willkürliche Thätigkeit über den Organismus (insoweit er derselben unterworfen ist und zum Wechselverkehr mit der Außenwelt und andern menschlichen Geistern gehört) ausgeht. Denn unbeschadet der ursprünglichen Klarheit der Vernunft und Freiheit des Geistes ist derselbe doch durch seine innige Verbindung mit dem organischen Körper (gleichsam Versenkung in denselben) einer Beschränkung während des irdischen Lebens unterworfen, sodaß er die unwandelbaren Gesetze der Naturkraft nicht ändern kann, und die Willkür seiner Einwirkungen erstreckt sich nicht bis auf diejenigen Organe, welche bloß dem Naturleben unterworfen und zur Erhaltung des ganzen menschlichen Organismus bestimmt, mithin auch ununterbrochen, wie es die Lebensidee oder die ihnen einwohnende Naturkraft erfodert, ohne Willkür der Seele thätig sind. Hiernach besteht der menschliche Organismus in einer Verbindung von Organen, die in einer sich unaufhörlich umschlingenden und wiederholenden Kette von Thätigkeiten einander unter- und nebengeordnet, einander erregend und wieder beschränkend wirken, in denen man jedoch gewisse zusammengehörige Reihen und Ordnungen bemerkt, die man Systeme nennt. Daher das Reproductionssystem, das System der Irritabilität, das System der Sensibilität (s. d.). Die Verrichtung des reproductiven Systems ist, den Organismus in seiner Form und Bildung zu erhalten, die Entwickelung desselben nach den Perioden seines Lebensalters zu bewirken. In der großen Natur drückt sich das Leben in stetem Wechsel und in unaufhörlicher Veränderung der Masse aus, was nichts Andres ist als ein stetes Vereinigen und Trennen, oder der kurze Lebenscirkel der verschiedenen nichtorganischen Dinge, die alsdann wieder in den Stand der todten Masse zurückfallen. Hier wird dieser stete Gegensatz, dieser ununterbrochene Wechsel von Verbindung und Auflösung, von Erheben zum Leben und Zurückfallen zum Tode, durch das die Idee des Lebens auf höherer Stufe durch rastlose Thätigkeit offenbarende Oxygen — die irdische Nachbildung des himmlischen Äthers — vermittelt. Alles, was von der untersten Stufe der todten Masse zur höhern Lebensform der ersten Naturkörper steigen und einen be-

stimmten, aber nur kurzen Lebenscirkel durchlaufen soll, muß vom Oxygen durchdrungen, und sein voriges Sein dadurch in ein andres verwandelt werden. So ist auch im lebenden Organismus kein Stillstand, sondern eine stete, rastlose Thätigkeit, beständiger Wechsel von Stoff. Das ganze Leben des Organismus besteht aus unzähligen kleinen Lebenscirkeln der einfachen Stoffe, der zusammengesetzten ersten organischen Formen, der einzelnen Organe und Systeme in immer höhern Stufen, und daher in immer weitern Lebenscirkeln. Dieser stete Wechsel des Stoffs im Organismus bedingt die Nothwendigkeit einer steten Aufnahme von neuem, dem organischen Leben zu übergebenden, Stoff und einer Ab- und Ausscheidung des verbrauchten Stoffs, der seine kurze Lebensperiode im Organismus durchlaufen hat, und, als demselben fremd, von ihm entfernt wird. Diese aufgenommenen Stoffe müssen eine Reihe von Veränderungen durchgehen, bis sie zu der Stufe des animalischen Lebens geschickt sind, um in das lebendige organische Verhältniß einzugehen. Zu diesen Verrichtungen sind eine Reihe von Organen bestimmt, deren Form, innerer Bau und eigenthümliches Leben ihrem Zwecke entsprechen. Dies sind die Organe der Ingestion und Digestion: Mund, Schlund, Magen und Darmcanal, die einsaugenden Adern vom Darmcanal aus, welche in ihrem Fortgange Drüsen, dann zusammenlaufende Canäle bilden, die sich endlich in einen einzigen sammeln. (S. Verdauung, Assimilation, Ernährung.) Bis hierher wurde der aufgenommene Stoff immer geläuterter, dem organischen Leben immer verwandter, alle Qualitäten des Organismus, alle verschiedene des organischen Lebens fähige Stoffe, aus denen der Organismus besteht, aber in völliger Indifferenz (gleichsam schlafend, durch den höhern Gegensatz noch nicht zum Leben geweckt) enthaltend. Jetzt wird diese Masse durch Verbindung mit dem ätherischen Leben zum höhern organischen Leben geweiht; sie wird zum Blut. Dies geschieht in den Lungen (s. d.), von welchen das Blut in der linken Herzkammer sich sammelt. Jetzt ist das Blut eine mit Leben begabte Flüssigkeit, alle Qualitäten desselben treten aus einander, mit dem ätherischen Princip, als dem Ausdruck höhern Lebens, zu reger Thätigkeit bestimmt, flieht es, vom Mittelpunkte sich verbreitend, in den ganzen Organismus, in unzähligen Strömungen neubelebten Stoff allenthalben vertheilend. Dadurch wird das Arteriensystem in seinen Verzweigungen bis zum feinsten Äderchen gebildet. Jetzt ist dieser belebte Stoff im ganzen Organismus verbreitet, jedes einzelne Organ ist davon durchdrungen, jedes theilt ihm nun den specifischen Lebenscharakter mit, den es besitzt, und so durchläuft nun jeder einzelne Stoff seinen Lebenscirkel. Ein Theil dieses Blutes vermischt sich, mittelst der innigen Verbindung mit dem ätherischen Oxygen, als gerinnbare Faser in die erste organische Form, das Zellgewebe (eine Art organischer Krystallisation) setzt sich an die Stelle des Gleichen an und verbindet sich mit ihm zu dem nämlichen Organ, um entweder, wenn es noch in der Entwickelung und Ausbildung begriffen ist, diese zu befördern, oder das Verbrauchte, Untaugliche zu ersetzen, wodurch denn die verschiedenen Gestalten und Zusammensetzungen der Bestandtheile des Körpers gebildet und erhalten werden, die theils in der Zellform, in der Gefäßform, in der Bündelform und Hautform vorkommen und verschiedene eigenthümliche Gewebe oder organische Systeme bilden, aus denen alle feste Theile des menschlichen Organismus bestehen, als: das eigentliche Zell- oder Fasergewebe, die verschiedenen Häute, Drüsen, Haare, Knochen, Knorpel, Muskeln, Gefäßmuskeln, Adern, das Haargefäßsystem, die Nerven mit dem Gehirn. Diese einzelnen Bestandtheile bilden durch mannigfache Verbindungen die zusammengesetzten Organe, deren eigenthümlicher Bau der Ausdruck des ihnen einwohnenden eigenthümlichen Lebens, und in deren Verbindung ihre besondere Thätigkeit oder Function gegründet ist. Ein andrer Theil des Blutes ist bestimmt zur Verwandlung in besondere Flüssigkeiten; dies ist die Function der Absonderungen, denen gewisse Organe gewidmet

sind. Hierher gehört die Absonderung der Speichelsäfte in den Speicheldrüsen, der Magensäfte in den Magenhäuten, der Galle in der Leber, der Milch in den Brüsten, des Samens in den Hoden, des wässerigen Dunstes in den serösen Häuten, des Schleimes in den Schleimhäuten. Wenn die organischen Stoffe ihren engen Lebenscirkel durchlaufen haben, so erlischt die Lebensidee in ihnen, sie sterben ab und werden als fremdartige, todte Theile im lebenden Organismus nicht ferner geduldet, sondern der organischen besondern Form beraubt, aufgelöst, in Canäle aufgenommen und fortgeschafft. Dies geschieht durch die einsaugenden lymphatischen Adern und durch die Nieren und Urinwege, die äußere Haut u. a. m. (s. d.). Das System der Irritabilität wird gebildet von der zu einer höhern organischen Lebensform gebildeten Faser aus dem Blute, und besteht aus der Muskelfaser, welche das Vermögen besitzt, durch Zusammenziehung sich zu verkürzen. Ganze Bündel dieser Fasern bilden die Muskeln. Letztere sind theils hohle Muskeln, zur Aufnahme und Fortbewegung von Flüssigkeiten bestimmt, wie das Herz und die Muskelhäute, theils breite Muskeln (s. d.), welche an das Knochensystem sich anschließen und zur willkürlichen Bewegung dienen. Das System der Sensibilität wird von der zur höchsten organischen Lebensform gebildeten Masse als Mark dargestellt und bildet das gesammte Nervensystem. (S. Nerven.) Diese verschiedenen Systeme sind sowol in Rücksicht ihrer realen Erscheinungen, als in Rücksicht ihrer Thätigkeiten und Functionen in größern und kleinern Cirkeln auf mannigfaltige Weise mit einander verbunden, und finden sich in jedem der einzelnen Theilganzen oder Organe wiederholt. So sehen wir z. B. allenthalben die einfache organische Faser als Zellgewebe, Haut ꝛc., Gefäße, die Blut zu- und abführen, Nerven, welche die höhere Lebensthätigkeit über die niedern Organe verbreiten und ihr besonderes Geschäft ordnen. Alle Verrichtungen der einzelnen Theile des gesammten Organismus werden durch die in dem Nervensystem real dargestellte, gleichsam verkörperte Lebensidee, der Idee des menschlichen Organismus gemäß, geleitet und in Harmonie zu dem allgemeinen Zwecke desselben gesetzt, sodaß keins mehr, länger, oder zu andrer Zeit, als diese Idee erfodert, thätig ist. Diese Harmonie ist also die ungestörte Durchführung der Lebensidee, und in ihr besteht demnach auch der normale Zustand, welchen wir Gesundheit nennen. In die Reihe dieser Harmonie der Functionen des Organismus gehören auch die Thätigkeiten der Seele, insoweit diese von dem Organismus bestimmt werden und insoweit sie auf diesen bestimmend zurückwirken. Denn obgleich das Leben der Seele höher steht als das organische Leben, indem das letztere den unwandelbaren Gesetzen des Naturlebens folgt, das erstere aber durch Vernunft und Freiheit sich selbst bestimmt, so stehen doch auch beide durch ihre innige Verbindung in einer gegenseitigen Wechselwirkung mit einander. Der Organismus wirkt nämlich auf die Seele, einmal durch das ihr zunächst angehörige Cerebralsystem, indem durch die Sinnesanschauung die Seele den Stoff zu Vorstellungen erhält, den sie durch ihre Thätigkeit weiter verarbeitet; dann aber ist auch das dem organischen Leben zunächst angehörige Nervensystem, der Reproduction ungeachtet, der in demselben als Hemmungspunkte sich darstellenden Knoten (Ganglien, s. Gangliensystem), doch nicht so gänzlich von dem höhern Cerebralsystem getrennt, daß nicht einige Verbindung zwischen beiden stattfinden sollte. Denn eine dunkle Vorstellung von den Vorgängen des organischen Lebens erhält die Seele durch dieses System der Nerven in dem Gemeingefühl, und insofern dieses auf den Willen erregend wirkt, um gewisse Bedürfnisse des Organismus zu befriedigen, entstehen die Triebe und Instinkte. Endlich scheint eine fortwährende stille Einwirkung des organischen Lebens auf das höhere Nervensystem, auf das Gehirn und das Organ der Seele stattzufinden, welche theils durch die stete Erneuerung des organischen Stoffes des Cerebralsystems aus dem Blutsystem, theils auch durch die Nerven-

verbindung von besondern Organen vermittelt wird. Durch beide Umstände scheint das Temperament und die Abwechselung in der Stimmung des Gemüths begründet zu werden. Die Seele dagegen wirkt auf den Organismus schon durch viele willkürliche Handlungen, die auf das organische Leben Einfluß haben, durch Willkür in der Befriedigung der Triebe, ferner durch die mit der Thätigkeit der Seele nothwendig verbundene Erregung der Thätigkeit ihres Organs, welches, indem es unter den Gesetzen des organischen Lebens steht, auch eine Hinleitung der Naturkraft zu sich und Ableitung derselben von andern Organen zur Folge hat; endlich durch die unmittelbare Einwirkung bestimmter Thätigkeiten und Erregungen der Seele auf bestimmte Organe, nämlich der Phantasie, der Leidenschaften und der Affecten. (S. Physiognomik, Pathognomik, Mimik ꝛc.) Alle diese hier nur berührten Gegenstände werden in der Physiologie bis zum Einzelnen durchgeführt, durch Belege aus der höhern Physik, der Anatomie des Menschen und aus der vergleichenden Anatomie der Thiere näher erörtert, und durch Erfahrungen über krankhafte Abweichungen, wodurch manches im gesunden Zustande schlummernde Verhältniß erst offenbar wird, z. B. die innigere Wechselwirkung zwischen Organismus und der Außenwelt, zwischen Körper und Seele noch deutlicher gemacht. — Tiedemann, Treviranus u. A. geben in Heidelberg seit 1825 eine „Zeitschrift für Physiologie" heraus; Magendie's „Journ. de physiologie expérimentale et pathologique" (Paris 1821 fg.). M. s. auch die Werke von Prohaska, Wilbrand und Walther. H.

Physische Geographie, oder natürliche Erdkunde, nennt man die Kunde von der Beschaffenheit der Oberfläche und des Innern der Erde und von den Verhältnissen, die zwischen ihr und den verschiedenen, ihre Oberfläche bewohnenden lebendigen und organischen Wesen bestehen. Sie umfaßt daher eine Beschreibung sowol der festen Theile des Erdkörpers und ihrer Eigenschaften und Veränderungen, als auch der flüssigen Theile, des Luftkreises und der darin vorkommenden Erscheinungen und endlich der organischen Wesen, hinsichtlich ihrer geographischen Vertheilung. Erst in neuern Zeiten hat sie eine wissenschaftliche Gestalt erhalten, indem man in die große Masse merkwürdiger Beobachtungen Einheit brachte, wiewol es in manchen Gebieten derselben noch nicht aufgehellt ist. — Die Erde (s. d.), deren Gestalt u. Verhältniß zu den übrigen Weltkörpern die mathematische Geographie betrachtet, erhielt ihre sphärische Gestalt durch Ursachen, die auf die festen wie auf die flüssigen Theile wirkten. Land und Wasser sind zwar auf beiden Halbkugeln ungleich vertheilt; der Boden ist jedoch im Allgemeinen unter dem Äquator so hoch als in den Polargegenden. Nimmt man die Voraussetzung an, daß die Erde bei den Polen abgeplattet sei (s. Abplattung), so sind die Gegenden unter dem Äquator weiter vom Centrum entfernt, als die Polargegenden, und es folgt daraus, daß, wenn bloß das Meer der Wirkung der Centrifugalkraft unterworfen gewesen wäre, die heiße Zone völlig hätte überschwemmt werden müssen und die Polargegenden trockenes Land geblieben wären. Wir kennen nur die Oberfläche der Erde, und unsere Kenntniß des Innern derselben beruht auf Beobachtungen, die nicht tief in die Rinde des Erdkörpers hinabgehen konnten. Das Ergebniß derselben stellt die Geologie (s. Geognosie) zusammen, die uns zeigte, daß die ursprüngliche Bildung der Bestandtheile des Erdkörpers fast in allen Perioden mit Zerstörung, Zersetzung und Wiederherstellung verbunden war, daß die Sitze des organischen Lebens gewechselt haben, und daß die Erscheinung des Menschen auf der Erde ein jüngeres Ereigniß ist, vor welchem die Erde Jahrtausende lang von verschiedenen Pflanzengeschlechtern und Thiergattungen bewohnt war, die nach einander untergingen und erneut wurden. Man theilt die Erde ein in trockenes und unterseeisches Land. Das trockene Land, ungefähr $\frac{1}{3}$ der ganzen Erdoberfläche, besteht aus Hochland oder Bergen (s. d.)

und Hügeln und den anliegenden Thälern, und aus Niederland, oder den am Fuße des Berges sich ausbreitenden Ebenen. Auch der Meeresboden hat seine Ebenen und Berge. Einzeln sich erhebende Berge sind selten, außer in vulkanischen Gegenden und wo Trappgebirge vorherrschend sind. Gewöhnlich erheben sich die Gebirge in zusammenhängenden Massen, und bestehen entweder aus einer Centralkette mit Ästen, die in rechten Winkeln auslaufen, oder aus verschiedenen parallel laufenden Ketten. Gewöhnlich haben Gebirgsketten im Verhältniß zu ihrer Breite eine große Länge. Man theilt sie hinsichtlich ihrer Ausdehnung in Haupt- und Nebengebirge, in Mittelgebirge, oder in binnenländische und Küstengebirge. In den Hauptgebirgen liegt der höchste Punkt gewöhnlich in der Mitte. Die Thäler entsprechen in Gestalt und Richtung den Gebirgen. Hauptthäler sind diejenigen, welche Hauptgebirge von einander trennen; Nebenthäler liegen zwischen Nebengebirgen. Hügel sind in ihrer Richtung und Gestalt weniger regelmäßig als die Gebirge. Sie kommen häufiger in Gruppen als in Ketten vor und erscheinen oft als die letzten Anschwellungen einer gebirgigen Oberfläche. Über die Vulkane s. d. A.

Betrachten wir die Oberfläche des alten Festlandes, das Europa, Asien und Afrika umfaßt, so finden wir, daß die Abdachung desselben und der Lauf seiner Flüsse durch eine große Gebirgzone bestimmt wird, die es von einem Ende zum andern, ungefähr unter dem 40. Breitengrade, durchstreicht. Dieser Alpengürtel beginnt an den Küsten des atlantischen Meeres zwischen d. 30. und 42. Gr. d. Br., streicht von hier u. d. N. des Atlas der Pyrenäen, der Alpen und des Hämus nach Asien und läuft unter den Benennungen Taurus, Kaukasus und Elburz bis zum 70. Gr. d. L. Er theilt sich hier in zwei Äste, von welchen der eine, das Himalajagebirge (s. d.), sich südöstlich zieht, während der andre, der Altai und das Jamblumigebirge, nordöstlich läuft, bis er die Küste des stillen Meeres erreicht. Die von diesem großen Gürtel nach allen Richtungen auslaufenden Aeste werden an den Stellen, wo sie das Meer berühren, wahrscheinlich durch unterseeische Ketten fortgeführt. Die Höhe dieser Alpenzone ist sehr verschieden. In Europa kann man die mittlere Höhe von 4 — 9000, in Asien von 5 — 14,000 Fuß annehmen. Von den asiatischen Höhen sind nur wenige durch Messungen bestimmt, wiewol die höchsten Punkte die Linie des ewigen Schnees erreichen, bis sie in dem Gipfel des Himalaja, der nach Blake's Messung 25 — 28,000 Fuß über dem Meere liegt, die größte Höhe des bekannten Erdlandes ersteigen. Nördlich von der großen Gebirgzone erstreckt sich ein sehr einförmiges Land, das sich von den östlichen Küsten der Nordsee und des baltischen Meeres in einer großen Ebene, die nur der Ural unterbricht, bis zur Nordküste des stillen Meeres zieht und den ganzen Raum zwischen d. 50. und 70. Breitengrade umfaßt. Südlich des Alpengürtels liegen große Sandwüsten, die sich zwischen dem 18. und 31. nördl. Breitengrade, der Westküste Afrikas und dem Eingange des persischen Meerbusens erstrecken, und ein Gebiet umfassen, das 2 Mal so groß als Europa und größtentheils keines Anbaus fähig ist. Südlich dieser Wüste ziehen sich die Flußbecken des Niger, Senegal, Gambia und Nil, die gegen Mittag von einer nicht sehr hohen Bergkette begrenzt sind, welche nur in Abyssinien in die Region des ewigen Schnees aufsteigt. Von dem südlichen Theile Afrikas, der sich bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung erstreckt, kennt man wenig. Die neue Welt (s. Amerika) bildet 2 große, durch eine Landenge verbundene Festlande. Das südliche ist ein Flächenraum von verhältnißmäßig geringer Höhe, der gegen Abend von der Andeskette geschützt wird, welche in einem ihrer Gipfel eine Höhe von mehr als 21,000 Fuß erreicht. Von dieser Kette laufen 3 Seitenäste aus. Das Flachland dieses Festlandes ist in 3 Ebenen getheilt, welche die Betten der Hauptströme des Orinoko-Amazonenflusses und des Plata bilden. In Südamerika

gibt es keine Wüsten, einen kleinen Landstrich an der Küste von Peru abgerechnet. Auch das nördliche Festland hat eine große Gebirgskette, die es von S. nach N. beinahe in seiner ganzen Ausdehnung durchstreicht, während sich gegen Morgen ein offenes Land ausdehnt. Die Landenge, die beide Festlande verbindet, besteht aus einer Verlängerung der Andeskette von mäßiger Höhe. Vergleicht man die großen Festlande der alten und neuen Welt, so hat diese den Vorzug, weil das Binnenland beider Festlande Amerikas dem Meere näher liegt als die innern Theile Afrikas und Asiens, und Amerika keine der Cultur unfähige Wüsten hat; aber der größte Vorzug der neuen Welt besteht in den Vortheilen, welche ihre Ströme der binnenländischen Schifffahrt darbieten. — In allen Abtheilungen des Erdkörpers gibt es eine Menge größerer und kleinerer Landmassen, die von Wasser umflossen sind, oder Inseln. Man theilt sie hinsichtlich ihrer Entstehung in solche, die durch Feuerausbrüche entstanden sind, oder vulkanische Inseln, deren mehre unter den Azoren, den liparischen Inseln und im griechischen Archipelagus noch in neuern Zeiten sich erhoben, solche, die nach und nach durch Meeresanwurf gebildet, oder vom festen Lande abgerissen wurden, z. B. Sicilien, Helgoland, Ceylon, und endlich solche, die in ihrer Grundlage Gebäude von Korallenpolypen sind, deren es besonders im Südmeere viele gibt. Von dem, über der Wasserfläche erhabenen festen Theile der Erdkugel begreift Europa ungefähr $\frac{1}{17}$, Afrika mit Madagascar $\frac{4}{17}$, Asien mit den Inseln und Australien $\frac{7}{17}$, Amerika mit den Inseln und Grönland $\frac{5}{17}$.

Flüsse (s. Fluß) sind die Ableitungen, die dem Meere denjenigen Theil des auf die Erde fallenden Wassers zuführen, der nicht verdünstet. Quellen und Bäche und die durch deren Vereinigung entstehenden Flüsse und Ströme fließen über geneigte Ebenen, und der niedrigste Punkt des ganzen Flußgebietes ist an der Stelle, wo der Fluß s. Mündung hat. Die Flußbetten sind, wie das Ansehen derselben verräth, das Werk der Strömung selbst, und ehe die Betten sich gebildet hatten, müssen die meisten Flüsse aus einer Reihe von Seen bestanden haben, die durch Wasserfälle zusammenhingen. Wo Flüsse, die durch ein ebenes Land fließen, jährl. Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, werden ihre Ufer, sowie die Seeküste bei ihrer Mündung, allmälig durch aufgeschwemmtes Land erhöht. Solche Anschwemmungen sind besonders auffallend bei dem Missisippi, dem Nil, dem Po und dem gelben Fluß in Sina. Mehre Flüsse sind periodischen, regelmäßig wiederkehrenden Überschwemmungen ausgesetzt, wie der Nil, der Ganges, der Euphrat, der Amazonenfluß, der Plata, der Orinoko, der Missisippi. In der heißen Zone werden die Fluten durch die jährlichen Regengüsse hervorgebracht, und finden in den Sommermonaten statt. In den Flüssen, welche die nördlichen Theile der alten und neuen Welt bewässern, sind die Fluten, die fast überall vom Schmelzen des Schnees entstehen, heftig, aber vorübergehend und finden vom März bis Jun. statt, je nach der größern oder geringern Entfernung der Quellen vom Polarkreise. — Seen (s. d.) oder Landseen sind hauptsächlich theils solche, die sich in Vertiefungen zwischen hohen Ufern oder am Fuße der Berge bilden und durch Quellen oder Ströme Zufluß erhalten, theils solche, die in ebenen Gegenden durch das überflüssige Wasser der Ströme oder bei einer zu geringen Abhängigkeit des Bodens entstehen. Auf dem alten Festlande gibt es 2 große Seengebiete. Das eine folgt dem Zuge der großen Alpenzone und umfaßt die Seen in den Pyrenäen, Alpen, Apenninen, Kleinasien, Syrien, Persien, nebst dem kaspischen Meere, dem Aral, Balkasch, Baikal und den Seen am Fuße des Altaigebirges. Das andre zieht sich von den niedrigen Küsten Hollands längs der südöstl. Küste des baltischen Meeres und des bothnischen Meerbusens, von wo eine kleinere Anzahl von Seen längs des Eismeeres bis zur Behringsstraße läuft. Das Gebiet südlich des Alpengürtels ist, mit Ausnahme des innern Afrika, ge-

gen das nördliche Gebiet auffallend arm an Landseen. Eine Reihe von Seen, die aber im Allgemeinen kleiner als die Bergseen der alten Welt sind, zieht sich längs der Andeskette, von ihrem südlichen Ende durch die Landenge und Mexiko bis zu ihrem nördlichen Endpunkte. In dem ebenen Lande Südamerikas sind, wie in den südlichen Theilen der alten Welt, weniger Seen, und die Aehnlichkeit ist nicht minder auffallend in der nördlichen Hälfte, wo das Gebiet um die Hudsonsbai eine Menge von Seen hat, die in Anzahl, Charakter und Lage mit den Wasserſammlungen übereinstimmen, welche an den Küsten der Ostsee und des Eismeeres liegen. Seen sind nur in denjenigen Gegenden salzig, wo der Boden Salztheile enthält, und ihre Salzigkeit ist in der Regel größer, wenn sie keinen Abfluß haben. Die meisten europäischen Seen haben Süßwasser, oder nur schwachen Salzgehalt; das kaspische Meer aber, der Aral, Baikal und andre Seen am Altaigebirge, sowie die persischen, haben fast alle Salzwasser, weil sie theils einen salzigen Boden haben, theils durch Salzquellen genährt werden. — Das Meer (s. d.) ist die große Quelle der Wasserdünste, welche die Seen und Ströme füllen, den Boden befruchten und die Erdoberfläche mit einer üppigen Pflanzendecke bekleiden. Als die große Straße des Welthandels verbindet es die entlegensten Theile der Erde und erleichtert den Verkehr zwischen Völkern, die durch Berge und Wüsten getrennt sind. Die Küsten des Meeres waren zu allen Zeiten die Hauptsitze der Gesittung; in allen großen Festlanden nehmen Rohheit und Wildheit zu, je tiefer wir ins Innere kommen, und es läßt sich daher ziemlich sicher behaupten, daß die Binnenländer Asiens und Afrikas, wo es keine Binnenmeere gibt, wie das Mittelmeer und die Ostsee, und keine schiffbare Ströme, wie der Amazonenfluß, die letzten Theile des bewohnten Erdlandes sein werden, wo die Bildung ihr Reich ausbreitet. Das Meer bedeckt ungefähr $\frac{3}{4}$ der Erdoberfläche. Gegen $\frac{7}{12}$ dieser Wassermasse liegen in der südlichen und $\frac{5}{12}$ in der nördlichen Halbkugel, und in der einen verhält sich das Meer zum Lande ungefähr wie 7 zu 5, in der andern wie 13 zu 2. Man theilt das Meer in 5 große Becken, das stille Meer, das Asien und Amerika trennt, das atlantische zwischen Europa und Amerika, das indische, das Asien und seine Inseln von Afrika scheidet, das nördliche und das südliche Polarmeer. Die Temperatur des Meeres wie des Landes, ist nach den Breitengrgden verschieden; die Veränderungen aber, mögen sie von der Lage oder von den Jahreszeiten abhängen, sind weniger bedeutend, nicht so plötzlich und minder häufig. Die wärmende Kraft der Sonne wirkt in dem einen Falle auf eine 10—12 Fuß dicke Wassermasse, während sie in dem andern etwa 2 Zoll tief ins Land eindringt. Im Meere wie in den Seen findet man das Wasser kälter, je tiefer man unter die Oberfläche hinabkommt. Diese Abnahme des Wärmegrades ist weder gleichförmig unter demselben Breitengrade, noch steht sie mit der Tiefe in einem unveränderlichen Verhältnisse, noch auch können die Abweichungen mit der Entfernung vom Äquator oder vom Pole in Verbindung gebracht werden. Eine merkwürdige Ausnahme von dieser Erscheinung ist die von Scoresby („Account of the arctic regions", Bd. 1, S. 187 fg.) gemachte und auf den neuern Reisen ins Polargebiet bestätigte Beobachtung, daß im grönländischen Meere der Wärmegrad mit der Tiefe zunimmt, vielleicht weil die westliche Strömung von Nova-Zembla, die durch das Süßwasser der großen Ströme Nordasiens specifisch leichter wird, über die Schicht des durch diese Breitengrade gehenden Golfstromes steigen kann, dessen warmes Wasser daher in der Tiefe sich befindet. Beide Pole sind von einer ewigen Eiszone umgeben, deren Breite mit den Jahreszeiten wechselt. Auf der Westseite des atlantischen Meeres ist die äußerste Grenze der offenen See im Winter unter dem 66. od. 67. Breitengr. an der Küste Grönlands; unter d. 5. bis 6. Gr. Ö. L. aber bleibt die See bis zum 76. bis 79. Gr. offen. Im Sommer sind Schiffer längs der Baffinsbai bis zum 77., an der Küste von Spitz-

bergen bis über den 81. und in der Behringsstraße bis zum 71. Grade gekommen. In der südlichen Halbkugel ist die Schifffahrt über d. 60. Grad hinaus sehr schwierig, wiewol man im Sommer über 10 Grad näher zum Pole gekommen ist. Auf die Salzigkeit des Meerwassers haben Strömungen, Stürme, Regen, einströmende Flüsse und Verdünstung viel Einfluß. Nach Marcet's Versuchen ist das mittlere specifische Gewicht des Oceans auf 102,777 anzunehmen. Der südliche Ocean, der weniger Flußwasser aufnimmt als der nördliche, ist salziger als dieser. Im Allgemeinen ist das Meer am salzigsten, wo es am tiefsten und am weitesten vom Lande entfernt ist. — Über die periodische Bewegung des Meeres (2 Mal innerhalb 24 Stunden) s. Ebbe u. Flut. Sie sind am unbedeutendsten in den Polargegenden, am stärksten unter dem Äquator. Die größte Flut ist im Meerbusen St.-Malo. Abgesehen von diesen regelmäßigen Bewegungen, ist das Wasser des Oceans kaum irgendwo in steter Ruhe. Oertliche oder vorübergehende Strömungen werden durch Winde, einströmende Flüsse, Schmelzen von Eisfeldern, und andre Ursachen hervorgebracht; es gibt aber auch gewisse fortdauernde und allgemeine Strömungen, die man von 2 großen Bewegungen, der Bewegung der tropischen Gewässer in westlicher Richtung um die Erde, und dem Laufe der Polargewässer gegen den Äquator, ableitet. Jene wird durch die Mousson- oder Monsoonswinde (s. Wind) bewirkt, diese ist schwerer zu erklären und vielleicht noch nicht durchaus als Thatsache erwiesen. Die große tropische Strömung findet zwischen d. 30. Breitengr. nördl. und südlich vom Äquator statt. Im atlantischen Meere theilt sie sich in 2 Arme, wovon der eine der bekannte Golfstrom ist, der andre aber, wie man annimmt, längs der Küste Brasiliens sich zieht und um das Vorgebirge Horn sich biegt.

Das Klima (s. d.) einer Erdgegend, das auf die Fruchtbarkeit derselben ebenso viel Einfluß hat als Lage und Boden, hängt zwar hauptsächlich von ihrer Entfernung vom Äquator und der Höhe über der Meeresfläche ab, aber auch die Beschaffenheit der Oberfläche, der Grad der Feuchtigkeit, die Nähe oder Entfernung vom Meere, von Seen oder Bergen, Sandsteppen oder Eisfeldern, und vielleicht die innere Wärme der Erde, haben Einfluß darauf. Die mittlere Temperatur der Erde unter dem Äquator, die unter jedem Meridian ziemlich gleichförmig ist, wird von Humboldt zu 81° 5′ Fahrenheit angenommen. Die Abnahme der Wärme aber in der Entfernung nördlich und südlich vom Äquator richtet sich in beiden Hemisphären und in derselben Hemisphäre unter verschiedenen Meridianen, nach verschiedenen Gesetzen. (S. Wärmevertheilung.) — Die Atmosphäre (s. d.), eine elastische Flüssigkeit, die den Erdball umgibt, wird gewöhnlich in 3 Schichten getheilt, wovon die erste bis zur Linie des ewigen Schnees (in Europa 9 — 10,000 Fuß über dem Meere) reicht, die zweite bis zur Wolkenhöhe steigt, wo die Dämmerung entsteht und die dritte von hier bis an die Grenze hinausgeht. Ihre Bestandtheile sind Sauerstoff, von dessen Gegenwart hauptsächlich die Lebensverrichtungen der Thiere und Pflanzen abhangen, und Stickstoff, womit eine geringe Menge von kohlensaurem Gas, und in den höhern Regionen, wo die Meteore entstehen, wahrscheinlich Wasserstoffgas verbunden sind. — Die ungleiche Vertheilung der Wärme auf der Oberfläche des Landes und des Wassers stört nothwendig das Gleichgewicht der Atmosphäre, und bringt jene Luftströmungen hervor, die man Winde (s. d.) nennt. Man hält sie für das Ergebniß zweier, durch die ganze Masse der Atmosphäre gehenden allgemeinen Bewegungen. Die schwere und kalte Luft der Polargegend und die der gemäßigten Zone hat ein Streben, die warme und verdünnte Luft der heißen Zone zu verdrängen und erzeugt in jeder Hemisphäre eine Strömung gegen den Äquator hin. Um aber die den höhern Breiten entzogene Luft zu ersetzen, geht über diesen Luftstrom eine Gegenströmung vom Äquator zu dem Pol. Diese bei-

den nach Süden und Norden gerichteten Luftströme, die man als die ursprünglichen Winde betrachten kann, erleiden verschiedene Veränderungen. Der von den Polargegenden kommende untere Strom, auf welchen die jenen Gegenden eigne langsame Arenbewegung Einfluß hat, erhält in seinem Fortgange nicht die schnellere Bewegung der Erdtheile, worüber er geht, sondern muß, statt gerade der Richtung des Meridians zu folgen, nach Westen sich richten. Er verfolgt diese Seitenbewegung immer mehr, je näher er der heißen Zone kommt, und da die südliche und nördliche Richtung gehemmt wird, wenn die von der andern Halbkugel kommenden Winde den Äquator erreichen, so bleibt allein die westliche Bewegung. Dies ist der sogen. Passatwind, der östlich vom Äquator weht, nordöstlich auf der Nordseite, südöstlich auf der Südseite. Der obere Gegenstrom, dem die schnelle Bewegung der Äquatorialgegend eigen ist, folgt auch nicht der Richtung des Meridians, sondern weicht immer nach Osten ab, und wenn er auf dem Wege zum Pol gehemmt wird, behält er blos die östliche Richtung. Die südlichen Passatwinde kommen regelmäßig aus Ost und Südost vom 10. Gr. S. Br. bis zum Wendekreise; in dem Raume von jenem Breitengrade bis zum Äquator aber wehen Nordwestwinde während unsers Winters, vom Oct. bis April, und Südwestwinde in den übrigen Monaten, wogegen überall auf der Nordseite des Äquators Südwestwinde während des Sommers und Nordostwinde im Winter wehen. Die Ursache dieser sogen. Moussonwinde ist noch nicht befriedigend erklärt. Das Gebiet der beständigen Winde ist auf den Raum beschränkt, der auf beiden Seiten des Äquators vom 30. Breitengrade eingeschlossen wird. Außerhalb dieser Grenze sind in einem kleinen Raum Windstillen ziemlich allgemein herrschend, worauf das bis zu den Polen reichende Gebiet der veränderlichen Winde anfängt. — In Hinsicht auf die Verhältnisse zwischen der Erdoberfläche und den sie bewohnenden organischen Wesen, müssen wir uns, was zuerst die Pflanzenwelt betrifft, auf allgemeine Bemerkungen beschränken, und auf Humboldt's Schrift über die geographische Vertheilung der Gewächse, sowie auf Schouw's „Grundzüge einer allgemeinen Pflanzengeographie" (Kopenhagen 1822, a. d. Dänischen vom Verf. übers., Berlin 1823) nebst einem pflanzengeographischen Atlas (Berlin 1824) verweisen. Jeder Pflanze ist in der Regel ein Klima angewiesen, das am besten für sie paßt, und obgleich sie in andern Gegenden, wiewol minder vortheilhaft, angebaut werden kann, so gibt es doch gewisse Grenzen, jenseit welcher sie entweder gar nicht mehr gedeiht, oder durch andre für das Klima besser geeignete Pflanzen verdrängt wird. (Vgl. Palmen.) Innerhalb der Wendekreise findet man die Pflanzen in der größten Anzahl, in den mannigfaltigsten Gattungen und im üppigsten Wachsthum. Sie nehmen an Zahl, Mannigfaltigkeit und Größe ab, je weiter sie sich von den Wendekreisen entfernen, bis in Grönland, Spitzbergen und den Ebenen Nordrußlands die Pflanzenwelt im Moose und verkrippelte Gesträuche zusammenschrumpft. — Die Erdbewohner, deren Anzahl nur annähernd bestimmt werden kann, sind in dem Verhältnisse vertheilt, daß auf Europa etwa $\frac{1}{5}$, auf Asien und Australien beinah die Hälfte, auf Afrika $\frac{1}{10}$, auf Amerika $\frac{1}{13}$ der Gesammtzahl zu rechnen ist. Sie sind in Farben, Wuchs, Gestalt und physiognomischem Ausdrucke vielfach verschieden, und werden nach diesen Stammcharakteren in 5 Classen getheilt. (S. Mensch.) (26)

Phytologie, die Pflanzenkunde, Botanik, s. Botanik und Pflanzen. — Phytonomie ist die Pflanzenanatomie.

Piano heißt in der Musik schwach, mit schwachem, und Pianissimo, mit noch schwächerm Tone. Demnach sollte bei dem Vortrage der Tonstücke, insbesondere aber bei dem Vortrage der Ripienstimmen, die Regel ohne Ausnahme befolgt werden, daß jeder Spieler und Sänger das Piano von dem gewöhnlichen forte und pianissimo gehörig unterscheide. In Tonstücken, in welchen keine

Soloſtimme zu begleiten iſt, wie z. B. in der Symphonie, im Chore oder auch in den Ritornellen der Arien und Concerte pflegt man in gut eingeſpielten Orcheſtern dieſe Regel immer zu befolgen. Allein bei der Begleitung einer Soloſtimme, ſie beſtehe nun in einer Sing- oder Inſtrumentalſtimme, macht es die Schwäche derſelben nothwendig, das Piano noch ſchwächer, ja oft gleich dem Pianiſſimo vorzutragen, damit die Hauptſtimme durch die Begleitung nicht zu ſehr bedeckt werde. Seltener ſind die Fälle, wo das Piano ſtärker als gewöhnlich vorgetragen werden muß. Bei dem Wechſel des Piano und Forte iſt die größte Übereinſtimmung aller Inſtrumentiſten erfoderlich, wenn die Wirkung nicht verloren gehen ſoll.

Pianoforte (gewöhnlicher als Fortepiano) heißt das muſikaliſche Inſtrument, deſſen Saiten über mehre auf dem Reſonanzboden aufſtehende Stege geſpannt, und durch kleine bedeckte Hämmer mittelſt der Taſten in Schwingung geſetzt und, wo ein Nachhallen nicht beabſichtigt wird, nach Berührung der Taſte ſogleich wieder (mittelſt lederner Dämpfer) abgedämpft werden. Das Pianoforte hat über das Clavier den Sieg davon getragen, hauptſächlich durch Fülle, Stärke und Dauer des Tons. Die Stärke des Tons hat man auch dadurch vermehrt, daß man die Zahl der Saiten für jeden Ton vermehrt hat. Gewöhnlich ſind jetzt die Pianofortes dreichörig, d. h. für jeden Ton ſind 3 Saiten vorhanden. Die Hämmerchen ſchlagen gewöhnlich von unten an die Saiten; neuerdings aber hat man in Wien auch Inſtrumente unter dem Namen Kapotaſten gebaut, bei welchen die Hämmer von oben auf die Saiten fallen, und dieſe Inſtrumente haben einen noch ſtärkern Ton. Theils eine Veränderung, theils eine Verlängerung des Tons wird hervorgebracht durch die Züge, doch pflegt man jetzt nur wenige anzubringen. Die weſentlichen ſind: 1) Der Zug, durch welchen die Dämpfer gehoben werden. Er wird oft zum fortissimo gemißbraucht, und um den Mangel an Präciſion im Spiel zu verſtecken. Man bezeichnet ihn in den Compoſitionen gewöhnlich durch Ped. (Pedale) oder ⊕, und die Weglaſſung oder das Fallenlaſſen der Dämpfer durch einen Stern. 2) Der Pianozug und 3) die Verſchiebung, Verrückung, auch bezeichnet durch: a una chorda, weil hier der Hammer nur eine Saite berührt, was einen ſehr ſchwermüthigen Ton hervorbringt. Früherhin vertrat das Clavichord (Clavier) und der Flügel die Stelle des Pianoforte, mit welchem es den Vorzug theilt, daß ein einziger Spieler auf demſelben eine volle Harmonie hervorbringen und die ſchnellſten und ſchwierigſten Tonfolgen durch eine leichte Mechanik ausführen kann; weßhalb auch dieſe Inſtrumente das Studium der Harmonie ungemein erleichtern. Dem Clavier ſteht es in dem einzigen Punkte nach, daß bei dieſem der Anſchlag der Finger auf die Bildung des Tons größern Einfluß hat; während die Töne bei dem Pianoforte gleichſam fertig und bereit liegen. — Die Geſtalt der Pianofortes betreffend, ſo ſind die gewöhnlichſten tafelförmige, welche gewöhnlich ſchwächer im Tone ſind, und flügelförmige; letztere ſind wieder lange Flügel und Stutze. Den langen Flügeln wird als Concertinſtrumenten der größte Umfang und die größte Stärke gegeben. Der gewöhnliche Tonumfang der jetzigen Pianofortes iſt 6 Octaven von dem tiefen Contra-F ausgehend. Man hat auch Inſtrumente in aufrechtſtehender Form gebaut, z. B. Dietanaklaſis, welche aber weniger im Gebrauche ſind. Erfunden wurde das Pianoforte von Chr. Gottlieb Schröder aus Hohenſtein in Sachſen geb. im Anfange des 18. Jahrh. (gegen 1717 in Dresden). Freilich aber erhielt es erſt allmälig durch Verbeſſerungen den Grad der Vollkommenheit, durch welche es in allen muſikaliſchen Unterhaltungen eine ſo bedeutende Rolle ſpielt. An Stärke und Feſtigkeit zeichnen ſich die engliſchen Inſtrumente vor allen aus, ſie ſind aber auch ſchwerer zu behandeln und ſehr koſtbar. Unter den deutſchen Fortepianos gibt man noch immer den wiener Inſtrumenten den Vorzug. Die beſten Meiſter ſind jetzt Stein, Streicher, Leſche, Anton und Konrad Graf, Beyer, Seidler, Fritz, Lauterer. Leichtigkeit, Präciſion und Geſang zeichnen

diese Instrumente aus. Doch gibt es auch an andern Orten gute Pianofortebauer, z. B. Küsting in Berlin, Stange und Rosenkranz in Dresden, Groß und Trentlin in Leipzig u. s. w.

Pianofortеschule, so nennt man die schriftlichen Anleitungen das Pianoforte zu spielen. Die berühmtesten Werke dieser Gattung sind die Löhlein'sche Pianofortеschule, nachher durch A. E. Müller und zuletzt (in der 8. Ausg.) von C. Czerny (Leipzig bei Peters) herausgegeben; ferner Adam's Pianofortеschule des Conservatoriums zu Paris, und Cramer's Werke dieser Gattung. In Kurzem wird auch Hummel seine ausführliche Pianofortеschule herausgeben.

Piaristen, Väter der frommen Schulen (in Polen Piaren), heißen die Glieder eines geistlichen Ordens, der außer den 3 gewöhnlichen Mönchsgelübden noch ein viertes beobachtet, vermöge dessen er sich dem unentgeltlichen Unterrichte der Jugend in Volksschulen und Gymnasien widmet. Dieser Orden wurde im Anfange des 17. Jahrh. von Jos. Casalanza (st. 1648), einem spanischen Edelmanne, zu Rom gestiftet, 1621 u. d. Tit. des Ordens der regulirten Kleriker und Armen der Mutter Gottes zu den frommen Schulen (scholarum piarum, daher der Name Piaristen) vom Papst bestätigt, und 1690 für seine gemeinnützigen Bemühungen durch die wichtigsten Privilegien der Bettelorden belohnt. Die Piaristen sind regulirte Weltgeistliche, wie die Jesuiten, mit denen sie nicht nur die Tracht, sondern auch den Zweck, zum Vortheil ihrer Kirche auf die Volkserziehung zu wirken, gemein haben, und daher seit ihrer Entstehung Nebenbuhler derselben. Sie verbreiteten sich bald in den Ländern der katholischen Christenheit, besonders in den östreich. Staaten, und wurden bei einer der jesuitischen ähnlichen Ordensverfassung zahlreich und kraftvoll, ohne sich den Vorwurf der Herrschsucht und Einmischung in politische Händel zuzuziehen, wie diese. Vielmehr verdanken sie ihren unleugbaren Verdiensten um das Schulwesen die ungestörte Fortdauer und Blüthe ihres Ordens. Noch jetzt stehen viele Gymnasien und Volksschulen in Ungarn und Polen unter der Leitung der Piaristen; auch in Böhmen, Mähren, Schlesien und Östreich haben sie noch ansehnliche Collegien. Nur ihre Ordensverfassung ist, soweit sie in das öffentliche Schulwesen eingreift, den Zwecken des Staats angepaßt worden. E.

Piaster, eine span. Silbermünze, welche 8 Silberrealen (daher er auch Peso de a ocho, Stück von achten heißt) oder etwas mehr als einen deutschen Conventionsthaler (1⅓ Thlr.) gilt. Zuerst wurde sie bloß in Spanien, jetzt aber auch in andern Ländern Europas, namentlich in Italien, geschlagen. Auch gibt es türkische Piaster, welche etwa 4 Gr. gelten.

Piatoli (Scipio), kais. russ. Staatsrath, geb. zu Florenz um d. J. 1750, wo sein Bruder als Galerieinspector lebte, war anfangs Capuziner in einem Kloster bei Florenz, Hauskaplan beim Grafen Marchisio, dem ersten Minister des Herzogs von Modena, dessen Bibliothek sowie die großherzogliche er zu seiner Bildung fleißig benutzte. Hier lernte ihn die reiche Fürstin Lubomirska kennen, und bewog ihn, als Lehrer ihres Pflegesohns, des jetzigen Fürsten Lubomirski, und als Gesellschafter sie auf ihren Reisen zu begleiten. In Warschau wurde der geistvolle P. dem König Stanislaus bekannt, der ihn zu seinem Vorleser wählte und ihm bald sein volles Vertrauen schenkte, sodaß P. über des Königs Schlafgemach wohnte und zu jeder Stunde zu ihm kommen durfte. Dadurch trat er mit den gebildetsten, edelsten Polen in nähere Verbindung. Seine Studien wandten sich jetzt von der alten und neuen classischen Literatur zur Staatswissenschaft und namentlich zur Landes- und Staatskunde von Polen. Es war die Zeit von 1790, wo politische Organisationsideen die besten Köpfe lebhaft beschäftigten. Damals entwarf P. zugleich mit Kolontay und Ignaz Potocki (s. d.) die Constitution vom 3. Mai 1791. Nach dem Umsturze derselben und nach der zweiten Theilung Polens reiste

P. mit Stanislaus Potocki 1794 nach Karlsbad. Hier wurden beide als politisch verdächtig verhaftet und nach Theresienstadt geführt. Bald darauf kam Graf Stanislaus in Freiheit, P. aber mußte in Prag unter Aufsicht leben. Erst 1800 erhielt er auf die Bürgschaft der verwitweten Herzogin von Kurland und gegen das Versprechen, nie etwas über Polen zu schreiben, die Erlaubniß, Böhmen zu verlassen. Er lebte seitdem meistens zu Löbichau und Berlin in dem Hause der Herzogin und war mit der Unterweisung der jüngsten Prinzessin Dorothea, jetzt verm. Herzogin von Dino, beauftragt. 1805 reiste er mit dem Geh.-Rathe Göckingk, dem Vormunde der Prinzessinnen von Kurland, nach Petersburg, um deren Erbschaftsangelegenheiten in Ordnung zu bringen. Dort erhielten Beide den Auftrag, für die Gesetzgebungscommission thätig zu sein, und P. den Titel eines kaiserlichen Staatsraths. Auch die Herzogin kam in den Angelegenheiten ihrer Töchter nach Petersburg. P. begleitete sie zurück und vermählte sich in Kurland 1806 mit ihrer Hofdame, einem Fräulein von Vittinghoff. Er lebte hierauf in Altenburg, wo er 1809 gestorben ist. Seine Witwe, die seine einzige Erbin war, verkaufte seine an classischen Werken reiche Bibliothek gegen eine Leibrente an die Herzogin von Kurland, welche sie mit der Bibliothek im Schlosse zu Löbichau vereinigte. Eine beträchtliche Chartensammlung kaufte der Fürst Adam Czartoriski, der Sohn. P.'s Handschriften sind verloren. Unter diesen fanden sich Vorarbeiten zu einer Ausgabe des Juvenal, welche den auch humanistisch gründlich gebildeten Mann in den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte. 20.

Piazzi (Giuseppe), Generaldirector der Sternwarten zu Neapel und Palermo, Mitgl. der Akademien von Neapel, Turin, Göttingen, Berlin, Petersburg, corresp. Mitgl. des franz. Instituts der königl. Gesellsch. der Wissensch. zu London und der mailänder Akad., geb. zu Ponte (Veltlin) am 16. Juli 1746. Er trat 1764 zu Mailand in den Orden der Theatiner, studirte zu Mailand, Turin und Rom, und zählte unter s. Lehrer Tiraboschi, Leseur und Beccaria. In Genua hörte er Philosophie und wurde 1770 als Prof. der Mathematik an die neuerrichtete Universität zu Malta berufen. Als der Großmeister des Maltheserordens, Ximenez, diese Universität aufhob, ging P. nach Rom und von da nach Ravenna, ward Director des Adelscollegiums, darauf Prediger in Cremona und endlich Professor der Dogmatik an der Anstalt St.-Andrea della Valla zu Rom, wo er an dem Pater Chiaramonti (nachher Papst Pius VII.) einen Collegen hatte, der ihm später immer gewogen blieb. 1780 nahm P. die Professur der höhern Mathematik zu Palermo an, woselbst er mehre Verbesserungen einführte, und u. A. Wolf mit Condillac und Locke vertauschte. Er gewann den Vicekönig, Fürsten Caramanico, für die Anlegung einer Sternwarte, und unternahm eine Reise nach England und Frankreich Behufs des Ankaufs von Instrumenten. 1788 war er bei Herschel in Greenwich. Die palermitanische Sternwarte wurde 1789 erbaut und von P. in seiner Schrift: „Della specola astronomica de' registudj di Palermo 1792—94" beschrieben. Die ersten Resultate seiner Beobachtungen machte er 1792 bekannt. Bald darauf unternahm er sein Sternverzeichniß, und widmete den ersten 6784 Sterne enthaltenden Katalog dem Institute zu Paris. Am 1. Jan. 1801 entdeckte P. den Planeten Ceres (welche Entdeckung den Giulio Perticari zu einem, „Der Piazzi-Planet" betitelten Gedicht veranlaßte). Der König von Neapel wollte dem Entdecker zu Ehren eine goldene Medaille prägen lassen, aber der bescheidene Mann wünschte das Geld zu Instrumenten für die Sternwarte verwendet zu sehen. 1814 vollendete er sein zweites 7646 Sterne enthaltendes Sternverzeichniß. Außerdem beschäftigte er sich noch mit Verbesserung des Maß- u. Gewichtssystems von Sicilien. Die Beobachtung der Kometen betrachtete er stets als etwas Nutzloses. 1817 berief ihn der König nach Neapel, um den Plan des neuen daselbst zu errichtenden Observatoriums zu prüfen. In den letzten Jahren überließ P. die un-

mittelbare Leitung seines eigentlichen astronomischen Geschäftes seinem Zögling Cocciotore, und widmete seine Muße den Arbeiten einer Commission zur Verbesserung des öffentlichen Unterrichtes in Sicilien. Er hat zuerst die Breite von Palermo (38° 6′ 45″) bestimmt. P. starb den 22. Juli 1826. Unter seinen Werken ist das wichtigste sein Sternkatalog; s. populaire Astronomie: „Lezioni elementari de astronomia" (Palermo 1817, 2 Bde.) ist von Westphal (Berlin 1822) übersetzt.

Picard (Louis Benoit), einer der fruchtbarsten und geistreichsten der jetzt lebenden franz. Lustspieldichter und Mitglied der franz. Akademie, wurde 1769 zu Paris geboren. Seine Verbindung mit Andrieux, der ihn bei seinen ersten Arbeiten unterstützte, bahnte ihm den für Anfänger immer schwierigen Weg zur Aufnahme seiner Stücke, und das erste von ihm, auf dem damaligen Theater von Monsieur gegebene Lustspiel („Le badinage dangereux") fand so viel Beifall, daß der junge Dichter muthig weiterschreiten konnte. Schnell folgten sich jetzt seine fast stets günstig aufgenommenen Arbeiten, und der junge Mann widmete von nun an nicht allein seine Feder fast gänzlich einem Fache, in welchem ihm das Glück so wohlwollte, sondern betrat auch selbst nebst seinem jüngern Bruder auf dem damaligen Theater Louvois (Odeon) die Bretter, um auch als ausübender Künstler sich die Gunst des Publicums zu erwerben. 1801 übernahm er die Direction dieser Bühne und fuhr fort als Dirigent, Schauspieler und Dichter mit gleicher Thätigkeit zu wirken. Obschon er nun, so vielfach beschäftigt, in dieser Zeit seine vorzüglichsten Sachen lieferte, so trat er doch seit 1806 nicht mehr selbst auf und auch bald darauf von der Direction der Bühne Odeon ab, indem ihm die damalige Regierung die Administration der Oper übergab, welche Function ihn so beschäftigte, daß er nichts mehr an eignen Werken für die Bühne lieferte. Erst 1816, als er die Verwaltung der Oper niederlegte und von neuem die Direction des Theaters Odeon übernahm, begann auch seine schriftstellerische Thätigkeit wieder, die er bis jetzt, wenngleich nicht mit der frühern Schnelligkeit im Produciren, fortsetzt. Übrigens gerieth er bei Gelegenheit der zweiten Übernahme des Odeontheaters mit einem andern Unternehmer (Duval) in Streit, der in Druckschriften fortgesetzt, zuletzt aber verglichen wurde. Als 1818 das Theater Odeon abbrannte, verlegte P. seine Bühne in das Theater Favart; später aber erhielt er, da das Odeon schöner wieder aufgebaut war, die Erlaubniß auch Trauerspiele neben den Lustspielen aufführen zu dürfen, wodurch denn dies Theater zum völligen Rival des alten Théâtre français geworden ist, und durch seine Kunstleistungen bewies, wie geeignet der Leiter derselben zum Vorstand einer solchen Anstalt ist. P. hat im Ganzen über 70 größere und kleinere Stücke geschrieben, von denen mehre durch Iffland, Theodor Hell u. A. ins Deutsche übertragen worden sind. U. A. hat sein „Capitain Belronde" viel Beifall erlangt. Gerade als der 60jähr. P. dieses Stück verfertigte (1817) hielt er selbst um ein 18jähr. Mädchen an, und wenige Tage nach der Aufführung schritt er zu dieser ungleichen Ehe. Wegen seiner Charakterzeichnung nennen ihn die Franzosen häufig le petit Molière. Seine Romane, z. B. „Le Gilblas de la révolution", „L'honnête homme, ou le niais", „Les gens comme il faut et les petites gens", und versificirte Dichtungen haben nicht den Werth seiner Theaterstücke. Es sind Sittengemälde der letzten Zeit.

Picarden, s. Adamiten.

Picart (Bernard), Zeichner und Kupferstecher, geb. 1663 in Paris, Sohn des unter dem Namen le Romain gleichfalls als Kupferstecher berühmten Etienne P., von welchem sich viele Arbeiten in der großen Kupfersammlung, die unter der Benennung „Cabinet du Roi" bekannt ist, finden. Der junge P. studirte unter Sebastian Leclerc Perspective und Architektur. In der Composition war van Schuppen sein Vorbild. Vorzüglich groß war seine Gewandtheit in der Nachahmung der Manier andrer Meister und s. Rembrandt, Guido Reni u. A. nachgebildeten Ar-

beiten täuschten oft die gründlichsten Kenner. Er selbst nannte dies Beginnen, wodurch er sich einen bedeutenden Verdienst erwarb, immer nur seine „unschuldigen Betrügereien". Da er ein eifriger Protestant war, so verließ er, nachdem er sich bereits einen großen Ruf als Künstler erworben, mit seinem Vater sein gegen seine Glaubensverwandten unduldsames Vaterland und begab sich nach Holland, wo er reichliche Beschäftigung durch die dortigen Buchhändler erhielt, die sein Talent zur Verzierung ihrer Verlagswerke in Anspruch nahmen. Dies schadete der fleißigen Ausführung derselben und seinem Künstlerrufe schon bei seinem Leben so, daß bereits damals Kenner nur noch seine ältern Arbeiten schätzten. Zu dem Besten, was er lieferte, gehören die Bildnisse von seinem Vater, von Roger de Pilar und vom Prinzen Eugen; ferner sein Kindermord und die Poussin und Lesueur nachgestochene Darstellung der Zeit, wie sie die Wahrheit enthüllt, desgleichen eines arkadischen Schäfers, der Kalliope und Terpsychore. Am bekanntesten wurde er aber durch die trefflich gearbeiteten Kupfer zu dem in Amsterdam von 1723 — 43 in 11 Bdn., Fol., erschienenen „Traité des cérémonies religieuses de toutes les nations". (Die Kupfer zu einer in Paris später herausgekommenen neuen Aufl. dieses Werks sind bei weitem weniger schön.) Im Ganzen sind P.'s Figuren sauber und elegant und meist mit viel Geist gezeichnet; dem Ausdruck der Köpfe schadete er aber oft durch zu viele Punkte und seine Gewänder sind zuweilen steif. Er starb 1733 in einem Alter von 60 J. zu Amsterdam.

Piccini (Nicolo), geb. 1728 zu Bari im Königreich Neapel, wurde von seinem Vater, einem Musiker, dem geistlichen Stande bestimmt. Aber die ganze Seele des Knaben war einzig auf Musik gerichtet. Der Bischof von Bari bemerkte einst die Richtigkeit seines Gesanges sowol als der Begleitung auf dem Clavier; er ahnete ein seltenes Talent und bewog den Vater, seinen Sohn das Conservatorium di Santo-Onofrio besuchen zu lassen, an dessen Spitze damals der berühmte Leo stand. 1742 trat er hier ein und wurde einem untergeordneten Lehrer übergeben, dessen trockener und geistloser Unterricht ihn zu dem Entschluß brachte, für sich allein und nach eigner Ansicht zu arbeiten. So componirte er ohne Regel und Anweisung Psalmen, Motetten, Opernarien und endlich eine ganze Messe. Davon hörte Leo, ließ sich die Partitur bringen, und gab Befehl, sie zu probiren. Umsonst bat P., ihm diese Beschämung zu ersparen; er mußte selbst die Aufführung dirigiren. Alle Zuhörer brachen in Lobeserhebungen aus. Leo tadelte ihn ernst, daß er s. ausgezeichneten Talente den Launen s. ungeregelten Phantasie habe überlassen wollen, statt sie durch ein gründliches Studium seiner Kunst auszubilden. P. schob die Schuld auf s. Lehrer; Leo wurde sanfter, schloß ihn in seine Arme und gab ihm nun alle Morgen selbst Unterricht. Nach Leo's Tode ward P. Durante's Liebling. Nach 12jährigen Studien trat er 1754 aus dem Conservatorium, ausgestattet mit allen Kenntnissen in der Musik, und einem Feuer, einer Glut der Phantasie, die ungeduldig eine Gelegenheit erwarteten, sich zu äußern. Der Prinz v. Vintimille brachte ihn bei dem Vorsteher des Theaters der Florentiner in Vorschlag. Der Künstler setzte die Oper „Le donne dispettose". Sie ward mit Beifall aufgenommen, und P. componirte im nächsten Jahre „Le gelosie" und dann „Il curioso del proprio danno". Letztere wurde, was kaum je geschehen, 4 Jahre hinter einander mit Beifall auf die Bühne gebracht. Immer mehr entwickelte sich P.'s Genie und erhob sich zur ernsten Gattung in der „Zenobia", die er 1756 für das Theater von San-Carlo componirte. Sein Name verbreitete sich nach Rom; er wurde 1758 dahin berufen, um den „Alessandro nell' Indie" zu componiren. 1760 erschien s. berühmte Oper „Cecchina" oder „La buona figliuola", die in Rom und nach und nach auf allen Theatern Italiens einen unerhörten Beifall erhielt. Eine eigne Erwähnung verdienen die beiden Finale, die von einer ganz neuen Erfindung waren. Im darauf folg. Jahre erlangte er in der ernsthaften Gattung

durch s. „Olimpiade" den glänzendsten Beifall. Drei große Meister waren ihm in der Musik vorangegangen: Pergolesi, Galuppi und Jomelli. Er übertraf sie. Das Duett erscheint hier zuerst frei von Pedantismus und Scholastik, in einer neuen musikalischen Form, der man seitdem allgemein gefolgt ist. P. war jetzt der gepriesenste und bewundertste Componist Italiens. Funfzehn Jahre fuhr er so fort, für Neapel und Rom zu arbeiten, und war in beiden Städten unveränderlich der Liebling des Publicums. Endlich trat ihm Anfossi als Nebenbuhler entgegen und eine Oper von P. fiel zu Rom durch. Ein so neuer Unfall wirkte so heftig auf ihn, daß er schnell nach Neapel abreiste und krank daselbst ankam. Von einer schweren Krankheit genesen, beschloß er, sich fortan den Theatern in Neapel ganz zu widmen. Seine nächste Arbeit war die komische Oper: „Die Reisenden", welche 1775 mit immer neuem Beifall gehört wurde. Um diese Zeit ließ der franz. Hof ihm Anerbietungen machen, die durch Ludwig XV. Tod zwar unterbrochen, bald aber von Seiten Ludwigs XVI. erneuert wurden. P., der damals in seiner Vaterstadt des höchsten Ansehens genoß, und bereits außer unzähligen einzelnen Musikstücken, Oratorien, Cantaten, Kirchenmusiken, 133 Opern componirt hatte, folgte unter sehr vortheilhaften Bedingungen dem Rufe, und kam 1776 mit s. Gattin (er hatte sich 1756 mit der trefflichen Sängerin Vincenza Sibilla verheirathet) und s. ältesten Sohne in Paris an. Bei s. völligen Unbekanntschaft mit der franz. Sprache übernahm es Marmontel, ihn darin zu unterrichten. Unter Anleitung desselben gelang es ihm, in Jahresfrist die Composition des „Roland" von Quinault zu Stande zu bringen. Aber neue Widerwärtigkeiten droheten ihm jetzt. Gluck und dessen zahlreiche Anhänger waren ihm entgegen, der „Roland" war von ihnen im voraus verurtheilt, sein Fall schien unvermeidlich. P. selbst war darauf gefaßt. Um so mehr überraschte ihn der glückliche Erfolg. P. kam bei Hofe in Gunst. Er gab der Königin sogar wöchentlich Musikunterricht. Mit Gluck söhnte er sich aus; aber wenngleich Beide vollkommen aufrichtig dabei verfuhren, so dauerte darum der Krieg zwischen ihren Anhängern (Gluckisten und Piccinisten) fort. Man beschloß, ihn mit Gluck in Parallele zu stellen, und übertrug in dieser Absicht Beiden denselben Gegenstand: „Iphigenie in Tauris" in einem schlechten Gedichte. P. wurde in diesem Wettkampfe überwunden. Bald nachher verließ Gluck Frankreich und Sacchini erschien. Es entstanden neue Rivalitäten. P. fuhr inzwischen in s. Compositionen fort. Auf s. „Atys" folgte (1783) „Dido", die man allgemein für s. Meisterwerk hielt, u. A. m. Dabei stand er seit 1782 der Singschule vor. Als er aber in Folge der Revolution seinen Gehalt verloren, ging er nach Italien zurück. 1791 kam er in Neapel an, wo der König ihm ein Jahrgeld bewilligte und sogleich mehre Werke übertrug. Man gab den „Alessandro" wieder auf dem großen Theater von San-Carlo mit demselben Beifalle, den er bei s. ersten Erscheinung erhalten hatte. Für die Fasten 1792 setzte P. das Oratorium „Jonathan", in 3 Acten, und für das Theater die komische Oper: „La serva onorata". Bald aber änderte sich P.'s günstige Lage. Er war unvorsichtig genug, revolutionnaire Gesinnungen zu äußern, und zog sich dadurch alle Arten von Verfolgungen zu. Diese traurige Lage dauerte bis 1798, wo der berühmte Sänger David ihm Beschäftigung in Venedig verschaffte. Für dieses Theater schrieb er s. „Griselda" und s. „Servo padrone". Als er nach 9 Monaten nach Neapel zurückkehrte, erhielt er wieder Hausarrest und lebte in sehr drückenden Verhältnissen, in welcher Zeit er mehre Kirchenstücke schrieb. Der franz. Gesandte verschaffte ihm endlich Pässe, und bewog ihn, nach Frankreich zurückzukehren, wo er zwar ehrenvoll aufgenommen wurde, aber fast verhungern mußte. Endlich wirkten ihm s. Freunde eine Stelle am Conservatorium mit 5000 Franken Gehalt aus. Die überstandenen Kümmernisse hatten aber s. Kräfte erschöpft und er starb zu Passy d. 7. Mai 1800, nachdem er seine glänzende Zeit schon überlebt hatte. Sein Vorzug besteht in

einem reinen Gesang und ausdrucksvollen Melodien, welche über die Harmonie herrschten. Hierdurch gab er der ital. Musik in Frankreich ein großes Übergewicht. Sein Sohn Louis hat ebenfalls eine bedeutende Zahl Opern für das Theater Feydeau in Paris und die Opera buffa componirt, die mit Beifall gehört worden sind.

Piccolomini. Dies Geschlecht, welches aus Rom stammt, aber nachher in Siena sich niederließ, gehört unter die ältesten und berühmtesten Geschlechter Italiens. Die vorzüglichsten Glieder desselben waren: 1) Äneas Sylvius Bartholomäus P., der u. d. N. Pius II. 1458 den päpstl. Stuhl bestieg. Er war einer der gelehrtesten Päpste (er schrieb das Leben Kaiser Friedrichs III. und eine Geschichte Böhmens, und war ein glücklicher lat. Dichter) und für s. Zeitalter ein sehr wichtiger Mann, der als Secretair auf dem baseler Concilium die Rechte der Kirchenversammlungen gegen die Päpste vertheidigte, als Papst aber alle seine vorher zur Schmälerung des päpstl. Ansehens gethane Äußerungen widerrief. Sein wichtigster Plan, eine allgemeine Verbindung der europäischen Fürsten gegen die Türken zu Stande zu bringen, den er so sehr verfolgte, daß er sogar einige von ihm zusammengebrachte Truppen in eigner Person anführen wollte, wurde durch seinen Tod (1464) vereitelt. 2) Octavio P. erwarb sich durch s. Verdienste die Würde eines deutschen Reichsfürsten. Er war 1599 geb. und trat sehr jung in Kriegsdienste. Nachdem er in Mailand unter den spanischen Truppen gedient hatte, kam er mit einem Regimente, das der Großherzog von Florenz dem Kaiser Ferdinand II. gegen die Böhmen zu Hülfe sendete, als Rittmeister nach Deutschland. In der Schlacht bei Lützen soll er das Reiterregiment, auf welches Gustav Adolf im Getümmel der Schlacht stieß und durch das er fiel, befehligt haben. 1634 ward er von Wallenstein, der sich gegen seinen eignen Kaiser wendete, zum Oberbefehlshaber im Lande ob der Ens ernannt, mit dem Auftrage, die salzburgischen Pässe zu besetzen, um allen etwa aus Italien herbeieilenden Hülfsvölkern den Weg zu versperren, und der Vollmacht, jeden dem Herzoge nicht ergebenen Obersten abzusetzen. Aber P. und mehre Generale, die Wallenstein's Vertrauen besaßen, gaben von s. Plänen dem Kaiser Nachricht, ja P. ging heimlich selbst nach Wien, und erhielt nebst Gallas, Altringer, Maradas, den Befehl, den Herzog von Friedland todt oder lebendig zu fangen. Dies geschah durch verrätherische List. Dafür bekam er nach Wallenstein's Tode auch von dessen Gütern einen Theil. Nach der Schlacht bei Nördlingen (7. Sept. 1634), in welcher die Schweden auf einige Zeit sehr geschwächt worden waren, drang er mit Isolani durch Würtemberg bis über den Main. 1635 ward er mit einem Corps dem Könige von Spanien gegen die Franzosen zu Hülfe geschickt und befreite die Niederlande von den Franzosen. Darauf kämpfte er gegen die Holländer weniger glücklich. Seine fernern glücklichen Unternehmungen gegen die Schweden, besonders die Eroberung von Höxter 1640, die Gefangennehmung des schwed. Obersten Schlang bei Neuburg in der Oberpfalz, 1641, nach einem 4tägigen Kampfe, der Entsatz der Stadt Freiberg in Sachsen, welche die Schweden einige Monate belagert hatten (1643), bewogen den König von Spanien, Philipp IV., sich ihn von dem Kaiser zum Feldherrn zu erbitten. Er war auch als spanischer General gegen die Franzosen und Holländer in den Niederlanden glücklich und erhielt den Orden des goldenen Vließes. Als aber 1648 die Schweden siegreich vordrangen, wurde P. zurückberufen und zum Marschall ernannt. Der noch in dems. Jahre abgeschlossene westfälische Friede setzte jedoch s. Kriegsthaten ein Ziel. Dagegen ward er 1649 als kaiserl. Principalbevollmächtigter auf den Convent nach Nürnberg gesendet, welcher die Vollstreckung des Friedens zum Zwecke hatte, und darauf zur Belohnung s. Thaten, ungeachtet mehrer Hindernisse, in den Reichsfürstenstand erhoben, sowie ihm schon vorher der König von Spanien das von s. Vorfahren besessene Herzogthum Amalfi wieder ertheilt

hatte. P. starb 1656 zu Wien. Seinen Feldhermruhm verdunkelt s. grausamer Befehl gegen die 1640 gefangenen Hessen und Lüneburger. Da er kinderlos war, so folgten ihm die Nachkommen s. Bruders Äneas in s. Gütern und nahmen auf der Herrschaft Nachod in Böhmen ihren Sitz.

Pichegru (Charles), General der franz. Republik, geb. 1761 zu Arbois in der Franche-Comté von unbemittelten Ältern und daselbst in einem Kloster der Minimen erzogen (jedoch ohne in ihren Orden zu treten, wie fälschlich behauptet worden ist), kam in das Collegium zu Brienne, wo er sich in den mathem. Wissenschaften so auszeichnete, daß ihm als Schüler die Repetitionsstunden in s. Classe übertragen wurden. Napoleon B. war damals zu Brienne gewissermaßen sein Schüler. Noch sehr jung, trat P. freiwillig in das erste Artillerieregiment ein, wo er zum Sergeant ernannt wurde und mit Charles Villers in Bekanntschaft kam, welcher damals als Lieutenant in dems. Corps diente und auf P.'s weitere Ausbildung großen Einfluß hatte. In den letzten Jahren des amerikanischen Kriegs wurde P. auch dahin mit eingeschifft, und fand dadurch Gelegenheit, sich mit dem Seedienst bekanntzumachen. In sein Vaterland und zu s. Regimente zurückgekehrt, ward er Sergeantmajor, hierauf Compagnieadjudant, und stand eben im Begriff, trotz s. bürgerlichen Geburt, den Grad eines Officiers zu erhalten, als die Revolution ausbrach, deren Grundsätze er, wie alle helle Köpfe seiner Zeit, mit Freuden erfaßte. Sein Aufenthalt war damals in Besançon, wo sich, wie fast in allen andern Städten des Reichs, ein Clubb gebildet hatte, an dessen Spitze er mit stand. Die Ankunft eines Bataillons Nationalgarden aus Gard verschaffte ihm einen größern Wirkungskreis. Es fehlte nämlich dem weder an Subordination noch Disciplin gewöhnten Haufen an einem tüchtigen Führer, und die besançonner Clubbisten schlugen P. vor. Seine erste Sorge war, den zügellosen Haufen zur Ordnung zu bringen. Mit Kraft und Geschick vollendete er diese herculische Arbeit und führte sein neugeschaffenes Bataillon zur Rheinarmee, wo er sich bald so auszeichnete, daß er in den Generalstab kam (1792), Obrist, Brigadegeneral und 1793 Divisionsgeneral wurde. Unterdeß war in Frankreich die Schreckenszeit ausgebrochen; Custine, Houchard, Biron u. A. hatten unter dem Beil der Guillotine geendet. Damals gehörte, wegen des Mißtrauens der Machthaber in Paris, fast mehr Muth dazu, den Oberbefehl einer Armee anzunehmen, als eine feindliche Batterie zu stürmen; dennoch übernahm P. die Leitung der, nach dem Verlust der weißenburger Linien beinah aufgelösten Armee, stellte die Mannszucht her und führte die entmuthigten Truppen zu einer Reihe der glänzendsten Siege. Um den zahlreichen und besser disciplinirten Feinden, die besonders durch eine treffliche Cavalerie unterstützt wurden, mit Erfolg widerstehen zu können, führte er das System der Tirailleurangriffe ein, und indem er zugleich sich aufs glücklichste bei seinen Attaquen der reitenden Artillerie bediente, gelang es ihm, die Taktik seiner Gegner zu lähmen. Hoche commandirte zu jener Zeit den rechten Flügel der Armee im Elsaß. Mit diesem General zusammen, der das Obercommando erhielt, aber nur P.'s durchdachtem Plane folgte, obgleich er sich später die Ehre des Sieges allein zuschreiben wollte, stürmte P. am 23. Dec. 1793 die Linien von Hagenau, entsetzte Landau und nahm Lauterburg. Diese Erfolge erwarben ihm in Paris die ausgezeichnetsten Lobsprüche; selbst Robespierre und Collot-d'Herbois bezeigten ihm ihre Zufriedenheit. Nachdem Hoche 1794 entlassen worden war, übertrug man ihm den Oberbefehl über die Nord-, Sambre- und Maasarmee, die gleichfalls durch Unfälle ihrer Auflösung nahe gebracht war. Auch hier stellte P. bald Ordnung und Zucht wieder her. Nachdem der von dem Wohlfahrtsausschuß unbedachtsam befohlene Angriff auf das feindliche Centrum unter dem Prinzen von Koburg unglücklich ausgefallen war, ließ P. auf eigne Gefahr eine Abtheilung s. Heeres nach Westflandern vorrücken. Hierdurch den

Feind in den Flanken nehmend, erfocht er vom 26. — 29. April die glänzenden Siege von Courtray, Montcastel und Menin, wodurch Clairfayt zu einem eiligen Rückzug gezwungen ward. Den 18. Mai schlug er die vereinigte Armee des Prinzen Koburg und York zwischen Menin und Courtray, und um Clairfayt aus seiner festen Stellung bei Thiel zu ziehen, wandte er sich nun nach Ypern, in dessen Nähe er den östreich. General den 12. und 13. Juni schlug. Hierdurch fiel ganz Westflandern den Franzosen in die Hände, und als bald darauf Jourdan den Sieg bei Fleurus erfocht, ging P. über die Schelde, schnitt dadurch Clairfayt von der engl. Armee ab, nahm Brügge, Ostende, Gent und Oudenarde weg, und ließ Nieuport, Sluys, Condé, Valenciennes und Quesnoy theils belagern, theils einschließen. Er selbst rückte hierauf nach Mecheln vor, schlug den 16. und 17. Juli die vereinigten Engländer und Holländer, nahm Antwerpen, drängte im Sept. die Engländer über die Maas zurück und eroberte nach einer Belagerung von 3 Wochen das bis dahin für unbezwinglich gehaltene Herzogenbusch. Den 19. Oct. schlug er die Engländer noch einmal bei Puhlach, schloß Grave ein und besetzte Hulst, Axel, Sas de Gand und Nymwegen. Dem grausamen Befehle des Convents, keinem Engländer Pardon zu geben und die Garnisonen von Condé, Valenciennes, Landrecis und le Quesnoy, wenn sie sich nicht sofort ergäben, über die Klinge springen zu lassen, wich P. durch List aus, und ging hierauf am 2. Jan. 1795 mit einem Heere, das fast Nichts mehr hatte als s. Muth, über die gefrorene Waal und Maas, nahm Grave, die Bommelinsel und das Fort St.-Andreas mit Sturm und schloß Breda ein. So war Holland unterworfen, die Armee dieses Landes ging auseinander, die Engländer schifften sich ein, der Erbstatthalter floh nach England und P. zog triumphirend in Dortrecht und Amsterdam ein. Jetzt übertrug ihm der Convent den Oberbefehl über die Rhein- und Moselarmee, zugleich behielt er aber auch das Commando der Nordarmee unter Moreau und der Maasarmee unter Jourdan. Im April 1795 ward er zurückberufen, um das Commando der Hauptstadt zu übernehmen, wo die Terroristen ihre letzten Anstrengungen machten, um ihre blutige Gewalt wieder ansichzureißen. Nachdem er den Aufstand der Vorstädte unterdrückt hatte — wofür man ihn damals im Convente als Retter des Vaterlandes pries — kehrte er zur Rheinarmee zurück, wo indeß seine bis hierher so glänzende Laufbahn plötzlich eine andre Wendung nahm. Sein Aufenthalt in Paris hatte ihm die Idee gegeben, die republikanische Form tauge nicht für Frankreich. Kaum erfuhren dies die Bourbons, so wurden durch Fauche-Borel (s. d.) Negotiationen im Namen des Prinzen Condé eröffnet, und P. war schwach genug, ihm Gehör zu geben. Man versprach große Ehrenstellen, Ländereien und Renten. Bald ward jedoch das Geheimniß der franz. Regierung verrathen. Schon P.'s Benehmen als General erregte Verdacht, denn statt jeden Vortheil über den Feind zu benutzen, zog er sich zurück, wo er hätte vordringen sollen. Als endlich Herr von Montgaillard, bis dahin ein Mittelsmann in den Verhandlungen der Bourbons, mit dem General und Aufbewahrer der deßhalb geführten Correspondenz auf die Seite der Republik trat und die Papiere auslieferte, da rief das Directorium, zu schwach für den Augenblick, um den Feldherrn sogleich zur Rechenschaft ziehen zu können, ihn vom Commando ab, unter dem Vorwande, ihm den Gesandtschaftsposten nach Schweden zu geben (1796). Den Gesandtschaftsposten schlug P. zwar aus, doch war er befangen genug, den Sturm, der sich gegen ihn erhob, nicht zu sehen, und statt sich zu retten, weil es noch Zeit war, zog er sich in die erkaufte Abtei Belleveaux bei Arbois zurück, wo er in beschränkter Lage (denn sein Vermögen war so gering, daß er sein Heergeräth und s. Pferde verkaufen mußte, um nur einigermaßen subsistiren zu können) bis im März 1797 lebte, um welche Zeit ihn die Wähler seines Depart. (der obern Saone) zum Volksrepräsentanten in dem gesetzgebenden Corps ernannten. Hier wählte

man ihn zum Präsidenten des Raths der Fünfhundert; allein er gab s. geheimen Plan nicht auf. Vielmehr trat er an die Spitze der sogen. Partei Clichy, und machte sich durch die, offenbar in der Absicht, die republikanische Partei zu stürzen, in Betreff einer neuen Organisirung der pariser Nationalgarden gegebenen Vorschläge, verdächtig, worauf das Directorium, einverstanden mit dem Rath der Alten, in der Stille, unter Augereau's Befehl, Truppen von der ital. Armee kommen ließ, mit deren Hülfe am 4. Sept. 1797 (18. Fructidor des J. VII) der Plan der Royalisten vereitelt und P., dem Ludwig XVIII. durch ein Schreiben, d. d. Riegel den 24. Mai 1796, und später durch ein andres, von Mühlheim aus, unter d. 9. Juni dess. J., den vollen Gebrauch seiner Gewalt übertragen hatte, nebst s. Verbundenen, den Saalinspectoren, verhaftet und nach dem Tempel geschafft wurde. Jetzt machte das Directorium die theils durch Montgaillard erhaltene, theils von der Rheinarmee unter Moreau in des feindlichen Generals Klinglin erbeutetem Gepäck gefundene Correspondenz P.'s mit den ausgewanderten Bourbons (namentlich mit Condé), bekannt und verurtheilte ihn nebst 20 Mitschuldigen zur Deportation nach Cayenne. Die Gefangenen wurden über Blois nach Rochefort geschafft, wo sie eingeschifft werden sollten; am erstgenannten Orte fehlte wenig, daß P. von einigen Anhängern befreit worden wäre. In Cayenne angelangt, transportirte man die Verwiesenen in die ungesunden Einöden von Sinamari, wo bald die Mehrzahl an den dort herrschenden Sumpffiebern starb, P. aber mit 7 Andern (darunter Willot, Delarue, Barthelémy, Aubri und Ramel), nach einem 8monatlichen Aufenthalte, so glücklich war, auf einem leichten Kahne, den Wellen des Meeres trotzend, nach Paramaribo, dem Hauptort der holländ. Niederlassung in Surinam, zu entkommen. Von hier begaben sich die Flüchtlinge nach England, wo P., der sich nun als ein offener Anhänger der Bourbons zeigte, den besten Empfang erhielt und angewiesen wurde, sich zur östreichisch-russischen Armee nach Deutschland zu begeben, die damals unter Korsakoff gegen Frankreich focht. Da aber Korsakoff, dem P. noch vor der Schlacht bei Zürich nützliche Rathschläge mitgetheilt hatte, diese nicht befolgte und geschlagen wurde, so kehrte P. nach England zurück, wo ihn sowol die Minister als die Prinzen der franz. Königsfamilie häufig zu Rathe zogen. Bekanntlich schmeichelten sich die Letztern, Bonaparte werde als ein zweiter Monk handeln und die Vertriebenen auf den Thron zurückführen; da indeß diese Hoffnung schwand, so faßte man den Plan, den ersten Consul aus dem Wege zu schaffen, und zu Werkzeugen hierzu erbot sich, außer P., besonders der Chef der Chouans und Erfinder der Höllenmaschine, Georges Cadoudal, mit welchem, nicht zu s. Ruhme, P. in London Bekanntschaft gemacht hatte. Durch den engl. Schiffscapitain Wright, im Jan. 1804, nebst mehren ehemaligen Insurgentenchefs der Vendée an die franz. Küste gebracht, begaben sich die Verschworenen verkleidet nach Paris, in der Hoffnung, sowol daselbst eine Partei für sich, als an Moreau einen Theilnehmer ihrer Pläne zu finden. Moreau's schwankender Charakter zeigte sich indeß auch hier; er verwarf zwar P.'s Vorschläge, zeigte sie aber nicht an, und zögerte, bis die Polizei (unter Fouché) das Geheimniß entdeckte und Georges plötzlich arretirt ward. Einige Tage gelang es P., von Haus zu Haus irrend, sich den Augen der Verfolger zu entziehen, endlich ward er durch einen gewissen Leblanc, einen Kaufmann, zu welchem er sich geflüchtet hatte, verrathen. In der Nacht des 28. Febr. 1804 ward er in s. Zimmer, nach einem verzweiflungsvollen Widerstande, durch Gendarmen gefangen und gebunden vor den Staatsrath Réal geführt, der ihn sogleich verhörte, durchaus aber Nichts über Moreau von ihm erfahren konnte. Hierauf in den Tempel gesetzt, ward der Proceß gegen ihn, Georges und Moreau eingeleitet; ehe aber noch die Sache zur Entscheidung kam, fand man ihn eines Morgens erwürgt im Gefängnisse (den 6. April 1804). Man wollte dem ersten Consul die Abscheulichkeit zu-

schreiben, er habe den Unglücklichen heimlich im Gefängnisse foltern und dann ermorden lassen; dies würde aber eine um so unzweckmäßigere Grausamkeit gewesen sein, da schon das gewöhnliche Gerichtsverfahren hinreichte, um P. zum Tode zu verurtheilen, indem laut seinem eignen Geständnisse das Factum feststand, daß es sein und seiner Mitschuldigen Absicht gewesen war, das damalige Oberhaupt des Staates gewaltsam bei Seite zu schaffen. Wahrscheinlicher ist, daß P. in der Verzweiflung, seine ebenso unbedachten als jedenfalls unmoralischen Absichten scheitern zu sehen, sich selbst mittelst des um s. Hals gefundenen seidenen Tuches den Tod gab. Der Einwurf, als könnte ein Mann von seinem Muth nicht die Feigheit haben, sich durch Selbstmord s. Schicksale zu entziehen, ist in jeder Beziehung unhaltbar; auch würde man gewiß jetzt, wo die neue Regierung sich bemüht hat, das Andenken P.'s, als eines ihrer Anhänger in den Zeiten der Verbannung, durch ein Denkmal in s. Vaterstadt zu ehren, nicht verfehlt haben, die Sache actenmäßig festzustellen, wenn dies nur einigermaßen möglich gewesen wäre. Übrigens ward P.'s Leiche den Tag nach s. Tode öffentlich ausgestellt, und Niemand hat an derselben die Spuren der angeblich dem Verstorbenen widerfahrenen Tortur bemerkt. P.'s Privatcharakter verdient das größte Lob. Uneigennützig in einem hohen Grade, lehnte er stets die Geschenke ab, welche ihm oftmals geboten wurden, und seine Menschlichkeit gegen Gefangene bewies sich bei mehr als einer Gelegenheit. Als er nach Cayenne deportirt wurde, war er so arm, daß s. Freunde s. wenigen Effecten und u. a. auch s. Uniform und s. Degen verkaufen mußten, um ihm nur einiges Reisegeld zu verschaffen. Verheirathet war P. nie; dennoch meldete sich nach der Restauration eine Abenteuererin, die unter dem Vorgeben, eine natürliche Tochter von ihm zu sein, sich eine Pension von der Regierung zu erschleichen wußte; durch einen Bruder von P. ward aber der Betrug entdeckt. Nach P.'s Tode, und nachdem von mehren Ärzten gerichtliche Gutachten abgegeben worden waren, daß er sich erdrosselt habe, erschien von Montgaillard ein „Mémoire concernant la trahison de Pichegru dans les années 3, 4 et 5" (1795, 1796 und 1797), das über des Generals damaliges Benehmen, in Betreff s. Unterhandlungen mit der vertriebenen Königsfamilie, vielfache Aufschlüsse gibt.

Pichler (Johann Peter), Kupferstecher, geb. zu Botzen 1765, wurde ein guter Zeichner durch den Unterricht des Malers Jos. Ant. Cusset zu Botzen (st. 1793), studirte dann in der Akademie der bildenden Künste zu Wien, widmete sich später, unter des Prof. der Schabekunst, Jakobe, und des Directors Schmutzer Leitung, dem Kupferstechen und bald ausschließend der Schabekunst. Seine Blätter wurden den besten englischen an die Seite gesetzt. Seit 1791 verfertigte er in Dessau mehre Platten für die chalkographische Gesellschaft, nach Gemälden der Galerien zu Braunschweig, Dresden und Kassel. Nach Jakobe's, seines Schwiegervaters, Tode, versah er dessen Professorstelle, starb aber schon 1806 an den Folgen s. unordentlichen Lebens und s. Hanges zum Trunke. Von s. Blättern werden 64 als vorzüglich geschätzt: die nach Guido Reni, Pomp. Battoni, Caravaggio, Cignani, Albano, Correggio, Tizian, Dominichino, van Huysum, Vandyk, Rembrand, Mengs, Füger, Hetsch u. A.

Pichler (Karoline von), geb. zu Wien d. 7. Sept. 1769, T. des Hofraths Franz v. Greiner, ihre Mutter Karoline v. Hieronymus, war ein Liebling und viele Jahre lang Vorleserin der großen Theresia. Seit beinahe einem halben Jahrhundert gehörte das Greiner'sche Haus unter die ausgezeichnetsten Wiens, in welchem die meisten interessanten Fremden und die vorzüglichsten Literatoren und Künstler Wiens einen Mittelpunkt fanden. Aus ihrer 1796 mit dem Regierungsrathe P. geschlossenen Ehe hatte die Dichterin eine einzige Tochter. Der tägliche Umgang mit Haschka, Alxinger, Denis, Mastalier, Ratschki, machte Karolinen schon in früher Jugend mit den edelsten Erscheinungen der schönen Literatur

vertraut. Doch fing sie erst in ihren spätern Jahren an, als Schriftstellerin aufzutreten. Als solche hat sie auf die Bildung der weiblichen Jugend in Östreich vielen und guten Einfluß gewonnen, wie sie denn auch im Privatleben als ein Muster der Weiblichkeit geehrt wird. Ihre „Gleichnisse" waren das erste bedeutendere Schriftchen, was von ihr (1799) im Druck erschien. Seitdem hat uns diese fruchtbare Schriftstellerin fast jedes Jahr mit einem Roman oder einer Erzählung beschenkt. Ihr „Agathokles" ward ins Französische, Englische, Ungarische und Böhmische übertragen. Ihre „Grafen von Hohenberg", mehre ihrer kleinern dramat. Arbeiten und ihr „Ferdinand II." näherten sich mehr der von Hormayr seit dem Erscheinen seines „Plutarch" anempfohlenen Richtung: die Geschichte durch redende und bildende Kunst erst recht zu populariſiren, durch vorzugsweise Anwendung der letztern auf vaterländische Gegenstände. Dieselbe Richtung hat ihr 1824 erschienener Roman: „Die Belagerung Wiens von 1683" (3 Bde.). Die „Frauenwürde", die „Nebenbuhler" fanden viel Beifall, und verdienen ihn durch die edle Ruhe und Würde ihrer Darstellung und das Anziehende und lehrreich Bedeutende ihres Stoffs.

Pichler oder Pickler (Johann Anton und Johann, Vater und Sohn), beide Steinschneider, haben sich durch ihre Geschicklichkeit in ihrer Kunst großen Ruf erworben. Der Vater, geb. 1700 zu Brixen in Tirol und dem Handelsstande bestimmt, begann aus Neigung zu der Kunst, in welcher er später glänzen sollte, ohne Anleitung und Unterricht zu arbeiten. Später empfing er durch einen gewissen Ziegler, einen Böhmen, einige Anweisungen; hierauf begab er sich nach Neapel und gewann sein Brod dadurch, daß er für Goldschmiede Verzierungen und Namen auf goldene und silberne Gefäße stach. Ein Officier ermunterte ihn, seine Kunst mehr auf Steine anzuwenden und schenkte ihm die dazu nöthigen Werkzeuge. P. machte jetzt so schnelle Fortschritte, daß bald der Hof auf ihn aufmerksam wurde und ihn mit Arbeit überhäufte. Eine Zeitlang begab er sich wieder nach Deutschland, wo er sich verheirathete, dann abermals einige Jahre in Neapel lebte und sich endlich 1743 für immer in Rom niederließ, wo er 1779 starb, mit dem Ruhme, der Erste gewesen zu sein, welcher die seit den Tagen des Alterthums ganz gesunkene Kunst des Steinschneidens wieder zu einer bis dahin unbekannten Höhe hob. Mehre Arbeiten reihen sich an die schönsten Muster dieses Faches aus dem Alterthums, und man nennt u. a. einen Steinring, den der berühmte Metastasio besaß und auf welchem P. einen Centaur gestochen hatte, als ganz vorzüglich gelungen, ebenso auch eine von ihm geschnittene Camee, einen Homerskopf darstellend. — Noch größern Ruhm erwarb sich sein Sohn Johann v. P., geb. 1734 zu Neapel. Das Studium der Antiken und die Anleitung seines Vaters brachten den jungen P. bald zu einer Vollkommenheit in s. Kunst, die alles bis dahin in neuern Zeiten Aufgestellte übertraf. Sein als Camee geschnittener Hercules im Kampf mit dem nemeischen Löwen, s. nach Hero's Thurm schwimmender Leander, s. Achill, der die Leiche des Hektor schleift, sind Meisterwerke, die von allen Kennern geschätzt werden. In Rom, wo P. lebte, ward er dem Kaiser Joseph II. bekannt, dessen Bildniß er, während der Monarch speiste, in einen Siegelring stach und nachher in einer Camee ausführte. Das Anerbieten, den Kaiser nach Wien zu begleiten, wo ihm derselbe ein anständiges Auskommen sichern wollte, lehnte P. jedoch ab; Joseph ernannte ihn nun zu s. Hofgraveur und erhob ihn in den Adelstand. Ebenso wies er die ihm gemachten Anträge, nach England zu kommen, zurück. Er starb in Rom 1791, wo J. G. de Rossi eine kurze Lebensbeschreibung von ihm herausgab, die später von Boulard und Millin ins Franz. übersetzt und in dem „Magazin encyclop." mit erläut. Noten von Dufourny abgedruckt ist. Eine von Chr. Heveston in Marmor gearbeitete Büste von ihm ward im Pantheon aufgestellt. Außer der Kunst des Steinschnei-

dens zeichnete sich P., der Sohn, auch noch als Pastellmaler aus. Die noch von ihm ausgearbeitete Sammlung von Kupferstichen nach den besten im Vatican sich befindenden Gemälden Rafael's und seine Auswahl von Abdrücken geschnittener Steine und Cameen erwarben sich gleichfalls den allgemeinsten Beifall der Kenner. — Zwei Stiefbrüder von dem jüngern P., Anton und Johann, wovon der eine in Rom, der andre in Wien sich niederließ, zeichneten sich ebenfalls in der Steinschneidekunst aus.

Pickelhäring, s. Hanswurst.

Pictet (Markus August), Naturforscher, geb. 1752 zu Genf, wo seine Familie zu den ältesten und angesehensten gehört, ward früh der Schüler und Freund des berühmten Saussure, den er auf mehren Reisen begleitete, und dessen Stelle er als Prof. der Philosophie (1786) und später als Präsident der Akad. zur Beförderung der Künste erhielt. Ganz den Wissenschaften lebend, nahm P. an den politischen Unruhen, welche seine Vaterstadt erschütterten nur wenig, und dann auch nur gemeiniglich als Vermittler, Antheil. Er gehörte zu den von der Republik Erwählten, die 1798 den Auftrag erhielten, die Unterhandlungen wegen der Einverleibung von Genf mit der franz. Republik zu leiten. Nach Beendigung dieses Geschäftes war er einer von den Funfzehn, welche den ehrenvollen Auftrag bekamen, das Schuldenwesen der Stadt zu ordnen, und den Fonds zur Unterhaltung des öffentlichen protestantischen Gottesdienstes zu verwalten. 1802 trat er ins Tribunat und 1803 wurde er Secretair dieses Gerichtshofes und hier zeichnete er sich besonders durch seine gehaltvollen Anträge über die Erweiterung der Handelsfreiheiten und über Verbesserung und neue Anlegung von Chausseen und Canälen aus. Auch stimmte er in jener Zeit mit für die Errichtung des Consulats in Frankreich, dann für dessen lebenslängliche Dauer. Als später 1807 das Tribunat aufgehoben wurde, ernannte ihn Napoleon zu einem der 15 Generalinspectoren der sogen. kaiserl. Universität, d. h. der Gesammtheit des Nationalunterrichts, und auch hier bewies sich P. eben so thätig als einsichtsvoll. Von 1796 an gab er in Verbindung mit s. Bruder Charles P. und dem Maire von Genf, Maurice, die „Bibliothèque britannique" heraus, eine Zeitschrift, die sich ihres gewählten Inhaltes wegen seitdem eines ununterbrochenen Beifalls erfreut, seit 1816 aber ihren Namen in den passendern „Bibliothèque universelle" verändert hat. 1803 unternahm P. eine Reise nach Großbritannien, deren Beschreibung in Briefen an die Mitherausg. der ehemal. „Bibliothèque britannique" erst in dieser Zeitschrift erschien, später aber auch u. d. T.: „Voyage de trois mois en Angleterre, en Ecosse et en Islande", besonders gedruckt wurde. Außerdem hat man von ihm Werke und Denkschriften über verschiedene, meist in das Gebiet der Physik, Mathematik und Ökonomie einschlagende Gegenstände, die ihm die Aufnahme in die bedeutendsten gelehrten Gesellschaften Europa's verschafften. Er starb zu Genf d. 18. April 1825. Sein jüngerer Bruder, der Staatsrath Charles P. de Rochemont, ein geschätzter Agronom u. Diplomatiker, starb zu Genf d. 27. Dec. 1824, in einem Alter von 70 Jahren.

Picus, ein alter Seher oder Waldgott in Italien, Sohn des Saturnus, Vater des Faunus, wurde wegen seiner Schönheit von der Zauberin Circe geliebt, und da er ihre Neigung nicht erwiederte, in einen Specht (picus), seine Begleiter in wilde Thiere verwandelt. Seine Gemahlin, Canens, zerfloß vor Gram in den Äther. Er wurde mit einem Spechtkopfe abgebildet, und stand den Augurien vor.

Piedestal, Postament, s. Säule.

Piemont, Fürstenthum in Italien und Hauptprovinz der sardinischen Staaten, von welchen es die Franzosen 1798 getrennt, und 1802 gänzlich mit Frankreich vereinigt hatten. (S. Sardinische Monarchie.) Durch den

Sturz der napoleoniſchen Herrſchaft (1814) kam der König von Sardinien wieder zum Beſitze dieſes Landes, mit welchem gegenwärtig die Herzogthümer Mailand (ſardiniſchen Antheils) und Montferrat vereinigt ſind. Das Ganze iſt in 23 Provinzen eingetheilt. Piemont im engern Sinne grenzt gegen N. an Wallis und Savoyen, gegen W. an Frankreich, gegen S. an Nizza und Genua, und gegen O. an die Herzogthümer Mailand (ſardiniſchen Antheils) und Montferrat. Nach dieſem Umfange kann man die Größe auf 310 □ M. mit 1,400,000 Einw. ſchätzen, mit dem ſardin. Mailand, und Montferrat aber auf 566 □ M. mit 2,322,500 Einw. Piemont hat ſeinen Namen, weil es am Fuße hoher Gebirge liegt; denn gegen Wallis ſind die penniniſchen Alpen (wo die hohen Berge Montroſa und der große Bernhard) und gegen Savoyen und Frankreich ſind die grajiſchen und cottiſchen Alpen mit dem Montblanc, kleinen Bernhard, Montcenis und Monteviſo, von welchem der Po, der Hauptfluß des Landes, kommt, in welchen ſich zu beiden Seiten alle Flüſſe des Landes, als die Doria, Stura und Seſia auf der linken, und die Vraita, Maira und der Tanaro auf der rechten Seite ergießen. Gegen S. an der Grenze von Nizza und Genua erſtrecken ſich die Meeralpen. Daher iſt Piemont auf der Nord- und Weſtſeite von den höchſten Alpen eingeſchloſſen und zum Theil mit Gebirgen bedeckt. Von dieſen Gebirgen an bis in die Mitte des Landes ziehen ſich niedrige Berge und endlich Hügel, welche ſich in Ebenen verlaufen. Die Mitte des Landes, wo der Po fließt, und wo niedrige Berge, Hügel, Thäler und Ebenen wechſeln, ſind die fruchtbarſten und ſchönſten Striche, in welchen der Acker-, Wein-, Öl- und Obſtbau blühen, und Getreide aller Art, Hülſenfrüchte, Mais, Reis, Hanf, Kaſtanien, Obſt, edle Früchte, Oliven, Trüffeln und Wein gedeihen. Der Seidenbau wird in keinem andern ital. Lande ſo ſtark und ſo gut betrieben als in Piemont, wo jährlich für 22 Mill. Lire Seide gewonnen wird, welche meiſtens roh aus dem Lande geht. Waldungen hat Piemont hinreichend; die nördlichen, weſtlichen, ſüdlichen Grenzen haben waldreiche Gebirge und Hügel, welche dem mittlern holzärmern Lande Holz zuführen und auf den Flüſſen zufloßen können. Die Einw. ſind fleißig und erwerbſam, und bekennen ſich zur kath. Religion, bis auf ungefähr 20,000 Waldenſer, welche rauhe Thäler an dem Fuße der Alpen bewohnen und ſich durch fleißigen Anbau ihrer von Natur unfruchtbaren Gegenden auszeichnen. (M. ſ. die, auch für den Nichtökonomen anziehenden „Briefe über Italien"; a. d. Franz. des Lullin de Chateauvieux, von Hirzel, Leipzig 1821.) Außer dem Ackerbau, der Viehzucht und dem Seidenbau, beſchäftigen ſich die Einw. mit Fabriken und Manufacturen, beſonders in Seide, Leinwand und Wolle. Viele Tauſend ziehen auch im übrigen Italien, in Frankreich und Deutſchland, beſonders als Kupferſtich- und Galanteriehändler herum, und kehren dann mit ihrem Verdienſte in ihr Vaterland zurück. Die Hauptſt. Piemonts und des ganzen ſardiniſchen Staates heißt Turin (ſ. d.). (Vgl. Sardiniſche Monarchie.)

Piemonteſiſche Revolution, vom 10. März bis zum 10. April 1821. Der Aufſtand von dreißig Tagen, welcher die altſardiniſche Staatsform und Öſtreichs Herrſchaft in Italien zu vernichten drohte, gehört der Geſchichte an, weil er eins der kühnſten, geiſtvollſten und gebildetſten Völker der transalpiniſchen Halbinſel bezeichnet, und mit Europas politiſchem Schickſal in weſentlichem Zuſammenhange ſteht. Seit der franz. Revolution befeindeten ſich in unſerm bürgerlichen Geſammtleben die alte und die neue Zeit, die Macht des verjährten Herkommens und der Muth kühner Ideen. Hier wie dort nahmen bisher alle Leidenſchaften Partei, die, jedes Mittel der Täuſchung und Selbſthülfe verſuchend, Wahrheit und Recht aus dem Auge verloren. Unvermeidliche Folge war Auflöſung, Unheil und Reue. Die meiſte Schuld der Verführung und des Unrechts trugen jedoch einzelne Verbindungen, beſonders die geheimen; unter allen Mitteln,

welche Neuerungssucht selbst für edle Zwecke wählen kann, das unredlichste, unsicherste und verderblichste. Italien, das Land der Verschwörungen, seit es den Stolz oder den Druck fremder Herrschaft fühlte, enthielt in seinem Schoße, Rom vielleicht und Toscana ausgenommen, alle Keime der Zwietracht und des Hasses. Je ohnmächtiger nun das Volk als ein politisches Ganzes war, desto thätiger arbeitete insgeheim eine kleine Zahl stolzer Köpfe für die Erreichung ihres Wunsches, den sie Nationalgeist nannten: Einheit und Unabhängigkeit von fremdem Einfluß. Jedes Ereigniß, das den Plan zu begünstigen schien, ward in den Kreis ihrer Berechnungen gezogen, und bei den heftigen Schwingungen entgegengesetzter Umtriebe erlaubte sich der Bund Alles, was seiner Hoffnung entsprach. So stürzte der finstere Dämon der Carbonaria, indem er sich der edelsten Kräfte bemächtigte, das Gemeinwohl selbst in den Abgrund der Revolution, und den auf gesetzlichem Wege schon sich nähernden Zielpunkt einer schirmenden Verfassung entfernte weiter als je ein strafbares Beginnen. Als das Haus Savoyen 1814 in seine Besitzungen auf dem Festlande Italiens zurückgetreten war, hatte daselbst die neue Zeit unter Frankreichs Einfluß manches Herkömmliche verdrängt, nur nicht die Liebe zu dem alten Fürstenstamme. Victor Emanuel ward mit der Hoffnung empfangen, das Bessere durch ihn ausgebildet und befestigt zu sehen. Allein des Königs Rathgeber, unter welchen Graf Roborent, der Beichtvater Abbé Botta, und die Königin genannt werden, verstanden nicht, das Alte mit dem Neuen auszugleichen. Heilsame Einrichtungen wurden aufgehoben, drückende beibehalten. So ward die Polizeiverwaltung den Ortsobrigkeiten nicht zurückgegeben, die Autonomie der Gemeinden nicht wiederhergestellt, das neue Abgabensystem nicht vereinfacht. Französische und sardinische Formen durchkreuzten einander, weil die Beamten aus der neuen und aus der alten Zeit sich gegenseitig nicht verstanden. Nach Gunst ertheilte Gnadenbriefe störten den Rechtsgang; die größte Unzufriedenheit erregte die Willkür französisch-militairischer Polizeiverwaltung. Als Graf Balbi, Minister des Innern, seit d. Aug. 1819 die Abstellung der Justizmißbräuche nicht durchsetzen konnte, gab es gegen die unumschränkte Gewalt keinen Schutz in einer wohlgeordneten, unabhängigen Rechtspflege. Dies bewog mehre Männer aus den ersten Ständen der Gesellschaft, nach Frankreichs Beispiel, für Savoyen, Piemont und Genua eine gesetzliche Verfassung zu wünschen. Was in Spanien Portugal und Neapel geschah, reizte die Ungeduld. Als sich nun Östreich gegen Neapel rüstete, und der hier erwartete Widerstand die Hoffnung italienischer Selbständigkeit bei den Adelfi und Federati erhob, da vereinigten sich die Anhänger des constitutionnellen Systems und die Feinde der Ultramontanen mit leidenschaftlicher Heftigkeit, um gewaltsam zu erringen, was stolze Selbsttäuschung in der Ferne zu sehen glaubte. So entspann sich unter dem Adel und den Officieren zu Ende Febr. 1821 die eigentliche Verschwörung. Durch des spanischen Gesandten in Turin, des Ritters Bardaxi, Einfluß, ward die spanische Constitution die Losung der Eintracht für die einzelnen Verbindungen, in welchen jedoch Viele das Zweikammersystem und die französische Verfassung vorzogen. Der Studentenauflauf zu Turin, am 12. Jan. 1821 — eine Folge polizeilicher Verletzung der alten Gerechtsame der Universität —, war der Revolution vom März fremd; auch der Marquis de la Prie und der Ritter de Perron, die auf die Beschwerde des östreich. Gesandten, Barons v. Binder, als Östreichs Feinde verhaftet wurden, und der zu Anfang des März auf die Festung gesetzte Prinz de la Cisterna, der mit pariser Liberalen in Verbindung stand und eine revolutionnaire Schrift vertheilen wollte, gehörten nicht zu den Verschworenen. Unter diesen nennt man den Marquis Carlo de S.-Marzano, Sohn des Ministers der auswärt. Angeleg. (Oberst und Adjutant des Prinzen von Savoyen-Carignan), den Artillerieofficier Ritter Provana de Collegno (des Prinzen Stallmeister), die Grafen St.-Michel und

Santa-Rosa, vom Generalstabe, den Hauptmann Grafen v. Lisio und andre Mitglieder des sogen. italischen Bundes. Sie hatten die Absicht, den Prinzen von Carignan zu ihrem Oberhaupte zu wählen, weil er, wie sie behaupteten, „einen großen Eifer für die italienische Sache zeigte und seit der Revolution von Neapel mit dem Gedanken umzugehen schien, der große Mann des neuen Italiens zu werden". Nach ihrer Behauptung soll er sogar den Antrag am 6. März angenommen, am 7. abgelehnt und am 8. wiederum s. Einwilligung zu der Revolution gegeben haben. Diese brach am 10. zu Fossano, Tortona und Alessandria unter verschiedenen Regimentern aus. Die Verschworenen hatten die gemeinen Soldaten durch das Gerücht: Östreich verlange die Entlassung des Nationalheeres und wolle Piemonts Hauptfestungen mit s. Truppen besetzen, für ihre Absichten gewonnen. In Alessandria rief der Capitain Graf Palma, an der Spitze des Regiments Genua, die Constitution aus. Ihm folgten der Dragonercapitain Ritter Baronis und der Lieutenant Graf Bianco, dann der Obristlieut. Ritter Ansaldi, nebst einigen Hundert Federati. Ansaldi führte den Vorsitz in einer Junta, die im Namen des „Königreichs Italien" handelte. Seitdem blieb Alessandria der Feuerherd der Revolution. Zwar widersprach der König sofort jenem Gerücht, durch das man die Soldaten gegen Östreich aufgewiegelt hatte. Allein schon am 11. hörte man in Turin den Ruf der Empörung: „Es lebe der König und die spanische Constitution!" Capitain Ferrero gab das Zeichen an der Spitze eines kleinen Haufens von Soldaten und Studenten. Das Volk blieb ruhig; ein Theil der Besatzung ward gegen die Aufrührer geführt, that aber nichts, und Ferrero zog ungehindert nach Alessandria. Am 12. foderte eine königl. Kundmachung Gehorsam und Ruhe. „Der Monarch könne und werde nichts bewilligen, was die Besetzung Piemonts durch fremde Truppen zur Folge haben müßte". Dessenungeachtet öffneten einige Officiere an dems. Tage den Federati und Studenten die Citadelle von Turin. Nun erst stimmte das Volk in den Ruf mit ein: „Es lebe der König; es lebe die spanische Constitution; Krieg den Östreichern!" Darauf legte König Victor Emanuel, treu seinem den Verbündeten gegebenen Worte (der Minister Graf S.-Marzano war eben vom Congresse zu Laibach (s. d.) angekommen), am 13. die Krone nieder und ernannte, in Abwesenheit des Thronfolgers, seines Bruders Felix, Herzog von Genevois, der zu Modena sich befand, den Prinzen Karl Albert von Carignan zum Regenten. Sämmtliche Minister nahmen ihre Entlassung. Die Staatsgefangenen wurden in Freiheit gesetzt, und die Carbonaria triumphirte an allen Orten, nur nicht in Nizza, wohin sich Victor Emanuel begab, und in Savoyen. Der Regent sah sich daher schon am 13. Abends, auf das Verlangen der Abgeordneten von Turin, genöthigt, obwol mit Vorbehalt der königl. Zustimmung, die Annahme der spanischen Constitution zu erklären. Er beschwor sie am 14., jedoch mit Beibehaltung der bisherigen Erbfolgeordnung und der Duldung andrer Religionen, nebst den von einem Nationalparlamente und dem König noch zu treffenden Abänderungen. Zugleich ernannte er ein neues Ministerium und am 16. eine oberste Junta. Mit der Ruhe ward auch die alte Nationalfarbe wiederhergestellt. In Novara u. a. a. Orten nahm man die spanische Verfassung ungern an; insbesondere blieb ganz Savoyen der Revolution gewissermaßen fremd. Dagegen fand der Aufstand der Piemonteser viel Theilnahme in der Lombardei, und mehre junge Leute von Mailand und Pavia eilten nach Alessandria und Turin. Indeß hatte schon am 14. der Kaiser von Östreich zu Laibach die Aufstellung eines Heeres an den Grenzen von Piemont befohlen, und Alexander ließ 90,000 Russen aus Volhynien nach Italien marschiren, die aber bei der raschen Entscheidung nur bis Galizien vorrückten. Darauf erklärte der Herzog von Genevois zu Modena am 16. Alles für ungültig, was seit der Abdankung s. Bruders geschehen sei, und stellte den Grafen Salieri della Torre, Gouverneur von Novara, an die Spitze

der königl. Truppen, um die Rebellion zu unterdrücken. Schon dieſe Erklärung nahm der Junta den Muth und die Kraft; die Abſendung des Cardinals Murozzo, Biſchofs von Novara, und des Grafen Bagrasco nach Modena, bewirkte nur eine Schärfung des königl. Befehls, am 23. März und am 3. April. In Turin behaupteten jedoch die Verſchworenen ihren Einfluß: der öſtreich. Geſandte mußte abreiſen; man zog ein Heer zuſammen, um die Lombardei zu beſetzen, und der Regent ernannte am 21. den Grafen v. Santa-Roſa zum Kriegsminiſter. Aber noch in derſ. Nacht entfloh der Prinz nach Novara, von wo er in das öſtreich. Hauptquartier, dann nach Modena, und als hier der Herzog von Genevois ihm den Hof verbot, nach Florenz ſich begab. (Erſt 1823 trat er wieder auf, focht als Freiwilliger im franz. Heere gegen Spanien, und kehrte dann nach Turin zurück.) Er hatte am 23. der Regentſchaft förmlich entſagt. Jetzt hielten der Miniſter des Innern, Ritter Dal Pozzo, und der Abbé Marentini, Präſident der Junta, das Ganze nur mit Mühe noch zuſammen; den kühnſten Schritt wagte der Kriegsminiſter. In einem Tagesbefehl vom 23. März erklärte er: der König ſei als ein Gefangener Öſtreichs zu betrachten; alle Piemonteſer ſollten ſich bewaffnen; die Lombarden würden ſich anſchließen und Frankreich ſ. Beiſtand nicht verſagen. So ging die Revolution ihren Gang fort. Auch in Genua, wo der Gouverneur Graf Desgeneix am 21. die alte Ordnung wiederherſtellen wollte, erzwang am 23. ein Theil des Volks und der Truppen die Beibehaltung der ſpan. Conſtitution. Allein bald ſchlug die Nachricht von der Zerſtreuung des neapolitaniſchen Heeres in den Abruzzen den Muth der Getäuſchten völlig nieder. Da zeigte (nach Santa-Roſa's Erzählung) der ruſſiſche Miniſter zu Turin, Graf v. Mocenigo, aus eignem Antriebe, dem Ritter Dal Pozzo und dem Abbé Marentini die Hoffnung friedlicher Vermittelung: „kein Öſtreicher ſolle Piemont betreten; man könne volle Amneſtie und ſogar ein Staatsgrundgeſetz hoffen". Die Junta nahm den Vorſchlag an; allein die Verſchworenen in Aleſſandria verwarfen ihn. Unterdeſſen hatte ſich, auf des Herzogs von Genevois Verlangen, ein öſtreich. Corps unter dem Grafen Bubna der Grenze genähert. General della Torre wollte jedoch, da ſein Heer ſtärker war als das der revolutionnairen Partei, die königl. Gewalt in Turin, wo Viele das neue Syſtem verabſcheuten, ohne fremde Hülfe wiederherſtellen; allein der Oberſte Regis zog ihm mit 4000 M. am 6. April entgegen, um vielleicht die königl. Truppen zum Abfall zu reizen. Della Torre ging daher nach Novara zurück, und die von ihm vorgeſchlagene Unterredung mit dem Oberſten Regis fand nicht ſtatt. Denn ſchon wußte della Torre, daß Bubna in der Nacht vom 7—8. April über den Ticino gegangen, und während Regis ſein Heer an den Ufern der Agogna lagern ließ, vereinigte ſich Bubna am 8. April früh 2 Uhr mit dem königl. Heere zu Novara. Nach Anbruch des Tages erſchien das Heer der Inſurgenten vor Novara; öſtreichiſche und piemonteſiſche Scharfſchützen begannen den Kampf, und unterſtützt von dem Geſchützfeuer des Platzes, umging das dreimal ſtärkere auſtroſardiſche Heer den linken Flügel des Feindes, worauf ſich die Inſurgenten fechtend zurückzogen und nach ſiebenſtündigem tapfern Widerſtande an der Brücke über die Agona völlig auflöſten. Am Abend dieſes Tages kam General Guill. Vaudoncourt von Lauſanne in Turin an; er ſollte die Reſte des zerſtreuten Heeres über Aleſſandria nach Genua führen. Allein ſchon rückten die Sieger ohne Hinderniß gegen Turin vor. Daher löſte ſich am 9. die Junta auf; Graf Santa-Roſa räumte die Citadelle, und am 10. zog della Torre in Turin ein. Am 11. und den folg. Tagen beſetzten die Öſtreicher ohne Widerſtand die Citadellen von Aleſſandria, Voghera, Tortona, Caſale, Vercelli, Stradella und Valenza. In Folge des Vertrags zu Novara vom 14. Juli 1821, bezahlte die ſardiniſche Regierung für 12,000 M. monatlich 300,000 Franken und leiſtete die Verpflegung. Später ward die Zahl des fremden Beſatzungsheeres auf 5000 M. vermindert, und nach dem Vertrage zu Ve-

rona vom 14. Dec. 1822, die letzte Räumung, die von Alessandria, am 31. Oct. 1823 vollzogen. Die Wiederherstellung der absoluten k. Gewalt erfolgte mit d. 10. April. Der Herzog von Genevois nahm jedoch die königl. Würde erst dann an, als s. Bruder durch die Erklärung zu Nizza vom 18. April bei s. Abdankung verharrte. Darauf ernannte der König Felix von Modena aus nicht den Grafen della Torre, dessen Vorliebe für Verfassungsgrundsätze mißfiel, sondern den Grafen Ignazio Thaon di Revel von Pratalungo zu seinem Generalstatthalter (Alter ego), der außer mehren Commissionen ein Specialtribunal zur Bestrafung der Schuldigen niedersetzte. Diese hatten sich theils durch die Schweiz nach Frankreich geflüchtet, theils in Genua nach Spanien eingeschifft. Bei der Untersuchung selbst erwies sich der Antheil des Prinzen von Carignan an dem Vorgefallenen, daher erklärte die Civilcommission, unter dem Vorsitz des Grafen Langosco, einstimmig: „rechtlich könnten die Verhafteten (über 40) nicht verurtheilt werden". Auf das Vermögen von 65 entflohenen Staatsverbrechern aber ward Beschlag gelegt, und am 19. Juli, 10. und 23. Aug. 1821 wurden einige und zwanzig als Hochverräther zum Tode durch den Strang, mit Einziehung ihrer Güter verurtheilt, darunter der Prinz della Cisterna, die Marchesen di Priero, Estore Porone di S.-Marzano, die Grafen Lisio, Santa-Rosa, die Ritter Gugl. Ansaldi und Luigi Baronis. Die übrigen, ebenfalls einige u. zwanzig, sollten auf die Galeeren kommen. Von Allen waren jedoch nur 13 verhaftet, darunter 2 zum Strange Verurtheilte. Von diesen wurde der Rittmeister Garelli zu Genua hingerichtet, der Hauptmann Palma aber, weil er auf der Flucht durch Sturm nach Monaco verschlagen worden war, verbannt. Zugleich erließ der König zu Piacenza geschärfte Verbote geheimer Gesellschaften, und 2 Amnestiedecrete mit vielen Ausnahmen. Darauf hielt er am 17. Oct. 1821 in Turin s. Einzug. — Durch Das, was seitdem geschehen, hat man die Erinnerung an die Idee der Revolution noch nicht erstickt, wol aber sind die Feuerköpfe unter den Anhängern der ital. Sache von jedem gesetzwidrigen Schritte, der nur Unglück über das eigne Vaterland bringen kann, auf lange Zeit abgeschreckt. — Über die Revolution von Piemont vgl. m.: „Trente jours de révolution en Piémont", von einem Augenzeugen (Lyon 1821); „Précis histor. sur les révolut. des roy. de Naples et de Piém. en 1820 et 1821, par Mr. le Comte D.". Die „Hist. de la révolut. de Piém." von Alfonse de Beauchamp (Paris 1821) enthält viel Falsches. Der „Simple récit des événemens arrivés en Piém. dans le mois de mars et d' avril 1824; par un officier piémontais", ist einseitig. Der Verf. nennt die Methode des wechselseitigen Unterrichts, welche der Minister Graf Balbi begünstigte, ein signe précurseur de la révolution. — Graf Santorre de Santa-Rosa (ein Theilnehmer, also ebenfalls einseitig) schrieb in Frankreich: „De la révolution piémontaise" (3me édit., augmentée de notes et de l'analyse de la constitut. sicilienne, Par. 1822; deutsch von Hagnauer, Glarus 1822), und berichtigte darin manches Thatsächliche, erklärte sich aber sehr heftig gegen den Prinzen von Carignan. (20)

Pierer (Johann Friedrich), geb. zu Altenburg d. 22. Jan. 1767, bezog 1783 die Akademie zu Jena, um die Rechte zu studiren; doch wendete er sich im folg. Jahre dem Studium der Medicin zu, das er mit besonderer Vorliebe in Jena und Erlangen betrieb. 1788 erlangte er in Jena die medicinische Doctorwürde, verwendete aber noch $1\frac{1}{2}$ J. meist in Berlin, Wien, Strasburg und Göttingen zu s. ärztlichen Vorbildung, und kehrte 1790 in s. Vaterstadt zurück, um hier als praktischer Arzt sich zu fixiren. 1792 erhielt er hier das Landphysicat und erlangte bald eine verbreitete Praxis, der er sich jedoch, von 1794 an, theils s. geschwächten Gesundheit wegen, theils durch die Umformungen, welche die Theorie der Medicin in jener Zeit erlitt, in s. bisherigen Überzeugungen irregemacht, großentheils entzog. 1797 faßte er den Plan zur Herausgabe einer medicinischen Zeitschrift, die, von

allem eignen Urtheile sich entfernt haltend, bloß die Tendenz verfolgte, die neuern Grundsätze der theoretischen und praktischen Medicin, und was überhaupt im Laufe der Zeit die Aufmerksamkeit des ärztlichen Publicums anregte, berichtend mitzutheilen. So nahm 1798 die „Medicinische Nationalzeitung für Deutschland" ihr Entstehen, die, bis 1800 fortgesetzt, den „Allgem. medicinischen Annalen des 19. Jahrh." zur Einleitung diente. 1799 brachte er die Richter'sche verfallene Druckerei eigenthümlich an sich und begründete 1801 ein buchhändlerisches Etablissement u. d. Firma: „Literarisches Comptoir". Die „Allgem. medicin. Annalen" erhielten, nach gewonnener Überzeugung, wie der rationale Empirismus einzig einen sichern Haltpunkt für die praktische Medicin darbiete, ebenfalls diese Grundlage, zugleich aber die Bestimmung, alle 5 Jahre einer Revision ihres bis dahin befolgten Plans unterworfen zu werden. 1806 unternahm P., zur Einleitung und als Anknüpfepunkt einer „Bibliotheca iatrica", eine vollständige Ausg. der Hippokratischen Werke (3 Bde.) nach der Foes'schen lat. Übersetz., mit Prolegomenen, literarischem Apparate, Register ꝛc. Der Druck, dem der deutsche Buchhandel in jener Zeit unterlag, nöthigte ihn indessen, die Idee, auch die übrigen Primaten der medic. Literatur in gleicher Art neu hervortreten zu lassen, aufzugeben. Ein 1810 von ihm entworfener Plan eines allgemeinen Vereins deutscher Ärzte höherer Kunstweihe, dem ein 1811 von ihm herausg. „Taschenbuch für deutsche Ärzte und Wundärzte" zur Förderung dienen sollte, scheiterte an der Ungunst der Zeit; doch führte es zur Anknüpfung schätzbarer Bekanntschaften, die besonders auch für die „Allg. medic. Annalen", welche mit Anhebung ihres 2. Decenniums eine bedeutende Erweiterung erhielten und als besondere Annalen der Heilkunde und der Heilkunst erschienen, von Vortheil waren. Die eintretenden kriegerischen Ereignisse 1813 machten es jedoch unmöglich, den erweiterten Plan der Annalen in befriedigender Weise weiter zu verfolgen. Zu Ende 1813 ward selbst eine temporaire Stockung der „Annalen" unvermeidlich, und von 1814 an mußten sie auf eine verminderte Bogenzahl reducirt werden. 1814 erhielt P., gegen Resignation auf das Landphysicat, unter dem Prädicat eines herzogl. sächs. Hofraths, das erledigte Stadt- und Amtsphysicat übertragen. 1815 brachte ihn ein Nervenfieber, das er sich durch Ansteckung in einem Lazarethe zugezogen hatte, dem Tode nahe. Gleichwol hatte er sich so viel Lebensmuth erhalten, daß er nach s. Genesung den schon früher vorbereiteten Plan der Herausgabe eines „Allg. medic. Realwörterbuchs", vom kritisch-historischen Standpunkte aus, von ihm und erbetenen Mitarbeitern verfaßt (1. Abth.: „Anat.-physiolog. Wörterb.", 7 Bde. bis S seit 1816), zur Ausführung brachte. 1816 trat er sein buchhändlerisches Geschäft an den verst. Buchhändler Brockhaus ab, der es mit dem seinigen verschmolz und in dessen Verlage seitdem das „Medic. Realwörterbuch" und die „Medic. Annalen" erschienen. Letztere erhielten in ihrem Fortgang, und zwar einleitend von 1820, eine neue, noch dauernde Umgestaltung als „Kritische Annalen" und wurden, ihrer Haupttendenz nach, unter Mitwirkung weniger, aber sachkundiger Gelehrten, ein Recensirinstitut. Beide literarische Unternehmungen erhielten dadurch einen erheblichen Vorschub, daß der nachmalige Prof. der Medicin zu Dresden, Ludw. Choulant, für erstere von 1821, für letzteres vom 4. Bde. an, als Mitherausgeber eintrat. 1821 trat sein Sohn August P. in sein Druckereigeschäft als Theilnehmer ein, und übernahm bald völlig die Leitung desselben. Er hatte 1813 s. akademischen Studien in Jena aufgegeben, um in k. preuß. Diensten den Feldzug mitzumachen, war auch nach Beendigung desselben darin verblieben, und hatte die letzten Jahre vorzugsweise in Posen sich dem Lehrunterricht an der dasigen Brigadeschule gewidmet. Jetzt in das Vaterland zurückgekehrt, hatte er eine Anstellung als herzogl. sächs. Hauptmann der freiwilligen Jäger erhalten. Von nun an erhielt der Vater volle Muße, um sich, s. Neigung entsprechend, wissenschaftlichen Beschäftigungen zu widmen. Ein Theil dieser

Muße wurde 1823 und 1824 der Bearbeitung einer umfassenden Medicinalordnung für das Herzogthum Altenburg gewidmet, wozu er als Vorstand einer für den Zweck einer Regulirung des Medicinalwesens errichteten Medicinalcommission von der Regierung den Auftrag erhalten hatte. In der letztern Zeit hat er an dem von seinem Sohne, nach einem erweiterten Plane zur Redaction übernommenen, vorher Binzer'schen „Encyklopädischen Wörterbuche", das in dem von demselben etablirten Literatur-Comptoir zu Altenburg, das auch das „Medicin. Realwörterbuch" in eignem Verlag übernommen hat, bis zum 8. Bde. erschienen ist, Antheil genommen.

Pierinnen, Pieriden, heißen die Musen, entweder von dem Berge Pieros in Thessalien, der ihnen geheiligt war, oder von ihrem Siege über die 9 Töchter des macedonischen Königs Pieros, welche, weil sie es wagten, mit den Musen zu wetteifern, zur Strafe in Elstern verwandelt wurden.

Pierre, s. Saint-Pierre.

Pierrot, eine komische Maske auf dem franz. Theater, die aus dem Harlekin und Pollichinell (s. d.) zusammengesetzt, und wie dieser gekleidet, wie jener launig und witzig ist. Bei den Italienern ist er der einfältige Diener. S. Masken.)

Pietisten, Frömmler, ein Spottname, den die Anhänger der alten Manier im akademischen Vortrage der Theologie einigen jungen Docenten zu Leipzig beilegten, welche seit 1689 angefangen hatten, ascetische Vorlesungen über das neue Testament (collegia philobiblica oder collegia pietatis) für Studirende und Bürger zu halten, und sich einer besonders andächtigen und eingezogenen Lebensweise befleißigten. Die Idee einer solchen Behandlung der Theologie kam von ihrem Lehrer und Freunde Spener, dem deutschen Fénélon, her, der schon als Prediger in Frankfurt a. M. besondere Andachtsversammlungen zur erbaulichen Anwendung der Bibel und der christlichen Religionslehre, bei denen er den Laien erlaubte, mitzusprechen, seit 1670 in s. Hause gehalten, und durch s. Schriften das Bedürfniß einer Reform der lutherischen Kirche und Theologie zur Sprache gebracht hatte. Dies Bedürfniß mußte damals jeder Helldenkende empfinden. Die Theologie der Lutherischen war in Folge der Bemühungen, den Lehrbegriff festzustellen, unter den hitzigen Streitigkeiten der Gottesgelehrten seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., in den Formen eines steifen Dogmatismus erstarrt und für die Gemeinen fast ungenießbar geworden. Nur in der Polemik zeigte sich noch Leben; in Predigten und Schriften für den Nichtgelehrten hörte man fast nichts als strenge Anmahnungen zur reinen Lehre und heftige Verketzerungen der Andersdenkenden; die Kirchengeschichte wurde wenig, die Moral fast gar nicht bebaut; um das Gewicht des Glaubens zu heben, behauptete man geradezu, daß ein sittlichgutes Leben Nichts zur Seligkeit helfen könne; die Geistlichen strebten nach Vergrößerung ihrer Macht, und Alles schien darauf angelegt, ein Pfaffenthum in der Kirche, die gegen allen Papismus protestirte, geltend zu machen. Gegen diese Verirrungen trat Spener in s. „Frommen Wünschen" (1675), in s. Schriften über das geistliche Priesterthum (1677) und über die Gottesgelahrtheit aller gläubigen Christen (1680) mit Behauptungen auf, die der herrschenden theologischen Denkart geradezu widersprachen. Er verlangte echtes praktisches Christenthum, und erklärte, nur ein wiedergeborener, selbst wirklich gebesserter Theolog könne zum Predigtamt fähig sein, die heil. Schrift müsse den symbolischen Büchern nicht nachgesetzt und sorgfältiger zur Erbauung gebraucht werden, den Laien, die er vom geistlichen Priesterthume keineswegs ausschloß, müsse verstattet sein, einander aus der heil. Schrift zu belehren und zu erwecken, man solle die Religion mehr praktisch üben als systematisch anbauen, die Mystiker fleißig lesen und die Hoffnung besserer Zeiten, in denen eine allgemeiner verbreitete Frömmigkeit und die

Alexandria to Cape Sarpedon, 1842, 1843, 1845, 1846, 1847; Forbes, Lycia, i. 1845; Texier, Asie Mineure, ii. 1849; Spratt and Forbes, Travels in Lycia, Milyas, and the Cibyratis, 1847; Fellows, Journal written during an Excursion in Asia Minor, 1839, Discoveries in Lycia, 1841, Account of Discoveries in Lycia, 1841, Asia Minor, 1852; Kiepert, Lycien, 1854; Benndorf and Niemann, Reisen in Lykien und Karien, 1884; Heberdey and Kalinka, Bericht über eine Reise im südwestlichen Kleinasien, 1896; Heberdey and Wilhelm, Reisen in Kilikien, 1896; Petersen and von Luschan, Reisen in Lykien, Milyas und Kibyratis, 1889; Kalinka, Tituli Asiae Minoris, i. 1901; Hirschfeld, Sitzungsberichte der Berliner Akademie, 1891, p. 387; Ramsay, Journal of Hellenic Studies, xvi. 1896, p. 173, Cities and Bishoprics of Phrygia, i. 1895, p. 32; Judeich, Kleinasiatische Studien, 1892; Kiepert, Formae Orbis Antiqui, 1894; Bürchner, Kilikien, in Pauly-Wissowa, Real-Encyclopädie, 1897; Hill, Catalogue of Greek Coins of Lycia, Pamphylia and Pisidia, 1897; Head, Historia Numorum, 1887; Imhoof-Blumer, Monnaies grecques, 1883, Kleinasiatische Münzen, 1901; Wroth, Catalogue of Greek Coins of Galatia, Cappadocia and Syria, 1899; Babelon, Traité des monnaies grecques et romaines, 1901; Six, Numismatic Chronicle, 1890, p. 1; Gardner, Numismatic Chronicle, 1892, p. 1; Wilhelm, Jahreshefte des österreichischen archäologischen Instituts, 1898, p. 1; Benndorf, Heroon von Gjölbaschi-Trysa, 1889; Petersen and von Luschan, Reisen in Lykien, Milyas und Kibyratis, 1889; Kalinka, Tituli Asiae Minoris, i. 1901; Hirschfeld, Sitzungsberichte der Berliner Akademie, 1891, p. 387; Ramsay, Journal of Hellenic Studies, xvi. 1896, p. 173, Cities and Bishoprics of Phrygia, i. 1895, p. 32; Judeich, Kleinasiatische Studien, 1892; Kiepert, Formae Orbis Antiqui, 1894; Bürchner, Kilikien, in Pauly-Wissowa, Real-Encyclopädie, 1897; Hill, Catalogue of Greek Coins of Lycia, Pamphylia and Pisidia, 1897; Head, Historia Numorum, 1887; Imhoof-Blumer, Monnaies grecques, 1883, Kleinasiatische Münzen, 1901; Wroth, Catalogue of Greek Coins of Galatia, Cappadocia and Syria, 1899; Babelon, Traité des monnaies grecques et romaines, 1901; Six, Numismatic Chronicle, 1890, p. 1; Gardner, Numismatic Chronicle, 1892, p. 1; Wilhelm, Jahreshefte des österreichischen archäologischen Instituts, 1898, p. 1; Benndorf, Heroon von Gjölbaschi-Trysa, 1889;

Papier, Papierbogen, Papierrolle, Papierblatt, Papierstreifen, Papierschnitzel, Papierfetzen, Papierschnitzel, Papierschnitzel, Papierschnitzel

nach jenen Inseln zu suchen, so erbat sich P., den der spanische Botschafter in Rom mit nach Spanien genommen hatte, von dem Kaiser die Erlaubniß, der Expedition folgen zu dürfen, um, wie er sagte: „durch die einstige Beschreibung dieser Reise Andern nützlich und angenehm zu werden, sich aber bei der Nachwelt einen Namen zu machen". Als Kaiser Karl V. dies Gesuch bewilligte, eilte der junge Mann nach Malaga und Sevilla, wo er den 10. Aug. 1519 mit den übrigen Reisenden aufbrach, worauf die Expedition den 20. Sept. dess. J. sich in San-Lucar einschiffte. Von diesem Augenblick an begann P. sein Tagebuch. Seine gesunde Leibesconstitution und ordentliche Lebensweise bewahrten ihn vor der Menge Krankheiten, denen Viele von der Expedition unterlagen; und als Magellan, nebst 55 der Seinen, in dem unglücklichen Treffen bei Zahu auf den philippinischen Inseln das Leben verlor, da stand P. ihm treu zur Seite und ward schwer verwundet. Nach manchen Fährlichkeiten langte endlich P. den 8. Sept. 1522 mit 17 Begleitern wieder in Sevilla an, wo das Schiff, welches die kühnen Männer getragen hatte, im Triumph auf den Strand gezogen und als ein Denkmal jener merkwürdigen Reise aufbewahrt ward, die, wie Bougainville in der Einleitung zu s. Reisebeschreibung bemerkt, zuerst unumstößlich die Kugelgestalt der Erde bewies. Kaum angekommen in Sevilla begaben sich aber die Seefahrer, in Folge eines noch auf dem Meere gethanen Gelübdes, sogleich barhaupt und barfuß in die Kirche U. L. Fr. zum Sieg, um dort dem Himmel ihren Dank für die Errettung aus so mancher Gefahr zu zollen. Hierauf eilte P. nach Valladolid, um dem Monarchen mündlich Bericht über den Verlauf der Reise abzustatten. Von hier ging er nach Frankreich und Italien; er ward von Franz I. und Clemens VII. mit vieler Güte aufgenommen, und auf dieses Papstes und des Großmeisters der Hospitaliten, Philipp v. Villers, Ersuchen, fing er an eine umständliche Beschreibung s. Reise zu entwerfen, die er dem Großmeister Villers dedicirte, eine Abschrift davon aber an Clemens VII. und eine andre an Louise von Savoyen, Königin v. Frankreich, überreichte. Dieses Werk, in welchem die in s. Kaiser Karl V. übergebenen Tagebuche enthaltenen Data weiter ausgeführt sind, und in welchem er sich überall als Ritter unterschreibt, ist wahrscheinlich von ihm erst nach 1524 verfaßt, als um welche Zeit er zum Ritter des Ordens St.-Johannes, vom Hospital zu Jerusalem (damals auf Rhodus) ernannt wurde. Später wurde er Ordenscommandeur zu Novisa. Über das Jahr und den Ort s. Todes schweigen die damaligen Geschichtsschreiber Italiens, doch ist wahrscheinlich, daß er sein Leben in s. Vaterlande beschloß. An dem noch vorhandenen, von ihm einst bewohnten, Hause in Vicenza (in der Straße de Luna) ließ P. bei s. Rückkehr über der Thür eine in Stein gearbeitete Verzierung von Rosen anbringen, mit der Inschrift: „Il n'est rose sans espine", welches eine Anspielung auf den Ruhm und die Gefahren s. Reise sein soll. Übrigens war s. oben erwähntes Werk lange Zeit nur theilweise der Nachwelt bekannt, indem die dem Papst davon übergebene Abschrift bei der großen Feuersbrunst in Rom (1527) verloren ging, und die an die Königin von Frankreich gesendete, in die Hände eines gewissen J. A. Fabre fiel, der, wie Ramusir, im 1. Bde. s. 1563 herausgek. Samml. berühmter Reisebeschreibungen bemerkt: „per fuggir la fatica" (um Mühe zu sparen) dieselbe nur im Auszuge übersetzte: eine Gewaltthat, die sich übrigens Ramusir nicht weniger in Betreff P.'s hat zu Schulden kommen lassen. In neuerer Zeit hat jedoch der Abbé Amoretti in der ambrosianischen Bibliothek in Mailand eine vollständige Abschrift von P.'s Werk entdeckt, die in einem seltsamen Gemisch von Spanisch und Italienisch (und dieses meist in venetianischer Mundart) geschrieben, und von Amoretti sowol in gutem Italienisch als auch in franz. Sprache herausgeg. worden ist. Einige dabei befindliche Charten sind nach P.'s eignen Zeichnungen angefertigt, der den Werth s. Buches, in welchem ihn freilich oft Leichtgläubigkeit zu manchen seltsamen und ungegründeten Behauptungen hin-

riß, dadurch erhöhte, daß er demselben ein, auch später als genau und richtig befundenes, Wörterbuch der auf den Philippinen and Molucken herrschenden Sprachen beifügte.

Pigalle (Jean Baptiste), Bildhauer, geb. zu Paris 1714, Sohn eines in den k. Gebäuden angestellten Zimmermanns, zeigte früh Neigung zum Modelliren, dennoch waren s. Fortschritte mühsam und langsam. Nachdem er der Zögling von Lemoine und Lemayne gewesen, wurde er von einigen Freunden, besonders dem ältern Coustou, in den Stand gesetzt, Italien zu besuchen. Hier arbeitete er zu Rom 3 Jahre lang nach der Antike in Demirelief; bei s. Rückkehr fand er zu Lyon Arbeit, welche ihn 14 Jahr beschäftigte. Hier vollendete er das Modell zur Statue des Mercurs, das er nach Paris mitbrachte und welches allgemein bewundert ward. Doch zog er erst nach langer Zeit die Aufmerksamkeit des Ministers und, was noch wichtiger war, der Madame Pompadour auf sich und erhielt von ihnen Aufträge. 1744 trat er in die Maler- und Bildhauerakademie, und nachdem er s. Mercur in Marmor ausgeführt hatte, verfertigte er als Gegenstück eine Venus. Beide Statuen wurden 1748 von Ludwig XV. dem Könige von Preußen geschenkt. P.'s Ruf stieg immer mehr, und 1756 erhielt er den Auftrag, das Grabmal des Marschalls von Sachsen auszuführen. Dieses Werk stellt ihn unter die ersten Meister Frankreichs, und ward die Ursache, daß ihm auch das Denkmal übertragen wurde, welches die Stadt Rheims 1765 Ludwig XV. errichten ließ. Der König ernannte den Künstler zum königl. Bildhauer und verlieh ihm den St.-Michaelsorden. Besonders schmeichelhaft war es ihm, daß Bouchardon ihm die Vollendung s. berühmten Reiterstatue auf dem Platze Ludwigs XV. übergab. P. besuchte Voltaire zu Ferney, um s. Büste zu modelliren. Sie war von charakteristischer Ähnlichkeit, stellte aber den hagern Nacken so treu in s. natürlichen Häßlichkeit dar, daß sie dadurch mißfiel. Das Denkmal des Marschalls von Sachsen wurde erst 1776 in Strasburg aufgestellt. Bei dieser Gelegenheit besuchte P. Berlin, um den großen Friedrich und zugleich noch einmal s. Statuen zu sehen. 1780 arbeitete er an dem großen Denkmale für den Grafen Harcourt. Seine letzte Arbeit war ein Mädchen, das sich einen Dorn aus dem Fuße zieht. Diese Statue, sowie die eines kleinen Knaben mit einem Käfig, aus dem der Vogel entflohen ist, wurden wegen ihrer Schönheit und Zartheit bewundert. P. starb am 20. Aug. 1785 als Rector und Kanzler der Akademie. Er war von Charakter edelmüthig, freigebig, s. Freunden und s. Familie mit Zärtlichkeit zugethan. Als Künstler verdankte er Alles s. fleißigen Studium; der eigentliche Genius fehlte ihm.

Pigault-Lebrun, Inspector der franz. Salinen, ist ein fruchtbarer Romanenschriftsteller. Die Sammlung s. Werke, die in Frankreich ein volksthümliches Ansehen erwarben und in Deutschland durch mehre Übersetz. bekannt wurden, bildet gegen 40 Bde. Lebhafte Phantasie, heitere Laune, oft geistreicher Spott, scharfe Charakterzeichnung, geschickte Gruppirung und ein frisches Colorit sind die Haupteigenschaften derselben; aber einige sind auch Caricaturen, in denen guter Geschmack und Sittlichkeit wenig beachtet ist, wie z. B. der „Garçon sans-souci". Besondere Theilnahme erfuhren: „Les barons de Felsheim"; „L'enfant du carnaval" und „Angelique et Jeanneton". — Auch als dramatischer Schriftsteller erwarb sich P.-L. einigen Ruf durch kleine Lustspiele, worunter sich auszeichnet „Les rivaux d'eux-mêmes". Da er viele Jahre nur mit Gebilden der Phantasie sich beschäftigt hatte, so machte 1824 das Erscheinen der 2 ersten Bde. s. „Histoire de France, abrégée, critique et philosophique, à l'usage des gens du monde" (6 Bde.) großes Aufsehen. Wahrheitsliebe in Untersuchung der Thatsachen, Gründlichkeit und Darstellung, lassen Fortsetzung dieses Werks wünschen.

Pigmente, s. Färbestoffe.

Pignoration, Verpfändung, s. Pfand.

Pilaster, heißt in der Baukunst ein viereckiger Pfeiler, welcher nach der Säulenordnung, zu welcher er gehört, Verhältnisse und Verzierungen erhält; darin eben unterscheidet er sich von dem gemeinen Pfeiler.

Pilatre de Rozier (Jean François), ein besonders durch die Art s. Todes berühmt gewordener Physiker, geb. 1756 zu Metz, war zur Chirurgie bestimmt, zeigte aber so großen Widerwillen gegen diese Wissenschaft, daß s. Angehörigen sich genöthigt sahen, ihn in eine andre Laufbahn zu bringen, und er wurde nun Apotheker. Nach Vollendung der Lehrzeit kehrte er ins älterliche Haus zurück, entfloh aber der strengen väterlichen Zucht und kam nach Paris, wo er als Apothekergehülfe arbeitete, nebenbei aber sich auf das Studium der Naturgeschichte, Mathematik und Physik legte. Bald kam er so weit, vor einem Kreise gebildeter Weltleute Vorlesungen und Experimente über die von Franklin aufgestellten Lehren der Elektricität mit Beifall halten zu können; auch wurden einige von ihm in dieser Hinsicht ausgearbeitete und der Akademie der Wissenschaften übergebene Abhandlungen günstig aufgenommen. Später ward er auf die Verwendung von Sage, dessen Vorlesungen er eine Zeitlang besuchte, als Prof. der Chemie in Rheims angestellt, kehrte jedoch bald nach Paris zurück, wo er Aufseher der Naturaliensammlung von Monsieur (Ludwig XVIII.) wurde. Jetzt faßte P. de R. die Idee, ein Museum zu errichten, in welchem nicht nur eine möglichst große Sammlung von Instrumenten aufgestellt, sondern auch den Schülern der verschiedenen Collegien durch Experimente das Studium der Physik und Chemie erleichtert werden sollte, und da Monsieur dies Unternehmen unterstützte, so ward die Anstalt 1781 eröffnet. Hier studirte P. besonders die Wirkungen der Gasluft und der Dämpfe, wobei ihm der Polizeipräsident Lenoir (s. d.) ein wissenschaftlich gebildeter Mann, möglichen Vorschub that, und als bald darauf die ersten Versuche bekannt wurden, welche die Gebrüder Montgolfier (vgl. d.) mit dem Luftballon machten, da war P. einer der Ersten, der auf die Wiederholung dieser Versuche in Paris drang. Dies fand den 25. Aug. 1783 statt; darauf machte P. durch die öffentlichen Blätter bekannt, wie er gesonnen sei, mittelst eines Ballons sich selbst in die Luft zu erheben. So verlacht diese Idee auch damals wurde, so führte er sie dennoch aus, und stieg den 21. Oct. dess. J., zum allgemeinen Erstaunen, bei dem Schlosse Muette (unweit Paris) in einer sogen. Montgolfiere, begleitet von dem Marquis d'Arlande, in die Luft. Dieser erste glückliche Versuch begeisterte ihn zu mehren, und nachdem er 1784 zu Lyon mit Montgolfier und bald darauf auch zu Versailles in Gegenwart des Hofes und des Königs Gustav III. von Schweden solche Luftfahrten wiederholt hatte, faßte er den Plan, auf dieselbe Art nach England überzusetzen. 40,000 Franken wurden von der Regierung dazu angewiesen, und es ist kein Zweifel, daß das Vorhaben gelungen sein würde (wie denn, während P. noch s. Vorbereitungen traf, Blanchard die Sache schon ausführte und von Dover nach Calais in einem Ballon überfuhr), hätte P. nicht die Grille gehabt, die Verfahrungsart des Montgolfier bei Füllung des Ballons mit der von Charles erfundenen vereinen zu wollen: ein Beginnen, welches, nach Charles öffentlichem Ausspruch, eine Pulvertonne auf ein Kohlfeuer setzen hieß. P. ließ sich indeß nicht abbringen, und unternahm die Fahrt zu Bologne den 15. Juni 1785 mit dem Physiker Romain. Kaum hatte der Ballon jedoch eine Höhe von 2—3000 Toisen erreicht, so entzündete er sich, und nach einer halben Stunde stürzten die beiden Unglücklichen in der Nähe des Thurmes von Croy zur Erde. P. war sogleich todt, Romain verschied nach wenigen Minuten. Tournon's de la Chapelle „Vie et mémoires de Pilatre de Rozier" (1786, mit des Physikers Bildniß) enthält Notizen über s. chemischen und physikalischen Entdeckungen.

Pillnitz, ein königl. sächs. Lustschloß und Kammergut, am rechten Elbufer,

2 Stunden südlich von Dresden. Am linken Elbufer wird man während des Sommeraufenthalts des königl. Hofes durch die fliegende Fähre auf das rechte Ufer übergesetzt; ein schönerer Weg ist die pillnitzer Bergstraße. Die Landschaft hat etwas Idyllenartiges. Bei Loschwitz zieht sich der Kranz der Weingebirge vom rechten Elbufer zurück, und freundliche Dörfer führen den Wanderer bei dem wachwitzer und helfenberger Grunde und der malerischen Ruine des Schlosses Rothenfels vorüber. Das Weingebirge links, die Elbe rechts, jenseits die mit Dörfern und Fruchthügeln bedeckte Ebene von Dresden und die reizenden Elbdörfer Tolkwitz und Laubegast, umfassen einen Reichthum von Landschaftsbildern, wie er kaum irgendwo so freundlich gefunden wird. Bei Klein- und Großhosterwitz sind die Anlagen und der Landsitz des verst. Grafen Marcolini sehenswerth. Hier führt ein schöner Grund zu der romantischen Klippmühle und zu der Aussicht des Zuckerhuts. In der Ebene liegt das Dorf Pillnitz. Aus einer prächtigen vierfachen Kastanien- und Lindenallee, welche eine Maillebahn einschließt, nähert man sich dem Schlosse. In frühern Zeiten hatte die alte Burg Pillnitz verschiedene Besitzer. 1693 kaufte Johann Georg IV. das alte Schloß von Heinrich v. Bünau und schenkte es s. Geliebten, der Gräfin von Rochlitz (Fräulein v. Neidschütz). Nach deren Tode fiel es an die Kammer. Friedrich August I. (als König von Polen August II.) belehnte 1705 die Gräfin Cosel damit. Später wurde es der Sommeraufenthalt des Feldmarschalls Rutowski. Bald aber bezog es August II. selbst und baute hier noch 2 Paläste, welche prunkvoll eingerichtet und in der Folge von der landesherrlichen Familie während des Sommers bewohnt wurden. Seit 1788 erhielt das Ganze eine schönere Gestalt; doch gibt der verschiedenartige Styl der Gebäude, die Vermischung chinesischer, japanischer und italienischer Bauart demselben ein auffallendes Ansehen. Vier einzeln stehende Pavillons von pirnaischem Sandstein bilden die Flügel eines großen Quadrats, welches nach Abend der königl. Garten, nach Morgen die alten Schloßgebäude einschließen. Zwischen den südlichen Pavillons steht das Wasserpalais, zwischen den nördlichen das Bergpalais. Die Pavillons, wovon der vierte 1801 vollendet wurde, sind nicht hoch, haben chinesische Kupferdächer und Säulengänge nach toscanischer Ordnung. Im neuen Palais wohnt die königl. Familie. Das alte Schloß (das den ehemal. Venustempel enthielt, wo man die Bildnisse von schönen Frauen sah) brannte 1818 ab und ward durch ein schöneres, nach dem Plane des Oberlandbaumeisters Schuricht angelegtes Gebäude ersetzt, das einen großen Speisesaal hat, der mit schönen Frescogemälden vom Prof. Vogel in Dresden, allegorischen Darstellungen der 4 Künste, Malerei, Bildhauerkunst, Baukunst und Musik, und der Philosophie, Dichtkunst, Grazie und Liebe geziert ist. Der Garten, nördlich hinter dem Bergpalais, ist in einem einfachen Geschmack angelegt; eine Pappelinsel, eine Vestale aus carrarischem Marmor von Trippel in Rom, eine Menagerie, ein Vogelhaus und 2 Pavillons schmücken den Garten, der vorzüglich reich an seltenen Gewächsen ist. Ein Pavillon enthält ein lehrreiches Samencabinet, nebst einer kostbaren Sammlung schön gemalter Pflanzen und Schmetterlinge. Außerdem sind hier 4 Gewächshäuser und 1 Orangeriehaus. Die an sich schon reizenden Umgebungen von Pillnitz hat der letztverst. König durch mehre Anlagen verschönert. Hinter dem Dorfe öffnet sich der pillnitzer Grund, in welchem der romantische Friedrichsweg nach dem Borsberge führt, welcher sich 933 Fuß über die Elbe bei Dresden, oder 1161 par. Fuß über das Meer erhebt. Am Eingange zum Grunde ist eine Eisgrube in gothischem Geschmack; von hier führt ein Waldpfad auf den Schloßberg, wo die 1788 angelegten Burgruinen mit geschmackvollen Zimmern sich befinden; ihre Lage auf dem freien Bergvorsprunge gibt eine vortreffliche Aussicht. Von hier gelangt man zu einer zwischen Laub- und Nadelholz versteckten Brücke und an den 138 Fuß hohen Wasserfall, der aus mehren Quellen sein Wasser empfängt, das in 3 ausgemauerten Teichen sich sam-

melt. Auf der höchsten Spitze des Borsberges, wohin man auf diesem schattigen Wege in einer Stunde gelangt, liegt die Eremitage, eine in künstlichen Felsen versteckte Grotte mit ital. und franz. Inschriften und umgeben von bretternen Zelten. Über ihr steht ein Altan, von welchem man das Elbthal von Meißen bis Königstein, umgrenzt von den Gebirgen des meißner Hochlandes, Böhmens und des Erzgebirges übersehen kann.

In Pillnitz wurde eine denkwürdige Fürstenversammlung, vom 25—27. Aug. 1791, zunächst wegen der polnischen Angelegenheiten, gehalten. Kaiser Leopold II., der König von Preußen Friedrich Wilhelm II. und der Graf v. Artois, außer welchen noch der jetzt regierende Kaiser Franz I. und der jetzige König von Preußen, sowie der Prinz von Nassau, der Exminister Calonne und der Marquis de Bouillé zugegen waren, unterredeten sich hier über die gegen die franz. Revolution zu ergreifenden Maßregeln. Kein Offensivbündniß gegen Frankreich war der Zweck dieser pillnitzer Convention; man beschloß jedoch gemeinschaftlich, jedem Angriffe von Seiten Frankreichs und der Revolution entgegenzuwirken. Das früher zu Wien (25. Juli) vorläufig geschlossene und nachher zu Berlin (7. Febr. 1792) zwischen Preußen und Östreich abgeschlossene Schutzbündniß ward hier nur besprochen. Die Brüder des Königs von Frankreich erhielten von Preußen und Östreich bloß folgende Erklärung (d. 27. Aug.): „Daß Östreich und Preußen die jetzige Lage des Königs von Frankreich als einen Gegenstand des gemeinsamen Interesse aller Souveraine in Europa betrachten, daß sie hoffen, daß dieses Interesse von den Mächten werde anerkannt werden, deren Hülfe reclamirt worden, und daß sie demzufolge sich nicht weigern werden, gemeinschaftlich mit diesen Mächten und nach Verhältniß ihrer Kräfte die wirksamsten Mittel zu ergreifen, um den König von Frankreich in den Stand zu setzen, in der vollkommensten Freiheit die Grundlage einer den Rechten der Souveraine und dem Besten der franz. Nation gleichmäßig zuträglichen monarchischen Regierungsform zu befestigen. Dann und in dem Falle sind der Kaiser und der König von Preußen entschlossen, schleunig im gemeinsamen Einverständnisse mit der nöthigen Macht zu handeln, um gemeinschaftlich den vorgesetzten Zweck zu erreichen. Inzwischen wollen sie ihren Truppen die nöthigen Befehle geben, damit sie im Stande seien, sich in Activität zu setzen". — Noch sollen 6 geheime Art. unterzeichnet worden sein. (S. Schöll, „Hist. des traités de paix" IV, 189 fg.) Diese Erklärung, welche die Franzosen als den Grund der Coalition Europas gegen Frankreich betrachteten, entfesselte zuerst alle Leidenschaften in Frankreich gegen das Ausland. K.

Pilory, der Pranger der Engländer. Kopf und Hände des Verurtheilten werden dergestalt eingezwängt, daß alle freie Bewegung unmöglich ist. Aber eine jeder vernünftigen Criminalgesetzgebung widersprechende Eigenthümlichkeit dieser Strafe ist die unbeschränkte Freiheit, mit welcher der Pöbel dabei seine Gesinnung äußern darf. Ist der zur Schau Ausgestellte dem Pöbel verhaßt, so ist er nicht nur in Gefahr, seine Gesundheit, sondern selbst sein Leben einzubüßen. Ist ihm dagegen das Volk gewogen, oder ist derselbe wol gar als Märtyrer seiner Publicität und Freimüthigkeit zur Pilory verurtheilt worden, wie dies in neuerer Zeit besonders mit den Druckern freimüthiger politischen Schriften geschah, so wird die Strafe zu einem Triumph für ihn. Der Verurtheilte selbst hat die Freiheit, von der Pilory herab Reden zu halten, sich zu vertheidigen und seine Feinde mit den gehässigsten Farben zu schildern. Durch ein Gesetz von 1816 ist diese Strafe in allen Fällen, nur den Meineid ausgenommen, abgeschafft. Es soll statt dessen auf Geld oder Gefängniß erkannt werden. (Vgl. Schandpfahl.)

Pilpai, s. Bidpai.

Pilze, s. Schwämme.

Pinakothek (von πίναξ, Gemälde, und θήκη, Aufbewahrungsort), eine

Gemäldesammlung. Unter diesem Namen ward ein Prachtgebäude in München am 7. Apr. 1826, dem Geburtstage Rafael's, gegründet, um die besten Gemälde aus den Galerien von München, Schleißheim, Augsburg, Nürnberg, Bamberg ꝛc. darin aufzustellen.

Pindar, einer der kräftigsten und erhabensten griechischen Sänger. In einem Epigramm der griech. Anthologie heißt es von ihm:

Wie die knöcherne Pfeife den schmetternden Ruf der Drommete,
Also besiegte dein Lied jeglicher Laute Getön.

Er besang die Sieger in den öffentlichen Wettkämpfen der Griechen, und insofern sind s. Oden wahre Gelegenheitsgedichte, aber freilich in einem höhern Sinne, als man diesen Ausdruck gewöhnlich nimmt. Jene Wettkämpfe waren öffentliche Volksfeste, an welchen die angesehensten Männer (selbst Könige) Theil nahmen und um die Ehre des Sieges wetteiferten. Solche Triumphe zu besingen, durfte demnach der größte Dichter seiner nicht für unwürdig achten; denn nicht um feilen Lohn sang er: er verherrlichte das Fest und den Sieger durch s. Gesang, und nahm so selbst an dem Glanze des Triumphs und an der öffentlichen Ehre Theil. Und eben durch die Art, wie P. dies that, offenbart sich der große Dichter. Nicht nur die Sieger und ihre Mitbürger wurden geehrt und verherrlicht durch die erhabenen Hymnen des Dichters, das ganze versammelte Griechenland nahm daran Theil, und so verbreiteten sich diese Gesänge bald durch ganz Hellas und allenthalben hin, wo die hellenische Sprache geredet wurde. Und eben, weil es nicht gewöhnliche, nicht auf den flüchtigen Augenblick berechnete Lieder sind, weil in ihnen ein hoher schöpferischer Geist lebt, der mit der Gegenwart zugleich die Zukunft, mit dem Besondern zugleich das Allgemeine umfaßt, sind die Pindar'schen Gesänge für alle Jahrhunderte, freilich nicht zur flüchtigen Unterhaltung, gleich Anakreon's leicht beweglichen Liederchen, aber wol ein herrlicher Genuß für Jeden, der die Sprache und den Geist des alten Hellas sich genugsam zu eigen gemacht hat, und Phantasie genug besitzt, um dem oft kühnen und doch sichern Fluge des Dichters mit unverwandtem Blicke folgen zu können. Aber eben daher, daß, um das Schöne und Herrliche der Pindar'schen Oden ganz zu empfinden, eine nicht gemeine Bekanntschaft mit dem Griechischen und eigner Dichtergeist erfodert wird, kommt es unstreitig, daß Viele entweder eine sehr geringe Kenntniß, oder auch eine ganz verkehrte Ansicht von unserm Dichter haben. Nicht in kühnen Sprüngen und hochtrabenden Phrasen offenbart sich der Pindar'sche Hymnus; er gleicht oft einem klaren und tiefen Strome, der in ruhiger Majestät dahinströmt, und in dessen Fluten sich der Himmel mit seinen Sternen und die Erde mit ihren Blumen spiegelt; die Ode wird zum Epos, und wir sehen die Heroen der alten Welt in ihrer Kraft einherschreiten und vernehmen ihre Rede. Nicht Alles indeß, was wir noch von diesem großen Dichter haben, ist gleich vortrefflich und anziehend. Daß auf uns nicht jedes Gedicht denselben Eindruck machen kann wie auf die Zeitgenossen, ist wol gewiß. Genug, daß nach dem Urtheile der größten Männer die Pindar'schen Gesänge zu dem Schönsten gehören, was uns aus dem Alterthume übriggeblieben ist. Obwol die Zeit auch viele dieser Gesänge vernichtet hat, so sind doch noch 45 Oden oder Siegeshymnen übrig geblieben, und zwar, da der öffentlichen feierlichen Wettkämpfe bei den Hellenen 4 waren — die olympischen, pythischen, nemeischen, isthmischen — und der Dichter bei allen seine Lyra ertönen ließ, 14 auf olympische Sieger, 12 auf pythische, 11 auf nemeische und 8 auf isthmische. Sie sind sämmtlich im dorischen Dialekt gesungen. Von den Ausg. des Pindar verdienen mit Auszeichnung genannt zu werden die von West und Welstet (Oxford 1697, Fol.), von Heyne (neueste Lpz. 1817, 3 Bde.) und von Böckh (Lpz. 1811 fg., 3 Bde., 4.). Von Gedike haben wir die olympischen und pythischen Oden in Prosa verdeutscht; die olympischen von Gurlitt und von Bothe. Sämmtliche Oden hat

Fähse überſ. mit einem brauchbaren Commentar (Penig 1804, 2 Bde.). Die neueſte, aber ohne Hülfe des Originals kaum verſtändliche, Überſetzung iſt von Thierſch (Lpz. 1819, 2 Bde.). — P. wurde in Böotien geb., in oder nahe bei Theben, und zwar in der 65. Olymp., ungefähr 520 J. v. Chr. Sein Vater war ein Flötenſpieler, und er ſelbſt ſoll die Lyra meiſterhaft geſpielt haben. Frühzeitig wurde er zur Muſik und Poeſie gebildet, und die Ausbildung ſeines Dichtergeiſtes verdankte er vorzüglich der ſchönen Korinna, die ſelbſt eine ausgezeichnete Dichterin war und mehr als einmal im poetiſchen Wettkampfe mit ihrem Freunde den Preis davon getragen haben ſoll. Sonſt weiß man wenig von ſ. Leben mit Gewißheit, ſelbſt ſein Todesjahr iſt unbeſtimmt; nach Einigen ſtarb er im 65. J., nach Andern wurde er 80 oder gar 90 J. alt. Sein Ruhm war ſo groß, daß Alexander, ungeachtet ſ. Erbitterung gegen die Thebaner, bei der Zerſtörung ihrer Stadt das Haus, wo einſt P. gewohnt hatte, ehrfurchtsvoll verſchonte. Daſſelbe hatten die Spartaner gethan, als ſie ſiegend in Theben eindrangen. Ja, ſchon bei ſ. Leben ſollen ihm ſ. Mitbürger eine Bildſäule errichtet haben.

Pindar (Peter), ſ. Woolcott.

Pindarees, d. i. Freibeuter. So nannte man im britiſchen Oſtindien die berittenen Räuberhorden, welche (ſeit 1812) nach der Ernte, wenn das Bett der Nerbudda ſo ſeicht geworden war, daß Reiterei über ihre Furten ſetzen konnte, in das fruchtbare Gebiet der engl. Compagnie vordrangen, ſich zerſtreuten, Alles verheerten und was ihnen anſtand in ihre Gebirge zurückſchleppten. Dieſe Flibuſtier Hindoſtans waren ſchon ſeit 1761 vorhanden, machten ſich aber vorzüglich im 19. Jahrh. furchtbar. Sie ſtammten meiſtens von der mohammedaniſchen Kriegerkaſte her, welche vormals bei den indiſchen Fürſten hohen Sold bezog. Die engliſch-oſtindiſche Compagnie entwaffnete aber mehre indiſche Tributfürſten und unterhält ſeitdem unter dem Oberbefehl der ſogen. Reſidenten an den indiſchen Höfen zahlreiche Soldtruppen, die die mediatiſirten Nabobs bezahlen müſſen. Deßwegen vermehrte ſich die Zahl der Pindarees, die heimlich die indiſchen Vaſallen der Compagnie wider Letztere aufhetzten. 1817 beſchloß der brit. Generalgouverneur, Marquis Haſtings (Lord Moira), die Vernichtung dieſer Räuber, deren Macht man auf 40,000 Reiter ſchätzte. Auf allen Punkten angegriffen, wurden ſie beſiegt und zerſtreut; in einige Feſten wurden Beſatzungen der Compagnie gelegt und Geiſeln nach Calcutta abgeführt, die andern feſten Plätze der Pindarees aber geſchleift, die Hauptmannſchaften der Pindareeshäupter verkleinert, ein fliegendes Corps Sipoys am Ufer der Nerbudda für immer ſtationirt und eine Zahl junger Mannſchaft unter die Nordarmee von Bengalen am Fuße des Himalaya und im Nepaulthale eingeſchoben; endlich ward den unterworfenen Völkerſchaften ein mäßiger jährlicher Tribut an Geld und an Rekruten auferlegt. Die oſtindiſche Compagnie hat nämlich in dieſem Jahrh. ſtets den Grundſatz befolgt, nach jedem Kriege ihre Einkünfte, ihr Gebiet und ihr Heer auf Koſten der Beſiegten dergeſtalt zu vermehren, daß ſehr ſelten die mediatiſirten indiſchen Fürſten ſich erkühnt haben, zum zweiten Mal eine Lanze mit dem Generalgouverneur des britiſch-orientaliſchen Reiches zu brechen.

Pindemonte (Giovanni, Marcheſe), ein ital. Dichter, geb. 1751 zu Verona, machte ſchon auf der Schule zu Modena Verſe und improviſirte; ſeine Phantaſie war zügellos; er arbeitete leicht, aber mit wenig Geſchmack. Einer metriſchen Überſetzung von Ovid's „Mitteln wider die Liebe" (Vicenza 1791), die er unter dem Namen Eſchilo Acanzio herausgab, folgten mehre ſeiner eignen Gedichte. Damals verwaltete er das Amt eines Prätors der Republik Venedig. Zu einer Zeit, da das italieniſche Theater auf einen Nachfolger Maffei's wartete, trat Pindemonte auf, um nach dem Lorber des erſten dramatiſchen Dichters Italiens zu ringen. Seine Tragödien, jetzt ziemlich vergeſſen, erhielten den Beifall der Menge,

während Alfieri's Dichtungen gleichgültig oder mit Widerwillen aufgenommen wurden. P. zeigte sich als Neolog in der Poetik und war einer der Ersten, welche die Herrschaft der Aristotelischen Regeln beschränkten. Seine 11 „Componimenti teatrali" (Mailand 1804, 4 Thle.), bestanden nicht vor einer strengern Kritik. In seiner Lobrede auf Thomas von Aquino wollte P. glänzende Beredtsamkeit zeigen, zeigte aber nur Gelehrsamkeit; gleich mittelmäßig war er als Prosaist und als Dichter. Genöthigt Venedig zu verlassen, lebte er einige Zeit in Paris, wo er die Aufmerksamkeit von Bonaparte, damals erstem Consul, erregte und zum Mitgliede des ital. Corps législatif ernannt wurde. P. starb 1812.

Pindemonte (Hippolyt, Ritter), Bruder des Vorigen, geb. zu Verona 1753, hatte sich schon 18 J. alt eine Stelle unter den bessern Dichtern Italiens erworben. Vom Studium der Classiker Griechenlands und Roms ging er an die Beobachtung der Welt und Menschen, durchreiste Italien, Frankreich und England. Die verschiedentlichen Gemälde, welche der gesellschaftliche Zustand dieser Länder bot, hatten großen Einfluß auf die Richtung seines Geistes. Seine demokratische Gesinnung ward aristokratisch, und den Freuden der Liebe entsagend, versank er in Frömmelei; seine Werke tragen die deutliche Spur dieser innern Metamorphose. Die „Viaggi", der längste seiner Sermonen, und „Abaritte", ein ihm zugeschriebener Roman, sind eine Art von Tagebuch, die Betrachtungen des Verf. während seiner Reisen enthaltend. Auch schrieb er „Poesie campestri", wo er mit Entzücken von Englands Landschaften und Sitten spricht. Im Allgemeinen athmen die Dichtungen P.'s Heiterkeit, Ruhe und das stille Glück des Herzens. Den Tod Hermanns, des Cheruskers, hat er zum Gegenstand eines Trauerspiels genommen, das sich von der Beschränkung alter Regeln lossagt, ohne sie jedoch ganz zu überwinden. Er hat in demselben Chöre von Kriegern und Jungfrauen eingeführt, welche für Muster des Styls gelten, indessen wurde sein „Arminio" nie aufgeführt und ist auch vielleicht dazu nicht geeignet. Zu P.'s besten Werken gehören seine lyrischen Gedichte, vorzüglich die Episteln und Sermonen, die eine Tiefe der Gedanken und Innigkeit der Gefühle offenbaren, welche ein Anklang der dem Verf. wohl bekannten engl. Literatur zu sein scheinen. Außer mehren Übersetzungen aus Virgil, Ovid und Catull, sind unter seinen zahlreichen Werken ausgezeichnet: „La Fata Morgana"; „Elogia di Gessner" und „Il colpo di martello". Manche Blume hat er auf das Grab seiner Freunde und Landesgenossen Maffei, Pompei u. A. gestreut. Zwei Oden, eine auf die Rückkehr des Capitain Parry, die andre auf den Tod der Miß Bathurst, welche in der Tiber ertrank, und die Übersetzung der „Odyssee" in Jamben, sind seine neuesten Erzeugnisse. P. lebt zu Venedig als Mitglied des ital. Instituts und verschiedener gelehrter Gesellschaften. Altersschwäche neigt ihn zu übertriebener Andächtelei, welche mit seinem gebildeten Geiste nicht verträglich ist und der Vollendung seiner Werke viel Abbruch thut. Er gehört nicht in die Reihe der größten Männer, welche Italien hervorbrachte, aber der Ernst seiner Bestrebungen, die Reinheit seines Lebens und seiner Schriften sichern ihm einen ehrenvollen Rang unter den Zeitgenossen.

Pindus, eine Bergkette in Griechenland, zwischen Thessalien, Macedonien, Epirus und Ätolien. Er war, wie der Helikon und Parnaß, ein Sitz des Apollo und der Musen. Jetzt heißt er Mezzovo.

Pinel (Philipp), Mitglied des Instituts und der Ehrenlegion, einer der einflußreichsten Gelehrten Frankreichs für Psychiatrie, und für die Irrenhäuser Das, was der große Howard für die Gefängnisse, war geb. am 11. April 1745 zu St.-André bei Lavour im Tarndepart., wo sein Vater Arzt war. Er studirte zu Toulouse und erhielt daselbst 1764 den Doctorgrad. Dann setzte er seine Studien in Montpellier fort und gab zu seinem Unterhalt Unterricht in der Mathematik. 1778 ging er nach Paris, wo er die medicin. Hülfswissenschaften trieb und mit

Portal, Desault, Chaptal, Berthollet, Fourcroy, Desfontaines u. a. berühmten Männern in Verbindung kam. Später wandte er sein ganzes Studium der eigentlichen Medicin zu, und wurde 1791 dirigirender Arzt an der Irrenanstalt Bicêtre und 1794 an der Salpetrière. Die rauhe und grausame Behandlung der Irren, wie sie damals fast überall noch Sitte war, die Ketten und ungesunden Kerker derselben erfüllten ihn mit Abscheu; er führte eine menschliche Behandlung ein, verband Strenge mit Schonung und war der Erste, welcher die psychische Behandlung der Irren (in seinem Werke „Sur l'aliénation mentale", Paris 1791, neue Aufl. 1809) mit Bestimmtheit aussprach, sowie er zu den Ersten gehört, die eine zweckmäßige Aufsicht und Polizei in den Irrenhäusern zur Pflicht machten und so weit es möglich war, wirklich ausführten. Auch behauptete er das Vorkommen der von ihm sogenannten manie sans délire. Auf die physische Behandlung der Irren hielt er weniger, namentlich war er, wie Bordeu, gegen das Blutlassen. Überhaupt befolgte er die erwartende Methode. „Was die Kunst nicht vermag", pflegte er zu sagen, „vermag die Zeit". Seine Pathologie war auf die Condillac'sche Philosophie gebaut und hält sich daher mehr an die sinnlichwahrnehmbaren Erscheinungen, als daß sie ein tiefes Eindringen in das Wesen der Krankheiten versuchte; jedoch machte seine „Nosographie philosophique", die im J. VI den Preis erhielt (Paris 1798, 6. Aufl. 1818), Epoche in der franz. Medicin, weil sie einem allgemein gefühlten Bedürfnisse abhalf; in mancher Rücksicht darf man P. als den Vorläufer Bichats ansehen, da er zuerst auf die physiologische und pathologische Verschiedenheit der Gewebe aufmerksam machte. Eigentliche Lehrertalente, wie sie der Franzose im mündlichen Vortrage fodert, gingen P. ab; aber er zog dennoch in der Salpetrière und als Prof. der Pathologie an der medicinischen Schule eine Menge Schüler, unter denen sein Nachfolger an der Salpetrière, Esquirol, die Grundsätze seines Lehrers am glücklichsten erfaßt zu haben scheint. P. redigirte eine Zeitlang die „Gazette de santé", war Mitarbeiter an Fourcroy's „Médecine éclairée par les sciences physiques", und in Verbindung mit seinem Schüler Bricheteau Mitarbeiter an dem großen „Dictionnaire des sciences médicales". Ferner besorgte er eine franz. Übersetzung von Cullen's „First lines of the practice of physic" („Elémens de médecine pratique", Paris 1785), und eine neue Ausg. von Baglivi's Werken (Paris 1788). Unter P.'s Schriften nennen wir noch seinen „Discours sur la nécessité de rappeler l'enseignement de la médecine aux principes de l'observation" (Paris im J. XIV). Auch als Mensch stand dieser berühmte Arzt in allgemeiner Achtung. Er war es, der in den Tagen des Schreckens den unglücklichen Condorcet in seinem Hause verbarg. Stets wohlthätig hat er keine Reichthümer gesammelt. P. starb zu Paris den 25. Oct. 1826, 81 J. alt. 16.

Pingré (Alexandre Gui), Kanonikus reg. der Congregation und Bibliothekar von St.-Genovefa, Astronom und Geograph der Marine und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Paris, ward hier den 4. Sept. 1711 geb. Im Orden zu Senlis erzogen, zeichnete er sich bald als Theologe, besonders in den jansenistischen Streitigkeiten aus, was ihm mehre Lettres de cachet und Verweisungen zuzog; ja er mußte in Rouen das Lehramt der untersten Classen übernehmen. Hier erkannte der berühmte Wundarzt Lecat seinen Geist und vermittelte, daß ihm die in seiner hier 1748 gestifteten Akad. d. Wissensch. noch offene Stelle eines Astronomen angetragen ward. 38 J. alt, versprach er, sich auf die Sternkunde zu legen. Er hielt sein Wort und seine ausgezeichneten Beobachtungen beförderten ihn 1750 zum Correspondenten der pariser Akademie. Nun riefen ihn seine Ordensbrüder vom Verbannungsort nach Paris zurück, ließen ihm 1751 eine Sternwarte bauen und ausrüsten. 40 Jahre lang setzte er hier seine Beobachtungen fort und gab 1754—57 die ersten astronomischen Schiffercalender heraus, von welchen

Verwaltungsbezirke, welche in 14 Provinzialverwaltungsbezirke und 1 Provinzialverwaltungsbezirk für Hohenzollern zerfallen. Die Provinzialverwaltungsbezirke sind: Ostpreußen, Westpreußen, Berlin, Brandenburg, Pommern, Posen, Schlesien, Sachsen, Schleswig-Holstein, Hannover, Westfalen, Hessen-Nassau, Rheinland, Hohenzollern. Die Provinzialverwaltungsbezirke zerfallen in 36 Regierungsbezirke, 1 Landdrostei, 1 Regierungsbezirk für Hohenzollern und 1 Regierungsbezirk für Wiesbaden. Die Regierungsbezirke zerfallen in 452 Landkreise und 4 Stadtkreise. Die Landkreise zerfallen in 34,080 Landgemeinden und 1,124 Gutsbezirke. Die Stadtkreise zerfallen in 1,124 Stadtgemeinden. Die Stadtgemeinden zerfallen in 1,124 Stadtgemeinden. Die Stadtgemeinden zerfallen in 1,124 Stadtgemeinden.

Die Provinzialverwaltungsbezirke sind: Ostpreußen, Westpreußen, Berlin, Brandenburg, Pommern, Posen, Schlesien, Sachsen, Schleswig-Holstein, Hannover, Westfalen, Hessen-Nassau, Rheinland, Hohenzollern. Die Provinzialverwaltungsbezirke zerfallen in 36 Regierungsbezirke, 1 Landdrostei, 1 Regierungsbezirk für Hohenzollern und 1 Regierungsbezirk für Wiesbaden. Die Regierungsbezirke zerfallen in 452 Landkreise und 4 Stadtkreise. Die Landkreise zerfallen in 34,080 Landgemeinden und 1,124 Gutsbezirke. Die Stadtkreise zerfallen in 1,124 Stadtgemeinden. Die Stadtgemeinden zerfallen in 1,124 Stadtgemeinden. Die Stadtgemeinden zerfallen in 1,124 Stadtgemeinden.

Die Provinzialverwaltungsbezirke sind: Ostpreußen, Westpreußen, Berlin, Brandenburg, Pommern, Posen, Schlesien, Sachsen, Schleswig-Holstein, Hannover, Westfalen, Hessen-Nassau, Rheinland, Hohenzollern. Die Provinzialverwaltungsbezirke zerfallen in 36 Regierungsbezirke, 1 Landdrostei, 1 Regierungsbezirk für Hohenzollern und 1 Regierungsbezirk für Wiesbaden. Die Regierungsbezirke zerfallen in 452 Landkreise und 4 Stadtkreise. Die Landkreise zerfallen in 34,080 Landgemeinden und 1,124 Gutsbezirke. Die Stadtkreise zerfallen in 1,124 Stadtgemeinden. Die Stadtgemeinden zerfallen in 1,124 Stadtgemeinden. Die Stadtgemeinden zerfallen in 1,124 Stadtgemeinden.

Die Provinzialverwaltungsbezirke sind: Ostpreußen, Westpreußen, Berlin, Brandenburg, Pommern, Posen, Schlesien, Sachsen, Schleswig-Holstein, Hannover, Westfalen, Hessen-Nassau, Rheinland, Hohenzollern. Die Provinzialverwaltungsbezirke zerfallen in 36 Regierungsbezirke, 1 Landdrostei, 1 Regierungsbezirk für Hohenzollern und 1 Regierungsbezirk für Wiesbaden. Die Regierungsbezirke zerfallen in 452 Landkreise und 4 Stadtkreise. Die Landkreise zerfallen in 34,080 Landgemeinden und 1,124 Gutsbezirke. Die Stadtkreise zerfallen in 1,124 Stadtgemeinden. Die Stadtgemeinden zerfallen in 1,124 Stadtgemeinden. Die Stadtgemeinden zerfallen in 1,124 Stadtgemeinden.

1681 durch die Vermählung Gregor Buoncompagni's, Herzogs von Sora und Alcara, mit der Erbin von Piombino, Hippolyte Ludovisi, erworben. Gregor hinterließ nur Töchter; die älteste war mit seinem Bruder Anton vermählt, von dem die jetzigen Fürsten Piombino abstammen. Frankreich entzog dem Hause das ganze Besitzthum, und Napoleon ertheilte das Fürstenthum Piombino als ein franz. Reichslehen 1801 seiner Schwester Elisa Bacciochi (s. d.). Endlich gab die wiener Congreßakte dem Hause Buoncompagni-Ludovisi das Fürstenthum Piombino nebst dem Antheile von Elba zurück, allein unter der Lehens- und Landeshoheit von Toscana. Doch sollte der Großherzog den Fürsten für den Verlust seiner Hoheitsrechte entschädigen. Der gegenwärtige Besitzer, Ludwig Maria Buoncompagni-Ludovisi, Fürst von Piombino, Herzog von Sora und Alcara, geb. 1767, hat keine Kinder, sondern bloß Seitenverwandte.

Piombo (Sebastiano del), ein berühmter Maler, geb. zu Venedig 1485. Sein eigentlicher Familienname war Luciani. Der Musik, welche er sehr liebte, entsagte er, um sich der Malerei unter Giovanni Bellini zu widmen. Dann war Giorgione sein Lehrer, dessen schönes Colorit er nachahmte. Als er für sich selbst zu malen anfing, war Portraitmalerei der Zweig, den er vorzüglich ausbildete. Der Ruf, den er sich bald dadurch erwarb, veranlaßte einen reichen Kaufmann von Siena, Agostino Chigi, ihn nach Rom zu nehmen und ihm die Verzierungen s. Hauses zu übertragen. Die Zartheit s. Pinsels wurde hier sehr bewundert, und Michel Angelo, der auf den wachsenden Ruhm Rafael's einigermaßen eifersüchtig gewesen zu sein scheint, munterte Sebastiano auf, mit ihm einen Wettstreit einzugehen. Jener versah ihn sogar mit Zeichnungen, die P. oft sehr glücklich ausführte, obgleich sein Geist für hohe Erfindung und große Ideen nicht eben empfänglich war. Als Rafael sein berühmtes Gemälde der Himmelfahrt gemalt hatte, wurde Sebastiano von Michel Angelo bewogen, durch eine Auferstehung des Lazarus jenen wo möglich zu überbieten. Dieses Werk wird für s. größtes angesehen und erhielt allgemeinen Beifall. Sein Märtyrertod der h. Agatha wurde ebenfalls zu den Werken der ersten Meister gezählt. Wie dem auch sei, so bestand s. Hauptverdienst doch in einzelnen Figuren und Portraiten. Sein Pietro Aretino und Papst Clemens VII. waren von bewundernswürdiger Ähnlichkeit und dem vollendetsten Colorit. Vornehmlich ward er von dem genannten Papste begünstigt, der ihm das Amt eines päpstl. Siegelbewahrers übertrug. Sein Beiname, del Piombo, spielt darauf an, indem das an die päpstl. Bulle gehängte Siegel, wenigstens damals, in Blei (piombo) abgedruckt zu werden pflegte. Dieses Amt nöthigte ihn, das geistliche Gewand zu nehmen. Seitdem entsagte er der Malerkunst fast ganz. Er schrieb Verse, zog gelehrte Männer an s. Tafel, lebte mit Gemächlichkeit, und malte nur hin und wieder auf besondere Veranlassung ein Portrait, z. B. die Julia Gonzaga für den Cardinal Hippolyt v. Medici, den Papst Paul III. im Verscheiden u. A. m. Er starb 1547. Es verdient noch bemerkt zu werden, daß er eine eigne Art in Öl auf Stein zu malen erfunden hatte, in welcher man noch eine Geißelung in St.-Peter in Montorio sieht.

Pionniers heißen die in ein besonderes Corps gesammelten Mannschaften, welchen die Ausbesserung von Wegen und die hierher gehörigen Arbeiten, z. B. das Schlagen der sogen. Laufbrücken, Einrichten besonderer Colonnenwege u. dgl., obliegen. Bei mehren Heeren sind sie mit den Sappeurs, Pontoniers verbunden.

Pipe, ein ursprünglich span. Wein- oder Ölmaß, das gewöhnlich 5 Eimer oder 300 Maß enthält. In Danzig hält eine Pipe span. Weins 2½ Ohm, 1 Pipe Sekt aber 3 Ohm oder 12 Anker, oder 60 Viertel.

Pipin, der Name zweier großer Beherrscher des alten Frankreichs zu den Zeiten der letzten Regenten aus dem merovingischen Stamme. 1) P. von Herstall, den die Austrasier oder östlichen Franken nach ihres Königs Dagobert II.

Tode, an dessen Hofe er Major Domus war (eine Würde, die ursprünglich bloß den angesehensten Hofbeamten bedeutete, aber in der Folge königsmäßige Macht erlangte), eines Kriegs wegen zu ihrem Herzoge wählten, und welcher zwar einige Scheinkönige einsetzte, aber unter jenem Titel unumschränkt herrschte. Er starb nach vielen glücklich geführten Kriegen 714, und hinterließ s. natürlichen Sohne, dem tapfern Karl Martell, die nämliche furchtbare Würde, welcher sie noch mehr erweiterte und das ganze große Reich der Franken bei s. Tode (741), mit Genehmigung der Stände, unter s. beiden Söhne theilte. Der ältere, Karlmann, überließ s. Länder seinem Bruder, 2) Pipin dem Kurzen oder Kleinen, welcher nun u. d. N. eines Königs ganz Frankreich besaß und bloß auf einige Jahre (bis 752) einen neuen Scheinkönig, Childerich III., den letzten Merovinger, aufstellte. Dieser P., Karls d. Gr. Vater, besiegte nicht nur die Baiern und gab ihnen einen Herzog, sondern unterwarf sich auch in der Lombardei den größten Theil des Exarchats, oder den nachmaligen Kirchenstaat, den er dem Papste, mit Vorbehalt der Oberherrschaft, schenkte, machte sich mehre Völker zinsbar und vergrößerte s. Reich außerordentlich. Da aber s. Macht sich bloß auf gutes Vernehmen mit den Ständen gründete, so konnte er noch keine Reform im Innern des Staats machen, sondern mußte diese seinem Sohne überlassen, der nach ihm den Thron bestieg. Er starb 748.

Piräus, s. Athen.

Pirithous, ein Sohn des Jupiter und der Dia (der Gemahlin des Ixion), König der Lapithen, einer thessalischen Völkerschaft, und vertrauter Freund des Theseus. Er vermählte sich mit Deïanira, oder Hippodamia, der T. des Adrastes, eines andern Lapithenfürsten, mit welcher er den Polipotes zeugte. Sein Hochzeitfest ist bekannt durch den Kampf der Lapithen mit den Centauren, welcher entstand, als der trunkene Centaur Eurytion die Braut mißhandelte, und welcher mit der Vertreibung der Centauren vom Pelion endigte. Nach dem Tode s. Gemahlin begab sich P. zum Theseus nach Athen, und vereinigte sich, da auch dessen Gemahlin gestorben war, mit ihm zum Raube der spartanischen Helena. Als sie dieselbe nach Athen entführt hatten, looseten sie um ihren Besitz, und setzten fest, daß Derjenige, dem sie zufallen würde, dem Andern auch zu einer Gemahlin verhelfen solle. Sie wurde dem Theseus zu Theil, und P. verlangte jetzt von diesem, er solle ihm des Pluto Gemahlin, Proserpina, entführen helfen. In dieser Absicht stiegen Beide in die Unterwelt hinab; als sie sich aber hingesetzt hatten, um auszuruhen, vermochten sie nicht wieder aufzustehen. Theseus (vgl. d.) wurde nachher vom Hercules befreit; P. aber mußte, mit 300 Ketten belastet, in der Unterwelt zurückbleiben. Nach A. ward er von dem Cerberus zerrissen.

Pirkheimer (Bilibald), oder Pirkhaimer, ein berühmter nürnbergischer Rathsherr, stammte aus einem edeln und reichen Geschlechte der Reichsstadt Nürnberg und war 1470 zu Eichstädt geb. Der Vater, ein Staatsmann und Freund der Musen, wandte Alles an, die trefflichen Anlagen des Knaben zu entwickeln, und nahm ihn allenthalben mit sich, wohin er in den Geschäften der Fürsten, denen er diente, gesandt wurde. Dadurch war der Jüngling bereits mit der Welt bekannt geworden, als er, den Ritterdienst zu erlernen, in die Dienste des Bischofs von Eichstädt trat, der, als einer der Aufseher des schwäbischen Bundes, unaufhörlich von räuberischen Nachbarn befehdet wurde. Zwei Jahre verlebte der kraftvolle Bilibald in stetem Kriegsdienste, und wäre dieser Beschäftigung gern auf einen größern Schauplatz gefolgt, wenn nicht der Vater, der ihn zum Staatsmanne bilden wollte, ihn dem Kriegsgetümmel entzogen hätte, um ihn s. wissenschaftliche Bildung in Italien vollenden zu lassen. Sieben Jahre studirte er zu Padua und zu Pisa die Rechtswissenschaften; aber auch alle übrige Gegenstände der Kunst und Wissenschaften, die sich ihm darboten, wurden von ihm begierig ergriffen und durch-

drungen, besonders die alten Sprachen, Theologie, Medicin, Mathematik, Astronomie, auch Musik. Nach s. Rückkunft verheirathete er sich und nahm die Anwartschaft auf eine Senatorstelle in Nürnberg an. Bald lernte man s. besondere Brauchbarkeit kennen, denn mit einer gründlichen Kenntniß der Rechte verband er feine Sitten und siegende Beredtsamkeit. Er wurde daher zu verschiedenen Gesandtschaften auf Reichstage und an Fürsten gebraucht; 1499 aber vertraute der Senat ihm die Anführung der nürnbergischen Truppen in dem unglücklichen Kriege gegen die Schweizer. Sowol Maximilian I. als auch Karl V. erkannten s. Werth und ernannten ihn zu ihrem Rathe. Nachdem er in öffentlichen Geschäften noch mehre Jahre gewirkt und genützt hatte, zog er sich von denselben zurück, und widmete fortan s. Muße den Wissenschaften und s. Freunden, zu welchen die trefflichsten Männer s. Zeit gehörten, u. A. Celtes und A. Dürer. Nur zuweilen kehrte er zu den Staatsangelegenheiten zurück, da er es für die erste Pflicht hielt, sich dem Vaterlande, wenn es seiner bedürfe, nicht zu entziehen. Er beförderte mit Eifer die Reformation. Unter s. Schriften (Opera ed. M. Goldast, Frankf. 1610, Fol.), welche hauptsächlich in historischen und politischen Aufsätzen und Gedichten satyrischen Inhalts bestehen, sind besonders s. Briefe an die Gelehrtesten s. Zeitgenossen bemerkenswerth und lehrreich. Er starb 1530.

Piron (Alexis), geb. zu Dijon 1689, der Sohn von Aimé P., der sich als Dichter in burgundischer Mundart bekanntgemacht hat, verlebte 30 Jahre in s. Vaterstadt unter Ausschweifungen und Vergnügungen. Ein schmutziges Gedicht, wodurch er sich in sehr übeln Ruf gesetzt hatte, wurde die Ursache, daß er nach Paris ging. Da s. Familie ihn wenig unterstützen konnte, so machte er zunächst die Feder zu s. Erwerbszweige (denn er schrieb schön), und trat als Secretair in die Dienste des Herrn v. Bellisle, nachher in die eines Finanzpachters. Verschiedene Stücke, in denen man sonderbare neue Einzelnheiten und eine anziehende Erfindung erblickt, und die er für den „Spectacle de la foire" schrieb, gründeten zuerst s. Ruf; die „Métromanie" aber erhob ihn in den ersten Rang der franz. Lustspieldichter des 18. Jahrh. Dieses an neuen Zügen, Witz und Laune reiche Stück wurde 1738 auf das Théâtre français gebracht, und steht noch jetzt in verdientem Ansehen. Allgemein bekannt sind von ihm eine Menge witziger Einfälle und Antworten, wie denn Voltaire ihn vielleicht unter allen s. Gegnern am meisten fürchtete. Aber diese Eigenschaft war es auch hauptsächlich, die ihm den Eintritt in die Akademie versperrte. Er rächte sich zwar dadurch, daß er diese Gesellschaft les invalides du bel esprit nannte, und in der auf sich selbst verfaßten Grabschrift:

Ci-gît Piron, qui ne fut rien,
Pas même Académicien,

verspottete; dennoch war er mehr als einmal bemüht gewesen, eine Stelle in derselben zu erhalten. Er starb 1773. Seine sämmtlichen Werke (7 Bde., und 9 Bde. in 12., 1776) enthalten Tragödien (unter denen „Gustav Wasa" am meisten geschätzt wird), Komödien, Oden, Episteln, Epigramme und Erzählungen in Versen, die zwar den Lafontaine'schen an Naivetät und den Voltaire'schen an Feinheit und Grazie nachstehen, sich aber durch einen freien, lustigen Ton auszeichnen.

Pirouette, ein kleiner Kreisel; in der Tanzkunst das schnelle Umdrehen auf einem Fuße, der Kreisschwung oder Drehschwung; in der Reitkunst die schnelle, aber sehr enge Werfung des Pferdes, sodaß es mit dem Kopfe auf derselben Stelle steht, wo es zuvor mit dem Schweife war. — Pirouettiren, kreiseln, im Kreise drehen.

Pisa, eine der ältesten und schönsten ital. Städte im Großherz. Toscana, liegt in einer freundlichen Ebene, ungefähr 24 (ital.) Meilen vom Einflusse des Arno in die See. Die Luft ist ziemlich gesund und fast das ganze Jahr hindurch frühlingsartig mild. Statt der frühern 150,000 E. zählt die Stadt jetzt kaum

17,000; Stille und Einsamkeit sind daher hier, wie in a. großen Städten Italiens, die ihre historische Rolle zu Ende gespielt, herrschend geworden. Der Arno theilt den Ort in 2 fast gleiche Hälften, welche durch 3 Brücken in Verbindung stehen. Die beiden großen Kais (Lungarno) sind mit Gebäuden im edelsten Style geschmückt, deren wehrhaftes Aussehen an die kriegerischen Zeiten der Republik erinnert. Die Straßen sind großentheils breit, gerade, herrlich gepflastert; aber das häufig zwischen den Steinen wachsende Gras ist ein trauriger Zeuge der Entvölkerung. Unter den 80 kirchl. Gebäuden ist der Dom, im 11. Jahrh. von einem griech. Architekten erbaut, ein Ehrfurcht einflößendes Gebäude, reich an Sehenswürdigkeiten. Hinter diesem steht der berühmte, im 12. Jahrh. von einem Deutschen, Namens Wilhelm, erbaute, hängende Glockenthurm, dessen Abweichung vom Perpendikel beinahe 13 Fuß beträgt. Er ist rund, ganz von Marmor, besteht aus 8 Reihen Säulen über einander und ist 168 Fuß hoch. (Es ist kein Zweifel, daß dieser schöne Thurm wirklich gesunken sei. Man hat das Vorurtheil, als wenn er so hangend erbaut worden, hinreichend widerlegt. Er hat sich bloß dadurch erhalten, daß die Steine so wohl gehauen und die Materialien außerordentlich gut verbunden sind. Andre glauben jedoch, er sei wahrscheinlich absichtlich mit s. Schiefe erbaut worden, und größer würde das Wunder sein, wenn er sich so geneigt hätte, ohne zu stürzen, oder Risse zu bekommen.) Dem Dom gegenüber liegt das gleich alte runde, mit schönen Säulen geschmückte, von Dioti Salvi erbaute Battisterio, oder die Täuferskirche. Zwischen beiden breitet sich das Campo santo aus, eine der größten Kunstmerkwürdigkeiten in ganz Italien. Es ist ein alter Kirchhof, dessen Erde die Pisaner aus Jerusalem geholt, eingefaßt von gothischen Hallen, deren Wände mit Frescogemälden von der Hand der ältesten berühmtesten Meister geschmückt sind. Unter diesen glänzen Memmi, Orcagna u. A., Alle aber verdunkelt, durch s. unübertrefflichen Schildereien, Benozzo Gozzoli. Carlo Lasanio, Aufseher über den Campo santo, hat ein schönes Kupferwerk darüber herausgeg.: „Pitture al fresco del Campo" (1812). Auch befindet sich hier eine große Sammlung hetrurischer und römischer Alterthümer, namentlich Urnen und Sarkophagen. Unter den übrigen Kirchen verdienen Erwähnung die durch ihre zierliche gothische Bauart ausgezeichnete Kirche Madonna della Spina und die im neuern Styl erbaute Kirche S.-Stefano, die nebst dem angrenzenden Palaste dem einst hier residirenden Ritterorden des h. Stephanus zugehörten. Noch zeichnen sich mehre Paläste und die Loggia de' Mercanti aus. Auch zeigt man den Hungerthurm, in welchem Ugolino della Gherardesca (1283) mit s. Kindern umkam; indeß ist der ursprüngliche gewiß lange nicht mehr vorhanden. Die Familie Gherardesca lebte noch 1798 zu Pisa. Die Universität ist alt und hat zu allen Zeiten berühmte Lehrer besessen; jetzt sind Vaccà, Ciampi, Tantini ihre Zierden; die Sternwarte und der botanische Garten unter Savi sind im besten Zustande. Es gibt hier eine Accademia italiana, ein physik.-medic. Collegium, Kunstsammlungen und bei der Stadt eine landschaftliche Anstalt, S.-Rossore, mit Stutereien, einer Colonie von 200 Kameelen und e. Heerde von 1800 wilden Kühen. — Die Feinheit und Liebenswürdigkeit der Gesellschaft, im Vereine mit anspruchsloser Herzensgüte und Dienstfertigkeit, machen dem Fremden den Aufenthalt in Pisa sehr angenehm. Vier Miglien von der Stadt entfernt, am Fuße des Berges S.-Giuliano, auch nach diesem Berge genannt, liegen die pisanischen Bäder. Zwölf warme, schwefelhaltige Quellen sind hier von großen, zweckmäßigen Gebäuden eingeschlossen, worin für alle Bedürfnisse der Badegäste auf das Vollkommenste, minder indeß für ihre Unterhaltung gesorgt ist. Diese Bäder werden jetzt bei weitem nicht mehr so stark besucht als in der Mitte des vor. Jahrh. Auch die 7 Miglien von Pisa entfernte prächtige Karthause ist sehenswerth. Handel und Gewerbe sind höchst unbedeutend. Groß ist der Gewinn vom Öl, welches an Güte dem Öle von Lucca wenig nach-

steht; die Felder und Hügel sind gut bebaut, und die Marmorbrüche in der Nachbarschaft gehören zu den vorzüglichsten in Italien.

Als Republik blühte Pisa im Mittelalter durch den kräftigen Freiheitssinn und thätigen Handelsgeist seiner wackern Bürger auf. Im Kampfe mit den Saracenen eroberte sie Sardinien, Corsica, die Balearen, und hieß die Königin des Meers. Ihr Gebiet am tyrrhener Ufer umfaßte die damals angebaute und daher sehr fruchtbare Maremma von Lerici bis nach Piombino. Zur See die Nebenbuhlerin Venedigs und Genuas, gründete sie Colonien in der Levante und sandte 40 Schiffe dem Könige von Jerusalem zu Hülfe. Als eifrige Gibellinin dem Kaiser treu, in blutigen Zwist verwickelt mit der Guelfin Florenz, mit Lucca und Siena, die dem Papste anhingen, von allen Nachbarn beneidet, von Genua in blutiger Seeschlacht besiegt und durch innere Parteiung mächtiger Geschlechter zerrissen, unterlag sie endlich der Eifersucht und dem Hasse von Florenz. Ugolino herrschte jedoch nur kurze Zeit über das seiner Festen beraubte Pisa. Der Muth, mit welchem 11,000 Pisaner lieber 16 Jahre harte Gefangenschaft litten, als eine vaterländische Feste in Feindes Hand übergaben, hielt eine Zeitlang noch das kriegerische Pisa empor. Die Republik schlug mit eignen Waffen das Heer der Guelfen von ganz Italien. Aber erschöpft trat sie endlich unter Mailands Schutz, ward darauf dem Herzoge Galeaz Visconti verkauft, von dessen Nachfolger Florenz sie einhandelte; das freie Florenz erkaufte von einem Tyrannen als Sklavin die freigeborene Schwester (1406)! Durch Hunger ward die Übergabe erzwungen und mit Gewalt die Widerstrebende im Gehorsam erhalten. Die größte Hälfte der Bürger wanderte aus. Aber nach 88jähriger Unterdrückung, als Karl VIII. von Frankreich Italien überzog, erhob sich der alte Stolz von Pisa und kämpfte 15 Jahre glorreich um s. Freiheit. Simon Orlandi rief s. Mitbürger zu den Waffen, und das Volk gab sich, unter Karls VIII. Schutze, der nach einem Vertrage mit Florenz Pisa besetzte, eine eigne Verfassung. Jetzt begann ein hartnäckiger Krieg zwischen Florenz und Pisa. Die Bürger der letztern Stadt eroberten mit dem Beistande der franz. Besatzung ihr altes Gebiet wieder und schlugen die Miethtruppen der Florentiner. Ihr kriegerischer Muth vereitelte jede Anstrengung ihrer ehemal. Oberherren. Als die franz. Besatzung abzog, schworen sie dem Könige von Frankreich als ihrem Schutzherrn. Jetzt wurde Pisa ein wichtiger Punkt. Fürsten und Republiken unterhandelten bald für, bald gegen die Fortdauer des wieder aufgestandenen Freistaats. Endlich, von allem Beistande verlassen, schworen die Pisaner, eher unterzugehen, als sich ihrem Erbfeinde zu unterwerfen. Schon hatte Florenz sich des Gebiets bemächtigt; und am letzten Juli 1499 nahm die Belagerung der Stadt mit so großen Zurüstungen ihren Anfang, daß die Florentiner in 14 Tagen sich derselben zu bemeistern hofften. Aber die Frauen von Pisa schanzten Tag und Nacht, um die eingeschlossenen Mauern herzustellen; und als der Feind ein Castell mit Sturm genommen, da warfen sie sich den zagenden Männern entgegen, sie möchten lieber sterben, als der Florentiner Knechte werden. So ward die Stadt gerettet, und der Feind hob mit großem Verluste (4. Sept.) die Belagerung auf. Die Pisaner verwandelten jetzt ihre Stadt in eine furchtbare Festung. Auch ein von Ludwig XII., König von Frankreich (der Pisa den Florentinern unterwerfen wollte), abgeschicktes Heer belagerte die Stadt vergeblich. 1504 unternahmen die Florentiner aufs neue Pisas Belagerung. Sie wollten den Arno oberhalb Pisa abdämmen, mußten aber nach großen Kosten davon ablassen. Eine dritte Belagerung, 1505, war ebenso vergeblich. Endlich (8. Juni 1509) bezwang der Hunger die aufs Äußerste gebrachte Stadt. Pisa unterwarf sich durch einen Vertrag den Florentinern, und alles Geschehene sollte straflos sein. So fiel Pisa, nachdem es viermaligen Angriff vereitelt und 15 Jahre hindurch die Freiheit behauptet, durch Hungersnoth in florentinische Gewalt, und hörte für immer auf, selbständig zu sein. Auf s. Ruin erhob sich die

Macht von Toscana. (Vgl. die „Gesch. der 15jähr. Freiheit von Pisa", von Karl Treitschke, Lpz. 1814.) K.

Pisang, Musa, der große (M. paradisiaca) Paradiesfeige, der kleine (M. sapientum), Banane, ein Obstbaum der heißen Welttheile, welcher schnell wächst und einen angenehmen, gesunden Nahrungsstoff in reichlichem Maße gewährt. Man bemüht sich, diesen Baum auf das Festland von Amerika zu verpflanzen. Allein er würde die den Bewohnern der Tropenländer natürliche Apathie nur befördern. Nach Mollien's Bemerkung muß der Pisangbaum dieselben Wirkungen erzeugen, welche der Dattelbaum in Afrika hervorgebracht hat; er würde Beduinen des Abendlandes schaffen, wie dieser die Beduinen des Morgenlandes verewigt hat.

Pisistratus, ein athenienſischer Bürger, der sich zum ungesetzlichen Oberherrn s. Vaterlandes machte. Er war von edler Abkunft, die er selbst von Kodrus, dem letzten König von Athen, ableitete, und erbte von s. Vater Hippokrates ein großes Vermögen. Von Natur besaß er die Vorzüge, welche dem Einzelnen ein Übergewicht geben: eine gewandte Sprache und eine ungemeine Fassungskraft; durch alle Kenntnisse der damaligen Zeit hatte er sie noch erhöht. Sein erster Schritt, als er in das öffentliche Leben trat, war, daß er durch s. Beredtsamkeit die Bemühungen des Solon (eines mütterlichen Verwandten von ihm), die Athenienser zur Wiedereroberung von Salamis zu bewegen, unterstützte, und sodann diesen Gesetzgeber auf der glücklichen Unternehmung gegen diese Insel begleitete. Von Natur ehrgeizig, verfolgte er den Plan der Politik, der unter einer Volksregierung so oft gelingt: er gewann die niedere Classe der Bürger durch einnehmende Leutseligkeit und ungemessene Freigebigkeit. Er verschaffte ihnen Erleichterungen, öffnete s. Gärten ihren Vergnügungen, tröstete die Kranken und ließ die Todten beerdigen; in allen s. Reden war er der Anwalt der bürgerlichen Gleichheit und der demokratischen Verfassung. Solon durchschaute die Kunstgriffe s. Betragens, und äußerte s. Besorgnisse sowol gegen ihn als gegen Andre. Nur zu bald gingen sie in Erfüllung. Eines Tages erschien P. mit mehren leichten Wunden, die er sich selbst zugefügt hatte, auf dem Markte, und rief s. Mitbürger um Schutz gegen vorgebliche Feinde an, die ihm, wie er sagte, wegen s. Anhänglichkeit an die Demokratie nach dem Leben trachteten. Sogleich wurde eine Volksversammlung veranstaltet, in welchet einer s. Freunde vorschlug, daß ihm eine Wache zur Sicherheit s. Person gegeben werden sollte. Dieser Vorschlag wurde, so sehr sich auch Solon widersetzte, genehmigt. Man gab ihm eine Leibwache, mit deren Hülfe er sich in Besitz der Burg von Athen setzte. Er entwaffnete die Menge und war nunmehr Herr der Stadt, während Solon aus s. dienstbar gewordenen Vaterlande auswanderte (560 v. Chr.). Wenngleich aber P. durch die Art, wie er sich in Besitz der Herrschaft setzte, den Vorwurf der Tyrannei auffichzog, so gebrauchte er doch diese Gewalt keineswegs als ein Tyrann; denn kein gesetzmäßiger Fürst hätte mehr Mäßigung oder mehr Achtung für das Wohl s. Volks zeigen können. Er machte keinen Versuch, die weisen Gesetze Solon's abzuschaffen, sondern bestätigte und erhöhte ihr Ansehen; immer zeigte er die größte Verehrung gegen den Gesetzgeber; aber s. Bemühungen, ihn zur Rückkehr nach Athen zu bewegen, waren vergeblich. Indeß war P.'s Obergewalt noch nicht gesichert. Megakles, der an der Spitze einer feindlich gesinnten Partei stand, verließ mit s. Familie das athenienſische Gebiet und knüpfte mit einer dritten Partei einen Briefwechsel an, in der Absicht, die Macht des P. zu stürzen. Ihre Anschläge gelangen, und P. war genöthigt, auszuwandern. Da aber Megakles mit der Partei, mit welcher er sich verbunden hatte, bald unzufrieden wurde, so machte er dem P. den Vorschlag, ihn zurückzuführen, wenn er s. Tochter zur Gemahlin nehmen wollte. Diesen Vorschlag ging Jener sogleich ein. Seine Rückkehr wurde durch eine List bewerkstelligt, die ein auffallendes Beispiel

von der Leichtgläubigkeit des Volks abgibt. Man wählte ein Frauenzimmer von hohem Wuchse und majestätischer Gestalt, kleidete sie in der Rüstung der Minerva, und kündigte an, daß die Göttin selbst den P. zurückführen werde. Auf einem prächtigen Wagen zog er feierlich mit ihr in die Stadt ein und wurde ohne Widerstand sogleich wieder eingesetzt. Diese Thatsache wird von Herodot verbürgt, der sie jedoch lächerlich nennt. P. heirathete, wie er versprochen hatte, die Tochter des Megakles, lebte aber, da er schon eine Familie hatte, nicht mit ihr als s. Gattin. Um diese Kränkung zu rächen, bildete Megakles aufs neue eine Gegenpartei, welche dem P. so furchtbar schien, daß er sich freiwillig nach Eretria begab. Hier beschäftigte er sich mit der Erziehung s. Söhne und den Mitteln, s. Herrschaft durch Gewalt wieder zu erlangen. Endlich, im 11. Jahre dieser zweiten Verbannung, betrat er Attika an der Spitze eines Heeres. Viele Athenienser, die mit der Demokratie unzufrieden waren und seiner frühern Wohlthaten gedachten, stießen zu ihm. Nachdem er die ihm entgegengesandten Truppen durch einen Überfall zerstreut hatte, zog er in die Stadt ein und bemächtigte sich zum dritten Male der Obergewalt, und zwar ohne Blutvergießen. P. fuhr fort, mit s. vormaligen Milde zu herrschen; um aber die Volkspartei zu schwächen, ergriff er eine Maßregel, die für den Staat sehr nützlich war. Er zwang viele der müßigen Einw., die Stadt zu verlassen und die umliegenden Gegenden anzubauen, welche dadurch mit Kornfeldern und Olivenpflanzungen bedeckt wurden. Dadurch, daß er von Jedem den 10. Theil s. Einkommens und Erwerbs foderte, vermehrte er die Staatseinkünfte, welche er auf prachtvolle öffentliche Gebäude verwendete. Auch suchte er die Bildung der Athenienser zu befördern. Er legte eine öffentliche Bibliothek an; die Gesänge Homer's wurden auf s. Veranstaltung gesammelt. Da er wol wußte, wie verhaßt die Tyrannei sei, verbarg er sorgfältig s. Macht unter dem Äußern eines gewöhnlichen Bürgers. Er unterwarf sich, wie jeder Andre, dem Ausspruche des Areopagus, vor dem er eines Mordes angeklagt worden, und betrug sich überhaupt mit ebenso viel Klugheit als Milde. Auf diese Weise übte P. die Oberherrschaft, nicht als Unterdrücker, sondern als Vater seines Vaterlandes, welches kaum je einer längern Ruhe und Wohlfahrt genoß. Er starb 527 v. Chr. und hinterließ als Erben s. Gewalt seine Söhne Hippias und Hipparchus, welche sich jedoch nicht darin zu erhalten wußten.

Piso, ein Beiname, den mehre Römer aus dem calpurnischen Geschlecht führten. L. Calpurnius P. besiegte als Consul die aufrührerischen Sklaven auf Sicilien und soll das Gesetz de Repetundis, über die Wiedererstattung erpreßter Gelder, eingeführt haben, um der Habsucht der obrigkeitl. Personen bei der Verwaltung der Provinzen Schranken zu setzen. Er zeichnete sich als Prätor in Sicilien, wo ihm bei einem in Rom entstandenen Getreidemangel der Einkauf bedeutender Vorräthe übertragen worden war, durch eine seltene Uneigennützigkeit so aus, daß man ihm deßhalb den ehrenvollen Beinamen Frugi (der Rechtschaffene, der Brave) gab. Ein andrer, späterer P. bekleidete zu Cicero's Zeiten mit Gabinius das Consulat, und bewies sich besonders feindselig gegen den großen Mann, der in einer Rede, die wir noch besitzen, äußerst heftig gegen ihn spricht. Noch später lebte der P., welcher unter Tiberius's Regierung Präfect von Syrien war, sich durch s. Stolz auszeichnete, sowie durch s. gehässiges Betragen gegen den edeln Germanicus, den adoptirten Sohn des Tiberius, dessen früher Tod durch Gift herbeigeführt zu haben, ihm Schuld gegeben wird.

Pistocchi (Francesco Antonio), Singlehrer, geb. um 1660 zu Bologna, erwarb sich in s. Jugend durch eine treffliche Sopranstimme allgemeine Bewunderung. Aber s. ausschweifende Lebensart raubte sie ihm. Er gerieth in die äußerste Noth und war gezwungen, bei einem Componisten als Notenschreiber in Dienste zu gehen. Hier fand er Gelegenheit, sich mit den Regeln der Composition bekannt

zu machen. Nach einigen Jahren bekam er s. Stimme allmälig wieder, die jetzt in einen angenehmen Contrealt überging. Er durchreiste Europa, bemerkte alles Gute in jedem Geschmack, und bildete sich daraus eine eigne vermischte Manier, die er zuerst als markgräfl. anspachischer Capellmeister, zu Anfange des 18. Jahrh. aber in s. Vaterstadt in Ausübung brachte. Er errichtete in Bologna eine Singschule, aus welcher die berühmten Sänger Bernacchi, Pasi ꝛc. hervorgingen. Er ist wegen s. neuen Gesangmethode, welche nachher von Faustina und Farinelli noch vervollkommnet wurde, als einer der ersten Lehrmeister des neuern ital. Gesangs anzusehen, wobei man ihm jedoch auch Schuld gibt, durch die häufigen kunstreichen Passagen, die er lehrte, den natürlichen Gesang verunstaltet zu haben.

Pistole. 1) Ein Feuergewehr, dessen Namen Einige von dem Worte Pistollo ableiten, weil die Pistolen am Ende des Griffs große Knöpfe haben; Andre von der Stadt Pistoja in Italien, wo die Pistolen erfunden sein sollen. Die elektrische oder die Knallluftpistole ist eine Vorrichtung, in welcher die Explosion der durch den elektrischen Funken entzündeten Knallluft einen Propf mit Gewalt aus einem Rohre treibt. Der Versuch dient zum Beweise der Entzündung brennbarer Stoffe durch den elektrischen Funken und der explodirenden Kraft der Knallluft. 2) Eine span. und ital. Goldmünze, 4 Aß schwerer als ein Louisdor.

Pitcairninsel, im südl. Australien unter 25° 4′ S. Br. und 130° 25′ W. L., von Felsen umgeben, mit einem Umfange von 5 Seemeilen, ist merkwürdig durch die Art ihrer Bevölkerung, welche 1822 53 Köpfe zählte. Die Mannschaft des Schiffes Bounty unter dem Lieut. Bligh, das 1789 Brotfruchtbäume von Otaheiti nach Westindien bringen sollte, empörte sich und ging, als sie die Officiere in ein Boot gesetzt hatte, mit dem Schiffe davon. Bligh und s. Begleiter kamen nach einer Reise von 1200 Seemeilen glücklich auf der Insel Timor an. Die engl. Admiralität schickte im folg. Jahre den Cap. Edwards mit dem Schiffe Pandora nach Otaheiti ab, weil man vermuthete, daß die 25 Empörer dahin gesegelt wären. Bei s. Ankunft auf der Insel im März 1791 kamen 4 derselben freiwillig an Bord, und nach ihren Angaben wurden noch 10 andre, die sämmtlich in Otaheiti lebten, in den nächsten Tagen gefangen, und mit Ausnahme Einiger, die beim Schiffbruch der Pandora umkamen, nach England gebracht, wo ein Kriegsgericht den Meisten die Todesstrafe zuerkannte. Nach den Aussagen dieser Matrosen segelten die Empörer unter der Anführung Christian Fletcher's nach Tubuai, wo sie sich niederlassen wollten. Der Aufenthalt schien aber so wenig anlockend zu sein, daß sie nach Otaheiti zurückkehrten, und als sie hier einen großen Vorrath von Fruchtbäumen zusammengebracht hatten, steuerten sie in Gesellschaft von 24 Otaheitern, 8 Männern, 9 Weibern und 7 Knaben, wieder nach Tubuai. Sie bauten hier nun eine Feste, mußten aber, weil sie unter einander und mit den Eingeborenen in Zwistigkeiten geriethen, den Plan einer Ansiedlung aufgeben. Christian überzeugte sich, daß er keine Gewalt mehr über s. Mitschuldigen besaß, und schlug ihnen vor, nach Otaheiti zu gehen, wo Diejenigen, die es wünschten, ans Land gesetzt werden, die Übrigen aber mit dem Schiffe einen andern Aufenthalt suchen sollten. Nach der Ankunft auf Otaheiti im Sept. 1789 wurden 16 gelandet; Christian aber ging mit den übrigen 8 Empörern und mehren Otaheitern, größtentheils Weibern, wieder unter Segel und steuerte gegen Nordwest. Man hatte aus Christians Äußerungen geschlossen, daß er eine Niederlassung auf einer unbewohnten Insel stiften wollte; alle Bemühungen des Anführers der Pandora aber, die Spur der Entflohenen zu finden, waren vergeblich, und 20 Jahre lang erhielt man in England keine Nachricht von ihnen. Im Febr. 1808 berührte der amerikanische Cap. Folger auf s. Reise nach Sina die Pitcairninsel, die er nach der in Carteret's Reise befindlichen Nachricht für unbewohnt hielt, traf aber, als er sich näherte, einige junge Leute, die ihn in engl. Sprache anredeten. Nach der Landung fand er einen

Engländer, Namens Alex. Smith, der ihm die Geschichte der Ansiedlung erzählte. Christian hatte bald nach s. Ankunft das Schiff Bounty zerstört. Einige Jahre nachher aber wurden die Engländer von den otaheitischen Männern erschlagen, und selbst Smith empfing eine so gefährliche Wunde, daß man ihn für todt hielt. In der nächsten Nacht aber rächten die otaheitischen Witwen den Tod ihrer Männer an ihren Landsleuten, die sie sämmtlich ermordeten. Smith wurde geheilt und machte nun mit 9 Weibern und 4 — 5 Kindern die ganze Bevölkerung der Insel aus. Er fuhr fort, den Boden anzubauen, und legte sich besonders auf die Schweinezucht. Sir Sidney Smith erhielt schon 1809, als er vor Buenos Ayres war, Nachricht von jener Entdeckung, welche Folger selbst 1813 durch einen umständlichen Bericht bestätigte. Im folg. Jahre stieß der Befehlshaber des engl. Schiffes Briton, Thom. Staines, auf dem Wege von den Marquesasinseln, gleichfalls auf die Pitcairninsel, wo er 40 Bewohner fand. Er nennt den Engländer, den einzigen noch übrigen Matrosen vom Schiffe Bounty, John Adam, ein Name, den Alex. Smith wahrscheinlich angenommen hatte. Der alte Mann hatte durch den Einfluß der frommen Sitten, worin alle auf der Insel Geborene erzogen wurden, und die religiösen Begriffe, die er den jungen Gemüthern einflößte, so viel Ansehen erhalten, daß man ihn als den Vater der ganzen Familie ehrte. *) Christians Sohn, Namens Donnerstag Oktober Christian, war der erste Eingeborene der Insel. Er und seine jungen Landsleute waren schön gebaut, von etwas bräunlicher Hautfarbe, aber ohne die der Farbe der Südseeinsulaner beigemischte röthliche Tinte. Ihre einzige Kleidung war ein um die Lenden geschlagenes Stück Zeuch und ein Strohhut mit schwarzen Federn. Die jungen Weiber zeichneten sich durch einen schlanken kräftigen Wuchs und eine ungemeine Schönheit aus, die durch den Ausdruck zarter Bescheidenheit erhöht wurde. Ihre Kleidung bestand aus einem von dem Unterleibe zu den Knien reichenden Stücke Zeuch und einer Art von Mantel, der, leicht über die Schultern geworfen, bis auf die Knöchel herabhing. Nach Adam's Versicherung war seit Christians Tode, der als Opfer der Eifersucht eines otaheitischen Mannes fiel, nie ein Beispiel vorgekommen, daß ein Mädchen sich vergangen, oder ein junger Mann eine Verführung versucht hätte. Jünglinge und Mädchen müssen mit dem Anbau des Bodens sich beschäftigen, und wenn sie so viel angebautes Land und Bäume haben, daß sie eine Familie ernähren können, dürfen sie sich verheirathen, aber nur mit Adam's Einwilligung, der sie durch eine von ihm erfundene Feierlichkeit traut. In der kleinen Colonie herrscht die größte Eintracht, und in dem Handelsverkehre, der in dem Austausch verschiedener Bedürfnisse besteht, vollkommene Aufrichtigkeit. Das Dorf Pitcairn bildet ein Viereck mit freundlichen Hütten, die mit Geräthschaften, selbst Betten, Tischen und Kisten, zur Aufbewahrung der werthvollern Dinge, versehen sind. Die Ackerbauwerkzeuge sind von dem Eisen gemacht, das von dem Schiffe Bounty herrührt und mit großer Mühe verarbeitet wurde. Die Kleider bestehen aus Baumrinden, die besonders von den otaheitischen Weibern verfertigt wurden. Die Insel erzeugt Cocosnüsse, Bananen, Brotfrucht u. a. tropische Gewächse, und ist reich an Schweinen und Ziegen. In den Gehölzen findet man eine Art von wilden Schweinen und an den Küsten gute Fische. 26.

Pitt (William), britischer Staatsminister, der 2. Sohn des Grafen Chatam (s. d.), geb. d. 28. Mai 1759, wurde bis in s. 14. J. unter den Augen s. Vaters erzogen, studirte in Cambridge Philosophie, Logik und vorzüglich die Verfassung und die Geschichte der Staaten des Alterthums und der neuern Zeit; in der Beredtsamkeit war ihm s. Vater Lehrer und Muster. Nach einem kurzen Auf-

*) Was Folger von dem Racheopfer erzählt, das die otaheitischen Witwen ihren ermordeten Männern brachten, bestätigt Staines nicht, der bloß sagt, daß die Otaheiter in heftigen Kämpfen mit den Engländern umgekommen, von diesen aber 5 nach und nach gestorben wären.

enthalte zu Rheims in Frankreich trat er in London als Sachwalter auf. 1781 ward er, kaum 21 J. alt, Parlamentsglied. 1782 zum Kanzler der Schatzkammer ernannt, bewies er schon damals, vorzüglich beim Abschluß des Friedens von 1783 mit Nordamerika und Frankreich, den Ernst eines gereiften Charakters. Als hierauf s. Gegner, Fox, North und Burke in das Portland'sche Ministerium eintraten, machte er eine kurze Reise nach Italien und Deutschland. Seine Vorschläge im Parlamente zu einer bessern Repräsentation des Unterhauses wurden verworfen; dagegen widersetzte er sich mit Erfolg der von Fox vorgeschlagenen India-Bill, sowie einer Beschränkung des Rechts der Pairs, dem Könige in wichtigen Fällen auch ungefragt Rath zu ertheilen. Nach Entlassung des Portland'schen Ministeriums am Ende 1783 wurde Pitt, noch nicht volle 25 J. alt, erster Lord der Schatzkammer, und behauptete sich in diesem Posten bis 1801, obgleich er eine furchtbare Opposition, an deren Spitze die ersten Redner und Staatsmänner der Whigpartei, Fox, Burke, Sheridan u. A. standen, zu bekämpfen hatte. Die Mehrheit der Nation überzeugte sich bald von P.'s einsichtsvoller und uneigennütziger Thätigkeit, die ganz auf die innere Verwaltung gerichtet war. Die ostindische Compagnie wurde durch ihn der Staatsaufsicht (des India-Board of controul) unterworfen; und Pitt's Finanzplan ist die Grundlage des neuern britischen Finanzsystems geblieben. Mit dem Handel stieg der Wohlstand der Nation und damit auch das Staatseinkommen. Die größten Verdienste Pitt's sind die Colonisation von Neusüdwales seit 1788 und die Rettung s. Vaterlandes aus den Gefahren eines Staatsbankrutts und aus der Krisis des Kampfes mit Frankreich um den Besitz des Welthandels. Der von ihm 1786 gegründete, in sich wachsende, Schuldentilgungsfonds, sowie der seit 1792 für jede Anleihe besonders errichtete neue Tilgungsfonds, hat die britische Staatsschuld auf den Wachsthum des Handels und des Nationalcredits gegründet. Unter den von P. mit Klugheit geleiteten Staatsgeschäften sind zu bemerken: der Handelsvertrag mit Frankreich 1786; die Vereinfachung der Zölle und Accise; die Union Irlands mit Großbritannien 1801; die Einschränkung der Gewalt des Regenten und die Einführung der Einkommentaxe. Den größten Kampf als Minister bestand er mit der französ. revolutionnairen Politik und mit dem kühnen Widerstreben der britischen Whigs und Demokraten. In diesem Doppelkampfe rettete er, ohne jedoch auf dem festen Lande (vgl. Quiberon) obzusiegen, das politische Dasein der britischen Macht und die Fortdauer der britischen Constitution gegen die leidenschaftlichen Whigs und gegen die mit Frankreich im geheimen Bunde stehenden vereinigten Irländer. Allein er verlor darüber s. Popularität. Seit der Convent England den Krieg erklärt hatte, beharrte P. auf dem Grundsatze, daß mit den jakobinischen Machthabern in Frankreich an keinen Frieden zu denken sei. Dafür wurde er von dem Convent feierlich für den Feind des menschlichen Geschlechts erklärt. Im Innern erlaubten sich selbst Parlamentsglieder gegen ihn die heftigsten Ausfälle. Ein solcher persönlicher Angriff von Seiten Tierney's hatte einen Zweikampf auf Pistolen zwischen diesem und P. zur Folge, in welchem aber keiner verwundet wurde. Als endlich die Nation den Abschluß eines Friedens mit Frankreich allgemein verlangte, legte P., obgleich noch immer der Stimmenmehrheit des Hauses gewiß, d. 14. März 1801 s. Stelle nieder, und Addington wurde erster Lord und Kanzler der Schatzkammer. Jetzt klagten Grey und Sir Francis Burdett P.'s Verwaltung als die Ursache des Unglücks von Europa an; allein P. rechtfertigte sich siegreich mit der Kraft seines redlichen Bewußtseins; auch sprachen A. für ihn, und von 211 Stimmen gegen 52 ward beschlossen, P. ausdrücklich den Dank des Hauses für seine Verwaltung zu bezeigen. Als daher nach dem Frieden von Amiens ein neuer Bruch mit Frankreich unvermeidlich schien, ward er ein zweites Mal (12. Mai 1804) mit dem Beifall der Nation an die Spitze der Staatsverwaltung gestellt.

Er wünschte seinen großen Gegner Fox mit in das Ministerium aufzunehmen, allein der König gab dies nicht zu. P. begann also den harten Kampf mit der Opposition aufs neue. Er vermehrte die Streitkräfte des Reichs, widersetzte sich der Emancipation der Katholiken, foderte Spanien zum offenen Kriege gegen England heraus, und schloß im April 1805 das Bündniß mit Rußland, Östreich und Schweden, welches, ohne seine Schuld, nur zu Frankreichs Machtvergrößerung beitrug. (Die Hauptbeschlüsse des wiener Congresses vom J. 1815 waren zum Theil die Ausführung der Ideen, welche P. damals in einer Note an den russischen Botschafter vom 19. Jan. 1805 entwickelte.) Unterdessen hatten Anstrengung, Schmerz über vereitelte Entwürfe und chronische Übel seine Gesundheit gänzlich zerstört. Der Friede von Preßburg schlug jede Hoffnung in ihm nieder. Seine Schwäche nahm zu, und er ahnete selbst seinen Tod, auf den er sich mit christlicher Fassung und Frömmigkeit vorbereitete. Seinem ehemaligen Lehrer, dem Bischof von Lincoln, dictirte er seine letzten Wünsche, welche die Versorgung seiner Nichten betrafen. Er starb d. 23. Jan. 1806, und ward in der Westminsterabtei begraben. P. war nicht reich; das Parlament bezahlte seine Schulden, 40,000 Pf., und im Aug. 1815 ward das ihm vom Parlament errichtete Denkmal in der Westminsterabtei aufgedeckt. Noch jetzt feiern Freunde sein Andenken an seinem Geburtstage. P. war im vertrauten Umgange, der auf wenig Freunde sich einschränkte, sehr liebenswürdig, lebhaft und munter, bescheiden und einnehmend. Öffentlich erschien er feierlich und kalt; Schmerz und Freude konnten seinen Gleichmuth nicht erschüttern. Klarheit und strenges Denken, ein fester und gerader Wille, eine nie wankende Treue gegen die Verfassung und das Glück seines Vaterlands und die beharrlichste Richtung seiner ganzen Thatkraft auf ein großes Ziel bezeichnen seinen öffentlichen Charakter. Als Redner ward er, ungeachtet seines nicht gefälligen Ansehens, allgemein bewundert. Er sprach leicht und gewählt, klar und gedrängt, rasch und mit steigendem Feuer, wenn er Unrecht bekämpfte, und besaß eine große Geistesgegenwart. In seinem Hause lebte er einfach und sittlich. Gifford hat die Geschichte seines politischen Lebens in 6 Bdn. geschrieben. Francis Thackeray schrieb eine „History of Will. Pitt" in 2 Bdn. Die Parlamentsreden von P. sind zu London in 3 Bdn. herausg. worden. Vergl. das Leben von Fox und Pitt, von Hasse im 1. Hefte der „Zeitgenossen".

Pittacus von Mytilene, s. **Sieben Weise**.

Pittoresk, malerisch, ist in Hinsicht des Stoffs alles Dasjenige, was sich für malerische Behandlung eignet. Dies sind die sichtbaren Gegenstände insofern sie von einer Seite (als Fläche) angesehen, eine Mannigfaltigkeit von Farbentönen für einen Überblick entfalten, und durch diesen Farbenreiz einen Schein von Bewegung und Freiheit empfangen (nicht das Starre, Unbewegliche, Todte für sich), oder sich erst durch Licht und Farbe in höherer Bedeutung zeigen. Leicht läßt sich dieser Begriff auf die malerische Darstellung selbst übertragen. Erfindung und Anordnung sind malerisch, wenn sie diesen Bedingungen entsprechen. Man nennt aber auch gewisse Gedichte oder Beschreibungen pittoresk, welche die Einbildungskraft zur vollkommen lebendigen Vorstellung malerischer Gegenden und Ansichten, gleichsam zur innern Vergegenwärtigung der farbigen Welt, leicht und angenehm anregen. Auch Reisen werden pittoresk genannt, in welchen Beschreibungen dieser Art, vorzüglich mit bildlichen Darstellungen begleitet, enthalten sind. Das **Pittoreske**, oder vielmehr das Malerische im eigentlichen Sinne, aber wird auch dem Poetischen und Plastischen entgegengesetzt. Man unterscheidet nämlich die poetische Erfindung und Anordnung, welche sich auf Bedeutung, Charakter und die darzustellende Grundidee eines Gemäldes bezieht, von der malerischen, welche auf obigen Bedingungen ruht. Du Bos nennt eine malerische Composition diejenige Anordnung der zu einem Gemälde nothwendigen Gegen-

stände, welche mit dem Totaleindrucke desselben in Beziehung stehen. Eine gute malerische Composition ist eine solche, deren Anblick einen der Absicht des Malers (und dem Geiste seiner Kunst) entsprechenden Eindruck hervorbringt. Das Gemälde muß daher nicht mit Figuren überladen sein, die Gegenstände müssen leicht aus der Fläche hervortreten, die Figuren dürfen sich nicht entstellen, indem eine die andre deckt, oder solche Theile derselben verbirgt, welche der Maler zu Folge seines Sujets sehen lassen sollte. Die Gruppen müssen gut zusammengestellt, das Licht unter ihnen geschickt vertheilt, die Localfarben endlich müssen so angeordnet sein, daß aus Allem eine dem Auge erfreuliche Harmonie hervorgeht. Gewöhnlicher aber noch wird das Pittoreske dem Plastischen entgegengesetzt, weil die Plastik das Bleibende und Ruhende der Gestalt, die Malerei das Freie und Veränderliche derselben, was durch Farbe sich äußert, vorzugsweise zum Gegenstande hat. Daher nennt man tadelnd Bildwerke (Werke der Plastik) pittoresk, wenn sie z. B. Gegenstände darstellen, welche nur durch Farbe einen ästhetischen Eindruck machen, oder eine freie Bewegung, ein leichtes Schweben der Gegenstände abzubilden versuchen, welches mit der Masse im Widerspruch steht, in welcher der Bildner arbeitet, kurz, wenn sie aus ihren Grenzen in das Gebiet der Malerei (s. d.) hinüberschweifen. T.

Pittsburgh, Hauptort der Grafschaft Alleghany im Staate Pennsylvanien, am Zusammenflusse des Alleghany und Monongahela, die hier den Namen Ohio erhalten. Der Ort, dessen Wohlstand wegen seiner zum Handel bequemen Lage immer höher steigt, wurde 1753 von den Franzosen angelegt und nach dem damaligen Statthalter von Canada Du Quesne genannt, in dem bald nachher ausgebrochenen Kriege aber von den Engländern erobert. Er hat 1200 H., 12,000 E., 2 Druckereien, Kanonen- u. Eisengießereien, Schiffbau u. s. w. Als Niederlage des Handels zwischen dem atlantischen Meere und dem Binnenlande, dessen Gegenstände hauptsächlich Getreide und Pelzwerk sind, vereinigt er die Waaren, die von Philadelphia, Baltimore und Alexandria zur Versorgung der Staaten Ohio und Kentucky und der Niederlassungen am Mississippi abgeschickt werden, sowie die in den Niederlassungen am Alleghany und Monongahela gewonnenen Erzeugnisse, die auf dem Ohio und Mississippi nach dem Meerbusen von Florida gehen. Von hier aus unternahm Maj. Long die wissenschaftl. Reise nach den Felsengebirgen 1819 fg., um in Hinsicht der Wasserstraßen des Handels, dessen Mittelpunkt Pittsburgh ist, den Lauf des Mississippi und Missuri zu untersuchen, und neue Ansiedelungen vorzubereiten. S. Edwin James's (Geolog und Botaniker) Bericht: „Account of an expedition from Pittsburgh to the Rocky Mountains" (Lond. 1823, 3 Bde., m. Kpfrn. u. Charten).

Pius VI. (Giovanni Angelo), 1717 zu Cesena in der Romagna geb., stammte aus dem mäßig begüterten gräfl. Hause Braschi, und wurde zum Geistlichen bestimmt. Frühes Lob und verwöhnende Nachsicht brachten schon in seiner Jugend die später an ihm merkbare Mischung von Ernst und Eitelkeit, Milde und Eigensinn in seinen Charakter. Als 19jähr. Jüngling ward er Doctor der Rechte, erhielt dann seine Bildung zum Staatsdienst und Hofleben bei seinem Oheim, Karl Bandi, damals Auditor bei dem Cardinalbischof Ruffo in Ferrara, und ging 1740 im Gefolge dieser Gönner nach Rom, um Theologie zu studiren. Auf Ruffo's Empfehlung ward er 1745 Auditor der päpstl. Kanzlei und 1753 Geheimschreiber des Papstes. Dieser (Benedict XIV.) entdeckte bald, Braschi werde sich weniger durch Genie und Gelehrsamkeit als durch Treue und Frömmigkeit weiterer Beförderung werth machen, welche ihm auch durch ein Kanonikat an der Peterskirche gesichert wurde. Unter Clemens XIII. konnte sich Braschi nur durch Anschließen an die Cardinäle Rezzonico und Colonna bemerkbar machen, welche ihm endlich 1766 zu dem wichtigen Amte eines Generalschatzmeisters der päpstl.

Kammer verhalfen. Seine Ordnungsliebe und Betriebsamkeit (er stellte einige Mißbräuche ab und entdeckte Bleiminen) erwarb ihm das Zutrauen des Papstes, eine anhaltende Theuerung brachte ihn aber um die Liebe des Volks. Den Grundübeln der verworrenen päpstl. Finanzen vermochte er nicht abzuhelfen. Clemens XIV. ernannte ihn d. 26. April 1773 zum Cardinal und Beneficiaten der wenig einträglichen Abtei Rubiaco, mehr um ihn vom Schatzmeisteramte zu entfernen, als ihn auszuzeichnen; denn dieser überlegene Geist konnte Braschi's Schwächen, dem er einst auf eine wohlgesetzte Rede verdrießlich erwiderte: „Ich will Thaten, keine Worte". Braschi, ohnehin von Jugend auf ein Freund der Jesuiten und ein Feind aller Neuerungen, hielt es daher im Stillen mit der u. d. N. der Zelanten vereinigten Opposition im Cardinalcollegio (die Rezzonico, Albani u. A.), wußte jedoch seine Gesinnungen schlau genug zu verbergen, daß alle Parteien befriedigt zu sein meinten und selbst die kathol. Höfe zustimmten, als er nach Clemens XIV. Tode d. 15. Febr. 1775 zum Papst gewählt wurde. Nicht ohne einen Schein von Demuth sagte er zwar: „dieser Beschluß der versammelten Väter sei ein Unglück für ihn"; bestieg aber dennoch u. d. N. Pius VI. den päpstl. Stuhl. Er umgab ihn mit einem Glanze, der gehoben durch seine bis ins Alter blühende, stets sorgfältig geschmückte Wohlgestalt und würdevolle Haltung die Augen wol blenden und den rauschenden Beifall, der ihn bei seinen ersten Aufzügen begrüßte, erklären konnte. Man hatte lange keinen so schönen Papst gesehen. Die Hoheit seiner äußern Darstellung, sein feierlicher Anstand bei kirchlichen Handlungen flößte Ehrfurcht ein, sein rührendes Geberdenspiel im Gebet, seine hinschmelzende Andacht, die Thränen, mit denen er kniend vor dem Standbilde des heil. Petrus dessen Füße benetzte, dienten den Frommen zu großer Erbauung, und auch kühlere Weltleute gewann die ihm eigne Gabe, angenehm und vertraulich zu sprechen, daher die Römer ihn il persuasore (den Überredenden) nannten. Diese gefälligen, zum Theil mühsam einstudirten Formen konnten jedoch die Mängel seiner Regierung nicht verbergen. Beim Antritte derselben fand er das Papstthum in der öffentlichen Meinung schon so tief gesunken, eine den Ansprüchen desselben entgegenwirkende Aufklärung schon so weit verbreitet, die kath. Fürsten der Kirche schon so überlegen und den Kirchenstaat selbst durch schlechte Wirthschaft, verminderte Einkünfte und eingewurzelte Mißbräuche in solchem Grade zerrüttet, daß hier vollständig zu heilen, dort wirksam zu schützen und neu zu befestigen, die Aufgabe eines Mannes nicht mehr sein konnte. Clemens XIV. hatte bei edlem Willen, großer Kraft und heller Einsicht wenig ausgerichtet. P., kaum einer untergeordneten Rolle in diesem Kampfe, geschweige denn der ersten gewachsen, verfehlte auch da, wo er wirklich verbessern wollte, durch halbe Maßregeln den Zweck. Statt dem Unglauben der Zeit kräftige Anstalten zu einer bessern Bildung der Geistlichkeit entgegenzusetzen, beschränkte er sich in seinem ersten Breve an dieselbe, ihr alte Regeln der Ehrbarkeit einzuschärfen. Er vernichtete alle Anwartschaften auf Pfründen, ließ aber den herabwürdigenden Ämterhandel bestehen, weil er einträglich war. Er hob alle, auch die Privatpersonen gehörigen Durchgangszölle im Kirchenstaat auf; aber das Lottospiel erhielt zum Besten seines Schatzes eine für die Armen noch verführerischere Einrichtung. Den schon durch kostspielige Schatzungen vorbereiteten Plan einer allgemeinen Grundsteuer mußte er, weil das Volk sich sträubte, aufgeben; aber nichtsdestoweniger sann er auf große Ruhm versprechende Unternehmungen, als flössen ihm unermeßliche Hülfsquellen zu. Von dieser Art war sein Plan, die pontinischen Sümpfe (s. d.) auszutrocknen und auf dem gewonnenen Boden eine Stadt nach seinem Namen zu bauen, zu der er schon Risse in Bereitschaft hatte. Die Arbeit begann 1778, ein kleines Gebiet wurde dem Landbau gewonnen, die alte appische Straße aufgedeckt und eine neue Straße (Via Pia) angelegt. Aber der verhältnißmäßig sehr geringe Nutzen dieses Erfolgs konnte die ungeheuern Ko-

sten nicht decken, die Actionnairs hatten sich bald zurückgezogen, Verständige bemerkten, der Anbau andrer wüsten Flecke im Kirchenstaate wäre viel ersprießlicher gewesen; nur P. blieb auf seinem Sinne, häufte Schulden auf Schulden, um die Arbeit, bald rascher, bald schläfriger, fortzusetzen, und tröstete sich bei dem Tadel der Römer mit der Bewunderung unkundiger Fremden. Ebenso wenig Dank brachte ihm die Anlegung eines Hafens im Anconesischen, da er nichts für den Handel that, der ihn beleben sollte. Die prachtvolle neue Sacristei, die er an die Peterskirche anbaute, war ein überflüssiges, diese Kirche entstellendes Werk, in dem er sein Standbild und Inschriften zu seinem Ruhme auf die Nachwelt bringen wollte; die alten Skulpturen, mit denen er das von seinem Vorgänger angelegte Museum (nun Pio-Clementinum genannt) bereicherte, schienen nur angeschafft, um seinen überall angebrachten Namen zu verewigen, und selbst die Künstler, die er unterstützte, konnten sich einer Gunst nicht freuen, an der die Würdigung ihrer Verdienste keinen Antheil hatte. Dieselbe Eitelkeit und Verschwendung stellte P. in seiner glanzvollen Hofhaltung zur Schau, und allgemeine Erbitterung erregte der Nepotismus, mit dem er seine verdienstlosen Verwandten erhob. Seinen Schwestersohn Onesti machte er zum Oberhofmeister und endlich zum Cardinal mit einer Ausstattung von den einträglichsten Pfründen. Einem andern Neffen, Luigi Braschi, mußten die Römer bei seiner Vermählung reiche Hochzeitsgeschenke bringen, die der Papst selbst in Empfang nahm. Er gab diesem unbedeutenden Menschen Besitzungen mit dem Herzogstitel, verschaffte ihm auf widerrechtlichem Wege die Erbschaft der lepriſchen Güter, und ließ ihn sich des Alleinhandels mit Öl und Korn bemächtigen, ohne den lauten Klagen des Volks über diese unerhörte Bedrückung auch nur Gehör zu gönnen. Ein Versuch gegen das Leben des Papstes, der 1777 gewagt wurde, aber fehlschlug, konnte ihn über die Folgen seiner Ungerechtigkeit belehren; doch sollte er noch den völligen Untergang seiner Herrschaft erleben. Von seinen Vorgängern hatte er ärgerliche Händel mit den kath. Höfen geerbt. Clemens XIV. war bedacht gewesen, seinem Stuhle durch kluge Fügsamkeit in die Foderungen der neuern Politik wenigstens die Rechte zu erhalten, die er noch besaß; P. glaubte, nach dem Beispiele Clemens XIII., durch starrsinnige Behauptung der alten übertriebenen Papstgewalt sich und die Kirche am besten zu berathen; aber unfähig, diese überhaupt ganz unzeitige Idee gehörig zu verfolgen, gerieth er in ein Schwanken, das die Gegner nur dreister machte und ihn selbst der Hoffnung beraubte, wenigstens mit Ehren zu fallen. Während er den ganz wider seinen Willen aufgehobenen Jesuitenorden heimlich begünstigte und öffentlich aus Furcht vor den kath. Höfen zu verfolgen fortfuhr, machte er sich den Feinden und Freunden der Jesuiten zugleich verdächtig. Daß Neapel ihm für das 1777 fast ganz aufgelöste Lehnesverhältniß zum römischen Stuhle eine geringe, willkürliche Entschädigung bot, konnte er ebenso wenig hindern, als die Reformen in Toscana und Östreich (s. Leopold II. und Joseph II.); aber zu spät besann er sich auf das Anerbieten, die Mißbräuche der Kirche selbst abzustellen. Man nahm seinen Beistand nicht an; seine pomphafte Reise nach Wien (1782) blieb ohne den gewünschten Erfolg, und nur der Vermittelung der Gesandten von Spanien und Frankreich hatte er einen gütlichen Vergleich mit Joseph II., nur dem Einflusse des bairischen Hofes und dem Privatinteresse einiger deutschen Bischöfe die Vereitelung des Planes der deutschen Erzbischöfe, sich durch Vertreibung seiner Nuntien (s. d.) freier zu machen, nur der Politik Katharinens II. 1782 die Herstellung der Jesuiten in Rußland zu danken. Den Trübsalen, welche die Revolution in Frankreich auch über die Kirche brachte, konnte er freilich bloß priesterliche Ermahnungen und fromme Klagen entgegensetzen; mit großen Opfern erkaufte er 1796 den Waffenstillstand zu Bologna und 1797 den Frieden von Tolentino (s. Kirchenstaat), um endlich sein

eignes Volk vom Freiheitsschwindel ergriffen und Rom von franz. Kriegern d. 18. Febr. 1798 in eine Republik umgeschaffen zu sehen. In dieser schrecklichen Katastrophe gab seine aufrichtige Frömmigkeit ihm Kraft, die Mißhandlungen der Franzosen mit einer würdigen Haltung zu ertragen, wie sie dem Oberhirten der Kirche geziemte. Der kranke Greis, den man d. 20. Febr. als Gefangenen von Rom wegführte, auf der Reise dem Muthwillen der Soldaten preisgab und d. 14. Juli in die Citadelle zu Valence einkerkerte, war ein Gegenstand der Achtung aller Gefühlvollen; und als er d. 29. Aug. 1798 daselbst gestorben war, ehrte eine allgemeine Theilnahme sein Unglück und seine Tugenden. Welchen Tadel ihm auch seine Fehlgriffe als Regent zugezogen hatten, in seinem häuslichen Leben war er doch stets so unbescholten, mäßig, arbeitsam und wohlwollend gewesen, daß er in dem seinen mittelmäßigen Fähigkeiten angemessenern Privatstande Lob und Liebe verdient haben würde. E.

Pius VII. (Gregor Barnabas), aus der gräfl. Familie Chiaramonti, einem schon lange in Italien ansässigen Zweige des franz. Hauses Clermont-Tonnere, geb. 1742 zu Cesena, ward als 16jähr. Jüngling in den Benedictinerorden aufgenommen, und erhielt bald wegen seiner vorzüglichen Kenntnisse Lehrämter in mehren Abteien. In Parma lehrte er Philosophie, in Rom Theologie und wurde daselbst von seinem Landsmanne Pius VI. erst zum Abt, dann zum Bischof von Tivoli, endlich 1785 zum Cardinal und Bischof von Imola ernannt. Man zählte ihn damals unter die gelehrtesten und würdigsten Prälaten. Im Kriege mit Frankreich leistete er der Stadt Imola die wichtigsten Dienste, trug den größten Theil ihrer Kriegssteuern und benutzte mit der ihm eignen Gewandtheit sein Ansehen bei den franz. Generalen zum Besten seiner Heerde. Durch den Frieden von Tolentino wurde der Bischof von Imola Bürger der cisalpinischen Republik, und fast war Chiaramonti es mehr als einem Prälaten geziemte. Ein Denkmal der Wandelbarkeit s. Grundsätze wurde besonders seine 1797 zu Imola gehaltene Weihnachtspredigt, worin er den günstigen Einfluß des Christenthums auf die Demokratie aus allerlei nicht bloß biblischen Ansprüchen, selbst aus Rousseau's „Emil" bewies, und für Freiheit und Gleichheit redete. Den Franzosen machte er sich dadurch angenehm, und der Einfluß dieser Weltgebieter scheint das Conclave zu Venedig bestimmt zu haben, ihn d. 14. März 1800 zum Papst zu wählen. Er zog d. 3. Juli in Rom ein, und nahm feierlichen Besitz vom Kirchenstaate d. 22. Nov. 1801. Als Oberhaupt der Kirche trat er unter den mißlichsten Umständen mit Grundsätzen auf, die auf völlige Herstellung der alten Papstgewalt ausgingen. Er sprach sie 14 Tage nach s. Wahl in einer Rede aus, die nicht weniger Aufsehen erregte als sein Eifern gegen die Philosophie bei der Weihe des Cardinals v. Harras zum Bischof von Solaria. Geistliche und weltliche Waffen bietet er in letzterer Rede auf, um die Philosophie zu stürzen, der er das Unglück der Zeit Schuld gibt. Denselben streng kirchlichen Geist athmeten sein Hirtenbrief vom 13. Mai an die Bischöfe und s. Bulle vom 24. Mai zur Ankündigung eines Jubeljahres. Daß er jedoch nur die hierarchischen Grundsätze seines Vorgängers angenommen habe, aber an Geist, Einsicht und Charakterstärke weit höher stehe, bewies seine Regierung in Rom. Mit weiser Sparsamkeit und eigner Aufopferung verhütete er jede unnütze Ausgabe, mit Strenge foderte er die verschleuderten Staatsgüter zurück, zur Erleichterung des Verkehrs setzte er die Zölle herab, erschwerte die Ausfuhr roher Erzeugnisse, hob die verderblichen Monopole auf, stellte zur Beschäftigung der Armen neue Nachgrabungen an, und zeigte sich überhaupt als ein Fürst, der besserer Zeiten werth war. Unter der Franzosenherrschaft hatten Elend und Unordnung jeder Art im Kirchenstaate zu einem Grade steigen müssen, der an baldige Abhülfe nicht denken ließ, und noch preßte nach dem Waffenstillstand von Fuligno das franz. Heer die letzten Kräfte aus. Inzwi-

schen gaben die monarchischen Absichten, mit denen sich Bonaparte schon damals trug, der Kirche wieder neue Hoffnung. Am 15. Juli 1801 kam ein Concordat mit Frankreich zu Stande, welches dem Papste wichtige Rechte zurück gab. P. erwähnte in der Bulle vom 9. Sept., wodurch er es bekannt machte, die „außerordentlichen Zeitumstände", unter denen er den „vorgelegten Vertrag" auf welche Weise er konnte, zum Heil der Kirche angenommen habe, ohne sich eine Äußerung zu erlauben, die dem in Christo geliebten Sohne Napoleon Bonaparte anstößig sein konnte. Desto anstößiger war dieses Concordat den Papisten und der franz. Geistlichkeit, weil der Papst sich darin gar zu nachgiebig gegen die weltliche Regierung bewiesen hatte. Dieser aber wußte wol, daß er nur seiner klugen Fügsamkeit die Herstellung s. Rechts, die Bischöfe zu investiren, die Bestätigung des Cölibats und die Erhaltung des Zusammenhangs der gallicanischen Kirche mit seinem Stuhle verdanke. Seine Freude über die Rückkehr des Königreichs Etrurien unter die päpstl. Gewalt wurde durch die Secularisationen in Deutschland sehr verbittert. Dafür gelang es ihm, 1804 die Jesuiten in Sicilien herzustellen, sowie er ihre Fortdauer in Rußland schon 1801 bestätigt hatte; aber umsonst versuchte er, sie in Frankreich als Väter des Glaubens (s. Jesuiten) einzuschwärzen, und auch den Malteserorden begünstigte er ohne Erfolg. Dem spanischen Hofe mußte er auf dessen Bitte den Verkauf von Kirchengütern bewilligen. Concordate, wie das mit Frankreich, ordneten das Kirchenwesen in der ligurischen und der italienischen Republik, freilich auf franz. Fuß, aber doch unter s. Aufsicht. Es galt jetzt, Einiges zu retten, um nicht Alles zu verlieren, und P. wußte selbst den Verlust ehemaliger Einkünfte s. Stuhls zu verschmerzen, um die wesentlichsten seiner Rechte zu behaupten. Diese geschmeidige Politik bestimmte ihn auch, der Einladung Bonaparte's zur Kaiserkrönung zu folgen. Gegen die Wünsche der Römer reiste er d. 31. Oct. 1804 nach Paris, wurde bei Fontainebleau vom Kaiser begrüßt und zog d. 28. Nov. mit schicklicher Pracht in dessen Hauptstadt ein. Hier wetteiferte seine Bescheidenheit mit den Artigkeiten der Franzosen; er mußte jedoch bald merken, daß sie seine Anwesenheit nur als eine Unterhaltung für die Pariser betrachteten. Seinen Zug in die Kirche am Krönungstage verspottete man wegen des Kreuzträgers, der ihm auf einem Esel voranritt; in der Kirche ließ ihn der Kaiser eine Stunde auf sich warten, und setzte sich und seiner Gemahlin, nachdem der Papst Beide gesalbt hatte, selbst die Krone auf. Diese Ceremonie schien der einzige Zweck seiner Einladung gewesen zu sein. Von den Verhandlungen über Kirchenangelegenheiten, die P. persönlich um so wirksamer betreiben zu können gehofft hatte, kam nichts zur Sprache; der Kaiser vermied jede Erörterung, die Neugier der Pariser verwandelte sich in Geringschätzung, und da der gekränkte Papst die Einladung nach Mailand zur Krönung Napoleons als König von Italien standhaft ablehnte, trat Kälte und Feindschaft an die Stelle der ihm bisher bewiesenen Achtung. So war denn P. ohne allen Nutzen und zum großen Nachtheil seiner Würde über 4 Monate in Paris hingehalten worden, bis er endlich d. 4. April 1805 zurückkehren durfte, um in Rom laute Ausbrüche des Unwillens über s. selbstverschuldete Demüthigung dafür dulden zu müssen, daß er sich bei diesem Schritte gänzlich verrechnet hatte. In Rom wurde er durch wiederholte Durchmärsche franz. Truppen beunruhigt, die Eroberung von Neapel, die kirchlichen Reformen Josephs in diesem Reiche, die Drohungen Napoleons wegen des heimlichen Verkehrs der Römer mit den Feinden Frankreichs, kündigten dem bedrängten Papste eine neue Katastrophe an. Die deutsche Kirche mußte er, da der Trotz seines Nuntius della Genga gegen die Könige von Baiern und Würtemberg die Hoffnung gütlicher Vergleiche abgeschnitten hatte

ganz ihrem Schicksale überlassen. Die Bücherverbote und pomphaften Heiligsprechungen, mit denen er die Römer 1806 — 8 unterhielt, konnten seinen politischen Verlegenheiten nicht abhelfen. Durch die Erfahrung belehrt, daß größere Nachgiebigkeit gegen Frankreich ihm nur neue Demüthigungen zuziehen würde, und dennoch unvermögend, der Übermacht mehr entgegenzusetzen als festen Willen, reizte er durch s. Weigerung, den König Joseph von Neapel anzuerkennen und s. Häfen den Engländern zu verschließen, den Kaiser Napoleon zu Gewaltthätigkeiten. Rom wurde d. 2. Febr. 1808 von franz. Truppen besetzt, das päpstl. Militair entwaffnet und, ungeachtet noch keine Kriegserklärung erfolgt war, von den franz. Befehlshaber Miollis Eingriff auf Eingriff in die weltlichen Regierungsrechte des Papstes unternommen. P. traf mit seltener Geistesgegenwart jede ihm mögliche kräftige Maßregel zur Gegenwehr; aber vergebens drohte er dem Kaiser selbst in einem Breve vom 27. März mit s. geistlichen Waffen; dieser vereinigte dafür (2. April) die päpstl. Provinzen Urbino, Ancona, Marcerata und Camerino mit dem Königreiche Italien. P. protestirte, verbot den ital. Bischöfen, von franz. Behörden Befehle anzunehmen, belegte die Bürgergarden, die aus der Hefe des römischen Pöbels gebildet, unter franz. Schutze die Stadt durch Ausschweifungen ängstigten, mit s. Banne, brachte s. Staatssecretair Cardinal Pacca d. 6. Sept., da er eben verhaftet werden sollte, in s. eignen, noch sichern Zimmer, und wagte wegen der fortdauernden Frevel der Franzosen, dem Kaiser in einem Breve vom 3. April 1809 aufs neue mit dem Banne zu drohen. Napoleon setzte jedoch nun s. längst beschlossenen Plan ins Werk, indem er (17. Mai 1809) den Kirchenstaat seinem Reiche einverleibte und Rom für eine freie kaiserl. Stadt erklärte. Der furchtlose Papst erließ nun d. 10. und 11. Juni 2 Bannbullen gegen den Urheber und alle Theilnehmer der d. 1. Juni durch franz. Behörden erfolgten Besitznahme des Kirchenstaats. Am 6. Juli in der Nacht drang der franz. General Radel mit einem Trupp Soldaten durch ein Fenster und über die Gartenmauer in den während jener Gewaltthätigkeiten befestigten Palast des Papstes ein, durchbrach die vermauerten Thüren, entwaffnete die Schweizergarde und trat in das Zimmer, wo P. eben schreibend am Tische saß. Hier verlangte Radel von ihm Verzichtleistung auf s. weltliche Herrschaft. P. verweigerte sie, und Radel erklärte ihm die Nothwendigkeit seiner Abführung aus Rom. Da nahm P. sein Brevier, reichte dem Cardinal Pacca die Hand und ließ sich mit ihm auf einem Lehnstuhle aus dem eingeschlagenen Fenster auf die Straße herab, wo Beide in einen Wagen verschlossen wurden, welcher sogleich abfuhr. Scheidend sprach der Papst noch den Segen über Rom, aber Niemand durfte sich dem Wagen nähern, nur wenige treue Diener durften folgen. Bei Florenz wurde Pacca von P. getrennt, mit dem er erst auf dem Montcenis wieder zusammentraf. Die Gesundheit des Papstes hatte durch die verschlossene Luft im Wagen bei großer Sommerhitze gelitten. Man bewilligte ihm 11 Tage Rast zu Grenoble. Dann ging die Reise über Valence und Nizza nach Savona, wo der Papst als Gefangener bewacht wurde. Er hatte auf der ganzen Reise die würdigste Fassung behauptet, und von Seiten des Volks in mehren Städten, wo man sich zu ihm drängte, um seinen Segen zu empfangen, die größten Ehrenbezeigungen genossen. Das Anerbieten einer fürstlichen Hofhaltung lehnte er ab, wie früher die ihm im Decret des Kaisers ausgesetzten 2 Mill. Franken jährl. Eink. Sein Schicksal trug er mit unerschüttertem Muthe, widersetzte sich den Willkürlichkeiten Napoleons in Kirchensachen entschlossener als je, und verweigerte den von demselben ernannten Bischöfen standhaft die kanonische Bestätigung. In der Mitte 1812 ward er nach Fontainebleau gebracht. Hier nöthigte ihn Napoleon d. 25. Jan. 1813 zu einem neuen Vertrage, worin er sich zur Bestätigung dieser Bischöfe verpflichtete. Als aber Napoleon dieses nur im

Entwurf vorhandene Concordat wider die Abrede zu früh bekanntmachte und zum Reichsgesetz erklärte, nahm P. s. ohnehin sehr bedingt gegebene Einwilligung sogleich zurück, und verwarf jedes Concordat mit Frankreich, das nicht alle Streitigkeiten beilegen würde. Er ward nun wieder als Gefangener behandelt; aber es ist nicht wahr, daß ihn Napoleon gemißhandelt habe. Nach Napoleons Abdankung freigelassen, zog er, begleitet von engl. und östr. Soldaten, d. 24. Mai 1814 in Rom wieder ein und nahm aufs neue Besitz von allen Ländern des Kirchenstaates, mit Ausnahme von Avignon und Venaissin, sowie eines kleinen jenseits des Po gelegenen Landstriches von Ferrara. So bestieg der Greis, dessen Schicksal und apostolische Einfalt im Leben Europa Achtung geboten, aufs neue den ältesten Thron der Christenheit. (Er war in der Reihe der Päpste, die von der Kirche für orthodox gehalten werden, der 255ste.) Schon dieser außerordentliche Umschwung der Verhältnisse mußte die Hoffnung einer völligen Rückkehr in die alte hierarchische Ordnung der Kirche und der Staaten erzeugen, wenn auch das Streben dahin dem Geiste der ausgeprägtesten und folgerechtesten Staatskunst — dem System der römischen Curie — nicht natürlich gewesen wäre. Rom griff nach allen Rechten wieder, die es seit längerer Zeit verloren hatte, und es erlangte deren viele, weil es die Gunst der Umstände ohne Leidenschaft und selbst das leidenschaftliche Entgegenkommen der alten Ansichten nur mit Mäßigung benutzte. So geschah es, daß unter allen Reactionen und Restaurationen, die in der letzten Zeit manchen neuen Keim politischer Gährung erzeugten, der von P. VII. befolgte Restaurationsplan der Kirche — die einzige Wiederherstellung der Jesuiten d. 7. August 1814 ausgenommen — am wenigsten zu heftigem Widerspruch reizte, ja daß er selbst dann noch fortschritt, wenn ihm offener Widerstand entgegentrat. Rom schien die neue Zeit zu verstehen, und wollte lieber sie gewinnen als bekämpfen und erdrücken. P. VII. war aber auch persönlich, obgleich während der letzten Jahre seines Lebens von streng-hierarchisch-kirchlichen Ideen befangen, jenem Geiste politischer Mäßigung nicht abgeneigt, denn er war ein frommer Mann; allein, was s. Regierung diese ausgezeichnete Stelle in der neuern Geschichte gab, war s. Freundes, des Cardinals Consalvi Weisheit. Beide Männer hatte persönliche Zuneigung und ihr gemeinschaftlicher Gang durch das öffentliche Leben auf das innigste verbunden. Der geistvolle, hochgebildete, weltkluge Consalvi besaß 23 J. hindurch das volle Vertrauen P.'s VII., dessen Stütze er in den verhängnißvollsten Zeiten war. In der innern Verwaltung der Kirche gelang dem römischen Stuhle Alles, was P. VII. mit Beharrlichkeit wiederherzustellen suchte; denn er betrieb es nach und nach, Vieles nur vorbereitend, Manches, wie die Inquisition außerhalb Rom, scheinbar gar nicht. Er erfuhr daher bloß von Seiten des Cabinets von Rio-Janeiro unbedingten Widerspruch durch die berühmte Note vom 1. April 1815, welche die Rückkehr der Gesellschaft Jesu in die Staaten Sr. allergetreuesten Maj. bestimmt ablehnte. Wie fest übrigens P. VII. dem alten System der Kirche anhing, beweisen mehre Bullen und Breven desselben, z. B. die gegen die Verbreitung der Bibel, ferner das Verfahren Roms gegen Wessenberg (s. d.), gegen die kath. Schweiz, u. A. m. In der Verwaltung der äußern Angelegenheiten der Kirche waren die mit Frankreich, Baiern und beiden Sicilien abgeschlossenen Concordate (s. d.), sowie die Übereinkunft mit Preußen, fast ebenso viele Triumphe der römischen Staatskunst. Das Concordat mit Frankreich vom 16. Juli 1817 aber fand so viel Widerspruch in den Kammern, daß es nur theilweise vollzogen wurde, ohne Staatsgesetz zu sein. Dagegen nahm der geheimere Einfluß Roms in Frankreich zu, wie die nichtssagende Erwiderung des Herzogs v. Blacas beweist, welche er am 15. Juli 1817, auf die Beschwerde P.'s VII. über einige dem römisch-kath. Glauben widersprechende Grundsätze der franz. Charte, gab; auch das Schreiben des Cardinals Erzbisch. von Toulouse über die gallicanische Kirchenfreiheit 1824, welches jedoch die franz.

Regierung mißbilligte, läßt sich aus jenem Einfluß erklären. In der weltlichen Verwaltung des Kirchenstaats ist zu bemerken, das P. VII. gegen die wiener Congreßacte, inwiefern sie den vorigen weltlichen Besitzstand des römischen Stuhls nicht ganz herstellte, am 14. Juni 1815 protestirt hat. Dagegen erfolgte 1816 die Zurückgabe der altdeutschen Handschriften aus der vaticanischen Bibliothek an die Universität zu Heidelberg mit der größten Bereitwilligkeit. (S. Heidelberger Bibliothek.) Dem Kirchenstaate selbst gab P. VII. schon am 6. Juli 1816 eine neue Verfassung, welche wenigstens die Befolgung freisinniger Grundsätze nicht ausschloß, während die Verwaltung so milde war, daß die innere Sicherheit nur durch die Kühnheit der Räuberbanden gefährdet, durch geheime Gesellschaften aber, gegen die P. scharfe Bullen erließ, nicht einmal, als die neapolitanischen Carbonari in das römische Gebiet eindrangen, bedroht wurde. (Vgl. Italien.) Consalvi's Mäßigung und Duldung machte Rom zur Freistätte unglücklicher Könige und geächteter Familien. Alle politische Meinungen und religiöse Bekenntnisse fanden daselbst Schutz der Personen. In dem Schoße der Theokratie konnte der Fanatismus am wenigsten sein Verfolgungssystem bethätigen. P. VII. war insbesondere gegen die Familie s. gestürzten Verfolgers mild und großmüthig. Überhaupt war er in s. Äußern einfach, in s. Denkweise fromm, in s. Thun wohlthätig, in jedem Verhältnisse sanft und bescheiden. So drückte die ganze Persönlichkeit dieses ehrwürdigen Greises den Geist christlicher Liebe aus.*) Ein Fall im Zimmer auf den Marmorboden, am 6. Juli 1823 (dem Jahrestage seiner gewaltsamen Entführung aus Rom), hatte einen gefährlichen Schenkelbruch und dieser am 20. Aug. d. J. s. Tod zur Folge. Wenig Monate nach ihm starb auch der Cardinal Consalvi (s. d.). Dem System dieses Staatsmannes, das bald nach P.'s VII. Tode angefeindet wurde, hat schon die Mitwelt Gerechtigkeit widerfahren lassen. Consalvi's Anordnungen wegen Erhaltung und Ausgrabung der Alterthümer, wegen Herstellung und Erweiterung der Museen, seine Beförderung der Kunstwerke aller Art, machten Rom unter P. VII. wieder zur Heimath aller Kunstfreunde. P.'s VII. Nachfolger Leo XII. (Hannibal della Genga, Cardinal), gewählt d. 27. Sept. 1823, läßt sich besonders die Herstellung der öffentlichen Sicherheit, für welche Consalvi zu wenig that, sehr angelegen sein. — S. „Vie politique et privée de Pie VII", von Simon (Paris 1823); „Esquisses historiques et politiques sur le pape Pie VII", von Guadet (Par. 1824); und in Rom ist s. Leben ausführlich dargestellt 1825 erschienen. Aus Aktenstücken und über die Zeitgeschichte sich verbreitend, ist die „Storia di Pontificato di Pio VII" (bis zum 24. Mai 1814; Veneb. 1815, 2 Bde.) das Hauptwerk. (20)

Pizarro (Francisco), der Entdecker und Eroberer von Peru, geb. zu Truxillo, war der natürliche Sohn eines spanischen Edelmanns. Völlig vernachlässigt, mußte er als Knabe die Schweine hüten. Dieser Behandlung müde, lief er davon und ward Soldat. Nachdem er einige Zeit in Italien gewesen, schiffte er sich mit andern Glücksrittern, die nach den Schätzen der neuen Welt dürsteten, zu Sevilla ein. Er machte alle Kriege auf Cuba und Hispaniola mit, und begleitete Ojeda auf s. Unternehmung nach dem Meerbusen von Darien und Balboa auf s. Zuge durch den Isthmus der Südsee. Bei diesen Gelegenheiten übertraf er Alle an Muth, Ausdauer und Unternehmungsgeist; und obgleich er so ununterrichtet war, daß er nicht lesen konnte, so ward er doch fähig gefunden zu commandiren. Kraft des Körpers und Geistes und eine reiche Erfahrung ersetzten ihm gelehrte Kenntnisse. Er hatte bereits einiges Eigenthum erworben, als Habsucht und Ehrgeiz ihn anspornten, mit Diego von Almagro und Hernando Luque sich zur Eroberung der

*) Napoleon auf St.-Helena nannte Pius VII. „un bon, doux et brave homme. C'était vraiment un agneau, un véritable homme de bien" u. s. w.

muthmaßlich reichen Länder an der Südseeküste zu vereinigen. Diese setzten ihr ganzes Vermögen an die Unternehmung, und P., als der unbegütertste, übernahm das Wagestück des ersten Versuchs. Im Nov. 1524 segelte er von Panama in einem einzigen Schiffe mit 112 Mann ab, um mit dieser schwachen Macht ein großes Reich zu stürzen. Er steuerte südöstlich, machte aber nur langsame Fortschritte, da Mangel und Krankheiten s. kleine Schar hinrafften. Er war in der übelsten Lage, als Almagro zu ihm stieß, der Panama mit 70 Mann verlassen hatte. Letzterer kehrte sogleich nach Panama zurück, um neue Verstärkungen zu holen, und kam mit diesen 1526 zu P. Sie drangen nunmehr gegen die Küste von Quito vor, wo sie die Anzeichen eines reichern Landes und gebildetere Einwohner fanden. Zugleich überzeugten sie sich, daß ihre Streitkräfte nicht hinreichend seien, ein so volkreiches Land anzugreifen. P. blieb daher so lange auf einer benachbarten Insel, bis Almagro abermals neue Mannschaften von Panama herbeiführte. Der Befehlshaber dieses Platzes aber sah die Unternehmung für ein tollkühnes Abenteuer an, und schickte P. den Befehl, mit seinen Mannschaften zurückzukehren. Allein dieser, entschlossen, in seinem Vorhaben zu beharren, suchte s. Soldaten zu gleichen Gesinnungen zu entflammen, und schloß damit, daß er mit s. Degen einen Strich auf dem Boden zog, und Diejenigen, die ihn zu verlassen wünschten, auffoderte, auf die andre Seite zu treten. Zu s. Kummer sah er sich von Allen bis auf 13 verlassen, mit denen er sich auf die entferntere Insel Gorgona begab, um abzuwarten, welchen Erfolg die Bemühungen s. beiden Freunde haben würden. Diese hatten endlich einige Mannschaften zusammengebracht und kamen damit nach 5 Monaten auf einem kleinen Fahrzeuge bei P. an. Sie schifften sich sämmtlich ein und waren so glücklich, die Küste von Peru zu entdecken. Sie stiegen bei der durch einen Palast der Inkas ausgezeichneten Stadt Tumbez aus. Hier sahen die Spanier genug, was sowol ihre Hoffnungen als ihre Habsucht erhöhte. Indeß mußten sie sich für jetzt begnügen, friedlich mit den Einw. zu verkehren. P. fuhr fort, die Küste zu untersuchen, und kehrte gegen das Ende 1527 mit einigen Proben von den Erzeugnissen und Reichthümern jener Länder nach Panama zurück. Da der Gouverneur sich auch jetzt nicht geneigt zeigte, ihre Eroberungspläne zu begünstigen, so ward beschlossen, daß P. nach Europa reisen sollte, um den Hof für ihren Plan zu gewinnen, und sich die erfoderlichen Würden und Vortheile in den zu erobernden Ländern zusichern zu lassen. Es gelang ihm, durch glänzende Beschreibungen von dem Reichthume der neu entdeckten Länder die Aufmerksamkeit Karls V. und s. Minister zu erregen. Ohne an s. beiden Theilnehmer zu denken, ließ er sich die Würde eines Statthalters und Generalcapitains in den zu erobernden Ländern und die Erlaubniß ertheilen, für diese zu machenden Eroberungen eine bestimmte Kriegsmacht, jedoch ganz auf eigne Kosten, auszurüsten. Aber seine Mittel waren, obgleich ihn der eben nach Spanien zurückgekehrte Cortez unterstützte, kaum hinreichend, die Hälfte der festgesetzten Mannschaft aufzustellen. Begleitet von seinen 3 Brüdern, kehrte er 1529 nach Panama zurück. Almagro gerieth über seine Treulosigkeit in die äußerste Wuth; P. wußte ihn jedoch zu versöhnen, und alle 3 Theilnehmer verbanden sich aufs neue unter der Bedingung gleicher Vortheile. Im Febr. 1531 segelte P. mit 3 kleinen Schiffen, worauf sich 180 Mann und unter diesen 36 Berittene befanden, wieder nach Peru ab. Er landete 100 Stunden nördlich von Tumbez und zog an der Seeküste hinauf. Die Feindseligkeiten, welche er bei s. Vorrücken an den Einw. auszuüben erlaubte, erbitterten diese; und bald sahen die Spanier sich dem drückendsten Mangel preisgegeben. Endlich kamen sie in eine Provinz, welche so große Beute darbot, daß P. bedeutende Schätze nach Panama und Nicaragua schicken konnte, um neue Abenteurer anzuwerben. Nachdem er die Insel Puna in dem Meerbusen von Guayaquil in s. Gewalt gebracht hatte, erreichte er Tumbez, wo er Verstärkung erhielt. Weiter südlich legte er die

erste spanische Colonie in Peru an, welcher er den Namen St.-Michael gab. Zu s. Glücke war das peruanische Reich damals durch einen Bürgerkrieg zwischen den beiden Söhnen des letzten Inkas, Huaskar und Atahualpa, getheilt. Er konnte deßhalb nicht nur fast ohne Widerstand vordringen, sondern wurde auch von beiden Theilen um Beistand gebeten. So wagte er es, mit 62 M. zu Pferde und 102 M. zu Fuß landeinwärts auf Caxamalca zu ziehen, wo Atahualpa mit einem ansehnlichen Heere lagerte. Da er sich für einen Freund ausgab, ward er auf s. Marsche von Niemand beunruhigt und konnte eine feste Stellung in der Stadt Caxamalca nehmen. Von da sandte er 2 Officiere in des Inka Lager, welcher sie gastfrei aufnahm und P. am folg. Tage zu besuchen versprach. Dieser aber entwarf den treulosen Plan, sich der Person des Inka zu bemächtigen, und führte ihn unter großem Blutvergießen aus. Als das Volk s. König in der Gefangenschaft sah, gerieth es in so große Bestürzung, daß es nicht den geringsten Versuch wagte, ihn wieder zu befreien; und während s. Abgesandten beschäftigt waren, das ungeheure Lösegeld zusammenzutreiben, das er für s. Freiheit geboten hatte, durchzogen die Spanier in kleinen Parteien das Reich bis in die entferntesten Provinzen. Endlich langte Almagro mit einer ansehnlichen Verstärkung an. Man theilte die Beute unter Anführer und Gemeine; des Habsüchtigsten Hoffnungen wurden weit übertroffen, aber Nichts konnte sie jetzt sättigen. Obgleich der Inka das versprochene Lösegeld entrichtet hatte, wollte ihn P. doch nicht frei geben, um noch mehr zu erpressen. Almagro aber, welcher glaubte, P. könnte ein solches Unterpfand zu seinem und seiner Soldaten besondern Vortheile benutzen, drang aus Eifersucht darauf, den unglücklichen Gefangenen zu tödten. Kein Gefühl der Ehre oder Menschlichkeit widersprach in P.'s Brust; vielmehr beschleunigte ein Zufall ihre Vollziehung. Atahualpa bewunderte die Schreibekunst der Europäer, von deren Natur er keine Vorstellung hatte. Einst ließ er sich von einem Spanier den Namen Gottes auf den Nagel seines Daumens schreiben, um zu sehen, ob jeder Spanier die Zeichen auf eine und dieselbe Weise verstehen würde. Er hielt ihn auch dem P. vor; dieser aber mußte beschämt gestehen, daß er nicht lesen könne, welche Unwissenheit dem Inka so schimpflich schien, daß er ihm s. Verachtung nicht verbergen konnte. Der engherzige P. beschloß, sich dafür zu rächen. Auf die falschesten Beschuldigungen wurde der unglückliche Fürst verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden, und als er sich aus Furcht vor einem so gräßlichen Tode dem Gebrauche der Taufe unterwarf, milderte man s. Strafe dahin, daß er öffentlich erdrosselt wurde. Die Regierung von Peru war jetzt soweit aufgelöst, daß den spanischen Eroberern kein kräftiger Widerstand mehr geleistet werden konnte. P., durch eine neue Schar von Abenteurern verstärkt, ging jetzt unter unbedeutenden Gefechten mit den Eingeborenen auf Cusco los und bemächtigte sich dieser Hauptstadt, in welcher er große Massen von Gold und Silber fand. Benelcazor, einer s. vornehmsten Officiere, eroberte zu derselben Zeit Quito. Als die Nachricht von diesen glücklichen Unternehmungen durch Ferdinand P. nach Spanien kam, erweiterte der König P.'s Statthalterschaft noch um 70 Stunden längs der Küste südwärts; Almagro aber wurde zum Statthalter eines weiten Bezirks südlich von dieser Grenze ernannt. Diese neuen Bestimmungen gaben zu Uneinigkeit Anlaß, welche jedoch für jetzt noch beigelegt wurde. Almagro unternahm die schwierige Eroberung von Chile, und P. beschäftigte sich mit der innern Einrichtung s. Statthalterschaft, wobei er viel Klugheit zeigte. Zugleich beschloß er, eine neue Hauptstadt in einer bequemern Lage als Cusco zu erbauen, und steckte in dem Thale Rimac, nicht weit von dem Hafen Callao, 1534 eine Stadt ab, die er Ciudad de los Reyes nannte, und die jetzt Lima heißt. Indeß erregten die Eingeborenen unter ihrem Inka, Manko Kapak, der aus der Gefangenschaft entkommen war, einen sehr ernstlichen Aufstand. Dieser benutzte die Vereinzelung der spanischen Truppen in den fernen Provinzen, und

Almagro's Abwesenheit in Chile, versammelte alle waffenfähige Peruaner, hob mehre Abtheilungen der Spanier auf und belagerte in Person Cusco, während ein andres Heer gegen Lima rückte. Cusco ward von P.'s 3 Brüdern, von denen Einer dabei umkam, mit einer Handvoll Spanier hartnäckig vertheidigt. Schon hatten die Peruaner die halbe Stadt im Besitz, als Almagro, der aus Chile zurückkehrte, in der Nähe erschien. Er war in der Meinung gekommen, daß Cusco zu s. Statthalterschaft gehöre; daher schlug er die Peruaner zurück, überfiel Cusco selbst, machte die beiden P.'s zu Gefangenen und nahm von der Stadt Besitz. Francisco P. hatte sich indeß mit großer Anstrengung in Lima behauptet und war bereits aufs Äußerste gebracht, als eine Überschwemmung die Belagerer zum Abzuge nöthigte. Sobald P. Verstärkung ansichgezogen hatte, schickte er Alvarado an der Spitze von 500 Mann zur Befreiung Cuscos ab, von dem er noch glaubte, daß die Peruaner es belagerten. Almagro zog ihm entgegen, besiegte s. Truppen und nahm ihn selbst gefangen. Dieser Unfall erschütterte P.'s Festigkeit; doch bot er die ganze Hinterlist s. Charakters auf, um die Fortschritte s. Nebenbuhlers zu hemmen. Zu dem Ende trat er mit ihm in Unterhandlung, während welcher sein Bruder Gonzalo und Alvarado Gelegenheit fanden, zu entkommen und noch 60 Mann mitzunehmen. Darauf schlug er einen Waffenstillstand vor, um ihre Streitigkeiten dem Ausspruche des spanischen Hofs zu unterwerfen. Der gutmüthige Almagro ließ sich bereden, auch P.'s andern Bruder, Fernandez, frei zu geben. Kaum aber sah P. seine Brüder in Sicherheit, als er die Maske abnahm und sie an der Spitze von 700 M. gegen Cusco schickte. Im April 1538 rückten beide Theile, jede die königl. Fahne führend, gegen einander und lieferten sich im Angesichte der über diese Zwistigkeiten im Stillen erfreuten Peruaner ein blutiges Gefecht. Almagro erlitt eine vollständige Niederlage, fiel in Gefangenschaft, und ward von P. zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Nun vertheilte P., wie ein Eroberer, Ländereien und Reichthümer unter s. Brüder und Anhänger. Almagro's Freunde dagegen, die dabei leer ausgingen, nährten den alten Haß gegen ihn, versammelten sich zu Lima um den Sohn ihres ehemaligen Anführers, und verschworen sich endlich gegen P.'s Leben. Am 26. Juni 1541 begab sich Herrada, einer der vornehmsten Officiere Almagro's, an der Spitze von 18 Mitverschworenen zur Mittagszeit, wo in diesen heißen Himmelsstrichen Alles zu schlafen pflegt, in den Palast des Statthalters. Sie kamen unbemerkt durch die Vorhöfe bis an die Treppe. P., der eben vom Essen aufgestanden war, befand sich mit einigen Freunden in einem großen Saale. Einer derselben, der auf das Geräusch an der Treppe herausgetreten war, wurde sogleich niedergestoßen; Andre sprangen zu den Fenstern hinaus. P. aber, s. Halbbruder Alcantara und 2 seiner treuesten Freunde, stellten sich, den Degen in der Faust, den Verschworenen entgegen und fielen sämmtlich, P. zuletzt, erschöpft von langer Gegenwehr. Er hatte sein 63. Jahr zurückgelegt, war aber noch in ungeschwächter Mannskraft.

Pizzicato (Musik) bedeutet in den Notenstimmen für Bogeninstrumente, daß gewisse Töne nicht mit den Bogen gestrichen, sondern mit den Fingern gerissen werden sollen; gewöhnlich folgt dann der Ausdruck coll' arco, welcher anzeigt, daß man den Bogen wieder gebrauchen soll.

Plafond, s. Deckengemälde.

Plagiat, Plagium, Menschenraub, im römischen Recht das Verbrechen, wodurch man sich des Sklaven eines Andern, um ihn diesem zu entziehen, oder eines Freien, um ihn zum Sklaven zu machen, bemächtigte. Nach deutschem Recht ist es die rechtswidrige Handlung, vermöge welcher man sich in den physischen Besitz eines Menschen setzt, jedoch ohne dabei Befriedigung der Wollust zu beabsichtigen. Dann wird auch der gelehrte Diebstahl, indem man eines Andern Gedanken und Worte für die seinigen ausgibt, darunter verstanden, und

welcher solchen Diebstahl begeht, Plagiarius genannt. Zu dem Letztern gehört jedoch, daß Jemand eines Andern Gedanken oder Erfindungen für seine eigne ausgibt, was sich nur dann sicher erweisen läßt, wenn die Bedingungen der eignen Erfindung ihm mangeln und die fremde Form zugleich angewendet worden ist.

Plan. Jedes menschliche Werk, welches einen gewissen Umfang hat und auf einen gewissen Werth Anspruch macht, will nach einem bestimmten Begriffe angeordnet sein. Diese Anordnung und Bestimmung der Theile eines Werks, welche aus dessen Zwecke hervorgehen muß, nennt man, insofern sie diesem Werke zum Grunde liegt, oder gelegt werden soll, den Plan. Jedes Werk von einiger Bedeutung muß daher planmäßig sein. Und dadurch unterscheidet es sich von der verworrenen Hervorbringung, welche der Zufall bestimmt. Aber damit ist nicht gefodert, daß der Plan überall von dem Werke abgesondert und vor demselben ausgearbeitet sein, noch weniger, daß er an dem Werke sichtbar hervortreten müsse. Das Erstere ist darum nicht nöthig, weil Der, welcher das Werk hervorbringt, den Plan auch in seinem Geiste vor oder mit der Ausführung des Werkes ausbilden kann. Nur ist es bei Werken, welche im Raume sichtbar dargestellt werden und eine gewisse Dauer fodern, wo also Grundfehler ebenfalls Dauer erhalten, und schwer, oft gar nicht zu verbessern sind (wie z. B. bei einem Gebäude, einem Frescogemälde), mehr noch als bei Werken, welche nur in die Zeit fallen, bei diesen aber, in Ermangelung energischer Geisteskraft, ebenfalls sehr rathsam und fast unumgänglich, einen besondern Plan zu verzeichnen. Diese Verzeichnung wird dann auch selbst Plan genannt. Das Zweite aber ergibt sich aus dem Verhältnisse der Regelmäßigkeit zur Schönheit. Letztere soll die Regel als ihre eigne, oder als ein Gesetz, welches der Künstler ohne Zwang befolgt, erscheinen lassen, aber es zugleich durch das eigenthümliche Leben, welches er seiner Hervorbringung gibt, verhüllen. (S. Correctheit.) Von der Erfindung des Planes und diesem selbst ist aber die Ausführung zu unterscheiden, die nicht immer dem Plane entspricht, oft auch darum, weil die Praktik mangelt, die den unvorhergesehenen Hindernissen entgegenzuwirken vermag. — Gibt der Plan aber die Mittel der Ausführung eines Werkes im Allgemeinen an, so gehört zu derselben Bestimmung des Verhältnisses der Theile zu einander und zu dem Ganzen.

Planetarium, eine Maschine, durch welche man die Bewegungen der Himmelskörper, besonders das wechselseitige Verhalten der Erde und des Mondes darstellen kann. Das erste Exemplar wurde dem Grafen Orrery gewidmet, daher die Maschine auch Orrerium genannt wurde.

Planeten, d. h. Irr- oder Wandelsterne, erhalten ihr Licht von den unbeweglichen Fest- oder Fixsternen. Schon Homer und Hesiodus kannten die Venus, aber als 2 verschiedene Sterne, als Abend- und Morgenstern; Demokrit vermuthete mehre Planeten; Pythagoras erkannte Abend- und Morgenstern als einen Einzigen an, und Eudoxus brachte im 4. Jahre v. Chr. die Kenntniß der Bewegungen der 5 alten Planeten von den Ägyptiern zu den Griechen. Zu diesen 5 alten Planeten: Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn, sind in den neuesten Zeiten noch 5 neue: Uranus, Ceres, Pallas, Juno und Vesta entdeckt worden, sodaß, Erde und Mond mit eingerechnet, jetzt 11 Hauptplaneten nebst 18 Nebenplaneten (Trabanten oder Monden) bekannt sind. Alle haben mit der Erde die Umdrehung um ihre eigne Axe (Rotation), wodurch Tag und Nacht entsteht, und ihre gemeinschaftliche Bewegung um die Sonne gemein, um welche sie in elliptischen, größtentheils unter kleinen Winkeln gegen die Ekliptik geneigten Bahnen (Planetenbahnen), von W. gegen O., in verschiedenen, von ihrer Entfernung von der Sonne abhängigen, Zeiten (Planetenjahren) ihren Umlauf vollenden. Über ihre scheinbaren Bewegungen, sowie über die daraus hergeleiteten wahren und die Mittel, ihre Größe und Bahnen kennen zu lernen, sind die im A. Astronomie nam-

haft gemachten Werke nachzusehen. Hier kann nur im Allgemeinen von Demjenigen die Rede sein, was unmittelbare Beobachtungen und Schlüsse über die mathematische und physische Natur der Planeten kennen gelehrt haben. Der nächste Planet bei der Sonne ist Merkur, gleichwol mehr als 8 Mill. Meilen von ihr entfernt. Er durchläuft seine Bahn um die Sonne in 88 Tagen, indem er in 1 Stunde $6\frac{7}{10}$ Meilen in derselben zurücklegt. Er ist der kleinste unter den 5 alten Planeten und wird von unserer Erdkugel an Größe 16 Mal übertroffen. Seine Umdrehungszeit um seine eigne Axe ist von Schröter (s. dessen „Hermograph. Fragen", 3. Bd., und „Beitr. zu den neuesten astron. Entd.", Gött. 1800) auf 24 Stunden bestimmt worden. Dem Merkur folgt in einem Abstande von 15 Mill. Meilen von der Sonne die Venus, die sich in 224 Tagen um die Sonne wälzt und in jeder Secunde $4\frac{3}{10}$ Meilen in ihrer Bahn zurücklegt. Sie dreht sich in 23 St. 21 Min. um ihre Axe, wie man aus Flecken auf ihrer Oberfläche erkannt hat. Auch sind Berge auf ihr beobachtet worden, deren Höhe zum Theil über 4 deutsche Meilen beträgt. Sie erleidet, von der Erde aus gesehen, einen ähnlichen Lichtwechsel wie der Mond, indem sie sich bald in vollem Lichte hinter der Sonne, bald halb oder sichelförmig erleuchtet, zu deren Seiten zeigt, oder uns endlich ihre Nachtseite zukehrt. An Größe ist die Venus der Erde ungefähr gleich und nähert sich ihr in ihrer Erdnähe bis auf 6 Mill. Meilen, kann aber auch bis auf 36 Mill. sich von ihr entfernen. Von einem Monde der Venus wissen wir bis jetzt nichts Sicheres, denn die vermeintliche Entdeckung eines solchen scheint auf Täuschung zu beruhen. Merkur und Venus erscheinen von Zeit zu Zeit als schwarze Punkte vor der Sonne, indem sie bei der Bewegung in ihrer Bahn, ebenso wie der Mond in den Sonnenfinsternissen, in die Ebene der Ekliptik eintreten, während sie in Conjunction oder Zusammenkunft mit der Sonne sind. Eine eigne Schrift zur nähern Kenntniß dieses Planeten besitzen wir ebenfalls von Schröter (s. d.). Von diesen beiden der Sonne näher als die Erde stehenden, und daher sogen. untern Planeten unterscheidet man die weiter entferntern als die obern. Der Erde nebst ihrem Monde (s. d.) folgt zunächst der Mars in einem Abstande von 32 Mill. Meilen von der Sonne. In seiner Bahn, die er überhaupt in 1 Jahr und 322 Tagen durchläuft, legt er in 1 Sekunde $3\frac{4}{10}$ Meilen zurück. Seine Kugel, die unter den Polen um $\frac{1}{16}$ ihres Durchmessers abgeplattet ist, dreht sich in 24 St. 39 Min. 1 Mal um ihre Axe, deren Neigung gegen die Ebene der Bahn 61 Grad beträgt. Der Mars ist beinahe 5 Mal kleiner als die Erde, und enthält bei einer weit geringern Dichtigkeit nur den 10. Theil an Masse. Auch werden öfters Flecken und Streifen auf dem Mars bemerkt, aus denen man auf eine starke Atmosphäre desselben schließen kann. Schröter hat diese Erscheinungen sehr sorgfältig beobachtet. (S. Bode's „Astron. Jahrb.", 1802, 1806 u. 1808.) Zwischen Mars und Jupiter befand sich nun eine den Astronomen längst schon aufgefallene Lücke, welche erst im Anfange dieses Jahrh. durch die Entdeckung 4 neuer Planeten ausgefüllt wurde. Am 1. Jan. 1801 entdeckte Piazzi zu Palermo die Ceres, die 58 Mill. Meilen von der Sonne entfernt, in 4 Jahren und 7 Monaten ihren Umlauf vollendet und in jeder Sekunde $2\frac{1}{2}$ Meile zurücklegt. Sie ist wegen ihrer geringen Größe nicht mit bloßen Augen sichtbar und erscheint nur als ein Stern 7. Größe. Dieser ersten Entdeckung folgte am 28. März 1802 die zweite durch Olbers in Bremen, nämlich die der Pallas. Diese vollendet ungefähr in derselben Entfernung von der Sonne und in der nämlichen Zeit wie die Ceres ihren Umlauf. Sie erscheint noch kleiner als diese, von 8. bis zu 10. Größe. Die Juno, die in 4 J. und 4 Mon. um die Sonne läuft, zeigt sich gewöhnlich als Stern von 8. Größe und wurde am 1. Sept. 1804 von Harding in Lilienthal entdeckt. Endlich entdeckte abermals Olbers am 29. März 1807 die Vesta, die von der 5. bis zur 7. Größe erscheint, und der Sonne etwas näher als Ceres, Pallas

und Juno, ihren Umlauf um die Sonne in 3 J. und 8 Mon. vollendet. (Vgl. Schröter's „Lilienthal. Beobacht. der neuen Planeten", Gött. 1805.) Jupiter, der größte unter den uns bekannten Planeten, in einem Abstande von 108 Mill. Meilen von der Sonne, durchläuft seine Bahn, in der er $1\frac{9}{10}$ Meilen in der Sekunde zurücklegt, in 11 J. und 314 Tagen, begleitet von 4 Monden (entdeckt von Galilei zu Florenz d. 7. Jan. 1610), von denen der größte im Durchmesser fast halb so groß als unsere Erde ist. Jupiter selbst ist $11\frac{1}{3}$ Mal im Durchmesser größer als die Erde, seine Oberfläche ist aber 130 Mal und sein Inhalt 1474 Mal größer als der der Erde. Er dreht sich in 9 St. 56 Min. um seine um 87 Grad gegen seine Bahn geneigte Axe, und ist an den Polen um $\frac{1}{14}$ seines Durchmessers abgeplattet. Seine Oberfläche zeichnet sich stets durch mehre dem Äquator parallele Streifen aus. (Vgl. darüber und über a. Merkwürdigkeiten dieses Planeten den 1. und 2. Bd. von Schröter's „Beitr. zu der neuesten astron. Entdeckung", Berl. u. Gött. 1788, 1798.) In einer fast doppelten Entfernung, in einem Abstande von 199 Mill. Meilen von der Sonne, durchläuft Saturn seine 1280 Mill. Meilen lange Bahn in 29 J. und 169 Tagen, begleitet von 7 Monden (deren 5 schon im 17. Jahrh. von Huyghens und Cassini, und 2 1789 von Herschel entdeckt worden) und einem sehr merkwürdigen doppelten Ringe, der in einer Entfernung von 5800 Meilen von der Oberfläche des Saturns als ein freies Gewölbe von 6000 Meilen Breite über ihm schwebt; dieser Ring vollbringt, nach Herschel, seine Rotation in 10 St. 30 Min., während Saturn selbst 10 St. 18 Min. dazu gebraucht. Jedoch stimmen die Astronomen in den diesfallsigen Angaben nicht überein. (Vgl. Bode's „Sternkunde", 3. A., Berl. 1808, 1. Bd., und Schröter's „Chronogr. Fragmente", Gött. 1808.) Endlich wurde am 13. März 1781 durch Herschel's Entdeckung des Uranus die Kenntniß unsers Sonnensystems um das Doppelte erweitert, denn dieser Planet ist 400 Mill. Meilen von der Sonne entfernt und durchläuft seine Bahn, von 6 Trabanten begleitet, in 84 J. 9 Tagen, während er in jeder Sekunde $\frac{9}{10}$ Meilen zurücklegt. Seine Kugel ist 83 Mal größer als die Erde, hat aber nur 19 Mal mehr Masse als diese. (S. Bode, „Von dem neu entdeckten Planeten", Berl. 1784.) Um die großen Entfernungen der Planeten von der Sonne durch eine sinnliche Vorstellung begreiflicher zu machen, bedient man sich häufig der Vergleichung mit der Geschwindigkeit einer Kanonenkugel, die in 1 Minute $1\frac{1}{2}$ Meilen zurücklegt. Mit dieser Geschwindigkeit würde die Kanonenkugel von der Sonne aus zum Merkur in $9\frac{1}{2}$, zur Venus in 18, zur Erde in 25, zum Mars in 38, zur Vesta in 60, zur Juno in 66, zur Ceres und Pallas in 69, zum Jupiter in 130, zum Saturn in 238 und zum Uranus in 479 Jahren gelangen, während sie den Weg von der Erde zum Monde schon in 23 Tagen zurücklegen würde.

Planiglobium, s. Planisphärium.

Planimetrie, der Theil der Geometrie (s. d.), welcher sich mit Ausmessung und Vergleichung der Flächen beschäftigt.

Planisphärium, Planiglobium. Diese beiden gleichbedeutenden Ausdrücke bezeichnen die Darstellung einer Halbkugel, z. B. der Himmels- der Erdhalbkugel, auf einer ebenen Fläche, wie jeder geograph. Atlas eine solche Verzeichnung der östl. u. westl., oder der nördl. u. der südl. Halbkugel zu geben pflegt. Über die dabei anzuwendenden Darstellungsarten (Projectionen) vergl. Landcharten. Ausführlichere Anweisungen ertheilt Mayer's „Unterricht zur praktischen Geometrie", 4. Th. (Erlang. 1804, m. Kpfrn.).

Planta (Joseph), Literator, geb. d. 21. Febr. 1744, aus einem alten Geschlecht in Graubündten, erhielt seine erste Bildung in London, wo sein Vater ein geistliches Amt bekleidete, studirte zu Utrecht und Göttingen, machte Reisen im mittägigen Europa und lebte eine Zeitlang in Frankreich. 1773 wurde er Hülfs-

bibliothekar am brit. Museum, und 1799, nach Dr. Morton's Tode, königl. Oberbibliothekar und erster Aufseher des Museums, der Handschriften und des Münzcabinets. Als solcher hat er den genauen und reichhaltigen Katalog der Handschriften der Cottonianischen Bibl. verfaßt, und durch die Art, wie er sein wichtiges Amt verwaltete, die allgemeinste Achtung erworben. Die königl. Ges. der Wiss. zu London ernannte ihn zu ihrem Mitgl. und zu ihrem Secretair. Schätzbare Abhandlungen von ihm, z. B. über die romanische Sprache Graubündtens, über die Runen- oder skandinav. Sprache, stehen in den „Philosoph. transactions". Seine Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft (1800, 2 Bde, 4.) ward 2 Mal aufgelegt. Sein letztes Werk ist eine kurze Gesch. der Wiederherstellung des schweizerischen Freistaats. Er starb d. 3. Dec. 1827 zu London, 84 J. alt. — Ein Sohn von ihm ward im Depart. d. auswärt. Angeleg. angestellt, vom Lord Castlereagh in allen Verhandlungen auf dem festen Lande gebraucht und hierauf zum Unterstaatssecretair ernannt.

Plantagenet, s. Großbritannien.

Planzeichnen, s. Situationszeichnung.

Plastik oder **Bildnerei**, im weitern Sinne, die Kunst, aus harten oder weichen Massen Formen und Gestalten zu bilden, diese mögen nun aus Thon, Holz, Stein oder Metall verfertigt, runde oder halb erhabene Arbeit sein. Man unterscheidet 3 Gattungen derselben: 1) Die Formkunst, oder die Kunst, Figuren aus weichen Massen (Thon, Wachs, Gyps, Weizenmehl) zu bilden, Artem plasticam, Plastik, nach der ersten Bedeutung des griech. Worts πλάσσω. Sie hat auch die Bildhauerei vorbereitet, wie noch jetzt Modelle von weichen Massen gebildet werden. 2) Die Bildhauerei, oder die Kunst, Bildsäulen aus härtern Massen (z. B. Kalktuffe, Kalksteine, Sandsteine, Alabaster) zu bearbeiten, Artem statuariam. 3) Die Bildschnitzekunst, Sculptura, welche Arbeiten in Holz und Elfenbein begreift. Die Materialien, welche die Künstler der alten Zeit hauptsächlich zu ihren Bildwerken brauchten, waren: 1) Thon. Der Sicyonier Dibutades erfand zuerst unter den Griechen, Bilder aus Thon zu fertigen; man bearbeitete ihn mit dem Griffel und den Fingern, vornehmlich den Nägeln. Man hat noch uralte ägyptische und griech. Kunstwerke aus Thon und gebrannter Erde; sie wurden gewöhnlich gemalt. 2) Gyps. Man bediente sich des Gypses zu Stukkaturarbeiten, dergleichen man noch in antiken Gebäuden findet, z. B. in einigen Zimmern der Villa Hadriani zu Tivoli, in den Bädern des Titus, in verschiedenen alten Gräbern, in den Gebäuden zu Pompeji ꝛc. Die Kunst, Bildnisse in Gyps abzugießen, lernten die Griechen erst spät kennen. Lysistratus, des Lysippus Bruder, ein Zeitgenosse Alexanders, erfand sie. Kein Künstler neuerer Zeit hat größere Sorgfalt darauf verwendet, als der für schöne Formen so feinsinnige Mengs, er ließ unter seinen Augen die ausgesucht schönen Gypsabgüsse verfertigen, welche in Dresden eine sehenswürdige Sammlung bilden, die unter der Bildergalerie geschmackvoll geordnet aufgestellt ist. Eine ähnliche Sammlung vom ihm, doch weniger zahlreich, befindet sich in Madrid. 3) Wachs. Der oben genannte Lysistratus erfand die Kunst, Bilder aus Wachs zu gießen. Die Römer formten ihre Imagines aus diesem Stoffe. 4) Holz. Von den ältesten Zeiten an, bis zur Periode der schönen Kunst, arbeiteten die Griechen viel in Holz. Den Siegern in den olympischen Spielen wurden Statuen aus Holz gesetzt. Manche Götterbilder wurden aus den ihnen geweihten Holzarten gefertigt; Jupiter's Bildniß aus Eichenholz, Apollo aus Lorber-, Pluto aus Ebenholz ꝛc. 5) Elfenbein. Die Bearbeitung des Elfenbeins zu Kunstsachen ist sehr alt. Schon zu den Zeiten des trojanischen Kriegs waren Waffen und Geräthe mit Elfenbein geziert. Zur schönsten Zeit der Kunst arbeiteten die Griechen viel in Elfenbein, sogar die berühmtesten Kolossen wurden daraus gefertigt. Die nackten Theile des olympischen Jupiters und der Minerva

im Schlosse zu Rhein waren auf Befehl des Herzog Ernst des Frommen Bücher, Gemälde und Schmuck hier hin gebracht. Und schon diese Sammlung war ein Grund, daß Rhein ein Ort der Musen genannt wurde. Aber noch mehr. Es war ein Ort, wo sich Gelehrte und Künstler gern aufhielten, wo sie Gastfreundschaft und Unterstützung fanden. Auch Wolff kam oft dahin. Hier lernte er auch die beiden Brüder Johann und Christoph Cellarius kennen, welche Söhne des Professors Cellarius in Weißenburg waren. Beide hatten unter Wolff studiert und waren ihm sehr zugethan. Christoph Cellarius, der jüngere, war Professor der Beredsamkeit in Halle, wo er 1707 starb. Johann Cellarius, der ältere, war Professor der Geschichte und Beredsamkeit in Rhein, wo er 1707 starb. Er war ein Freund Wolffs, und dieser hielt ihm die Leichenrede. Wolff hatte auch Gelegenheit, den Herzog Ernst den Frommen kennen zu lernen. Dieser war ein Freund der Gelehrten und Künstler. Wolff hatte ihm seine Schrift über die Mathematik überreicht. Dieser ließ ihn zu sich kommen, und Wolff mußte ihm seine Ansichten über die Mathematik auseinander setzen. Er gefiel ihm so gut, daß er ihn zu seinem Hofmeister machte. Wolff nahm diese Stelle an, und ging mit seinen Zöglingen nach Gotha. Hier blieb er 3 Jahre. Er hatte Gelegenheit, die Bibliothek und Kunstkammer des Herzogs zu benutzen. Auch hatte er Gelegenheit, mit den Gelehrten, welche sich am Hofe aufhielten, Umgang zu pflegen. Unter diesen war auch Seckendorf, der Verfasser des Buches: Christenthum Lutheri. Dieser war ein Freund Wolffs. Wolff hatte ihm seine Schrift über die Mathematik überreicht. Seckendorf hatte sie dem Herzog gegeben, und dieser hatte sie gelesen. Wolff hatte sich auch mit Seckendorf über die Mathematik unterhalten. Seckendorf hatte ihm gesagt, daß der Herzog seine Schrift gelesen habe, und daß er sie gut finde. Wolff hatte sich darüber gefreut, und hatte sich gedacht, daß er nun wohl Gelegenheit finden werde, dem Herzog seine Ansichten über die Mathematik auseinander zu setzen. Allein es kam anders. Der Herzog sprach nie mit ihm über Mathematik. Wolff hatte sich also vorgenommen, ihn darüber anzureden. Allein er konnte es nicht über sich gewinnen, weil er sich vor dem Herzog fürchtete. Er hatte sich vorgenommen, ihn darüber anzureden, weil er sich vorgenommen hatte, ihn darüber anzureden

Eisen. Dieses Metall kam zuletzt in Gebrauch. Das Eisen wird höchst selten gediegen gefunden und seine Bearbeitung erfodert viel Mühe. Statuen aus einer Mischung von Eisen und Erz zu gießen, verstanden die Alten auch. Glaukus erfand die Kunst, in Eisen zu gießen; zu Delphi waren Weihgeschenke von ihm. In unsern Zeiten brachte man es sehr weit in dieser Kunst; namentlich in der k. preuß. Eisengießereien und auf dem Lauchhammer bei Mückenberg, welchem der verdienstvolle königl. sächsische Conferenzminister, Graf v. Einsiedel, der 1810 starb, einen seltenen technisch-künstlerischen Ruf gegeben hat. (Über die Geschichte der Bildhauerkunst s. d.)

Plastisch. Man pflegt die Künste des äußern Sinnes (s. Kunst) nach 2 Hauptsinnen, Gesicht und Gehör, zu classificiren. Für das Plastische aber vereinigt sich mit dem deutlichsten der Sinne, dem Gesicht, auch der gründlichste, das Gefühl. Das Gesicht ist nur eine verkürzte Formel des Gefühls. Der Sinn des Gesichts wirkt flach, er spielt und gleitet auf der Oberfläche mit Bild und Farbe umher, er borgt von andern und baut auf andre Sinne, ihre Hülfsbegriffe müssen ihm Grundlage werden, die er mit Licht umglänzt. Wenn auf dem Gemälde die Figuren anfangen sich zu beleben; wenn es ist, als ob sie hervorgingen und Gestalten würden, da möchte man gleichsam nach ihnen greifen, der Traum wird Wahrheit. Dies ist der Triumph des Malers; durch seinen Zauber sollte Gesicht fast zum Gefühl werden, sowie bei ihm das Gefühl Gesicht ward. Anders ist es im Plastischen; hier lernen wir schöne Form kennen, die nicht Farbe, nicht kunstvolles Spiel der Proportion, des Lichts und Schattens, sondern dargestellte, tastbare Wahrheit ist. Die schöne Linie, die hier immer ihre Bahn verändert, die nie gewaltsam unterbrochen, nimmer ruhend, nimmer fortschwebend, in dem dargestellten Körper den Guß, die Fülle, das sanft verblasene Leibhafte bildet, das nie von Fläche, von Ecke oder Winkel weiß; diese Linie kann so wenig flache Tafel als Kupferstich werden. Das Gesicht zerstört die schöne Bildsäule, statt sie zu schaffen, unmöglich kann es also Mutter dieser Kunst sein. Sehet jenen Kunstfreund, der um die Bildsäule wandelt! er thut Alles, um zu schauen, als ob er tastete. Er gleitet umher, er hat nicht einen Gesichtspunkt, wie beim Gemälde, weil tausende ihm nicht genug sind, weil, sobald es eingewurzelter Gesichtspunkt ist, das Lebendige Tafel wird und die schöne, runde Gestalt sich in ein kaltes Vieleck zerstückt! Sein Auge wird Hand, der Lichtstrahl Finger, oder vielmehr seine Seele hat einen noch viel feinern Takt, um das Bild begreifend in sich zu fassen. Einen Sinn haben wir, welcher Theile außer sich neben einander, einen andern, der sie nach einander, einen dritten, der sie in einander erfasset: Gesicht, Gehör und Gefühl. Theile neben einander geben eine Fläche; nach einander sind am reinsten und einfachsten die Töne; Theile zugleich in und neben einander sind Körper oder Formen. Alle diese 3 Gattungen, aus denen unsterblich blühende Töchter, die Künste, emporwuchsen, verhalten sich wie Raum, Zeit und Kraft zu einander, diese 3 größten Medien der Schöpfung, mit denen sie Alles faßt, Alles umschränkt. Die Malerei soll mit ihrem Zauber die volle, große Tafel der Natur mit allen ihren Erscheinungen in ihrer schönen Sichtbarkeit schildern. Bei der Bildnerei ist Eins Alles, und Alles nur Eins. Wo Seele einen edeln Körper durchhaucht und die Kunst wetteifern kann, Seele im Körper darzustellen, Götter, Menschen und edle Thiere, da bilde sie; hier ist das Gebiet der Plastik. Die Bildnerei ist Wahrheit, die Malerei Traum, aber zugleich Offenbarung des Himmels, sowie jene mehr Offenbarung der Erde ist; Bildnerei ist ganz Darstellung, die Malerei ist erzählender Zauber: wie ein körperloser Engel, der in Licht gekleidet uns erscheint, zieht sie uns mit sich fort nach himmlischen Höhen, statt daß bei der Plastik Götter, in die reinsten Idealformen menschlicher Gestalten gekleidet, mitten unter uns zu treten scheinen. Darum ist diese die Kunst des sinnlichern Alterthums; jene konnte ihre höch-

in einem und in derselben Zeitwort: Er kommt auf die Schule. Er kommt auf die Universität. Der Ausdruck dieser Art ist in Deutsch sehr schwer, weil es Wörter und Sätze gibt, die in einer Sprache gut sind, und in der andern nicht. Z. B. Er kommt auf die Schule, heißt im Deutschen: Er geht in die Schule, und Er kommt auf die Universität, heißt: Er geht auf die Universität. Er kommt auf die Schule, heißt im Deutschen: Er kommt in die Schule. Er kommt auf die Universität, heißt: Er kommt in

wirkt sie reine Harmonie, ruhiges Gleichgewicht in der Seele, die sich ihrem Eindrucke hinzugeben vermag. Sinnenzauber ist bei ihr weniger thätig als bei andern Künsten, weil sie die beiden lebhaftesten Reize, Farbe und Ton, entbehrt; aber still und bleibend ist ihr Eindruck, ernst und beruhigend. — Diese Analyse des Plastischen und Malerischen erklärt zugleich, worin das Verdienst des Historikers und Dichters, vorzüglich des epischen und dramatischen, bestehe, wenn man ihre Darstellungen als plastisch rühmt und denselben Objectivität beilegt.

Plata, der Silberfluß, ein großer Strom in Südamerika, eigentlich Paraguay, hierauf, nachdem er den Parana aufgenommen hat, Parana, und nach der Vereinigung mit dem Urucuay, Rio de la Plata genannt, der u. d. N. in einer Breite von 20 Meilen in das atlantische Meer fließt. Die Länge s. ganzen Laufs beträgt 500 Meilen. Außer den genannten Flüssen nimmt er auch den Pilcomayo, Bermejo und Salado auf. Die Quellen des Paraguay sind 13° 30′ N. Br., nördlich von Cujaba und nordöstlich von Villa Bella in viele Zweige getheilt und bereits vollkommene Flüsse, welche sich auf ihrem südl. Laufe nach und nach vereinigen und das Bette von jenem sehr großen Flusse bilden. Wegen der Menge Klippen, Wasserfälle und der sich durchkreuzenden Ströme ist der Paraguay für die Schiffe äußerst gefährlich. Der Parana ist tiefer als der Plata und Urucuay, und den ihn Befahrenden weder durch so viele Sandbänke wie der Plata, noch durch so viele Felsen wie der Urucuay gefährlich.

Plata, la, die Union der Plataſtaaten, Republica argentina (vom Silberstrome), ist ein aus dem spanischen Vicekönigr. Rio de la Plata, oder Buenos-Ayres, das 1776 aus Theilen von Peru und Chile und dem span. Paraguay errichtet worden war, 1816 entstandener Föderativstaat in Südamerika, dessen demokratische Verfassung noch nicht ausgebildet ist. Über die Entdeckung und den ersten Anbau dieses Landes s. **Südamerika vor der Revolution**, und über die Geschichte des Abfalles von Spanien seit 1810 s. **Südamerikanische Revolution**. 1827 zählte die Union 14 Staaten, darunter **Buenos-Ayres** (s. d.) mit der Hauptstadt gl. N., dem Sitze des Congresses, der wichtigste ist; unter den übrigen sind Cordova, Mendoza, S.-Juan, S.-Luis, Santa-Fé (mit der Hauptst. gl. N.), ferner Tucuman, Salta, Entre Rios und Corrientes zu bemerken. **Paraguay** (s. d.), Potosi u. a. Provinzen haben sich von der Plata-Union getrennt. Diese zählt auf 50,000 □M. nicht 2 Mill. Einw., darunter 500,000 Kreolen von span. Abkunft, 600,000 Mestizen, 800,000 Indios und 25,000 Neger. Alle 14 Staaten senden 43, auf 4 Jahre gewählte, Deputirte zum Congresse. Ein Ausschuß desselben empfahl 1826 den einzelnen Provinzen die ehemal. Centralregierung wiederherzustellen, weil die Bevölkerung (kaum 500,000 Bürger) zu schwach sei, 14 einzelne und eine Föderativregierung zu bilden. Die vollziehende Gewalt hat ein Präsident, seit d. 19. Febr. 1826 D. Bern. Ribadavia. Die Einkünfte belaufen sich etwa auf 5½ Mill. Gld., die Staatsausgaben ebenso hoch, die Staatsschulden auf 18—20 Mill. Gld. Durch den Krieg mit Brasilien wegen der **Banda-Oriental** (s. d.), oder der Provinz Cisplatana, welche ehemals nebst Monte-Video zu dem Vicekönigr. Rio de la Plata gehört hatte, und durch die Sperrung der Platamündung ist die von den meisten europ. Staaten anerkannte Republik noch tiefer verschuldet. Die Landmacht besteht aus 30,000 Mann. Die Flotte zählt 20 Segel. — Die Plata-Union grenzt gegen N. an Peru und Brasilien, gegen O. an das atlantische Meer, gegen S. an Patagonien und gegen W. an Chile und Peru. Die großen Flüsse Paraguay, der Parana und Urucuay (nach ihrer Vereinigung **La Plata**), der Rio Salado, Mamore, Pilcomayo ꝛc., bewässern dieses Land, dessen westl. und nördl. Theil viele Berge hat, indem große Ketten der Anden an demselben hinziehen und mehre Zweige weit ins Land hineingehen. Der östliche Theil enthält unabsehbare Ebenen (**Pampas**,

ſ. d.), Moräſte, Wälder, trockenes mit Holz bewachſenes Sandland, auch Salz- und Salpeterſtriche, wo das Erdreich nach jedem Regen ganz weiß von Salpeter anſchießt und auch die Quellen und Bäche ſalzig werden. Der Boden iſt aber auch in vielen Gegenden ſehr fruchtbar. Das Klima iſt gemäßigt und milde. Regen fällt in ungeheurer Menge und erzeugt eine feuchte Atmoſphäre, ſodaß z. B. in Buenos-Ayres alles Hausgeräthe in kurzer Zeit verdirbt. Das Land ernährt eine ungeheure Menge von Rindvieh, davon man nur die Haut, den Talg und das Fett benutzt und jährlich gegen 1 Mill. Häute ausführt. Es ſind Meiereien, deren Beſitzer 50,000, ja 100,000 Stück Rindvieh auf die unermeßlichen Weiden treiben. Ebenſo ausgebreitet iſt die Pferdezucht. Die Pferde ſtammen von den wenigen ab, welche die Spanier zuerſt in das Land brachten. Dieſe haben ſich ſeit 300 Jahren ſo vermehrt, daß ganze Ebenen von 200 □M. mit herumirrenden Pferden bedeckt ſind, von denen Jeder ſich ſo viele zueignen kann, als er will. Auch Maulthiere werden in Menge gezogen, wovon jährlich 70 — 80,000 Stück nach Peru gebracht werden. Ebenſo beträchtlich iſt die Schafzucht. Die Hütung der Schafe und Ziegen iſt den dazu erzogenen Hunden überlaſſen, die die Heerden des Morgens austreiben, ſie hüten und vertheidigen und des Abends von ſelbſt in den Stall bringen. Doch wird die Wolle, welche der ſpaniſchen an Güte wenig nachgibt, bloß für den einheimiſchen Bedarf und für Peru verarbeitet. Dieſer großen Viehzucht und dem Überfluſſe an wilden Ochſen und Pferden ſchreibt man es zum Theil zu, daß die Spanier das Land nicht beſſer anbauen, weil dadurch die Weideplätze geſchmälert und folglich die Heerden des wilden und zahmen Viehes vermindert werden müßten. Außerdem gibt es Raub- und Speiſewild, eine Menge ſeltener Vögel, Fiſche, Bienen, Cochenille, Getreide, Mais, Flachs, Hanf, Pataten, Maniok, Paraguaythee vom Kaabaume, Zucker, Obſt, Südfrüchte, Wein, Rhabarber, Ipekakuanha, Indigo, Taback, Vanille, Baumwolle, Kopaiabäume, Arakatſch (deren Wurzel ein ſchmackhaftes Mehl gibt), große Waldungen von Palmen und Cedern (nur vom Rio de la Plata bis zur Magellansſtraße findet man, mit Ausnahme von Pfirſichbäumen, weder Baum noch Strauch). Man findet Gold, Silber (vgl. Potoſi), Eiſen, Salpeter, Marienglas, Seeſalz ꝛc. Die Ureinwohner, die Indianer, haben ſich nur zum kleinen Theile unterworfen und das Chriſtenthum angenommen, die meiſten leben wild und unabhängig, ihren väterlichen Sitten und ihrer Naturreligion getreu. Von Letztern gibt es eine Menge Völkerſchaften, deren jedoch mehre kaum 100 Krieger ſtellen können. Die meiſten wohnen jetzt in andern Gegenden, als zur Zeit der Ankunft der Spanier. Sie haben großentheils ſchwere Sprachen, die ſie meiſtens durch die Kehle oder Naſe, und überaus leiſe, folglich um ſo unverſtändlicher ſprechen. Manches Wort enthält 20 und mehr Buchſtaben. Kunſtfleiß fehlt, bis auf Bergbau und einige Wollenzeuchweberei, ganz. Der Handel ſowol zur See, als auch zu Lande mit Peru und Chile, iſt bedeutend. Vgl. des Domherrn Funes „Historia civil del Paraguay, Buenos-Ayres y Tucuman" (Buenos-Ayres 1825); „Historical, political and statistical account of the United Provinces of la Plata", von Don Ygnacio Nuñez (a. d. Span., Lond. 1825); des Cap. Head (der 1824 fg. die Bergwerke in den Plataſtaaten und in Chile unterſuchte, aber nichts Erfreuliches berichtete) „Journey across the Pampas and among the Andes" (Lond. 1826); John Miers's „Travels in Chile and la Plata" (Lond. 1826, 2 Bde.) und die hiſtor. Einleit. zu der „Span. Conſtitution der Cortes und der Conſtit. der Verein. Provinzen von Südamerika" (Lpz. 1820).

Platää in Böotien, durch die Schlacht berühmt, in welcher 479 v. Chr. die Perſer unter Mardonius von den Griechen geſchlagen wurden. Als nämlich Xerxes durch die Liſt des Themiſtokles, wie durch die Tapferkeit der vereinten Griechen bei Salamis den empfindlichſten Verluſt erlitten hatte, kehrte er zwar mit

dem größten Theile seiner Massen zurück, allein unter dem Befehlshaber Mardonius blieben im Winter von 4⅞ v. Chr. 300,000 M. in Thessalien stehen, welche den Unterhandlungen, die ihr Feldherr mit den Griechen anknüpfte, Nachdruck geben sollten. Als diese Unterhandlungen, die besonders Athen die schönsten Aussichten zeigten, an dem Freiheitssinne der Athenienser scheiterten, so drang er endlich nach Attika selbst vor und verwüstete Alles mit Feuer und Schwert. Allein mit jedem zerstörten Tempel stieg der Ingrimm der indeß sich sammelnden griech. Scharen, und als diese sich über 100,000 M. stark unter dem Lacedämonier Pausanias und dem gerechten Aristides vereint hatten, schwuren sie feierlich, ihr Leben nicht höher als ihre Freiheit zu achten, und ihre Führer nicht im Leben, noch im Tode zu verlassen. Dann aber drangen sie gegen die Masse des persischen Heeres vorwärts, und als dieses bei dem Städtchen Platää festen Fuß gefaßt hatte, trafen beide Heere am 25. Sept. 479, auf einander. Der Verlust der Griechen war unbedeutend. Mardonius blieb; von seinem Heere entrann kaum der 10. Theil, und von diesem sah fast keiner sein Vaterland wieder. Von dem Augenblicke an war Griechenland von Persiens Einfällen verschont, zumal da an demselben Tage an Asiens Küste, beim Vorgebirge Mikale, die Reste der Flotte, die aus der Schlacht von Salamis entkommen waren, ihren Untergang in einem Treffen fanden, das der Athener Xanthippus und der Sparter Leotychides ihnen lieferte. Die Einw. von Platää hatten in dieser Schlacht so wacker gefochten, wie in der ersten bei Marathon. Seitdem suchten die persischen Sultane ihren Einfluß auf Griechenland insofern geltend zu machen, daß sie die einzelnen Freistaaten unter einander aufhetzten, um sie abzuhalten, nicht etwa selbst in Asien einzubrechen und hier Rache für die Raubzüge des Darius und Xerxes zu nehmen: eine Sache, die, als ganz Griechenland unter Philipp von Macedonien vereint war, beschlossen und unter Alexander ausgeführt wurde.

Platform (Plateforme), in der Baukunst, eine Reihe von Balken, welche das Zimmerwerk eines Dachs tragen, und auf dem Rande der Mauer aufliegen, von wo das Gebälk aufgerichtet wird. Auch wird dieser Ausdruck für eine Art von Terrasse oder flachen, offenen Platz über einem Gebäude, von wo aus man eine freie Aussicht auf die Umgegend hat, gebraucht. Man sagt daher von einem Gebäude, daß es mit einer Platform bedeckt sei, wenn es oben platt ist und keinen Forst hat. Die Häuser der Alten waren von dieser Art, und noch jetzt die Häuser der Morgenländer. In der Kriegssprache heißt Platform eine Erhöhung, worauf ein Geschütz gestellt wird, um auf den Feind zu feuern (Bettung, Stückbettung); dergleichen sind die sogen. Katzen auf der Mitte der Courtinen. Auf dem Walle ist immer eine Platform, welche gebildet wird, indem man entweder Erde auf den Wall aufhäuft, oder Bohlen so zusammenfügt, daß sie allmälig aufwärts gehen, um das Geschütz heraufrollen zu können. Die Erfahrung lehrt, daß nur dann eine Kanone einen sichern Schuß thun kann, wenn sie auf einer festen Unterlage steht.

Platin. Dieses Metall hat sich bis jetzt nur im gediegenen Zustande gefunden. Seine Farbe ist stahlgrau, der Glanz metallisch, dehnbar. Specifisches Gewicht = 16 — 20. Es ist bis jetzt nur in kleinen, platten Körnern, welche selten die Größe kleiner Geschiebe erreichen, im Sande, zugleich mit Gold und Magneteisensand, in Brasilien, in Neugranada, auf St.-Domingo und seit 1822 auch in Sibirien vorgekommen. Theils ist dies gediegene Platin rein, theils mit andern Metallen verbunden. Das reine ist silberweiß, weniger glänzend als Silber, härter als Kupfer, und nächst dem Golde das dehnbarste Metall, sein specifisches Gewicht beträgt 21, 3. Es ist in der Weißglühhitze schweißbar, aber im höchsten Grade strengflüssig, und bei gewöhnlichem Feuer nicht zu oxydiren. Man nimmt 2 Verbindungen des Platins mit Sauerstoff an. Von allen Säu-

ren ist nur das Königswasser im Stande, das Platin zu oxydiren; das gebildete Oxyd wird jedoch von den meisten Säuren aufgelöst, und aus seinen Auflösungen durch alkalische Salze zum Theil präcipitirt. Die Darstellung des reinen Platins ist bis jetzt nur auf nassem Wege möglich gewesen, und wenn auch nicht schwierig doch kostspielig. — Die edeln Eigenschaften dieses Metalles, seine Unschmelzbarkeit, Feuerbeständigkeit, und seine Unzerstörbarkeit durch die meisten Reagentien geben ihm einen sehr hohen Werth, zumal für chemische und physikalische Geräthschaften. Der Gebrauch des Platins wird immer wichtiger. Bekannt sind seine Anwendungen zu Tiegeln, Löffeln, Zangen, Blitzableiterspitzen, Normalmaßen, Teleskopspiegeln, Gewehr- und Geschützzündlöchern, Blech, Draht ꝛc.

Platner (Ernst), D. der Medicin, der Physiologie und der Philosophie ordentl. Prof. zu Leipzig, k. sächs. Hofrath und mehrer gelehrten Ges. Mitglied, geb. d. 11. Jun. 1744 zu Leipzig. Sein Vater, der durch gehaltreiche und in schönem Latein geschriebene medicinische Werke berühmte Johann Zacharias P. (geb. zu Chemnitz 1694, gest. zu Leipzig 1747), war Hofrath und Dechant der medicinischen Facultät. Nachdem der Sohn auf J. A. Ernesti's Anrathen, der eine bloß im mütterlichen Hause vollendete Erziehung nicht geeignet fand, die Schule in Altenburg und Gera besucht hatte, bezog er 1762 die Universität zu Leipzig, wurde 1766 Magister, erwarb sich das Recht Vorlesungen zu halten, und promovirte 1767 zum Doctor der Medicin. 1768 ging er nach Strasburg und Paris, und nahm den Rückweg durch Brabant und Holland. 1770 erhielt er eine außerordentl. Professur der Medicin; 1780 die ordentliche der Physiologie, 1801 eine außerordentliche und 1811 eine ordentliche der Philosophie neuer Stiftung; denn seit beinahe 30 Jahren hatten auch seine philosophischen Vorlesungen, durch innern Gehalt und freien Vortrag gleich anziehend, ihm Ruhm erworben. Die ersten Männer im Staate waren s. Schüler, die gebildetsten seiner Zeit s. Freunde. Nachdem er 1817 sein Lehrerjubiläum gefeiert hatte, machte 1818 eine unheilbar gebliebene Gemüthskrankheit ihn zu fernern akademischen Geschäften unfähig. Er starb d. 22. Dec. 1818. Wir haben von ihm mehre in ihrer Art treffliche Werke erhalten, namentlich s. „Philosophischen Aphorismen", die als ein systematisches Lehrbuch der Philosophie überhaupt zu betrachten sind, s. „Gespräche über den Atheismus", mit denen er Hume's „Gespräche über die natürliche Religion" (1781) begleitete, s. „Neue Anthropologie für Ärzte und Weltweise", und s. „Quaestiones physiologicae", die mehre in die Psychologie und Anthropologie einschlagende, lehrreiche und anziehende Abhandlungen enthalten, und endlich 44 Programme über die schwierigsten Gegenstände der gerichtlichen Medicin, welche für immer in ihrem Werthe bleiben werden (gesammelt von D. Choulant, Leipz. 1824). Pl. hat das Verdienst, anatomische, physiologische und medicinische Kenntnisse auf die Psychologie und Anthropologie angewandt und dadurch zur Vervollkommnung derselben beträchtlich beigetragen zu haben, wie er denn auch zu den feinsten und scharfsinnigsten Menschenkennern gehörte und in Schilderung von Charakteren vielleicht von Keinem übertroffen ward. Durch jene Eigenschaften und durch eine tiefe Kenntniß der Geschichte der Philosophie, die er überall beurkundet, werden seine Schriften stets wichtig bleiben. Nur das kann noch bemerkt werden, daß er sich eines gewissen Skepticismus rühmte, den er wahrscheinlich auf dem Wege der Erfahrung erlangt hatte. Sein deutscher Styl hat das Eigne, daß er die Worte so stellt, wie sie der logische Rang der Gedanken nach einander folgen und regieren, nicht wie sie der allgemeine Sprachgebrauch folgen läßt. Übrigens besaß Pl. einen feinen und belebenden Witz, der ihn auch zum guten Gesellschafter machte, eine angenehme Beredtsamkeit und eine nicht gewöhnliche Repräsentation.

Plato (Karl Gottlieb), Director der Rathsfreischule, der Waisenhausschule und einer weiblichen Privatschule zu Leipzig, geb. d. 6. Oct. 1758 zu Halbau in der

Oberlausitz, wo s. Vater Prediger war, bildete sich auf den Schulen zu Pforte und Bautzen, studirte seit 1779 in Leipzig Theologie und Pädagogik, gab Unterricht in Familien, und machte sich als Erzieher und Lehrer so vortheilhaft bekannt, daß Rosenmüller ihn dem Bürgermeister Müller (s. d.) zur ersten Organisation der auf Beider Betrieb 1792 gegründeten Rathsfreischule, und zum Director derselben empfahl. Die innere Einrichtung dieser Schule ist ganz P.'s Werk. Er beschrieb sie in dem Anhang zu Rosenmüller's „Katechetik" (Leipz. 1793). Viele junge Männer brachten, wie in der Schule zu Rekan, hier mehre Monate zu, um nach P.'s Rath und Beispiele sich zu künftigen Lehrern zu bilden. Unter P.'s verdientesten Mitarbeitern seit 1793 nennen wir nur den Pädagogen Dolz (s. d.). Durch sie drang die bessere Lehrart von Leipzig aus in die deutsche Volksbildung ein, unbemerkt und ungepriesen. Man bediente sich in vielen Schulen der von P. zuerst angegebenen Hülfsmittel beim Elementarunterrichte, z. B. seiner Lesetafel. (S. Lesemethode.) Insbesondere enthalten s. Schulschriften die Beweise echter Lehrkunst, welche den Geist des Kindes aufklärt und s. Denken entwickelt. Dahin gehören s. „Gedanken über d. gewöhnl. Abcbücher" (Leipz. 1797); s. „Vorübungen im Lesen u. Denken" (mehre Aufl. seit 1797); s. „Schulgebete", eine überaus schwere Aufgabe (2. Aufl. 1817); s. „Beschreib. der Giftpflanzen" (Leipz. 1815), welche bald 3 Aufl. erlebte und in den preuß. Schulen auf Befehl der Regierung eingeführt wurde. Außerdem nahm P. Theil an der Sammlung christl. Gesänge für die Stadtkirchen zu Leipzig, an der für Bürgerschulen (1795), und an verschiedenen Zeitschriften, z. B. an der von Dolz herausgeg. „Jugendzeitung". — Durch den Oberhofprediger Reinhard, welcher das verborgene Verdienst eines treuen Jugendlehrers wohl zu würdigen verstand, erhielt P. 1795 den Ruf als Director des Schulseminariums nach Dresden; allein eben jene Treue, die einem mit Liebe begonnenen Werke das ganze Dasein widmet, hielt den spärlich besoldeten Schulmann ab, dem ehrenvollen Rufe zu folgen, worauf der leipziger Magistrat nicht nur P.'s Lage verbesserte, sondern auch s. Wirkungskreis erweiterte. Seitdem hat dieser verdienstvolle Erzieher mit rastlosem Eifer und durch das Vertrauen der jedesmaligen Vorsteher kräftig unterstützt, den Fortgang der Freischule glücklich geleitet. Noch in s. vorgerückten Alter gibt er täglich Vor- und Nachmittags in mehren Fächern Unterricht, und leitet die Disciplin mit einsichtsvoller Kraft. Auch der praktischen Vorbereitung angehender Lehrer widmet der erfahrene Mann einen Theil seiner Zeit und s. Bibliothek. 20.

Platon, später wegen breiter Brust und Stirn so genannt, früher Aristokles, ein Sohn des Ariston und der Periktione, geb. um 429 v. Chr. Er zählte unter s. Ahnen den edeln König Kodrus und den Gesetzgeber Solon. Auch schien über s. frühere Bildung ein freundliches Geschick zu walten; Geist und Körper wurden gleichmäßig entwickelt. In der Gymnastik war Ariston sein Lehrer, in der Grammatik Dionysius, in der Malerei und Tonkunst Drakon und Metellus, in der Philosophie zuvörderst Kratylus. Bis in sein 20. Jahr bewegte sich der reichbegabte, hochherzige Jüngling in den heitern Gärten der Dichtkunst, und prüfte seine Schöpferkraft im Epischen, Lyrischen und Dramatischen mit einem Eifer, dem nichts genügte, ja mit großartiger Selbstverleugnung. Nun sehen wir ihn auf einmal an s. Vaters Hand vor den weisen Sokrates treten, der, nach der Sage, eben s. Schülern erzählt, wie im Traum ein junger Schwan vom Altar des Eros in der Akademie in seinen Schoß, und von da mit entzückendem Gesange sich in die Luft geschwungen. — „Sehet da den akademischen Schwan", ruft er aus, als er P. erblickt. Acht Jahre von nun an pflegt er des edeln Jünglings, dessen Scharfsinn und Tiefblick ihn ebenso oft verwirrt und befängt als zur Bewunderung und Liebe hinreißt. Nachdem das Schicksal dem würdigen, als Verächter der vaterländischen Götter angeklagten Sokrates den Schierlingsbecher gereicht hat, hält den Wißbe-

gierigen, nach dem Besten und Höchsten seiner Zeit Strebenden, nichts in Athen zurück. Zuerst besucht er Megara, wo er mit Euklides, dem Haupte der megarischen Schule (früher auch Sokrates's Schüler) in Erinnerung an den gemeinschaftlichen Lehrer und im Austausch der Ansichten eine Zeitlang zubringt; dann Großgriechenland, wo er sich mit Pythagoräern befreundet; Cyrene, eine griech. Pflanzstadt in Afrika, wo er Theodorus kennen lernt. Auch nach dem ernsten Lande geheimer Priesterkunst und Weisheit, Ägypten, zieht ihn sein reger Wissenstrieb, und nur ein eben ausbrechender Krieg hält ihn von Syrien und Persien ab. So voll des Besten und Trefflichsten, dem er bis an den Quell nachgegangen, kommt er, ein rüstiger Vierziger, in Syrakus an, welches der Tyrann Dionysius beherrscht. Leicht gewinnt er die Bewunderung und Liebe Dion's, der mit Dionys zwar verwandt, aber ein unverdorbener, der schlaffen Üppigkeit seiner Landsleute abholder Jüngling, mit dem schönen Glauben an Menschheit auch die reinsten Wünsche für sein Vaterland verband. Er führt P. bei dem Tyrannen ein, ob vielleicht sein Umgang ihn vortheilhafter für Freiheit stimmen möchte. Aber P.'s tiefer Ernst und stolzer Freimuth, die ganze Geistesüberlegenheit des Mannes, drückt auf den engherzigen Tyrannen, und erregt in ihm Argwohn; ja als P. auf Dion's und Aristomenes's Rath sich einschifft, besticht er diesen, ihn umzubringen oder zu verkaufen. Das Letztere geschieht zu Ägina, aber der edle Annikeris kauft ihn los. Nun geht er endlich nach Athen, wo er um die 99. Olymp. in der Akademie, einem in der Vorstadt gelegenen Gymnasium, und einem kleinen Gartengrundstück am Kolonus, seinem väterlichen Erbe, Philosophie lehrt. Aber noch einmal lockt ihn, der die Zeit tief unter seinem in freier Muße und Zurückgezogenheit des Geistes erzeugten Weltbilde fand, das Schicksal in die Welt hinaus. Als Ol. 103, 2 (368 v. Chr.) Dionysius I., gestorben und der 2. d. Namens den Herrscherstab ergriffen, erwacht aufs neue in Dion Hoffnung und Freundschaft, und des Herrschers Eitelkeit, der auch Gelehrte zum Prunke s. Hofes rechnet, ladet ihn unter ehrenvollen Bedingungen und schönen Vorspiegelungen zu sich ein. Dem Philosophen entgeht, nachdem er schon einmal die Erfahrung gemacht, das Schlüpfrige und Mißliche des Verhältnisses nicht; aber s. Liebe und Begeisterung für das Höhere treibt ihn dennoch wieder hinaus auf das verrätherische Meer der Fürstengunst und des Hoflebens, und er reist mit Speusipp ab. Alles beginnt gut. Jubel und feierlicher Empfang! Der schwache sinnliche Fürst wird von der neuen Erscheinung bald überwältigt; mathematische Studien unter P.'s Leitung scheinen seinem Geiste mehr Haltung zu geben. Aber P. wird Gegenstand der Eifersucht und Hofränke. Den angeblich schwankenden Thron zu stützen, wird der unter der vorigen Regierung verbannte Geschichtschreiber Philistius zurückberufen. Dieser spielt in den Argwohn des Tyrannen gegen Dion gewandt und mächtig ein, und kaum 3 Monate ist P. am Hofe, so wird s. Freund an Italiens Küste hinterlistig ausgesetzt. Dion's und P.'s Anhang ist noch zu mächtig, als daß die Klugheit nicht riethe, säuberlich mit ihm zu verfahren. Daher begleiteten Bitten und höfliche Zudringlichkeit den fast unmittelbaren Zwang in einer unter Aufsicht stehenden Schloßwohnung, die P. angewiesen wird. Sein Gesuch um Entlassung wäre mithin wahrscheinlich nicht sogleich genehmigt worden, hätte nicht ein hereinbrechender Krieg die Aufmerksamkeit mehr in Anspruch genommen; sie wird ihm gewährt unter der Bedingung, daß er nach geschlossenem Frieden wieder zurückkehre. Froh kehrt er nach Athen zurück, wo er den ersten, trüben Dion mit milder Liebe fortbildet, und ihm Aussöhnung zu bewirken strebt. Es wird Friede, und P. wird nun wieder an sein Versprechen erinnert; Dion aber bleibt zuvörderst noch auf ein Jahr verbannt. P. ist lange taub und unerbittlich gegen alle lockende Einladungen. Sein Sträuben reizt des Tyrannen Ehrkitzel nur mehr, und als ein Dreiruderer mit vielversprechenden Briefen und überredungsreichen Freunden ihn abzuholen erscheint,

weicht er der Bestürmung, in der Hoffnung, mindestens für s. Freund zu wirken. Allein es ergeht Alles schlimmer als vorher. Dionysius's Vormundschaft über Dion's Sohn gibt den Vorwand, dem Vater die Zinsen s. Vermögens zurückzuhalten. Da dringt P. auf s. Entlassung. Sie zu verhüten, wird Dion's Verweilen im Peloponnes bewilligt, nur daß er sich seiner Feindseligkeiten enthalte; s. Zinsen sollen dort, oder zu Athen in die Hände eines vorzuschlagenden Mannes niedergelegt und nach einem Jahre ihm durch P. eingehändigt werden. P. willigt endlich ein; aber Wortbrüchigkeit, Zurückhaltung der Zinsenhälfte unter nichtigem Vorwande, schärft s. Unwillen und s. Verachtung, indeß die Gewalt immer weiter geht, Dion's Güter verkauft, und endlich sogar des P.'s Leben bedroht. Nur Archytas's Freundschaft täuscht den Tyrannen mit dem Vorwande einer Staatsangelegenheit, die P.'s Rückkehr fodere, und erlistet Reisekosten und Entlassung. So landet der Weise in Elis, erzählt dort Dion, was sich zugetragen, und dieser beschließt, den treubrüchigen Tyrannen in seinem und P's Namen zu züchtigen. Aber P., der alten Freundschaft eingedenk, geht darauf nicht ein. Es darf nicht befremden, daß Beschränktheit und Neid auch P. verlästert, s. liebende Mittheilsamkeit gegen die Jugend Knabenliebe gescholten, ihn der Unmäßigkeit, der Eitelkeit, des Ehrgeizes, der Habsucht und des Ränkegeistes bezüchtigt haben. Beschuldigungen, welche That, Leben und die Achtung, die das Alterthum dem hohen Mann zollte, widerlegen. Er starb Ol 108, 1 (348 v. Chr.), am 82. Geburtstage bei unverlorener Rüstigkeit und Munterkeit des Geistes, mitten unter den Freuden eines Hochzeitgelages sanft entschlummernd. Im Ceramikos, wo er begraben lag, sprach eine Inschrift sein Verdienst und s. Zeitgenossen Liebe aus.

„Platon" (sagt Göthe in der „Farbenlehre", 2. Bd.) „verhält sich zu der Welt, wie ein seliger Geist, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es ist ihm nicht sowol darum zu thun, sie kennen zu lernen, weil er sie schon voraussetzt, als ihr Dasjenige, was er mitbringt und was ihr Noth thut, freundlich mitzutheilen. Er dringt in die Tiefen, mehr um sie mit seinem Wesen auszufüllen, als um sie zu erforschen. Er bewegt sich nach der Höhe, mit Sehnsucht, seines Ursprungs wieder theilhaft zu werden. Alles, was er äußert, bezieht sich auf ein ewig Gutes, Ganzes, Wahres, Schönes, dessen Foderung er in jedem Busen aufzuregen strebt. Was er sich im Einzelnen vom irdischen Wissen zueignet, schmilzt, ja man kann sagen, verdampft in seiner Methode, in seinem Vortrage". Dagegen wird P. von einigen Neuern als ein zu kenntnißreicher, diesem seinen Kenntnißreichthum aber keineswegs gewachsener, und dabei durch zu frühes Schriftstellen Verbildeter angesehen. Dergl. Urtheil ist nicht viel gründlicher, als die eingewurzelte Meinung von seiner Schwärmerei und Systemlosigkeit. Überhaupt schlägt sich unsere Zeit, wegen der Masse von Stoff, zu hoch an; und wer möchte mehr als lächeln, wenn er versichern hört, man müsse doch dem Trefflichen um mancher guten Gedanken, scharfsinnigen Forschungen und bedeutsamer Winke willen Manches zu Gute halten, indem er seiner Phantasie gar zu sehr den Zügel schießen gelassen! Wärme schließt ja nicht unumgänglich das Licht aus, da beide an sich schon nicht verschieden sind. Der Styl der Alten aber und ihre Mittheilungsart der Erkenntniß muß an sich schon von der neuern und heutigen, nach Maßgabe eigenthümlicher Combination und Gliederung der Erkenntniß, himmelweit verschieden sein. Aus einer Unaufmerksamkeit auf die Einheit der Form und des Gehalts, rührt unstreitig ebenfalls die flache Klage her, daß Pl. gar oft s. eigne und wahrhafte Ansicht der Sache zurückhalte, ja daß s. Schriften im Grunde gar nicht s. tiefste Weisheit enthalten. Dieser Klage that eine Überlieferung des Alterthums Vorschub, welche, wie in den Priesterschulen, so auch hier, ein Esoterisches oder eine Geheimlehre der Geweihten vom Exoterischen oder der Lehre für Ungeweihte unterschied. Haben wir aber nicht selten erlebt, daß Unverstandenes und Unverständliches mit einander verwechselt worden, daß man mithin

auf den Lehrer und s. Sache schob, was im Grunde nur Schuld des Schülers und seiner Unbeholfenheit war? Nun erwäge man ferner Folgendes: Es ist Gesetz und Wesen aller sittlichen Bildung, und so auch der von der Willkür einzelner Individuen unabhängigen Bildung der Wissenschaft, daß das Innere ein Äußeres, das Allgemeine ein Besonderes werde, und so umgekehrt. Wir erblicken also hier ein Spiel von Involution und Evolution, und das in diesem Spiel Begriffene, trotz aller Wandlungen immer dasselbe Eine, der einzig würdige Gegenstand alles Schauens, wird nur in dem Maße mehr oder weniger geschaut, in welchem höhere oder niedere Geisteskraft an Einer dieser Seiten, an einem oder dem andern Momente des Spiels haftet, ohne die übrigen mit einzurechnen und in ihrer Gesammtheit erst das Ganze zu erblicken. Auch hat schon vor uns der geistreiche deutsche Übersetzer des Platon die verschiedene Bedeutung der Ideen des Esoterischen und Exoterischen nachgewiesen, und gezeigt, daß dieser Unterschied bei den ersten Pythagoräern auf den Inhalt ging, und Gegenstände bezeichnete, über welche sie sich außerhalb der Grenzen ihrer innigsten Verbindung nicht mittheilen wollten, besonders politische, später aber nur auf die populaire Art des Vortrags, wofür sich Manches nicht eignete, daß aber Beides bei dem in der Mitte stehenden P. nicht statthabe, und weder im Einzelnen noch aus echt geschichtlichen Spuren ausfindbar sein möchte, oder höchstens auf die Beschaffenheit des Lesers gehen könne, je nachdem er durch P.'s Methode hindurch sich zu einem Hörer des Innern erhebe, oder nicht. Denn jene aus dem Gespräche Phädrus für die behauptete absichtliche Verheimlichung angezogene Stelle wird schon dem ganz Unbefangenen, aber noch mehr dem mit P.'s Denkart Vertrauten als ganz unstatthaft und unanwendbar sich zeigen. Indem wir weiter gehen, begegnen uns Schriftgelehrte, welche P.'s Philosophie als ein aus den frühern Schulen zusammengetragenes Haufwerk ansehen. Um dieser atomistischen Ansicht zu begegnen, müssen wir, in Bezug auf d. Griechische Literatur, über die Pflege der Philosophie, namentlich in Griechenland, bis auf P. uns erklären.

Natur und Geist und ihre Einheit, ihr Eins- und Ineinandersein sind die höchste Aufgabe der Philosophie, die sich demnach am einfachsten und natürlichsten als Physik und Ethik darstellt und nach diesen beiden Seiten, in jeder aber vollständig, entwickelt. In die Bearbeitung dieser Gebiete theilten sich von je die Philosophen, und so werden ihre Systeme und Schulen nicht anders denn als Glieder und Functionen eines Gesammtlebens begriffen werden können. Denn früher gibt es einen Zustand, oder besser, eine Welt begeisterten Schauens und Seins, die man auch Orientalismus nennen kann, inwiefern sie sich in den urältesten orientalischen Religionen ausspricht, in welchen mittelst Überlieferung und Symbols, also Mythus, und ihrer Dolmetscherin, der Sprache, bereits die höchsten Aufgaben des Menschengeistes als reine Gotteslehre erörtert und gelöst sich vorfinden. (M. s. die zweite Vorlesung der „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft" von Schubert, sowie die asiatischen Forschungen der Engländer und die neuesten deutschen durch Herder, Kanne, Görres, Frank, J. J. Wagner u. A.) Hier ist also wie in einem Keime vorgebildet, was sich erst später durch Reflexion und ihre Ausbildung sonderte. Demgemäß erscheint nun auch in Griechenland die Philosophie in 3 Hauptschulen, der ionischen, der italischen und der attischen. Die erstere hatte die Natur, die zweite den Geist, die dritte das Aufgehen beider in einander zum Gegenstand und Zweck. Nicht so zwar, daß einer dieser Factoren in den beiden erstern völlig und durchgängig ausgeschlossen, oder in der letztern die Lösung durchaus gelungen wäre; sondern nur, daß einer von beiden Factoren der herrschende war. Die ionische Schule (von 600 — 450 v. Chr.) nahm die Naturelemente mit inwendig bildender Kraft als Urquell an. Die italische, zu Krotona gestiftete, oder pythagoräische Schule (von 540—328 v. Chr.) achtete Gott und Materie als ewig, aus ihrem Ineinanderwirken entstehe die Welt in Harmonie, deren Ausdruck die

Lit.: Bd. Beschreibung der 11 in Europa, Asien u. Afrika befindl. Arten Wallnußbäume und Wallnüsse, Nürnb. 1801; Bd. Beschreibung der

machen". Schleiermacher ordnete zuerst die untereinander geworfenen Gespräche nach ihrem innern Zusammenhange und mittelte so 3 Arten derselben aus: 1) Die elementarischen, in welchen sich die ersten Ahnungen entwickeln von Dem, was allem Folgenden zum Grunde liegt, von der Dialektik, als Technik der Philosophie, von den Ideen als ihrem eigentlichen Gegenstande, also von der Möglichkeit und den Bedingungen des Wissens, in welchen noch Theoretisches und Praktisches gesondert ist. Dahin rechnet er Phädrus, Lysis, Protagoras, Laches, Charmides, Eutyphron, Parmenides, nebst der Zugabe von Sokrates's Vertheidigung, Kriton, Jon, dem kleinen Hippias, Hipparchus, Minos, Alcibiades II. 2) Die indirecten, welche von der Anwendbarkeit jener Principien, von dem Unterschiede zwischen philosophischer und gemeiner Erkenntniß in vereinter Anwendung auf beide aufgegebene reale Wissenschaften, die Ethik nämlich und die Physik, fortschreitend reden. Dies sind Gorgias, Theätetos, Menon, Euthydemos, Kratylos, der Sophist, der Staatsmann, das Gastmal, Phädon, Philebos ꝛc. 3) Die eigentlich constructiven darstellenden, oder die objectiv wissenschaftlichen Darstellungen, in welchen Praktisches und Theoretisches Eins sind. Die sind Timäus, Kritias, der Staat (welcher das ideale Bild des Staats, die platonische Republik enthält), die Gesetze, Epinomis. Endlich beschreiten wir die Schwelle des Heiligthums. Die Weihe echter und göttlicher Liebe muß uns — tönt P.'s Wort — ertheilt sein. Sie, die Liebe, ist der Trieb, der, auf ursprünglicher Einheit des Denkens und Seins gegründet, diese in den Ideen zu schauen, so die Ideen zu erzeugen, und sich philosophisch mitzutheilen (d. h. durch lebendige Darlegung eignen Sinnes auch den Andrer lebendig aufzuregen und zur Ideenerzeugung zu erheben) strebt. Die Kunst der Anregung aber zur Ideenerzeugung, durch Täuschung und Enttäuschung, Zusammenfassen gleicher Begriffe unter höhere, und Kenntniß der Verschiedenheit der Begriffe, diese Seelenleitung — ψυχαγωγια — ist Dialektik, und somit Technik der Philosophie, welche das Höchste und die Grundlage alles Würdigen und Schönen ist. Jener Trieb wird in einem Mythus, dem Grundmythus aller übrigen platonischen Mythen (im Phädrus) vorgebildet. Es ist der Mythus von der unsterblichen Seele, gleichend der zusammengewachsenen Kraft eines beflügelten Gespanns und seines Führers. Der Götter Rosse sind alle gut und edel, die andern aber gemischt, daher das Wagenlenken uns schwerer als den Göttern. Alle Seele nun waltet über das Unbeseelte und durchzieht vielgestaltig den Himmel; die befiederte, vollkommene durchfliegt die höhern Gegenden, die entfiederte aber schwebt umher, bis sie auf ein Starres trifft, wo sie nun wohnhaft wird und einen erdigen Leib annimmt, der nun durch ihre Kraft sich selbst zu bewegen scheint. Die Kraft des Gefieders besteht darin, das Schwere emporhebend hinaufzuführen, wo das Geschlecht der Götter wohnt. Das Göttliche nämlich ist das Schöne, Wahre, Gute. Hieran nährt sich und wächst das Gefieder der Seele, sowie es dagegen durch das Böse abzehrt. Zuerst nun zieht Zeus aus, seinen geflügelten Wagen lenkend, Alles anzuordnen und zu versorgen, und ihm folgt die Götter- und Geisterschar in 11 Zügen geordnet; denn Hestia bleibt daheim. Alle Götter gehen als Anführer voran in der angewiesenen Ordnung. Viel Herrliches gibt es zu schauen und zu begehen innerhalb des Himmels. Es folgt, wer will und kann. Auf diesem Zuge zum Feste und Mahle gehen die Götterwagen leicht, die andern aber mit Mühe. So sehen die Unsterblichen, was außerhalb des Himmels ist. Das farblose, gestaltlose, stofflose, wahrhaft seiende Wesen hat nur der Seele Führer, die Vernunft, zum Beschauer, um welches her das Geschlecht der wahrhaften Wissenschaft jenen Ort einnimmt. So freuen sich die Seelen, das Wahre, Seiende wieder einmal zu erblicken, die Gerechtigkeit, Besonnenheit und Wissenschaft, und tauchen erquickt wieder in das Innere des Himmels und kehren heim. So die Götter. Die andern Seelen nun vollendeten entweder den Umschwung mit, obwol von den Rossen geängstet und

kaum das Seiende erblickend, oder sie sahen Einiges, Andres nicht, im gewaltigen Sträuben der Rosse, oder sie blieben darunten zurück, nur sich rettend und stoßend in ängstigem, verletzendem Getümmel, und kehren untheilhaft der Anschauung des Seienden zurück, und der Schein muß ihnen zur Nahrung genügen. Daher so großer Eifer, die Wahrheit zu schauen. Welche Seele nun etwas erblickt hat von dem Wahrhaften, die bleibt unverletzt bis zum nächsten Zuge; sah sie nichts, das Gefieder verlierend, so wird sie verschiedenen Keimen von Menschen eingepflanzt und erhält als gerechte ein besseres, als ungerechte ein schlechteres Theil. Dahin aber, woher jede Seele kommt, kehrt sie unter 10,000 Jahren nicht zurück, die Seele Dessen ausgenommen, der ohne Falsch philosophirt, oder nicht unphilosophisch die Knaben geliebt hat; diese kann in 3000 Jahren heimkehren. Die andern werden gerichtet und kommen in unterirdische Zuchtörter, oder straflos i einen gewissen Ort des Himmels. Im 1000. Jahre gelangen beiderlei Seelen zur Ertheilung und Wahl des zweiten Lebens, welches jede wählt, wie sie will. Dann kann auch eine menschliche Seele in ein Thier übergehen und umgekehrt. Eine aber, die niemals die Wahrheit erblickt, kann auch niemals diese Gestalt annehmen, denn der Mensch muß das auf die Gattungen sich Beziehende begreifen, welches als Eins hervorgeht aus vielen durch den Verstand zusammengefaßten Wahrnehmungen. Und dieses ist Erinnerung von Jenem, was einst unsere Seelen gesehen, Gott nachwandelnd und Das übersehend, was wir jetzt für das Wirkliche halten, und zu dem wahrhaft Seienden das Haupt emporgerichtet. Daher ward auch mit Recht nur des Philosophen Seele befiedert, denn sie ist mit der Erinnerung so viel möglich bei jenen Dingen, bei denen Gott sich befindend eben deßhalb göttlich ist. Solcher Erinnerungen also sich recht bedienend, mit vollkommener Weihung immer geweiht, kann ein Mann allein wahrhaft vollkommen werden. Dann gilt seine Begeisterung den Leuten als Verrückung und Seelenkrankheit. Denn, wiewol alle Seelen das Seiende geschaut haben, ist es doch nicht jeder leicht, bei dem Hiesigen sich an Jenes zu erinnern; ja wenige bleiben übrig, denen die Erinnerung stark genug beiwohnt. Diese nun, wenn sie ein Ebenbild des Dortigen sehen, werden entzückt und sind nicht mehr ihrer selbst mächtig. Die hiesigen Abbilder haben keinen Glanz. Damals aber war die Schönheit glänzend zu schauen, als mit dem seligen Chor wir den Göttern folgend das herrlichste Schauspiel genossen und in das allerseligste Geheimniß geweiht waren, welches wir feierten untadelig, zu seligen Gesichten vorbereitet und geweiht, rein und unbezeichnet mit dem Leibe, in welchem wir jetzt eingekerkert sind. Wer nun noch frische Weihung hat und das Damalige vielfältig geschaut, wenn der ein gottähnliches Angesicht erblickt, oder eine Gestalt des Körpers, welche die Schönheit vollkommen darstellt, so schaudert er zuerst, und es wandelt ihn eine Furcht an von damals, hernach aber betet er sie anschauend an, wie einen Gott, und fürchtete er nicht den Ruf eines allzu heftigen Wahnsinnes, so opferte er auch, wie einem heiligen Bilde oder Gott, dem Liebling. Und hat er ihn gesehen, so überfällt ihn, wie nach dem Schauder, plötzlicher Schweiß und ungewohnte Hitze; Das, was die Keime des Gefieders verhärtet, verschloß und hervorzutreiben hinderte, schmilzt um sie weg. Mit zufließender Nahrung schwillt und treibt der Kiel, es gährt in der Seele, sie empfindet Schmerz, bis sie die Schönheit sieht; dagegen bei entzogenem Anblick der Trieb des Gefieders stockt, und die Seele umherrast und Angst leidet, bis sie wieder Erinnerung des Schönen empfangend frohlockt. Dieser Zustand heißt bei den Menschen Liebe. Jeder nun erwählt sich nach der Art des Gottes, dem er gefolgt und nach seiner Gemüthsart eine Liebe zu einem Schönen, und bildet ihn aus und leitet ihn zu desselben Gottes Lebensweise und Gemüthsart, indem er selbst ihn nachahmt. So ist nun jede Seele dreifach zertheilt, in 2 roßgestaltige Theile und drittens in den dem Führer ähnlichen. Das eine Roß ist gut und schön, das andre rauh und wild; das erste hält sich in

der Liebe schamhaft zurück, das zweite sprengt mit Gewalt vorwärts an den Liebling. Der durch den Anblick zum Wesen der Schönheit durch Erinnerung hingetragene Führer, sie mit der Besonnenheit auf heiligem Boden erblickend, fürchtet sich und zieht gewaltig die Zügel rückwärts. Das gute Roß schwitzt, das böse schmäht Führer und Spanngenoß der Feigheit, bis es, endlich auch gebändigt, des Führers Überlegung folgt und beim Anblick des Schönen von Furcht übermannt wird. Daher des Liebhabers Seele endlich verschämt und schüchtern dem Liebling nachgeht, dessen Liebreiz sich allmälig ergießt, und in der Seele die dem Gefieder bestimmten Ausgänge befruchtet. Daß er nun wie in einem Spiegel in dem Liebenden sich selbst beschaut, weiß er nicht. Aber er wünscht ihn zu sehen, zu berühren und zu umarmen. Da nun fodert das unbändige Roß für die vielen Mühseligkeiten einen kleinen Genuß; das des Lieblings wäre wol geneigt. Aber der Spanngenoß und sein Führer sträuben sich mit Scham und Vernunft. Wenn nun die bessern Theile der Seele, welche zu einem wohlgeordneten Leben und zur Liebe der Weisheit hinleiten, den Sieg erlangen, so führen sie schon hier ein seliges und einträchtiges Leben, indem das Schlechte in der Seele beherrscht, das Vortreffliche befreit wird. (In diesem Streben zu dem Höhern und Reinen besteht die platonische Liebe.) Sterben sie aber, so haben sie, fast schon befiedert und leicht geworden, von den 3 wahrhaft olympischen Kampfgängen schon in Einem gesiegt, über welches Gut ein noch größeres weder menschliche Besonnenheit dem Menschen verschaffen kann, noch göttlicher Wahnsinn. Die Vertraulichkeit aber mit dem Nichtliebenden, welche durch sterbliche Besonnenheit verdünnt auch nur Sterbliches und Sparsames austheilt, erzeugt in der geliebten Seele jene von der Menge als Tugend gelobte Gemeinheit und wird ihr Ursache, 9000 Jahre theils auf der Erde sich herumzutreiben, theils vernunftlos unter der Erde. — Wie dieser Mythus, über P.'s Technik, die Hauptuntersuchung zu überkleiden, um dadurch zu eigner Ideenerzeugung und Auffindung des Räthselworts zu leiten, Aufschluß gibt, und den aufmerksamen Hörer gleichsam in die Urzeit des gottmenschlichen Geistes zurückspielend, das Wesen der Idee, als Ungetrenntheit des Seins und Denkens, Darstellens und Erkennens, und zugleich die Entwickelung und Sonderung aus einem dunkeln Grunde, aus dem heiligstillen Abgrunde der noch gebundenen Einheit, vorbildet: also umfaßt sein Inhalt die Grundlehre P.'s: die ursprüngliche Anschauung und Rückerinnerung. „Diese Anschauung geht auf das wahrhaft Seiende, Ewige, Unveränderliche, welchem gegenübersteht die allgemeine und für das gemeine Denken und Sein auch ursprüngliche des Werdenden, ewig Fließenden und Veränderlichen. Jenes Seiende nun in diesem Werdenden ergriffen, als das Wahre und Gute darzustellen, und so den scheinbaren Gegensatz jener Anschauungen durch Vorrufen vor das Bewußtsein aufzulösen, ist ihm höchste Aufgabe der Wissenschaft. Diese Vereinigung aber zerfällt immer in 2 Momente, auf deren verschiedener Beziehung auf einander die Verschiedenheit der Methode beruht. Von der Anschauung des Seienden ausgehend in der Darstellung bis zum Aufzeigen des Scheins fortzuschreiten und so erst mit der Lösung des Gegensatzes zugleich dessen Bewußtsein aufzuregen und zu erklären, das ist die in Beziehung auf die Wissenschaft unmittelbare Verfahrungsart. Von dem Bewußtsein aber des Gegensatzes, als einem Gegebenen, ausgehend zu jener Anschauung, als dem Auflösungsmittel desselben, fortzuschreiten, und eben durch die Nothwendigkeit eines solchen Mittels auf sie hinzuleiten, das ist die Weise, welche wir die mittelbare nennen, und welche von P. in die Mitte ist gestellt worden als das wahre Bindungs- und Bildungsmittel zwischen der ursprünglichen Anschauung, mit welcher er elementarisch anhebt, und der constructiven Darstellung, mit welcher er systematisch endigt. Wie sich nun in diesem Gegensatze für die Physik das Wahre und der Schein oder die Wahrnehmung gegen einander verhalten, so für die Ethik das

Bau und Ausbau. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. Preis 1 M. 50 Pf.

Eine Geschichte und ein Lehrbuch zugleich. Ich habe bisher keine Geschichte der Baukunst gekannt, die so sehr wie diese Schrift Lehrbuch wäre, und kein Lehrbuch, das so sehr wie dieses Geschichte wäre. Und doch ist es so. Der Verfasser, Professor Dr. Ludwig Hoffmann, Stadtbaurat in Berlin, hat sich die Aufgabe gestellt, die Entwicklung der Baukunst in Europa in Form von Skizzen, Bildern und Schilderungen, die sich an einander reihen, darzustellen. Und er hat sie gelöst. Er hat sie gelöst, weil er nicht nur ein Gelehrter, sondern auch ein Künstler ist. Er hat sie gelöst, weil er nicht nur Theorie, sondern auch Praxis kennt. Er hat sie gelöst, weil er nicht nur Bücher studiert, sondern auch Bauten ausgeführt hat. Er hat sie gelöst, weil er nicht nur Geschichte, sondern auch Gegenwart kennt. Er hat sie gelöst, weil er nicht nur Vergangenheit, sondern auch Zukunft sieht. Er hat sie gelöst, weil er nicht nur Gelehrter, sondern auch Künstler ist. Er hat sie gelöst, weil er nicht nur Künstler, sondern auch Gelehrter

nern Anschauung, des Gefühls, Begriffs ꝛc. in sich; aber bei der von P. festgehaltenen Einheit dieser in das Gewebe des Wissens zusammenlaufenden Fäden mit dem Darstellen, Bilden, oder Sein übt sie sich, gleichsam sich selbst prüfend an den Gegenständen dieses Gebiets; als ihrem Stoff und Erzeugniß, und indem sie das Wesen sittlicher Weisheit als Harmonie der Seele und Uebereinstimmung des Wissens und Lebens setzt, berührt und erörtert sie zugleich Fragen und Aufgaben, welche nach unserer Abmarkung der Wissenschaften und Disciplinen, diesem Gebiet zumeist nicht eigenbehörig erachtet werden. Denn nicht nur, daß sie besondere, gemeine und höhere reinere Erkenntniß, Gefühle oder Affectionen, Überlegungen und Schlüsse, Anschauungen und Begriffe, Empfinden und Denken ꝛc. scheidet, sie unter Lernen und Finden und der oben angegebenen Idee der Erinnerung auffaßt; nicht genug, daß sie das Bewußtsein des philosophischen Triebes, als echter Liebe, ausbildet zur Kunst der Ideenerzeugung: so erörtert sie zugleich, oder berührt die ewigen, unkörperlichen Ideen, das Seiende, unter der Gestalt des Einen, Untheilbaren, der Tugend, welche in der hellenischen Quadruplicität als Besonnenheit, Weisheit, Gerechtigkeit, Festigkeit (*σωφροσυνη, φρονησις, δικαιοσυνη, ἀνδρια*) das Gute unter verschiedenen Formen darstellt, sodaß in derselben die übrigen alle mit enthalten sind. Ebenso setzt sie Tugend als Kenntniß, Untugend als Unkenntniß, und, da Tugend auf Erkenntniß beruht, auch ihre Lehrbarkeit in dem Sinne, in welchem dies überhaupt von dem Erinnern, Aufregen und Beleben der Ideen gesagt werden kann. Mithin, wie auch mehr oder weniger Theoretisches und Praktisches zum Behuf des Forschens auseinandergehalten werden, so ist doch ihre Einheit und Selbigkeit immer der Träger von Allem, was auf beiden Gebieten unter scheinbar wechselnden Gestalten vorkommt, und unter diesen ein ewiger gegenseitiger Tausch und stetes Übergehen ihres Wesens in einander. Der Dialektiker geht durch das Erkennen in das Sein über. Sprache, sein Kunstwerkzeug, ist nur Erzeugniß der Erkenntniß und ihr Verhältniß zu den Dingen das des Bildes zum Urbilde. Wie nun der Dialektiker im Wissen und in der Weisheit verkehrt, ohne jedoch des Handelns und Bildens entbehren zu können, so ist Handeln das Gebiet des Staatsmannes und seine mit besonnenem Künstlergeiste geübte Kunst, da Kunst überhaupt Darstellung sittlichen Gefühls ist, die königliche oder Staatskunst. „Ihm liegt ob, die verschiedenen und auseinanderstrebenden Naturen zusammen zu verketten (Schleiermacher, II. 2, 247), die Menschen durch Umgang unter einander und mit der Natur zur Erkenntniß zu führen, sodaß ihnen in sich und in der Natur nichts mehr verborgen sein darf (das. S. 249). Denn das Leben der Welt ist ein in entgegengesetzten Bewegungen Wechselndes und sich Wiedererzeugendes" (das. S. 251). Alle Staatskunst mithin ist eine Nachahmung des schönsten und besten Lebens, Darstellung des höchsten Gutes, oder des Zugleichwerdens aller sittlichen Sphären. Wo sie aber nicht auf das Gute, sondern auf die Lust und das Angenehme geht, ist sie falsch und Schmeichelei. Dem gemäß setzt also das Handeln wieder Erkenntniß voraus und Kunst, oder erkenntnißgemäße Behandlung. Wie sich aber in der Ausführung Menschheit überhaupt und griechische Natur durchkreuzen, wie in dieser Hinsicht folgerecht die Dichter vom Staate (der platonischen Republik) ausgeschlossen werden, und auch die Musik sich Beschränkungen gefallen lassen muß, Gemeinschaft der Weiber Sitte wird, oder was sonst von der gemeinen Staatsansicht abweichende Ideen sein mögen, dies kann hier nicht auseinandergesetzt werden. Ganz folgerecht aber war der oft bekrittelte Satz: „Wofern nicht Philosophen regieren in den Staaten, oder die jetzt sogen. Könige und Machthaber echt und gehörig philosophiren, und so Staatsmacht und Philosophie in Eins zusammenfallen, die vielen Naturen aber der jetzt getrennt nach einem von beiden Hingehenden nothwendig abgesondert werden: so ist kein Nachlaß der Übel für die Staaten, ja ich glaube, auch nicht für

das Menschengeschlecht". Dies folgt aus der zum Grunde liegenden Einheit des Denkens und Seins. Denn in dem Philosophen als der dritten Idee durchdringen sich Dialektiker und Staatsmann, und er ist in 2 Gesprächen unter dem Bilde des Sokrates dargestellt „in dem unermüdlichen Eifer der Betrachtung und in der freudigen Mittheilung, in der Verachtung der Gefahr und in der Herrschaft über die äußern Dinge, in der Reinheit aller seiner Verbindungen und in seiner innern Göttlichkeit unter dem leichten und fröhlichen Schein, kurz in der vollendeten Tüchtigkeit des Leibes und der Seele und also des ganzen Lebens" (Schleiermacher, II. 2., 358). Nimmt man nun dies Alles, wie es hier, mit Ausscheidung des Negativen, mehr oder minder Störenden, dargelegt ist, zusammen, so wird es nicht befremden, die platonische Philosophie, wie jede echte und wahre, eine pantheistische nennen zu hören, in dem Sinne nämlich, daß sie das Eine im Einzelnen und Vielen, also Gott in Allem und Alles in Gott erkenne. Denn allerdings löscht sie alle Gegensätze, als das eigentlich Verneinende der Idee aus in der Idee des Alls selbst, und wie in der Dichtkunst Himmel und Erde, Göttliches und Menschliches, Vergängliches und Unvergängliches sich ineinanderspiegeln, obwol bewußtlos und in sicherm, unabweisbarem Triebe, also auch hier, nur hier mit Bewußtsein und Freiheit. Darum läßt sich auch die mühselig erörterte Frage von der Verselbstung oder Hypostasirung der Ideen dahin beantworten, daß nicht dies die Meinung sei, als ob irgend eine Idee in einem Einzelnen und als ein unbedürftiges Einzelnes gleichsam sinnlich wahrnehmbar angeschaut werden solle, noch auch, ob sie jenseits der Erscheinung als ein hohles Gedankenbild liege, daß vielmehr (da jedes Einzelne nicht bloß in Beziehung und Gegensatz steht zu einem andern Einzelnen, sondern stets zum Ganzen), auch ihre Elemente in dem Ganzen nach- und abgebildet seien, anschaubar durch die Kraft und Tüchtigkeit göttlichen Geistes, welcher im Werden das Sein, und im Sein das Werden durch Erinnerung zu ergreifen, vermöge höherer Begeisterung geeignet ist, daß also von einer Immanenz und gegenseitigem Ineinandergreifen die Rede sei.

Denn jene Einheit ist Beginn und Ende aller Philosophie und war auch bei P. in der genannten Drei gewissermaßen hypostasirt, obwol in jedem einzelnen Gliede derselben anders und der Ergänzung durch die übrigen bedürftig. Ließen wir aber bis hierher das Negative immer fallen, so müssen wir es hier als den Ausdruck des Vielen, und den Widerspruch gegen die Idee um so mehr wieder aufnehmen, da es auch für P.'s wissenschaftliche Mittheilung oder seinen philosophischen Styl äußerst wichtig und wesentlich ist, sowie es zugleich seine Geistesgewalt herrlich offenbart. In dem Wesen der Idee nämlich, als eines in allem Wechsel und Wandel unwandelbaren Seins, eines gegenseitigen Foderns von Vergeistigung und Verleiblichung (ihrer Geschichte) liegt, wenn dies von dem sondernden, trennenden Verstande aufgefaßt wird, allerdings gleich ursprünglich ein Widerspruch, aber ein göttlicher, in welchem allein das Leben ewig jugendlich kreiset. Aller Geist strebt schauend, sein selbst zu genießen, und so sich zu ergreifen in seiner Einheit — er erzeugt sich und setzt sich selbst entgegen, er ist Erzeuger und Erzeugtes. Aber das Erzeugte ist wieder nicht nur ein von ihm Abhängiges, sondern auch zugleich etwas für sich, somit aber ein Einzelnes, Bestimmtes, Begrenztes, nicht der ewige, unendliche Geist, als dessen Verneinung vielmehr es auftritt. Darum nun eilt der nie rastende Trieb, der Unangemessenheit und des unerreichten Urbildes wegen, von Bildung zu Bildung fort, in jeder mit göttlicher Selbstvernichtungslust untertauchend und sie alle in freier Bewegung spielen lassend. Dies nun ist das Viele, der ewige Fluß der Dinge, welcher nichts Andres ist als das hohe Spiel des auf- u. untergehenden Geistes, dessen Ende ist die Rückkehr in den Anfang, Auf- oder Zurücknahme des Einzelnen, Vergänglichen in das Ganze, Unvergängliche, dem es sich mit keckem Jugendtrotz gleichzustellen vermaß, welcher Übermuth und Trotz

als eine Stadt mit 40,000 Einwohnern, deren Gebäude sich auf einer Fläche von 2 Meilen Länge und 1 Meile Breite ausdehnen, und die Einwohnerzahl, welche sich in den Jahren 1850 und 1851 auf 30,000 belief, ist in den Jahren 1852 und 1853 auf 40,000 gestiegen. Diese Zahlen sind nicht übertrieben, sondern sie sind das Resultat einer genauen Zählung, welche ich selbst vorgenommen habe. Ich glaube, sie können mit Sicherheit als Maßstab für die Zukunft angenommen werden. Ich bemerke noch, daß ich mich bei dieser Zählung nicht auf die Angaben der Einwohner verlassen habe, sondern daß ich mich persönlich von der Richtigkeit der Zahlen überzeugt habe. Ich habe mich nicht damit begnügt, die Häuser zu zählen, sondern ich habe auch die Zahl der Einwohner in jedem Hause gezählt. Ich habe mich nicht damit begnügt, die Zahl der Betten festzustellen, sondern ich habe auch die Zahl der Bewohner, Männer, Weiber und Kinder, gezählt. Ich habe mich nicht damit begnügt, die Zahl der Häuser zu zähl

eleatische Schule bezeichnete Stufe der Bildung an, und übertraf hierin s. Vorgänger. Durch die andächtige Begeisterung und jene in ihm wie in der ionischen Schule noch ab- und nachklingende Magie gewann er die Idee der Welt als eines beseelten vernünftigen Thiers, geschaffen nach einem intellectuellen Muster in den harmonischsten Verhältnissen, welche als musikalische Zahlen (nach orientalisch-pythagorischer Zahlenlehre) ausgesprochen werden, bewegt von der inwohnenden Weltseele, welche also die für sich klare, ewige Ordnung der Natur nach Gesetzen der Mathesis ist, gemischt aus Nothwendigkeit und Geist. Ihre in der Bewegung der Himmelskörper anschaubare Bewegung ist sphärisch von der linken zur rechten in dem äußersten, fortschreitend von Abend gegen Morgen in dem innern, wieder in 7 ungleiche getheilten Kreise, aus welchen sie besteht. Allerdings kamen hier auch physiologische Aufgaben vor, welche zu lösen versucht ward. Daß aber die Idee der individuellen Anschauung mehr enthoben und in den Geist zurückgedrängt ward, wo sie nun ethisch sich entwickelte, läßt sich schon aus P.'s Gange, wie wir ihn bis hierher verfolgt, abnehmen. Naturwissenschaft also in dem Sinne, in welchem sie besonders sich auf Experimente gründet, konnte P. nicht haben. Natur war ihm der Leib Gottes und des Geistes, und Geist und Leib wurden symbolisch gefaßt.

Aus der Gediegenheit und Durchbildung der 2 angegebenen Elemente des Platon'schen Geistes läßt sich leicht begreifen, wie groß und dauerhaft s. Wirkung und Anziehung sein mußte. Stets, wo die höchsten Interessen des Geistes wieder angeregt wurden, ging man auf ihn zurück. Seine Schule heißt die Akademie und wird gewöhnlich in die ältere, mittlere und neue getheilt. Zu den Philosophen der ältern gehören: Speusippos, Xenokrates, Polemo, Krates, Krantor, die unmittelbaren Nachfolger P.'s. Der Stifter der mittlern Akademie ist Arcesilaus, dessen Nachfolger Lacydes, Evander, Hegesinos und Karneades waren. Dieser Letztere war der Stifter der neuern Akademie, und sein Nachfolger hieß Klitomachos. Die Schüler des Letztern, Philo und Charmides, wichen wieder von den Lehren der neuern Akademie ab und näherten sich mehr dem P. Noch Andre nehmen sogar eine vierte an, welche von Philo ausgegangen, der wieder die dogmatische Richtung annahm. Antiochus machte noch mehr Änderungen, daher man wol zuweilen von einer fünften Akademie spricht. Cicero („Qu. Acad.", I, 43 fg.) nimmt nur die alte und neue an, und meint, die Namen beider sollten eigentlich vertauscht werden, indem die neue sich mehr P.'s ursprünglichem Geiste nähere. Da sich in der Schule mit dem gemeinschaftlichen Charakter auch persönliche Individualitäten entwickeln, so sollte man auch hier die letztern suchen. Aber es zeigen sich hier in der That keine (wenn man nicht die unsteten Schwankungen und Abweichungen von der Urlehre dafür halten will), bis auf seinen vieljährigen Zuhörer, den Stifter der peripatetischen Schule, Aristoteles, „einen baumeisterlichen Mann, der sich nach dem Boden erkundigt, aber nicht weiter, als bis er Grund findet, der einen ungeheuern Grundkreis für sein Gebäude umzieht, Materialien von allen Seiten her schafft, ordnet, aufschichtet, und so in regelmäßiger Form pyramidenartig in die Höhe steigt, wenn P. einem Obelisken, ja, einer spitzen Flamme gleich, den Himmel sucht", wie Göthe ihn treffend charakterisirt. Er verwarf die platonischen Ideen, indem er sie, wie Alles, der Reflexion unterwarf und ein vollkommener Mann des Verstandes war, der die sinnliche Welt festen Blickes durchforschend zergliederte, aber ganz jener höhern Begeisterung entbehrte, welche sich in P. noch aus dem Orientalismus herüber gerettet hatte. Vergleicht man seine Ethik mit der platonischen und erwägt, wie auch in der Folgezeit die Anhänger Beider sich gewaltig befehdeten und um den Vorzug rangen, so muß man wol Beide für rein entgegengesetzt halten. Durch die Hinweisung auf das Übersinnliche und den der griechischen Natur besonders fremden Abfall von der Natur und der Breite der Welt, durch die glühende Begeisterung, womit P. diese aussprach, konnte P. allerdings schon als ein Vor-

Kaiserin Maria Theresia, die sie 1741 an sich zog, sie 1742 zum Reichsgrafen erhob und 1743 zum Reichsfürsten erhob. Sie starb 1746. Ihr Sohn Johann Nepomuk Joseph Maximilian, geb. 1742, folgte ihr in der Regierung, trat aber 1760 in den Deutschen Orden, dessen Hochmeister er 1780 wurde. Er starb 1801. Sein Nachfolger in der Regierung wurde sein Neffe Maximilian Franz, geb. 1756, der 1784 Koadjutor des Kurfürsten von Köln und 1785 Hochmeister des Deutschen Ordens

stets an den Brief von Blutstropfen besonders und sah sich beschwichtigt. Zum Beispiel, wenn er sich vorstellte, daß er, wenn er den Brief nicht schriebe, sich selbst schwer verletzen würde, so daß er sterben müßte, oder daß er sich selbst töten würde, oder daß er sich selbst verstümmeln würde, oder daß er sich selbst verbrennen würde. Und so fort. Er hatte Angst, sich selbst zu verletzen, und er hatte Angst, sich selbst zu töten, und er hatte Angst, sich selbst zu verstümmeln, und er hatte Angst, sich selbst zu verbrennen

nicht schon ihr Alter sie der Beachtung werth machte, so würde sie sich uns doch dadurch empfehlen, daß sie in vielen Stücken wohlklingender, reiner und reicher ist als unsere gepriesene hochdeutsche Mundart: ein Vorzug, der die Aufmerksamkeit der Sprachforscher um so mehr auf sie hinlenken muß, je mehr und öfter man in unserer Zeit das Bedürfniß einer Reinigung und Bereicherung unserer Schriftsprache gefühlt hat. Dankbar erkennen wir daher die Bemühungen Derjenigen an, die durch mundartliche Wörterbücher (Idiotica) uns mit den Eigenthümlichkeiten dieser Sprache bekanntzumachen versucht haben, und sehen darin um so mehr Verdienst, je näher, aller Wahrscheinlichkeit nach, der Zeitpunkt ist, wo von der niederdeutschen Sprache als von einer ausgestorbenen die Rede sein wird. — Oft gebraucht man den Namen Plattdeutsch wegwerfend als Gegensatz der gebildeten Schriftsprache.

Plattiren, die Kunst, geringere Metalle mit einer dünnen Silberplatte, entweder des Nutzens oder der Zierrath wegen, zu bedecken. Ehemals wurde die Silberplatte auf dem geringern Metalle festgelöthet; es gab dabei 2 Arten, die weiche und die harte, oder die Zinn- und Silberlöthung. Gegenwärtig plattirt man so, daß man eine Silberplatte auf einer 12 Mal stärkern Kupferplatte befestigt, sie beide zusammen ausdehnt und dann diesen Platten mit einer Prägmaschine die erfoderliche Gestalt gibt.

Plauen, eine der gewerbsamsten Städte des Königreichs Sachsen, die Hauptst. des voigtländischen Kreises, liegt in einem schönen Thale an der weißen Elster, und enthält ein Schloß, 2 Kirchen, 616 H. und 7000 E. Außer dem Justiz- und Rentamte, die ihren Sitz im Schlosse haben, findet man hier ein Lyceum, ein Seminar, 2 Hospitäler und 2 Waisenhäuser. Die Baumwollen- und Musselinweber liefern die feinsten Musseline (1802 an 120,000 Stück). Es gab 112 Schleierherren (Baumwollenwaarenhändler), 230 Weber mit mehr als 200 Gesellen und Lehrjungen, und über 1800 Wirker. Auch die Cattundruckerei ist bedeutend; ferner sind hier eine Wachsleinwandfabrik, 3 Spinnmühlen, einige Tuchwebereien und Strumpfwirkereien. Früher waren diese Baumwollenfabriken noch blühender als jetzt, denn 1794 beschäftigte die Malerei und Einnätherei der baumwollenen Waaren an 6000 Personen.

Plauischer Grund, eine der reizendsten Naturgegenden in der Nähe von Dresden, am Wege nach Tharand und Freiberg. In diesem fast 3 Stunden langen Felsenthale, das die Weißeritz bald als ein reißender Wald- und Gebirgsstrom, bald als ein klarer Forellenbach durchrauscht, wechseln die mannigfaltigsten Scenen, bis es sich bei den Ruinen von Tharand in enge wilde Schluchten zusammenzieht. Hier starren nackte Felsen empor, dort breiten sich mit Laub- und Schwarzholz geschmückte Berge in sanften Abhängen aus; hier rauschen Mühlen, dort blicken freundliche Dörfer zwischen Birkenwäldchen und Weinpflanzungen hervor; hier ist der Charakter der Gegend romantisch kühn, dort ländlich, mild und sanft. Merkwürdig ist die mineralogische Beschaffenheit dieses Thales. Es ist dem Geologen ein Archiv der Natur, worin die Urkunden gewaltsamer Umwälzungen aufbewahrt sind, welche die Gewässer der Erde verursacht haben. Der tiefe Grund verdankt dieser furchtbaren Zerstörung seine Gestaltung mit allen phantastischen Krümmungen, wie die Übereinstimmung des in Massen auf beiden Seiten aufgeschichteten Urgebirges beweist. Eine weite Strecke hindurch, vom Eingange bis zur Pulvermühle, haben gewaltige Fluten vor Jahrtausenden sich dieses tiefe Bett in ein Syenitgebirge gewühlt; dasselbe spaltend, häuften sie zertrümmerte Massen von Urgebirgen, Wäldern, Landthieren und Seegeschöpfen von beiden Seiten auf einander. Überall wechseln Steinkohlenflötze mit Porphyrgebirgen und Gneis ab. Das Urgebirge des Thales ist auf beiden Seiten Syenit; es erstreckt sich bis zum Eisenhammer. Beim Eingange zur Rechten der Weißeritz und hier und da auf den

Höhen sieht man losgerissene Felsenstücke desselben. Die tiefe Enthlößung dieses Gebirges und die mancherlei merkwürdigen Gänge, welche dasselbe durchkreuzen, können Jedem, der auch Nichts von der Bergkunde versteht, eine deutliche Vorstellung von dem innern Bau der Gebirge geben. In diesem Syenit kommen kleine Krystalle von der Größe einer Viertellinie bis zu einem Viertelzoll vor, in denen Klaproth ein bisher unbekanntes Metall enthalten fand, welches er Titanium, die Krystalle selbst aber Titanit nannte. Außerdem enthält dieser Syenit auch kleine Granatkrystalle. Über dem Syenitgebirge sieht man 3 sehr merkwürdige Lagen von Flötzgebirgsarten. Die erste ist ein hohes Sandsteinflötz, welches, bei Koschütz und Dölzschen horizontal geschichtet, gegen 40 Ellen aufsteigt. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß es von Meergewässern hier abgesetzt worden, weil es auf beiden Seiten eine unzählige Menge versteinerter Muscheln enthält von verschiedenen Gattungen. Die schöne Brücke am Eingange des Thales ist aus diesem sehr festen Sandstein erbaut. Über diesem Sandsteinflötze liegt ein 2—4 Ellen hohes Syenitgeschiebe; es besteht aus lauter zertrümmerten Syenitstücken, deren Verwitterung und abgerundete Form beweist, wie lange sie vom Wasser herumgetrieben worden. Sie sind mit vielem sandigen Thon verbunden. Auf diesem Conglomerate endlich liegt ein Steinmergelflötz, in der Gegend selbst Pläner genannt. Es zieht sich aus der Tiefe des Elbthals zu beiden Seiten des Grundes hinauf in horizontalen Schichten, deren jede 2 Ellen dick und wieder in 3—4 Bänke abgelöst ist. Seine Festigkeit und seine natürliche Ablösung machen ihn zu einem sehr bequemen Bausteine, auch ist er mit einer Menge versteinerter Muscheln aus dem Grunde des Meers vermischt. — Die Straße von Dresden nach diesem Grunde geht bis zum Dorfe Plauen in der Ebene fort. Durch den Krieg 1813 wurde diese blühende Gegend ganz verwüstet; doch hat der fleißige Sachse sich hier schon wieder als Landwirth oder Künstler angesiedelt. Vor dem Eingange des Grundes liegt ein Vorwerk mit einem Garten an der Weißeritz und einem Sommerpalais, Reisewitz's Garten genannt. Seine schönen Partien machen ihn zu einem besuchten Vergnügungsorte. Am Ende desselben, dicht am Fuße der Höhe, die sich zur Linken erhebt, liegt das Dorf Plauen, eins der ältesten dieser Gegend, und es erhielt wahrscheinlich von dem wendischen Worte Plawa, eine Schwemme, den Namen. Vermuthlich hatte die Weißeritz den Eingang des damals mit Steinen und Waldung bedeckten Grundes ganz überschwemmt. Andre Spuren von dem hohen Alter dieses Dorfes verrathen 2 nahe dabei befindliche Plätze, welche wahrscheinlich geheiligte Örter der Sorben waren, wo sie die Asche ihrer Todten begruben und ihre Opfer verrichteten. Einer derselben ist der Hahneberg zwischen der Stadt und dem Dorfe, ein Hügel, auf welchem einst ein geheiligter Hain stand. Das Pfarrfeld befindet sich auf diesem Berge, der vielleicht bei der Einführung des Christenthums der Kirche eingeräumt wurde, um alle Spuren des Götzendienstes zu vertilgen. Der andre heilige Platz soll die sogen. Felsenkuppe gewesen sein, die sich unweit der vordern Spitze befindet, unter welcher die Wohnung des Hegereiters liegt. Sonst war sie mit Waldung bedeckt, wovon sich noch der Name Tännicht erhalten. Jetzt nennt man sie den großen Stein; sie bekam im siebenjährigen Kriege durch eine Schanze eine ganz veränderte Gestalt. Die beträchtlichen, vorher geordnet über einander gelegten Felsenstücke hatten sonst ganz die Gestalt und Beschaffenheit der Hünen- oder Heidenhügel. Nicht weit von dieser zerstörten Opferstätte grub man in der Gegend des koschützer Weinbergs mehre Urnen von Thon aus. In späterer Zeit hat diese Felsenkuppe wahrscheinlich zu einem Calvariberge gedient; denn an der Straße, welche diese Anhöhe hinaufführt, waren um die Zeit des siebenjährigen Kriegs noch steinerne Säulen und Kreuze zu sehen, welche vermuthlich die Stationen bezeichneten. Hinter Plauen zur Rechten ist der Eingang in den herrlichen Grund, wo sich das Heitere mit dem Ernste des Erhabenen vereint. Man wählt den etwas erhöhten

Fußsteig linker Hand längs des Mühlgrabens, wo rechts die forellenreiche Weißeritz zwischen dem Fahrwege und dem buschigen Abhange jenseits über einige Wehre hinabrauscht. Die schönste Aussicht gewahrt man auf der hohen Felsenklippe vor Dölzschen. Unter sich erblickt man das sonnige Elbthal und die Stadt, am Fuße einer schön gewundenen Hügelreihe von Weinbergen und Landhäusern; hinter ihr dehnt sich ein Tannen- und Kiefernwald aus, über welchem sich die höhern Gebirge der Lausitz in blauer Ferne erheben. Die Elbe strömt vom Morgen zwischen dem Königstein und Lilienstein in die Aue von Pirna herab und verliert sich im Abend unter den meißner Gebirgen. Inmitten der fruchtbaren, von großen Heerstraßen durchschnittenen Fluren liegen freundliche Dörfer verstreut. Aber welch ein Wechsel, wenn man jetzt sich wendet! Statt der lachenden Landschaft erblickt man tief unter sich eine schmale, jähe Schlucht, deren Felsenwände sich kühn und majestätisch, hier nackt, dort mit Gebüschen bekränzt, emporheben. An ihrem Fuße rauscht die Weißeritz hin und stürzt sich über ein Wehr. Drei nicht weit von einander gelegene Mühlen beleben den Grund und mildern die düstere Ansicht desselben. Weiter gen Westen, wohin die Schlucht malerisch sich krümmt, wird man ein breiteres, von hohen Gebirgen umschlossenes Thal gewahr, aus dessen Mitte sich der Kirchthurm von Döhlen erhebt. Folgt man aber dem Thalwege in der Tiefe, so wird man gleich beim Eingange in den Grund sehr überrascht durch die romantische Ansicht der schönen steinernen Brücke in der Nähe der Buschmühle. Bei Eisgängen schwillt dieser sanfte Bach oft zum reißenden Waldstrome an. Neben der Brücke bildet ein breites Wehr einen künstlichen Wasserfall. Die Weißeritz versorgt Dresden mit Brennholz und unterhält von oben das Spiel der sich jagenden Scheite, die immer schneller über das hängende Wehr einander verfolgen. Schroffe Felsen ragen von der einen Seite steil aus dem Wasser himmelan, die gegenüberstehenden sind mit Birken und Büschen reich geschmückt. Nicht weit von der Mühle liegt im Waldesdunkel die Villa des Malers Grassi. Ehe die Straße nach Tharand durch diesen Grund geführt war, glich er hier einer furchtbaren Wildniß; viele Felsen mußten gesprengt werden, um die Straße zu ebnen. Unter diesen hervorragenden, jetzt meist weggebrochenen Klippen war das sogen. Schweizerbette eine der merkwürdigsten. Unter abwechselnden Ansichten kommt man zur zweiten, oder Königsmühle, und zur dritten, der sogen. neuen Mühle. Weiterhin, wo der tiefe Grund sich allmälig erweitert, liegt sehr romantisch eine Pulvermühle; sonst war ein Kupferhammer hier. Hierauf wird die Gegend freier und heiterer bei dem Dorfe Potschappel. Diesem gegenüber liegt der hohe Burgwartsberg. Er hat den Namen von einer Burg, die König Heinrich I. in der ersten Hälfte des 10. Jahrh. hier erbaute, um die Wenden im Gehorsam zu erhalten. Man nannte sie Burgwardium Buistritzi, vielleicht weil in noch grauerer Vorzeit der wendische Gott Püstritz hier abgebildet stand, wovon das benachbarte Dorf Pesterwitz seinen Namen bekam. Auf der Ostseite findet man die deutliche Spur eines Waldes, und vorn auf der Felsenkuppe unterscheidet man noch eine kesselförmige Vertiefung, welche der Burgbrunnen war. Potschappel hat ein niederländisches Ansehen, und der erst seit ungefähr 30 Jahren daselbst ernstlich betriebene Steinkohlenbau ist nicht unbedeutend. Die Kohlenflötze ziehen sich von Burg am Windberge herab bis nach Zamkerode und über Kleinhermsdorf hinauf, und es liegen oft mehre über einander. In Burg ist die Art des Abbaues der Steinkohlen merkwürdig. Gegen 160 Ellen unter der Erde, nach dem Windberge zu, ist in einem Bezirke von ungefähr 800 Ellen das Flötz, welches daselbst 14 Ellen hoch ist, abgebaut, und die Grube bildet ein unterirdisches Labyrinth, denn man hat Pfeiler von 3—4 Ellen in der Stärke stehen lassen müssen, damit die Decke nicht einstürze. Hinter Potschappel breiten sich lachende Ebenen aus, und die Ansicht von Döhlen bildet ein heiteres Gemälde. Am Wege selbst befindet sich, an der Weißeritz, die döhlener Wasserkunst, welche das im

Kohlenschachte sich sammelnde Wasser herauspumpt. Durch diese Maschine wird es möglich, die Kohlen aus der Tiefe zu gewinnen und ungeachtet des Wassers fortzuarbeiten. Auch ist ein großer Stollen zur Elbe geführt worden. Der Windberg ist der höchste Berg dieser Gegend. An s. Fuße vorbei kommt man durch das s. Obstbaumzucht wegen bekannte Deuben; hier beginnt das Thal wieder sich enger zu schließen, das Dörfchen Hainsbach liegt malerisch vor uns, und rechts kommen wir dicht bei dem Riesenbette, einer in einem schroffen Felsen sich wölbenden Höhle, vorbei. Nicht weit davon entsteht die Weißeritz, aus dem Zusammenflusse der wilden und der rothen Weißeritz. Das Thal, wo die wilde Weißeritz herausströmt, ist tief und düster. Es ist so eng, daß die Breite des Wassers und Fahrwegs zusammen kaum 24 Ellen beträgt. Zu beiden Seiten erheben sich Tannen über einander, steile und nackte Klippen ragen dazwischen hervor, und brausend schäumt der Waldbach durch dies einsame Thal, wo man nur das Rauschen des Wassers und das Krächzen der Raben hört; selten sieht man in der finstern Schlucht etwas Lebendiges, als etwa einen hochschwebenden Geier. Ganz verschieden ist der Charakter des letzten Dritttheils unsers plauischen Grundes; reich an romantischen Abwechselungen, leitet er durch das liebliche heilsberger Thal vollends bis zu dem Anblicke der Ruinen von Tharand. Dem Botaniker bietet der plauische Grund die mannigfaltigsten Kräuter, Pflanzen und Flechten; auch der Entomologe wird sich hier sehr befriedigt finden. Sonst fabelte man von Schätzen an Gold und Silber, die in diesen Gebirgen zu finden wären; doch fand man nie eine Spur von edeln Metallen. In einer so romantischen Gegend kann es nicht an alten Sagen fehlen; am bekanntesten ist das Märchen von dem Zauberschlosse im Innern des Windberges. Der schief gegenüberliegende Burgwartsberg macht dem Zauberschlosse die Größe des Reichthums noch streitig; denn von ihm erzählt die Sage, daß eine ganze Braupfanne voll Gold darin verzaubert liege und daß bisweilen nächtlich blaue Flammen um seinen Gipfel tanzten. So verknüpft rege Phantasie das Geheimnißvolle mit dem Tiefen, geahnete Schätze, einen innern deutungsvollen Kern, mit den sichtbaren Naturschönheiten. WI.

Plautus (Marcus Atcius), einer der ältesten römischen Schauspieldichter, geb. aus Sarsina in Umbrien, lebte um 200 v. Chr. in Rom als Vorsteher einer Schauspielergesellschaft. Aus Gellius wissen wir, daß er sich wenigstens eine Zeitlang in einer sehr dürftigen Lage befand, die ihn nöthigte, sich s. Unterhalt mit einer Handmühle zu verdienen. Dabei scheint er jedoch eine unverwüstlich frohe Laune gehabt zu haben; denn selbst in jener eben nicht zur Poesie einladenden Lage soll er einige Lustspiele verfertigt haben. Noch sind uns 20 seiner für echt gehaltenen Komödien meist vollständig erhalten worden. Die Namen sind theils von Personen entlehnt, die in dem Stücke eine Rolle spielen, wie Amphitruo (der Gemahl der Alkmene, Mutter des Hercules), Curculio (d. h. Kornwurm, Name eines Schmarotzers), Epidicus, Pseudolus, Stichus (Namen von Sklaven), Bacchides (Name zweier Buhlerinnen), Menaechmi (Name eines Zwillingsbrüderpaares), Miles gloriosus (der großsprecherische Soldat), Captivi (die beiden Gefangenen), Mercator (der Kaufmann), Poenulus (der Punier oder Carthaginenser), Persa (der Perser), Truculentus (der Trotzige oder Wilde); theils von gewissen Dingen, die dem Ganzen zur Grundlage oder Entwickelung dienen, wie Aulularia, Cistellaria, Mostellaria, sc. Fabula (der Topf oder der Schatz, das Kästchen, die Gespenster). P.'s Verdienst besteht darin, daß er die griech. Komödien des Diphilus, Epicharmus u. A. theils übersetzend, theils nachbildend, in die lat. Sprache übertrug, und dadurch diese selbst mit ausbilden und bereichern half. Die Alten können seine kernhafte, alterthümliche Sprache nicht genug rühmen, und nach Varro meinte Jemand, die Musen, hätten sie lateinisch reden wollen, würden sich der Plautinischen Sprache bedient haben. Nicht

weniger rühmte man den schalkhaften Witz und den Sentenzenreichthum des alten Komikers. Allerdings läßt sich für die Sprache des Umgangs und des gewöhnlichen Lebens Viel aus P. lernen, obwol sich vieles Alterthümliche und Veraltete bei ihm findet, das nicht nachzuahmen ist. Auch an Witz und origineller Laune gebricht es den Plautinischen Komödien nicht; aber die Sprache ist oft gemein, der Scherz bisweilen unedel, ja schmuzig. Nicht selten ist der Gegenstand s. Stücke eine höchst obscöne Geschichte, die spaßhaft behandelt wird. Im Allgemeinen hat sein Dialog größere Verdienste als die dramatische Entwickelung. Eine treffliche Ausg. sämmtl. Plautinischen Komödien hat Ernesti besorgt (Lpz. 1760, 2 Bde.). Eine neuere Ausg. mit e. fortlauf. Comm. erschien Zweibrücken 1788 (3 Bde.); von Schmieder (Gött. 1804—5, 2 Bde.), und die neueste von Bothe (Berl. 1809—11) in 4 Bdn. Metrische Übersetz. lieferten Küffner (Wien 1806—7), Köpke (Berl. 1809—20, 2 Bde.) und Rost in Leipzig, der ihn auch durch mehre Programme erläutert hat. S.

Plebejer, Plebs, bei den Römern diejenige Volksclasse, welche nicht zu den Senatoren (s. Patrizier) und Rittern gehörte; in den letztern Zeiten der Republik auch alle Diejenigen, welche keine öffentliche Staatsämter bekleideten, sondern als Privatleute von ihrem Vermögen lebten, und überhaupt alle Diejenigen, deren Vermögen nicht wenigstens 400,000 Sestertien betrug; sie mochten übrigens Handwerker, Kaufleute, Unterbeamten, Soldaten, Bettler ꝛc. sein. Vornehmlich nannte man Plebejer die ärmere Volksclasse, die meist von den Spenden, welche ihnen der Staat oder die Reichen und ihre Patrone machten, und von dem (gesetzlich verbotenen) Verkaufe ihrer Stimmen lebten. Man unterscheidet Plebs rustica und Plebs urbana, und rechnet zu dieser alle in der Stadt lebende Handwerker, Krämer, Bettler, Müßiggänger ꝛc., zu jener die auf dem Lande lebenden, den Ackerbau treibenden Bürger, welche überhaupt der angesehenste und beste Theil der römischen Bürgerschaft waren. Über die Kämpfe der Plebejer mit den Patriziern s. Rom. In der blühendsten Zeit der Republik, nach dem Tode Sylla's, zählte man ungefähr 450,000 römische Bürger; davon lebte etwa die Hälfte in Rom und der umliegenden Gegend, und bildete, nach Abzug der Senatoren und Ritter, daselbst den dritten Stand.

Plectrum, das Instrument, womit die Alten die Lyra gewöhnlich spielten. Wahrscheinlich war es ein dünnes Stäbchen von Holz oder Elfenbein. Später wurde es Sitte, die Saiten mit den Fingern anzuschlagen. Die Lacedämonier, die immer an der alten Sitte hingen, hielten dies für so unziemlich, daß sie einst einen Lyristen deßhalb zu einer Geldstrafe verurtheilten.

Plejaden, die 7 Töchter des Atlas. Die Fabel erzählt, Orion habe sie erblickt und liebend verfolgt, sie aber die Götter um Rettung angefleht, worauf Jupiter sie in Tauben verwandelt habe. Daher das Siebengestirn.

Pleonasmus (Überfluß), in der Redekunst derjenige Fehler, wenn ein und derselbe Begriff oder Gedanke ohne Grund und Nachdruck wiederholt ausgedrückt wird. Dies geschieht durch Wiederholung oder Gebrauch gleichbedeutender Worte, oder solcher, deren Sinn in andern wenigstens zum Theil enthalten ist. So ist es pleonastisch, zu sagen: „Der großmüthige Fürst, welcher gern die Großmuth übt". In diesem Falle ist freilich der Pleonasmus sehr sichtbar; es gibt aber eine verborgenere Art desselben, gegen die selbst gute Schriftsteller nicht immer auf ihrer Hut sind.

Pleß, Standesherrschaft, im Juni 1827 vom Könige von Preußen zu einem Fürstenthum erhoben, und Kreis im schlesischen Regierungsbezirk Oppeln, hat 19 □M. und 36,500 Einw. Die Stadt gl. N. (241 Häuser, 2080 Einw.) mit einem Schlosse und der Regierungsbehörde, hat Leder- und Tuchhandel). Das Fürstenthum gibt seinem Besitzer, dem Fürsten Heinrich (geb. 30. Juli

1778), dem Bruder des regierenden Herzogs von Anhalt-Köthen, 90,000 Gld. Einkünfte.

Pleuresie (pleuritis), die Entzündung der Pleura oder des Brustfelles, einer serösen Haut, welche die innere Oberfläche der Brusthöhle umkleidet und sich auf die äußere Oberfläche der Lunge fortsetzt. Die Pleuresie entsteht am häufigsten von Erkältung, unterdrückter Gicht, Rheumatismus und Blutungen. Sie verräth sich durch einen lebhaften, meist stechenden Schmerz der Seite (daher die Krankheit im Deutschen Seitenstich genannt wird), durch kurzes beschwerliches, den Schmerz vermehrendes Athemholen, Husten und fieberhafte Symptome. Im Anfange ist der Husten trocken, später wird bisweilen unter kritischen Ausleerungen, welche das Fieber entscheiden, eine große Menge von Schleim mit Erleichterung ausgeworfen. Dann zertheilt sich die Entzündung, welche aber in andern Fällen auch in Eiterung und Ausschwitzung übergeht, und es auch veranlaßt, daß die Lunge mit dem Brustkasten verwächst. Ist die Krankheit zum ersten Mal vorhanden, ist sie neu entstanden, wird sie frühzeitig genug erkannt und gehörig behandelt, so ist die Gefahr nicht groß. Blutegel und minder antiphlogistische Mittel, Ableitungen durch Vesicatorien sind bei einer guten Behandlung vorzüglich wichtig.

Pleyel (Ignaz), ein wegen s. leichten Compositionen beliebter Instrumentalcomponist, geb. im Östreichischen 1757, studirte die Composition unter Anleitung des großen Haydn bis 1786, wo er eine Reise nach Italien und Frankreich machte. Nach einem kurzen Aufenthalte in Paris ward er 1787 zum Capellmeister am Münster zu Strasburg, mit einem Jahrgehalte von 4000 Fr., ernannt. Als aber während der Revolution die Kirchen geschlossen und alle Kirchendiener verabschiedet wurden, flüchtete sich P., der zwar, den Umständen nachgebend, eine Hymne auf die Freiheit componirt, aber die Aufmerksamkeit der mit andern Sorgen beschäftigten Regierung damit nicht gewonnen hatte, 1793 nach London, gerade zu der Zeit, als Haydn sich ebenfalls daselbst befand. Er gab Concerte und wandte sich darauf wieder nach Paris, wo 1796 sein Name unter den Componisten des zweiten Ranges, welche seit der Eroberung der Freiheit zur Verschönerung der Nationalfeste durch ihre Talente beigetragen hatten, feierlich mit ausgerufen wurde. Seitdem hat er eine Musikalienhandlung angelegt, welche sich zu einer der ansehnlichsten in Europa erhoben hat. Zu besonderer Ehre gereicht ihm seine seit 1801 unternommene Ausg. einer „Bibliothèque musicale", in welcher er die vornehmsten Werke der ersten ital., deutschen und franz. Meister zu liefern versprochen hat. Seine eignen Werke, die größtentheils in Offenbach und dann in s. Officin erschienen sind, zeichnen sich sämmtlich aus durch Leichtigkeit, Anmuth und Gefälligkeit; doch sind die spätern nicht mit gleichem Beifalle aufgenommen worden. Meistens sind sie für Instrumentalmusik: Sinfonien, Sonaten, Duette, Trios, Quartette, Quintette ꝛc.

Plinius (Caj. Plinius Secundus), der Ältere, römischer Ritter, geb. zu Verona 23 n. Chr.; einer der größten Gelehrten Roms. Er widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit, machte aber auch als Unterbefehlshaber einen Feldzug in Deutschland mit und bekleidete späterhin mehre öffentliche Stellen, u. a. das Amt eines Procurators in Spanien. Seinen ungemeinen Forschungsgeist unterstützte ein unermüdlicher Fleiß. Jeden Augenblick, den ihm seine Amtsgeschäfte frei ließen, benutzte er zum Studiren. Überdies stand er sehr früh auf, selbst im Winter, legte sich oft gar nicht zu Bette und las selbst während des Essens und Badens, oder ließ sich vorlesen. Dabei zeichnete er sich ämsig Alles auf, was ihm merkwürdig schien, und äußerte öfters, kein Buch sei so schlecht, daß man nicht etwas daraus lernen könne. Konnte er selbst nicht schreiben, so dictirte er. Auf diese Weise lieferte P., ungeachtet seiner vielen öffentlichen Geschäfte, bedeu-

tende Werke, die von seiner viel umfassenden Gelehrsamkeit zeugen. Endlich ward er ein Opfer seiner Wißbegier. Er befand sich nämlich im J. Chr. 79 in der Nachbarschaft des Vesuv, als ein furchtbarer Ausbruch dieses Vulkans, ungeachtet der drohenden Gefahr, ihn bewog, diese Erscheinung in der Nähe zu beobachten. Schon fiel die glühende Asche auf sein Schiff; dennoch fuhr er fort, Alles, was er wahrnahm, aufzuzeichnen. Während die Erde um ihn dröhnte, übernachtete er unweit des brennenden Berges ruhig bei einem Freunde, und fand am andern Morgen, als er sich am Meeresstrande niedergelassen hatte, seinen Tod in dem erstickenden, sich über die ganze Gegend verbreitenden Dampfe. Die Schriften dieses rastlos thätigen Mannes sind, zum unersetzlichen Verluste für die Wissenschaft, größtentheils verloren gegangen; u. A. sein Werk über die Kriege in Germanien und seine allgemeine Geschichte. Noch haben wir von ihm die „Historia naturalis", oder „Historia mundi" in 37 Büchern: eine reiche Sammlung von Merkwürdigkeiten aller Art aus dem ganzen Gebiete der Schöpfung und des Wissens, ja selbst aus der Geschichte der Kunst, die um so schätzbarer ist, da Plinius aus einer Menge verloren gegangener Bücher schöpfte. Unter den ältern kritischen Ausgaben ist die von Hardouin (Paris 1723) die vorzüglichste; die Handausgabe von Franz, mit Hardouin's u. A. Noten, ist sehr incorrect (Leipzig 1778—91, 10 Bde.). Eine deutsche Übersetzung haben wir von Große (Frankfurt a. M. 1781—88, 12 Bde.). S.

Plinius (C. Plinius Cäcilius Secundus), der Jüngere, des Vorigen Schwestersohn, geb. n. Chr. 62 zu Comum (Como). Von s. Oheim an Kindes Statt angenommen, lernte er eine weise Benutzung der Zeit, legte sich frühzeitig mit dem größten Eifer auf das Studium der Beredtsamkeit und Philosophie und machte schon als 13jähr. Knabe den Versuch, eine Tragödie in griech. Sprache zu dichten. In Syrien, wo er als Oberster bei einer Legion stand, benutzte er den Umgang des Philosophen Euphrates und trat dann in Rom als Sachwalter mit Glück auf, bekleidete einige öffentliche Ämter und wurde im 39. J. Consul. Durch die Gunst des Kaisers Trajan ward er darauf zum Augur und zum Statthalter von Pontus in Bithynien ernannt, welchen Posten er zu allgemeiner Zufriedenheit 2 Jahre lang verwaltete. Er war in jeder Hinsicht einer der ausgezeichnetsten und besten, und man kann auch hinzusetzen, der glücklichsten Männer seiner Zeit. Denn nichts fehlte ihm zum frohen Lebensgenusse; ein gebildeter Geist, ein edles Herz, Freundschaft und Liebe, mit Einem Worte, das Schönste und Beste schmückte und verherrlichte sein Leben. Als Schriftsteller arbeitete er mit ebenso viel Liebe als Fleiß. Er versuchte sich in mehren Gattungen, in Prosa und Poesie. Von seinen Schriften ist nur noch eine Sammlung Briefe in 10 Büchern und eine Lobrede auf Trajan übrig. Die Briefe sind an verschiedene Freunde, einige auch an den Kaiser gerichtet und sehr mannigfachen Inhalts; P. schreibt nicht so einfach schön wie Cicero; aber der geistreiche und feine Ton der edelsten Umgangssprache macht seine Briefe anziehend und vielfach belehrend. In der Lobrede (Panegyrikus) auf Trajan ist er nach Einiger Meinung mit seinem Lobe sowol als mit s. redneriſchen Schmucke zu verschwenderisch; ist sie aber auch in dieser Hinsicht nicht als Muster zu empfehlen, so bleibt sie immer noch ein wichtiges Werk für die Geschichte des edeln Kaisers und seiner Zeit. Die Briefe und Panegyrikus zusammen gaben Gesner mit Anmerk. (Leipzig 1739), Ernesti (Leipzig 1770) u. A. heraus. Eine neuere kritische Ausgabe der Briefe mit Anmerk. erschien von Gierig (Leipz. 1800) und sämmtl. Schriften von demselben (Leipzig 1806); ferner von G. H. Schäfer (Leipzig 1805) und von Titze, nach einem prager Codex (Prag 1820). Die Lobrede besonders edirte nach Arntzen (Amsterdam 1738) u. Schwarz (Nürnb. 1746), Gierig mit Anmerk. (Leipz. 1796). Von demſ. erschien eine Schrift: „Über das Leben, den moralischen Charakter und den schriftstellerischen Werth des

jüngern Plinius" (Dortmund 1798). Eine deutsche Übers. sämmtl. Briefe gaben Schmidt (Frankf. a. M. 1788—89, 2 Bde.), umgearb. von Strack (ebendas. 1818), und Schäfer (Erlangen 1801, 2 Bde.). Den Panegyrikus lieferten deutsch Schäfer (Ansbach 1784) und Wigand (Leipz. 1796). S.

Plinthe, in der Architektur, ein platter Untersatz für einen architektonischen Körper, der einen Fuß hat, vornehmlich aber der platte Untersatz des Säulenfußes, der Pilaster und der Postamente, auch Tafel genannt. Bei den Griechen bezeichnete dies Wort einen Ziegel von gebrannter Erde, dergleichen als Unterlage der Säulen diente. Man nennt es auch die **Sohle** (ital. zoccolo, franz. zocle oder socle), oder Sockel.

Plongeon wird das Bad genannt, wenn man sich mit dem Kopfe zuerst in das Wasser stürzt. Dadurch wird eine momentane Blutanhäufung im Kopfe bewirkt, die Lungen, das Herz, die Unterleibseingeweide verändern ihre Lage; vorzüglich die Haut erfährt einen lebhaften Eindruck. Man hat das **Sturzbad** in manchen Badeorten, z. B. in Spaa, als Heilmittel in Gebrauch gezogen und besondere Vorrichtungen zu demselben getroffen; auch sucht man die Wirkung auf die Haut dadurch zu verstärken, daß sie unmittelbar nach dem Bade eine Zeitlang frottirt wird.

Plotin, der bedeutendste unter den **Neuplatonikern** (s. d.) zu Lykopolis in Ägypten, 205 n. Chr. geb., studirte in Alexandrien, wie man sagt, unter Ammonius, die Philosophie, reiste 39 J. alt in den Orient, um dort die Weisheit der Magier kennen zu lernen, und trat in s. 40. J. als Lehrer der Philosophie in Rom auf. Er begeisterte s. Schüler durch mündlichen Unterricht und Schriften und st. an den Folgen einer strengen Lebensart in Campanien 270 n. Chr. Sein enthusiastischer Schüler Porphyr hat sein Leben beschrieben und auch seine Schriften geordnet. Marsilius **Ficinus** (s. d.) hat sie zuerst herausgegeben und übersetzt. Creuzer hat insbesondete die Abhandlung, welche von der Schönheit handelt (Heidelb. 1814), herausgegeben; und Engelhardt die Enneaden des P. ins Deutsche übersetzt und erläutert (Erlangen 1820—23). Wol drückte auch P.'s System das Gebrechen der Speculation, das Wirkliche seelenlos zu machen und zu verachten und dennoch von ihm eine Wesenheit für das Ewige zu borgen; aber das Gemüth waltet hier doch vor. Da ihm Raum und Materie nichts ist als Schein des Wirklichen, Schatten der Geister, so fodert er Gemeinschaft mit Gott und Anschauung des Unendlichen. Denn die Intelligenz durchdringt als Lichtwesen alle Dinge, sie sucht das Eine, das Gute als Urgrund von Allem. Dies geschieht nicht durch das Wissen, sondern durch unmittelbares Ergreifen und Schauen und Genießen als einer Gegenwart. So fällt Anschauen und Angeschautes zusammen, die anschauende Seele wird, was sie anschaut, wird das Eine, wie sie es war; denn sie, die Intelligenz, ist Bild des Einen, der das Eine umleuchtende, aus ihm herausleuchtende Lichtkreis. Die Natur des Geistes und des Seienden ist die erste und wahre Welt, nicht verschieden von sich, nicht kraftlos durch Theilung, noch mangelhaft, noch durch Theile geworden, da ja jedes (Einzelne) nicht dem Ganzen entzogen ist, sondern das ganze Leben desselben und aller Geist in Einem lebend und Ein zumal ist. Alles ist nur Anschauen. Die Zeit ist ein Bild der Ewigkeit und von ihr ausgeflossen. Das Böse ist entweder scheinbar oder nothwendig; als nothwendig aber hört es auf, böse zu sein.

Plus, mehr, bedeutet in der Rechenkunst das Addiren; das Zeichen dafür ist ein +. A + B heißt also so viel als A zu B addirt. Auch drückt Plus die positiven, wirklich vorhandenen Größen, als Gegensatz von minus (—) oder dem Zeichen der negativen aus.

Plutarch, ein gelehrter und fruchtbarer griech. Schriftsteller, aus Chäronea in Böotien (um 50 n. Chr. geb.), der unter Trajan, s. Schüler, wie Einige berichten, bürgerliche Ehrenstellen bekleidete, die Philosophie in Rom vortrug

und um 120 oder 130 als Priester in s. Vaterlande starb. Er soll gegen 300 philosoph. und histor. Schriften verfaßt haben, wovon wir noch 125 besitzen; aber mehre führen mit Unrecht s. Namen. Die erstern, die man gewöhnlich u. d. N. „Ethica" oder „Moralia" begreift (in der letzten Ausg. von Dan. Wyttenbach, Oxford 1795—1810, 6 Bde., 4., 8. und 12., und wieder abgedr. Leipz. in 10 Bdn., deutsch von Kaltwasser, Frankf. 1783—1800, 9 Bde.), in welchen er platonische Lehren erläutert, die Stoiker und Epikuräer bestreitet und sich besonders über mehre prakt. Gegenstände auf eine populaire Weise verbreitet, zeigen einen lebendigen Denker (z. B. die Schriften über Kindererziehung, über Musik ꝛc.), der s. Belesenheit glücklich anwendet, um s. Gegenstand anziehend zu machen. Seine histor. Schriften sind noch ausgezeichneter und für die Geschichte des Alterthums sehr wichtig, vorzüglich s. berühmten (44) Biographien und Parallelen berühmter Griechen und Römer (herausg. von Bryan, London 1729, 5 Bde., 4.; Leipzig 1812—14, 9 Bde., 12.; von Korais, Paris 1809—17, 6 Bde.; deutsch von Schirach, Leipzig 1776—79, 7 Bde., und von Kaltwasser, Magdeb. 1799—1806, 10 Bde.); ferner röm. und griech. Untersuchungen, Isis und Osiris, oder über ägyptische Alterthümer und Apophtegmen. Die für die Geschichte der Philosophie brauchbare Schrift: „Über die Lehrmeinungen der Philosophen" (herausgeg. von Cassini 1751 und von Beck 1786), trägt wahrscheinlich mit Unrecht s. Namen. Seine Behandlungsweise ist leicht, oft bis zum Oberflächlichen, und ebenso sein Styl, dem man jedoch auch zu große Ausschmückung durch Sentenzen der ältern Philosophen und Dichter vorwirft. Unter den Ausgaben aller seiner Werke sind nach denen von Henr. Stephanus (Paris 1572, 13 Bde.), von Rualdus (Paris 1624, 2 Bde., Fol.) und den frankfurter Ausg. (1599 und 1620, 2 Bde., Fol.) die von Reiske (Leipz. 1774—82, 12 Bde.) und von Hutten (Tübingen 1791—1805, 14 Bde.) die besten. Von Jacq. Amyot's Übers.: „Les vies des hommes illustres, trad. du grec de Plutarque", erschien zu Paris 1825 eine neue Ausg. in 10 Bdn. mit einer „Notice sur Plutarque", von Korias. — Vgl. Heeren über Plutarch im 3. Th. s. „Histor. Werke". — In England, Frankreich, Italien, Rußland, Östreich und Schweden gibt es Sammlungen vaterländ. Biographien, die man Plutarche nennt. —v.

Pluto (bei den Griechen Aïs, Aïdes, der Unsichtbare), des Kronos (Uranus) und der Rhea dritter Sohn, ein Bruder Jupiter's und Neptun's, welchem bei der Theilung die nebelvolle Unterwelt zufiel. Dort, unter der Oberfläche der Erde, thront er als Herrscher über die Verstorbenen. So weit unter seiner Wohnung, als der Himmel über der Erde erhaben ist, liegt der Tartarus, zu welchem eine von ihm selbst bewachte Pforte führt; dahin müssen nach ihrem Tode alle Menschen hinabsteigen. Mächtig, schrecklich, durch Bitten und Schmeicheln nicht zu erweichen, ist der dunkelgelockte Gott. Dennoch entführt Hercules ihm s. Hund, den furchtbaren Cerberus, der vor Pluto's schauervoller Wohnung liegt, und verwundet ihn selbst in die Schulter. Er fährt auf einem Wagen von 4 schwarzen Rossen gezogen, die er mit goldenem Zügel lenkt. Sein Helm macht unsichtbar. So viel erzählt von ihm die „Ilias". Die „Odyssee" hat schon Manches anders. Seine Wohnung ist hier nicht ganz bestimmt unter der Erdoberfläche angegeben. Ulysses segelt von Äa mit dem Boreaswinde einen ganzen Tag, schifft durch den Okeanos und landet bei den hohen Felsen und dem Haine der Persephone, P.'s Gemahlin (s. Proserpina), wo im ewigen Dunkel die Cimmerier wohnen. Bei diesen angelangt, geht er den Okeanos entlang und kommt so zu dem nächtlichen Dunkel, des Aïs Behausung, wo die Todten wohnen. Bei Hesiod führt am ewig umnachteten Westrande der nördl. Erdhälfte eine Kluft in die Höhlung innerhalb der Erdscheibe zu den Todten hinab, eine andre in den Tartarus. Doch kommen bei ihm unter letzterm Namen auch beide unterirdische Abgründe vor. Homer

pfand, das Schuldner Gläubiger wegen der Forderung aus dem Pfandvertrag, dessen Eingehung, Fortbestehen und Umfang vorausgesetzt, in Anspruch nehmen kann. Das P. ist ein dingliches Recht, das dem Gläubiger ein Verwertungsrecht und ein Befriedigungsrecht an der Pfandsache gewährt. Es ist ein Recht, das dem Gläubiger, dem Schuldner oder Dritten zustehen kann, und zwar ein Recht an einer fremden Sache, wenn es dem Gläubiger oder einem Dritten zusteht, ein Recht an der eigenen Sache, wenn es dem Schuldner zusteht. Das P.

Pfennig (spätahd. pfenni, Plur. -ni) aus mlat. denarius, das 1/240 Pfd. (Libra) des karolingischen Münzsystems ausmachte. Der P. wurde zuerst unter Karl d. Gr. geprägt und war bis ins 13. Jahrh. die einzige Münze, die in Deutschland ausgemünzt wurde. Seine Prägung war ein Vorrecht des Königs, der es an Bischöfe, Äbte, Herzöge, Grafen und Städte verlieh. Der P. war eine dünne, runde Silbermünze, die nur auf einer Seite geprägt war. Seine Größe schwankte zwischen 1 und 2 cm, sein Gewicht betrug 1,7 g. Die Münzbilder waren sehr mannigfaltig. Im 13. Jahrh. kamen die Brakteaten auf, die nur auf einer Seite geprägt waren. Sie hatten einen Durchmesser bis zu 4 cm und wogen bis zu 1 g. Ihre Münzbilder waren meist Wappen, Heiligenbilder oder Porträts. Im 14. Jahrh. wurden die Brakteaten durch die Hohlpfennige abgelöst, die auf der Vorderseite vertieft waren. Sie hatten einen Durchmesser bis zu 3 cm und wogen bis zu 0,5 g. Ihre Münzbilder waren meist Wappen, Heiligenbilder oder Porträts. Im 15. Jahrh. wurden die Hohlpfennige durch die Dickpfennige abgelöst, die auf beiden Seiten geprägt waren. Sie hatten einen Durchmesser bis zu 2 cm und wogen bis zu 0,5 g. Ihre Münzbilder waren meist Wappen, Heiligenbilder oder Porträts. Im 16. Jahrh. wurden die Dickpfennige durch die Kreuzer abgelöst, die auf beiden Seiten geprägt waren. Sie hatten einen Durchmesser bis zu 2 cm und wogen bis zu 0,5 g. Ihre Münzbilder waren meist Wappen, Heiligenbilder oder Porträts. Im 17. Jahrh. wurden die Kreuzer durch die Groschen abgelöst, die auf beiden Seiten geprägt waren. Sie hatten einen Durchmesser bis zu 2 cm und wogen bis zu 0,5 g. Ihre Münzbilder waren meist Wappen, Heiligenbilder oder Porträts. Im 18. Jahrh. wurden die Groschen durch die Mark abgelöst, die auf beiden Seiten geprägt waren. Sie hatten einen Durchmesser bis zu 2 cm und wogen bis zu 0,5 g. Ihre Münzbilder waren meist Wappen, Heiligenbilder oder Porträts. Im 19. Jahrh. wurden die Mark durch die Reichsmark abgelöst, die auf beiden Seiten geprägt war. Sie hatte einen Durchmesser bis zu 2 cm und wog bis zu 0,5 g. Ihre Münzbilder waren meist Wappen, Heiligenbilder oder Porträts. Im 20. Jahrh. wurden die Reichsmark durch die Deutsche Mark abgelöst, die auf beiden Seiten geprägt war. Sie hatte einen Durchmesser bis zu 2 cm und wog bis zu 0,5 g. Ihre Münzbilder waren meist Wappen, Heiligenbilder oder Porträts. Im 21. Jahrh. wurden die Deutsche Mark durch den Euro abgelöst, der auf beiden Seiten geprägt war. Er hatte einen Durchmesser bis zu 2 cm und wog bis zu 0,5 g. Ihre Münzbilder waren meist Wappen, Heiligenbilder oder Porträts.

Pneuma, der Wind, Hauch, Geist, auch der heilige Geist (s. d.).

Pneumatik: 1) derjenige Theil der Aërometrie, welcher von dem Gewichte, dem Drucke und der Elasticität der Luft und den daraus hervorgehenden Wirkungen, z. B. von der Bewegung luftförmiger Stoffe in Gefäßen und Röhren, handelt; 2) so viel als Pneumatologie. S. Karsten's „Lehrbegr. der gesammten Mathematik" (6. Bd.). Auch verstand man sonst unter Pneumatologie in der Wolf'schen Philosophie einen Theil der Metaphysik, der von den Geistern handelt; an die Stelle derselben ist die Psychologie oder Seelenlehre, nämlich die metaphysische, die auch vorzugsweise rationale genannt wird, getreten. Pneumatisch-chemischer Apparat (von Priestley in s. „Versuchen und Beobacht. über verschiedene Gattungen d. Luft", 1. Bd.) beschr., ist eine Geräthschaft, in welcher man luftförmige Stoffe erzeugen oder auffangen und ihre Eigenschaften untersuchen kann. Man theilt ihn in den gemeinen Wasserapparat und in den Quecksilberapparat, je nachdem das Behältniß, worin die Luft sich befindet, mit Wasser oder Quecksilber, um die atmosphärische Luft abzuhalten, gesperrt ist. Letzteres wird bei denjenigen Luftarten angewendet, die sich mit dem Wasser vermischen würden. — Pneumatische Maschine, die, um einen luftleeren Raum als bewegende Kraft zu benutzen, ist eine Erfindung, die Samuel Brown in London vor einigen Jahren gemacht und, durch Patente begünstigt, in England, Schottland und Nordamerika angewendet hat. Ein Cylinder wird mittelst Verbrennens von Wasserstoffgas in demselben, indem die verdünnte Luft durch Klappen entströmt, luftleer gemacht, luftdicht verschlossen und durch Wasser kühl erhalten, der fortwährend luftleer erhaltene Raum aber mittelst des Drucks der Atmosphäre auf denselben (9 Pfund auf 1 Quadratzoll), als bewegende Kraft zu verschiedenen Zwecken bei Maschinen benutzt, z. B. um Räder oder Stämpel in Bewegung zu setzen, oder Lasten zu heben ꝛc. Der Aufwand für das dazu nöthige Gas ($\frac{1}{100}$ vom Cubikinhalt des Cylinders) ist geringer als der für das zur Forttreibung eines Dampfbotes nöthige Brennmaterial. Diese leichte und tragbare Maschine nimmt, bei gleicher Kraft als eine um $\frac{4}{5}$ schwerere Dampfmaschine, weniger Raum ein und ist ganz gefahrlos. Auch sind die Kosten des Baues derselben, wie die der Unterhaltung und Ausbesserung minder beträchtlich als bei der Dampfmaschine. Sie ist mit wenig Kosten vorzüglich anwendbar zur Hebung des Wassers, z. B. bei Trockenlegung von Sümpfen, Anfüllung von Wasserbehältnissen ꝛc. Die von Cecil erfundene explodirende Maschine ist von der pneumatischen ganz verschieden. Dort wird ein verschlossener Cylinder mittelst Explosion einer Mischung von Wasserstoffgas und atmosphärischer Luft luftleer gemacht.

Po, der größte Fluß in Italien, welcher in Piemont an dem zu den cottischen Alpen gehörigen Berge Viso, in einer Höhe von 6000 Fuß, bei dem Dorfe Pian del Re, an der franz. Grenze entspringt, von W. nach O. fließt, Piemont durchströmt und von Pavia an die südliche Grenze des lombardisch-venetianischen Königreichs gegen die sardinischen Staaten, Parma, Modena und den Kirchenstaat bildet. Er nimmt auf seinem 70 Meilen langen Laufe links die Doria, Sesia, den Tessino, die Adda, den Oglio und Mincio, und rechts den Tanaro mit dem Stura, die Scrivia, Trebia, Taro, Lenza, Crostolo, Sechia, den Panaro und Reno auf und ergießt sich in einer 4fachen Mündung in den venetianischen Meerbusen. Er ist für Oberitalien die Haupthandelsstraße; doch richtet er auch durch Überschwemmungen öfters großen Schaden an und verändert sogar von Zeit zu Zeit s. Bette, wo dann die verlassenen Sumpfstellen zum Reisbau benutzt werden. An vielen Orten ist er mit Dämmen eingefaßt. Der Canal Gran Naviglo verbindet in einer geradern Linie den Tessinofluß mit dem Po.

Pochwerke, Maschinen, vermittelst welcher Erze, auch Materialien zu er Bereitung des Porzellans und des Steinguts ꝛc. zerkleinert werden. Ihre

Einrichtung ist im Allgemeinen die, daß sich ganz eiserne oder gewöhnlich hölzerne mit einem eisernen Schuh versehene Säulen (Pochstempel) zwischen feststehenden und mittelst Querbalken verbundenen Säulen bewegen, indem sie durch an einer Welle befestigte Däumlinge wechselsweise gehoben werden und durch ihre eigne Schwere auf eine eiserne oder steinerne Unterlage oder Sohle niederfallen. Man unterscheidet Trocken- und Naßpochwerke. Erstere haben bloß Zerkleinerung zum Zweck; bei letztern wird aber nicht nur das in den Bergarten fein eingesprengte Erz von denselben getrennt, sondern mittelst des Wassers wird die gepochte Materie, das Pochmehl, auch in lange Canäle geführt, in denen sich das Erz vermöge seiner größern Eigenschwere von der leichtern Bergart absondert. H.

Pöcile oder Poikile, ein Portikus (s. d.) in Athen, mit vielen Gemälden ausgeschmückt. (Vgl. Polygnotus.) Zeno lehrte hier und hieß davon der Stoiker, sowie seine Schule stoische, weil der griech. Name einer solchen Säulenhalle Stoa ist.

Pocken, s. Blattern.

Pockels (Karl Friedrich), herzogl. braunschweig. Hofrath, geb. d. 15. Nov. 1757 zu Wörmlitz bei Halle. Seine Bildungszeit fällt in die Zeit der Erweckung des deutschen Sprachstudiums und der Entstehung der philanthropischen Schule. Das Erstere hatte Einfluß auf s. geistige Entwickelung, das Andre auf s. Lebensbestimmung. Als er nach Halle kam, war schon die Gelehrsamkeit mit dem Leben in nähere Verbindung getreten; man lernte und forschte, nicht blos um zu wissen, sondern um das Wissen aufs Leben anzuwenden. Der lebhafte Jüngling folgte dieser Richtung, und die alte und neue Literatur wurden s. Führerinnen zu philosoph. Untersuchungen. Aber sein starkes Gefühl erhob ihn auch zur Dichtung, die das Gewand s. Philosophie ward. Kaum war er 25 J. alt, so empfahl ihn Rochow dem Herzoge von Braunschweig zum Erzieher zweier seiner jüngern Prinzen. Den ältesten von ihnen, den Herzog August, begleitete er als Gesellschafter bei s. Eintritte in hanöverische Kriegsdienste, und war nun der großen Welt nahe genug, um sie kennen zu lernen, aber doch auch von ihr entfernt genug, um nicht von den Wissenschaften abgezogen zu werden. Dieser glücklichen Muße verdanken wir mehre psychologische Werke, besonders s. „Versuch einer Charakteristik des weibl. Geschlechts" (1797—1802, und dann 1806, 5 Bde.) und „Der Mann ꝛc." (1805—8, 4 Bde.). Eine Anstellung, welche Joh. v. Müller ihm unter westfälischer Herrschaft anbot, schlug er aus, und der Herzog August verließ ihn nicht, obgleich die Zeitumstände eine örtliche Trennung veranlaßt hatten. In dieser Zeit schrieb P. das Leben des verewigten Herzogs von Braunschweig (1809) so freimüthig, als es damals geschehen konnte. Nachdem die herzogl. Familie nach Braunschweig zurückgekehrt war, übergab Herzog August ihm wieder s. Haus, der regierende Herr die Censur. Neben diesen Geschäften wurden die schriftstellerischen Arbeiten fortgesetzt. Ein Schlagfluß endigte P.'s Leben 1814. Seine Schriften, unter welchen eine der letztern über den Umgang mit Kindern (1811) handelt, haben einen bleibenden Werth, theils wegen der schönen Darstellung, theils wegen der feinen und wahren psychologischen Beobachtungen, die er in ihnen niedergelegt hat. KI.

Pococke (Edward), Orientalist, geb. zu Oxford d. 8. Nov. 1604, studirte daselbst und machte in den oriental. Sprachen so große Fortschritte, daß er schon 1627 nach einer Handschrift der Bodlejanischen Bibliothek eine syrische Übersetzung von 4 Episteln veranstaltete, die zu einer vollständigen Übersetzung des N. T. in diese Sprache noch fehlten. Der gelehrte Vossius, der 1629 Oxford besuchte, nahm sie mit sich nach Leyden, wo sie unter de Dieu's Aufsicht gedruckt erschienen. P. ward in dems. Jahre ordinirt und ging 1630 als Kaplan der engl. Factorei nach Aleppo. Seine Lage benutzte er zur gründlichsten Erlernung des

Arabischen, aus dem er mehre übersetzte, und ging 1636 als Prof. dieser Sprache nach Oxford. Auf die Einladung s. Freundes J. Greaves aber, ihn nach dem Orient zu begleiten, nahm er 1637 Urlaub und reiste nach Konstantinopel. Sein dortiger Aufenthalt war ihm für s. weitere Vervollkommnung in den morgenländ. Sprachen ungemein nützlich. Er kam 1640 zurück. Die Zerrüttung s. Vaterlandes beunruhigte auch ihn auf mancherlei Weise. 1648 ward ihm die Professur der hebr. Sprache zu Oxford übertragen. P. lebte ganz s. Pflichten und Studien und gab 1650 s. „Specimen Historiae Arabum" mit gelehrten Anmerkungen heraus. Bedeutenden Antheil nahm er an der Walton'schen Polyglotte. Von s. Schriften nennen wir ferner: „Carmen Abu Ismaëlis Tograi", Arab. und Lat.; „Gregorii Abul Farajii Historia Dynastarum", Arab. und Lat. (1663—74); „Porta Mosis etc." Er st. d. 10. Sept. 1691. — Pococke (Richard), ein Verwandter des Vorigen, war 1704 geb., studirte zu Oxford, bereiste mehre Länder Europas und besuchte von 1737—41 Ägypten, Palästina, Syrien, Mesopotamien, Cypern, Kandia, Kleinasien und Konstantinopel. S. s. „Description of the East and some other countries" (2 Bde., Fol., 1743 und 1745). Dieses Werk ist noch jetzt von großem Werthe, besonders in Hinsicht auf Gebäude, Inschriften u. a. Überreste des Alterthums. Er st. 1765.

Podagra (*αγρα*, Schmerz, *ποδος*, Fuß), diejenige Art der Gicht, welche durch einen, nach gewissen Zeitabschnitten regelmäßig eintretenden Anfall mit Schmerz in den Gelenken des Fußes, besonders in der großen Fußzehe, sich auszeichnet, Fußgicht. Die Schmerzen sind so stark, als wenn eine glühende Kohle auf der großen Fußzehe läge, oder das Gelenk derselben mit einem glühenden Eisen auseinandergetrieben würde. In einem hohen Grade der Krankheit ist der ganze Fuß so äußerst empfindlich, daß der geringste Druck, die leiseste Berührung, selbst die Erschütterung von einer starken Bewegung der Luft, die Schmerzen auf eine unerträgliche Weise vermehrt. Die erste Periode ist besonders schmerzhaft, indem die Entzündung der Gelenkflächen vorherrscht, wodurch die Nerven heftig angegriffen und jene schmerzlichen Gefühle erregt werden. Nach 8, zuweilen erst nach 14 Tagen läßt der Schmerz nach, indem die Entzündung allmälig verschwindet und Geschwulst sich bildet. Diese enthält das Erzeugniß der gichtischen Entzündung, Ausschwitzung von lymphatischer, zäher Feuchtigkeit mit erdigen Theilen vermischt. Sie setzt sich allmälig, allein es bleiben doch hier und da knotige Anschwellungen auf dem Fuße zurück. Die Anfälle kommen gewöhnlich des Jahres 1 Mal, im Frühlinge oder im Herbste, bei Manchem auch 2 Mal, selten öfter. So lange der Anfall regelmäßig erscheint, ist er von keiner Gefahr, weil die Naturkraft noch so viel Kraft hat, den Gichtstoff gleichsam an die entfernteste Grenze des Organismus zu treiben und ihn daselbst auszuscheiden. Die Meinung, daß gegen Podagra nichts anzuwenden sei, und Jeder, wer einmal einen Anfall davon habe, nicht wieder frei davon werden könne, ist ungegründet. Durch Abkürzung der Periode der Entzündung kann der kritische Absatz des gichtischen Stoffs befördert und der Schmerz in kürzerer Zeit gelindert werden. In der Zwischenzeit der einzelnen Anfälle kann die Gichtkrankheit selbst durch Verbesserung der Lebensweise und Diät, durch den Gebrauch einfacher Mittel und durch Vermeidung der veranlassenden Ursachen allmälig vermindert und gehoben werden; durch Vernachlässigung dieser Maßregeln hingegen nimmt die Krankheit zu und veranlaßt endlich, wenn die Kraft schwächer wird, unregelmäßige Gichtanfälle, das Podagra schlägt zurück, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, und der Kranke kommt immer in Lebensgefahr. (S. Arthritisch.) H.

Podalirius, s. Äskulap.

Poelenburg (Kornelius), Maler, geb. zu Utrecht 1586, war ein Schüler von Abr. Bloemaert, und ging sodann nach Rom, wo er Adam Elzheimer's

Manier annahm. Auch studirte er die Werke Rafael's; da er es aber nicht zur Correctheit in der Zeichnung bringen konnte, beschränkte er sich darauf, die Natur im Kleinen darzustellen, was ihm sehr wohl gelang. Alles, was er gemalt hat, ist wenig sorgfältig. Er wählte zu s. Darstellungen anmuthige Fernen, mit Gebäuden verziert, aus den Gegenden Roms und mit mythischen Figuren, Satyrn, Nymphen ꝛc. staffirt. Doch malte er auch einige biblische u. a. histor. Stücke. Trefflich ist s. Helldunkel; s. meistens nackten Figuren sind gut colorirt, besonders die Frauen. Sein Pinsel verräth Geist. Ungeachtet s. Incorrectheit wurden s. Gemälde zu Rom und Florenz gut bezahlt. Aus Liebe zu s. Vaterlande kehrte er zurück und genoß daselbst der allgemeinen Achtung. Rubens schmückte s. Zimmer mit P.'s Gemälden. Karl I. berief ihn nach England; aber auch von da kehrte er bald in s. Heimath zurück und st. in einem Alter von 74 Jahren. Er hat auch geätzt und s. Blätter sind seltener als s. Gemälde.

Poesie (*ποίησις* von *ποιειν*, schaffen, hervorbringen). **I. Begriff und Wesen.** Das Vollendetste, was der Geist schafft und in die äußere Welt überträgt, muß ideale Bedeutung mit sinnlicher Vollendung vereinen, und so den Menschen in seiner Doppelnatur ansprechen und befriedigen. Wir werden daher ein Werk, welches das Ergebniß einer solchen Thätigkeit ist, vorzugsweise eine Schöpfung (des Geistes) nennen. Zu diesem Schaffen aber wird vorausgesetzt eine Thätigkeit, welche die gegebenen Formen der Sinnenwelt, oder die Verhältnisse des Menschenlebens, durch die Idee zu beleben und zu einem durchaus übereinstimmenden, lebendigen Ganzen auf mannigfaltige Weise für die Vorstellung zu verknüpfen weiß. Diese Thätigkeit ist die Phantasie, in welcher die Vernunft als das Vermögen des Idealen wirkt, und die Bildung mit einem alle Theile durchdringenden Geiste beseelt. Wir nennen sie insofern auch **Dichtungsvermögen** (s. d.), und dichten bezeichnet also die schöpferische Thätigkeit der Einbildungskraft (Thätigkeit der Phantasie), vermöge deren sie eine Reihe von Bildern oder Vorstellungen, die sich auf das Individuelle der Sinnenwelt und des Menschenlebens beziehen, zu einem idealen Ganzen verbindet und darstellt. (S. **Einbildungskraft** und **Phantasie**.) Weil nun zur Hervorbringung jedes schönen Kunstwerks erfodert wird, daß der Künstler es im Geiste entwerfe, und die mannigfaltigen Bestandtheile desselben in der Vorstellung zu einem idealen und harmonischen Ganzen verbinde, mithin dichte, bevor er es den Formen der Sinnenwelt einprägt und darstellt, so muß auch jeder echte Künstler in diesem Sinne Dichter sein, und die Poesie, oder dieses lebendige Bilden der innern Schöpfungskraft, allen besondern Künsten als gemeinschaftlicher Ursprung zum Grunde liegen. Das ganze Gebiet der Kunst mit ihren unendlich mannigfaltigen Erscheinungen wird darum oft im Gegensatze der Wirklichkeit Poesie genannt, und poetisch sind Gegenstände und Verhältnisse, die in ihrer geistig-sinnlichen Vollendung den Schein der Kunstwerke tragen, oder in die vollkommnere Welt der Dichtung zu gehören scheinen; **poetisch** nennen wir daher Menschen, welche entweder überhaupt die Wirklichkeit poetisch, d. h. in den Verhältnissen, in welchen sie an das Ideale rührt, auffassen, und ihr Leben und Sein zu einem schönen Ganzen nach Außen gestalten; insbesondere diejenigen, welche für den Genuß der idealen Kunstwelt empfänglich sind, oder jene innere Bildungskraft selbst insichtragen, durch welche in der äußern Welt ein in sich vollendetes anschauliches Werk hervorgebracht wird. Das innere Bilden aber ist gerichtet auf die Verbindung des Hörbaren oder Sichtbaren (der Töne und Gestalten) zu einem neuen in der Sinnenwelt anschaubaren Ganzen, und hieraus entspringt die bildende Kunst und Musik (s. **Kunst**, unter III, schöne **Kunst**), oder unmittelbar auf die Verknüpfung der Vorstellungen zu einem für die Einbildungskraft anschaulichen Erzeugnisse. Um aber durch Vorstellungen anschaulich darzustellen, und somit auch das innerlich Gebildete zur anschaulichen Betrachtung An-

derr zu bringen, wodurch erst Kunst im eigentlichen Sinne entsteht, müssen 1) die Vorstellungen selbst und ihre Verbindung keineswegs nach den Gesetzen der logischen Gedankenverbindung, als Mittel zu einem bestimmten außer ihnen liegenden Zwecke, geregelt sein, noch in dem Gebiete des bloß Allgemeinen und Abstrakten verweilen, sondern durch gefühlvolle Anschauung des Idealen in ihrer Beschaffenheit und Folge bestimmt, ein individuelles, lebendiges Ganzes bilden; 2) müssen die Vorstellungen, welche an sich etwas Inneres sind, durch äußere, von den Darstellungsmitteln der bildenden Kunst und Musik verschiedene Zeichen festgehalten und veräußert werden. Da nun die natürlichen Zeichen der Gedanken in der Sprache enthalten sind, so muß 3) die Sprache zu einem individuellen und anschaulichen Darstellungsmittel des Innern gebildet und benutzt werden. Durch das Erste unterscheidet sich das Werk der Phantasie von dem des Verstandes, sowie das Werk der Kunst von dem der Wissenschaft, in welcher der Verstand vorherrscht, welcher die Ideen in Begriffen entwickelt; durch das Zweite die Poesie als eine besondere Kunst, Dichtkunst im eigentlichen oder engern Sinne, von den übrigen schönen Künsten; durch das Dritte in Verbindung mit dem Ersten die Sprache der Poesie von der Prosa (s. d.) (poetischer und prosaischer Styl). Sonach ist die Poesie oder Dichtkunst im eigentlichen Sinne die Kunst, welche das Schöne durch eine in sich geschlossene Reihe anschaulicher Gedanken in der Sprache individuell darstellt, der Dichter (Poet) Derjenige, welcher ein neues, anschauliches Gedankengebilde, der Menschheit würdig, in der Sprache aufzustellen vermag, oder aufgestellt hat; und ein Gedicht (oder eine Poesie im objectiven Sinne) ist eine das Schöne eigenthümlich darstellende, in entsprechenden Worten ausgedrückte Vorstellungsreihe. Das Schöne zeigt sich in der Poesie, wenn eine Idee die mannigfaltigen Vorstellungen gleichsam als gemeinschaftliches Lebensprincip verbindet und durchdringt, und diese in der Sprache so veranschaulicht und verkörpert erscheinen, daß dadurch in der Einbildungskraft des Hörenden oder Lesenden ein lebendiges Bild entsteht, welches von dem Gemüthe mit Lust betrachtet wird. Sonach ist auch die Poesie durch ihr Darstellungsmittel, den Gedanken, und ihr unmittelbares Organ, die Phantasie, die umfassendste und geistigste Kunst. Daher der Dichter sagt: „Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke, und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort". Der Gedanke aber und sein Zeichen, das Wort, ist an die Form der Zeit gebunden, und kann nur vorübergehend wahrgenommen werden. Die Poesie also, die sich dieser Darstellungsmittel und Zeichen bedient, stellt das Leben dar, insofern es in einem anschaulichen Bilde unter der Form der Zeit (d. i. entstehend und vorübergehend) der Einbildungskraft erscheinen kann. Es ist mithin gegen das Wesen derselben, das Coexistirende und Ruhende, als solches, theilweise zu schildern, weil durch mechanische Zusammensetzung oder Herzählung der Theile eines sichtbaren Gegenstandes ein lebendiges Bild entsteht, dahingegen oft ein einziges Merkmal eines solchen Gegenstandes an denselben erinnert, und ihn treffend zu bezeichnen vermag. Aus dem Gesagten leuchtet zugleich die Unstatthaftigkeit einer besondern Gattung von Poesie ein, die man gewöhnlich beschreibende oder malende zu nennen beliebt, und die dem Wesen der Poesie widerspricht. Beschreibungen oder Schilderungen sichtbarer Gegenstände und ihrer gleichzeitigen Theile können nur dann Bestandtheile eines Gedichts ausmachen, wenn jene in Bewegung und Handlung gesetzt werden, sodaß die Schilderung den Gegenstand gleichsam vor unsern Augen entstehen läßt, oder ihn durch Thätigkeit charakterisirt, und so dem fortschreitenden Gange eines Gedichts angemessen ist. Die Gedanken aber, welche der Dichter zu einem Ganzen verbindet, können kein lebendiges Bild in der Einbildungskraft erwecken, wenn sie bloß Begriffe und Sentenzen sind, sondern sie müssen als Erguß des durch das Schöne begeisterten Gemüths sich unmittelbar auf individuelle Erscheinungen und Veränderungen beziehen, welche als äu-

ßere oder innere wahrgenommen oder dargestellt werden (diese mögen übrigens erdichtet oder in der Wirklichkeit begründet sein); auch müssen sie in ihrer Verbindung den Erscheinungen selbst sowie den Gesetzen gemäß sein, nach welchen die Einbildungskraft, von dem Gefühle begleitet, äußere oder innere Erscheinungen als Ganzes auffaßt und leicht zu überschauen vermag. Dasselbe gilt von den Worten, wie wir oben andeuteten; ihre Folge und Verbindung muß ebenfalls geeignet sein, individuelle Vorstellungen, und durch sie das Bild des Ganzen, zu erwecken, so wie das den Gegenständen, und dem Gemüthszustande, in welchem der Dichter sie schaute, entsprechende Gefühl sowol im Ganzen als im Einzelnen auszudrücken, und dadurch bei dem Hörer oder Leser anzuregen. In den letzten Beziehungen nennt man den poetischen Styl, Styl der Anschauung (bildlichen Styl) und Empfindung (oder des Gefühls), und hierin liegt nicht nur die Foderung des lebhaftern Ausdrucks und der von der Redeweise des täglichen Lebens sich auszeichnenden Wortverbindung, sondern auch die Foderung eines entsprechenden Rhythmus in der Folge der Worte und einer entsprechenden Harmonie articulirter Laute (woraus auch der Reim zu erklären ist); denn bis in die äußerste Form soll das Kunstwerk mit seiner Idee übereinstimmen und Schönheit verkündigen. II. Eintheilung der Poesie. Die Werke der Dichtkunst sind unendlich mannigfaltig, und es lassen sich, nach verschiedenen Beziehungen, Classen derselben annehmen, so z. B. in Beziehung auf die Art der Bildung, welche das Gedicht voraussetzt, Natur- und Kunstpoesie, letztere von Einigen auch Idealpoesie genannt. (Vgl. Naturdichter.) Am wichtigsten und gebräuchlichsten aber ist die Eintheilung, welche sich auf die nothwendige, allgemeine Verschiedenheit der Erscheinungen und Veränderungen bezieht, unter welchen die in Worten ausgesprochene Vorstellungsreihe ein Bild des Lebens darstellt (Dichtungsarten im eigentlichen Sinne). Diese Erscheinungen nämlich sind innere oder äußere; daher könnte man eine subjective und objective Poesie unterscheiden. Die innern lebendigen Erscheinungen, welche die Poesie ausspricht, sind die harmonischen Gefühle, von welchen das poetische Gemüth bewegt und begeistert ist, daher man auch die subjective Poesie Gefühlspoesie vorzugsweise nennen kann. Da aber Gefühle Gegenstände (Ursachen) voraussetzen, durch welche sie erweckt werden, und welche sowol in dem ganzen individuellen Zustande des Dichters als in gewissen, von diesem im Gefühle ergriffenen beruhen können, so können entweder die Gefühle, welche sich an diesen Gegenständen äußern, oder die Gegenstände, als im Gefühle ergriffen und durch das Gefühl bestimmt, hervortreten. Dieses unterscheidet die Arten der Gefühlspoesie oder Lyrik (s. d.), zu welcher auch diejenigen sogen. Lehrgedichte (s. d.) zu rechnen sind, welche überhaupt den Namen Gedichte verdienen und dem Wesen der Poesie nicht widersprechen. Die äußern Erscheinungen aber, welche die Poesie darstellt, werden als vergangen oder gegenwärtig dargestellt, und sind Begebenheiten oder Handlungen, welche gleichsam der Anschauung vorgehen, daher man die objective Poesie auch vorzugsweise Anschauungspoesie oder darstellende Poesie nennen kann. (S. Darstellung.) Die Begebenheiten, die der Dichter als vergangen schildert und erzählt, geben der epischen oder erzählenden Dichtungsart, die Handlungen, welche als gegenwärtig dargestellt werden, der dramatischen den Stoff. Und so erscheinen uns als Dichtungsarten die lyrische, epische und dramatische (s. d.). III. Geschichte der Poesie. Sie ist die Darstellung der allmäligen Entwickelung und Ausbildung der poetischen Anlage zur Verwirklichung der Idee der Poesie unter den verschiedenen Völkern der Erde. Der Ursprung der Poesie fällt mit dem Ursprunge der Sprache zusammen, ja die Sprache ist als gemeinschaftliches Erzeugniß des Äußern und Innern, als Verbindung des Geistigen mit dem körperlichen Laut schon in ihrem Ursprunge gewissermaßen poetisch. Denn der lebendige Mensch, welcher noch in innigster Verbindung mit der Natur steht, und sie in

seinem Innern treu abspiegelt, drückt durch die Sprache das lebendig Angeschaute und Empfundene aus. Er empfängt den frischen Eindruck der Dinge, und belebt selbst das Todte; darum sind seine Schilderungen anschaulich, seine Worte sinnlich und bezeichnend, und das Gefühl drückt sich durch den gesangähnlichen Vortrag und durch die entsprechende Bewegung der Töne (Rhythmus) aus. Hierher gehören die allgemeinen Bemerkungen, daß überall die Poesie der Prosa vorangeht, und das Sprechen der Völker früher dem Singen glich, ja daß daher auch lange Zeit die öffentlichen Vorträge, welche Gesetze und Verfassung betreffen, wie bei den Griechen und Römern, in Versen ausgesprochen wurden; endlich, daß die Poesie in ihrer frühesten Entwickelung bei allen Völkern mit Musik und lebendiger Mimik so verbunden und belebt ist, daß diese gleichsam nur die Elemente einer lebendigen Mittheilungskraft zu sein scheinen, die sich erst späterhin trennen, und in verschiedene Künste auseinanderlegen, wenn Abstraction die Einbildungskraft unterstützt. Die musikalische Ausbildung der Sprache aber wurde auch dadurch befördert, daß, in Ermangelung der Schreibkunst, der Sprechende noch auf den lebendigen Laut beschränkt, und selbst um dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, bei längern oder vorzüglich wichtigen Vorträgen und Mittheilungen aufgefodert war, sie in ihren einzelnen Theilen durch entsprechenden Rhythmus und durch Accente zu bezeichnen. Für Letzteres möchte auch das frühe Alter der gnomischen Poesie bei den meisten Völkern zeugen. Was ferner den Grundstoff betrifft, welchen die Poesie in ihrer ersten Erscheinung bearbeitet, so kann, da die Religion die Quelle aller Bildung, und das religiöse Gefühl das ursprüngliche Selbstgefühl der Seele ist, die sich noch ungetheilt und in ihrem Verhältnisse zu einem Höhern empfindet, auch der ursprüngliche Inhalt der Poesie nur Religion sein. Die Geschichte bewährt uns, daß die Urpoesien oder Nationalpoesien der Völker religiöse Sagen (Mythen) sind, welchen sich die Geschichte des Stammes und der Staatengründung unvermerkt anschließt, daher auch der nothwendige Antheil der Götter und des Wunderbaren in einem Nationalepos. Die Urpoesie der Völker aber ist in jedem Sinne wahr und frisch, denn es ist in ihr Bild und Begriff noch ungetrennt, dagegen sich späterhin der poetische Sinn dem prosaischen entgegengestellt, das Bild dem Begriffe, und die Poesie der mangelhaften Wirklichkeit; ihr Stoff ist wahrhaft empfunden und erlebt, der Ausdruck natürlicher und bewußtloser Erguß des ausgebildeten Gemüths — Naturpoesie. Die spätere Poesie oder Dichtkunst drückt öfter das Erdachte, Erdichtete, sowie die nachgeahmte Empfindung in künstlichen, durch Nachdenken ausgebildeten Weisen aus. Die künstlichere Bearbeitung der poetischen Urstoffe, oder die Poesie als Kunst setzt aber die Ausbildung der Schreibekunst voraus, durch welche es leichter ist, den von dem Innern getrennten und äußerlich festgehaltenen Gedanken und Worten die möglichste Symmetrie und Abrundung zu geben. In den ersten uns schriftlich aufbewahrten Werken der Poesie vernehmen wir noch die Nachklänge jener kunstlosen Urpoesie; aber es ist jener vertrauliche Umgang der Götter und Menschen schon verschwunden, von welchem die Sagen reden, und was sich durch mündliche Überlieferung erhalten hat, erscheint groß und wundervoll gegen die Thaten der Gegenwart. So verschieden aber die Religion, als der Mittelpunkt des Lebens und der Urquell der Bildung, unter den Völkern erscheint und deren Verhältnisse bestimmt, so verschieden ist auch die Poesie des einen Volkes vor der des andern in ihrem Ursprunge. Doch ist in verschiedenen Zeiten der Einfluß der Religion auf die Poesie auch mehr oder minder groß. Der Gebrauch einer fremden Mythologie aber ist der Naturpoesie fremd. Man kann nun die Geschichte der Poesie, wie sie uns vorliegt, in 2 Hauptperioden eintheilen: in die Poesie der alten (vorchristlichen) und der neuen (christlichen) Zeit. Die erstere Periode zeigt uns die Hebräer als das erste Volk, von welchem poetische Erzeugnisse auf die Nachwelt gekommen sind. Von einer frühern Poesie der

Indier, Perser, Syrer und Araber zeigen sich nur dunkle Spuren. Die religiösen Sagen der Hebräer haben ein hohes Alter, und ihre Poesie trägt einen von der Poesie der übrigen Völker des Alterthums ganz verschiedenen, feierlich-ernsten Charakter. Sie beginnt mit Kosmogonie, wird später kriegerische Nationalpoesie, dann seit David Tempelpoesie, erreicht unter Salomo (1044—975) ihr goldenes Zeitalter, und wird dann prophetische Poesie, welche der Gegenwart zürnt, und weissagend in die Zukunft blickt. (S. Hebräer.) Von da führt uns die Geschichte in das vorzugsweise sogenannte classische Alterthum, und wir erblicken die Poesie zunächst in Kleinasien und Griechenland unter dem Einflusse des herrschenden Heidenthums, welches die blühende Phantasie reich und mannigfaltig gestaltet, in ihrem plastischen und durchaus objectiven Charakter. (Vgl. Antik.) Die griech. Poesie läßt sich wiederum in 3 Perioden eintheilen, von welchen die erste von den ältesten Zeiten Griechenlands bis auf die persischen Kriege läuft. In Thracien und Kleinasien beginnt die griech. Poesie, und das große Nationalepos des Homer oder der Homeriden, die Rhapsoden und cyklischen Dichter sowie die Gnomiker deuten auf einen ausgebreiteten Verkehr der Poesie der damaligen Zeit. Bald bildet sich auch die Lyrik in eigenthümlicher Vortrefflichkeit aus. Die zweite Periode geht von den persischen Kriegen bis auf Alexander d. Gr. Sie zeigt die Blüthe der dramatischen Dichtkunst und der ausgebildeten Poesie überhaupt. Die dritte Periode zeigt den Verfall der griech. Poesie unter Alexanders Nachfolgern und die Nachblüthe derselben in Alexandrien. (S. Griechische Literatur.) Von den Griechen wandern wir zu ihren Nachahmern, den Römern, deren Sprache sich spät für Poesie ausbildete, und die bis auf den zweiten punischen Krieg, oder bis auf die Zeit, wo sie näher mit den Griechen bekannt wurden, nur rohe Versuche in der Poesie machten. Das goldene Zeitalter ihrer Poesie fällt erst unter Augusts und Tibers Regierung, und verfiel von da an bis zur Einführung der christlichen Religion und die Einbrüche der Barbaren immer mehr. Origineller und von eigenthümlicher Zartheit sind die Bruchstücke, welche uns die Blüthe der indischen Poesie verkünden (einige Jahrhund. v. Chr.). Die zweite Hauptperiode der neuen christl. Zeit, in welcher die musikalische und subjective Seite der Poesie vorzüglich hervortritt (vgl. Modern und Romantisch), zeigt uns zuerst die lat. Sprache beim christlichen Gottesdienst zu einer mystisch-religiösen Poesie angewendet und umgewandelt, später (im 9. und 10. Jahrh. und fg.) von den Gelehrten zu Nachbildungen der altrömischen Poesie benutzt, darauf die Blüthe der arabischen Poesie (s. d.). Eine eigenthümliche Poesie in den neuern Sprachen aber erblicken wir bei den Franzosen seit den Provençalen oder Troubadours vom 11. Jahrh. an. In ihr sprach sich der Geist des edeln Ritterthums durch Andacht, Tapferkeit und Liebe aus. (S. Romantisch.) Diese romantische Poesie der Franzosen verfiel in künstliche Reimerei seit d. Ende d. 12. Jahrh. Von der Regierung Franz I. an, hob sich auch die Poesie wieder etwas; unter Ludwigs XIV. Regierung aber wird das goldene Zeitalter der franz. Poesie gesetzt, obgleich sie oft, nur auf ihre eigne Art, die Alten nachahmte und antike Stoffe modernisirte. Ihr Hauptzweck blieb die rhetorische Eleganz und der gesellige Witz. (S. Französische Literatur.) Die neuere italienische Poesie pflanzte die Provençalpoesie fort; eine eigenthümliche Naturpoesie aber begann seit d. 13. Jahrh. in Sicilien, blühte von Dante und Petrarca bis auf Ariosto und Tasso (im 13., 14. u. 15. Jahrh.) in eigenthüml. Grazie und verfiel von da in Schwulst und Nachahmung. (S. Ital. Poesie.) Die spanische Dichtkunst erscheint ursprünglich als Schwester der provençalischen, vermischt mit orientalischem Charakter. Die ersten Versuche der eigenthümlichen castilianischen Poesie gehen vom 13. Jahrh. an; ihre Blüthe aber fängt mit Karls V. Regierung an und verfällt von Philipp IV. an wieder. Gleichzeitig mit ihr und verwandt blühte die portugiesische. (S. Spanische Lit. und Portugie-

ſiſche Lit.) Die deutſche Poeſie, welche mit der nordiſchen Poeſie ſehr verwachſen iſt und ihren eignen epiſchen Cyklus hat, blühte mehrmals unter den verſchiedenſten Tendenzen; am ſchönſten aber dann, wo ſie von der Nachahmung der Fremden frei war. Auch hat ſie die poetiſchen Formen aller Völker in ſich aufgenommen. (S. Deutſche Poeſie.) Der Urſprung der engliſchen und ſchottiſchen Poeſie verliert ſich wie der der deutſchen in die ferne Bardenzeit; ſie wurde verfeinert durch die nordfranzöſiſche Poeſie. Die Blüthe der neuen engl. Poeſie aber, welche ſich durch gedankenvollen kühnen Ernſt und Humor auszeichnet, fällt in die glänzende Zeit der Königin Eliſabeth (ſ. Engliſche Literatur und Poeſie), obgleich Chaucer der Vater der neuern engl. Poeſie genannt wird. Die ſkandinaviſche Poeſie (vorzugsweiſe nordiſche genannt) zeigt das Ritterthum in eigenthümlicher, durch den nordiſchen Charakter gefärbter Geſtalt ſeit d. 13. Jahrh., wo das deutſche Heldenbuch in Norwegen eingeführt, und fremde Sagen mit einheimiſchen verſchmolzen wurden; im 14. Jahrh. trat auch hier die Meiſterſängerei an die Stelle dieſer Sagenpoeſie. (S. Däniſche und Schwediſche Sprache und Literatur.) Dieſes ſind die wichtigſten Völker, welche in dem Gebiete der Poeſie ſich ausgezeichnet haben. Die Geſchichte der Poeſie wird immer vollſtändiger und klarer werden, wenn ſie auch die Spuren der Poeſie bei den nichteuropäiſchen, z. B. amerikaniſchen Völkerſchaften aufnimmt, die reichen Entdeckungen über die indiſche, perſiſche, arabiſche und türkiſche Poeſie benutzt und verarbeitet, ſowie auch die Poeſie derjenigen Völker, deren Dichtkunſt nur flüchtig oder nicht eigenthümlich geblüht hat (die ruſſiſche, polniſche, ungariſche und böhmiſche Poeſie), an ihren Stamm anſchließt. Eine beſondere Geſchichte der Poeſie überhaupt und in dem angegebenen Sinne und Umfange iſt noch nicht vorhanden. Hartmann's „Verſuch einer allgemeinen Geſchichte der Poeſie von den älteſten Zeiten an“ (Lpz. 1797—98, 2 Bde.) iſt unvollendet geblieben. T.

Poet, gekrönter, poeta laureatus, hieß ehemals ein feierlich mit einem Lorberkranze gekrönter Dichter. Die Sitte, Dichter zu bekränzen, herrſchte ſchon bei den Griechen, und fand in den muſiſchen Wettkämpfen ſtatt. Von da kam ſie zu den Römern; der Kaiſer Domitian krönte bei den von ihm eingeführten capitoliniſchen Spielen mit eigner Hand Dichter und Redner. Seit d. 13. Jahrh. wurde dieſe Sitte in Italien erneuert. Die feierlichſte Krönung war die des Petrarca (ſ. d.). Auch die deutſchen Kaiſer ernannten gekrönte Dichter, z. B. Konr. Celtes (ſ. d.); von ihnen erhielten die Pfalzgrafen das Recht, Dichter zu krönen. Jetzt wird dieſe Sitte nur noch von einigen Univerſitäten ausgeübt, ohne daß eine ſonderliche Auszeichnung damit verbunden iſt. S. des Abt du Rosnel Abhandl. über dieſen Gegenſtand in den „Mém. de l'Acad. de belles lettres“, 10. Bd.

Poetik, die Theorie der Poeſie, iſt einestheils ein Zweig der angewandten Äſthetik, anderntheils ein Zweig der praktiſchen Sprachwiſſenſchaften. Erſteres inſofern das Princip der ſchönen Kunſt auf Poeſie angewendet, und die Dichtkunſt ſowol nach ihrem Weſen und Begriff, Materie und Form, als nach ihrem Umfange, oder nach den allgemeinen Claſſen, welche wir Dichtungsarten nennen, äſthetiſch betrachtet wird; Letzteres inſofern ſie Theorie des poetiſchen Styls und eigentliche Technik der Poeſie iſt, wozu auch die Metrik und die Theorie des Reimes gehört. Sie iſt eine der am früheſten ausgebildeten Theorien, ja die Äſthetik hat ſich aus ihr erſt allmählig entwickelt, indem der menſchlichen Entwickelung gemäß die Betrachtung des Schönen von einem beſondern Kunſtſchönen (dem Poetiſchen) zur wiſſenſchaftlichen Entwicklung der reinen Idee des Schönen aufſteigen mußte (ſ. Äſthetik), und keine Kunſt dem Menſchen näher lag und gleichſam angeboren war, als die, welche Gedanken durch die Sprache in anſchaulicher Vollendung darſtellt. Letzteres iſt auch der Grund, warum ſie in den Lehrbüchern der Äſthetik ausführlicher entwickelt und zu größerer Vollendung gebracht worden iſt als bisher

die äſthetiſchen Theorien der übrigen Künſte. Unter den Griechen behandelte ſie ſchon Ariſtoteles in ſeinem Buche „περι ποιητικης", welches wir nur im Bruchſtücke beſitzen (die beſte Ausg. von Gottfr. Hermann), abgeſondert; Horaz, in ſeiner ſogen. „Ars poetica", oder vielmehr in ſeinem Briefe an die Piſonen, zeigt ſich als deſſen Schüler. In der neuern Zeit behandelte ſie abgeſondert Marc. Hier. Vida, Torquato Taſſo und viele andre Italiener, Nic. Boileau, Jul. Cäſ. Scaliger, Gerh. Voß, L. Racine, d' Alembert, Marmontel, Baumgarten, der Stifter der Äſthetik, Joh. Ad. Schlegel, Gottſched, Breitinger, Sulzer (in ſeiner „Theorie der Dichtkunſt"), Engel (in ſeinen „Anfangsgr. einer Theorie der Dichtungsarten"), Jean Paul Fr. Richter (in ſeiner „Vorſchule der Äſthetik") und Clodius (in ſeinem „Entwurfe einer ſyſtem. Poetik", 1804). Außerdem iſt die äſthet. Theorie der Dichtkunſt ausführlicher oder kürzer in den allgemeinen Werken der Äſthetik und in den Theorien der ſchönen Künſte, z. B. in denen von Batteux, Domairon, Ramler, Sulzer („Allgemeine Theorie der ſchönen Künſte"), Schubart, J. A. Eberhard, Eſchenburg, Heydenreich, Bouterweck, Pölitz, A. Schreiber, Nüßlein, Hillebrand („Literaturäſthetik"), Seckendorf, abgehandelt, und durch Betrachtungen über einzelne Gegenſtände derſelben, beſonders von Sturz, Leſſing, Klopſtock, Moritz, Delbrück, W. v. Humboldt, Herder, Schiller, Göthe, den Gebrüdern Schlegel, Falk, Müller u. A., ſowie durch Kritiken in den Literaturzeitungen, ausgebildet worden. Über Verskunſt und Proſodie ſ. d. Art. T.

Poetiſche Licenzen ſind Freiheiten (Abweichungen von der gewöhnlichen Sprachregel), die der Dichter, des Versmaßes oder des Reimes wegen, ſich zuweilen erlaubt. So z. B. die doppelte Negation in Wieland's Endymion:

So zornig ſahn die Nymphen ſie
In keinem andern Falle nie;

und das où ſtatt à laquelle, in Voltaire's Adelaïde du Guesclin, Act I, Scene I:

Je plains cette douleur où votre âme est en proie.

Poinſinet (Antoine Alexander Henri), geb. zu Fontainebleau 1735, widmete ſich frühzeitig der Literatur. Er ſchrieb beſonders für die komiſche Oper, wo ſ. Stücke mit Hülfe der Muſik meiſtentheils gefielen. Der Dialog hat in denſelben viel Natürlichkeit, und die Verſe eignen ſich für den Geſang. Doch hat von allen ſ. Stücken ſich nur „Le cercle, ou la soirée à la mode", eine Comédie à tiroirs, auf dem Theater erhalten. P. verband mit einigem Talent eine ungemeine Unwiſſenheit in den gewöhnlichſten Dingen, viel Eitelkeit und eine grenzenloſe Leichtgläubigkeit, und es konnte nicht fehlen, daß die pariſer Spottvögel ſeine Leichtgläubigkeit benutzten, um ihn anzuführen, oder zu myſtificiren, welches Wort eigens für ihn in Gebrauch kam. Man ſpiegelte ihm z. B. vor, daß ausgezeichnete Frauen in ihn verliebt ſeien, und gab ihm falſche Rendezvous, ohne daß ihm die Augen aufgingen. Man ſchlug ihm vor, ſich das Amt des Ofenſchirms beim Könige zu kaufen, und bewog ihn, 14 Tage lang ſ. Schenkel zu röſten, um ſich an die Hitze eines Kamins zu gewöhnen. Einſt kündigte man ihm an, daß er in die petersburger Akademie aufgenommen werden ſolle, um an der Freigebigkeit der Kaiſerin Theil zu nehmen, daß er aber dazu ruſſiſch lernen müſſe. Er glaubte dieſe Sprache zu ſtudiren, und fand endlich nach 6 Monaten, daß er ſich mit dem Niederbretagniſchen beſchäftigt habe. Monnet hat den ganzen 2. Bd. ſeiner Memoiren den Streichen gewidmet, die dem armen P. geſpielt worden. P. war ein Freund vom Reiſen; er hatte Italien beſucht und ertrank 1769, auf einer Reiſe durch Spanien, im Guadalquivir. (Vgl. „Rameau's Neffe", von Diderot.)

Poitiers (Pictavium), am Clain (Nebenfluß der Vienne), Hauptſt. im ehemal. Poitou, jetzt die Hauptſt. im Depart. der Vienne und der Sitz eines Biſchofs. Sie iſt mit Mauern und Thürmen umgeben, altfränkiſch gebaut und hat einen großen Umfang, aber in 4000 H. nur 19,000 E. Unter den öffentl. Plätzen

zeichnet sich der ehemals mit einer Bildsäule des Königs Ludwig XIV. gezierte Königsplatz aus. Merkwürdige Gebäude sind die Kirchen (vor der Revolution eine Hauptkirche, 22 Pfarrkirchen und eine Menge a. Kirchen, Capellen und Klöster). Die von Karl VII. 1431 gestiftete Universität ging während der Revolution ein; statt derselben befindet sich hier eine Akademie mit 2 Facultäten und ein Lyceum; auch sind daselbst e. öffentliche Bibliothek, e. botan. Garten, e. Athenäum, e. Société d'émulation und e. Ackerbaugesellschaft. P. hat Fabriken in wollenen Mützen und Strümpfen, Gerbereien und Branntweinbrennereien. Noch sieht man Überreste römischer Alterthümer. — Poitiers (Schlacht bei). Das salische Gesetz, welches in Frankreich die weibliche Linie von der Erbschaft des Landes und der Krone ausschloß, war die Ursache zu einer Menge blutiger Kriege zwischen Frankreich und England, dessen Könige theils aus Frankreich herstammten, theils durch Verheirathung mit franz. Königstöchtern Ansprüche herleiteten. In diesen Kriegen, die mehr als 200 Jahre fortdauerten, wo nur immer kurze Zeiträume des Friedens neue Kraft zum Kampfe gewähren sollten, kommen mehre Schlachten vor, die Frankreich oft an den Rand des Verderbens brachten. Namentlich gehört dahin die, auf dem nahen Felde Maupertuis, vom schwarzen Prinzen, wie man den Sohn des engl. Königs, Eduard III., wegen s. schwarzen Rüstung nannte, am 19. Sept. 1356 gelieferte Schlacht. Das Heer, das übers Meer herübergekommen war, betrug kaum 8000 M., während das des franz. Königs, Johann, gegen 80,000 gezählt haben soll. Aber wenn auch die Tapferkeit der Ritter, die in diesen Heeren dienten, gleich war, so hatte das engl. Heer doch vor dem feindlichen mehr Ordnung und Gehorsam voraus, und daher kam es, daß gleich die Vorhut der Franzosen geschlagen und fast im ersten Zusammentreffen der Mittelpunkt derselben gesprengt wurde. Die franz. Großen sorgten nur für ihre Sicherheit, und so endigte der Tag damit, daß der König Johann allein mit seinen Scharen aufs Tapferste focht, bis endlich ein Geschwader deutscher Reiter, das in der ersten Linie stand, s. Führer im heißen Kampfe verlor und auseinanderstäubte. Da drang Alles auf den König selbst ein, und er ward von einem franz. verbannten Ritter, dem er sich ergab, zu dem schwarzen Prinzen gebracht. Der Sieger behandelte ihn echt ritterlich für die Person und wartete ihm selbst bei der Abendtafel auf, vertrat die Stelle des Stallmeisters, als er s. Gefangenen in London einbrachte; allein um s. Freiheit wieder zu erhalten, mußte Johann dem König Eduard III., nach Verlauf von 4 Jahren, mehre Provinzen abtreten und sich mit einer großen Geldsumme lösen. Merkwürdig ist es, daß in den Berichten von dieser Schlacht der Kanonen keine Erwähnung geschieht, obwol man sich derselben schon in der Schlacht von Crecy, die der Vater des Königs Johann auf gleiche unglückliche Art verlor, 1346 bedient haben soll. Dadurch wird dieser Umstand zweifelhaft, oder aber man hatte den Nutzen der Kanonen nicht bedeutend gefunden.

Poitiers (Diane de), Herzogin v. Valentinois, geb. 1500, T. von Jean de P., Grafen v. Saint-Vallier, aus einer alten und angesehenen Familie der Dauphiné. Von der Natur mit allen Reizen der Gestalt und des Geistes ausgestattet, ward sie Ehrenfräulein der Königin Claudia und benutzte ihr Ansehen zum Vortheil ihrer Familie. Als ihr Vater, weil er die Flucht des Connetable von Bourbon begünstigt haben sollte, zum Tode verurtheilt worden war, wirkten vornehmlich ihre Bitten ihm Gnade aus. Sie hatte sich schon 1514 mit Louis de Brezé, Großsenechal der Normandie, vermählt, und gebar demselben 2 Töchter, deren eine sich mit dem Herzoge v. Bouillon, die andre mit dem Herzoge v. Aumale verheirathete. 1531 starb ihr Gemahl, und geraume Zeit darnach, als sie wenigstens 40 Jahre alt war, faßte der 18jährige König Heinrich II. die heftigste Liebe für sie, und sie wußte ihre Herrschaft fast 20 Jahre lang, bis zu des Königs Tode, zu behaupten. Heinrich verlor in Dianens Umgang die Rohheit des Cha-

rakters, die ihm von Natur eigen war, und nahm eine Sanftmuth an, die er fortan bei keiner Gelegenheit verleugnete; zugleich aber gewöhnte er sich unter ihrer Leitung an Zerstreuung, äußern Prunk und Verschwendung, welche die nachtheiligsten Wirkungen hatten. Diane v. P. gehörte zu den seltenen Frauen, deren körperliche Reize nie zu welken scheinen. „Ich sah sie", sagt Brantome, „6 Monate vor ihrem Tode noch so schön, daß ich kein so steinernes Herz kenne, das nicht von ihr gerührt worden wäre. Schade, daß einen so schönen Körper die Erde deckt; sie war sehr gutmüthig, mitleidig und wohlthätig. Das Volk mag Gott bitten, daß nie eine schlimmere Geliebte des Königs kommen möge". Nach Heinrichs Tode zog sich Diane auf das prächtige Schloß Anet zurück und starb daselbst 1566.

Pola, Stadt und Hafen in Istrien (zu dem triester Kreise des östreich. Königreichs Illyrien gehörig), Sitz eines Bischofs, zeigt noch die Spuren seiner Blüthe als Pietas Julia unter römischer Herrschaft. Jetzt, auf 8—900 Einw. herabgekommen, sieht man innerhalb seiner alten Mauern ein Amphitheater, das der Berechnung zufolge an 18,000 Menschen fassen konnte. Diese Trümmer geben dem Orte eine Bedeutung, die den Reiz seiner Lage erhöht. Durch Spon's Angaben war man aufmerksam auf P. geworden, und Cassa's geschmackvolle Zeichnungen haben dieses Interesse vermehrt. Jenes Amphitheater gleicht im Allgemeinen den andern auf uns gekommenen, doch weicht es durch 4 Strebepfeiler, welche an den 4 Ecken eines in die Ellipse hineingedachten Vierecks angebracht sind, von den bis jetzt bekannten so sehr ab, daß man in Ungewißheit über die Erbauer und die Zeit der Erbauung geräth. Nach Cassa's Angabe ist das Gebäude nicht aus dem festen istrischen Steine erbaut, der von den Baumeistern so hoch geschätzt wird. Es besteht aus 3 Stockwerken, deren jedes durch 72 Arcaden oder Fenster durchbrochen ist. Treppen sind in dem Gebäude, dessen Außenwand beinah allein erhalten ist, nicht mehr vorhanden. Vielleicht verdankt es diesem Umstande seine Dauer. Im Munde des Volkes ist es u. d. N. Orlandina bekannt. Die Liebe zu den Denkmälern der Vorzeit hat auch dort neuere Nachsuchungen veranlaßt, deren uns unbekanntes Ergebniß man in einer Schrift von Stancovich („Dell' amfiteatro di Pola", Venedig 1822) antrifft. Einer Zeit des reinern Geschmacks gehören die beiden Tempel an, von denen jedoch nur einer vollständig auf unsere Zeit gekommen ist. Durch seine Aufschrift: „Romae et Augusto", verräth er das glänzendste Zeitalter der römischen Kunst. P. blühte am meisten unter Severus, wo es den stolzen Titel: „Respublica Polensis", in Steinschriften gebrauchte, wie noch vorhandene Inschriftfragmente darthun. Von einem Palaste der Julia Domna, Sept. Severus zweiter Gemahlin, sind nur wenige Steine übrig. Vollständiger ist ein Triumphbogen auf uns gekommen, den Salvia Postuma ihrem Gemahle, dem Sergius Lepidus, Ädil und Kriegstribun der 29. Legion, errichten ließ, und der jetzt u. d. N. porta aurea als Thor der Stadt gebraucht wird. Obgleich der Statuen beraubt, die einst darauf gestanden haben mögen, fällt er doch noch durch die Zierlichkeit s. Bauart und durch den Reichthum seines Schmuckes sehr ins Auge. Wahrscheinlich steht auch die Kirche, nach ital. Weise Dom genannt, auf den Trümmern eines Tempels, dessen Überreste in der Nachbarschaft sichtbar sind. Die gefälligsten und genauesten Ansichten dieser schönen Denkmäler hat Cassas in der „Voyage pittoresque de l'Istrie et de la Dalmatie" gegeben, und Spon die Inschriften am besten verzeichnet. 19.

Pole heißen die Endpunkte einer Axe (s. d.). Es gibt auf der Erde 2 solche Punkte: der Nordpol (arktischer Pol) und der Südpol (antarktischer Pol). Indem sich nämlich die Erde um ihre Axe dreht, bleiben dabei diese beiden Punkte ihrer Oberfläche in ihrer relativen Ruhe. Über die Bemühungen, bis zu dem ersten dieser beiden Punkte zu gelangen, s. Nordpolexpedition. (Vgl. Südpolar-

länder.) Die verlängerte Erdaxe schneidet aber auch das Himmelsgewölbe in 2 Punkten, welche Weltpole genannt werden. Sie heißen auch Pole des Äquators, weil die Erdaxe auf der Ebene desselben senkrecht steht, um sie von den Polen der Ekliptik zu unterscheiden, welche durch eine Linie bestimmt werden, die auf der Ebene der Ekliptik in ihrem Mittelpunkte senkrecht ist. — Pole des Magnets, s. d. — Polhöhe eines Orts heißt die Höhe, in welcher der Pol über dem Horizont erscheint, oder der Winkel, welchen die Gesichtslinie zum Pol mit der Horizontalebene, oder derselbe, den der Erdradius dieses Orts mit der Ebene des Äquators bildet. Daher ist die Polhöhe der geogr. Breite eines Orts gleich. — Polardistanz heißt die Entfernung des Pols vom Scheitelpunkt oder Zenith eines Orts, und ist daher der Winkel, welcher die Polhöhe zu einem rechten Winkel oder zu 90 Graden ergänzt. (Vgl. Astronomie.)

Polarisation des Lichts. Wenn ein Lichtstrahl auf eine Glastafel fällt, so wird er gleichsam gespalten: ein Theil wird nämlich zurückgeworfen, und der andre Theil geht durch die Scheibe. Das zurückstrahlende Licht sowol als das durchgehende hat ferner gewisse Eigenschaften angenommen, die es vorher nicht hatte; der höhere oder niedere Grad aber, in welchen es diese neuen Eigenschaften nunmehr besitzt, hängt von dem Winkel ab, unter welchem es auf die Glastafel fällt. Die neu erhaltene Eigenschaft besteht darin, daß dieses Licht, das zurückgestrahlte sowol als das durchgehende, auf eine zweite Glastafel fallende, von dieser ferner nicht mehr so zurückgestrahlt wird, als wenn es unmittelbar vom leuchtenden Körper käme, sodaß es vielmehr gegenseitige Stellungen der Tafeln gibt, bei welchen sich die Reflexion ganz in Durchgang verwandelt. Dieser Fall tritt ein, wenn die Richtung des Lichtstrahls mit der ersten Glastafel einen Winkel von 35° 25′, und die zweite Tafel mit dem reflectirten Strahle einen ebenso großen Winkel bildet, indeß zugleich die beiden Reflexionsebenen, durch Drehung dieser zweiten Tafel, rechtwinklig auf einander zu stehen kommen. Zur bequemen Anstellung dieser merkwürdigen, eine große Ausdehnung zulassenden Versuche hat Schweigger eine eigne Lichtpolarisationsmaschine angegeben. Die Entdeckung verdankt man dem 1812 verst. franz. Akademiker Malus; und Polarisation hat er den Vorgang darum genannt, weil er sich die Elemente des Lichtstrahles als Vielecke dachte, deren einzelne Seiten (Pole) sich in ihren Eigenschaften, z. B. der Durchgangsfähigkeit, unter einander unterschieden. Nach ihm haben die Theorie weiter ausgebildet Arago und Biot (in d. 3. A. s. „Experimentalphysik", deutsch durch Fechner, Lpz. 1824, 4 Bde.). Viele Arbeiten deutscher Gelehrten darüber sind auch in Gilbert's „Annalen" zerstreut.

Polarität, der Gegensatz der Wirkungen getrennter Kräfte, die sich in ihrer Vereinigung gegenseitig neutralisiren. Polarität haben z. B. der Magnetismus, der Elektricismus, der Chemismus (chemische Proceß) ꝛc. Die Benennung ist aus der Lehre vom Magnet genommen, bei welchem man zuerst diesen (magnetischen) Gegensatz der Kräfte an 2 einander entgegenstehenden Punkten (Polen) deutlich erkannt hat. (Vgl. Magnet und Compaß.) Man hat das entgegengesetzte Verhalten oder die entgegengesetzte Thätigkeit der beiden Pole einer Sphäre, z. B. des Magneten, durch die Ausdrücke positiv (bejahend, setzend oder schaffend) und negativ (verneinend, vernichtend, aufhebend), oder durch plus und minus (+ und —) bezeichnet. So nennt man z. B. den Nordpol des Magneten den positiven oder Pluspol (+ M.), den Südpol den negativen oder Minuspol (— M.); und ebenso wird der Gegensatz in der elektrischen Sphäre die positive und negative Elektricität, oder + E. und — E. genannt. Diese Bezeichnung ist mathematisch und aus der Lehre von entgegengesetzten Größen genommen. Man darf aber das Verhältniß nicht so verstehen, als ob bloß der eine, negative Pol verneinend, aufhebend gegen den andern wirkte, dieser aber, als das Gegentheil, sich bloß schaffend

(producirend) verhielte; noch weniger so, als ob nur der eine, positive Pol sich activ (thätig), der andre (negative) aber passiv (bloß leidend, unthätig) verhielte. Das Verhältniß ist vielmehr vollkommen gegenseitig; beide Pole sind thätig, stehen in Wechselwirkung mit einander, sie handeln gleichsam egoistisch, und verhalten sich insofern feindlich gegen einander, als jeder das Bestreben hat, seinen Gegenpol in sich zu verwandeln, ihn sich zu assimiliren (zu verähnlichen) und daher als solchen (als Gegenpol) zu vernichten. Und diese Wechselwirkung polarer Kräfte, nicht einseitiges Wirken des positiven Pols, ist es, was die Erscheinungen hervorbringt. Doch versteht man unter dem positiven Pol gewöhnlich den stärkern oder höhern, unter dem negativen den schwächern oder niedern Pol. Man kann auch sagen: jeder Pol habe das Bestreben, sich durch seinen Gegenpol zu ergänzen oder mit ihm auszugleichen; denn ein Pol für sich kann nie ein Ganzes ausmachen, wol aber beide in gegenseitiger Ausgleichung, wodurch eine relative Einheit, ein Product, ein Ganzes entsteht. Die Gesetze der Polarität sind folgende: 1) Kein Pol kann für sich allein bestehen, sondern beide treten gleichzeitig auf. Denn jeder Pol setzt den andern voraus, jeder kann sich nun durch seinen Gegenpol offenbaren, indem er mit ihm in Wechselwirkung (Spannung) tritt, und diese wechselwirkende Thätigkeit ist eben die Natur eines Pols oder das Wesen der Polarität. Kein Körper z. B. ist für sich allein positiv elektrisch, er ist es nur dadurch, daß er mit einem andern negativ elektrischen Körper in Spannung (Wechselwirkung) ist. So gibt es auch keinen Magneten, der bloß den Nordpol (+ Pol) oder bloß den Südpol (— Pol) hätte, sondern beide Pole sind immer zugleich an jedem Magneten und jedem magnetischen Körper. Daher 2) ruft jeder Pol in seiner erregbaren Nachbarschaft seinen Gegenpol im Augenblick hervor. Man elektrisirt z. B. eine auf beiden Seiten mit Stanniol belegte Glasplatte auf der einen Seite positiv, so wird zu gleicher Zeit die andre Seite negativ elektrisirt, weil das + E. der einen Seite das — E. der andern im Augenblick hervorruft (erweckt). Und wenn ein Pol des Magnets Eisenfeilspäne anzieht, so geschieht es nur dadurch, daß er die Eisentheile negativ magnetisirt. 3) Die ungleichnamigen Pole ziehen sich an, die gleichnamigen stoßen sich ab. Wer weiß nicht, daß gleichartig elektrisirte Körper, z. B. 2 positiv elektrisirte Korkkügelchen, sich abstoßen und daher von einander entfernen, daß sie aber schnell zusammenfliegen, sobald sie entgegengesetzt (ungleichartig) elektrisirt sind. Der Nordpol eines Magneten stößt den Nordpol eines andern zurück, und nur die ungleichnamigen magnetischen Pole ziehen sich an. Denn nur die entgegengesetzten Pole stehen in Wechselwirkung mit einander durch das gegenseitige Streben, sich zu ergänzen oder auszugleichen, was nur durch Vereinigung möglich ist; daher das Anziehen. Man hat die ungleichnamigen Pole die freundlichen, die gleichnamigen die feindlichen Pole genannt. Diese Benennung scheint nicht ganz glücklich gewählt; denn die scheinbare Freundschaft der ungleichnamigen Pole läßt sich, wie aus Obigem erhellt, aus einer versteckten Feindschaft herleiten, aus einem Egoismus, der der Existenz des Gegenpols gefährlich wird, und die sog. Feindschaft der gleichnamigen Pole ist nicht weniger bloß scheinbar; denn sie stoßen sich nicht aus physischer Abneigung zurück, sondern entfernen sich von einander, weil der Gegenpol nicht nach dem gleichnamigen Pole zu, vielmehr nach der entgegengesetzten Richtung liegt. Lange Zeit hielten die Physiker die Polarität für ein auf wenige Naturprocesse beschränktes Verhältniß; anfangs hielt man sie sogar für eine bloß beim Magnetismus vorkommende Erscheinung, später erkannte man sie auch in der Elektricität und nannte den längst beobachteten Gegensatz in ihr (die entgegengesetzten Elektricitäten) elektrische Pole, elektrische Polarität; noch später wurde sie auch im Chemismus und Galvanismus anerkannt, und gegenwärtig sind wenigstens die wissenschaftlichen Naturforscher von der Allgemeinheit der Polarität in der Natur überzeugt. Die sogen. Wahlverwandtschaften in der Chemie grün-

den sich offenbar auf die Polarität der chemischen Elemente (Stoffe, Grundstoffe), oder vielmehr, sie sind nichts Andres als das polare Verhalten der chemischen Stoffe, d. h. als deren Spannung oder Wechselwirkung; nur diejenigen Stoffe sind (chemisch) verwandt und ziehen sich an, welche einander polar entgegengesetzt sind oder einen Plus- und Minuspol bilden. Der chemische Hauptgegensatz z. B. ist Säure und Alkali (Lauge), beide Stoffe sind chemische Verwandte (chemische Pole), sie ziehen sich daher an und bilden in Vereinigung nur gegenseitige Ausgleichung ihrer Eigenschaften, ein neutrales Product, ein Salz. Wer die Volta'sche Säule kennt, der weiß, daß die Metallplatten der Säule sich polar zu einander verhalten, daß von einem positiven Zink- und negativen Silberpol die Rede ist, sowie von der Zersetzung des Wassers durch den Galvanismus der Säule, wobei das Wasser in 2 entgegengesetzte Pole oder polare Stoffe, nämlich Sauerstoff und Wasserstoff, in Gasform auseinandertritt. Alle (physische) Elemente verhalten sich polar zu einander und stehen daher mit einander in Wechselwirkung; so vorzüglich Luft und Erde. Das Wasser hat, als neutrales Element, eine doppelte Polarität, indem es einerseits mit der Luft, andrerseits mit der Erde in polarem Verhältniß und daher in Wechselwirkung steht. Daher der Streit der Elemente, dessen Folgen sich am meisten in dem Wechsel der atmosphärischen Veränderungen offenbaren. Auch ist jedes Element in sich selbst polar, und daher zersetzbar in polar entgegengesetzte Grundstoffe, wie z. B. die Luft in Sauerstoff- und Stickstoffgas. Ferner ist der organische Bau der Pflanzen und Thiere, folglich auch das Leben, ganz auf polare Verhältnisse gegründet. Hiervon nur einige Beispiele aus der Einrichtung des höhern thierischen oder auch menschlichen Organismus. Man weiß, daß die Adern in Arterien und Venen eingetheilt werden. Arterien und Venen bilden einen Gegensatz im Adersystem und ebenso das Arterien- und Venenblut. Das Arterienblut ist oxydirt (durch das Athmen mit Sauerstoff aus der Luft verbunden), das Venenblut dagegen desoxydirt (entsauerstofft). Beide Blutarten verhalten sich daher polar zu einander, und dieses ist der Hauptgrund von der Bewegung und dem Kreislauf des Bluts, nicht die Bewegung des Herzens, was hier nicht näher erörtert werden kann. Auch die verschiedenen Systeme des thierischen Organismus verhalten sich polar zu einander, vorzüglich aber das Nerven- und Muskelsystem, und da der Nerv der höhere Pol ist, so wird der Muskel durch den Nerven polarisirt; doch beide Enden des Muskels erhalten durch die Einwirkung des Nerven entgegengesetzte Pole, und indem daher die Enden sich einander nähern, wird der Muskel zusammengezogen (verkürzt); es entsteht auf diese Art die Bewegung der Glieder und aller Theile des Leibes. Auch die Polarität der beiden Geschlechter, worin der Mann den höhern, positiven (stärkern), das Weib den negativen (schwächern) Pol darstellt, ist nun längst anerkannt; ja man hat, mit Recht, das Verhältniß oder den Gegensatz der Geschlechter als ein allgemeines, durch das Weltganze (Universum) greifendes Naturgesetz betrachtet, und wie unleugbar das gegenseitige Verhältniß der Geschlechter ein Polaritätsverhältniß ist, so kann man, umgekehrt, alle Polarität als ein Geschlechtsverhältniß betrachten, wobei überall, in jeder Sphäre von Kräften, der positive Pol das männliche, der negative das weibliche Geschlecht darstellt. Da nun der Geist des Menschen (in weiterer Bedeutung) von der (innern) Natur nichts wesentlich Verschiedenes, da er selbst eine höhere ideale Natur, oder die Natur in ihrer höchsten Sphäre ist, so herrscht auch im Psychischen die Polarität als allgemeines Gesetz wie im Physischen. Der Hauptgegensatz ist hier der zwischen Geist (Intelligenz, freier, selbstbewußter Geist) und Gemüth (als Anlage zur Intelligenz), daher auch der doppelte Gegensatz einerseits zwischen Wissenschaft und Religion, andrerseits zwischen Kunst und Wissenschaft. Alles Leben ist ein Wechselspiel polarer Kräfte, alles Bilden und Werden ist ein Kampf zwischen Licht und Finsterniß, worin dem Licht, als dem höhern Pol, der endliche Sieg beschieden

ist. Die weitere Ausführung dieser Andeutungen gehört in die Naturphilosophie. S. Schelling's „Ideen zu einer Philosophie der Natur", und Steffens's „Grundzüge der philosoph. Naturwissenschaft" (Berl. 1806); insbes. Prohaska's „Versuch einer empirischen Darstellung des polar. Naturgesetzes"; Wilbrand, „Das Gesetz der Polarität" und Neumann's „Krit. Unters. der allg. Polaritätsgesetze" (Lpz. 1822).

Polarkreis, s. Erdstrich.

Polarstern ist der Stern, welcher dem Nordpol am nächsten steht. Er ist ein Fixstern zweiter Größe am äußersten Ende in dem Schwanze des kleinen Bären, und dient als Zeichen, die Mitternachtsgegend und die Lage des Nordpols aufzufinden, daher auch der Name **Leitstern**. Dem Südpole steht das von de la Caille entworfene Sternbild des Seeoctanten am nächsten. Weil dieses aber nur Sterne fünfter Größe hat, so wird das β der kleinen Wasserschlange, seines über 11° betragenden Abstandes vom Pole ungeachtet, als südl. Polarstern betrachtet.

Polemik (von πολεμος, d. i. Krieg, Kampf, Streit), die Kampffertigkeit oder Streitkunst. Man hat den Ausdruck insbesondere von einem sonst sehr eifrig behandelten Theile der theolog. Wissenschaften gebraucht, und Polemik dann auch durch Streittheologie übersetzt. Die Theologie ist an sich zwar keine streitende, sondern geht nur darauf aus, die religiöse Wahrheit zur Erkenntniß und Überzeugung zu bringen; weil aber dieselbe vielfach angefochten und mit mehr oder minder scheinbaren oder wichtigen Gründen bestritten worden ist, mußte sie selbst eine streitende werden, und die Kirche besonders bedurfte ihrer, um sich gegen die Feinde und Gegner des Christenthums und der Kirchenlehre, gegen Zweifler und Irrlehrer zu vertheidigen und zu verwahren. Auch ist der Friede auf Erden, selbst nach religiöser Ansicht, nicht ohne Streit zu gewinnen. Ein mildernder Ausdruck, den man dafür erfand, **Elenchtik** oder elenchtische Theologie, änderte in der wesentlichen Bedeutung eigentlich nichts. In neuerer Zeit hat man den Namen **Apologetik** dafür beliebt, und damit im engern Sinne die wissenschaftliche Vertheidigung des Christenthums, s. Wahrheit und Göttlichkeit bezeichnet, während das Wort Polemik sich mehr auf die Vertheidigung der eigentlich sogen. Kirchenlehre irgend einer der christl. Parteien zu beschränken schien. Der Name Apologetik hat die frühesten Kirchenväter insofern für sich, als diese ihre gegen Juden und Heiden gerichteten Vertheidigungsschriften, die ihren Glauben und ihre Lehre gegen mancherlei Einwürfe und Vorwürfe, gegen Beschuldigungen und Zweifel rechtfertigen sollten, Apologien nannten. Da aber die in der Kirchenlehre ausgesprochene Wahrheit sich in den Augen der Kirchenglieder von der Wahrheit des Christenthums selbst nicht entfernt, und die Kirchenlehre eigentlich noch mehr als das Christenthum, Dasjenige ist, dem widersprochen wird, so gilt die Apologetik auch nicht minder von der Vertheidigung der Kirchenlehre, wofür sonst der Ausdruck Polemik allgemein war. Es ward dieselbe auch bis zur 2. Hälfte des 18. Jahrh. so sehr als ein Haupttheil der theolog. Wissenschaften behandelt, daß nicht bloß zahlreiche gelehrte Werke über die Polemik erschienen, sondern auch auf deutschen Universitäten dieselbe in besondern Vorträgen abgehandelt ward. Sie kam durch theolog. Klopffechter in Verachtung, und die neuere Zeit, die nur zu sehr Das, was man kirchliche Dogmatik oder Kirchenlehre nennt, hat fallen lassen, gab denn auch die Polemik auf; aber mehr als gut ist, denn es ziemt dem Theologen wol, daß er mit logischer und wissenschaftlicher Methode die Feste s. Überzeugung und der Lehre, auf deren Bekenntniß er sich verpflichtet, zu vertheidigen, und wenn es Noth thut, neben diesem defensiven auch einen offensiven Kampf zu führen wisse, einen solchen nämlich, der nicht ohne Liebe, aber mit Wahrheitseifer auch die Gründe bestreitet, auf die eine andre als die allein wahre Wahrheit auftretende Lehre sich stützt. Es begreift sich, daß jede kirchliche Partei eine eigne Polemik haben muß, obwol allen we-

sentliche Grundsätze derselben allgemein sind. Übrigens ist der Ausdruck Polemik, polemisiren und polemisch, während er in der Theologie sich immer mehr verlor, auf die literar. Angriffe und Bekämpfungen einzelner Gegner überhaupt um so häufiger angewendet worden und wird von Demjenigen gebraucht, der nicht bloß unbefangen etwas behauptet, sondern zugleich die Meinung Andrer bestreitet. Ke.

Polen, ein Land, ein Volk und ein Staat, seit 1000 J. fast nur durch Unglück denkwürdig. Das Land, die größte Ebene in Europa, hatte, Litthauen eingeschlossen, vor 1772, einen Flächenraum von mehr als 13,000 □M., auf welchem höchstens 11½, nach Büsching nur 8—9 Mill. Menschen unter 100,000 kleinen Herren der Freiheit ihrer Republik so wenig theilhaftig waren als der Fruchtbarkeit ihres Bodens. Korn und Weizen, Flachs, Holz, Honig und Wachs, treffliche Pferde, große Heerden stattlichen Rindviehes, ein unermeßlicher Salzstock machten den natürlichen und den Handelsreichthum des Landes aus, den fischreiche Ströme dem baltischen und dem schwarzen Meere zuführen: aber das Gewerbe lag, außer in Warschau, Bromberg, Posen und einigen Städten der schlesischen Grenze, darnieder; die Peitsche des Edelmanns war die Seele der Nationalökonomie, und jede Thätigkeit des Erfindungsgeistes ersäufte der Jude in Branntwein; denn der leibeigne Pole sagt: „Nur was ich vertrinke, ist mein". Polen war das Land ungeheurer Widersprüche; das kleinste seiner Übel waren Scharen von Wölfen u. a. Raubthieren. Das Volk, ein Zweig der Sarmaten an dem Borysthenes, erlangte in dem großen Völkergedränge der Gothen und Hunnen, noch mehr in dem 200jähr. Kampfe mit den Germanen und in dem eignen Parteiengewühle eine wunderbare elastische Gediegenheit, zusammengesetzt aus Nachgeben und Widerstand, aus Unterwerfung und Trotz, aus Knechtssinn und Vaterlandsstolz. Den ersten slawischen Stämmen, die schon im 6. Jahrh. den alten Finnenstamm vor sich hertrieben, den Dnepr herauf- und die Weichsel hinabzogen und dort als Litthauer, hier, an den baltischen Ufern, als Preußen und Letten sich verzweigend, Hütten baueten, folgten im 7. Jahrh. die Lechen, ein andrer slawischer Stamm. Bildsamer als jene wilden Horden, nahmen sie zugleich mit der Schreibekunst um 960 das Christenthum an, und hießen am Ende des 10. Jahrh. Polen, d. i. die Slawen der Ebene. Kampf mit den Nachbarn war das Schicksal dieses neugebildeten, unter Piast, einem Fürsten eigner Wahl, seit 840 zwischen der Weichsel und Wartha vereinigten, dann aber unter den männlichen Erben Piast's in kleinere Fürstenthümer vertheilten Volks; daher stete Unsicherheit der Grenzen, und kein andrer Verband im Innern als Stammgenossenschaft, ein Fürstengeschlecht (die Piasten) und ein gemeinschaftlicher Name. Diese Einheit, die mehr in der Meinung und im Gefühle als in einer gesetzlichen Form bestand, wirkte aber mächtig auf die Einbildungskraft des Polen, und begeisterte ihn zu der heldenmüthigsten Vaterlandsliebe. Gleichwol überließ er sich, wie es allen Menschen begegnet, die einer gesetzlichen Ordnung und Freiheit entbehren und von ihren Gefühlen sich beherrschen lassen, jeder politischen Ausschweifung mit ebenso viel Leichtsinn als Leidenschaft, sodaß in dem Mehrtheile der polnischen Staatsbürger, d. i. des Adels, ein republikan. Charakter nie reifen konnte. Insofern kann man die Masse des Volks veränderlich oder charakterlos nennen. Darum fehlte es aber nicht in ihr an ausgezeichneten Männern, welche die Zierde jedes Freistaats gewesen sein würden. Mit jugendlicher Schwärmerei verbanden sie männliche Kraft und republikan. Edelmuth. So haben sich in Polens Geschichte unsterblich gemacht die Tarnoffski, Zamoyski, Zolkiefski, ohne die Helden und Staatsmänner in der neuesten Zeit zu erwähnen. Andre hingegen wurden durch die innern Spaltungen nach Außen hin getrieben und verriethen aus blinder Parteiwuth ihr Vaterland an den Feind. So hat Polen als Staat so lange mit den Grundübeln s. Verfassung gekämpft, bis es in denselben unterging. In dieser Republik herrschte

nämlich das Princip der Gesellschaftlichkeit, nicht das der Einheit, obgleich sie schon unter Boleslaff Chrobry, 1025 ein Königreich hieß. Der Baum der Freiheit stand ohne Wurzeln, bis ihn der Sturm umwarf. Unstreitig war das Wahlrecht die Loosung des Parteientummels. Gesetzliche Ordnung und bürgerliche Freiheit aber konnten nicht emporkommen, weil die politische Unform in dem Satze bestand: der Edelmann allein ist Staatsbürger. Dieser rohen, tausendköpfigen Souverainetät ward ihr Staatszweck nie ganz klar; noch weniger verstanden die Polen, die Freiheit der Einzelnen mit der Kraft des Ganzen zu verbinden. Daher verlor die Nation eine Bedingung ihrer Unabhängigkeit nach der andern; zuerst Schlesien und die Oder, dann die Ostsee, hierauf den Dnepr, endlich die Karpathen. Ein Staat aber, der keine feste Grenzen hat, der vom Meere abgeschnitten ist, und der nicht zur Stärke der Einheit in seinem Innern gelangt, wird stets der Kampfpreis der Politik seiner Nachbarn sein. Das Unglück fing an, als die Piasten das Land unter ihre Söhne theilten. Boleslaus III. übertrug zwar 1138 dem ältesten, als dem Besitzer von Krakau, eine Art von Obergewalt über die andern Fürsten; allein dies vermehrte nur die Unruhen. Auch das Christenthum, welches am Ende des 10. Jahrh. in Polen aufkam, konnte bei den Ansprüchen der Hierarchie und bei dem durch 200jähr. Krieg tief gewurzelten Hasse zwischen den Deutschen und Polen, auf die letztern nicht wohlthätig einwirken. Als hierauf Konrad von Masovien die Deutschherren gegen die Preußen zu Hülfe rief, und diese seit 1230—1404 das baltische Küstenland von der Oder bis zum finnischen Busen sich unterwarfen, verlor Polen s. nördliche Vertheidigungslinie und den Seehandel. Zwar hatte Wladislaff Lokietek, der sich 1305 als König von Krakau krönen ließ, den ersten Kern der lockern Ländermasse, Großpolen an der Warte, mit Kleinpolen an der obern Weichsel zu einem Ganzen verbunden, aber zu spät. Die Deutschen hatten den polnischen Staat schon überflügelt; daher mußte sein Sohn Kasimir, der als Gesetzgeber und Bildner des Innern den Beinamen des Großen erhielt, der Oder und der untern Weichsel im kalischer Frieden 1343 förmlich entsagen. Indeß arbeitete dieser kluge Fürst desto glücklicher an der Aufrichtung einer guten gesellschaftlichen Ordnung. Er befestigte die Städte und befreiete sie vom Drucke des Adels, begünstigte aber aus Liebe zu einer Jüdin zu sehr dieses fremde Volk, welches spaterhin das Gewerbe und den Geldhandel ansichzog und den Nationalwohlstand erstickte. Mit Kasimir erlosch 1370 der piastische Mannsstamm. Nun fing der Adel an, s. Stimme den Thronfolgern gegen persönliche Vorrechte, die ihnen zum Nachtheile des Ganzen bewilligt werden mußten, zu verkaufen. Die Vereinigung Polens mit Ungarn (unter Ludwig, von 1370—82) war daher nutzlos für die Befestigung der Monarchie. Natürlicher und deßhalb dauerhafter war die Verbindung mit Litthauen, seit 1386, indem der litthauische Großherzog Jagello durch Heirath und Wahl die polnische Krone erhielt. Aber Sprache und Sitten trennten fortwährend den Litthauer von dem Polen; das Christenthum, zu welchem Jener sich erst jetzt bekannte, war kein polit. Band, das die beiden Halbbrüder zu Einem Volke vereinigen konnte. Doch waren sie jetzt mächtiger gegen ihren gemeinschaftlichen Feind, den deutschen Orden. Polen schien sogar die verlorenen Naturgrenzen wieder zu gewinnen, als die Ritter durch den Vertrag von Thorn 1466 Kulm und die Weichsel bis Elbingen an Polen abtreten und die Schutzhoheit der Republik über das Ordensland anerkennen mußten; auch Liefland fiel 1558 an Litthauen, und Kurland wurde 1561 ein polnisches Lehn. So wurde Polen, zumal da der litthauische Adel seit 1569 mit dem von Groß- und Kleinpolen Eine Versammlung bildete, der mächtigste Staat im Norden. Aber zugleich erlangte der Adel durch den Handel, den er mit der Thronfolge trieb, deren Erblichkeit er den Jagellonen oft streitig machte, das Recht, die Nation, mit Ausschluß des Bürgerstandes, allein zu vertreten. Er erschien auf den Reichstagen

durch Landboten, ohne deren Einwilligung seit 1505 nichts über die Reichsverfassung beschlossen werden durfte. Auch konnte der König nur Eingeborene von Adel zu Erzbischöfen, Bischöfen, Woiwoden, Kastellanen und Ministern ernennen, welche zusammen den ersten Reichsstand, oder den Senat auf dem Reichstage bildeten. Aber gerade damals bedurfte der Staat einer festen Hand, die das Ganze zusammenhielt. Smolensk, das Bollwerk Polens am Dnepr, ward (1514) von den Russen erobert, und im Innern entbrannte wilder Religionshaß; doch erlangten die Dissidenten, d. i. die Protestanten nebst den Socinianern und den nicht unirten Griechen auf dem Reichstage zu Wilna 1563 gleiche Rechte mit den Katholiken. Damit aber auch dieser Religionsfriede den Polen keinen Segen brächte, mußte das Haus der Jagellonen 1572 aussterben.

Seitdem ward Polen förmlich ein Wahlreich und blieb es bis zur Constitution vom 3. Mai 1791. Heinrich von Anjou beschwor als Wahlkönig die ersten Pacta conventa, gleichsam das Nationalgesetz der Adelsfreiheit. Von der Zeit an entzweiete Parteisucht die Stimmführer unter dem Adel, und der Familienhaß rief fremde Waffen in das Land. So legte die Zamoiski'sche Partei, indem sie durch die Wahl des schwedischen Prinzen Sigismund die beiden ersten nordischen Kronen zu vereinigen glaubte, nicht nur den Grund zur innern Spaltung, die durch das Adelsvorrecht der Generalconföderation und Insurrection (seit 1607) sogar gesetzmäßig sein konnte, sondern auch zu dem blutigen Kriege mit Schweden, das endlich im Frieden zu Oliva 1660 sich über Polen erhob. Die Republik verlor an Schweden Liefland, und an den großen Kurfürsten von Brandenburg (1657) die Souverainetät über Preußen. Im Innern aber löste sich der lockere Zusammenhang der polit. Masse in Anarchie auf, als unter Johann Kasimir (1648—69) das liberum veto gesetzlich wurde, nach welchem der Widerspruch eines einzigen Landboten den Beschluß aller übrigen umstoßen konnte. Von der Conföderation war nur ein Schritt noch bis zum Staatsverrath. Parteisüchtige begünstigten den Abfall der Kosacken, die sich 1654 unter Rußlands Schutz begaben, worauf auch Smolensk ein zweites Mal, nebst Kiew, dem Dnepr und der jenseitigen Ukraine 1667 im 13jähr. Waffenstillstand zu Andrussow an Rußland abgetreten wurden. Damals sagte der König Johann Kasimir in s. Rede an die Reichsversammlung (4. Juli 1661), richtig voraus, warum, von wem und wie einst Polen getheilt werden würde. Der tapfere König Sobieski bestätigte jene Abtretungen in dem ewigen Frieden 1686; doch machte sich dagegen Rußland verbindlich, ihm zur Eroberung der Moldau und Walachei beizustehen. Nach s. Tode (1696) schien der Thron dem Meistbietenden zuzufallen. (S. Polignac.) Als der sächs. Kurfürst (s. August II.) sich gegen die franz. Partei behauptete, und an Peter I. von Rußland anschloß, ward die Republik, die sich selbst nicht schützen konnte und dennoch das sächs. Heer s. Freiheit für gefährlich hielt, durch den Wankelmuth und den Ehrgeiz des Cardinals Radziecowski in den nordischen Krieg verwickelt, der Rußland zur ersten Macht im Norden erhob. Dadurch ward Polens Schicksal entschieden. Schwedische Waffen bewirkten 1704, was später 1733—95 die russ. thaten. Sie verfügten über den poln. Thron. Bestechlichkeit und Luxus machten jetzt gleiche Fortschritte unter dem poln. Adel, um die Gesammtkraft des Ganzen zu lähmen und zu vernichten. Damit das Maß der Verwirrung voll würde, beschränkte man die constitutionnellen anderthalbhundertjährigen Rechte der Dissidenten seit 1717. Die Jesuiten schürten das Feuer, und ihr ungerechtes Blutgericht zu Thoren (1724) wurde die Losung zu tödtlichem Hasse. Endlich schloß man auf den Reichstagen 1733 und 1736 die Dissidenten von den Stellen der Landboten, von dem Eintritte in die Gerichtshöfe und überhaupt von allen öffentlichen Ämtern aus; man wollte sie nur wie Schutzjuden behandelt wissen. Polen that nicht nur hierin, sondern auch in s. polit. und moral. Bildung, welche franz. Witz und Leicht-

sinn mit Schwelgerei und Rohheit zu vereinigen suchte, auffallende Rückschritte in die Zeiten des Faustrechts. So entbrannten alle Leidenschaften in verderblicher Gährung, als Katharina II. ihren Liebling, den Grafen Poniatowski, 1764 auf den poln. Thron setzte. Zu schwach, den anarchischen Stolz des Adels zu bändigen, schwankte er zwischen Rußlands Schutzmacht und der selbständigen Würde der Republik, bald zu jener, bald zu dieser sich hinneigend, wodurch er endlich die Achtung Aller verlor. Indeß war der Fanatismus der Bischöfe Soltyk von Krakau und Massalski von Wilna, mit welchem sie sich der Wiederherstellung der Religionsfreiheit widersetzten, die Hauptursache des Bürgerkriegs, der Polen in die wildeste Unordnung stieß, und das endliche Schicksal des Staats herbeiführte. Rußland nahm sich der Sache der Dissidenten an; eine Generalconföderation entstand, aber der Reichstag sah sich ganz unter russ. Einfluß. Dagegen erhob sich die Conföderation zu Bar, von Frankreich unterstützt, und der Krieg mit Rußland brach aus. Die fremden Truppen verwüsteten das Land, und das wilde, sinnlose Verfahren einiger poln. Parteihäupter erregte bei den 3 großen Nachbarmächten eine solche Nichtachtung der natürlichen Rechte des poln. Volks, daß sie, wie Katharina sich ausdrückte, Polen für ein Land hielten, in dem man sich nur bücken dürfe, um etwas aufzuheben. Bei dieser innern Zerrüttung schien es dem östreich. Hofe zeitgemäß zu sein, die zipser Städte, welche 1402 von Ungarn an Polen verpfändet worden waren, in Besitz zu nehmen, und die schlaue Politik des östreich. Staatsministers Kaunitz leitete endlich das petersburger, und dieses das preuß. Cabinet auf den Gedanken einer Theilung Polens. Wie dies zuerst von Kaunitz ausgegangen, hat v. Dohm in s. „Denkwürdigkeiten" (1. Bd., 433 fg.) gezeigt. Der russ. Minister machte den 2. Sept. 1772 den Beschluß der 3 Mächte bekannt, und die Republik Polen genehmigte endlich den 18. Sept. 1773 diesen schon vollzogenen Theilungsvertrag, nach welchem Polen von 13,000, 9000 □M. behielt. Östreich bekam die Grafschaft Zips, die Hälfte des Palatinats (Woiwodschaft) Krakau, einen Theil des Palat. Sendomir, das Palat. Rothreußen, den größten Theil von Belz, Pokutien und einen Theil von Podolien, als Länder, die ehemals die mit Ungarn vereinigten Königreiche Galizien und Lodomerien ausgemacht hatten (1280 □M.). Preußen erhielt ganz polnisch Preußen, mit Ausnahme von Danzig und Thorn, und von Großpolen den Netzdistrict, welcher ehedem u. d. N. Pomerellen zu Pommern gehört hatte (631 □M.). Rußland nahm das poln. Liefland, die Hälfte des Palat. Polozk, die Palat. Witepsk und Mscislav und einen Theil von Minsk (1975 □M.). Rußland bestimmte jetzt die innere Verfassung der unglücklichen Republik. Nun erst ward den Polen klar, worin ihr Staatszweck eigentlich bestehe und wodurch sie diesem bisher mit thörichter Verblendung entgegengehandelt hatten. Um ihre Unabhängigkeit festzustellen, arbeiteten sie, durch Friedrich Wilhelms II. von Preußen Zusicherung s. Schutzes ermuthigt, an einer neuen Verfassung. Das Wahlreich sollte aufgehoben, und der 3. Stand in die Nationalrepräsentation aufgenommen werden. Dies waren die Grundlagen der Constitution vom 3. Mai 1791, der Fox und selbst Burke große Lobsprüche ertheilten. Auch Preußen billigte sie. Aber Rußland verwarf sie durch seine Erklärung vom 18. Mai 1791, und erklärte sich für die mißvergnügten Polen, die zu Targowicz eine Conföderation gegen die bereits vom Reichstage angenommene Constitution geschlossen hatten. Preußen verließ die Sache der Republik, indem der König d. 8. Juni 1792 den Polen durch Luchesini antwortete: Die poln. Republik habe sehr Unrecht gethan, daß sie sich ohne sein Wissen und sein Mitwirken eine Verfassung gegeben, die zu unterstützen nie seine Absicht gewesen sei. Preußen willigte in eine 2. Theilung 1793, nach welcher Rußland 4553 □M., mit 3 Mill. Einw. (die Reste der Palat. Polozk und Minsk, die Hälfte der Palat. Nowgorodek und Brzesk; das Krongebiet der polnischen Ukraine, Podolien und

die östl. Hälfte von Volhynien), hinwegnahm; 1060 □M. (die Palat. Posen, Gnesen, Kalisch, Sieradc, Lenczic und halb Rawa, nebst Danzig und Thorn, die Hälfte des Palat. Brzesc und das Ländchen Dobrzyn, die Festung Czenstochow), mit 1,136,000 Einw., wurden Preußen zugetheilt. Russische Bayonnette nöthigten die durch solche Behandlung empörten Glieder des Reichstags, die Zerstückelung ihres Vaterlandes zu genehmigen. Der Rest von Polen stand jetzt ganz unter russ. Vormundschaft. Da erhob sich Kosciuszko (s. d.) an der Spitze der Conföderation von Krakau im März 1794. Im heiligen Kampfe für Vaterland u. Freiheit wurden Warschau und Wilna befreit. Der Tag von Raclawice (4. Apr. 1794) u. der Entsatz des von dem preuß. Heere belagerten Warschaus, d. 5. u. 6. Sept. 1794, sind die schönsten Tage in dem Leben der poln. Nation. Aber sie kamen zu spät. Ohne Festungen, ohne Taktik, ohne Bundesgenossen, ja ohne Waffen, mußte die Verzweiflung der Nation, da Russen, Preußen und Östreicher sie umzingelten, nach dem Tage von Macziewize (10. Oct.) und nach dem Falle von Praga (s. d. am 4. Nov.) unterliegen, auch wenn die Polen mit mehr Eintracht gehandelt und mehr große und edle Männer, wie Kosciuszko (s. d.) war, gehabt hätten. Das Land ward im Oct. 1795 gänzlich unter Rußland (2030 □M. = 1,200,000 Einw.), Preußen (997 □M. = 1 Mill. Einw.) und Östreich (834 □M. = 1 Mill. Einw.) vertheilt. Der letzte König lebte in Petersburg von einem Gnadengehalte und starb daselbst 1798. Den Polen blieb nichts als ein schmerzlich verwundetes Nationalgefühl, ein bitterer Haß gegen Russen und Deutsche, ein vergebliches Harren auf franz. Hülfe und die Theilnahme der öffentlichen Meinung. Rußland hatte über 8500 □M. und 4,600,000 Einw., Östreich über 2100 □M. mit 5 Mill. Einw., Preußen an 2700 □M. mit 2,550,000 Einw. von Polen erhalten.

So blieb der Zustand des zerrissenen Landes, das nun erst durch fremdes Gesetz innere Ordnung und Polizeianstalten empfing, bis in den Nov. 1806, wo Napoleons Siege die ausgewanderten Polen unter Dombrowski nach Posen und Warschau führten. Der Friede zu Tilsit (9. Juli 1807) bildete hierauf aus dem größten Theile der preußisch-polnischen Provinzen das Herzogthum Warschau, welches einen deutschen Regenten in dem Könige von Sachsen, und zugleich mit dem franz. Gesetzbuche eine der franz. ähnliche Verfassung erhielt, nach welcher die Leibeigenschaft aufgehoben wurde. Danzig sollte eine von den Preußen und Sachsen beschützte Republik werden, blieb aber ein franz. Waffenplatz. Die Dotationen franz. Offiziere verringerten das Staatseinkommen; noch mehr that dies das Continentalsystem, welches allen Handel aufhob, sodaß die Polen mitten in dem natürlichen Reichthume ihres Landes das Schicksal des Tantalus hatten. Auch die Truppenstellung für den franz. Kriegsdienst zerrüttete den Wohlstand des neugeschaffenen Staates, und vernichtete, was Preußen mit großer Aufopferung geschaffen hatte. Doch erhielten sich die in den Depart. Posen und Bromberg entstandenen Tuch- und Leinenmanufacturen. Die Regierung des Herzogthums that Alles, was unter so ungünstigen Umständen sich thun ließ. Der Krieg zwischen Frankreich und Östreich 1809 vermehrte zwar die Landesnoth, entwickelte aber die Streitkraft des Volks auf eine außerordentliche Art. Die polnische Armee wetteiferte, unter franz. und Poniatowski's Oberbefehl, an Kriegsmuth mit den besten Truppen Frankreichs. Sie drang bis Krakau vor, und der wiener Friede (14. Oct. 1809) fügte zu dem Herzogth. Warschau, das bisher 1850 □M. mit 2,200,000 Einw. enthalten hatte, Westgalizien hinzu, sodaß es nunmehr gegen 2800 □M. groß war, 3,780,000 Einw. zählte, und ein wohlgerüstetes Heer von 60,000 M. aufstellte, das in Spanien mit großer Tapferkeit focht. Unter diesen Umständen erhob sich der alte Nationalstolz wieder. Die alten Grenzen, ein eingeborener König und die Wiederherstellung des Namens Polen war der einmüthige Wunsch der Na-

tion. Auf diesen von ihm absichtlich begünstigten Wunsch bauete Napoleon seinen Angriffsplan gegen Rußland 1812, den er den zweiten poln. Krieg nannte. Er wußte es so einzuleiten, daß den 28. Juni 1812 eine poln. Generalconföderation in Warschau die Wiederherstellung Polens feierlich ausrief; allein die Begeisterung war nicht allgemein. Die Anstrengungen des Herzogthums, das über 80,000 M. ausrüstete, wurden durch Napoleons Art, den Krieg zu führen, größtentheils vergeblich gemacht. Die Litthauer hielt Tormassoff in Ordnung, und statt „16 Mill. Polen", die Napoleon durch s. Machtwort beritten machen wollte, sammelten sich kaum einige Bataillone Freiwilliger. Doch leisteten tapfern Widerstand die Festungen Zamosc, Modlin und Thorn, in welchen aber auch franz. und deutsche Truppen zur Besatzung gehörten. Was Polen in diesem Restaurationskriege litt, und wie Napoleon selbst s. Erfolgen entgegenarbeitete, erzählt der Erzbischof von Mecheln, de Pradt, sein Botschafter in Warschau (s. „Histoire de l'Ambassade dans le Grand Duché de Varsovie en 1812", Paris 1815, 8. Aufl.). Die poln. Scharen folgten dem geschlagenen Kaiser bis Frankreich; ein Theil sogar bis nach Elba. Indeß nahm Rußland das ganze Herzogthum in seine Verwaltung. Danzig mit s. Gebiete trat unter die preuß. Herrschaft zurück, und der Congreß der europ. Mächte in Wien entschied im Mai 1815 das endliche Schicksal des Landes dahin, daß 1) die Stadt Krakau mit ihrem Gebiete (22 □M., 96,000 Einw., und 250,000 Thlr. Eink.) als freie und unabhängige Republik sich selbst nach eignen Gesetzen regieren sollte; 2) daß der auf dem rechten Weichselufer liegende Bezirk, sowie auch der im wiener Frieden an Rußland abgetretene tarnopoler Kreis an Östreich zurückfiel; 3) daß der kulmsche und michelausche Kreis, die Stadt Thorn mit ihrem Gebiete, das Depart. Posen, mit Ausnahme eines Theils des powitzschen und des peysernschen Kreises und der Theil des Depart. Kalisch bis an die Prozna, mit Ausschluß der Stadt und des Kreises d. N. (näher bestimmt durch den Grenzvertrag mit Rußland vom 11. Nov. 1817), an den König von Preußen abgetreten wurden, welcher Danzig, Thorn, Kulm und Michelau mit Westpreußen vereinigte, aus dem Übrigen aber (538 □M. mit 847,000 Einw.), das Großherzogthum Posen errichtet und den Fürsten Ant. Radziwill zum Statthalter ernannt hat; 4) daß alles Übrige mit dem russischen Reiche u. d. N. des Königreichs Polen vereinigt wurde, aber eine abgesonderte Verwaltung und diejenige innere Territorialausdehnung erhalten sollte, die ihm der russ. Kaiser zu geben für gut findet. Der Kaiser Alexander hat daher den Titel: Zar und König von Polen angenommen und sich in Warschau huldigen lassen. So ist also Polen vierfach gespalten, hat aber seinen Namen und seine Sprache gerettet; denn die wiener Verträge haben zugleich allen Polen, die Unterthanen einer der 3 Mächte werden, Einrichtungen zugesichert, welche ihre Nationalität erhalten sollen. Natürlich sind sie damit nicht zufriedengestellt; allein sie haben mehr erlangt als sie nach ihrer feindlichen Stellung, innern Zwietracht und engen Verbindung mit Frankreich und Napoleon je erwarten konnten. Daß Polen endlich einer gesetzmäßigen Ordnung und eines freien Handels sich erfreuen werde, darf der Weltbürger hoffen, wenn er auch gewünscht hätte, daß, sowie Ungarn als eigner Staat zur östr. Monarchie gehört, auch Polen als eigner Staat mit der preuß. Monarchie verbunden worden wäre, da die natürliche Abdachung des Landes die Weichselländer dem Besitzer der Ostseeküste anweist. Litthauen kann nur dem Dnepr und der Düna folgen. Das Wichtigste, was die Polen gerettet sehen, ist ihre Sprache.

Im Besitze seiner neuen Grundform vom 27. Nov. 1815 hat Polen bereits 12 Friedensjahre durchlebt. Wie es während dieser Zeit in der Ausbildung und im Gebrauche seines Organismus fortgeschritten, ist eine Frage, welche den Beobachter der Zeitgeschichte lebhaft anzieht. Denn mit der von Alexander erhaltenen freisinnigen Grundform hat für Polen ein neues Volksleben begonnen. Als Denk-

mal seines vorigen Daseins bewahrt der von Polen abgesonderte Freistaat Krakau (s. d.) die großen Erinnerungen an die Vergangenheit, von den Gründern des Staats bis auf die Grabmäler seiner letzten Helden, des Königs Johann Sobieski, des edlen Kosciuszko, dessen Asche Alexander aus der Schweiz der vaterländischen Erde zurückgab, und des Fürsten Joseph Poniatowski. Das jetzt fast auf ein Sechstheil seiner Größe unter den Jagellonen beschränkte Königreich Polen hat eine ihm eigne Verwaltung, die das verjüngte politische Leben der polnischen Nation gesetzlich ordnet und durch volksthümliche Einrichtungen in bürgerlicher und kirchlicher Hinsicht fortbildet. Der Kaiser von Rußland leitet als Zar zu Polen bloß die Reichstage. Ihn vertrat an der Spitze der Verwaltung ein Pole, Zajonczek (s. d.) (starb 1826), als Vicekönig, nach dem Umfange seiner Vollmacht vom 29. April 1818. Diesem stand ein russ. Commissair zur Seite. Den Oberbefehl über das Nationalheer von 50,000 M. führt der Großfürst Konstantin. Ihm ward, als er sich im Mai 1820 mit der polnischen Gräfin Johanna Grudzinska in morganatischer Ehe vermählte, das polnische Fürstenthum Lowicz verliehen und seine Gemahlin zur Erbfürstin von Lowicz ernannt, die Grenzen dieses Fürstenthums aber wurden durch den Ukas vom 9. Juli 1822 näher bestimmt. — Der Reichstag zu Warschau stellt das politische Leben der Nation dar. Hier geschah Folgendes. 1818 ernannte Praga mit 103 Stimmen gegen 6 zum Volksboten für die zweite Kammer den Großfürsten Konstantin, welcher daher, so lange der Reichstag dauerte, seiner Würde als Senator entsagte, weil nach der Verfassung kein Pole zugleich in beiden Kammern sitzen kann. Der Kaiser eröffnete die Sitzung am 27. März mit einer franz. Rede, worin er die gesetzliche Ausbildung der von ihm gegründeten Staatsordnung empfahl und vor den Gefahren revolutionnairer Umtriebe warnte. Dann trug der Minister des Innern und der Polizei (Graf Mostowski) in franz. Sprache einen Bericht über den Zustand der Verwaltung und mehre Gesetzentwürfe vor; doch waren die Vorarbeiten für ein regelmäßiges Budget noch nicht geendigt. Der Kaiser überließ damals seine Civilliste dem Staate und bestimmte sie theils zur Verschönerung Warschaus, theils zu wohlthätigen Zwecken. Im Oct. 1819 hielt sich Alexander wieder eine kurze Zeit in Warschau auf, und am 13. Sept. 1820 eröffnete er den zweiten Reichstag mit einer Rede, welche einige Besorgnisse über den gefahrvollen Einfluß falscher politischer Theorien ausdrückte: Besorgnisse, welche theils durch die Ereignisse im südlichen Europa, theils durch die Richtung, welche die öffentliche Meinung in Polen genommen, begründet waren. Die Berathschlagungen selbst betrafen hauptsächlich den vom Staatsrathe ausgearbeiteten Entwurf eines Strafgesetzbuchs; die Kammer verwarf denselben am 28. Sept. mit einer Mehrheit von 120 Stimmen gegen 3. Der Abgeordnete der Stadt Warschau, Hr. v. Krysinski, und andre Landboten vermißten darin die Errichtung des Schwurgerichts; vergebens bemerkte der Staatsrath, daß die Nation nur wenige für diese Einrichtung taugliche Bürger zähle. Hr. von Mimojewski u. A. tadelten den Entwurf, weil er gegen Preßvergehen kein Strafgesetz enthalte, das die Preßfreiheit sichere und die Censur unnöthig mache; Hr. Falcz, Abgeordneter von Kalisch, u. A. m. fanden den Entwurf mit der Verfassung im Widerspruche, weil er die persönliche Freiheit gegen willkürliche Verhaftung nicht sicherstelle. Die Sitzungen waren stürmisch, und am 26. mußten sie aufgehoben werden, weil der Präsident das Vorlesen des Protokolls der letzten Sitzung verweigerte. Noch ging ein Plan, das organische Statut des Senats abzuändern, nicht durch, weil er der Constitution entgegen war. Dagegen wurden die nothwendigsten Steuern fast ohne allen Widerspruch bewilligt. Der Kaiser schloß am 13. Oct. die Sitzung mit einer Rede, welche seine Unzufriedenheit darüber, daß die Boten des Volks von der Unabhängigkeit ihres Stimmrechts keinen weisern Gebrauch gemacht hätten, anzudeuten schien; indeß befahl er beiden Kammern, Ausschüsse zu ernennen, um ge-

meinschaftlich mit dem Staatsrathe die Entwürfe eines Civil- und eines Strafgesetzbuchs für den nächsten Reichstag zu bearbeiten. Die überreichten Bittschriften, welche sich auf die festere Bestimmung des Maß- und Gewichtssystems, auf das Verbot der englischen Waaren, so lange England seine Kornbill beibehielte, auf ein neues Creditsystem, auf die Abschaffung des Salz- und Tabackmonopols, auf die Unterscheidung der Gesetze von Regierungsverordnungen, auf die Verbesserung des Zustandes der Juden und auf ähnliche Angelegenheiten des Gemeinwohls bezogen, wurden huldvoll aufgenommen. Das Budget hatte noch nicht festgestellt werden können; indeß machte die Regierung so viel Ersparnisse als möglich, und der Kaiser setzte die Kosten des Hofstaats von 2,324,700 poln. Gld. auf 1,510,000 Gld. herab. 1822 hielt sich Alexander nur kurze Zeit in Warschau auf, wo er das vorläufige Budget für 1822 und 1823 bestätigte, und die Lieferungsabgaben um $\frac{1}{5}$, oder um 2,868,357 poln. Gld. (478,059 Thlr.) verminderte. Darauf berechtigte der Kaiser durch das Decret vom 18. Dec. 1823 den Fürsten Statthalter zur Berufung der Landtage und Gemeindeversammlungen, indem er Ort und Zeit ganz der Bestimmung des Fürsten überließ. — Um diese Zeit regte sich in der Nation ein Geist politischer Opposition. Die constitutionnelle Preßfreiheit war daher wegen Mißbrauchs schon im März 1819 durch Wiederherstellung der Censur in Ansehung der Zeitschriften beschränkt worden, und bald darauf ward die Censur durch die Verordnung vom 16. Juli 1819 über alle Schriften so lange ausgedehnt, bis ein Gesetz in Ansehung der Preßvergehen die Anwendung des 16. Art. der poln. Constitution gestatten würde. Studenten, welche eine geheime Verbindung zwischen den Studirenden in Warschau, Krakau und Berlin zu stiften gesucht hatten, wurden 1819 verhaftet, als man aber keine staatsgefährlichen Entwürfe entdeckte, am Ende 1821 wieder in Freiheit gesetzt. Unter den Angeklagten, zum Theil den angesehensten Familien des Landes angehörig, befand sich auch der als Übersetzer von Virgil's „Ländlichen Gedichten" bekannte Fraecapski. Hierauf wurden durch eine Verordnung des Statthalters vom 6. Dec. 1821 alle geheime Verbindungen, namentlich die der Freimaurer, sowie der Eintritt in auswärtige verbotene Gesellschaften, bei Verlust der Ämter und andern Strafen untersagt. Auch ließ der Kaiser in Polen die päpstliche Bulle vom 24. Juni 1822, gegen die geheime Verbindung der Carbonari, durch die Commission des Cultus und der öffentlichen Aufklärung bekanntmachen. Die Polizei war hierin um so strenger, da der Kaiser mehrmals, und noch 1822 durch das Umlaufschreiben des Ministers des Innern (s. „Allg. Ztg.", 1822, Nr. 142), zu erkennen gegeben hatte, daß die Wohlthat einer Nationalverfassung ihren Zweck verfehlen würde, wenn die Polen durch geheime Umtriebe revolutionnaire Absichten begünstigten. Es dürfen daher, nach dem Decrete vom 9. April 1822 keine Polen ohne besondere Erlaubniß des Kaisers auf ausländischen Universitäten studiren, oder eine Lehranstalt im Auslande besuchen. Der ständische Woiwodschaftsrath von Kalisch ward im Juli 1822 aufgelöst, weil er eigenmächtig zu seiner Ergänzung Personen in seine Mitte berufen hatte, deren Wahl vom Senate für ungültig erklärt worden war. Endlich verbot im August desselben Jahres ein ausdrücklicher Befehl des Großfürsten den Edelleuten in Podolien und der Ukraine ins Ausland, wozu auch Krakau gerechnet wird, zu reisen; doch konnten sie bei dem Großfürsten um die Erlaubniß zu solchen Reisen nachsuchen. So ward die Ruhe erhalten*), und desto thätiger an den Entwürfen zu einer neuen Gesetzgebung gearbeitet. Ehe jedoch der 3. Reichstag 1825 berufen wurde, hob der Kaiser (Er-

*) Das „Journal des débats" bemerkt, daß in keinem constitutionnellen deutschen Staate und ebenso wenig in Polen ein Aufstand sich gezeigt habe. Es setzt hinzu, „daß der revolutionnaire Giftstoff vor der constitutionnellen Regierungsform entweiche, wie das Blatterngift vor den Kuhpocken". So weiß man aus dem 1827 bekanntgemachten Berichte der Untersuchungscommission über die Verschwörung in Polen, daß

laß vom 13. Febr.) durch einen Zusatzartikel der Constitution die Öffentlichkeit der Reichstagsverhandlungen auf, sodaß nur die Eröffnungs- und Schlußsitzung, sowie die, wo die königl. Sanction der Gesetze promulgirt wird, öffentlich gehalten werden. Auf dem Reichstage (vom 13. Mai bis zum 13. Juni) wurden mehre Strafgesetze geändert, das neue Civilgesetzbuch theils vorbereitet, theils angenommen, und ein landschaftliches Creditsystem gegründet. Auch eine gänzliche Umbildung der Rechtspflege ward vorbereitet, insbesondere die Einrichtung der Gerichtshöfe. In Ansehung des Kirchenwesens wurde seit 1818 mit Rom wegen eines Concordats verhandelt. Außer dem Erzbisthum zu Warschau sollte einstweilen jede der 8 polnischen Woiwodschaften ein Bisthum, ein Mönchs- und ein Nonnenkloster haben. — In dem Finanzwesen war bisher der Mangel an baarem Gelde, bei dem stockenden Absatze der Landesproducte und den äußerst niedrigen Getreidepreisen, ein großes Hinderniß, daher wurde 1823 die Verfertigung von 16 Mill. poln. Gld. in Cassenscheinen beschlossen, die keine Zinsen tragen, und zu deren Einlösung in Warschau eine Casse errichtet. Die Verpachtung des Tabackmonopols hörte mit dem 1. Aug. 1822 auf, und dieser Zweig des Staatseinkommens kehrte unter die Verwaltung des Staates zurück. 1824 ward eine Generalagentie der Handelsverhältnisse, die unter dem Finanzminister zu Petersburg steht, mit einem eignen Vorstand und einer Kanzlei in Warschau errichtet. Die Eink. des Staats betrugen 1821, nach Hassel, 50 Mill. poln. Gld. (8,333,333 Thlr.), die Staatsschulden 33,333,333 Thlr. Östreich und Preußen haben seitdem ihren Antheil an der Nationalschuld vertragsmäßig übernommen, und 1825 wurde dem Reichstage erklärt, daß kein Deficit mehr vorhanden sei. Doch hat noch kein Finanzgesetz die Einkünfte und die Ausgaben des Staats geordnet und festgestellt. Um die Verwaltung überhaupt haben sich der Minister des Innern, Graf Mostowski, und der Minister der Aufklärung, Graf Grabowski, in der neuesten Zeit verdient gemacht. Bei dem Heere ersparte man viel durch das Beurlaubungssystem. Jeder Pole, auch der Jude, ist vom 20. bis zum 30. Jahre Soldat, doch befreit das Gesetz junge Leute, die sich den Wissenschaften, Künsten und Manufacturen widmen, die ältesten Söhne, die Staatsbeamten u. A. m. von den Militairpflichten. Es bestehen 2 Reservecorps. Die Conscribirten des ersten sind zur Ergänzung der Linientruppen bestimmt; die des zweiten treten an ihre Stelle. In Warschau ist eine Militairakademie, in Kalisch eine Cadettenschule, in Konskie eine Waffenfabrik. Unter den 3 Festungen ist Zamosk (s. d.) die stärkste; Modlin beherrscht die Weichsel und den Bug; Czenstochowa (Alt- und Neu-), mit dem stark befestigten Paulinerkloster auf dem Klarenberge, beherrscht die Gegend, wo sich die Straßen aus Oberschlesien nach Warschau und von Posen über Kalisch nach Krakau durchschneiden. — Der Wohlstand des Landes ward befördert durch die Begünstigung fremder Ansiedler, theils Landbauer, theils Handwerker und Fabrikanten; insbesondere ward der Bergbau neu hergestellt und für die Bergwerksakademie zu Kielce, sowie für die forstwissenschaftlichen Lehranstalten gesorgt. Die Begünstigung fremder Anbauer hatte die Folge, daß aus den russ. Provinzen eine große Zahl Leibeigner mit ihren Familien nach Polen wanderten; auf die Beschwerde der Gutsherren aber, welche die Auslieferung dieser Leibeignen verlangten, entschied der Kaiser, daß nach

die zu Ende 1814 in Polen vorhandene geheime Gesellschaft „der echten Polen" sich 1816 von selbst aufgelöst hat. Auch die später u. d. N. „Nationalfreimaurerei" entstandene geheime Verbindung wurde 1820 von den Mitgliedern aufgehoben; der geheime Ausschuß bildete zwar 1821 einen „patriotischen Nationalverein", dessen Zweck die Wiederherstellung des alten Polens war; auch entstand 1822 ein zweiter Verein, der der „Tempelherren", dessen Zweck nicht politisch, am wenigsten revolutionnair war. Beide machten aber keine großen Fortschritte; beide zählten keine Männer von Bedeutung zu ihren Mitgliedern, und wurden unterdrückt, ehe sie etwas auszuführen vermochten.

der Constitution jeder fremde Ansiedler in Polen Schutz fände. Außer mehren Zweigen des Gewerbfleißes haben insbesondere die Tuchfabriken so zugenommen, daß der Bedarf für die Bekleidung des Heeres von ihnen geliefert wird. Auch den Handel hat die Regierung sehr befördert, als vom 1. Jan. 1823 an der Verkehr zwischen Polen und Rußland gegenseitig freigegeben und die russ. Zollämter in Polen aufgehoben wurden. So ist denn im Ganzen die Bevölkerung gestiegen. Der Volksunterricht ward durch die Anlegung von Elementarschulen, in welchen der wechselseitige Unterricht eingeführt werden sollte, erweitert. In jeder Woiwodschaft besteht eine Palatinatschule; außerdem blühen noch 3 Hauptschulen; ferner gibt es 14 Hauptdistrict- und 9 Nebendistrictschulen, auch 2 Volkslehrerseminarien. Die 1818 errichtete Universität Warschau zählt 46 Professoren und über 500 Studenten. — Beschränkende Maßregeln wurden gegen die Juden, die ein Zwölftheil der Volksmenge ausmachen und das Bürgerrecht nicht haben, angewendet; insbesondere um sie an Ackerbau und Handwerke zu gewöhnen, und um ihren Zusammenfluß in Warschau zu verhindern. Der Kaiser hob 1822 die jüdischen Gemeinvorstände auf, die der Bildung ihrer Glaubensgenossen am meisten hinderlich waren und Bedrückungen sich erlaubten. In der Hauptstadt selbst mußten sie nach dem Decrete vom 4. Dec. 1823 die Hauptstraßen verlassen und sich in die entferntesten Gegenden der Stadt zurückziehen. Für die Bekehrung derselben zu Christen ist die von dem Kaiser Alexander beschützte Missionsgesellschaft in London (seit 1809), durch Verbreitung des Neuen Testaments in hebr. Sprache und durch Absendung von Glaubensboten nach Polen thätig. Sie hat Hülfsgesellschaften und Stationen in Warschau, Posen, Wilna, Krakau u. a. a. O. Allein es bedarf noch des Fortschritts von mehr als einer Generation, ehe der polnische Jude zum Bürger reifen kann. Vgl. des poln. Generals Grafen Krasinski „Aperçu sur les Juifs de Pologne" (Paris 1818). Den über alle Begriffe elenden Zustand desselben in geistig sittlicher Hinsicht schildert Jul. Niemcewicz in seinen Briefen polnischer Juden: „Levi und Sara; ein Sittengemälde" (ins Deutsche übers., Berlin 1825).

Das jetzige russische Königreich Polen, welches vor den Abtretungen zu Andrussow (1667) 16 Mill. E. hatte, zählt jetzt auf 2293 □ M. in 482 Städten (nämlich 211 Immediat- und 271 Mediatstädte) und 22,694 Dörf. 3,705,000 E. (1818 zählte man 2,734,000 E.), worunter 212,944 Juden. Die Hptst. Warschau (s. d.) hat 130,000 E. Polen wurde 1816 in 8 Woiwodschaften: Masovien mit Warschau, Kalisch, Krakau mit der Hptst. Miechow, Sandomir mit Radom, Lublin, Podlachien mit Siedlce, Plock, und Augustow mit Suwalki, getheilt. Der Staat wird nach der vom Kaiser Alexander gegebenen und von ihm in Warschau am 27. Nov. 1815 unterz. Verfassung regiert. Der König hat die vollziehende Gewalt, deren Ausübung einem Staatsrathe, dem Statthalter (Namiestnik), und 5 Ministern übertragen ist. Der Reichstag, den der König alle 2 Jahre beruft, und dessen Sitzung 30 Tage dauert, besteht 1) aus der Kammer des Senats (30 Mitgl., als: 10 Bischöfe, 10 Woiwoden und 10 Kastellane); 2) aus der Landbotenkammer, in welcher 77 von den Adelsversammlungen der 77 Districte ernannte Landboten und 51 Gemeindeabgeordnete (8 Gemeindeversammlungen für die Stadt Warschau und 43 für das übrige Gebiet) sowie die Mitgl. des Staatsraths, Sitz und Stimme haben. In dieser dürfen aber bloß die 5 Minister und die Mitgl. der 3 Commissionen, welche die Kammer für die Finanz-, Civil-, und Criminalgesetze (jede von 5 Mitgl.) ernennt, sprechen; die andern Landboten entscheiden nur nach geheimer Abstimmung. Der Reichstag prüft die im Staatsrathe abgefaßten Gesetzvorschläge. Alle christliche Gemeinen haben gleiche kirchliche und politische Rechte; die Preßfreiheit ist anerkannt, und alle öffentliche Beamte, die Mitglieder des Staatsraths, die Minister ꝛc., sind verantwortlich. Primas des Königreichs ist der Erzbischof von Warschau. Der polnische Reichstag versam-

melte sich seit 23 Jahren das erste Mal 1818, das 2. Mal 1820, und das 3. Mal 1825. Die polnische Nationalarmee, deren Bildung der Großfürst Konstantin, ihr jetziger Generalissimus, geleitet hat, ist 50,000 M. stark, darunter 20,000 M. Reiterei. Ein eignes diplomatisches Corps hat Polen nicht erhalten. Die Orden Polens sind: 1) Der Orden des weißen Adlers, gestiftet von August II., König von Polen und Kurfürst von Sachsen, während des Kriegs mit Schweden, am 2. Nov. 1705. Dieser Orden, dessen Statuten nie bekannt geworden sind, hat nur eine Classe. Er war seit der Theilung Polens 1795 fast ganz erloschen, wurde durch die Constitutionsakte vom 21. Juli 1807 hergestellt und nachher vom Könige von Sachsen, als Herzog von Warschau, jedoch nur selten, vertheilt. Der Kaiser Alexander stellte mit dem neuen Königreiche Polen auch diesen Orden wieder her, trug ihn selbst bei seinem feierlichen Einzuge in Warschau, am 12. Nov. 1815, und vertheilte ihn an mehre der ersten polnischen Staatsbeamten. 2) Der Orden des heil. Stanislaus (des Schutzpatrons von Polen), als Verdienstorden gestiftet vom König Stanislaus August, bald nach seiner Thronbesteigung, am 8. Mai 1765. Er wurde vom Kaiser Alexander erneuert am 1. Dec. 1815, und in 4 Classen getheilt. 3) Der Militairverdienstorden, gestiftet von Stanislaus August 1791, in der Folge durch die targowiczer Conföderation unterdrückt, durch die Constitution von 1807 hergestellt und von Alexander 1815 bestätigt. Er besteht aus 3 Classen. Ein Hauptwerk über Polen, obgleich mit sichtbarem Hasse gegen Katharina und Poniatowski geschrieben, ist Rulhière's „Histoire de l'anarchie de Pologne et du démembrement de cette république" (4 Bde., Paris 1807); über die erste Theilung Polens s. v. Dohm's „Denkwürdigkeiten" (1. Bd.) und „Lettres du Baron de Vioménil" (Paris 1808); auch Malte-Brun's eilfertig entworfenes, in Ermangelung eines bessern aber noch jetzt brauchbares Werk: „Tableau de la Pologne ancienne et moderne" (Paris 1807). Damit verbinde man Jekel's historisch-statistische Werke über Polen und Galizien (Wien 1804—9); Flatt's „Topographie des Herzogthums Warschau" (Leipzig 1810), und von Holsche's „Geographie und Statistik von West-, Süd- und Neuostpreußen" (Berl. 1807). Empfehlung verdienen 3 Werke in polnischer Sprache: G. S. Bandtke's „Begebenheiten der polnischen Nation" (Breslau 1826); Ad. Naruscewitsch's „Geschichte der polnischen Nation ꝛc."; u. Jul. Urs. Niemcewicz's „Erinnerungen an das ehemal. Polen" (Warschau 1822). Ferner: Alex. v. Bronikowski's „Geschichte Polens" (4 Bdchn., Dresd. 1827).— Ferrand's Werk über die Theilung Polens und Solignac's Werk über die polnische Geschichte sind unbrauchbar. Dagegen enthalten neue Aufschlüsse, vorzüglich über die Zeit von 1794—98, Mich. Oginski's „Mémoires sur la Pologne et les Polonais depuis 1788—1815" (Paris 1826, 4 Bde.) und dess. Vfs. „Observations sur la Pologne et les Polonais pour servir d'introduction aux Mémoires etc." (Paris 1827). Ein jüdischer Kaufmann M. Rosenfeld schrieb 1825 zu Warschau eine Geschichte Polens in hebr. Sprache. K.

Policinell, s. Pulcinella.

Polignac (Melchior v.), Abbé, zuletzt Cardinal, ein französischer Diplomatiker, geb. 1661, gest. 1741, stammte aus einem der angesehensten Häuser in Languedoc. Schon 1689 hatte er sich bei den Unterhandlungen mit dem Papste Alexander VIII. in Ansehung der Artikel, welche die franz. Geistlichkeit 1682 für die gallicanische Kirche angenommen hatte, so gewandt gezeigt, daß jener Papst in einer der letzten Audienzen zu ihm sagte: „Sie scheinen immer meiner Meinung zu sein, und doch siegt immer zuletzt die Ihrige". Auch Ludwig XIV., der dem Abbé bei dessen Rückkehr von Rom eine Audienz ertheilte, sagte von ihm: „Ich habe eben mit einem jungen Menschen eine Unterredung gehabt, der mir beständig widersprach, ohne daß ich auch nur einen Augenblick ungehalten werden konnte".

1693 ward er als außerordentl. Botschafter nach Polen geschickt, um den König Johann Sobieski von dem Bunde mit Östreich gegen die Pforte abzuziehen und zu einem Bunde mit Frankreich gegen Östreich zu bewegen. Nach Sobieski's Tode 1696 sollte er die polnische Königswahl auf den Prinzen Conti leiten, und Ludwig XIV. gab ihm Vollmacht, Jedem, der dazu beitragen würde, eine Pension von 100,000 Liv. zu versprechen. Doch fand seine lat. Anrede an die polnische Wahlversammlung (bei Flassan IV, 141) erst Beifall, als ihm 560,000 Liv. zur Vertheilung unter die Großen zu Gebote standen. Obgleich er aber noch andre 500,000 Liv. versprach, so gewann dennoch der Bischof von Kujavien eine starke Partei für den Kurfürsten von Sachsen. P. vermochte bloß, die Partei zu trennen, welche sich für den Prinzen Jakob, Sohn der verwitweten Königin, erklärt hatte. Auf sein Verlangen schickte man einen zweiten Gesandten nach Warschau, den Abbé v. Chateauneuf; beide Minister konnten aber dennoch ihren Zweck nicht erreichen. Die sächsische Partei verstärkte sich immer mehr, und in dem Augenblicke, wo P. den Sieg schon errungen zu haben glaubte, erschien der Bischof von Kujavien auf dem Wahlfelde, und rief den Kurfürsten von Sachsen als König aus, der bald darauf in Krakau seinen Einzug hielt. Der Prinz v. Conti, der vor Danzig anlangte, ward nicht ins Land gelassen und segelte nach Frankreich zurück. Zugleich erklärten die Danziger, daß sie den Abbé P. nicht als Gesandten, sondern als Feind ansähen, und bemächtigten sich s. Eigenthums. Er ging hierauf nach Frankreich zurück, und ward 1698 zur Strafe für seine verunglückte Mission in seine Abtei Bonport verwiesen. 1710 ging er als franz. Minister zu den Verhandlungen von Gertruydenberg. Hier war es, wo er gegen die holländ. Minister, als sie die bekannten demüthigen Foderungen an Frankreich machten, mit Bitterkeit bemerkte: „Meine Herren, sie sprechen wie Leute, die nicht gewohnt sind zu siegen". Der König rief damals s. Minister zurück, die vorher noch ein starkes Schreiben an den Großpensionnair Heinsius erließen. Diesmal empfing Ludwig den Abbé gnädig. Er ernannte ihn 1712 nebst dem Marschall d'Huxelles und Menager zu s. Bevollmächtigten bei dem Congresse zu Utrecht. P. nahm an allen Verhandlungen Theil, zog sich aber im Febr. 1713 zurück, weil er die in dem Friedensvertrage anerkannte Ausschließung Jakobs III. vom engl. Throne nicht unterschreiben mochte, da er diesem Prinzen den Cardinalshut verdankte. Ludwig schickte ihn hierauf als Botschafter nach Rom, wo er sich durch Geist, Geschmack und Kenntnisse allgemeine Achtung erwarb. Als Schriftsteller ist P. bekannt durch ein Lehrgedicht von mehr als 10,000 Hexametern, welches in 8 Büchern das epikuräische System widerlegt: „**Anti-Lucretius, s. de deo et natura**" (Paris 1747). Es ist ins Italien., Engl., Französ. und ins Deutsche übersetzt. S. die „**Histoire du Cardinal de Polignac**". K.

Polignac (Gabriele Jolande Martine, geb. de Polastron, Herzogin v.), geb. 1750. Sie war die innigste Vertraute der unglücklichen Königin Maria Antoinette, daher auch sie der Haß traf, mit welchem der Revolutionspöbel die Familie Ludwigs XVI. verfolgte. Als eine der schönsten und liebenswürdigsten Frauen war sie eine Zierde des Hofes. Der König hatte sie zur Gouvernante der Prinzessinnen ernannt, und die Königin kannte in ihrer Gnade und Freigebigkeit gegen sie keine Grenzen. Allein ihre Schwägerin, **Diane** v. P., welche ausgezeichnet klug und geistreich, und dabei ebenso ehrsüchtig als schlau war, überredete sie, sich des Vertrauens der Königin zum Vortheile ihrer Familie zu bedienen. Ohne die Leitung ihrer Schwägerin würde überhaupt die Frau v. P., welche nichts weniger als ehrgeizig war, obgleich es ihr an richtiger Beurtheilung der Verhältnisse nicht fehlte, den großen Einfluß auf die Königin nicht erlangt haben. Sie schien der Vereinigungspunkt aller vom Adel und der hohen Geistlichkeit zu sein, die beim Hofe ihr Glück machen wollten. Der Haß des Volks bezeichnete daher die

P.'s als Theilnehmerinnen und Rathgeberinnen bei den Verschwendungen der Königin, und beide mußten sich unter den größten Gefahren aus Frankreich flüchten. Seitdem lebte sie mit ihrem Gemahl in Wien, wo dieser bei dem kaiserl. Hofe, wie später bei dem petersburger, als Geschäftsführer der königl. Prinzen von Frankreich angestellt war. Bei ihrer Anhänglichkeit an das Haus Bourbon war ihr Schmerz grenzenlos, als der unglückliche Feldzug des preuß. Heers in der Champagne die Hoffnung einer Wiederherstellung der alten Ordnung in Frankreich vernichtete. Sie kränkelte seither sichtbar, und starb 1793 in Wien. Ihr Gemahl ging in der Folge nach England, begab sich dann in die Ukraine auf s. Gut, welches ihm Katharina II. geschenkt hatte, ward nach der Restauration Pair von Frankreich und starb den 21. Sept. 1817. Zwei Söhne dieser Ehe, Armand und Julius Armand de P., haben ebenfalls merkwürdige Schicksale gehabt. Armand (geb. 1771), war 16 Jahr alt, als s. Ältern Frankreich verließen. Er folgte ihnen nach Koblenz und dann nach Rußland, wählte aber später, aus Anhänglichkeit an Monsieur, Grafen von Artois, s. Aufenthalt in England. Jules (geb. 1780), folgte ihm dahin. Beide Brüder nahmen an Georges's und Pichegru's Entwürfen Theil. Der ältere landete in Frankreich (Dec. 1803) mit Georges u. kurz darauf auch Jules mit Pichegru (Jan. 1804). Alle wurden verhaftet. Armand ward mit Georges u. 18 Andern d. 14. Juli 1804 zum Tode, Jules, Moreau und noch 3 Mitangeklagte aber zu 2jähr. Haft verurtheilt. Jules bot den Richtern sein Leben für das Leben s. Bruders, der Gatte und Vater war. Da warf sich Armands Gemahlin, von der Kaiserin Josephine, Napoleons Schwester und s. Stieftochter Hortense begünstigt, dem Kaiser zu Füßen, und erhielt ihres Gatten Begnadigung, mit der Einschränkung, daß derselbe im Schlosse Ham verhaftet bleiben und nach dem Frieden deportirt werden sollte. Von Ham ward er in den Tempel und von da nach Vincennes gebracht. Nach einiger Zeit erhielt er die Erlaubniß, sich in einem Gesundheitshause zur Herstellung s. Gesundheit unter ärztlicher Verpflegung aufzuhalten, wo er nebst s. Bruder, der im Tempel gefangen saß, sich mit Mallet in Verbindung setzte und desselben Plane theilte. Im Jan. 1814 entflohen Beide aus ihrer Haft und begaben sich nach Vesoul zu Monsieur. Dieser sandte sie mit Vollmachten voraus nach Paris, wo Beide schon am 31. März 1814 die weiße Fahne aufpflanzten. Beide folgten dem Könige nach Gent. Graf Armand war 1815 Mitglied der Wahlkammer, wurde 1817 Herzog und Pair, und ist seit 1823 Ambassadeur zu London. — Graf Jules P. ist seit den 17. Aug. 1815 Pair von Frankreich, Marechal de Camp und Generaladj. des Königs. Ein dritter Bruder, Graf Melchior de P., geb. 1782, lebte ebenfalls im Auslande bis 1814, und ist jetzt Marechal de Camp, Kammerherr und Generaladjutant des Dauphin.

Poliren, glätten und Glanz verschaffen, was nach der Verschiedenheit der Körper, besonders aber ihrer Härte und Weichheit, verschiedene Verfahren und Werkzeuge erfodert. So gibt es Polirbänke (in Gold- u. Silberdrahtfabriken), Polirhämmer und Polirstöcke, deren man sich bei Bearbeitung des Kupfers u. Blechs bedient, Polirscheiben, deren sich die Stahlarbeiter, Messerschmiede und Scheerenschleifer bedienen, Polirsteine, zur Politur vertiefter Sachen. Polirpulver, englisches, ist eine Mischung von 6 Theilen Zinnober und einem Theile Arsenik, und dient zur Politur der Stahlwaaren.

Politik (von πολις, Stadt), die Wissenschaft und Kunst des gesellschaftlichen Lebens überhaupt; Weltklugheit; insbesondere Staatslehre und Staatskunst, d. h. Wissenschaft und Kunst, den Zweck des Staats so vollkommen als möglich zu erreichen. Erstere zerfällt in mehre Wissenschaften. Die politischen Wissenschaften betrachten nämlich das Leben der Menschen im Staate: 1) wie es sein kann und soll: Staatswissenschaft im eigentlichen Sinne; oder 2) wie es sich

entwickelt und fortgebildet hat: politische und Staatengeschichte; oder 3) wie es gegenwärtig ist: Staatenbeschreibung und Statistik. Die Staatswissenschaft betrachtet den Staat zuerst von Seiten des Rechts (allgemeines Staatsrecht); dann von Seiten der Klugheit, Politik im engern Sinne. In letzterer Hinsicht ist sie eine Erfahrungswissenschaft, aber gegründet auf die Idee der menschlichen Bestimmung, daher ihre Aufgabe unendlich ist. Insofern ist sie, wie das allgemeine Staatsrecht, ein Theil der angewandten Philosophie. Die Politik im eigentlichen Sinne oder die Staatskunst begreift: I. die Politik der Staatsverfassung, oder wie die Gewalten im Staate (s. Staatsgewalten) zu ordnen und zu vereinigen sind; II. die Politik der Staatsverwaltung enthält die Regeln für die Leitung sowol der innern als der äußern Verhältnisse in Hinsicht auf die gesetzgebende und vollziehende Gewalt. Die Staatsverwaltungslehre betrifft: 1) Die Sicherstellung des Ganzen durch die Wohlfahrt der Einzelnen, und heißt Polizeiwissenschaft, welche A) die Sicherheits- und B) die Wohlfahrtspolizei begreift. Zu jener gehören die Kriegs- und Friedenspolitik (Politik im engsten Sinne), die hohe und die Landes- (nebst der Stadt-, Dorf- und Straßen-) Polizei, welche letztere die Criminalpolizei und die Anstalten gegen Landesnoth insichfaßt. Zu dieser gehören die medicinische, die Armen-, Landwirthschafts-, Industrie-, Handels- und Sittenpolizei, sämmtlich Gegenstände der Bevölkerungspolizei. (S. Polizei.) 2) Die Sicherstellung der Einzelnen durch die Wohlfahrt des Ganzen. Die letztere hängt aber, inwiefern sie den Zweck des bürgerlichen Vereins für die Einzelnen befördert, ab von der gesetzlichen Ordnung, von dem bürgerlichen Wohlstande und von der geistigen Bildung; insofern unterscheidet man a) die Gesetzgebungskunst, welche theils die Abfassung der Criminal-, Civil- und Polizeigesetze, theils die Form ihrer Vollziehung (durch Beamte, Richter) in der Kanzleipraxis und Proceßordnung betrifft; b) die Staatsökonomie oder Staatshaushaltungskunst, welche die Nationalökonomie und die Staatswirthschaftslehre begreift. Letztere enthält: aa) die Finanzwissenschaft (Hebung und Verwaltung der Staatseinkünfte), bb) die Cameralistik (Verwaltung und Vervollkommnung der Quellen des Staatsvermögens). Die cameralistische Geschäftsführung lehrt die Cameralpraxis. cc) Die Culturpolizei oder Staatserziehungslehre, welche alle sittlich geistige Bildungsanstalten, Kirchen, Schulen, Literatur und Kunst, d. i. die Sache der Menschheit im Staate unmittelbar umfaßt. In ihrer Ausübung ist die Staatskunst allemal durch die Wirklichkeit bedingt, und zwar von der körperlichen und geistigen Eigenthümlichkeit des Volks. Doch wird das Genie des Gesetzgebers auch dasselbe weiter führen, sobald er selbst sittlich veredelt ist. Dadurch haben ältere Gesetzgeber, Zoroaster, Moses, Solon, so Großes gewirkt. Freilich ist es schwer, die physischen Kräfte eines Staats der sittlichen Freiheit und Würde des Ganzen unterzuordnen; am schwersten zur Zeit politischer Stürme. So reich übrigens unser Zeitalter an scharfsinnigen Theorien ist, so wenig haben sie gewirkt zur Befestigung der bürgerlichen Freiheit, wol aber hier und da zur planmäßigern Begründung eines feinern Despotismus. Doch haben auch die Völker von dem Staate oft zu viel erwartet, und um so höhere Foderungen an denselben gemacht, je mehr sie demselben leisten mußten; daraus ist Spannung, getäuschte Erwartung und Unzufriedenheit auf beiden Seiten entstanden. Dagegen findet man da, wo die Staatsform so viel möglich dem Volksgeiste angemessen ist, und wo die Staatskunst mit demselben in ihrer Entwickelung fortschreitet, die meiste Zufriedenheit. Ist Beides nicht der Fall, so entsteht Trennung und Parteienkampf, der entweder mit der Vernichtung des Bürgerthums und Volkslebens, oder mit einer Revolution endigt. Doch wird die Politik, auch wenn sie in der Zweckmäßigkeit der Mittel irren sollte, sich wenigstens vor Ungerechtigkeit und dadurch den Staat vor innerer Auflösung sichern, wenn sie einen sittlich erhabenen Charakter behauptet. Daher

zum Theil die lange Dauer der ältern Staatsverfassungen! Der Orient machte nämlich die Religion zur Seele der Staatsform; allein er preßte beide in die Kastenordnung, dadurch schrumpften sie endlich beide zu einer Mumie zusammen. In Rom diente die Religion der Politik als Magd, und die Staatsform zerfiel mit dem Gerüste des Aberglaubens. In Griechenland durchdrangen sich gegenseitig Religionsdienst und Staatsform, beide von Ideen beseelt, und aus diesem Bunde entkeimte die solonisch-sokratische Bildung. Als die Gesetzgeber des franz. Convents die Religion aus der polit. Ordnung ausschließen wollten, verletzten sie das Gesetz der menschlichen Natur, nach welcher die sittliche Freiheit mit dem bürgerlichen Gehorsam nur durch religiöse Bildung verschmolzen werden kann. Der Verstand der Gewalthaber wollte überhaupt in der neuern Zeit das Ganze nach einem genau berechneten Mechanismus lenken; allein s. Springfedern waren Klugheit und Eigennutz. In seinem Stolze wagte er sogar, Moral und Politik zu trennen, oder die sogen. große Moral von der kleinen zu unterscheiden; daher jenes Gewebe von List und Gewalt in der polit. Geschichte der letzten 3 Jahrh., seit der Theilung Neapels durch Ludwig XII. und Ferdinand den Katholischen bis zur Theilung Polens und bis zur Ausbildung des Continentalsystems. Convenienzpolitik in den äußern Verhältnissen; ein gröberer Sultanismus, oder ein feinerer Ministerialdespotismus in der Regierung des Innern: dies war nur zu oft der Charakter der neuern Staatskunst! Endlich stellte 1815 die heilige Allianz (s. d.) den Grundsatz auf, daß die innere und äußere Politik christlich sein müsse. In demselben Geiste erklärten die 5 Monarchen durch ihre Minister zu Aachen den 15. Nov. 1818, daß sie die Grundsätze des Völkerrechts zur einzigen Richtschnur ihrer ganzen Staatskunst machen wollten. So hat endlich die Diplomatie ausgesprochen, was die Theorie schon seit Plato bis auf Kant (s. dessen „Ewigen Frieden") bewiesen hat. Möge die Geschichte einst bezeugen, daß die Regierungen ihr zu Aachen gegebenes Wort gelöst haben! Über das Verhältniß der Moral zur Politik s. man die Schriften von Garve, Berg, Ferguson und Droz. Über Politik sind Hauptschriftsteller: Plato und Aristoteles, Cicero, Machiavelli, Lipsius, Bodini, Spinoza, Montesquieu, Friedrich der Große, Rousseau, Beccaria, Adam Smith, Achenwall, Schlözer, Luden, J. J. Wagner, Pölitz u. A. Über die Politik in der Geschichte, der trefflichsten Lehrerin in der Staatskunst, besitzt Deutschland 2 classische Werke in Heeren's „Ideen über die Politik der vornehmsten Völker der alten Welt", und in s. „Handbuche der Geschichte des europ. Staatensystems". Auch Gibbon, Robertson, Joh. v. Müller und v. Spittler gehen dem Denker mit der Fackel voran. Als historisch-politische Vorrathskammer ist Flassan's „Histoire de la diplomatie française etc." brauchbar, oft ein naives Sündenbekenntniß. Vgl. den Hauptartikel Staatswissenschaften.

Politische Arithmetik nennt man die Regeln, nach welchen gewisse, auf politische Verhältnisse sich beziehende Thatsachen nach ausgemachten Erfahrungssätzen berechnet und hinsichtlich des Grades der Wahrscheinlichkeit bestimmt werden. Sie wurde zuerst in England, Holland und Frankreich bearbeitet, wo besonders die Berechnung der Leibrenten, bei welchen die wahrscheinliche Lebensdauer als Grundlage angenommen werden muß, sowie das Staatsschuldenwesen Anlaß zur Ausbildung dieser Wissenschaft gaben. Bei Heiraths-, Witwen- und Leichencassen findet sie aus dems. Grunde Anwendung. Dem Statistiker liefert sie Angaben zur Bestimmung der Volksmenge und verschiedener auf den Bevölkerungszustand sich beziehenden Verhältnisse. In allen diesen Fällen geht das Ergebniß aus dem Verhältnisse der Geborenen zu den Gestorbenen und beider zu den in dems. Zeitraume Lebenden hervor. Je zahlreicher die zum Grunde liegenden Beobachtungen, je größer und verschiedenartiger die Volksmassen sind, die sie umfassen, und je sorgfältiger dabei die Menschen nach Geschlecht, Stand und Alter geschieden wer-

den, desto sicherer werden die daraus auf die mittlere Lebensdauer der Menschen in verschiedenen Lebensjahren, oder auf das allgemeine Verhältniß zwischen der Zahl der jährlich Geborenen und Gestorbenen zu den Lebenden, gezogenen Schlüsse sein. Das Gesetz der Sterblichkeit ist dasjenige, welches das Verhältniß der Anzahl von Personen festsetzt, die in einer jeden bestimmten Lebenszeit aus einer gegebenen Anzahl dasselbe Ziel erreichender Menschen sterben, mithin das Verhältniß der dieses Ziel überlebenden Personen. Tabellen, aus welchen sich ergibt, wie Viele aus einer gegebenen großen Anzahl von Geborenen in jedem Lebensjahre sterben, wie Viele folglich dieses Alter erreichen, und aus welchen sich jenes Gesetz auf allen Stufen der Lebensdauer erkennen läßt, nennt man Sterblichkeitstabellen. Der Erste, der solche Tabellen aus Todtenregistern berechnete, war der Engländer Halley. Er legte dabei 5jährige Todtenlisten aus Breslau zum Grunde, und machte s. Tabellen in den „Philosophical transactions" für 1693 bekannt. Nach ihm kam der Holländer Kersseboom, der 1738 und 1742 in 3 Abhandl. die Resultate s. Untersuchungen zur Bestimmung der Volksmenge der Provinzen Holland und Westfriesland mittheilte. Er legte meist Sterberegister von Rentenbesitzern in jenen Provinzen zum Grunde, und suchte nur das Verhältniß der im ersten Lebensjahre Verst. nach andern Todtenlisten zu bestimmen. Den in ders. Zeit erschienenen Berechnungen s. Landsmannes Struyck lagen so wenige Beobachtungen zum Grunde, daß sie nicht viel Werth haben. Sehr schätzbar waren dagegen die Untersuchungen des Franzosen Deparcieux, der 1746 in s. „Essai sur les probabilités de la durée de la vie humaine" neue Tabellen gab, die theils auf die Sterblisten franz. Tontinenmitglieder, besonders aber auf die Todtenlisten verschiedener Mönchs- und Nonnenklöster sich gründeten, und zuerst die für die Genauigkeit des Ergebnisses der Berechnung nöthige Scheidung beider Geschlechter beachteten. Er scheint der Erste gewesen zu sein, der die durchschnittliche Lebensdauer in jedem Lebensalter bestimmte, und zeigte, wie dieselbe nach den Sterblisten zu berechnen sei. Die brauchbarsten Beobachtungen lieferten seit 1749 die von der schwed. Regierung mit musterhafter Genauigkeit vorgeschriebenen jährl. statistischen Verzeichnisse. Süßmilch sammelte in s. verdienstlichen Werke: „Göttliche Ordnung des Menschengeschlechts im Leben und Tode des Menschen" (3. A., Berl. 1775, 3 Bde.), viele Angaben über die Sterblichkeit auf verschiedenen Lebensstufen, und zog daraus allgemeine Ergebnisse, die jedoch weniger genau waren als diejenigen, die sein Erläuterer Baumann nach der von Lambert angegebenen richtigern Methode zusammenstellte. Lambert suchte nach Süßmilch's Angaben das Gesetz der Sterblichkeit unter dem Menschengeschlecht überhaupt zu bestimmen, was ihm jedoch nicht gelang, da er dabei die Wirkung der Volkszunahme durch Erzeugung nicht gehörig in Anschlag brachte. Chassot de Florencourt lieferte in s. „Abhandlungen aus der jurist. und polit. Rechenkunst" (Altenb. 1781) eine deutliche Übersicht der Sterblichkeitsgesetze nach Süßmilch's und Deparcieux's Angaben, ohne jedoch s. Darstellung etwas Eignes zu geben. Price gab in s. Bemerkungen über anwartschaftliche Zahlungen („Observations on reversionary payments", 3. A. 1783) auch die Resultate der schwed. Tabellen, der ersten, welche nach den zur Bestimmung des Gesetzes der Sterblichkeit unter der Masse des Volks nöthigen Angaben entworfen sind, und für die Zeit und die Gegend, wo die Beobachtungen gemacht wurden, jenes Gesetz ziemlich genau darstellen. In dem neuesten Werke dieser Art, Milne's Abhandl. über Jahrrenten und Lebensversicherungen („Treatise on annuities and assurances", 1815), findet man eine ausführl. Darstellung der Sterblichkeitsordnung und einige neue Tabellen, die sich auf sehr genaue, von Heysham in Carlisle gemachte Beobachtungen gründen. Es sind demnach bis jetzt keine Beobachtungen gemacht worden, nach welchen sich das Gesetz der Sterblichkeit mit einiger Sicherheit bestimmen ließe, als die Angaben von Kersseboom und Deparcieux, die schwed.

Tabellen und Heysham's Untersuchungen. Die beiden Ersten nehmen nur auf gewisse Volksclassen Rücksicht; die schwed. Beobachtungen sind die zahlreichsten und umfassendsten, Heysham's Ergebnisse aber wol die bewährtesten. Es ist hinsichtlich der schwed. Tabellen, die sonst mit Recht als gute Grundlagen benutzt werden, zu bemerken, daß in Schweden bei einem für den Ackerbau ungünstigen Klima und bei der im Verhältnisse zu den erzeugten Lebensmitteln zu zahlreichen Volksmenge, auf Mißernten zuweilen Hungersnoth und Seuchen folgen, wodurch die Sterblichkeit weit über das gewöhnliche Verhältniß steigt. Daher wird die Sterblichkeit in Schweden, nach den während einer Reihe von Jahren gemachten Beobachtungen, sich größer zeigen als in den übrigen fruchtbarern Ländern Europas. Man wird jedoch dem in gemäßigten Erdgegenden bestehenden Gesetze der Sterblichkeit sehr nahe kommen, wenn man aus den schwed. Beobachtungen einen Zeitraum wählt, der von Krankheiten frei war. Dies war der Fall in dem 5jährigen Zeitraum von 1801—5, worüber Nicander in den „Abhandl. der schwed. Akad. der Wissensch." für 1809 genaue Verzeichnisse gegeben hat. In folgender Tabelle legt er das Verhältniß der wahrscheinlichen Lebensdauer nach den in Schweden und Finnland in der angegebenen Zeit gemachten Beobachtungen dar, deren Ergebniß von den nach Lambert u. A. angenommenen Durchschnittsbestimmungen bedeutend abweicht. Es sind darin, nach den Verzeichnissen, sowol männliche und weibliche Personen besonders, als auch beide durchschnittlich berechnet, die Monate aber in Decimalen angegeben.

Alter.	Jahre der künftigen Lebensdauer.		
	Männer.	Weiber.	Beide.
Unter 5	37,820	41,019	39,385
5	48,987	51,046	50,014
10	46,681	48,570	47,629
15	42,888	44,727	43,809
20	39,051	40,905	39,980
25	35,486	37,167	36,330
30	31,853	33,494	32,684
35	28,208	29,901	29,063
40	24,622	26,353	25,495
45	21,189	22,924	22,066
50	17,901	19,367	18,651
55	14,968	16,087	15,550
60	12,173	12,978	12,598
65	9,606	10,220	9,933
70	7,255	7,698	7,497
75	5,509	5,784	5,665
80	4,095	4,221	4,165
85	3,230	3,230	3,230
90	2,553	2,263	2,357
95	1,700	1,700	1,700

Aus Nicander's Tabellen geht u. A. auch der für die politische Rechenkunst nicht unwichtige Umstand hervor, daß in Schweden und Finnland, wo die Schutzpockenimpfung 1804 allgemein eingeführt wurde, in den 3 vorherg. Jahren jährl. 2—8000 (überhaupt von 1793—1803 im Durchschnitt über 6000), 1805 aber nur 1800 an den Blattern starben, sodaß in dem angegebenen 5jährigen

Zeitraume das Verhältniß sämmtl. Gestorbenen zu den Lebenden wie 1 : 40 war, wogegen es, wenn die Schutzpockenimpfung nicht eingeführt worden wäre, beinahe wie 1 : 39 gewesen sein würde. Dieser Umstand führt auf die Bemerkung, daß alle frühere Beobachtungen über die Verhältnisse der Sterblichkeit, nach der allgemeinen Verbreitung der Schutzpockenimpfung, nicht mehr als Grundlagen zur Ausmittelung eines Gesetzes der Sterblichkeit gelten können. Auch ist nicht zu übersehen, daß die meisten bekanntgemachten Mortalitätstabellen sich auf Beobachtungen gründen, die in sehr großen Städten gemacht wurden, wo es Stadttheile gibt, die von der gemeinsten Volksclasse bewohnt sind, unter welcher mehre physische und sittliche Ursachen, besonders bis zum 30. oder 40. Lebensjahre, die größte Sterblichkeit veranlassen. Nach diesen Vorbemerkungen fügen wir die nach den zeitherigen Beobachtungen gewöhnlich angenommenen Verhältnisse hinzu. Die Zahl der Lebenden zu den Gestorbenen wird auf dem Lande wie 40 : 1, in kleinen Städten 32 : 1, in großen wie 28 : 1, in den größten europäischen Städten 24 : 1, für ganze Länder im Durchschnitt 35 bis 36 : 1 angenommen. Die Lebenden verhalten sich zu den Geborenen im Durchschnitt 26 : 1 bis 28 : 1. Das allgemeine Verhältniß der Todesfälle zu den Geburten 1 : 1,205, — jetzt gewiß eine unter der Wahrheit stehende Annahme. Unter den Geborenen verhalten sich die Knaben zu den Mädchen wie 105 : 100, hingegen die Summe aller lebenden männlichen Geschlechts zu den Lebenden des andern Geschlechts wie 104 : 100. Die Zahl der Geburten jährlich zu den stehenden Ehen wie 2 : 9. Das Verhältniß der Lebenden zu den Ehen auf dem Lande 115 : 1, in kleinen Städten 103 : 1, in Handelsstädten 106 : 1, in den größten Städten 137 : 1, der Witwer zu den Witwen überhaupt 1 : 3,35. Und so gibt es der meist hypothetischen Angaben noch andre, die man in Süßmilch's Werke findet. — Aus diesem Allen ergibt sich, daß die politische Arithmetik, selbst in dem zeitherigen beschränkten Kreise der Anwendung, worauf wir in vorstehender Darstellung auch allein Rücksicht nehmen konnten, noch keineswegs vollständig ausgebildet worden ist, und daß es selbst hier noch sehr an richtigen Thatsachen und Verhältnissen fehlt, die den Berechnungen zum Grunde gelegt werden müssen. Treffend bemerkt v. Jakob in s. „Einleit. in das Studium der Staatswissenschaften" (Halle 1819), daß ein Werk, welches alle Angaben, die zur Berechnung der verschiedenen politischen Aufgaben nöthig sind, mit sorgfältiger Kritik sammelte und systematisch ordnete, ein wahrer Schatz für den Staatsgelehrten und für viele Classen von Staatsbeamten sein würde, und daß zu einer solchen vollständigen politischen Arithmetik vollkommene Geburts- und Sterbelisten, Trauungsregister u. Communicantenlisten, Consumentenverzeichnisse zur Berechnung des Nationalbedarfs, Tabellen über die verschiedenen Arten der Arbeiten in verschiedenen Ländern, und insbesondere über alle Verhältnisse der ländlichen Arbeiten und der Manufacturarbeiten aller Art, Tabellen über das Verhältniß der rohen Producte zu den daraus verfertigten Fabrikaten, über das Verhältniß des Gewichts und Volumens der zum Leben brauchbaren Materialien, über die Preise der verschiedenen Bedürfnisse, mit Bemerkungen über die Ursachen des Steigens und Fallens derselben, Nachrichten von den verschiedenen Verhältnissen der Stände und Gewerbe aus verschiedenen Ländern, und ähnliche Angaben mehr gehörten. 26.

Politische Freiheit, s. **Freiheit**.

Politische Verfassung, s. **Staatsverfassung**.

Politische Wissenschaften, s. **Staatswissenschaften**.

Pölitz (Karl Heinrich Ludwig), k. sächs. Hofrath, D. der Philos., Prof. der Staatswissenschaften an der Universität zu Leipzig, einer der thätigsten Lehrer und Schriftsteller Deutschlands im Fache der Geschichte, Politik und deutschen Sprache, ward geb. zu Ernstthal im Schönburgischen am 17. Aug. 1772. Von s. Vater, Prediger daselbst, gut vorbereitet, setzte er von 1786 — 91 seine humani-

stischen Studien in Chemnitz fort, wo der Sinn für Philosophie in ihm erwachte. Bald verband sich damit die regste Liebe zur Geschichte, sowie die lebhafteste Ungeduld, in den Besitz der wichtigsten Bücher s. Lieblingsfächer zu kommen. Er gab daher Unterricht in Familien, und übte schon in Chemnitz die Kunst, eine Bibliothek zu sammeln und zu ordnen. Das schnell und lebendig Aufgefaßte behielt er treu und kräftig, verarbeitete es in sein Eigenthum und gab es dann, seit er als Schriftsteller auftrat (1793), stets in einer ihm eignen Form wieder, die er oft umgoß, indem er s. Gegenstand vielseitig betrachtete und neuere Forschungen prüfend aufnahm. So bei dem rastlosesten Fleiße und der pünktlichsten Ordnung in allem Thun, die sein Gedächtniß kräftigten und s. Phantasie dem Willen unterwarfen, erlangte er einen sichern Überblick und eine kräftige Gewandtheit, die s. Thätigkeit verdoppelten und literarische Wirksamkeit ihm zur zweiten Natur machten. In Leipzig, wo P. seit 1791 studirte, entschied er sich, als Heydenreich's Zuhörer, bald für die kritische Philosophie, und als Beck's Schüler für die Geschichte; indeß bildete er sich zugleich, durch Platner's Vorträge über Anthropologie, Moralphilosophie und Ästhetik, in sich den Begriff von einer Philosophie des Lebens aus, welcher später seiner Behandlung der Geschichte die praktische Richtung und Haltung gab, welche seine wissenschaftlichen Werke überhaupt bezeichnet. Noch verband P. in Leipzig mit Philosophie und Geschichte das Studium der Theologie bei Morus, Rosenmüller u. A. Bald erwachte in ihm der Wunsch, sich mitzutheilen. Er erwarb 1794 das Recht, in Leipzig Vorlesungen zu halten. Nachdem er ein Jahr lang Philosophie, Geschichte, Pädagogik und Stylistik vorgetragen hatte, empfahl ihn Reinhard in Dresden zu dem Lehramte der Moral und Geschichte bei der Ritterakademie. In dieser Stelle, die er vom März 1795 bis Michaelis 1803 bekleidete, unterstützte er die zeitgemäße Umbildung jener Anstalt (seit 1798) durch den verdienstvollen Commandanten derselben, den nachmaligen, 1804 verst. Generalmajor v. Christiani, mit thätigem Eifer, indem er nicht nur alle Plane, die sich auf das Unterrichtssystem bezogen, ausarbeitete, sondern auch mehre Fächer des Unterrichts theils leitete, theils selbst ausfüllte. Diese Übung gab seinem Vortrage jene Methode und Klarheit, die ihn auch als Schriftsteller empfiehlt. Zu schnell ließ er eine Reihe von Elementarlehrbüchern über Geschichte und deutsche Sprache auf einander folgen, in denen man jedoch die vielseitige Bildung und die praktische Richtung s. lebhaften Geistes, sowie die Zweckmäßigkeit seiner Lehrart mit Achtung anerkannte. Indeß war das akademische Leben der natürliche Beruf dieses Gelehrten, der bei großer literarischer Thätigkeit eine seltene Fertigkeit des Vortrags besitzt. Reinhard veranlaßte ihn daher, 1803 nach Leipzig zurückzukehren, wo er eine außerordentliche Professur der Philosophie antrat. In dems. Jahre ward er an die Hochschule zu Wittenberg versetzt, wo er 1808 als Schröckh's Nachfolger das Lehramt der Geschichte und an Ebert's Stelle das Directorium des akademischen Seminariums erhielt. Als die Universität, in Folge des Kriegs 1813, aus dem zu einer Festung umgestalteten Wittenberg nach Schmiedeberg vertrieben wurde, folgte ihr P. dahin, ging aber später nicht mit nach Halle, weil ihn die k. sächs. Regierung 1815 nach Leipzig zurückberief. Hier ist er als Lehrer und Schriftsteller noch thätig; auch leitet er die Herausgabe der „Leipz. Literaturzeitung" mit. Insbesondere macht er sich fortwährend um die Studirenden durch literarischen Rath und durch die Gefälligkeit verdient, mit welcher er ihnen den Gebrauch seiner ausgewählten und in mehren Fächern der neuern Literatur vollständigen Bibliothek gestattet. Dem Vernehmen nach hat er diese trefflich geordnete und mit einem musterhaften Kataloge versehene Bibliothek von mehr als 25,000 Bdn., die den Gefahren des Kriegs in Wittenberg glücklich entgangen war, der Universitätsbibliothek zu Leipzig als Vermächtniß zugedacht. Die zahlreichen Werke dieses Gelehrten, unter welchen mehre viel gelesene Schriften, ohne s. Namen, in das Fach der Ästhetik und der

Zeitgeschichte gehören, nennt Meusel. Sie betreffen vorzüglich Philosophie, insbesondere Erziehungswissenschaft und Ästhetik, Geschichte, Staatswissenschaft und deutsche Sprache. Als Historiker und staatswissenschaftlicher Schriftsteller behauptet P., mitten in dem Kampfe der alten und neuen Systeme, Meinungen und Parteien, eine neutrale Stellung, indem er die Gegenwart wie eine längst vergangene Zeit ernst betrachtet und, nach eigner Prüfung selbständig urtheilend, den Blick fest auf die Sache der Menschheit, des Rechts und der gesetzlich geordneten Freiheit richtet. Seine wissenschaftlichen Werke haben das Verdienst zweckmäßiger Anordnung und klarer, leichter Darstellung, sodaß Inhalt und Form, auch in stylistischer Hinsicht, den Foderungen der geistigen Bildung unserer Zeit und dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaften entsprechen. Viele haben daher mehre Aufl. erlebt, in denen sich jedesmal das aufmerksame Auge des nie sich selbst genügenden Vfs. bewährt. So ist s. auch ins Holländ. übers. „Weltgeschichte für gebildete Leser und Studirende", seit 1805 bereits in der 5. rechtmäßigen Aufl. (1825, 4 Bde., m. Kpf.), und s. „Kleine Weltgeschichte" seit 1808 in der 5. Aufl. 1825 erschienen. Auch hat er „Die Staatensysteme Europas und Amerikas seit 1783" geschichtlich-politisch dargestellt (3 Thle., Lpz. 1827). In den lesenswerthen Vorreden spricht sich ganz der erfahrene Meister der Didaktik und der Mann der Wissenschaft aus, welcher s. Zeit genau kennt und ruhig überblickt. Auch für die Specialgeschichte Deutschlands hat er gründliche, nach einem wohldurchdachten Plan entworfene Werke geliefert, z. B. s. „Geschichte des Königreichs Sachsen", 1817, s. „Geschichte des östreich. Kaiserstaats", 1817, und s. „Geschichte der preußischen Monarchie", 1818, in welchen er den pragmatischen Zusammenhang der Begebenheiten aus der Wechselwirkung des innern und des äußern Lebens des Volks und des Staats gegen einander ableitet. Ein Hauptwerk dieses Gelehrten: „Die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit" (Lpz. 1824, 5 Thle., n. A. des 1., 2., 3. Th. 1827, auch als akademisches Lehrbuch bearbeitet 1825), stellt das ganze Gebiet der Politik nach einem neuen Plane und in einer dem Vf. eigenthümlichen Ansicht dar. Den wissenschaftlichen Anbau der deutschen Sprache hat P. seit 30 Jahren thätig gefördert; wir nennen nur s. öfter aufgelegte „Theorie der Interpunction", s. akademisches Lehrbuch, die „Sprache der Deutschen philosophisch und geschichtlich" dargestellt (Lpz. 1820); das ausführl. Werk: „Das Gesammtgebiet der deutschen Sprache nach Prosa, Poesie und Beredtsamkeit", theoret. und prakt. dargestellt (4 Bde., Lpz. 1825) und seine Lehrbücher 1) der deutschen prosaischen und rednerischen, 2) der deutschen dichterischen Schreibart (Halle 1827). Seit 1828 gibt er in monatl. Heften „Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst" heraus. Auch hat er für die Hilscher'sche histor. Taschenbibliothek werthvolle Darstellungen, die „Geschichte des Königreichs Sachsen" (2 Bdchn., 1826), die „Gesch. der Staaten des Ernestinischen Hauses Sachsen" (1827) und die „Gesch. Preußens" (4 Bdchn., 1827), beigetragen. 20.

Polize, ein in der Handlung vorkommendes Wort, welches bald einen Zettel, bald eine Instruction, welche Jemandem gegeben wird, bald einen Wechselcourszettel ꝛc. bedeutet. Hauptsächlich bezeichnet es bei Assecuranzen die Versicherungsurkunde Dessen, der die Assecuranz übernimmt.

Polizei, Polizeiwissenschaft, ist ein Theil der innern Politik. In den 3 Richtungen: sittlicher Erziehung des Volkes zur Selbstbeherrschung (innerer Freiheit), Aufrechthaltung der äußern rechtlichen Ordnung (Rechtssicherheit, äußere oder rechtliche Freiheit) und Beherrschung der Natur, wird Alles erschöpft, was als nothwendiges Streben der Menschen eine Verbindung derselben erfodert und die wesentlichen Zwecke des Staats ausmacht. Die Anstalten, welche der Staat zu diesen Zwecken in seine Mitte aufnehmen oder stiften muß, und welche zum Wesen desselben gehören, sind, um vom niedrigern anzufangen, Polizei, Ge-

richt und Kirche. Hiernach wird die Polizei als das vereinte Streben der Menschen zu bezeichnen sein, die Kräfte der Natur der Menschheit dienstbar zu machen, und die Störungen, welchen das menschliche Wirken von Seiten der Elemente ausgesetzt ist, theils zu verhüten, theils wenigstens auszugleichen. Es liegt auch hier also nicht ein sinnlicher Zweck des bloßen Wohlbefindens, sondern der höhere zum Grunde, welcher überhaupt den Charakter des Menschlichen ausmacht, dem Geiste die Herrschaft über die Materie zu verschaffen, wie durch die Kirche die Idee der moralischen Würde, durch das Gericht die Idee der Gerechtigkeit zur herrschenden werden soll. Nur muß man bei dieser Grenzbestimmung der Polizei den Begriff der Natur in der Ausdehnung auffassen, wornach auch der Mensch, insofern er als Naturwesen unter dem Gesetz der Nothwendigkeit steht, und nicht nach den Ideen der Pflicht und des Rechts, sondern nach sinnlichen Antrieben handelt, der Natur angehört. Das Geschäft der Polizei besteht nach diesem Begriffe darin, dem Kampfe gegen die Natur überall zu Hülfe zu kommen, wo er ohne ein gemeinschaftliches Zusammenwirken im Raum oder in der Zeit, ohne ein Verbinden der Zeitgenossen oder der Geschlechter, nicht mit Erfolg geführt werden kann; wo es aber bloß auf die Thätigkeit des Einzelnen ankommt, wo das Thun und Lassen des Einzelnen nicht mit dem der Übrigen in unzertrennlicher Verbindung steht, muß sie auch sich jedes Eingreifens enthalten. Der Gegenstände, worauf das polizeiliche Wirken gerichtet sein kann, sind so viele, als überhaupt im menschlichen Leben einem störenden Einflusse der Naturkräfte ausgesetzt und eines polizeilichen Schutzes fähig sind. Je mehr sich also unsere Kenntniß der Naturkräfte erweitert, desto ausgebreiteter wird auch das Gebiet der Polizei. Alle diese verschiedenartigen Gegenstände lassen sich unter folgende Classen ordnen: 1) Beschützung des Bodens gegen die Gewässer; 2) Benutzung desselben zu Gewinnung der rohen Stoffe; 3) Zusammenleben der Menschen in Städten und Dörfern; 4) Gesundheit (s. Medicinische Polizei); 5) bürgerliches Verkehr in Gewerbs- und Armenpolizei; endlich 6) Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung und unmittelbare Verhütung der Verbrechen, indem die wirksamern, aber mittelbaren Mittel, den Verbrechen zuvorzukommen, in der Erziehung des Volkes und in dem Rechtssinne desselben liegen. In allen diesen Beziehungen läßt sich die Aufgabe der Polizei darauf zurückführen: menschliche Kräfte und ihre Resultate gegen die vernichtenden Wirkungen der Naturkräfte zu erhalten, und es entwickelt sich daraus, als Grundgesetz der Polizei, erstens: nicht zum Schutze einen größern Aufwand menschlicher Kräfte aufzubieten, als in dem beschützten Gegenstande enthalten sind, und zweitens: Kraftaufwand nur von Denjenigen zu verlangen, welchen die Vortheile des Schutzes wirklich zu gute kommen, und nach dem Verhältnisse dieser Vortheile auch die Pflicht der Mitwirkung abzumessen. Gar manche Polizeieinrichtungen würden durch die Beobachtung dieser natürlichen Grundgesetze eine andre Gestalt gewonnen haben, und dem Vorwurfe eines allzu tiefen Eindringens in die individuelle Freiheit der Unterthanen entgangen sein. Ihren Stoff schöpft die Polizeiwissenschaft aus allen Theilen des menschlichen Wissens, vornehmlich der Naturwissenschaft, und jede Entdeckung im Gebiete der letztern ist zugleich eine Bereicherung der Polizei. Der Art des Wirkens nach ist die Polizei entweder verhütend, indem sie der Natur entgegentritt und ihre die menschlichen Bemühungen vernichtenden Wirkungen hindert, oder sie ist ausgleichend, wenn sie die nicht zu hindernden Störungen in Raum und Zeit so vertheilt, daß der unmittelbare Schaden (wie bei Feuer- und andern Assecuranzen) weniger empfindlich wird. Nur indem sich die Polizei überhaupt auf einen solchen höhern Standpunkt versetzt und alle ihre Bemühungen auf etwas Ideales bezieht, bekommt sie zugleich eine edlere Haltung, systematische Consequenz und gegen die übrigen Zweige der Staatsverwaltung eine scharfe Begrenzung, woran es ihr bis jetzt noch zu sehr zu fehlen schien. — Die ersten ausgebildeten Po-

lizeigesetze finden wir in Ägypten (s. d.); die mosaische Gesetzgebung, zum Theil gegründet auf die ägyptische, enthielt vortreffliche polizeiliche Vorschriften; musterhaft war die Polizeigesetzgebung der alten Griechen; sowol bei diesen, als bei den jene nachahmenden Römern, war die Polizei ein eigner Zweig der Staatsverwaltung. Nächst diesen finden sich in den Capitularien der fränkischen Könige Spuren von Polizeiverordnungen, und in Deutschland selbst gaben sich zuerst die Reichs- und Handelsstädte Polizeiverfassungen; 1502 kam in Nürnberg sogar die Büchercensur zur Sprache, und 1548 und 1577 erhielt das deutsche Reich Reichspolizeiordnungen. Hier bildeten sich nach und nach viererlei Sphären der Polizeigewalt: 1) Reichspolizeigesetze, 2) Kreispolizeigesetze, 3) Polizeigesetze jedes Reichsstandes in seinem Lande, und 4) Polizeigesetze besonderer Ortschaften. Außer Deutschland zeichnen Frankreich, England, Rußland, Schweden und Dänemark durch vortreffliche Polizeianstalten, wenigstens in vielen einzelnen Zweigen, sich aus; frühere gute Einrichtungen in Italien sind in Verfall gerathen. Manche Länder haben auch zu viel Polizei, und man ist wol nicht ohne Grund der Meinung: besser sei keine Polizei als eine schlechte und theure. Die öffentliche Meinung, wo sie frei sich aussprechen darf, ist für die Polizei der beste Maßstab, sowie der Gemeingeist der Bürger (welcher ebenfalls mit der freien Verfassung entsteht und untergeht) der beste Polizeidiener ist. Die Polizeiwissenschaft haben bearbeitet: Justi, Lotz, Henrici, Jakob, v. Berg, Graf v. Soden, v. Sonnenfels, Höck u. A. (Vgl. Politik.)

Polizei, geheime. In dem gesunden Zustande der Staaten bedarf die Polizei des Geheimnisses nicht mehr als andre Theile der Regierung. Ihre Zwecke sind so öffentlich wie die Mittel, welche sie anwendet, und die Beamten, durch welche dies geschieht. Wenn aber irgend ein Theil des Volks von einem allgemeinern Verderben ergriffen ist, wenn die Verbrechen so überhandnehmen, daß die regelmäßige Verwaltung der Gerechtigkeit zu Entdeckung und Bestrafung der Thäter nicht mehr hinreicht, wenn zwischen Regierung und Unterthanen eine solche Feindschaft entsteht, daß die Sicherheit des Staats selbst bedroht ist (es sei nun, daß die Regierung eine usurpirte, oder eine rechtmäßige sei), so wird die Aufgabe der Polizei allerdings eine schwierigere, und sie findet ihr öffentliches Wirken nicht zulänglich. Sie fängt an, das Leben der Bürger in geheim zu beobachten, um die Spuren begangener Verbrechen mit größerm Erfolg zu verfolgen, um die innern Feinde der Regierung zu erspähen und politische Umtriebe wo möglich in ihrem Entstehen zu vernichten. Der Schöpfer dieser geheimen Polizei in der neuern Zeit war der Marquis d'Argenson, welcher unter Ludwig XIV., als der Glanz dieser Regierung die unglücklichen Folgen seiner Kriege, s. Verschwendung und s. Üppigkeit nicht mehr verschleiern konnte, von 1697—1718 die Stelle eines Polizeiverwesers zu Paris (Lieutenant général de la police) verwaltete, die 1667 zuerst als abgesondertes Amt errichtet worden war. Er drang mit sicherm Blick in die verborgensten Werkstätten des Lasters, und verfolgte mit gleicher unerbittlicher Strenge die Verbrechen, welche die Armuth, wie diejenigen, welche der Übermuth der Vornehmen hervorgebracht hatte. Rhadamanth nannten schon seine Zeitgenossen den furchtbaren Richter, gegen welchen weder die Dunkelheit noch ein vornehmer Name schützen konnte. Unter Ludwigs XV. Regierung erneuerte sich aus gleichen Ursachen, durch die moralische Verdorbenheit, welche von oben herab alle Stände durchdrang, und durch das Elend des Volks, ein gleiches Bedürfniß, und 12 Jahre lang (von 1762—74) verwaltete Sartines mit gleicher Thätigkeit und Geschicklichkeit, aber nicht mit gleicher Redlichkeit, das Amt des Polizeiverwesers von Paris (mit Ministergewalt, aber nicht Ministersrang). Er brachte die geheime Polizei auf die höchste Stufe der Kunst, aber nicht der Achtung, wie d'Argenson. Er nahm einen Theil von der Hefe des Volks in s. Sold, um den andern damit zu beobachten, und hatte s. Aufpasser und Agenten in allen europäischen Län-

dern. Von ihm erzählt man eine Menge von Geſchichten, wie er mit ungemeiner Liſt Verbrechen ans Licht brachte und ſogar vor der Ausführung wußte, aber erſt im Moment derſelben verhinderte, um die Verbrecher auf der That zu ergreifen. Aber er war es auch, welcher ſeiner Buhlerin einen Faſan mit Diamanten geſpickt zum Geſchenk ſchickte, und als eine Andre einen koſtbaren Brillantring von ihm nicht annehmen wollte, den Stein zerſtoßen ließ und ein Billet an ſie damit beſtreuete. Ludwig XVI. nahm ihm die Polizei, machte ihn aber zum Miniſter des Seeweſens, worin er ſich durch die gröbſte Unwiſſenheit lächerlich machte. (Mad. de Staël, „Considérations sur la révolution franç.", I, chap. 8.) Auf ihn folgte Lenoir (1774—84), ein rechtſchaffener und milder Mann, deſſen Streben mehr dahin ging, die große Quelle der Verbrechen, die Verzweiflung der Armen, zu heben, als zu ſtrafen, und welchem Paris die Verbeſſerung vieler Polizeianſtalten verdankt. Von ihm verlangte die Kaiſerin Maria Thereſia einen Unterricht über die pariſer Polizei. (Er ſchrieb dazu: „Détail sur quelques établissemens de la ville de Paris, demandé par S. M. I. la Reine de Hongrie", Paris 1780.) Als er in der Revolution Frankreich verlaſſen hatte, verlangte Kaiſer Paul von Rußland ihn in ſ. Dienſt. Er kehrte 1802 nach Frankreich zurück und ſtarb arm 1807. Ihm folgte als Polizeiverweſer Le Crosne, welcher als ein noch junger Mann ſich dadurch eine Art von Ruf erworben hatte, daß er den Proceß des unglücklichen Calas im Staatsrathe vortrug. Als Polizeiminiſter war er unbedeutend. Wie ſehr aber Fouché dieſem Zweige der Polizei wieder neue Wichtigkeit und Furchtbarkeit gab, iſt hinreichend bekannt. Von Paris aus hat ſich dieſe geheime Polizei nach andern Ländern Europas verbreitet, ohne daß man jedoch über ihre wahre Nothwendigkeit einverſtanden wäre, daher ſie auch in einigen Staaten wieder aufgehoben worden iſt. Ihr Unglück iſt, daß ſie ſich überall mit der niedrigſten Hefe des Volks befreunden und Leute brauchen muß, von deren Rechtſchaffenheit und Sittlichkeit ſie ſelbſt Nichts hält, indem ehrliebende Menſchen immer eine Abneigung gegen das Auflauern und Angeben haben, auch in den Winkeln, wo das Verbrechen und das Laſter ihre Werkſtätte haben, den Zutritt weder ſuchen noch finden. Die Kundſchafter der geheimen Polizei haben nur ſo lange Beachtung und Belohnung zu hoffen, als ſie Etwas zu erzählen haben, ſie werden alſo in die Nothwendigkeit verſetzt, ihre Nachrichten zu vergrößern, zu erfinden, allenfalls ſelbſt Complotte zu ſtiften, um nicht des Mangels an Dienſteifer beſchuldigt, oder als überflüſſig angeſehen zu werden. Das Schlimmſte dabei iſt, daß die Natur dieſer Polizei es mitſichbringt, daß ſich ſelten ein gerichtlicher Gebrauch von ihren Nachrichten machen läßt, ſondern man ſie auf ihre bloße Erzählung für richtig annehmen muß, wenn man ſie nicht verwerfen und dadurch die ganze geheime Polizei unnütz machen will. Dies führt zu willkürlichen Verhaftungen und, wenn es weiter geht, Hinrichtungen, wodurch die Spaltungen im Volke nur noch vergrößert werden. So fiel der Herzog von Enghien als Opfer der geheimen Polizei, welche überall Complotte und Theilnahme an denſelben witterte. Bei der Unzuverläſſigkeit, welche von dem ganzen Weſen der geheimen Polizei unzertrennlich iſt, hat man oft ſchon nöthig gefunden, ſie wieder durch eine noch vertrautere Gegenpolizei (Contre-police) bewachen zu laſſen, wie Napoleon gegen Fouché, der ihm aber hierin immer überlegen war, gethan haben ſoll. 37.

Polizei, mediciniſche, iſt derjenige Zweig der allgemeinen Polizei, welcher für das körperliche Wohl der Staatsbürger zu ſorgen hat. Sie mittelt folglich aus, was das Leben und die Geſundheit derſelben erhalten und was ihnen ſchaden kann, um jenes zu befördern und dieſem zu ſteuern. Da die Verbindung eines Volks zu einem Staate in der Abſicht geſchieht, das gemeinſame Beſte deſſelben deſto beſſer zu befördern, da ferner der Staat ſelbſt nur aus einzelnen Individuen beſteht, deren Leben und Geſundheit ſelbſt Bedingniſſe ſeines Beſtehens ſind, ſo

folgt daraus die Pflicht und das Interesse der Vorsteher des Staats, eine medicinische Polizei zu bilden. Diese muß demnach sorgen, daß so viele Menschen in dem Staate leben, als nur immer möglich ist, also die Bevölkerung befördern; aber nur eine gesunde, den Umständen des Landes angemessene Bevölkerung, welche sich auch als solche erhalten kann. Denn das Beisammenleben der Menschen in gesellschaftlicher Verbindung, besonders in großen Massen, hat Vieles zur Folge, was wieder die Menschenzahl verringern, der Gesundheit und dem Leben nachtheilig werden, ihre Erhaltung erschweren kann. Diesen Folgen muß die medicinische Polizei durch alle Mittel, die ihr zu Gebote stehen, vorbeugen; wenn sie dessenungeachtet sich zeigen, sie vermindern und wegschaffen. Aus dieser Ansicht entstehen folgende Abtheilungen der Pflichten und Obliegenheiten der medicinischen Polizei. Ehen müssen befördert werden, allein ihrem Zwecke gemäß. Zu frühzeitige oder zu späte und ungleiche Ehen, Verbindung ungesunder Personen, deren Krankheiten dem Zwecke der Ehe entgegen sind, oder gezwungene Ehen, dürfen nicht gestattet werden. Schwangere und Säugende sind besonders zu schützen und für sie zu sorgen. Für die Gebärenden und Wöchnerinnen muß durch Anstellung von Personen, welche in der Entbindungskunst unterrichtet sind, und durch andre Anstalten gesorgt werden. Für uneheliche Schwangere muß ebenso gesorgt werden; alle Strafen für dieselben müssen wegfallen, um dem Kindermorde zu steuern. Für eine vernünftige physische Erziehung der Kinder zu gesunden, kräftigen Menschen muß der Staat Sorge tragen. Die verlassenen Kinder, die Waisen, die außerehelich Geborenen, müssen unter die besondere Obhut des Staats gesetzt werden. Die öffentlichen Unterrichtsanstalten dürfen der Gesundheit der Kinder nicht hinderlich sein. Auch muß die medicinische Polizei für gehörige, der Menge der Menschen angemessene und gesunde Nahrungsmittel sorgen; ferner dafür, daß die Preise derselben im Verhältnisse ihres Erzeugungswerthes stehen und auch der Ärmere die unentbehrlichen Lebensmittel sich verdienen kann. Alle schädliche, verdorbene, der Gesundheit nachtheilige Nahrungsmittel müssen entfernt werden; Diejenigen, welche sich mit dem Verkaufe der Nahrungsmittel abgeben, müssen deßhalb unter beständiger Aufsicht der Polizei stehen. Hierher gehören auch Bier, Wein, Branntwein u. a. Getränke, welche so vielen Einfluß auf die allgemeine Gesundheitsbeschaffenheit haben. Dem unmäßigen Genusse derselben, besonders an öffentlichen Orten, muß gesteuert werden. Für die Erhaltung der Gesundheit muß ferner gesorgt werden durch Vermeidung Dessen, was die Luft verunreinigen und dem Leben der Menschen nachtheilig werden kann. Die unnöthige Anhäufung von großen Menschenmassen in Städten muß beschränkt werden; über öffentliche Versammlungsplätze, Kirchen, Schauspielhäuser, Schulsäle u. A. m., muß Aufsicht geführt, die Straßen müssen reinlich gehalten, Ansammlungen von Schlamm und Koth, von verfaulenden Stoffen u. dgl. dürfen nicht geduldet werden. Handwerker, deren Beschäftigungen die Luft verunreinigen, dürfen nicht in den Städten ihr Gewerbe treiben. Alles, was außerdem der Gesundheit und dem Leben gefährlich werden kann und Folge der Verhältnisse der Menschen unter einander ist, muß abgewendet oder, wenn dies nicht gänzlich geschehen kann, beschränkt werden. Daher ist Sicherheit der Straßen, Entfernung alles Dessen, was diese stören kann, ein Gegenstand der Polizei. Boshafte Menschen, die Andern nach dem Leben trachten, oder sie durch Muthwillen zu beschädigen suchen, zügellose Knaben u. A. m. müssen abgehalten und bestraft werden; die Straßen müssen des Nachts erleuchtet werden; Wagen, Holz- und Steinhaufen u. dgl. dürfen auf den Straßen des Nachts nicht stehen bleiben; Gruben und Löcher müssen beleuchtet werden, wenn sie vor Nachts nicht verschüttet werden können. Unglücksfälle durch Einfallen von Gebäuden, in Kirchen, auf Brücken, von Dächern u. dgl. mehr, die übeln Folgen von Überschwemmungen, müssen durch Vorsorge verhütet werden; das Schießen auf den Straßen und aus den Häusern muß ver-

boten sein; Menschen, die durch Krankheiten, durch ihren Anblick Andern schaden können, müssen von öffentlichen Plätzen entfernt bleiben, dahin gehören Wahnsinnige, Epileptische, Aussätzige, auffallend Verstümmelte oder Mißgestaltete, Venerische u. A. Spieler und Gaukler, die durch gefährliche Wagestücke sich u. A. schaden können, und theils eigne, theils fremde geraubte Kinder dazu abrichten und mißhandeln, Andre zur Nachahmung reizen, gefährliche Thiere ohne gehörige Vorsicht herumführen, dürfen nicht geduldet werden. Alle Gifte, sowol wildwachsende als die verkäuflichen, müssen entfernt werden, die nothwendigen dürfen nur unter sehr beschränkenden Bedingungen in den Handel kommen. Die medicinische Polizei hat ferner die Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß die gestörte Gesundheit der Staatsbürger wiederhergestellt werden kann, und Kranke, durch Unglücksfälle ꝛc. Beschädigte gehörige Hülfe bekommen. Daher muß für Anstellung des gesammten ärztlichen Personals, bestehend aus gehörig unterrichteten und geprüften Ärzten, Wundärzten, Geburtsärzten und Hebammen, gehörig gesorgt werden. Allen Denjenigen, welche nicht die dazu nöthigen Kenntnisse besitzen, darf in keinem Falle Erlaubniß zur Praxis gegeben werden; alle beschränkte Licenzen taugen daher nicht; alle Pfuscher und Quacksalber, unter jedem Namen und in jedem Stande, müssen von der Behandlung der Krankheiten abgehalten, und wenn sie dennoch sich damit befassen, streng bestraft werden. Dabei müssen die Oberbehörden nicht von dem falschen Grundsatze ausgehen, daß es Sache der Ärzte sei, die Pfuscher aufzusuchen, anzuklagen und Beweise gegen sie zu führen; sondern sie müssen einsehen, daß ihre Pflicht und das Wohl der Staatsbürger erfodert, daß sie selbst auf Pfuscher wachsam seien, sie aufsuchen und den Beweisen gegen sie nachforschen. Durch angestellte Ärzte muß die Polizei in stete Kenntniß des öffentlichen Gesundheitszustandes gesetzt sein. Ansteckenden Krankheiten müssen zeitig genug Mittel entgegengesetzt werden; selbst die endemische Ortsbeschaffenheit ist wo möglich zu verbessern. Die Apotheken müssen in guten Stand gesetzt und in demselben erhalten, zu Apothekern müssen gut unterrichtete Personen gewählt, ihre Lehrlinge und Gehülfen dürfen ohne gehörige Prüfung nicht aufgenommen werden. Krankenwärter und -Wärterinnen sind für ihr Geschäft zu verpflichten und zu belehren. Die Sorgsamkeit für Scheintodte, überhaupt auf das nicht zu bald oder zu späte Beerdigen der Leichen und die Anlage der Begräbnißplätze nur an solchen Orten, wo sie den Lebenden keinen Nachtheil bringen können; ferner die Aufmerksamkeit auf die Hausthiere und die zeitige Untersuchung und Unterdrückung ihrer Krankheiten durch wohlunterrichtete Thierärzte; der Unterricht der Hirten besonders und der Schmiede in der Thierheilkunde; endlich das Verhüten der Thierquälerei, sind Gegenstände der medicinischen Polizei. So weitläufig dieses Feld ist, so wichtig ist dessen Bearbeitung und so wohlthätig die Ausübung. Dessenungeachtet ist in den wenigsten Staaten eine wahrhaft gute medicinische Polizei eingeführt, weil die obersten Staatsbehörden ihre eigne Verpflichtung und die Nothwendigkeit dieses Zweiges der Staatsverwaltung noch nicht genug einsehen, weil er nicht unmittelbar die Cassen füllt und weil man die medicinische Polizei nur als Nebensache der Verwaltung der allgemeinen Polizei beifügt, die man oft selbst nur als Nebensache ansieht; ferner weil ein gehörig eingerichtetes und mit dem nöthigen Ansehen begabtes Sanitätscollegium mangelt und die Unterbehörden oft unwissend und nachlässig sind. Soll eine medicinische Polizei so gut als möglich in Wirklichkeit gesetzt werden, so gehört dazu 1) ein oberstes, dem Fürsten oder der Regierung unmittelbar untergeordnetes, medicinisches Landescollegium. Die Mitglieder desselben müssen nicht nur die dazu nöthigen Kenntnisse, sondern auch die Zeit und die Macht haben, ihre Pflichten zu erfüllen; sie müssen nicht nur die medicinische Polizei gehörig studirt haben, sondern auch in den Hülfswissenschaften derselben unterrichtet sein. 2) Daß das ganze Personale der medicinischen Polizei im Lande unter der Leitung und Ge-

Digitized by Google

richtsbarkeit des medicinischen Landescollegiums stehe, und für Alle eine besondere Vorschrift gelte. 3) Eine Verbindung zwischen jenem Collegium und dem obersten Polizeirathe, sowie im ganzen Lande zwischen dem medicinischen Personale und den Polizeibehörden, aber keine unterordnende. 4) Die Unterobrigkeiten müssen die Verordnungen des medicinischen Landescollegiums in Ausübung bringen und für die Aufrechthaltung und Beförderung der medicinischen Polizei überhaupt verantwortlich gemacht werden. Sie müssen daher im Allgemeinen verpflichtet werden, in zweifelhaften Fällen sich von ihren Bezirks- oder Gerichtsärzten belehren zu lassen; zu den medicinischen Polizeigeschäften, Fleischbeschauern, Todtenbeschauern, Leichenweibern, Krankenwärtern u. a. m., tüchtige, unterrichtete und getreue Personen zu bestellen; in ihren Berathungen, sobald sie medicinisch-polizeiliche Gegenstände betreffen, den Gerichtsarzt mit zuzuziehen, sowie gegentheils den gerichtlichen oder polizeilichen Berathungen und Untersuchungen der Ärzte einen Abgeordneten aus ihrer Mitte beisitzen zu lassen. Wir verweisen auf J. P. Frank's „System einer vollständigen medicinischen Polizei". (Vgl. Medicin, gerichtliche.)

Poliziano (Angelo), lat. Angelus Politianus, einer der geistreichsten und in der griech., latein. und italien. Literatur bewandertsten Männer d. 15. Jahrh., daher er auch zu den Wiederherstellern der ältern Literatur des 15. Jahrh. gerechnet wird. Er war 1454 in der kleinen Stadt Monte Pulciano geb. Ungeachtet er s. Jugend in Noth und Gefahren verlebte, so beschäftigte er sich doch auf das Eifrigste mit den Studien. Für die Poesie bildete er sich nach den griech. und röm. Mustern ohne weitere Anleitung. Homer zog den empfänglichen Jüngling so an, daß er die Studien der Philosophie etwas vernachlässigte, um sich ganz mit der Übersetzung desselben in lat. Verse zu beschäftigen. Zur Philosophie kehrte er erst zurück, als der große Pico della Mirandola in Florenz ihn zu s. Gefährten in den Studien wählte. P. hatte kaum das 15. J. zurückgelegt, als er eine in s. Vaterlande noch wenig behandelte Versart, die Ottave, zu bearbeiten unternahm, durch deren harmonischere Ausbildung er dem Ariosto und Tasso den Weg bahnte. Der Gegenstand, den er besang, war der von Giuliano dei Medici in einem Turniere gewonnene Preis. Obgleich er das Unternehmen wieder aufgab, indem er gelehrte Arbeiten seiner für würdiger hielt und auch an das vorhandene Bruchstück die letzte Hand zu legen verschmäht hat, so müssen wir doch die schöne Erfindung, die Zierlichkeit der Schreibart, die Fülle der Bilder bewundern. Der Mediceer Lorenzo, ein Freund der Gelehrsamkeit und Dichtkunst, schenkte ihm s. Freundschaft, nahm ihn, um sich s. lehrreichen Umgangs ununterbrochen zu erfreuen, in s. Haus auf und übergab ihm die Erziehung s. Bruders und s. Kinder, Pietros, s. unglücklichen Nachfolgers in der Regierung, Giovannis, der nachher als Leo X. auf dem päpstl. Stuhle saß, und Giulianos, der nach manchen Unfällen die Freude s. Vaterlandes wurde. Umgeben von den herrlichen Schätzen des Alterthums, welche Lorenzo sammelte, überließ sich P. mit ganzer Seele dem Studium der Alten. Die Belehrung, die er aus ihnen schöpfte, wandte er wieder zu ihrer Erklärung und Wiederherstellung an. Beweise davon gab er in der ersten Centurie s. Miscellaneen, der leider keine zweite gefolgt ist, und in der Erläuterung der röm. Schriftsteller über Landwirthschaft; noch größeres Verdienst erwarb er sich um das röm. Recht, indem er historische und antiquarische Untersuchungen über die einzelnen Gesetze anstellte, ihren Quellen nachging und sie auf mannigfache Weise in ein neues Licht stellte. Dabei dichtete er nicht nur in lat. Sprache Elegien, Oden, Epigramme u. s. w., übersetzte aus dem Theokrit und Kallimachus mehre Stücke mit Leichtigkeit und Anmuth, sondern bereicherte auch s. Muttersprache, wiewol nur beiläufig, mit einigen trefflichen Gedichten (Florenz 1513 u. mehrmals). Dahin gehört vor allen s. „Orfeo", ein kleines Drama in 5 A., dessen Hauptwerth in dem gediegenen Ausdrucke besteht, dessen Charakter aber mehr episch als drama-

tisch ist. Er schrieb es in 2 Tagen, achtete es aber so wenig, daß es ohne die Sorgfalt s. Freunde vielleicht verloren sein würde. (Beste Ausg. Padua 1749.) Seine italien. Canzonen, Canzonetten, Balladen u. dgl. zeichnen sich aus durch Eleganz und Ideenreichthum. Die Verschwörung der Pazzi wurde von ihm der Nachwelt in einer kleinen Schrift erzählt, die als Muster der historischen Darstellung und einer schönen Latinität anzusehen ist, wiewol er selbst nicht ruhig und unbefangen genug in dieser Sache erzählen konnte. Florenz begrüßte den neuen Papst Innocenz VIII. durch eine feierliche Gesandtschaft, an deren Spitze Lorenzo v. Medici stand, und der als eine Zierde P. beigegeben ward. Der Papst empfing ihn mit Auszeichnung, und trug ihm auf, die noch unbearbeiteten griech. Geschichtschreiber ins Latein. zu übersetzen. Dem gemäß unternahm P. nach s. Rückkunft die Übersetzung des Herodian, welche der Papst, zu ähnlichen Arbeiten aufmunternd, mit 200 Golddukaten belohnte. Zugleich empfahl er ihn auf das Angelegentlichste dem Lorenzo, auf dessen Wunsch P. das Enchiridion des Epiktet, die Probleme des Alexander von Aphrodisium, die Lebensgeschichte des Plutarch, ein Werk des Athanasius zur Empfehlung der Psalmen Davids und den Charmides des Plato ins Latein. übersetzte. Von Letzterm ist uns nur ein Bruchstück übrig geblieben. Ganz verloren ist uns aber s. Übersetzung des Homer und der Aphorismen des Hippokrates, welche letztere beweist, daß er auch auf die Medicin ein mehr als oberflächliches Studium wendete. Eine so seltene Gelehrsamkeit verschaffte dem P. den Lehrstuhl der griech. und latein. Sprache an dem florentinischen Lyceum, dem er mit so großem Beifalle vorstand, daß aus allen Ländern Europas, wo die Wissenschaften aufzublühen begannen, ihm Zuhörer zuströmten, ja selbst die gelehrtesten Männer s. Zeit unter s. Schülern Platz nahmen. Die vielfachen Anfeindungen und Verleumdungen, welche ihm seine gelehrte Wirksamkeit und die Auszeichnungen von Seiten Lorenzos zuzogen, der nie aufhörte, ihn zu lieben und hochzuachten, trotz der Gegenvorstellungen s. eignen Gemahlin, deren Abneigung P. sich theils durch s. äußere Mißgestalt, theils durch s. rauhen Sitten zugezogen haben mochte, hatten in P. Trübsinn und Lebensüberdruß erzeugt, welche nach dem Tode s. Beschützers Lorenzo und s. Freundes Pico della Mirandola s. Leben 1494 ein Ende machten. M.

Pollux, s. Kastor.

Polnische Literatur. Ungeachtet die Verheirathung des Miecislaw mit der böhmischen Königstochter Dombrowka schon im J. 965 die Veranlassung der Einführung des Christenthums in Polen war, so vernichteten doch die steten innern und äußern Kämpfe die Wirkungen, welche dieses Ereigniß auf die Entwilderung des Landes hätte haben können. Erst vom 12. Jahrh. an beginnt die polit. Literatur mit den latein. geschriebenen vaterländ. Chroniken des Mart. Gallus (um 1109), Nikol. Kadlubek (gest. 1223) und Boguphalus (gest. 1255) und der Chronik der Päpste und deutschen Kaiser des Mart. Strzempski (oder Polonus, gest. 1279). Von Vincenz Kadlubeck's „Res gestae Principum ac Regum Poloniae" erschien zu Warschau 1824 eine neue Aufl., mit Dzierswan's „Chronicon Polonorum" (a. d. 13. Jahrh.) verm. Nach einem geraumen Stillstand bereitete Casimir III. oder der Große (reg. von 1333—70) eine bessere Zeit vor. Er ließ nicht nur viele Städte erbauen, sondern auch 1347 ein eignes Gesetzbuch abfassen, hielt zuerst Reichstage, begünstigte den Ackerbau und die Gewerbe, und stiftete 1347 die Universität Krakau, welche 1400 von neuem gestiftet wurde, aber erst im 16. Jahrh. aufblühete. Der von ihm gelegte Same keimte jedoch nur langsam und still fort, und das Vorwärtsschreiten der Bildung wurde erst in Joh. Dlugosz, Bischofs zu Lemberg (gest. 1480), gehaltvoller und an Aktenstücken reicher poln. Geschichte, und in der Errichtung der ersten poln. Druckerei in Krakau um 1488 sichtbarer (s. Bentkowski, „Über die ältesten Druckschriften Polens", Warschau

1812; Bandtke's „Geschichte der krakauer Buchdruckereien"). *) Letztere erschien eben zur günstigsten Zeit; denn kurz darauf begann endlich unter der glücklichen Regierung der beiden Sigmunde (1507—72) die eigentliche Nationalliteratur, welche in unglaublich kurzer Zeit zu einer beträchtlichen Höhe stieg. Zum freien Umschwunge der Gedanken trug Luther's Reformation nicht wenig bei, welche stillschweigende Begünstigung der Regierung und so viel Anhänger erhielt, daß selbst die kühnsten theologischen Skeptiker, die Socinianer, hier eine Freistätte fanden. Unter der kräftigen Regierung des Steph. Bathory (1576—86) erschlaffte die literarische Thätigkeit nicht, und unter den folgenden Regenten wirkte wenigstens der Krongroßfeldherr Joh. Zamoyski durch Stiftungen und eignes Beispiel. Aber er war der letzte thätige Beförderer der Nationalbildung, dem allein es zu danken ist, daß sie unter der schwachen Regierung des schwed. Sigmunds und unter dem nachtheiligen Einflusse der eifer- und herrschsüchtigen Jesuiten auf Denk- und Preßfreiheit nicht erlag. Wenn sie von jetzt an sich nicht höher erhob, so lag die Schuld an den unglücklichen Schicksalen des durch wilden Parteigeist zerrütteten Landes, das, hin und her geschleudert, nicht selten in s. Nationalität gefährdet wurde. Auch unter der Regierung der sächs. Regenten erwachte für literarische Bildung keine bessere Zeit; aber desto schöner blühete sie unter des hochgebildeten Stanislaus Poniatowski weiser Herrschaft wieder auf und gelangte während dieser für die wissenschaftliche Bildung der Nation glücklichen Zeit zu einer solchen Festigkeit, daß auch die nachherigen Stürme, in deren Laufe Polen aus der Reihe der Staaten vertilgt wurde, sie nicht zu unterdrücken vermochten. Es ist bei der poln. Literatur nicht der reine Gewinn für die Wissenschaft, nach welchem man sie würdigen darf, obwol sie manches auch in dieser Hinsicht treffliche Werk erzeugt hat; das höchste Interesse verleiht derselben ihr rein nationeller Werth, dessen die Literatur weniger Völker sich in diesem Grade zu erfreuen hat. In keiner Periode vermißt man, so sehr auch die Geschichte Polens von ausländ. Usurpationen erfüllt ist, den eigenthümlichen, ungebundenen, kühn aufstrebenden Geist des nie rastenden Volks; rasch schritt die Literatur stets mit dem Leben fort und drehete sich meist nur um die Punkte, welche in den Verhältnissen des Staats vom höchsten Interesse sind. Daher der fast gänzliche Mangel an Philosophen und Mathematikern (die Astronomen Kopernikus, den man den Polen nicht absprechen darf, und Poczobut, Joh. Sniadecki und die Physiker Rogalinski und Jos. Sosinski ausgenommen); daher aber auch von der andern Seite der Reichthum an Historikern des Landes, und an erhabenen, bald der Ahnherren Thaten preisenden, bald über den jetzigen Zustand melancholisch-klagenden oder bitter-spottenden Dichtern. Bei dieser edeln Leidenschaftlichkeit gelangen ihnen reine Schöpfungen der Phantasie weniger; doch eigneten sie sich glücklich die Erzeugnisse andrer Nationen an. So übersetzte der Exjesuit Ign. Nagurczewski die „Ilias", Virgil's Eklogen u. a. Schriften des Alterthums; der treffliche Kritiker Franz Dmochowski in edler, fließender Sprache und leichtem Versbau die „Ilias" (Warschau 1800, 3 Bde.; eine andre Übers. nebst der „Odyssee" u. der Übertragung des Quintus Calaber von Przybylski), Pet. Kochanowski Tasso's „Jerusalem" (Krakau 1687 und Breslau 1825, besorgt von Czaykowski, Prof. der poln. Lit. an der Universität Krakau), Krasicki, Tymieniecki und Brodzinski den Ossian, Joh. Kochanowski und später Naruszewicz den Horaz, und ganz vorzüglich meisterhaft und völlig im Geiste des Originals Letzterer auch den Tacitus, Karpinski die „Gärten" des Delille. Als Historiker sind vorzüglich nennenswerth: Stryikowski (litthauische Chronik, mit Benutzung trefflicher Quellen), Stanisl. Orzechowski, Mart. Cromer, der staatskundige Joh.

*) Der älteste polnische Druck ist das Vaterunser 1475; das erste gedruckte Buch in polnischer Sprache ist von 1522 (das „Leben Jesu" von Bonaventura, übers. für die Königin von Ungarn).

Demetr. Sulikowski, Stanisl. Kobierzycki (Geschichte Wladislaus IV. in classischem Latein), der freimüthige Paul Piasecki, der vorurtheilsfreie Vespasian Kochowski und vor allen der hochverdiente Jesuit Naruszewicz (s. d.) durch tiefe Forschung, kritischen Scharfblick und würdevolle Darstellung gleich ausgezeichnet. Letzterer fing die Universalgeschichte von Polen an, deren Fortsetzung mehre Mitglieder der königl. warschauer Societät der Wissenschaften im Namen der Gesellschaft übernahmen. Der als Staatsmann, Krieger und Dichter geachtete Niemcewicz (s. d.) hat 1815 histor. Nationalgesänge herausgegeben mit Kupf. und Musik (6 Thlr.). Außer den Gesängen enthält das Werk eine gedrängte polnische Geschichte als Erklärung in jenen Gesängen. Dieses meisterhafte Werk ist nach 6 Monaten zum zweiten Male aufgelegt worden. Der Graf Potocki hat sich um die Geschichte der schönen Künste in s. „Polnischen Winckelmann" (Warschau 1816, 4 Bde.), durch s. „Rhetorik", wie auch durch s. „Staats- und Gelegenheitsreden" (Warsch. 1815, 5 Bde.), verdient gemacht. Graf Seb. Sierakowski hat ein Prachtwerk über die Baukunst herausgegeben; der um die Austrocknung der Sümpfe im Pinskischen verdiente und durch s. Entwurf zur Vereinigung der schiffbaren Flüsse in Polen bekannte Bratymowicz ein Werk über die Landwirthschaft; Barth. Paprocki, Okolski, und der nicht genug von manchen gewürdigte Kasp. Niesiecki lieferten wichtige genealogische und heraldische Werke. Als polit. und pädagogischer Schriftsteller zeichnet sich Stanisl. Konarski aus, und Andr. Zamoyski (1777) durch ein poln. Gesetzbuch, das aber vom Reichstage, der es selbst veranlaßt hatte, unklug verworfen wurde. Die Naturgeschichte bearbeiteten Kluk, Ladowski und Jundzill. Das älteste und schönste Denkmal der poln. Dichtkunst sind die Werke des Joh. Kochanowski (geb. 1550, gest. 1584), durch reinen und edeln Styl, schönen Versbau, Sanftheit und Empfindung gleich ausgezeichnet. Sie bestehen in einer Übersetzung der Psalmen, in einem Lehrgedicht über das Schachspiel, Liedern, Elegien und Sinngedichten. Sim. Simonowicz bleibt noch jetzt ein Muster in der Idylle, und Stanisl. Grochowski in der empfindsamen lyrischen Poesie. Vespasian Kochowski und Joh. Twardowski (im 17. Jahrh.) haben nicht immer den besten Geschmack, doch zeichnet sich Letzterer durch s. Feuer aus. Unter den Neuern verdienen Erwähnung: Stanisl. Trembecki, Franz Kniaznin, Franz Zablocki, Kajetan Wengierski, Valer. Gorski, Franz Wenzyk, Dysma Tomaszewski, der begeisterte Kajet. Kozmian, Tymowski, Ludw. Osinski, Reklewski, der feurige Kasim. Brodzinski, der geschmackvolle Joh. Kruszynski, der epigrammenreiche und fließende, aber uncorrecte Ant. Gorecki, der äußerst correcte Alois Felinski, Franz Marawski, der echt nationale und zugleich pindarische Joh. Woronicz. Franziszek Karpinski empfiehlt sich durch edle und reine Sprache und tiefes und zartes Gefühl (lyrische und elegische Gedichte, Warschau 1790, 2 Bde.). Selbst der große, aber unglückliche König Stanisl. Leszczynski dichtete mit Glück. Einzig aber ist der Fürstbischof Ignaz Krasicki (s. d.) (gest. 1802), class. als Dichter und Prosaist, vorzüglich witziger Satyriker und der einzige epische Originaldichter (Woyna Chocimska) der Polen, auch Übersetzer des Ossian. 1817 gab Dyrma Tomascewski ein heroisches Gedicht in 12 Gesängen heraus u. d. Tit.: „Jagellonida" (Vereinigung Litthauens mit Polen). An Volksliedern ist die poln. Literatur reich („Salanki Polske", Warschau 1778 fg.), und auch an dramat. Arbeiten, unter denen sich vorzüglich auszeichnen die des Jos. Bielawski, Franz Zablocki, Jos. Kossakowski, Niemcewicz, Drozdowski, Ludw. Dmuscewski, Franz Wenzyk, Felinski, Ludw. Osinski, Alb. Boguslawski, Ant. Hoffmann u. A. Die von 1770 bis etwa 1794 gedruckten dramat. Werke sind großentheils in einer Samml. beisammen („Teatr polski", Warsch. b. Dufour, 1778 fg., 56 Bde.). Als Kanzelredner sind Lachowski und Wyrwicz selbst im Auslande durch Übersetzung berühmt geworden. Unter den Neuern zeichnen sich Joh. Woronicz, Ad. Praz-

mowski, Xav. Szaniaffski, Jakubowski, Alb. Szweykowski u. A. aus. Im Allgemeinen sind die alten polnischen Schriftsteller, besonders die aus den Zeiten von Sigismund August und Stephan Bathory noch jetzt die classischen Muster des poln. Styls, obgleich mit der poln. Sprache im 18. Jahrh. große Veränderungen vorgegangen sind. So werden noch als Classiker angesehen: Joh. Kochanowski, Skarga, Wuiek, Bialobrzeski, Gornicki, Stanisl. Grochowski, Seb. Petrycy, Joh. Januszowski, Cyprian Bazylik, Mart. Blazowski, Mart. Bielski u. A. Von den spätern classischen poln. Prosaisten nennen wir: Ignaz Krasicki, Muster der Leichtigkeit und Natürlichkeit, Joh. Sniadecki, Naruszewicz, Skrzetuski, Jodlowski, Czacki, Ludw. Osinski, Stanisl. Potocki, Albertrandi, Karpinski, Dmochowski, Alb. Sweykowski u. A. Das zu Warschau in mehren Bdn. erschienene Werk: „Wybor Pisar'zow polskich", enthält eine Auswahl aus den classischen Schriftstellern der Polen. Die königl. Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu Warschau hat viele Verdienste um die poln. Literatur. Sie hat auch mehre Jahrbücher herausgegeben. Mit 1815 erschienen 3 literarische Journale in poln. Sprache in Warschau, Wilna und Lemberg. 1818 erschienen ihrer 6. Von der an die Stelle der Oberschul- und Erziehungsdirection getretenen Commission der Aufklärung, welche auch die geistlichen Angelegenheiten, sowie die Büchercensur umfaßt, und aus den gelehrtesten Männern besteht, erwartet man viel Gutes für die Volksbildung. Wir bemerken noch, daß es auch poln. Bibelübers. gibt von Leopolita, Radziwill, Wujek, Budny, Sklenian, Czechowicz u. A.

Nicht ohne Einfluß auf die wissenschaftliche Ausbildung der Polen blieb die seit 1815 eingetretene europ. Ruhe. Der von jeher der Literatur nicht entfremdete polnische Adel hat an dem Bürgerstand einen wetteifernden Bearbeiter gefunden, und innerhalb der Grenzen des, als Polen noch bestehenden, Königreichs und außerhalb, in allen Ländern, die früher dazu gerechnet wurden, regt sich eine literarische Thätigkeit, der mehr als 60 poln. Buchdruckereien und 20 Buchhandlungen zu Hülfe kommen. Zeitschriften und Journale, denen eine selbstherrisch ausgeübte Censur freilich oft die Flügel lähmt, geben dem geistigen Leben immer neuen Aufschwung und bilden ein Band zwischen den vereinzelten Gliedern des getheilten Riesenkörpers. Warschau, Wilna, Krakau, Lemberg und Posen, selbst Breslau bleiben die Licht zuführenden Punkte in dieser alten Verbindung, und Akademien und gelehrte Gesellschaften geben dem alltäglichen Bewegen eine bedachtere Richtung. — Für die Ausbildung der poln. Sprache, deren echtestes Heimatland Przemysl in Galizien, das Vaterland Krasicki's, sein soll, sorgten auch in der neuesten Periode gründliche Sprachforscher. (S. Polnische Sprache.) Nach ihren Vorarbeiten sollte man den zu Wilna ausgesetzten Preis von 500 Silberrubeln auf eine poln. Grammatik nicht für unerreichbar halten. Stets wird das Studium der Classiker, das sich durch die gelungenen trefflichen Übersetzungen bewährt, für die Sprache und ihre Ausbildung ein Anhalt bleiben und seinen rückwirkenden Einfluß nicht verleugnen, obgleich s. Nachtheile auch erkannt worden sind. Die Sprache, die durch fremden Einfluß zu viel Ausländisches aufgenommen hatte, sucht nur allmälig dessen sich zu entäußern. Durch Polens polit. Trennung vermehrte sich die Menge der übersetzten Werke aus neuern Sprachen, und sie sind es namentlich, die durch die Einführung fremder Begriffe auch der Sprache Afterformen zuführten, denen einige ältere Schriftsteller durch ihr Beispiel glücklich entgegenarbeiten. Noch zeichnet sich Wilna, wo Groddek's auch von dem übrigen Europa geschätzte Programme fortwährend Anregung geben, durch Pflege des Sprachstudiums, der eigentlichen Gelehrsamkeit, der Medicin und Mathematik aus, während Warschau und das übrige Polen mehr der schönen Literatur huldigt. Ein Verdienst der wilnaer philologisch gelehrten Schule sind die correct und zierlich von Jos. Zawadski im Auftrage der wilnaer Universität gedruckten Elementarbücher, die Ma-

tecki's Verlagsbuchhandlung zu Krakau zur Nacheiferung erweckt haben. Grodbek, durch eine Übersetz. von Buttmann's „Griech. Grammatik", und Simon Zukowski, Verf. einer griech. und einer hebr. Sprachlehre, müssen nebst den Professoren der warschauer Universität als vorzügliche Pfleger des alten Sprachstudiums erwähnt werden. Von Linde zu Warschau, dem umfassendsten Kenner aller Reichthümer des gesammten slawischen Sprachschatzes, darf man sich eine Literargeschichte aller slawischen Nationen versprechen, die durch die Theilnahme der Gelehrten, welche s. Thätigkeit dafür zu gewinnen wußte, einem gefühlten Bedürfniß genügend abhelfen wird. Der erste Band dieses Werkes, das u. d. Tit. „Rys historyczny literatury narodów slowianskich" hervortritt, enthält die Geschichte der russ. Literatur nach N. Gretsch, aber mit Zugaben aus andern Schriftstellern (Warschau 1823), und wird in s. Fortsetzungen alles Das dem gelehrten Europa mit neuen Forschungen vermehrt zuführen, was Münnich (Prof. zu Krakau) in s. „Handb. der poln. Literatur", was Graf Trentschin Ossolinski in s. „Wiadomosci historyczno", d. i. in s. „Historisch-kritischen Nachrichten zur Geschichte der poln. Literatur ꝛc." (Krakau 1822, 3 Bde.), früher Felix Bentkowski in s. „Historia Literatury Polskiey" (Warschau und Wilna 1814, 2 Bde.), Chlendowski und T. Szumskiego („Krótni rys historyi i literatury Polskiey etc.", Warsch. 1824), mit anerkanntem Fleiß und Scharfsinn zusammengestellt haben. — Mit diesen Forschungen über die Literargeschichte Polens muß man die Bestrebungen für Erhaltung der geschichtl. Denkmäler in Verbindung setzen, die zunächst auf Aufsuchung und bessere Ausgaben der alten Quellenschriftsteller sich richten. Ein Band dieser Quellensammlung (Boleslaus III. Leben, eine ungarische und eine böhmische Chronik) erschien, auf des Senators Czartoriski Kosten, in Warschau 1825. Durch Gr. Ossolinski's eben genanntes Werk angeregt, gab Linde den 2. Band desselben, der das Leben des Bischofs Vincent Kadlubek, des alten Geschichtschreibers Polens, enthält, deutsch heraus, nebst mehren Anhängen, die Anfänge der poln. Geschichtschreibung und Geschichte betreffend, von seinen gelehrten Freunden Bisch. Prazmovski, St. Czaszki und den Prof. Kownatzki und Lelewel (Warschau 1822), deren Namen bei allen diesen rühmlichen Untersuchungen wieder begegnen. Man muß hinzurechnen, daß durch Linde's Thätigkeit 1819 der bisher noch ungedruckte 3. Theil der „Janociana" erschien, welcher ihm als bis jetzt unedirt von einem Unbekannten zugeschickt ward. Szumski, „Krótni rys history i literatury Polskiey etc." (Warschau 1824) schließen sich an die genannten Werke an. Von Bandtke's „Geschichte des Königr. Polen" (in poln. Sprache) erschien zu Krakau und Warschau 1822 eine neue verb. Aufl. (2 Bde.). Auch hat sich der am 9. Juni 1827 gest. Rath im Ministerium der Schul- und geistl. Sachen, Surowiecki, durch histor. und statist. Schriften, sowie Michel Oginski durch s. „Mém." über Polen, in franz. Sprache, bekanntgemacht. Gleichzeitig wurden auch die bildlichen Denkmale gewürdigt, und durch die Sorge des jetzigen Bischofs von Warschau, Jan Woronicz (bekannt durch s. Gedicht „Asarmos", 1818), wurde der bischöfl. Palast zu Krakau zu einem Museum der poln. Geschichte erhoben. Eine eigne Schrift: „Palac biskupow krakowskich", erzählt dessen innern Reichthum. Mit diesem Bemühen muß man das Prachtwerk, das der 1821 zu früh verst. Stanisl. Potocki angeregt hatte, die „Monumenta regum Poloniae Cracoviensia" in Verbindung setzen, das vom B. Prazmovski, vom Gr. Sierakowski und von Linde in 3 Sprachen, unter Autorität der warschauer Regierungscommission, für Cultur und Aufklärung herausgegeben wird. *) Doch damit diese Ehre der Denkmäler nicht bloß in Achtung des Über-

*) S. „Monumenta regum Poloniae Cracoviensia" (1—3. Heft, Warsch. 1822, poln., lat. und franz. Text, mit Kupf.). Der Künstler Mich. Stachowicz, bekannt durch s. schönen Wandgemälde für den jagellonischen Saal der krakauer Universität, hat die

lieferten sich bewähre, hat die poln. Nation ihrem Helden Kosciuszko zu Krakau eins errichtet, das wenigstens durch s. Umfang zu den bedeutendsten gehören wird: einen Hügel nach altsarmatischer Art von 20 Toisen Höhe und 46 Toisen am untersten Durchmesser. Sammlerliebe hat den reichen Magnaten Polens nie gefehlt; aber es war eine vorzüglich zu preisende Richtung, die der in jeder Hinsicht zu ehrende Graf Stanisl. Potocki, so lange er an der Spitze des Erziehungswesens stand (von 1803—21), durch sein eignes Beispiel zunächst ihr gab, daß Sammlungen unter verständiger Aufsicht dem öffentlichen Gebrauche zugewandt wurden. So steht jetzt im sächs. Palaste zu Warschau die prächtige Kupferstichsammlung, ein Erbe von Stanisl. Aug. Poniatowski und von Stanisl. Potocki selbst, dem Publicum unter Piwarski offen, und die Bibliothek, die ihre jetzige Begründung größtentheils Linde verdankt, der 1819 aus den aufgehobenen Klöstern 40,000 Bde. zum Theil von sehr bedeutendem Werthe zusammenbrachte, bietet unter Lelewel's Leitung für das Studium nicht unwichtige und, wie man rühmt, fleißig benutzte Hülfsmittel. Die Bibliothek zu Krakau hat Bandtke geordnet. Für Bibliophilen wird einst des Graf Dzalinski Sammlung ein Schatz sein; sie enthält Seltenheiten der neuern Geschichte, wie keine andre aufzeigen kann, und des Graf Raszynski's Cabinet, das s. Reisen 1812 und 1813 im Orient, die er durch ein eignes Prachtwerk (1824) bekanntgemacht hat, mit Merkwürdigkeiten versorgten. In der Kritik zeichnet sich Graf Ossolinski durch Talent, Unparteilichkeit und gründliches Wissen aus. — Unter den Schriftstellern, welche durch ihre Talente die Lieblinge der Nation sind und durch ihre Werke den entscheidendsten Einfluß gewannen, nennen wir: Fz. Karpinski (gest. 1820), der so ganz nationell in seinen „Sielanki" dasteht; Trembecki, gest. 1812, der als Lyriker, als Fabeldichter und Didaktiker, dann als Epistolograph sich verdient gemacht hat (s. Samml. „Poezie", Warschau 1819); Stanisl. Zachowitsch, Fabeln und Erzählungen (2. A. 1826 zu Warschau). Höher noch steht Int. Urs. Niemcewicz, dessen vaterländische Geschichtslieder ein Eigenthum des Volkes geworden sind („Spiewy historyczne z Muzyka i Ryeinami", Warschau 1816, und „Leybe i Siora", 1821). Der Tempel der Sibylle vom Bisch. Woronicz (1818) feiert die vaterländ. Denkmäler, welche die Fürstin Czartoryska in Pulawy vereinigt hat, etwas pomphaft. Mehr wegen der Gesinnung, die sie eingab, und der einzelnen Gemälde, als wegen des Ganzen, verdient Boncza Tomaszewski's „Jagellonide", gedruckt zu Berdiczow in Wollhynien 1817, ein Heldengedicht auf die Vereinigung Litthauens mit Polen, Erwähnung. Beifall fanden des Gen. Boguslawski dram. Werk „Krakowiani i Gorali" (Warschau 1823), das durch viele Nationallieder interessant ist; ferner die dramat. Werke des Grafen F. Wezyk (vaterländ. histor. Trauerspiele, Krakau 1823), und die (9) Lustspiele des Grafen Alex. Fredro in poln. Sprache (Wien 1826, 2 Bde.). — Kas. Brodzinski, Mich. Krajewski, Mark. Moloki, Kaj. Kozmian, Kicinski, der glückliche Nachbildner von Legouvé's „Mérite des femmes", Gorecki und Tymowski sorgen für die Ehre des poln. Parnasses und für den Bedarf des sanglustigen Volkes. Unter den Übersetzern verdient Felinski, der Verf. des Trauersp.: „Die Fürstin Radzivil", Chominski, Dzierozenski und Doliwa von Starzinski (der zuerst statt der bisher im Poln. stets üblichen Alexandriner die vierfüßigen gereimten Trochäen angewendet hat), Erwähnung. Polnische Romane haben wir u. A. von Graf Fedr. v. Skarbeck, und zwar historische, u. a. „Der Herr Staroste" (Warschau 1826, 2 Thle.), „Tarlo", eine Erzähl. a. d. poln. Geschichte (Warschau 1827, 3 Thle.). J. U. Niemcewicz hat seinen histor. Roman „Jan v Tenczyna" („Joh. v. Tenczyn") (Warschau 1827, 3 Thle.) den Walter Scott'schen nachgebildet. Für Beredtsamkeit gilt Niemcewicz noch billig

Zeichnungen an Ort und Stelle aufgenommen; H. Dietrich hat sie in Aqua tinta ausgeführt, und Jak. von Sokolowski die Figuren gestochen.

als Muster, er selbst der glückliche Nacheiferer Stanisl. Potocki's. Die Rede, wodurch er am 27. Nov. 1817 s. Freundes und Waffengefährten Thadd. Kosciuszko Andenken feierte, verdiente die Bekanntmachung in mehren Sprachen, die ihr zu Theil wurde. Noch hat aber die Tribune des Reichstags nicht so glänzende Talente wieder geweckt, als sie früher verherrlichten, und Godlewski's „Geistliche Reden" (Wilna 1817, 2 Bde.) genügen nur Denen, welche Predigten im Styl der ehemaligen Jesuitenschulen als oratorische Muster anerkennen. Günstiger wirkt auf jeden Fall die seit 1801 bestehende Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu Warschau auf die Pflege der Beredtsamkeit, deren literarische Ämsigkeit bald fühlbarere Folgen hervorbringen wird. Für die wissenschaftliche philosophische Präcision der Sprache dürfte man sich von Goluchowski vielleicht Gewinn versprechen, wenn er seinen Scharfsinn dem Vaterlande wieder zuwendet, den er durch s. Werk: „Die Philosophie in ihrem Verhältnisse zum Leben ganzer Völker ꝛc." (Erlangen 1822), den Deutschen so glücklich bewährt hat. Als Kritiker und Muster des Geschmacks behauptet Osinski noch immer seinen Namen. Auch für die exacten und die Erfahrungswissenschaften blieben die letzten Jahre nicht gewinnlos; doch hält es schwerer, darüber Auskunft zu geben, weil Weniges, was dort zu Tage kommt, dem Auslande frühzeitig bekannt wird. Noch sorgt Joh. Sniadecki für den Ruhm der wilnaer Sternwarte, und die durch Andr. Sniadecki's Grundsätze der Chemie (die 3 Auflagen erlebten) eingeführte polnische chemische Nomenclatur hat durch des gelehrten Alex. Chodkiewicz neues System der Chemie in 6 Bdn. festere Begründung und Erweiterung gewonnen. Arnold zu Warschau lebt der naturhistorischen Literatur. Die Botanik scheint noch nicht die Theilnahme gewonnen zu haben, welcher in dem so wenig durchforschten Lande mancherlei Belohnungen ihrer Mühen bevorstehen. Die Medicin hat viele Einzelnschriften aufzuweisen, doch bemerkt man in allen das Festhalten der ausländ. Vorbilder. Durch die Vorliebe des jetzigen Generalgouverneurs von Polen, des Großfürsten Konstantin, für mathematische Wissenschaften darf man erwarten, daß die Werke von Twardowski („Analyse der sphärischen Trigonometrie"), von Petka, Polinski und Konkowski's „Algebra" bald durch noch allgemein anerkanntere werden überboten werden. Als ein mechan. Genie mag der Israelite Stern noch eine Stelle finden, der Rechenmaschinen und Maschinen für den Landbau erfand, welche von anerkannter Brauchbarkeit waren. Für Agricultur sind eigne Gesellschaften thätig, und der Friede fördert ihr Bemühen. Die Gartenkunst rühmt sich vornehmer Pfleger, und der Präsident des krakauer Senats, Stanisl. Wodzicki, ward selbst Schriftsteller, um seine Landsleute mit den Bäumen und Sträuchen bekanntzumachen, die das heimische Klima vertragen. Fast ist es erfreulicher, die rasche Schlichtung vieler Processe durch die jetzige Regierung anführen zu können, als mehre Werke über Jurisprudenz, der jedoch Bereicherungen durch Macieiowski, Budny und Sanwicki auch nicht fehlen. Entstand doch die jetzige warschauer Universität aus der vom Graf Lubieuski gestifteten Rechtsschule. So zeigt sich überall unter 5 verschiedenen Regierungen und in 7 verschiedenen Landestheilen des ehemaligen Polen, ein begeisterter Sinn für Das, was die Nation veredeln kann. Über die histor. Literatur Polens insbesondere verweisen wir auf die „Rev. encycl.", 1827, Oct., S. 219 fg.

Polnische Sprache. Die Ungewißheit der frühesten poln. Geschichte verbreitet auch über die Entstehung und Ausbildung der Sprache ein tiefes Dunkel. Sie ist slawischen Ursprungs, wie ihr ganzer Bau beweist, eignete sich aber von den Völkern, welche bisher die eroberten Länder bewohnt hatten, eine solche Menge harter Mitlauter an, daß sie sich dadurch von ihrer östl. Schwester, der russ. Sprache, auffallend unterscheidet. Der Ausbildung der Sprache stellte sich schon frühzeitig in der Annahme des Christenthums nach dem latein. Ritus 965 ein großes Hinderniß entgegen, denn da die Geistlichkeit, als der gebildetste Stand, sich bald der

Ehrenstellen und Staatsämter bemächtigte, so wurde die latein. Sprache die Staatssprache, und späterhin durch die ausländ. Könige und Königinnen auch die Sprache des Hofes und aller Gebildetern. Erst seit der Regierung der Sigmunde im 16. Jahrh. gelangte die Sprache des Landes wieder zu ihren alten Rechten, wurde in der Mitte des 16. Jahrh. zur Bücherſprache, verfiel zwar im 17., hob ſich aber unter der Regierung Stanislaus Auguſts von neuem und reifte zu einer Blüthe, welche ihr ſelbſt die ſeitdem erfolgten polit. Umwandlungen nicht ganz zu rauben vermochten. 1801 bildete ſich zu Warſchau, unter dem Vorſitze des Biſchofs Albertrandi, eine Geſellſch. zur Aufrechthaltung der Reinigkeit der poln. Sprache, welche 1802 den 1. Bd. ihrer Schriften herausgab. Nur dem Unkundigen kann die Sprache hart und rauh ſcheinen; trotz der gehäuften Conſonanten übertrifft ſie an Wohllaut und Biegſamkeit alle andre ſlawiſche, ja ſelbſt mehre deutſche Mundarten, ſowie ſie auch an Bildſamkeit und kräftiger Kürze ſchwerlich von irgend einer Sprache übertroffen wird. J. S. Kaulfuß, „Über den Geiſt der poln. Sprache" (Halle 1804), macht eine geiſtvollere und eindringendere Darſtellung nicht entbehrlich. Von Sprachlehren ſind nach der von dem Piariſten Kopczynski, die von Mrongrovius (3. Umarb., Danzig 1827) und Vater (Halle 1807), vorzüglich die von Georg Bandtke (neue Ausg. Breslau 1824) und die erſten Grundſätze der poln. Sprache von Meozinski (Warſchau 1822), ſowie von Wörterbüchern das von Bandtke (Breslau 1806) und das große des Oberſchul- und Kirchenraths Linde, zu empfehlen. Letzterer, Rector am Lyceum zu Warſchau, hat, unterſtützt durch viele Große der Nation, z. B. den Fürſten Czartoryski und Grafen Vincent Tyſzkiewicz, in ſ. „Wörterbuche der poln. Sprache" (Warſchau 1807—14) den Sprachſchatz derſelben aus mehr als 700 Büchern und Schriften und aus der Umgangsſprache in 6 Quartbänden aufgeſtellt. A—s.

Pölnitz (Karl Ludwig, Freiherr v.), geb. zu Iſſomin im Erzſtifte Köln d. 25. Febr. 1692, der zweite Sohn des kurbrand. Staatsminiſters und Generalmaj. Gerhard Bernhard, zeichnete ſich ſchon früh durch Talente und Kenntniſſe aus, durchreiſte den größten Theil Europas, und fand wegen ſeiner liebenswürdigen Eigenſchaften bei allen Höfen Zutritt. Er theilte ſeine Bemerkungen in den „Lettres et mémoires de Charles Louis, Baron de Pölnitz, avec nouveaux mémoires de sa vie et la relation de ses premiers voyages" unter dem vorgeblichen Druckorte Amſterdam 1727 mit. Der feine Beobachtungsgeiſt und der Witz, womit dieſes Werk abgefaßt war, erwarben ihm eine Menge Leſer. Es wurde mehre Male an verſchiedenen Orten aufgelegt und ins Deutſche überſetzt. 1734 gab er heraus „L'état abrégé de Saxe sous le règne d'Auguste III, roi de Pologne" (Frankfurt). 1737 erſchien ſein bekanntes Werk: „La Saxe galante", welches verſchiedene Male ins Deutſche überſetzt iſt. Auch wird Pölnitz mit hoher Wahrſcheinlichkeit für den Verfaſſer einer „Histoire secrette de la Duchesse d'Hanovre, épouse de George premier, roi de la Grande Bretagne; les malheurs de cette infortunée princesse, sa prison au Château d'Alten, où elle a fini ses jours, ses intelligences secrettes avec le Comte de Königsmark, assassiné à ce sujet" (London 1732) gehalten. Aus dieſem Werke theilte 1787 der Juſtizrath Lawätz in Altona einen Auszug im „Journale aller Journale" mit, wodurch ſich ein hanöverſcher Beamter, deſſen Ältermutter eben nicht in dem beſten Lichte dargeſtellt worden war, höchlich beleidigt fand, und den längſt verſt. Baron Pölnitz u. A., jedoch mit Unrecht, beſchuldigte, daß er ſich den Freiherrntitel bloß angemaßt, und von dem Könige von Preußen einen in ironiſchen Ausdrücken geſchriebenen Abſchied erhalten habe, welchen Abſchied auch Herr v. Heß abdrucken ließ, am ang. O. In ſeinem 84. J. trat P. von der reform. zur kathol. Kirche über und gab in franz. Sprache ſein Glaubensbekenntniß heraus, welches auch ins Deutſche überſetzt wurde. Er ſtarb d. 23. Juni 1775. Nach ſ. Tode gab Brun zu

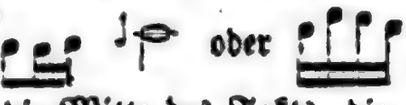
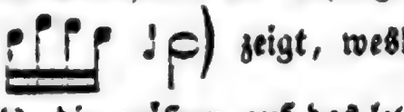
Berlin in 2 Bdn. die „Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourgh, royale de Prusse, par Charles Louis de Pölnitz, chambellan de Frédéric II" (1791) heraus (auch ins Deutsche übersetzt). Jedem Freunde der vaterländischen Geschichte sind diese Denkwürdigkeiten sowie die übrigen Schriften des Baron v. P. zu empfehlen, obgleich man seine Ansichten prüfen muß. DH.

Polo (Ägidius), auch Gil-Polo (Kaspar), ein Dichter, geb. zu Valencia 1516, war daselbst Advocat. Aus Neigung zur Dichtkunst entsagte er dem Advocatenstande. Schon seine ersten Versuche verschafften ihm einen Rang unter den ersten spanischen Dichtern seiner Zeit. Seinen Ruhm begründete hauptsächlich seine „Diana enamorada" („Die liebende Diana"), ein Schäferroman, in Versen mit untermischter Prosa, eine Fortsetzung der aus 5 Büchern bestehenden „Diana" des Montemayor, wozu Gil-P. noch 7 hinzufügt. Wenn Gil-P. seinen Vorgänger nicht in der Erfindung übertrifft, so gleicht er ihm doch darin; aber weit höher steht er in dem versificirten Theile des Romans durch Reinheit des Styls, durch Harmonie und Glätte der Verse. Er starb 1572 in Valencia. Cervantes nimmt die „Diana" des Gil-P. von den zum Scheiterhaufen verdammten Schriften aus, indem er sie mit großen Lobsprüchen ehrt. Eine gute Ausgabe derselben besorgte Pineda zu London (1739); besser aber ist die mit Anmerk. zu P.'s Lobgedicht auf seine Vaterstadt („Canto de Turia") versehene Ausgabe, die 1778 zu Madrid erschien.

Polo (Marco), ein Venetianer, hat das große Verdienst, Europa zuerst über das innere Asien zu einer Zeit aufgeklärt zu haben, wo Reisen in so ferne Länder fast gar nicht unternommen wurden, und wo Die, welche ja dergleichen wagten, mehr darauf dachten, sich den Schein des Außerordentlichen zu geben, als ihre Zeitgenossen wahrhaft zu unterrichten. Nicht ohne scheinbaren Grund hat Mancher von ihm behauptet, daß er die erste Anregung zur Entdeckung des Schießpulvers, des Compaßes, der Buchdruckerkunst, des Astrolabiums ꝛc. gegeben habe; da dies alles Dinge sind, die er im innern Asien, wenn auch in unvollkommener Gestalt, gesehen hatte, und die, von ihm erzählt, Gelegenheit zum weitern Nachdenken geben konnten. Nicht ohne Bewunderung hat man in neuern Zeiten Dinge als wahrhaft gefunden, die, von ihm erzählt, Jahre lang als Märchen und Erzeugnisse der Leichtgläubigkeit galten. Er gehört zu den Schriftstellern, die, wie Herodot, mit jedem Tage in der Achtung gewinnen, weil sie genau schildern, was sie selbst sahen, aber es sorgfältig von Dem unterscheiden, was ihnen selbst erst auf der Reise mitgetheilt ward. Marco P. war der Enkel eines Patriciers in Venedig, der 3 Söhne hatte, welche zusammen 1254 oder 1255 eine Reise nach Konstantinopel machten. Als hier ihre Handelsgeschäfte beendigt waren, erfuhren sie, daß sich an der Wolga ein mächtiges Reich der Tataren gebildet habe. Sie machten daher große Einkäufe von Juwelen, gingen über das schwarze Meer nach der Krim, und kamen endlich im Lager des Barkah an, eines Enkels vom berühmten Dschingiskhan. Morgenländische Schriftsteller rühmen die Bildung und Sitte dieses Tatarkhans ungemein; auch diese 3 Italiener wurden freundlich aufgenommen und blieben ein Jahr bei ihm, bis ein Krieg, den Barkah mit einem Verwandten zu führen genöthigt war, sie weiter zu reisen bewog. So gingen sie um das kaspische Meer herum und kamen endlich in Buckhara an, wo sie mit einem Tatar zusammentrafen, den der Khan Hulagu, derselbe, der mit Barkah Krieg führte und ihn besiegt hatte, an seinen Bruder Kublai sandte. Der Tatar lud die Italiener ein, ihm in das Hoflager des mächtigen Sultans Kublai zu folgen. Er versprach ihnen reichen Gewinn und die beste Aufnahme, was auch der Fall war. Der Sultan oder Großkhan Kublai zeigte sich als ein wißbegieriger Mann, der vom Abendlande durch sie eine Menge Aufschlüsse erhielt, und sie endlich, von einem seiner Edeln be-

gleitet, mit dem Gesuch entließ, es in Rom bei dem Papste dahin zu bringen, daß einige Lehrer der christlichen Religion in seine Länder geschickt würden. Der sie begleitende Tatar ward unterwegs wegen Krankheit zurückgelassen. Sie selbst kamen durch Armenien nach Akre (1269), und von da nach Italien zurück. Nach Rom gingen sie nicht, weil Clemens IV. gestorben war und die Wahl eines neuen Papstes abgewartet werden mußte. Der eine dieser 3 Brüder, Nicolo, fand bei der Heimkehr sein Weib todt. Dagegen war der Sohn, mit dem sie bei seiner Abreise schwanger gewesen war, 15 — 16 J. alt, und als die Papstwahl immer länger sich hinzog, so beschlossen die 3 Brüder, ohne länger zu warten, ins Morgenland zurückzukehren. Nicolo nahm seinen Sohn, unsern Marco P., mit. Der Zufall fügte es, daß nach einer 3jährigen Vacanz Tebaldo de Visconti, der in Palästina war, als sie eben hinkamen, zum Papst gewählt wurde, und so erhielten sie von ihm die gewünschten geistlichen Begleiter mit Briefen und Geschenken an den Tatarkhan. Die mitgegebenen Mönche erschraken vor den Gefahren, die ihnen auf der Reise drohten, die Italiener aber setzten sie muthig fort, und gingen über Badakschan, über das hohe Mutztag- und Beluttaggebirg, berührten Kaschimir und zogen durch die Wüste Kobi bis nach Kancheu an der äußersten westlichen Grenze von der chinesischen Provinz Schensi, von wo aus sie den Khan von ihrer Ankunft unterrichten ließen. Er befahl ihnen, sogleich nach seinem Hoflager zu kommen, wo sie wie das erste Mal freundliche Aufnahme fanden. Die Geschenke des Papstes, obschon in — Lappalien bestehend, wurden von ihm mit Achtung empfangen. Besonders aber gewann unser junger Marco P. seine ganze Gunst. Der Jüngling wußte sich Liebe und Achtung zu erwerben. Bald lernte er die Sprache des Landes und konnte für den Khan die wichtigsten Aufträge in China und den entferntesten Punkten vollziehen. Die vielen Reisen, die er in solchen Geschäften machte, die Bemerkungen, die er, um sie dem Khan zu berichten, niederschrieb, konnten ihm natürlich Stoff genug zu dem Werke geben, das er nach seiner Heimkehr ins Vaterland niederschrieb. Eine Zeitlang vertrat er die Stelle eines Statthalters in der Provinz Kiang-nan. Sein Vater, seine Onkel waren währenddessen am Hofe nicht weniger gern gesehen. Indessen regte sich bei ihnen Allen der Wunsch, ins Vaterland heimzukehren, das sie seit 17 J. verlassen hatten. Nur mit vieler Mühe konnten sie von dem Khan die Erlaubniß dazu erhalten. Mit einer Flotte von 14 Schiffen, auf welcher sich die Braut eines persischen Prinzen befand, die sich ihrer Schifffahrtskunde anvertraut hatte, segelten sie aus Hainan ab, bei Cochinchina, Malakka vorbei, durch den bengalischen Meerbusen, in Ceylon, dessen Perlenfischerei P. genau beschreibt, Sumatra ꝛc. Halt machend, bis sie nach 11 Monaten im Ormuzd landeten. Der Prinz von Persien, zum Thron eben gelangt, nahm sie mit gebührendem Danke auf, und sie blieben 9 Monate in Tauris. Dann reisten sie durch Armenien dem schwarzen Meere zu, gingen von Trebisonde nach Konstantinopel, und von da gelangten sie über Negrioponte mit allen ihren Schätzen 1295, bei vollem Wohlsein, nach einer 24jähr. Abwesenheit glücklich an. Alle diese Umstände lassen sich in Marco P.'s Reise nachweisen. Was aber seine fernern Schicksale anlangt, so sind sie mehr auf Erzählungen und Sagen Andrer gegründet, die Ramusio, der aber 250 J. später lebte, gesammelt hat. Für mehre Angaben spricht die Wahrscheinlichkeit. So mögen die Heimkehrenden allerdings ganz unkenntlich und nicht mehr im Stande gewesen sein, ihre Sprache rein zu sprechen. Es kostete ihnen Mühe, wieder Herren ihres Palastes zu werden, dessen sich die Anverwandten bemächtigt hatten. Nur die große Menge von Juwelen und Perlen, die sie auslegten, konnte die Letztern überzeugen, daß sie keine Betrüger seien. Die Stadt Venedig erfuhr aber kaum, daß sie es wirklich waren, als sich Alles um ihre Freundschaft bewarb. Marco P. erhielt, weil er nur immer in Millionen den Reichthum und die Bevölkerung Chinas schildern konnte, den Beinamen: **Messer**

Marco Millioni, und sein Palast hieß noch nach 250 Jahren Il corte del Millioni. Auch auswärts war Marco P. geschätzt. Als er in einem Seetreffen von den Genuesern gefangen wurde, behandelte man ihn sehr mild, und hier soll er, um das ewige Erzählen zu ersparen, seine Reisebeschreibung aufgesetzt haben. In welcher Sprache er es that, ist nicht ausgemacht. Ramusio nimmt die lateinische an. Das Werk selbst konnte nicht ohne Einschiebsel und Gebrechen bleiben, die die sorglosen Abschreiber sich zu Schulden kommen ließen, und auch die Zeit selbst mußte ihm den Stempel aufdrücken, der damals Alles bezeichnete. Wunder, Glaube an Zauberei, Erzählungen von nicht existirenden Thieren treten überall entgegen. Auf der andern Seite hat man ihm vorgeworfen, daß er Manches nicht beschrieben hat, was er nothwendig hätte beobachten müssen, z. B. die große Mauer, die kleinen Füße der Frauen, das Trinken des Thees. Aber die Wunder möge sein Zeitalter entschuldigen. Sein Schweigen vom Thee ꝛc. ist erklärlich, wenn man daran denkt, daß man in so langer Zeit, als er in China war, Manches gleichgültig findet und darum zu bemerken vergißt, zumal wenn im Lande selbst kein Werth darauf gelegt wird. Für die Wahrheit seiner Erzählungen im Ganzen spricht die Schilderung vom Zustande der in den Wüsten vom Samiel Getödteten; die Schilderung des bos grunniens in der Tatarei, den erst die neueste Zeit wiederfand; die Angabe von der Residenz des chinesischen Kaisers in der Tatarei während des Sommers; die Beschreibung von der Wanderung auf den Adamsberg in Ceylon u. s. w.; und wol verdiente es dieser Herodot und Humboldt seiner Zeit, daß sein Werk neu aufgelegt wurde, deutsch von Peregrin 1802, dann gleichzeitig in London engl. von William Marsden, und in Venedig italien. von Placido Zurla (1818). Dem letztern sind noch zwei andre Italiener in Rom und Florenz gefolgt. Die erste gedruckte Ausg. von den Reisen Marco P.'s soll vom J. 1496 sein. Ramusio veranstaltete einen Abdruck derselben in seiner „Sammlung von Reisen", 1559.

Polonaise, ein polnischer Nationaltanz, der jedoch in Deutschland sehr verändert worden ist; auch die Melodie, nach welcher er getanzt wird. Die Polonaise als Tonstück für den Tanz betrachtet, ist immer eine Melodie im $\frac{3}{4}$-Takt, bestehend aus 2 Wiederholungen von 6, 8 oder 10 Takten; später hat man ihr noch ein Trio von ebenso viel Theilen, ja auch 2 Trios und Coda angehängt. In der Bewegung hat die Polonaise etwas Charakteristisches, was sich besonders in der Accentuirung des schlechten Takttheiles am Anfange ($\frac{3}{4}$) und am Schlusse der Sätze ( oder ) zeigt, weshalb auch die kleinern Einschnitte in die Mitte des Takts, die größern auf das letzte Viertel des Takts fallen. Die echte Nationalpolonaise fängt auch nur mit dem Niederschlage an, woran sich die deutsche Polonaise nicht bindet. Der Charakter der Polonaise ist feierlicher Ernst und ritterliche Zärtlichkeit, welche die anmuthige Klage der Sehnsucht, wie das Entzücken der glücklichen Liebe in sich aufnimmt. Ihre Bewegung ist daher noch langsamer als die der Menuet. Außerdem hat man aber auch die Polonaisenbewegung (alla Polacca), bei bloßen Instrumentalstücken von brillantem Charakter (wie in den variirten Polonaisen, Concertpolonaisen), ja sogar bei Gesangstücken und auf der Bühne (nicht bloß in den Opern, welche in Polen spielen) mannigfaltig angewendet. In dem letzten Fall werden sie als Arie oder Rondo behandelt

Polyandrie, die Vielmännerei, wenn ein Weib mehr als einen Mann hat, welche Sitte man bei einigen rohen Völkerschaften findet. — Über die Bedeutung des Wortes Polyandria in der Botanik s. Pflanzen.

Polyarchie heißt, im Gegensatze der Monarchie, jede Herrschaft Vieler, sie sei Aristokratie oder Demokratie. (S. Monarchie.)

Polybius, ein griech. Geschichtschreiber, geb. zu Megalopolis in Arkadien um 203 v. Chr. Sein Vater Lykortas war einer der Vorsteher des achäischen

Bundes und vertrauter Freund Philopömen's. Für die Waffen und ein Staatsgeschäfte erzogen, ward er in einem Alter von 24 Jahren mit Andern abgesandt, um mit Ptolemäus Epiphanes zu unterhandeln. Als der Krieg zwischen Perseus, König von Macedonien, und den Römern ausbrach, wurde P. an den römischen Consul Marcius geschickt, um ihm den Entschluß der Achäer, mit ihrer Kriegsmacht zu ihm zu stoßen, anzukündigen. Er blieb einige Zeit im römischen Lager und kehrte dann mit Aufträgen des Marcius zurück, um sich der von dem Befehlshaber Appius gemachten Foderung, noch mehr Hülfsvölker nach Epirus zu schicken, entgegenzusetzen. Um diese Zeit wurde die Absicht der Römer offenbar, alle freie Staaten Griechenlands von sich abhängig zu machen. P. dagegen nahm an allen Maßregeln Theil, wodurch die Unabhängigkeit desselben aufrecht erhalten werden konnte. Daher befand er sich, als nach Perseus's Besiegung die Römer auch den Schein weniger berücksichtigten, mit unter den 1000 Geißeln, welche die Achäer den Römern ausliefern mußten. Seine Kenntnisse, Tugenden und Talente erwarben ihm jedoch bald die Gunst einiger der ausgezeichnetsten Senatoren, vornämlich der beiden Söhne des Paulus Ämilius. Erst nach 17 Jahren wurden die Geißeln entlassen, P. aber, der sein herabgewürdigtes Vaterland nicht wiedersehen wollte, blieb in Rom, und trat in die Dienste des Scipio Ämilianus. Er begleitete ihn auf seinem Zuge nach Afrika, und war ihm durch seine Rathschläge sehr nützlich. Als endlich die Achäer mit den Römern in Krieg geriethen, eilte er zum Heere des Consuls Mummius, um das Schicksal seiner Landsleute zu erleichtern. Er war Zeuge von der Zerstörung Korinths und von der Verwandlung Achaias in eine römische Provinz. Mitten unter diesen traurigen Begebenheiten bewährte er seine Vaterlandsliebe und Uneigennützigkeit. Den schwierigen Auftrag, die neue Regierungsform in den Städten Griechenlands einzurichten, vollzog er zur Zufriedenheit beider Theile, der Römer und Griechen. Das Volk von Achaia errichtete ihm Statuen, von denen eine die Inschrift hatte: „Dem Andenken des Polybius, dessen Rath, wäre er befolgt worden, Achaia gerettet hätte, und der es in seinem Unglücke tröstete". Nachher begleitete er den Scipio zur Belagerung von Numantia; nach dem Tode dieses seines großen Freundes und Wohlthäters aber zog er sich in sein Vaterland zurück, wo er in Folge eines Sturzes vom Pferde 121 v. Chr. in einem Alter von 82 J. starb. P. ist der Verf. eines Geschichtswerks vom Anfange des 2. punischen Kriegs bis zum Untergange des macedonischen Königreichs (53 Jahr). Es bestand aus 38 Büchern, außer 2 einleitenden Büchern, welche einen Abriß der römischen Geschichte von der Einnahme Roms durch die Gallier enthielten. Obgleich die Angelegenheiten Roms die Hauptsache sind, so kommen doch auch die gleichzeitigen Begebenheiten in andern Ländern darin vor, weßhalb P. ihm den Titel einer allgemeinen Geschichte („ιστορια καθολικη") gab. Wir besitzen von dieser großen Arbeit nur noch die 5 ersten Bücher ganz und bedeutende Bruchstücke von den 12 folgenden, nebst den aus der Geschichte des Konst. Porphyrogenetus ausgezogenen Staatsgeschäften des P. und Beispielen von Tugenden und Lastern. Der Verlust des Übrigen ist sehr zu bedauern, da in Genauigkeit und Treue der Erzählung, sowie im Umfang politischer und militairischer Kenntniß P. von keinem Geschichtschreiber des Alterthums übertroffen wird. Ihm schreibt man auch die Einführung des didaktischen Pragmatismus in die Geschichte zu, d. h. derjenigen Geschichtsbehandlung, die durch zergliederte Darstellung der Ursachen, Veranlassungen und Folgen der Begebenheiten eine belehrende Vorbereitung zu Staatsgeschäften (πραγματα) geben will. Dagegen ist er in Ansehung der Schreibart ohne allen Reiz, und kann nur der Sache wegen gelesen werden. Livius hat ihn zuweilen genau copirt. Cicero erwähnt von ihm eines eignen Werks über den numantinischen Krieg. Die geschätztesten Ausgaben des P. sind von Casaubonus (Paris 1609, Fol.), von Jak. Gronow (Amsterd. 1670, 3 Bde.), wiederholt von J. A. Ernesti mit Ca-

saubonus's lat. Übersetz. und Anmerk. (1764) und von Schweighäuser (Leipzig 1789—93, 9 Bde.); deutsch mit Anm. von Seybold (1779—83), und vom Hptm. v. Benicken (Weimar 1820).

Polychord, ein vielsaitiges Instrument; auch ein neueres, aber wenig bekanntgewordenes Instrument, von Hillmers erfunden, mit 10 Saiten und beweglichem Griffbrete.

Polydektes, s. Perseus.

Polygamie, vielfache Ehe, namentlich die Verbindung eines Mannes mit mehren Weibern. Der Gegensatz der Polygamie in erster Bedeutung ist die Ehe Eines Mannes mit Einer Frau (Monogamie), in der letztern Bedeutung auch die Einer Frau mit mehren Männern (Polyandrie). Ferner versteht man unter Polygamie ohne weitern Beisatz die simultane, welche von allen Völkern des gebildeten Europa und dessen Colonien verworfen wird, nur daß fürstliche Doppelehen aus gewissen Ursachen ausgenommen werden. (Vgl. Ehe.) Über die Bedeutung dieses Worts in der Botanik s. Pflanzen.

Polyglotte (aus dem Griech.), jedes Werk, das einen und denselben Inhalt in mehren Sprachen mittheilt. Vorzugsweise hat man das Wort schon früh von der heil. Schrift gebraucht, und Werke, in denen 2, 3 oder mehr Übersetzungen der Bibel, mit oder ohne den Grundtext, zusammengestellt wurden, eine Polyglotte genannt. Zur Erklärung und zum Verständnisse der Schrift sind sie für Den, der mehrer Sprachen mächtig ist, sehr brauchbar, und gelehrte Theologen haben auch schon früh ihren Fleiß daran gewendet. Das erste größere Unternehmen der Art ist die berühmte complutensische Bibel, welche von vielen gelehrten Männern, auf Veranstaltung des Cardinals Ximenes, mit einem unglaublichen Aufwande, den der Cardinal besonders auch für die Anschaffung alter Handschriften des Textes und der Übersetzungen nicht scheute, bearbeitet ward. Sie erschien in 6 großen, prächtig gedruckten Follobänden 1514—17 in der neucastilischen Universitätsstadt Alcala (de Henares), lat. Complutum, woher sie den Namen complutensische Bibel hat. Sie enthält neben dem hebr. Texte des A. T. die altlat. (Vulgata), die griechische alexandrinische (Septuaginta), nebst einer buchstäbl. lat. Übersetzung, und eine chaldäische Paraphrase, die auch ihre lat. Übers. zur Seite hat. Eine andre berühmte Polyglotte ist die antwerpner, auch die königl. Bibel genannt, weil Philipp II., König von Spanien, einen Theil der Kosten dazu hergab. Die Aufsicht über die Bearbeitung derselben war dem gelehrten spanischen Theologen, Benedict Arias Montanus, aufgetragen, der sie mit andern Gelehrten zu Stande brachte. Sie erschien in Antwerpen von 1569—72 in 8 Foliob., und enthält, außer dem hebr. Texte, die lat. Vulgata, die griechische alexandrinische, zu der noch eine lat. wörtliche Übersetzung gehört, dann mehre chaldäische Paraphrasen (Umschreibungen, Targumim genannt), auch mit einer lat. Übers. begleitet, und im N. T. den griech. Grundtext mit der Vulgata, eine syrische Übersetz. in 2 Reihen mit syrischen und hebr. Lettern und mit einer lat. Übersetzung. Noch vorzüglicher ist die pariser Polyglotte, welche hauptsächlich unter Leitung des Parlamentsadvocaten Gui Michael le Jay, der sein ganzes Vermögen darauf verwendete, von mehren sorgfältig ausgewählten Orientalisten und Exegeten vollendet ward und 1645 in 10 schönen Foliobdn. erschien. Sie übertrifft die antwerpner, weil sie nicht nur diese ganz enthält, sondern auch noch eine syrische und eine arabische Übers. und eine sie begleitende lateinische, sowie den sogen. samaritanischen Pentateuch (den samarit. Text und die Übers.), und im N. T. ebenfalls eine arabische und eine dieser folgende lat. Version. Endlich ward, hauptsächlich unter kräftiger Mitwirkung und Aufsicht des nachmaligen Bischofs von Chester, Bryan Walton, auch in England eine solche Polyglotte von 10 Sprachen bearbeitet, welche wieder die pariser in sich aufnahm, aber noch vollständiger war, und gewöhnlich die Walton'sche oder londner

Polyglotte heißt. Sie erschien von 1684—87 zu London in 6 Folianten mit 2 Supplementb., und enthält den Grundtext nach verschiedenen Exemplaren mit dem, was die pariser hat, und noch dazu eine äthiopische und eine persische und zu diesen gehörige lat. Übersetzung. Cromwell hatte die Herausgabe dieses Werks unterstützt. Außer diesen 4 großen Polyglotten hat man noch mehre kleinere über einzelne biblische Bücher, besonders über die Psalmen. Ke.

Polygnotus (Polygnotos) aus Thasos, einer der ersten Maler der Griechen, welcher ungefähr von 450—410 v. Chr. (zwischen der 83. und 93. Olymp.) blühte, Athen durch seinen Pinsel verschönerte und zum Lohne das Bürgerrecht, für seine 2 berühmtesten Gemälde aber, in der Lesche von Delphi (eine öffentliche Halle, wo man sich der Unterhaltung wegen, oder auch um Geschäfte daselbst abzuthun, versammelte, also eine Art von Börse, deren es mehre in den meisten größern Städten Griechenlands gab), die Proxenia empfing. Seiner bediente sich Cimon, der Demagog und Nebenbuhler des Perikles, bei der Ausschmückung der Pökile zu Athen; auch war er Cimon's Hausfreund und dessen schöner Schwester, Elpinice, begünstigter Liebhaber, welches Verhältniß er auch in dem Gemälde der Trojanerinnen verherrlichte. Mit ihm malten Mikon und Pänanus für die Pökile. Seine beiden Hauptbilder in derselben stellten die Griechen vor Troja, und zwar das eine die Versammlung der Heerführer nach dem Raube der Kassandra, und das andre die gefangenen Trojanerinnen, in ihrer Mitte Kassandra, dar. In der Lesche zu Delphi sah man von ihm die Eroberung Trojas und das Todtenreich, welche Gemälde Pausanias ausführlich beschreibt. (S. Böttiger's „Ideen zu einer Archäologie der Malerei".) Die Gebrüder Riepenhausen (s. d.) haben 1805, auf Veranlassung einer weimarischen Preisaufgabe, und in Rom 1826 das Gemälde nach der Beschreibung nachzubilden versucht. Auch in einer Vorhalle des Parthenon standen mehre Staffeleigemälde des P. aus dem Cyklus des trojanischen Kriegs, welche Perikles wahrscheinlich von anderswoher in diesen Tempel versetzte; im Dioskurentempel der Raub und die Vermählung der Töchter des Leucipp, nach einem dorischen Nationalmythus, und in den Propyläen mehre Gemälde. Wahrscheinlich waren alle auf Holz gemalt. Was den Kunstcharakter dieser Werke anlangt, so wird P. als Derjenige genannt, der die Malerei von der Nachahmung der Skulptur zur Selbständigkeit erhob, in die alte Steifheit und Unbeweglichkeit der Gesichter Bewegung und Leben, Ausdruck und Charakter brachte (daher sein Beiname: ἠθογράφος), den Gewändern kunstvollere Mannigfaltigkeit gab, die Figuren ebenmäßig vertheilte und der erste Meister in Tetrachromenen (vierfarbigen Gemälden) gewesen sein soll. Mit ihm beginnt der große und kühne Styl in der griech. Malerei. T.

Polygon, das Vieleck, jede mehr als viereckige Figur. Sind die Seiten gleich, so heißt es regelmäßig, sind sie ungleich, unregelmäßig. — Polygonalzahl, s. Figurirte Zahlen.

Polygraph, ein Vielschreiber, ein Gelehrter, der viele Schriften verfaßt hat. Diese Bezeichnung ist keineswegs immer ein Tadel; vielmehr kann man sehr ausgezeichnete Schriftsteller zu den Polygraphen zählen, z. B. Muratori, Euler, Voltaire, W. Scott u. A. Indessen ist es doch natürlich, daß die Menge der geistigen Erzeugnisse mit der Güte und Gründlichkeit selten vereinigt, namentlich, wenn die Producte des Vielschreibers durch Zeit und Gelegenheit schnell hervorgetrieben und die verschiedensten Gegenstände von demselben behandelt werden.

Polyhistor, ein Gelehrter, der in sehr vielen, besonders den historischen Wissenschaften bewandert ist. Bei der gegenwärtigen Ausdehnung der einzelnen Wissenschaften kann dies nur auf Kosten der Gründlichkeit stattfinden, sodaß vom Polyhistor gesagt werden muß: „Ab omnibus aliquid, in toto nihil". Nur höchst wenige begabte Köpfe mögen diesen Namen mit Ehren führen. (Vgl. Morhof.)

Polyhymnia oder Polymnia, nach der Vorstellung der spätern Dichter, die Muse des lyrischen Gesanges oder der Tonkunst, der auch die Erfindung der Mimen und Pantomimen zugeschrieben wird. Die griech. Künstler stellten sie in einen Mantel gehüllt und nachdenkend dar. Ihre Attribute sind die Lyra und das Plektrum. Sie legt den Zeigefinger der rechten Hand auf den Mund, oder trägt eine Bücherrolle.

Polykarpus, nach der Sage ein Schüler des Apostels Johannes, gilt für einen der frühesten Bischöfe von Smyrna. Die Legende erzählt: er habe von einer frommen Witwe, Calisto, die ein Engel gemahnt hatte, ihn zu erkaufen, in den Werken der Barmherzigkeit nicht immer unterstützt, sich desto eifriger dem heiligen Berufe hingegeben, in der Stadt der Üppigkeit unbescholtene Sitte und Entsagung zu lehren und durch sein Beispiel zu empfehlen. Durch solches Verdienst bemerklich, sei er von der Gemeinde zu Smyrna als Nachfolger des h. Bucolus zum Bischof erhoben worden, und habe endlich im J. 169 unter Martern den christlichen Glauben vertheidigt. Zwar sei er, gewarnt, anfangs nach einem nahen Landhaus entwichen, dann aber verrathen, vor den Richter geschleppt, hinterlistig geprüft, aber immer redlich erfunden worden; anfangs habe ihn das Volk den wilden Thieren bestimmt, dann die Richter dem Feuer. Da habe ihn, so erzählt die Legende, die Flamme des Scheiterhaufens von allen Seiten kühlend umlaubt, wie ein geblähtes Segel sich um ihn legend, mit süßduftendem Anhauch. Darauf, als man seinen Körper so von den Flammen unberührt gesehen, habe ein Richter einem der Schergen befohlen, ihn mit einem Schwerte zu durchbohren. Da sei plötzlich eine weiße Taube aufgeflogen und von dem ausströmenden Blute des Scheiterhaufens Flamme verloschen. „Spotte nicht", schließt Herder, der diese Legende vortrefflich erzählt hat,

des Bildes, das die Sage sich erschuf,
Nur Einfalt, Unschuld gibt im Tode Muth!"

So hatte christlicher Sinn den heidnischen Adler, der aus dem Katafalk der römischen Imperatoren die Kaiserseelen zu den verwandten Göttern emportrug, den Geier, der, nach dem spottenden Lucian, den wunderbaren Peregrinus Proteus der Erde entführte, in eine reine fleckenlose Taube verwandelt, und ein Wunder schon damals gesehen, das sich bei dem Märtyrertode der frommen Kämpferin für ihren Glauben, beim Scheiterhaufen des Mädchens von Orleans wiederholte. Die römische Kirche feiert den 26. Januar zu Polykarpus's Andenken.

Polykletus (Polykleitos), aus Sicyon (um 430 v. Chr.), einer der berühmtesten griech. Bildner, war ein Schüler des Agelades und wetteiferte mit Phidias, doch so, daß er an Idealität und Kunstbegeisterung hinter diesem zurückblieb; Architekt, wie dieser, aber als Bildner in Erz am glücklichsten. Seiner zarten Natur sich bewußt, sagt Böttiger in s. „Andeutungen über die Archäologie", beschränkte er sich vorzüglich auf Eleganz und den ihr angemessensten Kreis der gymnastischen Ephebensiguren schöner Knaben und Jünglinge und auf Frauen. P. schuf das Jünglingsideal. (Vgl. Bildhauerkunst und Bildner der Alten.) Er ging alle anziehende Stellungen der Knabengymnastik durch. In dem Doryphorus soll er zugleich eine Musterstatue, einen Kanon, haben aufstellen wollen; aber höchst wahrscheinlich war es eine Figur von reiferm Alter, in welcher er s. Kunstregel darstellte. (S. Winckelmann's Werke, 6. Bd.) Auch soll er ein eignes Werk über die Proportionen geschrieben haben, worin er die Schönheit in dem Ebenmaße des Gliederbaues und einer zierlichen Mittelstatur fand. Die Befolgung s. Kanons gab seinen und seiner Nachfolger Werken eine gewisse, von einigen Alten getadelte Übereinstimmung, deren Nachtheilen aber sein Genie entgegenzuwirken wußte. In kolossaler Form (gleichsam als Gegenstück zu des Phidias Jupiter) verfertigte er s. argivische Juno, s. Nationalgöttin (denn Sicyon gehört

zu Argos) auch in Elfenbein und Gold, und zwar entschleiert, mit großem, gewölbtem Auge, einen goldenen Kranz auf dem Haare, der von den Horen geziert war, in der linken das Scepter mit dem Kukuk, in der rechten ausgestreckten Hand den Granatapfel haltend. P. arbeitete auch schon kleinere Bronzen und schöne Gefäße und Lampen. Es gab noch andre Künstler d. N. — v.

Polykrates, Beherrscher von Samos, zur Zeit des ältern Cyrus und des Pythagoras. Er machte sich gewaltsam zum Herrn der bis dahin freien Samier und suchte seine Herrschaft auf jede Art zu befestigen, auch durch ein Freundschaftsbündniß mit dem ägyptischen Könige Amasis. Das außerordentliche Glück, das ihn bei allen Unternehmungen begünstigte, bewog, erzählt Herodot, den Amasis, ihn zu warnen und ihn aufzufodern, durch irgend eine freiwillige Aufopferung größeres Unheil abzuwenden. P. befolgte diesen Rath, und warf sein liebstes Kleinod, einen kostbaren Siegelring, ins Meer, welchen er indeß nach wenig Tagen in dem Magen eines Fisches, der ihm wegen seiner seltenen Größe zum Geschenk gemacht worden war, wieder fand. Dies soll den Amasis bewogen haben, die Verbindung mit ihm aufzuheben. In der That rächte zuletzt, nach der Erzählung der Alten, die Nemesis den Übermuth des P. auf eine fürchterliche Weise. Als er nämlich im Begriff war, sich zum Herrn von ganz Jonien und den benachbarten Inseln zu machen, lockte ihn der persische Satrap Orötes, der sich von ihm beleidigt glaubte, hinterlistig zu sich und ließ ihn (522 v. Chr.) kreuzigen. Obgleich Despot, scheint er doch für Künste und Wissenschaften viel Sinn gehabt und dadurch die geistige Bildung der Samier sehr gefördert zu haben. Anakreon, sein Liebling und der Sänger seines Ruhms, lebte an seinem Hofe.

Polynesien, s. Australien.

Polynices, s. Eteokles und Theben.

Polypen (Krankheitserscheinung), sind widernatürliche Auswüchse, welche sich in den Höhlungen des menschlichen Körpers erzeugen. Sie bestehen aus einer sehr festen, faserichten, fleisch- oder flechsenartigen Masse, die sich in längliche Platten spaltet und oft mit vielen Blutgefäßen versehen ist. Sie hängen mit einer, oft auch mit mehren Wurzeln, an den Wänden der Höhle so fest, daß sie mit denselben zusammengewachsen scheinen. Sie sind meistens hohl, glatt, von weißlicher, brauner, zuweilen von dunkelrother Farbe, entstehen langsam, und die Beschwerden, welche sie veranlassen, steigen daher auch nur allmälig. Man hat solche Polypen in allen Höhlungen des Körpers gefunden, besonders im Herzen, in den Pulsadern, in der Nase, in der Gebärmutter. Im Herzen findet man oft auch Massen, die man falsche Polypen nennt, welche aus geronnener Lymphe und etwas Blut bestehen, und erst in der letzten Krankheit oder im Tode, besonders nach hitzigen Krankheiten, entstanden sind. Beiderlei Arten haben wahrscheinlich ihren Ursprung aus der gerinnbaren Lymphe des Bluts, und die erstern besonders sind das Erzeugniß einer krankhaften Abweichung des Bildungstriebes der Schleimhaut, welche die innere Fläche der Höhlen umkleidet. Die Ausrottung der echten Polypen ist nur da möglich, wo man von Außen dazukommen und ihre Wurzeln auffinden kann. Sie geschieht 1) durch die Unterbindung, indem man mittelst eigner Instrumente eine Schlinge von Seide, übersponnenem Drahte oder Pferdehaaren anbringt, und sie von Zeit zu Zeit immer fester zuzieht. Hierdurch wird ihm die zufließende Nahrung entzogen und er stirbt allmälig ab. Diese Methode ist aber, sowol für den Arzt als für den Kranken, sehr unbequem. Das Anlegen der Instrumente erfodert viele Mühe, und oft kann es nicht tief genug an der Wurzel geschehen. Nach der Unterbindung schwillt der Polyp sehr an, erregt Entzündung der benachbarten Theile und heftigen Schmerz, auch ist die Jauche von dem absterbenden Theile höchst unangenehm. Kürzer ist 2) die Cur durch Ausreißen des Polypen mit seiner Wurzel. Man bedient sich dazu entweder einer eignen Zange, oder ebenfalls sehr fester

Schlingen, womit man den Polyp so nahe an der Wurzel als möglich faßt, und ihn alsdann durch gelindes Drehen und Ziehen nach verschiedenen Richtungen herauszubringen sucht. Die Blutung ist bei manchen Polypen sehr gering, bei andern aber außerordentlich stark. Wo sie gar nicht gefaßt werden können, sucht man 3) durch Ätzmittel sie allmälig zu zerstören, oder doch so weit zu verkleinern, daß man mit den Instrumenten beikommen kann.

Polypen (naturhistorisch) bilden eine zahlreiche Gattung von den Pflanzenthieren, d. h. solchen, die den Übergang vom Thier zu der Pflanze bilden, und gehören zu den Würmern. Genaue Kenntniß von diesen Naturwundern hat man erst seit etwa 85 Jahren, wo Trembley in Leyden 1744 seine classischen Memoiren über sie herausgab. Das ungeübte Auge übersieht diese Thierchen nur gar zu leicht, da sie aus halbdurchsichtiger Gallerte bestehen und sich, gewaltsam berührt, in ein unförmliches Klümpchen zusammenziehen. Man findet sie vom Anfange des warmen Frühlings an, den Sommer hindurch, in Teichen und sanft fließenden Wassern, an Wasserpflanzen, Schnecken u. dgl. sitzen. Wenn die Sonne recht warm scheint, und man dann genau nachsieht, wird man hier oft kleine, durchsichtige, gallertartige Kügelchen von der Größe einer Erbse wahrnehmen. Es sind dann die Polypen in einem ruhenden und anscheinend unbelebten Zustande. Allein sie können sich auch ungemein ausdehnen, und da dies vom Körper wie von den 6—10 Armen gilt, die sie haben, so erscheinen sie dann wie ein mit Fangarmen versehener Magen. Die Arme haschen das Insekt, das Würmchen, das ihnen zu nahe kommt und bringen es in die Magenmündung, in den Magen unter dem Körper selbst, der durch dieselbe Mündung die unverdauten Reste wieder von sich stößt. Es gibt eine Menge Arten dieser kleinen Thiere; die grüne, die braune und orangefarbene sind die bekanntesten, und alle haben zum mindesten 6, höchstens 12—13 Arme. Letztere sind meist nicht länger als der Körper, doch haben sie manchmal die Länge von 1 und manchmal von 8 Zoll. Dessenungeachtet gleichen sie, aus dem Wasser herausgenommen, nur einem Klümpchen Gallerte, das oft kaum die Größe eines Sandkorns hat. Sie können von ihren Armen einen oder mehre zugleich ausstrecken, ihn in einem oder mehren Theilen erweitern oder zusammenziehen, und durch das Letztere ihre Stelle verändern, indem sie sich an die Pflanze oder den Punkt derselben heften, welchen sie zum neuen Aufenthalte wählen, und dann den übrigen Theil nachziehen. Wenn man die äußere Fläche eines Polypen untersucht, so zeigt sie sich unter dem Mikroskop chagrinartig, als sei sie mit Körnchen bedeckt. Diese liegen näher oder entfernter bei einander, je mehr sich das Thier zusammengezogen hat, oder je weniger das der Fall ist. Schneidet man das Thier mitten durch, so zeigt sich die Haut aus lauter solchen Körnern zusammengesetzt, insofern sie eine gummiartige Substanz verbindet. Die Farbe dieser Körper bestimmt die Farbe des Thieres. Die braunen Polypen haben die längsten Arme und machen, um ihre Beute zu erhaschen, den mannigfachsten Gebrauch davon. Augen haben alle Arten nicht, allein eine Empfindung von Dem, was sich ihren Armen nähert, ist ihnen nicht abzusprechen; denn die Aufmerksamkeit, die sie dann, um es zu haschen, beweisen, läßt sich genau beobachten. Der gesättigte Polyp ist ganz träge und bewegungslos; erst in dem Maße, als er verdaut, nimmt er wieder Beweglichkeit an. Da das ganze Thier gleichsam nur ein Magen ist, dessen Höhle sich nach allen Armen ausbreitet und verlängert, so sieht man das Futter aus dem Magen in die Arme und aus diesen wieder in den erstern zurückwandern. Man darf nur ein Würmchen von rother Farbe nehmen und sie damit füttern, um dies Experiment zu machen. Füttert man sie anhaltend mit Insekten ꝛc. von einerlei Farbe, so nehmen sie diese an. Es trifft sich bisweilen, daß 2 Polypen ein Thierchen erhaschen, dann schlucken sie so lange daran, bis sie es in der Mitte auseinanderreißen; bisweilen schlingt der eine Polyp den andern selbst mit hinunter. Sie scheinen indeß sich selbst nicht verdauen zu kön-

nen. Nach 1 oder 2 Stunden gibt der eine den andern wieder von sich. Die Fortpflanzung dieser Thierchen ist so sonderbar, wie ihr ganzer Organismus. Es zeigen sich kleine Erhöhungen an den Seiten, die nach einigen Tagen die Gestalt eines kleinen Polypen haben. Die Verbindung bleibt. Was der junge Polyp erhascht, kommt dem alten zu Gute, und umgekehrt. Allein nach und nach wird das Ende, womit jener an diesen befestigt ist, dünner, und endlich nimmt der eine diesen, der andre jenen Punkt, sich zu befestigen, wo sie dann gewaltsam getrennt werden. So pflanzt sich der Polyp in jedem Punkte des Körpers fort und zeugt auf diese Weise 5 — 6 Junge auf einmal. Eine Begattung selbst hat Trembley bei einigen Tausenden, die er in Gläsern über Jahr und Tag erhielt, nicht beobachtet. Dagegen meinen Neuere, daß sie sich auch durch Eier fortpflanzen. Bisweilen wird der noch am alten sitzende Polyp schon wieder Vater und Großvater; Vater und Sohn bilden ein Ganzes. Besonders merkwürdig ist die Unzerstörbarkeit ihres Lebens und die Fähigkeit, sich, aufs Grausamste zerstückt, wieder zu einem Ganzen zu bilden, das seine Existenz ungestört fortbehält. Man kann sie in allen Richtungen zerschneiden, ja, ihr Inneres nach Außen kehren, und sie leben fort. Mehre lassen sich gleichsam auf- und ineinanderpfropfen. Die lat. Benennung Hydra paßt daher auf diese Thiere wenigstens insofern, als sie eine Reproductionskraft in der That zeigen, die jener Schlange von der Fabel zugeschrieben wird. Inwiefern es ähnliche Geschöpfe, aber von furchtbarer Größe, innerhalb der Klippen und auf dem Boden des Meeres gibt, und die man also Meerpolypen nennen könnte, steht bis jetzt mehr als Sache der Fabel, denn der naturhistorischen Wahrheit da.

Polyphem, ein Sohn Neptun's, der berühmteste unter den sicilianischen Cyklopen (s. d.), welchen Ulysses („Odyssee", Ges. 9) als einen Mann von Riesengestalt schildert, der einsam seine Heerden weidete und in einer Höhle hauste. In dieser Höhle hatte Ulysses mit s. Gefährten, unwissend, wer sie bewohne, Schutz gesucht, als Abends P. seine Heerde eintrieb und mit einem Felsstücke den Eingang verschloß. Sobald er die Fremdlinge gewahrt, packt er 2 derselben und verzehrt sie zur Nachtkost. Ein Gleiches geschieht am folgenden Morgen zum Frühstück, worauf er die Heerden austreibt und die Unglücklichen in der verschlossenen Höhle gefangen zurückläßt. Da ersinnt Ulysses listigen Rath. Er läßt des Cyklopen Keule zu einem Pfahle spitzen; als dieser darauf am Abend heimkehrt und abermals 2 von den Fremdlingen verzehrt, reicht ihm Ulysses von dem mitgebrachten Weine und berauscht ihn. Kaum aber sieht er ihn eingeschlafen, so läßt er den Pfahl glühend machen und bohrt ihm das Auge aus. Dann bindet er s. Gefährten und sich selbst unter die Bäuche stattlicher Widder, und so entkommen sie glücklich, als der Cyklope am nächsten Morgen die Heerde ausziehen läßt. Ein Felsstück, das er den Verhöhnenden nachschleuderte, traf sie nicht. Nicht so ganz ungeschlacht mochte der Cyklop sein, als er noch ein Jüngling war und die Nymphe Galatea liebte. So finden wir ihn bei Theokrit und bildlich dargestellt in den „Herculan. Alterthüm.", Bd. 1. Die Nymphe aber achtete seiner nicht, sondern liebte den Acis, welchen P., eifersüchtig auf den glücklichen Nebenbuhler, tödtete. (S. Galatea.)

Polyspast, s. Flaschenzug.

Polytechnik, die Lehrkunst der höhern Werkgeschicklichkeit (eigentlich: vieler Kunstgeschicklichkeiten). Ein Bildungsinstitut der Kunstkraft (oder polytechnische Schule) unterscheidet sich von den rein-wissenschaftlichen Lehranstalten, indem es auf der einen Seite Kunstfertigkeiten voraussetzt, auf der andern die Erfahrung und Erfindung zu Hülfe nimmt, um die Sphäre der technischen Kenntnisse zu erweitern und die Kraft, welche sie anwendet, zu vervollkommnen. Das Wesen der Technik greift in das Gebiet der Wissenschaften, besonders in den mathematischen Theil derselben, in das der Kunst, der Beobachtung und Erfahrung (besonders Physik und Chemie) ein; die Erlernung der Technik verlangt daher Vor-

kenntnisse, die auf die gedachten Gegenstände basirt sind. Eine Anstalt nun, welche alle Mittel der Erkenntniß benutzt, um Individuen, welche sich ausschließend der Technik widmen, auf den Standpunkt zu führen, von wo aus es ihnen möglich wird, in der gesammten Gewerbsthätigkeit, mit dem geringsten Aufwand von Kräften, die umfassendsten Wirkungen zu erzielen, ist für die Regierungen in mancherlei Hinsicht ein wichtiger Gegenstand. Die Verkennung dieser Wahrheit ist größtentheils mit Ursache, daß ein Staat von dem andern in Verbreitung der Industrie übertroffen wird, daß letzterer sowol bessere als auch wohlfeilere Kunsterzeugnisse und Stoffe liefert, daher den Markt behauptet und dadurch reicher wird, während jener Staat, der die Gewerbe nur als Resultat der Zunftthätigkeit kennt, auch bei dem angestrengtesten Fleiße seiner Individuen es dem kunstkräftigern Auslande nicht gleich thun kann, und in dem Verhältniß, wie dieses sich bereichert, immer mehr verarmt. Das britische Reich liefert hierzu die vollgültigsten Belege. — Das polytechnische Wissen kann erlangt werden durch Lehre, durch Anschauung und durch schriftliche und bildliche Darstellung; in ihrer Vereinigung und Wechselwirkung bilden sie ein polytechnisches Institut. Soll eine solche Anstalt etwas Umfassendes leisten und den oft störenden Einwirkungen von Außen kräftig widerstehen, so muß sie vom Staate begründet werden und unter dem Schutze der Regierung stehen. — Der erste und wichtigste Zweig einer polytechnischen Anstalt ist der polytechnische Elementarunterricht. Er setzt voraus, daß Diejenigen, welche die Lehrsäle desselben besuchen, solche Kenntnisse schon besitzen, die zur allgemeinen Bildung gehören, und die sich auf Sprache, Zahlenbestimmungen, Geschichte, Natur- und Erdkunde, sowie auf Zeichnen und ähnliche Fertigkeiten beziehen. Der polytechnische Lehrplan umfaßt, nach einer in den Wissenschaften selbst begründeten Folge und einem den Umständen angemessenen Cyklus, 2 Hauptgegenstände: die technische Abtheilung und die commercielle. Die erstere begreift die physikalisch-mathematischen Lehrgegenstände, mit ihrer Anwendung auf die Vervollkommnung der technischen Künste und derjenigen öffentlichen Privatbeschäftigungen, welche sich auf deren richtige Erkenntniß gründen; hierher gehören: die Lehrfächer 1) der allgemeinen und speciellen chemischen Technik; 2) der Physik; 3) der höhern und angewandten Mathematik; 4) der Land-, Straßen- und Wasserbaukunst; 5) der Technologie. Unter der speciellen chemischen Technik verstehe man hier diejenigen Gegenstände eines besondern Vortrags, deren rationelle Ausführung mit zu vielem Detail verbunden ist, als daß sie bei dem allgemeinen chemisch-technischen Vortrage gehörig ausgeführt werden könnten. Dahin gehört z. B. die praktische Gährungslehre, die Ledergerberei, die Seifensiederei, das Färben, Drucken, Zeuchbereiten, Bleichen ꝛc. Die Physik wird in der Anstalt besonders auf solche Gegenstände bezogen, auf welche die verschiedenen Naturerscheinungen in technischer Hinsicht einwirken. — Der mathematische Cursus setzt die Vorkenntnisse der Arithmetik, Algebra, Geometrie und Trigonometrie voraus, fängt mit der Polygonometrie, der Lehre von den Kegelschnitten, der Differenzial- und Integralrechnung an, geht dann mit der Mechanik zum angewandten Theile über, handelt die Grundsätze der Statik, Hydrodynamik, Hydraulik und Optik ab, und verbindet diese Gegenstände mit dem Unterrichte im Modell- und Maschinenzeichnen. Die Abtheilung des Unterrichts für Land-, Straßen- und Wasserbau enthält nicht allein die Lehre von den Baustoffen und deren Verbindung, die Zimmermannskunst, und die Lehre von der Bequemlichkeit der Gebäude in Übereinstimmung mit ihren Zwecken ꝛc., sondern auch die Anwendung dieser Gegenstände auf Civil-, Straßen-, Brücken- und Wasserbaue; bei letzterm wird noch besonders die Anleitung zum Baue in und an Flüssen ertheilt, und hierbei das Nöthige der Befestigung der Ufer an Flüssen und am Meere, von der Stromrichtung, Stromgeschwindigkeit und Strommessung, von der Deich- und

Hafenbaukunde erwähnt. Die Lehre vom Schleusen-, Wehr- und Canalbau gehört ebenfalls hierher. Als Anhang findet der Unterricht im Be- und Entwässern der Gegenden seine Stelle. Damit wird die Unterweisung im Architektur-, Brücken-, Situation- und hydrographischen Zeichnen planmäßig verbunden. Die Technologie begreift vorzüglich die geschichtliche Darstellung derjenigen Gewerbe, die, ohne auf wissenschaftlichen Gesetzen zu fußen, bloß auf gewissen empirischen Manipulationen beruhen, z. B. die Bereitung von Fabrikaten aus rohen Stoffen, wie Seide, Wolle, Knochen, Horn, Holz, Perlmutter ꝛc. Bei diesem Unterrichte werden die besten Werkzeuge vorgelegt und deren Gebrauch erklärt. Das Zeichnen der Gegenstände dieser Abtheilung begriff vorzüglich Muster für Cattun-, Tapeten-, Papier- ꝛc. Malerei. — Der zweite Hauptgegenstand des Unterrichts, oder die commercielle Abtheilung, begreift vorzüglich die Unterweisung in dem Geschäfts- und Correspondenzstyl für Kaufleute, in den Handelswissenschaften, im Handels- und Wechselrecht, in der Mercantilrechenkunst, kaufmännischen Buchhaltung, Handelsgeographie, Handelsgeschichte und Waarenkunde. Zeichnungen, Karten, Modelle, Bibliotheken und Sammlungen für die Waarenkunde stehen dem Institute als Hülfsmittel zur Seite. Jedem Zöglinge des polytechnischen Instituts bleibt es überlassen, sich dem einen oder dem andern dieser Fächer, oder auch einigen zu widmen. Der Vortrag hat die akademische Form, er ist wissenschaftlich und erklärlich, verbunden mit praktischen Erläuterungen. In 2 — 3 Jahren muß der ganze Cursus vollendet sein. Diejenigen Zöglinge, welche einer Anstellung vom Staate in den von ihnen gewählten Fächern gewärtig sein wollen, haben nicht allein den vollständigen Cursus einer ganzen Abtheilung zu hören, sondern sind auch verpflichtet, sich nach Vollendung desselben einer öffentlichen Prüfung zu unterwerfen. — Die Förderung der polytechnischen Kenntnisse kann aber auch ferner durch Anschauung geschehen. Das polytechnische Institut bildet daher zugleich ein technisches Museum für Künste und Gewerbe, in welchem die besten Muster jeder Gattung classenmäßig und nach Befinden der Umstände geographisch geordnet und mit erläuternden Noten über Ort, Preis und Beschaffenheit des Gegenstandes versehen, aufgestellt sind. Das gesammte Museum theilt sich in das mechanische und in das Fabrikproductencabinet ab. Ersteres enthält die Unterrichtsmodelle der Mechanik, Statik, Hydraulik und Optik; der Civil-, Brücken-, Straßen- und Wasserbaue, sodann aber auch Modelle aller neuen, in diese sowol als die verwandten Fächer einschlagenden Erfindungen, z. B. von Dampfmaschinen, hängenden Brücken, besonders künstl. Schleusen und Bauwerken aller Art. Bei jedem Gegenstande muß aber mit wenig Worten angegeben sein, ob derselbe bloß Project sei, oder ob, wann und wo er zur Ausführung gekommen ist. Bei einer nach und nach geschehenen Vervollkommnung einer Erfindung ist an einzelnen Exemplaren die Stufenfolge der Erweiterung zu zeigen. Eine zweckmäßige, und von den vorzüglichsten Seiten zugängliche Aufstellung der einzelnen Stücke wird hierbei vorausgesetzt. Diesem mechanischen Cabinet entspricht das zweite, oder das Fabrikproductencabinet. Es theilt sich nach den verarbeiteten Stoffen ab und geht von den einfachern zu den zusammengesetztern, von den inländischen zu den ausländischen, von den rohen bis zu den vervollkommnetsten Gegenständen über. Nur in ihrer Art ganz vollkommene Artikel eignen sich zur Aufnahme in das Fabrikproductencabinet. Jedem Gegenstande ist eine kurze erläuternde Darstellung über die Art und Weise der Verarbeitung des Stoffs, der Namen des Fabrikanten und der Preis der Waare beizufügen. Dieses Museum gibt eine deutliche Übersicht von den Fortschritten der Gewerbe eines Landes und liefert dadurch der Regierung die Unterlagen zur Beförderung der einzelnen Zweige der Gewerbsthätigkeit. Es macht den Künstler, Professionisten und Gewerbtreibenden mit dem Neuesten in jedem Fache bekannt, es liefert Muster für vorzügliche Arbeiten und ermuntert dadurch

zu größerer Vervollkommnung. Der Fabrikherr und Verkäufer kann auf diesem Wege am sichersten und schnellsten und auf die wohlfeilste Weise seine Waare empfehlen, und der Käufer findet im Muster Gelegenheit, sich von dem Besten und Vorzüglichsten jedes Gegenstandes zu unterrichten und darnach das von ihm zu Suchende auszuwählen. — Die polytechnische Ausbildung als Zweck des Instituts wird aber auch noch durch schriftliche und bildliche Mittheilung befördert; und zwar durch Werke von polytechnischen Vereinen herausgegeben, worin die Fortschritte der technischen Gewerbe im In- und Auslande populair beschrieben und durch bildliche Darstellung anschaulich und begreiflich gemacht sind, wie dieß in den polytechnischen Jahrbüchern, Journalen und Flugblättern ꝛc. geschieht. — Soll aber der Gewerbtreibende von den Fortschritten seines Fachs genügend unterrichtet werden, so haben die Vereine dafür zu sorgen, daß die Darstellung der lesenden Classe angemessen und dabei möglichst wohlfeil in ihre Hände zu bringen sei. — Die Größe, die Naturerzeugnisse und die Bedürfnisse eines Landes werden zwar jedesmal in dem Plane eines polytechnischen Instituts einige Änderungen nothwendig machen, im Allgemeinen muß aber bei Einrichtung einer solchen Anstalt die Vervollkommnung der Gewerbe nicht aus den Augen verloren werden. Je lehrreicher man in diesen Einrichtungen vorschreitet, desto schneller zerfällt dann das veraltete Zunftwesen; der Mensch wird dann weniger zur bloßen Maschine herabgewürdigt; der Tribut, der eine lange Reihe von Jahren dem Auslande für Fabrikwaaren hat gezollt werden müssen, hört auf, und es gewinnt dadurch sowol der Verfertiger der Waare als der den Gegenstand Bedürfende. — Beurtheilt man nach diesem Maßstabe die berühmtesten polytechnischen Anstalten Europas, so zeigt sich das wiener Institut, unter der Direction des Reg.-R. Prechtl, dem Ideal am nächsten. Schon 1803 wurde von der k. k. Hofkammer die Errichtung einer Centralbildungsanstalt für Handel und Gewerbe in der Hauptstadt als nothwendig anerkannt; allein erst 1814 konnte der Plan durch Ankauf und Ausbau eines passenden Locals ausgeführt werden. Mit diesem wiener polytechnischen Institute, welches am 3. Nov. 1815 eröffnet wurde und 1816 206 Schüler, 1823 aber 780 Schüler zählte, ist eine besondere Realschule oder Vorbereitungsclasse für das polytechnische Institut, in welcher Religion, deutsche, franz. und ital. Sprache, Elementarmathematik, Geographie, Geschichte und Naturgeschichte gelehrt wird, verbunden. Diese Realschule hat ihre besondern Sammlungen für Mineralogie und Zoologie als Hülfsmittel des Unterrichts. Außerdem zeichnet sich das wiener polytechnische Institut dadurch aus, daß in die technische Abtheilung noch die Geodäsie aufgenommen ist, und daß in einem Locale der Anstalt sich besondere mathematische und mechanische Werkstätten befinden, in welchen die Modelle und Apparate sowol für das mechanische Cabinet als auch die zur Erläuterung der mathematischen Lehrfächer bestimmten gefertigt werden. Endlich bildet das wiener polytechnische Institut zugleich einen Verein zur Beförderung der Nationalindustrie, indem es aus dem Handelsstande und den Fabrikanten einige Mitglieder wählt. Dieser Verein setzt jährlich Preise für die Erfindungen und Verbesserungen im Felde der technischen Künste aus, und bringt zugleich das gewerbtreibende Publicum in nähere Verbindung mit dem Institute, welches dadurch Nachrichten und Mittheilungen von Erfindungen und in einzelnen Fällen praktische Belehrung erhält. (Vgl. die vom Director Prechtl. herausgeg. „Polytechnischen Jahrbücher", wovon 1827 der 8. Bd. erschienen ist.) — Die pariser polytechnische Schule wurde 1796 gegründet und 1816 mit wenigen Änderungen neu organisirt. Die Bestimmung derselben ist die Bildung von Zöglingen für besondere wissenschaftliche Corps, namentlich für die Artillerie, das Genieweſen, den Brücken- und Straßenbau. Der Unterricht in derselben für ungefähr 300 Zöglinge verbreitet sich über die mathematischen, physischen und chemischen Wissenschaften, nebst den zeichnenden Künsten. Nach

vollendetem Cursus werden die Zöglinge in Classen von 20 Individuen vertheilt, die sich in besondern Sälen 6 Stunden des Tags mit der beschreibenden Geometrie („Géométrie descriptive"), und 3 Stunden mit Zeichnen in e. Locale beschäftigen, wo alle die Fortification u. prakt. Mechanik betreffenden Modelle aufgestellt sind. Zwei Tage in der Woche werden die Zöglinge in einem besondern Laboratorium werkthätig geübt. Seit 1823 steht die polytechnische Schule nicht mehr unter einem Inspectionsconseil, sondern wird, unter dem Schutze des Herzogs von Angoulême und der Autorität des Ministers Staatssecretairs des Innern, von einem Gouverneur und Untergouverneur dirigirt. — Das ständische technische Institut in Prag, dermalen unter der Direction des Wasserbaudirectors Ritter v. Gerstner, besitzt zwar nicht wie das wiener ein so schönes Fabrikproductencabinet, leistet aber dennoch als Lehranstalt in den technischen Fächern, zu denen hier noch die ökonomischen, forstwirthschaftlichen und Bergbauwissenschaften, mit Ausschluß der Handelswissenschaften geschlagen sind, außerordentlich viel. Das Institut besitzt eine reiche Sammlung von Werkzeugen zur Betreibung der Gewerbe, besonders im Fache des Bauwesens, des Bergbaus, der Ökonomie und der Uhrwerke. Diese Anstalt bildet schon seit einer Reihe von Jahren geschickte Ökonomie- und Forstverwalter, Maschinenbauer, Baumeister und Aufseher von Fabriken. — In München besteht eine königl. mechanisch-polytechnische Sammlung, in welcher alle bei der Akademie der Wissenschaften, der Feiertagsschule, der Ministerial- und der Forstbuchhaltung, der Generalbergwerks-, Salinen- und Münzadministration, der Steuerkatastercommission und andern Anstalten befindlich gewesenen Modelle, in einem passenden Locale lehrreich geordnet, aufgestellt sind. Hier können Künstler und Gewerke durch Betrachten, Zeichnen und Modelliren, nach den besten Mustern, sich in den mechanischen Künsten üben und vervollkommnen. Der Conservator der Anstalt, dermalen Oberbaurath Ammon, sorgt dafür, daß alle von Wißbegierigen gewünschte Aufschlüsse über Gegenstände der polytechnischen Sammlung so befriedigend als möglich ertheilt werden, und stattet Bericht ab über alle neue Erwerbungen des Instituts, wobei vorzüglich darauf mitgerechnet ist, im ganzen Reiche die Aufmerksamkeit der Fabrikanten und Gewerbetreibenden auf den Zweck der allgemeinen polytechnischen Sammlung zu lenken. — Noch sind als ähnliche Anstalten zu erwähnen das berliner polytechnische Institut (vgl. die „Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen"), die am 2. Jan. 1823 in Nürnberg eröffnete polytechn. Schule und die 1828 in Dresden eröffnete technische Bildungsanstalt. Das Neueste in polytechnischer und commercieller Hinsicht liefern in zweckmäßiger Auswahl 2 gut redigirte Zeitschriften: Dr. Dingler's „Polytechnisches Journal" in Monatsheften, und des k. sächs. Zehntners Hasse „Elbeblätter", polytechnischen Inhalts, die seit 1825 in Leipzig wöchentlich erscheinen. 88.

Polytheismus, Vielgötterei, oder der Glaube und die Verehrung vieler Götter, ist die Religion der sinnlichen Völker, denen das Göttliche in ebenso viele Gestaltungen zerfällt, als die Welt ihm Erscheinungen darbietet, die seine Bewunderung vor Allem anziehen. Er steht sonach dem Monotheismus (s. d.), dem Glauben an Einen Gott, entgegen, oder insbesondere der geoffenbarten Religion, die allein mit dem festen Glauben an die Einheit Gottes des Menschen Geist erleuchtet. In der frühesten Offenbarung, die den ersten Menschengeschlechtern mitgetheilt, von den sogen. Erzvätern fortgepflanzt, als aber die Völker des Erdkreises sie fast gänzlich verloren hatten, durch Moses dem Hause Israel von neuem ans Herz gelegt und zu einem Eigenthume des „Volkes Gottes" gemacht ward, war der Glaube an Einen Gott den Menschen überliefert, und die höchste Offenbarung durch Christus Jesus setzte denselben als die unbedingte Wahrheit voraus, erhob ihn aber erst recht zur Seele des ganzen religiösen Lebens. Indeß lebte er,

obwol vielfältig verdunkelt, auch in allen den Religionen fort, die einen höchsten Gott über alle Götter anerkennen. Jede Religion aber, die mehren Göttern huldigt, gehört zum Heidenthume, dessen Grundcharakter eben der Polytheismus, im Gegensatze gegen den geoffenbarten Monotheismus ist. — Der Polytheismus gestaltet sich ebenso verschieden, als es verschiedene Religionen des Heidenthums gibt. In seiner einfachsten Gestaltung (wenn diese seinem Begriffe nicht widerstrebt, und zu ihm gerechnet werden darf) erscheint er als Dualismus, der Glaube an 2 Grund- und Urwesen, die Grundlage mehrer morgenländischer Religionen und selbst in mannigfacher Gestalt, überall aber eine Verbildung der Offenbarungslehre von Einem Gotte und dem von ihm abgefallenen, ungöttlichen Geiste des Bösen. Die weiteste Abweichung vom Polytheismus aber, obwol unerkannt von ihm ausgegangen, ist der Pantheismus, die Allvergötterung, da die Welt selbst Gott, und Gott die Welt, das Ein und Alles ist. Gleichwol ist im Dualismus und Pantheismus, obschon von dem reinen Lichte der Offenbarung entfremdet, noch eine höhere Ahnung der Gottheit, als in den Religionen, die man im engern und im eigentlichsten Sinne Polytheismus nennt, wo fast jeder Schimmer der Offenbarung verloren, und das Göttliche ganz an die Gestalt und Erscheinung gebunden, der Körperwelt einverleibt ist. Denn wie der Mensch weiter und weiter abirrte von dem ursprünglichen Lichte, fand er zwar immer ein Göttliches in den Erscheinungen der Welt, jenes aber in diesen verkörpert, nicht Gott über alle Erscheinung, und betete nun die Gestalt, die Erscheinung an, in der er den Gott, aber nicht Gott erkannte. Er versank in Abgötterei, in die jeder Polytheismus verfällt, da er dem als dem Gotte huldigt, was nur ein Wirken und ein Werk Gottes ist. Aus den Banden der Abgötterei und des Götzendienstes erlöste den Menschen wieder die Offenbarung in Christus. Kc.

Polyxena, des Priamus und der Hekuba Tochter, deren Schicksale die nachhomerischen Epiker erzählen. Achilles (s. d.) liebte sie, und fand durch diese Liebe den Tod. Nach Einigen liebte auch sie den Achilles, und tödtete sich an seinem Grabhügel. Nach der gewöhnlichsten Meinung aber wurde sie entweder in Thrazien, oder auf dem Grabe des Achilles dem Schatten desselben geopfert.

Pomare II. Man kennt diesen König von Otahiti (s. d.) aus des Cap. James Wilson „Missionsreise in das stille südliche Meer", und aus dem „Nautilus", einer Erzählung von Weisflog, in der „Penelope" f. 1825. Er war im Anfang des 19. Jahrh. noch Heide, und sein Volk, einst in seiner Natureinfalt so liebenswürdig, durch europäische Genußmittel verdorben. Endlich fand das Christenthum Eingang, als P. 1817 mit den Glaubensboten der engl. Mission gemeinschaftlich dasselbe zu verbreiten anfing. Hierauf gründete er in seinem kleinen Inselstaate die Gesetzgebung und die Verwaltung auf das Evangelium. Die zum Christenthum großentheils durch ihn bekehrten Einwohner können fast alle lesen. Der russ. Cap. Bellinghausen, welcher auf seiner Entdeckungsreise 1820 Otahiti besuchte, erzählt, daß die Bekehrung zum Christenthum einen blutigen Krieg veranlaßt habe. P., an der Spitze der Neubekehrten, wurde geschlagen und floh nach der Insel Eimeo. Hier sammelte er neue Kräfte, griff Otahiti an und unterwarf die ganze Insel seiner Herrschaft. Er rief die engl. Missionnaire zurück und bauete eine große Kirche. Darauf redete er das Volk an: „Wäre ich noch ein Heide, so würde ich euch als besiegte Feinde alle tödten; aber das Christenthum lehrt mich, meine Feinde zu lieben und ihnen zu verzeihen; folglich liebe ich Euch und ich verzeihe Euch". Diese Rede machte solchen Eindruck, daß die Insulaner sämmtlich die christliche Religion annahmen. P. starb d. 7. Dec. 1821. Ihm folgte sein unmündiger Sohn P. III. unter der Vormundschaft seiner Tante.

Pombal (Sebastian Joseph v. Carvalho, 1755 Graf von Oeyras, und 1770 Marquis v. Pombal), portugies. Staatsminister, geb. 1699 auf dem

Schlosse Soure bei Coimbra, gest. 1782. Ein gefährlicher Kranker wird oft durch heroische Mittel am glücklichsten gerettet. So dachte P., als er streng und durchgreifend 27 Jahre lang Portugals Reformator war. Er regierte, beladen mit dem Hasse des Adels, der Geistlichkeit und des Hofes, in offener Fehde mit den Jesuiten, unumschränkt wie ein König, ausgerüstet mit seltener Geisteskraft, Thätigkeit und Geschäftskenntniß, erhoben von dem edelsten Nationalgefühl, sodaß er ein großer Mann genannt werden müßte, wenn er ebenso gerecht als uneigennützig gewesen wäre. Im steten offenen und geheimen Kriege mit mächtigen Feinden, konnte er nicht vollenden, was er unternommen: die gänzliche Wiederherstellung der tiefgesunkenen Nation und Staatsmacht. Er griff daher nach den kürzesten und härtesten Maßregeln; aber er erreichte nur wenig, weil er Alles auf ein Mal neu schaffen wollte. Indeß machen ihn seine Persönlichkeit, seine Lage und sein großartiges Streben zu einem der merkwürdigsten Menschen seines Jahrhunderts. Sein Vater war Capitain, aus der ärmern Classe des Adels. Aber seine Mutter, eine Mendoza, und sein Oheim, ein angesehener Geistlicher, öffneten dem jungen Carvalho, der in Coimbra die Rechte studirt hatte und hierauf Soldat geworden war, die Aussicht zur Beförderung. Die Natur hatte ihm Alles gegeben, was den Herrscher ankündigt, einen hohen Wuchs, Lebenskraft, Stärke, kühnen Blick und sinnliches Feuer dazu, große, heftige Leidenschaften, einen durchdringenden Verstand und die angenehmsten gesellschaftlichen Talente. In Allem der Erste, und ein tollkühner Raufer, ward er seiner regellosen Kraftäußerungen wegen aus Lissabon verwiesen. Seitdem arbeitete er mehre Jahre lang in Soure an seiner persönlichen Ausbildung. Da schenkte ihm Therese von Noronha Almada, eine reiche Wittwe, ihre Liebe. Die stolzen Verwandten wiesen zwar den kühnen Bewerber zurück; allein er entführte die Geliebte und schützte sich gegen die Dolche der Meuchelmörder durch Muth und Entschlossenheit. Zugleich regte die Verachtung, mit welcher ihn die Familie seiner Gemahlin, die Grafen von Arcos, behandelten, sein Ehrgefühl auf, sich emporzuschwingen. Er ging an den Hof zurück, wo er (in s. 40. Jahre) durch seine Sitten solchen Beifall erhielt, daß man ihm 1739 den Gesandtschaftsposten in London übertrug. Hier lernte er das Verhältniß Portugals gegen England genau kennen, und faßte mitten unter sinnlichen Zerstreuungen den Plan, s. Vaterland von den Fesseln des engl. Handelssystems zu befreien. Der neue Staatsminister, Peter v. Motta, s. Gegner, rief ihn zwar 1745 von London zurück; aber die Königin, Carvalho's Gönnerin, sandte ihn nach Wien, um einen Zwist des Papstes mit der Kaiserin Maria Theresia zu vermitteln. Er erwarb sich bald allgemeine Achtung, und als s. Gemahlin endlich ein Opfer der Rache ihrer Verwandten geworden war, erhielt er die Hand einer jungen Gräfin v. Daun. Doch mußte er die Verleumdung, welche ein vornehmer Portugiese in Wien gegen ihn ausgestreut hatte, entkräften und seinen Adel beweisen. Die Königin bewirkte darauf s. Ernennung zum portugies. Gesandten am wiener Hofe. Aber der König und s. Minister haßten ihn. Er ward zurückberufen. So fest er in der Gunst der Königin stand, so konnte er doch die Abneigung des Königs (Johanns V.) nicht überwinden. Vergebens gewann er die Zuneigung der vielvermögenden Jesuiten; durch völlige Hingebung an diesen Orden täuschte er denselben so, daß er mit den innern Verhältnissen dieser Gesellschaft genau bekannt wurde, was ihm in der Folge als Minister die Waffen gegen die Jesuiten in die Hände gab. Der hohe Adel verfolgte ihn mit unversöhnlichem Hasse; Carvalho aber beherrschte s. Wunsch nach Rache, und galt für den liebenswürdigsten, bescheidensten und frömmsten Weltmann an dem Hofe der Königin. Endlich starb Johann V., 1750, und Carvalho erhielt von dessen Nachfolger Joseph I., auf die Empfehlung der verwitweten Königin, die längst gewünschte Stelle eines Staatssecretairs der auswärt. Angelegenheiten. Der Beichtvater des Königs, P. Moreira ein Jesuit, war s. Gönner,

und Carvalho schmeichelte dem Orden mit solchem Eifer, daß man ihn den großen Jesuiten nannte. Bald hatte er, besonders seit dem Tode der Königin Mutter, 1754, den schwachen argwöhnischen, für Sinnenreiz allein empfänglichen König ganz von sich abhängig gemacht. Dieser willigte, aus Furcht vor s. Bruder Dom Pedro, dem sich Carvalho's Feinde anschlossen, in die kühnsten Plane des Ministers, und Carvalho erreichte dadurch s. vierfachen Zweck: die Jesuiten zu vertreiben, den hohen Adel zu unterdrücken, Portugal wiederherzustellen, und im Namen des Monarchen unumschränkt zu regieren. Das Reich befand sich im Zustande der äußersten Ohnmacht. England und die Jesuiten theilten sich nebst dem hohen Adel in die Reichthümer des Staats, der ohne Heer, Flotte, Handel und Ackerbau war. Der Minister handelte im Geiste des Mercantilsystems, fing aber freilich auf vielen Seiten da an, wo er hätte aufhören sollen; doch war sein Streben im Allgemeinen nicht ohne Erfolg. Nur ein Mann wie er vermochte den Angriffen zu widerstehen, die jetzt öffentlich und insgeheim die Inquisition, der er die Autos da Fe untersagt, die Jesuiten, welche er aus ihrem Missionsstaate in Paraguay vertrieben, der hohe Adel, dem er seine fürstlichen Besitzungen in den Colonien entzogen, und die hohe Geistlichkeit, deren Macht er Grenzen gesetzt hatte, gegen ihn unternahmen. Da kam das Erdbeben vom 1. Nov. 1755. Es begrub 30,000 Menschen und einen Werth von 570 Mill. Thlr. in Schutt und Asche. Carvalho verließ die Seinigen und trat auf als ein Retter in der Verzweiflung, mit einer Anstrengung und einem Heldenmuthe, der allein seine Feinde hätte versöhnen können, wenn diese einigen Sinn für Wahrheit gehabt hätten. Sah man P., dessen Haus unbeschädigt geblieben war, 8 Tage lang mit dem allgemeinen Wohle unaufhörlich beschäftigt, an jedem Orte, wo Hülfe nöthig war, Anstalten treffen, die Ordnung wiederherstellen und den König selbst zum eignen Handanlegen für die Begrabung der Todten bewegen, um den betäubten Arbeitern Muth zu machen, so mußte man ihn achten und bewundern; und nie hat sich wol ein kraftvoller Mann in einer furchtbarern Zeit, unter vielfachern Bedrängnissen, wohlthätiger und fast übermenschlich wirksamer gezeigt, als Carvalho in diesen Tagen einer grenzenlosen Noth. Der König sah in ihm einen Schützling des Himmels und überließ sich unbedingt seiner Leitung. Carvalho ward Graf von Oeyras und rückte 1756 in die Stelle eines ersten Ministers. Jetzt schritt er kühn über Jeden hinweg, der ihm in den Weg zu treten wagte. Er mußte unerbittlich streng verfahren, da Wüstlinge aus dem hohen Adel ohne Scheu Mordthaten begingen, und der Pöbel ruchlos raubte. Aber mit der Hoffahrt der Vornehmen, die er demüthigte, und mit der Habsucht, die seine Handelsverfügungen zur Wuth reizten, verband sich jetzt das Landvolk, unzufrieden mit P.'s gesetzlich gemachtem Monopolhandel, der allerdings ein Mißgriff, eigentlich aber nur gegen das Monopol der Briten gerichtet war. Die erhitzten Weinbauer begingen in Oporto Ausschweifungen, aber P. unterdrückte den Aufstand durch die ausgedehntesten Majestätsgesetze, nach welchen der Wille des Königs statt aller Constitutionen und Privilegien allein gültig war. Zugleich ließ er gegen die Jesuiten, welche Alles versuchten, um ihn als den Antichrist in der öffentlichen Meinung zu verdammen, eine Druckschrift ausbreiten, die ihre Politik in Paraguay zum Erstaunen Europas enthüllte. Doch waren manche Behauptungen darin übertrieben, und es ist wenigstens kein Zweifel, daß die Väter jene Provinzen besser regiert hatten, als es von Spaniern oder Portugiesen je geschehen wäre. Carvalho beschloß endlich, die Jesuiten ganz von der Person des ihnen sehr ergebenen Königs zu entfernen. Sie verloren die Beichtvaterstellen und mußten sich (16. Sept. 1757) in ihre Collegien begeben. Auch wurden mehre portugiesische Große, welche den Minister zu stürzen versucht hatten, aus Lissabon verwiesen. Durchgreifen war von jetzt an P.'s einzige Politik. So ließ er, weil seine Aufmunterungen des Feldbaues nichts fruchteten, die Weinstöcke ausraufen.

Endlich siegte er völlig. Eine Verschwörung gegen das Leben des Königs, der in der Nacht vom 3. bis 4. Sept. 1758 auf einer nächtlichen Fahrt von Meuchelmördern verwundet, ihren Schüssen nur durch die Treue seines Kammerdieners oder durch die Scheu s. Maulthiere entgangen war, lieferte ihm s. Todfeinde in s. Gewalt. Drei Monate nach der That ließ Carvalho, der indeß Alles erforscht, die Thäter aber absichtlich sicher gemacht hatte; in der Nacht des Hochzeitfestes seiner Tochter, welchem der hohe Adel beigewohnt hatte (12. Dec.), den Marquis v. Tavora und dessen Familie, den Jesuiten Malagrida und den Tag darauf auch den Herzog v. Aveiro u. A. m. verhaften. Der Minister und ein Mitglied des höchsten Gerichtshofes führten die Untersuchung, und nach einem kurzen Verfahren ward ein gräßliches Bluturtheil (13. Jan. 1759) vor dem Schlosse zu Belem vollzogen. Der Herzog von Aveiro und der Marquis v. Tavora wurden als die Häupter der Verschwörung gerädert, die Söhne und der Schwiegersohn des Erstern sowie die Bedienten als Theilnehmer erdrosselt, die Gemahlin des Marquis enthauptet, und ein Bedienter des Herzogs nebst allen Hingerichteten verbrannt. Ein schwerer Verdacht fiel auf die Jesuiten, daß sie den Plan des Königsmordes geleitet; aber der Marquis v. Tavora hatte seine frühere Aussage gegen sie nachher schriftlich widerrufen. Dennoch klagte der Minister sie als Urheber dieses Plans beim Papste an, und als er die Erlaubnißbulle, die Verhafteten vor den weltlichen Richter zu stellen, nicht sogleich erhielt, ließ er Einige im Gefängnisse hinrichten; der Pater Malagrida aber, welcher den Tod des Königs prophezeiht hatte, wurde von der Inquisition als Ketzer zum Feuertode verurtheilt, und dieses Auto da Fe ward 1761 vollzogen. Sämmtliche Jesuiten hatte P., als Rebellen und Feinde des Königs, schon früher durch ein königl. Decret vom 3. Sept. 1759 aus dem Reiche verwiesen, und da sie demselben sich nicht fügten, durch Soldaten auf Schiffe bringen und, 1854 an der Zahl, nach dem Kirchenstaate abführen lassen. Hierauf entstand ein langer Zwist mit dem Papste. P. schickte 1760 den päpstl. Nuntius über die Grenze und wollte schon Portugal von Rom losreißen, als Clemens XIII. starb, und mit dessen Nachfolger, Clemens XIV., der den Jesuitenorden 1773 aufhob, die Aussöhnung bald zu Stande kam. Bald darauf ward Portugal mit Spanien in einen kurzen Krieg verwickelt, und in der Folge noch einmal durch des Ministers unbesonnenen Stolz gegen Spanien. P. übergab einem deutschen Feldherrn, dem Grafen v. Schaumburg-Lippe, den Oberbefehl. Das portugies. Heer ward gänzlich umgeschaffen, und die Grenze besser befestigt. Ebenso thätig sorgte P. für alle Zweige der Landescultur, und verbesserte insbesondere das Schulwesen; auch richtete er die Censur liberaler ein und empfahl durch das Gesetz von 1773 den alten Christen Duldung gegen die neuen. Man hielt nämlich bisher die neuen Christen für heimliche Juden und entzog ihnen viele bürgerliche Rechte. Von P. selbst ist ein wichtiges Manuscript, eine Art Compte rendu über seine Verwaltung, vorhanden, das aber nicht bekanntgemacht worden ist. Ehrgeiz und Rachsucht gegen seine Feinde, die mehr als ein Mal ihm nach dem Leben trachteten, und der Plan, dem Prinzen von Beira, dem Enkel der Königin, die Thronfolge zu verschaffen, füllten sein übriges öffentliches Leben aus. Da starb Joseph I. den 24. Febr. 1777, dessen Tochter P.'s heftigste Feindin war; er mußte s. Entlassung nehmen. Die von ihm eingekerkerten Staatsverbrecher, 9800 an der Zahl, wurden freigelassen, und die meisten s. Einrichtungen aufgehoben, sodaß Portugal in den vorigen Zustand von Schwäche zurückfiel. P. hatte der jungen Königin einen Schatz von 78 Mill. Cruſaden und einen wohlgeordneten Staat übergeben. Allein der Haß seiner Feinde war mächtiger als sein Verdienst. Die portugies. Großen versuchten Alles, um ihn auf das Blutgerüst zu bringen. Die Königin ließ den Proceß der Königsmörder untersuchen, und P. rettete sich nur dadurch, daß er die Originalbeweise jener Verschwörung, die nicht öffentlich be-

kanntgemacht worden waren, vorlegte. Der gehaßte und verfolgte Mann behielt daher s. Titel und s. Einkünfte. Zurückgezogen in den Flecken Pombal, beschäftigte er sich mit Lesen und guten Werken. Die Armen liebten ihn, und seine Gemahlin hing an ihm mit deutscher Treue und Zärtlichkeit. Aber Klagen und Untersuchungen gegen ihn wechselten mit Neckereien aller Art. Dies untergrub des großen Mannes Gesundheit. Er starb d. 8. Mai 1782 zu Pombal im 85. J. seines Lebens. Die Geschichte dieses Ministers ist von dem Parteigeiste sehr entstellt, z. B. von seinem ital. Biographen, einem Exjesuiten, und in den „Anecdot. du ministère de Pombal" (Warschau 1784). P.'s eigne Vertheidigungsschrift in v. Dohm's „Mater. z. Statistik" (3 Thle.) beweist wenigstens, daß er sich als Minister nicht bereichert habe. Die Aktenstücke des Processes der Königsmörder s. m. in Voß's „Gallerie hist. Gemälde" (4 Bde.). Vgl. „L'administration du Marquis de Pombal" (Amsterdam 1788, 4 Bde.). K.

Pommern, ein gegenwärtig ganz zur preuß. Monarchie gehöriges Herzogthum, grenzt gegen W. an Mecklenburg, gegen S. an Brandenburg, gegen O. an Westpreußen und gegen N. an die Ostsee, wo die nördlichste Spitze Rixhooft, 4½ Meile von Hela, einen 220 Fuß hohen Leuchtthurm hat. Die Oder theilt es in Vor- und Hinterpommern, jenes westlich, dieses östlich von der Oder. Pommern war ein Haupttheil des alten wendischen Königreichs; dann hatte es von 1026 an seine eignen Herzöge. 1124 (d. 15. Juni) wurden die ersten zum Christenthum bekehrten Pommern durch Bischof Otto von Bamberg bei dem Ottobrunnen, um welchen vor 500 J. 4 Linden gepflanzt wurden, getauft; daher man das 700jähr. Gedächtnißfest der Einführung des Christenthums in Pommern am 15. Juni 1824 in ganz Pommern gefeiert hat. Als die Herzoge 1637 ausgestorben waren, hätte das Kurhaus Brandenburg, in Gemäßheit der bestehenden Erbverbrüderung, das ganze Land in Besitz nehmen sollen; allein da der Herzog während des dreißigjähr. Kriegs gestorben, und Pommern von den Schweden besetzt war, so mußte jenes sich im westfälischen Frieden mit Hinterpommern begnügen, Vorpommern und die Insel Rügen aber an Schweden überlassen. Als jedoch Karl XII. im nordischen Kriege auch den König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der Stettin nur bis zum Frieden besetzt halten wollte, zum Kriege reizte, mußte endlich Schweden an Preußen im stockholmer Frieden 1720 den größten Theil von Vorpommern sammt den Inseln Wollin und Usedom abtreten. Damals behielt Schweden bloß das Stück zwischen Mecklenburg, der Ostsee und dem Peenefluß, nebst der Insel Rügen. Durch den Vertrag vom 4. Juni 1815 kam Preußen auch in Besitz von Schwedischpommern (66 □M., 116,000 Einw.). Schweden hatte nämlich in Folge der Besitznahme von Norwegen s. Antheil an Pommern an Dänemark abgetreten; von diesem tauschte Preußen es gegen das Lauenburgische und eine Summe von 2,600,000 Thlrn. ein. Überdies zahlte Preußen noch an Schweden 3½ Mill. Thlr. und vergütete den schwed. Donatarien jährlich 43,000 Thlr. Pommern ist jetzt eine Provinz des preuß. Staats. Mit ihr wurden einige Theile der vormaligen Neumark und einige Örter Westpreußens vereinigt. Es zählte im J. 1825 auf 567 □M. 846,772 Einw., darunter 16,780 Milit., 6751 Katholiken und 4176 Juden. Die Provinzialstände sind seit 1823 in Wirksamkeit getreten. Die am 6. April 1824 errichtete, vom König bestätigte ritterschaftliche Privatbank ersetzt den Mangel an baarem Gelde durch Bankscheine. Oberpräsident von Pommern ist der verdienstvolle wirkliche Geh.-Rath Sack.

Pommern ist eins der niedrigsten und flachsten Länder Deutschlands; wenige Berge von mittelmäßiger Höhe unterbrechen diese ermüdende Fläche. Die Küsten der Ostsee in Hinterpommern sind mit Sandhügeln oder Dünen besetzt, die durch Stürme oft verändert werden; eine aus Westpreußen kommende Hügelreihe läuft zwischen Brandenburg und Pommern gegen die Oder hin. Der größte Fluß ist die

Oder, welche unterhalb Stettin den dammschen See bildet und sich dann in das frische Haff ergießt, welches durch die 3 Ausflüsse, die Peene, Swine und Divenow mit der Ostsee in Verbindung steht. Viele Küstenflüsse, darunter auch mehre schiffbare, bewässern diese Provinz. Auch sind viele große und kleine fischreiche Seen vorhanden. Der Boden ist größtentheils sandig und von sehr mittelmäßiger Fruchtbarkeit; doch sind die Gegenden bei Pyritz und Stargard, einige Striche in Vorpommern und die Gegenden längs der Seeküste sehr fruchtbar; ein nicht geringer Theil von Pommern hingegen ist steinig und sehr dürre. Die von der Neumark zu Pommern geschlagenen Theile haben im Ganzen einen sandigen, leichten Boden, und an wenigen Orten fruchtbares Ackerland. Die vorzüglichsten Erzeugnisse sind: Getreide und Feldfrüchte aller Art, Flachs, Hanf, Taback, Obst und Holz. Ausgeführt werden: Getreide, Flachs, Obst, Holz, fettes Rindvieh, Butter, feine Wolle, Gänse, Gänsefedern, Schinken und Würste; auch die pommerschen Muränen, Lachse, Neunaugen, Aale und Bücklinge sind bekannt. An Mineralien ist Pommern arm. Man hat Sumpferz, das auf der Eisenhütte zu Torgelow verschmolzen wird, Alaunerde, Salz, Bernstein, vorzüglich bei Stolpe, Kalk, Mergel und Torf. Letzterer ist das vorzüglichste mineralische Erzeugniß Pommerns. Die Einwohner sind theils Deutsche, theils Kassuben oder Abkömmlinge der alten Wenden, mit eigner Sprache. Ehemals war **Kassuben** ein Herzogthum in Hinterpommern. Die Leibeigenschaft, welche hier lange herrschte, hob erst der jetzt regierende König auf. Die Gewerbe sind von keiner Bedeutung; doch wird gute und dauerhafte Leinwand verfertigt und damit ein nicht unbeträchtlicher Handel getrieben. Man hat Tabacks-, Tuch-, Rasch- und andre Wollenfabriken und unbedeutende Baumwollenfabriken; eine Zuckersiederei, eine Ankerfabrik und die Bernsteindrehereien zu Stolpe. Wichtiger ist der Handel, der theils zur See, theils auf der Oder, theils auch zu Lande mit den benachbarten preuß. Provinzen getrieben wird. Der Hauptsitz des pommerschen Handels ist **Stettin** (s. d.). Pommern hat 3 Regierungsbezirke: Stettin, Stralsund und Köslin, und 26 landräthliche Kreise. S. Th. Kantzow's „Chronik von Pommern", herausgegeben von Kosegarten (Greifswald 1816, 2 Thle.) (eine der besten altdeutschen Chroniken), und „Topographische Beschreibung der Provinz Pommern, mit einer statist. Übersicht", von F. v. Restorff (Berlin 1827).

Pomologie, Obstbaumkunde, ist die Wissenschaft, welche sich mit der Kenntniß des Obstes (Obstkunde) und dessen Erzeugung (Obstbaumzucht) beschäftigt. Als Kenntniß aller genießbaren Früchte der Bäume (**Pomaceae, Drupaceae, Bacciferae**), ist sie ein Theil der Botanik; doch schöpft sie aus dieser nur die Regeln zur gehörigen Erkenntniß und Unterscheidung der Gattungen und Arten der Obstbäume, beschäftigt sich aber noch überdies mit der technischen Betrachtung und Eintheilung der verschiedenen Abarten, die der Botaniker alle nur als Varietäten einiger wenigen Species ansieht. Daher die in der Obstkunde eingeführte botanische Unterscheidung des Obstes in Kernobst mit vierfächeriger Samenkapsel, über welcher süßes Fleisch liegt (Äpfel, Birnen); in Beerobst, welches keinen deutlichen Unterschied des Fleisches und der Samenhülle bemerken läßt (Stachelbeeren); in Steinobst, dessen eßbares Fleisch eine steinartige Nuß einschließt (Pfirsichen), und in Kapselobst, welches ebenfalls Steinobst ist, dessen Fleischbedeckung aber ungenießbar ist und dessen Nußkern nur als Nahrungsmittel dient (Nüsse). Daher die naturgemäße Eintheilung in Geschlechter, von denen die Botanik den Pomologen lehrt, daß sie unvermischt neben einander fortbestehen, während nur die Species eines und desselben Geschlechts sich mit einander zu Bastarden vermischen können, die jetzt als beständige Varietäten oder Sorten durch die Bemühung der Pomologen Namen und Bezeichnung erhalten haben. Man kann annehmen, daß ehedem nur wenige Ursorten einer Species vorhanden waren, daß aber durch die

Beschaffenheit des Klima, des Bodens, durch die Vermischung des Blumenstaubes und die aus dem Samen gezogenen Kernlinge sich nach und nach die fast unzählbare Menge Obstsorten gebildet habe. Für den Einfluß des Klima spricht die Erfahrung, daß jeder Himmelsstrich seine eignen Sorten (Frankreich z. B. die Renetten) zieht; der Boden drückt ebenso dem Obste seine Eigenthümlichkeit ein (daher Weinsorten), und die Verschiedenheit der Sorten aus den Kernen hat van Mons zu Brüssel durch seine Aussaat von mehr als 40,000 Kernen, deren gezogene Stämme er unveredelt tragen läßt, am unwiderleglichsten dargethan. Die Vermischung des Samenstaubes verschiedener Sorten, wo der weibliche Theil der Blüthe die Befruchtung von dem männlichen Theile einer andern Sorte erhält, welches in der freien Natur durch den Wind und die Insekten bewirkt wird, bildet die eigenthümlichen Bestandtheile der neuen Sorten, wodurch die Menge unserer Obstsorten entstanden ist. Klima und Boden wirken besonders auf Verfeinerung und Veredlung derselben. Die künstliche Befruchtung, wo man absichtlich mit einem Pinsel den weiblichen Stempel (Pistill) mit dem Samenstaube einer andern dazu ausgewählten edeln Sorte schwängert, macht es möglich, die vorzüglichen, in 2 oder mehren verschiedenen Sorten liegenden Eigenschaften, z. B. Größe, Form, Geschmack zu vereinigen, und neue Sorten hervorzubringen. Wie sehr sich die unedelsten Sorten bloß durch sorgfältige Pflege veredeln, und die edlern Sorten sich durch Entziehung der zu ihrem Gedeihen günstigen Bedingungen wieder zu den unedeln zurückführen lassen, hat Knight, Präsident der londner Gartenbaugesellschaft, durch merkwürdige Versuche bewiesen. Sowie der Botaniker die Eigenthümlichkeit der Pflanzen beschreibt, sie als Unterscheidungszeichen benutzt, und durch Zusammenstellung der ähnlichen ein System baut, so bezeichnet auch der Pomolog durch seine Kunstsprache die Eigenthümlichkeiten (Charakteristik) des Obstes. Er benutzt dazu die Form, Größe, Kanten, Beulen, Grund- und Nebenfarben, Rost, Flecken, Punkte, den Stand des Blüthenknopfs, seine Einsenkung, Schaale, Stiel, Stielhöhle und deren Beschaffenheit, Geruch, Geschmack, Fleisch, Farbe, Geäder, Kernhaus, seine Fächer, die Kerne, Reife und Dauer. Außerdem wird noch die botanische Beschreibung des Baumes, seiner Blumen, Blätter, seines Wuchses, seiner Kronenbildung und des Tragholzes mit zu Hülfe genommen (s. die Werke von Quintiny, du Hamel, Schabol, Knoop, Abercrombie, Manger, Miller, Zink, Henne u. A.). Der Charakter, nach welchem man versucht hat, ein pomologisches System zu ordnen, ist ein natürlicher, der sich auf die Form bezieht, nach welcher die Früchte in verschiedene Familien, Ordnungen und Gattungen gestellt werden. Die immerwährende Entstehung neuer Sorten aus Kernen, und die feinen, fast unmerklichen Übergänge vieler Sorten, verbunden mit dem Umstande, daß fast jede Sorte in jeder Provinz, oft in sehr geringen Entfernungen, einen andern Namen hat, daß die nämliche Benennung hier dieser, dort jener Sorte gegeben wird, erschwert die Sache sehr. Die ältesten Eintheilungen schreiben sich von den Franzosen und Holländern her; diese theilten u. A. die Äpfel schon längst in Calvillen, mit Kanten, Kerben, lockerm Fleische, gewürzhaftem Geschmacke und hohlem Kernhause; in Renetten, die außen durch Rostanflug, innen durch kurz abknackendes Fleisch kenntlich sind; in die großen sauern Rambours ꝛc. Birnen wurden von ihnen in Beurrés oder Butterbirnen mit schmelzendem Fleische, in Bergamotten mit Gewürzgeschmack, runder Form und rostiger Schaale, in Rothbirnen oder Rougelets, Rousselets, in Blanquets oder Weißbirnen unterschieden. Manger stellte zuerst ein System nach Formentafeln auf, die 3 Hauptformen der Äpfel waren die runde oder platte, die hyperbolische (unten dicker als hoch) und die paraboliſche (höher als dick). Die Unterabtheilungen betreffen die vollständige Ebenheit, die Falten am Auge und die rundum befindlichen Rippen. Sickler (in s. „Obstgärtner") bildete daraus 4 Formen. Der Oberpfarrer

zu Kronenberg, Christ, schlägt vor, 8 Familien anzunehmen: Calvillen, Renetten, Pepings, Parmänen, Kantenäpfel, Plattäpfel, Spitzäpfel, Kugeläpfel. Diel ordnete die Obstarten nach der innern Beschaffenheit derselben. Das der Natur sehr angemessene System von Fritsch, welches zugleich das neueste ist, enthält 2 Hauptclassen: Kugeläpfel und Kegeläpfel, und benutzt die Kantenäpfel nur als Unterabtheilung, da sie unter allen Grundformen erscheinen. Die Ordnungen werden durch die Farbe bestimmt, und beim Geschlecht ist Geruch und Geschmack als Eintheilungsgrund angenommen worden. Auf ähnliche Art hat man auch Eintheilungen der andern Obstsorten versucht, z. B. die Eintheilung der Birnen nach der Form in 5 Classen (Sickler); nach der Reifzeit in 3 Classen (Christ); nach dem Fleische, Safte und Geschmacke in 6 Classen (Diel); nach der Gestalt (Fritsch), in Rund-, Spitz- und Langbirnen, deren Ordnungen nach der weißen, grünen, rothen, grauen Farbe gebildet sind. Pflaumen hat man bisher allezeit nach der Form bestimmt (längliche und runde Pflaumen, Mirabellen, Schlehen); Kirschen in süße und saure, deren Unterabtheilungen von der Farbe des Saftes und der Härte des Fleisches genommen werden; Pfirsichen unterscheiden sich in wollige und glatte, deren Gattungen (peches, pavies, violettes, brugnons) durch das Fleisch und den ablösigen Stein näher bezeichnet werden. (Gute Abbildungen und Beschreibungen der Obstsorten haben geliefert Manger in der „Pomona franconica", Kraft in der „Pomona austriaca", Sickler in s. „Gartenmagazine"; auch gehören hierher Sickler's Nachbildungen der Früchte in Wachs, sowie die italienischen in cararischem Marmor). Von dem Gesichtspunkte der Benutzung angesehen, theilt der Pomolog das Obst ein in Tafelobst, Wirthschaftsobst und in Handelsobst. Zum Tafelobst wird eine angenehme in die Augen fallende Gestalt nebst feinem Geschmacke erfodert. Hierher gehören von den Äpfeln die Calvillen, Pepings, Goldstieläpfel, Antillenäpfel, weiße Stettiner; Forellenbirnen, Bandbirnen, Petersbirnen; die Blutpfirsiche, Bourdine, Magdelaine rouge et blanc; die zu Saft und Eingemachtem zu benutzenden Himbeeren, Johannisbeeren, Nüsse ꝛc. Wirthschaftsobst betrachtet man, nachdem es Vorzüge beim Kochen, Backen, Welken besitzt. Als Fabrikationsobst sind die Birnen und Pflaumen zum Syrup brauchbar, der Wein unter allen ganz vorzüglich wegen seines angenehmen Products, das man bisweilen durch Äpfel- oder Birnenmost (Cyder) zu ersetzen sucht; hierher die Bereitung des Kirsch-, Himbeer-, Heidelbeersaftes, die Fertigung des Obstbranntweins, des Öls aus Nüssen und Kernen, die Benutzung des schlechten Obstes zum Viehfutter und mehrer andrer Beeren, wie Hollunder, als Arzneimittel. Die Benennung Handelsobst betrifft die vorzüglich in Ruf gekommenen Sorten: Borsdorfer, rothe Stettiner, Safranäpfel, gebackene Pflaumen und Kirschen ꝛc., deren Verkauf für viele Länder ergiebig ist. Mittelst ihres zweiten Theils, der Obstbaumzucht, schließt sich die Pomologie an die Ökonomie an, da sie sich mit den Mitteln beschäftigt, die Bäume zu pflegen und zu erziehen, und durch ihren Ertrag gehörigen Nutzen aus Grund und Boden zu ziehen. Hierher gehört zuerst die Vermehrung der Obstbäume und Sträucher: a) durch den Samen oder die Kernlinge, die als Grundstämme für die zu veredelnden Sorten unentbehrlich sind; b) die Vervielfältigung durch Wurzelausläufer, welche sich am besten für die Sträucher, nicht so gut für die Bäume schickt; c) die Vervielfältigung durch Schnittlinge (abgeschnittene Äste, die in die Erde gesenkt werden) beim Weine, Quitten, Johannisbeeren am besten; d) das Anhäufeln, indem man einen jungen veredelten Baum über der Impfstelle oder einen Kernling tief unten abschneidet, wo er dann Zweige austreibt, an welche Erde angehäufelt wird, die, sobald sie Wurzel geschlagen haben, abgesondert werden; e) die Vermehrung durch Zertheilung und Einlegung von Wurzeln, durch die Veredlung der Wurzelstücken, wodurch neuerlich eine fast unglaubliche Vervielfältigung der Bäume bewirkt worden. Das Baum-

setzen, welches die Zeit im Herbst und Frühjahr verlangt, wo der Baum noch von seiner Vegetation ruht, und wobei auf die gehörige Lockerheit des Bodens, auf die Zwischenweite, durch die künftige Ausbreitung der Aeste und der Wurzeln (die beide stets im Verhältnisse stehen) bestimmt, das gehörige Augenmerk zu richten ist. Die Veredlung der Stämme. Jedes Auge und jeder Zweig eines Baumes ist nicht nur geeignet als eine eigne Pflanze für sich fortzuwachsen und seine Wurzel zu bilden, sondern es ist ebenso möglich, daß dieselben, von dem Mutterstamme auf den andern Stamm einer Art desselben natürlichen Geschlechts gebracht, mit diesem verwachsen, ohne ihre Natur dadurch zu verändern. Der Grundstamm hat aber insofern günstigern Einfluß auf das Pfropfreis, als seine Organisation, sein schneller oder langsamer Wuchs, Holzstärke ꝛc. mit dem des Reises übereinstimmen; die Bitterkeit oder Rohheit des wilden Obstes (herbe Säfte) gehen keineswegs auf die gepfropften Augen über (denn auf herben Schlehen gedeihen die schönsten Reineclauden), wenn nur dabei die natürliche Verwandtschaft des Grundstammes zum Pfropfreis immer berücksichtigt wird. Eigen ist es, daß man Birnen auf Ebischbeeren und Weißdorn veredelt fortbringt, und daß auf den Haferpflaumen die Pfirsichen am besten gedeihen. Veredelt wird der Baum auf folgende Arten. 1) Das Ablaktiren, Absängeln, Absaugen, greffer, enter en approche, eine der ältesten, sichersten Arten. Es werden zu dem Ende die zu veredelnden Stämme nahe um die Mutterpflanze gesetzt, die Edelzweige derselben werden keilförmig ein-, doch nicht ganz durchgeschnitten, und so in den gespaltenen Wildling eingepaßt, daß selbige, bis zum völligen Verwachsen mit ihm, noch an dem Mutterstamme hängen bleiben. Diese Methode wird jetzt nur noch bei den Nüssen angewendet, die sich schwer anders veredeln lassen. 2) Das Pfropfen (s. d.), Balgen, Impfen (in der Schweiz Zweigen), greffer. 3) Das Oculiren (s. d.), Augeln, Pfropfen mit dem Schildlein, greffer en écusson. Es ist sehr alt, schon Cato (230 v. Chr.) kannte es. 4) Das Copuliren (s. d.) ist eine sehr einfache Veredlungsmethode und läßt sich am besten bei dünnen Wildlingen, ebenso an Wurzelstücken anwenden. 5) Das Pfeifeln, Anpfeifeln, Röhrlen geschieht durch vorsichtige Ablösung eines Stücks Rinde des Edelreises rund um dasselbe, sodaß es einer Röhre gleicht, welches dann auf ein genau ebenso starkes, geschältes Reis des Wildlings geschoben wird. Es lassen sich auf solche Arten auf einem Grundstamme sehr viele (bis 250 nach Agricola) Obstsorten anbringen. Ein weiteres Augenmerk richtet die Obstbaumzucht auf die Wartung und Pflege der Stämme, indem sie die zum Gedeihen derselben günstigen Bedingungen herbeizuführen und die schädlichen Einflüsse zu entfernen sucht. Es gehören hierher: die Auflockerung des Bodens, seine Bearbeitung mit Hacke und Pflug, seine Bedüngung, sein Begießen zur Zeit der Dürre, Ableitung des überflüssigen Wassers in der Nässe, Ausscheiden aller dürren Reiser und Aeste, des Krebses und Brandes, und das Verbinden mit heilenden Salben aus Lehm, Kalk und Kuhmist, Schutz gegen Viehbeschädigung und Frost, Abbürsten und Waschen der Rinde, um den Anflug von Flechten zu verhüten, Entfernung der Feldmäuse, der Käfer, der Raupen. Endlich wird bei der Obstbaumzucht der jungen Bäume in und durch die Baumschule oder das Seminarium auch die künftige Gestalt und der Zweck berücksichtigt. In dieser Hinsicht zerfallen die Stämme in Hochstämme und Nieder- oder Franzstämme. Der Unterschied beruht auf den mehr oder weniger treibenden Grundstämmen, die bei der Veredlung gewählt werden. Die Krone des Hochstammes beginnt erst 4 Ellen hoch über der Erde; solche Stämme dienen für Plantagen, Alleen ꝛc. und sind auf stark treibenden Unterlagen veredelt. Die Franzstämme dagegen haben eine schwach treibende Unterlage, die zugleich für die Zukunft die ganze obere Ausbildung des Stammes beschränkt. Hier dient die Erfahrung, daß die Ausbreitung der Krone mit der der Wurzel übereinkomme, wonach der Gärtner s.

Unterlagen auszusuchen hat, z. B. Johannisäpfel für die Franzäpfel, Quitten für die Franzbirnen. Auch beruht darauf die Darstellung der Obstorangerie, der Bäume in Kübeln und Äschen: eine neue liebliche Erfindung, wodurch auch der Liebhaber, der keinen Gartenraum besitzt, in den Stand gesetzt wird, sich einen Obstgarten im Kleinen zu verschaffen, wozu Diel eine deutliche Anweisung schrieb. Halbstämme stehen zwischen beiden Classen in der Mitte, ihre Krone breitet sich 2 Ellen hoch von der Erde aus. Die Gestalt des künftigen Baumes hängt vom Baumschnitte ab, der eine der wichtigsten und schwersten Gartenkünste ist, weil fast jede Sorte eines andern Schnittes bedarf. Bei der Obstorangerie und den Espalierbäumen ist der Schnitt zur Hervorbringung der Früchte unentbehrlich. Je stärker der Baum geschnitten wird, desto stärker ist der junge Trieb. Besondere Rücksicht ist beim Schnitt auf fruchtbare Äste (die man an den blumentragenden Knospen erkennt) zu nehmen; unfruchtbare und Wasserreiser werden entfernt, und dabei muß immer die pyramidalische, kesselförmige, kugelförmige oder fächerförmige Form des Baumes im Auge behalten werden. Mit Erfolg wendet man auch mehre Kunstmittel an, die Obstbäume zum Tragen zu zwingen und ihre Fruchtbarkeit zu erhöhen, z. B. das Beugen der Zweige um einen Reif, das Schröpfen der Bäume, die Ablösung der Schale in Ringform ꝛc. — Früher als die Obstkunde ward die Obstbaumzucht in Europa ausgebildet; schon die Römer hielten die aus den wärmern Klimaten Griechenlands (Kirschen), Armeniens (Aprikosen), Syriens (Pfirsichen, Pflaumen) mitgebrachten Bäume werth, als Beute ihre Triumphe zu schmücken. Virgil ertheilte seinen Landsleuten praktischen Unterricht in dieser Kunst. Sehr lange beschränkte sie sich auf Italiens warmen Himmel; nach Galliens Eroberung ward sie auch hierher verpflanzt; schon unter Konstantin d. Gr. verstanden die Einw. von Paris, nach Juvenal, vorzüglich Feigenbäume und Weinstöcke durch Bedeckung mit Strohmatten gegen die Winterkälte zu schützen und reife Früchte zu erziehen. In Deutschland blieb der Obstbau lange unbekannt. Karl d. Gr. begründete ihn zuerst gesetzlich durch Befehle, welche er in s. „Capitularien" den Aufsehern seiner königl. Häuser wegen Behandlung der Gärten gab. Er ordnete demnach an, in allen s. Gärten zu pflanzen: Spierlinge, Haselnüsse, Quitten, Mispeln, Mandeln, Feigen, Nüsse, Kastanien, Pfirsichen, Maulbeerbäume und verschiedene Sorten Äpfel, Pflaumen, Birnen. Mehr noch als diese Gesetze bewirkte der Orden der Benedictiner die Verbreitung der Obstbaumzucht in Deutschland, welche sich den Anbau des Weinstocks vorzugsweise angelegen sein ließen. Ebenso förderlich waren die Züge deutscher Kaiser nach Rom und die Kreuzzüge, wo die Deutschen mit den üppigen Genüssen des wärmern Himmels bekannt wurden, welche durch die Handelsverbindungen der reichgewordenen süddeutschen Reichsstädte leicht verbreitet werden konnten. Im 16. Jahrh. fand man schon große Obstgärten in Augsburg, Ulm und Nürnberg, wo 1621 Knabe s. „Hortipomologia" herausgab. Endlich nahmen auch deutsche Fürsten den Obstbau in besondern Schutz, und 1636 erschien ein „Obstgartenbüchlein" von dem Kurfürsten August zu Sachsen. Dessenungeachtet blieb die Obstcultur noch auf einer sehr niedrigen Stufe, bis die Zahl der feinen Sorten aus den Baumschulen der berühmten Karthause zu Paris in Deutschland (als Franzobst) verbreitet ward. Zu der Zeit verdankte Frankreich dem berühmten Gärtner Ludwigs XIV., Quintiny, ferner Girardet, Duhamel, die wissenschaftliche Grundlage der Pomologie, da Ersterer schon eine systematische Übersicht aufstellte, und Letzterer ein classisches Werk über diesen Gegenstand schrieb. In den Niederlanden erreichte die Obstcultur, unterstützt durch mildes Klima und unerschöpfliche Fruchtbarkeit des Bodens, praktisch eine hohe Ausbildung und wird noch gegenwärtig sehr betrieben. Als vorzügliche Gartenanlagen und Obstplantagen in Deutschland sind bemerkenswerth: die zu Herrenhausen in Niedersachsen; die zu Podiebrad in Böhmen vom

Dechant Rösler; das Joanneum zu Grätz in Steiermark, vom Erzherzog Johann von Östreich; die im großen Garten bei Dresden, vom Amtshauptmann v. Carlowitz; die von Diel, Christ und von Sickler eingerichteten Baumschulen. Unter den Deutschen haben Verdienste der Pastor Henne, Otto v. Münchhausen, der Oberpfarrer Christ zu Kronenberg, welche zugleich als Schriftsteller bekannt sind. Diel hat sich vorzüglich um die theoretische Pomologie, um die systematische Abklassung und die Charakteristik der Sorten; Christ um die Praxis durch die Verbreitung der zum Obstbau nöthigen Kenntnisse und Handgriffe, und Sickler durch die stärkere Erweckung des Sinnes für dieses Fach, vermittelst s. „Obstgärtners", verdient gemacht. Nicht minder tragen mehre Verbindungen und pomologische Gesellschaften, wie die zu Altenburg (in Sachsen, seit 1703) und die in Ungarn, die londner Gartenbaugesellschaft, der berliner Gartenbauverein, der pomologische Verein in Guben (in der Lausitz), zur Verbreitung guter Obstsorten und zur Verbesserung der Obstcultur bei und sorgen auch durch genaue Erforschung der vorgefundenen Arten, durch Kritik der verworrenen Synonymen und durch Entwerfung einer systematischen Anordnung der pomologischen Kenntniß ruhmvoll dafür, die Pomologie zum Range einer Wissenschaft zu erheben. Die Altenburg. pomolog. Gesellschaft gibt seit 1821 „Annalen der Obstkunde" heraus. S. M. Raschig, „Die Obstbaumzucht im Kleinen und Großen" (Berlin 1827). F.

Pomona, bei den Römern, eine schöne Nymphe, welche den Gartenbau liebte und Fruchtbäume anpflanzte und pflegte. Alle Gottheiten der Felder bemühten sich vergebens, ihr zu gefallen, am meisten Vertumnus. Dieser nahm tausend Gestalten an, um sich ihr zu nähern. Einst erschien er als altes Mütterchen, und erzählte ihr mehre traurige Geschichten von Frauen, die, wie sie, der Liebe Hohn gesprochen. Dadurch wurde sie gerührt, und Vertumnus, der die Gestalt eines Jünglings wieder annahm, gewann sie zur Gemahlin (Ovid's „Met.", XIV, 622 ꝛc.). Den Griechen war Pomona unbekannt. In Latium ward sie als Göttin des Gartenbaues und der Baumzucht verehrt, und ihr wurden für die Erhaltung der Feldfrüchte Opfer gebracht. Auf alten Denkmälern ist sie bald als eine schöne Jungfrau bekleidet dargestellt, welche auf einem Korbe mit Früchten sitzt und reich beladene Zweige von Fruchtbäumen auf dem Schoße und in der Hand hat, bald nackt an einen Baum gelehnt, woran ein Korb mit Früchten hängt, in den Locken eine Fruchtschnur und Obst in den Händen.

Pompadour (Jeanne Antoinette Poisson, Marquise de), Geliebte Ludwigs XV., in dessen Gunst sie der Frau v. Chateauroux folgte. Sie war 1720 geb., die Tochter eines unterhaltenen Frauenzimmers und eines Landmanns von Ferté-sous-Jouare, der durch den Kornhandel etwas gewonnen hatte, aber wegen einiger Unterschleife verfolgt wurde. Man hatte sie 1741 an den Unterfinanzpachter d'Etioles verheirathet. Sie war wohlerzogen, klug, liebenswürdig, reich an Anmuth und Talenten, von Natur mit einem guten Herzen und einem richtigen Verstande ausgestattet. „Ich kenne sie sehr gut", sagt Voltaire von ihr, „ich war sogar der Vertraute ihrer Liebe. Sie gestand mir, daß sie immer ein geheimes Vorgefühl gehabt, sie werde einst vom Könige geliebt werden, und daß sie, ohne es genau zu ergründen, eine heftige Neigung für ihn gefühlt habe". Dieser Gedanke, der in ihrer Lage etwas abenteuerlich scheint, entstand dadurch, daß sie oft den Jagden des Königs in dem Holze von Senar zusah. Tournehem, der Liebhaber ihrer Mutter, hatte ein Landhaus in der Nachbarschaft. Madame d'Etioles erschien in einer artigen Calesche; der König bemerkte sie und schickte ihr oft Wildpret. Endlich gelang es, sie dem Könige zuzuführen, dessen ganzer Gunst sie sich schnell bemächtigte. Als Marquise de Pompadour wurde sie 1745 bei Hofe eingeführt. Sie genoß des höchsten Ansehens, mischte sich aber anfangs nicht viel in die öffentlichen Angelegenheiten, sondern begnügte sich, als eine Gönnerin der Ge-

lehrten und Künstler zu erscheinen. Sie sammelte Bücher, Gemälde und Seltenheiten, und trug zu der Einrichtung der Militairschule bei, deren Gründer Paris du Verney war. Als aber nach und nach ihre Reize verblühten, und sie sich nur dadurch in der Gunst des Königs erhalten konnte, daß sie ihm andre Geliebten zuführte, entschädigte sie sich durch den Einfluß, dessen sie sich auf die Regierungsgeschäfte anmaßte. Sie ließ die wichtigsten Ämter mit ihren Günstlingen besetzen und trug durch ihre Einwirkung wesentlich zu dem Unglücke bei, welches zum Theil schon damals Frankreich traf, noch mehr aber vorbereitet wurde. Die Theilnahme Frankreichs an dem Kriege gegen Friedrich II. soll hauptsächlich ihr Werk gewesen sein. Die Kaiserin Maria Theresia hatte durch ein eigenhändiges Schreiben sie zu gewinnen gesucht. Alles Unglück, das in und durch diesen Krieg Frankreich traf, wird ihr zur Last gelegt, indem sie den Cardinal Bernis, welcher den Frieden wünschte, entfernen und durch Choiseul ersetzen ließ, bei dem Heere aber die Absetzung des Marschalls d'Estrées im Augenblicke seiner Triumphe bewirkte und unfähige Anführer begünstigte. Sie starb 1764 in einem Alter von 44 J., von dem abgestumpften Könige wenig bedauert, von der Nation aber verabscheuet und verspottet. Die unter ihrem Namen erschienenen Memoiren und Briefe sind nicht von ihr, sondern angeblich von dem jüngern Crébillon. Vgl. über sie den 4. Bd. der Mem. der Mad. Campan, und die Mem. der du Hausset.

Pompeji, eine ehemals wegen ihres Handels berühmte Stadt in Campanien, welche 63 n. Chr. größtentheils durch ein Erdbeben zerstört und 79 n. Chr. wie Herculanum von einem Lavastrom oder vielmehr von einem Aschenregen des Vesuv verschüttet, aber 1748 wieder entdeckt wurde. Die Höhe von 18 Fuß Asche, die sich fast durchgehends zeigt, ließ wahrscheinlich die Spitzen der höhern Gebäude noch sichtbar, bis endlich die Zeit Alles bedeckte. Obgleich minder groß und angesehen als Herculanum, hat sie doch viele treffliche Kunstwerke, ein großes Theater und viele ansehnliche Gebäude besessen. Über die Ausgrabung dieser Stadt vgl. **Herculanum**. 1825 deckte man ein schönes Privatgebäude auf, worin man treffliche Wandgemälde, Mosaik und Arabesken fand. Man nennt jetzt dieses merkwürdige Haus casa del poeta tragico. Noch immer gräbt man Alterthümer heraus. Die Schilderung der ausgegrabenen Stadt findet man in Will. Gell's und Gandy's „Pompejana, or topografy, edifices and ornaments of Pompeji" (Lond. 1817—19). Henr. Wilkins's „Views of Pompeji" und Cooke's „Delineations" (Lond. 1827, 2 Bde., Fol., mit 90 Kpf. und dem Texte vom Architekten Donaldson) geben ein sinnliches Bild der Stadt. Das genaueste Werk ist aber wol Ludwig Goro's von Agyagfalva „Wanderungen durch Pompeji" (Wien 1825). Des verst. Mazois Werk über die Ruinen von Pompeji (1825, 2 Bde.) wird fortgesetzt von Gau, mit Unterstütz. von Clarac und Letronne. Des französ. Architekten Bibent Plan von Pompeji (8 Bl. gr. Fol., Paris 1826) zeigt die Ergebnisse aller seit 1763—1825 veranstalteten Ausgrabungen.

Pompejus (Cnejus), der Große (Magnus), geb. 107 vor Chr., Sohn des Cnejus Pompejus Strabo, eines geschickten, aber wegen seiner Härte und seines Geizes wenig beliebten Feldherrn, war mit einer glücklichen Bildung und einer würdevollen Anmuth des Betragens begabt und entwickelte früh Talente, die ihm gleichen Erfolg auf dem Forum und im Lager versprachen. Die ersten Kriegsdienste that er unter s. Vater, der in der Nähe von Rom ein Heer gegen Cinna in den Bürgerkriegen des Marius befehligte. Hier entging er kaum dem Tode von der Hand des Terentius, seines Zeltkameraden, welchen Cinna gedungen hatte, Vater und Sohn zu ermorden. Als er davon Nachricht bekam, verließ er Abends sein Zelt und sicherte seines Vaters Leben, indem er das Prätorium mit einer Wache umgab. Bald darauf brach eine Meuterei im Heere aus; die unzufriedenen Soldaten wollten ihren verhaßten Befehlshaber verlassen: da trat der 19jährige Jüngling den

Aufrührern entgegen und warf sich, nachdem er Bitten und Vorstellungen vergeblich erschöpft hatte, vor dem Hauptthore des Lagers auf die Erde mit der Erklärung, daß er sie nicht anders durchlassen werde, als wenn sie ihn zerträten. Diese Entschlossenheit hatte die gewünschte Wirkung; durch seine einnehmenden Worte und sein Betragen söhnte er in der Folge die Soldaten mit seinem Vater aus. Dieser wurde bald darauf vom Blitz erschlagen. Des Marius und Cinna Partei gewann die Oberhand und füllte Rom mit Blut. Der junge P., der sich auf das Gebiet von Picenum zurückgezogen hatte, wo er Ländereien besaß, hob bei des Sylla Annäherung eigenmächtig Truppen aus und nöthigte die benachbarten Städte, sich für diesen Feldherrn zu erklären. Seine Liebe beim Volke setzte ihn in den Stand, 3 Legionen aufzustellen, die er dem Sylla in Campanien zuführte. Drei Anführer der Gegenpartei wollten seinen Marsch hindern, P. aber schlug sie einzeln und kam glücklich bei Sylla an, der den 23jährigen Helden mit großer Achtung empfing und ihn, obgleich er noch nicht das senatorische Alter hatte, mit dem Titel Imperator begrüßte. Eine Reihe blutiger Kämpfe folgte, durch welche des Marius Partei in Italien vernichtet, und Sylla unumschränkter Herr in Rom wurde. Um den P. noch fester an sich zu knüpfen, bewog ihn Sylla, sich von s. Gemahlin Antistia zu trennen und sich mit der Amilia, seiner Stieftochter, zu verbinden. Es war günstig für P.'s Ruf, daß er, als Sylla seine Grausamkeiten in der Hauptstadt verübte, in Sicilien gegen Perpenna, einen Feldherrn des Marius, kämpfte. Er vertrieb denselben, unterwarf die Insel und wußte durch seine Milde die Liebe der Sicilianer zu gewinnen. Die Marianer hatten sich indeß in Afrika unter Domitius Ahenobarbus wieder gesammelt und wurden von den numidischen Königen unterstützt. Sylla wirkte daher ein Decret des Senats aus, welches dem P. befahl, sich dorthin zu begeben. Mit 5 Legionen griff er den Domitius unerwartet an und zerstreute den größten Theil seines Heeres. Darauf stürmte er sein Lager, erschlug ihn und nahm den numidischen König gefangen; die Länder desselben gab er einem Anhänger seiner Partei. Dieser vollständige, binnen 14 Tagen erlangte Erfolg erregte so sehr des Sylla Eifersucht, daß er ihm den Befehl zukommen ließ, s. Heer zu entlassen und nach Rom zurückzukehren. Aber die Soldaten, die sich in ihrer Erwartung auf Beute getäuscht sahen, brachen in einen Aufstand aus, und erst, als er sich selbst zu ermorden drohte, wenn sie darin beharrten, kehrten sie zum Gehorsam zurück. Bei s. Ankunft ward er von Sylla mit allen Zeichen der Gunst empfangen. Nach Plutarch erhielt er von Sylla, nach Livius aber von s. Schmeichlern den Beinamen des Großen (Magnus), den er fortan führte. Des Dictators Eifersucht erwachte jedoch aufs neue, als P. einen Triumph foderte. Sylla erklärte ihm, daß er sich diesem Verlangen mit allen Kräften widersetzen werde. P. aber trug kein Bedenken ihm zu erwidern, „daß das Volk mehr die aufgehende als die niedersinkende Sonne verehre", und Sylla gab nach. So erhielt P. die Ehre des Triumphs, obgleich er erst römischer Ritter war und noch nicht das gesetzliche Alter hatte, um in den Senat zu treten. Sylla legte bald darauf die Dictatur nieder, und P. gab ihm bei einer Consulwahl die kränkende Überzeugung von s. Übergewicht. Sylla rächte sich dadurch, daß er ihn in s. Testamente überging; aber P. war hochgesinnt genug, den Todten zu ehren und allen s. Einfluß anzuwenden, damit er öffentlich auf das prachtvollste bestattet wurde. Neue Unruhen erhoben sich bald darauf, besonders durch den Consul Lepidus, welcher ebenfalls nach der Oberherrschaft strebte. Dieser verließ Rom und stellte sich an die Spitze eines Heeres, ward aber von den vereinigten Streitkräften des andern Consuls Catulus und des P. besiegt. Letzterer bekam darauf vom Senate den Befehl, gegen M. Junius Brutus (den Vater des berühmten M. Brutus) zu ziehen, welcher im cisalpinischen Gallien eine Heerabtheilung für die Sache des Lepidus befehligte. P. bewog ihn zur Übergabe, ließ ihn aber, mit Verletzung des versprochenen sichern Geleites, hinrichten. Jetzt trat ein

Zeitraum der Ruhe ein, in welchem Catulus sein Ansehen anwendete, um den P. zu nöthigen, seine Kriegsmacht zu entlassen. Dieser Maßregel wich er jedoch unter mancherlei Vorwänden aus, bis die Fortschritte des Sertorius, eines ehemaligen Feldherrn des Marius, in Spanien, einen Senatsschluß veranlaßten, daß der jetzt 30jährige P. mit proconsularischer Gewalt zur Unterstützung des Metellus, der sich in einem zu ungleichen Kampfe gegen diesen geschickten Anführer befand, abgehen solle. Anfangs wurden beide Feldherren, die von einander unabhängig, jedoch in vollkommenem Einverständnisse handelten, durch die Thätigkeit und Kriegserfahrenheit des Sertorius überwunden. P. verlor 2 Schlachten und kam in persönliche Gefahr. Auch ward der Krieg, so lange Sertorius lebte, nur mit geringem Erfolge gegen ihn geführt. Nachdem er aber von s. eignen Officieren ermordet worden, und Perpenna ihm gefolgt war, brachte P. den Kampf bald zu Ende. Bei s. Rückkehr war der Sklavenkrieg unter Spartacus in Italien ausgebrochen. Crassus hatte bereits den Hauptschlag ausgeführt, und P. fand nichts weiter zu thun als die Überreste des Rebellenheeres aufzureiben. Dennoch maßte er sich den Ruhm des Sieges an und zeigte überhaupt so wenig Mäßigung in s. Glücke, daß er in Verdacht kam, in des Sylla Fußstapfen treten zu wollen. Er triumphirte zum zweiten Male und wurde zum Consul gewählt (70 vor Chr.), obgleich er noch keins der untergeordneten Staatsämter verwaltet hatte, durch welche man sich bisher den Weg zum Consulate zu bahnen pflegte. Sein College war Crassus, und Beide bewarben sich um die Gunst des Volks: Crassus durch reiche Spenden, P. durch Wiederherstellung des Tribunats und andre Einrichtungen zum Vortheile des Volks. Als in demselben Jahre die Censoren auf dem Forum, dem Gebrauche gemäß, solchen Rittern Befreiung vom Kriegsdienste verwilligten, welche die bestimmte Zeit gedient hatten, erschien auch P. vor ihnen, im consularischen Gewand und sein Pferd am Zügel führend. Der Censor fragte ihn: „Pompejus Magnus, hast du alle im Gesetze bestimmten Feldzüge gemacht?" und er antwortete: „Ja, und alle unter meiner eignen Anführung". Dieser Antwort folgte ein allgemeines Beifalljauchzen; die Censoren aber standen von ihren Sitzen auf und begleiteten ihn unter dem Jubel der Menge nach Hause. Zwei Jahre nach s. Consulat hatten die Seeräuber, begünstigt durch den Krieg mit Mithridates, im mittelländ. Meere so sehr überhandgenommen, daß sie, im Besitze von 1000 Galeeren und 400 Städten, auf einer weit ausgedehnten Küste einen regelmäßigen Krieg führten. Der Tribun Gabinius, ein dem P. ergebener Mann, schlug vor, man solle Jemand (dessen Namen er jedoch nicht nannte) auf 3 Jahre mit außerordentlicher Gewalt zu Wasser und zu Lande bekleiden, um dem Unwesen der Seeräuber ein Ende zu machen. Mehre Freunde der Verfassung sprachen mit Nachdruck gegen diesen Vorschlag; dennoch ward er mit großer Stimmenmehrheit durchgesetzt, und dem P. mit dem Titel eines Proconsuls diese Gewalt ertheilt. In 4 Monaten reinigte jetzt P. die Meere von den Schiffen der Seeräuber, bemeisterte sich ihrer Städte und Festungen, befreite eine Menge Gefangener und nahm 20,000 Seeräuber gefangen, denen er ebenso menschlich als klug die verlassenen Inselstädte Ciliciens und andre Provinzen zu Wohnplätzen anwies, wodurch er ihnen die Gelegenheit benahm, ihre vorige Beschäftigung wiederzuergreifen. Unterdessen war der Krieg gegen Mithridates mit wechselndem Glücke geführt worden, und obgleich Lucullus seinen Gegner hart bedrängte, so fand dieser doch immer neue Hülfsquellen. Da schlug der Tribun Manilius vor, den P. sowol über den Lucull in Führung des Kriegs gegen den Mithridates und Tigranes als auch über die andern römischen Anführer in den asiatischen Provinzen zu setzen, und während er den Oberbefehl zur See beibehielt, alle Heere in diesen Gegenden unter seine Willkür zu stellen. Das hieß eine größere Macht in seine Hände legen, als je ein römischer Bürger vor ihm gehabt hatte. Mehre ausgezeichnete Männer beschlossen daher, sich mit ihrem

ganzen Einflusse diesem Eingriff in die Freiheit zu widersetzen. Aber P. stand in so großer Gunst beim Volke, daß, als der festgesetzte Tag kam, nur Hortensius und Catulus den Muth hatten, gegen den Vorschlag zu sprechen, während Cicero, der das Consulat durch die Pompejanische Partei zu erlangen hoffte, mit aller seiner Beredtsamkeit, und Cäsar, dem dergleichen Abweichungen von der Verfassung erwünscht kamen, mit allem s. Einflusse sich dafür erklärten. Cicero's Rede (Pro lege Manilia) liefert einen Abriß von P.'s öffentlichem Leben in den glänzendsten Lobsprüchen, die vielleicht je einem Einzelnen gemacht worden. Das Gesetz wurde von allen Tribus genehmigt, und P. schien nur ungern einzuwilligen. Er begab sich 67 v. Chr. nach Asien und übernahm den Oberbefehl von Lucullus, der sein Mißvergnügen um so weniger verbergen konnte, als P. geflissentlich alle von ihm gemachte Einrichtungen vernichtete. (S. Mithridates.) Der König ward aus s. festen Stellungen vertrieben, mit Verlust s. Lagers gänzlich geschlagen und zur Flucht in die Länder jenseits des kaspischen Sees gezwungen. P., der zu derselben Zeit den König Tigranes von Armenien von seinem Bunde mit Mithridates getrennt und dessen Reich der Verfügung der Römer unterworfen hatte, verfolgte den Mithridates nach Scythien und kämpfte mit den kriegerischen Völkern daselbst 2 Jahre. Dann kehrte er nach Pontus zurück, vollendete die Eroberung dieses Königreichs und verwandelte Syrien in eine römische Provinz. Auf Einladung der beiden Brüder, Aristobulus und Hyrcanius, welche um den Thron von Judäa stritten, erschien er in diesem Lande, ihren Zwist zu schlichten. Nach einer 3monatlichen Belagerung nahm er Jerusalem mit Sturm und ertheilte dem Hyrcanius die oberpriesterliche Würde. Inzwischen hatte sich Mithridates aus Verzweiflung vergiftet; so war der Krieg beendigt. Nachdem P. die Angelegenheiten Asiens geordnet, besuchte er Griechenland, wo er Redner und Dichter hörte und s. Achtung für die Philosophie dadurch bezeigte, daß er der Stadt Athen ein reiches Geschenk machte. Darauf kehrte er nach Italien zurück, entließ, die Gemüther zu beruhigen, sein Heer, sobald er bei Brundusium (61 v. Chr.) gelandet war, und zog als Privatmann in Rom ein. Die ganze Bürgerschaft kam ihm entgegen und bewillkommnete ihn mit lautem Jubel. Seine Foderung eines Triumphs ward ohne Widerspruch bewilligt, und noch nie hatte Rom ein so glänzendes Schauspiel gesehen als diesen 2tägigen Triumphaufzug. Gefangene Könige und Vornehme gingen vor dem Wagen her, und die Beute von Asien, die in den öffentlichen Schatz floß, stieg zu einer ungeheuern Summe. Nach dem Triumphe ließ P. alle Gefangene in ihr Vaterland zurückkehren, mit Ausnahme des Aristobulus und Tigranes. Sein Plan war nun, unter dem Anschein eines zurückgezogenen Privatmannes den ersten Platz im Staate zu behaupten; dabei fand er aber von mehren Seiten Widerstand. Crassus und Lucullus übertrafen ihn an Reichthum; die eifrigen Republikaner betrachteten ihn mit Argwohn; Cäsar legte den Grund zu seiner künftigen Größe. Dadurch wurde P. zu allerlei Kunstgriffen bewogen und zog auch den schändlichen Clodius an sich. Cäsar, der aus seiner Statthalterschaft Spanien zurückkam, bewarb sich eben um das Consulat. Zu diesem Zwecke versöhnte er Crassus und P. und trat selbst mit ihnen in jene, unter dem Namen des ersten Triumvirats berühmte Verbindung; 59 v. Chr. wurde er zum Consul gewählt, und durch die Vermählung seiner Tochter Julia mit P. schienen beide große Männer für immer vereinigt zu sein. Von jetzt an beförderte P. als Haupt einer Partei Maßregeln, denen er als guter Bürger hätte entgegenwirken sollen, da sie die Freiheit seines Vaterlandes unterdrückten. Er gab es zu, daß sein großer Lobredner Cicero von dem Tribun Clodius in die Verbannung geschickt wurde, wiewol er später, als er sich mit Clodius entzweit hatte, seine Zurückberufung bewirkte. Die gesetzwidrige Ernennung Cäsar's zu einem 5jährigen Oberbefehl in Gallien unterstützte er mit allen Kräften: eine Nachgiebigkeit, deren verderbliche Folgen sich

ſpäter zeigten. Um ihre Macht aufrecht zu erhalten, bewarben ſich Craſſus und P. zum zweiten Male um das Conſulat; ſie erhielten es nicht ohne Gewaltthätigkeiten (55 v. Chr.). Nach Verlauf des Jahres begab ſich Craſſus in ſ. Statthalterſchaft im Orient, während P., dem Spanien zugetheilt worden, in Rom blieb und dem Volke Schauſpiele gab. Dennoch traute er der Gunſt des Volks nicht ganz, ſondern hielt es durch ein eigenmächtig ausgehobenes Heer in Furcht. Des Craſſus Niederlage in Parthien ließ nur noch 2 Herren der römiſchen Welt übrig, und dieſe wurden, als bald darauf Julia im Kindbette ſtarb, aus Freunden Nebenbuhler. Dennoch hatte P. noch ſo viel Wohlwollen für Cäſar, daß er ihm, zum Erſatz ſeiner verlorenen Mannſchaften, 2 Legionen zuſchickte. Da die Unruhen in der Hauptſtadt zunahmen, ſo wünſchten Mehre, daß P. die Dictatur erhalten möchte; aber Cato ſchlug als verfaſſungsmäßige Maßregel vor, ihn zum alleinigen Conſul zu ernennen, welches 52 v. Chr. geſchah. Da indeß Cäſar's Ruhm als Feldherr und deſſen Liebe beim Volke immer höher ſtiegen, ſo ſuchte P. das Intereſſe angeſehener Familien mit dem ſeinigen zu vereinigen. In dieſer Abſicht vermählte er ſich mit Cornelia, der Witwe des jungen Craſſus und Tochter des Metellus Scipio, und machte dieſen zu ſeinem Mitconſul; auch bewirkte er, daß Cäſar's Begehren, ſeinen Oberbefehl in Gallien zu verlängern, vom Senate verworfen wurde. Die wichtigſten Ämter beſetzte P. mit Cäſar's Feinden; endlich rief er die 2 ihm geliehenen Legionen zurück, welche Cäſar ſogleich entließ. Nun wurden Vorſchläge gemacht, daß Beide zugleich ihr Commando niederlegen ſollten; aber P.'s Anhänger wandten dagegen ein, daß für Cäſar die Zeit abgelaufen ſei, für P. hingegen nicht. Es zeigte ſich bald, daß Einer auf den Andern argwöhniſch war, und Keiner von Beiden Luſt hatte, in den Privatſtand zurückzutreten. Lucan, der aus Grundſatz ein Pompejaner war, ſagt, daß P. Niemand neben ſich, Cäſar Niemand über ſich dulden konnte. Indeß hatte P. die Formen der Verfaſſung auf ſ. Seite, denn der Senat hatte Cäſar zurückberufen, den P. aber beſtätigt. An wahrer Macht waren beide Nebenbuhler einander ſehr ungleich; P. hatte niemals an Talent den Cäſar erreicht und war jetzt nur der Schatten ſ. großen Namens. Er ſelbſt aber nahm dieſes Sinken ſ. Anſehens nicht wahr, und als Cicero, der ihn für jeden Vergleich taub fand, ihn fragte, wie er dem Cäſar zu widerſtehen gedenke, antwortete er prahleriſch: „Wenn ich mit dem Fuße ſtampfe, ſteigt ein Heer aus der Erde herauf". Cäſar lagerte ſchon bei Ravenna (49 v. Chr.), da erklärte ihn der Senat für einen Feind des Vaterlandes und übertrug dem P. die Vertheidigung des Staats, aber zu ſpät für die Schnelligkeit des Gegners. Cäſar ging über den Rubicon (ſ. d.) und näherte ſich Rom; in 60 Tagen unterwarf er ſich ganz Italien. P., in Brunduſium belagert, entfloh nach Griechenland, wo er ein zahlreiches Heer ſammelte. Cäſar folgte ihm, erſt einen Vergleich, dann eine Schlacht anbietend. P. vermied Beides und lagerte ſich vor Dyrrhachium. Hier ſchloß ihn Cäſar ein: P. aber brach durch und entkam, wiewol mit großem Verluſte. Endlich ſtießen (48 v. Chr.) in Macedonien bei Pharſalus beide Gegner auf einander. P. hatte den Kampf auf das Dringen ſeiner Officiere angenommen, zeigte ſich aber ſeines Ruhmes unwürdig. Als er ſein Heer in Unordnung ſah, begab er ſich in ſ. Zelt und blieb daſelbſt in gefühlloſem Hinſtarren, bis die Annäherung der Sieger ihn aufſchreckte und an ſ. Rettung mahnte. Er floh über Lariſſa nach der Küſte und ſchiffte ſich nach Lesbos ein. Hier fand er ſ. getreue Cornelia, mit der und einigen Freunden er nach der Küſte von Aſien weiter ging. Auf Cypern wurde über die zu nehmenden Maßregeln Berathſchlagung gehalten. P. wollte nach Parthien gehen; auf des Griechen Theophanes Vorſchlag aber zog er Ägypten vor, wo er von dem jungen Ptolemäus, deſſen Vater von P. begünſtigt worden, eine freundliche Aufnahme erwarten durfte. Sobald in Ägypten ſ. Annäherung bekannt wurde, faßten die verächtlichen Miniſter des unmündigen Königs den Beſchluß, ſich des P. zu

bemächtigen und ihn ermorden zu lassen. Demzufolge wurde ihm bei s. Ankunft eine Barke mit dem ägyptischen Feldherrn Achillas und einigen römischen Flüchtlingen entgegengeschickt, mit der Einladung, ans Land zu steigen. P. ahnete Verrath, konnte aber nicht mehr zurück. Nach einem zärtlichen Abschiede von s. Weibe und s. Sohne stieg er in die Barke. Auf der Küste erwartete ihn ein großes Gewühl; ehe er sie aber noch betreten hatte, stießen ihn die Meuchelmörder nieder. Er hüllte sein Gesicht in die Toga und starb ohne einen Schmerzenslaut. Der Kopf wurde vom Körper getrennt, und letzterer blieb nackt an der Küste liegen. Ein treuer Freigelassener und ein römischer Krieger, der unter P. gedient, trugen einiges Holz zusammen und verbrannten die traurigen Überreste des einstigen Gebieters von Rom. Als Cäsar nach Ägypten kam, zeigte man ihm das Haupt s. Feindes; er aber wandte sich mit Thränen von diesem Anblick ab, rächte die Mordthat an Denen, die sie vollzogen, ließ den Kopf feierlich bestatten und über dem Grabe einen Tempel der Nemesis erbauen. P. erreichte ein Alter von 59 J.; sein Name gehört zu den berühmtesten des Alterthums (**clarum et venerabile nomen gentibus**). Er war mäßig im Vergnügen, frei von Ausgelassenheit und prahlerischem Luxus, auch im höchsten Glücke gutherzig, mild und menschlich, wenn ihn nicht Parteiwuth hinriß. Seine Talente waren mannigfach, und s. Geist durch Philosophie und Wissenschaften gebildet. War er auch kein echter Patriot, so strebte doch sein Ehrgeiz nur darnach, das Oberhaupt eines freien Staats, nicht der Zerstörer der Freiheit zu sein, oder wie Lucan sagt: „**Rector senatus, sed regnantis**". Unfähig, sich auf der Höhe, die er erreicht hatte, zu erhalten, sank er schnell herab und verlor einen Theil seines Ruhms durch die Art, wie dies geschah. P. hinterließ 2 Söhne, Cnejus und Sextus. Jener verlor s. Leben in der Schlacht von Munda; dieser machte sich noch nach Cäsar's Tode den neuen Triumvirn zur See furchtbar und wurde zuletzt in Armenien, wohin er sich geflüchtet hatte, auf Antonius's Befehl (35 v. Chr.) ermordet.

Pompejussäule, s. **Alexandria**.

Pondicheri, seit 1670 Hauptstadt eines franz. Bezirks in Ostindien, auf der Küste Koromandel, in der Provinz Karnatik, liegt an der Ausmündung des Ariankupan in den bengalischen Meerbusen, in einer sandigen und dürren Ebene. Sie ward erst in spätern Zeiten von einigen Vertriebenen aus Wirapatnam erbaut und wuchs nach und nach zu einer Stadt heran, die 1761 über 70,000 Einw. zählte; jetzt ist sie so herabgesunken, daß sie nur 25,000 E. zählt, die nach den Nationen (Europäern, Mohammedanern, Indiern ꝛc.) in abgetheilten Stadtvierteln wohnen. Es werden hier sehr feine baumwollene Zeuche gewebt, womit sich in der Stadt und ihrem Bezirke an 5000 Personen beschäftigen. Die Stadt, sonst eine wichtige Festung, hat ansehnliche, nach europäischer Art erbaute Häuser, mehre römisch-kath. Kirchen, unter denen sich die Jesuitenkirche auszeichnet, einige Hindutempel, Moscheen, europäische Lehranstalten, und eine vortreffliche Rhede. In ihrem 4 □M. großen Gebiete leben 8000 Eingeborene. Wegen ihrer vortheilhaften Lage ist P. in Friedenszeiten der Mittelpunkt des indischen Handels der Franzosen. 1761 wurde sie von den Briten erobert und zerstört, 1763 zurückgegeben, 1778 abermals erobert, im Frieden von Versailles 1783 den Franzosen aufs neue zurückgegeben, bis 1793 der Nabob von Karnatik, in Verbindung mit den Briten, sie in Besitz nahm, und die Festungswerke von den Eroberern geschleift wurden. Im Frieden von Amiens, 1802, wurden Stadt und Gebiet wieder an Frankreich abgetreten; da aber dieser Friede von kurzer Dauer war, so nahmen die Briten sie abermals in Besitz, bis Frankreich durch den pariser Frieden 1814 Pondicheri zurückerhielt, sich jedoch anheischig machte, keine neuen Festungswerke daselbst anzulegen und nur die zur Handhabung der Polizei erfoderliche Anzahl von Truppen dort zu unterhalten.

Poniatowski, ein polnisches Fürstenhaus, ursprünglich ein Zweig des alten ital. Geschlechts der Torelli, Abkömmlinge der Grafen von Guastalla und Montechiarugolo, welchen Joseph Salinguerra V., geb. 1612, stiftete, als er von Ranucius I., Herzog von Parma, seiner Güter beraubt, sich allein bei der Ermordung s. Familie gerettet hatte. Er benutzte das s. Voraltern bewilligte Indigenat, um sich in Polen niederzulassen, wo er s. Familiennamen Torelli gegen den gleichbedeutenden Eziolek vertauschte und gegen 1650 starb. Seine Gemahlin Sophie, eine T. Alberts Poniatowski und der Anna Lesczinska, war als Erbin des Lehns Poniatow die Veranlassung, daß er den Zunamen Poniatowski annahm. Die Familie P., welche 1764 in den Fürstenstand erhoben wurde, gehört noch jetzt zu den 36 römischen herzogl. und fürstl. Familien, hat jedoch nicht die Vorrechte der 35 übrigen. Berühmt sind folgende Sprößlinge dieses Geschlechts:

I. Poniatowski (Stanislaus, Graf v.), Enkel des Joseph Salinguerra, Kronschatzmeister von Polen, geb. 1678, starb 1762. Er ist bekannt durch s. Verbindung mit Karl XII., dem er nach der Schlacht bei Pultawa in die Türkei folgte, wo er als dessen Gesandter in Konstantinopel die Pforte zum Kriege mit Rußland bewog. Karl ernannte ihn zum Statthalter von Zweibrücken, nach dessen Tode aber unterwarf er sich dem Könige August II. und ging nach Polen zurück. Er schrieb „Remarques d'un seigneur polonais sur l'hist. de Charles XII par Voltaire" (Haag 1741).

II. Sein älterer Sohn, Stanislaus II. August, geb. 1732, polnischer Gesandter in Petersburg und Günstling der Kaiserin Katharina II., ward auf ihren Vorschlag unter dem Schutze russ. Waffen (7. Sept. 1764) zum Könige von Polen gewählt. Er war einer der gebildetsten und liebenswürdigsten Männer s. Zeit, geistreich, beredt, muthvoll, edel als Mensch, Bürger und Fürst. Die Nation hätte auch bei völlig freier Wahl keinen Würdigern gefunden; aber bei einer aufgeklärten Denkart und bei dem reinsten Eifer für das Wohl s. Vaterlandes, für weise Gesetze und gute Gerichtspflege, fehlten ihm Willenskraft und Seelenstärke, um sich auf einem wankenden Throne zu behaupten, einen unbändigen Adel zu zügeln und die Stürme aller Art, die von Innen und Außen über ihn hereinbrachen, zu zerstreuen. Er hatte nicht jenen politischen Scharfblick, Katharinens Politik zu durchschauen, noch die Erhebung des Gemüths, um mit dem Schicksale zu kämpfen. Ein weichlicher Luxus zog ihn ab von dem Ernste seines Berufs. Die Familie Czartoryski, mit der er durch s. Mutter verwandt war, hatte ihn nach Petersburg geschickt, um daselbst die Wahl des Prinzen Adam Czartoryski zum Könige von Polen zu befördern; als aber Katharinens Gunst ihn selbst zum König erhoben hatte, suchte sie wenigstens durch ihn zu herrschen. Als dies nicht der Fall war, klagte man ihn an, daß er Günstlingen und fremdem Einflusse folge. Da er nun der Herstellung der Dissidenten (s. d.) in die alte Gleichheit der Rechte geneigt schien, so entflammte dies den Zorn des Bischofs Soltyk von Krakau. Rußland, Preußen, Großbritannien und Dänemark foderten jene Wiederherstellung, zugleich arbeitete der König selbst an einer Verbesserung der polnischen Staatsform. Dies machte ihn verhaßt. Eine mächtige Partei schloß eine Conföderation. Zwar unterdrückten russ. Truppen den Ausbruch der Unruhen; sie nahmen die Eiferer gefangen, und der russ. Botschafter erzwang einen für die Dissidenten günstigen, für Polens Unabhängigkeit nachtheiligen Vergleich, 1767; aber bald entzündeten neue Conföderationen zu Bar (s. Polen), Halicz und Lublin den wildesten Bürgerkrieg 1768. Die kath. Conföderirten erklärten den Thron für erledigt, und einige Verschworene entführten den König in der Nacht vom 3. Nov. 1771, als er von s. Oheim, dem Fürsten Czartoryski, bei dem er zu Nacht gespeiset, nach s. Palaste zurückfuhr, aus Warschau. Die Räuber verbargen sich mit ihm in einem Walde. Als er sich jedoch mit einem derselben, Namens Koczinski, welcher ihn im äußersten

Falle tödten sollte, allein befand, erschütterte er denselben durch s. Beredtsamkeit so, daß er von ihm in eine abgelegene Mühle geführt wurde, von wo der König an s. Schwester in Warschau einige Zeilen schickte, worauf Militair ihn aus der Mühle nach Warschau zurückgeleitete. (Das Haupt jenes fanatischen Anschlages, der Marschall Pulawski, floh nach Amerika, wo er unter Washington focht.) Da indeß 1771 auch Östreich und Preußen Truppen ins Land schickten, so fielen die meisten Großen von dem Könige ab. Hierauf beschlossen jene Mächte mit Rußland die Theilung von 1772. Vergebens widerstanden der König und der Senat, die Heiligkeit der Verträge gegen ungerechte Waffen aufrufend. Die Republik mußte den entrissenen Ländern entsagen. „Gott wollte damals", sagt Joh. v. Müller, „die Moralität der Großen zeigen". Der König ließ hierauf ein neues, treffliches Gesetzbuch fertigen, aber dieses wurde auf dem Reichstage 1779 verworfen. Nun war der König gänzlich abhängig von dem immerwährenden Rathe, welcher unter dem Einflusse des russ. Gesandten stand. Da erkannten endlich die Magnaten, wie Polens Selbständigkeit zu retten sei. (S. Potocki.) Sie suchten und erhielten den 29. März 1790 Friedrich Wilhelms II. von Preußen Versprechen, daß er der Republik beistehen wolle, falls sie wegen der Verbesserung ihrer Constitution angegriffen werden sollte. Auch gab Preußen der hierauf vom Könige Stanislaus angenommenen Constitution vom 3. Mai 1791 seinen Beifall. In dieser Angelegenheit zeigte Stanislaus sich so weise und edel, daß er die Achtung und Liebe s. Nation wiedererhielt. Vorzüglich waren ihm die Städte ergeben, für deren Emporkommen er thätig gesorgt hatte. Auch schien er entschlossen, dem Zorne Katharinens, deren Gunst er durch jenen Schritt unwiederbringlich verloren hatte, Trotz zu bieten. Als aber die Verbindung mit Preußen zurückging, als die Minderzahl des Reichstags, welche der Constitution widersprochen hatte, durch Felix Potocki und Rzewuski in Wien und Petersburg die Umkehrung der neuen Ordnung betrieb, und die von ihnen gestiftete targowiczer Conföderation (s. Polen) durch russ. Truppen unterstützt wurde, da sank dem schwachen Stanislaus der Muth. Das poln. Heer war, so tapfer auch Kosciuszko focht, zum langen Widerstande nicht geeignet, und Stanislaus, der geschworen hatte, eher mit s. Volke umzukommen als mit dessen Feinden zu unterhandeln, ließ das Heer sich 20 Stunden von Warschau zurückziehen und trat hierauf den 23. Juli 1792, nach Rußlands Verlangen, der targowiczer Conföderation bei. Dadurch empörte er die Nation gegen sich, ohne Katharinen zu entwaffnen. Preußen und Rußland schritten nun 1793 zur zweiten Theilung, um, wie sie erklärten, dem poln. Jakobinismus Schranken zu setzen. Des Königs Widerspruch zog ihm persönliche Mißhandlungen von Seiten des russ. Generals Rautenfeld und des russ. Gesandten, Grafen v. Sievers, zu. Katharina ließ ihn nach Grodno bringen, nöthigte ihn (1794) den Theilungsvertrag zu unterzeichnen, der Polens Vernichtung vollendete, und am 25. Nov. 1795, am Jahrestage seiner Krönung, dem Throne zu entsagen. Er ging hierauf nach Petersburg, wo er als Privatmann, von Rußland pensionnirt, lebte und den 12. Febr. 1798 starb. Ein blinder Glaube an Katharinens Großmuth, an ihre persönliche Freundschaft und Liebe für ihn, hatte ihn verblendet; so wurde er das Opfer ihrer Politik. In dem Unglücke s. Vaterlandes erkannte er die eigne Schwäche und s. Wankelmuth. Ohne tragische Würde in der Geschichte trat Stanislaus P. ab vom Schauplatze, ein Werkzeug der nordischen Semiramis. K.

III. Poniatowski (Joseph), des Vorigen Neffe, geb. d. 7. Mai 1763 zu Warschau, Oberfeldherr des polnischen Kriegsheers, Kriegsminister, Marschall von Frankreich ꝛc. Früh zeigte er allenthalben, wo er nicht durch den Einfluß seines Oheims, des Königs, geleitet wurde, große Thätigkeit und Vaterlandsliebe. Dieser Einfluß aber gab ihm einen Schein von Unentschlossenheit, wodurch er sich den verschiedenen Parteien verdächtig machte. Während des Feldzugs von 1792 be-

fehligte er gegen die Russen, zeigte anfangs viel Eifer und Einsicht, ließ sich aber nachher, mehr durch die Befehle des Hofes als durch die Fortschritte des Feindes, muthlos machen. Nachdem sein Oheim der Conföderation von Targowicz beigetreten war, nahm er mit dem größten Theile der besten Officiere s. Abschied; als aber 1794 die Polen die Russen zu vertreiben suchten, begab er sich wieder in das polnische Lager und nahm Dienste als Freiwilliger. Sein biederes Betragen erwarb ihm die Achtung und Liebe der Polen. Kosciuczko vertraute ihm eine Division an, mit welcher er während der beiden Belagerungen von Warschau Dienste leistete. Bald nach der Übergabe dieser Stadt ging er nach Wien und schlug die Anerbietungen Katharinens und Pauls, welcher Letztere ihn zum russ. Generallieutenant ernannt hatte, aus. Hierauf lebte er als Privatmann auf s. Gütern bei Warschau, bis die Errichtung des Herzogthums Warschau die polnischen Patrioten mit neuen Hoffnungen erfüllte. Da trat er als Kriegsminister in die Dienste seines Vaterlandes. 1809 befehligte er das polnische Heer gegen die zur Besetzung des Herzogthums Warschau bestimmten, an Zahl weit überlegenen Östreicher unter dem Herzoge Ferdinand, und zwang dieselben noch vor der Ankunft der Russen, mehr durch geschickte Bewegungen als durch Waffengewalt, zur Räumung des Herzogthums, worauf er in Gallizien bis Krakau vordrang. Nach diesem ehrenvollen Feldzuge lebte er s. Berufe als Minister, bis in der Mitte 1812 der Krieg gegen Rußland ihn wieder an die Spitze des polnischen Heeres rief. Nachdem er an allen wichtigen Ereignissen dieses wechselvollen Kriegs Theil genommen, und zuletzt in der Schlacht von Leipzig, während welcher ihn Napoleon zum franz. Marschall ernannte, oft hart bedrängt die glänzendsten Proben s. Tapferkeit und s. Feldherrntalente gegeben hatte, erhielt er am 19. Oct. den Befehl, den Rückzug des geschlagenen Franzosenheers zu decken. Er sammelte daher s. Polen zu neuen Angriffen gegen die andringenden Sieger. Schon waren diese in den Vorstädten Leipzigs und hatten leichte Truppen auf das andre Ufer der Elster geworfen, als der Fürst mit einem nicht zahlreichen Gefolge an dem Flusse ankam, dessen Brücke von den Franzosen gesprengt worden war. Der Augenblick drängte; so ungünstig auch die steilen Ufer zu einem Übergange waren, sprengte der Fürst, schon verwundet, mit seinem Pferde in den Fluß, der Roß und Mann verschlang. Erst am 24. wurde der Leichnam aufgefunden und am 26. mit den dem Range des Verstorbenen angemessenen Ehren beigesetzt. Später ward er einbalsamirt und nach Warschau geführt. 1816 erlaubte Kaiser Alexander, daß sein Leichnam in der Domkirche zu Krakau, wo die Könige und die Helden Polens ruhen, beigesetzt wurde. Der berühmte Thorwaldsen hat den Auftrag erhalten, sein Denkmal zu verfertigen. Auch ist ihm eins an dem Orte, wo er fiel, errichtet worden. Er hat nur einen natürlichen Sohn hinterlassen, geb. 1790. Noch blüht dieses fürstliche Geschlecht in einer Seitenlinie des Königs Stanislaus, der des Fürsten Stanislaus, geb. 1754. Ein Fürst P. lebte seit längerer Zeit zu Rom, wo er 1826 seine schöne, an der Via flaminia gelegene Villa, nebst den darin befindlichen Werken alter Bildhauerkunst, an einen Engländer, Namens Sykes, verkaufte. K.

Pönitentiarius heißt in der römisch-katholischen Kirche Derjenige, welchem ein Bischof die Gewalt ertheilt hat, in gewissen vorgeschriebenen Fällen Absolutionen zu ertheilen. Zu Rom heißt ein Tribunal **La Penitenziaria**, welches in ganz besondern Gewissensfällen im Namen des Papstes Dispensation ertheilt. — **Pönitenz** (eigentlich Reue) bedeutet die Strafe oder Buße, welche ein Priester in der römisch-katholischen Kirche seinem Beichtkinde wegen begangener Vergehungen auferlegt, z. B. Wachen, Fasten, Wallfahrten u. dgl. — **Pönitenzpfarre** ist eine solche geringere Pfarre, welche ein Pfarrer wegen Vergehungen zur Strafe erhält.

Pontifex, ein Priester, welcher keiner besondern Gottheit diente. Unter

Numa, der die gottesdienſtlichen Gebräuche der Römer feſtſetzte, gab es nur Einen Pontifex. In der Folge wurde dieſe Anzahl auf 4, dann auf 8, und unter Sylla auf 15 vermehrt. Die Pontifices bildeten ein eignes Prieſtercollegium, das über alle Religionsangelegenheiten geſetzt war und an deſſen Spitze der Pontifex Maximus (Oberprieſter) ſtand, der insbeſondere die Einweihung der Prieſter, auch früherhin die öffentlichen Jahrbücher (annales maximi) beſorgte, und die Aufſicht über die heiligen Gebräuche der Veſta führte. Er bekleidete ſein Amt auf Lebenszeit und durfte ſich nicht aus Italien entfernen. Die Kaiſer nahmen ſpäterhin auch dieſen Titel an. Die Pontifices hatten die höchſte Aufſicht über den religiöſen Cultus und deſſen Diener, ordneten die religiöſen Feierlichkeiten an, beſorgten den Calender, und entſchieden über Rechtshändel, welche mit der Religion in Verbindung ſtanden (daher das jus pontificum). Das äußere Abzeichen der Pontifices, wenigſtens an feierlichen Tagen und bei Amtsverrichtungen, war ein mit Purpur verbrämtes Kleid (Toga praetexta), und auf dem Kopfe ein in Form eines Kegels ſpitz zulaufender Hut, der von den Fellen der geopferten Thiere verfertigt war (Tutulus oder Galerus). — Pontificalien heißen die Gewänder der vornehmen Geiſtlichen in der römiſchen Kirche, welche ſie beſonders an Feſttagen tragen. — Pontificat, die Würde des Pontifex; auch die päpſtl. Würde, ſowie der Papſt ſelbſt lateiniſch Pontifex Maximus genannt wird.

Pontiniſche oder pomptiniſche Sümpfe nennt man den Landſtrich im Kirchenſtaate, ſüdlich von Rom, der ſich von Nettuno bis Terracina erſtreckt, gegen 40 Miglien lang und zwiſchen 4—10 Miglien breit iſt. Der Urſprung dieſer Sümpfe, die man nicht mit den Maremmen (ſ. d.) verwechſeln darf, verliert ſich in das graueſte Alterthum. Homer beſchreibt die Wohnung der Circe (das Vorgebirge Monte Circello bei Terracina) als eine Inſel, und es läßt ſich nicht ohne Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß dieſe ganze ſehr niedrige Ebene einſt von den Meereswellen bedeckt geweſen ſei, wie das Gebiet von Ravenna auf der öſtlichen Küſte. Späterhin, in den älteſten Zeiten der römiſchen Republik, befanden ſich hier, wie Plinius nach dem Zeugniß älterer Geſchichtſchreiber verſichert, 33 Städte, die ſämmtlich durch Kriege, vielleicht auch durch den ſchädlichen Einfluß der zunehmenden Sumpfluft, ſchon frühe verſchwanden. Die mächtigſte unter ihnen, Pometia, hatte den Sümpfen ihren Namen gegeben. Dieſe werden durch die Menge Waſſers gebildet, welches unzählige in den nahen Gebirgen entſpringende Ströme in die Ebene führen, wo ſie, wegen fehlender Senkung des Bodens gegen das Meer, nur langſam hinſchleichen, ſtehende Wäſſer erzeugen und ſich im Sande verlieren. Der Verluſt einer ſo großen Strecke fruchtbaren Landes und die äußerſt ungeſunden Ausdünſtungen, welche der Südwind öfters bis nach Rom trieb, erregte ſchon früh die Aufmerkſamkeit der alten Römer, denen keine Unternehmung zu groß erſchien, dieſem Übel abzuhelfen. Wahrſcheinlich machte Appius Claudius (312 v. Chr.) den erſten Austrocknungsverſuch, als er die berühmte, nach ihm benannte, Heerſtraße durch die Sümpfe leitete. Ihm folgte in dieſem Beſtreben der Conſul Cethegus. Julius Cäſar hatte den rieſenmäßigen Plan, die Tiber durch die Sümpfe zu leiten, wurde aber durch den Tod an deſſen Ausführung verhindert. Auguſtus begnügte ſich mit dem zweckmäßigen Unternehmen, mehre Canäle anzulegen. Unter den folgenden Kaiſern geriethen die Sicherungsanſtalten in Verfall, und die Wäſſer traten aus, bis Nero das Werk wieder angriff. Trajan ſetzte daſſelbe 10 Jahre hindurch mit ſo vielem Eifer fort, daß die ganze Strecke von Treponti bis Terracina ausgetrocknet und die Via Appia vollkommen wiederhergeſtellt wurde. Während der Stürme, die das römiſche Reich zu Grunde richteten, traten auch die Sümpfe in den alten traurigen Zuſtand zurück. Unter dem gothiſchen Könige Theodorich wurde abermals zu ihrer Austrocknung geſchritten, und, wie es ſcheint, nicht ohne Glück. Allein die getroffenen Vorkehrungen beſtanden nicht lange, und

bald setzte sich die feindliche Natur wieder in ihre Rechte. Unter den Päpsten war Bonifaz VIII. (st. 1303) der Erste, der sich mit der Austrocknung der Sümpfe beschäftigte und einen großen Canal ziehen ließ, wodurch die Gegenden um Sezze und Sermonetta noch heutigen Tages trocken sind. Martin V. ließ 1417 ebenfalls einen bedeutenden Canal, den Rio Martino, graben, dem etwa noch 1 Meile bis zum Meere fehlte, als durch den Tod dieses Papstes die treffliche Anstalt, die allen Flüssen einen allgemeinen Abzug gewähren sollte, ins Stocken gerieth. Leo X. schenkte die ganze Gegend dem Julian v. Medici, mit der Bedingung, sie austrocknen zu lassen. Doch geschah während 69 Jahren, da das Mediceische Haus sie besaß, wenig oder nichts für ihre Verbesserung. Erst Sixtus V. (st. 1590) machte sich wieder mit Eifer an die Sache und begab sich selbst in die Gegend. Auch er ließ einen großen Canal, den Fiume Sisto, graben und mit Dämmen einfassen, die indessen, allzu schwach angelegt, bald nach s. Tode wieder einrissen, sodaß die ganze Gegend bald wieder so sumpfig war wie vorher. Seit dieser Zeit hatte kein Papst den Muth, das Werk ernstlich zu unternehmen. Erst Pius VI. richtete s. Aufmerksamkeit auf die pontinischen Sümpfe. Mit höchster Genauigkeit wurde das Nivelliren angestellt, die Tiefe der verschiedenen Canäle und Abzüge gemessen, der Grad der Abschüssigkeit in den Flußbetten ausgemittelt und 1778 das Werk begonnen. Zehn Jahre hindurch ward es mit großem Kostenaufwande fortgesetzt, bis es 1788 zu Stande kam. Zwar konnte man bei aller Anstrengung es nicht dahin bringen, den niedrigen Landstrich zu erhöhen und ihm eine für seine zahlreichen Flüsse angemessene Abdachung zu geben; doch bewährten die zweckmäßig geleiteten Canäle, die Reinigung der Flußbetten, deren Schlamm die Luft mit ungesunden Dünsten erfüllte, die Anlegung einer trefflichen Heerstraße (Linea Pia) das Verdienst Pius VI. um diese Gegend. Auch während der franz. Herrschaft wurden die Arbeiten fortgesetzt; dennoch scheint es beinahe, daß der alte Sumpfboden den Zwang der Nutzbarmachung nicht ertragen wolle. Zwar ist diese Gegend nicht so fürchterlich, wie sie gewöhnlich geschildert wird, allerdings aber einförmig und, was das Schlimmste ist, der räuberische Charakter ihrer Bewohner, welcher durch die kräftigen Maßregeln der franz. Regierung einigermaßen unterdrückt war, hat in den neuesten Zeiten ganz seine frühere Gestalt angenommen. Übrigens findet man daselbst ziemlich viel bebautes Land und unermeßliche Weiden, wo Pferde, Rinder und Büffelheerden grasen und Wasserhühner (folaghe) rauschend emporfahren, auch gegen das Meer hin große Waldungen. Die Luft ist jedoch, besonders zu manchen Zeiten des Jahres, noch immer ungesund; daher auch das blasse, erdfahle Aussehen der wenigen Bewohner, die meistens Jagd und Fischfang und nebenher Straßenräuberei treiben, wenn es das Fieber ihnen gestattet. Das Hauptwerk über diese Austrocknung in theoret. und prakt. Hinsicht ist Prony's „Descript. hydrographique et historique des marais Pontins" (nach ihrem Zustande i. J. 1811 u. 1812) (Paris 1823, 4.; m. e. Atlas, Fol.). XX.

Pontons, eine Art kleiner Schiffe aus Kupfer- oder Eisenblech, oder auch von Holz verfertigt, welche nebst dem übrigen Zubehör von den Heeren mitgeführt werden, um vermittelst ihrer schwimmende Brücken schnell über einen Fluß zu schlagen. Sie werden aneinandergesetzt und zu diesem Behuf mit Balken und Bretern belegt. Die zu diesem Zweck bei den Heeren befindlichen Leute heißen **Pontoniers**, und die Kunst selbst wird in einer militairischen Wissenschaft, der **Pontonierswissenschaft**, gelehrt. Auch heißen die alten, zum Seedienst nicht mehr brauchbaren Kriegsschiffe, auf welchen die Engländer ihre Kriegsgefangenen bewahren, **Pontons**.

Pontoppidan (Eric) der **Ältere**, ein dänischer Schriftsteller, geb. auf der Insel Fyen den 21. Jan. 1616. Er legte den Grund s. Gelehrsamkeit auf dem Gymnasium zu Odensee, studirte dann auf Walkendorph's Collegium, wurde

Privaterzieher in einer adeligen Familie, und erlangte einen solchen Ruf, daß er 1640 als Dichter gekrönt wurde. Darauf besuchte er das Ausland, wurde bei s. Rückkehr 1642 Magister und dann Führer eines jungen Edelmanns, der zu Soroe studirte. 1673 ward er zum Bischof von Drontheim ernannt, erhielt 2 Jahre darauf die theologische Doctorwürde, und starb zu Drontheim d. 12. Juli 1678. Er ist der Vf. vieler geschätzter Werke, z. B. „Aucupium Solandiae", „Epigrammatum sacrorum Centuriae tres", „Bucolica sacra", „Margarita Cimbrica" und besonders einer „Grammatica danica" u. A. m. — Eric Pontoppidan der Jüngere, ebenfalls ein berühmter dän. Bischof (zu Bergen) und Schriftsteller, geb. d. 24. Aug. 1698 zu Aarhuus, gest. d. 20. Dec. 1764, gab zahlreiche Werke über die Geschichte und die Theologie, auch die norwegische Sprache und Naturgeschichte heraus. Der von ihm begonnene dänische Atlas („Danske Atlas") ist nach s. Tode von Hoffmann fortgesetzt worden. Ein besserer wird bald vollständig erscheinen, nachdem der ganze Staat seit 60 Jahren mit Sorgfalt vermessen worden ist.

Pontos, Pontus, ein Sohn der Erde und älterer Bruder des Okeanos. Die Alten verstehen darunter die Tiefe, den festen Grund, der mit den Bergen die Erde ausmachte. Er erzeugte mit s. Mutter den Phorkys, Thaumas, Nereus, Keto u. s. w.

Pontus, in Kleinasien, von dem Meere, an dem es lag, also genannt, das Land vom Halys ꝛc. bis Kolchis, oder auch das pontische Kappadocien, weil es sonst mit Kappadocien verbunden war. Von den Persern wurde ganz Kappadocien in 2 Satrapien getheilt, woraus unter den Macedoniern 2 besondere Reiche entstanden. Die ältesten Einw. waren Tibarener und Chalyber (nicht Chaldäer). Ritter in s. „Vorhalle" hält die ältesten Bewohner für Abkömmlinge aus Indien, insbesondere der Buddhisten aus der vorbrahmanischen Zeit. Ein Sohn des persischen Königs Darius, Artabazes, erhielt diese Satrapie als Vasall, mit dem Rechte, sie auf s. Nachkommen zu vererben. Einer s. Nachfolger, Mithridates, stand dem jüngern Cyrus bei und weigerte dem Artaxerxes den Tribut. Sein Sohn Ariobarzanes I. machte sich bei der allgemeinen Empörung der Statthalter in Unterasien gegen Artaxerxes II. unabhängig. Mithridates II. (von 337 v. Chr.) trat s. Reich freiwillig an Alexander ab. Nachher bei der Theilung (322) ward es dem Antigonus gegeben. Als dieser aber den Mithridates ermorden wollte, floh derselbe nach Paphlagonien, fand Anhang und behauptete sich glücklich. Sein Nachfolger, Mithridates III., vergrößerte sein väterliches Reich durch Eroberungen. Sein Sohn, Mithridates IV., trieb die Gallier zurück, den Krieg mit Sinope aber mußte er beendigen, weil die Rhodier dieser Stadt Hülfe leisteten. Pharnaces I. nahm indeß endlich Sinope weg und machte es zur Residenz. Mithridates Euergeta, Vater des berühmten Mithridates, unterstützte die Römer im dritten punischen und im pergamenischen Kriege; daher er nicht bloß Freund und Bundesgenosse der Römer ward, sondern von ihnen auch Großphrygien erhielt. Er ward ermordet (124). Ihm folgte s. Sohn, Mithridates d. Gr. (s. d.), der bis an s. Tod blutige Kriege mit Rom führte, endlich dem Pompejus unterlag und sich 64 v. Chr. aus Verzweiflung selbst ermordete. Sein Sohn Pharnaces erhielt nur den Bosporus, und wurde, als er das väterliche Reich wieder zu erobern versuchte, von Cäsar besiegt und von Asander, der sich zum Könige von Bosporus gemacht hatte, getödtet. Doch erhielt s. Sohn Darius durch Antonius einen Theil von Pontus; ihm folgte Polemo, der zugleich den Bosporus, Kleinarmenien und Kolchis besaß. Nach dem Tode s. Witwe, Pythodoris, folgte Polemo II. als König von Pontus (39 n. Chr.); den Bosporus nahm ihm Nero, und auch Pontus ward nach Polemo's Tode eine römische Provinz. Als die Lateiner (1204) Konstantinopel wieder eroberten, stiftete Alexius Komnenus ein neues Reich in Pontus, welches sich bis Mohammed II. erhielt, der es 1461 mit s. großen Eroberungen vereinigte. (Vgl. Trapezunt)

Pontus Euxinus. So nannten die Alten das schwarze Meer (s. d.). Euxinus, das gastliche, wirthliche, hieß es entweder per antiphrasin (im Gegentheile) statt Axinus, das unwirthliche, da es der häufigen Stürme und der Seeräuber wegen nur mit Gefahr beschifft wurde, oder, im eigentlichen Sinne, wegen der anmuthigen und fruchtbaren Küsten.

Popayan, zeither eine Intendanz des span. Vicekönigreichs Neugranada, deren Gebiet eine große Ebene bildet, durch welche sich die Andeskette zieht, jetzt zum Freistaat Colombia gehörend. Die Landschaft hat Vulkane und ist häufig Erdbeben ausgesetzt. Sie begriff nach der frühern Begrenzung einen Flächenraum von 1600 □M. mit 200,000 E., die der Mehrzahl nach aus Negern und zum kleinern Theil aus Indianern bestanden; die übrigen Bewohner waren Abkömmlinge von Negern und Europäern. Erzeugnisse sind hauptsächlich edle Metalle, Indigo, Rindvieh. Die Hauptstadt gl. N., von Benalcazar erbaut, liegt in einem der schönsten Thäler der neuen Welt, am Flusse Cauca, am Fuße der Vulkane Sotara und Purae, und hat 20,000 E., wovon $\frac{2}{3}$ aus Negern und Mulatten bestehen. Sie war unter der spanischen Regierung der Sitz des Gouverneurs und ist noch ein reicher Bischofssitz. Die Klöster sind aufgehoben, bis auf eins. Nach Mollien („Reise nach Colombia 1823") zeigt die Stadt viele Spuren des Verfalls. Unter den Einw. gab es sonst mehre Millionaire, jetzt nur 4 Familien, die 400,000 Dollars im Vermögen haben. Der Bergbau ist nicht mehr ergiebig, weil es an Sklavenhänden fehlt; allein der Handel kann bedeutend werden, wenn die neue Ordnung sich befestigt, da Popayan der Niederlagsort zwischen Santa-Fé und Quito ist. 26.

Pope (Alexander). Dieser berühmte Dichter war zu London 8. Juni 1688 geb. Seine Ältern, kathol. Glaubens, bezogen bald nach ihres Sohnes Geburt ein kleines Eigenthum zu Bielfield in Windsor-Forest. P. war von Kindheit auf sehr zart und schwächlich, zeigte aber viel Lebhaftigkeit und Gelehrigkeit. Im 8. Jahre ward er zu einem kathol. Geistlichen gebracht, der ihn in den Anfangsgründen des Griech. und Latein. unterrichtete. Hier lernte er in Ogilby's Übersetzung, des Homer und Sandy's Übersetzung der „Metamorphosen" Ovid's die ersten engl. Verse kennen, die ihn sehr entzückten. Nachher besuchte er die Schulen Twyford bei Wincheſter und zu Hydepark-Corner. Der Aufenthalt am letztern Orte gab ihm Gelegenheit, das Theater zu besuchen, und Anlaß, selbst eine Art von dramatischer Vorstellung aus Ogilby's Homer zu bilden, die er mit s. Mitschülern aufführte. In s. 12. Jahre kehrte er in das väterliche Haus zurück, und setzte seine Studien unter einem andern Geistlichen fort. Um diese Zeit wurde s. erstes Gedicht, eine Ode auf die Einsamkeit, gedruckt, worin man weder Phantasie noch Gefühl, wol aber ein gewisses Talent der Versification wahrnimmt. Seitdem scheint er sich ohne Methode mit mehren Wissenschaften beschäftigt, die Dichtkunst aber immer als s. Hauptbeschäftigung betrachtet zu haben; denn s. poetische Lectüre war stets mit Versuchen im Nachbilden oder Übersetzen begleitet. Besonders übte er sich in letzterm mit glücklichem Erfolg. Vierzehn J. alt übersetzte er das 1. Buch der Thebais des Statius und die Heroide: „Sappho an Phaon", welche letztere nicht übertroffen worden ist, in s. 15. J. verfaßte er s. Gedicht über das Schweigen, und im 16. Jahre verfaßte er s. Hirtengedichte („Pastorals"). Sie erschienen zuerst 1709 in einem Bande von Thomson's „Miscellanies", und erregten durch melodischen Versbau und gewählte Schreibart allgemeine Bewunderung, verriethen aber auch das dichterische Unvermögen des Verf., dem es an selbständiger Beobachtung und künstlerischem Gefühle fehlte. In dieser Zeit versuchte er sich in Dichtungen höherer Art. Er hatte s. „Ode for St.-Cecilia's Day" (1708) und s. Chöre für den „Brutus" des Herzogs v. Buckingham geschrieben. Durch s. Gedicht: „Essay on criticism" (1710), gewann s. Ruf einen bedeutenden Zuwachs.

Es verräth ausgebreitete Belesenheit, Schärfe des Urtheils, und verbindet äußere Anmuth mit mannigfacher Belehrung; doch ist es als kritische Autorität im Ganzen zu hoch angeschlagen worden. P. griff in s. Gedichte den furchtbaren Kritiker John Dennis an, welcher s. Hirtengedichte getadelt hatte, woraus ein offener Krieg zwischen Beiden erfolgte, der nur durch Dennis's hinfälliges Alter geendigt wurde. Ein andrer Feind, den er sich zuzog, war Ambrose Philips. Dieser hatte ebenfalls Hirtengedichte verfaßt, und dadurch P.'s Eifersucht erweckt, welcher nicht nur in dem „Guardian" eine ironische Vergleichung der Gedichte s. Nebenbuhlers drucken ließ, sondern auch Gay bewog, s. „Shepherd's week" zu schreiben, um Philips's Manier lächerlich zu machen. 1711 schrieb P. s. „Elegy on an infortunate lady", s. „Temple of fame", ein allegor. Gedicht, nach Petrarca und Chaucer, und s. „Rape of the lock" („Lockenraub"). Ersteres ist eins s. vollendetsten Gedichte und fast das einzige von hohem Pathos. Unwahrscheinlich ist es, daß P. die Unglückliche, deren Tod er in jener Elegie feierte, geliebt habe, denn für den Ausdruck innigen Gefühls ist das Gedicht zu gekünstelt und geschmückt. In dem „Lockenraub", einem satyrischen Epos, in welchem s. poetisches Talent sich am vollkommensten zeigt, benutzt er ein alltägliches Ereigniß zu einer scherzhaften Satyre gegen den Leichtsinn der Weiber, ein Gegenstand, auf welchen er sehr oft zurückkommt. 1713 gab P. s. beschreibendes Gedicht: „Windsor-Forest", heraus, dessen 1. Theil, schon 1704 geschrieben, allerdings das Gepräge der Jugend ansichträgt. Der letztere Theil hat einen höhern Charakter und beweist die Fortschritte des Dichters. Nicht mit Unrecht glaubte jetzt P., der s. Dichterruhm hinlänglich begründet sah, ein Unternehmen versuchen zu können, das ihm außer der Ehre auch einen ansehnlichen Gewinn verschaffen sollte. In dieser Absicht kündigte er eine Übersetzung der „Iliade" auf Subscription an. Einige Freunde, vornehmlich Swift, empfahlen das Unternehmen, und 1715 erschienen die 4 ersten Bücher der „Iliade". Ein förmlicher Bruch mit Addison ging dieser Herausgabe vorher. Neid von der einen, Eifersucht und Besorgniß von der andern Seite waren die Ursachen davon. Der reichliche Ertrag der Subscription setzte P. nun in Stand, das Haus Twickenham zu beziehen, das durch ihn so berühmt geworden ist. Seine Ältern folgten ihm dahin. Wahrscheinlich um diese Zeit schrieb er s. Epistel „Eloisa to Abelard". Er gesteht selbst, daß er bei s. Arbeit die vorhandenen Briefe benutzt habe; aber er hat es auf eine Weise gethan, wodurch diese Epistel unter allen s. Gedichten, die von Liebe handeln, das vorzüglichste geworden ist. Dabei ist es auch im Äußern, in Sprache und Versbau, eins der vollendetsten. 1717 gab P. in einem Quartbande s. bereits verfaßten Gedichte heraus, und schrieb eine sehr zierliche Vorrede dazu; 1720 vollendete er die Herausgabe s. „Iliade", in welcher an die Stelle der alterthümlichen Einfalt des Originals Eleganz und äußere Abrundung getreten ist. Der Beifall, den sie im Allgemeinen fand, brachte die einzelnen Tadler zum Schweigen. 1721 gab er einen Band ausgewählter Gedichte von s. verst. Freunde Parnell heraus, und eignete sie in einer poetischen Epistel dem Grafen v. Oxford zu, einem in der Zurückgezogenheit lebenden Staatsmann. P. lebte jetzt, durch den Gewinn, den er von s. „Iliade" gezogen hatte, in gemächlichen Umständen; aber eben dadurch wurde der Wunsch, noch mehr zu haben, erzeugt. In dieser Absicht ging er an ein Werk, dem er keineswegs gewachsen war, an die Herausgabe von Shakspeare's Werken. Zwar setzte er dem Ganzen eine wohlgeschriebene Charakteristik des Dichters vor; aber die Eigenschaften eines Kritikers fehlten ihm gänzlich, und so stellte er sich dem Tadel des in dieser Hinsicht ihm weit überlegenen Theobald bloß, mit welchem er seitdem beständig Krieg führte. Er wurde überhaupt, wie Johnson sagt, ein Feind von Herausgebern, Sammlern, Erklärern und Wortkritikern, und hoffte die Welt glauben zu machen, seine Unternehmung sei nur darum gescheitert, weil s. Geist einem so kleinlichen Geschäfte

überlegen sei. Um noch mehr zu gewinnen, ließ er der „Ilias" die „Odyssee" folgen, wobei er jedoch 2 Gehülfen, Boome und Fenton, annahm. Das ganze Geschäft wurde rein-kaufmännisch behandelt, war 1725 beendigt und brachte ihm einen ansehnlichen Gewinn. Von ihm selbst wurden 12 Gesänge übersetzt; die Arbeit s. Gehülfen verbesserte er zwar, aber sie steht dennoch der seinigen nach. Er hatte um diese Zeit 2 Schwestern, den Töchtern eines kathol. Edelmanns, Thereſe und Marthe Blount, s. Neigung zugewendet. Anfangs mochte die erstere ihn mehr fesseln, die zweite aber wurde in der Folge seine innigste Vertraute und die Gefährtin s. Lebens. Sein freundschaftliches Verhältniß mit Lady Montague, das später in die bitterste Feindschaft überging, kann hier nur angedeutet werden. Vgl. Spencer's „Anecdotes" (London 1820, bei Singer). Nach der Herausgabe der „Odyssee" zeigte sich P. fast einzig als Satyriker und Moralist, welche Charaktere er, nicht immer mit glücklichem Erfolge, zu verbinden strebte. 1727 verband er sich mit Swift zur Herausgabe von Miscellen, vornehmlich humoristischer Art, in welche er s. „Treatise of the pathos or art of sinking" aufnahm. Er hatte seine ironischen Vorschriften mit Beispielen zum Theil noch lebender Dichter erläutert, die diesen Spott durch die heftigsten Angriffe zu erwiedern suchten. Um alle seine Gegner niederzuschmettern und mit unauslöschlichem Spotte zu bezeichnen, gab er 1728 die 3 ersten Bücher s. „Dunciade" heraus. P. erreichte s. Zweck; doch ist es keineswegs zu billigen, daß er s. gereiftes Talent auf einen an sich so unwürdigen Gegenstand wendete, auch die Art und Weise, wie er einzelne s. Gegner behandelte, zog ihm gerechten Tadel zu. Überhaupt stimmte die persönliche Satyre mit dem unpoetischen Charakter P.'s überein, wie aus den meisten s. nachfolgenden Werke zu erkennen ist. So hatte er in s. Epistel über den Geschmack (1731) die Prahlerei und den Ungeschmack eines Edelmanns, den er Timon nennt, lächerlich gemacht. Jedermann bezog diesen Spott auf den Herzog v. Chandos, dessen wohlthätiger und wohlwollender Charakter allgemein verehrt war. P.'s Angriff wurde daher mit Unwillen betrachtet, weil er selbst von dem Herzog mit Wohlwollen behandelt worden war; auch vermochte der Dichter nicht, die Beschuldigung von sich abzuwenden. P.'s, Religion, frühe Eindrücke und wichtige Verbindungen hatten ihn auf die Seite der Tories gezogen, wiewol er von der Staatsverwaltung freie Ansichten hatte; bei dem Tode Georgs I. (1727) theilte er ihre Hoffnung, wieder Macht und Ansehn zu erlangen. Das Fehlschlagen dieser Hoffnung führte mehre Staatsmänner ohne Amt in Twickenham zusammen, von denen Lord Bolingbroke am höchsten in P.'s Achtung stand, und von ihm zum Führer und Freund gewählt worden war. Auf des Letztern Antrieb schrieb er s. berühmten „Essay on man" („Versuch über den Menschen"), der 1733 anonym, im folgenden J. vollendet und unter des Verf. Namen erschien. In diesem Werke gab der Dichter einen Beweis von s. großen Talente, eine Reihe von Schlüssen in Verse zu bringen, und s. Gedanken ebensowol mit kräftiger Kürze zusammenzudrängen, als sie mit poetischem Schmucke auszuführen; und obgleich das Gedicht verräth, daß er den Gegenstand, den er behandelte, nicht gehörig kannte, so gehört es dennoch zu den ausgezeichneten moralischen Lehrgedichten. Ihm folgten bald die „Imitations of Horace", welche einen satyrischen Zweck hatten, und von einem Prolog und Epilog zu den Satyren, ferner von s. moralischen Briefen oder Versuchen über die Charaktere von Männern und Frauen und über den Gebrauch des Reichthums begleitet waren. Als Satyriker ist P. gewissermaßen ein Nachahmer von Boileau, nur etwas rauher in der Sprache und nachlässiger im Ausdrucke, dabei aber geistreicher und poetischer. Mit besonderer Bitterkeit verfolgte er den Lord Hervey und s. vormalige Freundin, die Lady Mantague, und wenn P., wie kaum zu bezweifeln ist, s. „Sappho" gegen sie richtete, so muß man gestehen, daß nie einer Frau unanständiger begegnet worden ist. Inzwischen war unbefugterweise eine Samm-

lung von P.'s und einiger Freunde Briefen herausgegeben worden. So entrüstet dieser sich auch zeigte, so ward doch von Einigen vermuthet, daß er diese Herausgabe unter der Hand begünstigt habe, um dadurch einen hinreichenden Anlaß zur Herausgabe einer Briefsammlung (1737) zu bekommen, ohne von Seiten Derer, die dabei betheiligt waren, einen Widerspruch finden zu müssen. Diese, sowol in Ansehung der äußern Form als auch wegen ihres Gehalts anziehenden Briefe fanden eine günstige Aufnahme. P.'s letzte Arbeiten waren 2 neue Satyren, welche nach dem Jahre, worin sie geschrieben wurden, die Überschrift „Seventeen hundred and thirty eight" führen, und ein 4. Buch der „Dunciade". Erstere hatte er auf Antrieb des Prinzen von Wales, mit dem er in genauer Verbindung lebte, letzteres auf Antrieb Warburton's geschrieben, der s. literarischer Kampfgenoß geworden war. Im Ganzen war dieses 4. Buch der „Dunciade" weniger persönlich. Nur der wohlbekannte Colley Cibber, damals gekrönter Poet, wurde derb mitgenommen, und als dieser sich durch ein Pamphlet rächte, worin er einige lächerliche Geschichten von P. zum Besten gab, wies ihm P. in einer neuen Ausgabe s. Gedichts den ersten Platz unter den Dunsen an, den bisher Theobald eingenommen hatte. Ein Asthma, zu welchem sich noch andre körperliche Leiden gesellten, hinderte ihn, s. weitern Plane zu verfolgen, und machte den 30. Mai 1744 seinem Leben ein Ende. Er wurde zu Twickenham beerdigt, wo der Bischof Warburton, der auch späterhin (1752) zu London s. Werke in 9 Bdn. herausgab, ihm ein Denkmal setzen ließ. Die beste Ausgabe s. Werke ist von Warton 1797; die von Bowles ist parteiisch feindselig; Dusch hat P.'s Werke deutsch übersetzt (Altona 1758—63, 5 Bde.). Den Auffoderungen, die kathol. Religion zu verlassen, hat er standhaft widerstanden, theils aus Gleichgültigkeit, theils um seiner Mutter keinen Kummer zu machen. P.'s moralischer Charakter ist durch das Gesagte schon angedeutet. Nach Beifall begierig, war er für Schmeichelei empfänglich, durch Tadel aber leicht zur Rache gereizt. Diese Reizbarkeit und Neigung zur Hinterlist verrathen eine gewisse Kleinheit des Geistes, die vielleicht mit seiner körperlichen Schwächlichkeit zusammenhing. Außer Swift und Gay hatte er wenig Freunde, denn sein reizbares und bitteres Gemüth war nicht zu vertrautem Umgang geeignet. Auch hatte er keine Achtung für das weibliche Geschlecht. Aber er war auch edler Gesinnungen fähig und schätzte s. Unabhängigkeit. Geld, hohe Verbindungen und Lebensgenuß waren ihm keineswegs gleichgültig. Als Dichter war er zwar arm an Erfindung, aber in der Versification, in Schönheit des Ausdrucks und äußerer Eleganz ist er von keinem engl. Schriftsteller übertroffen worden. Als Prosaist hat er ebenfalls Epoche gemacht.

Popen heißen die Geistlichen in der griech. Kirche.

Popularität, Volksmäßigkeit, ist ein Begriff, der bei den Römern in polit. Beziehung gebracht wurde, und die Gunst bezeichnete, welche sich die Vornehmen durch Leutseligkeit und Freigebigkeit bei dem Volke zu verschaffen wußten. Die Herablassung der Fürsten, Staatsmänner und Beamten zu den Begriffen und Wünschen gemeiner Leute, ist noch jetzt ein Bestreben, sich populair, d. h. beim Volke beliebt zu machen, wobei es bisweilen nur darauf abgesehen ist, für schöne Worte u. s. w. die freie Verfügung über die Mittel und Kräfte des Volks einzutauschen. Verschieden von dieser politischen ist die oratorische Popularität, welche Schriftsteller und Redner sich aneignen müssen, die dem sogen. großen Publicum etwas vorzutragen haben. Sie besteht in der Kunst, Begriffe, die dem gesunden, aber im wissenschaftlichen Denken nicht geübten Verstande erreichbar sind, in einer allgemein verständlichen, der Vorstellungsweise des Volks angemessenen Anordnung und Sprache vorzutragen. Ideen, die über dem Gebiete der Erfahrung liegen, und sich zu keiner unmittelbaren Anwendung auf das Leben eignen, gehören nicht in den populairen Vortrag, daher es ein Mißgriff scheint, philosoph. Systeme,

wie Schad mit Fichte's Wissenschaftslehre versuchte, populariſiren (gemeinverständlich machen) zu wollen; denn die Sprache des gemeinen Lebens kann die Ergebnisse der Philosophie zwar ausdrücken, aber Dem, der an kein philosophisches Denken gewöhnt ist, immer nicht verständlich machen, auf welchem methodischen Wege diese als reine Ergebnisse der Untersuchung gefunden worden sind. Die allgemeinen Wahrheiten aber, welche in die bei dem Volksunterrichte angewendete Religions- und Sittenlehre gehören und sich mit bibl. Aussprüchen und Gleichnissen unterstützen lassen, sowie die Wahrheiten der Mathematik, die sich in der Erfahrung anschaulich machen lassen, die Folgerungen, die der gemeine Menschenverstand aus der Erfahrung zieht, und überhaupt Gedanken, die auf histor. Grunde ruhen, eignen sich ihrer Natur nach für den populairen Vortrag, weil man bei ihrer Behandlung auf das Bekannte und Individuelle bauen und die nöthigen Vorkenntnisse bei s. Lesern oder Zuhörern voraussetzen kann. Die Popularität der Anordnung und Sprache wird durch dieselbe Foderung der Verständlichkeit für das Volk bestimmt. Das Volk im engern Sinne, wohin billig alle Diejenigen gerechnet werden, denen die streng wissenschaftliche Bildung abgeht, liebt einen leichtfaßlichen Gang der Darstellung, in dem der abzuhandelnde Gegenstand durch Beispiele und Beweise aus der täglichen Erfahrung anschaulich wird, und einen einfachen, deutlichen, lebendigen und kraftvollen Ausdruck. Worte, die an die Kunstsprache einer philosoph. Schule erinnern, gelehrte Kenntnisse voraussetzen und überhaupt der Umgangssprache fremd sind, vermeidet die Popularität; auch verbietet ihr der gute Geschmack, eben sowol ausländische, noch nicht eingebürgerte, oder leicht übersetzbare, als poetisch-schwülstige oder gar willkürlich gegen den Sprachgebrauch gebildete Ausdrücke und Phrasen zu gebrauchen. Die Postulate und Kategorien, die Anthropophagen und Hyperboräer, die Niäserien und Manipulationen, die gefiederten Bewohner der Lüfte und liebesglutfunkelnden Blumenaugen, die anmuthgefällige Himmelberosin und die entlangweilenden Wonneluſtwinkinnen (aus Wolke's „Anleit z. deutschen Gesammtsprache"; anmuthsgefällig bedeutet durch Anmuth gefallend, Himmelberosin die Morgenröthe, Wonneluſtwinkinnen sind Mädchen, die zum Genuß einladen) sind in Schriften und Vorträgen, welche auf Popularität Anspruch machen, dem Gebildeten ebenso widerlich, als dem Ungebildeten dunkel. Dagegen darf man jedoch, um populair zu sein, keineswegs zur Seichtigkeit und Gemeinheit herabsinken. Ein ungründliches, verworrenes Geschwätz, das gemeine Dinge mit pöbelhaften Worten abhandelt, wird auch die niedern Stände wenig unterhalten und noch weniger belehren, und die platten Späße von Boten und Schenkwirthen, mit denen einige Volksschriftsteller ihre Darstellung beleben zu müssen glaubten, scheinen nicht mehr nöthig, um sich Eingang bei dem Volke zu verschaffen, das den Unterschied seines wirklichen Lebens und Treibens von solchen erkünstelten Nachbildungen gar wol empfindet. Nicht um sich und ihre Ideen gemein zu machen, sondern um die Gemeinen zu sich heraufzuziehen, befleißigen sich wahre Gelehrte der Popularität, wenn sie zu der Menge reden. Sie stellen sich in den Gesichtspunkt des Volks; sie wählen Stoff und Form ihres Vortrags nach den Bedürfnissen Derer, für die er bestimmt ist und schließen sich an die unter dem Volke verbreiteten Kenntnisse und Ansichten an; sie geben zu, daß ein Schriftsteller wie Kotzebue, der sich ganz nach den Wünschen und Gesinnungen der Menge bequemt, bei einem Publicum, wie es eben ist, allgemeiner beliebt werden konnte, als die größten Dichter und Redner des Jahrh.; sie wundern sich nicht, daß ein durch Reichthum und Einfluß bedeutender Theil des Volks, der nur leicht berührt und gereizt, aber eben nicht gerade viel unterrichtet und gebessert sein will, an dem Mittelgute der franz. Literatur, welches (das Heranziehen auf einen höhern Standpunkt ausgenommen) alle Vorzüge der Popularität in sich vereinigt, noch jetzt mehr Geschmack finden kann, als an Dem, was deutscher Geist und deutsche

Kraft erzeugt; aber niemals werden sie in ihren Schriften und Reden an das Volk, was aus jedem Vortrage, der den Niedern veredeln und erheben soll, hervorblicken muß, den sittlichen Adel der Gesinnungen, das logisch-richtige Denken, die strenge Gewissenhaftigkeit des Forschens und was sich mit der größten Deutlichkeit verträgt, Anmuth, Würde, Wärme, Kraft und Bündigkeit in der Sprache verleugnen wollen. Die Popularität hat allerdings, nach Maßgabe der verschiedenen Bildungsstufen, auf denen die Classen des Volks stehen, verschiedene Grade; Engel, Garve, F. V. Reinhard befriedigen ganz die geistigen Bedürfnisse des gebildeten Mittelstandes, ohne den niedern Classen zugänglich zu sein; Rosenmüller, Feddersen, Salzmann, Hebel belehren und erbauen auch den ungebildeten Landmann; aber daß es möglich ist, zugleich dem geringsten Bürgermädchen und den ersten Genien der Nation Herzenserhebung und Freude zu verschaffen, und mit der einfachsten, allgemein verständlichen Ansprache der Natur den Zauber hoher Kunst zu vereinigen, hat uns Göthe's „Hermann und Dorothea" gezeigt. E.

Porcia, die Tochter des Censors Cato und Gemahlin des Brutus, berühmt als ein Muster ehelicher Liebe und heldenmüthigen Patriotismus. Das ihrem Gatten abgewonnene Geheimniß der Verschwörung gegen Cäsar bewahrte sie treu und entsagte muthig dem Leben, als sie die Sache der Republikaner verloren sah. Die Erzählung, daß sie, um sich zu tödten, glühende Kohlen verschluckt habe, ist grundlos.

Pordenone, von seinem Geburtsort so genannt, eigentlich Giovanni Antonio Licinio, oder Stegillo da Pordenone, ein Maler der venetianischen Schule und Nebenbuhler des Titian, geb. 1584, malte viele Werke für s. Vaterstadt, einige auch für Mantua, Vicenza und Genua, s. Hauptwerke aber für Venedig. Für diese Stadt malte er die Capelle des heil. Rochus, darauf den Saal der Pregadi gemeinschaftlich mit Titian, ebenfalls mit diesem schmückte er die St.-Johanniskirche zu Venedig, wobei sich steter Wetteifer zwischen Beiden entwickelte. In Ferrara, wohin er von dem Herzog Herkules II. berufen, um die Cartons für die gewirkten flandrischen Tapeten (arazzi) zu zeichnen, berufen worden war, starb er, nach dem Gerücht, an Gifte, welches ihm s. Feinde gegeben hatten. Lebhaftes Colorit, kühne Wahl der Tinten zeichnen ihn aus.

Poren. Porös heißt ein Körper, welcher Zwischenräume hat, die nicht durch die Materie desselben angefüllt sind, besonders wenn diese Zwischenräume (Poren) sehr bemerkbar sind, wie an den Schwämmen; **Porosität** drückt den Zustand eines solchen Körpers aus. Nach der Lehre der Atomisten (s. Leucipp), welche alle Materie für absolut undurchdringlich halten, befinden sich in jedem Körper leere Zwischenräume; nur unterscheiden sie die aus obigem Satze hergeleitete Porosität, welche sich auch bei flüssigen Massen, z. B. beim Wasser, finden muß, von der gewöhnlichen sichtbaren. Befriedigender ist die Lehre der Dynamisten, nach welcher die Materie ihren Raum stets mit Beharrung erfüllt. Sie nimmt an, daß alle Zwischenräume, welche man mit bloßem oder bewaffnetem Auge an den Körpern erblickt, mit irgend einer Materie angefüllt seien. In diesem Sinne gibt es daher keinen Körper mit völlig leeren Zwischenräumen; wol aber haben die Körper verschiedene Grade der Dichtheit, welche auf der verschiedenen Erfüllung des Raums durch ursprüngliche Kräfte beruhen. (S. Neumann, „Lehrb. d. Physik", Wien 1818, 2 Bde., m. Kpf.). In den physikal. Wörterb. wird von den Gegenst. unter d. Art. Zwischenräume der Körper gehandelt. Im engern Sinne nennt man Poren die Schweißlöcher, oder die feinen Öffnungen in der Haut des thierischen Körpers.

Porphyr heißt jedes Gestein mit einer dichten aus Feldstein (dichtem Feldspath) bestehenden Grundmasse, in welcher einzelne Krystalle von Quarz, Hornblende oder Feldspath eingesprengt sind. Ist die Grundmasse sehr hornblendehaltig, so er-

scheint sie schwarz od. dunkelgrün. Ist sie frei von Hornblende, so wechselt ihre Farbe nach Maßgabe der Farbe des sie constituirenden Feldspathes und ist braun, roth, gelb, grau. Sind statt der Feldspathkrystalle kleine Feldsteinkugeln eingesprengt, so heißt der Porphyr Variolit. Zu den wichtigsten Farbenvarietäten des Porphyr gehören: 1) Schwarzer Porphyr, zumal der porfido nero antico, mit milchweißen Feldspathkrystallen. Ähnliche Varietäten finden sich in Sibirien und auf Corsica. 2) Grüner Porphyr, oliven-, pistazien- und schwärzlichgrün mit grünlich weißen Feldspathkrystallen; der antike angeblich aus Ägypten; sehr schöner aus Corsica und den Pyrenäen. 3) Brauner und violetter Porphyr, zu welchen besonders der porfido bruno antico (dunkelbraun mit grünen Feldspathkrystallen) und der schöne elfdaler Porphyr aus Schweden zu rechnen ist. 4) Rother Porphyr mit rother und rothbrauner Grundmasse mit weißen und rosenrothen Krystallen. Hierher gehört der porfido rosso aus Oberägypten, aus welchem der Obelisk Sixtus V. und viele Säulen in Rom bestehen. Er findet sich auch auf Corsica. 5) Grauer Porphyr, kommt besonders auf Corsica und zu Briançon in Frankreich vor. — Der Porphyr wird zu architektonischen Verzierungen, zu Vasen, Dosen, Platten und andern Gegenst. verarbeitet, besonders zu Elfdalen in Schweden. H.

Porphyrius, s. Neuplatoniker.

Porpora (Nicolo), einer der größten Singmeister, den die Italiener den Patriarchen der Melodie nennen, war 1685 zu Neapel geb. Eine seiner ersten Opern „Ariana e Teseo", ward zu Wien 1717 aufgeführt. Die Opern, welche er für Neapel, Rom und Venedig vor und nach seinem Aufenthalte in England gesetzt hat, belaufen sich nach Burney auf mehr als 50. Auch erschienen 1730 mehre Cantaten von ihm. 1726 gab er zu Venedig seine Oper „Siface", während Vinci auf einem andern Theater dieser Stadt „Siroe" aufführen ließ. Anfangs hatte er Mühe, sich zu behaupten, bald aber übertraf er seinen Nebenbuhler, denn er brachte zu Venedig bis 1729 noch 5 Opern auf die Bühne, die mit einstimmigem Beyfall aufgenommen wurden. In dems. J. kam er nach Dresden, wo ihn der König von Polen zu seinem Capellmeister ernannte. P. genoß am Hofe der ausgezeichnetsten Achtung. Hasse selbst und seine Gattin konnten sich der Eifersucht nicht enthalten, da er von P., sie von der berühmten Mingotti, welche P. gebildet hatte, verdunkelt zu werden fürchteten. 1731 kehrte P. in sein Vaterland zurück. Er gründete hier eine Gesangschule, aus welcher die größten Sänger d. 18. Jahrh. hervorgegangen sind, als Farinelli, Cafarelli, Salimbeni, Uberti (den Friedrich II. nach seinem Meister Porporino nannte), die Gabrieli u. A. 1732 begab sich P. mit Farinelli nach London, wohin er während der Zwistigkeiten Händel's mit den Directoren der Oper eingeladen worden war. Seine 12 Cantaten für eine einzige Stimme hatten ihm diesen Ruf verschafft. Dennoch erhielt sich sein Theater nur so lange, als Händel's Widersacher sich regten, und 1736 fiel es gänzlich. Er hatte nur 4 Opern aufführen lassen. Während seines Aufenthalts in London gab er 6 Trios für 2 Violinen und einen Baß heraus („Sei sinfonie di camera"), welche zeigten, daß er für die Instrumentalmusik ungleich weniger leistete als für den Gesang. Es scheint indeß, daß P. selbst fühlte, was ihm in dieser Hinsicht abging. Er studirte gründlich die Sonaten Corelli's, und gab 1754 12 Sonaten für die Violine heraus, die zu den Werken vom ersten Range gehören. Um dieselbe Zeit kam er zum zweitenmale nach Deutschland. Er unterrichtete auch in Wien im Singen, und Haydn, der damals aus ärmlichen Umständen sich emporwand, accompagnirte dabei auf dem Clavier, und begleitete den berühmten Singmeister 3 Monate lang als Diener. Wir besitzen von P. Meisterstücke für die Kirche, Kammer und das Theater. Selvaggi hat eine vollständige Sammlung seiner zu Rom vorhandenen Werke veranstaltet; viele andre befinden sich in den Archiven zu Neapel. Der Charakter seiner Musik im Allgemeinen ist Ernst und Hoheit. Im Recitativ ward er von allen Tonsetzern als

Muster betrachtet. Nachdem er lange Zeit erster Lehrer an dem Conservatorio degli Incurabili zu Venedig gewesen, wo er viele bewundernswürdige Messen und Motetten componirte, zog er sich nach Neapel zurück, wo er 1767 in der größten Dürftigkeit starb.

Porsenna, König der etruscischen Stadt Clusium, nahm die aus Rom entflohenen Tarquinier auf, und rückte, da ihre Einsetzung durch Verhandlungen nicht zu bewirken war, mit einem Heer vor Rom. Fast wäre er mit den fliehenden Römern zugleich über die sublicische Brücke in die Stadt gedrungen, wenn nicht der Held Horatius Cocles (s. d.) den Übergang so lange streitig gemacht hätte, bis die Brücke abgebrochen worden. Als darauf P. Rom einschloß, wodurch eine Hungersnoth in der Stadt entstand, gab ihm ein andrer römischer Jüngling, Mucius Scävola (s. d.), einen hohen Beweis von Vaterlandsliebe und Selbstaufopferung. Da fand sich P. zu Unterhandlungen geneigt. Er foderte, daß den Tarquiniern ihre Güter und den Vejentern die ihnen im vorigen Kriege entrissenen Städte zurückgegeben würden. Die zweite Bedingung wurde bewilligt, gegen die erste machte man Schwierigkeit. Indeß kam doch ein Waffenstillstand zu Stande, für dessen Gewähr die Römer 10 Jünglinge und 10 Jungfrauen als Geiseln ins etruscische Lager schickten. Letztere fanden Gelegenheit, nach Rom zu entkommen, indem sie durch die Tiber schwammen. Aber der Consul Poblicola führte sie selbst dem P. wieder zu, und ward bei dieser Gelegenheit von den Tarquiniern heimtückischerweise angefallen. P., der davon Nachricht erhielt, sandte sogleich seinen Sohn Aruns ab, die Römer zu beschützen. Entrüstet über die Treulosigkeit der Tarquinier und voll Hochachtung vor dem Edelmuthe der Römer, trennte sich der König von jenen und schloß mit diesen Frieden, ohne ihre Geiseln anzunehmen. Um dem Mangel der Römer abzuhelfen, ohne durch ein förmliches Geschenk ihren Stolz zu beleidigen, ließ er bei seinem Abzuge sein ganzes Lager mit allen Vorräthen zurück. Zum Andenken dieser Großmuth errichtete ihm der Senat eine Ehrensäule, und überschickte ihm zum Geschenk einen elfenbeinernen Stuhl und Scepter, eine goldene Krone und ein königliches Kleid. Ein später vom P. wiederholter Antrag an die Römer, die Tarquinier aufzunehmen, wurde von ihnen abgelehnt; worauf P. die Tarquinier ganz von sich entfernte, und in ungestörter Freundschaft mit den Römern lebte, denen er selbst das in dem Friedensschlusse abgetretene Gebiet der Vejenter zurückgab.

Porson (Richard), Prof. der griech. Sprache an der Universität zu Cambridge und erster Bibliothekar der London institution, geb. zu East Ruston in Norfolk 1759, starb zu Lond. 1808 im 49. J. Er war nach Bentley der größte Kritiker, den England erzeugt hat. Die Mannigfaltigkeit, Tiefe und Gründlichkeit seiner Gelehrsamkeit, sein seltener kritischer Scharfsinn, und die staunenswürdige Kraft seines Gedächtnisses lassen es bedauern, daß er nicht eine größere Anzahl von Schriften hinterlassen hat. Aber eine unglückliche, mit den Jahren zunehmende Neigung zum Trunk hinderte ihn an anhaltender Thätigkeit, machte ihn gleichgültig gegen alle äußere Verhältnisse, und zerstörte mit seinen geistigen seine körperlichen Kräfte. Außer den Ausg. von Euripides's Hekuba, Orestes, Phönissen und Medea (Lond. 1797 — 1801) und des Äschylus (Glasgow 1795 fg.) hat man von ihm einige kleinere Schriften und Aufsätze, welche in „Tracts and miscellaneous criticism of Rich. Porson" (Lond. 1815) zusammengedruckt sind. Aus seinen Papieren wurde nach seinem Tode von Monk und Blomfield noch „Rich. Porsoni Adversaria" (Cambr. u. Lond. 1812) herausgegeben, desgl. ein berichtigter Text des Lexikon des Photius (Lond. 1822, 2 Bde.).

Portament, portamento di voce, das Tragen der Stimme; ein Kunstausdruck, unter welchem man die Geschicklichkeit des Sängers versteht, einen Ton an den andern so genau anzuschließen, daß nicht die geringste Unterbrechung zwischen ihnen zu bemerken ist, und alle gleichsam nur ein einziger lang gedehnter Hauch zu

sein scheinen. Nur sehr selten nämlich wird von dem Sänger gefodert, die Töne einzeln und ohne Zusammenhang markirt anzugeben. Dagegen ist jenes Übertragen angenehm, weil es unbeschadet der Bestimmtheit der Töne dieselben verbindet. Die größte Geschicklichkeit des Sängers hierbei besteht darin, daß er, ohne dem Zusammenhange Schaden zu thun, zur rechten Zeit und am gehörigen Orte Athem zu holen verstehe. Doch unterscheiden die großen Singlehrer genau das Portament oder Verschmelzen eines Tons mit dem andern von dem dissonirenden Überziehen und Heben, welches manche fälschlich für Portament halten und welches den durch Fortrutschen der Finger hergebrachten Überziehen des Tons auf Saiteninstrumenten gleicht.

Portici, s. Neapel (Stadt und Umgebung von).

Porticus (στοα), Säulenhalle, Säulengang, eine auf 2 oder mehren Reihen von Säulen ruhende Galerie, bald einzeln und frei stehend (Peristyl), bald mit Gebäuden (Tempel, Circus u. s. w.) verbunden. Sie dienten bei unbequemer Witterung zu Spaziergängen, Zusammenkünften und Unterredungen, wurden von den Griechen und Orientalen sehr geliebt, und kamen bald zu den Römern. Die Römer erbauten nicht nur öffentliche Porticus, sondern man fand dergl. Gebäude auch an den Häusern und Villen der reichen und vornehmen Römer. Die Porticus waren entweder auf beiden Seiten offen, sodaß die Wände aus bloßem Säulenwerke bestanden, oder sie waren auf einer Seite geschlossen, um Schutz gegen Wind und Wetter zu geben. Die berühmtesten in Athen waren die Pökile und die Homershalle.

Portiuncula, s. Franciskaner.

Port Jackson, Meerbusen und Hafen in Neusüdwallis (s. d.) mit einigen funfzig Buchten, nördlich von Botanybai (s. d.). Die 1787 nach Botanybai bestimmte britische Colonie für Verbrecher ward an die Küste von Port Jackson verlegt, weil hier ein geräumiger Hafen sich befand und die Gegend gesünder und fruchtbarer war. Die Hauptst. Sidney (s. d.) wurde 1788 an diesem Meerbusen und zwar an der Bai Sidney Cove erbaut, ihr verschanzter Hafen aber, in welchem 1000 Schiffe sicher vor Anker liegen können, Port Jackson genannt.

Portland-Vase, von ihrem neuern Besitzer, dem Herzoge v. Portland, so genannt, das vorzüglichste von den noch vorhandenen Prachtgefäßen der Alten, wurde unter Urban VIII. (Barberini), (1622 — 44) nahe bei Rom in einem, angeblich für Alexander Severus und dessen Mutter Julia Mammäa bestimmten, Sarkophag aufgefunden, und war bis 1786, wo sie durch Vermittelung des Ritters Hamilton, von der Familie Barberini an die Herzogin v. Portland kam, u. d. N. des Barberini'schen Gefäßes bekannt. Nach Veltheim (in der Samml. s. hist., min. und antiq. Abhandl., Helmst. 1800, 2 Th.) sieht man auf ihr die Geschichte der Alceste, welche durch Hercules dem Admet wieder zugeführt, auf dem Sarkophag aber, der in dem Vatican aufbewahrt wird, den Streit des Achill und Agamemnon wegen der Briseïs. Vgl. „Description of the Portland-Vase etc. by Wedgwood", (Lond. 1790, 4.); franzöſ. „Descr. abrégée du Vase de Barberini, maintenant Vase de Portlande etc." (Lond. 1790, 12.).

Porto, s. Oporto.

Porto Ferrajo, s. Elba.

Portobello, eigentlich San-Felipe de Puerto Belo, Stadt auf der Landenge von Panama, in dem ehemaligen Generalcapitanat Guatemala, das zum Königreich Terra-Ferma gehörte, am caraibischen Meere, 1584 erbaut. Die Bew. sind größtentheils Mulatten und Neger; die letztern nehmen einen besondern Stadttheil ein, der Guinea genannt wird. Die Stadt war wegen ihrer ungesunden Lage und wegen des durch die Raubthiere in den nahen Wäldern gefährdeten Aufenthalts, selbst in den frühern Zeiten, wo sie durch Handel blühte, nur wenig bevölkert. Als Niederlage der edlen Metalle, die aus Peru über die Landenge gingen, um nach

Europa gebracht zu werden, hatte sie nach der Ankunft der Gallionen eine viel besuchte Silbermesse. Der Ort wurde seit 1595 in den Kriegen mit England mehrmal erobert und geplündert; endlich ward 1739 die Feste von den Engländern geschleift. Diese Unfälle veranlaßten, daß man die Messe eingehen ließ. Die spanischen Schiffe holten seitdem die edlen Metalle unmittelbar aus Südamerika ab, und Buenos-Ayres wurde der Stapelplatz dieses Verkehrs. 26.

Portorico, San-Juan de Puerto Rico, eine von den großen Antillen (s. d.), 1493 von Colombo entdeckt, gehört seit 1510 den Spaniern. Sie zählt auf 182 □ M. 136,000 E., worunter 17,500 Neger, und 5,681 Pflanzungen, ist reich an Zucker, Reis, Mais, Kaffee, Taback, Gummi und Salz. Die Hauptst. gl. N. hat einen guten Hafen, und ist der Sitz des Generalcapitains (unter dem noch die Jungferninseln stehen) und eines Erzbischofs.

Portrait, Bildniß, die Abbildung eines wirklichen Menschen oder einer historischen Person, findet sowol in plastischen Werken (Portraitstatuen oder ikonische Statuen) als in Gemälden statt. Doch sind auch viele Bildnisse von berühmten Männern früherer Zeit Ideale einer spätern. Daher heißen Portraits im engern und eigentlichen Sinne die nach der Natur, d. i. nach der Ansicht eines wirklichen Individuums copirten Bildnisse, besonders aber die gemalten, und der Verfertiger derf. Portraitist od. Portraitmaler. Die Portraitmalerei ist eine eigne Gattung der Malerei (s. d. u. Historisch). Auch das Portrait muß Charakterbild sein, wenn es sich nicht aus der Reihe ästhetischer Productionen ausgeschlossen sehen will. Sklavische Annäherung an das Urbild ist nur Treue für den Augenblick, denn jeder Tag ändert an dem Zufälligen der menschlichen Gestalt. Darum hat der Künstler bloß die bleibenden Hauptzüge aufzufassen, und den physiognomischen Ausdruck, der jedem Zuge seine Bedeutung gibt. Wo der Maler so unglücklich ist, nur das Gemeine nachbilden zu müssen, da mag er sich mit dem baaren Verdienste trösten, und etwa mit dem Lobe, welches seiner Zeichnung und seinem Colorit zu Theil wird. Die größten Maler der ital. Schule zeigten aus diesem Grunde keine Neigung zum Portraitiren. Rubens und seine Schüler hatten es noch zu thun mit einem kräftigen, noch nicht durch Convenienz verflochtenen Menschengeschlechte. In der neuern Zeit sind Portraits selten, welche die Naturwahrheit mit malerischer Bedeutsamkeit vereinigen. Zu den Portraits gehören auch die Conversationsstücke, welche in der Regel ebenso unpoetisch sind als die historischen Gemälde steif, welche man aus Portraits zusammensetzt.

Portroyal des Champs, ein 1233 gestift. Cistercienserinnonnenkloster, unweit Versailles, 6 Stunden von Paris, hat in der Geschichte des Jansenismus (s. Jansen) eine bedeutende Rolle gespielt. Schon 1626 hatte es die Äbtissin Angelika, Anton Arnauld's Schwester, durch Anlegung eines neuen Klosters in der Vorstadt St.-Jacques zu Paris, welches zum Unterschiede von seiner Mutter, Portroyal de Paris genannt wurde, in nähere Verbindung mit den pariser Theologen gesetzt, und in beiden Anstalten die verfallene Klosterzucht und strenge Lebensweise wiederhergestellt. Die Nonnen von Portroyal bekannten sich unter der Leitung ihres Beschützers, des Abts von St.-Cyran, Jean de Vergier du Havranne, zu den Ansichten der Jansenisten, und ihre ländliche Wohnung wurde das Heiligthum dieser Partei, da die beredtesten Theologen und Verfechter des Jansenismus, Nicole, die Brüder Arnauld und Le Maitre, sich um 1640 bei Portroyal des Champs in einem besondern Gebäude, Les Granges genannt, ansiedelten, die Büßungen und Arbeiten der Nonnen theilten und eine Kostschule errichteten, die dem lockern Jesuitismus eine reinere Moral, eine gründlichere gelehrte Bildung und verdienstliche Verbesserungen in der Methode des Unterrichts entgegensetzte. Die berühmte Anna von Bourbon, Herzogin von Longueville, zog in ihre Nähe und wurde ihre Beschützerin; Boileau war ihr Freund, Racine ihr dankbarer Schüler, der eine Ge-

schichte von Portroyal schrieb. Es war ein Verein großer Talente, ausgebreiteter Gelehrsamkeit und aufrichtiger Frömmigkeit, dessen Gleichen selten auf Erden gefunden worden ist; reuige Büßer aus allen Ständen schlossen sich an, und der Geruch der Heiligkeit der Gesellschaft von Portroyal ging durch die ganze kath. Welt. Stark durch diese Stützen, verweigerten die Nonnen die Unterschrift der Bulle Alexanders VII. gegen Jansen's (s. d.) streitige Sätze, und erhielten sich selbst, da ihre Beschützer vertrieben worden waren, durch vorübergehende Demüthigungen unter den Befehlen des Erzbischofs von Paris bis zum Anfange d. 18. Jahrh., wo endlich 1709 ihre Standhaftigkeit im Bekenntnisse des Jansenismus, der nun aus der Mode gekommen war, die Aufhebung und völlige Zerstörung ihres Klosters durch die pariser Polizei zur Folge hatte. Seine Ruinen sind bis in die neuesten Zeiten ein Wallfahrtsort andächtiger Pariser geblieben, und Grégoire hat ihm noch 1809 in seiner Schrift: „Les ruines des Portroyal", ein Denkmal gesetzt. E.

Portsmouth, feste Seestadt und Kriegshafen in England (in Hampshire), auf der durch einen Canal vom festen Lande getrennten Insel Portsea, am britischen Canale, besteht aus 2 Städten, Portsea und Portsmouth (zusammen 5560 Häuser und 60,000 Einw.). Portsea, welches erst seit 1792 seinen Namen erhalten hat, ist gegenwärtig ungleich größer und volkreicher als Portsmouth. Daselbst ist auch das große Schiffswerft- und das Geschützmagazin, welche Alles enthalten, was zum Bau von Kriegsschiffen, zur Ausrüstung von Flotten erfoderlich ist. In Portsmouth ist die High-Street die längste und schönste. Die Festungswerke ziehen sich besonders um den äußern Theil der Insel, auf welchem das eigentliche Portsmouth liegt. Auf den Wällen sind angenehme Spaziergänge. Den großen und sichern Hafen, welcher die ganze britische Kriegsflotte fassen kann, umgeben 3 starke Forts, sodaß derselbe von der Seeseite als uneinnehmbar zu betrachten ist; in Kriegszeiten wird er fast allein von Kriegsschiffen, Kapern und deren Prisen besucht. Seit Kurzem suchen die Kaufleute in Portsmouth die vortheilhafte Lage ihres Hafens und andre Vorzüge zum Großhandel anzuwenden, und haben daher eine Handlungsgesellschaft gestiftet. Zu bemerken ist noch die königl. Seeakademie (in Portsea) und das große Hospital für 3000 verwundete und kranke Seeleute. An der westlich gegenüberliegenden Spitze des Hafens von Portsmouth auf dem festen Lande liegt Gosport, ein großer, besonders von Seilern und Handwerkern bewohnter Ort, mit einer Eisengießerei, einem befestigten Hafen und ansehnlichen Casernen. Portsmouth gegenüber, am östl. Ende der Insel Wight, liegt die sichere Rhede von Spithead, wo sich gewöhnlich die königl. Canalflotte versammelt.

Portugal, das westliche, 80 Meilen lang von S. nach N. ausgedehnte, schmale, atlantische Küstenland der pyrenäischen Halbinsel, theilte mit Spanien dasselbe Schicksal, bis es sich im Anfange des 12. Jahrh. zu einem besondern Staate gestaltete. Bald nachher gab es sich als Königreich eine freie, ständische Verfassung; dann erhob es sich, seine Bestimmung für den See- und Welthandel an den Ufern des Weltmeers und in den Ausmündungen des Tejo und Douro erkennend, durch den Unternehmungsgeist und Heldenmuth seiner Bewohner zu Europas erster Colonialmacht; allein in Üppigkeit versunken, wurde es nach dem Erlöschen des glorreichen burgundischen Königshauses, die Beute Philipps II., worauf es unter dem Drucke spanischer Herrschaft seine Kraft und seinen Ruhm verlor, bis die Nation das fremde Joch abwarf, und ihre Selbständigkeit unter eingeborenen Herrschern wieder errang. Aber ohne Verfassung und im Innern durch Mißbräuche aller Art geschwächt, mußte sich der Staat, gleichsam mastlos, dem Steuerruder Großbritanniens anvertrauen. Seitdem ward Portugal fast in alle Kämpfe des europäischen Staatensystems mit verflochten und in der Ausbildung seines innern Zustandes aufgehalten, bis die Nation, von Napoleons Machtkreis umschlossen, zum Bewußt-

sein ihrer Kraft aufs neue erwachte. Nun konnte sie ebenso wenig den britischen Einfluß auf die innere Verwaltung, noch die Abhängigkeit von Brasilien, wo sich der Hof befand, länger ertragen, sondern gab sich, — später erhielt sie eine neue Verfassung. Jetzt erwartet sie von der Zeit die Reife ihrer politischen Wiedergeburt oder — den Rückfall in den vorigen Zustand. Nach diesem Überblicke muß man Portugals alte, mittlere, neue und neueste Geschichte unterscheiden.

I. Alte Zeit, ehe Portugal ein Königreich wurde; von Christi Geb. bis 1139 n. Chr. Lange vor Roms Weltherrschaft ward Portugal von Phöniziern, Carthagern und Griechen auf Handelsreisen besucht, dann u. d. N. Lusitanien den Römern unterworfen, welche den Bewohnern, einem Zweige des vielästigen Celtenstammes, fremde Bildung brachten, hierauf von germanischen Völkern (Alanen, Sueven und Gothen) überschwemmt, und nach 712 von den Arabern erobert. Als endlich das tapfere Schwert der Spanier in den neuchristlichen Reichen Castilien und Leon (s. Spanien) auch das Land zwischen dem Minho und Douro den Arabern entrissen hatte, wurden über dieses Gebiet Grafen oder Statthalter gesetzt. Heinrich der Jüngere von Burgund, dessen Großvater, Robert I., Herzog von Burgund, ein Enkel des franz. Königs Hugo Capet war, ging um 1090 nach Spanien, um in einem Kriegszuge gegen die Mauren sein Glück zu machen. Alfonso VI., König von Castilien und Leon, gab dem ritterlichen Fremdlinge die Hand seiner Tochter zum Lohne und setzte ihn 1094 als Graf und Statthalter über das eroberte Land, das die Provinzen Entre Minho e Douro, Traz os Montes und einen Theil von Beira umfaßte und von dem Hafen von Oporto (s. d.), den Namen Portugal erhalten haben soll. Der Graf, der seinen Sitz in Guimaraens nahm, sollte dem castilischen Könige Lehnspflicht leisten, was er aber den Mauren jenseits des Tejo entreißen würde, unbeschränkt besitzen. Sterbend gab Alfonso ihm die erbliche Herrschaft 1109. Das Glück war dem burgundischen Fürstenstamme gewogen. Schon unter Heinrich wurden Eroberungen gemacht, noch glücklicher war sein Sohn Alfonso I. Von den Mauren 1139 bedroht, ging er ihnen entgegen und gewann den herrlichen Sieg in der Ebene von Ourique. Das begeisterte Volk begrüßte ihn auf dem Schlachtfelde als König von Portugal. Damit beginnt

II. Portugals Mittelalter, von 1139—1495, oder bis zur Regierung Emanuels d. Gr. und der Gründung des portug. Colonialreichs. Die Erhebung Portugals zu einer See- und Handelsmacht war die Frucht seiner innern Entwickelung. Schon die Versammlung der Stände (Cortes) zu Lamego bestätigte feierlich (1143, nach A. 1145) jene Huldigung der Krieger, und gab 1181 dem neuen Königreiche, das auch der Papst Alexander III. anerkannt hatte, Gesetz und Verfassung. Die Krone sollte erblich sein in des Königs Stamme, mit Vorzug der Erstgeburt; doch stand den Brudersöhnen das Erbfolgerecht nur mit Einwilligung der Stände zu. In Ermangelung männlicher Erben sollen die Königstöchter folgen. Das Gesetzbuch, welches Alfonso hatte verfassen lassen, ward angenommen, und die Unabhängigkeit des neugegründeten Throns feierlich erklärt. Der König selbst sprach jedem seiner Nachkommen, der sich zur Zinsbarkeit verstehen würde, das Recht auf die Thronfolge ab. Die Form der Cortes von Lamego war übrigens nichts weniger als fest bestimmt. Ebenso wenig waren auch die Reichsgesetze von Lamego festbestehend. Alfons machte zwar sein Reich den Päpsten zinsbar, sicherte aber zugleich seine königliche Würde gegen den Widerspruch der Könige von Castilien und Leon, mit denen er oft Krieg führte. Er erweiterte sein Reich bis an die Grenzen von Algarbien und eroberte Santarem 1143. Die Eroberung von Lissabon 1147, die ihm mit Hülfe kreuzfahrender Engländer und Hanseaten, die eben in den Tejo einliefen, gelang, war eins der glänzendsten Ereignisse seines kriegerischen Lebens. Er stiftete 1162 2 Ritterorden, den einen, nachher der Orden von Avis (einem Städtchen bei Alentejo) benannt, und den Orden S.-Michel

del Ala. Alfons I. starb 1185. Unter seinen Nachfolgern verlor Sancho II. in den Streitigkeiten mit der Geistlichkeit durch den Ausspruch Innocenz IV. (1245) den Thron. Alfonso III. (reg. 1245 — 79), beendigte die schon von Sancho I. angefangene Eroberung Algarbiens und erhielt den Namen: der Wiederhersteller (o restaurador). Er behauptete die königlichen Rechte gegen die Kirche. Glänzend strahlt unter den Königen Portugals König Dionys (1279 — 1325) hervor, der ruhmvollen Beinamen werth, die ihm die dankbare Nachwelt gab, der Gerechte, der Anbauer (Labrador), der Vater des Vaterlandes. Mit Klugheit und Muth widersetzte er sich den Anmaßungen der Geistlichen, welche unter seinen Vorfahren den innern Frieden gestört hatten und die Befreiung von allen Abgaben verlangten. Er bewahrte den Frieden mit dem anmaßendsten aller Priester, Nicolaus IV., ungeachtet seine Verordnungen, wodurch er die Anhäufung des Landeigenthums in den Händen der Geistlichkeit zu verhindern suchte, ihm nicht die Freundschaft des römischen Hofes erwerben konnten. Selbst gelehrt und Dichter, war er unter allen gleichzeitigen Fürsten der freigebigste Freund der Gelehrsamkeit und hinterließ in der von ihm gestifteten hohen Schule zu Lissabon, die 1308 nach Coimbra verlegt wurde, ein Denkmal seiner Liebe zu den Wissenschaften. Er benutzte zuerst die glückliche Lage seines Landes, um es zu einem Handelsstaate zu machen, und legte, die Betriebsamkeit seines Volks weckend, den ersten Grund zu der Größe, welche die Portugiesen im folgenden Jahrhunderte erreichten, obgleich er 1295 — 97 mit Castilien, ferner 1299 und besonders seit 1320 mit seiner eignen Famille bürgerliche Kriege führte. Die Verwaltungsgrundsätze des Königs hatten die wohlthätigsten Folgen für Gewerbe, Handel, Ackerbau und Schifffahrt, und die Aufnahme der Städte bewirkte hier wie in Spanien, daß die Bürger sich neben dem Lehnadel und der Geistlichkeit als Reichsstand erhoben. Der Christorden, dem 1319 die Güter der aufgehobenen Templer zufielen, verdankt ihm den Ursprung. Ihm folgte Alfons IV.; diesem Pedro I., Gemahl der Ines de Castro (s. d.), 1357. Mit Pedros des Strengen Sohne, Ferdinand dem Artigen, erlosch 1383 der Mannsstamm des burgundischen Hauses. Seine Tochter Beatrix, des castilischen Königs Gemahlin, war die rechtmäßige Thronerbin; aber die Portugiesen waren einer Verbindung mit Castilien so abhold, daß Pedros unehelicher Sohn, der tapfere Johann I., von den Ständen als König begrüßt ward. Er behauptete den Thron, als er, durch seinen Feldherrn Alvaro Nunez Pereira unterstützt, die Castilier bei Aljubarotta 1385 geschlagen hatte. Mit ihm begann die unechte burgundische Linie. Nach dem Frieden 1411 mit Castilien wandte der wackere König seine Sorgfalt auf die Verbesserung seines Landes. Mit weiser Mäßigung herrschte er über sein unruhiges Volk und die stolzen Edeln des Landes, deren Macht sich sehr gehoben hatte, weil er bei seiner Thronbesteigung ihre Gewogenheit durch manche Opfer hatte erkaufen müssen. Er verlegte die Residenz von Coimbra nach Lissabon. In seine Regierung fällt der Anfang auswärtiger Eroberungen, durch welche Portugals Größe gegründet ward. Treffliche Söhne vollendeten, was der Vater (er starb 1433 an der Pest) rühmlich begonnen. Nach der Eroberung von Ceuta auf der Nordküste von Afrika 1415, wo die tapfern Prinzen Eduard, Heinrich und Pedro sich den Ritterschlag von ihres Vaters Hand verdienten, gab Heinrich der Seefahrer (s. d.) die erste Anregung zu den Länderentdeckungen und Handelsunternehmungen, welche Portugals Macht über alle Zeitgenossen erhoben. Er gründete die ersten Colonien der Portugiesen: Porto-Santo 1418, Madeira 1420, die Azoren 1433, und die auf der goldreichen Guineaküste. Nicht so glänzend als Johanns Regierung war die Herrschaft seines Sohnes Eduard (bis 1438) und seines Enkels Alfons V. (bis 1481); aber größer noch als der erste, war der zweite Johann, der kraftvollste König, den Portugal je besessen. Unter ihm begann der heftige Kampf mit dem Adel, dessen Macht unter seinen nachsichtigen Vorfahren

sich kühn erhoben hatte. Die verschleuderten Krongüter wurden eingezogen, die Richtergewalt der adeligen Gutsbesitzer beschränkt durch Ernennung von Richtern, die Gelehrte, nicht Ritter sein sollten. Den Ersten unter den unruhigen Edeln, den mächtigen Herzog von Braganza, ließ der König enthaupten, und das neue Haupt der mißvergnügten Großen, der Herzog von Viseo, empfing 1483 den Tod von des Königs eigner Hand. Die Länderentdeckung ward eifrig fortgesetzt und oft mit wissenschaftlicher Einsicht betrieben. Der reiche Ertrag des Handels mit Guinea gab Hülfsmittel zu neuen Unternehmungen. Die lebhafte Betriebsamkeit, die jetzt immer mehr unter den Portugiesen erwachte, ward durch die Juden (1492 nahm er 83,000 von den aus Castilien vertriebenen Juden gegen ein Schutzgeld auf) nützlich befördert, und nirgends fanden sich unter diesen Fremdlingen so gebildete und gelehrte Männer als in Portugal. 1481 sandte Johann 2 kundige Männer ab, die zu Lande nach Ostindien reisen sollten, dessen Handelsschätze das große Ziel seiner Bemühungen waren; in demselben Jahre kehrte Barthol. Diaz (s. d.) von einer Seefahrt zurück, auf welcher er die Südspitze von Afrika entdeckt hatte, welche der König, die großen Folgen dieser Entdeckung ahnend, das Vorgebirge der guten Hoffnung nannte. Bei dem glücklichen Fortgange, den die portugiesischen Länderentdeckungen hatten, bei dem reichen Ertrage eines unermeßlichen Handels, den man auf dem neuen Seewege fand, ließ sichs entschuldigen, daß Colombo abgewiesen ward, als er zuerst dem Könige von Portugal Anerbietungen zu neuen Entdeckungen im westlichen Weltmeere machte. Aber nach dem ausgezeichneten Glücke, das die ersten Unternehmungen des kühnen Seefahrers begleitete, ließ auch Johann ein Geschwader ausrüsten, um Eroberungen im Westen zu machen. Dadurch entstand ein Streit zwischen Portugal und Castilien, den endlich Papst Alexander VI. durch die bekannte Linie schlichtete, die 360 Meilen westlich von den azorischen und capverdischen Inseln laufend, die künftigen portug. und castilischen Eroberungen schied. So ward durch portug. Staatskunst und Nationalkraft das europäische Colonialsystem gegründet, womit überhaupt Europas neuere politische Geschichte beginnt.

III. Portugals neue Zeit, von 1495—1820, von der Blüthe des Reichs bis zur Wiederherstellung der Cortes und einer freien Verfassung. Diese Zeit umfaßt: a) die Größe Portugals als erste Handelsmacht von 1495 bis zum Erlöschen des burgundischen Herrscherstammes 1580; b) den Verfall Portugals unter der spanischen Herrschaft von 1580—1640; und c) die Schicksale Portugals unter dem Hause Braganza und dem Einflusse Großbritanniens bis zu der Einführung einer neuen Verfassung 1820. a) Das goldene Zeitalter Portugals (von 1495—1580). Was Johann II. mit so großen Hoffnungen begonnen, wurde unter Emanuels des Glücklichen Regierung (1495—1521) fortgesetzt. 1497 sandte er Vasco de Gama (s. d.) mit 4 Schiffen ab, der glücklich bis Goa kam. So ward der Seeweg nach Indien von den Portugiesen gefunden. Bald strömten zahllose Reichthümer nach Portugals Hauptstadt, und in wenigen Jahren gehorchten viele Fürsten auf der indischen Halbinsel dem gefürchteten Namen des Königs von Portugal. Schon im Anfange des 16. Jahrh. war der große Franz v. Almeida der erste Unterkönig in Indien. Er eroberte Ceylon. Alfonso de Albuquerque (s. d.) machte Goa, den wichtigsten Hafen Indiens, zum Hauptsitze des portugiesisch-indischen Reichs und handelte mit den Molukken; Lope de Soarez mit China (1518). Von Bab-El-Mandeb bis an die Meerenge von Malakka gebot Emanuel, und Portugals Macht hatte ihren Gipfel erreicht. Große Thaten wurden auf diesem fernen Schauplatze vollbracht; es war die glorreichste Zeit in der Geschichte der Nation. Dieser Heldengeist der Portugiesen gab dem Volksgefühle jugendliche Kraft und Lebendigkeit, und erweckte Helden, welchen der Ruhm und die Größe des Vaterlandes Alles galt. Gaben doch selbst alle achtbare Jungfrauen

den Vorzug bei ihrer Wahl nur dem Tapfern, der in Indien gekämpft hatte. Lissabon ward die lebendigste Handelsstadt Europas. Die Schätze, welche der Handel hier anhäufte, waren aber kaum hinreichend, den Aufwand zu bestreiten, den die Feldzüge in Afrika foderten, wo Emanuels Waffen weniger glücklich waren. Zwar schickte sogar der König von Congo, der sich durch die Missionarien, ohne welche damals kein Entdeckungsschiff absegelte, hatte taufen lassen, 2 seiner Söhne nach Portugal zur Erziehung; zwar wurden aus der Niederlassung auf der Guineaküste, von welcher Portugal alle Fremde ausschloß, noch immer große Schätze gesandt, aber unglücklich waren die Unternehmungen in Nordafrika. Der ungünstige Boden hinderte schnelle Fortschritte; auch ist es sehr wahrscheinlich, daß Venedigs und Spaniens Eifersucht den maurischen Fürsten heimlich Beistand leistete. Der Ruhm, den Emanuel durch s. Eroberungen in Indien erwarb, war kein Ersatz für die Entvölkerung, die Portugal erlitt, das so viele s. rüstigen Jünglinge aussandte, um s. Eroberungen zu behaupten und zu vergrößern. Unter Emanuels Sohne, Johann III. (von 1521—57), wurden die Entdeckungen und der Handel in Ostindien erweitert; aber schon zeigten sich in Europa die Folgen des schnellanwachsenden Geldreichthums, mit welchem die inländische Betriebsamkeit nicht gleichmäßig stieg. Unter s. Regierung ward 1536 die Inquisition eingeführt, um sich derselben gegen die Juden zu bedienen, welche dem Scheine nach Christen geworden waren. Der kluge Johann II. hatte nämlich eine große Anzahl derselben aufgenommen, die Ferdinands und Isabellas unduldsame Strenge aus Spanien vertrieb; aber die Gastfreundschaft, welche er ihnen gewährte, war mit so harter Behandlung verbunden, daß Emanuel anfangs wirklich die Absicht hatte, die Lage der Gedrückten zu mildern. Allein der erste Rausch der Liebe zu s. Gemahlin, der schönen Eleonore, Karls V. von Spanien Schwester, verleitete den alten König zu einer solchen Strenge gegen die Juden, daß er alle, die nicht Christen werden wollten, ihrer Kinder berauben und zu Sklaven machen ließ. Ob die reichen Fremdlinge indeß Mittel fanden, die Vollziehung des grausamen Gebots zu verhüten, oder ob Emanuel die Folgen ihrer Verzweiflung verhindern wollte: genug, der König verlängerte die Zeit ihres Abzugs auf 20 Jahre, um ihnen, wie er sagte, Zeit zur gänzlichen Bekehrung zu lassen. Diese Begünstigung hatte die Wirkung, daß viele Juden sich öffentlich zum Christenthume bekannten, heimlich aber bei ihrem Glauben blieben, gegen deren Abkömmlinge die Inquisition in der Folgezeit die abscheulichsten Grausamkeiten ausübte. Noch nachtheiliger als die Inquisition war die Aufnahme der Jesuiten (1540), welchen Johann III., als ob auf ihm der Fluch gelastet hätte, Alles zu thun, um die Größe s. Reichs zu untergraben, früher als irgend ein europäischer Fürst den Eingang in sein Reich öffnete. Die schlauen Ordensbrüder ließen sich gern als Prediger des Glaubens in Indien brauchen, wozu bis dahin vorzüglich die Franciscaner gedient hatten. Auch ward ihnen, den schlechtesten Fürstenerziehern, die es je gegeben hat, die Erziehung s. Enkels, des Kronprinzen Sebastian, überlassen. Sie pflanzten ihm den Hang zur Schwärmerei und fanatischen Eroberungssucht ein, der ihn zum Untergang führte. Der junge König faßte nämlich den Entschluß, der Überwinder der Mauren in Afrika zu werden, was seinen kräftigen Vorfahren nicht hatte gelingen wollen, und verfolgte diesen Plan gegen alle Erinnerungen verständiger Räthe, mit unsinniger Heftigkeit. Als er 1578 in Afrika die Schlacht bei Alcassar und wahrscheinlich auch s. Leben verloren hatte, entstand ein Streit um die Krone des kinderlosen Sebastian. Jetzt ging Portugal s. Verfall unaufhaltsam entgegen.

b) Portugal unter spanischer Herrschaft (von 1580—1640). Nach der kurzen Regierung des alten, schwachen Königs Heinrich, der Sebastians Oheim war, gewann der mächtigste Mitwerber, Philipp II. von Spanien, durch Alba's Sieg bei Alcantara, den Thron, und Portugal hatte das Unglück, mit einem Reiche

verbunden zu werden, das gerade von dieser Zeit an durch unglückliche Kriege und unweise Verwaltung s. eignen Verfall entgegeneilte. Philipp II. führte sogleich (d. 4. Dec. 1586) die Censur ein und unterdrückte 4 Pseudosebastiane. (S. Sebastian.) Spaniens mächtige Feinde, die Engländer und Holländer, warfen sich auf das wehrlose Portugal, dessen Reichthum so gute Beute versprach, und für immer gingen so viele herrliche Besitzungen verloren, welche glorreiche Vorältern erobert hatten. Denn der alte Heldengeist des Volks war in der letzten Zeit s. Unabhängigkeit völlig erstorben, und die Portugiesen hatten sich überall durch Übermuth und Härte so verhaßt gemacht, daß die gedrückten Fürsten und Völker Asiens bei jedem Wechsel nur zu gewinnen glaubten. Spanien that gar nichts zur Unterstützung eines Volks, das es in seinen Verfall gerissen hatte. Die Holländer eroberten die gewürzreichen molukkischen Inseln und die Hälfte Brasiliens (1624), das in Johanns II. schöner Zeit durch einen glücklichen Zufall (von Alvarez de Cabral 1500) entdeckt worden war. Sie nahmen die Niederlassungen auf der Guineaküste (1637) und verschafften sich Eingang auf dem reichen Markte von Indien, wo sie die Portugiesen immer mehr verdrängten. Dazu kam die Raubsucht der Spanier, welche die schönsten Krongüter veräußerte. Endlich von diesem Drucke und der schnöden Behandlung, welche sie unter Philipps IV. Minister, Olivarez, erlitten, empört, stifteten die portug. Großen eine klug entworfene, schlau geleitete Verschwörung, welche den 1. Dec. 1640 einen Abkömmling des alten Königsstammes, den Herzog Johann von Braganza (Johann IV.) auf den portug. Thron führte.

c) Portugal unter dem Hause Braganza wird von Englands Politik abhängig, von 1640—1820. Zur Rechtfertigung dieser Revolution, welche Portugals Selbständigkeit herstellte, erließen die Cortes von 1641 ein Manifest an Europa. Allein der deßhalb mit Spanien geführte Krieg wurde erst 1668 durch einen Friedensschluß geendigt, in welchem Spanien auf Portugal verzichtete. Auch mit Holland ward 1661 und 1669 unter großbritannischer Vermittelung, von Johanns Nachfolger, Alfons VI. und von dessen Bruder Peter II., der jenen 1667 der Regierung entsetzt hatte, ein Friede geschlossen, wodurch wenigstens Brasilien wieder an das Reich kam; aber die alte Größe war nicht wiederherzustellen, selbst wenn alle Fürsten dieses Stammes so viel Kraft und Weisheit gezeigt hätten, als sich bei einigen guter Wille fand. Schon unter dem ersten braganzischen Könige ward ein Handelsvertrag mit England abgeschlossen, und seit dem 1703 durch den engl. Gesandten, Methuen, geschlossenen neuen Vertrage, der den Engländern die Vortheile der kurz vorher entdeckten Goldminen in Brasilien zuwandte, bildete sich das Verhältniß mit England allmälig so aus, daß Portugal eine unabhängige Stellung in dem europ. Staatensystem nicht behaupten konnte. Dagegen wurden die Cortes, in deren Berufungsedicten der König von den Deputirten des dritten Standes jedesmal ausdrücklich verlangte, daß man „Deputirte sende ohne Amt in der Finanz, Justiz, Landarmee und Flotte", seit 1697 nicht mehr berufen. Unter Johanns V. langer Regierung (1707—50) wurde zwar in Hinsicht auf auswärtige Verhältnisse etwas Kraft gezeigt, sowie im Innern manches Gute, z. B. die Einschränkung der Inquisition und die Stiftung einer Akademie der port. Geschichte versucht, aber dort ohne entscheidenden Erfolg, hier ohne Vollendung. Dagegen hatten der prachtvolle Bau des Klosters zu Mafra und die zu Rom theuer erkaufte Erlaubniß, einen Patriarchen von Lissabon zu besitzen, den Schatz des Landes auf lange Zeit erschöpft. Unter s. Sohne und Nachfolger Joseph I. (von 1750) leitete der Marquis v. Pombal (s. d.) den Staat; ein strenger Verbesserer, wie Portugal ihn brauchte, aber so streng, daß die heiligen Gesetze des Rechts oft nicht geachtet wurden. Er bekämpfte die Jesuiten und den Adel, die sich unter den vorigen Regierungen an geheimen Einfluß in die öffentliche Verwaltung gewöhnt hatten. Die Entdeckung der jesuitischen Macht in Paraguay (s. d.), das Betragen

der Ordensbrüder bei dem Erdbeben in Lissabon 1755 und die Verschwörung gegen das Leben des Königs (1759) führten den Fall des Ordens herbei. Er verlor 1757 die Beichtvaterstellen in der königl. Familie und den Zutritt bei Hofe. Zwei Jahre nachher wurden alle Jesuiten aus dem Reiche verbannt, und die Güter des Ordens eingezogen. Der tapfere Graf v. Schaumburg-Lippe, dem Portugal in dem Kriege gegen Spanien (1760) so viel verdankte, machte zu gleicher Zeit in dem portug. Kriegswesen große Verbesserungen; aber bald nach s. Abreise verfiel das gut begonnene Werk. Bei dem Anfange der Regierung Maria Francisca Isabella, der ältesten T. Josephs, welche seit 1760 mit ihres Vaters Bruder, Don Pedro III., vermählt war und 1777 den Thron bestiegen hatte, verlor Pombal sogleich eine Gewalt, die er 25 Jahre lang besessen. Portugal verdankt ihm sein Erwachen. Zwar fielen mit ihm manche s. nützlichen Einrichtungen; aber die Aufklärung, die er angezündet, und die Richtung, die er der Denkweise und den Sitten, sowie das Selbstgefühl, das er dem Charakter der Nation gegeben, konnten nicht ausgelöscht werden. Unter Marias Regierung war alle Gewalt getheilt zwischen einem unaufgeklärten Adel und unwissenden Geistlichen. Als sie 1792 in Gemüthskrankheit verfallen war, wurde der Prinz von Brasilien (dies war bis 1816 der Titel des jedesmaligen Kronprinzen), Juan Maria Joseph, geb. 1767, Regent, der sich späterhin, 1799, nachdem die Krankheit der Königin in wirkl. Wahnsinn ausgeartet war, zum unumschränkten Regenten erklärte, übrigens aber die Regierungsgrundsätze s. Mutter befolgte. Wegen s. engen Verbindung mit England mußte er Theil an dem Kriege gegen Frankreich nehmen. Seine Krieger fochten nicht ohne Ruhm gemeinschaftlich mit den Spaniern. Allein die großen Verluste, die der Handel während des Kriegs erlitten, die gehäufte Staatsschuld und die Drohungen, wozu Spanien durch Frankreich gezwungen ward, führten 1797 zu dem Frieden mit Frankreich. Das Unglück der franz. Waffen 1799 gab jedoch dem Regenten neuen Muth, sich mit den Engländern zu verbinden und einen Bund mit Rußland abzuschließen. Als aber Bonaparte s. Macht befestigt hatte, ward Spanien gezwungen, den Krieg gegen Portugal (1801) zu erklären, den indeß noch in dems. Jahre der Friede von Badajoz mit der Abtretung von Olivenza und einer starken Geldbuße endigte. Seitdem erhielt Portugal, immer bedroht und gehöhnt, nur durch große Opfer, die es dem Gewaltigen brachte, einen Schatten von Selbständigkeit, bis endlich, als Napoleons Heer unter Junot schon über die Grenzen gerückt war, und der „Moniteur", in Folge eines über Portugals Theilung mit Spanien abgeschlossenen geheimen Vertrags, die Absetzung des Hauses Braganza (weil sich der Regent geweigert habe, die engl. Waaren wegzunehmen) ausgesprochen hatte, der Regent sich ganz in die Arme der Engländer warf und mit s. Familie am 29. Nov. 1807 sich einschiffte, um s. Sitz zu Rio-Janeiro in Brasilien zu nehmen. Tags darauf rückte Junot in die Hauptstadt, und Portugal ward als erobertes Land behandelt. Doch bald landete ein engl. Heer; zugleich bildeten sich zahlreiche Kriegerhaufen in den nördl. Landschaften, voll Muth, für des Vaterlandes Befreiung zu kämpfen, und in Oporto versammelte sich schon 1808 die portug. Junta, um die gemeinsamen Angelegenheiten zu leiten. Nach heftigen Kämpfen an der Westküste erfolgte am 21. Aug. 1808 die entscheidende Schlacht bei Vimeira, und in Folge derselben die Übereinkunft von Cintra, nach welcher der franz. Feldherr mit s. Heere das Land räumte. Über diesen Krieg s. des Generallieut. Thiebault (Chef des Generalstabes in diesem Feldzuge) amtlich treue „Rélation de l'expédition de Portugal, faite en 1807 et 1808" (Paris 1817). Hierauf nahmen die Portugiesen thätigen Antheil an dem spanischen Freiheitskriege. Sie drangen unter Wellington, Beresford und Gomez Freyre als tapfere Hülfstruppen bis nach Toulouse in Frankreich vor. Unterdessen blieb die königl. Familie in Brasilien. Hier bestieg der Regent, nach dem Tode Maria I., den 20. März 1816 als König Johann VI. den Thron

von Portugal und Brasilien. Diese Verpflanzung des lissaboner Hofes in eine amerikanische Colonie hatte für die europäische Politik und für England wichtige Folgen. Die erste war das Bestreben Brasiliens, sich der englischen Abhängigkeit zu entziehen; eine zweite war die allmälige Erhebung dieser Provinz zu einem besondern Staate. In Portugal dagegen dauerte der engl. Einfluß fort und der vorige Zustand des Königreichs blieb im Wesentlichen derselbe. Daher entsprach der pariser Friede vom 30. Mai 1814 den Erwartungen der Nation, obgleich sie für die allgemeine Sache Viel gethan hatte, keineswegs, und als hierauf die wiener, auch von den portug. Gesandten unterzeichnete, Congreßacte die Rückgabe von Olivenza an Portugal anerkannt, und Portugal nach derselben Acte das ehemal. franz. Guiana bis an den Oyapock an Frankreich zurückgegeben hatte, so weigerte sich dennoch Spanien, jene Rückgabe zu leisten. Der Hof von Rio-Janeiro ließ daher das den Spaniern von den Insurgenten, unter Artigas, entrissene Monte-Video am linken Plataufer besetzen, wodurch Portugal mit Spanien in neuen Zwist gerieth. Überdies ward auch Brasilien von unruhigen Bewegungen ergriffen; doch gelang es der Regierung, die Empörung in Fernambuk unter Martinez (im März 1817) mit Gewalt zu unterdrücken, ebenso die Verschwörung des Generals Gomez Freyre (s. Eben) in Lissabon, wo der Einfluß und die Macht des Marschalls Beresford das Militair, und die Entfernung des Hofes, welcher alles baare Geld aus Portugal nach Rio-Janeiro zog, das Volk erbittert hatte. Außerdem geschah während dieser Zeit manches Zweckmäßige, vorzüglich für die Cultur Brasiliens, dessen Handel 1818 allen befreundeten Nationen frei gegeben wurde. Der Minister Araujo ließ die chinesische Theestaude in Brasilien anpflanzen, was jedoch auf den Bergen der portug. Provinz Traz os montes, in gleicher Berghöhe und in gleichem Himmelsstriche mit den chinesischen Theeprovinzen, noch erfolgreicher sein müßte. Insbesondere machte sich der erste Minister Arcos sehr um Brasilien (s. d.) verdient. Um ihn zu belohnen, gab ihm 1818 der König ein leeres, vom Monarchen unterzeichnetes Blatt, worauf er Alles, was er wünsche, schreiben und dessen Gewährung unbedingt erhalten sollte. Der Minister schrieb darauf den Befehl, alle Gefangene in Fernambuk, deren Hinrichtung schon beschlossen war, in Freiheit zu setzen, und der König ließ sogleich diesen Befehl vollziehen. Die Inquisition ward im ganzen Reiche aufgehoben. In Goa war sie bereits 1774 abgeschafft, dann aber wiederhergestellt worden. Als man sie endlich 1815 gänzlich aufhob, wurden ihre Acten in Goa auf Befehl des Vicekönigs, Grafen v. Salzedas (25. Mai), feierlich verbrannt. Auch die Jesuiten sind nicht wieder aufgenommen worden, und die port. Regierung ließ sogar dem heil. Vater wegen ihrer Wiederherstellung eine mißbilligende Note übergeben. Dagegen erließ sie den 30. März 1818 ein hartes Verbot wider die Freimaurer. Ohne Unterschied sollen Eingeborene und Ausländer, wenn sie Freimaurer sind, eine mit Grausamkeit zu vollziehende Todesstrafe erleiden, und mit Einziehung aller Güter, ohne Rücksicht auf die rechtmäßigen Erben, bestraft werden. Die Juden aber haben, auf Verwendung des Papstes (1817), in Portugal und Brasilien dieselben Begünstigungen erhalten wie im römischen Staate. So viel nun im Einzelnen angefangen und Gutes versucht wurde, so gab es doch keinen allgemeinen und durchgreifenden, mit dem Geiste des Zeitalters übereinstimmenden Verwaltungsplan. Amerikas und Spaniens Beispiel reizten Portugal und Brasilien zu ähnlichen Schritten, um das in allen s. Fugen wankende Staatsgebäude auf neuen Grundlagen wiederherzustellen. Insbesondere fühlte Portugal, wo die Aufklärung der gebildeten Stände mit der veralteten Form der Staatsverwaltung bei der Entfernung des Hofs und bei dem überwiegenden Einflusse der angestellten Engländer im feindseligsten Widerspruche stand, dieses Bedürfniß.

So begann IV. Portugals neueste Zeit seit 1820. Mit Unwillen sah die portug. Nation das Heft der Staatsverwaltung in den Händen eines Briten, des

M. Beresford. In dem Heere, das s. Sold nicht richtig erhielt, waren über 100 britische Officiere angestellt, darunter 30 im Generalstabe, und große Geldsummen gingen nach Brasilien, wo Hof und Adel sich befanden; dabei geriethen Handel und Schifffahrt immer mehr in Verfall. Beresford erkannte die Schwierigkeiten s. Lage und begab sich im April 1820 nach Rio-Janeiro, wo der Hof auf s. Verlangen sich entschloß, zur Entrichtung des Heersolds Geld nach Lissabon zu schicken und die Regentschaft daselbst mit der Verbesserung der Verwaltungsform zu beauftragen. Allein zu spät! Denn schon hatten die Befehlshaber der port. Truppen und mehre Bürger (unter diesen D. Manuel Fernandez Thomaz) sich unter einander zur Herstellung einer neuen Verfassung verbunden. Daher brach, noch ehe jener Beschluß des Königs aus Brasilien in Lissabon eintraf, am Morgen des 24. Aug. zu Oporto die Revolution aus. Der Oberst des 18. Regiments, Bernardo Correa de Castro e Sepulveda, Sohn des Vicomte de Herbadoza, und die übrigen Officiere foderten die Soldaten auf, dem Könige, den Cortes und der zu entwerfenden Constitution Gehorsam zu schwören. Dies geschah. Als hierauf auch die Behörden und die Einw. der Stadt sich für das Unternehmen erklärt hatten, so erließ die aus dem Adel, der Geistlichkeit, den Behörden und dem Kaufmannsstande ernannte oberste Regierungsjunta von 16 Mitgliedern, deren Präsident Antonio de Silveira Pinto da Fonseca war, einen Aufruf an die Nation, worin sie erklärte, die Berufung der Cortes und die Aufstellung eines Grundgesetzes sei das einzige Mittel, um den Staat zu retten. Sofort traten die Besatzungen aller Städte, vom Minho bis Leyria, auf ihre Seite. Kein Blut floß; Niemand ward verhaftet; die britischen Officiere waren ruhige Zuschauer des Aufstandes. Vergebens ließ die Regentschaft in Lissabon Truppen unter dem Grafen d'Amarante und dem General Vittoria gegen Oporto ausrücken, indem sie zugleich bekanntmachte, daß sie selbst, nach dem Wunsche des Volks, die nöthigen Abänderungen in der bisherigen Verwaltung treffen werde, wozu das am 29. Aug. von Rio-Janeiro angekommene Schiff die Vollmacht mitgebracht habe. Vergebens berief sie die alten Cortes der privilegirten Stände zum 15. Nov. Die Junta von Oporto beharrte bei ihrem Vorhaben und brach mit ihren Truppen am 12. Sept. nach Coimbra auf. Graf Amarante (Bruder des Präsidenten Fonseca) und Vittoria sahen sich jetzt von ihren Truppen verlassen; Jener mußte sogar nach Galicien fliehen; und schon am 15. Sept. erklärten sich in Lissabon, ohne daß die geringste Unordnung dabei vorfiel, alle Regimenter und die Milizen, nebst dem Volke, für den König, die Cortes und die Constitution. Für die Herstellung der alten Cortes (s. d.) erhob sich keine Partei. Darauf ward eine provisorische Regierung errichtet, deren Mitglieder (darunter die Grafen de San-Payo, de Rezende, de Pennafiel, der Generallieut. Arcdo, Hermano Brancaamp u. A.) der Volksrichter (Juiz o povo) mit Zustimmung des Volks ernannte. Präsident war ein Prälat, der Decan Freyre. Nach mehrtägigen Unterhandlungen vereinigte sie sich am 1. Oct. mit der Junta von Oporto. Hierauf sandte sie nach Rio-Janeiro den Grafen Palmella, das Haupt der vorigen Regentschaft, mit dem Berichte über das Vorgefallene und mit der Bitte an den König, daß er oder der Kronprinz nach Lissabon zurückkehren möchten. Unterdessen war Lord Beresford aus Brasilien mit unumschränkter Vollmacht vom 29. Juli 1820, als Viceregent des Königreichs, am 10. Oct. in dem Hafen von Lissabon angekommen; allein die Junta ließ ihn nicht ans Land, und er mußte nach England zurückkehren. Darauf ward die Wahlform der Cortes bestimmt, wobei man größtentheils die spanische Constitution befolgte. Indeß benutzten die überspannten Liberalen, welche die spanische Constitution sofort eingeführt zu sehen wünschten, eine große Heerschau am 11. Nov., um die oberste Junta zu nöthigen, die spanische Constitution sogleich beschwören zu lassen. Dies thaten hierauf alle Truppen; nur 8 Bataillone, die der Oberste Sepulveda befehligte, verstanden sich dazu bloß, um einen Bürgerkrieg zu vermei-

den. Allein mit diesem Gewaltschritte unzufrieden, gaben am 14. 4 Mitglieder der Junta, Brancaamp, S.-Luis, Fernandez Thomaz und Ferreira de Souza, ihre Entlassung; dasselbe thaten 150 Officiere. Die Gremios, der Handelsstand und die Obrigkeiten bezeigten ebenfalls ihre Unzufriedenheit; endlich faßte am 17. eine Versammlung von Officieren, vorzüglich auf den Rath des Obersten Castro Sepulveda, den Beschluß, daß die spanische Constitution in keinem Punkte, mit Ausnahme der Wahlform, eher, als bis die Cortes die Grundlagen derselben angenommen oder abgeändert hätten, in Vollziehung gesetzt werden könne, und daß die 4 abgegangenen Mitglieder der Junta ihre Stellen wieder einnehmen möchten. Dies geschah mit allgemeiner Zustimmung des Volks, und der Vicepräsident Silveira, welchen man für den Urheber des Aufstandes am 11. hielt, mußte s. Entlassung nehmen und ward auf s. Landgut verwiesen. Damit hörte jede unruhige Bewegung in der Hauptstadt auf; die Wahlen gingen gesetzlich vor sich und fielen meistens günstig für die Geistlichen, Advocaten und Officiere aus, weil der Adel wenig Theil nahm. Am 26. Jan. 1821 ward die erste Sitzung der außerordentl. Cortes, unter dem Vorsitze des Erzbischofs von Braga, eröffnet. Unterdessen war schon am 16. Dec. ein Beschluß des Königs in Lissabon angekommen, der die Berufung der alten Cortes genehmigte und die Rückkehr des Königs oder eines Prinzen meldete. Nach der Ankunft des Grafen Palmella in Rio-Janeiro aber beschloß das dortige Cabinet, den Erfolg der Sendung des Marschalls Beresford abzuwarten und dann mit Großbritannien und andern europ. Höfen das Weitere zu berathen. Allein auch die Truppen in Brasilien erklärten sich der neuen Ordnung der Monarchie geneigt, und in den Provinzen Fernambuk und Para entstanden Unruhen, welche nur mit Mühe unterdrückt wurden. Die außerordentlichen Cortes in Lissabon ernannten zuerst eine Regentschaft und die Minister (Brancaamp für die auswärt. Angeleg., Barradas für das Innere, Duarte Colelho für die Finanzen, Teijero Rebello für das Kriegs-, und Maximien de Souza für das Seewesen). Am 23. März bestätigten sie den Aufstand vom 24. Aug. und vom 15. Sept. 1820, als übereinstimmend mit den Bedürfnissen und dem Willen des Volks; am 24. hoben sie die Inquisition auf. Die am 9. März angenommenen Grundlagen der neuen Verfassung: Freiheit der Personen, des Eigenthums und der Presse, Gleichheit vor dem Gesetz, Abschaffung der Privilegien, Fähigkeit zu allen Ämtern nach dem Verdienst und die Souverainetät der Nation, wurden fast einmüthig ausgesprochen. Lebhaftere Verhandlungen fanden statt über die Frage, ob eine oder 2 Kammern sein sollten? und über das Veto des Königs. Endlich entschieden 59 Stimmen gegen 26 für eine Kammer, und 78 gegen 7, daß der König kein absolutes, sondern nur ein temporaires Veto haben solle. Noch ward durch die Mehrheit einer einzigen Stimme (42 gegen 41) und durch die Stimme des Präsidenten entschieden, daß der König keinen Staatsrath brauche, weil die Cortes und die permanente Deputation derselben den natürlichen Rath des Königs bildeten. So wurde die Verfassung Portugals noch demokratischer als die spanische. Ohne Widerstand erfolgte die Revolution in demselben Sinne in Brasilien, zu Para, den 1. Jan. 1821, zu Fernambuk den 3. März, und in Bahia, nach vergeblichem Widerstande des Gouverneurs, am 10. Febr.; zu Madeira, ohne Widerstand der obersten Behörde, am 28. Jan., und auf den Inseln des grünen Vorgebirges am 18. März. Überall ging die erste Bewegung von den Truppen und den Kaufleuten aus. Zu Rio-Janeiro rieth zwar im Cabinete des Königs der Graf Arcos, das System der Cortes anzunehmen; allein auf des Grafen Palmella Vorschlag erließ der König am 24. Febr. eine Erklärung, daß er den Kronprinzen nach Lissabon schicken wolle, um durch ihn die Wünsche des Volks zu vernehmen und darnach zu beurtheilen, welche politische Verfassung er dem Königreiche geben könne; zugleich berief er eine Versammlung von Bevollmächtigten (Procuradores) der Provinzen Brasiliens, der Azoren, Madeiras und der übrigen

Colonien nach Rio, um mit ihnen die neuen Einrichtungen zu überlegen und zu entscheiden, mit welchen Abänderungen die Verfassung der Cortes in den überseeischen Provinzen eingeführt werden könne. Allein die Truppen nöthigten ihn und den Kronprinzen, am 26. Febr. die Constitution der Cortes unbedingt anzunehmen und in voraus zu beschwören. Die Anstalten zur Abreise des Königs nach Portugal erregten jedoch neue Unruhen. Als nun die in der Börse versammelten Wahlmänner, meistens Kaufleute, am 21. April vom König die Errichtung einer obersten Junta für Brasilien verlangten, wodurch die Gewalt des Kronprinzen ganz eingeschränkt worden wäre, so beschloß das Cabinet auf des Prinzen Vorschlag, und wie man glaubt, nach dem Rathe des Grafen Arcos, vor der Vollendung des portug. Grundgesetzes die Regierungsform nicht zu ändern und die Versammlung in der Börse aufzuheben. Ein Bataillon Jäger besetzte hierauf um 3 Uhr des Morgens, vor dem Osterfeste, die Zugänge zu der Börse, und da die Versammlung nicht auseinanderging, so brauchte sie Gewalt. An 40 Bürger wurden getödtet, einige hundert verwundet, viele verhaftet, und mehre, die aus den Fenstern am Ufer des Meeres sich retten wollten, ertranken. Hierauf schiffte sich der König am 26. April ein, mit s. Familie, den Ministern, dem diplomatischen Corps und den zu den Cortes erwählten Deputirten von Rio-Janeiro, nebst einem Gefolge von 3000 Personen. Der Kronprinz, Don Pedro, welcher als Regent, wozu ihn der König ernannt hatte, in Brasilien zurückblieb, stellte sogleich Mißbräuche ab und traf mehre nützliche Einrichtungen; allein er konnte das öffentliche Vertrauen nicht wieder gewinnen. Die portugiesischen und brasilischen Truppen, nebst einem Theile der Einw., verschworen sich aufs neue und nöthigten den Prinzen am 5. Juni, die Beschlüsse der Börsenversammlung vom 21. April anzunehmen, nach welchen er die Grundlagen der portug. Verfassung beschwor, den Grafen Arcos nach Lissabon schickte (wo er in dem Fort Belem den Ausgang s. Processes erwartete), und eine mit der gesetzgebenden Gewalt bekleidete Junta anerkannte, sodaß er bloß der Vollzieher der von der Junta gefaßten Beschlüsse blieb. Auch in Lissabon zeigte sich ein großes Mißtrauen gegen den König, dessen Flotte am 3. Juli im Hafen von Belem ankam. Er mußte mehre, sein Ansehen kränkende, Beschlüsse der Cortes genehmigen, ehe er am 4. Juli ans Land steigen konnte, worauf er sich in die Kathedrale und dann in den Versammlungssaal der Cortes (in dem schönen Bibliothekſaale des Klosters de las necessidades) begab und hier die Grundlagen der neuen Verfassung beschwor. Nachdem nun König Juan VI. ein neues Ministerium (1821 ernannte der König den ehemal. Prof. der Philosophie zu Coimbra, nachher Diplomat und durch s. „Prelecçons philosoficas" bekannt, Silvester Pinheiro Ferreira, zu seinem Staatsminister) ernannt hatte, übernahm er die Ausübung der vollziehenden Gewalt und willigte von dem Augenblicke an, ohne Widerrede, in alle Beschlüsse der Cortes, auch wenn sie das königl. Ansehen noch so sehr beschränkten. Dagegen führte ein lebhafter Notenwechsel mit dem östreich. Gesandten Baron v. Stürmer, der für eine bei Gelegenheit einer öffentl. Beleuchtung dem östreich. Gesandtschaftsgebäude vom Pöbel zugefügte Beleidigung keine Genugthuung erhalten konnte, am 22. Aug. die Abreise dieses und des russ. Gesandten, Baron v. Thuyll, herbei, worauf alle Verbindung mit diesen Höfen, sowie mit denen von Turin und Neapel, abgebrochen wurde. Auch reizten die Cortes durch unweise Beschlüsse Brasilien zur Trennung von dem Mutterlande; doch war es nur ein Act der Gerechtigkeit, daß sie die von dem portug. Gouverneur, Lecor Baron de la Laguna, am 15. Juli erzwungene Vereinigung Monte-Videos mit Brasilien für nichtig erklärten, und die Rückgabe dieses Gebiets an Spanien beschlossen. In Portugal ward die bisherige Ruhe durch mehre Bewegungen zu Gunsten des vorigen Zustandes gestört. In den Provinzen zeigten sich bewaffnete Banden, in der Hauptstadt geheime Umtriebe; es fielen daher häufige Verhaftungen vor; der Patriarch von Lissabon ward ver-

bannt, und in den Verwaltungsstellen trat ein öfterer Wechsel ein. Die Cortes selbst, unter welchen jedoch mehre Abgeordnete durch Einsicht und Beredtsamkeit sich auszeichneten, beharrten bei ihren überspannten Ansichten von Freiheit und Gleichheit, ohne jedoch für Brasilien dasselbe Recht anzuerkennen, daher sich dieses Land am Ende 1822 gänzlich von Portugal losriß. Der Regent, Don Pedro, befand sich in der gefährlichen Lage, entweder sich an die Spitze der Partei der Unabhängigen stellen, oder befürchten zu müssen, daß Brasilien eine Republik werde. Er konnte, ohne eine neue Revolution zu veranlassen, den Beschlüssen der Cortes, die ihn zurückriefen, nicht gehorchen. Um also Brasilien, wie es ihm sein Vater zur Pflicht gemacht hatte, dem Hause Braganza zu erhalten, gab er den Vorstellungen s. Minister (der Brüder Andrade) nach und nahm den Titel eines Kaisers von Brasilien an. Die Krönung erfolgte am 1. Dec. zu Rio-Janeiro. Allein die Provinz Rio-Grande und Bahia, wo sich portug. Truppen unter dem General Madeira befanden, blieben der Sache des Mutterlandes treu. Desto größer war die Erbitterung der eingeborenen Brasilianer gegen Portugal, und der Kaiser Don Pedro reizte diesen Haß durch s. in den heftigsten Ausdrücken gegen die Cortes erlassenen Bekanntmachungen noch mehr auf.

In Portugal ward die Verfassung vollendet und am 1. Oct. 1822 von dem Könige beschworen, dessen Gewalt sich jetzt nur durch die Erblichkeit von der Würde eines Präsidenten der Verein. Staaten unterschied. Bald nachher schloß Johann VI. die Sitzung der außerordentl. Cortes am 4. Nov. Am 1. Dec. ward die Versammlung der ordentl. Cortes eröffnet, welche auf den Antrag des Königs beschloß, daß die Königin Carlotta (eine spanische Infantin), weil sie die Constitution nicht beschwören wolle, sobald ihr Gesundheitszustand es erlaube, das Königreich verlassen solle. Bis dahin lebte die Königin auf dem Lustschlosse Ramalhao. Während sich jetzt die Cortes mit der Umbildung der Gesetze, Rechtspflege und andrer Zweige der innern Verwaltung, bis zum Schlusse ihrer Sitzung am 31. März 1823, beschäftigten, ward Portugal von Außen her durch den Krieg Frankreichs gegen Spanien (s. d.), und von Innen durch den Aufstand der Truppen und Bewohner der Provinzen Minho und Traz os Montes, unter dem Grafen Amarante, bedroht. Indeß erhielt die Regierung von dem Minister Canning die Versicherung, daß Großbritannien Portugal, sobald dessen Unabhängigkeit von einer andern Macht bedroht werden sollte, jede Unterstützung zu leisten sich verpflichte. Auch Frankreich erklärte, daß es an keine Überziehung Portugals denke, weßhalb der Oberfeldherr des franz. Heeres in Spanien, der Herzog v. Angoulême, jede Verbindung mit dem von der portug. Regierung geächteten Anführer der portug. Insurgenten, dem Grafen Amarante, welchen der General des Königs Juan VI., Don Rego, nach mehren blutigen Gefechten, aus den nördl. Provinzen vertrieben und bis nach Spanien verfolgt hatte, ablehnte. Gleichwol glomm in Portugal noch immer das Feuer des Aufstandes fort; Graf Amarante nahm s. Hauptquartier in der span. Provinz Zamora, und eine portug. Regentschaft trat (Mai 1823) in Valladolid zusammen unter dem Vorsitz des verbannten Patriarchen von Lissabon. Unterdessen war der geheime Plan, die Constitution umzustürzen, zur Reife gediehen. Mehre Mitglieder des Adels und der Geistlichkeit, an ihrer Spitze die Königin, hatten daran im Stillen gearbeitet. Als man nun des Beistandes der Officiere gewiß war, foderte die Königin ihren Sohn, Don Miguel (geb. 1802), auf, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen. Er verließ den König, s. Vater, der mit Allem unbekannt, s. Entschluß, die beschworene Verfassung aufrecht zu erhalten, nochmals öffentlich erklärte, am 27. Mai, und begab sich, von dem Brigadier José de Souza de Sampayo, dem Obersten d'Oneil und Simao da Sylva Terroz begleitet, nach Villafranca, wo sich die Generale Pamplona, die beiden Silveira und viele Officiere nebst einigen Regimentern, und mehre Große mit ihm vereinigten. Der In-

sant foderte nun die Nation, den Adel und die Geistlichkeit auf, sich unter der königl. Fahne gegen das anarchische System der Cortes zu erheben, indem er versprach, daß der König eine Constitution geben und, ohne zum Despotismus zurückzukehren oder Reactionen zuzulassen, alle Stände in ihre Rechte wieder einsetzen werde. Zu gleicher Zeit hatten in Lissabon, wo bereits der Gen. Sepulveda, derselbe, welcher in Oporto am 24. Aug. 1820 an die Spitze der Revolution sich gestellt hatte, gewonnen war, einzelne Mitglieder der Cortes und einige Minister den Plan befördert, durch einen Aufstand der Truppen die Partei des einflußreichen Deputirten Moura und der überspannten Liberalen zu stürzen, um, nach dem Rathe des engl. Cabinets, eine den repräsentativ-monarchischen Staaten Europas ähnliche Verfassung mit 2 Kammern einzuführen. Der Tag des Frohnleichnamsfestes ward von den Anhängern des Infanten zur Fortführung des Königs aus s. Schlosse Bemposta bestimmt; allein Sepulveda, der bereits den Cortes, den Nationalgarden und den Milizen verdächtig geworden war, zögerte aus Furcht und ging erst am Abend des 29. Mai mit einem Theile der Truppen zu dem Prinzen über, der ihn aber, um ihn vor der Wuth s. Soldaten zu schützen, als Staatsgefangenen nach dem Fort Peniche bringen ließ. Vergeblich suchten die Cortes ihre Sache durch drohende Beschlüsse zu retten. Schon hatten sich die Besatzungen in den Provinzialstädten und mehre Große für den Infanten erklärt; Gen. Rego that dasselbe den 4. Juni, und Graf Amarante zog mit s. Schar aus Spanien herbei. Nun trat auch das in Lissabon zurückgebliebene 18. Regiment unter die Fahne des absoluten Königs, und Juan VI. begab sich, dem Verlangen der Soldaten nachgebend, in das Lager des Infanten zu Villafranca, wo die übrigen Glieder der königl. Familie aus Queluz eintrafen. Hierauf ernannte er, als Souverain, den General Pamplona zum Kriegsminister, den Grafen Palmella zum Minister der auswärt. Angeleg., Oliveyra zum Minister des Innern und Don Arcos für die Finanzen, setzte die Königin in ihre durch das Decret vom 4. Dec. 1822 verlorene Rechte wieder ein, erklärte die Constitution der Cortes von 1822 für ungültig und versprach s. Völkern eine andre zu geben. Als die Cortes in Lissabon sahen, daß ihre Sache verloren war, erließen sie eine von 60 Deputirten unterzeichnete Protestation gegen die neue Ordnung der Dinge und hoben ihre Versammlung auf. Mehre von ihnen aber, einige Minister und Beamte, die für ihre Sicherheit besorgt waren, schifften sich mit dem Aschenkruge des vor diesen Ereignissen gest. Deputirten, Don Manoel Fernandez Thomaz, nach England ein. Hierauf hielt der König, nebst dem Infanten D. Miguel und den Infantinnen, am 5. Juni s. Einzug in Lissabon, wo Unterwerfungsschreiben aus Oporto u. a. Städten der Monarchie, die zum Theil das Verlangen nach Wiederherstellung der absoluten Gewalt ausdrückten, ihm überreicht wurden. Denselben Zweck schienen die Urheber der Gegenrevolution zu haben; auch war es der Wunsch der Officiere und Soldaten. Nur der König blieb fest bei s. Erklärung, die absolute Gewalt nicht wieder übernehmen zu wollen. Er ernannte jetzt den Infanten Don Miguel zum Generalissimus mit Sitz und Stimme im Kriegsministerium und den Simao da Sylva Terroz zum Generalintendanten der Polizei; sodann stellte er die mit Frankreich u. a. Höfen abgebrochenen Verbindungen wieder her, hob den Vertrag mit Spanien vom 8. März 1823 auf und schickte Bevollmächtigte nach Brasilien, um dieses Land der Monarchie zu erhalten. Hierauf wurden die Nationalgarden und die Milizen in Lissabon und in den Provinzen entwaffnet, den geistlichen Stiftungen, Klöstern ꝛc. ihre Güter zurückgegeben, der im März auf Befehl des Königs geächtete Graf Amarante in s. Rechte und Würden wieder eingesetzt und der Patriarch aus s. Verbannung zurückberufen, mehre Anhänger der Cortes aber verhaftet, andre verwiesen, und eine Censur, bis zur gesetzlichen Bestimmung der Preßfreiheit, angeordnet. Endlich ward am 18. Juni eine Junta von 14 Mitgliedern, unter dem Vorsitze des Ministers Palmella (s. d.) ernannt, die sich mit

der Abfassung eines monarchisch-repräsentativen Staatsgrundgesetzes beschäftigen sollte. So hatte Frankreich ohne Waffengewalt das demokratische Princip in Portugal besiegt und durch den von Ramalhao aus geleiteten Umschwung der Dinge in Lissabon die spanische Constitution in den Rücken genommen und überflügelt.

Zwar bekämpften sich noch in Portugal Jahre lang die beiden Systeme, welche ganz Europa bewegen, das alte und das neue; allein das System der Mäßigung, durch welches ein milder und gerechter König die Parteien versöhnen wollte, herrschte dort ebenso sehr vor als in Spanien das System der Strenge, welches den Fanatismus zu Hülfe rief, der den Sieg zu erringen hoffte über Vernunft und Zeit. — In Portugal war die Königin der Stützpunkt der theokratischen Partei und der Absolutisten, welche, mit Spanien und Frankreich in Verbindung, der Einführung einer Constitution entgegenarbeitete. Sie hatte bisher Alles von ihrer Quinta zu Ramalhao aus geleitet; jetzt (am 18. Juni) hielt sie in Lissabon ihren Einzug und sah nach langer Trennung den König wieder zu Bemposta. Einige Tage später zog auch Graf Amarante mit s. Schar von 3000 M. in die Hauptstadt ein und wurde zum Marquis von Chaves*) ernannt, mit einem Grundeink. von 6000 Gld. auf 3 Menschenalter. Seitdem fing die Polizei unter der Leitung der Absolutisten an, die Anhänger des constitutionnellen Systems zu verfolgen. Mitglieder der Cortes, Officiere, Beamte, Kaufleute wurden in die Provinzen, und Geistliche in Klöster verwiesen, alle geheime Gesellschaften verboten, insbesondere die Verbindung der Freimaurer, denen man den größten Einfluß auf die portug. Revolution Schuld gab. Der Oberbefehlshaber des Heeres, Infant Don Miguel, dessen Generalstab aus entschiedenen Gegnern des neuen Constitutionsplanes vom hohen Adel bestand, ersetzte die alten Obersten und Officiere fast sämmtlich durch Anhänger seiner Partei, wodurch die Mannszucht in Verfall gerieth. Zu gleicher Zeit erhielt das neue diplomatische Corps in Lissabon Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten; insbesondere der franz. Botschafter, Baron Hyde de Neuville. Mehre europäische Höfe, namentlich Rußland, wünschten dem Monarchen und dem Infanten Glück zur Wiederherstellung der rechtmäßigen Ordnung und übersandten denselben ihre Orden. Indeß zeigte sich bald, daß der britische Hof durch s. Botschafter, Sir Edw. Thornton, s. frühern überwiegenden Einfluß geltendzumachen wußte. Das portug. Cabinet schwankte jedoch lange in s. System, weil es die Freundschaft aller großen Mächte suchte, um durch ihre Mitwirkung Brasilien der Krone Portugal zu erhalten. Der erste Schritt, den der König deßhalb bei s. Sohne in Rio-Janeiro that, hatte keinen Erfolg. Die portug. Commissarien durften nicht einmal ans Land treten, und der Kaiser Don Pedro weigerte sich, die Briefe s. Vaters und Königs anzunehmen. Auch die Besatzung von Bahia, welches bisher allein noch dem Mutterlande treu geblieben war, kehrte im Dec. 1823 nach Lissabon zurück, und die portug. Besatzung von Monte-Video übergab diesen Platz am Ende d. Nov. den brasil. Truppen unter dem Baron v. Laguna (General Lecor), welche ihn aber erst am 2. März 1824 in Besitz nahmen. Nun traf man zwar in Lissabon Anstalten zu einem Kriegszuge gegen Brasilien; allein der Schatz war erschöpft und die Einkünfte fielen, da der Handel abnahm. Die portug. Regierung war daher genöthigt, um die dringendsten Ausgaben zu bestreiten, in London eine Anleihe von 1,500,000 Pf. St. zu 87 vom Hundert abzuschließen. Noch mehr hemmte den Gang der Regierung der innere Parteienkampf; das Ministerium verfuhr im Sinne der Absolutisten nicht streng genug gegen die Freunde constitutionneller Grundsätze; auch der König konnte sich nicht zu durchgreifenden Maßregeln entschließen. Daher kam es, daß ein von ihm schon am 18. Dec. 1823 unterzeichnetes Decret, welches alle Handlungen der Cortes und alle

*) In der Stadt Chaves hatte Amarante den Aufstand gegen die Cortes organisirt.

während des constitutionnellen Systems gemachte Einrichtungen aufhob, erst am 13. März 1824 bekanntgemacht wurde. Der von dem Minister Subserra 3 Mal vorgelegte Entwurf einer Amnestie aber wurde 3 Mal durch den Einfluß der Partei der Königin verworfen. Endlich erschien (am 7. April) auch ein spanischer Botschafter am lissaboner Hofe, der Herzog v. Villa Hermosa. Die Partei der Königin beschloß jetzt, alle Hoffnungen der Constitutionnellen mit einem Schlage zu vernichten und das bisherige System der Mäßigung zu stürzen. Schon war am 1. März, als Opfer des politischen Hasses, ein Kammerherr des Königs, der Marquis v. Loulé, dem der Monarch s. Vertrauen schenkte und der des Ministers Subserra Freund war, im königl. Palaste Salvatierra ermordet gefunden worden. Noch war die Untersuchung deßhalb nicht beendigt, da erfolgte der Gewaltschritt vom 30. April 1824. Der Generalissimus, Infant Don Miguel, rief die Soldaten unter die Waffen und erließ aus dem Palaste Bemposta eine in den heftigsten Ausdrücken abgefaßte Kundmachung an die Soldaten und eine andre an das Volk, worin er sagte, daß er „das Werk vom 27. Mai 1823 vollenden und die verpestete Secte der Freimaurer, welche sich gegen das Haus Braganza verschworen habe, ausrotten wolle. Der König stehe unter dem Einflusse einer Faction und sei nicht frei; darum würden die Anhänger der Cortes nicht bestraft u. s. w." Der Aufruf schloß mit den Worten: „Tod den Freimaurern!" — Dasselbe zeigte der Infant in einem öffentlichen Schreiben am 30. April s. königl. Vater an, mit der Bitte: „sein edles und königliches Verfahren zu genehmigen". An demselben Tage wurden des Königs Minister, unter ihnen Marquis Palmella, einige Militairbefehlshaber, der Mauthdirector und der Polizeiintendant, der die Untersuchung wegen des Mordes führte, überhaupt einige hundert Personen, auf Befehl des Infanten verhaftet. Der Finanzminister Graf Povoa (vorher Sampayo) allein blieb frei; der Kriegsminister Graf Subserra (General Pamplona) verbarg sich und flüchtete auf eine engl. Fregatte. Niemand durfte sich dem Könige nahen, nicht einmal das diplomatische Corps; als aber der französ. Botschafter durch s. Festigkeit den Zutritt erlangte, so erklärte der Monarch, daß das Vorgefallene keineswegs auf s. Befehl geschehen sei. Hierauf erschien der Prinz und gab vor, er habe solche Maßregeln aus eigner Macht ergriffen, um eine dem Ausbruch nahe Verschwörung gegen das Leben des Königs und der Königin zu vereiteln. Der König befahl nun, auf die Vorstellung der Gesandten, daß die Truppen in ihre Quartiere gehen und die Verhafteten in Freiheit gesetzt werden sollten, ordnete aber durch ein Decret vom 3. Mai die summarische Untersuchung und sofortige Bestrafung des angeblichen Hochverraths an; auch verzieh er dem Infanten wegen des Dranges der Umstände, daß „er in des Königs Namen eine zu umfassende Gewalt ausgeübt habe". Indeß fuhr der Prinz fort, eigenmächtig Befehle zu erlassen; er ernannte zum Chef s. Generalstabs den General Manoel de Brito Mozinho; ein neues Ministerium sollte eingesetzt werden; die Verhaftungen hörten nicht auf; der König blieb fortwährend genau beobachtet. Schon sprach man von der Ernennung des Prinzen zum Regenten. Unterdessen hatte das diplomatische Corps gegen die Gewaltschritte vom 30. April protestirt, und der engl. und franz. Botschafter hatten mit des Königs Vorwissen, auf dem engl. Linienschiffe Windsor-Castle, das im Tejo lag, Alles vorbereitet, um den Monarchen aus den Händen der Partei zu befreien. Dies gelang am 9. Mai, als der König mit s. beiden Töchtern, unter dem Vorwande, nach dem Lustschlosse Casilhas jenseits des Tejo zu fahren, sich an Bord des engl. Linienschiffes begab, wo sich nun das ganze diplomatische Corps versammelte. Zugleich erließ der Monarch ein Decret, wodurch er dem Infanten die Stelle eines Oberbefehlshabers der Armee nahm. Don Miguel erhielt Befehl, vor ihm zu erscheinen. Er unterwarf sich und gestand, daß er getäuscht und verführt worden sei. Nach dem „Morning Chronicle" soll er alle Umstände der Er-

mordung des Marquis v. Loulé erzählt und s. Rathgeber und Theilnehmer genannt haben.*) Hierauf verzieh ihm der Monarch und gab ihm die Erlaubniß zu einer Reise. Der Prinz ging am 12. Mai 1824 an Bord einer portug. Fregatte, die nach Brest segelte, von wo er sich nach Paris und Wien begab. Unterdessen hatten die vorigen Minister schon auf dem Windsor-Castle ihre Stellen wieder angetreten; der Kriegsminister Graf Subserra (General Pamplona), ein Anhänger des franz. Systems, erhielt den Vorsitz im Ministerium; Palmella die auswärtigen Angelegenheiten und einstweilen auch das Innere; der Erzbischof von Evora die geistlichen und die Rechtssachen. Marquis Palmella dankte darauf im Namen des Königs durch das Schreiben vom 10. Mai sämmtlichen Gesandten „für den Beistand und die Festigkeit, womit sie gegen die willkürlichen und gesetzwidrigen Handlungen vom 30. April protestirt hätten". Der französ. Botschafter, Bar. Hyde de Neuville, wurde zum Grafen v. Bemposta, der britische Botschafter zum Grafen v. Castilhas, und der spanische zum Grafen v. Monta ernannt; auch die übrigen Gesandten und die Officiere des Windsor-Castle erhielten Orden und a. Auszeichnungen. Alle seit d. 30. April widerrechtlich verhaftete Personen wurden sogleich in Freiheit gesetzt, und eine königl. Kundmachung „an die Portugiesen", vom Bord des Windsor-Castle, am 9. Mai, ließ über den „am 30. April begangenen frevelhaften Versuch gegen die königliche Gewalt" keinen Zweifel übrig.**) Das Volk bezeugte laut s. Freude, und am 11. erklärten 5 Regimenter ihre Mißbilligung des Unternehmens des Infanten. Der König befahl hierauf dem Kriegsminister, die Officiere, welche durch ihre Verbrüderung mit gewissen Clubbs und geheimen Gesellschaften zum Theil die unglücklichen Ereignisse seit d. 30. April mit veranlaßt hätten, zu verabschieden. Die Königin erhielt Befehl, sich in das Kloster von Estrella zu begeben, blieb aber wegen Kränklichkeit in ihrem Palaste zu Quelus; der Patriarch ward nach Busaco geschickt. Nun erst verließ der König das engl. Schiff am 14. Mai und kehrte in s. Palast Bemposta zurück. — Die Untersuchung des an dem Marquis v. Loulé begangenen Mordes begann jetzt aufs neue, und Marquis v. Abrantes der Sohn, als Miturheber dieses Verbrechens angeklagt, ward auf der Flucht verhaftet. Als diese Untersuchung, sowie die gegen die Theilnehmer des Aufstandes vom 30. April und die Verführer des Prinzen geendigt war, so ernannte der König zur Fällung des Endurtheils, am 14. Aug. 1824, eine außerordentliche Commission, die aber in der Folge aufgehoben wurde. Für die Beruhigung des Ganzen erließ der König am Jahrestage s. Wiederherstellung, am 5. Juni 1824, ein Amnestiedecret für die Anhänger der Cortes von 1820, das wenige Ausnahmen (die Urheber des Aufstandes von Oporto im Aug. 1820, und namentlich 9 Oberofficiere) enthielt, und die ausgenommenen Personen nur mit Verbannung bestrafte. An dems. Tage erschien das Decret vom 4. Juni, durch welches Juan VI. die alte politische Verfassung des Reichs (por estamentos) wieder in Kraft erklärte und die Cortes von Lamego, Geistlichkeit, Adel und dritter Stand, einberief.***) Zugleich ward, statt der zur Abfassung eines Constitutionsentwurfes niedergesetzten Junta, eine andre ernannt, um die zur Wahl der alten Cortes nöthigen Vorbereitungen zu treffen; allein es zeigten sich

*) Als ersten Rathgeber des Prinzen nannte man den Marquis von Abrantes, den Sohn, als geheimen Aufwiegler der Truppen den Obersten Pontes, und als Verf. der Proclamationen, die in dem Landsitze der Königin zu Ramalhao überarbeitet worden waren, den Franciscaner Sampayo und den Sohn eines Advocaten, Pairo Rapozo, Officier im Generalstabe.

**) Diese merkwürdige Proclamation ist wörtlich abgedruckt in der „Allgem. Zeitung", 1824, Nr. 155 u. 156. Damit vgl. man in Nr. 165 u. 166 das Schreiben aus der „Bremer Zeitung" und in Nr. 195 und 213 die mitgetheilten Staatsschriften.

***) Wörtlich mitgetheilt in der „Allg. Zeitung", 1824, Nr. 127, Beil.

eine Menge Schwierigkeiten, als man in den Statuten der alten Cortes Vieles im Geiste der neuern Zeit ändern zu müssen glaubte; auch arbeitete Spanien dem Plane, die alten Cortes einzuberufen, nachdrücklich entgegen, und damit erhob sich wieder der Einfluß der Königin und des Patriarchen. Man entdeckte sogar neue Verschwörungen gegen die Minister und den König, weßhalb am 25. Oct. 1824 mehre Verhaftungen vorfielen. Die größte Schwierigkeit lag jedoch in den verschiedenen Ansichten des Ministeriums und in der Verhandlung über Brasiliens Unabhängigkeit. Diese ward seit d. Juli 1824 in London geführt, während Portugal vom Aug. an nicht nur die Anstalten zu einem Angriff gegen Brasilien aufgab, sondern auch die brasil. Kriegsgefangenen frei ließ und den Schiffen unter portug. Flagge fortwährend den Handel mit Brasilien gestattete. Das londner Cabinet rieth an, Brasilien als unabhängig anzuerkennen; allein die Minister Subserra und der Erzbischof von Evora, welche mit Frankreichs Politik, die seit d. 9. Mai im lissaboner Cabinet die Oberhand hatte, übereinstimmten, wollten nur so viel bewilligen, „Brasilien solle als Kaiserthum vom Kronprinzen als Kaiserregent constitutionnell und nach eignen Gesetzen regiert werden, müsse aber von Portugal abhängig bleiben". Der britische Minister Canning sandte daher im Oct. 1824 den bisherigen britischen Gesandten in Madrid, Sir Will. Acourt, als Botschafter nach Lissabon, der hier, wo bereits Palmella, Povoa und Oliveira Laite de Barros der britischen Politik beistimmten, den Einfluß des Cabinets von St.-James wiederherstellen und die Erneuerung des für Großbritannien so günstigen Handelsvertrags mit Portugal, dem die franz. Partei in Lissabon entgegenarbeitete, bewirken sollte. Indeß wurden bereits in dem neuen Mauthtarif die engl. Waaren vor den französischen auffallend begünstigt. Zugleich entstand eine Spannung mit dem spanischen Cabinet, sodaß der spanische Botschafter, Herzog v. Villa Hermosa, im Nov. 1824 Lissabon mit Urlaub verließ. Dasselbe that der franz. Botschafter am 5. Jan. 1825, weil er als Deputirter s. Sitz in der franz. Kammer einnehmen wollte. Dadurch verlor der Minister Subserra und das franz. System in Portugal die kräftigste Stütze. Doch hatte der König bereits beschlossen, s. bisheriges, durch entgegengesetzte Ansichten getrenntes Ministerium ganz aufzuheben. Er vollzog dies am 15. Jan. 1825. Graf Franz v. Barbacena wurde Kriegsminister; Araujo Correa de la Cerda (Berichterstatter in dem Processe wegen der Mordthat vom 1. März und wegen des Aufstandes vom 30. April) wurde Minister des Innern; D. Ant. Mello Finanzminister; Luis Perreyra de Susa Barradoa Justizminister, und der Admiral Monteiro Torres Seeminister. An die Spitze der auswärt. Angeleg. ward im Febr. 1825 der bisherige portug. Botschafter in Madrid, Saldanha, Graf v. Porto-Santo, berufen, ein dem franz. System ergebener Staatsmann. Palmella und der hauptsächlich von dem Dolche der Factionsmänner bedrohte Subserra blieben Titular-Staatsminister, jener ward zum Botschafter am londner Hofe, dieser zum Botschafter in Madrid ernannt. Der Erzbischof von Evora, jetzt Cardinal, wurde Großrichter. Allein die Verhandlungen mit Brasilien in London unter Östreichs und Englands Vermittlung hatten keinen Erfolg, indem die brasil. Commissarien auf der vollständigen Unabhängigkeit Brasiliens bestanden. England, das Brasilien als Kaiserthum anerkannt hatte, fand daher für nöthig, den nach Rio-Janeiro bestimmten britischen Gesandten, Sir Charles Stuart, erst nach Lissabon zu schicken, wo das neue Ministerium die von England und Östreich begünstigte Unabhängigkeit Brasiliens anzuerkennen bereit war, und nur dies zu erlangen wünschte, daß die beiden Staaten, obgleich unter 2 Souverainen, einen Bund bildeten. Sir Ch. Stuart ging hierauf nach Rio und brachte daselbst am 29. Aug. 1825 einen Vertrag zur Anerkennung der Unabhängigkeit Brasiliens als eines selbständigen Kaiserreiches zu Stande, der am 15. Nov. 1825 von Johann VI., der sich bloß für

s. Person den kaiserlichen Titel vorbehielt, zu Lissabon bestätigt ward. Die Unterthanen Brasiliens und Portugals sollten in den gegenseitigen Staaten wie die befreundetsten und begünstigtsten Nationen behandelt werden. — In Portugal selbst hörten die Umtriebe der Partei der Königin nicht auf. Das Constitutionswerk kam nicht zu Stande. Johann VI. starb d. 10. März 1826, nachdem er s. T. die Infantin Isabella zur Regentin ernannt hatte. Diese erließ ihre Beschlüsse im Namen des Kaisers D. Pedro, als Königs von Portugal. D. Pedro IV. gab als solcher dem Königreiche eine Constitution (Carta de ley vom 23. Apr. 1826), ernannte 86 erbliche Pairs und erklärte eine allgemeine Amnestie. Darauf stellte er am 2. Mai 1826 eine Acte aus, durch welche er auf die portug. Krone verzichtete, sie aber auf s. Tochter Donna Maria da Gloria (geb. 4. Apr. 1819) übertrug, welche er zugleich verpflichtete, sich mit ihrem Oheim D. Miguel zu vermählen. Bis zu ihrer Mündigkeit bleibt er König. Allein es erhob sich in Portugal, von Spanien insgeheim begünstigt, eine Partei, welche die von der Regentin, von den beiden Kammern der Cortes, von allen Behörden und selbst vom Prinzen Miguel in Wien (4. Oct. 1826) beschworene Constitution umstoßen wollte, und diesen Prinzen zum absoluten König von Portugal ausrief. Der Marquis v. Abrantes und der Marq. v. Chaves traten an die Spitze der aufrührerischen Truppen. Allein England, Östreich, Rußland, Frankreich, Preußen u. s. w. erkannten die neue Ordnung an; nur Spanien weigerte sich und zog ein Heer an der portug. Grenze zusammen. Portugal rief daher s. Alliirten, England, zum Beistand auf. Unterdessen wurden die Insurgenten in Portugal geschlagen (Nov. und Dec.); sie zogen sich nach Spanien zurück, von wo sie ihre Einfälle wiederholten. Seit dem 25. Dec. landeten nach und nach 15,000 M. brit. Truppen in Lissabon. Sie besetzten die wichtigsten Punkte; der Aufstand wurde von den Portugiesen im Jan. Febr. und März völlig unterdrückt, und Spanien sah sich zum Nachgeben bewogen. Die von der Regentin am 30. Oct. 1826 eröffneten Cortes schlossen ihre Sitzung d. 31. März 1827. Bald darauf veranlaßte die Krankheit der Regentin neue Umtriebe der Parteien; es fand ein öfterer Ministerwechsel statt; die Regentin selbst begünstigte die Partei ihrer Mutter. Endlich ernannte D. Pedro zu Rio, 3. Jul. 1827, als König von Portugal, s. Bruder D. Miguel, zu s. Lieutenant und Regenten von Portugal, mit allen Rechten, welche durch die Charte bestimmt sind, um das Königreich nach dieser Charte zu regieren. Der Prinz verließ daher Wien d. 6. Dec., und reiste über Paris nach London, von wo er erst im Febr. 1828 in Lissabon eintraf und die Regentschaft antrat. Die Regentin hatte zur Eidesleistung die 3. Versamml. der Cortes am 2. Jan. eröffnet, und die Abreise ihrer Schwester D. Anna, die mit dem Marquis v. Loulé (Sohn des ermordeten) vermählt werden mußte, nebst deren Gemahl und Kinde nach Italien über England am 6. Febr., noch vor der Ankunft des Regenten, veranstaltet. Die englischen Truppen sollen Portugal räumen, und der bisherige brit. Minister in Madrid, Sir Fred. Lamb, ist an Acourt's Stelle 1828 als Botschafter nach Lissabon gegangen. Während dieser Zeit, da Portugals Staatssystem, als ein Hauptgegenstand der europäischen Gesammtpolitik, in die streitenden Interessen des Continents und Englands tief verflochten, mit der spanischen Staatskunst aber im offenen Widerspruche war, konnte für die innere Verwaltung des Reichs nur wenig geschehen. Indeß beförderte der verst. König fortwährend das Schul- und Unterrichtswesen. Er ließ im Oct. 1824 eine große Normal- oder Musterschule des gegenseitigen Unterrichts eröffnen, deren Vorsteher D. Jose le Cocq in Paris die Lancaster'sche Lehrart studirt hatte. Auch ward eine Schule der Physik und Chemie errichtet, sowie eine Steindruckerei angelegt. Junge Portugiesen ließ der König in Paris studiren. Auch untersuchten, mit königl. Unterstützung, wissenschaftlich gebildete Portugiesen einen Theil des noch unerforschten Afrika, von Sena und Tete nach Osten, und

von San-Paolo de Loanda und San-Felipe de Benguela nach Westen; ihre Nachrichten sandte der verst. Bowdich nach London, wo sie 1824 im Druck erschienen sind. Sie betreffen das bisher unbekannte Reich Mulua zwischen Mozambique und Angola, und die wichtigen Leistungen der Capuziner-Missionarien von San-Salvador in Congo. Diese nicht unwichtigen Entdeckungen reichen, bis auf 3 Grad, an die durch die Engländer vom Cap auserforschten Gegenden hin. — Johann VI. verbesserte auch die Militaircollegien; die 1805 bei der Armee eingeführten Elementarschulen wurden jedoch im Juli 1824 wieder aufgehoben. Durchgreifende Umbildungen erlaubte der Zustand des Finanzwesens nicht. Überhaupt sanken Gewerbe und Handel, sodaß von 456 Manufacturen 1824 nur 177 noch Beschäftigung hatten. Die bevorstehende Erneuerung des Handelsvertrags mit England wird wahrscheinlich Brasilien mit umschließen, und dann erst kann Lissabon zum Freihafen erhoben werden. So ist Portugal jetzt mehr als je ein Stützpunkt für Großbritanniens Dreizack auf dem Festlande von Europa.*) 20.

Portugals gegenwärtiger Zustand. Dieser Staat ist durch seine Lage, seinen Himmelsstrich, seinen Boden und durch den Geist seiner Bewohner, sowie durch ruhmvolle historische Erinnerungen zu einer ausgezeichneten Stelle in der Reihe der Staaten Europas berufen; allein er hat bei weitem noch nicht den Grad von Wohlstand erlangt, den er ehemals besaß. Portugal, nach Abend und Mittag vom atlantischen Meere umflossen, gegen Mittag, Morgen und Mitternacht an die spanischen Provinzen Andalusien, Estremadura, Leon und Gallizien grenzend, ist einer der Blüthen- und Blumengärten Europas, den wechselnd Citronen- und Olivenwälder beschatten. Ohne die Colonien zählt es auf 1933 □M. (Flußmündungen und Meerbusen umfassen davon 14 □M.) 3,173,000 Bewohner. Der Staat besteht aus 2 Königreichen: 1) Portugal, das die Landschaften Entre Minho e Douro, Traz os Montes, Estremadura, Beira und Alentejo begreift; 2) Algarve. In Asien besitzen die Portugiesen die Stadt Goa (s. d.), Diu an der Küste von Cambajo und einen Theil der Insel Timor, endlich die wichtige Handelsstadt Macao (zusammen 312 □M. mit 576,000 Einw.); in Afrika die meisten europäischen Niederlassungen, welche früher hauptsächlich zum Negerhandel benutzt wurden, die Insel St.-Thomas an der Küste von Guinea und die Küstenstriche vom Cap Nero an bis zur Insel Fernando del Po, ferner im Nordwesten von Afrika die Inseln Madeira, Porto-Santo, die 10 Inseln des grünen Vorgebirges (wenig einträglich), die 9 azorischen Inseln und die Statthalterschaften Angola und Mozambique, zusammen 28,489 □M., mit 1,057,000 Einw. Portugal ist im Ganzen gebirgig und hat nur 2 ausgedehnte Ebenen, die eine in Alentejo, die andre in Beira. Die Bergthäler sind besonders in Minho und Traz os Montes durch Fruchtbarkeit und Reiz ausgezeichnet. Portugals Hauptgebirge sind fortlaufende Arme des großen Gebirgsstocks in Spanien, das auch seine großen Flüsse, den Tejo (in Spanien Tajo), die Guadiana, den Douro (in Spanien Duero) und den Minho ihm sendet. Landseen hat Portugal nicht, nur einige Bergseen. Mineralquellen sind häufig. Obgleich das Land in dem wärmern Theile der nördlichen gemäßigten Zone liegt, so hat es doch bei weitem nicht die sengend heiße Glut, welche im mittlern und südlichen Spanien herrscht; die Seewinde er-

*) Über Portugals Geschichte vgl. m. „Viriath und die Lusitanier", nach den Quellen von D. Becker (Altona 1826). Über die alten Cortes: die Abhandl. des Ant. do Amaral in den „Memorias de literat. Portugueza" (Bd. 7, S. 135); J. Pedro Ribeiro's Abh. im 2. Th. dieser „Memorias" und D. E. Münch's „Grundzüge einer Geschichte des Repräsentativsystems in Portugal" (Lpz. 1827). Über die neueste Zeit: „Histoire de Jean VI, roi de Portugal" (Paris 1827) und die „Zeitgenossen" (N. R., XXIV), sowie „Historical view of the revolutions of Portugal" (Lond. 1827) seit 1814, von einem Augenzeugen.

frischen die Küstengegenden, und im Binnenlande kühlen die Nordwinde. Portugals Luft ist daher meist angenehm und ausgezeichnet gesund. Im Jan. beginnt der reizendste Frühling; vom März an ist die Witterung ungleich, bald Regen und Stürme, bald trockene Hitze. Die Ernte ist im Jun. Vom Ende des Jul. bis zu Anfang des Sept. verwelkt der frische Pflanzenwuchs unter den Strahlen der Sonne, und so günstig die Witterung im Ganzen ist, so wird doch diese Dürre dem Ackerbau zuweilen nachtheilig. Künstliche Bewässerung kennt man fast nur in den Gärten. Regen ist im Sommer selten. Nach heißen Tagen sind die Abende und Nächte sehr kühl. Wenn gegen Ende des Sept. der erste Regen die Erde getränkt hat, wird sie aufs neue mit frischem Grün überzogen, es beginnt ein zweiter Frühling, und neue Blüthen schmücken den Fruchtbaum. Der am Ende des Nov. eintretende Winter bringt heftige, von Stürmen begleitete Regengüsse, die aber nicht anhaltend sind und mit heiterm Wetter abwechseln. Nur in den nördl. Gegenden herrscht dauernde Winterkälte, in den südlichen aber ist der Schnee eine sehr seltene Erscheinung. Gewitter sind nur im Herbste und Winter. Portugal ist reich begabt mit Naturschätzen, würden sie nur alle hervorgezogen von fleißigern Händen. Aber so verleitet das Klima und die Ergiebigkeit des Bodens die Portugiesen, wie größtentheils die Südländer, leicht zur Trägheit, und sie widmen sich mehr dem Handel als dem Ackerbau und Kunstfleiße. Der ehemals eifrig betriebene Bergbau auf edle Metalle, deren reiche Adern sich unverkennbar zeigen, wird vernachlässigt, weil Menschenhände und Brennstoff mangeln. Bisher wurden nur einige Eisenminen in Estremadura bearbeitet. Kupfer, Eisen, reiche Arsenikkiese, Wismuth, schöne Marmorarten, finden sich in mehren Landschaften, aber Edelsteine sind selten. Salzquellen gibt es wenige, und es wird nur eine benutzt, desto mehr Seesalz aber gewonnen. Auch der Getreidehandel ist jetzt minder ergiebig als in früherer Zeit, z. B. im 13. Jahrh., wo Portugal Getreide zur Ausfuhr übrig hatte. Die Länderentdeckungen und deren Folgen, die Auswanderung in die neu gegründeten Ansiedelungen und der steigende Seehandel entzogen dem Ackerbaue so viele Hände, daß dieser Zweig der Betriebsamkeit des Volks seit dem 15. Jahrh. zu vertrocknen begann. Dazu kommt die Unwissenheit der Bauern, der Druck, worunter sie leben, die großen Besitzungen der Geistlichkeit, der Mangel an Zugvieh und die Schwierigkeit des innern Verkehrs. Ungeachtet die Regierung seit Pombal's Verwaltung den Ackerbau zu befördern suchte, so ist noch immer eine beträchtliche Getreidezufuhr nöthig. Kartoffeln werden wenig gebaut, häufiger aber die minder nährenden Erdäpfel (helianthus tuberosus). Reichlich gedeihen treffliche Baumfrüchte, die häufig ausgeführt werden. Auch wird viel Öl gewonnen, das aber wegen ungeschickter Behandlung gewöhnlich schlecht ist; das beste kommt aus Algarve. Der Weinbau liefert sowol für das einheimische Bedürfniß als für die Ausfuhr treffliche Tischweine und verschiedene Arten süßer Weine. Die rothen Portweine sind die bekanntesten und werden vorzüglich nach England ausgeführt, 1815 nur 36,954 Pipen (sonst 90,000), davon 31,642 nach England und 3915 nach Brasilien. 1765 wurden, um das nachtheilige Verhältniß zwischen dem Weinbau und dem Getreidebau zu mindern, auf Befehl der Regierung alle am Tejo, Mondego und Rouga gelegenen Weinberge in Kornland verwandelt, mit Ausnahme einiger Gegenden in Estremadura, die vortreffliche Weine liefern. Dadurch ward fast ein Dritttheil des Weinbaues vernichtet; aber seit Pombal's Sturze haben viele Eigenthümer ihre Weinberge wiederhergestellt, weil sie durch Weinbau mehr als durch den einträglichsten Kornbau gewinnen. Hanf und Flachs werden in einigen nördlichen Gegenden, aber bei weitem nicht hinlänglich erzeugt. Die Forstwissenschaft ist unbekannt, daher wird in manchen Gegenden das Brennholz selten. Die Viehzucht ist, ungeachtet das Land gute Weiden hat, noch sehr im Verfall, theils wegen der dem Graswuchse nachtheiligen Sommerdürre, theils weil

es an künstlichen Wiesen fehlt, die man bloß in Minho kennt. Auch wird sie durch die Menge von Fasttagen, welche beinahe den dritten Theil des Jahres betragen, niedergehalten. Am beträchtlichsten ist die Viehzucht in Beira, Minho und Estremadura. Die Ochsen werden als Zugvieh gebraucht. An Pferden, die leicht, klein, aber schön gebaut sind, ist kein Überfluß. Maulthiere sind allgemein im Gebrauche. Die Schafzucht ist besonders in Beira sehr bedeutend. Die Wolle ist der spanischen ähnlich, doch nicht so fein. Kühe werden wenig zur Milchnutzung gezogen, dagegen aber viele Ziegen, deren Milch genossen oder zu Käse gebraucht wird. Die portug. Schweine sind der sinesischen Abart ähnlich und werden sehr fett. Truthühner werden in ganzen Heerden gehalten. Die Bienenzucht liefert nicht genug Wachs zum kirchlichen Gebrauche. Die ehedem beträchtliche Seidenernte hat in neuern Zeiten angefangen, sich wieder von ihrem Verfalle zu erholen, und 1804 wurden schon 61,700 Pfund Seide gewonnen. Von Wildpret gibt es nur Damhirsche, wilde Schweine, Kaninchen und wenig Hasen. Rothe Rebhühner sind häufig, sonst aber gibt es wenig Vögel, dagegen sind die Flüsse reich an Fischen, besonders der Tejo. Gleichwol ist der einheimische Verbrauch so groß, daß Zufuhr von Stockfischen und Kabeljau nöthig ist. Die Engländer, Nordamerikaner und die nordischen Seefahrer versorgen das Land damit, während die Portugiesen im 16. Jahrh. bedeutenden Antheil am Stockfischfange bei Neufundland hatten.

Die Bewohner des schönen Landes sind, wie die Spanier, ein Gemisch von Celten (den Urbewohnern), Carthagern, Römern, Deutschen, Arabern, Juden; aber auch hier hat die Volksmenge abgenommen. Unter Emanuel war Portugal von 4 Mill. bewohnt. An der schwachen Bevölkerung sind vorzüglich Schuld die vielen Majorate und die geringe Vertheilung des Grundeigenthums, sowie der Umstand, daß der eigentliche Feldbauer sehr selten zugleich Grundeigenthümer ist; daher auch die häufige Auswanderung. Der Adel, jetzt weniger zahlreich als ehedem, wird in den hohen und niedern eingetheilt; jener bestand 1805 aus 65 Geschlechtern, unter welchen es viele reiche gab. Für Edelleute, welche in des Königs Dienste verarmt oder gebrechlich werden, ist eine Anstalt in Belem (nicht weit von Lissabon), worin sie mit der Kleidung des Christordens versehen und gut verpflegt werden. Auf dem Lande und in kleinern Städten zeigt sich, nach Link und a. Reisenden, der Volkscharakter auf das vortheilhafteste, besonders in den nördlichen Landschaften, wo die den Portugiesen eigne aufrichtige Höflichkeit und Freundlichkeit, vereint mit traulicher Gastfreiheit, reinen Sitten, Mäßigkeit und Nüchternheit zu finden ist. Haß gegen die Spanier hat sich aus der Vorzeit fortgeerbt. Der Umgang unter den vornehmen Städtern wird durch steife Förmlichkeit lästig. In den Städten gibt es wenig öffentliche Belustigungen. Stiergefechte sieht man in der Hauptstadt. Unter den Geistlichen zeichnen sich manche jetzt mehr als vordem durch Gelehrsamkeit aus. Die Zahl aller Geistlichen schätzt Balbi nicht über 29,000. Der König ernennt den Patriarchen, der zu Lissabon s. Sitz hat, und unter welchem 9 Bischöfe, 5 im europäischen und 4 im außereuropäischen Gebiete, stehen. Die übrigen 10 portug. Bischöfe stehen unter den Erzbischöfen von Braga (dem Primas des Reichs) und von Evora. Der König ernennt alle Bischöfe. Noch gab es in Portugal 1821, nach Balbi, 360 Mönchsklöster mit 5760 Religiosen und 607½ Mill. Rees Eink. und 138 Nonnenklöster mit 3093 Schwestern und 363 Mill. Rees Eink. Portugals Gelehrte zeichnen sich jetzt durch rühmliche Thätigkeit aus (z. B. Bettencourt, José Bonifacio d'Andrade, Fragoso, Monteiro), und die Wissenschaften haben sich gehoben, obgleich der Zustand der Gelehrsamkeit im Allgemeinen weit unter der Stufe ist, welche sie in der glänzenden Zeit des 16. Jahrh. erstiegen hatte. Coimbra, die einzige hohe Schule des Landes, hat in neuern Zeiten manche Verbesserungen erhalten, ist aber, mit deutschen Lehranstalten verglichen, in schlechtem Zustande. In der Hauptstadt sind 4 Schulen für classische

Sprachen und gemeinnützige Wissenschaften. Das seit 1761 für junge Edelleute errichtete Collegium ist eine der besten Lehranstalten. Seit 1799 besteht ein Oberschulrath, der aber für die Verbesserung der sehr schlechten Volksschulen sich noch nicht wirksam gezeigt hat. Viele Portugiesen haben auf Kosten der Regierung wissenschaftliche Reisen gemacht und vorzüglich das naturhistorische Fach durch ihre Beobachtungen bereichert. Seit 1822 besteht in Lissabon eine Sociedade literaria patriotica, welche ein gut ausgestattetes Museum unterhält und Annalen herausgibt. Ähnliche Vereine sind in Oporto und a. Städten entstanden. Zur Belebung des vaterländischen Kunst- und Gewerbfleißes hat sich kürzlich in Lissabon eine Gesellschaft gebildet. Denn bisher konnte die inländische Betriebsamkeit nicht zu rechtem Gedeihen kommen, was größtentheils die Schuld der geringen Vermögensvertheilung, sowie der Festhaltung des großen Grundbesitzes in wenig Familien war. Als man anfangen wollte sie zu beleben, geschah der große Mißgriff, daß der König mehre Manufacturen übernahm, daß für andre Erzeugnisse des Kunstfleißes ausschließender Alleinvertrieb eingeführt ward, und nachtheilige Zolleinrichtungen gemacht wurden. Seit kurzem hat zwar der Kunstfleiß Fortschritte gemacht, doch sind nur wenige Fabriken im Stande, die Erzeugnisse des Auslandes entbehrlich zu machen, und noch wenigere können ihre Erzeugnisse hinsichtlich der Güte und des Preises ausländischen gleichstellen. Die wichtigsten sind Wollenwaaren-, Seiden-, Baumwollen- und Hutmanufacturen, Leinwandwebereien (besonders in Minho) und Glasfabriken. Die meisten Tuch- und Wollenzeuchfabriken gehören dem Könige, der sie auf gewisse Jahre an Gesellschaften von Unternehmern mit dem Rechte des ausschließenden Betriebes übergibt. Die wichtigsten Seidenmanufacturen sind in Lissabon, Braganza, Oporto, Beja, Mondim und Almeirim, und beschäftigten vor 1808 schon 27,000 Menschen; sie bedürfen der Einfuhr fremder Seide, ihre Erzeugnisse aber sind zum Theil unvollkommen und hoch im Preise. Zwar steht der Handel dieses Landes auf einer sehr niedrigen Stufe, wenn man den gegenwärtigen Zustand desselben mit dem Zeitpunkte vergleicht, da Portugal unter den ersten Handelsmächten glänzte; aber in neuern Zeiten ist Manches geschehen, denselben von dem Auslande unabhängiger zu machen. Ein wichtiges Hinderniß des Binnenhandels ist der Mangel an guten Heerstraßen und andern die Waarenzufuhr erleichternden Anstalten. Es gibt keine Canäle, und die wenigen schiffbaren Flüsse sind nicht das ganze Jahr zu befahren. In neuern Zeiten war indeß der inländische Verkehr weit freier als ehedem; die Regierung hatte bereits manche Gegenstände des Alleinhandels der freien Betriebsamkeit überlassen und nur den Handel mit Diamanten, Taback und Brasilholz sich vorbehalten. Alle in den Häfen verzollte Waaren wurden von den Landzöllen, welche sie früher hatten entrichten müssen, befreit. Vergleicht man aber die Ausfuhrwaaren mit den zu dem einheimischen Bedürfnisse nöthigen Einfuhrwaaren, die Portugal von gewerbfleißigen Völkern erhält, so neigt sich allerdings die Handelswage nicht zu s. Vortheile. Der auswärtige Handel wird größtentheils von den Engländern geführt, die sich desselben durch den Methuenvertrag von 1703 bemächtigten; doch hat seit Pombal's Verwaltung der engl. Handel nach Portugal etwas abgenommen. England erhält in diesem Handel den Hauptgewinn durch die Erzeugnisse seines Kunstfleißes, welche das Bedürfniß der Portugiesen und ihrer außereuropäischen Niederlassungen verlangt. Ehedem waren bloß engl. Schiffe bei dem Handel zwischen Portugal und England beschäftigt, in den neuern Zeiten aber ward derselbe schon zur Hälfte mit portug. Schiffen betrieben, und den Verkehr mit Irland führten bloß portug. Fahrzeuge. Der portug. Seehandel mit den übrigen Völkern aber, Spanien ausgenommen, wird fast ganz mit fremden Schiffen getrieben. Die meisten Zweige des ausländischen Handels würden dem Reiche sehr nachtheilig sein, wenn nicht durch den Colonialhandel das Gleichgewicht erhalten würde. Auf Brasiliens reichen Er-

zeugnissen ruhte bisher Portugals Handel; dieser wurde ganz mit eignen Schiffen (1815 mit 400) betrieben. Jede Woche ging bisher ein Packetboot nach Rio-Janeiro. Nach Kanton schickt jetzt Portugal 12 Schiffe und außerdem nach Ostindien 80, die meistens Piaster dahin-, und Rhabarber, Pfeffer, Thee, Baumwolle, indische Zeuche ꝛc. zurückbringen. Nach Balbi betrug 1805 die Einfuhr Portugals beinahe 128 Mill., die Ausfuhr aber über 147 Mill. Franken; von jener kam auf Englands Rechnung ein Viertel, von dieser ein Drittel. Seit der Verlegung des Hofes nach Brasilien (1807) war die Bilanz des Handels so sehr gegen Portugal, daß es endlich eine engl. Colonie zu werden befürchten mußte. Die Cortes machten den Staat von dieser Abhängigkeit los, indem sie auf alle engl. Manufacturwaaren, vorzüglich auf Wollenzeuche, einen Eingangszoll von 60 Proc. des Werths legten. Der Ertrag der Staatseinkünfte (aus den reichen Geschlechtsgütern des Hauses Braganza, aus den übrigen Krongütern, Zöllen, Accise, aus den Zehnten der Getreideernte, aus der Steuer der Geistlichkeit, aus der Stempelpapiertaxe, aus dem Gewinne der königl. Manufacturen, dem Münzregale, dem Verkaufe der Kreuzbullen, dem Lotterieertrage, der Grundsteuer, dem Ertrage des Alleinhandels mit Gebetbüchern, Spielkarten, Diamanten, Taback und Brasilienholz) betrug bisher 14 Mill. Thlr., die Ausgaben des Staats aber beliefen sich auf 17 Mill. Thlr. Seit Brasiliens Abfall ist das Mißverhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe noch mehr gestiegen. Nach dem Budget von 1822 belief sich das Staatseinkommen auf 17,285,000 Cruſaden (19 Gr. 6 Pf.), die Ausgabe aber auf 21,302,500 Cruſ. Die Staatsschuld, welche 1824 sich auf 33,200,000 Milreis oder 9,337,500 Pf. St. belief, ist durch das Papiergeld noch höher angewachsen. Die Cortes errichteten 1821 eine Nationalbank zu Lissabon mit einem Capital von 10,000 Actien zu 500,000 Rees (3250 Fr.), deren Credit aber 1827 sehr erschüttert wurde. Die portug. Kriegsmacht, einst so ruhmvoll unter den tapfersten Völkern, war seit dem Anfange des 18. Jahrh. in den tiefsten Verfall gerathen. In dem Kriege mit Napoleons Heeren und gegen dieselben ist der kriegerische Geist des Volks neu erwacht. Seit 1808 organisirten Beresford und Wilson das portug. Heer, und es hat unter Wellington's Anführung den Ruhm s. alten Tapferkeit wieder errungen. Seit 1816—20 stand dasselbe ganz unter dem Marschall Beresford (Herzog von Elvas und Marquis de Campo Mayor). Nach einem Beschlusse der Cortes von 1823 ist die Miliz den Linientruppen einverleibt und das Heer auf 50,000 M. gebracht worden. Portugals Seemacht, im 15. und 16. Jahrh. die größte der Welt, ging unter der spanischen Herrschaft zu Grunde, und was späterhin unter den ersten Herrschern des Hauses Braganza hergestellt wurde, war wieder verfallen, als Pombal auch hier ein neuer Schöpfer war, der schon 1768 wieder 10 Linienschiffe und 20 Fregatten erbaut und gerüstet hatte. Vor dem letzten Kriege zählte man 14 Linienschiffe, 16 Fregatten und mehre kleine Kriegsschiffe, welche bei der Flucht der königl. Familie mit nach Brasilien geführt wurden. 1823 bestand die Flotte nur noch aus 4 Linienschiffen, 11 Fregatten, 7 Corvetten, 6 Briggs, 8 Lastschiffen und 7 Packetböten; sie waren sämmtlich in schlechtem Zustande. Algarve und die Azoren liefern die besten Seeleute. Alle Schiffe, was den Rumpf derselben betrifft, bestehen aus vortrefflichen Holzarten, die häufig in Brasilien wachsen, und sind zum Theil dort, zum Theil in Lissabon gebaut, wo sich eine Docke, die Vierundsiebenziger faßt, und gute Schiffswerfte befinden. Die Bauart der Schiffe ist vortrefflich. Sie sind gute Segler. Der Algarver ist der beste Matrose. Der einzige Hafen für die Flotte in Portugal ist Lissabon, wo es auch ein Hauptzeughaus, eine Seecadettenakademie und eine königl. Seeschule gab. — Portugal und Algarve war bisher in 44 Comarcas getheilt; allein die Grenzen der bürgerlichen, geistlichen und militairischen Gewalt, sowie die der richterlichen, Finanz- und andrer Behörden, liefen so in einander, daß

eine geordnete Verwaltung unmöglich war. Die Cortes hatten daher das Königreich in 13 Provinzen getheilt und die Verwaltung in allen Zweigen einfacher geordnet. Doch sind die bürgerlichen und peinlichen Gesetzbücher noch nicht vollendet, und in dem gerichtlichen Verfahren hat man bis jetzt bloß der Käuflichkeit des Rechts vorbeugen können. Der König erhielt 1749 vom Papste Benedict XIV. den Titel: Rex fidelissimus. Se. Allergetreueste Majestät nennt sich „König des Reichs Portugal und Algarve, diesseits und jenseits des Meeres in Afrika (dieses begriff die ehemal. Eroberungen der Portugiesen im nordwestl. Afrika), Herr zu Guinea, der Schifffahrt, Eroberungen und Handlung von Äthiopien, Arabien, Persien und Indien". Der Thronerbe heißt Kronprinz, dessen ältester Sohn Prinz von Beira; die übrigen Kinder Infanten und Infantinnen von Portugal. Die Constitution von 1826 ist der brasilischen ähnlich; sie sondert 4 Gewalten ab und ordnet 2 Kammern an. Der König, dessen Civilliste 1,293,500 Cruſaden betragen soll, ertheilt 6 Ritterorden: den militairischen Christorden; den Civilverdienstorden de San-Jago; den Militairverdienstorden von Avis; den weiblichen Orden der heil. Isabella, für Frauen; den militair. Thurm- und Schwertorden (gestiftet 1459, erneuert 1808) und den bei Gelegenheit der Huldigung am 6. Febr. 1818 zu Rio-Janeiro gestift. militairischen Orden der heil. Jungfrau von Villa-Vizosa (auch der Orden Unserer lieben Frau von der Empfängniß genannt). — Außer Murphy's, Link's, Ruder's, Chatelet's, Costigan's, Southey's u. A. Reisebeschreibungen vgl. m. Antillon's „Geografia d'España y Portugal" (Valencia 1815), sowie über den ältern und den neuesten Zustand Portugals, Balbi's „Essai statistique sur le royaume de Portugal et d'Algarve" (Paris 1822, 2 Bde.), dess. Verf. „Variétés politico-statistiques sur la monarchie portugaise" (Paris 1822) und die anziehende Schilderung: „Lissabon in den Jahren 1821, 1822, 1823", von Mariane Baillie (aus dem Englischen, Stuttg. 1827, 2 Bde.).

Portugiesische Sprache und Literatur. Zu den romanischen Sprachen, die aus der Vermischung der römischen und germanischen entstanden sind, gehört auch die portugiesische. Sie ist keine Mundart der castilischen; denn außer der Verschiedenheit des Baus und der Aussprache ward sie früher ausgebildet als jene. Doch gleicht sie ihr, wie ungefähr das Dänische dem Schwedischen. Über die Beimischung des Arabischen hat Fr. Joao de Sousa („Vestigios da lingua arabica em Portugal") ein gutes Buch geschrieben. Als Heinrich von Burgund s. Residenz zu Guimaraens nahm, zog er viele Franzosen ins Land, wodurch mehre franz. Ausdrücke in die Sprache kamen. Der Nationalgeist der Lusitanen wandte sich von jeher mit Liebe zu der Muttersprache, und strebte jedes Fach der Literatur ihr anzueignen; doch geht der Vaterlandssinn der Portugiesen in der Bewunderung seiner Sprache wol zu weit. Franc. Diaz Gomes, ein berühmter portug. Schriftsteller und Dichter, nennt sie „reich, wohllautend, nachdrücklich, allen Gegenständen angemessen, und in der Aussprache mit der Schreibart übereinstimmend". Die Zartheit und das Gesangreiche derselben gab ihr selbst in Spanien den Beinamen der Blumensprache. Indeß ist ihre Aussprache für den Ausländer schwer, besonders was die Nasen- und Kehllaute betrifft. Im j und ch, in den Nasentönen, den stummen Endungen gleicht sie der Aussprache der französischen. Sismondi nennt die portug. Sprache mehr witzig als richtig, un castillan desossé, ein ausgebeintes Castilisch, weil die Portugiesen gewöhnlich die mittlern Consonanten und vorzüglich das l aus den Wörtern weggelassen haben, und z. B. statt dolor dòr, statt Alfonso Afonso sagen. Früher geübt als das Castilianische wurde das Portugiesische Landessprache unter Alfons I., Sohn Heinrichs von Burgund. Auf frühere epische Versuche folgten Liederbücher, nachher Sonette und im 14. Jahrh. Prosa. Als die beste Sprachlehre nennen wir Pedro José

de Figueiredo's „Arte da Grammatica portugueza" (Lissabon 1799), und als das beste Lexikon die umgearb. Ausgabe des Bluteau von dem Brasilier Anton de Moraes Silva (Lissabon 1789, 2 Bde., 4.). Für die Ergründung des Geistes der portug. Sprache hat Ribeiro dos Santos das Meiste geleistet. Für den gesellschaftlichen Ton hat die portug. Sprache Vorzüge vor der span. Sie ist kürzer, leichter, einfacher; ein Gezisch, das sich für liebenswürdige Plauderei eignet. Auch ähneln der portug. Umgangston und der Geist des Volks sehr dem franz., wie dieser vielleicht ehemals war; denn der Portugiese hat sich noch das Naive, gutmüthig Höfliche und Kunstlose erhalten. Der Reichthum an Synonymen, Diminutiven und Augmentativen macht seine Sprache ausdrucksvoll und unendlich mannigfach; dabei ist sie bündig und bestimmt, weil fast alle Hauptwörter ihre Bei-, Zeit- und Umstandswörter haben. Eine Menge derselben lassen sich ohne Umschreibung in andern Sprachen nicht ausdrücken. Übrigens ist die portugiesische Sprache fast das einzige sichtbare Denkmal der ehemaligen Größe des portugiesischen Reichs; denn sie ist noch die allgemeine Handelssprache in Indien und Afrika.

Die portug. Literatur ist ziemlich vollständig, ohne reich zu sein; in allen Fächern findet man glückliche Versuche; in keinem Überfluß, außer in der lyrischen und bukolischen Dichtkunst. Doch ist die kurze Zeit ihrer Blüthe vorüber. Die Poesie hat Glanz und Gefühl, viel epische Würde, Geist und dramatische Lebendigkeit, aber wenig ideale Hoheit; doch muß sie als die Hauptseite der portug. Literatur angesehen werden, denn die Prosa ist bei dieser musikal. und kindlichen Nation, die ohne Philosophie und Kritik weder in der Historiographie noch in der Redekunst sich hat emporheben dürfen, zurückgeblieben, woran vorzüglich die span. Herrschaft und dann die Inquisition Schuld gewesen sind. Sie wurde und blieb schwülstig, geziert; die alte Kraft, die natürliche Anmuth verloren sich. In Ludwigs XIV. Zeitalter ahmte man den Franzosen nach und nahm viel Gallicismen auf. Erst unter Pombal erhoben die Dichter die Sprache aufs neue; seitdem ward auch die Prosa reiner und einfacher. Pombal zuerst verbannte die scholastische Logik und Metaphysik von den Lehrstühlen zu Coimbra; aber das Studium der alten Philologie wird noch immer vernachlässigt; man übersetzt fast nur Dichter. Im ganzen Königreiche gibt es nach Balbi nur 8 Schulen für die griech. Sprache. Ihre ersten Kenntnisse in der Philosophie, Botanik, Medicin, Astronomie, Kosmographie und der hebr. Sprache verdanken die Portugiesen größtentheils den Juden. Die wissenschaftliche Literatur, besonders die mathematische und die naturhistorische, ist nicht unangebaut, findet aber wenig Theilnahme; und unter den 3 Mill. Portugiesen soll es kaum 500 Leser wissenschaftlicher Bücher geben. Nach Balbi wurden in Portugal von 1801—19 ungefähr 1800 Werke gedruckt, darunter über 1200 Originalwerke, 430 Übersetzungen, 57 period. Schriften, 40 neue Ausg. Außerdem ließen noch die Akademie der Wissensch. und die Universität Coimbra 116 Werke in demselben Zeitraume drucken. Ganz Portugal hat gegenwärtig nur 16 Buchdruckereien: in Coimbra eine, in Porto 3 und Lissabon 12. Auch gibt es nur in diesen 3 Städten bedeutende Bibliotheken und Buchhandlungen. Der Styl der portug. Prosaiker ist oft verwickelt, undeutlich und voll Wiederholungen. Außer der gutgeschriebenen Lobrede auf d'Alembert, von Stockler, befindet sich in 7 Bänden der von der portug. Akad. der Wissensch. herausgeg. „Memorias da Litteratura portugueza" auch nicht eine Abhandl., die sich von Seiten der Schreibart auszeichnete. (Stockler, aus einer deutschen Familie in Lissabon geb., Secretair der Akademie, galt 1805 für einen der besten Köpfe in Lissabon.) Doch darf man die neuern portug. Schriftsteller nicht mehr nach dem geschmacklosen Rafael Bluteau beurtheilen. Sie sind vielmehr auf dem Wege, durch Übersetzungen guter franz. und engl. Prosaiker, besonders im Fache der Romane, ihren Geschmack zu bilden. Denn ihre Novellen und Romane, auf eignem Boden erwachsen, sind

noch im Style der Melusine geschrieben, oder nach dem Muster des ersten portug. Werks in schöner Prosa, des Schäfer- und Ritterromans „Menina e Moça", „Das unschuldige Mädchen", von Bernardim Ribeyro (nebst s. Eklogen, Lissabon 1559), welcher den Ton in Portugal angab, den hierauf Montemayor, ein Portugiese, in Spanien einführte, und welchen man dann später in Frankreich und in Deutschland nachahmte. Der beliebteste portug. Nationalroman, die „Historia de Carlos Magno, e dos doze Pares de França por Jeronymo Moreira de Carvalho" (Lissabon 1784, 2 Bde.), belustigt durch komischen Bombast. Ferner gehört zu den besten Originalromanen der Portugiesen der alte „Palmeirim de Ingalterra", den schon Cervantes vom Feuertode ausnahm, von Franc. de Moraes (Lissabon 1786, 3 Bde., 4.), und der „Feliz independente", welcher ins Span. übersetzt, daselbst 6 Auflagen erlebt hat. Der Sprachschatz der portug. Nation läßt sich einigermaßen beurtheilen aus dem „Catalogo dos Livros, que se hao de ler para a continuçao do Diccionario da Lingua portugueza mandado publicar pela Academia real das Sciencias de Lisboa" (1799). Dieses bloß für die Mitglieder der Akademie gedruckte, nicht in den Buchhandel gekommene Verzeichniß enthält aber nicht alle portug. Schriften. Die ältesten darin sind von 1495 und von 1502. Jenes ist das „Livro da Vita Christi, Lisb. por Valentim de Moravia, e Nicolao de Saxonia" (4 Bde., Fol.), dieses eine Übersetzung der Reise von Marco Polo und Nicolao Veneto nach Indien, mit einer Charte von einem Genueser aufgenommen, por Valentim Fernandes (Lissabon, Fol.). Von dem Wörterbuche der Akademie ist nur ein Theil 1793 erschienen, ein starker Foliant, der das A enthält, oder den 5. Theil des ganzen Sprachreichthums. Über die Geschichte der portug. Literatur selbst ist Bouterwek's „Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit seit dem Ende des 13. Jahrh." (4 Bde.) das Hauptwerk, dem Sismondi in s. „Littérature du midi de l'Europe" (im 4. Thle.) gefolgt ist. Auch findet man eine kurze Geschichte der portug. Sprache und Literatur in der Vorrede von Joaquim de Santa-Rosa de Viterbo „Elucidaçao das palavras, termos e frases que em Portugal antiguamente se usarao etc. que hoje regularmente se ignorao etc." (Lissabon 1798, 2 Bde.) und in Balbi's „Essai statistique" (Paris 1822, 2 Bde.). — Die portug. Poesie blühete früher als die castilische, und alle Nachrichten von der ersten Bildung der Portugiesen, sagt Bouterwek, deuten auf eine ursprüngliche poet. Geistesrichtung der ganzen Nation hin. Die ältesten bekannten portug. Dichter sind aus dem 12. Jahrh.: Gonzalo Hermiguez und Egaz Moniz, deren Lieder auch den Portugiesen nicht mehr ganz verständlich sind. Im 13. Jahrh. wurde die Sprache immer regelmäßiger und bestimmter. Der König Dionys in der zweiten Hälfte desselben war Beförderer der Literatur und selbst Dichter. Aus d. 14. Jahrh. wurden Alfons IV. und Peter I. als Dichter genannt; schon in dieser Zeit scheint die ital. Poesie auf die portug. Einfluß geäußert zu haben, wie mehre Sonette beweisen. Don Pedro, Sohn Johanns I., übersetzte Sonette des Petrarca. Mit dem 15. Jahrh. aber, zugleich mit der Heldenzeit der Lusitanen, beginnt die Blüthe der portug. Literatur, wetteifernd mit der spanischen. Das Zärtliche und das Heroische, die größte lebendige Kraft, feurige Thätigkeit und die süße Schwärmerei, Krieg und Liebe, Poesie und Ruhm erfüllten das Gemüth der Nation, welche über das Weltmeer bis nach Afrika hin die Fittiche des Muthes bis nach Indien schwang. Diese Trennung von der kleinen geliebten Heimath, und die Todesgefahr, der sie in fernen Landen auf dem Ocean und unter unbekannten Himmelsstrichen entgegengingen, goß in ihre Gesänge einen tiefen melancholischen Liebesschmerz, der wunderbar mit ihrer Thatkraft, ihrem Heldenfeuer, selbst mit ihrer Grausamkeit sich paart. Die Cancioneri aus der Zeit Johanns II. enthalten solche Klagen der Liebe; allein weder Bouterwek noch Sismondi haben die Sammlungen auffinden können. Der von Joa-

quim José Ferreira Gordo in Madrid 1790 entdeckte portug. Cancioneiro aber, welcher Gedichte von 150 Dichtern aus dem 15. Jahrh. enthält, ist nicht weiter bekannt geworden, als nach Dem, was darüber in den „Memorias de Litterat. portug." steht. Der erste berühmte portug. Dichter war Bernardim Ribeyro unter dem großen Emanuel (1495—1521). Er begründete den Dichterglauben der Portugiesen an ein Ideal des Hirtenlebens, so gelehrt und angesehen er übrigens am Hofe Emanuels war. Sein Roman ist oben angeführt worden. Diese Richtung des Geschmacks hat die vielen bukolischen Dichter in Portugal hervorgebracht, die süß, zart, anmuthig und schmachtend, aber auch nicht selten eintönig und frostig sind. Der Admiral und Gouverneur von Madeira, Christovao Falcao, Riveyro's Zeitgenosse, hat in demselben romantischen Mysticismus den Schmerz unglücklicher Liebe in einer Ekloge von mehr als 900 Versen ausgehaucht. Merkwürdig ist es, daß mehre ausgezeichnete portug. Dichter zugleich in castilischer Sprache dichteten, wenn sie große Gegenstände besingen wollten; z. B. Franc. de Sà de Miranda („Obras", Lissabon 1784, 2 Bde., früher 1560, 1569 und 1614), welcher 1558 starb. Seine beiden Lustspiele „Os Estangeiros" und „Os Villalpandios" befinden sich im 2. Thle der Ausg. von 1784; doch zeichnete er sich mehr in der lyrischen und didaktischen Gattung aus. Noch glücklicher als Sà ahmte Ant. Ferreira, den die Portugiesen ihren Horaz nennen, in der Epistel die Alten nach. Er starb 1569. Seine „Poemas Lusitanos" erschienen Lissabon 1598, 4., und die neueste Ausg. Lissabon 1771, 2 Thle. Sein Trauerspiel „Castro" (Ines de Castro) im 2. Th. der Ausg. von 1771, ist nach griech. Mustern gebildet, und Sismondi zieht es den damals vorhandenen ital. Trauerspielen vor. Sà und Ferreira werden als die ersten Classiker in der portug. Sprache angesehen. Ihnen folgte Pedro de Andrade Caminha („Poesias", n. A. Lissabon 1791) und Diego Bernardes Pimenta („Rimas varias ao bom Jesus etc.", Lissabon 1594; „O Lima, em o qual se contèm as suas Eclogas e Cartas", Lissabon 1596, und „Flores do Lima", Lissabon 1596), welcher 1596 starb. Sismondi vergleicht ihn mit Marini. Der berühmteste aller portug. Dichter, der die erste Epopöe in der neuern Literatur dichtete, ist Luis de Camoens (s. d.). Die beste Ausg. s. Gedichte besorgte Thom. Jos. de Aquino und Fern. Lobo Surrupita. („Obras de L. de Camoens, Principe dos Poetas de Hespanha". Seg. Edic. Lisb. Na Offic. de S. Th. Ferreira, 1782 u. 1783.) Sie enthält einen Discurso preliminar, das Leben des Dichters, einen Index, verschiedene Lesarten u. Stanzen in 4 Bdn., 12. Von seiner „Lusiadas" erschien eine niedliche Ausg. in 16. zu Coimbra in der Universitätsbuchdruckerei, 1800, 2 Bde., mit 2 Kupf., dem Leben des Dichters, Index, Lesarten ꝛc. Die erste Ausg. „Os Lusiadas" erschien (Lissabon 1572, 4.); seine „Rimas varias" mit einem weitläuftigen Commentare von Manoel de Faria e Sousa (Lissabon 1685 in 1 Bd., Fol., der 3. und 4. Th. 1688), und der Commentar der „Lusiade" (Madrid 1639, 4 Bde., Fol.). Ein andrer Commentar ist der von D. Manoel de Faria Severin in den „Obras de Camoens" (Lissabon 1720). Ein dritter ist von Manoel Correa erschienen (Lissabon 1613, 4.), und „Obras do grande L. de Camoens" (Lissabon 1720, Fol.). Ein vierter von Ignacio Garcez Ferreira, „Lusiada illustrata com varias notas" (Bd. 1, Neapel 1731, 4.; Bd. 2, Rom 1732, 4.). Der Held der Epopöe des Camoens ist das Vaterland. Der Sänger athmet eine Glut der zärtlichsten Vaterlandsliebe, edeln Stolz und ein schwärmerisches Gefühl des süßesten Liebesrausches in dem frischesten Leben einer blühenden Einbildungskraft. Sein Werk ist das schönste und erhabenste Denkmal der Größe Portugals, anziehend für Jeden, dessen Herz für Ruhm und Vaterland schlägt. Auch in mehren seiner Sonette und in den übrigen Werken des Dichters („Rhytmas, Cançaos, T. II. Eclogas, T. III. Comedias: „El Rei Seleuco", „Os Amphitrioes" und „Filodemo" nebst Frag-

mentos und Obras attribuidas a Luis de Camoens, T. IV.) weht der Geist eines großen, tiefbewegten Gemüths. In seinen dramatischen Versuchen war sein Landsmann, der dramatische Dichter Gil Vicente, den die Portugiesen ihren Plautus nennen (er starb 1557), sein Vorbild. Die Sammlung der dramat. Werke des Gil Vicente, welcher den span., engl. und dramat. Dichtern voranging und in ganz Europa berühmt war, sodaß Erasmus Portugiesisch lernte, um diesen Schöpfer des neuern Schauspiels im Original zu lesen, erschien zu Lissabon 1562, Fol. („Copilaçam de todas las obras de Gil Vicente, a qual se reparte em cinco livros"). Nach Gil Vicente, so roh auch seine Werke waren, bildeten sich Lope de Vega und Calderon. In Portugal selbst ward die dramat. Dichtkunst vernachlässigt. Der herrschende Geschmack gefiel sich nur in Schäfergedichten. Franc. Rodriguez Lobo beschäftigte sich mit langweiligen Schäferromanen, in denen jedoch einige Romanzen und Canzonen poetisches Leben athmen. Sein Heldengedicht „Nuno Alvarez Pereira, Groß-Connetabel von Portugal", ist nur gereimte Prosa. („O Contestabre de Portugal, Poema heroico", Lissabon 1610, 4. „Eclogas", 1605, 4. „A Primavera", 1619, 4. „O Pastor peregrino", 1608, 4., u. A. m.) Doch zeigte er zuerst, daß auch die portug. Prosa rein, zart und wohllautend etwas künstlerisch darstellen könne. Mehr Verdienst hat Jeronymo Corte Real in s. „Naufragio, o lastimoso successo da Pardiçao de Manoel de Sousa de Sepulveda e D. Leonor de Sà, sua mulher" (Lissabon 1594, 4.). Auch die berühmte Belagerung von Diu, welches Mascarenhas tapfer vertheidigte, hat dieser Dichter, der selbst ein wackerer Krieger war, besungen („Successo do segundo Cerco de Dio Poema", Lissabon 1574, 4.). Er und Lobo haben den portug. Historikern die Bahn gezeigt, auf welcher zuerst Joao de Barros, ein ausgezeichneter Staatsbeamter Johanns III. (st. 1571), den Portugal seinen Livius nennt, sich Ruhm erwarb. Seine „Asia oder dos feitos, que os Portuguezes fizerao no descobrimento e conquista dos mares e terras do Oriente" (Lissabon 1552, Fol.; 2. Aufl. Lissabon 1553; 3. Aufl. Lissabon 1563; 4. Aufl., mit Anmerk. und Charten von J. B. Lavanha, Madrid 1616, Fol.) ist ein wichtiges Werk. Diego de Couto hat es fortgef. in der „Asia Portugueza", welche das Ganze in 14 Bdn., Fol., 1552—1615, umfaßt. Auch Fernao Lopes de Castanheda in seiner „Historia do descobrimento e conquista da India pelos Portuguezes" (Coimbra 1552—61, 8 Bde., Fol.); Ant. Bocarro und der berühmte portug. Held Afonso de Albuquerque in seinen, von dessen Sohne herausgeg. „Commentarios" (Lissabon 1557, Fol.); Damiao de Goes (Übersetzer des „Cato major" des Cicero) in seiner „Chronica do folic. Rey D. Emmanuel" (P. I—IV, Lissabon 1565—67, Fol.), und „Chron. do Principe D. Joam" (II) (Lissabon 1567, Fol.), und in seinen kleinen latein. Schriften „De moribus Aethiopum etc." (in P. Martyris „De reb. Oceanicis", Köln 1574, 3. Aufl.) haben die portug. Heldenzeit beschrieben. Vom Bisch. Jeronymo Osorio, der 1580 starb, wird die Geschichte des Königs Emmanuel (Lissabon 1571), wegen der duldsamen Gesinnungen dieses Prälaten, mit Achtung genannt. Bernardo de Brito schrieb hierauf seine „Monarchia Lusitana" (1597 u. 1609, Fol., desgleichen „Elogios dos Reis de Portugal" (Lissabon 1603, 4.). Weil er aber von Erschaffung der Welt anfing, so war er 1617, wo er starb, noch nicht bis zur eigentlichen Gründung des portug. Staats vorgerückt; doch ist sein Styl männlich und gediegen. Die Entdeckungsreisen der portug. Missionarien u. a. Portugiesen gab ebenfalls ihrer Literatur reichen Stoff, z. B. des Joh. Fernandez Reise vom Cap Arguin in das innere Afrika 1445; des Alf. de Paiva und Joan de Covilham Reise, welche Johann II. am Ende des 15. Jahrh. als Gesandte an den sogen. Johannes Pretiosus, König von Abyssinien, und nach Indien schickte; doch ist mancher Bericht noch Manuscript. (Über die histor. Literatur siehe „Biblioth

Histor. de Portugal e seus Dominios ultramarinos etc.", nebst Anmerk. von Arco do Cejo, Lissabon 1801.) Damals sank Portugals Macht unter dem span. Despotismus, und mit ihr die portug. Literatur im 17. Jahrh. Ein Vielschreiber, Manoel de Faria e Sousa, der sich rühmte, jeden Tag seines Lebens (1590—1649) 12 Bogen, jede Seite von 30 Zeilen geschrieben zu haben, commentirte den Camoens ohne Geschmack und Geist, mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit; er gab eine „Fuente de Aganippe, e Rimas varias", Madrid 1644—46, 7 Bde., und eine „Europa portugueza", 3 Bde., Fol., Lissabon 1675, in castilischer Sprache heraus, und galt lange Zeit in Portugal für einen guten Kritiker. Sein histor. Werk zeigt einen falschen Geschmack, und indem er überall Geist, Witz und Beredtsamkeit schimmern lassen will, macht er von den Talenten, die er wirklich besaß, einen unrichtigen Gebrauch. Unter s. Sonetten zeichnen sich einige durch Gefühl und Anmuth aus. Unter den übrigen Dichtern ist der Erfinder einer elegischen Dichtart, Saudades genannt, der berühmte Rechtsgelehrte Ant. Barbosa Bacellar (gest. 1663) und der Prosaist Jacinto Freire de Andrade durch s. „Vida de D. Juão de Castro, Viso Rey da India" (Lissabon 1671, 2. Aufl., Fol.) und durch scherzhafte Gedichte bekannt. Jene Biographie, die man in mehre Sprachen übersetzt hat, gilt den Portugiesen als ein Muster des reinen und edeln histor. Styls. Auch eine Dichterin, Soror Violante do Ceo, eine Dominicanerin, gab „Rimas" (1646) und „Soliloquios" (1668) heraus. Sie und ähnliche, wie Jeronymo Bahia, künsteln zu viel. Einfacher sind die Sonette des Franc. de Vasconcellos, der in Madeira geb. war, und die heiligen Lieder des Brasiliers Andre Nunez de Silva. Im 18. Jahrh. schien mit dem allgemeinen Verfalle des Staats auch die Literatur in Portugal gänzlich zu sinken. Um ihr aufzuhelfen, stiftete die Regierung die Akademie der portug. Sprache 1714 und die Akademie der Gesch. 1714. Doch Jesuiten und Inquisition ließen kein Talent in s. Freiheit sich entwickeln. Unter Pombal's gewaltiger Herrschaft (1750—77) erhob sich das Selbstgefühl der Nation aufs neue. Er ordnete zwar eine Censur an, die aber mehr die politische Schriftstellerei im Zaume hielt; allen wissenschaftlichen Untersuchungen war er selbst sehr förderlich. Unter Joseph I. wurde das Schulwesen reformirt, eine Adelserziehungsanstalt nach guten Prinzipien gestiftet. Man benutzte weislich den damaligen Bruch mit Rom dazu. Die jetzt noch übrigen Spuren des Selbstdenkens rühren zum Theil aus jener Zeit her, da u. A. der große Theolog Ant. Pereira viel mitwirkte. Auch die Erneuerung der Universität Coimbra gehört hierher, und es erschienen nun viel gute Schriften. Nach Josephs Tode regten sich die Liebhaber der Finsterniß wieder, ohne doch Alles zerstören zu können. Es wurde vielmehr auf Anregung des Herzogs von Braganza 1779 eine Akademie der Wissensch. gestiftet, welche aus 3 Classen besteht. Ein einziger Mann von großen Talenten und gebildetem Geschmacke zeichnete sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. aus, der General Franc. Xav. de Meneses, Graf v. Ericeyra. Er stand mit Boileau in Briefwechsel, dessen „Art poétique" er in portug. Verse übersetzt hatte, und gab, außer mehren andern Schriften, ein episches Gedicht, die „Henriqueida", oder die Stiftung der portug. Monarchie durch Heinrich von Burgund" (Lissabon 1741) heraus. Es sollte regelmäßiger sein, als die „Lusiade"; aber Boileau's Schule konnte dem Grafen nicht den Dichterschwung des ritterlich-genialen Camoens einhauchen. Ein andres Gedicht von José Basilio da Gama: „Ouraguay" (Lissab. 1769), welches die Unterwerfung von Paraguay besingt, wird aus dieser Zeit vorzüglich geschätzt. Jetzt wandte sich die Neigung der Lissaboner wieder zu der so lange vernachlässigten Bühne hin. (S. Portugiesisches Theater.) Unter den neuern portug. Dichtern haben mehre durch gute Übersetzungen den alten Schäferstyl verdrängt und die orientalische Richtung der Kunst durch nordische und britische Poesie verändert, z. B. 2 Brasilier, Claude Manoel da

Costa und Antonio Diniz da Cruz e Silva (von ihm sind nach seinem Tode erschienen: „Obras etc.", Lissabon 1807, die Nachahmungen engl. Dichter enthalten, und „Odes Pindaricas posthumas de Elpino Nonacrience", Coimbra 1801), ferner Almeno, der Übersetzer der ersten 4 Bücher der Ovidischen Metamorphosen in portug. Verse (s. „Poesias de Almeno, publicadas por Elpino Duriense", Lissabon 1805), Francisco Manoel, geb. 1734, lebte seit 1778, wo er von Lissabon aus der Gewalt der Inquisition sich rettete, in Paris, wo seine lyrischen Gedichte 1808 erschienen sind, und wo er 1819 starb, u. A. m. Einer der fruchtbarsten und beliebtesten war Manoel Maria de Barbosa du Bocage, der 1805 im Hospitale zu Lissabon starb. Von s. „Rimas" erschien zu Lissabon 1800 eine 2. Ausg. in 3 Bdn. (der 3. 1804, u. dem Tit.: „Poesias", der Gräfin v. Oyenhausen gewidmet). Diese Dame, eine Tochter des Marquis v. Alorno, hat Wieland's „Oberon" glücklich ins Portugiesische (im Manuscript) übersetzt. Ein Urtheil über Bocage steht in Link's „Reise" (2. Bd.). Ein geistreicher Portugiese, Abbé Caldas, beurtheilt ihn aber nicht so günstig. Er setzt Garçao hoch über ihn, dem Camoens zunächst. Unter den noch lebenden Dichtern werden José Monteiro da Rocha und Mozinho d'Albuquerque geschätzt. Übrigens gibt es unter den Portugiesen mehre treffliche Improvisatoren. Mit der portug. Poesie macht uns der in Paris gedruckte „Parnasso Lusitano" näher bekannt. Seit 1827 erscheint in Paris eine portug. Zeitschrift: „Novos Annaes das sciencias e das artes", worin man Fragm. eines großen portug. Gedichtes, das noch Manuscript ist, findet: „Branca, ou a Conquista do Algarve Blanca", dessen Verf. mit Wieland und das Gedicht mit „Oberon" verglichen wird.

Auch in den übrigen Kunstformen haben die Portugiesen sich versucht, doch in keiner so sich ausgezeichnet als in der Musik, in der Schauspiel- und Tanzkunst. Vorzüglich hat der Minister der auswärt. Angelegenheiten, Anton. de Araujo Azevedo, einer der gebildetsten Staatsmänner, den Anbau der Künste in Portugal befördert. Die Malerakademie, welche der König kurz vor seiner Abreise nach Brasilien, unter der Leitung des Malers José da Cunha Taborda stiftete, ward durch die franz. Besetzung Lissabons aufgehoben. Auf Kosten der Regierung haben sich in Italien gebildet: die Maler Sequeira, Vieira, Taborda, Foschini u. A.; als Kupferstecher Queiroz, ein Schüler Bartolozzi's, und Rivara. In der Musik kommt der Portugiese dem Italiener nahe; bekannt sind Portogallo und Bontempo. In dem theatralischen Tanze steht er nicht sehr tief unter dem Franzosen. Für die Schauspielkunst und Gesang hat er ebenso viel Talent als Neigung; doch hat sich dies erst entwickelt, seit weibliche Rollen auf den Bühnen nicht mehr von verkleideten Männern dargestellt werden. Über einzelne Künstler s. Ruder's „Reise durch Portugal", von Gerken (Berlin 1808), und Murphy's „Übers. des portug. Staats", von Sprengel (1782). An Anstalten von Sammlungen für Kunst und Wissenschaft, sowie an gelehrten Vereinen fehlt es in Lissabon und Coimbra nicht. Das vom Grafen Hoffmannsegg geordnete naturhistor. Cabinet des Generalconsuls der Hansestädte in Lissabon, des H. A. F. Lindenberg, ist ausgezeichnet durch Reichthum und Seltenheit der Exemplare. Auch in Brasilien, wo viele talentvolle Männer von Charakter leben, dämmert ein neuer schöner Tag für die portug. Sprache und Literatur auf. Die jetzt hergestellte Preßfreiheit wird auf die Cultur in beiden Ländern noch mehr einwirken. In Lissabon selbst war 1805 die Censur in der dritten und letzten Instanz bei der Meza do Desembargo do Paço, und größtentheils abhängig von dem Urtheile eines in portug. Dienste getretenen deutschen Gelehrten, der Gelehrsamkeit mit Welt und Philosophie glücklich zu vereinigen weiß, des Obersten Müller. Es gab in Portugal keinen Katalog verbotener Bücher, und der Buchhandel, besonders mit franz. und engl. Werken, war schon damals in Lissabon und Oporto viel bedeutender als in Madrid. Überhaupt

ist der gebildete Portugiese in der Regel geistreicher, vorurtheilsfreier, aufgeklärter und liebenswürdiger im Umgange als der gebildete Spanier. K.

Portugiesisches Theater. Vor der Regierung König Josephs hat Portugal kein eigentliches Nationaltheater gehabt; denn diesen Namen darf man doch den abgeschmackten Possen, und den sogen. heil. Stücken (autos sacramentaes) nicht beilegen, die man zuvor spielte, und die völlig den Schauspielen des barbarischen Mittelalters glichen. Die portug. Schauspieler führten Lustspiele Simao Machado's, und Operetten Ant. Josephs (Juden) auf, die fürs Theater Bairo alto, welches damals mit Fantoccini besetzt war, verfertigt worden waren. Einige span. Stücke, die von Zeit zu Zeit in der Hauptstadt und in den Provinzen dargestellt wurden, machten noch das beste Schauspiel aus. Erst unter dem Könige Joseph unternahmen es Privatpersonen, ein Nationaltheater zu errichten, und der Marquis Pombal versäumte nichts, um jenen Anschlag völlig ins Werk zu setzen. Die Arcadiagesellschaft, die sich um die Nationalliteratur so verdient gemacht hat, trug ebenfalls zur Verbesserung des Theaters, sowol in Hinsicht der Stücke als der Schauspieler, bei. Portugiesen und wohl unterrichtete Fremde haben versichert, daß schon in den ersten Jahren mehre portug. Schauspieler und Schauspielerinnen einen hohen Grad von Vollkommenheit erreichten. Man führt u. a. die Cecilia in tragischen Rollen, ihre Nebenbuhlerin Maria Joaquina in komischen, und auch in einigen tragischen, so wie auch ausgezeichnete Schauspieler an. Die berühmte Todi, deren Stimme, Gesangsweise und vortreffliche Declamation ganz Europa bewundert hat, spielte mehre Jahre die Kammermädchen auf der Bühne der Rua dos Condes, und behauptete bei weitem nicht den ersten Rang in ihrem Fache. Mlle. Cecilia, Schwester dieser Todi, spielte die beiden ersten Aufzüge von Voltaire's „Alzire" und „Zaïre", die der Arzt Seixas, ein Mitglied der Arcadia, übersetzt hatte, so vorzüglich, daß dieser Gelehrte bei der Übersetzung von Bernards Gedicht über die Declamation auf sie das Lob anwandte, das der franz. Dichter an die Clairon gerichtet hatte. Das wirkliche Verdienst dieser beiden Schauspielerinnen, sowie auch Pedrinho's u. A., spornte den Hofadel zur Aufmunterung des dramatischen Faches an. 1771 erklärte ein königl. Edict die Schauspielerprofession für ehrlich, und erkannte die Vortheile, die das Volk aus einem wolgeordneten Theater ziehen könnte. Pedegache, Quitta und Seixas arbeiteten damals an dem Trauerspiel Megare, welches nach den strengsten Regeln des griech. Theaters eingerichtet, und mit einer analytischen Abhandlung nach Art derer, die Voltaire seinen Trauerspielen voranzusetzen pflegte, gedruckt wurde. Während der kurzen Dauer dieser Nationalbühne, erschienen eine Menge Uebers. der besten franz., engl. und ital. Lust- und Trauerspiele, die dann auch gespielt wurden. Zu bemerken ist es, daß der Marquis v. Pombal durch den Hauptmann Manoel de Souza eine Übers. des „Tartuffe" veranstalten ließ, die mit großem Beifalle gegeben wurde. Derselbe Manoel de Souza übers. auch Molière's „Bourgeois gentilhomme", und Feliciano de Ploraes, der im Staatssecretariate angestellt war, dichtete angenehme und sehr komische Lustspiele. Auch versuchten sich Liebhaber in diesen Dichtungen, und ließen ihre Stücke auf einer Privatbühne, die Herrn Ludovici zugehörte, vorstellen. Dies war eine Schule sowol für die Darstellenden als für die Dichter. Bei jener Gelegenheit wurden mehre Erzählungen Marmontel's dramatisirt. Nach dem Tode König Josephs bewogen Gewissensscrupel die Königin, seine Tochter, den Frauen das Erscheinen auf der Bühne zu verbieten. Nichts war abgeschmackter, als die Prinzessinnen- und Geliebtenrollen von bärtigen Schauspielern darstellen zu sehen. Der Talentvollste, Filippe, war noch dazu fürchterlich häßlich und bejahrt, als er die Mädchenrollen spielte. Da nun auch die dramatischen Schriftsteller keine Aufmunterung mehr erhielten, und kein Gesetz ihnen das Eigenthum ihrer Geistesproducte zusicherte, so mußte nothwendig die unter der vorigen Regierung emporgekommene

Blüthe wieder vergehen. Der vorige König, als er noch Regent war, erlaubte endlich den Frauen wieder auf der Bühne zu erscheinen. Bisher hat aber, der natürlichen Anlagen einiger Schauspieler ungeachtet, die schlechte Declamationsart und der Mangel an dramatischem Unterrichte, das portug. Schauspiel verhindert, sich aus seiner Erniedrigung zu erheben. Zwar kann man zu Lissabon einige geschickte Possenreißer antreffen; allein kaum gibt es in dieser Hauptstadt einen einzigen Schauspieler, der mit denjenigen des zweiten Ranges in andern großen Städten verglichen werden dürfte. Einige Ausnahmen abgerechnet, stehen die fürs Theater arbeitenden Dichter vielleicht noch unter den Schauspielern, welche ihre erbärmlichen Originalstücke oder Uebers. aus dem Deutschen, Spanischen und Französischen darstellen. Da das Publicum seit langer Zeit gewohnt ist, nur schlecht gedichtete und schlecht vorgestellte Stücke zu schauen, so hat es auch nicht jenes zarte Gefühl erwerben können, wodurch es Dichtern und Schauspielern den wahren Weg angeben konnte, den sie einzuschlagen haben, um zur Vollkommenheit zu gelangen. Gründliche Gelehrte verachten die Nationalbühne zu sehr, als daß sie sich ernstlich damit beschäftigen sollten, und gehen zu ihrer Erholung lieber in die ital. Oper. Obwol mittelmäßig, gelten jetzt für die Ersten auf der lissaboner Nationalbühne: Joao Evangelista in den Centrorollen, Sebastiao Ambrosini in den Graciosorollen, Victor als Petit maitre und Schöngeist, Theodorico als Greis. In der portug. Truppe zu Oporto, die noch schlechter als die lissaboner ist, zeichnen sich aus: Josepha, in ernsthaften und leidenschaftlichen Rollen; Jose Duarte im Greisen- und Centrofache; Manoel Luiz im letztern; Pomada, der Vater, als Gracioso; Talassi, ein Mädchen, das ziemlich gut die gefühlvollen Rollen spielt. Die portug. Truppe zu Rio-Janeiro zählt zu den Ihrigen Mariana Torres, die erste portug. Schauspielerin; sie zeichnet sich im leidenschaftlichen und tragischen Fache aus. Manoel Alves, guter Schauspieler, vorzüglich in den Greisenrollen, worin ihn Kenner den guten fremden Schauspielern zur Seite setzen, wiewol er niemals anderswo als zu Rio-Janeiro gewesen ist. Der Schauspieler Pedrinho, der nach Brasilien berufen worden war, um daselbst die Bühne einzurichten, ist zu Rio-Janeiro gestorben; ihm hat man die Bildung der ersten dort aufgetretenen Schauspieler zu verdanken, die anfangs bloße Liebhaber gewesen waren; in den tragischen Rollen war er vorzüglich. Seine Tochter, Mlle. Ritta, thut sich in leidenschaftlichen Charakteren hervor. Lissabon besitzt 5 öffentl. Theater, nämlich: 1) San-Carlos, das größte, schönste und am besten verzierte; es wurde auf Kosten einer Gesellschaft reicher Kaufleute zu der Zeit errichtet, als die Schwangerschaft der Prinzessin, jetzt Königin Charlotte, dem Hofe kundgethan wurde. Der Polizeiintendant Manique ließ das Project genehmigen, als Feier der Geburt eines Kronprinzen. Eine lat. Inschrift unter dem Giebel, erinnert an die Veranlassung der Errichtung dieses Gebäudes. Es wurde von Quadersteinen in Zeit von 6 Monaten errichtet; die Inauguration hatte am Tage der Geburt der Prinzessin de la Beira, Maria Theresa statt. Seit langer Zeit ist es ausschließlich für die ital. Oper bestimmt. Jährliche Zulagen und ziemlich vortheilhafte Privilegien setzen die Direction in Stand, die schönsten Stimmen Italiens herbeizuziehen. Für 1822 hatte ihm die Regierung 15,000,000 Rees ausgesetzt. 2) Rua dos Condes; viel kleiner als S.-Carlos, ist es doch die erste Nationalbühne, und spielt nur portug. Stücke; hier haben auch immer die besten Schauspieler gespielt; es hatte für 1822 einen Beitrag von 10,000,000 Rees erhalten. 3) 4) Die Theater Salitre und Bairo alto sind noch kleiner, und haben noch schlechtere Schauspieler. Man spielt wechselsweise portug. und span. Stücke. 5) Das Theater Boa-Hora zu Belem, steht noch unter diesen letztern; hier werden nur portug. Possen aufgeführt. Ein ans Theater Salitre anstoßender Circus dient zu Stiergefechten; ein kleinerer Circus befindet sich auf dem Platze Pozo novo für Bereiter und sonstige Volksbelustigung.

Sonst hatte Lissabon auch Liebhabertheater in großen Häusern, als z. B. bei den Grafen Sampajo und Almada, bei der Gräfin Anadia, beim Baron Quintella ꝛc. Das schönste war das im Hause des Morgado v. Assintis; es wurden hier mehre Jahre lang, vor der Abreise des Königs nach Brasilien, und auch nach dieser Abreise, Vorstellungen gegeben. Die Decorationen waren von den besten Malern Lissabons, besonders vom berühmten da Costa verfertigt. Eine vornehme Liebhabergesellschaft spielte die besten portug. Stücke, und fast alle Dichter ließen hier ihre Dichtungen aufführen, um den Erfolg beurtheilen zu können, ehe sie dieselben vorstellen ließen. Oporto besitzt an seinem Theater San-Joao die 2. Anstalt dieser Art im Königreiche. Es ist ein großes Gebäude, das gegen das Ende d. vor. Jahrh. von Mazoneschi nach dem Muster des lissaboner, wiewol nach kleinerm Maßstabe, erbaut wurde. Wechselseitig werden portug. Stücke und ital. Opern daselbst aufgeführt. Seit seiner Entstehung hat es fast immer eine ziemlich wohlbesetzte ital. Truppe gehabt. Merkwürdig ist es, daß hier die Frauen lange Zeit, ehe sie zu Lissabon dieselbe Begünstigung erhielten, auftreten durften. Einige der vorzüglichsten Schauspielerinnen des lissaboner Nationaltheaters hatten sich zu Oporto gebildet. Die Regierung bewilligte dieser Bühne, für 1822, die Summe von 10 Mill. Rees. Setubal hat ein fast ebenso großes Theater als die Rua dos Condes ist, aber keine stehende Truppe. Auf der Bühne zu Elvas, die man mit der Boa-Hora zu Lissabon vergleichen kann, spielt im Sommer die span. Truppe von Badajoz ihre Nationalstücke. Einige Städte, als Coimbra, haben gar kein Theater, andre, als Evora und Lamago, noch schlechtere als Elvas. Zu Villareal, Almeida, Bragança, Moura und anderswo pflegen Liebhaber die besten Nationalstücke aufzuführen. Was die Theater in den portug. auswärtigen Besitzungen betrifft, so haben die azorischen Inseln gar keine Bühne. Madeira hat eine sehr schöne zu Funchal. Seit einigen Jahren hat sich daselbst eine Gesellschaft Literatoren und Liebhaber u. d. N. **Socios do bom gosto**, gebildet, die ein Theater unterhält; hier wird Declamation studirt und Dramatik eingeübt. Das auf den Bühnen Portugals so vernachlässigte Trauerspiel, erscheint auf der Bühne zu Madera mit aller ihm gebührenden Würde. Zuweilen läßt diese Gesellschaft auch Schauspieler aus Portugal kommen. **Brasilien** besitzt mehre Bühnen, wovon einige die Vergleichung mit dem lissaboner S.-Carlos aushalten können, und wovon andre vorzüglicher sind als das S.-Joao zu Oporto. Das erste brasil. Theater, S.-Joao zu Rio-Janeiro, wurde am 11. Oct. 1813 eröffnet. Es ist nach dem Muster des lissaboner S.-Carlos, auf Kosten einer aus den vornehmsten Kaufleuten jener Stadt bestehenden Gesellschaft, errichtet worden. Länger, breiter und besser gelegen als das lissaboner, hat es 4 Reihen Logen, die wegen der zu Rio-Janeiro herrschenden Hitze sehr hoch sind. Die Decorationen von dem berühmten Maler da Costa, lassen nichts zu wünschen übrig. Auf dieser Bühne werden von einer portug. und einer ital. Truppe wechselseitig portug. Stücke und ital. Opern gespielt. Ein kleines Liebhabertheater, **o Theatrinho**, war 1815 mit großem Aufwande von einer Gesellschaft Kaufleute auf dem Rocioplatze erbaut worden. Eigens dafür gedichtete Stücke wurden hier von ausgezeichneten Liebhabern aufgeführt; die Decorationen hatten die besten Künstler Rio-Janeiros verfertigt. Auch das Orchester bestand ganz aus Liebhabern. Da manche Personen die Aufführungen daselbst denjenigen des benachbarten großen Theaters vorzogen, so wußte der Director des letztern 1817 die Auflösung der Gesellschaft des Theatrinho zu bewirken. Ein kleines, sehr elegantes Privattheater baute 1820 der franz. Baumeister Grangeant, auf Kosten des Kaufmanns Luiz de Souza Diaz. Hier werden vor einem aus der besten Gesellschaft bestehenden Publicum die schönsten Stücke aufgeführt. Bahia besitzt seit 1810 ein prächtiges Theater; es ist nach dem Muster des S.-Joao zu Oporto entworfen, nur etwas größer als dieses; es werden hier portug. Stücke, und dann und wann

ital. Opern aufgeführt. In Pernambuco hat kürzlich eine Gesellschaft von Kaufleuten ein schönes Theater errichten lassen, wo eine mittelmäßige Truppe portug. Stücke aufführt. San-Luiz de Maranhao besitzt seit 1820 ein prächtiges, nach dem Muster des lissaboner S.-Carlos entworfenes, wiewol kleineres Theater. Die Gesellschaft von Kaufleuten, die es hat errichten lassen, berief aus Portugal und Rio-Janeiro die besten Schauspieler, um portug. Stücke aufzuführen; auch besoldet sie seit 1821 eine ital. Truppe, um Opern vorzustellen. Villarica, Hauptort der Provinz Minas-Geraes, besitzt das älteste Theater in Brasilien. Die Schauspieler daselbst haben in Brasilien den Ruf, daß sie sich besser auf Declamation verstehen als andre und eine reinere Aussprache haben; daher war es sonst die Pflanzschule der Bühne von Rio-Janeiro. Montevideo besitzt ein ziemlich schönes Theater, worauf span. Stücke gespielt werden.

Die ital. Oper war bisher das Hauptschauspiel in Portugal und hatte die größten Künstler aufzuweisen. König Joseph war für die Musik leidenschaftlich eingenommen und selbst ein großer Kenner. Das königl. Theater des Schlosses Ajuda, und Salvatierras in der Comarca Santarem waren auf einen glänzenden Fuß eingerichtet; jedoch bestanden die Truppen nur aus vom Hofe besoldeten Castraten. Ersteres ging durch den Brand, der den königl. Palast Ajuda zerstörte, zu Grunde; letzteres steht seit langer Zeit leer. König Joseph ließ auch zu Lissabon ein kostbares Haus für die ital. Oper errichten und die berühmtesten Sänger, Componisten und Tonkünstler verschreiben. Die Unterhaltung dieses königl. Theaters war kostspieliger als irgend eine ähnliche in Europa. Unter den Künstlern, die hier und in der königl. Capelle sangen, bezogen Egizieli und Caffarelli einen Jahrgehalt von 72,000 Franken, wiewol sie nur 2 — 3 Monate im Jahre spielten, und erhielten nach wenig Dienstjahren eine starke lebenslängliche Pension. Zu den berühmtesten Tonkünstlern jener Zeit gehörten Peres und Jomelli, und zu den Decorateurs Bibiena. Jomelli bezog einen lebenslänglichen Gehalt vom König Joseph; er sollte ihm eine Originalpartitur aller Opern zuschicken, die er für den würtembergischen Hof, an dem er angestellt war, setzte. Das Theater, worauf die Opern vorgestellt wurden, lag am Ufer des Tejo; wenn man den Vorhang des Hintergrundes aufzog, hatte man den natürlichen Anblick des Meers. Pombal, welcher gern die Zügel der Regierung in Händen behalten wollte, gab dem leidenschaftlichen Hange seines Herrn nach, damit dieser nur an sein Vergnügen dächte. Auch nach Josephs Tode wurde stets eine beträchtliche Anzahl ital. Sänger besoldet, welche in der Capelle sangen und bei großen Feierlichkeiten auf dem Hoftheater Opere serie oder buffe aufführten. Seit der Thronbesteigung der Königin Maria und der Ausschließung der Frauen von der Bühne mußte auch das ital. Theater unter der allgemeinen Vernachlässigung der Bühne leiden. Erst nach Errichtung des schönen S.-Carlostheaters blühte die ital. Oper wieder auf und zog die vortrefflichsten Stimmen Italiens herbei, u. A. Crescentini, Naldi, Mombelli, Mad. Catalani (s. d.), Gaforini. Auch die Ballette wurden sehr vervollkommnet durch franz. Tänzer, welche die sonst herrschend gewesenen Grotesken fast ganz verdrängten, und unter Anleitung guter ital. Componisten, und mit Hülfe geschickter Mimiker derselben Nation, oft ein Gesammtes von der herrlichsten Wirkung bildeten. Der ausgezeichnetste Balletcomponist in Portugal war der Italiener Rossi. Auch die Decorationen waren sehr schön, besonders die von dem römischen Maler Mazoneschi, welcher zu Lissabon blind gestorben ist. Die Folgen der Abwesenheit des Königs und des Einfalls der Franzosen mußte die ital. Oper hart fühlen; seit dem Frieden fing sie an sich zu erholen, aber neuerdings ist sie wieder gesunken. Dagegen hat sich die ital. Oper zu Oporto erhalten, und die besten Opern Cimarosa's, Paisiello's, Maier's, Rossini's, Coccia's u. A. aufgeführt. — Noch fehlt ein Conservatorium zum Unterrichte im Gesange; ital. Meister sind beinahe die einzigen, welche

im Gesange unterweisen. Eine Gesangschule für Neger bestand seit langer Zeit in der Umgegend von Rio-Janeiro; sie war von den Jesuiten angelegt worden. Dieser Orden besaß eine Plantage von beinahe 10 Meilen im Umfange, Namens Santa-Cruz. Nach seiner Aufhebung wurde dieses Eigenthum, nebst seinen andern liegenden Gütern, zu den Krondomainen geschlagen, und bei der Ankunft der königl. Familie zu Rio-Janeiro wurde aus Santa-Cruz ein königl. Aufenthalt. Als der Hof zum ersten Male der Messe in der Kirche S.-Ignaz de Loyola zu Santa-Cruz beiwohnte, erstaunte der König über die Vollkommenheit, womit die Vocal- und Instrumentalmusik von Negern beider Geschlechter aufgeführt wurde, die sich in der Tonkunst nach der ehemals von den Jesuiten eingeführten Weise gebildet hatten. Der König ordnete nunmehr Schulen für Elementarunterricht, musikalische Composition, Gesang und mehre Instrumente in seinem Lusthause an; so gelang es, in Kurzem unter den Negern sehr geschickte Sänger und Instrumentalisten zu bilden. Die beiden Brüder Marcos und Simao Portugal (bekannter u. d. N. Portogallo) haben eigne Stücke für diese Zöglinge gesetzt, welche dieselben auch vortrefflich ausgeführt haben. Mehre Zöglinge jenes Conservatoriums sind unter die Tonkünstler der königl. Capellen zu Santa-Cruz und S.-Christovao aufgenommen worden; so ist der erste Violin-, der erste Fagott- und der erste Clarinettspieler aus dieser Negerschule, und unter den Stimmen zeichnen sich 2 Negerinnen durch ihren ausdrucksvollen Gesang aus. Jetzt ist das ganze Capellorchester mit Schwarzen besetzt. Auch der Kaiser Pedro, welcher angenehm componirt und mehre Instrumente spielt, hat zur Vervollkommnung jener in ihrer Art einzigen Anstalt viel beigetragen. Er ließ durch die Gebrüder Portugal Opern componiren, die von Afrikanern mit allgemeinem Beifall aufgeführt worden sind. — Unter den neuern portug. dram. Dichtern nennen wir: Vicente Pedro Nolasco, Verf. des „O Triunfo da Natureza". Die Handlung in diesem Stücke ist zwar tragisch und die Charaktere wohl gehalten, allein außer andern Fehlern hat es allzu lange Gespräche. Pimenta Aguiar's zahlreiche Compositionen sind geschmacklos, fehlen wider die Regeln der Einheit und Einfachheit, und die Verse sind mittelmäßig, einige seiner Trauerspiele haben jedoch interessante Auftritte, und zuweilen sind die Leidenschaften gut ausgedrückt. Die Stücke des Abbé José Agostinho de Macedo haben den Fehler einer allzu großen Einförmigkeit und sind nicht pathetisch genug. Mehr Talent zeigt Joao Bapt. da Silva Leitao de Almaida Garret. Seine Trauerspiele sind zwar keine Meisterstücke, indessen machte ihm seine „Merope" und sein „Cato em Utica" Ehre. Im lyrischen Fache hat man ihn mit Dubocage verglichen, und O novo Dubocage genannt. Sein „Retrato de Venus" ist ein zart gedichtetes Stück; 2 Bde. seiner Dichtungen sind gedruckt. Pedro Alexandre Cavroé, ein guter Literator und ausgezeichneter Mechaniker, hat einige Lustspiele in Prosa geschrieben; sie sind auf den Bühnen zu Lissabon und Oporto aufgeführt worden. 1817 u. 1818 redigirte Cavroé die „Mnemosine lusitana" und 1820 u. 1821 die „Mnemosine constitutional". Die „Electra" und die „Iphigenia" des Francesco Dias, die „Policena" des Bararel (Baccalaureus) Joaquim José Sabino und die „Herminia" des Francisco Soares Franco werden als erträgliche Trauerspiele angesehen. Das beste Trauerspiel der Portugiesen, „Osmia", geschrieben 1788, erhielt den Preis von der lissab. Akad. Die Verf., die Gräfin Vimeiro, bestimmte ihn für einen vaterländischen Zweck. Das Stück, dessen Zuschnitt franz. ist, spielt zu der Zeit, da die Römer Lusitanien unterjochten. Unter den Übers. verdient der Desembargador José Pedro de Azevedo Souza da Camara, welcher die besten Trauerspiele Voltaire's glücklich übers. hat, den Vorzug. Ein andrer Azevedo Antonio Soares hat ebenfalls für das Nationaltheater Übers. a. d. Franz. geliefert; er zeichnet sich durch Sprachreinheit aus. Von einem andern guten Übers., Joao Bapt. Gomes, Verf. der „Nova Castro", hat man die „Gabrielle de Vergi", die er

„Fuyal d'Arnaud" betitelt hat, und „Os Mancabos". Franc. Manoel do Nascimento überf. Racine's „Andromaque" und 3 Aufzüge von Laharpe's „Coriolan". Pedro José Constancio, Bruder des sich zu Paris aufhaltenden Arztes Constanzio, und Verf. einer guten Überf. Horazischer Oden, hat eine gelungene Überf. von Voltaire's „Catilina" nachgelassen. Dann hat eine Dame, Francisca de Paula Pozzola da Costa, bekannt durch ihre Gedichte: „Francilia pastora do Tejo" (1816), 2 Lustspiele geschrieben: „Ricardo" oder „A Força do Distino" und „O Duque de Cleves". Auch hat sie die „Corinne" der Frau v. Staël übersetzt.

Portumnus, bei den Römern der Gott der Häfen, gleichbedeutend mit dem Melicertes oder **Palämon** (s. d.) der Griechen. Er hatte an der Tiber einen kleinen Tempel, und jährlich wurden ihm zu Ehren am 17. Aug. die **Portumnalia** gefeiert. Als Symbol trug er einen Schlüssel in der Hand.

Porzellan, das schönste und kostbarste unter allen Erzeugnissen der Töpferkunst, ein Mittelding zwischen dem Glase und dem bloßen Töpfergeschirr, hat s. Namen von gewissen Conchylien, die lange vor Erfindung des Porzellans in Europa u. d. N. der Porzellanschnecken bekannt waren und mit dem Porzellan die auffallendste Ähnlichkeit haben. Die Japaner und Chineser verstanden die Verfertigung dieses Schmelzwerks schon vor langen Zeiten. 1474 gab Barbaro, venetianischer Gesandte am persischen Hofe, Nachrichten von diesem Kunsterzeugniß. Durch die Portugiesen kam es über Ostindien nach Europa, wo es als Seltenheit geschätzt wurde. Im Anfange d. 18. Jahrh. wurde die Verfertigung des Porzellans auch in Europa erfunden. (Vgl. **Böttticher**.) Das erste, was Böttticher zu Stande brachte, sah roth aus und war aus einem braunen, in der Nähe von Meißen vorhandenen Thone bereitet. 1709 fing man an, weißes Porzellan in Sachsen zu verfertigen; ein Jahr darauf wurde die berühmte Fabrik in Meißen angelegt, welche die Mutter aller übrigen europäischen Porzellanfabriken geworden ist. Sie wird für Rechnung des Landesherrn betrieben; ihr Zeichen sind die beiden Kurschwerter. Seitdem boten Holländer, Engländer und Franzosen alle Mittel auf, Porzellan machen zu lernen, und ließen sogar Materialien aus China kommen. Aber ihre Bemühungen blieben vergeblich. Sachsen wachte mit Eifersucht über die Geheimhaltung der so wichtigen Kunst und verbot bei Lebensstrafe die Ausfuhr des Porzellanthons. Dessenungeachtet blieb die Sache kein Geheimniß. Schon 20—30 J. nachher wurde in Wien eine Porzellanfabrik angelegt, die nach und nach vervollkommnet wurde. Späterhin entstanden zu Fürstenberg im Braunschweigischen, in Berlin, in Frankenthal in der Pfalz, in Baden, zu Nymphenburg bei München, und an a. O. Deutschlands Porzellanfabriken, von denen besonders die berliner (1760 errichtet und jetzt königlich) mit der meißner wetteifert und sie in der Malerei zum Theil übertrifft, aber in der Güte der Masse ihr nachsteht. Endlich kamen auch die Franzosen, Engländer, Holländer und Italiener nach und nach auf die Spur; doch steht ihr Porzellan, vielleicht mit einziger Ausnahme desjenigen von Sevres bei Paris, dem guten deutschen nach. Von dem echten Porzellan fodert man alle gute Eigenschaften des Glases, mit Ausnahme der Durchsichtigkeit, und Abwesenheit aller Mängel desselben. Es muß im heftigsten Ofenfeuer unschmelzbar, bei dem plötzlichsten Übergang von der stärksten Hitze zur heftigsten Kälte unverändert bleiben; am Stahle muß es Funken geben; an Feinheit, Dichte und Glätte auf dem Bruche dem Email gleichen, beim Zerschlagen rein und glockenartig klingen, auf der Oberfläche rein, glatt und glänzend, von blendender Weiße und dabei halb durchsichtig sein, doch so, daß es weder dem Glase auf der einen, noch dem Opal auf der andern Seite gleicht. Die Glasur darf sich von der übrigen Masse nur durch größere Glätte unterscheiden. Das Wesentliche der Porzellanfabrication besteht darin, daß es aus solchen Bestandtheilen zusammengesetzt wird, welche die Eigenschaft haben, daß sie beim Brennen in den

ersten Anfang der Verglasung übergehen. Réaumur entdeckte zuerst diesen wichtigen Grundsatz und zeigte, daß es überhaupt zweierlei Hauptmaterialien zur Verfertigung des Porzellans gibt: solche, die in der größten Hitze keines höhern Grades als nur des ersten Anfangs der Verglasung fähig sind, und solche, die zwar an sich völlig verglasbar, aber durch Mäßigung der Hitze in der Verglasung aufzuhalten sind. Setzt man zu letztern unschmelzbare Dinge hinzu, so sind sie dahin zu bringen, daß sie nur den ersten Anfang der Verglasung annehmen. Wiewol nun diesen Grundsätzen zufolge mehre Stoffe zur Verfertigung des Porzellans dienen können, so macht doch der reinste magere Thon, der sich im Feuer ganz weiß brennen läßt, den Hauptbestandtheil aus. Dieser führt daher auch den Namen Porzellanthon oder Porzellanerde, und entsteht größtentheils aus verwittertem Feldspath. Der Gehalt ist verschieden; doch entdeckt man gewöhnlich ungefähr $\frac{3}{4}$ Kieselerde und $\frac{1}{4}$ Thonerde. Die Farbe ist weißlich oder blaßgrau. Dergleichen Thon schmilzt im heftigsten Feuer nicht. Außerdem nimmt man in Europa auch reinen Quarz oder Kiessand zum Porzellan, denn auch dieser ist unschmelzbar. Man muß daher beiderlei Bestandtheilen etwas Gyps zusetzen; jedoch mit größter Vorsicht, weil der Gyps leicht die völlige Verglasung der Masse bewirkt. Die herrliche sächsische Porzellanerde, welche sich im Feuer vollkommen weiß brennt, fand man bei dem Bergstädtchen Aue ohnweit Schneeberg, in Granit, und bei Seidlitz ohnweit Meißen, in welcher Gegend man auch sehr reinen Feldspath findet. Das Verfahren bei Fertigung des Porzellans ist, so viel man weiß, folgendes. Zuerst wird Quarz oder Kiessand geröstet, im Wasser abgelöscht, auf der Mühle gepocht, gemahlen und durch ein feines seidenes Sieb geschlagen. Auch den Gyps zerstößt man zu Pulver, brennt ihn in einem kupfernen Kessel und siebt ihn so fein wie möglich. Beides mit einander vermischt, gibt die sogen. Fritte. Diese verbindet man mit dem sehr sorgfältig geschlämmten Porzellanthon, woraus die Porzellanmasse entsteht, welche, mit Regenwasser zu einem Teige bereitet, so lange stehen bleibt, bis sie einen unangenehmen Geruch und eine graue Farbe angenommen hat. Gemeiniglich setzt man der Fritte noch zerstoßene Porzellanscherben zu. Die Verhältnisse mögen nicht allenthalben gleich sein. Aus der gehörig zubereiteten Masse werden nun die gewöhnlichen Geschirre und Gefäße auf der Scheibe gedreht; Figuren und a. Bildwerke drückt man stückweise in Formen ab, setzt sie zusammen und arbeitet dann das Ganze mit elfenbeinernen Werkzeugen, mit Schwamm und Pinsel, aus. Die gedrehten Stücke werden nach einem gewissen Grade der Abtrocknung in Formen gedrückt und darauf nochmals auf der Drehscheibe mit scharfen stählernen Werkzeugen abgedreht. Dann kommen sie, in Kapseln oder Muffeln, in einen Brennofen, worin man ihnen einen gewissen Grad von Festigkeit, und darauf die Glasur gibt. Diese besteht aus Quarz, Porzellanscherben und calcinirten Glaskrystallen, und erhält etwas mehr Gyps als die Porzellanmasse selbst. Jetzt kommen die Stücke abermals in Kapseln in den Ofen und erhalten nunmehr ihre völlige Festigkeit und Ausbildung. Die Bauart des Ofens wird in den deutschen Fabriken als ein großes Geheimniß betrachtet. Er muß so eingerichtet sein, daß er den erfoderlichen hohen Grad der Hitze ohne Gebläse lange genug und gleichförmig gewährt. Zur Feuerung ist gehörig ausgetrocknetes Holz nöthig; im Nothfall sind Steinkohlen zu gebrauchen, doch bekommt davon das Porzellan leicht eine schmutzige Farbe. Nachdem auf einer Schleifmühle der angebackene Sand vom Fuße abgeschliffen worden, werden diejenigen Stücke, die nicht weiß bleiben sollen, gemalt. Die Farben dazu bestehen, wie bei der Schmelzmalerei, aus Metallkalken, die mit einem leichtflüssigen, nicht färbenden Glase zusammengeschmolzen, fein zerrieben und gesiebt werden. Um sie mit dem Pinsel auftragen zu können, reibt man sie mit Spiköl, Lavendelöl, Terpentin oder auch bloß mit Gummi. Die gemalten und trocken ge-

wordenen Stücke werden alsdann nochmals in Kapseln einem solchen Grade von Hitze ausgesetzt, der das Glas zum Fließen bringt. Will man das Porzellan vergolden, so muß das Gold vorher fein zerkleint werden. Dann trägt man es mit einem Pinsel auf und reibt es, wenn es eingebrannt ist, mit Blutstein ab. Die fertigen Stücke werden sortirt, je nachdem sie mehr oder weniger gerathen sind; die völlig mißrathenen aber zerschlagen und wieder zur Masse angewendet. S. Nasse, „Die Porzellanfabrication in theoret. u. prakt. Hinsicht" (Leipz. 1826).

Posaune (trombone), ein musikalisches Blasinstrument aus Messingblech, ungefähr in Gestalt einer Trompete, welches aus 2 Stücken besteht, dem Hauptstücke und den Stangen, welche letztere sich in einer Scheibe befinden, und indem man mit der linken Hand die ganze Posaune hält, mit der rechten auf- und niedergezogen werden, wodurch sie die Töne bilden. Sie hat 3—4 Züge, welche die verschiedenen Töne angeben, und ziemlich den Umfang der 4 Singstimmen haben, daher es auch Sopran-, Alt-, Tenor- und Baßposaunen gibt. Am passendsten ist die Posaune in den Kirchen zur feierlichen Begleitung des Gesanges. In der Oper, wo man in neuern Zeiten sie auch gebraucht hat, z. B. in der „Zauberflöte", hat sie wegen Verschiedenheit der Stimmung große Schwierigkeiten. Die Franzosen haben sie in der neuesten Zeit bei der Feldmusik eingeführt, wodurch sie auch in Deutschland bekannter geworden ist, sodaß sie jetzt in jeder Schenke zur Begleitung des Tanzes gemißbraucht wird, und fast kein großes Orchesterstück ohne Posaune erscheint. — Der Posaunenbaß ist in den Orgeln eine der stärksten Baßstimmen, gewöhnlich 16 Fußton.

Poseidon, s. Neptun.

Pöschelianer, eine schwärmerische Secte. Thomas Pöschel, geb. 1769 zu Horiz in Böhmen, in Linz zum kath. Weltpriester gebildet, war Beneficiat-Cooperator und Vorsteher der Stadtschule zu Braunau, wo er 1806 den Buchhändler Palm zum Tode bereitete. Schon früher dem seit 30 J. von einigen kath. Geistlichen in Baiern genährten Mysticismus ergeben, verfiel er nach den erschütternden Scenen dieser Hinrichtung in anhaltendere Überspannung. Er wurde deßhalb von s. sonst rühmlich verwalteten Amte entfernt und als Landkaplan nach Ampfelwang (Innkreis in Oberöstreich) versetzt. Diese Demüthigung brachte ihn auf den Wahn, zur Stiftung einer neuen Kirche berufen zu sein. Er hielt sich für einen Märtyrer des Glaubens an den Christus in uns, hatte Erscheinungen und predigte nun zu Ampfelwang die neue Offenbarung, wie er s. Lehre nannte. Sie beruhte auf folgenden Sätzen: 1) Christus wohnt im Herzen und thut Alles, was der von ihm regierte Mensch unternimmt. 2) Den Reinen werden Offenbarungen zu Theil, Erscheinungen Gottes und der Mutter Gottes; wer sich nicht reinigen läßt, verwirkt die Verdammniß und den Tod, der ihn allein wieder reinigen und des Himmels würdig machen kann. 3) Die genaue, bis zur Aufopferung des Lebens hingebende Beobachtung dieser beiden Grundsätze ist die unerläßliche Bedingung des Bestehens der neuen Offenbarung, wenn dieselbe nicht verloren und von den Juden gewonnen werden soll, da Gott die Bekehrung dieses Volkes und die Aufrichtung einer jüdisch-kath. Kirche beschlossen hat. Pöschel's Lehre fand Beifall, besonders bei den Weibern. Nächst s. Predigten mußten fliegende Blätter, Traktätchen, Weissagungen, selbst mißverstandenes Bibellesen zur Verbreitung s. Schwärmerei beitragen; weßhalb er 1815 in Verhaft nach Salzburg gebracht ward. Aber s. Anhänger wurden dadurch noch mehr erhitzt, sie unterhielten eine geheime Verbindung mit ihrem gefangenen Meister und kamen auf die Meinung, der Herr könne wol die Ermordung der Unreinen gebieten. Im März 1817 wurden 3 Personen von ihnen tödtlich gemißhandelt, und eine Magd, die sich freiwillig zum Sühnopfer hingab, umgebracht. Daher ließ die östr. Behörde im April d. J. den Schauplatz dieser Scenen militairisch besetzen und 6 Strafbare festnehmen.

Man zählte jedoch überhaupt nur 126 Pöschelianer, und durch geistliche Belehrung und obrigkeitliche Gewalt wurde die ganze Secte bald unterdrückt. P. brachte man nach Wien, wo er im Verhör Geisteszerrüttung verrieth, die Gewaltthaten s. Anhänger aber mißbilligte. Er ist der geistlichen Aufsicht übergeben, und seitdem von Regungen der Pöschelianer nichts mehr gehört worden. Die Kloos'schen Andachtsstunden in Sachsen und der 1818 von den Fischer'schen Eheleuten zu Beyersdorf bei Leisnig aus religiöser Schwärmerei an dem alten Bergmann Flor verübte Mord stehen mit Pöschel's Lehre in keinem erweislichen Zusammenhange. E.

Posen, das Großherzogthum, eine von den 10 Provinzen des preußischen Staats, ist durch die wiener Congreßacte 1815 aus einem Theil des vormaligen Südpreußens und des Netzdistricts gebildet worden. Sie grenzt an das Königreich Polen und die preuß. Provinzen Schlesien, Brandenburg und Westpreußen, enthält 539 □ M. und mit dem Militair 884,000 E., darunter über 48,000 Juden, und zerfällt in die Regierungsbezirke Posen und Bromberg. Der Boden ist größtentheils eben, mit wenigen Hügeln, im Ganzen fruchtbar, obgleich in vielen Gegenden sandig; am fruchtbarsten an beiden Seiten der Wartha und im Netzbruche, einem 20 Meilen langen und eine halbe Meile breiten Striche längs der Netze. Wo unter der polnischen Regierung unwirthbares Bruch- und Buschwerk war, sind jetzt, seitdem es Friedrich II. urbar machen ließ, die herrlichsten Wiesen, Äcker, Höfe und Dörfer. Die das Land der Länge nach durchströmende Wartha ist, sowie die Netze, schiffbar. Ein Canal verbindet die letztere mit der schiffbaren in die Weichsel gehenden Brahe. An Seen, Sümpfen und Brüchen fehlt es nicht, durch deren Abwässerung noch viel fruchtbarer Boden gewonnen werden könnte, besonders Wiesen, woran das Land Mangel hat. Der Ackerbau liefert viel Getreide, Hülsenfrüchte und Flachs; die Viehzucht ist nicht unbedeutend. Wichtig sind die beträchtlichen Waldungen; die Mineralien sind unbedeutend. Man verfertigt viele grobe und Mitteltücher, Leinwand, Spitzen, Taback, Cichorien, Papier und Glas. Die Einw. sind größtentheils Polen, dann Deutsche und Juden. Die erstern bekennen sich fast alle zur römisch-kath. Kirche. Der Adel ist zahlreich, zum Theil sehr reich, zum Theil sehr arm. Der größte Theil des niedern Adels ist im Besitze von Bauergütern, und oft wohnen 50 solcher Edelleute in einem Dörfchen, während Diejenigen, welche keine Wirthschaften besitzen, bei dem höhern Adel als Verwalter, Commissaire ꝛc. dienen. Die Hauptst. Posen, der Sitz des Oberpräsidenten, des Appellationsgerichts, eines Erzbischofs (von Posen und Gnesen) und des Domcapitels, liegt 35 Meilen von Berlin, 40 Meil. von Warschau, in einer sandigen Gegend, an der Wartha, und hat 2175 Feuerstellen, 24 Kirchen, 5 Klöster (darunter eines der barmherz. Schwestern mit e. Hospitale) und 25,600 bürgerliche (darunter über 4000 Juden) und 2200 militair. Einw. Die Stadt hat nach dem Brande von 1803 an Regelmäßigkeit gewonnen. Nach dem großen Marktplatze führen, außer einigen Nebengassen, 4 Hauptstraßen, welche ziemlich gut angelegt, jedoch mit Giebelhäusern besetzt sind. Auch die neuen Straßen, welche auf dem alten Stadtgraben und den geschleiften Festungswerken erbaut worden sind, haben hübsche Häuser, besonders die Wilhelmsstraße, welche mit einer Pappel- und Kastanienallee besetzt ist. Unter den Vorstädten ist Kuhndorf die schönste. Die größte Vorstadt, die Wallischey, ist mit der Stadt durch die Warthabrücke verbunden. Unter den Kirchen zeichnet sich die kath. St.-Stanislauskirche, ein Meisterstück ital. Baukunst, und die luth. Pfarrkirche (die ehemalige Jesuiterkirche) aus. Die Domkirche ist von edler Einfachheit; neben ihr steht der Palast des Bischofs. Ein Gymnasium (mit 500 Schülern), Schullehrerseminarium, e. Hebammenschule, 26 Privatlehranstalten (darunter 13 jüdische) befinden sich hier. Die Einw. nähren sich außer den gewöhnlichen Gewerben

und Handwerken besonders von den königl. Collegien, dem Militair und dem benachbarten begüterten Adel, der sich häufig in der Stadt aufhält. Auch hat Posen Tuch-, Leder- und Tabacksfabriken. Der Handel wird vorzüglich mit Holz, Getreide, Tüchern und Leinwand geführt. Am 11. Dec. 1806 schlossen Frankreich und Sachsen hier Friede. Über die ehemalige Verfassung des Großherzogthums s. v. Cölln's „Histor. Archiv der preuß. Provinzialverfassung" (Berl. 1820, 4. u. 5. H.).

Posidonius, ein stoischer Philosoph (s. **Stoa**), aus Apamea in Syrien um 103 v. Chr. gebürtig, auch der **Rhodier** genannt, weil er des Panätius von Rhodus Schüler war und selbst zu Rhodus lehrte, nachdem er von seinen Reisen zurückkehrte. Er trug mit großem Beifall die stoische Philosophie vor, war aber auch zugleich Staatsmann, ja selbst Prytane, und reiste noch in seinen 50. Jahre als Gesandter nach Rom. Die ausgezeichnetsten Römer waren seine Schüler, und selbst Cicero ward durch ihn in die stoische Philosophie eingeweiht. Er hat mehre Schriften verfaßt, welche verloren gegangen sind. Bruchstücke derselben hat Jan. Bake („Posidonii reliquiae etc.", Leyden 1815) gesammelt. Er soll die Begriffe von Gott, Schicksal und Natur genauer als andre Stoiker unterschieden haben.

Posilippo, s. **Neapel** und **Pausilippo**.

Position, s. **Prosodie**.

Positiv, bestimmt Das, wodurch etwas Bestimmtes gesagt wird, bejahend, entgegengesetzt dem **Negativen** (s. d.), z. B. ein positiver Begriff, ein positives Urtheil. Auch wird das Positive dem Natürlichen und durch die bloße Vernunft Gegebenen als das Angewandte oder eine von der bloßen Vernunft verschiedene Autorität Festgesetzte entgegengestellt, z. B. positive Gesetze sind Vorschriften, die durch eine äußere Autorität, aber darum nicht willkürlich, festgesetzt sind, positives Recht der Inbegriff derselben (entgegengesetzt dem natürlichen oder Naturrechte), positive Religion (die auf eine äußere Offenbarung sich stützt), positive Theologie (entgegengesetzt der natürlichen Theologie oder Religionsphilosophie) u. s. w. — **Positive Elektricität**, s. **Elektricität**; **Positive Polarität**, s. **Magnet**; **Positive Größen**, s. **Negativ**.

Posse, ein Erzeugniß der scherzhaften Laune, welche in den Kreis des Gemeinen heruntersteigt oder das Gemeine zum Gegenstande ihres Spieles wählt, ohne gemein zu werden. Besonders zeigt sie sich in lächerlichen Übertreibungen sowol in Geberden als Reden, und ihr vorzüglicher Reiz ist der Witz der Erfindung. Oft jedoch nennt man tadelnd etwas possenhaft, entweder wenn der Scherz am unrechten Orte angebracht, oder wenn er ein gemeiner und grober Scherz, der die Sittlichkeit beleidigt, oder endlich, wenn er unwillkürlich ist, und seine Gemeinheit von Dem, der Possen treibt, nicht eingesehen wird. Auf die Vornehmheit und auf den sogen. guten Ton, welcher, in einem einseitigen Ernste befangen, die Kraft des wahrhaft Komischen verschmäht und Alles, was über die Gesetze der gesellschaftlichen Convenienz hinausgeht, läppisch, gemein, niedrig nennt, darf bei Bestimmung dieses Begriffs nicht Rücksicht genommen werden. Doch ist gewiß, daß das Possenhafte, je mehr es gehäuft wird, und je weniger es sinnreich und witzig ist, desto leichter sich in das Platte, Fade und Läppische verliert. Von dem Possirlichen unterscheidet sich das Possenhafte dadurch, daß Jenes mehr ein Erzeugniß der Natur, oder mit dem Niedlichen und Naiven verbunden ist. (So nennen wir z. B. die lustigen Bewegungen der Kinder und mancher Thiere possirlich.) Vorzugsweise nennt man ein Erzeugniß der komischen Poesie **Posse**, welches aus Possen besteht und den oben angegebenen Charakter der Posse trägt (z. B. „Europa" von Bürger), besonders aber eine dramatische Posse (Farce), in welcher die Regel des höhern Lustspiels weniger streng beobachtet wird, Haltung der Charaktere und

Zusammenhang der Scenen sogar absichtlich verletzt, und die Situationen aus dem Kreise des gemeinen Lebens entlehnt zu sein scheinen. Auch den Gebildeten ergötzt es oft, je freier er gebildet und je weniger er von Vorurtheil, Beschränktheit und Thorheit befangen ist, mit dem Gemeinen frei zu spielen, ohne sich in dasselbe zu verlieren, und über die sich närrisch gebärdende Laune aus Herzensgrunde zu lachen, die Lebenslust und üppige Kraft des Witzes offenbart. (S. Burlesk und Farce.) T.

Posselt (Ernst Ludwig), ein berühmter historischer und politischer Schriftsteller, geb. 1763 zu Durlach in Baden, empfing s. Bildung auf dem Pädagogium s. Vaterstadt, auf dem Gymnasium zu Karlsruhe, studirte dann 3 Jahre in Göttingen die Rechte, Politik und Diplomatik, und bildete s. Geist zu dem historischen Scharfblicke, den wir in allen s. Schriften bewundern. Auch erwarb er sich eine gründliche Kenntniß des Englischen und Französ. Von Göttingen begab er sich nach Strasburg, wo er die juristische Doctorwürde erwarb. Hierauf diente er s. Vaterlande. Mit Widerwillen schlug er den einförmigen Weg der juristischen Praxis ein. Er ward Regierungsadvocat. Aber s. Berufsgeschäfte gewährten s. lebhaften Geiste keine Befriedigung. Er übernahm daher 1784 die ihm angebotene Stelle eines Prof. der Geschichte und Beredtsamkeit an dem Gymnasium zu Karlsruhe und ward zugleich Privatsecretair des regierenden Markgrafen. Hier fand er mannigfaltige Anregung zu wissenschaftlichen Arbeiten, und kein Jahr verging, wo er nicht irgend eine Frucht s. Fleißes zu Tage gefördert hätte. Seine Rede über die Historiographie (1785) zeigt, mit welchem reifen Nachdenken er die größten Historiker gelesen, geprüft und gewürdigt hatte. 1785—88 gab er das „Wissenschaftliche Magazin für Aufklärung" heraus, welches den Zweck hatte, Aufklärung über alle Theile des menschlichen Wissens in gefälliger Form zu verbreiten. Das Unternehmen erhielt Beifall, obgleich die Ausführung dem großen Entwurfe nicht ganz entsprach. 1788 ward er in die Deutsche Gesellschaft zu Manheim aufgenommen und erhielt das pforzheimer Bürgerrecht. Er hatte nämlich in einer in Gegenwart des Hofes gehaltenen meisterhaften Rede die heldenmüthige Aufopferung der 400 pforzheimer Bürger (s. Pforzheim) geschildert. Diese Arbeiten waren Vorübungen zu den größern historischen Werken, durch welche Posselt s. Namen berühmt gemacht hat. Bald nach den ersten Revolutionsbewegungen in Frankreich ward P. 1791 nach Gernsbach, unweit Rastadt, als Beamter versetzt, wo ihm in dem anmuthigen Murgthale die freundlichste Muße zu Theil wurde, und er von sicherm Ufer aus den wildbewegten Strom der Zeit beobachtete. Von jetzt an widmete er s. Zeit den historischen Studien und beschrieb die Begebenheiten 1792 in lat. Sprache: „Bellum populi Gallici adversus Hungariae Borussiaeque reges, eorumque socios. Scriptore D. Ern. Ludov. Posselt" (Gött. 1793). Von 1793 an gab er s. Hauptwerk, das „Historische Taschenbuch für die neueste Geschichte" heraus, welches ihm den Ruhm des größten deutschen Annalisten erwarb. 1796 nahm er s. Entlassung mit Beibehaltung des halben Jahrgehalts, wofür er die Geschichte von Baden zu schreiben versprach. Er lebte hierauf abwechselnd in Durlach, Karlsruhe, Tübingen, Erlangen und Nürnberg. Mit Moreau ward er vertraut, als diesen der Sieg in das Herz von Deutschland führte. Der Proceß, in welchen Moreau späterhin verwickelt wurde, ergriff daher P.'s Gemüth um so mehr, weil er bereits kränkelte. Dieses war Folge s. übermäßigen Arbeitens. Um ihm Zerstreuung aufzunöthigen, machte s. Frau mit ihm eine Reise. Die Ehe mit dieser war zwar anfangs nicht der Wunsch einiger Verwandten gewesen, P. aber war mit ihr zärtlich und vergnügt. Nur Kränklichkeit s. Sohnes machte ihm vielen Kummer. Auf dem Rückwege kam P. mit s. Frau nach Heidelberg, wo er bei s. Neffen, D. Posselt, einige Zeit verweilen wollte; s. Frau aber reiste nach Durlach zu den Kindern. Da sah P., der zum Schwindel geneigt

war, am 11. Jun. 1804 des Morgens aus dem Fenster und stürzte, zu weit sich vorbeugend, herab. Schwermuth konnte unmöglich eine Ursache des Falls gewesen sein, da P. zuvor mit s. Verwandten scherzend sich unterhalten hatte. P. besaß alle Eigenschaften, welche den Geschichtschreiber bilden: jenen Scharfblick, der bis zu den verborgensten Quellen der Handlungen durchdringt; den nöthigen Scharfsinn, um das Bedeutende, Zweckdienliche und Folgenreiche von dem unnützen Nebenwerke zu sondern; jene Gewalt über die Sprache, die jeder Sache den passenden Ausdruck leiht, und die Kunst der malerischen Perspective, die im Gemälde alle einzelne Figuren so an ihren Platz, so in ihr Licht stellt, daß sie den Gesammteindruck hervorbringen. Außer den angeführten Werken hat er geschrieben eine „Geschichte der Deutschen" (Leipzig 1789, 2 Bde; 3. u. 4. von Pölitz); „Geschichte Karls XII." (Karlsruhe 1791); „Geschichte Gustavs III." (ebendas. 1793); „Krieg der Franken" (Leipzig 1794); „Hertzberg's Leben" (1798); die „Europäischen Annalen" seit 1795, und die 1799 von ihm angefangene „Allgem. Zeitung". S. Gehres's „Lebensbeschreib. des D. E. L. Posselt, nebst ungedr. Briefen dess. ꝛc." (Manheim 1827, 2 Thle).

Possessorium, Possessorienklage, s. Petitorienklage.

Postwesen. Die ersten, unvollkommenen Postanstalten finden wir im persischen Reiche. Darius I., Sohn des Hystasp, ließ, um aus den Provinzen schnelle Berichte zu erhalten, Eilboten mit gesattelten Pferden auf den eine Tagereise auseinanderliegenden Stationen des Reichs bereit stehen. (Vgl. Amelang, „Untersuchung einiger Stellen der alten Autoren, das persische Postwesen betreffend", Leipzig 1774.) Auch Augustus machte im röm. Reiche eine den neuern Posten ähnliche Einrichtung. Der spätere Name soll von ponere herrühren, weil Pferde in gewisser Entfernung von einander gestellt werden, um Briefe oder Reisende fortzuschaffen. Im 9. Jahrh. hatte man in Deutschland, Frankreich und Italien reitende Boten, welche jedoch nur zur Besorgung der Staatsangelegenheiten dienten; auch war diese Einrichtung nicht von Dauer. Der Gebrauch der im Orient üblichen Taubenposten, welcher durch die Kreuzzüge bekannter ward, scheint sehr unbedeutend gewesen zu sein. Mit dem Aufblühen des Handels fingen die großen Handelsstädte, besonders in Deutschland an, sich reitende Boten und fahrende Landkutschen zu halten. Auch reisende Kaufleute und reitende Fleischhauer (Metzgerpost) besorgten Briefe; daher noch das Posthorn im Schilde der Letztern. Im Anfange des 13. Jahrh. unterhielt die pariser Universität Fußboten (wegen der Geschwindigkeit ihrer Reisen, fliegende Boten genannt), welche zu bestimmten Zeiten die Briefe und Gelder der damals fast aus ganz Europa zu Paris zusammenströmenden Studirenden besorgten. Ludwig XI. in Frankreich legte zu s. Privatgebrauch eine Anstalt von reitenden Boten und ordnete durch das Edict vom 19. Juni 1464 die ersten Poststationen von 4 zu 4 franz. Meilen auf den Hauptstraßen Frankreichs an. Karl VIII. erweiterte diese bis 1524 nur für den Hof bestehende Anstalt. Als die Spanier 1527 Peru entdeckten, fanden sie auf einem Wege von 500 Meilen (von Cusco bis Quito) von Meile zu Meile aufgestellte Boten, welche die Befehle des Inka mit größter Schnelligkeit umhertragen mußten. Die erste Spur eines deutschen Postwesens fällt in die letztere Hälfte des 15. Jahrh., wo Roger I., Graf v. Thurn, Taxis und Valsassina, in Tirol eine Post anlegte. Sein Sohn Franz führte, auf Verlangen Kaisers Maximilians I., 1516 eine Post von Brüssel nach Wien ein und erhielt von diesem Kaiser die Würde eines Generalpostmeisters. Wegen des Kriegs mit Sultan Soliman II. wurde 1522 eine Reichspost, welche über Nürnberg, wo damals der Reichstag seinen Sitz hatte, nach Wien ging, errichtet. Diese Einrichtung hörte indessen mit dem Kriege auf. Karl V. aber, dem bei der Ausbreitung seiner Staaten die möglichst schnelle Nachricht von allen Weltereignissen nöthig war, ließ durch Leonhard von

Thurn und Taxis eine beständige reitende Post, die ihren Weg von den Niederlanden aus durch Lüttich, Trier, Speier und Rheinhausen nahm, von dort durch Würtemberg über Augsburg, und durch Tirol nach Italien ging, anlegen. 1543 erhielt Leonhard v. Taxis die Bestallung, nicht nur als niederländ. Oberpostmeister, sondern auch als Oberpostmeister des deutschen Reichs. Indessen war die letztere Würde bloß auf Lebenszeit ertheilt und konnte die landesherrlichen Befugnisse der deutschen Reichsstände um so weniger beeinträchtigen, da jene Bestallung vom Kaiser Karl V., als Regenten der burgundischen Niederlande verliehen, nicht in der Reichs-, sondern in der niederländ. Kanzlei, und zwar nicht in deutscher, sondern in franz. Sprache ausgefertigt, endlich das Patent auch nicht zur Nachachtung an die Kurfürsten, Fürsten und übrigen Stände des deutschen Reichs, sondern bloß an die Staatsbeamten und Unterthanen der niederländ. Erblande gerichtet war. So lange Karl deutscher Kaiser war, ließen sich indessen auch die Reichsstände die taxischen Posten gefallen. Als aber nach seinem Tode die Krone Spanien von der deutschen Kaiserkrone getrennt ward, schienen auch die Reichsstände abgeneigt zu werden, ferner eine spanisch-niederländ. Post in ihren Landen zu dulden. Indessen erhielt Leonhard v. Taxis 1563 von dem Nachfolger Karls, Ferdinand I., die kaiserliche Bestätigung seines ihm verliehenen Amtes, worin auch die Kurfürsten und Fürsten befehligt wurden: „darauf zu achten". Dadurch wurden die Reichsstände freilich bewogen, sich gegen die taxischen Posten willfährig zu beweisen, indessen waren diese doch immer nur burgundisch- oder spanisch-niederländische, aber keine Reichsposten. Am Ende des 16. Jahrh. schien das taxische Postwesen, durch die Unruhen in den Niederlanden zerrüttet und durch Schulden gedrückt, zu verfallen. Aber bald erhielt Leonhard v. Taxis über seine Gegner einen vollkommenen Sieg. Er ward 1595 zum kaiserl. Generaloberpostmeister im Reiche ernannt. Kurpfalz, Würtemberg, Sachsen, Brandenburg, Mecklenburg, Braunschweig, Hessen u. a. Reichsstände, welche schon seit 1574 in ihren Staaten eigne Postanstalten errichtet hatten, erkannten jedoch das Postwesen nicht als „ein hochbefreietes kaiserl. Regal, dem kein Hinderniß, Eintrag oder Nachtheil geschehen dürfe" (wie es in dem Leonhard von Taxis ertheilten Bestallungsbriefe Rudolfs II. genannt wurde), an. 1615 ward Lamoral v. Taxis, Leonhards Sohn, von dem Kaiser Matthias in den Freiherrnstand erhoben und ihm die Belehnung, für ihn und seine männlichen Nachkommen über die Posten im Reiche, als ein von neuem angesetztes Regal und männliches Reichslehn ertheilt. Diese Belehnung ward von Ferdinand II. auch auf Lamoral's Enkelinnen und weibliche Erben erstreckt, der sich dagegen verpflichtete: 1) als Reichsgeneralerbpostmeister nicht nur dem Kaiser, sondern auch Kurmainz gehörigen Respect zu beweisen; 2) nicht nur von Köln nach Frankfurt und Nürnberg, und sodann bis an die nächste Post in Böhmen eine neue ordentliche Post auf seine Kosten anzulegen, sondern auch die seit alten Zeiten gewöhnlichen ordinairen Posten gehörig zu bestellen und zu erhalten; 3) sowol kaiserl. Stafetten als andre Briefe des Kaisers, des Kurfürsten von Mainz, des Reichsvicekanzlers, der kaiserl. Geh.-Räthe, auch andrer hohen Beamten unentgeltlich zu besorgen; hingegen 4) den kaiserl. Hof- und niederöstreich. Postämtern keinen Eintrag zu thun. Nun ging eine ordentliche taxische Post wöchentlich vom kaiserl. Hofe, wie auch von Rom, Venedig, Mailand, Mantua ꝛc. nach Augsburg und von da durch das Würtembergische auf Rheinhausen, Kreuznach nach Brüssel, und wieder zurück. Die Reichsstände, in deren Städten, Flecken oder Dörfern Poststellen angelegt waren, waren von aller Brieftaxe frei, und auch die Kanzleipakete der Häuser Pfalz, Baiern, Würtemberg, Burgau und Baden wurden unentgeltlich besorgt. Dagegen mußten sie die Posthäuser und Postbedienten nicht nur von allen Beschwerden befreien, sondern auch wegen richtiger Bestellung ihrer Briefe und andrer Sachen einen gewissen Zuschuß geben. 1603—15

wurden noch Posten eingerichtet: 1) von Rheinhausen nach Frankfurt; 2) über die Bergstraße, von Netz in der Oberpfalz bis Nürnberg; 3) von Nürnberg nach Frankfurt; 4) von Frankfurt über Fulda, Erfurt, Naumburg nach Leipzig und 5) von Köln nach Hamburg. Noch war das Postregal nicht vom Reiche bewilligt und anerkannt. Nur Kurmainz mochte damit einverstanden sein. Nach der Reichsverfassung, wie sie 1597 und 1615 fest begründet war, stand es nicht in der Macht des Kaisers, die Zahl der Regalen zu vermehren, ein so wichtiges Recht, wie das Postwesen war, für ein hochbefreietes kaiserl. Regal zu erklären und darüber eine erbliche Belehnung zu ertheilen. Die Freiherrn, nachher Grafen und endlich Fürsten v. Taxis mußten dieserwegen auch mit jedem einzelnen Reichsstande über die Gestattung ihrer Posten sich in Unterhandlungen einlassen und unter Mitwirkung kaiserl. Empfehlungen durch Güte zu bewirken suchen, was sich als Schuldigkeit nicht fodern ließ. Mehrer Ursachen wegen breitete sich zwar die taxische Post immer weiter aus, aber wenn sie sich Rechte anmaßte, die ihr nicht förmlich zuerkannt waren, mußte sie sich Widersprüche gefallen lassen, und als 1637 einige Reichsstädte von ihr mit weniger Mäßigung behandelt wurden, nahm sich das kurfürstl. Collegium ihrer an und foderte förmlich die Territorialgerechtsame der Stände in Ansehung der Posten. Bald ward (namentlich während des dreißigjähr. Krieges) das östreich. Hofpostamt mit dem kaiserl. Reichspostamte in Streitigkeiten verwickelt, in welchen sich zwar die Reichsstände des letztern annahmen, aber immer nur insoweit, als dessen Ausübung in jedem ständischen Lande gutwillig zugestanden war. Das Haus Taxis suchte bei der Wahl Leopolds I. dem künftigen Kaiser das Postwesen in seinen Erblanden zu nehmen; aber das Kurfürstencollegium wies diesen Antrag ab, und das östreich. Landpostamt ward sogar in der Wahlcapitulation bestätigt. 1659 klagte Taxis beim Reichshofrathe gegen Brandenburg, Braunschweig und Hessen wegen Einrichtung ihrer Landposten, und bat um Abschaffung aller dergleichen Landposten. Diese Klagen wurden aber nicht beachtet. In der Wahlcapitulation Kaisers Joseph I. geschah der kaiserl. Postämter nur mit dem Zusatze Erwähnung: „wo dergleichen kaiserl. Postämter vorhanden und hergebracht sind". Die nähere Bestimmung dieses Gegenstandes ward in dieser und in allen folgenden Wahlcapitulationen auf einen Schluß des gesammten Reichs ausgestellt. Die Ausdehnung und Grenze der Rechte des taxischen Postwesens ist noch immer ein Gegenstand, dem das Siegel einer definitiven Bestimmung fehlt. Wenngleich durch den Reichsdeputationsschluß vom 25. Febr. 1803 das fürstl. Haus Thurn und Taxis in dem Besitz und Genusse seines Postenrechtes erhalten ward, so heißt es dennoch im 17. Art. der deutschen Bundesacte: „Daß dieses fürstl. Haus in dem durch den oberwähnten Reichsdeputationsschluß, oder in spätern Verträgen bestätigten Besitz und Genuß der Posten in den verschiedenen Bundesstaaten so lange, als nicht etwa durch freie Übereinkunft anderweitige Verträge abgeschlossen werden sollten, bleibt". Befindet sich nun gleich das taxische Recht durch diese Verfügung noch immer in einer schwankenden Lage, so sichert doch der eben angeführte Art. der Bundesakte diesem Hause in jedem Falle, in Folge des Art. 13 des Reichsdeputationshauptschlusses, seine auf Belassung der Posten oder auf eine angemessene Entschädigung gegründeten Rechte und Ansprüche zu. Dieses soll, (so heißt es am Schlusse dieses Art.) auch da stattfinden, wo die Aufhebung der Posten seit 1803 gegen den Inhalt des Reichsdeputationshauptschlusses bereits geschehen wäre, insofern diese Entschädigung durch Verträge nicht schon definitiv festgesetzt ist. Der 17. Art. der Bundesakte bestätigte diesen statum quo und resp. Entschädigung nochmals, gab aber dem Fürsten nicht das Recht, die Posttaxe selbst zu bestimmen. Vgl. hierüber den 3. Abschnitt des 1. Heftes der Pütter'schen „Erörterungen und Beispiele des deutschen Staats- und Fürstenrechts" (Göttingen 1790); Pestel's „Gedanken von der Rechtmäßigkeit der reichsständischen Landpo-

sten und der Unerweislichkeit eines dieses ausschließenden fürstl. taxischen Reichspostmonopoliums" (Rinteln 1759, 4.); Posselt's Abhandlung: „Über das Postwesen, besonders in Deutschland, dessen Geschichte, Rechte und Mängel", s. dessen „Wissenschaftliches Magazin" (Kehl 1785, 1. Bds. 3. Stück, und in s. „Kleinen Schriften", Nr. XIII); und Hausen's „Staatsmaterialien und histor.-polit. Aufklärungen" (Dessau 1784 u. 1785). Über das Rechtliche s. Klüber, „Das Postwesen in Deutschland, wie es war, ist und sein könnte" (Erlangen 1811), und: „Patriotische Wünsche über das Postwesen" (1814). Ein Gegenstand allgemeiner Klagen sind seit 1816 die besonders durch die Vertheilung der verschiedenen Territorien so sehr erhöheten Posttaxen. Selbst die taxischen Posten sind weit theurer als vormals. In Baiern ist der Fürst von Thurn und Taxis titulair Erbpostmeister, übrigens für seine Ansprüche entschädigt worden. Von Preußen erhielt der Fürst eine Besitzung in Posen zur Abfindung. Er mag wol von solchem Postthronlehn ½ Mill. Gulden jährl. beziehen; auch vergeben wenig souveraine deutsche Fürsten so viele große und kleine Beamtenstellen als diese am besten dotirte standesherrliche, vormals auch souveraine Dynastie. — Bei Beurtheilung des publicistischen Streits, ob die Posten als kaiserl. Reservate oder als landesherrl. Hoheitsrechte anzusehen seien, darf man nicht vergessen, daß die taxischen Postanstalten im Allgemeinen früher als die landesherrlichen existirten, und daß sie nach der Ernennung des Leonhard von Taxis als Reichsgeneraloberpostmeister im J. 1615, dem taxischen Hause, ohne allen Widerspruch der Reichsstände, als ein männliches Reichslehen verliehen wurden. Indessen läßt sich auch nicht leugnen, daß einige Kaiser selbst das Signal zu Territorialposten gaben, und daß da, wo von jeher, wie im ehemaligen Kurfürstenthum Salzburg, oder wo früher, wie z. B. im Kurfürstenthum Sachsen, Landesposten bestanden hatten, diesen billigerweise die Fortdauer, wenigstens neben den taxischen als kaiserl. Reichsposten, nicht versagt werden konnte. Nur die Überzeugung von den wohlerworbenen Ansprüchen und der erprobten Auszeichnung des dem fürstlichen Hause Thurn und Taxis verliehenen Reichspostinstituts, bewirkte dessen vollständige Garantie in dem Reichsdeputationshauptschlusse vom 25. Febr. 1803, mit dem Zusatze, daß es zur Sicherung dem besondern Schutze des Kaisers und des kurfürstl. Collegiums übergeben sein solle. Hieraus wird erklärbar, warum man in der deutschen Bundesakte dem fürstl. taxischen Hause den Besitz und Genuß der Posten, oder eine resp. Entschädigung durch freie Übereinkunft sicherte. Doch ist das Verhältniß eines mediatisirten Hauses, welches, vor allen andern, Anspruch auf fortdauernde Selbständigkeit gehabt hätte, der Souverainetät gegenüber, immer in einer precairen Lage geblieben. Daher hatte man schon früher taxischer Seits hier und da dem Drange der Umstände mit mancher Aufopferung nachgegeben, um nach dem Vernichtungsurtheil der Reichspost in der rheinischen Bundesacte, aus dem Schiffbruch zu retten, was die Möglichkeit erlaubte. — In den deutschen Bundesstaaten bestehen jetzt Postanstalten verschiedener Art. Östreich, Preußen, Baiern, Hanover, das Königreich Sachsen, Baden, Braunschweig, Mecklenburg-Schwerin, Holstein-Oldenburg, Holstein-Lauenburg u. Luxemburg haben ausschließlich eigne Landespostanstalten. Als Erbmannthronlehen sind dem fürstl. thurn- und taxischen Hause, gegen einen jährl. Lehnskanon, die Posten in Würtemberg, in Hessen, Nassau, in den Staaten der sächs. ernest. Linie, in beiden Schwarzburg, Hohenzollern, Waldeck, Lippe-Detmold und den fürstl. reußischen Landen, ausschließlich übertragen. In der freien Stadt Frankfurt sind gleichfalls ausschließlich fürstlich thurn- und taxische Posten, deren Verhältniß durch einen eignen Staatsvertrag regulirt ist, welcher sich in der frankfurter Gesetzsammlung abgedruckt findet. Neben einander bestehen taxische und andre Landes- oder concessionirte Postanstalten in den 3 freien Hansestädten. In einigen deutschen Staaten von weniger bedeutendem Umfang ist die

fürstl. taxische Postverwaltung auf Staatsverträge ohne Lehensverband gebaut, welchen ebenfalls die bundesverfassungsmäßigen Bestimmungen zum Grunde liegen. Die gesammte taxische Postenverwaltung steht unter der thurn- und taxischen Generalpostdirection zu Frankfurt a. M. Preußische Posten haben die anhaltischen Lande und Mecklenburg-Strelitz. Die sächs. Post besteht in dem nördl. Theil des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen. Gar keine Posten sind in dem Fürstenthum Liechtenstein. Die fürstlich thurn- und taxischen Posten haben daher zu ihrem Wirkungskreis einen Bezirk von 1180 □M. mit 3,753,450 Bevölkerung. Die stärkste Landespost hat ein Areal von 3715 □M. mit 9,482,970 Bevölkerung, und die geringste mit 72 □M. und 210,000 Einw. Zusammen bestehen besondere Landesposten in einem Umfang von 10,546 □M. mit 26,076,830 Bevölkerung. — Vgl. Heidemann's „Handbuch der Postgeographie von Deutschland". Der 1. Th. (Sondershausen 1822) enthält diejenigen Länder, in welchen taxische Posten sich befinden.

Soll eine Postanstalt ganz ihrem Zweck und der Foderung des Publicums entsprechen, so muß sie wohlfeil, sicher, schnell und pünktlich sein. Die erste Eigenschaft wird bei einem einfachen Postmechanismus, besonders in Hinsicht der Combinirung der Postinfluenzrouten, erzielt durch eine in ihren Grundlagen auf das Minimum der Distanz, des Gewichts und des Transportlohns, mit Rücksicht auf die wahrscheinlich jährl. Briefmasse berechnete Posttaxe. Diese sollte auch bei allen Poststaatsanstalten für eigne Rechnung auf den Grundsatz der Privatunternehmer gebaut sein, daß das Publicum mehr schreibt und bestellt, auch wenigere Auswege sucht, je billiger die Postansätze sind. Daher hatte der Tarif der taxischen Reichspost Jahrh. lang den Vorzug der Wohlfeilheit. Daß sie ihn auch jetzt noch behauptet, ist bloß ihrer Ökonomie, dem Umstande, daß sie Alles mit einer einzigen Generaldirection bestreitet, und besonders dem bei ihr durch die Erfahrung von Jahrh. angenommenen Grundsatz zu danken, daß die Größe des reinen Postertrags nicht von der Größe der Posttaxe abhänge. Wenn sie, mit Einwilligung der Landessouveraine, jetzt theurer als ehemals ist, so war dies nur eine Folge der aus mehren Gründen allgemein erhöheten Posttaxen, des an die vielen Staaten zu bezahlenden Kanons, sowie vorzüglich der Vervielfältigung der Postanstalten, die manchmal auf Staatsrechnung mehr aufzehren, als nach der kameralistischen Diätetik gedeihlich ist. So kostete z. B. zur Zeit der Reichspost, obwol ihr Taxsystem weniger systematisch als jetzt ausgebildet, aber auch weniger gewaltsam durchgreifend war, ein einfacher Brief von Hamburg nach Nürnberg (70 Meilen) 12 Kreuzer. Jetzt kostet er beinahe das Dreifache, und doch gehört die bairische Post verhältnißmäßig unter die wohlfeilsten Territorialposten. Zwar ist in jüngerer Zeit Vieles zur Erleichterung des Publicums geschehen. Man hat die Taxen nach der directen Entfernung und dem Gewichte (nicht wie vormals nach vermeintlichen Einschlüssen) regulirt. Man hat Gleichheit derselben zwischen einem und demselben Orte herzustellen gesucht, den Francaturzwang und die Brief- oder Bestellkreuzer aufgehoben, sowie die Briefportofreiheit beschränkt. — Sicherheit, die zweite Haupteigenschaft guter Postanstalten, beruht in der richtigen Bestellung der Briefe und Pakete, sowie der Heiligkeit ihrer Siegel. Um deren Versendern die Mittel zu ihrer Entdeckung zu erleichtern oder diese für wirklichen Verlust zu entschädigen, dient die Briefchartirung und das, obwol jetzt durch Beschränkung auf die einzelnen Postareale unwirksamer gewordene, Recommandiren derselben. Erstere ist eine schon vor dem dreißigjähr. Kriege hier und da üblich gewesene namentliche Eintragung aller Briefe, sowol in die Charten als in die Manuale. Sie ist vollständig nur bei den preuß. und sächs. Posten eingeführt. Auf allen übrigen Postanstalten werden, der Zeitversäumniß und der dadurch sich erhöhenden Kosten wegen, die Briefe lediglich nach ihrer Stückzahl in die Charten und Manuale ein-

gebracht, so daß ungefähr Mitte 5 Uhr dasselbe durch Brüderle Buchfink
und Bruder Hermann Buchfink in Empfang genommen wurde. Nachdem
Bruder Buchfink sowie auch die Ehefrau Buchfink sich für die Aufnahme
dieses Kindes bereit erklärt hatten, wurde dasselbe mit Genehmigung der
Eltern Buchfink, welche sich ebenfalls bereit erklärten, das Kind zu
besuchen, und in jeder Hinsicht für dasselbe zu sorgen, in Pflege gegeben.
Es sind gegenwärtig Mitglieder sowie Freunde der Kirche Christi zugegen
gewesen, welche sich ebenfalls bereit erklärten, das Kind zu besuchen und
für dasselbe zu sorgen.

Bruder Buchfink sprach sodann über die Wichtigkeit der Taufe für
kleine Kinder, und wie dieselbe in der Kirche Christi vollzogen werde.
Darauf wurde Bruder Buchfink ersucht, dieses Kind zu taufen. Bruder
Buchfink ging sodann mit dem Kinde in das Wasser und vollzog die Taufe
durch Untertauchung, indem er sprach: Ich taufe dich, Elisabeth Buchfink,
ich taufe dich zu Gott, zu Christus und zu dem Heiligen Geiste,
Amen. Bruder Buchfink bestätigte sodann das Kind, indem er sprach:
Elisabeth Buchfink, empfange den Heiligen Geist, und bekenne
dich zu Christus, indem du seine Gebote hältst. Amen. Bruder Buchfink
sprach sodann über die Wichtigkeit der Bestätigung, und daß dieselbe
ebenfalls in der Kirche Christi vollzogen werde. Darauf wurde Bruder
Buchfink ersucht, dieses Kind zu bestätigen. Bruder Buchfink legte
seine Hände auf das Haupt des Kindes, und bestätigte dasselbe, indem er
sprach: Elisabeth Buchfink, empfange den Heiligen Geist, und bekenne
dich zu Christus, indem du seine Gebote hältst. Amen. Bruder Buchfink
sprach sodann über die Wichtigkeit der Taufe und Bestätigung, und
segnete die Anwesenden, worauf Bruder Buchfink die Versammlung
schloß.

Bruder Buchfink ist Mitglied der Kirche Christi, und ist ein treuer
Heiliger der letzten Tage. Er ist ein Bruder des Bruders Hermann
Buchfink, welcher ebenfalls Mitglied der Kirche Christi ist, und ein treuer
Heiliger der letzten Tage ist. Bruder Hermann Buchfink ist ein Bruder
des Bruders Brüderle, welcher ebenfalls Mitglied der Kirche Christi ist,
und ein treuer Heiliger der letzten Tage ist. Bruder Brüderle ist ein
Bruder des Bruders Buchfink, welcher ebenfalls Mitglied der Kirche
Christi ist, und ein treuer Heiliger der letzten Tage ist. Bruder Buchfink
ist ein Bruder des Bruders Brüderle, welcher ebenfalls Mitglied der Kirche
Christi ist, und ein treuer Heiliger der letzten Tage ist. Bruder Brüderle
ist ein

Würtemberg, seit Wiederübertragung der Posten an das Fürstenhaus Taxis, gewonnen. Auf den Routen nach Basel, Strasburg und Heidelberg hat Taxis mit Baden Eilwagencourse nach Heilbronn und Stuttgart, Ulm und Tübingen angelegt; auch wurden Eilwagen zwischen Frankfurt und Kassel, sowie zwischen Frankfurt und Leipzig errichtet. Schon die Generaldirection der ehemaligen Reichsposten hatte Eilposten einzurichten angefangen; allein die politischen Veränderungen 1806 lösten auch diese Anstalt auf. Die Eilposten, wie sie jetzt bestehen, wurden zuerst in Preußen, wo Herr v. Nagler die ganze Postverwaltung musterhaft eingerichtet hat, eingeführt, und damit 1821 der Anfang gemacht. Diese Beispiele haben auf andre Postanstalten, wie z. B. die badischen und königl. sächs., eingewirkt. Im Königreiche Sachsen gehen die Posten jetzt viel schneller als in der Vorzeit. In Städten, wo es sonst keine Post gab, sind solche errichtet worden. Die Eilposten zwischen Leipzig, Dresden und Berlin treffen gewöhnlich noch schneller ein, als man Anfangs berechnet hatte, was vorzüglich dem königl. Oberpostamtsdirector Hüttner in Leipzig zuzuschreiben ist. — Je einfacher die Manipulationsart bei den Postgeschäften ist, desto mehr kann sich eine Postanstalt durch die vierte Haupteigenschaft, die Pünktlichkeit, auszeichnen. Auch ein complicirtes Postwesen wie in den kaiserl. östreich. Staaten, wo hier und da, wie z. B. in Böhmen, neben den Ärarial-, noch Patrimonial- und Localposten bestehen, kann pünktlich sein, aber mit größern Schwierigkeiten, wenn irgend eine Störung eintritt. Das deutsche Postwesen ist übrigens an und für sich bei weitem noch nicht so einfach als das französische. — Sehr vortheilhaft ist bei Postanstalten die Gefälligkeit ihrer Beamten gegen das Publicum. So wird jetzt besonders in den Handelsstädten, z. B. von dem taxischen Oberpostamte in Frankfurt a. M., auch ein Geldvorschuß auf Briefe und Waarenpakete geleistet und als Auslage von dem Empfänger erhoben. Das neue preuß. Taxreglement überläßt es dagegen den Postbeamten auf eigne Gefahr, bestimmt jedoch an Postgeld Dasjenige, was zu erheben gewesen sein würde, wenn der Betrag des Vorschusses baar mit der Post versandt worden wäre, und außerdem auch den Postbeamten eine gute Procura an Silbergroschen. — Die fahrenden Posten sind beinahe in ganz Deutschland als Zubehörden der Briefpostanstalten behandelt und nicht, wie in andern Staaten, an Privatgewerbsleute verpachtet. Das Bedürfniß der Eigenschaften guter fahrender Posten ist in Hinsicht der Paketsendungen im Wesentlichen das gleiche wie bei Briefposten, daher jene auch auf den nämlichen Grundlagen errichtet sind wie diese. Nur hatte man in Deutschland den, in Frankreich und England längst berücksichtigten, großen Unterschied zwischen einem zweckmäßigen Transport der Reisenden und der Pakete vernachlässigt. Seitdem ein großer Theil des linken Rheinufers, besonders derjenige, wo die stärkste Passage ist, an Preußen fiel, und dieses durch Übereinkunft mit dem fürstl. Hause Taxis dort alle Posten übernahm, wurden an der Stelle der franz. Couriere deutsche Eilwagen errichtet, welche gleich den Extraposten, obwol noch rascher, mit Wechsel der stets an den Poststationen bereit stehenden Pferde, die Stunden der Abfahrt und Ankunft genau einhalten. Es ist überall die kurze Zeit des Aufenthaltes, sowie die Schwere des Gepäckes der Reisenden, vorgeschrieben. Man wird nicht mehr, wie bei den bisherigen sogenannten Postwagen, wo die Reisenden nur der Päcke wegen transportirt wurden, mit Trinkgeldern an die Postillons, mit blinden Passagieren, Betteljuden und Hunden, sowie den willkürlichen Verfügungen der Conducteurs behelligt. Unstreitig hat hierbei das Publicum, besonders der Kaufmannsstand, sehr gewonnen. In Östreich besteht seit 1824 eine von dem Hofpostsecretair v. Ottenfeld trefflich eingerichtete Eilwagenfahrt von Wien nach Brünn, Prag, Presburg, Ofen, Grätz, Triest, und von Prag nach Karlsbad. Jeder Reisende mit derselben hat 50 Pfd. Gepäck frei, und für eine äußerst billige Preisbestimmung ist Frühstück, Mittag-

und Abendessen vorausbestellt. Seitdem hat man Eilposten von Triest über Udine nach Venedig, von Wien über Klagenfurt und Udine gegen das römische Gebiet und nach Mailand, auch dahin über Salzburg, Inspruck und Verona, von Prag nach Reichenberg und sodann in der Richtung nach Teplitz und Dresden angelegt. Auch der Transport der Pakete hat bei der Auflösung der Postwagen in Eil- und Packwagen gewonnen. Nur auf denjenigen Routen sind (jedoch unter Festhaltung des Grundsatzes der Schnelligkeit) beide Anstalten noch in einer vereint, wo Reisende und Pakete nicht zahlreich genug sind, um auf eine zweifache Art spedirt zu werden. — Die fahrenden und die Briefposten berechnen sich gegenseitig, nur müssen alle Briefe nach Östreich, England, Spanien und in die östreich.-italien. Staaten frankirt, d. h. bei der Aufgabe bis zur Grenze bezahlt werden.

Die Postgeschäftsverwaltung hat, ungeachtet der Mannigfaltigkeit deutscher Postanstalten, in ihren Grundzügen viel Ähnliches. Die Gesetzgebung ist in Postordnungen enthalten, unter welchen sich in neuester Zeit die des Großherzogthums Weimar von 1819, deren Entwurf dem Vernehmen nach von der fürstl. taxischen Generalpostdirection in Frankfurt herrührt, sowie die königl. sächs. von 1822 und 1823, durch Sprache, Gehalt und Geist, selbst der Manipulationsvorschriften, am meisten auszeichnen. An der Spitze der verschiedenen Postanstalten Deutschlands steht in der Regel eine Generaldirection oder ein Generalpostamt mit collegialischer Anordnung und Berathung. Die fürstl. taxische Generaldirection (seit 1811 zu Frankfurt) führt die obere Geschäftsleitung der 20 taxischen Thronlehenposten. In den einzelnen Staaten führt die Oberaufsicht über das Postwesen (mit Ausnahme des Herzogthums Nassau, wo ein herzogl. Postcommissair bestellt ist) eine Ministerialsection, die u. d. N. Oberpostinspection als das landesherrliche Organ in Postsachen wirkt. In Würtemberg ist die Generalpostdirection als Landescentralstelle unmittelbar dem Ministerium des Innern untergeordnet, und diese Einrichtung scheint in mehrfacher Beziehung am angemessensten zu sein. Die unmittelbare Geschäftsverwaltung ist in den deutschen Staaten Hofpostämtern, Oberpostämtern, Postämtern und Posthaltereien anvertraut. Oberpostamtliche Bezirke, in welchen die Oberpostämter die Aufsicht über die Postämter führen, bestehen nur bei den fürstl. taxischen Lehnsposten und in dem Königreiche Preußen, das im Ganzen ein Hofpostamt, 10 Oberpostämter und 250 Postämter hat. Eine einzige Ausnahme von der höchst nothwendigen und allgemeinen Centralisirung des Postwesens findet man in den kaiserl. östreich. Staaten, wo die Posten auf Staatsrechnung in den verschiedenen Provinzen getrennt verwaltet werden. — Postinspectoren, nach Verhältniß des Postareals (so z. B. 8 in Preußen), visitiren die Postbehörden. Den Centralbehörden ist gewöhnlich ein eignes Bureau für die Comptabilität untergeordnet. Die einzelnen Postbeamten, welche durchaus treue, fleißige und pünktliche Männer sein müssen, erscheinen nach verschiedenen Gradationen als Geheime- und Posträthe, Postfiscale, Ober- und Postmeister, Ober- und Postamtsverwalter, Secretaire, Offiziale ꝛc. — Was die Einkünfte der 31 deutschen Territorialpostanstalten betrifft, so kann man einzig nur die der constitutionellen Staaten aus ihren öffentlich vorgelegten Budgets mit Zuverlässigkeit bestimmen. Die preußischen Postanstalten betragen über ½ Mill. Thlr. und werden etatsmäßig in jedem Jahr zum Baue der Kunststraßen, die guten Postanstalten unentbehrlich sind, verwendet. — Ein officielles Posthandbuch kennen wir nur von 1807 und 1812 für das Königreich Baiern. Über den Ertrag der östreich. Posten s. André's „Zahlenstatistik" und überhaupt Crusius's „Postlexikon", was in seiner Art, und auch über Östreich einzig ist; dazu gehört noch dessen „Postatlas von Östreich". Auch das „Post- und Reisehandb. für Deutschland, Frankreich, Italien, die Schweiz ꝛc." (Nürnb. 1827, 4. A.) ist zu empfehlen.

Über den Ursprung des französischen Postwesens ist im Anfange d. A.

Einiges angeführt worden. Unter der Regierung Ludwigs XIII. (1610 — 30) erhielt die franz. Post durch die Anstellung von Generalpostcontroleurs eine regelmäßigere Form. Sie sowol als die 1630 ernannten Postmeister bezogen die Postrevenuen, bis endlich der Minister Louvois unter Ludwigs XIV. Regierung, 1676, die Posten an einen gewissen Patin verpachtete und ihm die Regulirung der Brieftaxen selbst überließ. 1688, wo die Posten zum dritten Male verpachtet wurden, betrug das Pachtgeld schon 1,400,000 Fr., und 1695, wo sie in der möglichsten Ausdehnung versteigert wurden, über 2 Mill. Fr. Bis 1733 stiegen diese Pachtgelder über 3 Mill., besonders auch aus dem Grunde, weil die Regentschaft 1719 die fliegenden akademischen Boten aufgehoben, dagegen der Universität zu Paris jährl. 300,000 Fr. auf die Postintraden angewiesen hatte, die ihr auch bis zum Eintritt der Revolution bezahlt wurden. 1738 nahm man die Briefpost unter königl. Regie, um ihren wahren Ertrag kennen zu lernen. Dies hatte eine Vermehrung des Pachtes zur Folge, der 1786 bei der 23. Verpachtung schon auf 10,800,000 Fr. gestiegen war. Als mit Erlöschung des letzten Pachtes im Dec. 1791 die Posten dem Könige anheimfielen, betrugen die reinen Eink. über 11 Mill. Fr. Von 1814 — 22 war die Einnahme der Briefpost (denn nur diese wird auf Rechnung des Staates verwaltet) im Durchschnitt jährl. 21,890,000 Fr.; jetzt beträgt sie 26,560,000 Fr., welche als Porto von 60 Mill. Briefen herrühren. Fügt man dazu Briefe und Pakete, welche Portofreiheit genießen, so würden 110 Mill. herauskommen, ohne 25,000 Blätter von pariser Zeitschriften zu rechnen, die täglich in die Departemente versandt, und 25,000 andre welche in den Departementen herauskommen und gelesen werden. Die Posteinnahme von Paris ist jährl. 4,310,000 Fr. Täglich gehen von Paris 40,000 Briefe, wovon 28—30,000 Porto zahlen, und 10—12,000 postfreie, ins Innere und ins Ausland, und täglich kommen 30,000 Briefe an, wovon 18,000 Porto bezahlen. Ein- und ausgehen also jährl. in Paris 25,500,000 Briefe. — An der Spitze der Verwaltung des franz. Postwesens standen von Ludwig XV. bis zur Revolution fast immer Generalintendanten, die meistens, sowie in Spanien und Italien, aus dem hohen Adel gewählt wurden, weil sie sich immer in der Nähe der Könige befinden mußten. Für die Aufsicht über die Briefpost und die Posthalter war, unter dem Präsidium derselben, ein eigner, aus 3 Generalinspectoren zusammengesetzter Rath angeordnet. Seit 1819 sind die Brief- und Extraposten (postes relais), welche letztere den Postmeistern für eigne Rechnung überlassen sind, unter einer und der nämlichen Verwaltung vereinigt. Ein Generaldirector ist Chef des ganzen Postwesens, sowie bei allen französ. unter dem Finanzministerium stehenden höhern Behörden, unter welche man freilich die Postdirectionen, ihrem Zwecke nach, nicht zählen sollte, da sie als eines der wichtigsten aller Geschäftsbeförderungsmittel, auch ohne einen Kreuzer einzutragen, doch existiren müßten. In jedem Depart. ist ein Postinspector; jedes Postamt hat einen Director, einen Controleur, und die Zahl der Commis nach Bedürfniß. Die Posthalter stehen zwar in Hinsicht der Extraposten auch unter dem Generaldirector, haben aber einen besondern Verwaltungsrath, aus 3 Generalinspectoren bestehend. Die Postgeschäftsverwaltung ist sehr einfach und das Rechnungswesen nachahmungswürdig. Am meisten wurde der Geschäftsgang befördert durch die 1808 erlassene und noch gültige „Instruction générale sur le service des postes". — Bis zur Revolution, welche alle Vorrechte aufhob, genossen die Posthalter große Privilegien in Hinsicht des Grundeigenthums, der Einquartirungen, der Militairpflicht ihrer Söhne u. s. w. Sie standen unter dem Ministerium des königl. Hauses, hatten ihre Anstellungsdecrete vom Könige unterzeichnet und genossen nicht geringe Besoldungen. Daher besorgten sie die Brieffelleisen anfangs um den Spottpreis von 3, nachher von 10 Sous für 1 Pfund auf jede Station. Die Nationalversammlung gab ihnen für die verlorenen Privilegien, um-

ter dem Besoldungstitel eine geringe Entschädigung von 2 — 400 Fr. Seit d. Oct. 1823 erhalten aber die Posthalter 30 Sous von dem Postpferde zum Transporte der Brieffelleisen und Staatsestaffetten, sodann für die Couriere 25 Sous; denn alle Briefpostfelleisen werden in Frankreich durch verantwortliche Couriere begleitet (Service des malles), die auch Gelder und einige Personen mitnehmen, deren jede für den Platz 2 Fr. von der Station bezahlt und ein Gepäck von 15 Pf. haben darf. Die Generaldirection der Posten schließt mit den Posthaltern, wegen des Transports der Briefposten und Staatsestaffetten, Verträge ab, ist aber nicht an sie gebunden, indem sie nur auf die Extraposten einen absoluten Anspruch haben. — Die Couriere sind zweifacher Art, große und kleine. Erstere nehmen auf den Hauptrouten ihre Richtung, über Lyon nach Italien, über Bordeaux nach Spanien und Portugal, über Strasburg nach Deutschland u. s. w. Letztere haben nur die Routen im Innern und sind von Privatunternehmern abhängig. Die Couriere der großen Post hatten stets bedeckte Wagen mit 3 Pferden, die kleinen mußten sich aber immer mit Postkarren nach deutschem Zuschnitte begnügen. Seit der Rückkehr Ludwigs XVIII. nach Frankreich sind die Wagen der Couriere auf den großen Routen viel eleganter und bequemer geworden. Er verglich auf seiner Reise ihre bisherige geschmacklose Bauart mit der englischen und genehmigte ein Modell, das die letztern an Geschmack und Bequemlichkeit mit einer Einrichtung von 4 Plätzen übertraf. Hierüber entstanden zwar Beschwerden der Besitzer der Eilwagen gegen die Posthalter, welche selbst vor die Deputirtenkammer gebracht, allein zuletzt durch einen im Sept. 1822 geschlossenen Vergleich beseitigt wurden. — Seit 1791 sind die Briefpostanstalten in Frankreich viel regelmäßiger und schneller geworden. Der Briefposttarif hat im Laufe der Zeit auch wichtige Veränderungen erlitten. Unter Ludwig XIV. konnten ihn die ehemaligen Pächter der Posten nach Belieben bestimmen. Sobald aber das Postwesen auf königl. Rechnung übernommen ward, hörte von selbst ein Monopol auf, dessen Mißbrauch aus den ältesten Tarifen, die man kennt, nämlich denen des J. 1701 u. 1703, zur Genüge hervorgeht. Die Grundlage des gegenwärtigen Tarifs ist das Gesetz von 1806. Es hatte im Verhältnisse zum Tarife 1759 eine beträchtliche Vermehrung der einzelnen Taxansätze, und zwar um $\frac{1}{3}$ für den einfachen Brief, zur Folge, die ihre Rechtfertigung nur in dem mehr als dreifach gesteigerten Ausgabenbedürfniß finden konnte. Inzwischen ist selbst jetzt noch die franz. Taxe eines einfachen Briefes billiger als in irgend einem einzigen großen Staate; denn das Maximum derselben beträgt durch das ganze Königreich 1 Fr. oder $27\frac{1}{2}$ Kreuzer, während in Deutschland ein solches einfaches Briefporto in gleicher Entfernung wenigstens 1 Fl. 30 Kreuzer betragen würde. So kostet z. B. ein einfacher Brief von Strasburg nach Dijon, wenn er auch aus 4 Quartblättern Postpapier besteht, nicht mehr als 50 Centimes oder 14 Kreuzer. Nicht so billig zeigt sich der franz. Brieftarif in der Gewichtsprogression; denn darin ist er der theuerste unter allen, ja theurer als verhältnißmäßig der engl., und recommandirte Briefe müssen sogar doppelt bezahlt werden. Dagegen gibt Frankreich ein rühmliches Beispiel durch Erleichterung der Versendung gedruckter Sachen, die ausschließlich der Briefpost vorbehalten sind. Für gedruckte Zeitungen unter Kreuzband (sous bande) zahlt man nämlich von dem Bogen in dem Inland nur 4, nach dem Auslande 8 Centimes (2 Kr.). Für andre gedruckte Sachen unter Kreuzband ist das inländische Porto überhaupt auf 5, für das Ausland auf 10 Centimes ($2\frac{3}{4}$ Kr.) gesetzt. Alle müssen bei der Aufgabe frankirt werden. Waarenmuster zahlen $\frac{1}{3}$ des Portos. Als Gegensatz hiervon dient der neue preuß. Posttarif von 1824, welcher alle gedruckte Sachen auf die fahrende Post verweiset, und vom dreifachen Briefporto bis zum siebenfachen für Aufgaben von 2 Loth bis 2 Pfund steigt. — Die vollständige Briefinchartirung ist in Frankreich nicht eingeführt. Von Geldsendungen ist schon seit 1703 das Porto auf 5 Proc.

gesetzt, ohne Rücksicht der Distanzen. — Seit 1759 besteht auch eine kleine Briefpost im Innern der Stadt Paris unter königl. Regie, zum großen Vortheil des pariser Publicums. Von 8 in der Stadt vertheilten Generalbureaus aus werden die Briefe, sowol der großen als der kleinen Post, in den 6 Wintermonaten täglich 5 Mal und in den 6 Sommermonaten täglich 6 Mal durch die Briefträger besorgt. — Was die Heiligkeit des Geheimnisses der Briefe in Frankreich betrifft, so weiß man, daß zwar jeder Postbeamte dessen Beobachtung gerichtlich beschwören muß, daß es aber durch die geheime Polizei so oft verletzt wird, als sie es in ihren geheimen Zimmern auf den Postbureaus nöthig erachtet. 1825 wurden die Briefe einiger von Paris besonders nach London expedirten Handelscouriere erbrochen, auf die erhobene Beschwerde soll aber erwidert worden sein, daß das Recht, Couriere abzuschicken, eine bloße Vergünstigung sei, wofür man sich der Kenntnißnahme von den Nachrichten unterwerfen müsse. Zur Zeit der franz. Republik und der Consularregierung wurde das Briefgeheimniß weit mehr beachtet. Nach dem Sturze des Ministeriums Villèle im Jan. 1828 hob die Regierung das mit Entsiegelung der Briefe beauftragte geheime Postbureau auf und erklärte das Briefgeheimniß für unverletzlich. Sowie die Briefposten in Frankreich stets unter königl. Regie waren, so waren dagegen die fahrenden Posten, Diligencen oder Eilwagen (**messageries, diligences**) stets Privatanstalten unter öffentlicher Autorisation, gegen bestimmte Abgaben an den Staat. Hierin liegt der aus der Concurrenz von selbst hervorgehende Grund ihrer Vorzüge, sowol in Frankreich als in England. Die wichtigste Unternehmung dieser Art ist zu Paris die **Entreprise générale des messageries**. Außer den Diligencen gibt es noch **patasches**, eine Art fahrender Boten, die Reisende aufnehmen und kurze Tagereisen ohne Pferdewechsel machen, aber auch Patente haben und ihre Abgaben dafür bezahlen müssen. 1766 gingen täglich von Paris 27 Landkutschen mit ungefähr 270 Reisenden in die verschiedenen Provinzen ab, jetzt 300 Kutschen, welche mehr als 3000 Reisende aufnehmen können. Kurz vor 1792 trug die letzte Verpachtung der öffentlichen Kutschen 600,000 Fr. ein; jetzt betragen die Taxen für dieselben beinahe 4 Mill. Fr. In der Mitte des vor. Jahrh. zahlte man 50 Fr. für den Platz in einer Landkutsche von Paris nach Lyon, und kam den 10. Tag an; jetzt macht man den Weg in nicht mehr als 3 Tagen und zahlt 72 Fr. — Die Extraposten (**postes relais**) in Frankreich zeichnen sich besonders durch Schnelligkeit aus. Der Grund des raschen Fortkommens liegt aber nicht im Schnellerfahren, wozu auch die, den deutschen meist nachstehenden Pferde nicht geeignet sind, sondern vielmehr in der Thätigkeit der Postmeister, Postillons und Wagenmeister. Der Postillon denkt weder an Schlaf noch Einkehren. Beim Erblicken der Station gibt er mit der Peitsche Zeichen, wodurch dort Alles sich vorzubereiten veranlaßt wird, daher man in wenig Minuten weiterfährt. In Frankreich wird auch die Postordnung für Extraposten officiel jährl. neu gedruckt, nebst allen Reiserouten und Dem, was bei jeder Station zu bezahlen und zu beobachten ist, auch mit der Postcharte und allen neuen Veränderungen.

Des englischen Postwesens wird zuerst in den zur Zeit Eduards III. erschienenen Verordnungen gedacht; doch ist die Annahme, daß damals die Post als ein öffentliches Institut bestanden habe, nicht begründet. Eduard IV. legte Posthäuser von 20 zu 20 Meilen an; und im Norden wurde eine Militairpost eingerichtet, um während des schottischen Krieges eine möglichst schnelle Communication mit der Armee zu unterhalten. Dieses Institut war zwar durch den regierenden König autorisirt; man verdankte es aber wahrscheinlich dem klugen Bruder des Königs Richard, der die Armee befehligte. Zu welcher Zeit das Publicum diese Gelegenheit benutzen konnte, und unter welchen Bedingungen diese Benutzung stattfand, darüber fehlt es an genauen Daten. Daß diese Posten jedoch lange Zeit sehr beschränkt und nur theilweise benutzt wurden, kann man daraus schließen, daß

noch kurz vor der Regierung Karls I. Particuliers, Kaufleute und Professionisten im ganzen Königreiche sich weniger sicherer Gelegenheiten bedienten, oder mit schweren Kosten expresse Boten zu ihrer Correspondenz unterhalten mußten, während die Universitäten und die bedeutenden Städte ihre eignen Posten hatten, sodaß derselbe reitende oder gehende Bote eine lange Reise vollbrachte und mit andern Briefen zurückkehrte. Auf diese Weise wurde in Schottland noch zu einer viel spätern Zeit der Postdienst versehen. — 1543 existirte eine Post, durch welche Briefe von London nach Edinburg binnen 4 Tagen gelangten; allein diese für jenes Zeitalter außerordentlich schnelle Beförderung der Briefe fand nur kurze Zeit statt. Nach Camden bekleidete der, in den schottischen Angelegenheiten von Elisabeth häufig gebrauchte Thomas Randolph 1581 die Stelle eines Oberpostmeisters von England. Jakob I. gründete unter der Leitung von Makthew de Queste eine Expedition, von welcher Briefe, die nach dem Auslande bestimmt waren, befördert wurden. Bisher hatten sich nur Privatunternehmer damit befaßt. Die in London ansässigen fremden Kaufleute behaupteten noch lange nachher das Vorrecht, die Stelle eines Postmeisters für das Ausland zu besetzen. 1632 verbot Karl I. mittelst Proclamation, Briefe nach dem Auslande anders als durch die Posterpedition besorgen zu lassen. 1635 richtete er eine Posterpedition für England und Schottland ein, welche nach einem neuen und richtigern Reglement verfahren mußte. Alle Privat- und Landposten wurden aufgehoben, und die Einkünfte des Postwesens als Regal in Anspruch genommen. Dieses Institut stand unter der Direction des Thomas Whitherings, der wegen bedeutender Mißbräuche 1640 abgesetzt wurde. An seine Stelle kam Philipp Burlamachy, welcher unmittelbar vom Staatssecretair controlirt wurde. 1630 richtete Karl in Verbindung mit Ludwig XIII. von Frankreich, die Post zwischen London und Paris, von Dover nach Calais und von da über Boulogne, Abbeville und Amiens nach Paris ein. Zugleich wurde die Privatpost, welche seither zwischen beiden Ländern von Rye nach Dieppe bestanden hatte, aufgehoben. — Diese Einrichtungen litten während des Bürgerkriegs bedeutende Unterbrechungen, oder wurden fast gänzlich vernichtet. Kaum war jedoch die Sicherheit des Staats wieder begründet, so wurde ein Comité niedergesetzt und unter dem Vorsitz des Generalprocurators Edmund Prideaux ein Postsystem entworfen, welches in der Ausführung so gewinnreich war, daß die Post jetzt für 10,000 Pf. jährl. verpachtet werden konnte, während die Unterhaltung derselben früher 7000 Pf. gekostet hatte. Dabei hatte der Pächter noch soviel Gewinn, daß der Gemeinderath von London ihn deswegen mit neidischem Auge ansah. Bei der Restauration wurde diese Einrichtung mit geringen Modificationen bestätigt und durch die 12. Acte Karls II. wurden alle Verhältnisse festgestellt. Während der Regierung Wilhelms III. ging die Parlamentsacte durch, welche das innere Postwesen Schottlands regulirte, und durch die 9. Acte der Königin Anna wurde das Postwesen Englands in der Art, wie es jetzt besteht, eingerichtet. Das Generalpostamt Großbritanniens begreift unter seiner Jurisdiction alle Angelegenheiten, welche auf die englischen und schottischen und die nach sämmtlichen engl. Colonien (ausgenommen Ostindien und die in der Südsee gelegenen) gehenden Posten Bezug haben. Irland hat seine besondere Postbehörde. In allen Städten und den meisten großen Dörfern des Reichs sind Ober- und Unterpostmeister angestellt. Ihr Geschäft ist, die Felleisen in Empfang zu nehmen und abzufertigen, die Briefe an den Ort ihrer Bestimmung gelangen zu lassen, das Portogeld einzunehmen und dieses zu gewissen Perioden an das Oberpostamt einzuschicken. Um über die Erfüllung der verschiedenen Regulative, welche in Bezug auf diesen Dienst bestehen, zu wachen, und auf Vollziehung der Contracte zu halten, welche wegen Beförderung des Felleisens zu Wagen, Pferd oder Fuß abgeschlossen sind, durchreisen 7 reitende Inspectoren England und 2 Schottland. Jeder von diesen hat seinen besondern Distrikt,

in welchem er über das Postwesen wachen muß. Sie stehen mit der Posterpedition zu London im Briefwechsel. In England beträgt die Zahl der Postmeister, welche sich unmittelbar mit der Hauptexpedition berechnen, über 600; in Schottland über 200. Merkwürdig ist in England die Regelmäßigkeit, in welcher die Posten ankommen und abgehen, die Briefe angenommen und ausgegeben werden. Die Engländer haben hierin eine musterhafte Fertigkeit erlangt, welche mächtig zu der Gewißheit und Geschwindigkeit ihrer Handelsgeschäfte beiträgt. Nirgendwo wird auch die Unverletzlichkeit der Briefe mehr beachtet als in England und Amerika. — Ohne technische Bekanntschaft mit der Ausdehnung und dem Detail des britischen Postwesens, ist es nicht möglich, sich einen Begriff von dessen jetziger Vollkommenheit zu machen. Die sichere, schnelle und wohlfeile Beförderung eines großen Theils der Briefschaften durch fahrende Briefposten, welche das Publicum dem verst. Palmer verdankt, hat viel zu dieser Vervollkommnung beigetragen. Ebenso vieles Lob verdienen die Hülfseinrichtungen der reitenden und Fußposten, welche die verwickelte Maschine zu einem Ganzen gestalten. Ferner sind im britischen Nordamerika und in den westindischen Colonien Postmeister angestellt, welche regelmäßig jeden Monat ein- oder zwei Mal Paketboote von Falmouth erhalten. Ebenso sind in den Seehäfen des Continents, des mittelländ. Meeres und Südamerikas, Agenten angestellt, welche engl. Paketboote erhalten. — Es besteht in London die General- und die Twopennypost; in der erstern sind die Hauptämter: das des Secretairs für das Ausland und für das Inland, des Oberrechnungsführers, des Obereinnehmers und verschiedene von geringerm Belang. Außer diesen Hauptexpeditionen befinden sich in der Stadt mehr als 60 Häuser, wo Briefe für die Generalpost abgegeben werden können. Die Anzahl der Beamten ist 175, Boten und Lastträger 35, Briefträger 203, Conducteurs 270. Die Briefwagen legen zusammen täglich etwa 13,000 engl. Meilen zurück, und die Pächter erhalten ungefähr 1½ Penny (1 Gr.) auf die Meile. Von London gehen 22 Briefwagen ab, und 45 sind mit Befahrung der Nebenrouten beschäftigt. Der erste Briefwagen ging am 2. Aug. 1784 nach Bristol ab, und 1786 waren sie schon durchgängig im Gebrauch. — In dem Sprengel der Twopennypost, welche sich auf London und 10 engl. Meilen weit im Umkreise erstreckt, befinden sich 140 Häuser, wo Briefe angenommen werden; die Zahl der Beamten beträgt 48, die der Briefträger 359. — Die Posten des gesammten Königreichs England liefern, in der jüngern Zeit und seit Aufhebung der Continentalsperre, im Durchschnitte jährl. ein reines Einkommen von 1 — 1½ Mill. Pf. Sterl. So war z. B. 1823 die reine Einnahme 1,387,000, und 1824 1,444,000 Pf. Sterl.; die Ausgaben in beiden Jahren 607,686 Pf. Sterl. 1801 war der Ertrag nur 858,000 Pf. Sterl., ungeachtet England damals schon den Welthandel besaß. Man ersieht aus diesem Vergleich, wie sehr seit 1815 der engl. Handel zugenommen hat; denn er ist der eigentliche Nahrungsstoff des Postwesens. — Unstreitig sind die engl. Posttaxen, der Geldsumme nach, höher als in irgend einem andern europäischen Reiche; allein es ist dagegen auch der Geldwerth geringer und die Wohlhabenheit größer als in andern Staaten. Der Tarif kann daher für Englands Einwohner mäßig genannt werden. Von den öffentlichen Fuhrwerken zieht der großbritannische Staat beiläufig gegen 1½ Mill. Gulden, und doch fährt man nicht leicht irgendwo so bequem, geschwind und wohlfeil als in England. Von Dover nach London, 30 franz. Meilen, die man in 11 Stunden bequem zurücklegt, bezahlt ein Reisender nicht mehr als 11 Fl. 33 Kr. Von Edinburg nach London, 125 deutsche Meilen weit, reist man jetzt mit einer Diligence, deren in jeder Woche 15 diesen Weg machen, in 60 Stunden, eine Strecke, wozu die 1763 angelegte Kutsche 16 — 18 Tage brauchte. Für Englands fahrende Post kann jetzt durch die Versuche mit Gaswagen von einer Gesellschaft, die bereits ein Capital von 200,000 Pf. Sterl. besitzt, eine

große Reform entstehen, sowie auch bereits die Paketboote mit Dampfmaschinen aus Nord- und Südamerika oft in 16 Tagen zu Liverpool ankommen und deren Nachrichten binnen 20 Stunden durch Staffetten von da nach London gesendet werden.

Die Postanstalten der übrigen europäischen Staaten sind entweder noch auf einer sehr untern Stufe, oder den bisher angeführten Mustern mehr oder minder nachgebildet. Rußlands Briefposten wurden, im Verhältniß der übrigen polizeilichen Anstalten, in neuerer Zeit sehr verbessert. Es scheint, daß man sie nach den vorzüglichsten norddeutschen Postanstalten ausbildete. Das Briefporto ist ausnahmweise von diesen sehr mäßig, und es wird von Zeit zu Zeit eher gemindert als erhöht. Es steigt nach dem neuesten Tarife von 100 zu 100 Werſten um 2 Kopeken für jedes Loth Briefe; doch nur bis zu 1500 Werſten, dann von 1500 — 3000 Werſte um 1 Kopeke. Von jeder Distanz über 3000 Werſte — es gibt dort Distanzen von 6 — 7000 Werſten — zahlt man nie mehr als 50 Kopeken. Man sieht also, daß die russische Postadministration dem einzig wahren Grundsatze huldigt, daß ein Brief verhältnißmäßig immer wohlfeiler werden muß, je weiter er auf derselben Post läuft. Für Versendung der Vollmachten, Wechsel, Leihbriefe und Gelddocumente wird das Porto der ordinairen Briefe doppelt erhoben. Für Geld und Pakete von Werth, die übrigens schlecht und fast auf Leiterwagen transportirt werden, ist das Assecurationsgeld auf eine Entfernung von 500 Werſten ein halb Procent, über 500 Werſte ein Procent. Auch nach dem Auslande ist das russische Porto sehr mäßig, und das, was den fremden Posten zu ersetzen ist, nach Verhältniß viel höher. Obwol Rußland 2 Mal so groß ist als ganz Europa, und über 50 Mill. Einw. zählt, so kann man doch die Rente der Briefpost nicht höher als zwischen 8 — 900,000 Thlr. (den Thlr. zu 1 Fl. 30 Kr. gerechnet) anschlagen. Postcourse hat man 5: den moskauischen, rigischen, wiburgischen, archangelischen und polnischen. Postwagen oder Diligencen existiren in ganz Rußland nicht. Dagegen ist die Extrapost nirgends wohlfeiler und schneller. Ein Extrapostpferd kostet für die Werſte (beinahe 7 Werſte machen eine deutsche Meile) mehr nicht als 2 Kopeken. Eine Reise von 4580 Werſten oder 660 deutschen Meilen, zu der man 8 Wochen braucht, veranlaßt, mit der Zehrung, einen Aufwand von nicht viel mehr als 100 holländ. Dukaten. Wer sich der Extrapost bedienen will, muß aber durch einen eignen Paß oder Befehl (Poiorosbnoja) obrigkeitlich hierzu autorisirt sein; auch ist, um gehörig befördert zu werden, auf dem Lande irgend ein Uniformzeichen dem mit Extrapost Reisenden nöthig. — In Dänemark wird die Post sehr finanziell behandelt und zeichnet sich durch keine besondere Einrichtung aus. Billiger sind die schwedischen und norwegischen Posten, daher auch die reinen Einkünfte derselben viel geringer sind als in den angrenzenden Staaten. — In den Niederlanden wurden die Posten von den Urahnen des fürstl. taxischen Hauses angelegt, und Leonhard v. Taxis erhielt schon 1543 die Bestallung als niederländ. Oberpostmeister. Nach dem Abfall der Niederlande von dem Hause Östreich scheint man die Posten Englands zum Muster genommen zu haben. Das franz. Postwesen ward in Holland, gleich nach dessen Einverleibung in das franz. Kaiserreich, eingeführt. So besteht es noch jetzt, und nur mit wenigen Abänderungen seit der Umwandlung Hollands in das Königreich der Niederlande. — In Italien scheint die Wiege des Postwesens zu sein. Schon unter Kaiser August stand es im höchsten Flor der alten Zeit. Die Mittel zur Erreichung des Zwecks waren damals hauptsächlich auf Nachrichten von den Armeen berechnet. Man hatte Boten und Courieranstalten, letztere von außerordentlicher Schnelligkeit. So erhielt z. B. der Kaiser August einige Mal Depeschen aus Slavonien zu Rom am 4. Tage; und Tiber war an die vorgeschriebene Eile so gewöhnt, daß er unwillig die Depeschen hinwegwarf, wenn sie längere Zeit, als aus Asien 20 Tage, Europa 15, Afrika 10, Slavonien 5

und ganz Italien 3 Tage unterwegs gewesen waren. Unter ihm sowol als den nachfolgenden Kaisern bestanden schon Relaisposten. Chef der Postanstalten war der Oberste der kaiserl. Leibwache. — Aus einem in der Bibliothek des Königs von Frankreich befindlichen Manuscripte erhellt, daß der deutsche Kaiser Karl V. auch die Postmeister in Italien besoldete. Simon v. Taxis war Generalpostdirector zu Mailand und wohnte in dem kaiserl. Palast, wo stets Alles zum Postdienst bereit sein mußte. Für Mailand und die Umgebungen hatte man eine Fußpost eingerichtet, welche die Veranlassung und das Muster der jetzt zu Paris bestehenden kleinen Post gewesen sein soll. Bis zur Verbindung des Königreichs Italien mit dem ehemaligen franz. Kaiserreiche waren zwar die ital. Postanstalten schon wohlgeordnet, sie erhielten aber doch von diesem Zeitpunkte an einen höhern Grad der Vollkommenheit, mittelst ihrer Ausbildung nach franz. Einrichtung. Seit 1815 ist das Postwesen in dem lombardisch-venetianischen Königreiche, in Toscana, Parma und Modena, mehr nach östreich. Muster, doch mit Beibehaltung der franz. Grundlage, eingerichtet. In den übrigen ital. Staaten wurden die Postanstalten mit einigen Modificationen in dem frühern Verhältniß aufrecht erhalten. Die Brief- und Extraposten sind in Italien gut organisirt. Das Briefgeheimniß ward stets so hoch geachtet, daß sogar nach dem mailändischen Strafgesetzbuch die Erbrechung der Briefe mit Todesstrafe bedroht wurde. — In der Schweiz hat jeder Canton, nach den Tagsatzungsbeschlüssen von 1803, das Postregal, folglich auch seine eignen Postanstalten. Ihre Güte ist ebenso verschieden, als die Verwaltungsarten verschieden sind. Der Zweck der Billigkeit könnte zwar durch eine Centralisation derselben, welche schon 1811 von Solothurn vorgeschlagen wurde, besser erreicht werden; indessen kann man sie doch verhältnißmäßig nicht theuer nennen, was wol einzig darin seinen Grund hat, daß die Regierungen das Postregal nie als eine Staatsfinanzspeculation behandeln. In Ermangelung der für das Publicum höchst ersprießlichen Einheit der Postanstalt im Umfange der gesammten Schweiz, hat man als Ersatz wenigstens durch Verträge einige Übereinstimmung in der Verwaltung der Posten zu erzielen gesucht. Durch ein Concordat von 1818, dem nur die Cantone Waadt, Unterwälden, Glarus, Zug, Basel, Wallis und Neuenburg entweder gar nicht oder nicht unbedingt beigetreten sind, ist man, mit Anerkennung des Grundsatzes, daß das Postwesen Regal und Eigenthum eines jeden Cantons innerhalb seiner Grenzen sei, über Folgendes einig geworden: Die Angehörigen aller Cantone sollen, gleich den eignen, hinsichtlich der Posttaxen nach billigen Grundsätzen behandelt, obrigkeitliche officielle Briefe taxfrei befördert, von Posten und Messagerien keine Weggelder bezogen, das Postgeheimniß beachtet und die Postbeamten darauf beeidet, den Courieren und Messagerien aller Schutz geleistet, und unter keinem Vorwande der Postenlauf weder gehemmt noch verspätet, die Gewährleistung für das der Post Anvertraute (Übermacht und Gottesgewalt vorbehalten) übernommen, und bei Beschwerden über die Post, Fremden wie Einheimischen, unentgeltlich und summarisch Recht gewährt werden. Extraposten gibt es in der Schweiz nirgendwo; und da alle diesfallsige bisherige Anregungen fruchtlos blieben, so schenkt man der Meinung, daß diese Ausnahme von den cultivirten europäischen Staaten nur zum Vortheil der Wirthe und Lohnkutscher statthabe, ziemlich allgemeinen Glauben. — In Spanien und Portugal befinden sich die Postanstalten noch auf einem sehr niedern Grade der Cultur, obwol ihnen ein Correomayor als Generalpostdirector vorsteht. — In dem Zustande völliger Kindheit zeigen sie sich noch immer einzig nur in der europäischen Türkei. Seit Jahrh. hat sich da nichts geändert, als daß der Großherr zum öffentlichen Dienste reitende Tataren unterhält, welche seine und aller öffentlichen Behörden Depeschen schnell befördern müssen. Früher existirten Staatsboten zu Fuß, die aber das Privilegium hatten, den Reitenden, die ihnen auf ihrem Wege begegneten, im Namen des

Großherrn das Absitzen zu befehlen, und ihre Pferde entweder bis zum Bestimmungsort zu gebrauchen, oder sie zu vertauschen, wenn sie auf dem fernern Wege Reisende mit weniger ermüdeten Pferden antrafen. 73.

Postament (Piedestal), in der Baukunst eine gewöhnlich verzierte Erhöhung, worauf Säulen (s. d.), Statuen, Vasen ꝛc. gestellt werden. Es besteht aus dem Fuße, aus dem darauf ruhenden eigentlichen Körper des Postaments, oder dem Würfel, und aus dem Kranze; ist eckig oder rund. Meistentheils ist es mehr hoch als dick; doch hat öfters der Hauptttheil die Gestalt eines Würfels, dessen Seiten willkürlich zu Verzierungen benutzt werden können. Postamente sind nur da bei Säulen der obern Ordnung anwendbar, wo außerdem der Fuß der Säule von dem hervorspringenden Kranze der untern Ordnung verdeckt wird, und müssen ihrem Zwecke nach einfach sein.

Postillen werden Predigtbücher darum genannt, weil die Predigt aus den Textworten abgeleitet wird, und daher ihr Thema post illa sc. textus verba abhandelt.

Postulat (Foderung), in der Mathematik ein Satz, welcher eine Aufgabe enthält, die durch sich selbst als möglich und ausführbar eingesehen wird (Heischesatz), z. B. um einen Punkt herum in gleichem Abstande eine Linie zu ziehen. Aber auch die Objecte selbst, deren bloßes Bewußtsein gefodert wird, ohne über die Natur derselben auszusagen, z. B. Fläche, Zahl ꝛc., werden in der Mathematik Postulate genannt; ursprüngliche Foderungen. Die kritische Philosophie aber nannte Postulate der praktischen Vernunft theoretische, unerweisliche Sätze, zu deren Annahme uns praktische Ideen, oder unbedingte a priori geltende praktische Gesetze bestimmen sollen. Der Mensch ist frei, der Mensch ist unsterblich, es ist Ein Gott, sind nach der Kant'schen Philosophie die 3 Postulate der reinen praktischen Vernunft. Fichte hingegen nannte Postulat ein Princip, das theoretisch und praktisch zugleich sein soll (das Ich). Schelling nennt Postulat die Foderung einer ursprünglichen (transcendentalen) Construction, und sagt: „Die praktische Philosophie hat nur Gebote".

Potemkin (Gregor Alexandrowitsch, Fürst von), russ. Feldmarschall, geb. 1736 bei Smolensk aus einer ursprünglich poln. Familie. Unter allen Günstlingen der Kaiserin Katharina II. war P. 32 Jahre lang der einzige, der sich in den Alles leitenden Staatsmann verwandelte. Nach der Schilderung, die Dohm in s. „Denkwürdigkeiten" (Bd. 1, S. 406, und Beil. F) von ihm entwirft, war er nur ein kühner und verschlagener Hofmann, ohne gründliche Staatskenntnisse. Sein schnelles Glück, sein mächtiger Einfluß, und die Gewalt, welche er über die Kaiserin ausübte, selbst das Orientalische und absichtlich Sonderbare in s. Lebensweise, haben in ihm oft einen außerordentlichen Mann erblicken lassen, dessen Fehler nur als Mißverhältnisse seiner an sich großen Eigenschaften anzusehen wären. Man hat sogar in s. Rohheit, in s. Launen, eine gewisse ihm eigne Originalität, und in der ungebundenen Frechheit, mit welcher er sich s. Leidenschaften überließ, Größe finden wollen; allein mit Unrecht. P. war ohne sittliche Würde, vielmehr ein sehr gemeiner Mensch, der, von außerordentlichen Umständen begünstigt, unter großen Verhältnissen gewirkt hat. Man verbinde mit diesem Urtheile, was der unterrichtete Vf. der Aufsätze: „Potemkin der Taurier" in der „Minerva", 1797—1800, der Vf. der Schrift: „Pansalvin, Fürst der Finsterniß und seine Geliebte" (Germanien 1794), und der Schrift: „Russische Günstlinge" (Tüb. 1810), über P. sagen. Er hat s. Rolle nicht ausgespielt, weil weder höhere Talente noch Charakterstärke s. Willen unterstützten. Ein Zufall erhob ihn; und s. Phantasie hielt seitdem Alles für möglich und erlaubt. Nach dem frühen Tode s. Vaters nahm er Kriegsdienste und war nach 2 Jahren (1762) Fahnjunker in der Garde zu Pferde. Als Katharina in Uniform durch die Glieder ritt, um für ihre Thronbesteigung die Gunst der

Truppen zu gewinnen, bemerkte P., daß sie keine Quaste an ihrem Degen hatte. Sogleich knüpfte er die seinige los und bot sie der Kaiserin an. Seine Gestalt und s. Aufmerksamkeit machten Eindruck auf Katharina. Er selbst wußte sich bald in ihrer Gunst zu befestigen, nachdem es ihm gelungen war, zu dem engern Kreise ihrer Gesellschaft zugelassen zu werden. Er verdrängte s. Nebenbuhler, vorzüglich die Gebrüder Orloff, und von 1776 an war er erklärter Liebling. Sein Hochmuth zog ihm den Haß der Orloff zu, und in einem Streite mit Alexis Orloff verlor er durch einen Schuß ein Auge. Dies machte ihn der Monarchin um so werther, und da er sich aus Klugheit von Zeit zu Zeit zurückzog, nach eigner Laune aber an den Hof zurückkehrte, so blieb er immer neu. Katharina ernannte ihn zum Kriegsminister; und s. politischer Einfluß auf die ganze Staatsverwaltung begann, als er den Platz des Lieblings aufgab. Er wußte die Kaiserin in der Meinung zu erhalten, daß er für ihre Sicherheit unentbehrlich sei. Katharina fühlte nämlich, daß sie von wichtigen Männern gehaßt war; sie fürchtete sogar ihren Sohn, dem sie nach s. Volljährigkeit den Thron zu überlassen verpflichtet war, und sah daher in P., welchen der Großfürst, Graf Panin und die Ersten der Nation haßten, nur den entschlossenen, vor Nichts erschreckenden Mann, welcher durch Gewalt und Kühnheit jeden Gedanken an Widerstand niederschlug. Sie übertrug ihm daher eine unumschränkte Macht, vor welcher sie zuletzt wol selbst zitterte. Gleichwol behauptete sich P., seit 1776, 16 Jahre hindurch, bis an s. Tod, gegen alle Gegner in der unumschränkten Beherrschung seiner Monarchin. Von 1778 führte er bis an s. Tod fast ganz die Leitung der auswärt. Verhältnisse, wo er dem preuß. Systeme, welchem Graf Panin ergeben war, entgegenwirkte. Doch ließ er Manches geschehen, woran er Theil zu nehmen kein Interesse fand, oder wovon Panin's gründliche Staatskenntnisse ihn abhielten. Übrigens handelte er auch in den auswärt. Verhältnissen kühn und ohne alle Rücksicht. So ließ er Friedrich II. 1782 durch den Grafen Görz den Antrag zu einer neuen Theilung des noch bestehenden Polens machen. „Die erste Theilung", sagte er, „sei nur ein Kinderspiel gewesen; man hätte schon damals Alles theilen sollen, das Geschrei würde nicht größer gewesen sein". Als der König diesen Vorschlag aus Rechtsgründen gänzlich von sich wies, war dies dem Fürsten P. so unerwartet, daß er nach dreimaliger Durchlesung dem Minister das königl. Schreiben mit den Worten zurückgab: „Nie hätte ich geglaubt, daß König Friedrich romantischer Ideen fähig sei". Welchen Sinn P. für Völker- und Menschenrecht hatte, bewies er bei der gewaltsamen Unterdrückung der Krim 1783. Als die Tataren sich weigerten, der Kaiserin zu huldigen, erhielten die Generale Befehl, die Widerspenstigen niederzuhauen. Ein General weigerte sich, dies zu thun, weil „er kein Scharfrichter sei"; aber Paul P., ein Verwandter des Fürsten, vollzog den Auftrag, und ließ 30,000 Männer, Weiber und Kinder einfangen und niedermetzeln. Als Generalgouverneur von Taurien behandelte P. die Tataren mit der grausamsten Willkür, und entvölkerte dadurch die Provinz. Obgleich er weder die Talente noch die Kenntnisse eines Feldherrn besaß, so stand doch jeder Feldherr, wie berühmt er auch durch s. Siege sein mochte, und das ganze Kriegsheer unter s. unumschränkten Befehl. Der höhere Zweck des Staatswohls war ihm fremd. Ebenso wenig mit den äußern Verhältnissen des Reichs bekannt als mit der innern Verwaltung, entschied er doch immer allein, was die Ehrsucht und Eitelkeit der Selbstherrscherin innerhalb ihres Reichs oder gegen fremde Macht unternehmen sollte. Er selbst kannte nichts als äußern, die Augen der Menge blendenden Glanz, mit dem er sich bedeckte, während er ihn nachlässig zu verachten schien. Er strebte allein der Mächtige zu sein, und wußte dies mit rohem Übermuthe zu zeigen, indem er jeden durch Verdienst, Geburt oder Reichthum ausgezeichneten Mann durch Grobheit niederdrückte, und ohne Rücksicht auf Rang die Eingeborenen mit Worten und Schlägen mißhandelte. Auch die Vorstellungen angesehener Fremden, oder der Ge-

sandten unabhängiger Mächte, hörte er, wie Bitten s. Unterthanen, mit dem wegwerfenden Stolze eines übermüthigen Herrschers an. Gegen die Kaiserin bewies er solchen Trotz, daß man zu erzählen wagte, er habe s. Gebieterin geschlagen. Gewiß ist, daß er ihren Wünschen sich oft laut widersetzte und geflissentlich das Gegentheil that. Dagegen täuschte er sie wiederum durch die kühnsten, auf ihren Charakter berechneten Schmeicheleien, wie z. B. 1787 auf ihrer Reise nach Taurien. (S. Katharina II.) Ein andres Mal soll er dieselben Regimenter an verschiedenen Tagen in verschiedenen Uniformen vor der Kaiserin gemustert haben, um ihr die Vollzahl des Heeres zu zeigen. Der Fürst v. Ligne entwarf von ihm in dem Lager vor Oczakow, im Aug. 1788, ein Bild, das, so sehr es auch ins Schöne gemalt ist und in Gegensätzen schimmert, doch den allmächtigen Günstling im Glanze s. Größe als ein verzogenes Kind des Glücks, ohne innere Bildung und Charakter, roh, wild, ausschweifend, launisch, unwissend, aber ausgezeichnet durch eine gewaltige Natur, in der Hofkunst als einen Proteus zeigt. Der preuß. Gesandte, Graf v. Görz, sagt von ihm: „C'est un homme qui a du génie et des talens, mais dont l'esprit et le caractère n'invitent pas à l'aimer ni à l'estimer". Doch richtete P. seine Aufmerksamkeit auch auf nützliche Gegenstände. Er soll seiner Monarchin vorgeschlagen haben, die Krim in Besitz zu nehmen, und am Dnepr, 10 Stunden von Oczakow, 1778, den Grund zu der Stadt Cherson zu legen. In Taurien führte er Fruchtbäume ein, und legte bei Soudac die große Branntweinbrennerei an. Auch verdankt ihm Petersburg eine Glas- und Spiegelmanufactur, die an Größe und Schönheit ihrer Erzeugnisse denen zu Venedig und Paris gleichkommt. Überhaupt schätzte P. die Künste, liebte leidenschaftlich die Musik und hatte überall 80 Musiker in s. Gefolge. Im Besitz von unermeßlichen Ländereien und mehren Kisten voll Juwelen und Bankbillets von allen handelnden Nationen Europas, erkaufte er noch dazu, ohne sie zu bezahlen, die reichen Verlassenschaften der Fürsten Lubomirski und Sapieha in Podolien und Litthauen. Seine Oberstatthalterwürde von Taurien und die eines Großadmirals vom schwarzen Meere waren mit beträchtlichen Eink. verbunden. Seit 1776 war er deutscher Reichsfürst. In der Folge wollte er Herzog von Kurland werden. Friedrich II. ließ ihm hierzu s. Mitwirkung anbieten; allein P. erklärte, daß theils diese Besitzung ihm nicht genüge, theils es nur von ihm abhängen würde, sie zu erhalten, ohne deßhalb den König zu bemühen. Auch spottete er über die einfache Lebensweise dieses Monarchen, und als er von ihm den schwarzen Adlerorden später als er ihn erwartet haben mochte erhielt, sagte er wegwerfend: „er sei zwar dem Könige sehr verbunden, doch wisse er in der That nicht, wie er die Menge von Auszeichnungen der Art, die er schon habe, gehörig neben einander ordnen solle". 1787 ertheilte ihm Katharina den Ehrennamen des Tauriers (Tawritscheskoi). Seinem Hochmuthe fehlte jetzt noch das Band des St.-Georgenordens, welches nur einem Oberfeldherrn nach einem Siege zu Theil werden konnte. Er reizte daher 1787 die Pforte zur Kriegserklärung. Das sog. orientalische oder griechische System und die Vertreibung der Türken aus Europa war s. Lieblingsgedanke, dessen Ausführung seit Katharinens vorerwähnter Reise nach Taurien und seit ihrer Verbindung mit Joseph II. ihm nahe schien. Er selbst hoffte dann die Moldau und Walachei als ein unabhängiges Fürstenthum unter Rußlands Schutz zu erhalten. Als der Krieg s. Anfang nahm, stand P. mit unumschränkter Gewalt an der Spitze eines Heers von 150,000 M., unter ihm dienten ausgezeichnete Feldherren. Der Krieg ward in den Ebenen von Oczakow, der Kuban und der kleinen Tatarei mit wilder Zerstörungswuth geführt. Hunger und Pest vermehrten die allgemeine Noth; dennoch unternahm P. die Belagerung von Oczakow (vom Juli bis den 17. Dec. 1788). Wie P. sich hier zeigte, eitel und verwegen, großartig und klein, hochfahrend und schmeichlerisch, offen und falsch, erzählt der Fürst v. Ligne in s. Briefen aus dem Lager vor Oczakow. P. wagte endlich einen ent-

scheidenden Streich, um nicht zur Aufhebung der Belagerung gezwungen zu sein. In der Nacht vom 17. Dec. eroberte er die bis auf eine schmale Mauerlücke fast unversehrte Festung mit Sturm, der aber ohne das Auffliegen eines großen Pulvermagazins wol nicht gelungen sein möchte. Das Blutbad war furchtbar; die Stadt wurde 3 Tage lang geplündert; mehr als 30,000 Menschen kamen auf beiden Seiten ums Leben; P. aber erhielt das große Band des h. Georgs, ein Geschenk von 100,000 Rubeln, den Titel eines Kosackenhetman und einen mit Diamanten besetzten und mit Lorberzweigen umwundenen Commandostab. Als er hierauf, im März 1791, nach Petersburg zurückkehrte, ließ die Kaiserin ihm zu Ehren glänzende Feste veranstalten, schenkte ihm den taurischen Palast und ein mit Diamanten besetztes Kleid. Gesättigt von Glanz und Pracht, begab er sich auf den Friedenscongreß zu Gallacz, wo die Präliminarien zwischen der Pforte und Rußland den 11. Aug. 1791 abgeschlossen, aber erst nach s. Tode, den 9. Jan. 1792, zu Jassy in einen Definitivfrieden verwandelt wurden. Während der Unterhandlungen ließ der Großvezier Jussuf Pascha ihn ersuchen, von einigen Friedensbedingungen Etwas nachzulassen, weil er sonst in ihnen zugleich s. Todesurtheil zu unterschreiben fürchten müßte. Trotz dieser Bitte gab P. eine abschlägige Antwort. Indeß wurde der Urheber dieses Kriegs von der im Feldlager herrschenden Krankheit befallen; ohne auf den Rath der berühmtesten Ärzte von Petersburg, die er bei sich hatte, zu achten, setzte P. seine ausschweifende Unmäßigkeit fort. Da ihm die Luft von Jassy nachtheilig schien, wollte er nach Nicolajeff gehen, am zweiten Reisetage aber ward ihm unwohl. Er stieg aus dem Wagen, und gab in den Armen s. Nichte, der Gräfin Branicka, geb. v. Engelhardt, unter einem Baume den 16. Oct. 1791 s. Geist auf. Seine Leiche wurde nach Cherson gebracht, wo die Kaiserin 100,000 Rubel zur Errichtung eines Mausoleums für ihn bestimmte, welches indeß nicht zu Stande gekommen ist; vielmehr ließ Kaiser Paul späterhin den Leichnam des übermüthigen Günstlings s. Mutter aus dem Sarge reißen und in den Festungsgraben werfen, sodaß jetzt weder Sarg noch Körper mehr zu finden sind. Bis zum Überdruß gesättigt durch jede sinnliche Lust, setzte P. seine Größe darein, sich Nichts versagen zu dürfen, und mit grenzenloser Vergeudung der Staatsgelder, mit muthwilliger Aufopferung des Lebens andrer Menschen, jede Laune des Augenblicks zu befriedigen. Obgleich ihm die Monarchin in jedem Wunsche zuvorkam, und die Summen baaren Geldes, die sie ihm schenkte, allen Glauben übersteigen, war er doch niedrig genug, das ihm für andre Zwecke anvertraute Geld für sich zu behalten, sogar Zahlungsbefehle der Kaiserin an die Cassen zu erdichten, um Gelder ansichzureißen, die für die Bedürfnisse des Staats unentbehrlich waren. Auch ließ P. sich von fremden Mächten erkaufen. (S. v. Dohm a. a. O., 2. Bd., und Ségur's „Memoiren", 2. Bd.) Im Besitze eines Vermögens, das man nach s. Tode auf 50 Mill. Thlr. schätzte, und die größten Summen mit Verachtung im Spiele oder sonst aus Laune wegwerfend, pflegte er Diejenigen nicht zu bezahlen, die für s. Bedürfnisse gearbeitet hatten. Die Kaufleute achteten sich für verloren, denen der Befehl wurde, Waaren für P. zu liefern. K.

Potenz ist in der Rechenkunst das Product aus lauter gleichen Factoren. Wenn man nämlich eine Zahl oder Größe, z. B. 4 (alsdann die Wurzelzahl genannt) mit sich selbst multiplicirt, also mit 4, so wird die Wurzel zur zweiten Potenz erhoben; diese nochmals mit der Wurzel multiplicirt, also 16 mit 4, gibt die dritte Potenz u. s. w. Man bezeichnet die Potenz durch den **Exponenten** (s. d.). — In der Mechanik heißt **Potenz** jede erhaltende oder bewegende Kraft, z. B. der Hebel, der Keil ꝛc.; in der Medicin, auf den menschlichen Körper einwirkende Kräfte (s. **Erregung**) und im gemeinen Leben einwirkende Mächte; in der Schelling'schen Philosophie, Stufen oder Grade der Entwickelung des Unendlichen im Endlichen.

Pothier (Robert Joseph), Rath beim Landgerichte von Orleans, geb. daſ. 1699, geſt. 1772, einer der gründlichſten Kenner des römiſchen und franz. Rechts. Er brachte die in den Sammlungen Juſtinian's enthaltenen Maximen und Grundſätze des römiſchen Rechts in eine natürliche und methodiſche Ordnung. Dieſe große Arbeit führte er in ſ. „Pandekten" aus, die in ſ. Vaterlande weniger geſchätzt wurden als im Auslande. Seine tiefe Kenntniß des ſo verwickelten und unſichern Droit contumier bewies P. durch ſ. „Introduction à la Coutume d'Orléans" und den ſie begleitenden Commentar. Am berühmteſten machte er ſich durch ſ. „Traités", die er über verſchiedene Theile des Rechts verfaßte. Der erſte, der den übrigen gleichſam zur Grundlage dient, iſt der „Traité des obligations", in welchem man, wie in den folgenden, einen methodiſchen Geiſt, gründliche, klare und beſtimmte Erörterungen, und überdies eine reine und ſtrenge Moral findet, mit welcher ſ. Leben übereinſtimmte. Er war zum Lehrer des franz. Rechts auf der Univerſität Orleans ernannt. So gewiſſenhaft er dies Amt verwaltete, ſo nahm er doch die damit verbundene Beſoldung nicht an, ſondern beſtimmte ſie zu Belohnungen für die fleißigſten unter ſeinen Zuhörern. Er entſchädigte einſt eine Partei, welche ihren Proceß verloren hatte, weil er fand, daß ein von ihm überſehenes Aktenſtück von entſcheidender Wichtigkeit für ſie hätte ſein können. Seine zahlreichen Werke ſind nur zum Theil gedruckt, und dieſe ſind bei Abfaſſung des Code Napoleon ſehr benutzt worden.

Potier (Charles), ſ. Pariſer Theater.

Potocki. In dieſer alt-polniſchen Familie zeichneten ſich vorzüglich aus: I. Graf Paul, Kaſtellan von Kaminiec in Podolien, ein durch Staatsklugheit und Gelehrſamkeit bedeutender Mann im 17. Jahrh. Seine Schriften gab der Krongroßreferendar, Graf Joſ. Andr. Zaluski, heraus, und fügte eine Genealogia Potockiana hinzu. II. Graf Anton, des Vorigen Enkel, Sohn des Woiwoden von Smolensk, Gr. Alexander, und Bruder des Erzbiſchofs v. Gneſen, Primas von Polen, Theodor. Er war Geſandter des Königs Auguſt II. bei der ruſſ. Kaiſerin Anna, hierauf Woiwode von Belzk, und unter Auguſt III. Marſchall des Adels und Oberhofmarſchall der Königin. Seine Reden, die man für muſterhaft hält, ſind zum Theil in Daneykowicz's „Suada Polona" abgedruckt. III. Graf Stanislaus Felix, Großfeldherr der poln. Artillerie, ein durch ſ. Reichthum vielvermögender Mann, welcher großen Antheil an den poln. Unruhen 1788 nahm. Hartnäckig beharrte er auf der alten Staatsform der Republik, in welcher der Adel beinahe geſetzlos die höchſte Gewalt ausübte, und arbeitete der neuen, vom Reichstag beſchloſſenen, Verfaſſung vom 3. Mai 1791 entgegen: eine Urkunde, von deren Beſtand Jedermann die Wiederherſtellung des zerrütteten Polens erwartete, die aber eben deßhalb dem ruſſ. Cabinet mißfiel. P. vergaß ſo ſehr die Pflicht gegen ſ. Vaterland, daß er, nachdem er zum Umſturz jenes Grundgeſetzes die targowiczer Conföderation geſtiftet hatte, mit dem ruſſ. Hofe in Verbindung trat. Hierauf erließ er, vereinigt mit Rzewuski und Branicki, im Mai 1792 zu Targowicz eine Erklärung gegen die Conſtitution vom 3. Mai, ſchloß ſich dem ruſſ. Heere an, und erlangte ſolchen Anhang, daß ſelbſt der ſchwache König Stanislaus Auguſt (ſ. Poniatowski) dem targowiczer Vereine beitrat, worauf der unter Rußlands Einfluß ſtehende und von P. geleitete Reichstag zu Grodno gehalten wurde. Dieſer hob die Conſtitution vom 3. Mai auf und unterſchrieb die Theilung des Landes. (S. Polen.) Manche glauben, P. habe ſelbſt nach der Krone geſtrebt. Seit 1793 übertrug ihm Katharina II. wichtige Geſchäfte in Polen, und belohnte ihn mit dem Alexander-Newskiorden. Als aber 1794 die krakauer Conföderation unter Kosciuszko, Kolontay, Ignaz Potocki u. A. die Vertreibung der Ruſſen aus Warſchau und Wilna zur Folge gehabt hatte, floh er nach Rußland. Das höchſte Gericht der Republik machte ihm den Proceß und verurtheilte ihn als einen Verräther des Va-

terlandes zum Tode. Sein Vermögen ward eingezogen und s. Bildniß an den Galgen geschlagen. Suwaroff's Siege vernichteten aber auch diese Beschlüsse. Katharina II. ernannte ihn 1795 zum Oberfeldherrn; er lebte seitdem meistens auf s. Gütern und starb daselbst 1803. IV. Graf Ignaz, Vetter des Vorigen, geb. 1751, Großmarschall von Litthauen, verband Vaterlandsliebe mit einem festen Charakter. Entschlossen, s. Vaterland aus dem Zustande politischer Erniedrigung zu reißen, vereinigte er sich 1788 mit Malachowski, Kolontay u. A., welche, zum Theil von dem Italiener Piatoli geleitet, die treffliche Verfassung vom 3. Mai 1791 entwarfen. Er bewirkte auch, daß der König sich für dieselbe erklärte, bemühte sich aber vergebens, s. Vetter Felix dafür zu gewinnen. 1792 ging er nach Berlin, um den dasigen Hof zur Theilnahme an dem Schicksale des von Rußland bedrohten Polen zu bewegen, und wandte Alles an, um den Fortschritt der targowiczer Conföderation zu hemmen. Seine Festigkeit hielt auch den König Stanislaus aufrecht. Als aber die russ. Truppen vordrangen, unterwarf sich Stanislaus Augustus der Kaiserin; P. floh nach Dresden und ward s. Vermögens beraubt. Kaum hörte er aber von Kosciuszko's Unternehmen im Mai 1794, so begab er sich nach Warschau, wo er, zum Range eines Oberfeldherrn erhoben, einen hohen Nationalrath errichten half, in welchem er, mit der Leitung der auswärt. Angeleg. beauftragt, bis zur Einnahme von Praga (s. d.) durch die Russen sehr thätig war, und vorzüglich als Mitglied der Schulcommission treffliche Grundsätze befolgte. (Er übersetzte die Logik von Condillac und führte sie als Lehrbuch in den poln. Schulen ein, auch ließ er mehre Gelehrte auf s. Kosten reisen.) Im Vertrauen auf den Inhalt der mit Suwaroff abgeschlossenen Capitulation von Warschau war er in dieser Stadt geblieben, ward aber im December verhaftet und als Staatsgefangener nach Schlüsselburg in Rußland gebracht, wo ihm erst 1796 Paul die Freiheit wieder gab. Er zog sich hierauf nach Galizien zurück, wo er unter Aufsicht blieb, bis er 1806 in das öffentliche Leben aufs neue eintrat, und sich ganz dem Wohle seines scheinbar wiederhergestellten Vaterlandes widmete, wie er denn vorzüglich zur Erhebung des Bürgerstandes durch Vernichtung der Leibeigenschaft und durch Unterricht des Volks beitrug. Er starb den 30. Aug. 1809, als er an der Spitze der Abgeordneten des Herzogthums Warschau sich zu dem Kaiser Napoleon nach Wien begeben hatte. V. Graf Stanislaus Kostka, des Vorigen Bruder, zeichnete sich durch Einsichten und Beredtsamkeit auf den polnischen Reichstagen 1788 und 1792 aus. Er war General der Artillerie und ein Freund der Verfassung vom 3. Mai, zog sich aber, nachdem König Stanislaus der targowiczer Conföderation beigetreten war, nach Östreich zurück. Ohne weitern Antheil an den poln. Ereignissen zu nehmen, widmete er sich dem Studium der Künste und den Wissenschaften, bis 1807 das Herzogthum Warschau errichtet wurde. Er begab sich jetzt in sein Vaterland und ward Mitglied der gelehrten Gesellschaft zu Warschau. Seine Thätigkeit für die geistige Bildung s. Nation, als Mitglied und Präsident der Oberschul- und Erziehungsdirection, oder, wie sie jetzt heißt, der Commission der Aufklärung, war fortdauernd unermüdet. Auch war er es, der, als Präsident des Raths von Warschau, nach der zur Wiederherstellung Polens 1812 errichteten Generalconföderation, bei Eröffnung des Reichstags am 26. Juni, die Einweihungsrede hielt. 1815 ward er vom Kaiser Alexander zum Minister des Cultus und des öffentlichen Unterrichts ernannt. Er hieß in Polen, s. großen Rednertalente wegen, princeps eloquentiae. Sein Haus in Warschau war eins der glänzendsten, und s. Gemahlin, eine geb. Prinzessin Lubomirska, ist eine der geistreichsten und gebildetsten Frauen des Königreichs. Zu s. vorzüglichsten Schriften gehört s. Werk über Beredtsamkeit und Styl (Warsch. 1815, 4 Bde.); ferner s. treffliche, jedoch unvollendet gebliebene, Bearbeitung des Winckelmann von der Kunst der Alten, in poln. Sprache (Warsch. 1815). Er starb 1822 in einem Alter von 62 Jahren. K.

Potosi, Hauptst. der Intendantschaft gl. N. in dem span. Vicekönigr. de la Plata in Südamerika, gegenwärtig die Hauptst. des Depart. gl. N. in der Republik Bolivia. Sie liegt in Südperu, 19° 47′ S. Br., auf der Südseite des Gebirges Potosi, ward 1547, 4360 Fuß hoch über die Meeresfläche, gegründet, hat 2 Stunden im Umkreise und gegen 30,000 E., Spanier, Kreolen, Mulatten und Indianer, ist gut gebaut, mit breiten, geraden Straßen, prächtigen Kirchen und Klöstern. Die Umgegend ist so unfruchtbar, daß weder Getreide, noch Gemüse, noch Obst, noch Gras wächst. Silber und Gold sind die einzigen Erzeugnisse, für welche alle Lebensbedürfnisse im Überfluß aus den benachbarten Provinzen herbeigeschafft werden. Die Menge der Indianer und Fremden, welche der Bergbau hierherzieht, ist sehr groß, sowie der Reichthum der Privatpersonen und die Schätze der Kirchen unermeßlich. Es herrscht daher hier viel Üppigkeit und Luxus. Die berühmten Gold- und Silberminen Potosis befinden sich in einem Bezirke, der 6 Meilen im Umkreise hat, und lieferten seit 1544 — 1820 die ungeheure Summe von 1500 Mill. Thlr. Dessenungeachtet sind diese Bergwerke bis jetzt nicht erschöpft. Gemünzt wurden hier über 1300 Mill. Piaster. Noch bis in die letzte Hälfte des vor. Jahrh. gaben sie jährlich eine Ausbeute von 2000 Mark Gold und 600,000 Mark Silber.

Potpourri (franz.), gleichbedeutend mit Olla potrida (s. d.); auch nennt man ein Geschirr oder einen Topf mit verschiedenen wohlriechenden Blumen und Kräutern, endlich jedes Gemengsel, das unter und ineinandergeworfen ist, Potpourri, z. B. ein musikalisches Potpourri, d. i. ein aus mehren (größtentheils bekannten) Themen zusammengesetztes Tonstück, wobei die geschickte Verknüpfung und anmuthige Ausführung das Hauptverdienst ist. Gewöhnlich sind die musikalischen Potpourris Instrumentalstücke, in welchen ein Soloinstrument die Themen auszuführen hat. (S. Quodlibet.)

Potsdam, Hauptst. eines Regierungsbezirks der Provinz Brandenburg, 4 kleine Meilen von Berlin, liegt an dem Einflusse der Nuthe in die Havel, auf einer Insel von 4 Meilen Umfang (dem potsdamischen Werder), welche von der Havel, einigen Seen und einem Canale gebildet wird. Sie besteht aus der Alt- und Neustadt, zu der auch der Kiez, die Friedrichsstadt und das holländische Revier gehören, nebst 4 außerhalb der Mauer liegenden unbeträchtlichen Vorstädten. Sie hat 5 Kirchen, eine Synagoge, 1600 H. und 25,000 E., darunter 5700 Militairpersonen. Die Könige Friedrich Wilhelm I. und II. und besonders Friedrich II. haben auf den Anbau dieser Stadt große Summen verwendet. Sie ist die 2. Residenz und, nächst Berlin, die schönste Stadt der preuß. Monarchie, aber menschenleer und nahrungslos. Die prächtigsten Straßen sind die breite Straße, die Waisen-, Linden-, Pflug-, Brandenburger- und Burgstraße; die vorzüglichsten Plätze: der Wilhelmsplatz, mit Pappeln, Linden u. a. Bäumen bepflanzt, in verschiedene Gänge eingetheilt und mit einer Hecke eingefaßt; die Plantage am Bassin, gleichfalls mit Linden bepflanzt und mitten im Bassin mit einem Gebäude nach holländ. Art auf einer mit Werkstücken eingefaßten Insel, wo Friedrich Wilhelm I. seine Tabacksgesellschaften hielt; die Garnisonsplantage, ein gleichfalls mit Bäumen besetzter Platz, und der alte Markt, am Schlosse, mit schönen Gebäuden umgeben. In der Mitte steht ein Obelisk von weißem und rothem Marmor, 75 Fuß hoch; an den 4 Seiten sind die Brustbilder Kurfürst Friedrich Wilhelms, der Könige Friedrichs I., Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. Unter den öffentl. Gebäuden ist das königl. Schloß in der Altstadt bemerkenswerth, welches Kurfürst Friedrich Wilhelm zu bauen anfing und Friedrich II. vollendete. Es ist ein längliches Viereck von 3 Geschossen. Das Hauptportal ist auf dem alten Markte und die Hauptfaçade auf der Garten- und Havelseite. Man bewundert die Säulenreihen auf der Seite gegen die lange Havelbrücke und zwischen der Mitte des Flü-

gels und dem königl. Reitpferdestalle; die erstere besteht aus 20 und die andre aus 32 freistehenden korinthischen Säulen mit dazwischenstehenden Gruppen und Statuen. Das Rathhaus hat Friedrich II. nach dem Muster des amsterdamer 1754 erbauen lassen. Auf der Mitte des Gebäudes steht der Thurm mit einer Kuppel, auf welcher ein kupferner Atlas in Riesengröße die Weltkugel trägt, Beides von getriebenem Kupfer und vergoldet. Auf der Waisenstraße, einer der längsten Straßen Potsdams, steht das große k. Militairwaisenhaus, in welchem über 600 Kinder und außerhalb noch von demselben über 2000 Kinder von Militairpersonen verpflegt werden. Dieses 4 Geschoß hohe Gebäude macht mit dem landschaftlichen Hause ein großes Viereck aus. Von den Kirchen sind merkwürdig: die Hof- und Garnisonkirche, mit einem schönen Glockenspiel. Unter der marmornen Kanzel ruhen Friedrich Wilhelm I. in einem marmornen und Friedrich II. in einem zinnernen Sarge; die heil. Geistkirche mit einem hohen prachtvollen Thurme, die lutherische Stadtkirche zu St.-Nicolai, und die französisch-reformirte Kirche, nach dem Muster des Pantheons zu Rom erbaut. Auch das Schauspielhaus und das neue große Armen- und Krankenhaus müssen angeführt werden. Potsdam ist der Sitz der kurmärk. ökonom. Gesellschaft, und besitzt mehre wohlthätige Vereine in Schulen, eine Gärtnerlehranstalt mit einer Landesbaumschule, ein Schullehrerseminarium; Louisens Denkmal ist eine Stiftung zur Ausstattung tugendhafter Mädchen. In der Gewehrfabrik werden die in Spandau geschmiedeten Flintenläufe geschäftet und equipiret, die Gewehre mit Schlössern versehen und in fertigen Stand gesetzt. Gegenwärtig beschäftigt diese Fabrik gegen 160 Arbeiter. Das lange, 4 Geschoß hohe, Gebäude nimmt mit den zu dieser Fabrik gehörigen Häusern eine ganze Straße ein. Die übrigen Fabriken, als in Taback, Baumwolle, Seidenzeuchen, Bleistiften, Leder, Tuch, Wachsleinwand ꝛc., sind minder bedeutend. Vor den meisten Thoren sind schöne Alleen, und weiter hin, größtentheils an der Havel, Wälder, buschigte Hügel und Weinberge. Von einigen benachbarten Bergen hat man Aussichten nach der Stadt über die Havel nebst einigen Seen, nach verschiedenen Dörfern und nach den k. Gärten, Lustschlössern und Häusern, welche zum Theil auf kleinen Anhöhen liegen. Durch das brandenburger Thor — ein schöner, mit freistehenden korinthischen Säulen gezierter Triumphbogen, nach dem Muster des trajanischen in Rom — gelangt man nach dem k. Lustschlosse Sanssouci (s. d.). S. H. L. P. Schmidt's „Gesch. und Topogr. der k. Residenzstadt Potsdam" (Potsd. 1825); auch Friedr. Nicolai's „Beschr. von Berlin und Potsdam", im Ausz. und fortgef. als „Wegweiser durch Berlin und Potsdam und die umliegende Gegend" (6. A., Berl. 1827); und des Conducteurs v. Möllendorf „Plan von Potsdam, mit Ansichten" (Berl. 1827).

Pottasche, das feuerbeständige Gewächslaugensalz (Pflanzenalkali) (s. Alkali), welches man durch Auslaugen und Verkalken aus Holz oder gewissen Pflanzen erhält, die in besonders dazu eingerichteten Öfen oder Gruben durch die Aschenbrenner oder Äscherer gebrannt worden sind. Das meiste Salz gibt die Asche von Birken, Roth- und Hainbuchen, Weiden, Ellern, Eschen, Ahornbäumen und Rüstern. Die gewonnene und in der Aschenkammer aufbewahrte Asche wird erst in den Äschern mit kaltem Wasser eingeweicht, darauf mit heißem Wasser oder warmer Lauge ausgelauget. Die genugsam gesättigte Lauge wird in großen eingemauerten eisernen Töpfen (pots, daher der Name Pottasche), Kesseln, oder in seichten Pfannen hart gesotten, bis alles Wasser verdunstet ist, dann von der rothen Asche in dem Kalcinirofen gereinigt, wobei durch Regierung des Feuers das Verglasen des Salzes zu vermeiden ist. Die auf dem Kühlherde erkaltete Pottasche hat eine weißbläulichte Farbe. Soll sie ein ganz reines alkalisches Salz werden, so muß man die feinste und beste Pottasche noch verschiedene Male auflösen, wieder verdunsten und anschließen lassen und dann in wohlverwahrte Gefäße (Töpfe, Pötte), weil sie die

Feuchtigkeit aus der Luft anſichzieht, verſchließen. Das angegebene Verfahren beim Pottaſchbrennen iſt das zweckmäßigſte und in Deutſchland gewöhnlichſte. Die meiſte Aſche wird aus Ungarn, Mähren, Polen, Rußland, über Danzig, Königsberg, Riga, Elbing ꝛc. zum Handel gebracht. In Rußland iſt ſie Monopol der Krone. Es gibt allenthalben viele Pottaſchſiedereien, wo das Holz und beſonders der Abfall in geringem Werthe ſteht.

Potter (Paul), Thiermaler, geb. zu Enkhuiſen 1625, der Sohn eines Malers (Peter P.), von dem er den erſten Unterricht erhielt, den er aber bei weitem übertraf. Schon im 15. J. hatte er allgemein bewunderte Werke geliefert, und als er ſich in Haag niederließ, erhielt er ſo viel Aufträge, daß er nicht Allen Genüge leiſten konnte. Beſonders arbeitete er viel für den Prinzen Moritz von Oranien. Sein Fach war Thiermalerei und Landſchaften, doch zeichnete er ſich beſonders in der erſtern aus; die letztern dienen ihm gewöhnlich nur, um die Kühe, Schafe, Ziegen, die ſ. Lieblingsgegenſtände ſind, im mannigfachſten Leben, in den wechſelndſten Gruppen zu zeigen. Das Colorit iſt ungemein glänzend, und ſo fein alle einzelne Theile ausgeführt ſind, ſo wenig iſt eine Spur von Zwang, Steifheit und Manier zu bemerken. Gewöhnlich arbeitete er nur Stücke von mäßigem Umfange. Allein ein Stück im Louvre, das urſprünglich dem Prinzen von Oranien gehörte und einen Hirten mit einer Heerde in natürlicher Größe darſtellt, zeigt, daß er auch für große Compoſitionen Sinn hatte. Seine Spaziergänge waren immer nur dem Studium gewidmet; auf ihnen wurde, was er in ſ. Fache wahrnahm, gleich ſkizzirt. Die ſtete Arbeitſamkeit ließ ihn kein hohes Alter erreichen. Er ſtarb 1654, 29 J. alt, zu Amſterdam, wohin er ſich 2 Jahre vor ſ. Tode begeben hatte. Auch Kupferſtiche hat man von ihm, die nicht weniger geſchätzt ſind. P.'s Cabinetsſtücke werden ſehr theuer bezahlt. Seine piſſende Kuh, welche aus der kaſſeler Galerie nach Paris geführt wurde, kaufte Alexander von Rußland 1814 in Paris aus der Galerie Malmaiſon für 6000 Thlr.

Pottery, die Töpferei. So nennt man in England eine reiche Fabrikgegend in der Grafſchaft Stafford, die den Gewerbfleiß und den Handelsgeiſt der ganzen Nation im Kleinen darſtellt. Sie umfaßt eine Strecke von etwa 12 engl. Meilen, mit einer Bevölkerung von 60,000 Menſchen, die, in mehre kleine Städte und Dörfer vertheilt, nach und nach ſo aneinandergerückt ſind, daß ihre Wohnungen eine einzige Stadt zu bilden ſcheinen. Dieſe Pottery hat ein ſonderbares Anſehen. Ein verworrener Haufe kunſtloſer Gebäude, die, durch bloße Feldwege verbunden, mitten unter Meiereien und Äckern liegen und durchaus keine Spur von Luxus zeigen, iſt ſtets mit einer dichten Rauchwolke bedeckt. Jeder Bewohner ſtrebt im Genuſſe der freieſten Thätigkeit durch Arbeit nach Reichthum; daher gibt es in dieſer kaufmänniſchen Republik keine Polizei, kein Straßenpflaſter, keine Straßenbeleuchtung. Man findet Kirchen und Betſäle für alle chriſtliche Bekenntniſſe; wiſſenſchaftliche Cabinette und Schulen verbreiten nützliche Kenntniſſe; es erſcheint eine Pottery-Gazette in dem Hauptorte Stanley; es hat ſich ſogar ein wiſſenſchaftlicher Verein gebildet, der ſich „die philoſophiſche Geſellſchaft der Töpferei" (Philosophical society of the pottery) nennt. Beiſpiel und Nacheiferung erhalten den Erfindungsgeiſt und Vervollkommnungstrieb in ſteter Spannung. Die Pottery verdankt ihr Aufkommen dem Beiſpiel und dem Unternehmungsgeiſte Wedgwood's (ſ. d.). Der Umſtand aber, daß ſich unter demſelben Boden, auf welchem die Gebäude ſtehen, die ergiebigſten Steinkohlenminen befinden, hat die Vermehrung der Fabriken begünſtigt. Im Anfang des 18. Jahrh. war die Gegend nur von wenigen Landleuten bewohnt, die aus der Thonerde ihres Bodens einige grobe Töpferwaaren verfertigten. Jetzt verſorgen ſie England und das Ausland mit dem geſchmackvollſten Geſchirre. Nach den Zollliſten betrug 1822 die Ausfuhr an Töpferwaaren aus England 423,399 Pf. St., und an fremden Töpferwaaren

(meistens franz. und chines. Porzellan) hatte England nicht mehr als für 4992 Pf. St. gebraucht; 1823 war die Ausfuhr bis auf 489,792 Pf. St. gestiegen, während der Bedarf vom Auslande sich nur auf 6695 Pf. St. belief.

Pougens (Marie Charles Josephe de), Dichter und Sprachforscher, geb. den 15. Aug. 1755 zu Paris, wurde als Sprößling der Liebe einer hohen Person am Hofe, unter Aufsicht einer Dame aus der Familie Arnaud sorgfältig erzogen. Schon als Knabe versuchte er, hingerissen von dem Reize der Geßner'schen Idyllen, eine Nachahmung dieser Poesien in s. Gedichte: „L'aurore". Zur diplomatischen Laufbahn bestimmt, wurde er, 20 J. alt, mit Bewilligung des Königs und mit Empfehlungsschreiben von einem Prinzen des Hauses nach Italien zu dem Cardinal Bernis geschickt, durch welchen er dem maltesischen Gesandten in Rom, dem Baillí de la Brillane, empfohlen und von diesem zu den wichtigsten Geschäften gebraucht ward. In dieser Zeit (1777) war es auch, daß P. sein großes, bis jetzt noch nicht vollendetes Werk: „Trésor des origines et dictionnaire grammatical raisonné de la langue française" begann, von dem seitdem „Le specimen" erschienen ist (1819, 4.), und das nach einem erweiterten Plane, wie Sam. Johnson's Werk über die engl. Sprache, angelegt ist. Ein großes Unglück entzog ihn aber bald seinen gelehrten und amtlichen Beschäftigungen. Kaum 24 Jahr alt, bekam er die Blattern; das Gift warf sich auf die Augen und beraubte ihn des Tageslichts für immer. Er blieb nun mehre Jahre in Paris, sich die Einsamkeit seiner Nacht durch gelehrte Beschäftigungen versüßend, ward aber später, da mancher Kummer im Vaterlande ihn traf, auf sein Gesuch nach England gesendet, wohin er früher schon einige Reisen Behufs mehrer Nachforschungen im britischen Museum für sein Werk über die Sprachen gemacht hatte, und woselbst er nun Theil an den Unterhandlungen über einen Commerztractat nahm, der 1786 zwischen den Höfen von Versailles und St.-James abgeschlossen wurde. P. hatte die Grundlagen desselben in verschiedenen Denkschriften aufgestellt. Nach s. Rückkehr verlor er durch die Revolution nicht nur eine ihm auf das große Buch von Frankreich angewiesene jährl. Rente von 10,000 Livr., sondern auch die Aussicht zu einem Priorate, das er als Malteserritter erhalten konnte. Dieser Verlust zwang ihn, auf irgend eine s. Lebensbedürfnisse deckende Arbeit zu denken. Er übersetzte jetzt Forster's „Reise an den Rhein und nach England" und ähnliche Werke. Bald gewährte ihm aber dies keine Hülfe mehr, und der äußersten Noth preisgegeben, faßte er den für s. Lage kühnen Entschluß, sich in den Bücherverkehr zu werfen. Mit 10 Francs Assignaten (damals 1½ Francs Silber) und ohne Unterstützung begann er sein Unternehmen, und schon nach wenigen Jahren stand der redliche, unermüdet thätige Mann an der Spitze einer bedeutenden Commissionsbuchhandlung und einer Druckerei in Paris, welche 50—60 Personen beschäftigten. Aber gezwungen, oft und lange Credit zu geben, verlor er durch Bankrutte innerhalb 5 Tagen 120,000 Fr. und würde abermals dem bittersten Mangel verfallen sein, hätte ihm nicht eine wohlhabende Bekannte durch ein Darlehn von 12,000, und Napoleon, damals erster Consul, dem er s. Lage vorstellte, mit einem von 40,000 Fr. geholfen. Hierdurch in den Stand gesetzt, s. Geschäfte fortzusetzen, zahlte er bald die ihm von dem ersten Consul geliehene Summe zur Hälfte ab, und Bonaparte, der unterdessen Kaiser geworden, sandte ihm dagegen die Quittung über das Ganze. — Nachdem sich P. 1805 in Holland mit Miß Sayer, einer Nichte des engl. Admirals Boscowen, deren Bekanntschaft er in England gemacht, vermählt hatte, zog er sich 1808 von allen Geschäften zurück und lebt seitdem, einzig der Wissenschaft und dem Umgange mit wenigen Freunden sich widmend, mit s. Familie und s. Freunde und Schüler, Theodor Lorin, auf dem Landhause einer Freundin in dem Vallée de Vauxbuin bei Soissons, von wo aus er u. d. N. „Le vieil ermite du vallée de Vauxbuin" mehre s. zartesten und geistreichsten, zum Theil durch Fr. Gleich ins

Deutsche übertragenen „Contes" (Paris 1798) in Druck gegeben hat. Von s. vielen Schriften nennen wir außer s. „Trésor des origines de la langue française" nur: „Récréation de philosophie et de morale" (Yverdun 1784); „Essai sur divers sujets de botanique et de minéralogie" (Paris 1798); „Essai sur les antiquités du nord et les anciennes langues septentrionales" (2. Aufl., Paris 1799); „Archéologie française, ou vocabulaire de mots anciens tombés en désuétude", ein gelehrtes Werk, mit Beispielen aus den franz. Schriftstellern des 12. bis 16. Jahrh. (2 Bde., Paris 1823); „Les quatre âges", eine zarte, fast in alle europäische Sprachen übersetzte Dichtung (deutsch: „Die vier Alter des Lebens", von Fr. Gleich); „Lettres d'un Chartreux"; „Abel, ou les trois frères" (beide deutsch von Fr. Gleich); „Lettres de Sosthène à Sophie"; „Jocko, épisode détaché des lettres inédites sur l'instinct des animaux" (Paris 1824, eine liebliche Erzählung, auf Naturbeobachtungen an einem Affenweibchen gegründet); „La réligieuse de Nimes" (2. Aufl., 1824); und „Lettres sur divers sujets de morale", mit Anekdoten über Voltaire, Rousseau, d'Alembert u. A. und einer in Briefform abgefaßten Dissertation über Galilei's Leben und Werke (1824). P. ist Mitgl. der Akad. der schönen Künste und Inschriften, der Akad. zu Lyon, und seit Herausgabe jenes „Specimen" auch mehrer a. auswärt. Akad. und Inhaber des Ordenskreuzes des heil. Johannes von Jerusalem und des Ordens von Karl III. von Spanien. Seit 1806 ernannte ihn die Kaiserin Mutter von Rußland, und einige Jahre darauf auch der Großfürst Konstantin zu ihrem Correspondenten. 1825 wurde zu Leipzig eine vollständ. deutsche Übersetzung der Pougens'schen Schriften begonnen. 12.

Poussin (Nicolas), Historien- und Landschaftsmaler, geb. zu Andelys in der Normandie 1594, stammte aus einer edeln, aber sehr armen Familie. Er machte seine ersten Studien in s. Heimath und in Paris unter sehr mittelmäßigen Meistern mit ausgezeichneten Fortschritten. Sein Verdienst war bereits anerkannt und verschaffte ihm zahlreiche Aufträge, als er aus Verlangen, sich in s. Kunst zu vervollkommnen, 1624 nach Italien ging. Zu Rom trat der Dichter Marini mit ihm in ein freundschaftliches Verhältniß und flößte ihm Geschmack an den Dichtern Italiens ein, in denen P. reichen Stoff für s. Compositionen fand. Nach Marini's Tode fehlte es P. an Unterstützung, und er sah sich genöthigt, s. Arbeiten zu sehr niedrigen Preisen zu verkaufen. Dennoch war er unablässig theils mit der Ausübung s. Kunst, theils mit den Studien der Geometrie, Perspective, Architektur, Anatomie und andern dem Maler nöthigen Wissenschaften beschäftigt. Auch seine Unterhaltung, s. Spaziergänge, seine Lecture hatten fast immer Bezug auf s. Kunst. Für s. Figuren diente ihm die Antike zum Muster; er modellirte mit vieler Geschicklichkeit Statuen und Reliefs, und es wäre allein auf ihn angekommen, ein trefflicher Bildhauer zu werden. In s. Landschaften folgte er der Natur. Sie stellen gemeiniglich Ebenen mit Ruinen einer prachtvollen Architektur dar. In allen seinen Werken erkennt man eine reife Überlegung; nichts ist zufällig oder absichtslos. Bald fand er großmüthige Unterstützung durch den Cardinal Francesco Barberini und den Ritter Cassiano del Pozzo, für welchen er die bekannten sieben Sacramente malte. P. wurde durch diese Arbeiten auch in Frankreich berühmt. Dies bewog den Cardinal Richelieu, ihn auf die Empfehlung des Oberbauintendanten Denoyers nach Paris zu berufen, um die große Galerie des Louvre zu verzieren. Ludwig XIII. ernannte ihn daher zu s. ersten wirklichen Maler mit einem jährl. Gehalte von 3000 Livres. P. kam 1640 zu Paris an, erhielt viele Aufträge, besonders Geschichten aus dem Alten Test. betreffend und eine Wiederholung der sieben Sacramente, fand sich aber sogleich von Widersachern umgeben. Der Maler Jacques Fouquiers hatte den Auftrag, die Galerie mit Ansichten der Hauptstädte von Frankreich zu decoriren, und der Architekt Mercier überlud die Galerie

nit Verzierungen. P. sah sich genöthigt, sein Amt damit anzufangen, daß er ihre Arbeiten wegschaffen ließ. Auch hatte er gegen die ganze Schule des von der Königin begünstigten Simon Vouet zu kämpfen, und seine Gemälde gefielen dem auf das Glänzende und Blendende gerichteten Geschmacke der Franzosen überhaupt weniger als den kunstsinnigen Italienern. Für einen friedliebenden Künstler, der sich ganz der Liebe zu s. Kunst hingab, war ein so unruhiges Verhältniß nicht, daher er ihm auch bald wieder entsagte. Schon im Sept. 1642, als er sich mit den Cartons zu einer Darstellung der Arbeiten des Hercules für die Gälerie des Louvre beschäftigte, kehrte er nach Rom zurück, welches er bis zu s. Tode, 1665, nicht mehr verließ. Obgleich Ludwig XIV. ihm Titel und Gehalt gelassen hatte, so lebte P. doch immer in sehr mäßigen Umständen. Seine Uneigennützigkeit verschmähte die Mittel, sich zu bereichern, was ihm nicht hätte schwer werden können; er arbeitete mehr für den Ruhm als für schnöden Gewinn. Voll Verehrung für die Alten strebte er dem hohen Ideale nach, das wir bei Diesen finden. Er zeichnete mit vieler Correctheit; s. Composition ist verständig, ernst und edel. Seine Erfindungen sind geistreich, s. Styl groß und heroisch, s. Ausdruck nähert sich dem des Rafael, daher ihn auch Einige den Rafael Frankreichs genannt haben. Er bildete die sogenannte heroische Landschaft mit großem Glücke aus und strebte auch hier nach dem Bedeutsamen, wovon die Landschaft, Arkadien genannt, zeugt. Was er war, war er durch sich selbst; s. einziger Schüler war s. Schwager Kaspar Dughet, der sich durch s. schönen Landschaften berühmt gemacht hat. P. hatte auch die Werke Tizian's studirt; aber s. spätern Gemälde stehen in Ansehung des Colorits den frühern nach, da er späterhin diesen Theil der Kunst vernachlässigte, um desto mehr Fleiß auf die Zeichnung zu wenden. Getadelt wird an P.'s Gemälden eine zu gelehrte Anordnung und Vorliebe für Episoden, eine gewisse Einförmigkeit in den Stellungen, Mienen und im Ausdrucke der Figuren, zu große Fülle von Falten in den Gewändern, zu kleine Proportionen: Fehler, die aus einer zu strengen Nachahmung der Alten entsprungen sein mögen. Aber trotz dieser Fehler kann P. mit den größten Meistern Italiens verglichen werden. Zu s. berühmtesten Werken gehören die sieben Sacramente, eine treffliche Folge von Gemälden (2 Mal), ferner die Sündflut, der Germanicus, die Einnahme von Jerusalem, die Pest der Philister, Rebekka, die Ehebrecherin, Moses, als Knabe, und Moses, der mit s. Stabe Wasser aus dem Felsen schlägt, die Anbetung des goldenen Kalbes, Johannes, welcher in der Wüste tauft u. s. w.; außerdem eine große Anzahl trefflicher Landschaften. Sein Leben hat Bellori ital. geschrieben. Nach ihm gestochen haben Chateau Poilly und Claudine Stalla.

Poussiren, s. Bosse.

Poyais, eine fruchtbare Landschaft in der Nähe der Hondurasbai, 30 Stunden von der engl. Niederlassung Balize, mit der Hauptst. gl. N. am linken Ufer des Rio Tinto. Sie ist ein Theil der Mosquitoküste, die an die Republik Mittelamerika (s. d.) oder Guatemala grenzt, aber von der Republik Colombia in Anspruch genommen wird. Die kriegerischen Eingeborenen, die sich Poyas nennen, haben bis jetzt ihre Unabhängigkeit behauptet. Dies benutzte ein schottischer Abenteurer, Gregor Mac-Gregor, ehemals Oberster in der britischen Armee, dann Anführer eines Insurgentenhaufens in Venezuela (1816), der 1819 Portobello erobert, aber bald darauf von den Spaniern überfallen, sich durch die Flucht gerettet hatte, um hier eine Niederlassung zu gründen. Er erwarb sich das Vertrauen der Indianer, die ihn zu ihrem Kaziken wählten. Seitdem war er bemüht, den wilden Stamm s. Unterthanen und Abenteurer, die sich bei ihm einfinden, in ein Volk und Bürgerthum zu verschmelzen. Er gründete Schulen und beförderte den Tauschhandel mit Engländern und Amerikanern. Allein die Regierung von Colombia erklärte (5. Jul. 1824) diese Ansiedelung des sogen. Fürsten von Poyais

für gesetzwidrig, weil der Theil der Mosquitoküste vom Cap Gracias a Dios bis zum Flusse Chagres schon 1803 von Guatemala getrennt und dem ehemaligen, jetzt mit Colombia vereinigten Vicekönigreiche Neugranada beigefügt worden sei, mithin die Republik Colombia das Eigenthums- und Hoheitsrecht über Poyais habe. Dessenungeachtet gelang es dem sogen. Fürsten von Poyais, 1824 eine Anleihe auf der londner Börse mit namhaften Häusern abzuschließen. — In s. Lande wächst der prachtvolle, bis 100 Fuß hohe Mahagonibaum, das Blutholz, ein Färbematerial, Cedernholz, der Manglebaum u. a. Im Innern gibt es wilde Pferde, Büffel und Stiere. Hauptproduct ist Indigo; auch baut man Zucker, Caffee, Cacao, Bergreis, Mais, Taback; man sammelt treffliche Cochenille und die Purpurmuschel. Thom. Strangeway, Mac-Gregor's Adjutant, gab e. „Sketch of the Mosquito-Shore, including the territory of Poyais etc." heraus (Edinburg 1824).

Pozzuoli, s. Neapel (Stadt und Umgebung von).

Präadamiten nennt man diejenigen Menschen oder Menschengeschlechter, welche vor Adam gelebt haben sollen, indem man annimmt, daß die Erde schon früher von Menschen bewohnt worden sei (Protoplasten), als die mosaische Erzählung besagt. Man hat daher eine eigne präadamitische Schöpfung angenommen, und Isaak Peyrer (1655) hat behauptet, daß von den Präadamiten die nachmaligen heidnischen Völker, von Adam und Eva aber die Juden abstammten. Häufig nennt man auch Präadamiten gewisse Erzeugnisse der Urwelt.

Präbende oder Pfründe, ein gewisses jährliches Einkommen von einer geistlichen Stiftung; dann überhaupt, besonders in der römisch-kathol. Kirche, ein geistliches Amt, dem ein Theil der Kirchengüter oder die Einkünfte davon zum nöthigen Unterhalte angewiesen sind, z. B. Bisthümer, Kanonikate, Pfarren u. s. w. Ferner heißt auch eine andre Stelle, zu der man sich in ein Stift, in ein Hospital u. dgl. einkauft, eine Pfründe, und in diesem Sinne gibt es deren auch in der evangel. Kirche. Endlich pflegt man jede jährliche Leibrente eine Präbende zu nennen. Der sie zieht, heißt Präbendarius oder Pfründner.

Präcipitat, Präcipitation, s. Niederschlag.

Präclusion (jur.). Der Betrieb und die Möglichkeit der Beendigung processualischer Verhandlungen beruht darauf, daß die Parteien entweder durch Strafbefehle angehalten werden, die erfoderlichen Handlungen oder Erklärungen vorzunehmen, oder daß man ihnen dazu gewisse Fristen vorschreibt, nach deren Ablauf es dafür angesehen wird, als hätten sie ihrem Rechte entsagt. Sie werden dann mit diesen Handlungen oder Ansprüchen ausgeschlossen, präcludirt. Besonders ist dies nothwendig, wenn man Diejenigen, welche Ansprüche zu machen haben, die Gläubiger bei einem Concurse oder einer Erbschaft, die Erben, die Inhaber eines abhanden gekommenen Schuldbocuments u. dgl., gar nicht kennt. Sie werden öffentlich vorgeladen, und die Ausbleibenden ihrer Ansprüche an diese Concursmasse, an die Erbschaft, an das Document theils überhaupt, theils in gewisser Hinsicht durch ein Präclusionsdecret oder einen Präclusionsbescheid für verlustig erklärt. Im Concurs muß dies dem Erkenntniß über die Rangordnung der Gläubiger (dem Locations- oder Classificationserkenntniß) vorangehen. 37.

Prädestination und Prädestinatianer, s. Gnade.

Prädeterminismus, die Lehre und Ansicht Derer, welche behaupten, der Mensch sei durch eine höhere Macht, ohne Rücksicht auf seinen Willen, nicht nur zu Glück oder Unglück, sondern auch zu Tugend und Laster vorausbestimmt (prädeterminirt). (Vgl. Determinismus.) S. Zollich, „Über Prädeterminismus und Willensfreiheit" (Nordhausen 1825).

Prädicamente, s. Kategorien.

Prädicantenorden, s. Dominicaner.

Prädicat ist in der Logik der Beilegungsbegriff, die Aussage des Urtheils (s. d.), Das, was von einer vorausgesetzten Vorstellung (Subject) behauptet wird. Enthält diese Aussage ein Merkmal, welches auf die Vorstellung, als Gegenstand, bezogen, d. h. ihr beigelegt oder abgesprochen wird, dann heißt dies Prädicat im engen Sinne, was bei dem kategorischen Urtheil vorkommt. Sonst heißt Prädicat auch Eigenschaft einer Sache überhaupt und im gemeinen Leben Titel.

Pradon (Jean Nicolas), Dichter, geb. aus Rouen, starb zu Paris 1698. Seine Trauerspiele hatten bei ihren ersten Vorstellungen viel Bewunderer und vornehme Freunde, zu welchen selbst St.-Evremont und Frau v. Sevigné gehörten. P. wagte sogar, sich als einen Nebenbuhler Racine's zu zeigen, indem er einen von Diesem bearbeiteten Stoff ebenfalls bearbeitete. Wirklich wurde sein Trauersp. „Phèdre et Hippolyte", das 1677 auf der Bühne erschien, mit vielem Glanze gegeben und schien einige Zeit den Vorzug zu behaupten, ist aber gegenwärtig fast vergessen. Mehr bekannt ist s. „Regulus" und „Tamerlan". Boileau trug durch seine Angriffe viel dazu bei, P. lächerlich zu machen, der allerdings ein sehr mittelmäßiger Dichter und überdies höchst unwissend und voll Anmaßung war. Seine Theaterstücke erschienen zu Paris 1744 (2 Bde., 12.).

Pradt (Dominique Dufour de), vormaliger Erzbischof von Mecheln, geb. zu Allanches in Auvergne den 23. April 1759, einer der fruchtbarsten politischen Schriftsteller, war vor der Revolution Großvicar des Cardinal-Erzbischofs von Rouen. Als Abgeordneter der Geistlichkeit der Normandie in der constituirenden Nationalversammlung war er ein so entschiedener Royalist, daß er sogar den Abbé Maury zu überbieten wußte. Nach Beendigung dieser Versammlung unterzeichnete P. die Protestationen der rechten Seite, verließ Frankreich und ging nach Münster, wo er mit der Fürstin Gallizin bekannt wurde. 1798 schrieb er in Hamburg, ohne sich zu nennen: „L'antidote au congrès de Rastadt", und nachher „La Prusse et sa neutralité", 2 Flugschriften, welche Aufsehen machten, weil P. sich heftig gegen das System des Friedens mit der Republik Frankreich erklärte. Nach dem 18. Brumaire kehrte er nach Frankreich zurück. Seine erste Schrift, welche er hier herausgab: „Les trois âges des colonies", in welcher er die völlige Freigebung derselben predigt, fand wenig Beifall. Fast ohne alle Hülfsmittel zurückgekehrt, wandte er sich an s. Verwandten, den Marschall Duroc. Dieser stellte ihn dem Kaiser vor, dem er durch seine geistreichen Antworten gefiel. Er erhielt die Stelle des ersten Almoseniers des Kaisers, wohnte 1804 der Krönung und Salbung Napoleons bei und ward zum Baron und zum Bischof von Poitiers ernannt. Der Papst selbst segnete ihn ein. P. behielt s. Posten als Almosenier des Kaisers, daher s. Scherzwort: „L'aumônier du dieu Mars". Er begleitete ihn zur Krönung nach Mailand und 1808 nach Bayonne, wo er zu den Verhandlungen mit Escoiquiz gebraucht wurde. 1809 erhielt er das Erzbisthum Mecheln; 1811 unterhandelte er mit dem Papste zu Savona, und 1812 ward ihm die wichtige Gesandtschaft in Warschau ertheilt. Von hier vertrieb ihn, nach dem unglücklichen russ. Feldzuge, die Annäherung des Feindes. P. hat die Geschichte dieser Gesandtschaft und Napoleons Rückkehr in s. „Hist. de l'ambassade dans le Grand-duché de Varsovie" (1815) beschrieben, die 8 Aufl. erlebte und fast in alle europ. Sprachen übersetzt wurde; allein die beißende Satyre, die darin herrscht, ist eines Historikers unwürdig. Er fiel in Ungnade, verlor s. Stelle als Almosenier und mußte sich in s. Sprengel begeben. Allein 1814 kam er wieder nach Paris, um bei der ersten Einnahme und den dabei gepflogenen Unterhandlungen eine Rolle übernehmen zu können, wozu ihm das Vertrauen Talleyrand's, mit welchem er sich für die Wiederherstellung des Hauses Bourbon aussprach, die Gelegenheit gab. Die pro-

visorische Regierung ertheilte ihm den wichtigen Posten des Kanzlers der Ehrenlegion. Er zog sich jedoch bald auf seine Güter in Auvergne zurück und verbarg sich daselbst während Napoleons hundert Tagen. Nach der 2. Restauration erhielt Macdonald den Kanzlerposten der Ehrenlegion. Seitdem lebt P. ohne Anstellung. Gegen ein Jahrgeld von 10,000 Fr., die ihm der König der Niederlande zahlt, entsagte er allen seinen Rechten auf das Erzstift Mecheln. Seit 1815 schrieb er: „Du congrès de Vienne"; „Récit historique sur la restauration de la royauté en France"; „Des colonies et de la révolution actuelle de l'Amérique"; „Des quatre concordats"; „L'Europe après le congrès d'Aix-la-Chapelle"; „Congrès de Carlsbad" (2 Thle.); „De la révolution de l'Espagne et de ses suites" (1820); „Petit catéchisme à l'usage des Français sur les affaires de leur pays" (1820); „De l'affaire de la loi des élections" (1820). Wegen letzterer Schrift ward er als Aufruhrstifter hart angeklagt; Paris hörte ihn bei Gelegenheit dieses Processes sowol des Gegenstandes wegen als auch wegen der von ihm und s. Sachwalter Dupin dabei gezeigten glänzenden Beredtsamkeit, in Folge welcher er losgesprochen wurde, mit großer Theilnahme. Vgl. den „Procès complet de M. de Pradt pour son ouvrage sur l'affaire de la loi des élections" (1820). 1821 mußte er sich abermals vor dem correctionnellen Polizeitribunale zu Paris wegen eines bei Gelegenheit des Congresses zu Verona von ihm verfaßten Artikels im „Constitutionnel" vom 14. Oct. (betitelt: „Mon congrès") vertheidigen. Er that dies durch einen Sachwalter und ward losgesprochen. Dieser Aufsatz war gegen Hrn. v. Bonald gerichtet und enthielt die auffallende Behauptung, daß Frankreich, wenn es sich für die Constitutionen von Spanien, Portugal und Neapel hätte erklären wollen, eine Verbindung von 50 Mill. Köpfen zu Stande gebracht haben würde, wodurch es seinen durch Napoleons letzte Fehler verlorenen Einfluß in Europa auf das glänzendste wiederherzustellen vermocht hätte. Der „Östreichische Beobachter" hat dagegen gezeigt, welch Unheil eine solche revolutionnaire Coalition für ganz Europa und für die Bundesglieder selbst gehabt haben würde. Mehr Aufsehen erregte P.'s Schrift: „De la Grèce dans ses rapports avec l'Europe (Paris 1822), die viel Wahres, aber wenig Neues enthält. Er bemüht sich darin zu zeigen, daß die Türkei zugleich der Leichnam und das Grab der Völker, der Künste und Wissenschaften sei; ein neues griechisches Reich würde ein neues Gegengewicht gegen die großen Mächte bilden; Europa dürfe die Befreiung der Griechen nicht Rußland überlassen u. s. w. Bald darauf erschien s. „Examen d'un plan présenté aux Cortès pour la reconnaissance de l'indépendance de l'Amérique espagnole" (Paris 1822); diese Prüfung eines unhaltbaren Planes hat der Erfolg bestätigt, und Canning hat 1825 gethan, was P. den Spaniern 1822 zu thun anrieth. Gleichzeitig schrieb der unermüdete P. „Parallèles de la puissance anglaise et russe relativement à l'Europe, suivis d'un aperçu sur la Grèce" (1823), worin er die Behauptung aufstellte, daß in Europa nur 2 Staaten, England und Rußland, wirklich im vollen Besitze ihrer Unabhängigkeit und im Stande seien, eine thätige Politik in ihrer Wechselwirkung auf die übrigen Staaten zu üben, denen fortan nichts als die Wahl verstattet bliebe, sich an die eine oder die andre dieser beiden Mächte anzuschließen; Frankreich insbesondere müsse vorzugsweise dem britischen Systeme folgen. Da diese Schrift durch glänzende Übersichten, kecke Voraussetzungen und gewandte Folgerungen blendete, so wurde sie einer gründlichen Prüfung von einem sachkundigen Manne unterworfen. Charles Dupin in s. „Observations sur la puissance de l'Angleterre et sur celle de la Russie etc." (2. Aufl., Paris 1824) zeigte das Unhaltbare jener Behauptung durch eine genauere Betrachtung der genannten beiden Hauptmächte. 1824 gab P. „L'Europe et l'Amérique en 1822 et 1823" (2 Bde.) — die dritte Schrift von ihm über diesen Gegenstand — heraus, worin er die

Ideen und Grundsätze der Staatskunst in der alten und in der neuen Welt historisch darstellt und sodann den Liberalismus, als das Bestreben nach Ordnung und Wahrheit, von dem Gehässigen eines Parteinamens zu befreien sucht; indeß verräth er bei jener Übersicht in der ältern Geschichte viel Unkunde, auch betrachtet er seinen Gegenstand einseitig und daher unrichtig, wenn er annimmt, daß ein Kampf der absoluten Monarchie gegen die constitutionnelle den Charakter der europäischen Continentalpolitik ausmache. In s. Schrift: „De la France, de l'émigration et des colons" (Paris 1825), erklärte er sich gegen die Entschädigung der franz. Ausgewanderten, obgleich er selbst eine Zeitlang zu den Ausgewanderten gehört hatte. Auch s. neuesten Schriften: „L'Europe par rapport à la Grèce et à la réformation de la Turquie" (Paris 1826) und „Garanties à demander à l'Espagne" (Paris 1827), worin er die Abschaffung des Mönchthums als nothwendig darstellt, beweisen, daß P. im Allgemeinen zu denjenigen Zeitschriftstellern gehört, die über die wichtigsten Fragen der neuern Staatskunst mit Geist sprechen und pikante Ansichten in einem anständigen Tone mit Mäßigung vortragen; allein Wortfülle und Wiederholungen vermindern ebenso sehr den Werth s. Schriften in Hinsicht der Form als einseitige und oft seichte Darstellung in Hinsicht des Inhalts. Sein Motto ist: „Le genre humain est en marche, et rien ne le fera rétrograder". 20.

Präexistenz, das Dasein der menschlichen Seele vor Erzeugung des gegenwärtigen Körpers, zufolge der Meinung, Gott habe vor der Welt alle Seelen zugleich erschaffen, welche bei der Erzeugung oder Geburt mit den menschlichen Leibern verbunden würden. Es war dies ein in dem Orient sehr verbreitetes Philosophem. Auch griechische Philosophen, besonders solche, welche eine Seelenwanderung annahmen, z. B. Pythagoräer, Empedokles und selbst Platon, nehmen eine solche Präexistenz an. Die spätern nannten die Anhänger dieser Meinung **Präexistentianer**.

Präfect, ein Vorgesetzter, Vorsteher, dergleichen es bei den Römern mehre gab. Die wichtigsten waren der **Praefectus praetorio**, unter den Kaisern der Oberbefehlshaber über die kaiserl. Leibwache, und der **Praefectus urbis**.

Präfecturen. Unter den Problemen der neuern Staatskunst ist vielleicht keins wichtiger als die Combination, welche in den Verwaltungsangelegenheiten der Gemeinden und Kreise zwischen der höhern Leitung von oben herab und der Selbstverwaltung der Provinzen, sowie zwischen dem Bureau- und Collegialsystem stattfinden soll. In unsern deutschen Landen ist die Besorgung gewisser allgemeinen Angelegenheiten, welche ursprünglich wol eine Sache der Landesgemeinden (in den placitis der Vögte, Grafen und Fürsten) war, sehr frühe an die Grundherrn und die fürstlichen Beamten übergegangen, und nur hier und da haben sich einige Spuren einer ältern Verfassung erhalten, welche gewiß einst in allen germanischen Reichen stattfand, aber nur in England sich ihren Grundlagen nach bis in unsere Zeiten behauptet hat. Für Alles, was man sonst u. d. N. der Polizei begreift, Erhaltung der öffentlichen Ordnung und des Friedens, Landstraßen und andre öffentliche Anlagen, Schulen, Armenwesen, Gefängnisse u. s. w., ist dort das Parlament die oberste Behörde, von welcher die Aufstellung der Grundsätze und die Genehmigung der einzelnen Anlagen ausgehen muß; in den Provinzen aber ist der Sheriff, als königl. Beamter, nur Aufseher und Verwalter der öffentlichen Gewalt (Vollstrecker der königl. Befehle und der Urtheile, Anführer des Landsturms, oder des Posse comitatus); die Verwaltung hingegen liegt hauptsächlich in den Händen der Friedensrichter, welche als ein Ausschuß aller Notabeln jeder Grafschaft betrachtet werden können, und controlirt wird dieselbe durch die große Jury (Grand Jury), welche bei jedem Obergerichtstage (den Assisen) versammelt wird. Mit dieser Selbständigkeit der Grafschaften steht dann auch das Recht in Verbindung, daß die Un-

terthanen sich versammeln können, um über allgemeine Angelegenheiten ihre Ansichten, Wünsche und Beschwerden auszusprechen (s. Petition); durch die Preßfreiheit wird dieselbe bedingt und vollendet. In den Staaten des festen Landes hat die Gemeindeverwaltung der Regierung von oben her Platz gemacht, und besonders ist in den meisten deutschen Ländern vom 16. Jahrh. an die Collegialverfassung üblich geworden, indem für alle jene Angelegenheiten nach dem Muster des Hofraths, welchen Kaiser Maximilian I. errichtete, auch in den reichsständischen Gebieten Collegien fürstl. Räthe (als Hofrathscollegien und Regierungen) angeordnet wurden. In Frankreich fand ein ähnlicher Gang der Dinge statt; zwar erhielt sich in einigen Provinzen eine landständische Verfassung, und in andern wurden Gemeindebeamten (Elus) für das Steuerwesen aufgestellt, aber die Stände in den Pays d'états wurden nach und nach sehr beschränkt, und die Elus bloß zu königl. Beamten. Die meisten Gegenstände der Landespolizei gingen an die grundherrlichen Oberämter, königl. Ämter und Parlamente über; allein sowie sich der königl. Hofrath (die Conseils du roi) mehr ausbildete, so kamen nicht nur die Beschwerden an denselben in Gang, sondern man sandte auch die Maitres des requêtes jährlich in den Provinzen umher, um die Verwaltung derselben in allen ihren Zweigen (in Militair-, Justiz-, Finanz- und Polizeisachen) zu untersuchen. Heinrich II. stellte sie (1551) als beständige Aufseher in allen Provinzen an, und unter Ludwig XIII. bekamen sie (1635) den Namen der Intendanten. Ihre Amtsgewalt erweiterte sich immer mehr. Sie waren gegen die Minister zu unbedingter Befolgung der erhaltenen Befehle verpflichtet und konnten zu jeder Zeit abberufen werden. Die willkürliche Gewalt, deren Werkzeuge sie waren, wurde auch von ihnen selbst ausgeübt, und Beschwerden dagegen fanden nicht leicht Gehör. Zu ihren Geschäften gehörte die Repartition der Steuern, die Aushebung der Soldaten und deren Verlegung, die Lieferungen für die Armee und die königl. Magazine, die Unterhaltung der Straßen, Brücken und öffentlichen Gebäude, die Curatel des Gemeindewesens, die Leitung des Handels mit Getreide aus einer Provinz in die andre u. a. Es war oft die Rede davon, statt dieser mit so willkürlicher Gewalt ausgerüsteten Beamten eine Collegialverwaltung einzuführen, deren Mitglieder zum Theil wenigstens von den Provinzen selbst gewählt werden sollten. Allein es kam nicht dazu, und so blieb das Amt der Intendanten bis zur Revolution, und die Mißbräuche desselben trugen nicht wenig dazu bei, die letzte herbeizuführen. Es war daher auch eine der ersten Arbeiten der Nationalversammlung (Gesetz vom 22. Dec. 1789), diese Stellen aufzuheben, und statt ihrer in jedem Depart. eine Generalverwaltung einzurichten, deren Mitglieder von den Bürgern gewählt wurden. Ein Directorium des Depart. war permanent, ein Departementsrath hingegen sollte jährlich nur einmal zusammenkommen, um die Ausgaben des Depart. zu bestimmen, die Rechnungen abzunehmen und in den Departementsangelegenheiten gewissermaßen die gesetzgebende Gewalt auszuüben. Eine ähnliche Einrichtung wiederholte sich in den Districten und einzelnen Gemeinden. Allerdings war bei dieser Organisation der Einfluß der Regierung allzu sehr gelähmt, und die Departementsbehörden traten oft in offene Opposition gegen die Ministerien. Daher war es auch wiederum eine der ersten Operationen Napoleons, welchem sich eine außerordentliche Scharfsicht in Allem, was zum Mechanismus des Regierens gehört, am wenigsten absprechen läßt, die Intendanten wiederherzustellen, doch nicht unter diesem verhaßt gewordenen Namen, sondern unter der Benennung der Präfecten. Dies geschah durch das Gesetz vom 17. Febr. 1800 (28. Pluv. J. VIII), worin für jedes Depart. ein Präfect (ernannt und nach Gutbefinden zu entlassen von dem ersten Consul), ein Präfecturrath von 3—5 Mitgliedern und ein allgemeiner Departementsrath aufgestellt wurde. Der letzte (auch vom ersten Consul ernannt) sollte sich alljährlich einmal versammeln, um die Steuerquota des Depart. auf die Bezirke (Arrondisse-

ments oder Unterpräfecturen) zu repartiren, die Ausgaben des Depart. festzusetzen, welche nach dem Steuerfuß als Centimes additionnels aufgebracht werden sollten, Reclamationen über Steuerprägravationen zu entscheiden, und die Rechnung des Präfecten über die Departementscasse (die Centimes additionnels) abzunehmen. Es scheint aber, daß man diese Conseils généraux de département, sowie die Bezirksräthe (Conseils d'arrondissement) stillschweigend habe eingehen lassen. Die Präfecten sind mit Allem beauftragt, was man in Frankreich unter dem Ausdruck der Verwaltung im eigentlichen Sinne (pure administration) versteht, und was eine sehr weite Ausdehnung hat. Es gehört dahin die ganze Polizei, soweit bloß von Anordnung und Leitung der Polizeianstalten die Rede ist, denn die Bestrafung der Polizeivergehen gehört in den Kreis der Gerichtsgewalt, vor die einfachen und Strafpolizeigerichte. In diesem Geschäftskreise wird der Präfect durch nichts gehemmt; die Unterpräfecten, welche an der Spitze der Bezirke stehen (man könnte sie Obervogteien oder Oberämter nennen), sind ihren Befehlen gänzlich untergeordnet, und die Gemeindeobrigkeiten sowie die Friedensgerichte können der Thätigkeit der Verwaltung keine Schranken setzen. Die eigentlichen Gerichte aber dürfen keine Sache vor sich ziehen, welche bereits durch einen Verwaltungsact (Arrêté der Präfecten oder der Präfecturräthe) entschieden ist, selbst mit Überschreitung ihres Geschäftskreises, ehe jener Verwaltungsact von der competenten Behörde wieder cassirt ist. Die Präfecten stehen in einer unbedingten Subordination gegen das Ministerium, welches daher durch sie mit unbeschränkter Gewalt in das öffentliche Leben einwirkt und selbst tief in die Privatverhältnisse eingreifen kann. Man hat unter Napoleon gesehen, daß die Präfecten Listen von den reichen Erbinnen ihres Departements einreichen mußten, um die Begünstigten mit den Adressen derselben zu beglücken, und Legraverend („Des lacunes de la législation française") deckt eine Menge Mißbräuche auf, wodurch die Präfecten in Privateigenthum und häusliche Verhältnisse der Bürger eindringen. Wie die Criminalrechtspflege, die Wahlen und andre Gegenstände des öffentlichen Lebens durch sie nach den Absichten der Minister gelenkt werden, ist bekannt. Diese Gewalt des Präfecten hört jedoch auf, wenigstens dem Gesetz nach, sobald über einen administrativen Gegenstand ein Rechtsstreit entsteht, denn alsdann soll er denselben an das hierzu bestellte Gericht, den Präfecturrath verweisen, dessen Präsident er ist, worin aber seine Stimme, doch nur wenn Stimmengleichheit vorhanden ist, den Ausschlag gibt. Diese administrative Justiz hat auch einen außerordentlich weiten Wirkungskreis. Es gehören dahin alle Streitigkeiten über die Besteuerung der einzelnen Bürger, über Verträge, Lieferungen, Bauunternehmungen mit dem Staate, die Entschädigung Derer, welche zu öffentlichen Anlagen Etwas haben abtreten müssen, oder durch die Unternehmer eines öffentlichen Baues sonst beschädigt worden sind, ferner Kriegsschäden, Streitigkeiten über alle Staatsdomainen u. s. w. Die Appellationen gegen ihre Entscheidungen (Arrêtés) gehen an den Staatsrath, wo auch alle einfache Beschwerden und Nullitätsklagen gegen sie angebracht werden müssen. Gegen Entscheidung der Minister in streitigen Administrativsachen findet auch eine Beschwerde bei dem Staatsrathe statt; allein in nicht streitigen Sachen können gegen die Beschlüsse der Präfecten nur Vorstellungen bei den Ministern, und gegen diese unmittelbar bei dem Könige angebracht werden. Für alle diese Recurse sind gewisse Förmlichkeiten und eine Frist von 3 Monaten (für das eigentliche Frankreich) vorgeschrieben. Diese Stellung der Administration, und besonders der administrativen Justiz, sowie die gänzliche Auflösung aller Freiheit und Selbständigkeit in der Gemeindeverwaltung, ist ein Gegenstand, in dessen Tadel fast alle Parteien Frankreichs miteinander übereinstimmen. Aber wie man die Willkür und Parteilichkeit aus dem Geschäftskreise der Präfecten verbannen solle, ohne der Regierung die nöthige Kraft zu entziehen, in welcher Art man die Gemeindeverfassung wieder-

herstellen könne, darüber weichen die Ansichten so weit von einander ab, als möglich ist. 37.

Präformation, s. Epigenesie.

Prag, Böhmens Hauptstadt, fast in der Mitte dieses Landes (32° 5′ L., 50° 5′ 18″ Br.), eine uralte slawische Stadt, welche muthmaßlich im Jahr 723 angelegt worden ist, und die im 13. Jahrh., als die Tataren auch Böhmen zu überschwemmen drohten, fest genug war, um von diesen Horden nichts fürchten zu dürfen. Die jetzige Gestalt, ihrem Umfange nach, scheint sie erst unter der Regierung Karls IV. erhalten zu haben; denn allerdings verwüsteten später die Kriege der Hussiten Vieles im Innern der Stadt, was jedoch durch regelmäßigern Anbau wieder ausgeglichen wurde. Durch die Belagerung in den schlesischen Kriegen 1744 litt Prag wieder sehr bedeutend; 1757 wurden über 880 Häuser eingeäschert. Die Altstadt, welche am wenigsten gelitten hat, der erste Anbau von Prag überhaupt, ist aber gerade darum auch der unregelmäßigste. Prag hat einen Umfang von 4 Stunden, überhaupt einen Flächeninhalt von 1,245,792 wiener □Kl., von denen 4000 eine geometr. Meile machen, 54 Plätze, 217 Gassen mit 3382 Häusern, 46 kathol., 2 protestant. Kirchen, 11 Mönchs- und 4 Nonnenklöster, und im J. 1820 über 96,600 Einw., darunter 7800 Juden und 6500 Militair. Die Zahl der Geborenen übertraf die der Gestorbenen um mehr als das Doppelte. Das gemäßigte Klima läßt keine herrschenden Krankheiten entstehen. Denn Prag ist rings von Bergen umgeben und gegen rauhe Winde aus N. und O. geschützt. Indessen setzt sich die Witterung schnell um und läßt einen empfindlichen Wechsel zwischen Wärme und Kälte eintreten. Die Moldau fließt mitten durch Prag der Elbe zu und theilt die Stadt in 2 Theile. Beide sind durch eine der ältesten, schönsten, festesten Brücken verbunden, die sonst neben der dresdner und regensburger die berühmteste in Deutschland war. Jeder Stadttheil zerfällt in 2 Viertel, von denen die Alt- und Neustadt auf dem rechten, und die Kleinseite nebst dem Hradschin auf dem linken Ufer liegen. Die Judenstadt ist in der Altstadt; 2 Vorstädte der Neustadt liegen am rechten Ufer. Der Wischehrad, von der Neustadt nur durch einen Bach getrennt und auf einem Berge liegend, wird als ein besonderes Städtchen betrachtet. Die Altstadt hat zwar 24 freie Plätze, von denen sich aber nur der große Ring durch einige Regelmäßigkeit auszeichnet, und 96 Gassen, allein keine derselben läuft in gerader Linie, auch befinden sich nur wenig schöne Gebäude darin. Dagegen ist in diesem Viertel der Stadt der lebhafteste Verkehr. In der Ritter- und Königsgasse befinden sich das Theater- und Universitätsgebäude, und in der Zeltnergasse das Gebäude der k. k. Güteradministration und das Gouvernementshaus. Widrig ist die Galligasse, durch den hier bestehenden Judenmarkt. Sie läßt sich nur mit der Judenstadt, die ungefähr den 8. Theil der Altstadt ausmacht, selbst vergleichen, wo in ungefähr 280 Häuserchen 6—7000 Juden leben, so, daß manches unbedeutende Haus wol 10 Besitzer, und manche Stube 2—3 Familien zählt. Inzwischen ist die eine ihrer 9 Synagogen, die sogen. alte Schule, ein schönes Denkmal altdeutscher Kunst. Weitläufiger, aber weniger belebt, ist die an das vorige Viertel stoßende Neustadt. Sie enthält den größten freien Platz in Prag, den Viehmarkt, und hat außerdem noch 9 Plätze und 69 Straßen, von denen die meisten sich durch Bauart der Häuser, Geradheit u. s. f. vortheilhaft auszeichnen. Wir nennen von den Straßen nur den Roßmarkt, den Graben und die Heinrichsgasse. Das große Mauthgebäude, die gräfl. Thun'schen und Schlick'schen Paläste sind die vorzüglichsten in diesem Theile liegenden Häuser. Da die Natur Prag in 2 gleiche Hälften zu theilen scheint, so wird man die Versicherung des Hauptmanns Wrangel in Schiller's „Wallenstein": „Mein Herr Kanzler begnügt sich mit der Altstadt, Euer Gnaden läßt er den Hradschin und die kleine Seite", vollkommen verstehen; insofern auf dieser kleinen Seite Wallenstein's Pa-

last noch jetzt liegt, und die Eitelkeit dieses Feldherrn von den Schweden geschont werden konnte, ohne daß der Besitz der andern Hälfte deßhalb gefährdet wurde. Inzwischen hat diese Hälfte der Stadt nur 14 freie Plätze und 36 Straßen (6 der erstern, 16 der letztern im Hradschin). Dagegen ist der Waldstein'sche (Wallenstein'sche) Palast auf der Kleinseite noch jetzt eine der vorzüglichsten Zierden. 100 Privathäuser mußten dem Kolosse Raum machen. Nur der Lebebour'sche Palast, das fürstl. Schwarzenberg'sche Majoratshaus, das Czernin'sche Majoratshaus, können ihm den Vorrang streitig machen. Die Kleinseite trägt weniger die Spuren des Alters im unregelmäßigen Baue als die Altstadt. Wenn hier aber das Leben des Bürgers vorwaltet, so ist dagegen auf der Kleinseite der Glanz des Adels, die Thätigkeit der Beamten sichtbar. Der Hradschin ist der höchste Theil von Prag, geschmückt von der hohen, alten Königsburg; er gewährt den schönsten Anblick von Ferne, sowie die schönste Aussicht über Prag und die ganze Umgegend. Die Domkirche, die königl. Burg und der Schloßgarten ziehen des Sonn- und Feiertags Tausende herbei. Dagegen macht seine Entfernung, die Reihe der nur von Großen im Winter bewohnten Paläste, daß er im Ganzen der unbelebteste Stadttheil im Sommer und in der Woche ist. Der Wischerad, Prags ehemalige Festung, zeigt jetzt vornehmlich nur als Merkwürdigkeit das Zeughaus. Im Ganzen ist die Bauart in allen Stadttheilen massiv, winklich und eng in den ältern, hell und weit in den neuern Stadttheilen. Die Bauart der Paläste ist im großartigen italien. Style. Wer ganz Prag mit einem Blicke überschauen will, findet auf dem 314 F. hohen St.-Veitsthurme die beste Gelegenheit dazu. Prag hat unter seinen 48 Kirchen nur 2, die ein hohes Alterthum verrathen. Die andern sind in Folge der zerstörenden Kriege in neuern Zeiten theils neu aufgebaut, theils umgebaut worden. Eine jener 2 alten Kirchen ist die altdeutsche Schloßkirche v. St.-Veit (auf dem Hradschin). Sie wurde im Anfang des 10. Jahrh. gegründet, aber erst 1380—1500 vollendet. Feuersbrünste und Bombardements haben sie oft in Gefahr gebracht, ohne sie zerstören zu können. Ihre Gewölbe enthalten die Leichname vieler Könige, Kaiser und Fürsten; Denkmäler, Kunstwerke, Gemälde ꝛc. Die zweite alte Kirche ist die Domkirche am Thein (in der Altstadt); obschon zu Ende des 9. Jahrh. erbaut, hat sie doch manche Modernisirung erhalten, und nur die schöne äußere Gestalt, die kühnen, lichten Bogen machen sie merkwürdig; Schade, daß sie rings herum zu verbaut ist, um den Blick so zu fesseln, wie die Schloßkirche. Das Innere ist geschmacklos überladen. In derselben liegt Tycho de Brahe begraben. Von den übrigen im neuern, italien. Style erbauten Kirchen ist besonders die Kreuzherrenkirche am Brückenplatze durch Größe und Schönheit bemerkenswerth. Unter den öffentlichen Gebäuden in Prag zieht die königl. Burg die Aufmerksamkeit zuerst auf sich. Sie ward 1333 von Karl IV. nach dem Muster des pariser Louvre gebaut, brannte im 16. Jahrh. nieder und steht seit 1756 in ihrer jetzigen Gestalt, inwiefern M. Theresia die vorhandenen einzelnen Massen zu einem Ganzen vereinen ließ. Aus diesem Schlosse wurden am 23. Mai 1618 die beiden Statthalter Slawata und Martinitz herausgeworfen, worauf der dreißigjähr. Krieg s. Anfang nahm. Das Rathhaus in der Altstadt ist zwar schon 1399 erbaut, aber nach und nach zu oft umgestaltet worden, um einen imposanten Anblick zu gewähren. Dagegen bildet in der Altstadt das erzbischöfliche Seminarium ein Städtchen für sich. Hier wohnen 3—400 Seminaristen oder künftige Weltgeistliche, für deren Bildung es Joseph 1784 bestimmte, nachdem es von 1556—1773 ein Jesuiterkloster gewesen war. Außerdem enthält es die Hörsäle der theolog. und philosoph. Facultät, die Malerakademie, Buchdruckerei, Buchhandlung, 2 Kirchen, viele Wohnungen der angestellten Lehrer ꝛc. In der Neustadt sind das Hauptzollamtsgebäude, Rathhaus und Militairkrankenhaus die ansehnlichsten öffentlichen Gebäude. Das Militairkrankenhaus, ein ehemaliges Jesuitercollegium, ist unter

allen öffentlichen das regelmäßigste Gebäude. Es nimmt die eine ganze Seite des Viehmarktes ein. Die Kleinseite zeigt vornehmlich das Gubernialhaus und das Landhaus, der Sitz einer Menge Regierungsbureaus, ein ehemaliges Jesuitercollegium und das Zeughaus. Auf dem Hradschin endlich findet man die erzbischöfliche Residenz und das von M. Theresia 1755 gegründete Damenstift, für solche, die 8 Ahnen von jeder Seite nachweisen können. Die berühmte Brücke verdankt Karl IV. ihren Ursprung; ihr Bau begann 1358 und wurde 1507 unter Wladislaw vollendet. Sie ist 1790 wiener Fuß lang, 35 F. breit und 42 F. über dem Wasser. Das ganze Werk wird von 16 Bogen getragen. 1784 wurden die Pfeiler durch den Eisgang an den Ecken so durchbrochen, daß die Ausbesserung 100,000 Gulden kostete. 26 große Bildsäulen u. a. Kunstwerke zieren die Brustwehren, hinter denen man, wie in Dresden auf der Elbbrücke, der schönsten Aussicht genießt. Den Eingang schützen auf beiden Seiten 2 Thürme, die ursprünglich als Brückenköpfe dienten. Die ganze Stadt ist von bedeutenden Festungswerken eingeschlossen, durch welche 8 Thore in die Stadt führen. Die Einwohner sind der Abstammung nach: a) Böhmen (Czechen). b) Deutsche. Diese wurden von Karl IV. zu Tausenden hingezogen. Da auch seit dem dreißigjähr. Kriege Viele einwanderten, so ist die Scheidungslinie zwischen Beiden kaum zu spüren, und die Sprache beider Völker Allen geläufig. c) Juden, und d) Wälsche oder Italiener. Diese bilden eine Colonie von einigen 100 Köpfen und sind von hergezogenen Kaufleuten entsprossen. In Hinsicht auf bürgerliche Verhältnisse bilden sie einen Prälaten-, Herren-, Ritter- und Bürgerstand, wozu noch Juden, Garnison und die untere Volksclasse kommen. Die 3 ersten haben ihren eignen Gerichtsstand, und ebenso übt für den Bürgerstand der Magistrat die Gerichtsbarkeit aus. Die Juden sind diesem in der Hauptsache ebenfalls überwiesen, haben aber für viele Angelegenheiten einen jüdischen Rath. Die Garnison wohnt in Casernen. Die kathol. Religion ist zwar vorherrschend, aber die protestant. gewährt seit Joseph II. gleiche Rechte. Reformirte und Lutheraner bilden hier schon lange Eine Gemeinde. In Bezug auf die Lebensweise, die Sitten, Vergnügungen, bemerken wir: es kommt der höhere Adel mit den übrigen Ständen wenig in Berührung, und der physische Genuß steht über dem geistigen überhaupt. Gute Privatgesellschaften, gesellschaftliche Unterhaltung ist hier nicht sehr zu finden. Der Prager ist „verschlossen und einsylbig; kalt und fremdartig geht es an den öffentlichen Orten zu". So drückt sich Griesel's „Gemälde von Prag" (1823) aus. Der Tanz, das Theater und Kirchenfeste vereinen fast allein die Bewohner. Das Theater auf der Königs- und Ritterstraße ist 1783 erbaut und ganz massiv. Musik und Tanz werden leidenschaftlich geliebt. Es gibt 30 Tanzsäle in und nahe bei der Stadt. Große Redouten sind in der Fastnachtszeit. Ländliche Vergnügungen, Spaziergänge und Gärten sind in Prag weniger beliebt. Einige Moldauinseln abgerechnet, gewährt die Stadt von der Art selbst fast nichts als 2 Gärten, die wöchentlich nur 2 Mal geöffnet sind und für Viele entfernt liegen. Die kirchlichen Feste, welche allgemeine Theilnahme erregen, sind: a) der 16. Mai, der Tag, wo das Gedächtniß des frommen Nepomuk erneuert wird. Die Straßen wimmeln dann von herbeiziehenden jauchzenden Landleuten, die häufig unter freiem Himmel die Nacht zubringen. b) Das Fest in Emaus, Ostermontage u. m. a. solche Oster-, Apostel- und Heiligenfeste, die alle mit einer Messe beginnen und mit Gesang, Spiel und Tanz endigen. Die entferntern Umgebungen von Prag würden mehr fesseln, wenn sie nicht fast alle so kahl wären. Der Zizkaberg, der auch in historischer Hinsicht durch den Kampf der Hussiten 1420 gegen den mit 30,000 M. anstürmenden Kaiser Sigismund und durch den Sturm der Preußen am 6. Mai 1757, wo Schwerin das Leben opferte, merkwürdig ist; der Stern, wobei die letzten Scenen der Schlacht auf dem weißen Berge 1620 (8. Nov.) vorfielen, und der, ein altes Jagdschloß,

von der Form so genannt ist, in welcher es erbaut wurde; der Baumgarten, eine schöne seit etwa 20 J. entstandene Anlage, sind die nächsten anziehenden Punkte vor der Stadt. Zu entferntern Ausflügen ladet das Schloß Karlsstein ein, ein altes, hohes, auf einem Jaspisfelsen stehendes Gebäude, von Karl IV. erbaut, um die Kronschätze zu bewahren und Erholung zu gewähren. Es hatte sonst einen außerordentlichen Schatz an Gold, Juwelen und Reliquien. Schöne Partien sind in Karlsteins Nähe.

Für die Erziehung, Wissenschaften und Künste gibt es in Prag: Die alte Universität, gestiftet von Karl IV. nach dem Muster der pariser 1348, und mit so vielen Freiheiten und trefflichen Lehrern versehen, daß sie bis 1409 über 20,000 Studirende zählte. In diesem Jahre aber entstanden Streitigkeiten zwischen den Ausländern und Einheimischen; von Jenen zogen viele Tausende aus und veranlaßten die Gründung von Leipzigs, Ingolstadts, Rostocks und Krakaus Hochschulen. Seit jener Zeit hat sich die Universität nie wieder erholen können, bis in den neuesten Zeiten M. Theresia, Joseph II. und Franz II. ihre neuen Schöpfer wurden. Sie hat in den gewöhnlichen Facultäten 38 ordentl. und 6 außerordentl. Professoren. Ein Rector steht an der Spitze des Ganzen. Der Lectionsplan schreibt allen Facultäten ihre jährlichen Curse vor. Verbunden sind mit ihr eine Thierarznei- und Hebammenschule; auch eine Bildungsanstalt für Wundärzte. Vorbereitend für sie wirken 3 Gymnasien. 3 Haupt- und 17 Pfarrschulen, mehre Mädchen- und eine israelitische Schule fördern den Unterricht in den untern Ständen. Für die Soldatenkinder ist eine besondere Erziehungsanstalt, und Soldaten werden, sowie jeder Andre, der es wünscht, in einer dazu bestimmten Schule im Schwimmen unterrichtet. Mehre Gesellschaften haben sich zur Förderung der Wissenschaften, der mechanischen und schönen Künste vereint; so finden wir ein polytechnisches Institut, eine ökonomische Gesellschaft, eine Malerakademie, ein Conservatorium für die Musik, das 39 junge Tonkünstler bildet ꝛc. Vor Allem ist die hiesige Gesellsch. der Wissensch. und das von dem verdienstvollen ehemal. Oberstburggrafen Grafen von Kolowrat gestiftete böhmische Nationalmuseum, mit seinen wichtigen Sammlungen, Bibliotheken ꝛc., ein Beweis von der edeln vaterländ. Gesinnung, welche die brave böhmische Nation belebt. Diese Gesellsch. gibt seit 1827 2 schätzbare Zeitschr. heraus. Für den Adel gibt es 3 landschaftliche Tanz-, Reit- und Fechtschulen. Von den Sammlungen für Wissenschaft und Kunst nennen wir die Universitätsbibliothek mit mehr als 100,000 Bdn. und 4000 zum Theil sehr seltenen Manuscripten der alten und slawischen Literatur, vielen Urkunden ꝛc.; ferner gibt es 8 öffentliche und Privatbibliotheken zum allgemeinen Gebrauche; das k. k. Naturaliencabinet hat in neuern Zeiten keinen Zuwachs erhalten. Die übrigen Sammlungen von Mineralien, Gemälden, Maschinen, Gemmen ꝛc., sind Privateigenthum. Joseph II. und Franz II. gaben der Sternwarte, von den Jesuiten angelegt, ihre jetzige Gestalt. Die bildenden Künste finden (s. Griesel a. a. O. S. 103) im Ganzen nicht viel Unterstützung; selbst die Tonkunst ist seit 20—30 J. sehr gesunken. Von Zeitungen erscheint nur eine politische, deutsche und eine böhmische; fremde finden sich nur auf wenigen Caffeehäusern vor. Der Buch- und Kunsthandel wird von 12—15 Firmen betrieben. Die allgemeine Sicherheits- und Wohlfahrtspolizei steht unter der k. k. Stadthauptmannschaft und Oberpolizeidirection und hat 250 M. zu ihrer Verfügung. In Hinsicht auf Straßenpflaster, Straßenbeleuchtung, Reinlichkeit der Straßen bleibt noch viel zu wünschen. Viele Straßen sind noch gar nicht gepflastert. Mehre Strafanstalten erleichtern die Trennung der verschiedenen Verbrecher. Auch befindet sich hier ein großes, 1824 angelegtes Militairstrafhaus. Die Wohlthätigkeitsanstalten, z. B. die Spitäler der barmherzigen Br. und Schw., befinden sich in trefflichem Zustande. Wir finden eine Menge Armenärzte, eine besondere Impfanstalt, 12 Krankenhäuser, von de-

nen das größte, allgemeine, jährl. 13—1600 Kranke aufnimmt, ohne daß bei ihm, oder in den andern, die Religion einen Unterschied macht, ein Irren- und ein Gebärhaus ꝛc. Arme werden theils durch mehre Vereine unterstützt, theils in einigen Häusern untergebracht, genährt, gekleidet. Für Witwen und Waisen finden sich gleichfalls 10 öffentl. Institute und Privatvereine, die oft einen besondern Zweck verfolgen, z. B. die Erziehung von Blinden, Taubstummen. Der Handel von Prag ist, insofern es als die Niederlage von allen Erzeugnissen des Landes gilt, bedeutend. Eine Actiengesellschaft in Prag will jetzt (1828) eine Eisenbahn zwischen Pilsen und Prag anlegen. Prag selbst hat viele Leinwand- und Kattundruckereien, Salpeter-, Handschuh-, Cichorien (9) und andre Fabriken. Indessen werden die 3 Jahrmärkte nicht von Ausländern besucht. Die Gewerbe und Handwerke sind theils zünftig, theils frei. Berühmt sind die Schlachten, welche Friedrich von der Pfalz 8. Nov. 1620 auf dem weißen Berge, auf dem westl. Ufer, und Friedrich II. auf dem östl. Ufer der Moldau 6. Mai 1757 lieferte. Wenn jene durch die entschiedenste Niederlage des Kurfürsten endete, so drohte diese der Stadt selbst den Untergang durch Beschießen und Hungersnoth, und nur der Tag von Collin rettete die darin eingeschlossenen 40,000 östreich. Truppen. S. Grieſel's „Neueſtes Gemälde von Prag" (1823) und Jüttner's „Großen Grundriß von Prag" (herausgeg. vom böhm. Nationalmuseum). Eine malerische Darstellung von Prag und seinen Umgeb. (13 Bl., gr. Querfol.) nebst Text, hat v. Morstadt in Prag 1828 angekündigt.

Praga, befestigte Stadt im Königreich Polen (Woidwodschaft Masovien), auf dem rechten Weichselufer, Warschau gegenüber, als dessen Vorstadt sie zuweilen angesehen wird. Sie ist mit Warschau durch eine Schiffbrücke verbunden und enthält in 885 Häusern 3080 Einw. An den Namen Praga knüpft sich die Erinnerung an Polens blutigen Untergang. Als Kosciuszko den 10. Oct. 1794 bei Matschiewicz, 12 Meilen von Warschau, geschlagen und gefangen worden war, zog Suwaroff gegen Praga, den Waffenplatz und das letzte Bollwerk der Polen, die, 20,000 M. stark, worunter 5000 M. Reiterei und einige 1000 Sensenträger nebst 48 Kanonen, unter Makranowski zum Theil in wilder Flucht sich hineingeworfen hatten. Makranowski nahm seine Entlassung, und Zajonczek erhielt den Oberbefehl über die nunmehr 30,000 M. starke Besatzung, die ein befestigtes Lager vor Praga innehatte. Die Russen lagerten sich bei Kobylka, und Suwaroff traf Anstalten zum Sturm. Ein poln. Major, Namens Müller, ward ins russische Lager geschickt, um dem verwundeten Kosciuszko ärztliche Hülfe zu bringen. Diesem ließ Suwaroff die furchtbaren Anstalten zeigen. Es thue ihm leid, fügte er hinzu, daß die Polen durch vergeblichen Widerstand sich unglücklich machten. Nähmen sie die Amnestie an, so sollten sie frei sein, außerdem würden sie alle über die Klinge springen. Den 2. Nov. rückten die Russen in 3 Massen gegen Praga vor und errichteten in der Nacht 3 Batterien, unter deren Feuer am 3. Nov. Suwaroff die Verschanzungen erspähte. Die Polen glaubten, der Feind wolle Praga regelmäßig belagern; aber am Morgen des 4. Nov. um 3 Uhr brachen die Russen in 7 Colonnen auf. Ein tiefes Schweigen herrschte, als sie gegen die feindlichen Verschanzungen im Halbzirkel anrückten, bis um 5 Uhr, wo der Oberfeldherr durch eine Rakete das Zeichen zum Angriffe gab. Jetzt rollte ein schrecklicher Hurrahruf durch alle Linien hin. Die beiden ersten Colonnen drangen unter dem gekreuzten Kartätschenfeuer der feindlichen Batterien über den Graben und die Brustwehr, warfen die feindliche Reiterei zurück, sprengten 1000 M. in die Weichsel, stürzten den übrigen nach in die Stadt, und, unterstützt von der 5. Colonne, die von einer andern Seite eingedrungen war, schnitten sie den Feind von der Brücke ab und machten nach einem furchtbaren Blutbade 2000 Gefangene. Die 3. und 4. Colonne erstiegen einen Sandhügel und drangen über eine 7fache Linie von

Wolfsgruben vor; hierauf bemächtigte sich die 3. 2 starker Basteien und eroberte die innern Werke; die 4. aber erstürmte die Katze des feindlichen Hauptwalls und eine Schanze innerhalb der steinernen Ringmauer, nahm 5 Batterien und griff den Feind von vorn und auf beiden Seiten an. 2000 Polen wurden hier zusammengehauen und 20 Officiere nebst dem Generale Hösler gefangen. Auf diesem Platze fielen auch nach hartnäckiger Gegenwehr 500 Israeliten, ein wohlausgerüstetes Regiment, sämmtlich bis auf den letzten Mann, mit Ausnahme des Obersten Hirschko, der in Warschau geblieben war. Jetzt griffen beide Linien nebst der 6. die letzte Schanze der innern Werke an, wo eben ein Pulver- und Bombenvorrathslager in die Luft sprang. Der 7. Zug umging einen Morast, nahm 3 Batterien, sprengte eine feindliche Reitermasse auseinander und zum Theil in die Weichsel; 1000 Polen blieben auf dem Platze, 500 wurden gefangen. Als so die Außenwerke erstürmt waren, rückte auch der Nachhalt vor, sammt dem Geschütze; die Colonnen selbst aber erstiegen die innern Werke Pragas und schritten unter blutigem Kampfe von Straße zu Straße bis auf die Marktplätze vor. Einige 1000 Polen, welche die Weichsel in ihrer Flucht aufhielt, wurden im Angesichte der Bewohner Warschaus niedergehauen oder in den Fluß gestürzt. Man machte hier 3400 Gefangene. Die Russen fochten und plünderten mit Erbitterung, um Rache zu nehmen, wegen der Nacht vom 16. zum 17. April, wo 7000 Russen unter Igelström in Warschau von den Polen überfallen und über die Hälfte niedergehauen worden waren. Nach 4stündigem Kampfe, um 9 Uhr früh, war das 3fach verschanzte Praga mit 33 Batterien von 22,000 Russen erstürmt und erstickt der letzte Funken des freien poln. Heldenmuths, den Kosciuszko zur Flamme angefacht; 13,000 Polen lagen auf dem Wahlplatze, mehr als 2000 waren in der Weichsel ertrunken, und 14,680 gefangen, unter diesen die Generale Mayen, Hösler und Krupinski, 5 Obersten, 24 Stabs- und 413 Oberofficiere. Suwaroff behandelte sie menschlich und setzte sie bald in Freiheit. Nur 800 M. hatten sich über die Brücke nach Warschau gerettet. Aber auch eine große Zahl von Landleuten, die sich nach Praga geflüchtet hatten, Weiber, Greise, Kinder und Säuglinge verloren in dem Gemetzel und bei der Plünderung ihr Leben. Ein Theil der Stadt brannte ab, und es dauerte mehre Tage, ehe die Straßen von den Todten und dem Schutte gereinigt waren. Getödtet wurden die Generale Jasinski, Korseck, Kwaschnefski und Grabowski. Jasinski, einer der besten Officiere der Polen vom Genie- und Geschützwesen, der Befreier Wilnas, hatte am Tage vor dem Sturme von seinen Freunden in Warschau Abschied genommen, entschlossen zu sterben, wenn die Russen nicht zurückgeschlagen würden. Mit dem Säbel in der Hand ward er in den vordern Schanzen durch einen Bajonnetstich getödtet. Die Russen, welche in Praga 104 Feuerschlünde erobert hatten, verloren nach ihren Berichten nur 580 M., darunter 8 Stabsofficiere, und zählten 960 Verwundete; nach andern Nachrichten verloren sie an Todten 2000 M. Ihr Verlust war so gering, weil es den Polen, die mit Verzweiflung und Wuth fochten, an guter Anführung fehlte und an planmäßiger Anordnung der Vertheidigung. Suwaroff berichtete seiner Kaiserin vom Schlachtfelde aus die Einnahme Pragas mit den 3 Worten: „Hurrah! Praga! Suwaroff"; und sie antwortete ihm ebenso kurz: „Bravo, Herr Generalfeldmarschall!" Den 9. Nov. rückte der Feldherr in Warschau ein, und die letzte Theilung Polens, 1795, war die unmittelbare Folge des Falles von Praga.

Pragmatisch heißt überhaupt, was auf unser Verfahren angewendet werden kann; daher auch gemeinnützig, lehrreich. Eine Geschichte wird pragmatisch vorgetragen, wenn darin über die Ursachen und Folgen der erzählten Begebenheiten lehrreiche Aufschlüsse und Winke zu einer gehörigen Benutzung des Erzählten gegeben werden. (Vgl. Polybius und Geschichte.)

Pragmatische Sanction, s. Sanction (Pragmatische).

Prägschatz, s. Schlagschatz.

Präjudiz (praejudicium), eine vorgefaßte Meinung, Vorurtheil; in den Rechten eine nachtheilige Folge, welche einer Partei daraus erwächst, daß sie einer gesetzlichen Vorschrift oder richterlichen Verordnung nicht Genüge leistet; daher auch oft Nachtheil einer Handlung überhaupt; präjudicirlich, nachtheilig, und präjudiciren, benachtheiligen.

Praktisch. In der allgemeinen Bedeutung wird Praktisch dem Theoretischen entgegengesetzt, wie das Handeln, worauf sich der Ausdruck Praktisch bezieht, dem Erkennen. Die Erkenntnisse werden aber selbst auch praktisch genannt, insofern sie das Handeln zum Gegenstand haben. Ein prakt. Gesetz heißt ein Gesetz für das Handeln, wodurch also bestimmt wird, was geschehen soll oder darf; es ist also als Freiheitsgesetz von dem Naturgesetz im engern Sinne unterschieden, und das höchste ursprüngliche Gesetz für das Handeln geht von der Vernunft aus, weßhalb auch diese selbst in dieser Hinsicht praktische, gesetzgebende Vernunft genannt wird. In einer andern Bedeutung heißt praktisch Dasjenige, was das Handeln zum Zwecke hat, oder die Anwendung des Erkannten im Handeln befördert. Eine Theorie der Lehre heißt dann praktisch, insofern sie anwendbar ist oder in unmittelbarer Beziehung auf das Handeln vorgetragen wird. Ein Vortrag ist praktisch, insofern er Anleitung zur richtigen Anwendung gewisser Gesetze (z. B. der Physik) gibt.

Prälaten, diejenigen Beamten der kathol. Kirche, welche eine Jurisdiction in eignem Namen auszuüben haben. Dies sind ursprünglich nur die Bischöfe, Erzbischöfe, die Patriarchen und der Papst. Auch die Cardinäle und Legaten, die Äbte und Vorsteher der Klöster, haben durch Privilegium und Herkommen eine gewisse Jurisdiction erhalten; ihnen sind dann auch die höhern Stellen in den Domcapiteln beigezählt worden. In Deutschland gab es sonst viele hohe Geistliche, welche frei von der Landeshoheit unmittelbar unter dem Reiche standen. Sie hatten selbst weltliche Regierungsrechte, zum Theil die fürstl. Würde und Sitz und Stimme auf den Reichstagen. Dies ging schon durch die allgemeine Säcularisation von 1803 verloren. In England, Schweden und Dänemark hat sich die Prälatur auch nach der Reformation erhalten, in Deutschland blieb nur der Name in den Domstiftern und in den landschaftlichen Verfassungen, wo der Prälatenstand zuweilen durch die Universitäten repräsentirt wurde. 37.

Präliminarien, Bestimmungen, welche vorläufig festgesetzt werden, um einem zu schließenden Vertrage zur Grundlage zu dienen, Einleitungspunkte. (Vgl. Friedensschluß.)

Präludium, s. Vorspiel.

Pram (Christen Henriksen), ein geachteter norwegischer Dichter, Statistiker und Schriftsteller, Etatsrath und Danebrogsritter, geb. d. 4. Sept. 1756 auf Lesia in Guldbrandsdal auf der Südseite des Dovrefields, wo sein Vater, ebenfalls ein Normann, Kaplan war. Er ward von seinem Vater, der seit 1765 als Prediger auf dem Lande in Seeland lebte, gut erzogen. Seine akademischen Jahre fielen in die Zeit der Morgenröthe für die dän. Dichtkunst, wo er mit Ewald, Wessel u. A. viel umging. Seit 1781—1815 bekleidete er mehre Stellen im kopenhagener Ökonomie- und Commerzcollegium. Als wissenschaftlicher Staatsökonom bereiste er die Insel Bornholm und Norwegen, wovon er in der von ihm geleiteten „Handelszeitung" (1811—18) schätzbare Nachrichten bekanntmachte. Von einer Gesellschaft in Christiania erhielt er den Preis für seine Abhandlung über die Stiftung einer Hochschule in Norwegen 1796. Seine Heroide: „Philippa an Erich" (1779), womit er den von der Gesellsch. für die schönen Wissenschaften ausgesetzten Preis gewann, sein „Starkodder", ein nordisches Heldengedicht in 15 Gesängen, dessen Erfindung, Plan, Charaktere, Gemälde und Erzählungen, dessen

bald rührende, bald starke Züge, fließende und harmonische Verse ihm den Beifall aller Kenner erwarben, das als dän. Nationalepos durch eine glückliche Übersetzung auch in Deutschland bekannt zu werden verdiente, sowie seine komischen und satyrischen Erzählungen, die bereits auf deutschen Boden verpflanzt sind, und die Grundlage der wichtigen Zeitschrift: „Minerva", in welche, wie Nyerup sagt, alle schreibende Menschen vom Thron bis zum Pflug ihre Ideen niederlegten und dadurch Aufklärung und Glück in beiden Königreichen verbreiteten, sichern ihm einen unsterblichen Namen. P. studirte bis in sein höheres Alter Staatshaushaltung, Physik, Geognosie, Chemie, Mathematik, Geschichte, Philosophie und Ästhetik, und hörte darüber die Vorlesungen der berühmtesten Lehrer auf der Hochschule zu Kopenhagen. Im Umgange kindlich und stürmisch, auffahrend und gutmüthig, brachte er sein Leben damit hin, seinen Freunden wehe zu thun und sie um Verzeihung zu bitten. Doch wurde er leichter heftig, wenn von allgemeinen Wahrheiten die Rede war, als wenn es seine Persönlichkeit betraf. Seit 1815 auf Wartegeld gesetzt, konnte er die Schulden nicht bezahlen, in welche er allmälig, größtentheils durch seine Gutmüthigkeit, gerathen war. Er bewarb sich also um ein Zollverwalteramt, und erhielt dasselbe auf der westind. Insel St.-Thomas 1819, wo er aber am 25. Nov. 1821 dem Einflusse des Klima unterlag. Höst hatte ihm vor seiner Abreise nach Westindien ein rührendes Denkmal gesetzt: „Christen Henriksen Pram. Et biografisk Omrids af Jens Tragh Höst" (24 S.), mit dem Portrait dieses herrlichen Dichters, von Thorwaldsen gezeichnet. Rahbeck gab eine Auswahl von Pram's Gedichten (Kopenhagen 1824 fg.) heraus.

Prämie, praemium, Preis, Ehrenlohn, Belohnung; im Handel das Geld, welches der Assecurant für das Versichern der zur See abgehenden Güter oder Schiffe erhält, und welches, je nachdem mehr oder weniger Gefahr dabei ist, nach höhern oder niedrigern Procenten des Werthes bestimmt wird. Auch pflegen, z. B. in England, als Reizmittel für die Inhaber des baaren Geldes bei Staatsanleihen, die in einer Reihe von Jahren nach dem Loose wieder bezahlt werden sollen, gewisse mit den Jahren steigende Prämien für Diejenigen bestimmt zu werden, welche das Loos erst später trifft, wodurch sie gegen die früher herauskommenden entschädigt werden. Die staatswirthschaftliche Polizei braucht die Prämien als außerordentliche Aufmunterungsmittel, bald um die Production im Lande, bald die Einfuhr, bald die Ausfuhr gewisser Waaren zu befördern. Überhaupt gibt man jedem Vortheile diesen Namen, welcher dem Producenten, dem Ausführenden oder Einführenden gesichert wird. Werden Prämien ertheilt, um eine nützliche Production in Gang zu bringen und die Unternehmer dadurch gegen Verluste, die aus ihrer anfänglichen Unbekanntschaft oder Ungeschicklichkeit, oder aus dem Risico, das mit jeder neuen Unternehmung verbunden ist, entstehen könnten, zu sichern, oder sie für Das zu entschädigen, was sie durch das erste Wagen des Geschäfts verlieren könnten, so sind dergleichen Prämien nützlich und gut angewandt. Auch wenn sie als Belohnung für nützliche Erfindungen gebraucht und zur Ermunterung neuer Productionszweige angewandt werden, können sie sehr heilsam für den Staat sein.

Prämissen, in der Logik die Vordersätze eines Schlusses. (S. Syllogismus.) Überhaupt die Urtheile, aus welchen man einen Schluß zieht.

Prämonstratenser. Dieser geistliche Orden wurde von Norbert, einem Chorherrn aus Xanten im Klevischen, der durch Sittenstrenge und Eifer für das Priesterthum als Erzbischof von Magdeburg (seit 1127) die Ehre der Kanonisation erwarb, im Sprengel des franz. Bisthums Laon gestiftet. Im Walde von Coucy sammelte er auf einer ihm, nach seinem Vorgeben, vom Himmel geeigten Wiese (pré montré, pratum monstratum, daher der Name des Ordens) 1120 seine ersten Schüler und gab ihnen Augustin's Regel mit eignen Verschärfungen. Die Prämonstratenser rechnen sich deßhalb unter die regulirten Chorher-

ner, obwol sie ihrer Verfassung nach wirkliche Mönche sind. Der Orden wuchs schnell; es entstanden mehre Nonnenklöster derselben strengen Regel, anfangs, wie im Orden von Fontevraud, in der Nähe der Mönchsklöster, aus deren Einkünften sie erhalten werden mußten, später in größerer Entfernung, um den Gefahren des Umgangs vorzubeugen. Der Abt des Stammklosters Prémontré bei Coucy war General und bildete mit 3 andern franz. Prämonstratenseräbten einen hohen Rath der Väter des Ordens. Dieser hatte vor der Reformation an 2000 Klöster, darunter 500 weibliche, die meisten in Deutschland, den Niederlanden, Frankreich, England und den nordischen Reichen, verlor aber in Folge der Reformation im 16. Jahrh. mehr als die Hälfte derselben. Um die verfallene Klosterzucht herzustellen, vereinigten die Klöster in Spanien sich 1573 zu einer strengen Observanz, blieben jedoch mit den Alten von der gemeinen Observanz in Ordensgemeinschaft, welche 1630 durch neue Statuten für alle Klöster beider Gattungen befestigt wurde. Im 18. Jahrh. hatte der Orden in Italien keine, in Frankreich nur 42 männliche Klöster; die weiblichen waren eingegangen. Jetzt besteht er aus einer geringen Zahl von Klöstern in Spanien, Polen und den östr. Staaten, besonders in Böhmen, wo ihm zu Prag eins seiner schönsten und reichsten Klöster geblieben ist, das seine Pfründen zu gemeinnützigen Zwecken verleiht. E.

Pränumeration, eine Vertragsbedingung, nach welcher einer der beiden Theile für eine von dem andern zu erhaltende Leistung eine Verbindlichkeit zum voraus erfüllt. Diese Übereinkunft kann bei verschiedenen Geschäften vorkommen, z. B. bei Miethverträgen, beim Handel, vorzüglich aber ist sie im deutschen Buchhandel gewöhnlich, um bei wichtigen Unternehmungen die Verlagskosten zu decken. In der Regel genießen die Pränumeranten für die zum voraus erfüllte Leistung den Vorzug eines geringern Preises, als spätern Käufern nach Verlauf der bestimmten Frist bewilligt wird. Die Pränumeration wird entweder auf einmal in ungetrennter Summe, oder theils bei der Unterzeichnung, theils bei der Ablieferung des ganzen Werkes, oder einzelnen Abtheilungen desselben geleistet. Der Verleger ist verpflichtet, zur bestimmten Zeit und für den festgesetzten Preis das Werk zu liefern, und nur wenn dieses zu bedeutenderm Umfange anwächst, als die ursprüngliche Bestimmung angegeben hat, läßt sich der Anspruch auf Nachschuß rechtfertigen; die spätere Erscheinung aber läßt sich nur dann entschuldigen, wenn zufällige, z. B. Censurhindernisse, oder wenn nothwendige Rücksichten auf die Güte und innere Ökonomie des Werks die Vollendung aufhielten. Zuweilen wird der Preis nicht im Ganzen, sondern nach der Anzahl der zu liefernden Alphabete bestimmt, was bei großen Subscriptionen gewöhnlicher ist. Die Pränumeration ist eine Erfindung neuerer Zeit, wo entweder bei dem Mangel eines lebhaften Verkehrs der Absatz unsicher, oder das literarische Eigenthum bei dem Mangel schützender Gesetze gefährdet war. Sie ist von der Subscription oder Unterzeichnung dadurch unterschieden, daß mit dieser keine Vorausbezahlung verbunden ist, sondern der auch hier gewöhnlich geringere Preis erst bei der Ablieferung des Werkes bezahlt wird. Den Sammlern von Pränumeranten und Subscribenten werden vom Verleger gewisse Vortheile bewilligt. Bei der Einrichtung des Bücherverkehrs in Deutschland fodert es besonders die Billigkeit gegen die Sortimentshändler, den geringern Preis nach Verlauf der bestimmten Frist aufhören zu lassen. Mag auch diese Form des literarischen Verkehrs zuweilen gemißbraucht worden sein, so hat sie doch im Ganzen, da sie es dem Verleger möglich macht, wohlfeile Preise zu setzen, sehr viel zur größern Verbreitung nützlicher Schriften unter dem Volke beigetragen. Im engl. und franz. Buchhandel kennt man nur Subscription, die jedoch in der Art, wie sie in Deutschland gewöhnlich ist, dort auch seltener vorkommt. Gewöhnlich aber ist es in England, daß der Verleger vor dem Abdrucke eines bedeutenden Werkes seine Gewerbgenossen zur Unterzeichnung auf eine Anzahl von Exemplaren einladet, wo-

durch er den Vortheil eines schnellen und gesicherten Absatzes erlangt: ein Verfahren, das in der dem engl. Buchhandel eignen Geschäftsbehandlung seinen Grund hat, der die in Deutschland gewöhnliche Verbreitung durch Versendung der Neuigkeiten fremd ist. 26.

Präposition, Verhältnißwort, derjenige Redetheil (s. d.), durch welchen das äußere Verhältniß eines Gegenstandes zu einem andern ausdrücklich bezeichnet wird. Um nämlich die Verhältnisse der Dinge zu einander zu bezeichnen, kann sich die Sprache des zweifachen Mittels bedienen, daß sie dem Worte selbst, welches den Gegenstand bezeichnet, eine eigenthümliche Wendung oder Beugung gibt, die wir den Casus (Verhältnißfall) nennen, oder ein besonderes Wort zur Bezeichnung gewisser Verhältnisse anwenden, und dieses Wort ist die Präposition. Es ist daher auch natürlich, daß die Präposition stets zu dem Worte (mithin unmittelbar zu dem Substantivum) gehört, welches die in Verhältniß gestellte und von einem Gegenstand abhängig gemachte Sache bezeichnet; und da sie in der natürlichen Redefolge gewöhnlich vor dieses Wort gestellt wird, so heißt sie auch mit Recht Präposition (Vorsetzwort) und fodert ihren bestimmten Casus. Der einfache Satz: Petrarca ward gekrönt, wird näher bestimmt im folgenden: Petrarca ward wegen seiner dichterischen Verdienste zu Rom auf dem Capitol am ersten Osterfeiertage 1341 gekrönt. In diesem Beispiel sind alle Verhältnißbestimmungen durch Präpositionen ausgedrückt. Am meisten verwandt sind die Präpositionen mit den Adverbien, welche jedoch mehr als Beschaffenheit auf den Gegenstand übergetragen werden. Sie beziehen sich, wie die in dem angeführten Beispiele gebrauchten, hauptsächlich auf Zeit- und Raumverhältnisse, und auf die Verhältnisse von Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck, Verbindung und Entgegensetzung ꝛc. Einige Sprachen bedienen sich statt der Präpositionen häufig gewisser an das Hauptwort angehängter Zeichen; diejenigen aber, welche besondere Verhältnißwörter der Art besitzen, gebrauchen dieselben bald mehr, bald weniger: das erstere, je weniger sie die Verhältnisse durch Casus ausdrücken, und je weniger ausgebildet die Declination ist (so z. B. in der engl., ital. und franz. Sprache); das letztere, wo die ausgebildete Declination den häufigen Gebrauch der Präpositionen entbehrlich macht.

Präscription, s. Verjährung.

Präsumtion, eine Vermuthung, ein Satz, welcher in Rechtsverhältnissen ohne Beweis so lange für wahr gilt, bis das Gegentheil erwiesen werden kann. Das Natürliche, Regelmäßige wird präsumirt; Thatsachen, Veränderungen müssen erst besonders erwiesen werden. Jeder muß für einen rechtlich handelnden Menschen, für unschuldig, gehalten werden, bis seine Schuld dargethan wird. Gesetzliche Präsumtionen sind die in den Gesetzen anerkannten Vermuthungen; Wahrscheinlichkeiten aus besondern individuellen Gründen heißen praesumtiones hominis. In einigen Fällen wird sogar der Beweis des Gegentheils gar nicht zugelassen; dies nennt man praesumtiones juris et de jure. 37.

Prätendent, Jeder, der auf Etwas, besonders auf die Regierung des Landes Anspruch macht. Diesen Namen führte vorzüglich Jakob Eduard Franz, Sohn des aus England 1689 vertriebenen Königs Jakob II. aus dem Hause Stuart. (S. Jakob III.)

Prätor, im alten Rom die vornehmste Magistratsperson nach den Consuln, welche die Besorgung des Gerichtswesens hatte. Die Prätur wurde um das J. d. St. 389 eingeführt, als die Consuln wegen der fast ununterbrochenen Kriege nicht mehr selbst Recht sprechen konnten. Vom J. 418 an bekamen auch die Plebejer Antheil an diesem Ehrenamte. Der Prätor wurde auf dieselbe Weise, wie die Consuln, gewählt, und hieß daher auch Collega Consulum. Anfangs war nur ein Prätor; als aber durch die Anwesenheit der vielen Fremden die Geschäfte immer zunahmen, wurde im J. Roms 510 noch ein zweiter gewählt. Beide theilten

sich durchs Loos dergestalt in die Geschäfte, daß der eine die Rechtshändel zwischen Bürger und Bürger (praetor urbanus), der andre aber die Streitigkeiten zwischen Fremden und Bürgern schlichtete (praetor peregrinus). Diese Zahl der Prätoren blieb bis 527, wo noch 2 neue gewählt wurden, um in den damals eroberten Provinzen, Sicilien und Sardinien, Recht zu sprechen. Als im J. 557 Spanien unter römische Herrschaft gekommen war, wurden abermals 2 neue Prätoren eingesetzt, sodaß ihrer jetzt 6 waren. Sulla fügte noch 2 hinzu, und Cäsar erhob ihre Zahl auf 10. Unter den Kaisern war ihre Zahl zu verschiedenen Zeiten verschieden. Die Ehrenzeichen des Prätors waren 6 Lictoren, welche die Fasces vor ihm hertrugen, die Toga prätexta und eine Sella curulis, worauf er saß, wenn er auf dem Tribunal Gericht hielt. Als Zeichen der Gerichtsbarkeit war vor demselben ein Spieß, oder, wenn der Prätor öffentlich Gericht hielt, ein Schwert aufgepflanzt. Das Hauptgeschäft des Prätors war die Gerechtigkeitspflege. Bei dem Antritte seines Amtes schwur er, die Gesetze genau zu beobachten, und publicirte ein Edict, nach welchem er Recht und Gerechtigkeit in dems. Jahre handhaben wollte (edictum, formula praetoris). Sodann wählte er aus denjenigen Ständen, welche das Recht dazu hatten, eine hinreichende Anzahl von Personen, die während seiner Amtsführung Richter sein sollten. Außerdem vertrat der Prätor urbanus, als der vornehmste, in Abwesenheit der Consuln ganz ihre Stelle. Er führte in den Volksversammlungen den Vorsitz, und konnte bei außerordentlichen Vorfällen den Senat berufen. Auch lag ihm die Veranstaltung einiger Spiele ob, als der apollinarischen, circensischen und megalensischen. Das Amt des Prätors dauerte ein Jahr, nach dessen Verlauf er als Proprätor in die ihm zugetheilte Provinz ging. (Vgl. Magistratus.) Heutzutage übersetzt man den Stadtrichter in Prätor.

Prätorianer, prätorianische Cohorten, die Leibwache der römischen Kaiser, von August, der sie errichtete, bis auf Konstantin d. Gr., der sie abschaffte. Der Name kommt von der Cohors praetoria, deren Bestimmung zur Zeit der Republik die Beschützung des Feldherrn in der Schlacht war.

Prävarication, im röm. Recht das Verbrechen, wo ein Ankläger den Angeklagten widerrechtlich schonte; im heutigen Recht, wenn der Anwalt der einen Partei den Gegner begünstigt oder beiden Theilen dient.

Prävention (das Zuvorkommen) heißt im Strafrecht die Sicherung des Gemeinwesens gegen künftige Rechtsverletzungen. Einige wollen das Strafrecht auf diesen Zweck gründen, woraus dann die Präventionstheorie entsteht. Allein die Prävention setzt das Recht zu Strafen schon voraus, und die Strafe überhaupt bezieht sich mittelbar und als rechtliche Strafe auf das Vergangene, nicht auf die Zukunft. Die Präventionstheorie ist von Kleinschrod, Stübel, Tittmann und Grolman entwickelt worden. Feuerbach, Almendingen, Henke ꝛc. sind als ihre Gegner aufgetreten. Im Völkerrecht versteht man unter dem Präventionsrecht das Recht, drohenden Gefahren zuvorzukommen; und es beruht auf dem Rechte des Staats zu selbständiger Existenz. Häufig aber ist auch der Präventionszweck bei widerrechtlichen Erörterungen nur vorgewendet worden.

Praxis, juridische. 1) Der Gegensatz zwischen den Theoretikern (Ideologen), welche sich der letzten Gründe und Zwecke ihres Thuns bewußt zu werden suchen, und den Praktikern, oder Routiniers, welche den Blick nur auf den nächsten vor ihnen liegenden Zweck richten und keine andre Mittel zu demselben anwenden wollen, als welche ihnen von den Vorfahren überliefert und mechanisch bekannt sind, ist vielleicht niemals so scharf hervorgetreten als in unsern Tagen, wo der Praktiker in jedem Fache des menschlichen Wissens und Handelns und vorzüglich im Staatsleben von immer größern Ansprüchen der Theorie in Unruhe versetzt wird. Ehedem half man sich mit einem Spruche, welcher für den nicht allzu scharfen Denker etwas Einleuchtendes hat: es könne etwas in der Theorie wol richtig

ein, tauge jedoch nicht für die Praxis. Aber seit Kant sich die Mühe gab, die gänzliche Ungereimtheit dieses Spruches in einer eignen Abhandlung aufzudecken, wagt kein Verständiger mehr, sich auf denselben zu berufen. Denn eine richtige Theorie muß sich auch in der Anwendung bewähren, und eine Praxis, welche sich ihr entgegensetzt, spricht sich dadurch selbst das Verdammungsurtheil. Eine richtige Theorie nimmt aber auch auf alle die Reibungen und Hemmungen Rücksicht, welche aus den unvermeidlichen Unvollkommenheiten aller menschlichen Werkzeuge und Einrichtungen, sowol im Physischen als im Moralischen, entstehen, und sucht die Ideen immer mehr in die Wirklichkeit einzuführen. In diesem Antagonismus der Theorie und Praxis scheint die letzte stets der siegende Theil zu sein, da sie meistens die rohe Kraft zu ihrem Dienst aufbieten kann, allein sie ist doch eigentlich in beständigem Verlust: die Theorie bahnt sich langsam, aber unwiderstehlich den Weg von der Schule ins Leben, und die Praxis sucht von Zeit zu Zeit, selbst bei ihrer Widersacherin Rath und Hülfe. Aber auch die Theorie sieht sich gezwungen, gar oft Dasjenige, was sie nicht aus sich selbst schöpfen kann, von der Erfahrung zu entlehnen, und hat daher sehr unrecht, wenn sie mit vornehmer Miene auf die Praxis herabsehen will. Ohne praktische Übung gibt es keine tüchtige Theorie. 2) Dies läßt sich auf die juridische Praxis vollkommen anwenden. Versteht man unter diesem Ausdrucke die Geschäfte des ausübenden Rechtsgelehrten, der Anwälte und Consulenten und Richter, so setzt man ihr die bloß theoretische Wissenschaft des Rechts entgegen. Besonders in der neuern Zeit haben Viele gemeint, in dieser etwas Ungemeines leisten zu können, ohne jene in ihrem vollständigen Umfange kennen zu lernen, oder selbst zu üben, und sie haben Diejenigen, welche dazu verdammt waren, die oft ermüdenden Arbeiten des Rechtsfreunds und Richters zu verrichten, zuweilen mit einem vornehmen Mitleid betrachtet. Allein die Erfahrung hat doch stets gelehrt, daß der eigentliche juristische Scharfsinn, das Auffassen der Rechtsverhältnisse in ihrer innersten Bedeutung sich nur im Leben erwirbt, und selbst die Muster unserer theoretischen Juristen, die juristischen Classiker Roms, sind was sie waren nur in den Gerichtshöfen geworden. Auch die Fehler der Praxis, das Geistlose mancher ihrer Formen, und der oft zu bemerkende Mangel theoretischer Kenntnisse, werden nur dann gründlich gehoben werden, wenn geistreiche und gelehrte Männer in ihr als Vorbilder auftreten und eine Verbindung gestiftet wird, in welcher auf der einen Seite dem Praktiker die Überladung mit mechanischen Beschäftigungen abgenommen und ihm die Zeit vergönnt, auch einiger Anlaß gegeben wird, sich der Theorie zu widmen, auf der andern aber die Theoretiker auch zur Praxis beigezogen werden. Wie belohnend, ja wie erhaben zuweilen der Beruf der praktischen Rechtsgelehrten sei, ist nicht blos von den röm. Juristen, sondern auch von einem Daguesseau, Talon, Montesquieu, Lord Mansfield ebenso kräftig als wahr geschildert worden. 3) Eine ganz andre Bedeutung hat die Praxis als Rechtsquelle, indem sich die Fortbildung der Rechtsverfassung eines Volks nur dann zweckmäßig gestaltet, wenn sie wenigstens zum Theil sich in sich selbst ohne äußeres Einschreiten durch ausdrückliche Gesetzgebung entwickeln kann. Kein Gesetz kann alle Fälle umfassen, noch die Rechtsverhältnisse unter sich begreifen, welche sich in dem Fortschreiten des Volkslebens in tausendfachen Combinationen entfalten. Daher wird sich neben dem ausdrücklichen Buchstaben des Gesetzes eine Masse von Erfahrungen und Rechtssätzen anhäufen müssen, welche sich aus der Anwendung allgemeiner Regeln und leitender Grundsätze auf die besondern Merkmale neuentstehender Verhältnisse erzeugen, und damit nicht die Gerechtigkeit ihre erste Bedingung, die Gleichheit für Alle, verliere, welche sich hier als Gleichförmigkeit ausspricht, so muß ein ein Mal angewandter Grundsatz auch für alle künftige gleiche Fälle gelten. (Das Gegentheil nennt man die wächserne Nase der Justiz, welche sich beliebig rechts und links drehen läßt.) Auf solche Weise haben sich alle Rechtssysteme der

Völker, welche sich wirklich eines solchen erfreuten, von Innen heraus fortgebildet, so das römische in seinem prätorischen Recht und dem Gerichtsbrauch, das engl. Common law in den Urtheilen der 3 Obergerichte, das franz. in seiner Jurisprudence der Parlamente. In Deutschland hat es uns an einer solchen Praxis zwar nicht gerade ganz gefehlt; allein sie hat, weil fast kein Land ein oberstes selbsturtheilendes Gericht besaß, keine Übereinstimmung, keine Festigkeit und Regel. Doch würde, wenn man nur die neuern historischen Forschungen nicht beinahe ausschließlich auf die entfernteste Vorzeit richten, sondern die etwas mühsamere Untersuchung bis in die neuesten Zeiten herabführen wollte, sich eine nicht unbedeutende Reihe von Sätzen ausmitteln lassen, welche wirklich als allgemeines Recht im Sinne der Völker herrschend geworden und von den Regierungen anerkannt worden sind, und zwar entweder als gemeinschaftliches Recht mehrer oder als besonderes Recht einzelner deutscher Lande. Wenn dies nicht geschieht, oder die ausdrückliche Gesetzgebung nicht in eine ganz außerordentliche Thätigkeit geräth (welches auch seine großen Bedenklichkeiten hat), so steht der deutschen Rechtsverfassung durch das Zurückgehen auf längst veraltete Gesetze eine neue unheilbringende Verwirrung bevor. 4) Noch eine andre Seite hat die juristische Praxis, wenn sie nicht auf den engen Raum der gerichtlichen und privatrechtlichen beschränkt ist, sondern als Staatspraxis das Feld der höhern Staatsverwaltung, der diplomatischen Geschäfte und der Gesetzgebung betritt. Daß sie hier andre Kenntnisse und Fertigkeiten erfodert, als in der Beschränkung auf das Gerichtliche, versteht sich von selbst. Aber es wird auch klar, daß die Vorbereitung zur juristischen Praxis viel zu einseitig ist, wenn man sie nur aus jenem Gesichtspunkte auffaßt. Kenntniß der bestehenden Gesetze ist für Den nicht ausreichend, welcher auch in den Fall kommen kann, als Landstand, als Mitglied höherer berathender Stellen, als Minister, zur Abänderung der alten und Aufstellung neuer Gesetze mitzuwirken. Es ist auch einleuchtend, daß die meisten neuern landständischen Versammlungen über diese Punkte nicht mit hinreichender Kenntniß der Sache abstimmen können, und daß Lebenserfahrung, natürlicher Verstand und redlicher Sinn nicht Alles sind, was hierzu gehört. Daher ist Theorie der Gesetzgebung und Philosophie des Rechts, neben gründlicher Kenntniß des Positiven, auch in dieser Hinsicht ein unentbehrlicher Theil der juristischen Studien. An Vorbereitungsanstalten für diese Staatspraxis fehlt es freilich fast gänzlich, aber nicht an sichtbaren Folgen dieses Mangels. Die Erziehung durch die Praxis, selbst ohne vorausgehende theoretische Studien, ist von einer gewissen Einseitigkeit nicht zu trennen. Einst hatte J. J. Moser zu Hanau eine eigne Staatsakademie angelegt, welche guten Fortgang gehabt haben soll, und nur zu früh von ihrem Stifter wieder verlassen wurde. Ähnliche Anstalten wären unserer Zeit wol zu wünschen. Wir verweisen auf die Literatur der Staatspraxis im 5. Thl. von Pölitz's „Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit" (Leipz. 1824) und auf Hartleben's „Geschäftslexikon" (Leipz. 1824, 1. Bd.). 37.

Praxiteles, einer der größten Bildner Griechenlands (s. Bildhauerkunst, Geschichte der), welcher die bildende Kunst zu einer solchen Vollendung erhob, daß ein Epigramm der griech. Anthologie dessen Niobe also redend einführen konnte:

Götter bildeten mich aus Leben zu Stein; aus dem Steine
Schuf Praxiteles drauf wieder ins Leben mich um.

Er und sein Zeitgenosse Skopas wußten den Marmor durch ihren Meißel zu beleben. Durch sie ward der Hoheit auch die Anmuth zugesellt. Daher pflegt man mit diesen beiden Meistern um 364 v. Chr. die Periode des schönen Styls anzufangen. Praxiteles arbeitete auch in Erz vortrefflich, war aber nach Plinius's Zeugniß im Marmor glücklicher. Plinius führt („Hist. nat.", 36. Bd., S. 4 und 5) die vorzüglichsten seiner Werke an, eine Reihe hoher Götterstatuen, welche P. mit aller An-

muth und Fülle des Lebens bekleidete. Die schönste unter diesen soll die gnidische Venus gewesen sein, in welcher Statue er zum ersten Male die Venus unbekleidet zu bilden wagte. Nach der Sage sollen ihn Kratina und Phryne, die berühmten Hetären (s. d.) Griechenlands, durch Enthüllung ihrer Reize zu diesem Bilde begeistert haben — vielleicht nur als Modell. (S. Wieland, „Über die Ideale", in s. Werken, 24. Bd.) Er stellte hier die Venus mit lächelndem Antlitze dar, mit der linken Hand die Scham bedeckend, in der Stellung, wie sie aus dem Bade oder dem Meere hervorsteigt. Ein altes Epigramm sagt von ihr:

Als Minerva und Juno die gnidische Göttin erblickten,
Riefen beide zugleich: Paris, du richtetest recht!

Unzählige Male wurde diese herrliche Statue copirt; s. Heyne's antiquarische Aufsätze über die Copien dieser und der koischen Venus desselben Künstlers (welche von unten bis auf die Hüfte verhüllt war). Nach Böttiger hat die sogen. mediceische Venus nur in der verhüllenden Hand, sonst aber in keinem andern Stücke mit der gnidischen einige Ähnlichkeit; aber die fast gleich berühmte capitolinische wird von Kennern für eine unmittelbare Copie derselben angesehen. Die noch vorhandene Gruppe der Niobe, welche man auch dem Skopas beigelegt hatte, scheint verschiedenen Zeiten anzugehören; gewiß wurde sie im Alterthume von verschiedenen Künstlern mehre Male behandelt. Auch waren 2 Statuen des Eros von ihm berühmt, deren eine, in dem Tempel des Gottes zu Thespia aufgestellt, er nebst einer Satyrstatue, welche den Namen Periboetos (der allgerühmte) erhielt, nach Pausanias für seine vollkommensten Werke gehalten haben soll. Von letzterm entdeckte man in einer Villa des Kaisers Antonius eine schöne Copie, welche jetzt auch dem Museum Pio-Clementinum zurückgegeben ist. Über seinen Amor s. Wieland a. a. O. Ferner bildete P. Statuen der Diana, der Ceres, des Bacchus u. v. a. in Marmor und Bronze, welche Muster allgemeiner Nachahmung wurden. Böttiger theilt ihm vorzugsweise den Hetärenkreis zu, zu welchem seine Gruppe in Bronze, welche eine weinende Matrone und eine lachende Buhlerin darstellte, gehört, womit er nach des Plinius Bericht seiner Phryne eine Schäferstunde bezahlte. Unter seinen Söhnen war Cephissodorus als Künstler berühmt.

Precarium, ein Leihvertrag, durch welchen man den unentgeltlichen Gebrauch einer Sache im Allgemeinen und auf unbestimmte Zeit verspricht, welche mithin auch zu jeder Zeit zurückgefodert werden kann.

Prediger nennen sich die Geistlichen der Protestanten, weil das Predigen ihr Hauptgeschäft ist, und ihre sämmtlichen Amtsgeschäfte (die Leitung des öffentlichen Gottesdienstes, die Seelsorge und die Belehrung der Beichtenden, die Verwaltung der Sacramente, die Einsegnung der Ehen, der Religionsunterricht der Katechumenen und die Aufsicht über alles Religiöse in dem Leben der Gemeinden überhaupt) sich auf den Beruf zur Predigt des göttlichen Wortes stützen, und die Verkündigung desselben in sich fassen. Diese Ansicht des geistlichen Amtes wird durch seinen Ursprung begründet. Lehren war seit dem Zeitalter der Apostel die hauptsächlichste Beschäftigung der Bischöfe, woran als deren Vicarien die Presbyter und Diakonen Theil nahmen. Chrysostomus, dessen geistliche Beredtsamkeit mit den größten Rednern des Alterthums wetteiferte, war Bischof von Konstantinopel; auch die Päpste Leo und Gregor die Großen predigten in eigner Person. Je entschiedener aber der geistliche Stand sich nach und nach zum Charakter des jüdischen Priesterthums neigte, und Reichthum und Herrschaft zum Ziele seines Strebens machte, desto mehr achtete er zur Behauptung seiner priesterlichen Würde den bloßen Altardienst, die Verwaltung der Sacramente und das richterliche Ansehen über die Laien für wichtiger als das Lehrgeschäft. (S. Priester.) Bei dem Verfalle der Wissenschaften im Mittelalter fehlte es auch bald an Männern, die zur Abfassung einer Predigt fähig gewesen wären; man beschränkte den öffentlichen Reli-

gionsunterricht auf das Vorlesen veralteter Postillen, die seit d. 9. Jahrh. hier und da in die Landessprache übers. wurden, und gewöhnte das Volk, seine vorzüglichste Erbauung in den kirchlichen Ceremonien und dem Gesange, der sie begleitete, zu suchen. Erst die im Anfange d. 13. Jahrh. entstandenen Bettelorden, unter denen die Dominicaner gleich als Volksredner (daher Prädicanten) gegen die Ketzer auftraten, und die Mystiker des 14. und 15. Jahrh. brachten das Predigen wieder in Aufnahme. Auch die Waldenser und Hussiten hielten viel auf erbauliche Erklärungen des göttlichen Worts, und die Reformatoren d. 16. Jahrh. machten die Verkündigung desselben in der Predigt zum Hauptberufe der Geistlichen. Wenn nun auch im Zeitalter der Kirchentrennung der Ungeschmack einer leidenschaftlichen Polemik und unfruchtbaren Dogmatik sich der Kanzeln nicht weniger als der akademischen Lehrstühle bemächtigte, so wurde doch, da der Lehrbegriff festgestellt und im 17. Jahrh. der Zustand eines ruhigen Bestehens der Kirchen neben einander eingetreten war, freies Feld für neue Bemühungen zur Erhöhung der Nutzbarkeit des Predigtamtes. Spener (s. d.) erwarb sich dieses Verdienst, indem er das praktische Christenthum auf die Kanzeln brachte, über die Anwendung der Religionslehren im täglichen Leben predigen lehrte, und dem vernachlässigten Unterrichte der Katechumenen durch gute Anweisungen und eignes Beispiel neuen Schwung gab. Der milde evangelische Geist, der von diesem ehrwürdigen Manne ausging, entwöhnte die protestantischen Prediger allmälig von dem bald nach der Reformation wieder eingeschlichenen Priesterdünkel, und führte sie zu jener apostolischen Einfalt im Lehren und Leben, die den echten Charakter des christlichen Predigtamts bezeichnet. Weil aber der Prediger zwischen der idealen Welt der Gelehrten und dem wirklichen Volksleben mitten inne steht, und in beiden Gebieten einheimisch, die sittlichen Ideenschätze der Wissenschaft zum alltäglichen Gebrauche einprägen soll, so bringt jede neue Form und Wendung der Bildung für ihn eine neue Wendung mit sich. So kam denn jene apostolische Einfalt mit dem Ringen des mächtigen Natur- und Freiheitsgeistes, der sich seit der Mitte d. 18. Jahrh. regte, die Theologie und Philosophie einer allgemeinen Prüfung unterwarf und auf Zerstörung jeder alten Stütze des Glaubens ausging, in einen Widerstreit, den sie nur mit frommen Klagen zu betrauern, jedoch nicht durchzukämpfen wußte. Auf die Schultern der alten Zionswächter trat nun ein neues Geschlecht philosophischer Volksredner, die bei dem Grundsatze, Nichts auf die Kanzel zu bringen, was zweifelhaft geworden war, sich bald genöthigt sahen, die meisten Glaubenslehren mit Stillschweigen zu übergehen, und sich in dem Kreise einiger Moralien und eben an die Tagesordnung kommender praktischer Wahrheiten kümmerlich genug zu bewegen. Geist und Kraft schien aus solchen Vorträgen gebannt, das Volk, das nur von den erhabenen Momenten der Religion ergriffen wird, fand sie ungenießbar und die Kirchen wurden leer. In dieser Periode der Lauigkeit und Aufklärerei haben jedoch mehre Kirchenlehrer des ersten Ranges Widerstand gehalten, von denen wir nur Reinhard nennen dürfen, um den Geist der Gründlichkeit, des unerschütterlichen Glaubens und der Treue gegen das Evangelium zu bezeichnen, den sie den Predigern d. 19. Jahrh. einflößten. Es ist ihr Verdienst und die Frucht der großen Erschütterungen, die das bürgerliche Leben erfahren hat, daß man das Bedürfniß der Menge jetzt besser erkennt. Günstiger als das Zeitalter der Kritik war auch der Dogmatismus der neuesten Philosophie der Rückkehr zum biblisch-kirchlichen Lehrbegriff, und seit letzterer auf den Kanzeln in seine alten Rechte wieder eingetreten, und in den Herzen der Lehrer die Theologie der Religion selbst nähergerückt ist, hat die Kirche wieder christliche Prediger, die das Wort Gottes mit eigner Begeisterung und Überzeugung lehren und zahlreiche Versammlungen vor sich sehen. Auch läßt sich das Streben der Prediger unserer Zeit nach Würde, Nachdruck und Bündigkeit in ihren religiösen Reden nicht verkennen; der gute Geschmack wird selbst

von den Minderbegabten selten beleidigt, und im nördlichen Deutschland wird kaum irgendwo ein Vortrag gehalten, aus dem unbefangene und willige Zuhörer nicht Erbauliches schöpfen könnten. Daß die kath. Geistlichen in Deutschland mit den protestant. Predigern in der Amtsberedtsamkeit wetteifern, haben sie durch rühmliche Proben dargethan; nur versagt ihnen die Natur des kath. Gottesdienstes, welcher die Messe über die Predigt stellt, die Antriebe und Aufmunterungen, welche den Predigern der Protestanten, deren Gottesdienst sich vorzüglich auf die Predigt bezieht, zu Statten kommen. Mit Recht hatte sich daher die zur Verbesserung der liturgischen Formen 1814 in Berlin niedergesetzte Commission gegen den Vorwurf verwahrt, als wolle sie der Predigt nicht mehr den Rang der Haupthandlung im Gottesdienste einräumen. Viel wichtiger als eine Änderung des Kirchendienstes ist den protestant. Kirchen die Wachsamkeit der Regierungen über die Würde des Predigtamts. Wird dieses allenthalben mit Männern von gebildetem Geiste und heiligem Sinne versorgt, und seine Wirksamkeit durch keine unsittliche Beispiele, Bedrückungen und Secularisationen von Seiten der Regierungen mehr gehindert; hört man auf, dieses Amt mit der Praxis der Polizei zu vermengen und für zweideutige Staatszwecke mißbrauchen zu wollen; läßt man es ganz in der Sphäre der Religion, deren segnender Einfluß von ihm ausgehen soll, so wird es sich schon selbst das Ansehen und die Macht über die Gemüther zu verschaffen wissen, die ihm gebührt. E.

Preis, der Werth, welchen eine Sache in Vergleichung mit andern im Tausche hat. Nach Andern der Tauschwerth der Sache in Vergleich mit den üblichen Tausch- Handels- und Circulationsmitteln; oder der Werth der Producte in Gelde bestimmt.

Preisler, der Name mehrer bildender Künstler und Künstlerinnen. Vorzüglich bekannt sind 4 Brüder und der Sohn des einen derf. 1) **Johann Justin**, geb. zu Nürnberg den 4. Dec. 1698, gest. daf. den 17. Febr. 1771, machte sich durch ein Altargemälde, die Grablegung Christi, bekannt, radirte auch mit Geschmack, gab ein Werk über Statuen (Nürnb. 1732) heraus, und folgte seinem Vater, dem Maler **Joh. Daniel**, geb. 1665, gest. 1737, welcher eine Anleit. u. d. T. Zeichenakademie herausgab, als Akademiedirector in Augsburg. 2) **Georg Martin**, geb. zu Nürnb. den 6. Nov. 1700, gest. daf. den 29. Aug. 1754, widmete sich früh dem Zeichnen und Kupferstechen. In dem Werke über die dresdner Antiken sind seine Blätter die besten; auch arbeitete er an dem florentiner Museum. 3) **Joh. Martin**, Zeichner und Kupferst., geb. zu Nürnb. den 14. März 1715, widmete sich mit Glück historischen Gegenständen. 1739 reiste er nach Paris, wo er sich Schmidt und Wille zu Freunden machte, und wurde 1744 zum königl. dänischen Hofkupferstecher und Prof. der Malerakademie zu Kopenhagen ernannt, wo er den 17. Nov. 1794 starb. Sein Kupferstich, Friedrich V. zu Pferde, nach der Bronzestatue von Sailly, ist ein Meisterstück; auch hat er Gellert nach Graff, und Klopstock nach Juel gestochen. Sein letztes Blatt war die berühmte Madonna della Sedia nach Rafael. 4) **Valentin Daniel**, Kupferst. in schwarzer Kunst, geb. den 18. Apr. 1717 zu Nürnb., starb daf. am 8. Apr. 1765. Er war zum Studiren bestimmt, vertauschte dasselbe aber ziemlich spät mit der Kunst, besuchte seinen Bruder in Kopenhagen, und verfertigte nach seiner Zurückkunft mehre Blätter in schwarzer Kunst. 5) **Johann Georg**, Sohn und Schüler Joh. Martins (Nr. 3), geb. 1757, vervollkommnete sich bei J. G. Wille zu Paris. Hier stach er das schöne Blatt Ikarus, nach Vien, worauf er 1787 Mitglied der Malerakademie wurde. Jetzt ist er Professor bei der Malerakademie zu Kopenhagen.

Presburg (Posonium, ungar. Posony, slaw. Pressburek), 34° 45′ 35″ Ö. L., 48° 8′ 30″ N. Br., liegt 409 Fuß über der Meeresfläche, in der presburger Gespannschaft, auf einer Fläche von 558,000 □Kl., im Halbkreis ange-

lehnt an den Fuß der hier sich verflachenden und in ihre westlichste Spitze (den Schloßberg) auslaufenden Karpathen, am linken Ufer der Donau, welche von da östlich die Bildung der großen fruchtbaren Insel Schütt beginnt. Ursprung und Name der Stadt verlieren sich in die Zeit der Römer, wo noch der See Peiso in der Nähe existirte, oder doch in die Epoche des großen mahranischen Reichs, welches die Magyaren zerstören halfen, und dabei auch alles Land zwischen der Waag und March eroberten. Die Stadt, meistens durch deutsche Ansiedler bevölkert, ward ein bedeutender Grenzplatz gegen die Deutschen und Böhmen, theilte das Schicksal der gegen diese von den ungarischen Königen geführten Kriege, erhielt mancherlei Privilegien und war oft der Sitz der Landtage. Der Burggraf von Presburg schloß die Reihe der großen beamteten Reichsbarone. Als die Osmanen halb Ungarn sammt der Residenz Ofen überwältigt hatten, wurde Presburg Landtags- und Krönungsstadt, Centralpunkt der habsburger Könige, Gewahrsam der heil. Krone, Sitz aller Reichsbehörden und des Reichsprimas, und blieb es lange noch, als schon das ganze Reich der Türkennoth entledigt war. Hier, am 11. Sept. 1741, war die Reichsversammlung, in deren Mitte Maria Theresia das Wort ihrer treuen Stände: „Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!" empfing; dankbar blieb die große Fürstin der Stadt zugewendet, und besuchte oft ihre da wohnende Lieblingstochter, Christina. Noch 1780 konnte v. Windisch in s. „Geographie von Ungarn" Presburg die Haupt- und Krönungsstadt des Landes, und die vornehmste, schönste und volkreichste des Reichs nennen; allein jetzt wird sie von Pesth in aller Hinsicht weit, von Ofen an officieller Wichtigkeit und von Debreczyn an Bevölkerung übertroffen. Sie hat seit 1784, als Joseph II. die Statthalterei u. a. Reichsbehörden nach Ofen verlegte, diese Quellen ihres Wohlstandes verloren. Doch wurden allda noch 1790, 1802, 1805, 1808 und 1811 Krönungen und Landtage gehalten, deren erster durch die Befestigung der Religionsfreiheit der Protestanten, der letzte durch die Verhandlungen wegen der Scale sich auszeichnet. Über den Landtag 1826 fg. s. Ungarn. Der franz. Krieg, 1805, schadete ihr wenig, aber desto härter wurde sie 1809 mitgenommen, wo ihr die tapfere Vertheidigung des Brückenkopfs (vom 4. Juni bis 4. Juli) wiederholtes Bombardement und Kanonade zuzog; 103 Häuser gingen im Feuer auf, unzählige wurden beschädigt. Auch litten die Einw., als die Stadt übergeben wurde, viel durch Einquartirung und Requisitionen. 1811 brannte das herrliche Schloß, durch Verwahrlosung des darin casernirten Militairs, bis auf die Mauern aus. 1815, im März bis Mai, hielt sich der König von Sachsen mit s. Familie hier auf (wo auch 1664—67 Johann Friedrich II., Herzog von Sachsen-Gotha und Weimar, 4 Jahre s. lebenslänglichen Haft zubrachte). Die Stadt, mit der Vorstadt Blumenthal und den Außenorten Zuckermandel und Schloßberg, hat 1400 H., 35,000 E., worunter 8000 Lutherische (meist Deutsche) und gegen 3000 Juden, übrigens 1600 Bürger. Der Stadtmagistrat, nebst dem äußern, aus 100 Wahlbürgern bestehenden Rath u. a. städtischen Ämtern, ist durchaus paritätisch, weil hier das Lutherthum früher Eingang gefunden und sich, trotz der heftigsten Verfolgung, in diesen amtlichen Rechten erhalten hat. Der Handel ist weder blühend, noch wachsend (wegen der Nähe Wiens und der beschränkenden Ausfuhrzölle), aber doch beschäftigt eine Corporation von 56 Kaufleuten, worunter 9 Großhändler, nebst vielen Bürgern und Juden, theils eigner Verkehr, theils Spedition, vorzüglich in Wein, Taback, Wolle, Getreide, rohe Häute, Knoppern ꝛc.; die Donauschifffahrt bringt der Stadt wenig Vortheil, weil wenig Schiffe aus- und einladen. Die 7 Jahrmärkte sind unbedeutend, und die Fabriken (2 Rosoglio- und 1 Tuchfabrik) beschäftigen kaum 100 Mann. Consumirt werden jährlich über 7000 Stück Rinder, gegen 20,000 E. Bier und 40,000 E. Wein. Die Stadt hat 24 Straßen und Gassen, 2 öffentl. Plätze, und seitdem mehre alte Thore weggeräumt und die anliegenden Vorstädte

dadurch einverleibt worden, noch 4 Thore und ist auf mehren Seiten offen. Unter 14 Kirchen sind 12 kath. (unter diesen 2 von den Evangelischen erbaut, aber durch Umtriebe der Jesuiten unter Leopold I. den Protestanten mit Gewalt weggenommen), 2 luth. (e. deutsche, mit e. schönen Altarblatt von Öser, der ein geb. Presburger war, und e. slawisch-ungarische), ferner 3 Mannsklöster (Franciscaner, Capuziner und barmherzige Brüder), 2 Frauenklöster (Ursulinerinnen und Elisabethinerinnen) und e. Stift der Congrégation de Notre-Dame. Ausgezeichnete Gebäude sind: das Landhaus, die sog. Kammer in der Michaelergasse, das alterthümliche Rathhaus (es war 1388 einmal an die Judenschaft verpfändet) mit einem sonderbaren Frescogemälde an der Außenwand, welches die Höllenfahrt eines meineidigen Senators vorstellen soll; der erzbischöfl. Palast auf dem Johannisplatze; das alte Statthaltereigebäude, jetzt in militairischem Gebrauch; das Schulgebäude der Katholischen; das Comitathaus; die Caserne an der Donau, für 1 Bataillon geräumig; das Kornmagazin an der Donau faßt 170,000 Metzen. Auf dem Königshügel haben die Könige Ungarns, nach der Krönung, die bekannten Kreuzhiebe nach den 4 Weltgegenden hin zu Rosse zu verrichten. Das Theater an der Promenade, mit einem sehr geräumigen Redoutensaale, wird alle 3 Jahre für Rechnung der Stadt verpachtet und leistete nie mehr als Mittelmäßiges. Die Stadt hat eine reizende Lage. Südlich und östlich strömt zwischen fruchtbaren Auen die 130 Kl. breite Donau und bildet ober- und unterhalb der Stadt mehre anmuthige Inseln. Nördlich und westlich sieht man Gärten, Weinberge (etwa 1790 Joch von reichem, wenn auch nicht ungarisch-feurigem Ertrag), Fruchtfelder, in der Ferne Wälder und Berge. Daher sind rings um die Stadt köstliche Spaziergänge und vielfache Gelegenheit zu Landpartien auf die nahen Dörfer und Mühlen; auch in der Stadt gibt es schöne Gärten (der gräfliche, Palfy'sche, der erzbischöfliche, der gräflich Vitzay'sche ꝛc.) und eine sehr besuchte Promenade, aus 4 (170 Schr. langen) Alleen herrlicher Linden, Akazien und Ahornbäume bestehend. Deutsche Sitten und Sprache (letztere in einem breiten und die wiener Mißtöne überbietenden Dialekt) herrschen neben slawischen und ungarischen vor, sodaß man hier kaum an Ungarn erinnert wird und namentlich nichts von dem tiefer hinein merklichen orientalischen Schiller spürt. Noch dauert die Einwanderung der Deutschen fort (unter 803 M., welche 1809 — 20 das Bürgerrecht gewonnen, befanden sich gegen 400 Einheimische, über 100 Ungarn und gegen 300 Deutsche). Die wohlfeile und vergnügliche Lebensart, die Nähe der deutschen Erblande und der Kaiserstadt, die Füglichkeit, hier Ungarns Segnungen zu genießen, ohne dessen (meist aus Vorurtheilen geschaffenen) bösen Genien zu begegnen, hält hier eine Menge Familien oder Individuen fest, u. A. 700 Magnaten und Adelige (incl. ihres Dienstpersonals) und gegen 300 pensionnirte Officiere, welche mit 300 kath. Geistlichen (bekanntlich zählt der reiche ungarische Klerus viel Lebeleute), mit den Professoren der Lehranstalten, den 200 Civilbeamten und mit dem Militair und begüterten Handelsleuten ꝛc., das gesellige Verkehr der sog. Honoratioren mehr als irgendwo in Ungarn beleben. Das Collegiatstift, von 12 Domherren, ist alt und reich dotirt; die k. Akademie (kath.) hat 2 Facultäten, 1 juridische und 1 philosophische, jede mit 4 Professoren, und hat außerdem noch e. Lehrkanzel für die griech. und e. für die ungar. Sprache und über 300 Studenten. Wie die andern k. Akademien Ungarns, hat sie weder den Credit noch den Fonds der pesther Universität, zieht aber durch ihren um 2 J. kürzern Lehrcurs besonders die eilfertig studirenden Juristen an. Das kath. Erzgymnasium, von Benedictinern versehen, hat in 6 Classen 5 — 600 Schüler, die andern kath. Normal- und Trivialschulen, in der Stadt und ihren Zubehörungen, über 1000. Die Nonnen von der Congrégation Notre-Dame haben eine Mädchenschule von mehr als 300, die Ursulinerinnen dgl. von mehr als 400 Zöglingen; bei beiden sind auch Pensionsanstalten für Mädchen

höhern Standes. In ausgezeichnetem Ruf steht das luth. Lyceum, mit 5 Professoren und 300 Zuhörern in 3 Classen, worunter auch Reformirte, Griechen und Juden. Es hat eine Bibliothek von 10,000 Bdn. (unter 6 ansehnlichen Bibliotheken die einzige zugängliche in Presburg) und mehre wohlthätige Convictanstalten. Diese Anstalt ist um so wichtiger für die ungarischen Protestanten, als ihnen seit 1819 das Besuchen auswärtiger Universitäten durch ein Provisorium von der Regierung verboten, keineswegs aber durch die neue theolog. Facultät zu Wien ein Ersatz dafür geboten worden ist. Auch haben die Lutherischen ihre besondern Elementar-, Bürger- und Grammatikalschulen. 1826 ward in Presburg in einem neu dazu errichteten Gebäude die vorzüglich in der class. Literatur reiche gräfl. Anton Apony'sche Bibliothek (bisher in Wien) aufgestellt und dem Gebrauche geöffnet. Das Bibliothekgebäude hat die Inschrift: „Literis in patria augendis". Dem literarischen beschränkten Verkehre genügen 4 Buchhandlungen, 4 Buchdruckereien, e. lat., e. deutsche Zeitung und e. Leihbibliothek. Die in Presburg 1822 vom Primas gehaltene ungarische Nationalsynode hatte eine romanistische Tendenz, wie man aus den bekanntgewordenen Verhandlungen und dem Antrage auf Restitution der Jesuiten in Ungarn gesehen hat, ist jedoch zur Zeit noch ohne Folgen geblieben. — Die neueste „Beschreib. von Presburg", von Paul v. Ballus (Presb. 1823), ist leider sehr unvollkommen.)

Presburger Friede, vom 26. Dec. 1805. Nach der Schlacht und dem Waffenstillstande von Austerlitz (s. d.) mußte Franz II., Kaiser von Deutschland und Östreich: a) den im luneviller Frieden erworbenen Theil von Venedig (730 □M., 2,130,000 E.) an das Königreich Italien abtreten; b) im deutschen Staatenbunde den Kurf. von Baiern und Würtemberg die königl. Würde und Souverainetät zugestehen, letztere auch dem Kurf. von Baden; c) Tirol, Vorarlberg und einige Landschaften, nebst Eichstädt und Passau, an Baiern, den größten Theil des Breisgaues, nebst Konstanz, an Baden, die Donaustädte und einiges Andre von Schwäbisch-Östreich an Würtemberg überlassen; dafür wurde d) das bisherige Kurfürstenth. Salzburg der östreich. Monarchie einverleibt, der Kurfürst Erzherzog Ferdinand aber durch das ihm von Baiern abgetretene Würzburg entschädigt. Der Erzherzog Ferdinand von Östreich-Este aber, welcher das Breisgau verlor und in Deutschland vollständig entschädigt werden sollte, erhielt weder damals noch später die ihm zugesicherte Schadloshaltung; dem Erzherzog Anton wurde die Hochmeisterwürde des deutschen Ordens erblich gegeben. Der unmittelbaren Reichsritterschaft in Baiern, Würtemberg und Baden ward im Frieden nicht gedacht; ein Militairbefehl Napoleons vom 19. Dec. hatte sie bereits den Regenten dieser Länder zugetheilt. — Unmittelbar nach der Unterzeichnung dieses Friedens erklärte Napoleon am 27. Dec.: „die Dynastie von Neapel habe aufgehört zu regieren", weil Ferdinand IV. den im Sept. 1805 mit Frankreich abgeschlossenen Neutralitätsvertrag gebrochen hatte. Dann gab Napoleon das preußische Ansbach an Baiern, wofür ihm Baiern das Herzogth. Berg überließ. Dieses Berg gab er, nebst dem preuß. Kleve, seinem Schwager Murat (30. März 1806). Darauf ward den 12. Juli zu Paris der Rheinbund geschlossen, und durch eine Erklärung Napoleons (1. Aug. 1806) das deutsche Reich für aufgelöst erklärt. — Die franz. Truppen räumten die östreich. Staaten, hielten aber die östr. Festung Braunau so lange noch besetzt, bis das von Östreich an Frankreich abgetretene, von den Russen aber besetzte Cattaro geräumt wurde, was erst nach dem tilsiter Frieden geschah, worauf Napoleon durch die Convention von Fontainebleau, 10. Oct. 1807, Braunau zurückgab; doch mußte Östreich den Isonzo als die Grenze des Königr. Italien anerkennen. Seit dem Frieden von Presburg gründete Napoleon sein Föderativsystem. (Vgl. Schöll's „Hist. des traités de paix etc.", 7. Bd., S. 419 fg.)

Presbyter (griech.), der Ältere, Presbyteri, Ältere, die Ältesten, hießen

bei den ersten Christen angesehene Kirchenbeamte, welche von den Gemeinden nach dem Muster der Ältesten in der jüdischen Gesellschaftsverfassung angestellt wurden; Presbyterium, das Collegium derselben, oder ihre Versammlung. Unstreitig waren sie Vorsteher und Wortführer der Gemeinden, und hatten für die Erhaltung des Anstandes, der Ruhe und Ordnung in der Gemeinde zu sorgen, wie jetzt die Helfer in den Brüdergemeinden. Die Verwandlung des geistlichen Amts in ein förmliches Priesterthum veränderte auch den Charakter dieser Würde. Aus den Presbytern wurden Priester und Pfarrer, die ihre Stelle in der höhern Geistlichkeit, und ihren Rang nach den Bischöfen erhielten. Späterhin hieß bei den Katholiken Presbyter ein Priester, der die Sacramente austheilen durfte; jetzt hat sich die griech. Benennung verloren, und nur die presbyterianische Kirche in Großbritannien hat sie erneuert. E.

Presbyterianer, s. Anglikanische Kirche und Dissenters.

Presbyterien, s. Presbyter. Nachdem der Klerus der kath. Kirche die Leitung der Kirchenangelegenheiten, vermittelst des Episcopats und Papstthums, ausschließend ansichgebracht hatte, hörten die Presbyterien auf. Bei den Gemeinden, welche sich später von der päpstl. Herrschaft losmachten, bei den Waldensern, Wiklifiten und Hussiten finden sich Anordnungen, die denen der ältesten Kirche in Rücksicht der Kirchenältesten ähnlich waren. Durch die Reformation des 16. Jahrh. kam die Leitung der Angelegenheiten der Kirche in die Hand der Oberhäupter des Staats, welche diesen Zweig der Verwaltung gewissen Behörden, Consistorien, Kirchenräthen ꝛc. übertrugen. Die Bestimmung des Verhältnisses der Kirche zum Staate blieb dabei ein Gegenstand vielfacher, immer noch nicht zum Actenschluß gebrachter Erörterungen. Calvin gab der reformirten Kirche eine Presbyterialverfassung, welche von Mehren als hierarchisch dargestellt wird. Nachdem bei der Feier des 3. Jubiläums der Reformation (1817) der Wunsch, beide protestant. Kirchen zu einer evangelischen zu vereinigen, hier und da lebhafter angeregt worden war, so kam auch die sog. Presbyterialverfassung zur Sprache. Zu ihrer Einführung wurden namentlich in den k. preuß. Staaten, wo man einige Schritte zur Vereinigung beider protest. Confessionen that, Verfügungen getroffen, denen zu Folge jede kirchliche Gemeinde ein aus dem Ortsgeistlichen, einigen obrigkeitlichen Personen u. a. Gemeindegliedern bestehendes Presbyterium zu bilden veranlaßt wurde. Doch noch vor der gänzlichen Vollziehung dieser Verfügungen erhoben sich mehre Stimmen dagegen, welche die Bedenklichkeit aussprachen, daß einerseits durch die Presbyterien eine Hierarchie begründet und ein unstatthafter Glaubens- und Gewissenszwang eingeführt werde, und daß andrerseits die Presbyterialverfassung nicht Kraft und Mittel genug darbiete, die kirchliche Zucht und Ordnung zu erhalten: Einwürfe, welche u. a. die Schrift: „Die Presbyterialverfassung in ihrer Begründung und ihrem Werth, dargestellt von Bäumer, evang. Pred. zu Bodelschwingh, im Synodalkreise Dortmund" (Hamm 1823), zu widerlegen sucht. Im Großherzogthum Baden begann 1821 die Organisation sog. Kirchenvorstände. Auch in Baiern nahm man Bedacht, den dortigen evangel. Kirchen eine Presbyterialverfassung zu geben, wozu die Gemüther 1821 vorbereitet wurden. Auch hier erregte die in Vorschlag gebrachte Gründung eines solchen Instituts die Aufmerksamkeit nicht nur der Publicisten und Theologen, sondern auch andrer Mitglieder der Kirche, und veranlaßte einen lebhaften Schriftwechsel, in welchem Stimmen für und wider die Presbyterien laut wurden. Wenn Einige der Erstern in dem Plane zur Presbyterialverfassung das erfreuliche Bestreben der protestantischen Kirche sehen, sich zu der Selbständigkeit zu erheben, welche sie, der katholischen gegenüber, behaupten müsse, sobald sie als freie Kirche sich darstellen wolle; wenn sie daher in den Presbyterien und den aus ihnen hervorgehenden Synoden, als in einem nützlichen und zeitgemäßen Institute, das nothwendige Organ erblicken, ohne welches sich die Kirche nicht

fortbilden und aussprechen könne, so wurden von einigen Beförderern dieser Verfassung, in Betreff der Organisation dieses Instituts, solche Vorschläge gethan, welche dem Institute Gegner erwecken mußten, und diesen Veranlassung gaben, in der Presbyterialverfassung ein aristokratisch vervielfältigtes Papstthum für die protestant. Kirche, eine inquisitionsartige Kirchen-, Glaubens- und Sittenpolizei, welche nur Scheinheilige und Heuchler, Ausspäher und Angeber hervorbringen könne, und welche an sich den Grundsätzen des protest. Kirchenrechts widerstreite, zu erblicken. Unter die Schriften, welche die Presbyterialverfassung in Schutz nehmen, gehören: 1) „Die Einführung der Kirchenvorstände u. Presbyterien", von dem ref. Consistorialrath D. Fuchs (Nürnb. 1822); 2) „Entwurf einer Presbyterialverfassung", versucht von A. Th. A. F. Lehmus, Dekan und Stadtpfarrer in Ansbach (Nürnb. 1821). Nach den Foderungen dieses Vf. sollen die Presbyterien, als der kirchliche Vorstand der Specialgemeinde, die richtende und verwaltende Behörde derselben, hinsichtlich der Lehre, des Cultus und Lebens, der Erziehung zur Kirche, der Aufnahme in die kirchliche Gemeinschaft und Ausschließung aus derselben, der Armenpflege, des Kirchenvermögens ꝛc. bilden. Gegen eine solche Presbyterialverfassung, welche Glaubens- und Sittenzwang begünstigt, erhoben sich mehre Stimmen in Schriften, u. a.: 1) „Einige Worte über die den evangelisch-lutherischen Glaubensgenossen bevorstehende Beschränkung ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit durch die projectirte Einführung der Presbyterialverfassung in ihren Kirchen" (2. A., Nürnb. 1822), deren Vf. der Appellationsrath Seyffert sein soll. 2) „Einige Worte über die Frage: Inwiefern sind Presbyterien mit den Symbolen und der Verfassung der evangl.-luther. Kirche vereinbar?" (Nürnb. 1822.) Von dieser Schrift wird der Regierungsrath Betzold als Vf. genannt. 3) „Beiträge zur Berichtigung der Ansichten über Kirchenvorstände und deren Einführung in den evang.-luther. Kirchen, desgleichen über Kirchenrepräsentation und Synoden, in specieller Beziehung auf das Königr. Baiern, von C. J. M. S." (Vf. von Nr. 1, Nürnb. 1822). In diesen Schriften werden die von Lehmus aufgestellten Principien als unstatthaft verworfen; in der letzten, besonders gegen Hrn. D. Fuchs gerichteten, wird auch auf den Unterschied zwischen Synoden und Presbyterien aufmerksam gemacht, und gezeigt, daß die letzten nicht als Repräsentanten der Landeskirche zu den allgemeinen Synoden gehören können. Dieser Schriftwechsel hatte zur Folge, daß der Mehrtheil der Protestanten in Baiern sich gegen die Presbyterien, als ein dem Geiste des Protestantismus widerstreitendes Institut, erklärten. Dessenungeachtet erließen die Consistorien im Mai 1822, auf Befehl des Oberconsistoriums, eine Verordnung, die Wahl und Einführung der Presbyterien oder Kirchenvorstände bei den protest. Pfarrgemeinden betreffend. Aus dieser Verordnung ging hervor, daß die Instruction für die Kirchenvorstände erst bei der Generalsynode, mit Rücksicht auf die Reichsconstitution und auf das Gemeindeedict vom 17. Mai 1818, entworfen werden solle; daß die Einführung der Kirchenvorstände bei den Gemeinden, welche sich gegen die Einführung derselben bei ihren Consistorien erklären, so lange ausgesetzt bleiben soll, bis sie zu einer richtigern Einsicht hierüber gelangt sein werden; daß das Presbyterium einen eignen Rath bilden soll, rücksichtlich der Verwahrung der innern Verfassung und Ordnung der Kirche, in Beziehung auf Lehre, Cultus, Liturgie, religiösen Unterricht, sittliche Zucht, Amtsthätigkeit des Kirchenpersonals, der äußern Rechte der Kirchengemeinden und ihrer einzelnen Glieder, des Kirchen- und Pfarrvermögens, Erhaltung der Gebäude, Verwendung der Kircheneinkünfte ꝛc.; daß das Presbyterium aus sämmtlichen bei einer Kirche angestellten Geistlichen, und aus einer zu erwählenden Anzahl weltlicher Mitglieder oder Kirchenältesten bestehen solle. — Kaum war diese Bekanntmachung erschienen, so erhob sich die allgemeine Stimme dagegen. Schon 2 Tage nach der Bekanntmachung unterzeichneten in Anspach gegen 200 Familien

er Stadt, alle Staatsbeamte, der Adel und die vornehmsten Bürger eine Prote-
tation, welche dem anspacher Consistorium übergeben und dem Könige vorgelegt
urde. Der anspacher Magistrat schloß sich in einer besondern Protestation an
ne an. Ähnliche Protestationen wurden von Nürnberg, Augsburg, Rothenburg,
Nördlingen, Dinkelsbühl, Feuchtwang u. a. O. übergeben. Bald nach diesen Pro-
estationen erschien auch eine kleine Schrift: „Worte des D. Martin Luther über
hristliche Freiheit, sittliche Zucht und Werkheiligkeit" (Nürnb. 1822), deren Ten-
enz ebenfalls gegen die Presbyterien gerichtet ist. Durch eine spätere königl. Be-
timmung ward das ganze Presbyterialwesen, mit Ausnahme von den Kirchen-
emeinden, bei welchen es schon mit Zustimmung gebildet ist, bis zur allgemeinen
Synode aufgehoben. Diese obere protest. Generalsynode des Königr. Baiern war
n 2 Abtheilungen in Anspach und Baireuth vom 21. Sept. bis 5. und 7. Oct.
823 versammelt. Sie machte nicht nur den Katechismus, die Kirchen- und Got-
esdienstordnung und die Agende, sondern auch die Unterstützungsanstalten für
ürftige Geistliche, Pfarrwitwen und Waisen zu Gegenständen ihrer Berathung.
Die anspacher Synode vertagte die Einführung der Kirchenvorstände bis zur näch-
ten Generalsynode; die baireuther Synode beschloß, die Kirchenvorstände, wo sie
ereits beständen, in ihrem Wirkungskreise zu lassen. S. „Öffentliche Nach-
icht von der ersten Versammlung der Gewaltsynoden der protest. Kirche in Baiern
iesseits des Rheins, 1823" (von D. Niethammer, Salzb. 1824), ingl. „Die Ge-
eralsynode des Consistorialbezirks Anspach, 1823, und eine allgemeine Darstellung
hrer Verhandlungen", von D. Karl Fuchs, Consistorialrath und erstem Hofpred.
Nürnb. 1823). Inzwischen trat noch vor Abhaltung dieser Synoden Hr. Leh-
nus, welcher gewissermaßen durch s. obenerwähnten Entwurf der Presbyterial-
erfassung in Baiern zu dem Presbyterialstreite Veranlassung gegeben hatte, mit
iner neuen Schrift: „Der Widerspruch, welchen die Einführung der Presbyterial-
erfassung in mehren Gegenden des protest. Baierns gefunden hat", beleuchtet von
ehmus (Darmst. 1822), hervor. Über diesen Gegenstand gaben auch Pöschel
„Noch ein Wort über die Einführung der Kirchenvorstände", Augsb. u. Lpz.
823), Kaiser („Über die Presbyterien überhaupt und ihre Einführung in Baiern
sbesondere", Erl. 1822), Paulus (im „Sophronizon", 1. u. 2. Bd., 1824)
hre Stimmen ab. D. L. F. Schmidt, der Stadtpfarrer Seidel in Nürnberg
. A. suchten in Predigten, welche gedruckt wurden, über diese Angelegenheit die
hristl. Gemeinden zu belehren. — Es dürfte wol nicht zu übersehen sein, daß bei
em, gegen die Einführung der Presbyterien entstandenen, Widerspruch manche
Mißverständnisse obgewaltet zu haben scheinen, welche zum Theil durch diejenigen
Vorschläge, welche auf Einführung von Glaubens- und Sittengerichten u. dgl.
inausliefen, genährt wurden. Gegen solche beabsichtigte Glaubens- und Sitten-
wangsinstitute, welche selbst den aus der protest. Kirche nach Urtheil und Recht
ängst verwiesenen Kirchenbann wieder einführen wollen, mußte sich natürlich die
ereinigte christlich-protest. Religionsansicht erklären. Indessen scheint auch von
nanchen Gegnern der Presbyterialverfassung das Gute und Zeitgemäße, welches
ine gehörig modificirte Presbyterial- und Synodalverfassung haben kann, über-
ehen worden zu sein, worauf auch der geistreiche Vf. der Schrift: „Über das litur-
isische Recht der Fürsten" (Gött. 1824), hinzudeuten scheint. Beiläufig hat auch
Ezschirner in s. „Protestantismus und Katholicismus ꝛc." und in s. „Gutachten,
ie Agenden betreff. ꝛc.", für eine Kirchenrepräsentation durch Presbyterien und
Synoden sich erklärt. „In einem verfassungsmäßigen Staate", sagt Seidel („Die
Kirchenältesten; eine Predigt ꝛc.", 1822), „muß die Kirche ihre Vertretung ha-
en. Die kath. Kirche vertritt der Papst, wenn die Staatsgewalt ihr das Ge-
ingste anhaben wollte. Die evang. Kirche hatte bisher keine Vertretung. Da sie
ine freie Kirche ist, so kann sie kein Bischof, kein Oberconsistorium, noch Consi-

storium vertreten, sie muß sich selbst vertreten durch ihre Abgeordneten. Warum sollen diese nun nur aus Geistlichen gewählt werden? Die evang. Kirche hat alle Ursache, zusammenzuhalten, da die katholische so fest zusammenhält — das kann aber unsere Kirche nur durch eine Verfassung und durch Vertretung, welche ihre heiligen Rechte vermehren und über sie wachen". — Sie wird sich freilich zu dieser Vertretung Glück zu wünschen nur dann Ursache haben, wenn sie helldenkenden Männern anvertraut ist, welche mit dem besten Geiste der Zeit, der nicht die Finsterniß mehr liebt als das Licht, gleichmäßig fortgeschritten sind, welche den lebendigmachenden Geist des Christenthums und der protest. Kirche insbesondere von dem tödtenden Buchstaben genau zu unterscheiden, gehörig aufzufassen und zu würdigen, fest im Auge zu behalten und auf die Angelegenheiten der Kirche anzuwenden verstehen, und in diesem Geiste Vorschläge zur Fortbildung der Kirche thun, bei welchen sich denn auch die Berathung darüber keineswegs um Formen und Formelwesen, als um die Hauptsache, drehen wird und darf. Daß die bairische Regierung diesen bessern Geist bei jener Anordnung ins Auge faßte, werden unbefangene Beurtheiler nicht verkennen. **11.**

Pressen der Matrosen heißt das abscheuliche Verfahren, mittelst dessen man die königl. Flotte in England mit Matrosen und Schiffssoldaten versieht, wenn die freiwillige Anwerbung nicht hinreicht. Es besteht in dem gewaltsamen Wegnehmen aller solchen Leute, die zum Seedienste tauglich scheinen. Wenn sonst ein Preßgang vorgenommen wurde, so gingen 10—15 Matrosen, mit Prügeln und Messern bewaffnet, unter Anführung eines Officiers, durch die Gassen, in Wirthshäuser, Bordels u. a. öffentliche Orte, und nahmen alle Diejenigen weg, die sie für tüchtig hielten. Im Kriege gegen Frankreich kamen die Presser auch auf die Kauffahrteischiffe und nahmen die Matrosen weg. Es gab dabei oft blutige Kämpfe, selbst Todschläge, welche aber unbestraft blieben. Die auf diese Weise zusammengebrachten Leute werden auf ein Schiff geschleppt, wo sie so lange gefangen bleiben, bis sie auf ein Kriegsschiff abgeliefert werden. Seit 1779 ist durch eine Parlamentsacte auch das Pressen der Landsoldaten eingeführt.

Preßfreiheit. Das den Bürgern eines Staats zugestandene Recht, ohne vorgängige Erlaubniß der kirchlichen oder weltlichen Obrigkeit Alles drucken zu lassen, was ihnen gut dünkt, mit Vorbehalt der Bestrafung, wenn sie dadurch die Staatsgesetze oder die Rechte Andrer verletzen. Bald, nachdem die Buchdruckerkunst erfunden war, erkannte man, vornehmlich in der Reformation, die ungemeine Gewalt, welche einzelne Männer und gewisse Ansichten durch die schnelle und weite Verbreitung der Gedanken erlangen konnten. Reichsgesetze machten es daher in Deutschland allen Obrigkeiten zur Pflicht, die Druckereien in scharfer Aufsicht zu halten, damit keine Angriffe auf die Religion und keine Schmähschriften aus ihnen hervorgehen, und das tridentinische Concilium schärfte es den geistlichen Obern ein, das Lesen schädlicher Bücher, sowie den Druck derselben, zu verhindern. In den kath. Ländern wurde demzufolge eine bischöfliche, in den evangelischen eine Staatscensur eingeführt, und diese letzte auch in einigen kath. Staaten, z. B. im alten Frankreich, als die alleinige. (Vgl. **Büchercensur.**) Die Censur wurde bald strenger, bald milder gehandhabt; einigen Anstalten und Männern (z. B. den Universitäten) hier und da eine völlige Censurfreiheit zugestanden, aber nur in England von 1694 an eine allgemeine Preßfreiheit eingeführt. Auch in Dänemark wurde die Censur 1770 abgeschafft. Ob die Preßfreiheit oder die Censur den Staaten und der Menschheit nothwendig oder nützlich sei, ist eine Frage, über welche so viel und heftig geschrieben worden ist, daß es nicht leicht sein wird, etwas Neues darüber zu sagen, oder die Gründe dafür oder dawider in ein helleres Licht zu setzen. Man kann nur darüber sein politisches Glaubensbekenntniß ablegen, und sich wundern, wie es Menschen geben könne, welche das Entgegengesetzte für das Richtigere

halten. Die Preßfreiheit hat eine doppelte, sehr von einander verschiedene Seite, je nachdem sie bloß als wissenschaftliche oder als politische Freiheit betrachtet wird. Es hat in der erstern Hinsicht immer Menschen gegeben, denen daran gelegen war, die Flügel des menschlichen Geistes zu lähmen, theils weil sie ehrlicherweise meinten, die Wahrheit, die Moral, die Religion bedürfe des Schutzes und der Bevormundung, damit die Wohlthaten derselben dem Menschengeschlechte nicht entrissen würden, theils weil sie fürchteten, daß ihre auf Unwissenheit und Aberglauben gegründete Herrschaft über die Gemüther mit den davon abhangenden irdischen Vortheilen werde geschmälert werden. Es würde schlimm um die Menschheit stehen, wenn jemals dieses Bestreben, die Menschheit auf der Bahn des Forschens nach Licht und Wahrheit zurückzuhalten, auf die Dauer hätte gelingen können; und selbst Diejenigen, welche jetzt noch von gefährlichen Wahrheiten, oder von einer Pflicht, Irrthümer durch Zwang zu bekämpfen, sprechen, würden, wenn die Vorzeit glücklicher darin gewesen wäre, als sie selbst sein werden, eine Menge von nützlichen Kenntnissen entbehren. Ehedem suchte man die Naturwissenschaften zurückzuhalten; heutzutage hat man diese mehr frei gegeben und erklärt nur die Untersuchungen über Recht und Pflicht, über die Gründe und Zwecke des Staats, für überflüssig und verboten. Entweder aber haben die Bürger eines Staats schon angefangen, über die letzten Gründe und die Grenzen der öffentlichen Gewalt nachzudenken, oder nicht. Im letzten Falle werden dergleichen Schriften keinen Eindruck auf sie machen, im ersten werden sie von der freiesten Erörterung politischer Theorien immer noch mehr Nutzen als Schaden haben, denn Nichts ist mehr geeignet, Irrthümer und Übertreibungen zu widerlegen, als eine freie Verhandlung. Indeß ist auf der andern Seite auch das Unglück nicht groß, wenn diese freie Erörterung politischer Theorien etwas gehemmt, oder wol ganz unterdrückt wird. Theils hat eine solche Hemmung keinen Bestand und kann keine vollständige sein, weil allenthalben aus den nicht zu verschließenden Schätzen der alten Literatur, aus den Schriften der Kirchenväter und der geachtetsten Theologen, aus den Gesetzen und den Büchern der Rechtsgelehrten, die Idee eines über der menschlichen Willkür stehenden Rechts hervorleuchtet, und einem dafür empfänglichen Volke aus tausend nicht zu verschließenden Öffnungen von andern Völkern zuströmt, sodaß man sagen kann, ein jedes Volk habe oder verschaffe sich den Grad von Preßfreiheit, dessen es in wissenschaftlicher Hinsicht bedarf. Theils hat auch die Hemmung das Gute, daß sie einen Jeden, welcher sich berufen fühlt, seinen Zeitgenossen voranzuleuchten, zu Besonnenheit, Mäßigung und einer sorgfältigern Begründung seiner Sätze nöthiget. Sowie aber schon in Ansehung der wissenschaftlichen Freiheit doch viele wohlgesinnte und selbst einsichtsvolle Männer bei der Überzeugung verharren, daß doch eine gewisse Aufsicht nöthig bleibe, damit nicht alles Heilige den frechen Angriffen der Bosheit und Gemeinheit preisgegeben werde, so ist diese Foderung in Beziehung auf politische Freiheit der Presse noch weiter verbreitet. Hier soll und kann die Freiheit dazu dienen, die Herrschaft des Gesetzes, welche allein durch das streng pflichtmäßige Verhalten der öffentlichen Beamten aufrecht gehalten werden kann, sowol durch die Scheu vor der öffentlichen Ausstellung pflichtwidriger Handlungen, als auch durch die Kenntniß, welche den höhern Behörden auf diesem Wege am sichersten und zuweilen nur auf ihm von den Pflichtwidrigkeiten und Mißbräuchen der untergeordneten Beamten gegeben werden kann, zu unterstützen. Aber auch hier läßt sich nicht verkennen, daß eine Regierung, welche den festen Willen und die Kraft hat, Mißbräuche in der Verwaltung, Ungerechtigkeiten und Eigenmächtigkeiten der Beamten mit Nachdruck abzustellen, die Benachrichtigung vorgefallener Gesetzwidrigkeiten durch die Presse nicht bedarf, weil sie ohnehin ein scharfes und wachsames Auge auf die untergebenen Beamten hat, und den Weg der Beschwerde gegen sie auch dem Geringsten offen und wirksam erhält; und daß im entgegengesetzten Falle,

wenn die Regierung, d. h. das Ministerium, entweder nicht den Willen oder nicht die Gewalt hat, streng und ohne Ansehen der Person nach den Gesetzen zu verfahren, auch die Preßfreiheit wenig helfen wird. Es wird sich dann hinter einem allgemeinen Widerspruche gegen Alles, was Nachtheiliges gesagt wird, verschanzen, und da es nicht fehlen kann, daß diese Art von öffentlicher Rüge zuweilen oder auch sehr oft die Thatsachen unrichtig darstellt, weil ihr ja keine officiellen Quellen zu Gebote stehen: so wird sie oft genug Gelegenheit haben, dies freiwillige Censoramt verdächtig zu machen, und zwar um so mehr, als auch dabei nicht immer durchaus reine Triebfedern zum Grunde liegen können, und die Presse sich unlautern Zwecken, der Verleumdung, der Rachsucht und dem Neide ebenso willenlos dienstbar erweist, als den edelsten Bemühungen für Wahrheit und Recht. Es ist gar nicht zu leugnen, daß ungebundene Preßfreiheit, selbst wenn man gar nicht die Verwechselung begeht, sie mit einer Zügellosigkeit, welche ungeahndet sagen darf, was sie will, für gleichbedeutend zu nehmen, also eine unter strengen Gesetzen stehende Preßfreiheit, welches mit der Befugniß, nur ohne vorgängige Erlaubniß der Regierung (ohne Censur) drucken zu lassen, was man glaubt verantworten zu können, schon eine außerordentliche Gewalt in die Hände einzelner Menschen bringt. Der Schaden, welchen ein boshafter, aber kräftiger, beredter und witziger Mann anrichten kann, ist gar nicht wieder zu ersetzen; nicht sowol für die Sicherheit des Staats, denn die Erfahrung wird schwerlich ein Beispiel aufweisen, wo eine wahre und bedeutende Gefahr durch die Preßfreiheit als Hauptursache herbeigeführt worden wäre, wol aber für das Glück und die Ruhe einzelner Menschen. So wirksam als die Preßfreiheit zum Bösen sein kann, ebenso ist sie es zum Guten, und ebenfalls für den einzelnen unschuldig Verfolgten ist sie zuweilen das einzige Mittel, sich wenigstens die Achtung der Welt zu retten, vielleicht auch ungerechte Angriffe mit Glück von sich abzuwehren. Das Wichtigste, was für die Preßfreiheit spricht, ist aber der Werth, welchen die Wahrheit durch sie in den Augen eines Volks bekommt, und welcher durch jede Art von Censur, selbst die mildeste, geschwächt wird. Die Wahrhaftigkeit ist die Grundlage des bürgerlichen Lebens und der öffentlichen Sittlichkeit; ein Volk kann nicht mehr entwürdigt werden, als wenn es zur Unwahrheit und Lüge gewöhnt wird. Auch das Vertrauen auf seine Regierung wird desto fester in einem Volke gegründet werden können, je mehr Öffentlichkeit in der Verwaltung ist, und je schwieriger es demzufolge den hohen und niedern Staatsbeamten wird, ihre Obern und das Publicum zu täuschen. Dabei öffnet sich die Preßfreiheit auch einen Weg, auf welchem die Talente einzelner Männer schneller bemerkt, sicherer beurtheilt und zum Wohle des Staats in einen angemessenen Wirkungskreis versetzt werden können, als auf jedem andern. Daher rührt denn auch der große Werth, welchen die Völker, welche mit den Vortheilen der Preßfreiheit einmal bekannt geworden waren, von jeher auf dieselbe gesetzt haben, und es ist gewiß, daß sie, einmal gegründet, zur sittlichen Erziehung des Menschengeschlechts in jeder Hinsicht eins der kräftigsten Mittel ist. Hat aber ein Volk auf der Bahn, auf welcher es von der Vorsehung seiner höhern Bildung zugeführt wird, einmal eine gewisse Stufe erreicht, so stellt sich auch die Preßfreiheit von selbst ein, sowie sie umgekehrt in einem Volke, welches den erfoderlichen Grad sittlicher Reife noch nicht erreicht hat, und welchem sie also mehr schädlich als heilsam sein würde, nicht hergestellt, noch aufrecht gehalten werden kann. *) 37.

Preßgesetze. Nicht bloß in dem Falle, wenn die Presse unter Censur steht, sondern auch wenn sie freigegeben ist, sind eigenthümliche Gesetze erfoderlich, um auch in dieser Angelegenheit Ordnung und Freiheit mit einander zu verbinden.

*) Merkwürdig ist das Bittschreiben eines Brahmanen, Ram Mohun Roy, an den König von England wegen Preßfreiheit; abgedruckt in der „Allgem. Zeitung" (1825, Beil. 10, S. 217—219).

Denn diejenigen Gesetze, welche die Bestrafung eines durch die Presse begangenen Vergehens betreffen, gehören in den Kreis der allgemeinen Strafgesetze und haben keinen eigenthümlichen Charakter. Bei der Censur haben die Preßgesetze theils den Zweck, das Geschäft derselben zu unterstützen, indem durch Vorschriften für die Buchdruckereien und eine strengere Aufsicht über dieselben verhindert wird, daß die Censur nicht umgangen werde; theils können sie darauf berechnet sein, die Amtsgewalt der einzelnen Censoren zu mäßigen, indem höhere Behörden bestellt werden, bei welchen Beschwerden gegen eine grundlose Verweigerung der Erlaubniß zum Druck angebracht werden können. Hingegen bei eingeführter Preßfreiheit kann man es wol für nöthig halten, wenigstens dafür zu sorgen, daß die Regierung in den Stand gesetzt werde, der Verbreitung einer für unerlaubt angesehenen Druckschrift (oder einer Stelle in einer solchen, auch einem Zeitungsblatte) noch bei Zeiten Einhalt zu thun, und wenn die Bekanntmachung bereits geschehen ist, Drucker, Verleger, und selbst Verfasser der Bestrafung nicht entgehen können. Zu dem Ende werden gewöhnlich 1) alle Winkeldruckereien untersagt, d. h. es kann keine Druckerei ohne Erlaubniß der Regierung angelegt werden; man gibt diese Erlaubniß nur zuverlässigen Leuten, läßt auch wol von ihnen Caution für ihr gesetzliches Betragen bestellen und belegt sie mit einem Eide. Diese Maßregel besteht in Frankreich und England (wo nur die Erlaubniß leichter zu erlangen ist,) und war auch in Deutschland durch Reichsgesetze vorgeschrieben. 2) Die Druckereien dürfen nicht drucken, ohne sich auf der Druckschrift zu nennen. 3) Sie dürfen nicht bei verschlossenen Thüren arbeiten (französ. Verordn. v. 1728, noch in Gebrauch), sich auch keiner besondern Maschinen bedienen, durch welche das gewöhnliche Geräusch vermieden wird. 4) Sie müssen genaue Register über alles bei ihnen Gedruckte halten. 5) Vor dem Druck müssen sie der Regierung Anzeige machen, und von der gedruckten Schrift, ehe sie dieselbe ausgeben, einige Exemplare abliefern (franz. Ges. v. 21. Oct. 1814). Wenn die Schrift unerlaubt gefunden wird, so muß in Frankreich ein gerichtliches Criminalverfahren eingeleitet werden, bis zu dessen Ausgang das Gericht die Schrift in Beschlag zu nehmen befugt ist. Wird kein Criminalverfahren eingeleitet, so kann zwar die Druckschrift ausgegeben werden, allein es kann immer noch nachher ein Criminalproceß gegen Drucker und Verleger stattfinden. Die bisherigen den Buchhandel und die Presse betreffenden Gesetze Frankreichs sind zusammengestellt in: „Code des imprimeurs, libraires, écrivains et artistes, par F. A. Pié" (Paris 1816, 2 Bde.). 37.

Preßgerichte. Eigne Gerichte für Angelegenheit der Presse gibt es zur Zeit wol nirgends, man müßte denn die Censurcollegien und in Rom die päpstl. Commission, welche die Verzeichnisse der verbotenen Bücher (die Congregation des Inder) dahin rechnen wollen. Wo Censur besteht, hat man wol Collegien von Männern in Vorschlag gebracht, an welche man gegen ein Verbot des Censors appelliren könnte. Allein, wenn man ein solches Collegium gegen die Censur nöthig fände, würde man geneigter sein, die Censur selbst aufzuheben. Vergehungen gegen die Presse gehören in England ganz an die ordentlichen Gerichte, und da sie hier stets unter den Begriff eines Friedensbruchs durch öffentliche Schmähschrift (Libell) gestellt werden, so haben die Geschworenen, welchen man anfänglich nur das Urtheil über die Thatsache der Publication überlassen wollte, seit 1794 auch das Urtheil darüber, ob eine Schrift ein Libell sei, an sich genommen. In Frankreich wurde 1817 lebhaft darüber debattirt, ob man die Preßvergehen an die Assisengerichte, wo Geschworene zugezogen werden, oder an die Kreispolizeigerichte (tribunaux de police correctionnelle), welche ohne Geschworene urtheilen, verweisen solle. Das Letzte geschah, ungeachtet eines eifrigen Widerstandes der Opposition, und zwar war dies nach franz. Verfassung gewiß sehr richtig. Denn die Preßvergehen sind nach der einmal bestehenden Abtheilung der Straffälle nicht an

die Assisen gehörig. Auch hat die Erfahrung seitdem hinreichend gelehrt, daß die Jury in Frankreich ein ebenso leicht von oben herab zu lenkendes Werkzeug ist, als sie es zu manchen Zeiten in England war, und daß die höhern Gerichte dagegen lange nicht so blind gehorchende Diener der Willkür sind, als der Unverstand ihnen nachsagt. Die Freisprechung der wegen irreligiöser Tendenz angeklagten Journale hat dies bewiesen. 37.

Preßvergehen. Ohne eine gesetzliche Bestimmung darüber, was erlaubt oder strafbar sei, und wie es gestraft werden soll, läßt sich die Presse nicht freigeben; darüber ist Jedermann einig, und Deutschland hat seit 1813 den Nachtheil der hierin begangenen Übereilung schwer empfunden. Aber die gesetzliche Bestimmung ist in einigen Punkten mit solchen Schwierigkeiten verknüpft, daß noch kein Staat die Aufgabe nur einigermaßen mit Glück gelöst hat; am wenigsten, wenn wir die eigentlichen Gesetze betrachten, ist dies in England geschehen. (Krug, „Entwurf zur deutschen, und Darstellung der englischen Gesetzgebung nach Montveran über Preßfreiheit", Leipz. 1818.) Die Schwierigkeit liegt in den verschiedenen Begriffen über Ehre und deren Verletzung, und in diesem Punkte trifft also die Gesetzgebung über die Preßfreiheit mit der Theorie einer Bestrafung der Injurie zusammen. Es wird noch eine lange Zeit vergehen, ehe die Menschen sich im Allgemeinen überzeugen, daß nur schlechte Gesinnungen und Handlungen entehren, nicht aber die Meinungen und Vorurtheile Andrer, und bis sie daher nur die Unwahrheit für etwas Strafbares erklären. Doch bricht dies schon hier und da durch. In England ist dem Gesetz nach jede öffentliche Bekanntmachung strafbar, welche einen Andern durch beleidigende Äußerungen zur Rache reizen kann, und wird also als Friedensstörung betrachtet; dabei kann die Entschuldigung, daß die Sache wahr sei, nicht gelten, denn ein gegründeter Vorwurf thut gewöhnlich noch weher als der ungegründete. Daher läßt auch die Praxis keine Libellklage zu, wenn die Thatsache notorisch richtig ist, oder wenn der Kläger nicht eidlich behauptet, daß sie unwahr sei. Hingegen bei mündlichen Beleidigungen sieht man nur darauf, ob Jemandem eine Eigenschaft fälschlich abgesprochen oder beigelegt werde, wodurch er theils in seinem besondern Gewerbe, theils überhaupt als Mensch und Bürger in Schaden kommen könne. In solchen mündlichen Injurien findet also eine bloße Entschädigungsklage statt, welche von den Geschworenen von 1 Schilling bis zu mehren 100 oder 1000 Pf. St. ermessen wird, je nachdem sie von dem Unrecht, welches dem Beleidigten widerfährt, oder der Bosheit des Beleidigers mehr oder weniger überzeugt sind. Ebenso schwierig als die Gesetze über Verletzungen der Privatrechte auf Ehre und guten Namen, sind die Bestimmungen über Das, was dem Staat und der Regierung gegenüber erlaubt oder strafbar sein soll. Zweierlei sollte in einem wohlgeordneten und gesunden Staate immer erlaubt sein: 1) die Gesetze und Einrichtungen des Staats wissenschaftlich und nach höhern Grundsätzen des Rechts zu prüfen; und 2) Mißbräuche der Beamten öffentlich zur Sprache zu bringen. Die Würde und Sicherheit des Staats beruht nicht darauf, daß von den Unregelmäßigkeiten der Beamten gar nicht gesprochen werden darf, sondern darauf, daß dergleichen gar nicht vorgehen können, ohne von dem Auge des Fürsten (durch die Aufsicht der Obern) oder von dem Auge des Volkes (durch das Tribunal der öffentlichen Meinung) berührt zu werden. Man spricht so oft von einem nothwendigen Ansehen der untern Staatsbehörden, und sie haben allerdings das Vertrauen und einen schnellen, willigen Gehorsam ihrer Untergebenen nöthig. Allein Beides erlangen sie nur durch Rechtschaffenheit, Gesetzmäßigkeit und Milde ihrer Amtsführung, und dadurch, daß sie von oben herab in strenger Ordnung gehalten, aber auch wo sie in dieser gesetzlichen Bahn geblieben sind, vornehmlich gegen die Vornehmen nachdrücklich geschützt und nicht ohne Noth von den Vorgesetzten gemeistert werden. Es gibt indessen doch manche Punkte, worüber niemals

eine directe Discussion zulässig sein kann, und dies ist die im Staate einmal anerkannte Kirche und die Rechtmäßigkeit der bestehenden Herrschaft, welche gegen alle unmittelbare Anfechtungen gesichert sein müssen. Auch bei der Preßfreiheit wird man vielleicht am sichersten zu einer richtigen Abgrenzung des Verbotenen und Erlaubten gelangen, wenn man lediglich von der Pflicht ausgeht. Der Mensch hat nur dazu ein Recht, wozu ihn eine Pflicht bestimmen kann; also muß ihm auch bei der Preßfreiheit nur diejenige Mittheilung ungehindert bleiben, zu welcher er sich durch seine Pflicht, dem Ganzen zu nützen, gedrungen fühlen kann, alles außerhalb des Kreises der vernunftgemäßen Freiheit. Es wäre daher z. B. gar nichts dagegen zu sagen, wenn das öffentliche Berühren aller bloßen Privatverhältnisse, insoweit es nicht zur eignen Vertheidigung nothwendig ist, ein für allemal bei Strafe untersagt würde. So kann es auch keine Pflicht geben, den Rechtsgrund der Herrschaft in einem Staate zu untersuchen, weil auch der fehlerhaft entstandenen doch, so lange sie besteht, gehorcht werden muß. Hiernach würde sich die Tafel der Preßvergehen sehr einfach ordnen. 1) Vergehen, wobei die öffentlichen Äußerungen ohne Rücksicht auf die Wahrheit ihres Inhalts schon ihres Gegenstandes wegen unerlaubt sind, nämlich: a) directe Angriffe auf die anerkannten Kirchen und die bestehende Souverainetät; b) nachtheilige Äußerungen über die Person des Souverains; denn da dieser nothwendig über alle persönliche Verantwortlichkeit erhaben sein muß, so hat es keinen Zweck, Schwächen und Fehler desselben öffentlich zu besprechen. c) Bloßstellung reiner Privatverhältnisse; d) Verletzung einer Verbindlichkeit zur Geheimhaltung. 2) Vergehungen, wobei das Strafbare nur in der Unwahrheit theils vorsätzlicher, theils nur durch Leichtsinn verschuldeter oder erzählter Thatsachen liegt. Nur unter diese Classe sollte Alles gestellt sein, was die Staatsverwaltung und ihre Fehler oder Mißbräuche der Beamten betrifft, denn hier kann nichts ersprießlicher sein, als daß sich Niemand scheue die Wahrheit zu sagen und sie zu hören. 37.

Preßspäne, Preßpapier, eine Gattung dünner, aber sehr harter und fester glänzender Papierblätter, zwischen welchen die leichten wollenen Zeuche gepreßt werden, um ihnen einen schönen in die Augen fallenden Glanz zu geben. Ihre Erfindung rührt von den Engländern her, welche lange Zeit ein Geheimniß daraus gemacht und die Ausfuhr aufs strengste verboten haben. Dennoch hat man durch den Schleichhandel diese Späne nach ganz Europa auszuführen gewußt; endlich hat der Papiermacher Kanter in Tratenau (bei Königsberg in Preußen) das Geheimniß, solche Preßspäne zu verfertigen, entdeckt und eine Fabrik angelegt, welche dieselben fast in derselben Güte wie die englischen liefert. Die preußischen werden aus reinem Hanf, die englischen aus verbrauchtem oder verwittertem Segeltuche verfertigt.

Prestel (Johann Gottlieb), Maler, Zeichner und Kupferstecher, berühmt durch s. Blätter in der sogen. Handzeichnungsmanier, wurde 1739 zu Grünebach im Schwäbisch-Kemptischen geboren. Er lernte die Anfangsgründe s. Kunst bei 2 Frescomalern in Tirol; hierauf ging er nach Venedig, wo er an Jos. Wagner und Nogari wahre Freunde fand. Letzterer trug ihm sogar eine junge Verwandte an, die er zur Erbin bestimmt hatte. Aber der unruhige P. schlug sie aus, wodurch er Nogari so aufbrachte, daß ihn dieser aus dem Hause jagte. Auf Wagner's wohlgemeinten Rath eilte er nun nach Rom und hielt sich noch mehre Jahre in Italien auf. 1769 war er in Nürnberg, wo er sich verheirathete. Nach einiger Zeit ging er in die Schweiz, wo er sich größtentheils bei Lavater aufhielt und durch dessen Empfehlung viel mit Portraitmalen verdiente. Kenner beklagen, daß er s. Art zu malen, in der er am glücklichsten war, aus Unbeständigkeit des Charakters verließ. Als er nach Nürnberg zurückkam, vertauschte er den Pinsel mit dem Grabstichel. Seine ersten Versuche waren schlecht; er arbeitete darauf in Röthel-

und Tuschmanier und machte glücklichere Versuche im Radiren. Hieraus entstand endlich s. Handzeichnungsmanier. Er wußte die Handzeichnungen auf das Glücklichste nachzuahmen. Die schönen Blätter, die er herausgab, übertrafen Alles, was Engländer und Franzosen hierin geleistet haben. Indessen fanden dieselben in Nürnberg wenig Abgang; er gerieth daher in häusliche Verlegenheiten und ließ sich mit s. Familie in Augsburg nieder, wo er unter verbesserten Umständen s. Arbeiten fortsetzte. Vorzüglich bekannt (wenngleich nicht immer mit Auswahl gemacht) sind die 3 großen Sammlungen interessanter Zeichnungen der vorzüglichsten Maler aus mehren Schulen, wovon die erste 48, die zweite 30, die dritte 36 Blätter enthält.

Presto, Geschwind, bezeichnet, wenn es einem Tonstücke vorgesetzt ist, den 5. Hauptgrad der musikalischen Bewegung (s. Tempo), welcher schneller ist als der, welcher das Allegro bezeichnet, und 2 Mal, durch **presto assai** (sehr schnell), und durch den Superlativ **prestissimo**, noch gesteigert werden kann.

Prêtres insermentés, réfractaires. Die Spaltungen, welche durch die Constitution civile du clergé vom 12. Juli 1790 in der franz. Kirche entstanden, stehen im Zusammenhange mit den ältern Verhältnissen sowol zum römischen Stuhl als zu der franz. Regierung, und dieser Beiden unter sich. Ludwig IX. hatte durch s. pragmatische Sanction 1268 die Freiheit der Wahlen gegen den römischen Hof in Schutz genommen und zugleich die Gelderpressungen desselben beschränkt. In dem Concordat Leos X. mit Franz I. v. 1516 war aber die Ernennung der Bischöfe u. Prälaten dem Könige, dagegen dem Papste die Annaten eingeräumt, und zu gleicher Zeit dem Adel, indem er mit einer kürzern Studienzeit begünstigt wurde, der Weg gebahnt worden, den gelehrten Stand, als den echten Klerus, von allen höhern und einträglichern Kirchenämtern auszuschließen. Durch ein königl. Edict von 1606 wurde diese Ausschließung der Gelehrten vollendet und das Verderben herbeigeführt, welches durch die Sittenlosigkeit und Unwürdigkeit vieler höhern Geistlichen eine mitwirkende Ursache der Revolution wurde. Denn die unverhältnißmäßigen Reichthümer der franz. Kirche wurden nun nicht für kirchliche Zwecke verwendet, sondern dienten nur den Vornehmen dazu, auch ihren nachgeborenen Söhnen die Mittel eines verschwenderischen und üppigen Lebens zu verschaffen, während die eigentlichen Arbeiter der Kirche, die Pfarrer, größtentheils von sehr mäßigem, mitunter dürftigem Einkommen leben mußten. Die Erklärung der franz. Geistlichkeit v. 1682 (gegen die individuelle Unfehlbarkeit des Papstes und seiner Gewalt in weltlichen Angelegenheiten der Staaten), die jansenistischen Streitigkeiten und die Bulle Unigenitus (1713) hatten große innere Zwistigkeiten herbeigeführt. Es war daher kein Wunder, daß die große politische Reformation, zu welcher die Regierung 1788 selbst das Volk auffoderte, sich zuerst mit gegen die Geistlichkeit wandte. Man fing damit an, die Dotation der Kirche für Staatsgut zu erklären, welches, wenn die Bedürfnisse der Kirche befriedigt und gesichert wären, zu andern nothwendigen Zwecken des Staats verwendet werden könne. Später aber wurden die ganzen Verhältnisse des Staats zur kath. Kirche durch die sogen. bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit neu geordnet. Die 135 Bisthümer von sehr ungleichem Sprengel wurden auf 83, für jedes Depart. eins, vermindert, und das ganze Land in 10 erzbischöfl. Kreise eingetheilt. Diese 10 Erzbischöfe sollten ihren Sitz zu Rouen, Rheims, Besançon, Rennes, Paris, Bourges, Bordeaux, Toulouse, Aix und Lyon haben. Die Bischöfe sollten zugleich Pfarrer ihres Sitzes sein. Pfarrer und Bischöfe sollten von dem Volke gewählt werden, die kanonische Einsetzung aber von dem Bischofe oder Erzbischofe (der Erzbischof von dem ältesten Bischof s. Bezirks) empfangen. Dem Papste sollten sie nur die geschehene Wahl anzeigen, als dem sichtbaren Oberhaupte der Kirche, ohne eine Bestätigung von ihm zu erbitten, und alle, sowol die gegenwärtigen als

künftig zu erwählenden, Bischöfe sollten vor der Consecration einen Eid leisten: „mit Sorgfalt über die ihnen anvertrauten Gemeinden zu wachen, der Nation, dem Gesetze und dem Könige treu zu sein und die Verfassung, welche von der Nationalversammlung beschlossen und von dem Könige angenommen worden, aus allen Kräften aufrecht zu erhalten". Dieser Eid ward der Stein des Anstoßes für Viele. Die meisten alten Prälaten und viele Geistliche weigerten sich denselben zu leisten, welches für eine Resignation gelten sollte, und die Wahl neuer Bischöfe ging vor sich. Die unvereidete Geistlichkeit bildete eins der stärksten Mittel der Opposition gegen das republikanische Frankreich; sie fachte den Bürgerkrieg in der Vendée an; der vornehmere Theil wanderte aus und schleuderte besonders von England aus Bannflüche und verketzernde Schriften gegen Diejenigen, welche sich der neuen Ordnung gefügt hatten. Der Nationalconvent erwiderte diese Angriffe mit den heftigsten Verfolgungen. In den Gefängnissen zu Paris wurden am 2. und 3. Sept. 1792 mehre Hundert den Eid weigernde Geistliche ermordet. Die Revolutionstribunale suchten sie vom Boden der Republik zu vertilgen; Carrier ließ zu Nantes auf einmal 58 ertränken; ein Gesetz verurtheilte sie in Masse zur Deportation. Auch diejenigen Diener der Religion, welche sich der bürgerlichen Verfassung unterworfen hatten, blieben nicht unverfolgt; die Religion selbst war dem politischen Fanatismus verhaßt geworden. Der Frevel ging so weit, daß der constitutionnelle Bischof von Paris, Joh. Baptist Joseph Gobel, ein Mann von 67 J., ein zu Rom erzogener gelehrter Geistlicher, seit 1772 Weihbischof des Bischofs von Basel, vor den Schranken der Convention erschien, sich als Betrüger bekannte, der das Volk bisher mit Lehren, an die er selbst nicht glaube, getäuscht habe und die Zeichen der bischöfl. und priesterl. Würde von sich warf. (Bald darauf fiel s. Kopf unter der Guillotine.) Doch dauerte diese Raserei nicht lange; einige constitutionnelle Bischöfe errangen 1794 von der Nationalconvention den Ausspruch der Gewissensfreiheit und traten mit ihren Amtsbrüdern in Verbindung; die Folge davon waren die Nationalconcilien 1797 u. 1801, deren Acten gedruckt sind, und deren Grundsätze, auf die Constitution civile gestützt, bei vielen auswärtigen Bischöfen, besonders den italienischen, großen Beifall gefunden haben sollen. Hierdurch brachten sie es dahin, daß von den 40,000 Pfarrkirchen Frankreichs schon 1796 32,214 wieder geöffnet waren, und fast alle von beeidigten Pfarrern (Prêtres assermentés) verwaltet wurden. Die franz. Kirche war auf dem Wege zur nationalen Selbständigkeit sehr weit vorgeschritten, als die Revolution von 1799 und das Concordat von 1801, worin Napoleon ein Mittel erblickte, die Kirche zum Werkzeuge und zur Stütze s. Gewalt zu machen, die alten Verhältnisse mit dem römischen Stuhle wiederherstellte. Wie sehr sich Bonaparte auch hierin verrechnet hatte, ist in der Folge sichtbar geworden. 37.

Preußen. Es gibt außer Östreich keine Nation und keine Monarchie in Europa, die in ihren Bestandtheilen mehr vereinzelt, durch tief eingreifende Begebenheiten der Vergangenheit mannigfaltiger gestimmt und dessenungeachtet durch das Ziel eines gemeinschaftlichen Interesse, die Verwandtschaft der herrschenden Bildung, Sitte, Denkweise, zu einem innigern und frischern Ganzen berufen wäre als die preußische. Volk und Staat wurden Eins, zuerst besonders durch den Nationalenthusiasmus, welchen Friedrich II. in dem Herzen jedes Preußen für sich und das Vaterland zu entzünden wußte, späterhin noch mehr, als die schroffe Scheidewand zwischen dem Soldstreiter und dem Bürgerwehrmann zusammenfiel. Seit 1807 durchdrang Ein Kraftgefühl den Monarchen, den Bürger und das Heer: das Gefühl des deutschen Nationalsinns, der Vaterlandsliebe und des Heldenmuths. Durch dieses Gefühl erhoben, erkämpften sie den Kranz des Sieges und des Ruhms 1813, 1814 und 1815. Mit freudiger Hoffnung blickten damals Deutschland und der Geist des Protestantismus auf Preußen hin als auf

ihre erste Schutzwehr. Noch jetzt erwartet von ihnen die deutsche Nation ihre bessere Zukunft! Denn Preußens Volk, Staat und Regent sind deutsch. Sie bestehen nur mit und durch Deutschland. (Vgl. Brandenburg.) Gleichwol führt diese nordische Monarchie, welche die Stammsitze der alten Sachsen umschließt, einen slawischen Namen: die Überwinder gaben sich den Volksnamen der überwundenen und vertilgten Preußen. Wie dies gekommen, wie um den Doppelkern: Brandenburg und Preußen, sich diese große Monarchie gebildet, wie unter dem Gestirn des Hauses Hohenzollern ein jugendlich-kräftiges Volk sich erhoben habe, muß historisch angedeutet werden, ehe wir die neue Gestaltung dieser europäisch-deutschen Schutzmacht — denn dies ist sie mit Östreich — in einer gedrängten Übersicht darstellen.

Preußens Mythenalter (bis 1226) zeigt uns nur dunkle Sagen. Als die Gothen die Ufer des baltischen Meers verlassen hatten, zogen slawische Stämme, die Letten, im 10. Jahrh. von ihren später eingewanderten Stammbrüdern, den Czechen, Poruſſen genannt, die Weichsel hinab; in wilder Freiheit tapfer, stießen sie die Fesseln des Christenthums zurück, und Konrad von Masovien (s. Polen), der sein Land gegen ihre Einfälle nicht schützen konnte, rief die deutschen Ritter herbei, die 1226 einen Landstrich an der Weichsel als Eigenthum von ihm erhielten, eine Schenkung, die auch 1231 von Kaiser Friedrich II. und Papst Gregor IX. bestätigt wurde. Da begann das Heldenalter des deutschen Ordens. Der Vertilgungskrieg mit den 11 preußischen Volksstämmen währte von 1230—83; doch unterwarfen sich einzelne schon früher, und edle Preußen wurden sogar Deutschherren. Allein mit dem deutschen Gewerbfleiß und Handel wurden auch deutsche Sprache und Sitte immer mehr an der baltischen Küste einheimisch, sodaß der preußische Urstamm zuletzt kaum noch in einigen Dörfern als Mischling wahrgenommen werden konnte. Der Orden beherrschte das Land an beiden Weichselufern von der polnischen Grenze nordwärts, nebst Ostpommern oder Pomerellen, durch Landmeister, bis endlich, 1309, unter dem Hoch- und Heermeister, Siegfried v. Feuchtwangen, Marienburg (s. d.) der Sitz der Ordensregierung wurde. Gesichert gegen Polen durch den kalischer Frieden 1343, griffen die Ritter die Litthauer an und kämpften mit ihnen fast 100 Jahre um Samogitien. In dieser Zeit regierte (1351—82) Winrich v. Kniprode, als Held, Staatsmann und Regent einer der merkwürdigsten unter den Hochmeistern des deutschen Ordens. Unter Konrad v. Jungingen war der Ritterstaat am mächtigsten. Ihm gehorchten Pomerellen, die Neumark, Samogitien, Kurland und Liefland. Das reiche Ordensland, voll blühender Handelsstädte und wohlhabender deutscher Colonien (Danzig, Elbing, Thorn, Kulm), erstreckte sich im 15. Jahrh. von der Oder, längs der Ostsee, bis an den finnischen Meerbusen. Die größern Städte erwuchsen zu kleinen Republiken, und der Landmann ward seines Besitzthums froh. Um 1404 hatte Preußen allein auf 1200 □ M. 55 ummauerte und stark befestigte Städte, von denen mehre 2000 ganz gewappnete und berittene Bürger ins Feld stellten, 48 größtentheils prachtvoll gebaute und befestigte Ordensschlösser, an 100 adelige, z. Th. auch stark befestigte Schlösser, 740 Kirchdörfer, 2000 freie Landhöfe und 18,368 Dörfer, mit e. Volksmenge von mehr als dritthalb Mill. Menschen, und in den Staatsschatz floß e. jährl. reines Einkommen von 800,000 Mark. Aber die Kriegssteuern und die Üppigkeit der Ritter erschöpften das Land. Der Adel und die Städte vereinigten sich gegen die harte Regierung des Ordens, und da kein andres Mittel half, unterwarfen sie sich 1454 dem polnischen Schutze. Daraus entstand ein verheerender Krieg (1454—66), in welchem von 21,000 Dörf. nur 3000 und diese menschenleer übrig blieben, in welchem das Ordensheer von 71,000 M. durch Schwert und Pest auf 1700 heruntergebracht wurde, Städte und Dörfer aber allein an Erschlagenen 90,000 zählten. Endlich fiel durch den thorner

Frieden 1466 Vorder- oder Westpreußen an Polen, behielt jedoch seine eigne Verfassung; allein die Polen verletzten diese Bedingung, und das deutsche Reich, zu welchem das Ordensland gehörte, wollte den thorner Frieden nicht anerkennen; auch zögerten die Hochmeister, welche im Besitze von Hinter- oder Ostpreußen blieben, Polen den Vasalleneid zu leisten. Die Ritter wählten deßhalb den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, einen Sohn des Markgrafen zu Anspach, 1511 zu ihrem Hochmeister, um durch Hülfe des Hauses Brandenburg vom polnischen Vasalleneide frei zu werden. Aber das deutsche Reich that nichts, und der Hochmeister mußte eilen, mit Polen Frieden zu schließen. Da ward auf des Königs von Polen Vorschlag, im ewigen Frieden zu Krakau, 1525, der Orden in den preuß. Landen gänzlich aufgehoben, und das bisherige Ordensland Preußen von dem Prinzen für s. und seiner Brüder männliche Nachkommen als ein lehnbares Erbherzogthum von Polen angenommen. Zugleich drang überall die Reformation ein, zu der sich der Erbherzog Albrecht bekannte. Nachdem hierauf, weil Albrechts Nachfolger blödsinnig war, der Kurfürst Joachim Friedrich von Brandenburg 1605 die Verwaltung des Herzogthums, und Kurfürst Johann Sigismund 1611 die Belehnung von Polen erhalten hatte, wurde Letzterer, nach dem Tode des blödsinnigen Herzogs, 1618 regierender Herzog von Preußen.

Johann Sigismunds Enkel Friedrich Wilhelm (s. d.), der große Kurfürst, entwickelte hier und in den Marken, nachdem er die Adelsaristokratie in gesetzliche Schranken zurückgeführt hatte, den Keim zu einer mächtigen Monarchie. Diese Entwickelung war nicht leicht. Der preuß. Staat mußte sich unter großen Gefahren, bald von Schweden, bald von Polen, dann von Östreich, endlich fast von allen seinen Nachbarn, von Frankreich und von Rußland bedroht, zu einer selbständigen Macht aufschwingen. Kühnheit, Muth und Gewandtheit steuerten das Staatsschiff durch so gefährliche Klippen hin. Das Gefühl der Schwäche, der zerrissenen Lage der Länder, der Eifersucht der Nachbarn gab der preuß. Staatskunst das beharrliche Streben sich zu vergrößern. Vergebens hatte der große Kurfürst, dessen Souverainetät im Herzogthume Preußen die Republik Polen schon im Vertrage zu Welau, 19. Sept. 1657, anerkannte, im Frieden zu Oliva 1660 sein Verhältniß zu Schweden, das damals die erste Macht des Nordens war, sicher gestellt. Erst der Tag von Fehrbellin (18. Juni 1675) rettete gegen Schweden, was der westfälische Friede 1648 dem Kurfürstenthume Brandenburg als Entschädigungen an Länderzuwachs gegeben hatte, den größten Theil von Hinterpommern, die Bisthümer Halberstadt, Minden, Kamin, das Erzstift Magdeburg (seit 1680) und die Grafschaft Hohenstein. Zugleich mit der Gründung seines Staats ward dem großen Kurfürsten die natürliche Bestimmung desselben klar, Norddeutschlands und der Niederlande Schutzwehr gegen Frankreich zu sein. Treu an Östreich angeschlossen, widerstand er Ludwigs XIV. stolzen Anmaßungen und vergab nichts der Würde deutscher Nation. Dennoch entzog Östreich ihm und seinem Nachfolger die schlesischen Fürstenthümer, welche einer Erbverbrüderung zufolge, nach des Herzogs von Liegnitz Tode 1675 an Brandenburg fallen sollten. Friedrich Wilhelms Politik war edel und großartig, aufgeklärt und redlich. Er regierte mit königl. Ansehen. Sein Sohn Friedrich III. (s. d.), als König Friedrich I., setzte sich zu Königsberg die Königskrone aufs Haupt (18. Jan. 1701). Er regierte in dem Geiste s. Vaters, ohne den Geist desselben zu besitzen. Sein Heer stritt tapfer für Östreich und Deutschland gegen Türken und Franzosen. Im Innern gediehen die Anlagen s. Vaters: Ackerbau, Gewerbe, Handel, Wissenschaft und Kunst, unter dem Schutze des Gesetzes und der Duldung. Auf der von ihm (1694) gestift. Universität Halle fand die Freiheit im Lehren, Denken und Schreiben einen Schutzort, und die Gesellschaft der Wissenschaften in Berlin gründete, nebst der Kunstakademie, in dem verschönerten Berlin den Sitz des norddeut-

schen Kunstsinnes und einer auf das Leben selbst einwirkenden Literatur. Sei es auch, daß Beweggründe der Eitelkeit und des Prunkes den König leiteten: s. neue Würde blieb kein leerer Schall, keine unnütze Staatsausgabe. Ein Staat, der solche Strommündungen, eine solche Küstenlänge und die Feste Magdeburg besaß, der solche Verdienste um das deutsche Gemeinwesen sich erworben hatte, durfte auf Selbständigkeit im deutschen Fürstenrathe Anspruch machen. Da Kaiser Leopold I. in Preußens Königswürde eingewilligt hatte — zu diesem politischen Schritte, der aber freilich seit dem westfälischen Frieden beinahe unvermeidlich geworden war, von einem Jesuiten überredet —, konnte Östreich von diesem Augenblicke an nur **mit** Preußen sein Übergewicht in Deutschland, mithin auch in Europa behaupten. Es währte aber über 100 Jahre, ehe das wiener Cabinet von dieser politischen Wahrheit, die auch dem berliner bis zum baseler Frieden nicht so ganz einleuchtete, sich überzeugen konnte. Dadurch trieb Östreich den König von Preußen endlich zur engern Verbindung mit Rußland hin. Auch Friedrich I. vergrößerte sein Gebiet durch Elbing, das Polen einzulösen nicht im Stande war, durch Neufchatel und Valengin, dessen Stände ihn als rechtmäßigen Erbfolger freiwillig anerkannten, durch Mörs und Lingen, die ihm aus der oranischen Erbschaft zufielen, und durch Tecklenburg, das er erkaufte. Vergrößerung war das natürliche Bedürfniß der jungen, von mächtigern Nachbarn eingeschlossenen und in alle Staatshändel des Westens und Ostens von Europa verwickelten Monarchie, aber sie folgte demselben bis zur Theilung Polens mit Mäßigung. So erhielt im nordischen Kriege König **Friedrich Wilhelm I.** (s. d.), ein Monarch, welcher nie vergaß was er wollte, durch Karls XII. Starrsinn endlich selbst genöthigt, in den Bund gegen Schweden zu treten, durch den stockholmer Frieden 1720 Stettin nebst Vorpommern bis an die Peene, bezahlte aber für diesen Erwerb der früher ihm von Schweden entrissenen Odermündungen 2 Mill. Thlr. Noch fügte er seinen Staaten Preußisch-Geldern hinzu. Mit richtiger Einsicht in das Wesen des Staats schuf er in einem weisen und sparsamen Haushalte die Grundlage der preuß. Macht. Er errichtete unter einem allgemeinen Directorium die Domainenkammern und setzte Einnahme wie Ausgabe auf bestimmte Etats, deren Überschüsse den Staatsschatz bildeten. Aber der Grundsatz, ein Heer (von 60,000 M.) zu halten, führte ihn zu dem System der fremden Werbungen und trennte den Kriegerstand vom Bürgerthum. Auch fing schon unter ihm ein der Einheit so nahe als möglich gebrachter Mechanismus an, für das Wesen der Staatsverwaltung angesehen zu werden, dessen Formengewalt in der Folge die moralische Kraft lähmen mußte. Nur der König und seine Minister beseelten die willen- und gemüthlose Staatsmaschine. Dies brachte zuletzt weniger Gutes als Böses hervor. Dagegen verwandelte Friedrich Wilhelm 1713 in seinen sämmtlichen Staaten das Lehn in Erbe, und jedes Ritterpferd in einen jährlichen Kanon; aber aus Eifer für Justiz und Polizei griff er oft selbst die Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt an und gab das Beispiel einer willkürlichen Cabinetscriminaljustiz. Doch regte sich im Allgemeinen ein kräftiges Leben, da der gesunde Menschenverstand meistens obsiegte.

So vorbereitet und ausgerüstet ward die preußische Monarchie ein treffliches Werkzeug für die Größe **Friedrichs II.** (s. d.). Sein Genius vervielfältigte die physische und moralische Kraft des Staats, der durch Friedrichs Persönlichkeit in die Reihe der ersten Mächte eintrat und der Ring wurde, welcher die Kette des westlichen und des östlichen Staatensystems von Europa verband. Ansprüche auf einige Theile Schlesiens gaben ihm, da Maria Theresia seinen Beistand durch Nachgiebigkeit nicht erkaufen mochte, den Vorwand zur Eroberung Schlesiens. Der Besitz der Oder und der Sudeten schien ihm nothwendig, seine politische Stellung zu sichern; er war zu mächtig, um sich andern Mächten unterzuordnen, und zu

schwach, um sich kraftvoll zu behaupten. Halb Europa hatte sich gegen Östreich verbunden. Friedrich wollte für Östreich kämpfen, aber nicht umsonst, wie seine Vorfahren; auch galt es nicht Deutschland. Die Rüstung für war jedoch zugleich gegen Östreich, ebendarum zweideutig, denn Preußen durfte in keinem Falle unthätig bleiben, weil die Folge des Kriegs eine neue Bildung der Machtverhältnisse mehrer deutschen und europäischen Staaten sein mußte. Friedrich wollte nicht mehr, als sein bestimmter Zweck, die Befestigung s. Monarchie, erfoderte. Vom breslauer Frieden (1742) an war sein Kriegssystem Vertheidigung. Er befolgte dasselbe auf eine Art, die das Nachtheilige davon aufhob, d. h. er kam seinen Feinden zuvor. Darum nahm er im dresdner und hubertsburger Frieden nichts von Sachsen, das er 2 Mal erobert hatte. Ostfriesland war schon 1743 wegen Anwartschaft von ihm mit der preuß. Monarchie vereinigt worden. Aber der Eintritt einer neuen Macht in das Staatensystem von Europa, welche selbständig die Frage des Gleichgewichts entscheiden konnte, mußte jede alte Macht, Frankreich am tiefsten, verwunden. Mit Bitterkeit nannte Fleury Friedrich II. den Schiedsrichter von Europa. Östreich fühlte sich gedemüthigt und setzte in Schlesiens Wiedererlangung den Ehrenpunkt seiner Politik. So entstand das Bündniß zwischen Frankreich und Östreich 1756, wodurch Deutschland der Kampfplatz aller See- und Landmächte wurde, indem England, Hanovers wegen, einen Theil von Norddeutschland gegen Frankreich bewaffnete. Der siebenjährige Krieg änderte nichts in den frühern Staatsverhältnissen des festen Landes, allein er schien zu beweisen, daß Preußen im Besitze von Sachsen, unter übrigens gleichen Umständen, unüberwindlich sei. — Friedrich II. war jetzt, was er sein wollte. Seit 1763 wandte sich seine ganze Sorgfalt und Thätigkeit auf das Innere, während er nach Außen hin nur in der Erhaltung der deutschen Reichsverfassung Heil für das Ganze wie für Preußen sah; daher sein aus uneigennütziger Staatskunst unternommener, seinen Bundesgenossen allein unmittelbar Vortheil bringender Schutzkrieg für Baiern 1778, und sein deutscher Fürstenbund, 1785. Im Innern aber machte die Unterhaltung eines unverhältnißmäßig großen Soldheeres die Vermehrung der Staatseinkünfte zum Ziel aller Staatswirthschaft, woraus der Grundsatz entstand, die Staatsverwaltung möglichst maschinenmäßig einzurichten. Je mehr nun der Gang dieser Maschine durch die Unterbrechung des Ländergebiets gestört wurde, desto wichtiger erschien das Abrundungssystem, dem zuletzt jede andre Rücksicht weichen mußte. Überhaupt waren damals Quadratmeilen und Volkszahl in der ganzen europäischen Cabinetspolitik der Maßstab des Glücks und der Macht. Eine Folge dieser Ansicht war die Theilung Polens, 1772. Auf Friedrichs Ruhm lastet wenigstens nicht die erste Schuld dieses Entwurfs. Seitdem mußte das preuß. Cabinet Polen der Verbindung mit Rußland aufopfern, weil Preußen damals ohne Verbündete Östreich gegenüberstand. Jene Verbindung Preußens mit Rußland 1764 hat in der Idee fortgewirkt bis zu ihrer Wiederbelebung in dem Vertrage von Kalisch (1813). Nur eine frühe, innige Verbindung Östreichs mit Preußen hätte Polen im diplomatischen Sinne retten können. So ward die Monarchie unter Friedrich an Umfang und Volkszahl beinahe verdoppelt. Er hinterließ seinem Neffen, Friedrich Wilhelm II., ein Reich von 3381 □M., mit 5,800,000 Einw., ein Heer von 220,000 M. (das aber freilich beinahe 4 Fünftel der Staatseinkünfte kostete) und einen Schatz von 50 Mill. Thlrn. Allein so erhaben s. Selbstregierung (fast ein halbes Jahrhundert das Muster königl. Pflichterfüllung) war, so gehörte er seinem Volke nur als Herrscher an, nicht als Mensch. Sein Gemüth erkältete franz. Witz; er verstand nicht das deutsche Volksthum. Heer und Schatz waren ihm das Wesen der Staatskraft, nicht die Nation; daher galt das Tabellengebäude der Finanzkunst für das Höchste der Staatspraxis, und der Stand des Soldkriegers erhob sich abgesondert über den Bürger. Doch wurden, da Friedrichs

Geist und sein Ruhm die ersten Köpfe der Nation mächtig aufregte, Gesetzgebung, Justiz, Landesökonomie, Gewerbfleiß und geistige Bildung wirksam befördert. Freiheit der Sprache und Presse herrschte fast wie in der freiesten Republik, wodurch die Nation an geistiger Reife höher stieg als Friedrich selbst sich vorstellte. Dies Alles hauchte der Staatsmaschine einen lebendigen Organismus ein: es war Friedrichs Geist. Allein nach seinem Tode erschien der Staat als ein kunstvolles Uhrwerk, das seiner Spannfeder beraubt war, und Mirabeau, der geistvolle Berichterstatter über die Monarchie Friedrichs d. Gr., fällte jetzt von ihr in s. „Histoire secrète" das allgemeine Urtheil: „Pourriture avant maturité". Zwar behauptete Preußen seine Stellung als Schiedsrichter bei den holländischen Unruhen 1787 und als Vermittler des Friedens mit der Pforte zu Reichenbach (s. d.) 1790; allein es that hier zu wenig, indem es gegen Rußland nichts durchzusetzen wagte, und zu viel, indem es Östreich Bedingungen vorschrieb.

Mit diesem Vertrage endigte das von Friedrich und Hertzberg gegründete System der preuß. Staatskunst. Hierauf näherten sich die Höfe von Wien und Berlin zuerst in Pilnitz (Aug. 1791) einander wieder. Sie schlossen ein Schutzbündniß zu Berlin den 7. Febr. 1792. Allein 2 Feldzüge gegen Frankreich — erschöpften den preuß. Staat; doch wäre Ausharren in der einmal gewählten Stellung das Beste gewesen. Aber Friedrich Wilhelms verschwenderischer Haushalt belastete den Staat mit Schulden, und sein Cabinet hatte nur Polen im Auge. Seitdem fiel das Ansehen der Monarchie. Mit unheilbringender Politik handelte Preußen um den Preis seiner politischen Unthätigkeit, vom baseler Frieden (5. April 1795) bis zur Kriegserklärung gegen Frankreich (9. Oct. 1806). Früher hatte Friedrich Wilhelm II. 1790 mit Polen (s. d.) eine Allianz geschlossen und der neuen Constitution vom 3. Mai 1791 seinen Beifall gegeben; allein bald wurde auf Hertzberg's weisern Rath, aus Friedrichs II. Schule, seit 1791 nicht mehr gehört. Durch die Aussicht eines Kriegs mit Rußland erschreckt, wegen Danzig und Thorn von Polen nicht befriedigt, verließ Friedrich Wilhelm die Republik, zog mit Rußland vereinigt gegen vorgeblichen Jakobinismus zu Felde und besetzte Danzig. Hierauf verscherzte das preuß. Cabinet völlig das Vertrauen seiner Nachbarn durch die Besitznahme des Gebiets von Nürnberg ꝛc. (in Folge der 1791 an Preußen abgetretenen Fürstenthümer Anspach und Baireuth), durch die zweite und dritte Theilung Polens (1793, 1795) und durch den geheimen Abtretungs- und Entschädigungsvertrag mit Frankreich (5. Aug. 1796). Also verunglückte die seit 1796 gefaßte Idee, Preußen im Norden zum Mittelpunkte einer großen Föderation zu machen! Wenn aber die beabsichtigte Trennung des nördlichen Deutschlands von dem südlichen Preußen zum Vorwurfe gereicht, so darf man dennoch nicht vergessen, daß Östreich selbst, aus Empfindlichkeit über die reichenbacher Convention, durch seine Politik das preuß. Cabinet stutzig gemacht und von sich entfernt hatte. Das Letztere wollte nicht mehr, wie vor 100 Jahren, seine Kräfte bloß für Andre hingeben. Indeß wurde Preußen durch seine damalige Politik der unmittelbare Nachbar hier von Frankreich, dort von Rußland; mit offenen Grenzländern gegen Beide und, bei einer großen Handelsschifffahrt, ohne Seemacht, zugleich jedem Angriffe zur See ausgesetzt, war es unschlüssig, welcher der beiden Hauptmächte es sich anschließen sollte. Da machte es endlich den Versuch, unerschütterlich auf Neutralität zu bestehen, und zerstörte dadurch selbst die Meinung von seiner kriegerischen Haltung. Zwar wuchs der Staat an Größe (er enthielt jetzt 5485 □M., 8,700,000 Einw.), auch erhielt er eine musterhafte Gesetzgebung durch die Einführung des allgemeinen Landrechts, es vermehrte sich sein Wohlstand, und die Verwaltung ward verbessert, indem man das strenge mercantilisch-fiscalische System milderte und einige Monopole aufhob; allein die steigenden Staatsbedürfnisse bei einer Schuldenlast von 28 Mill. Thlrn. machten neue Abgaben nöthig, und

Preußen stand in Europa beargwohnt und allein. Das Gute, was Friedrich Wilhelm III. seit 1797 dem Staate erwies, seine strenge Sparsamkeit, seine häuslichen Tugenden, seine große Rechtlichkeit und sein deutsches Herz konnten die Wunden des Staats, welche des Vaters gemißbrauchte Schwäche ihm zugezogen hatte, nicht ganz heilen. Die Zerrüttung der Finanzen, welche im Febr. 1806 die Einführung eines Papiergeldes, der Tresorscheine, rathsam machte, bewog den König, jeden Antrag zur Mitwirkung gegen Frankreich zu verwerfen; dadurch ward aber die Stellung zwischen Rußland und Großbritannien sehr ungewiß, und Preußen konnte nichts für Deutschland thun als annehmen, was Frankreich in Übereinstimmung mit Rußland durch den Entschädigungsreceß von 1802 in Deutschland ihm überließ. Bald wurde sein Neutralitätssystem durch Frankreichs Besitznahme Hanovers 1803 erschüttert. Als nun 1805 eine dritte Coalition gegen Frankreichs Anmaßungen sich bildete, schwankte die preuß. Politik mehr als je. Eine Kriegs- und eine Friedenspartei theilten das Cabinet, während ein großer Theil des Heeres Krieg wollte. Es fehlte an einem starken Willen, der Alles zusammenhielt, das Veraltete umbildete und die Masse rasch bewegte. Zwar bewirkte Alexanders von Rußland persönliche Anwesenheit in Berlin die Convention zu Potsdam, 3. Nov. 1805; beide Monarchen schlossen einen Freundschaftsbund, der eine der seltensten Erscheinungen in der Geschichte ist, und das preuß. Heer rückte bis an die fränkische Grenze; allein nach der Schlacht bei Austerlitz neigte sich das preuß. Cabinet ängstlich zum Frieden hin und schloß, durch Östreichs Waffenstillstand hierzu berechtigt, Verträge (zu Wien den 15. Dec. 1805, zu Paris den 15. Febr. 1806) mit Frankreich, die von der Art waren, daß Preußen von der Politik des franz. Cabinets umstrickt, in ein gespanntes Verhältniß mit allen übrigen Mächten trat und, nachdem es Kleve, Anspach und Neufchatel an Frankreich überlassen, wider seinen Willen genöthigt ward, Hanover als sein Eigenthum (1. April 1806) in Besitz zu nehmen. So zog es sich den verdienten Vorwurf des britischen Ministers Fox zu, als ob es die auf den Fall seines Beitritts zur Coalition ihm angebotenen Vortheile gegen Frankreich geltendgemacht hätte, um von diesem Bewilligungen auf Kosten der Coalition zu erlangen. England erklärte nun an Preußen den Krieg; Schweden reizte es mit herausfoderndem Trotze; in Petersburg allein wußte der Herzog von Braunschweig die freundschaftlichen Verhältnisse durch vertraute Mittheilungen zu sichern. Preußen wollte keinen Krieg mit England und Schweden; aber Napoleon triumphirte, es in einen doppelten verwickelt und, wie er glaubte, von Rußland getrennt zu haben. Also schloß er in voller Sicherheit den Rheinbund. Jetzt griff Preußen, das sich von Napoleon auch um Hanover betrogen glaubte, zum Schwert. Allein noch war kein nordisches Bundessystem gebildet; das Zutrauen der Nachbarstaaten fehlte, und bei großem Selbstvertrauen der meisten Heerführer handelten diese weder einmüthig noch entschlossen. Der Nationalwille schien sich nur in den Marken für den Krieg auszusprechen. Da wurden überall die alten Gebrechen des Staatsräderwerks und die Mißgriffe einer schwankenden und rechnenden Abrundungspolitik sichtbar. Der Tag von Jena (14. Oct.) und der Fall von Magdeburg (8. Nov. 1806) zerbrachen die morschen Bänder der Monarchie Friedrichs II.; ein großes Unglück kam über das Heer, das Volk und den König. Der Schmerz kostete einer angebeteten Königin, die eine Zierde der Throne und der Menschheit war, das Leben (19. Juli 1810); aber sie und ihr königlicher Gemahl hatten den alten preuß. Geist und den deutschen Charakter auch im Unglücke bewährt. Im Drucke selbst verjüngte sich die moralische Kraft der Nation, und Hardenberg ordnete mit scharfem Blicke in die Zukunft den im Frieden von Tilsit (9. Juli 1807) um die Hälfte verkleinerten und nach dem Frieden bis zum 3. Dec. 1808 von Frankreich mit mehr als 150,000 M. besetzt gehaltenen, gänzlich ausgesogenen Staat. Aber unter welchen Umständen! Eine Kriegssteuer von 120 Mill. Fr. mußte nach-

bezahlt, und die zurückgelassene franz. Besatzung in den preuß. Festungen Stettin, Küstrin und Glogau unterhalten werden; dazu kam die Handelssperre des Continentalsystems. Kühner noch arbeitete der Minister Frhr. v. Stein (seit dem 5. Oct. 1807) an der Erhebung zu einer bessern Zukunft. Epoche macht das Edict vom 9. Oct. 1807, wodurch das bisherige Verhältniß des grundherrlichen Eigenthums verändert und Dasjenige, was man als das bleibendste und wohlthätigste Ergebniß der franz. Revolution ansieht, in gemäßigter Gestalt auf Preußen übertragen ward. Ein freier Bauernstand durfte fortan des eignen Bodens sich erfreuen. Dann folgte die Städteordnung (19. Nov. 1808), welche die Theilnahme der Gemeinden an ihrem gemeinschaftlichen Wohle begründete und den wahren Bürgersinn erweckte. Zwar mußte Stein (Dec. 1808) Deutschland verlassen; aber im Stillen reifte das von ihm und Andern (v. Altenstein, v. Beyme, von Klewitz, v. Schön, Stägemann u. A.) begonnene Werk der Wiederherstellung.

Hierauf ward den 6. Juni 1810 der Baron v. Hardenberg als Staatskanzler an die Spitze der Verwaltung gestellt. Er führte nach liberalen Ideen ein neues Staatsgebäude auf, in welchem der Grundsatz, daß alle Classen der Staatsbürger nach Maßgabe ihrer Kräfte zur Rettung des Ganzen beitragen müßten, durchgreifende Gesetze und eine wohlthätige Ausgleichung wegen aufgehobener Privilegien zur Folge hatte. Es gab lauten Widerspruch; aber der Geist der Nation erstarkte, und Napoleons fortdauernde planmäßige Bedrückung des preuß. Staats erhöhte nur die Spannkraft zum Widerstande. Napoleon hatte nämlich seit 1811 eine solche militairische Stellung in Preußen genommen, daß er als Herr der Monarchie betrachtet werden konnte. Seine Heere durchschnitten das Land in 11 Militairstraßen; die Festungen wurden nicht geräumt, obgleich Preußen seine darauf abzweckenden Verbindlichkeiten erfüllt hatte. Danzig und Stralsund waren in franz. Gewalt, Preußen mithin von einer stärkern franz. Kriegsmacht besetzt als es selbst halten durfte, nämlich 42,000 M. Dazu kamen Mißhandlungen und Erpressungen der franz. Militairbehörden. Vergebens that Friedrich Wilhelm III. Alles, um den Haß des franz. Kaisers zu versöhnen. Was der Kaiser mit Gewalt zu thun drohte, suchte der König endlich durch eine Allianz, Paris den 24. Febr. 1812, zu mildern. Nun zog das franz. Heer durch Preußen gegen Rußland, und 20,000 Preußen schlossen sich als Hülfsheer an. Der harte Vertrag wurde preuß. Seits erfüllt; allein Napoleon setzte seinen Foderungen keine Grenzen und dachte an keine Gegenleistung. Da kam die Zeit der Befreiung, wo der Wille der Nation, so erschöpft sie auch war, zur That wurde. York's Capitulation zu Poscherau (30. Dec. 1812) war das Ergebniß der allgemeinen Nationalstimmung; aber noch mußte die Regierung schweigen. Endlich rief sie den 9. Febr. 1813 die Nation zu freiwilligem Kriegsdienst auf. Als nun Napoleon auf keine seiner Vorstellungen in Paris achten, keine Verbindlichkeit erfüllen wollte, sondern im Tone der Oberhoheit den Verbündeten als Vasallen zu behandeln fortfuhr, da schloß der König, welcher schon längst seine Hauptstadt nicht mehr bewohnen konnte und Spandau wie Pillau franz. Truppen hatte einräumen müssen, den Bund mit Rußland zu Kalisch den 28. Febr. 1813 und erklärte, 16. März, Napoleon den Krieg. Hierauf rief er den 17. März sein Volk und Heer auf zu dem heiligen Kriege für Ehre, Freiheit und Vaterland. Dieser kühne Schritt entschied Deutschlands Befreiung von Frankreichs Unterjochung. Die preuß. Nation war auf einen solchen Zeitpunkt vorbereitet. Über 100,000 M. waren im Gebrauche der Waffen geübt worden, und Scharnhorst's Idee einer Landwehr konnte schnell ausgeführt werden. Was die Nation und das Heer, was der König und die Prinzen, was die Männer und Frauen, die Jünglinge und Jungfrauen im frommen deutschen Sinne mit begeistertem Heldenmuthe gethan, gelitten und gewirkt haben, das hat die Geschichte der Unsterblichkeit geweiht. Preußens und Norddeutschlands Erhebung war, mit Aus-

nahme der jenseits der Elbe gelegenen Länder, gleichzeitig. Ein namenloses Gefühl durchdrang die deutschen Völker; aber die Cabinete folgten zögernd. Der Kampf um die Freiheit war hart und schwer. Preußens Völker, Heer, Freiwillige, Landwehr und Landsturm, bestanden ihn mit einer religiösen und sittlichen Tapferkeit, wie sie Deutschland nie gesehen hatte. Jetzt trat auch Östreich zu dem Bunde, und bei Kulm ward Habsburgs Genius mit dem Hause Hohenzollern ausgesöhnt. Nun führte eine in der Geschichte einzige Eintracht die Monarchen von dem Siege bei Leipzig bis in die Hauptstadt des Feindes, und mit dem frommen Worte: „Solchen Sinn lohnet Gott!" dankte der König seinem Volke in der königl. Erklärung: „An mein Volk", Paris, 3. Junius 1814. Aber zu großmüthig vergaß man, gegen Preußens Rath, in Paris die Hauptfragen zu entscheiden, und auf dem Congresse zu Wien fand die franz. Diplomatik Zeit, Schwierigkeiten und Zwietracht auszustreuen. So konnte Preußen, wollte es anders nicht zu den Waffen greifen, nur durch das gehässige Recht der Eroberung die alte Größe, deren Ersatz ihm zugesichert war, wiedererlangen. Der Vertrag über Polens künftiges Schicksal, dem Östreich beigetreten war, hatte Preußens Entschädigung in Sachsen zur Folge und führte die Theilung dieses Landes herbei, über das Europa wie über ein erobertes verfügte. Um für den durch das halbe Sachsen und durch Posen nicht gedeckten Verlust von Polen, Anspach, Baireuth, Ostfriesland, Hildesheim ꝛc., Ersatz zu erhalten, mußte Preußen in dem Großherzogthume Niederrhein einen mit dem Hauptstaate nicht verbundenen Nebenstaat, und damit eine für sich selbst und für seine Nachbarn zwangvolle Stellung annehmen. Daher die vielen Grenzirrungen, welche bisher eine lange Reihe unwillkommener Ländertausche mit seinen Nachbarn nicht ganz hat ausgleichen können. — Nach der Feststellung der europäischen Verhältnisse in der wiener Congreßacte (9. Juni 1815), durch welche der König einer der 3 Beschützer des Freistaates Krakau geworden ist, nahm er an der Bildung des deutschen Bundes und an der Abfassung der deutschen Bundesacte (8. Juni), sowie an den spätern Ergänzungen derselben wesentlichen Antheil. Aber noch ein Mal sollte um die neue Ordnung der Dinge gekämpft werden. Napoleon, der sich wieder auf den Kaiserthron geschwungen, warf sich mit der Vollzahl seines erbitterten Heeres auf das schwächere preußische. Schon glaubte er am 16. Juni 1815 es bei Ligny geschlagen zu haben; allein Blücher zog sich in eine Stellung, aus der er am 18. in die Flanke des Feindes fiel, als dieser mit Wellington um den Sieg kämpfte. (S. Quatrebras und Waterloo.) Der Sieg bei Belle-Alliance richtete den Thron der Bourbons, nachdem Blücher den 4. Juli Paris mit Capitulation genommen, wieder auf; indeß würde das preuß. Cabinet der franz. Nation die eigne Wahl ihrer Herrscherfamilie, den Erklärungen der Verbündeten gemäß, gern überlassen haben, nur foderte es eine feste Sicherheit der deutschen Grenze und die Zurückgabe deutscher Provinzen, welche Frankreich früher ansichgerissen hatte. Allein Ludwig XVIII. war nach der Erklärung vom 13. März der Verbündete der kriegführenden Mächte, unter welchen 2 Frankreichs Integrität vom J. 1790 durchsetzten. So konnte auch hier Preußen, das zum zweiten Male Deutschlands Retter geworden war, nicht durchdringen. Was es für das Wohl der deutschen Nation auf dem Bundestage durch die folgerechte Durchführung der von ihm zu Wien ausgesprochenen freisinnigen Ideen bewirken wird, erwartet Deutschland von der Zukunft. Außer dem heiligen Bunde, dessen Mitstifter der König Friedrich Wilhelm III. (Paris, den 26. Sept. 1815) gewesen war, und außer der zur Erhaltung des Friedens von Europa in Aachen (s. Congresse) 1818 auf das Völkerrecht gegründeten Quintupleallianz, hat sich Preußen seit dem pariser Vertrage vom 20. Nov. 1815 insbesondere mit Östreich, auch in Hinsicht auf Deutschlands Angelegenheiten, eng verbunden.

Im Innern begann nach dem Entscheidungsjahre 1815 eine gänzliche Umbil-

dung der so verschiedenartig neugestalteten Monarchie. Fassen wir überhaupt die Geschichte der bisherigen Bildung des aus 66 verschiedenen Landschaften und Landestheilen erwachsenen preußischen Staats in wenig Hauptpunkten zusammen, wie die Wiege dieser Macht der jüngern Linie des Hauses Hohenzollern (s. d.) das Burggrafenthum Nürnberg, nebst dem Fürstenthum Anspach und Baireuth, war; *) wie Friedrich VI. von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, durch den Erwerb der Kur Brandenburg (s. d.) 1415 den ersten Grund zu der künftigen Größe seines Hauses legte; wie nach dem Anfall von Preußen (1618), des jülichischen Erbe (1609), des Rechts auf Magdeburg, des Besitzes von Halberstadt und Hinterpommern (1648) der große Kurfürst 1657 die souveraine Macht seines Hauses und den Staat selbst gründete; wie Friedrich I. seinem Hause die königliche Krone erwarb; wie Friedrich Wilhelm I. die innere Macht des Staats fest begründete; wie Friedrich II. durch den Erwerb von Schlesien seit 1740 das kleine Königreich zu einer Monarchie und in die Reihe der ersten Mächte erhob; wie endlich die geistige Kraft den Kern des zu Tilsit herabgewürdigten Staates gesund erhielt und der tapfere Muth des Königs und seines Volkes Preußen 1814 fg. glorreich wiedererhob: so gibt es, selbst die sardinische nicht ausgenommen, keine Monarchie in Europa, die ein auch nur ähnliches Schicksal gehabt hätte. — Die Umbildung der Monarchie seit 1815 zu einem in sich wohlverbundenen und weise eingerichteten Ganzen war eine Aufgabe, deren bis jetzt noch nicht völlig bewirkte Lösung von einem Meister in der Theorie und Praxis der Staatskunst dargestellt werden sollte. Wir können nur einige Grundstriche davon andeuten. Vor Allem war es wesentlich, eine übereinstimmende Verfassung und Verwaltung so vieler verschiedenartig gestalteten und zum Theil widerstrebend zusammengesetzten Landes- und Volkstheile herzustellen. Doch mußte zuerst die Verwaltung geordnet werden, um sodann die Einführung der verheißenen allgemeinen ständischen Reichsverfassung vorbereiten zu können. In Allem aber schien es natürlich, von den vorhandenen, zum Theil sehr gut zugehauenen Bausteinen Gebrauch zu machen, oder auf der historischen Grundlage fortzubauen. Darum erhielt die durch die königl. Verordnungen von 1808, 1810, 1812 und 1814 schon festgesetzte Staatsverwaltung einige nähere Bestimmungen, die meistens auf Vereinfachung des Geschäftsganges abzweckten. Dies beweisen die königl. Verordnungen vom 20. März, 23. Oct., 3. Nov. 1817, und vom 11. Jan. 1819. Als berathende Behörde über alle Angelegenheiten des Reichs versammelte sich seit 1817 ein Staatsrath. Dann wurde in demselben Jahre die Verwaltung der einzelnen Provinzen, sowol durch Regierungen als auch durch Justiz- und Militairbehörden geordnet. Hierauf ward 1818 fg. das Verhältniß des Staats zu den Standesherren (s. d.) bestimmt. Nachdem nun auch die verschiedenen Theile des ganzen Staatshaushalts eingerichtet waren, berief der König, nach dem Vorschlage der 1821 zur Entwerfung des Verfassungswerks errich-

*) Konrad, der jüngere Sohn Rudolfs II., Grafen von Zollern, wurde um 1180 erblicher Burggraf von Nürnberg, ein richterliches Lehenamt, mit welchem der Besitz von Reichslehengütern und Regierungsrechten verbunden war. Sein Urenkel, Burggraf Friedrich III., erbte nach dem Tode seines Schwagers, des letzten Herzogs von Meran, Baireuth. Burggraf Friedrich V. erhielt 1365 vom Kaiser Karl IV. die reichsfürstliche Würde. Durch Kauf erwarben seine Nachkommen noch andre Ländereien in Franken, die zusammen das seit 1415 sogenannte Markgrafthum Anspach-Baireuth bildeten, welches zuletzt der Kurfürst von Brandenburg, Joachim Friedrich, 1603 unter seine beiden Brüder theilte. Die Nachkommen des Markgrafen von Baireuth (Kulmbach) starben 1763 aus, und der letzte Markgraf von Anspach-Baireuth entsagte diesen Ländern zu Gunsten des Königs von Preußen 1791, und starb 1806. In diesem Jahre überließ Preußen Anspach, und im tilsiter Frieden 1807 Baireuth an Frankreich, das beide Länder dem König von Baiern zutheilte, der sie nach dem wiener Congresse behalten hat.

teten Immediatcommission, aus den einzelnen Provinzen Deputirte nach Berlin 1822, um sie über die Wirksamkeit der vorhandenen ständischen Elemente zu befragen, worauf den 5. Juni 1823 die Provinzialstände 1) für die Mark Brandenburg und die Niederlausitz, 2) für das Königreich Preußen, 3) für das Herzogthum Pommern und das Fürstenthum Rügen, später auch 4) für Schlesien, Glatz und die Oberlausitz, 5) für das Herzogthum Sachsen, 6) für die Rheinprovinzen und Westfalen, angeordnet wurden. Diese Stände sind sämmtlich seit 1824 fg. nacheinander in Wirksamkeit getreten. — In Ansehung der Rechtspflege mußte 1819 für die Rheinprovinzen, wo bis jetzt die Einführung des preuß. Landrechts (s. d.) noch nicht stattgefunden hat, ein Revisions- und Cassationshof errichtet werden. (S. Cassationsgericht und Oberlandesgerichte.) Die dringendste Angelegenheit aber war die Sorge für die Volks- und Staatswirthschaft. Eine Staatsschuld, die noch im J. 1820 bei 46 Mill. Thlrn. Einkünften über 217 Mill. Thaler betrug, mußte nach und nach getilgt und der Credit hergestellt werden. Die besten Mittel dazu waren die Öffentlichkeit und die rechtlichste Erfüllung der Verbindlichkeiten gegen die Staatsgläubiger alter und neuer Zeit. In dieser Absicht erklärte die Verordnung vom 17. Jan. 1820 die allgemeine verzinsliche Staatsschuld (180 Mill. Thlr., mit Einschluß der Staatsschuldscheine und der in England gemachten Anleihen) für geschlossen, sodaß kein neues Anlehen ohne Zuziehung der künftigen Reichsstände gemacht werden soll; auch ward dieselbe dadurch von der unverzinslichen und von den unter Staatsgewähr stehenden Provinzialschulden abgesondert. Der bereits 1818 errichtete Tilgungsfonds betrug in demselben Jahre schon über dritthalb Mill. Thlr. Nun kam auch ein geordnetes Budget (1821) zur öffentlichen Kunde. Das Deficit war nämlich theils durch Ersparnisse beim Militairetat, theils durch Domainen, die der König großmüthig dem Staate überlassen hatte, gedeckt worden. Insbesondere aber suchte die Regierung durch ein umfassendes Handels- und ein richtiges Abgabensystem seit 1820 (s. Classensteuer und Preußische Steuerverfassung) zugleich den Volks- und den Staatswohlstand zu erhöhen. Um daher den innern Verkehr zu befreien, wurden seit 1816 die Binnenzölle aufgehoben, und das Zollgesetz vom 26. Mai 1818, welches alle 3 Jahre nach den gemachten Erfahrungen berichtigt wird, bestimmte den Grenzzoll und die Verbrauchssteuer von ausländischen Waaren, wodurch freilich in Folge der strengen Zollinie an der Grenze ein etwas feindliches Verhältniß zu den Nachbarstaaten entstehen mußte (vgl. Enclavensache), bis sich einige Staaten, z. B. 1828 Hessen-Darmstadt in den preußischen Zollverband aufnehmen ließen. Sodann erhielt die Hauptbank zu Berlin 1819 eine von der Verwaltung des Staats unabhängige Stellung. Ein neues Münzgesetz vom 30. Sept. 1823 war, sowie die schon 1816 gegebene neue Maß- und Gewichtsordnung, bei so vielfachen Provinzialverschiedenheiten ein wahres Bedürfniß zur Sicherstellung des Verkehrs. Nicht minder wurde derselbe durch die Anlegung neuer Straßen und die bessere Einrichtung des Postwesens (s. d.) befördert. Hierbei kam der Gemeingeist einer aufgeklärten und thätigen Nation der Regierung ebenso willig entgegen, als diese jenen weise und kräftig unterstützte. Dies beweist u. A. die Errichtung eines Seehandlungscomptoirs und einer Seeassecuranzcompagnie in Stettin (1821 fg.), einer rheinisch-westindischen Handelscompagnie zu Elberfeld (s. Seehandlungsvereine), des berliner Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes (1822), der westindischen Gesellschaft in Schlesien (1825), der Dampfschifffahrtsgesellschaft auf dem Rhein (1825). — Die Hauptstütze des preuß. Staats, das Heer, wurde, sowol was die Organisation als was die Verpflegung und die Bildung, insbesondere des Officiers, betrifft, immer zweckmäßiger im Wesentlichen verbessert. Die Landwehr erhielt 1820 eine neue Einrichtung, so auch die Gendarmerie. Das Wichtigste, was geschah, war ein kostbarer Festungsbau, zu Koblenz, Ehrenbreit-

stein, Köln, Wesel, Jülich, Minden, Saarlouis u. s. w. — Für die allgemeine Sicherheit und die Volksbildung überhaupt zeigte die Regierung eine ausgezeichnete Sorgfalt. Was Preußen in Ansehung der Gefahr vor geheimen politischen Verbindungen seit 1819 für ganz Deutschland gethan hat, erzählen die Art. Umtriebe, Turnwesen, Jahn und Arndt. War die Besorgniß größer noch als der Grund, so war auch die Unparteilichkeit des Verfahrens größer als der Verdacht, und die Strafe milder als die wirkliche Schuld. Strenge Vorbeugungsmittel traten für Alle ein, als die letztere von Einzelnen bereits erwiesen war. So ward die königl. Censurverordnung vom 18. Oct. 1819 ausdrücklich gegen alle, auf Erschütterung der Verfassung abzweckende Theorien und gegen Alles gerichtet, was dahin zielt, im preuß. Staate oder in den deutschen Bundesstaaten Mißvergnügen zu erregen und gegen bestehende Verordnungen aufzureizen. Dasselbe ward, dem Bundestagsbeschlusse gemäß, in der Cabinetsordre vom 28. Dec. 1824 wiederholt, welche auch solchen Schriften, deren Inhalt auf Untergrabung der Religion abzweckt, oder welche verketzernde Angriffe auf andre Religionsparteien enthalten, ingleichen solchen, die zu Kränkung der persönlichen Ehre und des guten Namens Andrer abzielen, die Druckerlaubniß verweigert. Mit welcher Einsicht und wahrhaft königl. Großmuth aber die gesammte Volksbildung geleitet, der wissenschaftliche Sinn geachtet und belohnt, der Kunstfleiß befördert und der Nationalgeist veredelt wird, beweisen so viele seit 1816 entstandene gemeinnützige Stiftungen, Anstalten, Sammlungen, Bauwerke, Reisen auf Kosten des Staats u. s. w. (vgl. Bonn, Berlin, Köln), vor allen die öffentlichen Denkmäler und der thätige Eifer, mit welchem Preußen die deutschen Regierungen 1827 aufgefodert hat, sich mit ihm gegen den Nachdruck (s. d.) zu vereinigen. Da jedoch keine Bildung und kein Bürgerglück ohne religiösen Sinn bestehen kann, so ist die religiöse Erziehung des Volks in dem reinen evangelischen Glauben, fern von Mysticismus, Pietismus und Separatismus (s. die Ministerialverfügung vom 29. Oct. 1825), ein Hauptaugenmerk dieser erleuchteten Regierung, in welcher die evangelische Kirche Deutschlands ihren mächtigen Schutz erblickt, und es ist ein edles Zeichen unserer Zeit, daß der König selbst seine Überzeugung im Glauben bei jedem wichtigen Anlaß öffentlich erklärt hat. (S. Friedrich Wilhelm III.) — Nicht minder wichtig für das Wohl des Staats waren die mit den auswärt. Staaten geführten Unterhandlungen. Zu den bedeutendsten Angelegenheiten gehört der Abschluß eines Concordats mit Rom (1821) über die Errichtung und Ausstattung von 2 Erz- und 6 Bisthümern. (S. den folg. Abschn.) Für die gemeinsamen Zwecke Deutschlands wurde die Feststellung der Elb- und Weserschifffahrtsfreiheit (s. d.) von Preußen thätig befördert, und die der Rheinschifffahrt (s. d.) am kräftigsten unterstützt. Mit dem Königreiche Sachsen wurde die sehr verwickelte Ausgleichung 1818 zu Stande gebracht, und mit Hanover eine Übereinkunft über die Schiffbarmachung der Ems (1818) abgeschlossen, sowie eine andre über 3 Militairstraßen durch Hanover, von denen 2 zu Gunsten Preußens sind, die dritte zu Gunsten Hanovers; ähnliche Verträge über Durchmärsche kamen mit Sachsen-Weimar, Sachsen-Gotha, dem Großherzogthum Hessen und dem Herzogthum Nassau zu Stande. Es wurden Handelsverträge 1818 mit Dänemark, 1824 mit England, und 1825 mit Rußland geschlossen, auch die Sicherheit der neuen preuß. Flagge gegen die Barbaresken durch einen Firman des Großherrn erlangt, und Handelsagenten bei den spanisch-amerikanischen Freistaaten angestellt. Daß Preußen überhaupt seine Stellung in der Reihe der 5 europäischen Mächte würdig behauptet, zeigt seine 1827 in Konstantinopel bei der Intervention zu Gunsten der Griechen — die erste für ein unterdrücktes Volk — übergebene Erklärung; daher ward nicht nur schon 1826 der preußischen Nation die Theilnahme an der Sache der Griechen gestattet, sondern auch 1828 im März der Freiherr von Canitz mit

einem außerordentlichen Auftrage nach Konstantinopel geschickt, um die Pforte über die wahre Bedeutung jener Dazwischenkunft wo möglich aufzuklären. Auch dieser Umstand beweist, daß die alte Freundschaft zwischen Friedrich Wilhelm III. und dem Beherrscher von Rußland durch die Vermählung der Tochter des Königs mit dem Großfürsten Nicolaus (13. Juli 1817), dem jetzigen Kaiser, noch mehr befestigt worden ist. Übrigens ist Friedrich Wilhelm III. noch verschwägert mit den Häusern Hanover, Oranien, Hessen-Kassel, Hessen-Homburg, Mecklenburg-Strelitz, Anhalt-Bernburg, Anhalt-Dessau, und durch seine Söhne mit Baiern und Sachsen-Weimar.

Die preußische Monarchie, welche, als Friedrich II. 1740 die Regierung antrat, auf 2190 □M. 3 Mill. Einw. enthielt und ein Heer von 76,000 M. besaß, umfaßte 1804, ohne Neufchatel, auf 5679 geograph. □M. 9,977,497 Einw., also 1757 auf e. □M. (mit 38 Mill. Thlr. Eink.), dagegen am Ende 1825 auf 5040¼ geograph. □M. 12,256,931 Einw., also beinahe 2432 auf e. □M., überhaupt 1028 Städte (darunter 5 von mehr als 40,000 und 21 von mehr als 10,000 Einw.), 281 Marktfl., 34,451 Dörfer und Weiler. Die meisten Städte hat der Regierungsbezirk Posen. Der volkreichste Regierungsbez. ist Düsseldorf (46 □M., mit 390,000 Einw., 8478 auf e. □M.); der volkärmste ist Köslin (258 □M., mit 244,515 Einw., 946 auf e. □M.). Indeß bildet sie so wenig als vormals ein geschlossenes Ganze, sondern besteht (ohne Neufchatel) aus einem größern östlichen und einem kleinern westlichen Haupttheile. Jener grenzt an Rußland, Östreich, Königr. Sachsen, an die kleinen Staaten in Thüringen, an Kurhessen, Hanover, Braunschweig, Mecklenburg, und stößt in N. an die Ostsee; dieser ist von jenem durch Kurhessen, Hanover und Braunschweig getrennt, und grenzt an Belgien, Frankreich, Baiern, Lippe-Detmold, Nassau, Waldeck u. a. kleine Staaten. Der Boden ist meistens eben und hügelig. Die Insel Rügen mit dem Vorgebirge Stubbenkammer ist die höchste Gegend der Ostseeländer. Zu den fruchtbaren Niederungen gehören die tilsiter, havelländischen, magdeburgischen, halberstädtischen Ebenen, die soester Boerde in Westfalen, die güldene Aue in Sachsen ꝛc. Als Gebirge sind die Sudeten mit dem Riesengebirge (Riesen- oder Schneekoppe 4950 Fuß hoch); der Harz mit dem Brocken; der Thüringerwald, der Westerwald mit dem Siebengebirge, der Hundsrück mit dem Hochwalde, und die Eifel, eine Fortsetzung der Ardennen, zu bemerken. Die Gewässer s. weiter unten. Das Klima ist im Ganzen mehr kalt, rauh, veränderlich, als warm und mild; das schönste findet man in den Thälern der Nahe, Mosel, Saar und des Rheins. Seit 1815 besteht der preuß. Staat aus 10 Provinzen, die in 7 Militairabtheilungen und 28 Regierungsbezirke getheilt werden. Die I. Militairabtheilung: Preußen, das eigentliche Königreich Preußen, begreift: 1) Die Provinz Ostpreußen mit der ostpreuß. Regierung zu Königsberg und der litthauischen zu Gumbinnen, 704 □M., mit 1,005,543 Einw. 2) Die Provinz Westpreußen mit den Regierungen zu Danzig und Marienwerder, 466 □M., mit 633,077 Einw. Die II. Militairabtheilung Brandenburg und Pommern, begreift: 3) Die Provinz (ehemal. Mark) Brandenburg mit den Regier. zu Berlin, Potsdam und Frankfurt, enthält mit Einschluß des auf dem rechten Elbufer liegenden Theils des Herzogth. Magdeburg nebst dem kotbuser Kreise und mehren ehemals königl. sächs. Ländern, zusammen 749 □M., mit 1,335,165 Einw. 4) Die Provinz Pommern mit den Regier. zu Stettin, Stralsund und Köslin, 566½ □M., mit 729,834 Einw. Die III. Militairabtheilung, Schlesien, begreift: 5) Die Provinz (Herzogth.) Schlesien nebst Glaz mit den Regier. zu Breslau, Reichenbach, Liegnitz (wozu ein Theil der Oberlausitz geschlagen ist) und Oppeln; zusammen 720 □M., mit 2,061,549 Einw. Die IV. Militairabtheilung begreift das Großherzogth. Posen mit den Regier. zu Posen und Bromberg. Dieser nach dem Vertrage zwischen Rußland, Preußen und

Östreich (Wien d. 3. Mai 1815) an Preußen zurückgefallene Theil des aufgehobenen Herzogth. Warschau enthält, unter Abrechnung Dessen, was davon zu Westpreußen geschlagen worden, 538½ □M., mit 833,972 E. (1574 auf eine). Zum königl. Statthalter ist Fürst Anton Radziwill ernannt. Die wiener Congreßakte sichert den Polen Ständeversammlungen und nationale Einrichtungen zu. Insbesondere hofft man von der menschenfreundlichen Regierung, daß die Bauern des Großherzogth. ein erträglicheres Loos bekommen werden, für welche die neue Gesetzgebung schon Mehres gethan hat. (S. v. Grävenitz, „Der Bauer in Polen", Berlin 1818.) Auch soll im Großherzogth. Posen die poln. Sprache neben der deutschen bei den öffentlichen Verhandlungen gebraucht werden. Die V. Militairabtheilung begreift die 7. Provinz, Sachsen, mit den Regier. Magdeburg, Merseburg und Erfurt. Diese Provinz (458 □M., mit 1,259,221 Einw.) besteht: a) aus dem größten Theile des Herzogth. Sachsen, nach dem Vertrage vom 18. Mai 1815: 385 □M., mit 875,578 Einw. und vom ehemaligen königl. sächs., nunmehr sachsen-weimarschen Kreise die Städte Ziegenrück und Rachnis und 31 Dörfern nebst 16 einzeln liegenden Rittergütern, Mühlen ꝛc. mit 7000 Einw. (Preußen hat also den Besitz und die Titel der Lausitz, Thüringen und Henneberg; in Ansehung der Lausitz aber hat Östreich seiner böhm. Oberlehnsherrschaft zu Gunsten Preußens entsagt); b) aus dem Herzogth. Magdeburg auf dem linken Elbufer, Mansfeld, dem Fürstenth. Halberstadt, der Grafsch. Hohenstein, dem Eichsfelde mit Treffurt, Erfurt mit Untergleichen, Nordhausen, Mühlhausen und Quedlinburg nebst einigen von Hanover abgetretenen Landstrichen, z. B. Elbingerode; zusammen ungefähr 140 □M. mit 450,000 Einw. Die VI. und VII. Milltairabtheilung, Niederrhein und Westfalen, begreifen: 8) Die Provinz Westfalen mit den Regier. zu Münster, Minden und Arensberg; 367 □M., mit 1,095,019 Einw. 9) Die Provinz Jülich, Kleve und Berg mit den Regierungen zu Düsseldorf, Köln und Kleve, zusammen 158½ □ M., mit 965,756 Einw. 10) Die Provinz oder das Großherzogth. Niederrhein, mit den Regier. zu Aachen, Trier und Koblenz, zusammen 288 □M. mit 1,007,081 Einw. Das neue Großherzogthum Niederrhein liegt zwischen der Mosel, der Maas und am Niederrhein; es begreift einen Theil des von Frankreich abgetretenen linken Rheinufers, und auf dem rechten Ufer dieses Flusses die von Nassau erhaltenen Landestheile, die oranischen Länder, nebst der Herrschaft Wildenberg und Wetzlar. Zu dem deutschen Bunde gehören 7 Provinzen des preuß. Staats: Brandenburg, Schlesien, Sachsen, Westfalen, Pommern, Jülich-Kleve-Berg und Niederrhein, zusammen 3204 □M. mit 8 Mill. Einw. Das preuß. Contingent zum deutschen Bundesheere bildet das 4. 5. und 6. Armeecorps (79,234 M.). Auf dem Bundestage hat Preußen die zweite Stelle, und im Plenum 4 Stimmen. Die Provinzen Posen, Ost- und Westpreußen, sowie Neufchatel, gehören nicht zu dem deutschen Bunde. Das Fürstenthum Neufchatel (s. d.) kehrte schon durch den pariser Frieden von 1814, mit einer Vergrößerung auf der Grenze von Frankreich, in den preuß. Länderverein zurück. Über die mediatisirten Länder s. Standesherren. Die Vortheile der Umgestaltung Preußens seit 1815 bestehen in einer Abrundung gegen W. bis an die Elbe und Saale; ferner in der Abrundung der ehemals vereinzelten westfälischen Provinzen; im Umtausche polnischer Unterthanen mit deutschen; in bessern Finanzquellen in Sachsen und in den Rheinprovinzen, als sie Polen darbot, und in einer festern Militairgrenze an der Oberelbe, die jetzt mit der Oder und Schlesien einen militairisch-politischen Zusammenhang hat. Dagegen sind folgende Nachtheile geblieben: eine offene Grenze von Seidenberg in der Oberlausitz bis Wittichenau; eine offene Grenze gegen Rußland, indem auf dieser Seite ein russ. Heer in 3 Tagemärschen in Breslau sein kann, die Provinz aber zu befestigen, viele Millionen kosten würde; die kostbare Verpflichtung, de

Rheinprovinzen wegen, sich gegen Frankreich in erster Linie aufzustellen. Aber eben dieser Besitz der rheinischen Mark bestimmt Preußen zur ersten Schutzmacht für Deutschland gegen Frankreich. Seine Schwäche würde also für Deutschlands Sicherheit nachtheilig sein. Denn Preußen hat nur ⅓ von Frankreichs Volksmenge und dabei 150 deutsche Meilen mehr an Grenze, als dieser Nachbarstaat. Während Preußens einer Arm bis an die Thore der franz. Festung Thionville an der Mosel reicht, und der andre Memel und den Niemen behauptet, sucht man vergebens den Körper, der beide Arme verbindet, in der doppelten Militairstraße, die Hanover über Hildesheim, Gifthorn und Neustadt durchschneidet, obgleich eine südlichere durch das Göttingische beiden Staaten bequemer erscheint. Es gibt 3 Preußen, in Polen, in Deutschland, und zwischen der Maas und dem Rhein. Es hat 3 verletzbare Seiten: gegen Rußland, Östreich und Frankreich; daher das Abhängige in seiner Lage, die indeß fast jeder Staat gegen den Nachbar haben wird. Darum war es ein sehr natürliches Bestreben, durch den Besitz von Luxemburg jenem Grenzzuge des Großherzogthums Niederrhein, der am linken Rheinufer von Bingen an bis zur niederländisch-holländischen Grenze hinläuft, militairische Außenwerke zu geben. In Hinsicht des Handels bietet die Lage große Vortheile dar. Eine wohlvertheidigte Küstenlänge an der Ostsee von 110 Meilen mit mehren Einbuchten und Stromausmündungen, das ganze Oberflußgebiet, der wichtigste Theil des Weichsellaufs, der Elbstrom nebst der Saale, inwiefern er den Hansehandel mit dem sächsisch-böhmischen verknüpft und durch 7 große Canäle mit der Oder und Weichsel zusammenhängt, der Rheinstrom, da wo er einen Theil des franz. und des süddeutschen Handels mit dem niederländ. verkettet: diese Küsten und Strommündungen bilden nebst der Memel, Pregel, der Warte, Netze, Havel, Spree, Weser, Ems (deren Schiffbarmachung im Oct. 1818 von der preuß. und hanöv. Regierung beschlossen wurde), Ruhr, Lippe und Mosel, ein Flußschifffahrtssystem, welches den Reichthum der Nachbarstaaten größtentheils anziehen. Um diese Wasserstraßen herum liegen mit wenig Ausnahmen fruchtbare, an allen Erzeugnissen des Pflanzenreichs, den Weinstock nicht ausgenommen, reiche Landstriche. Auch der Bergbau ist bedeutend, mit Ausnahme der edeln Metalle; Bernstein findet sich fast ausschließend nur an der Ostseeküste in Ostpreußen und Hinterpommern. Jeder Theil der Viehzucht, mit Ausnahme der Pferdezucht, die nur in Ostpreußen vortrefflich genannt werden kann, trägt ebenfalls zur Vermehrung des natürlichen Reichthums bei, und dies um so mehr, da die Landwirthschaft, was besonders Getreide- und Futterbau, Schafzucht (veredelt über 15 Mill. Schafe), Holz- und Forstcultur betrifft, einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat. Für die Fischerei sind auch mehre Landseen wichtig. In Hinsicht auf Manufacturen und Fabriken besitzt Preußen gewerbfleißige Länder, die zu den ersten in Europa gehören, wie das schles. Gebirgsland, Ravensberg, Mark, Berg und die übrigen Rheinprovinzen. Dieser Gewerbfleiß beruht größtentheils auf inländischen Naturerzeugnissen, wie die Leinwandweberei (in Schlesien, zu Hirschberg, Schmiedeberg, Landshut, Greifenberg, jährl. für 11 Mill. Thlr.) mit den Bleichen bei Barmen, Elberfeld, Bielefeld und Waarendorf, die Wollenmanufacturen (in Schlesien, Brandenburg, Sachsen, Niederrhein, zu Aachen, Burtscheid, Stolberg, Eupen u. a. a. O.) und die Fabriken von Metallwaaren, z. B. Eisen- und Stahlwaaren zu Berlin, Malapane und Gleiwitz (in Schlesien), Solingen, Remscheid, Iserlohn. Der Werth gesammter Fabrikate wurde 1804 (und dieses Jahr läßt sich auch noch jetzt als Maßstab annehmen) auf mehr als 51 Mill. und mit Einschluß der Consumtibiliengewerbe über 85 Mill. Thlr. geschätzt. Wie wichtig daher der Handel sein müsse, beweisen schon die großen Handelsstädte, welche zum Theil in den ersten Zeiten des europ. Handels gegründet worden sind. Unter den Seeplätzen stehen Danzig und Stettin obenan; ihnen zunächst Königsberg, Me-

mel, Elbing, Pillau, Kolberg, Stralsund und der seit 1818 gebauete Hafen von Swinemünde. Auch hat Hanover, durch den Vertrag mit Preußen vom 29. Mai 1815, Preußen den Gebrauch des Hafens zu Emden zur Ein- und Ausfuhr von Gegenständen aller Art gestattet. Noch wird die Lippe von Wesel bis Lippstadt schiffbar gemacht. Mit Rußland besteht der Handelsvertrag v. 17. Apr. 1825. Im Innern sind als Mittelpunkte des Fabrikwesens und Handels anzusehen: Berlin, Breslau, Frankfurt a. d. O., Magdeburg, Hirschberg, Minden, Bielefeld, Wesel, Köln u. a. m. Die preuß. Flagge weht zwar auf allen Meeren, und Preußen zählte vor der Seesperre 2000 eigne Schiffe und über 10,000 Matrosen; allein der Seehandel entbehrt des Schutzes e. Marine. Doch hat die Pforte 1818 durch e. ähnlichen Vertrag wie mit Rußland und Östreich, auch die preuß. Flagge gegen alle Räubereien der Barbaresken in Schutz genommen, Entschädigung versprochen und deßhalb an Algier ꝛc. die nöthigen Firmans erlassen. Das Hauptinstitut für den Geldhandel ist die königl. Bank in Berlin, sowie die Seehandlungssocietät daselbst. Den Binnenverkehr im Kleinhandel hat die neue (Gesetz vom 21. Sept. 1821) Scheidemünze (30 Sgr. auf e. Thlr. Cour.), wobei der Schlagschatz über 14 Proc. gewinnt, sehr erleichtert.

Ein reges Leben, das durch die Leidensjahre des franz. Drucks nicht hat erstickt werden können, ist der sprechendste Beweis von der Cultur der preuß. Völker und von der Weisheit der Regierung. Ihre wissenschaftliche und Kunstbildung gehört ganz der deutschen Nation an, bedarf also hier keiner Erwähnung. Die preuß. Völker sind größtentheils Deutsche, vom altsassischen, thüringischen und niederländ. Stamme. Die Wenden auf dem rechten Elbufer haben sich germanisirt; doch gibt es deren noch in der Lausitz, und Kassuben in Hinterpommern. Von den übrigen slawischen Stämmen sind die zahlreichsten die Polen im Großherzogth. Posen, obgleich auch hier deutsche Sprache und Ansiedelung angetroffen wird; noch finden sich Letten und Litthauer in den Dörfern des ostpreuß. Litthauen, die ihre Sprache, wie ihre alte Tracht erhalten haben. In den altpreuß. Ländern begegnet man auch den Nachkommen eingewanderter Flüchtlinge aus Frankreich, Salzburg und der Pfalz. Der tolerante Geist der Regierung öffnete seit des großen Kurfürsten Zeit allen um des Glaubens willen Verfolgten eine Freistätte. Daher findet man Herrnhuter, Hussiten, Griechen, Mennoniten, und vorzüglich viel Juden in den preuß. Staaten. Der größte Theil der Nation bekennt sich zu der lutherischen, die regierende Familie zu der reformirten Kirche. Lutheraner und Reformirte haben seit 1817 angefangen, sich zu Einer evangelisch-christlichen Kirche zu vereinigen. Für diese hat der König eine neue Agende 1824 den Geistlichen zur Annahme empfohlen; 1825 hatten von 7782 evangel. Kirchen, die sich in den preuß. Staaten befinden, 5343 dieselbe angenommen. Man zählt über 7 Mill. Evangel., 4,200,000 Kathol., 150,000 Israeliten und 16,000 Mennoniten. Nach der Übereinkunft mit dem Papst in der Bulle De salute animarum vom 16. Juli 1821 stehen unter dem Erzbischof von Köln die Bischöfe zu Münster, Trier und Paderborn, und diesen sind die Sprengel der ehemaligen, nun aufgehobenen Bisthümer und übrigen kathol. Gemeinden der westl. Provinzen mit untergeben; unter dem Erzbischof zu Gnesen und Posen, der Bischof von Kulm. Die Bisthümer Breslau und Ermeland bleiben frei von erzbischöfl. Obhut. Die Erz- und Hochstifter sind mit Einkünften ansehnlich ausgestattet worden. Die 8 Domcapitel wählen ihre Bischöfe, und der Papst bestätigt die als kanonisch anerkannte Wahl, und vernehmen vor der ausgesprochenen Wahl, ob der wählbar-scheinende dem Könige auch genehm sei. Die Domcapitel warten den feierlichen Gottesdienst ab und gehen als presbyteri den Erzbischöfen oder Bischöfen mit Rath und That an die Hand. Die Domherren sind nicht mehr bloß Adelige, müssen die höhern Weihen erhalten haben und nach Verlauf von 10 Jahren die oberste gelehrte Würde in der Theologie oder im kanonischen Recht erwerben.

Ehrendomherren, aus Dechanten oder Erzpriestern ernannt und mit gleichen Rechten rücksichtlich der gottesdienstlichen Verrichtungen mit den Canonici, hat jedes Domcapitel 6 oder 4 und Vicarien 10 oder 8; übrigens an Prälaten, einen Propst und einen Dechanten mit 10 oder 8 wirklichen Domherren. In den Monaten 1, 3, 5, 7, 9, 11, ernennt der Papst zu den erledigten Capitelspfründen, in den andern der Bischof. Im ersten Falle mit Berücksichtigung der vom Willen des Königs bezeichneten Person, im zweiten Falle mit Vorbehalt der landesherrlichen Genehmigung. — Noch bemerken wir in Ansehung des königl. mit weiser Sparsamkeit eingerichteten Hofstaates, daß es folgende Ritterorden gibt: Der von Friedrich I. bei seiner Krönung 1701 gestiftete schwarze Adlerorden, der nur aus Einer Classe besteht und nur an Personen von hohem Range gegeben wird; der ursprünglich anspach-baireuthische, von Friedrich Wilhelm II. 1791 bestätigte rothe Adlerorden, und 1810 erweitert in 3 Classen; der weibliche Louisenorden (gestiftet 1814), dem jetzt die Prinzessin Wilhelm vorsteht. Noch gibt es seit 1740 einen Orden Pour le mérite für das Militair in 2 Abtheilungen mit und ohne Eichenlaub; das eiserne Kreuz in 2 Classen für die Tapfern von 1813—15; den von Friedrich Wilh. III. 1812, zum Andenken der aufgelösten Ballei Brandenburg, gestifteten preuß. Johanniterorden; überdies mehre Ehrenzeichen, z. B. das allgemeine Ehrenzeichen 1. Classe, ein silbernes Kreuz, die Verdienstmedaille am Bande des rothen Adlerordens. — Der altpreußische Nationalcharakter hat etwas Großartiges und Kühnes, wodurch er sich in dem deutschen Gesammtleben unterscheidet. Ein kriegerischer Geist erbte in der Nation seit dem großen Kurfürsten durch 5 Menschenalter fort. Das Volk bewahrte sich selbst im Unglücke das Element seiner Größe, sein freies geistiges Leben, jene Beweglichkeit und Kühnheit, die im letzten Kampfe mit spartanischem Muthe in den Müttern und Jungfrauen, wie in den Greisen, Männern und Jünglingen sich zu der höchsten Anstrengung erhob. Als in Deutschland das freie Wort vor franz. Machtgeboten verstummte, nährte Preußen die heilige Flamme der Wissenschaft und Kunst; es hegte und pflegte die geächtete deutsche Art und Sitte. Und aus diesem deutschen Geiste ist jener Stolz und jene Kraft geboren, welche wie ein belebendes Feuer von den Ersten und Gebildetsten bis zu den Kleinsten und Niedrigsten hindurchdrangen. Preußen ist jetzt mächtig durch seine warnende und an ruhmvollen Erfahrungen reiche Geschichte, durch seinen Rang als erste protestantische Macht auf dem Festlande, durch seinen Volksgeist, der aufgeklärt, tapfer und vaterländisch gesinnt ist, durch sein wohlgeordnetes Kriegswesen und durch die Gunst der öffentlichen Meinung in Deutschland. Preußen hat Deutschland gerettet; möge es auch das innere Leben des deutschen Volks schützen und fördern! Dann gebührt ihm der Stolz, die erste deutsche Macht im moralischen Sinne zu sein. Seine federfertigen Gegner begreifen nicht jene nordische Eigenthümlichkeit, welche der Himmel, der Boden, der Geist der Regierung und ein ernstes Schicksal den Preußen aufgedrückt haben; eine Eigenthümlichkeit, die wol vormals einseitig und schroff war, auch zuweilen in Anmaßung ausartete, die aber im Unglück sich geläutert hat. Weniger begünstigt von der Natur als der Süddeutsche, ist der Preuße, d. i. der Norddeutsche, thätiger und bei den Bedürfnissen seiner Civilisation sinnreicher. Friedrichs II. Ruhm und die von ihm gemachten Einrichtungen, selbst sein großer Styl in den Bauwerken, haben der Nation, vorzüglich den Bewohnern der Städte, das Streben nach Glanz und äußerer Bedeutung gegeben, das nicht selten statt der Wirklichkeit nur den Schein erreichte. Auch artete die Freiheit der öffentlichen Meinung, welcher Friedrich II., dem die Religion nach Frankreichs witzig vornehmer Sitte nicht heilig war, selbst gegen das Ehrwürdige den Zügel überließ, zuweilen in Ungebundenheit und Frivolität aus. Unter seinem Nachfolger verlor sogar die königl. Würde von ihrem Ansehen. Nur der Religiosität, den fürstl. und häuslichen Tugenden

des jetzt regierenden Königs gelang es, dieses Ansehen wiederherzustellen, indem er, als die Noth hereinbrach, Gott und seinem Volke vertrauend, ganz in dem edlern Geiste der öffentlichen Meinung lebte und handelte. Sichtbar trug zu der moralischen Erhebung seines Volks die hohe königl. Frau, die unvergeßliche Louise (s. d.) das Meiste bei. Immerhin äußere sich das Selbstgefühl des Preußen oft kühn und stolz, in einzelnen Fällen selbst hart und rauh: solcher Mannssinn vermochte den Staat vom Untergange zu retten. In diesem allgemeinen Charakter hat sich die Eigenthümlichkeit der verschiedensten Völkerstämme erhalten, und eben, weil diese von der Regierung geachtet wird, gehören die verschiedensten Volkstheile, die preuß. Litthauer, die Schlesier, die Westfalen zu den anhänglichsten Unterthanen des Staats. Dies erklärt sich aus dem Charakter der Regierung. Die preuß. Regierung galt bisher für eine der freisinnigsten in Europa, weil sie die öffentliche Meinung achtete. Auch ist, ungeachtet einer autokratischen Staatsform, die politische Freiheit seit Friedrich II. in der preuß. Monarchie immer mehr fortgeschritten, durch bessere Vertheilung der Abgaben, wovon sonst manche Stände frei waren, durch eine zweckmäßige Militairverfassung, durch die Herstellung persönlicher Freiheit mittelst Aufhebung der Erbunterthänigkeit und des Dienstzwangs (durch das Edict vom 9. Oct. 1807; auch wurde die Ablösbarkeit der Hand- und Spanndienste erklärt und den 18. Jan. 1819 die Erbunterthänigkeit im kotbuser Kreise, in der Lausitz und den übrigen vormals königl. sächs. Landestheilen aufgehoben), durch Abschaffung des despotischen Militairzwangs, durch verminderte Bedrückungen bei der Accise und dem Zollwesen, durch Vernichtung lästiger Zwangsprivilegien und Servituten, und durch die Städteordnung von 1808, welche die Verwaltung des Gemeindevermögens seinen Eigenthümern, den Gemeinden, wiedergab. So hatte bereits diese den städtischen Gemeinden gegebene Verfassung die Grundsätze der Repräsentation im engsten öffentlichen geselligen Verbande ins Leben gerufen, als 1823 auch die Provinzialstände, vorbereitend auf die vom Könige den 22. Mai 1815 versprochene Repräsentation des Volks, dem Zeitgeiste gemäß, wiederhergestellt oder neu berufen wurden. Indem ihre Verhandlungen sich auf Berathung in allen Theilen der Gesetzgebung, welche die persönlichen, Eigenthums- und Steuerrechte betreffen, erstrecken, sind sie die besten Seitenmauern für den Bau einer Reichsverfassung. Es ist zu wünschen und zu hoffen, daß die politische Absonderungsmethode, die im rechten Maße und Sinne wohlthätig wirken muß, nicht den Geist, die Kraft, den Zusammenhang des Ganzen beschränke und hemme. Der Grundbesitz kann allerdings im Allgemeinen für die Grundveste des Staats gelten und verlangt insofern auch die stärkste öffentliche Vertretung. Allein die Production des Geists, des Talents, der Wissenschaft gilt auch und soll in ihren Ansprüchen auf Theilnahme an den öffentlichen Geschäften der Verfassung nicht unbillig hinter der Production der Erdscholle zurückstehen. Übrigens besitzt Preußen auch ohne Constitution die Gleichheit vor Gericht, die gleiche Verpflichtung zu Kriegsdiensten und Kriegslasten. Kein andres Recht führt zu Ämtern, selbst den hohen, als das Recht des Verdienstes. — Die innere Organisation des Staats ist aus dem Edict vom 9. Oct. 1807 nach und nach hervorgegangen. Die Verwaltung selbst hat durch das Gesetz vom 30. April 1815 eine der neuen Eintheilung des Staats entsprechende Einrichtung erhalten. Nach derselben steht jeder Militairabtheilung ein commandirender General als Militairgouverneur und jeder Provinz ein Oberpräsident vor. Die Verwaltung gehört vor die Regierungen; die Justiz vor die Oberlandesgerichte. Jede Regierung hat unter einem Präsidenten 2 Hauptabtheilungen. Die erste umfaßt alle Regierungsangelegenheiten, als Landes-, Polizei-, ständische, Grenz- und Militairsachen ꝛc. Sie steht unter dem Minister des Innern. Die zweite, unter dem Finanzminister, leitet alle Finanzsachen. Jede Provinz ist in Kreise getheilt, denen als das

Organ der Regierung in beiden Abtheilungen ein Landrath vorsteht. Die Oberpräsidenten sind beständig Commissarien der Minister. Ihnen sind solche allgemeine Regierungsangelegenheiten anvertraut, deren Wirksamkeit nicht auf einen einzelnen Regierungsbezirk beschränkt werden kann; insbesondere sind sie die Vorsteher der Consistorial- und Medicinalbehörden, und zugleich die Präsidenten der Regierung in dem Hauptorte der Provinz. Die Geschäftsführung der Regierungen ward durch die Instruction vom 23. Oct. 1817 organisirt. Man hofft nach dieser Einrichtung, das weitläufige Aktenführen und Rechnungswesen, sowie die ängstliche Controle, welche mit der vermehrten Zahl der Beamten, nach der Organisation der Behörden 1808, nöthig schien, beschränkt zu sehen. An der Spitze der Regierung steht der König, der durch sein geheimes Cabinet eigenhändig unterzeichnete Cabinetsbefehle erläßt. Der am 30. März 1817 eröffnete Staatsrath ist die höchste berathende Behörde, hat aber keinen Antheil an der Verwaltung. Die volljährigen Prinzen des königl. Hauses haben darin Sitz. Er prüft alle Plane, Vorschläge, eingelaufene Beschwerden ꝛc. Den Vorsitz führt der König, oder der Staatskanzler, oder ein substituirtes Mitglied. Er bestand 1819 aus 66 Personen, unter welchen 34 vermöge ihres Amtes, die übrigen durch des Königs besonderes Vertrauen dazu berufen sind. Unter dem Staatsministerium (der Kronprinz, 9 Staatsminister und 6 vortragende Räthe) stehen unmittelbar das geh. Staats- und Cabinetsarchiv; die Oberexaminationscommission und das statistische Bureau. (Unter vielen anziehenden statist. Angaben, die dieses Bureau ordnet, heben wir folgende aus: 1817 sind in der preuß. Monarchie 9646 Verbrechen begangen worden; das gewöhnlichste war, wie überall, der Diebstahl. Nach Verhältniß der Einwohnerzahl sind die meisten Verbrechen in der Hauptstadt verübt worden, wo schon der 297. Mensch ein Verbrecher ist. In den rheinischen Provinzen ist der 400. Mensch ein Verbrecher. Die wenigsten haben sich in Schlesien und Preußen gefunden, wo nur der 2000. Mensch ein Verbrecher ist. Die meisten Diebstähle sind begangen worden in Berlin und am Rhein; die wenigsten dagegen in Schlesien, Pommern und Preußen. Hier ist der 6000. Mensch erst ein Dieb; in den ersten Gegenden aber schon der 300.) Das Staatsministerium theilt sich in folgende Ministerien: 1) des königl. Hauses; 2) der auswärt. Angelegenheiten; 3) der Justiz; 4) der Finanzen; 5) für Gewerbe, Handel und Bauwesen; 6) für das Kriegswesen, welches seit 1825 aus einem allgemeinen Kriegs- und einem Ökonomiedepartement besteht; 7) des Innern und der Polizei; 8) der geistl. Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten; 9) der Staatsbuchhalterei. Unabhängig von dem Staatsministerium steht, als selbständige Centralbehörde, das Generalpostamt unter dem Generalpostmeister. Die Generaldirection der Seehandlung bildet seit 1820 ein für sich bestehendes Geld- und Handelsinstitut; ebenso auch die Hauptbank zu Berlin. — Über die Verwaltung der Justiz, der Finanzen und das Heerwesen können hier nur einige Bemerkungen stehen. Eine schnelle, gewissenhafte, selbst durch Cabinetsbefehle nicht eingeschüchterte und unbestechliche Rechtspflege ist seit Menschengedenken der hohe Vorzug der preuß. Staatsverwaltung. 1811 wurden von 140,554 anhängigen Civilprocessen 37,398 durch Vergleich, und überhaupt 102,616 gänzlich beendigt. Das von Suarez größtentheils und von Baumgarten, Grollmann, von Kircheisen, Goßler und Klein ausgearbeitete, 1794 als allgemeines Landrecht eingeführte Gesetzbuch hat seine Zweckmäßigkeit bewährt und Carmer's Namen verewigt. Unter den Oberlandesgerichten (das zu Berlin heißt Kammergericht) stehen die Untergerichte, namentlich die Inquisitoriate, welchen die Criminalsachen zugetheilt sind; die Land- und Stadtgerichte; die königl. Justizämter; die standesherrl. und Patrimonialgerichte; die Justizcommissarien und die Notarien. Außerdem bestehen noch geistliche und Handelsgerichte. Die großen Drangsale des Landes gaben in der

neuesten Zeit Anlaß zu Indultgesetzen; indeß machte der Staat nur mit Vorsicht, bei augenscheinlich erwiesenem Drange der Umstände, von jenem Nothrechte Gebrauch; er suchte das größere Übel durch ein kleineres zu entfernen, weil kein andres Mittel übrig war. Die Regierung rettete nämlich die Grundbesitzer, indem sie für dieselben den 24. Nov. 1807 ein allgemeines Capitalindult festsetzte, und nach zweimaliger Verlängerung (zuletzt Wien d. 1. März 1815) die Erhaltung der Grundeigenthümer dem strengen Rechte der Gläubiger, bis ein allgemeines Gesetz das letztere mit jener ausgliche, vorzog. Ihrerseits hat dagegen die preuß. Regierung ihre Verbindlichkeiten gegen die Staatsgläubiger und Staatsdiener, selbst unter den ungünstigsten Umständen, vollkommen erfüllt und fremdes Unrecht wieder gut gemacht. Sie hat z. B. die so lange gemißhandelten Staatsgläubiger in den neuen Provinzen (des ehemaligen Rheinbundes) in Schutz genommen, und u. A. die von der westfäl. Regierung zu Kassel auf ein Drittel herabgesetzten alten Landesschulden in ihrem vollen Nennwerthe anerkannt. Ebenso gerecht handelte sie gegen die durch die neue Ordnung brotlos gewordenen deutschen Beamten. Kaum sah Preußen nur einigermaßen seinen Haushalt hergestellt, so ward durch die Verordnung vom 5. Mai 1814 für die aus dem Herzogthum Warschau vertriebenen Beamten gesorgt. Auch ließ der preuß. Staat in den neuen Provinzen sämmtl. Beamte auf ihren Posten, sowie im Genusse ihrer Gehalte und Amtsvortheile. Ebenso redlich bemühete sich die Regierung, die Bewohner der seit 1813—16 erworbenen Länder mit den Bewohnern der alten Provinzen innigst zu verbinden, die neue Ordnung der Dinge ihnen werth zu machen und die Hoffnung, welche auch sie während des großen Kampfes um Deutschlands Freiheit zu großen Anstrengungen für die gemeinsame Sache des deutschen Vaterlandes erhoben hatte, zu erfüllen. So gewann sie für sich die öffentliche Stimme in Rheinpreußen, weil sie 1) die Jury nicht aufhob, 2) nicht bloß Altpreußen, sondern auch Rheinländer, alle nach Verdienst, anstellte, 3) die von Östreich gemachte Schuld in Trier, die man verloren gab, baar mit allen rückständigen Zinsen bezahlte, und 4) die drückende Auflage der droits d'enregistrement aufhob. Die Zukunft wird es zeigen, ob der Geist, welcher 1813 die Völker des preußischen Staats belebte, welcher sie zu den herrlichsten Thaten begeisterte und selbst die Regierung mit sich fortriß, ob derselbe Geist in jenen Ländern fortlebt, ob er gestärkt oder geschwächt, und aus welchen Ursachen das Eine oder das Andre geschehen ist. Dem Könige selbst waren kein Opfer, das die Gerechtigkeit, keine Kosten, welche Landesculturanstalten erfoderten, zu groß, selbst in den Zeiten der Noth. Dies beweisen die Stiftung der Universität zu Berlin, die neue Einrichtung der hohen Schule zu Breslau und die Stiftung der Hochschule zu Bonn d. 18. Oct. 1818. Dabei schuf er Ordnung in den zerrütteten Finanzen. Friedrich Wilhelms I. strenge Sparsamkeit ist bleibender Grundsatz des preuß. Haushalts. Jener Monarch hinterließ 1740 s. Nachfolger einen Schatz und 10 Mill. Thlr. Eink. Friedrich II. stellte, bis auf einige fiscalische Mißgriffe, z. B. mit der Regie, das Muster einer guten Staatswirthschaft auf. Er hinterließ 1786 einen Schatz von 50 Mill. und gegen 27 Mill. jährl. Eink. Unter Friedrich Wilhelm II. ward der Schatz zersplittert. Friedrich Wilhelm III. stellte seit 1797 die Ordnung wieder her; aber die Zeit nöthigte ihn zu großen und vergeblichen Opfern. Acht Jahre schwerer Prüfung machten das Volk arm. Bignon (in s. „Exposé comparatif de l'état financier etc. de la France et des principales puissances de l'Europe", Paris 1814) schätzt die preuß. Einkünfte vor 1806 auf 36 Mill. Thlr. und die Schulden 1804 auf mehr als 36½ Mill. Thlr. Jetzt belaufen sich die Eink. auf 60 Mill. Thlr. Die Staatsschuld betrug nach dem Edict vom 17. Jan. 1820 überhaupt 217 Mill. Thlr., davon die fundirte und verzinsliche Staatsschuld 180 Mill., mit Einschluß der Staatsschuldscheine (119½ Mill. Thlr.). Als

unverzinsliche Schulden (Tresor- und Thalerscheine) wurden 11,242,000 Thlr. gedeckt. Die Provinzialstaatsschulden (die auf dem Passivetat der Regierung stehen) betrugen 26 Mill. Thlr. Um diese Last zu erleichtern, befolgt man Friedrichs II. Grundsätze. Diesem hatte der siebenjährige Krieg 114 Mill. Thlr. gekostet, und das Land war gänzlich erschöpft. Da stiftete er 1755 die königl. Bank, und bald nach der ersten Theilung Polens die Seehandlungsgesellschaft, von deren 2400 Actien, zu 500 Thlr., dem Könige 2000 gehörten. Letztere gewann vorzüglich durch den poln. Salzhandel und durch die Operationen mit den königl. Staatspapieren. Diese beiden Institute und das System der Pfandbriefe sind die 3 großen Pfeiler des öffentl. Credits. Die Bank hatte 1806 an reinem Überschusse beinahe an 10 Mill. Thlr. Sie und die Seehandlungsgesellschaft haben seitdem die größten Verluste glücklich bestanden. Beide verloren, nach Bignon, allein durch die bayonner Convention an Capitalien in Polen auf 26—27 Mill. Thlr. Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daß die Staatspapiere (zinsbare Scheine, kur- und neumärkische landschaftl. Obligationen, und schon vor dem Kriege, 1806, Tresorscheine) sich immer mehr häuften. Früher war in den Provinzen, namentlich in Schlesien seit 1770, und seitdem in den Marken, Pommern, Ost- und Westpreußen, zuletzt in Posen, das Pfandbriefsystem eingeführt, nach welchem die Gutsbesitzer, Alle sämmtlich für Einen, für ihre hypothekarischen Schulden haften. Aber auch der so sichere Credit dieser Pfandbriefe wurde durch den franz. Krieg erschüttert. Doch ebenso schnell haben sich die sechserlei Pfandbriefe sowol, als die 12 verschiedenen Arten von Staatspapieren, unter allen am meisten die Tresorscheine, gehoben. Die Pünktlichkeit des Worthaltens in den Zahlungen, die zum größten Theil schon erfolgte Tilgung der nach dem Edicte vom 20. Juni 1812 ausgefertigten Steueranweisungen und gestempelten Tresorscheine (jetzt Cassenanweisungen genannt), der wachsende Staatsschuldentilgungsfonds, welcher 1818 mit 1 Mill. Thlr. jährlich den Anfang der Abzahlung machte und 1828 über $2\frac{1}{2}$ Mill. Thlr. betrug, verbunden mit dem Verkaufe der Domainen, der Thätigkeit der Staatsbürger und dem Wiederaufblühen des Handels bei gleicher Vertheilung der Abgaben, sind sichere Bürgen des Credits. Zur Übersicht des Ganzen entwarf die Generalcontrole (1819) einen Generaletat, dem 6000 Specialetats zum Grunde lagen. Die neue Classensteuer (seit 1820) und das Steuergesetz über Zölle und Accise (seit d 1. Jan. 1819) hat die Erfahrung bereits nach einigen Abänderungen bewährt. Jenes hat den Vorzug einfacher Erhebung, und dieses ist besser als der ältere Wirrwarr des Regie- und Acciseinstituts, denn es bezweckt die volle Freiheit des innern Verkehrs und belebt die eigne Fabrication. Freilich sagte sich Preußen (wie Östreich) in Rücksicht auf Handel und Gewerbe durch sein geschlossenes Zollsystem von dem übrigen Deutschland los; auch hörte man Klagen über den Tarif und über die Gewalt der Administration, die ohne Justizgang bis zu 10 Jahre Zuchthaus strafen kann; doch kann durch den Eintritt der benachbarten Staaten in den Zollverband Vieles erleichtert werden. Ein streng geordneter Haushalt und eine gute Civilverwaltung überhaupt sind bei der militairischen Stellung des preuß. Staats nothwendig. Wie soll das Heer die Stütze desselben bleiben, ohne die Last desselben zu werden? das ist die Frage. Bis 1806 war das preuß. Heer eine aus der Nation völlig ausgeschiedene allein stehende Anstalt, worin oben der Feudaladel, unten der Feudalknecht stand, in ihrem Gefolge: Stock, Spießruthe ꝛc. Friedrich Wilhelm I. und Leopold von Dessau hatten dieses Heer ihrem Zeitalter angemessen gebildet. Friedrich hegte ebenfalls den Geist der militair. Kastenehre, und den durch die Kriege 1742 und 1756 fest gegründeten Vorzug der Uniform in der öffentl. Meinung, indem er das Heer zur ersten Staatsanstalt erhob. Dieser Geist ging in und nach der Schlacht bei Jena unter; aber die Nationalspannkraft des Muthes und der Ehre erhielt sich auch in den Trümmern des Heeres. Scharnhorst, Gneisenau u. A. bildeten es

mit außerordentl. Thätigkeit zu einem musterhaften Ganzen 1813. Und der König, der sein tapferes Heer nicht verließ, der mit allen Prinzen s. Hauses an dessen Spitze focht, der bei Kulm dem Schicksale des Krieges die entscheidende Wendung gab, dieser mit seinem Volke übereinstimmend denkende Monarch erhob den Geist des Heeres durch sein Beispiel und durch die religiöse sittliche Stiftung des Ordens des eisernen Kreuzes (10. März 1813) zu einer vorher nie so gefühlten moralischen Tüchtigkeit, welche, von dem feurigen Blücher mit rascher Entschlossenheit und mit einem richtigen Blicke auf dem Schlachtfelde geleitet, den Feind besiegte und Deutschland rettete. Doch vorher mußte Friedrich Wilhelm III. 1807 ein milit. Ehrenreinigungstribunal errichten, durch welches ziemlich viel Officiere, vom Generalstabe bis zum Fähndrich, zu lebenslänglicher Festungsstrafe bis zur Entlassung ohne Abschied, durch alle Stufen peinlicher Strafen, verurtheilt wurden. Seitdem machte man keinen Unterschied zwischen adeligen und bürgerlichen Officieren. Überhaupt liegt die Vorzüglichkeit des preuß. Nationalheeres wesentlich in dem, was Fürst Blücher in s. Anrede an den Fürsten Hardenberg bei einem festlichen Mahle so richtig sagte: „Man weiß bei uns nicht mehr, wo der Soldatenstand anfängt und der des Bürgers aufhört". So lange der preuß. Soldat dies nicht vergißt, wird sein Stolz sich nimmer über den Bürger ungebührlich erheben, wie es vor 1806 geschah. Jetzt soll jeder Bürger Soldat und jeder Soldat Bürger sein. Preußen ist eine Pflanzschule guter Soldaten. Seine Zerstückelung zwingt es, eine größere militair. Macht zu halten, als es nach seinem Umfang bedürfte. Denn es muß nach 3 Seiten hin die Stirn bieten. Die preuß. Armee beträgt ohne Landwehr 165,000 Mann. Die beiden Aufgebote der Landwehr machen 360,000 M. Von dieser ist das 2. Aufgebot (180,000 M.) im Kriege nur zur Vertheidigung der einzelnen Provinzen bestimmt. Im Frieden besteht die Landwehr, außer der jährl. Übungszeit, nur in Stämmen. Mit dem stehenden Heere ist eine Reserve verbunden, zu deren Ergänzung (seit 1822) Rekruten ausgehoben werden, die man Kriegsreservisten nennt. Die gesammte Kriegseinrichtung kostet fast 23 Mill. Thlr. Alle Vorschriften über die preuß. Militairökonomie sind in dem Werke des Staatsraths Ribbentrop (Berlin, 8 Bde., seit 1816) vollständig gesammelt. Die vorige Härte und Länge des preuß. Kriegsdienstes findet seit dem Gesetze vom 3. Sept. 1814 nicht mehr statt. Jetzt ist die Verpflichtung zum Kriegsdienste für die Friedenszeit, vom erreichten 20. Jahre an, auf 3 J. bestimmt; die Leibesstrafen sind abgeschafft; der Soldat wird gut gekleidet, genährt und behandelt. Ein langer Friede möge vollenden, was Muth und Standhaftigkeit begonnen haben! Diesen Frieden scheint Preußens gegenwärtige politische Stellung zu versprechen. Sein Besitzstand ruht auf der feierlichen Gewährleistung von Europa. Es ist mit Östreich seit 1813 eng verbunden. Seine seit 1764 nur selten unterbrochene Verbindung mit Rußland, der es, nächst der eignen Erhebung, seine Wiederherstellung verdankt, ist nicht allein persönlich, sondern auch durch die Beschaffenheit der östlichen Grenzen nothwendig. Es mußte daher in mancher Hinsicht dem alten Bundesgenossen in wichtigen Punkten nachgeben. Frankreichs Allianz kann es unter solchen Umständen entbehren. Dieser Staat muß sogar Preußen fürchten, so lange die durch Hanovers Verbindung mit England nur noch mehr befestigte Freundschaft beider Mächte fortdauert. Auch Preußens Besitzungen auf dem linken Rheinufer hindern es, je der natürliche Bundesgenosse Frankreichs zu werden; dagegen muß vielmehr Frankreich, wenn es Östreichs Macht beschränken will, Preußens Freundschaft suchen. Überhaupt darf man aus Preußens Lage folgern, es werde künftig, im Fall eines neuen Krieges, Hertzberg's Grundsatz zur Regel seiner Politik machen, daß die größte und kühnste Rolle für Preußen zugleich die sicherste sei, weil es, als eine Macht vom zweiten Range, in Verbindung mit andern, ihm gänzlich vertrauenden kleinern Staaten, sich den ersten Mächten Europas gleichstellen, das Gleichgewicht

sichern und alle große Welthändel gewissermaßen lenken kann; dagegen es, mit einer Hauptmacht ausschließend eng verbunden, von dieser abhängig sein würde. — Wir empfehlen: Pölitz's „Gesch. der preuß. Monarchie" (Lpz. 1818), und dess. „Gesch. Preußens", in 4 Bdchn. (in der Hilscher'schen „Histor. Taschenbibl.", Dresden 1827); Voigt's „Gesch. Preußens bis zum Untergang der Herrsch. des deutschen Ordens" (1. und 2. Bd. bis 1249, Königsb. 1827); C. Chr. v. Leutsch, „Gesch. des preuß. Reichs von dessen Entstehen bis auf die neueste Zeit" (Berl. 1825, 3 Bde.) und die „Gesch. der preuß. Monarchie unter Friedrich Wilhelm III. von 1797 — 1824" (Berl. 1825); Stein, „Handbuch der Geographie und Statistik des preuß. Staats" (Berl. 1819); Benzenberg, „Über Preußens Geldhaushalt und neues Steuersystem" (Lpz. 1820), und dens. Gegenst. (Berl. 1821); Fr. v. Raumer, „Über die preuß. Städteordnung, nebst e. Vorworte üb. bürgerl. Freiheit nach franz. und deutschen Begriffen" (Lpz. 1828); P. F. Stuhr, „Gesch. des preuß. Heeres"; Alex. Müller, „Preußen und Baiern im Concordate mit Rom ꝛc." (Neust. a. d. O. 1824); Generalcharte des preuß. Staats, in 24 Sect. (Halle 1819). K.

Preußische Steuerverfassung. Durch die Unfälle des J. 1806 war der preuß. Staat mit so großen Verlusten und Aufopferungen belastet worden, daß nur die größte Sparsamkeit und außerordentliche Bereitwilligkeit der Bürger in dieser Zerrüttung noch Ordnung erhalten konnten. Die Regierung kam dieser Bereitwilligkeit dadurch entgegen, daß sie von 1808 das Grundeigenthum von einer Menge Beschränkungen befreite, welche bis dahin die freie Erwerbung und Vertheilung desselben gehindert hatten, daß sie alle Erbunterthänigkeit aufhob und überhaupt das Verkehr, so viel unter den damaligen Umständen möglich war, zu erleichtern suchte. Eine Hauptquelle für die außerordentlichen Lasten des Staats wurde die Einkommensteuer, welche das Edict vom 11. März 1810, auf Antrag der Stände in der Kurmark, ausschrieb. Der Krieg von 1813 verursachte einen großen Aufwand, und es mußten von dem jährl. Staatsbedarf, welcher, nach der Cabinetsordre vom 9. Juni 1821, 50 Mill. Thlr. betrug, zur Verzinsung und allmäliger Tilgung der Staatsschulden jährlich etwas über 10 Mill. bestimmt werden. Die große Ungleichheit der Steuerverfassung in den verschiedenen Provinzen machte schon früher eine Vereinfachung dieser Einrichtung sehr wünschenswerth, und der Grund dazu wurde in dem Edicte vom 27. Oct. 1810 gelegt. Für die Bedürfnisse des Staats wurde der größte Theil der Krondomainen bestimmt, nachdem schon 1809, am 6. Nov., das ganze königl. Haus den Verkauf derselben zum Besten des Landes durch ein eignes, mit Zuziehung der Stände vollzogenes, Familienstatut genehmigt hatte. Eben diesem Zwecke wurden auch die Güter der geistl. Stiftungen, deren allgemeine Aufhebung ein Edict vom 30. Oct. 1810 aussprach (nach Abzug dessen, was zu einer reichlichen Dotirung der kirchlichen Anstalten erfodert wurde), bestimmt. Neben der alten Grundsteuer, deren Berichtigung durch ein neues Kataster versprochen wurde, und welcher auch alle bisher freie Grundstücke, selbst die königl. Domainen, unterworfen wurden, sollten die Staatsbedürfnisse durch eine allgemeine Consumtionssteuer, mit Vereinfachung des Zollsystems, durch eine mäßige Patentsteuer bei allgemeiner Gewerbefreiheit und eine etwas erhöhete Stempelabgabe aufgebracht werden. Dies System erhielt jedoch erst von 1818 an seine vollständige Vollendung und Ausbildung. Zuerst kam das Edict vom 26. Mai 1818, wodurch eine allgemeine Verbrauchssteuer von ausländischen Waaren und eine Zolleinrichtung auf allen Grenzen der Monarchie eingeführt wurde. Dann folgte das Gesetz vom 8. Febr. 1819 wegen Besteuerung des inländischen Branntweins, Braumalzes, Weinmosts und der Tabacksblätter. Durch eine Verordnung vom 7. Jan. 1820 wurde das Salzmonopol der Regierung regulirt (auch in die Kategorien der Verbrauchssteuern gehörig, aber zugleich, so gut wie die Mahl- und

Schlachtsteuer, sich der Natur einer Kopfsteuer nähernd) und in allen Salzniederlagen der Monarchie ein gleicher Verkaufspreis eingeführt. Ein Gesetz vom 30. Mai 1820 stellte die allgemeinen Grundsätze dieses neuen Systems auf, welches durch 3 andre Gesetze von eben diesem Tage, wegen Einführung einer Classensteuer, neuer Einrichtung der Gewerbsteuer und Entrichtung der Mahl- und Schlachtsteuer weiter fortgeführt, und endlich durch das Gesetz vom 7. März 1822, wegen der Stempelsteuer, geschlossen wurde. Nach der Angabe über die Ausgaben und Einnahmen des Staats, in der Cabinetsordre vom 9. Juni 1821, betrugen die Zinsen für die Staatsschuld 10 Mill., die Kosten des Kriegswesens beinahe 23 Mill., und für Pensionen, Wartegelder und Gehaltszuschüsse waren fast 3 Mill. ausgesetzt. Außerdem erfodert die Civilverwaltung des Staats etwa 16 Mill. Thlr., worunter aber der Unterhalt des königl. Hofes und Hauses nicht begriffen ist. Dieser wird aus einem Theile der Domainen bestritten, welcher zum Kronfideicommiß bestimmt worden ist, und sein Betrag ist in der officiellen Übersicht der Staatsausgaben und Einnahmen nicht zu ersehen. Stein gibt denselben auf $2\frac{1}{2}$ Mill. Thlr. an. Der übrige Theil der Domainen (5,600,000 Thlr. jährl. Ertrags) ist zu den Landesbedürfnissen bestimmt. Der Ertrag der Bergwerke, der Porzellanmanufactur, der Postverwaltung (welche eine indirecte Besteuerung der Gewerbe und des Verkehrs ist und jährl. 800,000 Thlr. abwirft) und der Lotterie macht jährl. nahe an 2 Mill. aus. Die verschiedenen Classen der eigentlichen Steuern verhalten sich folgendermaßen: I. Die Grundsteuer beträgt in sämmtl. Provinzen 9,326,000 Thlr.; sie hat noch die alte Einrichtung (außer daß alle Exemtionen weggefallen sind) und muß daher in den verschiedenen Provinzen sehr verschieden sein. Nirgends soll sie jedoch den 5. Theil des reinen Ertrags der Grundstücke überschreiten. II. Das Salzmonopol kann man aus keinem andern Gesichtspunkte betrachten, als aus dem einer indirecten, aber alle Individuen ziemlich gleich treffenden Kopfsteuer, einen Theil davon jedoch auch als Besteuerung landwirthschaftlicher Gewerbe; sie trägt 3,800,000 Thlr. III. Die Classensteuer ist nur ein Surrogat der Mahl- und Schlachtsteuer und wird also nur in denjenigen Städten erhoben, in welchen diese letztere nicht eingeführt ist, was von der eignen Wahl der Gemeinden abhängt. Ihr höchster Satz für eine Haushaltung ist jährlich 48 Thlr., für einen Einzelnen 24 Thlr., ihr niedrigster 12 Gr. jährlich von jeder steuerbaren Person. Sie war 1821 zu 6,321,850 Thlr. angeschlagen; man muß sie also an vielen Orten der Mahl- und Schlachtsteuer vorgezogen haben, was dem Gemeingeiste Ehre macht, da sie hauptsächlich den vermögendern Theil, die Mahl- und Schlachtsteuer hingegen mehr die Masse des Volks trifft. IV. Die Consumtionssteuern sind in dem Staatsbudget von 1821 nicht geschieden; es läßt sich daher nicht sagen, wie viel von den dadurch aufgebrachten 15,280,000 Thlr. auf die Transitozölle, auf den Zoll von ausländischen Gegenständen und auf den Verbrauch des inländischen Getreides, Weins und Tabacks zu rechnen ist. Der höchste Satz in der neuesten Erhebungsrolle ist 100 Thlr. vom Ctnr. für fertige Kleider, sowol neue als alte, wenn sie zum Verkauf eingehen, und vom Ctnr. seidener Zeuche; 50 Thlr. vom Ctnr. baumwollener Stuhl- und gestrickter Waaren, ingleichen feine sogen. kurze Waaren; die gröbern geben 10 Thlr.; Wein vom Ctnr. 8 Thlr. Die Mahlsteuer beträgt vom Ctnr. Weizen 16 Gr., vom Ctnr. Roggen 4 Gr.; die Schlachtsteuer vom Ctnr. Fleisch 1 Thlr. Die inländ. Weinsteuer ist durch das Gesetz vom 25. Aug. 1820 neu eingerichtet und in den bessern Sorten etwas erhöht worden. Benzenberg berechnet den Ertrag der Verbrauchsteuern von inländ. Branntwein, Bier, Wein und Taback am 1. Jan. 1819 auf 6 Mill. Thlr. Das Ganze der Consumtionssteuern wird im Budget für 1821 zu 15,280,000 Thlr. angegeben. V. Die Gewerbsteuer wird seit 1820 entrichtet vom Handel (und Krämerei), der Gastwirthschaft, dem Verfertigen von Waaren auf den Kauf,

dem Betrieb von Handwerken mit mehr als einem Gehülfen, dem Betrieb von Mühlenwerken, der Frachtschifffahrt, dem Gewerbe der Lohnfuhrleute und Pferdeverleiher. Alles Andre ist frei. Die Sätze sind der Natur der Sache nach sehr verschieden, und die Bestimmung der individuellen Quoten beruht auf einer gesellschaftlichen Selbsttaxation. Der Gesammtertrag war für 1821 zu 1,600,000 Thlr. angeschlagen. Endlich VI. ist die Stempelabgabe durch das Gesetz vom 7. März 1822, wie es scheint, außerordentlich vereinfacht worden. Es sind wenig Gegenstände mehr übrig, bei welchen der Betrag des Stempels nach dem Werthe der Gegenstände variirte. Der gewöhnlichste Satz ist für Ausfertigungen öffentlicher Behörden ½ Thlr. oder 15 Silbergroschen, bei Urkunden, wodurch gewisse Verhältnisse ein für allemal regulirt werden (z. B. Eheverträgen, Erbtheilungen), 2 Thlr. Am höchsten ist der Erbschaftsstempel, von welchem zwar die erbenden ehelichen Kinder, Ascendenten u. A. ganz frei sind, welcher aber bei entferntern Verwandten nach Verschiedenheit der Fälle von 1 bis auf 8 vom 100 steigt. In Processen werden die Stempel erst bei der Beendigung berechnet und eingezogen, und bei den Erkenntnissen findet auch ein nach dem Gegenstande sich richtender Stempel statt bis zu 1000 Thlr. von 1 Procent, von da bis 20,000 Thlr. ½ und weiter ⅙ Procent. In den fernern Instanzen wird nur ⅙ des ersten Stempels genommen. Die Stempelabgabe hat daher eine verschiedene Natur, indem sie theils auf den Handlungen des bürgerlichen Verkehrs ruht, theils in den Quittungsstempeln Besoldungssteuer ist, im Proceßstempel mit unter die Kategorie der Gerichtsgebühren fällt, in dem Erbschaftsstempel aber eine doch nur einmal entrichtete Vermögenssteuer ist. Ihr Betrag war 1822 zu beinahe 3 Mill. angenommen. Wenn man alle von den Unterthanen zu entrichtenden Abgaben zusammennimmt, so kommen auf jeden Kopf etwa 4½ Thlr. 37.

Prevesa, eine von Griechen bewohnte, ehemals stark befestigte Hafen- und Handelsstadt in Albanien, in der Statthalterschaft Rumeli, ist dem Pascha von Janina unterworfen. Sie liegt auf einer Halbinsel im südl. Epirus, am Eingang in den ambracischen Meerbusen (Arta), dem Vorgebirge Actium, auf der Nordgrenze von Akarnanien, gegenüber, und nördlich von der ionischen Insel Santa-Maura. Diese Lage beweist, daß es nebst Arta der Schlüssel von Epirus und der Waffenplatz ist, von wo aus die Türken in Akarnanien einfallen, um gegen Livadien und den Peloponnes vorzudringen. Arta und Prevesa waren daher auch die Zielpunkte des griech. Feldzugsplanes, so lange der innere Zwiespalt den edlen Maurokordatos (s. d.) nicht abhielt, angriffsweise zu verfahren. Abgesehen von dieser politisch-militairisch wichtigen Lage, ist Prevesa auch durch sein Schicksal merkwürdig. Einst der Punkt, wo August 30 Jahre v. Chr. die Weltherrschaft (bei Actium) eroberte; seit 150 J. aber unaufhörlich der Ball des Waffenglücks und der alteuropäischen Conventionspolitik, blieb es endlich die Beute der Türken, um, wie Parga (s. d.), ein Denkmal der Barbarenwuth türkischer Satrapen zu werden. So erklärt Prevesas Schicksal nicht bloß die Verwilderung des Volkscharakters der Epiroten unter solchem Wechsel von Verrath und Druck, sondern auch die Verzweiflung der Hellenen, welche hier im Angesichte von Santa-Maura ihre Sklavenketten schütteln, und mit den freien Bewohnern jener Insel in diesem Augenblicke nichts theilen als den Jammer des Erdbebens, das am 19. Jan. 1825 Santa-Maura und Prevesa mit Schutt und Leichen bedeckt hat. — In dem Kriege von 1683—99, der zuerst die Türken, welche halb Ungarn besaßen und vor Wien standen, gegen Europas Ostrand wieder zurückdrängte, eroberte ein tapferer Venetianer, der Admiral Morosini, im Aug. 1684 Santa-Maura, Prevesa und die übrigen Plätze an Albaniens Küste, nördlich Butrinto und Parga (Corfu gegenüber), südlich Arta und Voinitza. Durch Arta, Voinitza und Prevesa, das den Golf schließt, wurde Venedig Meister des ambracischen Golfs. Die Republik be-

hielt diese Plätze nebst ihren Bezirken u. a. Eroberungen in dem karlowitzer Vertrage 1699; doch mußten die Festungswerke von Prevesa geschleift werden. In dem Kriege von 1714 stellten die Venetianer die Citadelle daselbst wieder her. Sie besaßen die genannten Bezirke bis 1797, als mit dem Untergange der Republik, durch den Frieden von Campo-Formio, die ionischen Inseln und jene Städte in Albanien an die Republik Frankreich kamen. Damals scheint Ali Pascha von Janina sich Artas bemächtigt zu haben, und als die Pforte nach der Landung der Franzosen in Ägypten der franz. Republik (10. Sept. 1798) den Krieg erklärte, benutzte der Tyrann von Epirus diese Verhältnisse, um auch die übrigen venetianischen Plätze in Albanien zu erobern. Auf den Ruinen der alten Siegesstadt Nikopolis, die August zum Andenken des Sieges bei Actium erbaute, kämpften 280 franz. Grenadiere, unter dem General La Salcette, gegen Ali's Scharen. Pouqueville („Hist. de la régénération de la Grèce", Bd. 1, S. 127 — 140) erzählt davon merkwürdige Umstände. Prevesa wurde mit Sturm genommen und geplündert, der größte Theil der männlichen Bewohner gegen das gegebene Wort ermordet. Die Franzosen räumten darauf Voinitza, und Ali besetzte zugleich Butrinto (das alte Buthrotum). Fast 3 Jahre lang wurden diese sonst so blühenden und volkreichen Cantone (Prevesa und dessen Bezirk zählte über 8000 griech. Einw.) von Ali als eroberte Provinzen behandelt; endlich traten Rußland 1800, Östreich und Frankreich im Frieden zu Luneville (1801), Prevesa, Parga, Voinitza und Butrinto förmlich an die ottomanische Pforte ab, jedoch unter der Bedingung, daß kein Muselmann daselbst sich niederlassen, noch Grundbesitz erwerben könne. Damit war die letzte Hoffnung dieser Griechen, mit ihren Brüdern auf den Sieben Inseln gleiches Schicksal zu haben, vernichtet. Ihre Lage wurde noch trauriger, als die Pforte zu ohnmächtig war, die ihrem unmittelbaren Schutze unterworfenen Bezirke der Tyrannei des Ali zu entreißen. Sie wurden vielmehr der Schauplatz des Krieges, den die Pforte mit dem rebellischen Satrapen führen mußte. Ali's Sohn, Veli Pascha, warf sich in die Citadelle von Prevesa und übergab sie nach einer langen Einschließung dem Befehlshaber der türkischen Flotte. Statt des versprochenen Paschaliks traf ihn und s. Familie Verbannung, endlich das Todesurtheil. Für die Prevesaner wechselte nach Ali's Tode ein Druck mit dem andern. Unter Khurschid's wilder Regierung rettete jedoch der franz. Consul, Dubouchet St.-André, mehre Unglückliche vom Tode. Der Aufstand der Hellenen gegen die Pforte machte die Lage der Prevesaner noch trauriger. Ihre Stadt, die nach einander verschiedene Gebieter erhielt, wurde ein türkischer Waffenplatz. So ward Prevesa und das ganze ehemalige venetianische Albanien in den Krieg hineingezogen, ohne an der griech. Sache selbst Theil nehmen zu können. Für Prevesa gibt es seit 1797 keinen Frieden und keine Gerechtigkeit! 20.

Preville (Pierre Louis Dubus de), Schauspieler, geb. zu Paris 1721, war dem geistlichen Stande bestimmt, entfernte sich aber heimlich aus dem väterlichen Hause, und trat, nachdem er einige Zeit Maurern als Handlanger gedient hatte, in eine Schauspielertruppe, spielte zu Strasburg, Dijon, Rouen, und wurde sodann Schauspieldirector zu Lyon. Nachdem er sich hier ausgebildet hatte, debutirte er 1753 zu Paris auf dem Théâtre français. Armand begünstigte, ohne eifersüchtige Rücksichten, sein erstes Erscheinen auf dem Theater zu Fontainebleau, welches P.'s Ruhm entschied. Er spielte 5 verschiedene Rollen in dem „Mercure galant." Ludwig XV., der einen feinen Blick hatte, war so überrascht von der Richtigkeit, mit welcher der junge Mann s. Spiel wechselte, daß er auf der Stelle befahl, ihn unter s. ordentlichen Schauspieler aufzunehmen. Diese bisher unerhörte Auszeichnung verdiente ein Mann, dessen geistreiches, seelenvolles, anziehendes, mit s. Rolle stets übereinstimmendes Mienenspiel, dessen richtiger, mit dem Alter, Stande und Charakter Dessen, den er darstellte, stets übereinstimmender Ton und Aus-

druck der Empfindung, ihn zu dem Liebling aller Theaterfreunde machte. Nachdem er als Sganarelle und Scapin Lachen erregt hatte, entlockte er in den Väterrollen Thränen. Vor allen glänzte er in dem „Mercure galant", in „Turcaret", im „Sosie", im „Figaro", im „Bourru bienfaisant". Voll Liebe für ſ. Stand, gab er auch jungen Schauſpielern unaufhörlich Rath und Lehren. Seine Unterhaltung war angenehm, ſ. Charakter herzlich. 1786 verließ er das Theater, betrat es aber noch einmal 1792 in der Rolle des Bourru bienfaisant, um ſ. durch die Zeitumſtände zu Grunde gerichteten Kameraden aufzuhelfen. Bald darauf begab ſich der altersſchwache Greis zu ſ. älteſten Tochter nach Beauvais, wo er blind im Dec. 1799 ſtarb.

Prevoſt d'Exilés (Antoine François), Schriftſteller, geb. d. 1. April 1697 zu Hesdin in Artois, ſtudirte bei den Jeſuiten, in deren Orden er trat. Er verließ denſelben nach einigen Monaten und nahm als Freiwilliger Dienſte. Da er ſich nicht ſchnell genug befördert ſah, kehrte er zwar zu den Jeſuiten zurück, verließ ſie aber bald aufs neue und ergriff die Waffen mit größerer Auszeichnung. Als ein lebhafter Jüngling überließ er ſich dem Rauſche der Liebe, deren unglücklicher Ausgang ihn in den Orden der Benedictiner von Saint-Maur führte. Man verſetzte ihn nach Saint-Germain des Prés, dem Mittelpunkte der Gelehrſamkeit dieſes berühmten Ordens. Die Studien gewährten ihm einigen Troſt; bald aber erwachte die Erinnerung an das, was er entbehren mußte, ſo lebhaft, daß er eine kleine Zwiſtigkeit benutzte, um ſein Kloſter und den geiſtlichen Stand zu verlaſſen. Er begab ſich 1729 nach Holland. Da er kein Vermögen hatte, ſuchte er Hülfsquellen in ſ. Talenten. Er gab ſ. zu Saint-Germain geſchriebenen „Mémoires d'un homme de qualité" heraus, und erwarb damit Ehre und Geld. Seine Zeit war zwiſchen Studien und Vergnügungen getheilt. Im Haag hatte er ein Verhältniß mit einer liebenswürdigen Frau und ging mit ihr nach England. Die Eigenſchaft eines abtrünnigen Mönchs und unſteten Gelehrten empfahl ihn nicht ſonderlich. Seiner Abenteuer müde, hielt er um die Erlaubniß an, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, und erlangte ſie. Er kam 1734 nach Paris zurück und lebte ruhig unter dem Schutze des liebenswürdigen Prinzen Conti, der ihn zu ſeinem Almoſenier und Secretair ernannte. Sein Anſehen wurde dadurch noch vermehrt, daß der Kanzler d'Agueſſeau ihn zu der Unternehmung der „Histoire générale des voyages" wählte. Alles ſchien ihm ein zufriedenes Alter zu verheißen, als er 1763, auf dem Rückwege von Chantilly, vom Schlage getroffen, von den Landleuten gefunden und zu einem Pfarrer gebracht wurde. Er ſchien ohne Leben, und ein herbeigerufener Chirurg hatte bereits die gerichtliche Öffnung angefangen, als der Unglückliche die Augen aufſchlug, aber nur um zu ſehen, auf welche ſchreckliche Weiſe er ſein Leben verliere. Keine Rettung war möglich. Von Charakter war P. ernſt, uneigennützig und menſchenfreundlich, aber leichtſinnig. Er arbeitete mit bewundernswürdiger Leichtigkeit und hatte ein ſo glückliches Gedächtniß, daß er verſichert, nie etwas Gelerntes wieder vergeſſen zu haben. Die erwähnten „Mémoires d'un homme de qualité qui s'est retiré du monde" (8 Bde.) ſind ein breites, aber wohlgeſchriebenes Werk, worin eine reine Moral vorgetragen wird; in der „Histoire de M. Cleveland" (6 Bde.) zeigt der Vf. ſein Talent in fürchterlichen Schilderungen; die „Histoire du chevalier des Grieux et de Manon Lescaut" iſt vielleicht ſein beſter Roman. In ſ. Romanen verbindet er romantiſche Erfindungen mit natürlicher Charakterzeichnung; übrigens ſind die Engländer darin ſ. Vorbilder, deren „Clariſſe" und „Grandiſon" er auch ins Franz. überſetzt hat.

Prevotalgerichte. In der alten Verfaſſung Frankreichs führten mehre Beamten den Namen Prévôt. Der Grand-prévôt de France übte mit 2 Verweſern (Lieutenants généraux civils, criminels et de police) die Gerichtsbarkeit im königl. Schloſſe und Hofe aus; der Prévôt des marchands war zu Paris

und Lyon der erste Beamte der Stadt, der Prévôt de Paris war als Chef des Chatelet der erste Gerichtsbeamte, Kreishauptmann der Ritterschaft aus dem Weichbild und der Vicomté von Paris, und Schirmvoigt der Universität. Die Prévôts des Maréchaux de France sind jedoch eigentlich Diejenigen, welche neuerdings u. d. N. der Cours prévôtales auf einige Zeit wiederhergestellt wurden. Ihr Amt war anfangs nicht sehr angesehen; sie waren Erhalter des Landfriedens und übten über Landstreicher, Räuber, Zigeuner und über Störungen der öffentlichen Sicherheit (Diebstahl mit Einbruch, Straßenraub, Aufläufe, Münzverfälschung u. A.) eine etwas geschwindere Justiz. Adelige und die meisten Staatsbeamten waren von ihrer Gerichtsbarkeit befreit, welche oft so schlecht verwaltet wurde (denn die Prévôts waren keine Rechtsverständigen), daß die berühmten Kanzler L'Hospital und d'Aguesseau ihr in den Verordnungen von 1505 und 1731 engere Schranken zu setzen suchten. Durch die Reform der Gerichtsverfassung, 1790, wurden sie aufgehoben. Allein Bonaparte fand, daß er mit den gewöhnlichen Gerichten nicht auslange, und daß zu kraftvoller Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung außerordentliche Mittel angewendet werden müßten. Diese wirklich vorhandene Unvollkommenheit der Criminalverfassung (die Unmöglichkeit, mit der Jury eine strenge und wirksame Rechtspflege auszuüben) benutzte er, sich neue Werkzeuge des Despotismus zu schaffen. Durch das Gesetz vom 3. März 1810 über die Staatsgefängnisse ließ er sich das Recht beilegen, gefährliche Menschen ohne Urtheil in den 8 Staatsgefängnissen gefangen halten zu lassen. Schon 1800 aber war der Grund zur Einrichtung der Specialgerichte gelegt worden, welche in der neuen Criminalordnung von 1808 bestätigt und weiter ausgebildet wurden. In diesen Specialgerichten sollte der Präsident des Assisengerichts mit 4 Räthen und 3 Militairpersonen über Landstreicher (gens sans aveu) wegen aller Arten von Verbrechen, dann aber, in Fällen der Rebellion, des bewaffneten Schleichhandels, Falschmünzens und Mordes von Banden, ohne Geschworene und mit sehr abgekürzten Formen zu Gericht sitzen. Das kaiserl. Decret vom 6. April 1809 fügte zu jenen Fällen noch das hinzu, nach dem 1. Sept. 1804 die Waffen gegen Napoleon getragen zu haben. Durch das Gesetz vom 20. April 1810 wurden außerordentliche Specialgerichtshöfe eingerichtet, welche in Depart., wo sich gewisse Verbrechen allzu sehr häuften, von der Regierung aus 8 Mitgliedern des Appellationsgerichts auf 1 Jahr bestellt werden könnten. Für die Fälle des Schleichhandels wurden durch ein kaiserl. Decret vom 18. Oct. 1810 Douanengerichte in 36 Städten, und in 8 Städten Appellationsgerichte (Cours prévôtales des douanes) errichtet, welche letztere einen Grandprévôt zum Präsidenten und 8 Beisitzer hatten, und in Fällen des bewaffneten Schleichhandels das erste Urtheil fällten, ebenfalls ohne Geschworene. Alle diese außerordentlichen Gerichte, zu welchen nun noch die Militaircommissionen kamen, sind durch die Verfassungsurkunde von 1814 (Art. 63) aufgehoben, jedoch dabei die Wiederherstellung der Prevotalgerichte vorbehalten worden. In der That wurden auch durch das Gesetz vom 20. Dec. 1815, doch nur auf 2 Jahre, die Specialcriminalgerichte u. d. N. der Cours prévôtales wiederhergestellt. In jedem Departement war ein solches Gericht, bestehend aus einem rechtsverständigen Präsidenten, einem höhern Militairofficier als Prévôt und 4 Mitgliedern des Kreisgerichts. Ihre Competenz war ganz die, welche in der Criminalordnung von 1808 den Criminalspecialgerichten angewiesen ist, und das Verfahren ganz dasselbe. Sie sind nicht erneuert worden und daher 1818 stillschweigend eingegangen. 37.

Priamus, Sohn des Laomedon und der Strymo oder Plakia, hieß in frühern Jahren Podarkes; als aber Hercules Troja erobert und der Hesione verstattet hatte, einen der Gefangenen um einen selbst zu bestimmenden Preis loszukaufen, wählte diese ihren Bruder Podarkes und gab ihren Schleier für ihn. Davon hieß er nunmehr Priamus, der Losgekaufte. Als Jüngling zog er mit den Phry-

giern gegen die Amazonen und begab sich als Gesandter zu den Thraciern. Nach s. Vaters Tode herrschte er über Troja. Mit s. ersten Gemahlin Arisbe, einer T. des Merops, zeugte er den Äsakus. Nachher überließ er Arisbe dem Hyrtakus, vermählte sich mit Hekuba und erzeugte mit dieser, nach Homer, 19 Kinder, unter denen Hektor, Paris, Kreusa, Laodice, Polyxena, Kassandra (Alexandra), Deiphobus, Helenus, Pammon, Polites, Antiphus, Hipponous, Polydorus und Troilus die berühmtesten sind, mit 4 Nebenfrauen aber noch 36 Söhne und 4 Töchter. Was s. Namen vorzüglich erhalten hat, ist sein und s. Familie trauriges Schicksal, veranlaßt durch die blinde Liebe des Vaters zu s. Sohne Paris. Denn in s. hohen Alter überzogen ihn die Griechen, um der von Paris geraubten Helena willen, die Priam herauszugeben verweigerte, mit Krieg und eroberten zerstörend die Stadt Troja, nachdem er s. Sohn Hektor (s. d.) fallen gesehen, nach einer 10jähr. Belagerung. Vergebens bewaffnete sich in jener Nacht des Entsetzens der Greis, um in der Feinde dichten Scharen den Tod zu finden; der Hekuba Bitten bewegen ihn, an den Altar des Zeus zu flüchten. Als er aber hier s. Sohn Polites von des Pyrrhus Hand fallen sieht, hält er sich nicht mehr, und schickt den Wurfspieß mit schwacher Hand gegen den jugendlichen Helden, der, hierdurch gereizt, den Greis bei den Haaren zum Altar schleppt und ihm das Schwert in die Seite stößt.

Priapus, ursprünglich ein Feldgott in Lampsakus, einer mysischen Stadt mit weinreichem Gebiet. Venus gebar ihn dem aus Indien zurückkehrenden Bacchus, wollte ihn aber wegen s. Mißgestalt nicht anerkennen. Andre geben s. Abkunft anders an; immer aber war er ein Feldgott, Schützer der Gärten, der Bienen, Ziegen und Schafe. Man bildete ihn ab mit Hörnern und Ziegenohren, mit übergroßen Geschlechtstheilen, im Schoße des Kleides allerlei Früchte, in der Hand eine Hippe, auch gewöhnlich ein Horn der Amalthea. Seine Verehrung verbreitete sich von Lampsakus über Griechenland nach Rom. Betriebsame Deuter der Mythen zählten ihn zu den Sinnbildern der großen Natur, und erfanden allerlei, theils rein, theils mystisch obscöne Mythen von ihm.

Priester sind die durch Wahl oder Geburt berufenen Erhalter und Pfleger der Religion, die das Göttliche bildlich darstellen und den Gottesdienst verwalten. Alles, was groß und würdig ist, was Ehrfurcht und Gehorsam gebietet und dem Göttlichen näher steht als die Masse des Volks, vereinigte sich in der Idee des Priesterthums bei den heidnischen Völkern der vorchristlichen Zeit; denn die Hausväter der Urwelt waren zugleich die Könige und Priester ihrer Familien, und wo der Staat aus dem Familienbande hervorging, blieb die königl. Gewalt lange mit der priesterlichen Würde verbunden. (Vgl. Melchisedek.) Dagegen trennte sich die Erstere von der Letztern in den Staaten des Alterthums, die dem Glücke und der Übergewalt einzelner Helden oder erobernder Horden ihr Dasein verdankten, und neben der Macht der Fürsten und Obrigkeiten bildete sich ein bald durch Wahl und Beruf, bald durch erbliche Geschlechtsfolge fortgepflanzter geschlossener Priesterstand, dem eine höhere Weisheit und eine geheimnißvolle Gemeinschaft mit den Göttern (daher man die Priester auch als Zauberer und Ärzte ehrte) die Gemüther unterwarf. (Hüllmann weist die Entstehung religiöser Genossenschaften, welche sich in allen ausgedehnten Staatsrevieren als Stämme mit herkömmlichen Gebräuchen erhielten, in s. „Staatsrecht des Alterthums" befriedigend nach.) So zeigen sich in den vorderasiatischen Staaten, bei den Ägyptern, Griechen, Römern, die Priester auch als Rathgeber, und, als aus dem Glauben an die alten Götter ein politisches Gaukelspiel geworden war, als Helfer der Regierungen zur Leitung des Volks. Ihr ursprüngliches Geschäft aber war, das Göttliche zur Anschauung der Menschen zu bringen (daher aus ihren Deutungen der Symbole und Bilder die meisten Mythen hervorgingen) und die nationelle Verehrung der Götter durch Opfer, Gebete, Aufzüge (Mysterien) auszudrücken. Jenes Deuten und

Lehren hörte jedoch auf, ein Geschäft der Priester zu sein, als die mythischen Religionssysteme sich abschlossen, und als die Dichter, Redner und Philosophen sich des religiösen Lehrstoffs bemächtigten, blieb den Priestern nur die Handhabung der heiligen Gebräuche. Auf diesen Standpunkt setzte sie auch der Mosaismus, der zwar große Gewalt in ihre Hände legte (vgl. Hoherpriester), das Amt des Geistes aber doch den Propheten vorbehielt. Aaron's Nachkommenschaft, in der die Priesterwürde erblich war, sank daher unter täglich wiederkehrenden Geschäften des Tempeldienstes in einen Mechanismus, aus dem der Geist seiner Formen bald gewichen war. Nicht besser ging es der römischen Geistlichkeit, als sie die Strenge und Förmlichkeit des jüdischen Priesterthums annahm, um demselben auch in den Vorrechten seiner Würde zu folgen, und von den christlichen Laien ähnliche Einkünfte (z. B. den Zehnten) zu ziehen, wie einst der Stamm Levi von den übrigen Stämmen genoß. Dem Stifter des Christenthums und seinen Aposteln war dieses Bestreben ganz fremd. Die ersten christlichen Gemeinden hatten Lehrer, die wol Ausleger der Geheimnisse Gottes und väterliche Freunde ihrer Schüler sein, aber weder bei gottesdienstlichem Gepränge wirken noch die Gewissen beherrschen wollten. Einige dieser Lehrer hießen Presbyter (s. d.), woraus das Wort Priester entstanden ist; die Amtsverrichtung dieser Ältesten erlaubt jedoch nicht, sie in dem jetzt gewöhnlichen Sinne Priester zu nennen. Auch ist der Name Priester jetzt nur den Geistlichen derjenigen Kirchen angemessen, die das Göttliche in sinnlich anzuschauende Symbole und Bilder kleiden und dafürhalten, der Geistliche sei noch auf eine andre Weise als durch schriftmäßige Lehre und heiligen Wandel ein Vermittler der Menschen mit Gott. In dieser Bedeutung nennt die kath. Kirche diejenigen Geistlichen Priester, welche das heilige Amt der Messe verwalten (s. Ordination), und hat ganz folgerecht auf den höhern Charakter ihres Priesterthums die Ansprüche ihrer Herrschaft gebaut. Auch die lamaische und die mohammedanische Religion haben in der Person des Dalai-Lama und des Khalifen Priesterreiche begründet. Das Priesterthum, das allein dem Charakter unserer Zeit angemessen scheint, ist die Würde und Macht über die Geister, welche Religion und Wissenschaft ihren Eingeweihten und Pflegern ertheilen. (Vgl. Hierarchie, Geistlichkeit, Prediger.) E.

Priesterweihe, s. Ordination.

Priestley (Joseph), ein berühmter Chemiker und Physiker, geb. den 13. März 1733 in Yorkshire. 1761 hielt er zu Warrington eine schönwissenschaftliche Akademie, die er aber 1768 aufgab, um der Einladung der Dissidenten von Leeds zu folgen. Er hatte damals mehre theoretische Werke herausgegeben, welche Aufsehen machten, und sich auch außerdem im Fache der Philologie, Geschichte, Politik und Physik versucht. In s. „History of electricity" (zuerst 1767) hatte er bereits gezeigt, wie gründlich er die Natur zu erforschen bemüht sei. Durch Beifall aufgemuntert, ließ er jetzt „The history and present state of discoveries relating to vision, light, and colours" folgen (übers. von Klügel: „Geschichte der Entdeckungen in der Optik", Leipzig 1775, 2 Bde., 4.). Mit dem Grafen Shelburne machte er 1774 eine Reise nach dem festen Lande, und lebte während des Winters mit ihm in London, welches s. wissenschaftlichen Beschäftigungen große Vortheile gewährte. In diese Periode fallen verschiedene Arbeiten, die ihm den Ruf eines Naturforschers vom ersten Range erworben haben. 1773 machte er in den „Philosophical transactions" eine Abhandlung (neu aufgelegt und vermehrt 1774) über verschiedene Luftarten bekannt. Dieses an neuen und wichtigen Gegenständen reiche Werk machte Epoche in der Kenntniß der luftförmigen Flüssigkeiten, welche die Grundlage der neuern Chemie ist, und P.'s Name wurde durch dasselbe im ganzen gebildeten Europa bekannt. Schon 1772 hatten ihn s. Untersuchungen zur Kenntniß der salpeter- und salzsauern Luftarten, zum Gebrauch der

erstern, als eines Prüfungsmittels der Reinheit der gemeinen Luft, und zu verschiedenen Verfahrungsarten geführt, wodurch die Luft vermindert oder verschlechtert wird. 1774 machte er s. Grundentdeckung (die gerade zu derselben Zeit auch von Scheele gemacht wurde) der reinen, oder wie er sie nannte, dephlogistisirten Luft. 1776 theilte er der königl. Gesellschaft anziehende Bemerkungen über das Athmen und die Art mit, wie das Blut seine Farbe von der Luft erhält. 1778 entdeckte er die Eigenschaft im Sonnenlichte stehender Gewächse, unreine Luft zu verbessern. Durch s. spätern Versuche kam die Entdeckung mehrer andrer luftförmiger Körper, und neuer Erzeugungsarten der bekannten, der Reduction metallischer Kalke in brennbarer Luft und die Erzeugung der Luft aus Wasser zu den von ihm in diesem Gebiete der Chemie entdeckten Thatsachen hinzu. Im Ganzen kann man behaupten, daß die pneumatische Chemie keinem einzelnen Forscher so viel verdankt, als P., durch dessen Entdeckungen sie eine neue Gestalt bekam. Doch ist bemerkenswerth, daß er bis an sein Ende das antiphlogistische System bestritt. Um die mit jeder anhaltenden Beschäftigung verbundene Erschlaffung zu vermeiden, pflegte P. mit s. Arbeiten zu wechseln; daher er so viele und verschiedene Gegenstände, unbeschadet der Gründlichkeit, behandelt hat. 1775 erschien s. „Examination of the doctrine of common-sense" gegen Reid, Beattie und Oswald. Bald darauf entwickelte er die Hartley'sche Theorie vom menschlichen Geiste auf eine faßlichere Weise, als von Hartley selbst geschehen war, und drückte in einer vorausgeschickten Abhandlung s. Zweifel über die Immaterialität des denkenden Princips im Menschen aus. Obwol er sich dadurch dem Verdachte eines Gottesleugners aussetzte, so ließ er sich doch nicht abhalten, den Gegenstand weiter zu verfolgen, um, wohin er auch geführt werden möchte, die Wahrheit zu ergründen. Er trat förmlich zu der materiellen Hypothese über und gab 1777 s. „Disquisitions on matter and spirit" heraus, worin er s. System ohne Rückhalt entwickelte und alles Geistige von dem Räumlichen abhängig macht. Diesem folgte eine Vertheidigung des Socinianismus und der Lehre von der Nothwendigkeit, welche die philosophische Freiheit leugnet, die in der Indifferenz der Bestimmungsgründe bestehen soll. Er entwickelt daher den Determinismus mit großer Bestimmtheit aus der Anwendung des Causalitätsgesetzes auf die Willensbestimmungen. Der Haß, den diese Werke ihm zuzogen, mochte auch bei s. edeln Beschützer, Lord Sh., eine gewisse Kälte erzeugt haben, wodurch P. bewogen wurde, die seit 7 Jahren zwischen ihnen bestandene Verbindung aufzuheben. Dies geschah auf eine vollkommen freundschaftliche Weise; denn P. behielt eine jährl. Leibrente von 150 Pf. Er wählte zunächst Birmingham zu s. Aufenthaltsorte, weil dort einige Männer von ausgezeichneten chemischen und mechanischen Kenntnissen lebten. Einige großmüthige Freunde veranstalteten eine jährliche Subscription, um dadurch die Unkosten bei s. Untersuchungen zu decken, und P. trug kein Bedenken, diese für ihn ehrenvolle Unterstützung anzunehmen, wiewol er wahrscheinlich auch von der Regierung eine Pension erhalten haben würde, wenn er darum hätte nachsuchen wollen. Er war nicht lange in dieser Lage, als bei einer Dissidentengemeinde eine Predigerstelle erledigt wurde, die man einmüthig ihm übertrug. Ohne s. philosophischen und literarischen Arbeiten zu unterbrechen, widmete er sich mit vielem Eifer den Pflichten s. Amtes. Bei den Bemühungen der Dissenters, sich größere bürgerliche Freiheit zu verschaffen, konnte P. nicht müßig bleiben. In der Überzeugung, daß alle kirchliche Einrichtungen den Rechten des Privaturtheils und der Verbreitung der Wahrheit entgegen seien, stand er nicht an, sie als antichristlich darzustellen und ihren Fall vorherzusagen. So galt er nicht nur für einen Ketzer, sondern auch für den entschiedensten Feind der bestehenden Kirche in ihrer Beziehung zum Staate. Da einige Geistliche von Birmingham den Foderungen der Dissenters lebhaft widersprochen hatten, gab P. eine Reihe von „Familiar letters to the inhabitants

of Birmingham" heraus, die besonders durch ihre ironische Laune der Gegenpartei mißfallen mußten. In diesem gereizten Zustande ward die Erbitterung noch vermehrt durch die verschiedenen Ansichten von der franz. Revolution; sie stieg mit dem Fortgange derselben immer höher, und brach endlich am 14. Julius 1791 aus, als die Franzosenfreunde den Jahrestag der Zerstörung der Bastille feierten. P. hatte es abgelehnt, dabei gegenwärtig zu sein; aber in dem Volkstumulte, welcher erfolgte, war er vornehmlich das Ziel der Parteiwuth. Sein Haus nebst Bibliothek, Schriften und Kunstgeräthschaften ward eine Beute der Flammen; er selbst rettete nur mit Mühe s. Leben. Die gesetzliche Entschädigung, welche P. erhielt, war weit unter s. Verluste, der für ihn zum Theil unersetzlich sein mußte. Er war nicht lange darauf einem Rufe nach Hackney gefolgt, und hatte hier s. gewohnten Beschäftigungen ruhig wieder angefangen; da aber die Angriffe auf ihn und s. Familie sich stets erneuerten, so beschloß er endlich, ein Land zu verlassen, das ihm und s. Grundsätzen so feindselig war. Er schiffte sich 1794 nach Amerika ein und nahm anfangs zu Northumberland in Pennsylvanien, dann zu Philadelphia s. Wohnsitz. Unter Adams's Präsidentschaft wurde er auch hier mit Argwohn betrachtet; Jefferson hingegen bewies ihm Wohlwollen und Freundschaft. Eine ihm angetragene Professorstelle in Philadelphia lehnte er ab, um sich ganz s. selbstgewählten Arbeiten widmen zu können. Eine schwere Krankheit, in die er verfiel, ließ eine körperliche Schwäche zurück, welche immer mehr zunahm, und ihm im Jan. 1804 die Überzeugung gab, daß er nur noch kurze Zeit zu leben habe. Mit doppeltem Eifer war er jetzt beschäftigt, noch zu vollenden, was ihm am Herzen lag. An 2 wichtigen Werken arbeitete er seit lange: an einer Kirchengeschichte und an Anmerkungen zu allen Büchern der heil. Schrift, für deren Druck s. Freunde in England eine Subscription eröffnet hatten. Auf diese unvollendet gebliebenen Werke wandte er allen s. Fleiß bis zu s. Tode, welcher am 6. Febr. 1804 erfolgte. S. „Memoirs of J. Priestley written by himself" (1786).

Primas (Primas regni, Erster des Reichs), ist der oberste Erzbischof eines europäischen Staats, der nicht nur unter allen geistlichen Ständen der Erste ist, sondern überhaupt den nächsten Rang nach dem Regenten und seiner Familie einnimmt, auch in kathol. Reichen beständiger Legat des römischen Stuhls ist und eine Art von geistlicher Gerichtsbarkeit über die andern Erzbischöfe des Landes ausübt. In Spanien ist es der Erzbischof von Toledo; in Portugal nennt sich der Erzbischof von Braga Primas des Reichs, auch Primas von ganz Spanien, steht jedoch unter dem Patriarchen zu Lissabon, welcher daher als eigentlicher Primas zu betrachten ist; in England ist es der Erzbischof von Canterbury, in Ungarn der Erzbischof von Gran, in Polen der Erzbischof von Gnesen; in Deutschland war es, so lange die Reichsverfassung bestand, der Erzbischof von Salzburg, und in Frankreich nannte sich, wenigstens vor der Revolution, der Erzbischof von Lyon Primas in Gallien, der von Bourges Primas in Aquitanien, und der von Rheims Primas der Normandie. — **Primat**, der Vorrang, erste Rang, die Würde und das Amt des Primas, dann der Vorrang des Papstes vor allen übrigen Bischöfen.

Primaticcio (Francesco), ein Maler der bolognesischen Schule, geb. 1490 zu Bologna, der s. erste Bildung durch Innocenzo de Immola erhielt, sich aber unter Giulio Romano vollendete. Mit mehren von dessen Schülern malte er den Palast del Tè in Mantua nach Giulios Entwürfen aus. Durch Empfehlung des Herzogs Friedrich von Mantua kam P. 1531 nach Frankreich in die Dienste des Königs Franz I. Seine Ankunft und s. Aufenthalt in Frankreich macht Epoche in der franz. Malerei. Von ihm rühren nicht bloß viele Stuckaturarbeiten und Frescogemälde her, welche der König ausführen ließ, auch andre Arten der Malerei, z. B. die Emailmalerei und die Arazziarbeiten, wurden unter s. Ein-

fluſſe ſehr vervollkommnet. Der kunſtliebende König ſchickte ihn auch nach Italien, um antike Statuen aufzukaufen, deren er eine anſehnliche Sammlung zuſammenbrachte und viele Abgüſſe fertigen ließ. Als ſein Landsmann Roſſo, der erſte Hofmaler des Königs, geſtorben war, berief ihn der König an deſſen Stelle zurück. Unter Franz II. erhielt er die Oberaufſicht über die königl. Gebäude. Als Baumeiſter entwarf er die Grundriſſe zu mehren architektoniſchen Werken, z. B. die Grabmäler Franz I. und Heinrichs II. Mehr Ruhm aber haben ihm ſeine Werke zu Fontainebleau (ſ. „Kunſtblatt", 1826, St. 36) erworben. Er nahm ſich zu ſeinen großen Arbeiten mehre Landsleute als Gehülfen an, unter welchen Niccolo del Abbate der berühmteſte iſt. P. ſtarb 1570. Die Werke, welche er in Frankreich arbeitete, ſind in der Zeichnung edler und freier als diejenigen, welche er in Giulios Schule ausführte. In ſ. großen Werken, mit deren Ausführung er überhäuft wurde, wich er häufig von der Natur ab.

Prime (prima), bei den Buchdruckern die erſte Seite eines jeden Bogens, der Schöndruck; in den Bergwerken der 10. Theil eines Lachterzolls; in der Muſik der erſte Ton einer Octave, und zwar reine Prime, Einklang, wenn man von 2 Tönen gleicher Größe redet, große oder übermäßige, wenn man von 2 auf derſelben Notenſtufe ſtehenden Tönen redet, von denen der eine um einen halben höher iſt; in der Fechtkunſt die erſte Stellung, wenn man den Degen zieht und die Spitze mit ausgeſtrecktem Arm auf den Gegner richtet.

Primitien (primitiae), die Erſtlinge der Früchte, welche die Alten mehren Göttern, beſonders dem Apollo, opferten.

Primogenitur, ſ. Majorat.

Primzahlen ſind diejenigen ganzen Zahlen, welche ſich mit keiner andern ganzen Zahl als 1 ohne Reſt theilen laſſen, wie 3, 5, 7, 11, 13, 17 u. ſ. w.

Princip, das, was den erſten und innern Grund einer Claſſe von Erſcheinungen enthält; daher in den Naturwiſſenſchaften **Principien** Grundſtoffe oder Grundkräfte heißen. In dem Gebiete des Geiſtigen iſt Princip ein Gedanke, welchen man bei der Erkenntniß eines Gegenſtandes zum Grunde legt oder bei Behandlung eines Gegenſtandes befolgt, dann auch der Grundſatz, durch welchen man dieſen Gedanken ausſpricht. Es gibt ſonach theoretiſche und praktiſche Principien. Erſtere begründen eine Erkenntniß und enthalten den Anfang einer Gedankenreihe; ſie ſind daher auch das erſte Erfoderniß jeder Wiſſenſchaft (Grundbegriffe), mag man nun analytiſch oder ſynthetiſch zu Werke gehen. Letztere beſtimmen eine Handlungsweiſe. Sie unterſcheiden ſich von Maximen, und ſind Principien im ſtrengen Sinne (Grundgeſetze), wenn ſie nicht in der Subjectivität des Erkennenden oder Handelnden, ſondern in der Natur der Gegenſtände ſelbſt, oder in der Grundeinrichtung unſers Gemüths beruhen. Daher werden beſonders die Ideen oder Grundwahrheiten der menſchlichen Erkenntniß, welche der reinen Vernunft angehören, Principien genannt (philoſophiſche Principien), inſofern ſie die oberſten Gründe aller Erkenntniß enthalten. Man unterſcheidet conſtitutive und regulative Principien; erſtere enthalten die höchſten Beweisgründe einer Erkenntniß, von ihnen hängt die Erkenntniß und Gewißheit andrer ab, und ſie dienen zur Entdeckung andrer Wahrheiten; letztere leiten nur das Verfahren bei Aufſuchung einer Erkenntniß oder im Leben und Handeln. Kant beſtreitet die Gültigkeit der Ideen als conſtitutiver Erkenntnißprincipien. Ebenſo wird geſtritten, ob es ein höchſtes allumfaſſendes Princip der Erkenntniß gebe, welches die Einheit des Denkens beſtimme, und einen höchſten Grundſatz, in welchem ſich dieſes Princip ausſprechen laſſe. T.

Principal heißt die tiefſte offene Flötenſtimme eines jeden Manuals in der Orgel, weil ſie die Hauptſtimme iſt, nach deren Größe die übrigen Stimmen eingerichtet werden müſſen. Das Pfeifwerk dieſer Hauptſtimme wird nach einem

ihm eignen Maßstabe (Principalmensur) gearbeitet, wonach die Länge der Pfeifen zu ihrer Weite ein solches Verhältniß hat, daß das große C von dem Kerne an gerechnet, die Länge von 16, 8, 4 oder 2 Fuß bekömmt. — Principalbaß ist das tiefste offene Flötenregister für das Pedal der Orgel. — Ferner heißt Principalstimme bei Tonstücken die Hauptstimme oder die Concertstimme, Solopartie. — Principalblasen heißt bei Behandlung der Trompete, die mittlern Töne dieses Instruments mit schmetterndem Tone und mit Zungenschlägen vermischt vortragen.

Prinzenraub, s. Kunz von Kaufungen.

Prinzen von Geblüt heißen die fürstl. Personen, welche mit der regierenden Linie von gleicher Abstammung sind und nach deren Erlöschen das nächste Recht zur Erbfolge haben. So in Frankreich die Prinzen der Häuser Orleans, Bourbon-Condé. Ludwig XIV. hatte auch s. mit der Valière und Montespan gezeugten natürlichen Söhne, von denen der Herzog v. Penthièvre abstammt, das Recht der Prinzen von Geblüt und eintretenden Falls der Erbfolge ertheilt; aber nach des Königs Tode ward es ihnen genommen.

Prior heißt in den Klöstern der nächste Obere nach dem Abte, und wo kein Abt ist, der Vorgesetzte des Klosters. Denselben Rang hat in Nonnenklöstern die Priorin. — Priorat heißt das Amt und die Würde, auch die Wohnung eines Priors oder einer Priorin. — Großprior ist in den geistlichen Ritterorden der nächste nach dem Großmeister.

Prior (Matthew), ein ausgezeichneter Dichter, geb. 1664, nach Einigen zu London, nach Andern zu Winborne in Dorsetshire. Seine Neigung für das classische Alterthum erwarb ihm die Gewogenheit des Grafen Dorset, der ihm eine gelehrte Erziehung geben ließ. Zu Cambridge, wo er seit 1682 studirte, trat er in vertraute Freundschaft mit Charles Montague, nachmaligem Grafen Halifax, mit welchem gemeinschaftlich er „The country mouse and city mouse" verfaßte, eine Parodie auf Dryden's polemisches Gedicht: „The hind and panther". 1689 kam er nach London, wo er vom Grafen Dorset bei Hofe so nachdrücklich empfohlen wurde, daß er den engl. Bevollmächtigten, welche zu dem Congresse nach Haag abgingen, als Secretair mitgegeben ward. Mit diesem Posten erhielt er zugleich den Titel eines königl. Kammerherrn. Natürlich war es, daß er auch für s. Gedichte den Stoff meistens aus der Politik und der Hofwelt nahm. Eins der bedeutendsten war eine Ode, die er 1695 dem Könige Wilhelm beim Tode der Königin Maria übergab. Seine humoristische Ader zeigte er in einer burlesken Parodie von Boileau's Ode auf die Einnahme von Namur durch die Franzosen, als König Wilhelm es ihnen wieder entrissen hatte. Seit 1697 ward er in mehren diplomatischen Geschäften als Secretair gebraucht. Als solcher begleitete er z. B. den engl. Gesandten, Lord Portland, nach Paris, und blieb auch bei Lord Jersey. Bald darauf ward er zum Unterstaatssecretair in Lord Jersey's Depart. ernannt und nach Paris geschickt, um dem Gesandten bei den Verhandlungen wegen des Theilungsvertrags über die spanische Monarchie beizustehen. 1700 folgte er Locke als Commissionnair in dem Board of trade und trat 1701 als Repräsentant von East-Grinstead ins Parlament. Die glänzenden Erfolge, welche der Anfang der Regierung der Königin Anna bezeichnete, begeisterten auch ihn, und er besang die Siege von Blenheim und Ramilies. Um dieselbe Zeit gab er einen Band Gedichte heraus, an dessen Schlusse sich das bewunderte Gedicht „Henry and Emma" befindet. Er hatte einigen Antheil an dem „Examiner", einer periodischen Schrift von Swift u. A., und griff ebenfalls den großen Feldherrn an, dessen Siege er verherrlicht hatte. Als die Tories das Übergewicht erhalten und Marlborough entfernt hatten, trat auch P. zu ihnen über, ward 1711 mit geheimen Friedensvorschlägen nach Paris geschickt und brachte Mesnager und den Abbé Gualtier zurück, mit denen er ge-

raume Zeit in s. Hause zu London unterhandelte. Als 1712 Lord Bolingbroke nach Paris zur Beilegung einiger Streitpunkte geschickt wurde, begleitete ihn P. Er blieb in Frankreich als Gesandter zurück, jedoch ohne den Titel zu führen; denn der Herzog v. Shrewsbury, der in dieser Eigenschaft dorthin kam, weigerte sich, diesen Titel mit einem Manne von so geringer Geburt zu theilen. P. besaß indeß das Vertrauen des franz. Hofes, und Ludwig XIV. übergab ihm ein besonderes Schreiben an die Königin Anna zu Gunsten des Kurfürsten von Baiern. Nach des Herzogs Abreise 1713 nahm er öffentlich den Charakter eines Gesandten an und behielt ihn bis zu der Thronbesteigung Georgs I., wo der Graf Stair s. Nachfolger wurde. Die Whigs waren jetzt die siegende Partei. P. wurde gleich nach s. Zurückkunft, 1715, mit einem Verhaftsbefehle vom Hause der Gemeinen bewillkommt und vor einer Commission des geh. Raths in Rücksicht auf s. Antheil am utrechter Frieden verhört. Walpole trug sogar darauf an, ihn wegen Hochverraths anzuklagen, weil er mit dem franz. Bevollmächtigten geheime Zusammenkünfte gehalten habe. Von der 1717 erklärten Amnestie war er ausgeschlossen und ward erst später losgesprochen. Er trat daher in den Privatstand zurück und verwendete s. Muße auf die Vollendung s. didaktischen Gedichts: „Salomo on the vanity of the world" betitelt, welches er nebst einigen andern auf Subscription in einem Foliobande herausgab. Seine Gedichte sind seit 1717 mehrmals herausgegeben worden. Lord Harley überließ ihm den lebenslänglichen Nießbrauch von Downhall in Essex. P. wollte s. Alter auf die Abfassung der Geschichte seiner Zeit wenden, aber eine schleichende Krankheit endigte 1721 s. Leben zu Wimpole, dem Wohnsitze des Lords Oxford. Er ward in der Westminsterabtei beerdigt, unter einem Denkmal, für welches er in s. Testamente 500 Pfund bestimmt hatte. P. gehörte zu den Charakteren, die ohne großen moralischen Werth sich in der Gesellschaft beliebt machen. Seine Lebensweise war unregelmäßig, und obgleich er in den feinsten und vornehmsten Gesellschaften Zutritt hatte, soll ihm doch eine gewisse Neigung für gemeine und niedrige Vergnügungen geblieben sein. In s. Schriften findet sich ein Gemisch von Ernst und Unanständigkeit, welches, wo nicht Immoralität, doch Geschmacklosigkeit verräth. Als Dichter hat er gegenwärtig nur einen sehr mäßigen Ruf; dennoch wird er in der Leichtigkeit zu erzählen kaum von einem seiner Landsleute erreicht. Seine Songs und Liebesgedichte sind im Ganzen elegant und classisch. Als Verskünstler hat er Verdienste, aber zu den genialen Geistern kann er nicht gezählt werden.

Priori, s. **A priori.**

Priorität, ein Recht, vor einem Andern zu irgend einem Vortheil, einem Amte, zur Befriedigung einer Foderung zu gelangen, besonders im Concurs, wenn das Vermögen des Schuldners zur Bezahlung sämmtlicher Gläubiger nicht zureicht. Hier kommt es zuvörderst auf die Richtigkeit der Foderungen (Liquidität) und sodann auf die Ordnung an, in welcher die vorhandene Masse unter die Gläubiger vertheilt werden soll (Priorität), und Beides wird zwischen dem einzelnen Gläubiger (Liquidanten) und der Gesammtheit der übrigen durch einen gemeinschaftlichen Anwald (Contradictor, Curator ad lites) verhandelt (durch das Liquidationsverfahren) und zusammen (durch das Classifications- oder Locationserkenntniß) entschieden. Nachher aber entstehen, wenn einer oder der andre sich bei diesem Erkenntnisse nicht beruhigt, abgesonderte Streitigkeiten zwischen den einzelnen Interessenten, indem z. B. ein Streit zwischen 2 Gläubigern über die Priorität oder über die Liquidität einer Foderung keinen der vorlocirten Gläubiger etwas angeht. Diese besondern Streitigkeiten werden indessen sogleich in der zweiten Instanz weiter geführt, und es ist eine wichtige Sache für sämmtliche Gläubiger, daß hier die verschiedenen Parteien richtig gestellt werden. 37.

Priscianus, s. **Philologie.**

Prisengerichte. Der Gebrauch, im Kriege auch das Eigenthum der einzelnen Unterthanen des feindlichen Staats als Beute sich zuzueignen, welcher im Alterthum allgemein war, hat sich in neuern Zeiten auf die Seekriege beschränkt, indem zu Lande eine Erlaubniß zu plündern nur als eine Ausnahme von der Regel und eine tadelnswerthe Härte betrachtet wird. Requisitionen, Brandschatzungen, Contributionen sind zwar zum Theil aus gleichen Gründen entstanden, haben aber doch einen sehr verschiedenen Charakter angenommen. Zur See ist aber bis jetzt allgemein üblich geblieben, nicht nur von Seiten der kriegführenden Staaten, das Privateigenthum der feindlichen Unterthanen wegzunehmen, sondern auch den eignen Unterthanen dasselbe zu gestatten. Der Wunsch, welchen die franz. Nationalversammlung 1792 aussprach, die Kaperei gänzlich abzuschaffen, fand damals noch kein Gehör; nur zwischen Preußen und den Verein. Staaten von Nordamerika ist in einem Vertrage von 1785 bedungen worden, daß sie auch im Fall eines künftigen Kriegs keine Kaperei gestatten wollten. Corsaren oder Kaperschiffe dürfen ohne Erlaubniß der kriegführenden Staaten (Lettres de marque) nicht ausgerüstet werden; ohne solche Briefe auf Beute auszugehen, ist Seeräuberei. Erlaubte Beute sind nur die Schiffe der feindlichen Unterthanen; nach den Behauptungen Englands aber gehört dazu auch das Eigenthum derselben auf neutralen Schiffen, womit vieles Andre zusammenhängt, und worüber in den neuern Zeiten sehr gestritten worden ist. (Bewaffnete Neutralität, 1780 und 1800. Englische Blockaden und franz. Continentalsystem 1806—14. S. d., Neutralität und Utrechter Friede.) Die Kaper stehen unter den Befehlen der commandirenden Seeofficiere ihres Staats und müssen die Sicherheitspässe derselben respectiren. Eigenmächtige Besitznahme der angefallenen Schiffe ist ihnen nicht erlaubt, sondern sie müssen dieselben in einen Hafen ihres Souverains bringen und vor den bestellten Prisengerichten als Kläger auftreten und solche für gute Prise erklären lassen. Wenn sie die Prise auch in fremde Häfen bringen, werden dennoch die Papiere an das Admiralitätsgericht des Souverains eingeschickt und dort das Urtheil gefällt. In Frankreich hat die Organisation dieser Gerichte ein sehr abwechselndes Schicksal gehabt. Früher gehörte diese Gerichtsbarkeit zu dem Amte des Großadmirals (welches der Cardinal Richelieu von 1627—42 sich auch noch zu seinen andern Ämtern geben ließ), später (1719 und 1744) wurde ein eignes Gericht, Conseil des prises, eingerichtet; in der Revolution wurden die Handelsgerichte damit beauftragt (Ges. vom 14. Febr. 1793); endlich (1800) das Conseil des prises wiederhergestellt, welches jetzt (seit 1814) zum Depart. des Marineministers gehört. In England gehören Prisensachen vor das Admiralitätsgericht, welches von einem einzigen Richter (seit langer Zeit dem Sir William Scott) gebildet wird. Über größere Summen hat wol nie ein einzelner Mann und mit größerer Gewalt geurtheilt als er. Das Admiralitätsgericht spricht nach römischem Recht; die Appellationen gehen an die Kanzlei, wo eine besondere königl. Commission zu ihrer Erledigung besteht. 37.

Prisma, in der Geometrie, ein Körper, begrenzt von Ebenen, deren 2 einander gegenüber liegende, gleich, ähnlich und parallel, und die übrigen Parallelogramme sind. Jene 2 erstern heißen die Grund- und Oberflächen, und nach der Zahl ihrer Ecken wird das Prisma ein 3-, 4- u. s. w. eckiges genannt. Parallelepipedum (s. Parallel) und Cubus (s. Würfel) sind also Unterarten der Prismen. — In der Dioptrik bedeutet Prisma ein Dreiseitiges, indem man bei den Versuchen über Licht und Farben häufig eines dreiseitigen prismatischen Körpers von einer durchsichtigen Materie, meistens von Glas, bedarf. Die Art dieser Anwendung erläutert d. A. Farbenlehre.

Privatbanken, s. Bank.

Privatbühnen. Die Neigung zu theatralischer Unterhaltung ist von

eher unter allen gebildeten Völkern verbreitet gewesen. Der Grund davon liegt lar am Tage. Der Mensch ist für den Menschen sowol der höchste Gegenstand er Forschung und des Studiums, als des Genusses. Mit Andern, oder sich in Andern zu empfinden, das eigne Leben sich in dem fremden spiegeln zu sehen und ein eignes Schicksal in den Schicksalen der Menschheit wieder zu finden, ist ein Reiz, dem sich deßhalb kaum widerstehen läßt, weil er sich auf das Gefühl gründet, daß wir ebenso ein Theil der Menschheit überhaupt als individuelle Erscheinungen derselben sind. Man sieht hieraus, daß hier unter theatralischen Genüssen nur diejenigen verstanden werden, wo sich die Menschheit uns darstellt, wo wir, sei es im Scherz oder Ernst, Theilnehmer fremder Leiden und Freuden, fremder Handlungen und Gesinnungen werden, daß wir daher diejenigen Vergnügungen ausschließen, welche, wenn auch auf der Bühne, doch nicht durch ihre eigenthümlichen Mittel geboten werden, und mehr Genüsse der Schaulust heißen sollten als theatralische Unterhaltungen. Die Privatbühne kann ihrer Natur und Bestimmung nach nur die wahre theatralische Unterhaltung bezwecken; alles was man Spektakel Schaugenuß) nennen muß, bleibt von ihr ausgeschlossen; denn es ist den Mitgliedern, die sich zu einer solchen Bühne vereinigen, nicht darum zu thun, den Beifall der Menge oder gar Geld zu gewinnen, sondern ihr wahrer Zweck ist Genuß durch die Aufführung dramatischer Werke, Genuß an dieser Aufführung selbst durch den Beifall eines kleinen geselligen Kreises. Dieser Genuß gründet sich auf das Selbstbewußtsein schöpferischer Fähigkeiten, wodurch es möglich wird, Bildungen außer sich aufzustellen, die des Beifalls Gebildeter würdig sind. Er ist also nicht eigennützig, sondern mittheilend, nicht das Herz beengend, sondern erweiternd. Jene Fähigkeiten aber sind Phantasie, Verstand und Gemüth, welche in harmonischem Bunde wirkend, Das erzeugen, was man Kunstwerke im Allgemeinen zu nennen befugt ist, d. h. nicht Meisterwerke des bildenden Genius, sondern Werke, die durch ihre Gestaltung, durch Inhalt und Form die Menschheit in ihrer Gesammtheit ansprechen sollen. Der Genuß, den die Mitglieder einer Privatbühne suchen, ist aber nicht möglich ohne vielseitige Bildung, oder doch ohne ein reges Streben danach, denn sie müssen nicht nur die Dichtung, die sie versinnlichen wollen, verstehen und in sich aufnehmen, sondern dem Dichter gleichsam in seine geheime Werkstatt folgen, um seine Schöpfung zum zweiten Male schaffen zu können. Da man auf Privatbühnen größtentheils nur auf solche Stücke beschränkt ist, in denen sich wenig oder nichts befindet, was auf bloße Schaulust berechnet ist, so wird es um so mehr Pflicht der Darsteller, den Geist der Dichtungen hervortreten zu lassen, und ihren Triumph in der Entfaltung des innern Menschen zu suchen. Dadurch werden ihre Leistungen aber auch schwieriger als die auf öffentlichen Bühnen, wo der Schauspieler durch den Reiz scenischen Reichthums und Glanzes unterstützt wird, und die Täuschung des Zuschauers, selbst bei unvollkommnem Spiel, einigermaßen gerettet werden kann. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, kann man uteingerichtete Privatbühnen als die besten Schulen für Den empfehlen, der sich Beruf zum Darsteller auf den öffentlichen zutraut. Auf diesen wird er lange nicht o kräftige Anregungen finden, in den Geist seiner Rolle einzudringen, als auf jenen, ndem die Menge, welche das Schauspielhaus füllt, sich weit leichter durch den Schein blenden läßt als der kleine Kreis gebildeter Zuschauer, die sich in einem Privathause versammeln. Da es uns bei der Einrichtung unsers bürgerlichen Lebens zu sehr an Veranlassungen fehlt, den mündlichen und persönlichen Vortrag von Gedanken und Gemüthsstimmungen zu üben und zu vervollkommnen, so können Privatbühnen auch in dieser Hinsicht viel leisten. Der Darsteller muß hier nicht nur sinngemäß, sondern auch ausdrucksvoll und nachdrücklich sprechen, und seine Rede mit den passendsten, ja mit schönen Gebärden begleiten lernen. Er erhält Vertrauen zu sich selbst, eine gewisse Furchtlosigkeit, unentbehrlich für Den,

der in gewissen Augenblicken durch seine Geistesäußerung in Worten auf eine Mehrheit von Menschen wirken soll oder will. Daß die Privatbühnen übrigens nicht ein für alle Stände und Menschenclassen gleich empfehlenswerthes Unterhaltungsmittel sein können, ergibt sich schon aus dem Wesen derselben; denn die Theilnahme daran setzt eine frühere Richtung des Geistes zu höherer Bildung, eine gewisse Verfeinerung des Gefühls voraus, die in der Regel den niedern Ständen nicht eigen sein können. Die Privatbühnen arten daher unter diesen nur zu leicht in Lustorte aus, wo besonders eine nicht eben erlaubte Annäherung beider Geschlechter bezweckt wird, und durch die meistens allein hier darstellbaren Possen der menschlichen Bildung mehr Eintrag als Vortheil erwächst. Wir können es daher nicht tadeln, wenn an manchen Orten die Polizei solche Privatbühnen nicht duldet. Aber auch den Privatbühnen unter den höhern Ständen wird der Vorwurf gemacht, daß sie der Moralität leicht gefährlich werden können, weil sie so Manches gestatten müssen, was außerdem der feinern Sitte entgegen ist. Dieser Vorwurf läßt sich indessen dadurch entkräften, daß man einer Privatbühne nur dann seinen Beifall geben kann, wenn sie aus Personen besteht, welche die tiefste Achtung gegen Sittlichkeit, Anstand und Tugend hegen, die es sich zum Gesetze machen, den Scherz mit Ernst, und den Ernst als freies Spiel der Phantasie zu behandeln und nicht Nahrung der Eitelkeit zu ihrem Zwecke machen, welche bei der Wahl der Stücke mit zartem, die mögliche Wirkung auf empfängliche Gemüther wohlberechnenden, Sinne verfahren und keinem ihrer Mitglieder gestattet, über den ihm von der Dichtung angewiesenen Kreis hinauszugehen. Es versteht sich übrigens wol von selbst, daß jeder Vater, jeder Gatte prüfen muß, ob die Natur des Kindes, der Gattin, die Richtung ihres Geistes und Gemüthes so beschaffen sind, daß ein solches auch unschuldiges Spiel keinen gefährlichen Eindruck auf sie hervorzubringen vermag. Daß dergleichen immer viel Zeit und Mühe hinnehmende Vergnügungen auch nur selten vorkommen dürfen, braucht wol nicht erinnert zu werden. Wir verweisen Diejenigen, welche etwas Gründliches über das Spiel auf solchen Bühnen lesen wollen, auf A. Müllner's Abhandl.: „Üb. d. Spiel auf der Privatbühne", in dessen „Almanach für Privatbühnen", Jahrg. 1817; sowie Diejenigen, welche Lust haben möchten, kleine Bühnen zweckmäßig einzurichten, auf die „Anleitung zur Errichtung kleiner Theater ohne große Kosten", mit Kpfrn., in dem Müllner'schen „Almanach für Privatbühnen", Jahrg. 1818.

Privatrecht, s. Civilrecht.

Privilegium, eine Jemanden von der Regierung für alle künftige Handlungen einer gewissen Art verliehene Ausnahme vom gemeinen Rechte. Privilegien sind: 1) **realia** oder **personalia**, je nachdem sie auf einer Sache oder einer Person haften; 2) **gratiosa** oder **onerosa**, je nachdem man sie umsonst erhält, oder etwas dafür bezahlen muß; 3) **favorabilia** oder **odiosa**, je nachdem sie dem Inhaber zum Nutzen oder Schaden gereichen. **Privilegium canonis** ist der vorzügliche Schutz, den die kath. Geistlichen dadurch genießen, daß Der, welcher Hand an sie legt, mit der Excommunication bestraft wird, welche nur der Papst wieder heben kann. **Privilegium de non appellando** war unter der ehemaligen deutschen Reichsverfassung das einigen Reichsfürsten (z. B. den Kurfürsten) zustehende Vorrecht, daß von ihren Landesgerichten nicht an die Reichsgerichte, oder doch nur unter besondern Umständen, appellirt werden konnte. Es war daher illimitatum und limitatum. **Privilegium electionis fori** war das Recht einiger Reichsstände, als Beklagte dasjenige der beiden Reichsgerichte zu wählen, vor welchem sie Recht nehmen wollten.

Probabilismus, eine Lehre, welche sich nur an das Wahrscheinliche hält, weil sie Gewißheit für unmöglich ansieht. Hierher gehört die Lehre der neuern Akademie, namentlich die des Arkesilas und Karneades. (S. Platon, Platoni-

r.) Der Probabilismus in der Moral lehrt nun, man müsse im Handeln den-
ıigen Beweggründen folgen, welche dem Handelnden am meisten vernünftig zu
ı scheinen, denn das Gute werde nur mit Wahrscheinlichkeit erkannt. Nach
m Probabilismus der Jesuiten ist jede Handlung erlaubt, welche durch irgend
nen guten Grund sich empfiehlt, und das bloße Subject hat hier unter den ver-
)iedenen Gründen zu entscheiden.

Probe heißt die Privataufführung eines Tonstücks oder Schauspiels, welche
ızu dient, die Ausführer desselben mit dem Ganzen und seinen einzelnen Theilen
kanntzumachen und in der Ausführung einzuüben, damit sie dasselbe bei der
zweckten öffentlichen Darstellung vollkommen angemessen, übereinstimmend und
einandergreifend ausführen können. Solcher Proben werden mehre gehalten;
i einem Schauspiele zuerst eine Leseprobe, um sich zu überzeugen, daß die Rollen
chtig ausgeschrieben sind, dann einige vorläufige (ohne Decorationen und sonsti-
s Außenwerk) und eine oder mehre Hauptproben; bei einem größern Musikstücke
t zuerst eine Probe beim Flügel oder zur Violine, mit den Sängern, dann eine
Quartettprobe, um die Hauptinstrumente, welche gleichsam die Grundlage sind,
nzuüben, dann so viele Proben mit dem vollen Orchester (Generalprobe), als nö-
ıig sind, um die Musiker und Sänger völlig einzuüben.

Probejahr, s. Noviciat.

Probiren heißt die Anstellung eines kleinen chemischen Versuchs mit Na-
urkörpern, um den Gehalt und die Eigenschaften des untersuchten Körpers kennen
u lernen. Beim Hüttenwesen wird das Wort Probiren und Probirkunst
Dokimasie) aber vorzüglich auf die Untersuchung der Erze und Hüttenproducte
ngewendet, und man unternimmt die Operationen besonders um den Metallge-
alt aufzufinden und um die Hüttenprocesse zu controliren.

Procent, s. Zins.

Proceß, in der Chemie, eine Operation der Natur oder Kunst, wobei
der wodurch das Wesen eines Körpers verändert wird. Es ist höchst wahrschein-
ch, daß die Bestandtheile, woraus alle Naturkörper zusammengesetzt sind, außer
ieser Zusammensetzung, d. h. für sich selbst, eine ganz andre Natur und Beschaf-
enheit haben, als sie in jener Verbindung zeigen. Von vielen Körpern lehrt die
Erfahrung dies gewiß. So geben z. B. die beiden luftförmigen Stoffe, das Was-
erstoffgas und Sauerstoffgas, wenn sie sich innigst miteinander verbinden, einen
ritten Körper von ganz verschiedener Natur, nämlich Wasser. Die Chemie nun
eigt die Mittel, die Naturkörper zu zersetzen, d. h. ihre Bestandtheile aus der Ver-
indung zu bringen, in welcher sie einen gewissen Körper ausmachen. Sie kennt
ber auch Mittel, durch neue veränderte Verbindungen Körper andrer Art hervor-
ubringen. Die Operationen, nach welchen dies geschieht, heißen chemische Pro-
esse; dergleichen sind die Auflösung, die Niederschlagung, die Verdampfung, das
Schmelzen, Destilliren und Sublimiren. In der Natur gehen dieselben chemischen
Processe von statten, und durch sie bringt die Natur die beständigen Veränderun-
zen in dem Wesen der Körper oder den Wechsel der Dinge hervor. Wir empfeh-
en Fourcroy's in alle europ. Sprachen übersetzte „Philosophie chimique" (3. A.,
Paris 1806).

Proceß (jur.), die Reihe von Handlungen, wodurch ein Richter veranlaßt
und in den Stand gesetzt wird, ein streitiges Rechtsverhältniß durch seine Entschei-
dung zu beendigen; dann auch die gesetzlichen Regeln und die wissenschaftliche
Entwickelung derselben, nach welchen dieses gerichtliche Verfahren eingerichtet wer-
den muß. Über den Geist der Proceßgesetze s. Proceßordnung, und was das
Strafverfahren betrifft, Assisen, Jury, Criminalrecht u. s. w. Zu jenem
Behufe, der richterlichen Entscheidung einer Rechtssache, sind einige Handlungen
schon der Natur der Sache nach so unbedingt nothwendig und wesentlich (substan-

tialia processus), daß ohne sie die Entscheidung durchaus unmöglich, und die dennoch gegebene unkräftig ist; andre sind nur durch besondere Gesetze (aber auch oft wieder als wesentlich und bei Strafe der Nichtigkeit) vorgeschrieben, und ihre Vernachlässigung macht dann die Verhandlung nicht absolut ungültig. Die Organisation des Richteramtes im Staate gehört nicht hierher; s. darüber Gerichte u. s. w. Das gerichtliche Verfahren selbst wird nur insofern Proceß genannt, als dabei entweder auf den Antrag des einen Theiles oder von Amtswegen über einen privatrechtlichen Gegenstand, oder über die Bestrafung eines Vergehens eine richterliche Entscheidung gefällt wird. Jenes gibt den Begriff des bürgerlichen oder Civilprocesses, dieses den Begriff des Criminalprocesses; doch wird oft Beides in einem gemischten Verfahren zugleich verhandelt, indem entweder in einem Criminalproceß der Beschädigte zugleich seine Entschädigungsansprüche geltendmacht (Adhäsionsproceß) oder der Kläger im Civilprocesse zugleich mit auf Bestrafung (in den Injurien-, Denunciations- und Rügeprocessen) anträgt. Im bürgerlichen Proceß sind 3 Hauptgeschäfte und Abschnitte des Processes zu unterscheiden: I. der Vortrag der Thatsachen; II. der Beweis derselben; III. die Beurtheilung des Bewiesenen, das Haupterkenntniß. Zum 1. Abschnitte (dem Verfahren über die Klage) gehört: a) die Klage, Vortrag der Thatsachen, aus welchen ein Anspruch hergeleitet wird, Bestimmung dieses Anspruchs, Bitte an den Richter, den Beklagten dazu anzuhalten; b) die Antwort, welche 1) die Zulässigkeit und Schlüssigkeit der Klage an sich betrachtet; 2) die Erklärung über die Wahrheit der Thatsachen, Einlassung, litiscontestatio, oft in abenteuerlicher Form; 3) die Einreden und Gegenforderungen, wodurch der Anspruch des Klägers ganz oder zum Theil gehoben wird, in sich schließt; c) die Gegenrede (Replik) des Klägers und d) die Widerrede (Duplik) des Beklagten, welcher noch mehre Wechselreden (Triplik und Quodruplik u. s. w.) folgen können, doch so, daß der Beklagte allezeit, wenn er will, das letzte Wort hat. In dies Verfahren gehören Rechtsausführungen nur in so weit, als sie die Zulässigkeit der Klage betreffen. Es schließt mit dem Urtheil (Interlocut) oder bloßem Decret des Richters, daß die Klage zulässig sei oder nicht, der Beklagte nach den eingestandenen Thatsachen zu verurtheilen oder der Kläger zum Beweis der abgeleugneten und welcher derselben zuzulassen ist. Dann beginnt der 2. Abschnitt: das Vorlegen (Production) und Prüfen der Beweismittel im Beweise von Seiten des Klägers, im Gegenbeweise von Seiten des Beklagten (Reproduction). Urkunden, Zeugen, Augenschein, Gutachten sachverständiger Männer, Eid, sind die Mittel, wodurch jeder Theil die Richtigkeit der vorgetragenen Thatsachen zu erweisen sucht. Die Zulässigkeit dieser Beweismittel, Schuldigkeit sich über die Echtheit der Urkunden zu erklären (zu recognosciren), Verwerflichkeit der Zeugen u. s. w., machen oft ein eignes Urtheil (Pro- und Reproductionserkenntniß) nöthig. Die Form ist sehr verschieden (ebenso die Bestimmung über die Fristen, über die Eideszuschiebung u. s. w.). Der 3. Abschnitt (Hauptverfahren) besteht bloß aus Rechtsausführungen, daß man seinerseits bewiesen habe (Salvations-), der Gegner nichts bewiesen habe (Impugnationsschrift), und was nun rechtlich aus beidem folge (Deduction). Darauf folgt das Definitiverkenntniß. Dies Verfahren ist das ordentliche; für manche Fälle ist ein weniger förmliches (summarisches), meistens auch kürzeres vorgeschrieben, dessen Grund in der besondern Natur gewisser Rechtsverhältnisse und der Nothwendigkeit baldiger Entscheidung gegründet ist, Wechsel- und Executivproceß, Arrestsachen, Mandat-, Inhibitivproceß, Schutz im jüngsten Besitz, Ehe- und Sponsaliensachen u. s. w. In dem Proceß kommen noch mancherlei Nebenpunkte vor, Auffoderungen an einen Dritten, einen Theil im Processe zu vertreten (Litis denunciatio), eignes Auftreten eines Dritten (Intervention), Streitigkeiten über Cautionen, Eintreten der Erben in einen von ihrem Erblasser geführten Proceß (Litis reassum-

io) u. dgl. An die richterlichen Entscheidungen schließen sich, wenn ein Theil laubt, daß ihm unrecht geschehen sei, die Instanzen der Rechtsmittel Appellation, Läuterung, Revision, Oberappellation u. s. w.) an, welche gewöhnich binnen 10 Tagen (decendium, zehntägige Nothfrist) eingelegt werden müssen; ine Frist, welche genau auf 10 Mal 24 Stunden (de momento in momentum) erechnet wird. Auf eignen Gründen beruhen die Regeln des Concursprocesses. Durch Theorien, Hand- und Lehrbücher des deutschen Processes haben in der neuern Zeit sich ausgezeichnet: v. Grolman's „Theorie des gerichtl. Verfahrens in bürgerl. Rechtsstreitigkeiten" (Gießen 1800), Martin's „Lehrbuch des d. gemeinen ürgerl. Processes" (1800), Gönner's „Handbuch des d. gemeinen Processes" 1801—3, 4 Bde.). Ein neues ausführliches Werk hat Martin versprochen.

Procession, öffentlicher Reihengang, besonders ein festlich geordneter Aufzug mehrer Personen in der römisch-kath. Kirche, ein feierlicher Gang der Geistlichkeit und des Volks um Altäre, Kirchen oder auf den Straßen, unter Herumtragung religiöser Gegenstände und Absingung von Hymnen, Psalmen und Gebeten, um Gott oder den Heiligen für etwas zu danken oder von ihnen etwas zu erbitten. Man nennt dergl. Bittgänge auch bisweilen Kreuzgänge, weil man gewöhnlich Kreuze und Fahnen dabei herumträgt. Werden sie nach einem entfernten heil. Orte, wo sich ein Marien- oder Heiligenbild befindet, unternommen, so heißen sie Wallfahrten oder Betfahrten, dergl. sonst auch häufig nach Jerusalem gemacht wurden, um Vergebung der Sünden am heil. Grabe zu erflehen. Processionen, ein Theil des symbolisirten Naturcultus, waren schon bei den ältesten heidnischen Völkern üblich. Man trug dabei allerlei Sachen, welche zu Symbolen dienten, herum. Man ging z. B. um besäete Felder herum und besprengte sie mit geweihtem Wasser, um ihre Fruchtbarkeit zu befördern und sie vor Schaden zu bewahren. Die Feste, welche die Griechen und Römer zu Ehren des Bacchus, der Ceres, Diana und andrer Gottheiten anstellten, waren ebenfalls mit feierlichen Aufzügen begleitet, bei welchen man die Bilder derselben gewöhnlich vortrug. Noch jetzt sind Processionen bei den meisten heidnischen Völkern üblich. Seit der Zeit des heil. Ambrosius (s. d., im 4. Jahrh. Bischof zu Mailand) kamen auch in der christl. Kirche Processionen auf. Eine unverbürgte Erzählung schreibt ihre Einführung dem Bischofe Mamertus zu Vienne in Frankreich zu. Es entstand nämlich in der Osternacht, als er eben Gottesdienst hielt, eine Feuersbrunst; das Volk eilte, um derselben Einhalt zu thun, aus der Kirche; er aber allein blieb zurück, bat Gott, vor dem Altare knieend, um Abwendung der Gefahr und that das Gelübde, öffentliche Processionen anzustellen, wenn sein Gebet Erhörung fände. Das Feuer ward bald gelöscht, und der fromme Bischof bestimmte, mit Einwilligung des Raths und der Bürgerschaft, 3 Tage vor dem Feste der Himmelfahrt Christi zu dieser Feierlichkeit. Andre Ortschaften folgten seinem Beispiele; so wurden die Bittgänge nach und nach in der ganzen kath. Kirche eingeführt und später durch Gesetze bestätigt. Bei den Protestanten haben die Wallfahrten und religiösen Auf- und Umzüge schon seit der Reformation aufgehört; aber auch bei den Katholiken hat, durch Verbreitung richtiger Religionsbegriffe in unsern Tagen der Eifer, fremde Wallfahrtsorte zu besuchen, um daselbst den Himmel zu versöhnen, ziemlich nachgelassen; man sieht ein, daß der letztere Zweck besser zu Hause, durch gute Werke und eine verständige Andacht erreicht werden kann. Mr.

Procession (kath.). Man wird diese am richtigsten beurtheilen, wenn man Folgendes bedenkt. Die kath. Kirche liebt das Feierliche. Feierlich sind aber die öffentlichen Aufzüge, man hat diese bei festlichen profanen Gelegenheiten, und man wird die menschliche Natur daher nicht unrichtig beurtheilt haben, wenn man auch bei wichtigen religiösen Veranlassungen öffentliche kirchliche Umzüge hält. Die wichtigste Veranlassung ist das Fest des Frohnleichnams, das Erinnerungsfest

an jenes heil. Sacrament, das allein die kath. Kirche noch ganz glaubt und bewahrt. Die Gemeinde versammelt sich dann um den Priester, der die Eucharistie trägt, es ist gleichsam ein feierliches Bekenntniß der Anhänglichkeit an die wahre Eucharistie. Der Herr wohnt nicht in Tempeln von Menschenhänden gemacht; dieser Satz wird anschaulich, wenn die Gemeinde, um die Eucharistie versammelt, in den grünen Fluren wandelt und betet und singt, und dort unter dem Schatten eines schönen Baumes des Herren Wort verkündet wird. Innige Gemüther werden durch einen solchen Anblick wundersam bewegt. Da die Processionen an verschiedenen Tagen gehalten werden, so besuchen die Nachbarn einander bei solchen Gelegenheiten, sodaß auch hier die Kirche ein neues Mittel darbietet, wodurch der Mensch mit dem Menschen in Berührung kommt, wodurch sie sich das prosaische Leben erheitern. Dies ist auch wol die beste Seite der Wallfahrten. Nur ein eingetrockneter Geist könnte rathen, die Processionen abzuschaffen, und schwerlich möchte sie sich das Volk so leicht nehmen lassen. V. e. Kath.

Proceßordnung (bürgerliche). Bei dem Namen Proceß wenden sich gewöhnlich Viele mit Widerwillen ab, welche nicht selbst gezwungen sind, sich mit dieser Nachtseite der gesellschaftlichen Verhältnisse, diesem Schauplatze der Ränke und Überlistung und eines Spiels mit leeren Formen zu beschäftigen. Nur da, wo wenigstens einige Acte dieses Schauspiels dem Geiste eine freiere Bewegung gestatten, wie im Systeme des öffentlichen Plaidirens, findet der Proceß noch eine Theilnahme der Gebildeten, welche sich aber keineswegs auf die Proceßordnungen erstreckt. In diesen erblickt man selten etwas mehr als eine Sammlung dürrer Formen und Formeln, mit welchen unter dem Vorwande, der Gerechtigkeit zu dienen, oft nur Eigennutz und Habsucht sich bekämpfen. Selten widmen Männer von philosophischem Geist und wahrem Talent ihre Kräfte dem processualischen Theile der Rechtswissenschaft, indem die Regeln desselben nur die Resultate eines vergeblichen Bemühens zu sein scheinen, ein Schattenbild der wahren Gerechtigkeit aufrecht zu halten. Keine menschliche Einrichtung ist aber auch einem so großen Wechsel unterworfen gewesen als die Ordnung des gerichtlichen Verfahrens in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten. Es ist fast kein Land in Europa, welches nicht in den letzten 50 Jahren große und sogar wiederholte Reformen seiner Proceßgesetze veranstaltet hätte. Schon dies sollte den Gedanken erwecken, daß jene Formen doch eine höhere Bedeutung haben müßten, und derselbe muß zur Überzeugung werden, wenn man sie als die Mittel des erhabenen Zwecks betrachtet, der Gerechtigkeit die Herrschaft unter den Menschen zu verschaffen. Aber freilich muß man die Gerechtigkeit selbst nicht dadurch entwürdigen, daß man meint, sie könne von ihrer Grundlage, der Sittlichkeit und Wahrheit, getrennt werden. Nur das unverrückte Festhalten an diesen beiden kann auch die Proceßgesetze mit einem edlern Geiste beleben, als in sehr vielen wirklich herrscht, sowie die Gleichgültigkeit gegen Sittlichkeit und Wahrhaftigkeit, welche man häufig in den Proceßordnungen gewahr wird, die nur das strenge und in rein positiven (zufälligen und willkürlichen) Formen erwiesene Recht beschützen wollen, eine der hauptsächlichsten Ursachen ist, daß die häufigen Reformen derselben doch so wenig befriedigende Resultate geliefert haben. Gleichwol ist die Rechtspflege nicht bloß einer der wichtigsten Zwecke des Staats überhaupt, sondern sie ist das Vermittelnde zwischen der Regierung und der individuellen Freiheit; sie ist der Punkt, auf welchem das Vertrauen des Volks auf seine Staatsanstalten am leichtesten erworben oder verloren wird; sie ist das wirksamste Mittel, Redlichkeit und Treue im Volke zu wecken und lebendig zu erhalten. Von ihr hängt auch die Sicherheit und das Zutrauen im bürgerlichen Verkehr ab. Hier treten sittliche, rechtliche und religiöse Meinungen der gesetzgebenden Thätigkeit am wenigsten entgegen, vielmehr bietet das Volk selbst, weil es die Unvollkommenheiten der Rechtspflege mehr als jede andre unmittelbar empfindet, jeder

Reform die Hand. In den Gesetzen über dieselbe läßt sich ein dreifaches Princip unterscheiden: a) das staatsrechtliche, welches sich in der Stellung des Richteramts zu der Regierung ausspricht, und wobei es also auf die Gleichheit des Rechts ohne Ansehen der Person, auf die Leichtigkeit, ein jedes Recht durch gerichtliche Hülfe geltendzumachen, und auf die Unabhängigkeit des Richteramts von jeder fremdartigen Einwirkung ankommt (s. Gerichte); b) das wissenschaftlich legislative, welches sich auf die Fortbildung des Rechtssystems durch die Gerichte bezieht und also hauptsächlich das Verhältniß des Richteramts zur Gesetzgebung (s. d.) betrifft, und c) das privatrechtliche und technische, welches die nächsten Zwecke der bürgerlichen Rechtspflege, Schutz der individuellen Rechte und Entscheidung der darüber entstehenden Streitigkeiten betrifft. In diesem Princip vereinigt sich wieder Dreierlei, der Schutz des wirklichen Rechts, nicht bloß die Herstellung eines bloß scheinbaren, formalen Rechts, die Beschränkung dieses Schutzes auf Das, was die Parteien wirklich geschützt wissen wollen, und die unverzögerte Ertheilung dieses Schutzes, gleichsam das tuto, jucunde et cito curare der Ärzte. Man setzt noch ein Viertes hinzu, die Verhütung der Processe, und sucht dies oft durch Mittel zu erreichen, gegen welche sich sehr Vieles einwenden läßt, wie das Beschränken und Erschweren der Rechtsmittel und Kostbarkeit der Rechtspflege. Es bedarf vielmehr eigner Anstalten gar nicht, um die Processe zu verhindern, da das Übel nicht in den einzelnen Processen, sondern in den Ursachen, welche sie hervorgebracht haben, liegt. Diese aber sind theils die Störung des öffentlichen Wohlstandes, welche Viele in den Fall setzt, ihre Verbindlichkeiten nicht erfüllen zu können, welches häufige Schuldklagen, Concursprocesse, zur Folge hat, theils die in den Gesetzen liegende Ungewißheit und Begünstigung der Ungerechtigkeit, welche ihre Verbindlichkeit nicht erfüllen will. Eine große Zahl von Processen entsteht bloß daraus, daß so viele Sätze des bürgerlichen Rechts, selbst in den Ländern, welche eigne neue Gesetzbücher besitzen, streitig sind, und diese Ungewißheit des Rechts ist auch darum so höchst verderblich, weil sie in allen Classen des Volks die Achtung für Gerechtigkeit und Wahrheit so sehr untergräbt. Gegen sie gibt es nur 2 Mittel: die Abfassung neuer Gesetzbücher in der Volkssprache und die Einheit der Rechtspflege, indem die Gerichte verbindlich gemacht werden, einen einmal angenommenen Rechtssatz in ihren Urtheilssprüchen ohne Genehmigung der gesetzgebenden Behörde nicht wieder zu verlassen. Noch mehr trägt es aber zur Vervielfältigung ungerechter Processe bei, wenn die Formen des gerichtlichen Verfahrens so verwickelt sind, daß es der Ungerechtigkeit leicht wird, auf jeden Fall Zeit, vielleicht sogar den Sieg durch ein Versehen des Gegners, durch einen unrichtigen Ausdruck in der Klage oder Einlassung, durch eine unvorsichtige Anlage des Beweises, durch die Versäumniß eines einzigen Tages, ja wol einer einzigen Stunde zu gewinnen. Je mehr eine Proceßordnung diesem Spiel mit der bloßen Form Schranken setzen kann, desto mehr wird sie auch vorsätzlich ungerechte Processe selbst verhüten, und nur diese, nicht die Processe an sich, sind im Staate ein großes Übel. Es versteht sich, was nun jene 3 Elemente des privatrechtlichen Princips der Proceßordnung betrifft, a) Schutz des wahren Rechts, b) insoweit ihn die Betheiligten begehren, und c) mit dem geringsten Aufwand von Zeit und Kräften), von selbst, daß die Handhabung einer nicht bloß scheinbaren, sondern der wirklichen Gerechtigkeit (ein Gegensatz, welcher auch als formales und materiales Recht bezeichnet wird und sich gegen einander verhält wie das subjective Fürwahrhalten und die objective Wahrheit der Logik) der oberste Zweck der Proceßgesetze sein muß, und daß diesem nicht nur die Sorge für die Abkürzung der Processe, sondern auch der Wille der streitenden Parteien, insofern derselbe als ungerecht und zweideutig erkannt wird, untergeordnet werden muß. Zwar kann es nicht vermieden werden, daß nicht die Form in vielen Fällen eine unwiderrufliche Entscheidung der Hauptsache begründe (la forme emporte le fond), allein

dies darf doch immer nur ein unvermeidliches Übel der einzelnen Fälle, nicht Geist der Proceßordnung werden, welche sich immer an den Grundsatz halten muß, daß die Formen nur ein Mittel sind, die gerechte Sache ins Licht zu setzen und zu vertheidigen. Princip der Proceßgesetzgebung muß also sein, die Gerechtigkeit so unabhängig als möglich von der bloßen Form zu machen (le fonds, muß es heißen, emporte la forme). Das System der Verzichte (nach welchem die bloße Unterlassung einer processualischen Handlung schon die Entsagung insichschließt, und auf welches sich die Folgen des Ungehorsams, der Fristen und Fatalien stützt), darf nicht weiter ausgedehnt werden, als seine Grundlage, der verständige und rechtmäßige Wille der Parteien, geht, und die in einigen Proceßordnungen über diesen Punkt angenommene unerbittliche Strenge, z. B. einen Beweis unwiederbringlich und ohne Restitution zu verwerfen, wenn er um einen Tag zu spät übergeben wird, kann vor dem Richterstuhle der höhern Gerechtigkeit nicht bestehen. Der Wille der Parteien muß freilich in bürgerlichen Rechtssachen sehr oft berücksichtigt werden, und es wäre eine große Beeinträchtigung der individuellen Freiheit, wenn der Staat sich hier mit einer Art von Bevormundung einmischen wollte. Allein man darf 2 Bedingungen bei Dem, was man im Proceß dem Willen der Parteien einräumen will, nicht übersehen, daß nämlich 1) derselbe auch wirklich vorhanden, und 2) ein gesetzmäßiger und rechtlicher sei. Bei dem Ersten verwechselt man gar zu oft die Absichten und Anträge der Sachwalter mit dem Willen der Partei selbst, und dies ist um so irriger, als es in unsern geselligen Verhältnissen überhaupt und nach den besondern Einrichtungen vieler Lande gar nicht von der Willkür der Rechtsuchenden abhängt, sich durch Sachwalter vertreten zu lassen oder nicht. Bei dem Zweiten aber kann zwar Niemandem gewehrt werden, von seinem Rechte nachzulassen; allein der Staat ist auch sehr wohl befugt, zu verlangen, daß Derjenige, welcher den richterlichen Schutz in Anspruch nimmt, über das ganze Verhältniß eine solche Aufklärung gebe, woraus die Gerechtigkeit seiner Sache sich ergibt, und der Staat die Überzeugung erhält, daß man s. richterliche Hülfe nicht zu einem Werkzeuge der Ungerechtigkeit mißbrauche. Besonders ist in dieser Hinsicht die Pflicht der Wahrhaftigkeit von großer Bedeutung. Die Abkürzung der Processe ist an sich selbst gar kein Vorzug (wol aber ist die Beendigung der einmal angefangenen nothwendig), und die Gesetzgebung sucht durch die Vorschriften zum Zweck der schleunigern Behandlung nur den Vortheil und eigentlichen Willen der Parteien gegen die Sachwalter und Gerichtsbeamten zu vertreten. Die Sorge für die Beschleunigung der Processe würde daher eine sehr unrichtige sein, wenn sie auf Kosten einer gründlichen und vollständigen Erörterung geschehen sollte. Freiheit der Parteien und thätiges Einwirken der Beamten, schleunige Rechtshülfe und erschöpfende Erörterung bilden die Endpunkte, zwischen welchen die Gesetzgebung sich bemüht hat, eine richtige Mitte zu finden, und die Geschichte der Proceßgesetze würde, wenn sie mit philosophischem Sinne und echter historischer Gründlichkeit behandelt würde, eins der interessantesten Capitel in der innern Entwickelungsgeschichte der Völker sein. Daß Meyer's nun geschlossenes Werk: „Esprit, origine et progrès des institutions judiciaires des principaux pays de l'Europe" (6 Bde., 1820—23) für die Geschichte der Gerichtsverfassung viel zu wünschen übrig läßt, ist schon bemerkt worden; für die Geschichte der Proceßgesetze leistet dasselbe noch weniger. Es ist zu erwarten, daß der historische Forschungsgeist, welcher in der ganzen Rechtswissenschaft rege geworden ist, sich auch über diesen Zweig erstrecken werde, und wir haben zu gleicher Zeit genaue Untersuchungen über den attischen Proceß (von Heffter, Meyer, Schömann und Platner) und über das gerichtliche Verfahren der ältern Zeit in Deutschland (von Maurer, von Freyberg, Buchner und Steiner) erhalten. Zwar ist in keinem Zweige der Rechtswissenschaft die Geschichte unbrauchbarer zur eigentlichen Quelle des Rechts als in diesem, und daher das Bemühen sehr ver-

ehrt, in den Einrichtungen eines einfachen und rohen Volkes, welchem Zweikampf nd Mönchsbetrug in den Gottesurtheilen die sicherſten Mittel des Beweiſes wa-en, das Muſter für die proceſſualiſchen Anſtalten einer Zeit zu ſuchen, deren Rechtsverhältniſſe an Mannigfaltigkeit und Ausdehnung ebenſo viel, als die Mittel uridiſcher Gewißheit an Einfachheit und Sicherheit gewonnen haben. Auch iſt es ehr unrichtig, wenn man in jenen ältern proceſſualiſchen Einrichtungen unſerer Vorfahren eine große nationale Eigenthümlichkeit zu erkennen wähnt. Sie ſind Ergebniſſe ihres damaligen Culturſtandes und ihrer übrigen öffentlichen Verhält-iſſe und wiederholen ſich mit überraſchender Gleichheit bei allen Völkern, welche ich in ähnlichen Lagen befinden, z. B. unter den Bewohnern der Sundainſeln. S. Marsden's „Geſchichte von Sumatra" und Crawford's „Beſchreibung des ndiſchen Archipelagus".) Allein wie jede echte hiſtoriſche (d. h. einfach die Thatſachen auffaſſende und insbeſondere nicht die Gegenwart in die Vergangenheit urücktragende) Entwickelung ein großes Verdienſt hat, ſo iſt auch dieſe hiſtoriſche Behandlung der Proceßgeſetzgebung von außerordentlichem Werthe, indem nichts o ſehr als ſie geeignet iſt, das Vorurtheil zu zerſtreuen, welches dem Zufälligen, eil es das Gewöhnliche iſt, ſo gern den Charakter der Nothwendigkeit verleiht nd aus Scheingründen ein Syſtem aufbaut, nach welchem Das, was gerade iſt, chlechterdings ſo ſein muß. (Mit dieſen Waffen, die man ſchon eine Metaphyſik es Proceſſes genannt hat, ficht man bald für Öffentlichkeit und Mündlichkeit, ald für die ſchriftliche Verhandlung des gemeinen deutſchen Proceſſes, am liebſten ber gegen die ſogen. Unterſuchungsmaxime der preuß. Gerichtsordnung.) Aber ine Geſchichte des Proceſſes darf, wenn ſie jenen Werth haben ſoll, nicht bloß eine ußere der Geſetze ſein, welche immer mit einem Schimmer des Idealen umgeben ind, ſondern ſie muß dieſelben im wirklichen Leben darſtellen, den Grad bezeichnen, n welchem ſie beobachtet oder vernachläſſigt worden ſind, die Obſervanzen, welche ich neben ihnen, und die Mißbräuche, welche ſich gegen ſie in den Gerichtshöfen ge-ildet haben. Mit einer ſolchen Geſchichte wird man die legislativen Veränderun-en in den Proceßformen, welche ſich von Zeit zu Zeit begeben haben, zwar nicht ür Erreichung eines unverbeſſerlichen Ideals, aber doch auch nicht für entſchiedene Rückſchritte und Verderbniß eines frühern vollkommenern Zuſtandes, ſondern für Verſuche halten, welche wenigſtens unter den Umſtänden ihrer Zeit für wahre und um Theil ſehr große Verbeſſerungen gelten können. Man wird ſich aber auch be-cheiden lernen, daß auch die heutige Zeit das Räthſel ebenſo wenig als die nahe der ferne Vorzeit gelöſt hat, und Alles, was erreicht wird, nur Annäherungen an in Ziel ſind, welches, noch in weiter Ferne liegend, auf den verſchiedenſten Wegen u verfolgen iſt. Die Verdrängung des altgermaniſchen Gerichtsverfahrens durch as regelmäßigere des geiſtlichen Gerichts, welche bei uns in das 15. Jahrh. fällt, ie Verwandlung der mündlichen Vorträge in einen Schriftwechſel, welche im 16. Jahrh. begann, die Abſchaffung der in einzelne Sätze zerſchnittenen Klagen, die ichterliche Sorge für eine vollſtändige Beantwortung der Klage, die eingeführte Pflicht der Parteien, die an ſich nur nach einander zu brauchenden Mittel der Ver-heidigung auf einmal vorzutragen (Eventualmaxime), welche zu den Beſtimmun-en des Reichsabſchieds von 1654 gehört, die damit zuſammenhängende Verban-ung der Poſitionen (welche im franz. Proceß u. d. N. des **interrogatoire sur faits t articles** noch eine ſo wichtige Stelle einnehmen): alles Dies wird in einer ſol-hen Geſchichte ſeine rechte Stelle und Würdigung finden. Sie wäre auch der Weg, die 3 Syſteme, welche jetzt mit einander gleichſam im Kampfe ſtehen, der-eſtalt mit einander zu vereinigen, daß die Vorzüge eines jeden von ihnen in dem echten Zuſammenhange erſchienen. Dieſe 3 Syſteme, das franzöſiſche des Plai-irens (denn das engliſche iſt in England ſelbſt für ſo unzweckmäßig anerkannt, daß s gar nicht in Betrachtung kommen kann), das Syſtem des deutſchen gemeinen

Processes (wovon der sächsische eine Abart bildet) und das preußische des Instruirens unterscheiden sich vorzüglich durch den Grad der richterlichen Thätigkeit, welche im französischen den geringsten, im preußischen den größten Spielraum hat, sowie auch jenes das älteste, dieses das neueste ist. I. Das französische hat seine Grundlagen noch im Proceß der geistlichen Gerichte mit Anwendung des römischen Rechts; es ist vom 14. Jahrh. an durch den Gerichtsbrauch der Parlamente, vornehmlich des pariser (style du parlement), und durch mehre königl. Verordnungen, worunter die von 1539 sich auszeichnet (s. Bernardi, „De l'origine et des progrès de la législation française", 1816) fortgebildet worden. Eine förmliche Proceßordnung ließ Ludwig XIV. 1667 bekanntmachen, von welcher die neueste Bonapartische von 1806 nur eine neue Redaction ist. Der mündliche Vortrag der Parteien in öffentlicher Gerichtssitzung ist hier die Hauptsache. Die einleitende Verhandlung, Mittheilung der Klage, deren Beantwortung, Aufstellung der Einreden, Repliken u. s. w., erfolgt ganz ohne Zuthun des Gerichts durch einen Schriftwechsel zwischen den Procuratoren, für dessen richtige Behändigung bloß die Huissiers zu sorgen haben. Eine förmliche Einlassung auf die Klage, wodurch die eigentlichen Streitpunkte festgestellt würden, gibt es hier nicht, und es fehlt also dem ganzen Proceß an einer festen Basis; die Behauptungen und Anträge der Parteien bleiben bis zum Endurtheil schwankend und veränderlich. Ja die eigentliche Klagbitte wird erst in der letzten Audienz, worin das Urtheil gesprochen wird, vorgetragen (prendre ses conclusions) und kann nicht wohl eher bestimmt erfolgen. Incidentpunkte müssen entschieden sein, ehe man weiter gehen kann, wodurch außerordentliche Verzögerungen des Processes entstehen, so sehr auch die Proceßordnung sich bemüht hat, das Verfahren hierüber abzukürzen. Das Schwanken, welches durch den Mangel einer genauen Klagbeantwortung entstehen muß, wird durch 2 Mittel einigermaßen ersetzt, welche allerdings von sehr wohlthätiger Wirkung sind: a) das Recht der Parteien, in jeder Lage des Processes von dem Gegentheil bestimmte Erklärung über einzeln aufgestellte Thatsachen zu verlangen (interrogatoire sur faits et articles), welche derselbe zwar nicht eidlich, aber doch mit strenger Verpflichtung zur Wahrhaftigkeit zu geben schuldig ist, und b) das Recht des Richters, das Erscheinen der Parteien in der Gerichtssitzung zu verfügen, um sie selbst über das Factische zu befragen. Der 2. Hauptabschnitt des Processes, das Beweisverfahren, wird, wie jede von Gericht ausgehende Anordnung, durch ein Zwischenurtheil eingeleitet, wogegen die gewöhnlichen Rechtsmittel zulässig sind, und endlich der 3. Abschnitt, die Rechtsausführungen der Sachwalter gegen einander, werden wiederum in öffentlicher Gerichtssitzung in mündlichen Reden vorgetragen, und dieser letzte Hauptact kann allerdings, wenn ein gelehrter, scharfsinniger Mann, mit großer Gegenwart des Geistes ausgerüstet, an der Spitze des Gerichts steht, und tüchtige, redliche Männer als Redner auftreten, ein sehr imposantes Schauspiel gewähren. Er kann aber auch, wie Feuerbach's „Betrachtungen über Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege" (2. Th., Gießen 1825) und Zum Bach („Gegeneinanderstellung der franz. und preuß. Proceßordnung", 1822, S. 299) bezeugen, ein sehr trauriges Bild von der Rechtspflege auf ihrer niedrigsten Stufe zeigen. Auf jeden Fall fehlt es diesem letzten wichtigsten Act an einer sichern Grundlage; Redekünste, Verdrehungen der Thatsachen, Verrückungen des Streitpunktes und alle jene Ränke, welche schon Cicero förmlich lehrt, haben hier noch das freieste Feld und finden nur zu oft bei den Richtern mehr Eingang als die einfache Darstellung der gerechtesten Sache. II. Seit den Reformen des 16. Jahrh. und vorzüglich seit dem jüngsten Reichsabschiede von 1654 liegt die Kraft des deutschen außerpreußischen Processes in der vorsichtigen und vollständigen Abfassung der Klage, in der Pflicht des Beklagten, hierauf sogleich vollständig zu antworten und alle Einwendungen zusammen vorzutragen, sodann

in der geschickten Anordnung der gegenseitigen Beweisführung. Hier soll zwar der Richter von Amtswegen darauf sehen, daß die Klageschrift die nöthigen Eigenschaften habe, um für die ganze fernere Verhandlung eine sichere und unveränderliche Grundlage abgeben zu können. Allein dies ist eine Pflicht, welche er nur in geringem Maße zu erfüllen im Stande ist, und er steht in diesem Abschnitte des Processes nur um ein Weniges höher als der franz. Richter. Die großen Nachtheile, welche für die Parteien selbst aus einer unvorsichtigen Anlage der Klage und Einlassung entstehen (und welche im sächs. Proceß noch viel größer sind als im gemeinen, weil eine fehlerhafte Einlassung einem Zugeständniß gleich ist), sind die eigentlichen Antriebe, jene Schriften mit großer Sorgfalt zu verfertigen. Doch ist auch der geschickteste Advocat nicht im Stande, diese Klippen immer glücklich zu umschiffen, und da der Advocatenstand die Vorschule zu andern Ämtern ist, da sehr wenige geschickte Männer bis in ihr Alter in diesem Stande, welcher zu den Gerichten in einem sehr subalternen Verhältnisse steht, verharren, so ist leicht abzunehmen, daß der Schade, welchen ungeübte, unkundige, geistlose oder leichtsinnige Männer ihren Parteien zufügen, im Ganzen sehr groß sein muß. Die wichtigste Kunst ist, so wenig zu sagen, so wenig einzuräumen als möglich, und eine ehrliche, klare Erklärung der Parteien gegen einander ist eine seltene Erscheinung. Der Beweis kann nur einmal unternommen werden; einmal verfehlt, ist er es für immer. Wie oft werden daher Klagen nach weitläufiger Verhandlung der Sache und großem Kostenaufwande noch abgewiesen, aber nur in der Art, wie sie angebracht sind, und mit Vorbehalt eines neuen Processes! Wie oft geht aber auch ein wohlgegründetes Recht durch einen fehlerhaft angelegten Beweis unwiederbringlich verloren. (Das Recht der Parteien, einen bessern Beweis zu liefern, ist nur noch in wenigen Proceßordnungen zu finden.) Auch der 3. Abschnitt des Processes, die Rechtsausführungen, sind schriftlich, und diese Schriften, welche nur für den Richter bestimmt, werden daher auch in der Regel sehr vernachlässigt, und nur bei einigen höhern Gerichten wird auf sie ein Fleiß gewendet, welcher sich auf etwas mehr als auf die Zahl der Worte erstreckt. III. Diesem Übel zu wehren, kehrte der preußische Proceß zu alten Bestimmungen zurück, welche sich bereits im römischen und im kanonischen Rechte finden und in der franz. Proceßordnung beibehalten worden sind, daß der Richter die Parteien selbst über die Thatsachen befragen soll, und ging noch einen Schritt weiter. Schon in der Proceßordnung des Großkanzlers Cocceji von 1748 wurde hierzu der Grund gelegt, bei der Carmer'schen Reform von 1780 aber völlig ausgesprochen, daß der Richter die Parteien selbst gegen einander hören, die Punkte, worüber sie streitig sind, in eine zusammenhängende Darstellung (den **status causae et controversiae**) bringen (wenn es die Parteien verlangen, selbst die Klage und Beantwortung aufnehmen), dann über die erheblichen Thatsachen die von den Parteien zu liefernden Beweismittel zusammenstellen, besonders die Zeugen selbst verhören, mit einem Worte, die beiden ersten Abschnitte des Processes theils selbst in die gehörige Form bringen, theils die Anwälte der Parteien in genauer Aufsicht halten muß. Hieraus entsteht die große Folge, daß einerseits diese Schritte des Richters nie den Parteien nachtheilig werden können, jeder Theil also immer seine Vorträge ergänzen und berichtigen kann, andrerseits, daß die Parteien nicht genöthigt sind, Alles, was zu ihrer Sache nöthig sein kann, mit ängstlicher Sorge gleich von vorn herein vorzubringen und ihre Worte mit der Goldwage abzuwägen. Angebrachtermaßen kann keine Klage verworfen werden, weil, wenn sie der Richter auch späterhin noch in irgend einem Punkte mangelhaft finden sollte, die Ergänzung derselben verordnet werden muß, und ebenso wird bei der Beweisführung das Versäumte jederzeit nachgeholt. Daher brauchen auch in diese beiden ersten Abschnitte des Processes durchaus keine Rechtsausführungen eingemischt zu werden, und die Instruction einer Sache bis zum Endurtheile (da

Zwischenurtheile bei dieser Einrichtung gar nicht vorkommen, sondern der Gang der Sache durch bloße Decrete geleitet wird), fodert daher der Regel nach kaum den zehnten Theil der Schreiberei und des Aufwandes menschlicher Kräfte, welche eben diese Verhandlung nach gemeinem deutschen oder französ. Proceß nöthig macht. Das Wichtigste aber ist der geringe Einfluß bloßer Formen und der Werth, welchen nach der Instructionsmethode die Wahrheit behauptet. Der 3. Abschnitt hat nichts Ausgezeichnetes, da auch hier nur gegenseitige schriftliche Deductionen stattfinden. Gegen diese Stellung des Richters erheben sich eine Menge Stimmen der bewährtesten Rechtsgelehrten — außer Preußen, aber ebenso laut spricht in Preußen die Erfahrung dafür. Es ist hier nicht der Ort, alle Einwendungen aufzuzählen, welche man gegen die sog. Untersuchungsmethode seit Gönner bis auf Mittermaier vorgetragen hat, und noch weniger, sie zu widerlegen. Der preuß. Proceß hat auch noch s. Unvollkommenheiten, und es ist schon von Mehren vorgeschlagen worden, das letzte schriftliche Verfahren in ein mündliches in offener Gerichtssitzung zu verwandeln, da man bemerkt zu haben glaubt, daß dieser letzte Abschnitt, nebst der eigentlichen Fällung der Urtheile, die schwächste Seite des preuß. Processes sei. Da bei dieser Reform das Schwankende des franz. Processes und die allzu große Freiheit des mündlichen Vortrags durch die feste Basis des **status causae** und den Vortrag eines Referenten vermieden werden würde, so könnte man sich in der That vielleicht große Vortheile von einer solchen Einrichtung versprechen. 37.

Procida, s. **Neapel** (Stadt und Umgebung von).

Proconsul und **Proprätor**. Anfangs wurde die Verwaltung der Provinzen des römischen Reichs von **Prätoren** (s. d.), in der Folge aber von Proconsuln und Proprätoren nebst ihren Gehülfen, den **Quästoren** und **Legaten** (s. d.), besorgt. Den Namen Proconsul und Proprätor bekam ein Consul und Prätor, wenn er nach Verlauf seiner Amtszeit sich in eine Provinz zu deren Verwaltung begab. Als nämlich das röm. Reich einen ansehnlichen Zuwachs an Ländern bekommen hatte, wurde durch ein Gesetz des C. Sempronius Gracchus festgesetzt, daß in den consularischen und prätorischen Comitien der Senat 2 **Provincias consulares** und 6 **praetorias** bestimmen sollte, über welche die erwählten Consuln und Prätoren wenige Tage nach dem Antritte ihres Amtes loosen oder sich vergleichen mußten. Seitdem waren die Consuln und Prätoren nach der festgesetzten Ordnung auch die Statthalter der Provinzen. Die Geschäfte des Statthalters betrafen die Gerichtspflege, die Sorge für die übrigen Angelegenheiten der Provinz und den Oberbefehl der Truppen, welche sich daselbst befanden. Die Zeit war gewöhnlich auf 1 Jahr beschränkt, bisweilen wurde sie auf 2, selten auf 3 und mehre Jahre ausgedehnt. Nach seiner Rückkehr nach Rom war der Statthalter verbunden, binnen 30 Tagen über seine Verwaltung und über den Zustand der Provinz Bericht zu erstatten. Hatte er sich Ungerechtigkeiten und Bedrückungen erlaubt, so konnte er deßhalb vor Gericht angeklagt werden, und zwar **repetundarum**, wenn er Geld oder Geschenke erpreßt, **peculatus**, wenn er öffentliche Gelder veruntreuet, oder **criminis majestatis**, wenn er das Heer mißbraucht hatte. Dennoch wurden die Provinzen im Ganzen auf vielfache Weise bedrückt und gemißhandelt (vgl. **Provinz**).

Procopius aus Cäsarea, s. **Byzantinische Schriftsteller**.

Procopius, s. **Hussiten**.

Procurator, jeder Geschäftsverweser oder Bevollmächtigte zur Besorgung fremder Angelegenheiten. Die Römer ertheilten diesen Namen den Aufsehern über Landgüter, den Sachwaltern der Inselnbesitzer und den Verwaltern der Einkünfte des Kaisers, des Senats und der Bürger in den Provinzen, welche auch bisweilen die Stelle der Statthalter, besonders in kleinern Provinzen, oder in solchen vertraten, welche einen Theil der größern ausmachten, wie Pontius Pilatus

in dem zur Provinz Syrien gehörenden Judäa. Das ältere römische Recht ließ nur in 3 Fällen Procuratoren zu, nämlich in Sachen, welche das Volk, die Freiheit und die Vormundschaft betrafen. In der Folge aber, da man die Einschränkung, sich nicht durch Andre vertheidigen zu können, lästig fand, wurden Procuratores ad negotia eingeführt, welche bloß bei den Richtern die Streitsachen der Parteien, anfangs unentgeltlich, später gegen eine Belohnung, betrieben. Als das steife Formularwesen erweitert ward, erlaubte man rechtskundigen Personen (Cognitores juris), die Processe Andrer unter der merkwürdigen Einschränkung zu führen, daß sie Eigenthümer derselben wurden, d. h. sie in ihrem eignen Namen führten, und unterschied sie von den Procuratoren, welche die Privatangelegenheiten abwesender Personen ohne deren Auftrag besorgten. Jetzt versteht man unter Procurator Denjenigen, welcher von einem Andern durch eine Vollmacht den Auftrag erhalten hat, gerichtliche und außergerichtliche Geschäfte für ihn zu besorgen, wenn er sich derselben aus irgend einer Ursache nicht selbst unterziehen kann. Da er den Eigenthümer der Rechtssache vertritt, und sie in dessen Namen leitet, so ist er verbunden, beim ersten Termine durch Beibringung einer Vollmacht, die an manchen Orten eine gerichtliche sein muß — welches man die Legitimation zum Processe nennt — zu beweisen, daß er von demselben zur Besorgung seiner Angelegenheiten bestellt sei, oder in Ermangelung derselben Bürgschaft zu leisten, daß er, wenn sein Mandant nicht alle seine Handlungen genehmigen sollte, dem Gegentheil den dadurch entstehenden Schaden ersetzen wolle. Obgleich ein Rechtsgelehrter und Procurator in Einer Person vereinigt sein können, so ist doch dieses in der Regel nicht erfoderlich, da Jeder, welcher die Geschicklichkeit zur Verwaltung fremder Geschäfte besitzt, und nach den Gesetzen dazu befugt ist, das Äußere eines Processes besorgen kann, wohin z. B. gehört, daß er die einzureichenden Proceßschriften unterschreibt und für die Übergabe derselben zur rechten Zeit Sorge trägt, daß er bei Ablegung eines Eides gegenwärtig ist, auf die gehörige Abwartung der Termine Acht hat, die Bekanntmachung eines Bescheides anhört, Geld in Empfang nimmt u. dgl. Der Procurator, welcher ohne besondere Erlaubniß keinen Andern an seine Stelle setzen darf, ist verpflichtet, die Angelegenheit seines Vollmachtgebers mit gewissenhafter Treue zu besorgen, die Grenzen seines Auftrages nicht zu überschreiten, und ist er durch eine allgemeine Vollmacht zur Verwaltung aller gerichtl. und außergerichtl. Geschäfte bestellt, nur solche Handlungen zu unternehmen, welche offenbar zum Vortheil des Letztern gereichen und von welchen zu vermuthen ist, daß sie dieser selbst unternommen haben würde. Nach Vollendung seiner Geschäftsführung muß er Rechnung ablegen und kann die dabei gemachten Ausgaben, wenn sie nöthig waren, zurückfodern; auch gibt ihm die Praxis Ansprüche auf ein Honorar für seine Mühe. Haben mehre Personen das Geschäft eines Andern übernommen, so sind sie Alle für Einen und Einer für Alle (solidarisch) in Rücksicht der Folgen ihrer Handlungen verantwortlich, wenn nicht etwas Andres bestimmt worden ist. Den von einer Gemeine bestellten Procurator nennt man Syndicus (s. d.). In Klöstern heißt der Conventual, welcher die ökonomischen und andern weltlichen Angelegenheiten des Klosters zu besorgen hat, der Pater Procurator oder Klosterschaffner. Durch einen Procurator oder Stellvertreter vermählen sich fürstl. Personen, wenn der Bräutigam einem Andern den Auftrag gibt, sich seine entfernte Braut in seinem Namen antrauen zu lassen, welches mit besondern Feierlichkeiten geschieht und die nämliche Gültigkeit hat, als wenn der wirkliche Bräutigam in Person gegenwärtig gewesen wäre. — Generalprocurator wurde vor der Revolution in Frankreich Derjenige genannt, welcher beim Parlament und bei den andern hohen Gerichtshöfen die Sachen, welche das Interesse des Königs betrafen, entweder selbst vortrug und betrieb, oder durch die Generaladvocaten besorgen ließ. (S. Kronanwalt.) Auch die Königin

und königl. Prinzen hatten ihre Generalprocuratoren. — Procurator von San-Marco war der Titel der vornehmsten Staatsbeamten oder Senatoren in der Republik Venedig. Außer den 9 wirklichen Procuratoren, aus welchen der Doge gewählt wurde, gab es noch viele Titularprocuratoren, welche diese Würde mit den größten Summen bezahlten, da sie von dem venetianischen Adel wegen des damit verbundenen Ranges sehr gesucht wurde. Mr.

Procureur du roi, s. Kronanwalt.

Prodikus, s. Sophisten.

Prodromus, der Vorläufer, ein gewöhnlicher Titel einer solchen Schrift, durch welche der Verfasser einen vorläufigen Begriff von Dem geben will, was er in einem spätern Werke ausführlicher zu behandeln gedenkt.

Production (Nationalökonomie). Die Frage, welche Arbeit des Menschen productiv (schaffend) sei und welche nicht, hat lange Zeit hindurch die Staatsgelehrten beschäftigt und ist von ihnen, je nachdem sie dem einen oder andern staatswirthschaftlichen Systeme ergeben waren, höchst verschieden beantwortet worden. Die Anhänger des Mercantilsystems (s. d.) halten nur diejenige Arbeit für schaffend, welche Metallmünze dem Lande zuführt, die Physiokraten (s. d.) nur solche, welche auf Erzeugnisse des Bodens gerichtet wird, die Jünger Adam Smith's nur solche, welche Dinge von Tauschwerth ins Dasein ruft. Näher beleuchtet erscheinen alle diese Erklärungen unbefriedigend. Produciren im weitern Sinne heißt etwas Neues zur Erscheinung bringen, im engern Sinn aber, eine Sache von Werth, ein Gut, gleichviel ob geistiges oder sinnliches, ob von Tausch- oder Gebrauchswerth, hervorbringen. Die Urstoffe zu allen Dingen, welche Güter sein können, beut zwar ausschließlich die Natur dar, aber diese Urstoffe in wirkliche Güter zu verwandeln, kommt derselben nicht ausschließlich zu, sondern neben ihr zugleich der Willkür des Menschen. Ist von geistiger Production des Letztern die Rede, so wird darunter die Benutzung der von der Natur geschaffenen geistigen Stoffe zur Hervorbringung geistiger Dinge verstanden. So ist jede Entdeckung, welche der Mensch im Reiche der Wissenschaften macht, eine geistige Production seiner schaffenden Kraft, aber den Stoff dieses Erzeugnisses bilden die Geistestalente, wodurch erst die Entdeckung möglich geworden, und diese Talente sind nichts Andres, als Gaben der Natur. Was hingegen die sinnliche Production des Menschen betrifft, so kann dieselbe auf dreifache Weise sich äußern, nämlich: 1) indem sie auf Gewinnung der von der Natur hervorgebrachten sinnlichen Stoffe und Dinge verwandelt wird, dann heißt sie Urproduction (s. d.); 2) indem sie auf Veränderung der äußern Form der von der Natur geschaffenen und durch die Urproduction gewonnenen Dinge verwendet wird, alsdann heißt sie industrielle Production; 3) indem sie eine Ortsveränderung der von der Natur geschaffenen Dinge sowol in ihrem rohen, als durch menschliche Arbeit veränderten Zustande zum Behuf des Verkehrs beabsichtigt, im letztern Falle heißt sie commerzielle Production. Es kann aber in dieser Hinsicht durchaus keinen Unterschied machen, ob das geistige oder sinnliche Gut, das man der Production verdankt, mittelbar oder unmittelbar aus derselben hervorgegangen; daher wäre es fehlerhaft, wenn man, den Grundsätzen mancher staatswirthschaftlichen Systeme zufolge, ganze Classen höchstnützlicher Staatsbürger, wie z. B. die der Gelehrten, Militairpersonen, Dienstboten ꝛc., bloß weil sie nicht unmittelbar Werthe produciren, unbedingt aus der Reihe der Producenten wegstreichen wollte.

Profan, unheilig, weltlich, auch uneingeweiht in gewisse Mysterien oder Geheimnisse. Daher Profangeschichte, die weltliche Geschichte, im Gegensatz der Kirchengeschichte; Profanautoren, Profanscribenten heißen die griech. und röm. Schriftsteller, im Gegensatz der biblischen und kirchlichen.

Profeß, das Ordensgelübde, welches der Klostergeistliche nach überstandenen Noviciatjahren ablegt. (Vgl. Klostergelübde und Jesuiten.)

Profil, senkrechten Durchschnittsriß, nennt man im Allgemeinen die Ansicht einer Sache von einer ihrer Hauptseiten, wobei mehr oder weniger von der andern dem Auge verdeckt wird (daher der Ausdruck Halb- und Dreiviertelprofil); insbesondere den scharf von einer Seite betrachteten Umriß des menschlichen Angesichts. Sehr bedeutend sind die Züge des Charakters im Profil des Gesichts ausgesprochen. Was im vollen, von vorn betrachteten Antlitz uns oft durch vorschwebende Rundung, blühende Farbe, liebliches Lächeln täuschen kann, wird im scharfen Profil von seinem Zauber entkleidet und spricht nach dem echten Geisteswerthe an, oder erscheint uns leer und unbedeutend. Doch gehört ein geübtes Auge dazu, um hierbei gerecht zu sein; das Bestimmte tritt im Profil leicht zu grell, das Zarte zu schwach hervor; nur wo die reinste Harmonie, verbunden mit Übergewicht des Geistigen über das Sinnliche herrscht, wird das Profil schöner und anziehender sein, als die Physiognomie von vorn (en face). Für den Künstler ist es am leichtesten, in dem Profil die Ähnlichkeit zu treffen; aber mit seltener Zartheit und Übung muß seine Hand diese Linie zu zeichnen vermögen, wenn er weder übertreiben noch verflachen will. Ein Zerrbild scheint dem ungeprüften Urtheil leicht befriedigend und ähnlich, da hingegen das Kennerauge eine haarbreite Abweichung oft schon beim Profil sehr störend findet. Aus jener scheinbaren Leichtigkeit entstand das Unwesen, welches vor einiger Zeit mit Schattenrissen getrieben wurde. Ein von dem Kronprinzen von Baiern dem Hofrath Blumenbach in Göttingen 1818 zugesandter Schädel eines alten Griechen, aus einem antiken Grabe in Großgriechenland herrührend, kann, in Rücksicht s. ausgezeichnet schönen Form, als Musterbild des antiken griech. Profils betrachtet werden, in welchem sich die Nase in gerader edler Linie mit der Stirn verbindet, und widerlegt die neuerlich aufgestellte Behauptung, als ob dieses Profil in den griech. Kunstwerken überall nicht nach der Natur gebildet, sondern, wie sich de Pauw darüber ausdrückt, bloß ein, in verschiedenen Schulen angenommener Zeichnungsstyl sei. („Gött. gel. Anz.", 1818, St. 112.) Auch an Gebäuden, Bergen, Verschanzungen u. s. w. nennt man den von einer Seite betrachteten Durchschnitt oder Umriß derselben, ihr Profil, und es ergibt sich, indem wir den Körper durch eine Fläche senkrecht durchschnitten denken. Wl.

Progne, Prokne, s. Philomele.

Prognostikon, die Vorhersagung, Weissagung. Jemanden das Prognostikon stellen, heißt, ihm sein Schicksal vorhersagen, es geschehe nun aus vernünftigen oder abergläubischen Gründen, ernsthaft oder scherzend. Auch heißt Prognostikon eine Art Wetterglas, welches das Wetter (durch das Trübewerden der Flüssigkeit, womit es gefüllt ist, und in welcher sich ein Bodensatz befindet) angeblich 24 — 36 Stunden vorher anzeigen soll. Es ist jedoch bekannter unter dem Namen Baroskop.

Programm heißt auf Universitäten und Gymnasien eine öffentlich angeschlagene oder ausgetheilte Ankündigungs- oder Einladungsschrift zu irgend einer feierlichen Handlung, als einer Disputation, Promotion, Habilitation, Rede, Prüfung ꝛc. Eben dies heißt auch Prolusion.

Progression oder Reihe, in der Mathematik eine Folge von Größen oder Zahlen, welche nach einem gegebenen Verhältnisse zu- oder abnehmen. Weiset sich dies Steigen oder Fallen durch Addition oder Subtraction aus, so ist die Reihe eine arithmetische, ergibt es sich aber durch Multiplication oder Division, eine geometrische, weil dort das Verhältniß ein sogen. arithmetisches, hier ein geometrisches ist. So ist z. B. in der Reihe 3, 5, 7, 9, 11, 13 ꝛc. die Differenz 2, d. h. jedes Glied derselben steigt um 2, sie ist also arithmetisch; in der Reihe 2, 4, 8, 16, 32, 64 ꝛc. steigt jedes folgende Glied 2 Mal, folg-

lich ist sie geometrisch. Die Lehre von den Progressionen findet nicht allein in der höhern Mathematik, sondern auch in mehren wichtigen Berechnungen im bürgerlichen Leben, z. B. bei der Zins- oder Anatocismus-, zusammengesetzten Interusuriums- oder Rabattrechnung, bei Leibrenten, bei politischen Rechnungen u. dgl., ihre Anwendung. 5.

Prohibitivsystem, dasjenige politische oder staatswirthschaftliche System, wonach die Regierung die Gewerbe und den Handel durch Ein- und Ausfuhrverbote (s. d.) von Landesproducten u. a. Waaren befördern und aufmuntern zu können glaubt. Nach einem entgegengesetzten System aber ist Freiheit die Seele des Handels, wie sie auch die Seele der Production und Fabrication genannt werden kann. Denn je freier der Handel ist, um so schneller geschieht der Austausch, und um so mehr werden Künste und Gewerbe belebt. Jedes Land widme sich dem, für seinen Boden passendsten Erwerbe; es vervollkommnet ihn dann leicht und bringt ihn zu den mäßigsten Preisen hervor. Man überlasse einem Jeden, Waaren ab- und zuzuführen, wohin er will. Man gebe dem Meere jenes Recht, das die Natur ihm gab, von jedem Schiffe befahren zu werden. Man entsage dem ausschließenden Rechte über ein Element, das mehr als jedes andre geeignet ist, ein Gemeingut zu sein. So wird man jene glückliche Epoche wieder erneuern, in welcher der Handel, von den Griechen auf Italien übergegangen, eine im Verhältniß des Zeitalters seltene Höhe erreicht, und damit auch Ackerbau und Industrie zu einem größern Flor emporgebracht hatte. — Ein dem Handelsfreiheitssysteme ganz entgegengesetztes System hat die Handelspolitik der Gesetzgebung und Staatsverwaltung unter den Völkern des neuern Europas in Gang gebracht: — es ist das unnatürliche, die Völker einander entfremdende Prohibitiv- oder Verbotssystem, die Quelle ewiger Spaltungen, die den Neid und die Eifersucht der Nationen in steter Gährung unterhält und dadurch die Gesammtmasse der Hülfsquellen im Maße der Fehler vermindert, welche dieses falsche System begehen heißt. Die Natur hat einem jeden Staate eigne und besondere Producte zugetheilt. Der gleiche Fall ist bei allen Industriezweigen. Die Natur gab also dadurch zu erkennen, daß alle Nationen mit einander in Verbindung bleiben, sich wechselseitig geben, von einander empfangen und diesen wohlthätigen Tausch nicht aufheben oder einseitig beschränken sollen. Vergebens haben auch in der neuern Zeit Adam Smith, Say u. a. ausgezeichnete staatswirthschaftliche Schriftsteller diese Wahrheiten ausgesprochen. — Von England ging das Prohibitivsystem aus. Durch seine Navigationsacte, die Neid und Haß gegen die Holländer geschaffen hatte, ward es befestigt. Der Prohibitismus nöthigte die Engländer, sich der Fabrication mit verstärkter Kraft zu widmen, und so fand die Nation bald nur Geschmack an Demjenigen, was englischen Ursprungs war. Holland blieb dadurch die natürliche Niederlage aller Gegenstände im großen Handelsverkehr. Sein Handelsfreiheitssystem erhielt sich auch mit allen heilsamen Folgen von 1660—1747. Von da an aber näherte es sich, wie die meisten europäischen Völker, theils übelverstandenen Interesses, theils äußerer Verhältnisse wegen, dem Prohibitivsystem. Die fremden Nationen suchten also andre Märkte und ihre Schiffe andre Häfen. Frankreich, fast gleichzeitig mit England zu dem Prohibitivsystem übergegangen, hätte, nachdem Holland seinen natürlichen Beruf verabsäumte, durch Annahme eines durchaus freien Handelssystems die Niederlage für den Verkehr von ganz Europa werden können. Es hatte schon 1787 seinen äußern Handel zu der Höhe von mehr als 600 Mill. Fr. an Ein- und Ausfuhr gesteigert, während England nur einen Umsatz von 450 Mill. aufweisen konnte. Durch die Revolution war auch die Stimmung zu Annahme der großen Maßregel gänzlicher Handelsfreiheit vorbereitet. Man erwartete mit Zuversicht ihre Ausführung, und wahrscheinlich würde dann der größte Theil des Continents diesem Beispiele gefolgt sein. England wäre so-

fort durch Beibehaltung seines Ausschließungssystems gegen alle Mächte von Europa in eine feindselige Stellung gekommen. Allein die Anhänger des Prohibitismus siegten. Napoleon führte ihn vollends durch sein Continentalsystem zu der möglichsten Höhe, ohne zu erreichen, was man mit Anwendung so vieler Gewaltmittel für unfehlbar hielt. Im Gegentheile steigerte England in den 23 Kriegsj. des Continents sein Übergewicht auf der See, ward Meister der franz. Colonien, befestigte s. Macht in Indien, öffnete sich Brasiliens Häfen und die span. Besitzungen ꝛc. London ward der große Stapelort des europ. Waarenbedarfs, und die Continentalsperre hatte zuletzt den sonderbaren Erfolg, daß man aus den Händen der Franzosen die engl. Colonialwaaren empfangen mußte. England und Amerika blieben noch die einzigen Nebenbuhler; denn franz., span., holländ., norddeutsche und ital. Flaggen waren von der See verdrängt. Mit dem allgemeinen Frieden gab England außer Batavia, Surinam und der Insel Bourbon nur Unbedeutendes zurück. Fester als je stand nunmehr seine Industrie- und Handelsoberherrschaft. Im Kleinen ahmten sie Holland und Frankreich, besonders gegen Deutschland nach. Das engl. System, nichts aus der Fremde zuzulassen, was England selbst erzeugen könne, die rohen Materialien fremder Nationen zu verarbeiten und den Vorzug auf dem Meer zu behaupten, verknüpft mit einer seltenen Gewerbsenergie und zweckmäßigem Gebrauch seiner Reichthümer, blieb bis in die jüngste Zeit unverändert. Die Folge war, daß z. B. in den 4 Durchschnittsjahren von 1819—22 England für 1,007,176,755 Franken Colonial- und fremde Waaren, und für 3,862,374,808 Fr. Manufacturwaaren ausführte. Sobald es aber, wie jetzt der Fall ist, das Streben andrer Völker beobachtete, sich seiner Zinsbarkeit zu entziehen, ließ es mit seinem Prohibitivsysteme nach und gab nun auch zuerst das Beispiel der Empfänglichkeit für ein liberales Handelssystem. Dieses ist Canning's und Huskisson's Werk, unterstützt von dem damaligen Kanzler der Schatzkammer Robinson (s. d.). Nachdem nämlich eine vom Parlamente niedergesetzte Commission günstig für die Aufhebung aller Handelsbeschränkungen entschieden hatte *), verfügte die Parlamentsacte vom 24. Juni 1822 u. A. hauptsächlich in Hinsicht Europas, daß dessen Producte mit Ausnahme von 11 Gegenständen, die der engl. oder der Flagge des Staates, der sie erzeugt, vorbehalten sind, unter jeder Flagge eingeführt werden können. Die Stapelacte vom 12. Mai 1823 ging noch weiter. Sie gestattet, unter Bedingniß der Wiederausfuhr, mit dem Rechte, die Waaren auf 4 Jahre in den engl. Lagerhäusern zu haben, mit Ausnahme einiger wenigen Artikel, die Einfuhr aller, bisher ganz verbotener Waaren, sowol auf engl. als fremden Schiffen derjenigen Staaten, in welchen sie producirt werden. Für Seidenwaaren aber fing diese Begünstigung erst mit dem 5. Juli 1825 an. Die nämliche Acte gestattete auch große Erleichterungen in Hinsicht der in das Lagerhaus zu bringenden Waaren. Noch merkwürdiger ist die Parlamentsacte vom 12. April 1824. Sie ist eigentlich der erste Schritt außer der Bahn des absoluten Prohibitivsystems; denn sie erlaubt selbst die Einfuhr aller fremden Seidenwaaren vom 5. Juli 1826 an mit einer Abgabe von 30 Proc. Eine weitere Acte vom 3. Juni des nämlichen J. hob einige schon seit mehr als 200 J. bestandene Verbote der Ausfuhr, insbesondere das der Wolle auf. Am 28. Febr. 1825 kündigte der Kanzler der Schatzkammer, bei Vorlegung des Budgets für 1825—27, noch eine weitere Verminderung der Eingangszölle von Eisen, Hanf, Caffee, franz. Wein, Rheinweinen, span. und portug. Weinen, Rum und Kornbranntwein an, welche den

*) Auch hatte Bowring in s. „Observations on the restrictive and prohibitory system" (London 1821) ein kräftiges Wort gegen die Illiberalität des engl. Zollsystems und gegen die Gräuel der Schmuggelei gesprochen und zu Franklin's großem Worte: „England müsse ein Freihafen für alle Nationen werden", den Commentar gegeben.

Beifall des Hauses erhielt. Er sagte: „Ich denke, die erste Ursache zu diesem steigenden Wohlstande ist in der freisinnigern und großartigern Handelspolitik zu suchen, die wir in dem verflossenen Jahre angenommen haben, in den dadurch für die Bewohner dieses Landes vervielfachten Mitteln zum Verbrauche ausländischer Producte — der nothwendigen Folge des größern Wohlstandes aller Classen — und vor Allem darin, daß auch die auswärtigen Staaten durch uns selbst die Mittel und Kräfte erhalten, mehr von unsern Erzeugnissen zu verbrauchen. Und dieser Erfolg ist nicht bloß ein zufälliger, vorübergehender, oder die vereinzelte Folge der besondern Lage eines oder des andern Landes. Er blüht uns, denke ich, aus ganz andern Gründen. Er ist die Folge eines tief in der menschlichen Natur wurzelnden Princips. Die Zunahme der Bevölkerung im Lauf der Zeiten mag die eine Ursache sein, wesentlicher aber wirkt jenes in der menschlichen Natur liegende Grundprincip der Staatsgesellschaft, das Volk mit Volk verbrüdert, das eine zwingt, dem andern die Hand zu geben, in diesem wechselseitigen Verbande unaufhörlich neue Bedürfnisse, neue Genüsse des geselligen Lebens, neue Beziehungen zwischen Volk und Volk schafft, und das die allgütige Vorsehung in uns gelegt hat als Keime und Förderungsmittel der Vervollkommnung des Menschengeschlechts. Dieses Grundprincip kann durch Krieg in seinen segenreichen Folgen gehemmt, seine ewig wirkende Kraft durch mißverstandene Ansichten auf Abwege geleitet, ja oft ganz gelähmt werden, und wir selbst waren ja bestimmt, ein warnendes Beispiel zu geben, wie nachtheilig eine unvollständige Gesetzgebung in der Hinsicht wirken kann. Allein das Princip selbst ist ewig und seine Wirksamkeit stets dahin gerichtet, seine Segnungen über die ganze Welt zu verbreiten. Mit Recht wird man also sagen können, daß vermehrter Wohlstand, der auf dieses Princip sich stützt, nicht von zufälligen Ursachen abhängig ist und auf fester Grundlage ruht". — Blickt man auf den Geist der neuern engl. Parlamentsacten, so zeigt sich, daß England die Befreiung der span. und portug. Colonien sowie Griechenlands nicht in Zweifel zieht und die Schiffe dieser neuen Staaten mit ihren eignen Erzeugnissen an sich ziehen will, — daß es wol einsieht, wie Jamaika und seine andern Colonien die Vorhand verloren haben, seitdem der Handel zu St.-Domingo frei ist. Deßwegen erlaubt es jetzt den engl. Schiffern, ihre Erzeugnisse direct nach jedem vortheilhaften Orte auszuführen. Daher entsagt es seinem bisherigen Monopol und gestattet die directe Einfuhr einiger fremden Erzeugnisse. Indem es Deutschland, den nordischen Völkern und Frankreich, die Lagerung mehrer Gegenstände gestattet, um sie nach Amerika, Indien und Afrika bringen zu können, weiß es wol, daß es doch umgangen werden könne, und sichert sich also durch liberalere Einrichtungen die Vortheile der Transport-, Assecuranz- und Commissionskosten. — Dieser Umriß der Geschichte des engl. Prohibitivsystems enthält die Lehre, daß dasselbe bei großen Staaten, die begünstigt durch ihre Lage, ihre äußern Verhältnisse, den Geist der Nation, deren Hülfsquellen, die größere Leichtigkeit, den Prohibitismus handzuhaben, die kluge Benutzung der Zeitumstände ꝛc., die Nationalökonomie und den Volkswohlstand bis zu einer gewissen Grenzlinie emporheben könne, daß es aber sodann nach und nach wieder verlassen, und die natürliche Bahn der Handelsfreiheit aufgesucht werden müsse. Daß es dem Minister Huskisson mit diesem System Ernst sei, beweisen schon die Parlamentsverhandlungen über das Auswandern der Fabrikarbeiter und das Ausführen gewisser Maschinen. Die engl. Regierung, ihren sowie ihres auswärtigen Handels Standpunkt nie verkennend, weiß sehr wohl, daß die hoch gesteigerte Intelligenz des britischen Gewerbstandes, der in seinen Erzeugnissen eine Concurrenz wenig zu scheuen hat, daß die Überlegenheit der mechanischen Künste in England und die niedern Preise der landwirthschaftlichen Erzeugnisse, eine Lüftung der Prohibitivfesseln gestatten. Sie hat unverholen und mit Wahrheit erklärt, daß jetzt 20—30 Procente zum Schutze gegen die

fremde Production hinreichen, und daß ein Industriezweig, der sich nicht ohne absoluten Prohibitismus aufrechterhalten läßt, dem Staate nur lästig sei. Aus denselben Gründen erlaubt sie nunmehr die Ausfuhr der Schafwolle, welche die Schäfereien in Neusüdwallis der sächsischen schon ziemlich nahe kommend liefern; denn die engl. Industrie ist so thätig, daß sie einen Mangel an Materialien nicht zu besorgen hat, vielmehr eine solche Ausfuhr ein neuer Sporn für den Landmann wird, abgesehen davon, daß ihren feinern Theil nicht leicht ein andrer Staat, als England selbst, wird beziehen können. Doch nicht allein die Nothwendigkeit, dem Schleichhandel auf die sicherste und vortheilhafteste Art zu steuern, hat die britische Regierung zur Herabsetzung der Abgaben auf fremde Waaren, oder zur Freigebung verbotener Artikel bewogen, sondern auch die Erfahrung, daß ungeachtet der großen Herabsetzung der Abgaben 1824, die wachsende Zunahme des Handels die Regierung in den Stand gesetzt hat, neue Herabsetzungen in den Eingangsgebühren auf fremde Erzeugnisse vorzunehmen. Nach dieser doppelten Ansicht der Regierung, den Handelsverhältnissen Englands die größtmögliche Ausdehnung zu geben und den Schleichhandel zu verhindern, entwickelte Huskisson am 25. März 1825 im Unterhause den Plan, die Abgaben von allen in England einzuführenden Waaren herabzusetzen. Nach ihm soll England allen Völkern, welche den Briten gegenseitige Rechte zugestehen, den freien Handel mit den britischen Colonien gestatten und die Einfuhr aller Waaren in dieselben zulassen, welche nicht das Haupterzeugniß einer solchen Colonie bilden; doch selbst in diesem Falle sollen sie als Niederlagegut, das zur Ausfuhr bestimmt ist, eingeführt werden können; auch den Colonien will man gestatten, nach Belieben Waaren ein- und auszuführen. Wo also, um auf den Hauptsatz zurückzukommen, in einem großen Reiche solche Elemente wie in England vorhanden sind, oder wie in Rußland, die Cultur in Hinsicht der Production und Fabrikation noch auf einer untern Stufe steht, da kann ein wohlberechnetes Prohibitivsystem bis zu eigentlicher Erreichung des nationalökonomischen Zweckes gesteigert, wo nicht absolute gute Wirkungen hervorbringen, doch wenigstens solche Vortheile entwickeln, welche die Nachtheile überwiegen. Nie wird dies aber in einem kleinen, entweder nur zum Ackerbau oder zur Fabrikation und dem Handel geeigneten Staate der Fall sein, ausgenommen, er befinde sich in einer solchen Lage, daß er der falschen Handelspolitik aller ihn umgebenden Nachbarn folgen müsse, um sich nicht selbst aufzuopfern. Das Prohibitivsystem der vielen kleinen deutschen Staaten, die durch dasselbe in ihrer Isolirung der Production und dem Erwerbfleiße keine Stütze und Ermunterung geben können, weil der inländische Markt für den Absatz und Austausch zu beschränkt ist, ist daher unter keinen andern als den speculativen finanziellen Gesichtspunkt zu stellen, und es ist ein Glück, wenn, wie in dem Königreiche Sachsen, der Prohibitismus nur dazu dient, eine mäßige indirecte Steuer geltend zu machen. — Noch besteht zwar das Prohibitivsystem in den meisten europäischen Staaten, und je später es ergriffen wurde, desto mehr wird es fortdauernd gesteigert, wie Rußland und Polen in der jüngsten Zeit beweisen. Allein es ist zu vermuthen, daß in derselben Art, von denselben Punkten aus, wo dessen Fäden immer fester übereinander gewunden wurden, sie sich auch nach und nach wieder aufrollen werden. Frankreich, die Atonie seines Großhandels fühlend, denkt an die Belebung seines durch Verbote niedergedrückten Transitohandels, und beschäftigt sich mit Errichtung oder Verbesserung von Canälen und Flußschifffahrt, da seine guten, mit keinen Abgaben belasteten Commercialstraßen die Handelslebhaftigkeit ohnehin unterstützen, sobald der Transit mehr entfesselt wird. Zwar war das den Kammern (1825) vorgelegte Douanengesetz nichts weniger als im liberalen Geiste abgefaßt, denn es hatte größtentheils den Zweck, die Handelsartikel Indiens, mit Ausschluß fremder Flaggen, Frankreich zuzuführen. Es erschwerte durch ungeheure Auflagen die fremde Schifffahrt, ent-

hielt mehre absolute Verbote und steigerte so den Hang zum Schleichhandel, ohne dem franz. Commerz eine größere Ausdehnung zu geben. Allein es ward gegen die falsche ministerielle Ansicht die öffentliche Stimme immer lauter, wie sehr Frankreich im äußern Handel gegen England, Amerika, die Niederlande u. a. m. zurücksteht, da es im Ganzen jährlich nur für 390 Mill., mithin $\frac{2}{3}$ weniger als Großbritannien bei der Hälfte Bevölkerung ausführt. Es ward immer mehr öffentlich ausgesprochen, wie man dort den Ackerbau eine Art Monopol zu sichern sucht und dagegen die Manufacturisten und Handelsleute, als die wichtigsten Consumenten, aus dem Auge verliert, ja, wie man bisher nicht einmal gewußt hat, welche Vortheile die franz. Schiffe vor den engl. voraus haben, indem ihnen keine ostindische Compagnie die Häfen vorschreibt, die sie besuchen dürfen. Sobald sich aber Frankreich der Handelsfreiheit nähern wird, ist sein Beispiel eingreifend auf alle übrige Staaten, besonders Deutschland, das die Nachtheile des Prohibitismus am stärksten fühlt, und dessen meiste südliche Theile sich jetzt, nach dem verunglückten darmstädter Handelscongreß, zu Stuttgart angelegen sein lassen, sich unter einander durch Zollherabsetzungen einen Markt für ihre Industrie zu öffnen, sollte dies auch nur aus dem Grunde geschehen, weil man fühlt, daß die Staatscassen durch das Prohibitivsystem nicht mehr so viel gewinnen können, als sie bisher gewonnen haben. Wir Deutsche wenigstens haben nicht nöthig, gleich den Amerikanern am 22. Mai 1824, den Zolltarif zu Beschränkung der Einfuhr auswärtiger Fabrikate zu verstärken, da unsere Fabrikation keiner andern Begünstigung als der Ausdehnung des Absatzgebietes bedarf. Möchte also auch bei uns bald eine solche Erklärung der Handelsfreiheit ausgesprochen werden, wie sie der Präsident Las Heras bei Eröffnung des Congresses der Platarepublik ausgesprochen hat. Nachdem er sagt, daß keine Privilegien irgend einer Art bestehen sollen, und die Republik dazu beitragen möge, den traurigen Irrthum, daß Verbote und Beschränkungen den Reichthum und die Volkswohlfahrt befördern, zu verbannen, fährt er fort: „Außer dem Gesetze zur Sicherung der persönlichen Freiheit, der Denkfreiheit, der Unverletzbarkeit des Eigenthums und der Gleichheit vor dem Gesetze, eröffnet sich allen gewerbsleißigen Menschen die freie Concurrenz im Gebiete der vereinigten Provinzen. Dieses Gesetz ist eine Folge der Rechte des Menschen in der Gesellschaft, — es wird das lebendige Princip der Vereinigung unter den Provinzen sein, — es wird den Samen der Eifersucht und der Vorurtheile ausrotten, welcher sie etwa beseelt, und endlich der Nothwendigkeit, Handelsverträge zu schließen, ein Ende machen, die als eine Frucht der Unwissenheit an sich blutige und für den Sieger nutzlose Kriege veranlaßt haben". 73.

Projection. Hinwerfung des Bildes eines Gegenstandes auf eine Fläche, ist dessen Abbildung durch gerade, entweder unter sich parallele oder nach einem gegebenen Punkt zusammenlaufende Linien, die die Entwerfungsfläche also in Punkten treffen, und durch diese Punkte das Bild machen. (S. Perspective.) Hiervon wird vorzüglich bei Entwerfung der Landcharten Gebrauch gemacht. Nimmt man z. B. zur Entwerfung eines Planiglobiums (s. d.) der Erde das Auge im Pol und die Ebene des Äquators zur Projectionsebene an, so erhält man eine Polarprojection der Erdhalbkugel. Und ebenso werden andre Projectionen erhalten, je nachdem ein andrer Standpunkt oder eine andre Entwurfsebene angenommen wird. Eine eigenthümliche solche Projection ist diejenige, welche man namentlich bei Seecharten anwendet, und welche nach ihrem Erfinder Mercator's- (s. d.) Projection heißt. Die Theorie derselben, gleichwie der übrigen vorzüglichsten Projectionen, auf welche hier nicht eingegangen werden kann, erläut. Bode in s. „Anleit. zur Kenntniß d. Erdkugel" (2. Aufl., Berl. 1803, m. Kpfrn.). Tiefere Untersuchungen gibt Lacroix in s. „Elémens de géométrie descriptive" (4. Aufl., Paris 1812).

Prokris, des Erechtheus Tochter, und Gemahlin des Cephalus (s. d.).

Prokrustes, der Verstümmler, ein Unhold in Attika, der 2 Bettstellen hatte, eine kurze und eine lange. War der bei ihm einkehrende Gast von kleiner Statur, so führte ihn der Bösewicht beim Schlafengehen zu der langen Bettstelle und dehnte und reckte ihn, unter dem Vorwande, dem Gaste das Bett anzupassen, so lange, bis ihm die Seele ausfuhr. War hingegen der Gast von langer Statur, so brachte er ihn zur kurzen Bettstelle, und metzelte und stümmelte so viel von ihm ab, bis er hineinging. Endlich kam Theseus zu ihm und that ihm, wie er Andern gethan hatte.

Prolegomena (griech.), bedeutet Einleitung, Eingang, besonders zu einer Wissenschaft, die Vorbegriffe oder vorausgesetzten Begriffe derselben, oder äußerliche Betrachtung, Namen, Begriff, Eintheilung u. a. Verhältnisse betreffend; besonders aber bei Vorlesungen.

Proletarier hieß in Rom die letzte und ärmste Volksclasse, die dem Staate nur mit ihren Kindern (proles) zahlen konnten. (Vgl. Census und Centurie.)

Prolog, in der dramatischen Poesie eine Rede, welche dem Stücke selbst, d. h. der eigentlichen Handlung, vorausgeschickt wird. Sie kann in Versen oder in Prosa abgefaßt sein, und wird in der Regel nur von einer Person gesprochen. Bei den Alten nannte man den Schauspieler selbst, welcher diese Rede sprach, den Prolog (Prologos); er wurde gewöhnlich wie eine Person des Stücks betrachtet. So erscheint in des Plautus „Amphitryon" Mercur als Prolog. Der Prolog kann nach unserer Ansicht einen dreifachen Gegenstand haben. Entweder 1) kann er die Fabel des Stücks selbst betreffen und bestimmt sein, dem Zuschauer dieselbe zu erklären, oder bis dahin zu erzählen, wo die Handlung ihren Anfang nimmt. Hier ist er im eigentlichen Sinne Einleitung; er soll den Zuschauer auf die Handlung vorbereiten, sodaß dieser den Faden derselben leichter zu verfolgen, und die historischen oder mythischen Beziehungen des Stücks zu verstehen vermag. Ob der dramatische Dichter diesen Zweck auch ohne Prolog erreichen könne, ist eine andre Frage, die nur nach den besondern Fällen entschieden werden kann. Euripides bediente sich dieser Art des Prologs, worüber sich A. W. Schlegel in seinen „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur" also äußert: „Da Euripides oft alles bisher Bekannte und Gewohnte (in den Fabeln) umstieß, so wurden ihm dadurch die Prologe nothwendig, worin er die Lage der Sache nach seiner Annahme meldet und den Verlauf ankündigt". Lessing hat in der „Dramaturgie" die seltsame Meinung geäußert, daß dies von Fortschritten in der dramatischen Kunst zeuge, indem Euripides sich bloß auf die Wirkung der Situationen selbst verlassen und dabei nicht auf Spannung der Neugier gerechnet habe. „Allein", fährt Schlegel fort, „ich kann nicht absehen, warum die Ungewißheit der Erwartung unter den Eindrücken, welche ein dramatisches Gedicht bezweckt, nicht auch ihre Stelle finden soll. Der Einwurf, auf diese Art werde das Stück nur das erste Mal gefallen, weil man nach der Bekanntschaft mit dem Ganzen den Ausgang schon vorher wisse, läßt sich wol abweisen; ist die Darstellung nur recht kräftig, so wird sie in jedem Augenblicke den Zuschauer so festhalten, daß er unterdessen das schon Bekannte wieder vergißt, und zu gleicher Spannung der Erwartung angeregt wird. Überdies machen die Prologe die Anfänge der Euripideischen Stücke sehr einförmig; es hat ein großes Ansehen von Kunstlosigkeit, daß Einer herauskommt und sagt: Ich bin Der und Der, Dies und Das ist bis jetzt vorgefallen, und Folgendes wird noch geschehen. Man möchte diese Weise mit den Zetteln aus dem Munde der Figuren auf alten Gemälden vergleichen, welche sich nur bei großer alterthümlicher Einfalt des Styls allenfalls entschuldigen lassen. Allein dann müßte auch das Übrige damit übereinstimmen, was beim Euripides gar nicht der Fall ist, wo die Personen im neuesten Tone damaliger Sitte reden. In den Prologen sowol als bei der Auflösung ist Euripides sehr freigebig mit unbe-

deutenden Erscheinungen von Göttern, die sich nur durch das Schweben in der Maschine über die Menschen erheben und gar wol entrathen werden könnten". Was hier über des Euripides Prologe gesagt worden ist, trifft auch viele neuere Prologe dieser Classe. Einer alterthümlichen Darstellungsweise aber, oder der komischen Parodie kann dieselbe sehr vortheilhaft angeeignet werden. Im erstern Falle erzählt der Prologus Das, was im Stücke nicht dargestellt werden kann oder soll, in dem schlichten, einfältigen Tone einer ältern Zeit, welche durch das ganze Stück als Grundton hindurchklingen muß; auch machen Prologe dieser Art manche lange und lästige Expositionen, welche oft die Handlung hemmen und erst langsam in den Gang kommen lassen, entbehrlich. Im letztern Falle wird jene Kunstlosigkeit witzig und sinnreich persiflirt. Man hat neuerdings kleine Vorspiele oder Scenen, welche ein kleines Ganzes für sich ausmachen, das aber wenigstens geschichtlich in ein größeres Ganzes einleiten soll, ebenfalls, aber gegen den Sinn des Wortes, Prolog genannt, z. B. „Moses's Errettung", Vorspiel zu Klingemann's „Moses" ꝛc. 2) Kann der Prolog die Verhältnisse des Dichters oder Schauspielers zum Publicum betreffen. Bei den Alten, wo Dichter und Schauspieler früherhin Eins waren, war auch Beides verbunden. Man bat in einem solchen Prologe um Nachsicht in der Beurtheilung des Stücks oder seiner Darstellung, man empfahl sich dem Beifalle der Zuhörer, man machte sie mit den äußern Verhältnissen des Stücks und seinen Schicksalen bekannt, man vertheidigte sich gegen Angriffe der Kritik. Dieser Art sind viele Prologe des Plautus und Terenz und einige englische. Aus den neuern Zeiten gehören die, besonders bei den wandernden Bühnen in Deutschland üblichen Prologe hierher, in welchen eine Schauspielergesellschaft, welche zuerst an einem Orte auftritt, oder wieder an denselben zurückkehrt, um Aufmerksamkeit, Beifall oder Nachsicht bittet. Göthe's „Was wir bringen" gehört hierher. Diese Art des Prologs ist am meisten von dem Stücke selbst getrennt, erst nach dessen Endigung fängt das Stück an, und der Vorhang wird gewöhnlich von neuem aufgezogen, da bei der ersten Art, wenigstens bei den Alten, das Stück selbst mit dem Prolog begann. Die dritte Art des Prologs kann 3) besondre außerordentliche Veranlassungen, ausgezeichnete Tage und Vorfälle, überhaupt feierliche Gelegenheiten betreffen, bei welchen auch die Kunst nicht schweigen kann, — z. B. Todtenfeiern, Siegesfeiern, Jubiläumsfeiern ꝛc. — jedoch können auch diese zu selbständigen Dramen Veranlassung sein. Die Prologe dieser Art haben vermöge ihres Gegenstandes mehr oder weniger lyrisches Pathos und können sich leicht dadurch über die gewöhnlichen Gelegenheitsgedichte erheben, daß sie sich dem aufzuführenden Stücke, welches freilich zu dem gefeierten Gegenstande passen muß, näher anschließen. Hier kann der Prologus oft in einer Rolle des Stücks auftreten, und die Gestalt der Allegorie annehmen. Auch kann der Prolog der zweiten und dritten Art, wie in der Oper, gesungen werden. T.

Prolusion, s. Programm.

Prometheus, aus dem Titanengeschlechte, ein Sohn des Japetus und der Klymene, einer Tochter des Okeanos und Vater des Deukalion; Äschylos gibt ihm die Themis, Apollodor die Asia zur Mutter. Reich an Entwürfen und gewandt, strebte er Zeus, dem Stifter des neuen Göttergeschlechts entgegen, dem er früher beigestanden. Als nämlich einige der Titanen den Kronos vom Throne zu stürzen und den Zeus zum Herrscher zu erheben trachteten, gab Prometheus den heilsamen Rath, mit List zu Werke zu gehen, denn ihm war durch Themis und Gäa bekannt, daß hier nicht Stärke, sondern nur List siegen werde. Da sie aber seinen Rath verachteten, trat P. auf die Seite des Zeus, der durch seine Anschläge siegte. P. rühmte sich daher mit Recht, die neuen Götter mit Ehrenämtern bekleidet zu haben; denn Zeus bestieg durch seine Hülfe den väterlichen Thron, ordnete das Reich und vertheilte die Würden unter die andern Götter. Nur der armen

Sterblichen achtete Zeus nicht, sondern beschloß, sie zu vertilgen und ein neues Geschlecht hervorgehen zu lassen. Daran hinderte ihn P., indem er das vom Zeus verborgene Feuer den Menschen heimlich mittheilte und ihnen die Künste lehrte, welche sie verstehen. Diesen Frevel zu strafen, sandte Jupiter den Menschen die Pandora (s. d.), welche alles Unheil über sie brachte. Den P. selbst aber ließ er von Hephästos an einen Felsen des Kaukasus, am östlichen Ende des altgriechischen Erdkreises, festschmieden und von einem Adler oder Geier seine Leber zerfleischen, die jede Nacht wachsend sich erneuerte. P. aber, wohl kundig, daß aus Jo's Stamm ein Mann (Hercules, s. d.) entsprießen werde, der, obschon erst nach überstandenen unzähligen Leiden, seine Fesseln lösen werde, duldete heldenmüthig; ja er kannte auch des Zeus zukünftiges, diesem selbst noch unbekanntes Schicksal. Wenn dessen unüberwindlicher Gegner, von ihm selbst und Thetis erzeugt, auftreten wird, dann hat P. seiner Leiden Ziel erreicht. Zeus wird sich versöhnen müssen, weil nur durch P.'s Rath sein Fall kann abgewendet werden. Offenbar sind dies doppelte Sagen, die aber schon beim Äschylus vereinigt erscheinen. Die Ursache, warum Zeus den Sterblichen zürnte und ihren Untergang beschlossen hatte, erzählt Hesiodus folgendermaßen. Einst suchten sich die Götter mit den Menschen zu Mekone zu vergleichen, d. h. sie machten mit einander aus, welche Schutzämter und Ehren die Götter genießen, und welche Pflichten die Menschen gegen sie beobachten sollten. P. vertrat hierbei die Menschen, damit die Götter ihnen nicht für die übernommenen Schutzämter allzu lästige Pflichten auflegen möchten. Ein Stier wurde zum Opfer dargebracht, und die Götter sollten davon wählen, was sie für sich verlangten. Nach Zerstückelung desselben machte er 2 Haufen: auf die eine Seite legte er das Fleisch und die fetten Eingeweide, in die Haut des Stiers gewickelt und mit dem Magen bedeckt; auf die andre die Knochen, künstlich in Fett gehüllt. Zeus, der den Betrug nicht durchschaute, griff, im Namen der Götter wählend, nach dem Fette, worunter er zürnend die Gebeine fand. Seitdem, setzt Hesiod hinzu, besteht die Sitte, den Göttern fleischlose Gebeine zu opfern. In dem lucianischen Dialog „Prometheus" wird P. außer dieser Fleischvertheilung und dem Feuerraube beschuldigt, die Menschen geschaffen zu haben. Nach Apollodor bildete er sie aus Wasser und Leimen und theilte ihnen das Feuer mit, indem er dürres Holz an der Sonne anzündete. Plato erzählt, die Götter hätten die sterblichen Geschlechter aus Erde und Feuer gemischt, die Vertheilung des Maßes aber, das jedem Einzelnen zu Theil werden sollen, dem P. und seinem Bruder (dem Gemahle der Pandora), Epimetheus, überlassen. Epimetheus hatte die besten Kräfte an die unvernünftigen Thiere verschwendet, und P., um die Menschen nicht ganz hülflos zu lassen, entwendete für sie dem Hephästos und der Athene die Künste des Feuers. Andre, sowol Dichter als Philosophen, haben diesen Mythus noch anders modificirt, nach ihrem jedesmaligen Zwecke und Bedarf. Vgl. F. G. Welcker, „Die Äschylische Trilogie Prometheus (der Feuerraubende, der Gefesselte und der Erlöste) und die Kabirenweihe zu Lemnos ꝛc." (Darmstadt).

Pronomen, Fürwort, ein Wort, das an die Stelle eines andern und zwar eines Hauptworts tritt, bildet in der Grammatik einen eignen sogenannten Redetheil. Nach den Verhältnissen und der Art und Weise, wie dies geschieht, unterscheidet man verschiedene Arten der Fürwörter. Persönlich ist ein Fürwort (pronomen personale), wenn es statt einer Person steht, oder eine Person unmittelbar bezeichnet: Ich, Du, Er; hinweisend (demonstrativum), wenn es auf einen vorliegenden Gegenstand hinweiset, Jener, jene, jenes, Dieser, diese, dieses; bestimmend, z. B. Derjenige; zurückweisend oder beziehend (relativum), wenn der Gegenstand, worauf es sich bezieht, eben vorher genannt worden ist, welcher, welche, welches; fragend (interrogativum), wenn der Gegenstand noch unbekannt ist, und zwar entweder direct fragend, wer, was; oder indirect fragend, welcher, welche,

welches, wer, was; endlich den Besitzer anzeigend (possessivum), mein, dein, sein. Nicht alle diese Fürwörter finden sich in jeder Sprache.

Pronuba, s. Juno.

Prony (Gaspard Clair François Marie Riche de), ein franz. Geometer und Mechaniker, dessen Verdienste durch die Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften, den Orden der Ehrenlegion anerkannt sind, während er als Professor an der polytechn. Schule und erster Ingenieur beim Brücken- u. Straßenbau sich deren täglich neue erwirbt und als Schriftsteller in seinem Fache die größte Thätigkeit zeigt. Die Zahl der von ihm seit 1787 herausgegebenen mathematischen Werke, welche fast alle classischen Werth haben, ist bedeutend. Wir nennen bloß s. „Nouvelle architecture hydraulique" (1790 u. 1797, 2 Bde., 4.) und s. „Recherches physico-mathémat. sur la théorie des eaux courantes" (1804, 4.). Auch aus dem Engl. übers. er Mehres in die franz. Sprache. — Sein Bruder, C. G. A. Riche de Prony, begleitete die Expedition, welche das Geschick des berühmten Seefahrers Laperouse erforschen sollte, als Naturforscher und starb 1797 an den dabei ausgestandenen Beschwerden.

Propädeutik, Vorübung, Vorbereitung; propädeutisch daher Dasjenige, was zum Unterrichte und zur Erlernung einer Kunst oder Wissenschaft vorbereitet. Eine propädeutische Wissenschaft oder Propädeutik heißt daher eine Vorbereitungswissenschaft, eine solche Lehre, welche die nöthigen Vorkenntnisse zum Verstehen und Betreiben einer Kunst oder Wissenschaft enthält, oder ihren Inhalt und Umfang, sowie die Methode, wie dieselbe am zweckmäßigsten erlernt werden soll, angibt, ja auch diejenige, welche das Verstehen einer andern nur erleichtert. Es gehören daher in die Classe der propädeutischen Wissenschaften nicht bloß die besondern Einleitungen, welche jeder umfassenden Wissenschaft vorhergehen können, sondern auch die sogen. Hülfswissenschaften (Logik, Sprachwissenschaft u. a.) und die Encyklopädien der Wissenschaften, welche, durch den Überblick eines ganzen wissenschaftlichen Gebiets, die Einsicht in das Verhältniß jedes einzelnen Theils zum Ganzen erleichtern und befördern. Ein solcher Überblick kann jedoch nur von Demjenigen, der das Ganze einer Wissenschaft mit Gründlichkeit durchgearbeitet hat, gegeben werden. Vorzugsweise nennt man aber Propädeutik einer Wissenschaft oder Kunst diejenige Lehre, welche die nothwendigsten Vorbegriffe und besondere Regeln für das Studium derselben aufstellt, die durch Anwendung der allgemeinen Gesetze der Wissenschaft oder Kunst auf den Inhalt und Charakter einer besondern Classe der Wissenschaften oder Künste, oder auf eine besondere Disciplin, entstehen und die Ordnung und Methode betreffen, wie man dies zweckmäßig einrichten muß. So nennen Schulze und Bouterwek Vorbereitungswissenschaften auf die Philosophie diejenigen, welche den philosophischen Geist mit den Bedingungen bekanntmachen, unter welchen erst das Ziel seiner Bestrebungen zu erreichen ist, und rechnet Logik (s. d.) und Erfahrungsseelenlehre zu derselben, welchen auch noch die philosophische Encyklopädie hinzugesetzt werden kann. Philosophische Propädeutik vorzugsweise wird diejenige philosophische Einleitungswissenschaft genannt, welcher Einige den Namen Fundamentalphilosophie, Andre insbesondere Dialektik, Andre noch einen andern Titel gegeben haben, und die den Zweck haben soll, die philosophische Erkenntniß überhaupt nach ihren Bedingungen und Grundsätzen, und das Wesen der Philosophie, als Wissenschaft insbesondere, sowol im Ganzen, als nach ihren Bestandtheilen und deren Verhältniß zu einander, zu untersuchen, welche Prüfung jedoch ohne philosophischen Standpunkt und ohne Berührung der philosophischen Grundwahrheiten kaum zu denken ist, und somit nicht allein die Form der Wissenschaft betrifft, sondern in eine Kritik der philosophischen Erkenntniß selbst übergeht, welche sich gewöhnlich dem philosophischen System entgegenstellt, oder dessen Stelle einzunehmen strebt. Indessen kann sie, mit philosophischem Geiste bearbeitet und vorgetragen, zu einer wahren Vorbereitung auf die Philosophie werden. Mit fast

größerm Rechte nennt man jedoch die mit der philosophischen Encyklopädie verbundene Methodologie philosophische Propädeutik. So gibt es ferner in jenem weitern und engern Sinne eine Propädeutik der Geschichte, der Theologie, der Jurisprudenz, der Medicin ꝛc. Zu wünschen wäre es, daß vor der Erlernung einer jeden Hauptwissenschaft, zu welcher die hohen Schulen Gelegenheit darbieten, die propädeutischen Wissenschaften vor allen beachtet würden, weil Wissenschaften nicht das Werk augenblicklicher Auffassung sind, sondern vor Allem einer gründlichen Vorbereitung bedürfen, und ohne letztere nur ein seichtes, oberflächliches Wissen erlangt wird, indem junge Leute ohne die Leitung, die ihnen durch eine solche Propädeutik gegeben werden kann, meist planlos und ohne Zusammenhang in ihren Fächern studiren, oder durch verschiedene Gebiete umherschweifen. Was endlich die Kunst anlangt, so erblicken wir in ihrem Gebiete leider auch darum so viele einseitig gebildete Menschen, weil die verbreitete Meinung, als komme es bei der Ausübung der Künste bloß aufs Thun an, sich der Erlernung theoretischer Vorkenntnisse in den Weg stellt. T.

Propaganda nennt man im Allgemeinen diejenigen Anstalten, durch welche die christliche Religion unter heidnischen oder überhaupt nicht-christlichen Völkern verbreitet wird. Insbesondere heißen so die im 17. Jahrh. entstandenen Anstalten zur Verbreitung des Christenthums, und namentlich diejenige Anstalt, durch welche der päpstl. Stuhl die Ausbreitung seiner Herrschaft und des kath. Glaubens unter Nichtchristen und Nichtkatholiken bezweckte und leitete; nämlich die von Gregor XV. 1622 gestift. Congregatio de propaganda fide (Versammlung zur Ausbreitung des Glaubens), ein aus 18 Cardinälen und einigen päpstl. Ministern und Beamten bestehendes Collegium, welches den Zweck hatte, Alles, was auf die Verbreitung des kath. Glaubens und Ausrottung der Ketzer Beziehung hat, anzuordnen und zu leiten, und das von Urban VIII. 1627 damit verbundene Collegium s. seminarium de propaganda fide, welches eine Bildungs- und Vorbereitungsanstalt für Missionarien sein sollte. Jene Gesellschaft versammelte sich sonst wöchentlich einmal in Gegenwart des Papstes in einem dazu erbauten Palaste. Durch sie wurden Personen, welche in die kath. Kirche getreten waren und nach Rom kamen, ferner vertriebene Bischöfe u. a. Geistliche aufgenommen, unterrichtet, unterstützt und verpflegt. Auch hat die römische Propaganda eine eigne, durch ihren Reichthum an Druckschriften berühmt gewordene Druckerei, aus welcher Breviarien und Missales nach allen Gegenden hin versendet werden. Nach diesem Vorbilde wurden auch in protest. Ländern Missionsanstalten zur Verbreitung der christl. Religion gestiftet, welche den Namen Propaganden erhielten, z. B. eine in England 1643 gestiftete, von Karl II. 1661 bestätigte Gesellschaft dieser Art, deren erster Director Boyle war, die aber in der Folge die Erzbischöfe von Canterbury zu Präsidenten, und unter Wilhelm III., wo sie eine vollkommenere Gestalt und große Fonds erlangte, bis auf 90 Mitglieder (Geistliche und Laien) erhielt. Ihre Blicke waren vorzüglich nach Indien gerichtet, um dieses Land durch gemeinschaftliche Religion mit den Engländern zu verbinden. Eine ähnliche Gesellschaft errichtete der König von Dänemark für Tranquebar seit 1705. Zur Zeit der franz. Revolution nannte man vorgebliche geheime Gesellschaften und Anstalten Propaganden, welche den Zweck hatten, die Grundsätze der franz. Demokraten zu verbreiten. Daher heißt Propaganda endlich jede Bekehrungsanstalt.

Propertius (Sextus Aurelius), aus Mevania in Umbrien geb., der Sohn eines wegen s. Anhänglichkeit an Antonius von Augustus verbannten römischen Ritters, einer der berühmtesten elegischen Dichter der Römer im Zeitalter des August. Er hat nicht die natürliche Leichtigkeit und Anmuth des Ovid und Tibull, aber viel rhetorische Kunst und Gewandtheit und einen blendenden Glanz der Darstellung. Vorzüglich glücklich ist er in der Schilderung heroischer Gegenstände. Wir

haben noch 4 Bücher s. Elegien, von denen die letzte des 4. Buchs für eine der vorzüglichsten, ja für die allervorzüglichste gehalten, und deßhalb auch oft die Königin der Elegien genannt wird; doch ist sie nicht ganz frei von den sonstigen Fehlern des Dichters, Gezwungenheit und Gesuchtheit des Ausdrucks. Die Liebe ist ein Gegenstand vieler Properzischen Elegien; aber nicht die edlere, himmlische, die man von keinem römischen Dichter der damaligen Zeit erwarten darf, wiewol nicht alle sich in gleichem Grade wie P. in üppigen und wollüstigen Darstellungen gefallen. Auch finden sich, besonders im 4. Buche, mehre Gedichte, die bloß im elegischen Sylbenmaße geschrieben sind, aber ihrem Inhalte nach in die Classe des Lehrgedichts und erzählenden Gedichts gehören. Hier zeigt der Dichter vorzüglich s. Gelehrsamkeit, wo er Gegenstände aus dem Gebiete der Mythologie behandelt, und wirkt deßhalb auch weniger auf das Gefühl. Wie überhaupt, so ahmte er auch hier die griech. Elegiker nach, namentlich den Alexandriner Kallimachus. Von s. Leben weiß man nicht viel mehr, als daß er, nach Beendigung der bürgerlichen Unruhen, zu Rom an Mäcen einen Beschützer fand, dem er auch des Kaisers Gunst verdankte. Er scheint, wie s. Busenfreund Ovid, ohne Amt und Geschäfte, fast einzig dem Genusse der Liebe und der Poesie größtentheils in Rom gelebt zu haben, wo er in der Blüthe s. Alters (gegen 12 v. Chr.) starb. Häufig findet man die Elegien des P. in Verbindung mit Tibull's und Catull's Gedichten herausgegeben. Die vorzüglichsten Ausg. sind von Brouckhusius (Amst. 1702 und 1727, 4.), Vulpius (Padua 1755, 2 Bde.), und Burmann und Santen (Utrecht 1780, 4.). Die neueste größere kritische Ausg. mit Commentar ist von Kuinöl (Lpz. 1804 — 5, 2 Bde.) und von Lachmann (Lpz. 1816). Eine deutsche Übersetz. erschien von Knebel (Lpz. 1798) und von Strombeck (Braunschw. 1822). S.

Propheten, Seher, Weise, waren die Lehrer der hebr. Nation, denen diese vorzüglich ihre Literatur und die Erhaltung der mosaischen Religionsverfassung verdankte. Schon Moses, der größte Staatsweise und Naturkundige dieses Volks, nannte sich einen Propheten, und verpflichtete die Hebräer zur Achtsamkeit auf die Lehrer, die Gott nach ihm erwecken würde. Samuel, der letzte unter den Richtern, gründete die **Prophetenschulen**, Verbrüderungen, in denen die erlesensten, geistvollsten Jünglinge aus allen Stämmen mit Lehrern des Gesetzes und der Poesie nach Art der Pythagoräischen Gesellschaft beisammenlebten, den Geist des Gesetzes erforschten und in heiligen Gesängen aussprachen. Aus ihnen gingen die u. d. N. der Propheten des A. Test. berühmten Volksredner hervor, welche die Religions- und Sittenlehre reinigten und erweiterten, die mosaische Idee des Gottesreichs gegen die Anmaßungen der Könige und gegen die Schlaffheit der nur mit den Formen der Religionsübung beschäftigten Priester aufrechterhielten, und die Schicksale der Staaten in warnenden und trostreichen Orakelsprüchen vorherverkündigten. Die Bildung, die tiefe Einsicht und religiöse Begeisterung dieser so weit über ihr Zeitalter hervorragenden Männer war eine Erscheinung, die sich nur durch besondere Einwirkung Gottes erklären ließ. Sie traten daher als Gottgesandte, von Gott begeisterte Weise auf, deren Reden und Lieder als Gottes Wort geachtet und durch die Kraft der Poesie und Musik, die ihren Vortrag belebte, eindringlich wurden. Ihr beharrlicher Zweck ist, die religiöse Offenbarungslehre rein zu erhalten. Größere Zeichen und Wunder, als die außerordentlichen Thaten, die man den ältesten unter ihnen zuschrieb, sind ihre Dichtungen, deren Eigenthümlichkeit, Gedankenfülle und Erhabenheit noch jetzt die Bewunderung der Kenner erweckt. Gegen das Ende der babylonischen Gefangenschaft und nach derselben, wo nur noch einer, Maleachi, auftrat, wird ihre poetische Kraft immer schwächer und der Ton ihrer Reden düster, wie das Schicksal der Nation selbst. (Vgl. **Hebräische Sprache und Literatur**, **Jesaias**, **Jeremias**, **Habakuk** u. s. w.) (S. auch Eichhorn, „Die hebr. Propheten", Gött. 1819, 2 Bde.) In spätern Zeiten haben

sich religiöse Schwärmer nicht selten Propheten genannt, ohne ihren Beruf auf gleiche Art rechtfertigen zu können. Besonders war das 17. Jahrh. reich an neuen Propheten und Prophetanten dieser Art, die die Kirchengeschichte unter die Schwärmer rechnet, und noch im Anfange des 18. Jahrh. erregten die Propheten aus den Sevennen (vgl. Inspiration und Camisarden) in den Rheingegenden ein vorübergehendes Aufsehen. Die Gegenstände ihrer Prophezeihungen waren die Erscheinung des Antichrists und das Gewebe von Träumereien, die durch den vorwitzigen Gebrauch der Offenbarung Johannis in Umlauf gekommen waren, sowie der Welt Untergang. (S. auch Weissagung.) E.

Propontis hieß bei den Alten, nach dem daranstoßenden Königreiche Pontus, das zwischen dem ägeischen und schwarzen Meere befindliche und mit ihnen durch den Hellespont und den thrazischen Bosporus verbundene Meer; jetzt, nach der größten in demselben belegenen Insel, Meer von Marmora genannt.

Proportion (Ebenmaß), die Zusammenstellung zweier gleicher Verhältnisse. Die Vergleichung zweier Größen in der Mathematik kann immer auf doppelte Weise geschehen: entweder, indem bestimmt wird, um wie viel Einheiten das eine Glied größer ist als das andre, sodaß sie also nach ihrem Unterschiede (Differenz) verglichen werden, oder dadurch, daß die eine Zahl selbst zum Maß der andern genommen und bestimmt wird, wie oft die eine in der andern enthalten sei, d. i. ihr Quotient. Erstere Beziehung geben arithmetische Verhältnisse, letztere werden geometrische genannt. Die Differenz in jenem, der Quotient in diesem letztern heißt der Name oder Exponent des Verhältnisses. Es besteht jede Proportion aus 4 Gliedern, 2 äußern und 2 innern. Eine Proportion, worin das zweite dem dritten Gliede gleich ist, heißt eine zusammenhängende oder stetige Proportion, zum Unterschiede jeder andern, die abgesondert heißt. Da in jeder Proportion arithmetischer Art die Summe der äußern Glieder gleich der Summe der innern, und bei einer geometrischen das Product der äußern Glieder gleich dem Producte der innern ist, so kann ein äußeres gefunden werden, wenn man bei einer arithmetischen die beiden innern addirt und das bekannte äußere davon abzieht, bei einer geometrischen, wenn man in das Product der beiden äußern Glieder mit dem ersten Gliede dividirt. Das mittlere Glied einer arithmetischen stetigen Proportion wird gefunden, wenn man die beiden äußern addirt und halbirt; ein äußeres Glied aber erhält man, wenn man das mittlere doppelt nimmt und das bekannte äußere davon abzieht. Bei einer geometrischen stetigen Proportion wird das mittlere Glied gefunden, wenn man aus dem Producte der äußern Glieder die Quadratwurzel zieht, und ein äußeres erhält man, wenn man mit dem bekannten äußern in das Quadrat des innern dividirt. Macht man die vierte Proportionszahl wieder zur mittlern einer zweiten stetigen Proportion, und setzt man dies Verfahren fort, wie $8-11=11-14$; $11-14=14-17$; $14-17=17-20$ ꝛc., oder $4:8=8:16$; $8:16=16:32$; $16:32=32:64$ ꝛc., so erhält man die Zahlen 5, 8, 11, 14, 17, 20 ꝛc., oder 2, 4, 8, 16, 32, 64 ꝛc. einer arithmetischen oder geometrischen Progression. Ausführlich und gründlich behandelt die Lehre von Proportionen aus Verhältnissen ein älteres Werk: Nicolaus Schmid's „Rechenkunst" (Lpz. 1774, 2 Bde.).

Proportionalgrößen heißen in der Mathematik überhaupt Größen, die einerlei Verhältniß zu einander haben, z. B. Proportionallinien. — Proportionalcirkel, Verhältnißcirkel, ist ein Lineal, welches in seiner Mitte durchbrochen und hier in seinen 2 Hälften um ein Gewinde, gleich einem gewöhnlichen Cirkel, beweglich ist. Auf diesem Lineal sind in Linien die merkwürdigsten arithmetischen und geometrischen Verhältnisse angegeben. So gibt es z. B. zuerst eine arithmetische Linie, die gleich einem Maßstabe in gleiche Theile getheilt ist, oder deren Theile im arithmetischen Verhältnisse zu einander stehen. Ferner eine geometri-

sche Linie, deren Theile in geometrischer Progression wachsen. Dann Linien für den Sinus, für die Tangenten, für das Verhältniß der regulairen geomett. Körper u. Es ist von Just Byrge, einem Meßkünstler des Landgrafen Wilhelm zu Kassel, im 16. Jahrh. erfunden worden. Scheffelt's „Unterricht vom Proportionalcirkel" (Bresl. 1781).

Proprehandel, Eigenhandel. So wird derjenige Handel einer Nation genannt, welcher von den Kaufleuten derselben mit eignem Capital und für eigne Rechnung geführt wird, und er steht in dieser Hinsicht dem äußern Speditions- und Commissionshandel des Landes entgegen. (S. Handel.)

Proprietät, der Grundbestandtheil des Eigenthumsrechts. (S. Eigenthum.)

Propst (aus dem lat. Praepositus), ein kirchlicher Vorgesetzter, der im Range gewöhnlich nach den Dekanen steht. Die kath. Kirche nennt die Vorsteher der männlichen Geistlichkeit bei den Frauenklöstern Pröpste, welche zugleich die Beichtväter der Nonnen sind, oder die Vorsteher der Kathedralstifte, auch Dompröpste. Bei den Protestanten hat dieser Titel verschiedene Bedeutungen. In Berlin, Breslau u. a. Städten des nördl. Deutschlands heißen die Pastoren an den Hauptkirchen, im Holsteinischen einige Unterbehörden der Superintendenten, Pröpste; überhaupt ist dieser Titel, vermöge alter Stiftungen, mit den obersten Predigtämtern an gewissen ausgezeichneten Kirchen verbunden, ohne daß sich jedoch für den Gebrauch desselben eine allgemeine Regel angeben ließe. Feldpropst ist der oberste Geistliche bei einem Heere, der die übrigen Feldprediger unter sich hat. E.

Propyläen, Vorhallen, hießen bei den Griechen die aus Säulengängen gebildeten Einfassungen der gewöhnlich viereckigen Plätze vor den Tempeln, auf welchen unter freiem Himmel der Opferaltar stand. Berühmt sind die prachtvollen Propyläen in Athen, welche zur Akropolis (Burg) führten und von Perikles nach dem Plane und unter Aufsicht des Mnesikles erbaut worden waren. Sie enthielten außer dem mittlern, zum Eingange in die Burg dienenden Hauptgebäude, noch 2 Nebengebäude, wovon das eine durch treffliche Malereien ausgeschmückt war, das andre einen Tempel des Siegs bildete. Nach ihrem Muster ist das brandenburger Thor in Berlin aufgeführt.

Prorogation, der Aufschub, die Hinaussetzung auf eine künftige Zeit. — Prorogation der Gerichtsbarkeit heißt, wenn sich Jemand einer Gerichtsbarkeit unterwirft, welcher er sonst nicht unterworfen ist.

Prosa. Dieser Begriff kann nur in Beziehung auf den Begriff der Poesie (s. d.) richtig gefaßt und genau erklärt werden. Beide sind verschiedene Formen der Sprachdarstellung, deren Grund in der wesentlichen Verschiedenheit gewisser innerer Zustände liegt, welche der Mensch durch Sprache auszudrücken sucht. Hier zeigen sich nun die 2 Hauptzustände desselben, welche wir Denken und Dichten nennen, und die von der vorherrschenden Thätigkeit des Verstandes oder der Phantasie abhängen. Wenn wir denken im engern Sinne, so stellen wir uns bestimmte Gegenstände durch Begriffe vor, und verbinden Begriffe unmittelbar nach dem Gesetz des Verstandes; wenn wir dichten, so suchen wir das innere Leben des bewegten Gemüths anschaulich auszusprechen und verknüpfen Gedanken zu einem anschaulichen Ganzen. In der Sprachdarstellung des Dichters herrscht daher der sinnliche und individuelle Ausdruck der gefühlvollen Anschauung vor; beim (gemeinen oder höhern) Denken aber nimmt die Sprache die Allgemeinheit und Bestimmtheit der Begriffe an. Sonach ist Poesie Sprache der Anschauung, Prosa Sprache der Reflexion. Dort ist der Zweck, das angeschaute innere harmonische Leben des Individuums, das sich im Gefühle lebhaft ankündigt, zu veräußern; hier gilt es zunächst der verständigen Mittheilung bestimmter Kenntnisse oder Erkenntnisse. Prosa ist daher diejenige Form der Sprachdarstellung, welche die Mittheilung bestimmter

Erkenntnisse zum Gegenstande hat, und prosaisch, was mit dieser Form in Verbindung steht. Die Prosa hat sonach einen von ihrer Darstellung verschiedenen, genau bestimmten und begrenzten Zweck, und die Mittheilung und Darstellung der Vorstellungen durch sie ist das Mittel, diesen Zweck zu erreichen. Sie spricht nämlich bestimmte Erkenntnisse und Ansichten über Gegenstände aus, entweder, um überhaupt dieselben in Andern hervorzubringen, die Erkenntniß zu vermehren, zu berichtigen, und so das Erkenntnißvermögen zu bilden, die Wahrheit zu befördern (in dieser Hinsicht ist sie die Sprache des gemeinen und Geschäftslebens, sowie die Sprache der Wissenschaften), oder sie hat dabei den Zweck, auf Gesinnung, Entschluß und auf das Handeln, kurz, auf das Begehrungsvermögen überhaupt, zu wirken. In ersterer Hinsicht wird sie Prosa im engern Sinne, und insbesondere didaktische oder belehrende Prosa genannt; in letzterer Hinsicht begründet sie die oratorische Prosa, Redekunst. Die Poesie unterscheidet sich daher von beiden auch dadurch, daß sie, als Sprachdarstellung betrachtet, einen absoluten und in ihr selbst liegenden Zweck hat, den nämlich, in einer durch sich selbst gefallenden Gedankenreihe das innere Leben zur Anschauung zu bringen. Die Prosa ist durch objective Gesetze der Verstandeserkenntniß und der Reflexion bestimmt, und ihr höchster Charakter ist Zweckmäßigkeit; die Poesie steht unmittelbar unter dem Gesetze der geistigen Anschauung des Darstellenden, und seiner eignen, freien Lebensentwickelung. Jene sucht etwas als wahr darzustellen, diese muß es als schön und somit auch als ideal für die Anschauung darstellen. Wie aber jene Zustände im Menschen nicht ganz getrennt, sondern nur durch die abwechselnd hervortretende Äußerung des Geistes bestimmt sind, so gibt es auch Berührungen und Übergänge beider, wie z. B., wenn der Redner oder der Lehrende den bildlichen Schmuck des Dichters leiht, um die Erkenntniß mehr zu verdeutlichen, oder den Hörenden für einen Gegenstand zu gewinnen. Zu jener vollkommenen Veranschaulichung des innern Lebens bedient sich der Dichter: 1) was die Bedeutung der Worte anlangt, des versinnlichenden bildlichen Ausdrucks; daher haben auch Einige die Poesie sinnliche Sprache, Bildersprache, bildliche Rede genannt, wiewol diese nicht ihr Wesen ausmacht, sondern nur dessen natürliche Folge ist, indem es auch unpoetische Bilder gibt, und bloße Bilder, wenn auch verständig angeordnet, noch kein Gedicht erzeugen. Dieser entgegengesetzt charakterisirt man die Prosa nun als den unbildlichen oder eigentlichen Ausdruck (unbildliche Rede), nicht als ob dieselbe alle Bilder ausschlösse, sondern weil der Zweck derselben ihre Herrschaft nicht gestattet. 2) Was die hörbare Bewegung der Worte, oder die rhythmische und musikalische Form der Sprache anlangt, so bedient sich der Dichter zu jenem Zwecke des bestimmten, den Charakter der poetischen Gemüthsbewegung und der sie veranlassenden Gegenstände entsprechenden Rhythmus. Zwar kann der Mensch, der immer den vollkommensten und entsprechendsten Ausdruck seines Innern sucht, auch wenn er zum Zwecke der Erkenntniß sich der Sprache bedient (in der Prosa), den Sinn für angemessene Bewegung und Wohllaut des Gedankenausdrucks nie ganz verleugnen, ja, er muß sogar unwillkürlich seinen Worten eine hörbare Bewegung geben, daher der unbestimmtere, ungebundenere, aber wohllautende Rhythmus der Prosa, welchen man als Erforderniß jeder guten Prosa in den Perioden und Verhältnissen der Sätze verlangt (Numerus). Ferner hängt die innere Poesie der Gedanken nicht so sehr von der äußern Darstellung ab, daß jene nicht auch ohne strengen und vollkommen ausgebildeten Rhythmus der Worte auszudrücken möglich wäre, oder gar die geschickte Versification schon das Gedicht bewirkte (im Gegentheile gibt es viele prosaische Verse und viele poetische Prosa); die streng geregelte Bewegung ist daher nur die Folge und gleichsam das Maß der innern poetischen Gemüthsbewegung. Vollkommen ausgebildet und mithin der schönen Kunst ganz entsprechend und über das Gewöhnliche erhaben, erscheint jedoch die äußere Form

nur dann, wenn sie das Schöne auch in der wohlgemessenen Bewegung der Worte verkündet. Die Ausnahme, welche heutigen Tages die Dichtung, welche wir Roman nennen, sowie mehre poetische Erzählungen und Schauspiele machen, hat wol vorzüglich darin ihren Grund, daß ihr Stoff sich näher an das bürgerliche und wirkliche Leben anschließt und mehr als jede andre Dichtung auf den jedesmaligen Zustand eines Volks hinweist. In der zuletzt angeführten, zweiten Beziehung nun hat man die Prosa ungebundene Rede (**oratio soluta**) genannt, wobei also zu bemerken ist, daß, so wenig als die Versification das Wesen der Poesie, so wenig auch die freiere, allgemeinere Bewegung der prosaischen Darstellung das Wesen der Prosa ausmachen kann, obwol sie sehr eng mit demselben verknüpft ist. Ja diese Eigenschaft der Prosa ist die erste, woran die Prosa sogar erkannt und von der poetischen Darstellung unterschieden worden ist, wie überall auf niedern Stufen der Bildung das Äußerliche und Auffallende zuerst aufgefaßt wird, und nach ihm die Dinge unterschieden und benannt werden. Denn selbst der Name Prosa wird fast allgemein hergeleitet von **prorsus**, sodaß **prosa** (**prorsa**) **oratio** die vorwärtsschreitende, ungebundene Rede bedeutet, entgegengesetzt der Versification, weil im Verse (von **versus**, rückwärts, stammend) die gewählte Bewegung regelmäßig wiederkehrt, und so die Worte, nach einer bestimmten Regel der Bewegung gemessen, fortlaufen; weßhalb auch Poesie gebundene Rede genannt wird, wiewol der Dichter sich nur aus freier Wahl bindet, selbst wenn er versificirt. Ähnliche Bewandtniß hat es in der Poesie der neuern Sprachen mit dem musikalischen Zusammenklange, welchen man den Reim nennt, daher man auch die Prosa im Gegensatze des gereimten Verses, wiewol unschicklich, ungereimte, reimlose Rede genannt hat. Aus Allem diesen, und daraus, daß der poetische Gemüthszustand eine erhöhte und über das Gewöhnliche erhabene Stimmung der Seele ist, läßt sich auch begreifen, warum man die Prosa als die im menschlichen Leben vorherrschende Sprache oder Denkweise ansieht und bezeichnet, welche zwar immer ausgewählt und gebildet, aber hauptsächlich ungezwungen und höchst natürlich sein muß. Hiermit hängt zusammen eine andre Bedeutung jenes Worts, nämlich die materielle, in welcher man auch die Wirklichkeit, besonders die gemeine (oder das gewöhnliche Leben), die Prosa, und Darstellungen, welche in dasselbe verfallen und das gemeine Leben gleichsam zu copiren scheinen, oder sich über die gewöhnliche Art zu denken und zu empfinden nicht erheben, prosaisch zu nennen pflegt. Dies ist ein vorzüglicher Tadel poetischer Darstellungen; denn die Poesie soll idealisch darstellen, der nächste und angemessenste Ausdruck dagegen für die Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens ist die Prosa. Sonach kann nun aber auch die Prosa (als Form der Sprachdarstellung betrachtet) in Hinsicht ihres Gegenstandes poetisch sein; die höhere prosaische Darstellung kann einen poetischen Sinn und Geist, eine poetische, d. h. eine, sowol über die gemeine, sinnliche, als über die bloß verständige und abstracte Denkart erhabene Lebensansicht offenbaren; aber sie darf nicht die poetische und prosaische Form vermischen. In letzterer Hinsicht ist die sogen. poetische Prosa nur ein Zwittergattung. In Prosa macht sogar der häufige Gebrauch der Bilder die Sache verdächtig, und schadet der Klarheit der Darstellung, je mehr dieselbe Bestimmtheit der Begriffe fodert und die richtige Erkenntniß zum Zwecke hat; ja, die in ungebundener Rede erkünstelte Feierlichkeit des Verses bewirkt, was Kant mit Hugo Blair die tollgewordene Prosa nennt. Ferner ist der Unterschied des poetischen Rhythmus und des prosaischen Numerus so entschieden, daß Verse, unwillkürlich und ohne geschickte Vorbereitung unter Prosa gemischt, dieselbe ebenso verunstalten und die Aufmerksamkeit stören, als prosaische Gedanken und Ausdrücke die Kraft des Verses schwächen, wenn er auch noch so gut gebaut wäre. Ganz anders ist es mit der absichtlichen und bedeutungsvollen Abwechselung des prosaischen und versificirten Dialogs, z. B. in den Schauspielen eines Shakspeare. Nach der angegebenen Verschieden-

heit der Bedeutungen, welche den Worten Poesie und Prosa zukommen, wird auch der Begriff des Prosaiker oder Prosaisten verschieden bestimmt, mit welchem Namen man sowol einen Schriftsteller belegt, der seine Gegenstände (als Gegenstände der Erkenntniß) in verstandesmäßiger und ungebundener Rede behandelt, als auch überhaupt Den, der in ungebundener Rede schreibt (selbst den Romandichter); zuweilen spottend auch Den, welcher poetische Gegenstände unpoetisch ansieht oder darstellt, geschähe es selbst in einer gebundenen Rede. Wir sagten aber oben, die Prosa sei die gewöhnliche Sprache des Menschen. Dem scheint zu widersprechen, daß überall die Prosa sich erst später als die Poesie entwickelt hat. So soll nach Plinius erst Pherecydes von Syros (zur Zeit des Cyrus) die griech. Prosa gebildet haben (prosam primus condere instituit), vielleicht, daß er jedoch nur der Erste war, der über philosophisch-mythologische Gegenstände in ungebundener Rede schrieb. Überhaupt aber wurden öffentliche Urkunden, Geschichten, Gesetze (νομοι) und philosophische Sprüche zuerst in Versen abgefaßt. Diese Erscheinung erklärt sich daraus, daß das Anschauungsvermögen und mit ihm die Einbildungskraft, das Organ der Poesie, sich früher entwickelt als das Vermögen der Begriffe, und der kindliche Mensch das innere Leben seines Geistes gleichsam in sinnlichen Gestalten außer sich schaut, ferner die Sprache ursprünglich den lebendigsten und frischesten Ausdruck des gesammten innern Zustandes, namentlich aber des Gefühls, enthält und die Gegenstände lebendig bezeichnet, und daher auch mehr Gesang und Rede ist; endlich die Aufbewahrung wichtiger Sagen, Gesetze, Weisheitsregeln ꝛc., bei Ermangelung der Buchstabenschrift, eine sinnliche Bezeichnung durch den dem Gefühle natürlich entsprechenden Rhythmus, vermittelst welcher der Stoff leichter dem Gedächtnisse eingeprägt und unverfälschter fortgepflanzt werden konnte, vielfach erheischte und empfahl. Somit sind also die äußern Formen oder Erfoderniſse der Poesie: bildlicher Ausdruck und bestimmter Rhythmus, die natürlichen Eigenschaften der Sprache in ihrer frühern Entwickelung; und erst mit der weitern Ausbildung des Verstandes durch schriftliche Bearbeitung der Wissenschaften und Anwendung der Schriftsprache auf die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens bildet sich die Prosa der Literatur aus. Findet sich nun zu jenen Formen der Poesie eine ausgezeichnete poetische Anlage (wie bei den Griechen), dann erst geht in der That die Poesie der Prosa vorher. Einige behaupten, die gute, reine Prosa sei seltener als gute Poesie. Dies aber widerlegt das Beispiel der Griechen und Römer. Es könnte dies also entweder nur von einem bestimmten Volke behauptet werden, dessen poetische Anlage und Ausbildung überwiegend wäre, oder es muß der Satz überhaupt dahin beschränkt werden, daß gute Prosa ebenso selten ist als gute Poesie, was auch nicht zu verwundern ist, da eine gute Prosa hauptsächlich vom klaren, bestimmten und zusammenhängenden Denken der Gegenstände abhängt, welche Fertigkeit nicht minder selten ist, als die Energie der schaffenden Einbildungskraft. Vielleicht ist aber jene Behauptung daraus zu erklären, daß die Dichter einer Nation allgemeinere Aufmerksamkeit auf sich ziehen und die prosaischen Werke verdunkeln. Daher vergleicht St.-Evremont die Prosaisten treffend mit Fußgängern, welche ruhiger einhergehen und weit weniger Lärm machen. So nannten auch die Griechen die Prosa ὁ πεζος λογος, und die Römer übersetzten pedestris oratio. Die Theorie des prosaischen Styls macht den vorzüglichsten Theil der Stylistik (s. Styl) aus, von welcher man die Theorie des oratorischen Styls gewöhnlich trennt, um sie ausführlicher zu behandeln und ihre Eigenthümlichkeiten genauer darzustellen. Letztere wird in der Rhetorik, wie die des poet. Styls in der Poetik, vorgetragen. Einige betrachten auch Prosa, Poesie und Beredtsamkeit als 3 verschiedene Arten oder Grundformen der Sprachdarstellung, welche sich auf die vorherrschenden Zustände des Erkennens, Fühlens und Begehrens beziehen und ihnen entsprechen sollen. Die erstere und die letztere verfolgen aber beide einen bestimmten Zweck, wenn der der er-

stern zuerst theoretisch, der der letztern aber praktisch ist. Die Prosa in jenem engern Sinne, und von der Beredtsamkeit getrennt, begreift den Geschäftsstyl (wozu in gewisser Hinsicht der Briefstyl gehört), den didaktischen Styl (wozu in gewisser Hinsicht auch der dialogische gehört), den beschreibenden und erzählenden Styl (wozu der historische gehört). Über den Unterschied der Prosa, Poesie und Beredtsamkeit spricht Maaß in den „Nachträgen zu Sulzer" (Bd. 5), Mnioch in s. „Analekten" (2. Bdchn., Görlitz 1804) und Joh. Gottfr. Hermann in 2 Abhandl.: „De differentia prosae et poëticae orationis" (Lpz. 1803, 4.). Über die Prosa der einzelnen Sprachen s. die besond. Art., z. B. Deutsche, Italienische Sprache ꝛc. T.

Proscenium, im römischen Theater der Ort vor der Scene oder der hintern Wand der Bühne, der mit dem Fußboden der Orchestra in gleicher Ebene lag. Er war etwas niedriger als die Scene, und von dem Krokus, womit man ihn des Wohlgeruchs wegen bestreute, röthlich gefärbt. Bei uns nennt man so den vordern Theil der Bühne.

Proselyt (griech.), ein Fremdling, Ankömmling; in Hinsicht auf Religion Derjenige, der eine Religion verläßt, um sich zu einer andern zu bekennen; im Allgemeinen Jeder, der nur die Religionspartei oder irgend eine andre Partei wechselt. Die Juden unterschieden 2 Arten, nämlich die sogen. Proselyten der Pforte oder des Thors, und die Proselyten der Gerechtigkeit. Erstere, welche man auch Judengenossen nennt, heißen Diejenigen, welche dem Götzendienste entsagten und den einzigen wahren Gott nach den sogen. 7 Gesetzen der Kinder Noah's verehrten, ohne sich zu der Beschneidung und den übrigen Vorschriften des mosaischen Gesetzes zu verpflichten. Sie wurden nur in den Vorhof des Tempels zugelassen und standen an dem Thore des Innern, daher ihr Name. Sie hatten das Recht, in dem Lande Israels zu wohnen, aber nur in den Vorstädten und Flecken. Unter Salomo gab es 150,000 solcher Proselyten, welche am Tempelbaue arbeiteten und von den Kananitern abstammten (2. Chron. 11, 17, 18). Die Proselyten der Gerechtigkeit waren Personen, die von dem Heidenthume zu dem Judenthume völlig übergetreten und beschnitten waren und sich zur Beobachtung des mosaischen Gesetzes (Gerechtigkeit) verbunden hatten. Vor ihrer Beschneidung prüfte man erst die Beweggründe ihrer Bekehrung; nach der Beschneidung erhielten sie die Taufe, indem man sie an einem Festtage in Gegenwart 3 Richter mit dem ganzen Körper in eine Cisterne voll Wasser tauchte. Diese Taufe, welche u. d. N. der Proselytentaufe bekannt ist, wurde nur an denjenigen Kindern eines Proselyten wiederholt, welche eine heidnische Mutter hatten. Knaben unter 12 und Mädchen unter 13 J. konnten ohne Einwilligung ihrer Ältern, oder im Falle der Weigerung, ohne Hülfe der Gerichtsbedienten nicht Proselyten werden. Bei den Mädchen ersetzte die Taufe auch die Beschneidung. Durch dieselbe wurde Jeder als von neuem geboren betrachtet, sodaß seine Ältern nun nicht mehr als solche anzusehen, und die Sklaven dadurch frei wurden. Über das Alter der jüdischen Proselytentaufe ist viel gestritten worden. S. Bengel's „Untersuchungen zur jüdischen und christl. Religionsgesch." (Tüb. 1814, St. 1, auch besonders abgedr.). Die Rabbinen lehren, die Proselyten der Gerechtigkeit hätten vom Himmel eine neue Seele und eine neue wesentliche Form bekommen. Das mosaische Gesetz schloß übrigens einige Personen von den Vorrechten der Proselyten aus, bald auf immer, bald nur auf gewisse Zeit (5. B. Mos. 23, 15). Daß es Proselyten der erstern Art noch zu Jesu Zeiten gegeben habe, scheint daraus zu erhellen, daß Jesus es den Pharisäern vorwirft, daß sie See und Land umreisten, um einen Proselyten zu machen, und ihn in einen größern Sünder verwandelten, als er zuvor gewesen (Matth. 23). Hierdurch ist zugleich das wahre Urtheil nicht nur über die religiöse, sondern überhaupt über jede Art der Proselytenmacherei oder Bekehrungssucht (z. B. der politischen, welche Anhänger einer politischen Meinung

der Partei, und philosophischen, welche Anhänger eines philosophischen Systems ꝛc. u machen sucht) gefällt. M. lese: „Heinrich und Antonio, oder die Proselyten er römischen und der protest. Kirche", von D. K. G. Bretschneider (2. Aufl., Gotha 1827).

Proselytenmacherei ist das zudringliche Bestreben, Genossen einer remden christlichen Religionspartei in die eigne herüberzuziehen. Weil es die Meinung ausdrückt, der zu Bekehrende müsse in seinem Glauben irren und unfähig sein, seinen Irrthum selbst zu erkennen, beleidigt es und verletzt das natürliche, in aufgeklärten Staaten vom Gesetze beschützte Recht des Menschen, gegen absichtliche Störungen seiner religiösen Überzeugung gesichert zu bleiben. Der Glaube, im Besitz unumstößlicher, göttlicher Wahrheit zu sein, und die Absicht, durch ihre Mittheilung Andre zu beglücken, rechtfertigt nach christlicher Ansicht wol das Bemühen, Nichtchristen mit der Lehre Jesu bekanntzumachen, aber durchaus nicht die Anmaßung, einem Christen die Lehren und Gebräuche der Kirche zu verleiden, in der er erzogen ward und bisher Befriedigung fand. Sei noch so fest von der Richtigkeit und dem göttlichen Ursprunge der Unterscheidungslehren deiner Confession überzeugt, dein Glaube daran kann den Genossen einer andern nur als subjective, und da sie ebenso fest an den Unterscheidungslehren ihrer Confession zu hängen befugt sind, auch nur als irrige Meinung erscheinen, die zwar Schonung, aber keineswegs das Vertrauen verdient, das den von allen Confessionen anerkannten Grundwahrheiten des Christenthums gebührt. Diese geben Licht und Antrieb genug, den redlichen Forscher jeder Confession zur christlichen Vollkommenheit im Erkennen und Handeln zu leiten, und wenn auch das Wachsthum darin nicht in allen christlichen Kirchen gleich zweckmäßige Förderung findet, so sind die ihm hinderlichen Eigenheiten, die man im Glauben und Cultus einer fremden Kirche zu entdecken meint, noch kein zureichender Grund zur Verneinung der Fähigkeit ihrer Glieder, ungeachtet derselben zu rein christlicher Überzeugung und Gesinnung zu gelangen, und der unsichtbaren, aus wahren Christen aller Confessionen bestehenden Kirche Gottes einverleibt zu werden, welche wirklich die alleinseligmachende ist. Seine Erhebung in dieselbe verdankt ein Christ nicht dem Umstande, daß er der griech., oder kathol. oder einer protestant. Kirche angehört, sondern der überall wirksamen Kraft des göttlichen Geistes, der aus den Lehren Jesu und seiner Apostel zum innern Menschen spricht. Verkennen dieser Kraft, Sectenstolz und Herrschsucht verräth daher die Anwendung des Grundsatzes: Außer der Kirche kein Heil (extra ecclesiam nulla salus), zur Rechtfertigung der Ansprüche irgend einer sichtbaren Kirche auf unbedingte Alleingültigkeit und Alleinherrschaft; und doch beruhen nur auf der Voraussetzung, eine bestimmte Religionspartei sei ausschließlich befugt, diesen Grundsatz solchergestalt auf sich anzuwenden und demnach, so weit sie es eben vermag, auf Vernichtung aller übrigen hinzuarbeiten, die von Menschenliebe und Glaubenspflicht sprechenden Gründe, mit denen man Zweck und Verfahren der Proselytenmacherei zu beschönigen sucht. Sie hat als ein ungerechtes und durch muthwillige Störung des Friedens in Staaten gemischter Confession, auch gemeinschädliches Beginnen, jetzt das Urtheil aller Vernünftigen, den Willen der Regierungen und selbst die Scham gegen sich, die ihre Beförderer abhält, sie öffentlich zu begünstigen. Freilich galt lange in Sachen der Religion fremde Überzeugung zu achten und ungekränkt zu lassen, für Verrath an der eignen. Seit auf dem alten Gebiete der lateinischen Christenheit verschiedene Kirchen einander eifersüchtig gegenüberstanden, hatte jede Ursache, sich ausbreiten zu wollen. Doch waren die Protestanten kaum irgendwo veranlaßt oder vermögend, auf Eroberungen unter den Katholiken auszugehen. Wer sich zu ihnen halten wollte, fiel ihnen von selbst zu; ihre Staaten hatten Mühe genug, eindringende Katholiken als politische Widersacher von sich abzuwehren, und in den Ländern kathol. Regenten wurden sie

An zu engen Schranken gehalten, um anders als durch das Beispiel ihrer Standhaftigkeit im Dulden und gelegentliche Mittheilung ihrer Lehren Seelen gewinnen zu können. Größern Reiz fand ihr Bekehrungseifer im Schwanken der Meinungen zwischen den beiden Parteien, in die sie sich theilten. Nur war es auch hier nicht planmäßiges Proselytenmachen, sondern entweder die Macht der Umstände, wie in England und Holland, oder das bis in d. 17. Jahrh. noch anerkannte Fürstenrecht cujus regio ejus religio, wie in der 1560 reformirt, 1576 lutherisch, 1583 wieder reformirt gewordenen Pfalz, in Anhalt 1596 und in Hessenkassel 1604, in einzelnen Fällen aber meist die von der ultra-lutherischen Theologie sich abwendende Überzeugung, was der reformirten Kirche bis zum dreißigjährigen Kriege einen Zuwachs verschaffte, dessen die lutherische sich weder gleichzeitig noch später je zu erfreuen hatte. Einen solchen Abbruch durch protestantische Bekehrung durfte die kath. Kirche schon seit dem Religionsfrieden nicht und noch weniger seit dem westfälischen besorgen. Über die Katholiken in Irland s. Religionsfreiheit. Wenn Einzelne von ihr sich trennten, geschah es aus eigner Bewegung. Diese Sicherheit gewährt ihr noch jetzt der Geist des Protestantismus, der an sich nicht nur jede Art von Zwang, sondern auch alles Locken und Überreden zum Confessionswechsel verbietet, keiner Partei, die an Jesum glaubt, die Kraft zur Seligkeit anzuleiten abspricht, und in seiner gegenwärtigen Entwickelung die oben angedeuteten Grundsätze der Duldung als die seinigen erkennt. Nie hat die protestantische Kirche Anstalten errichtet, Cassen gestiftet und Missionnaire ausgesendet, um Katholiken zu bekehren. Dies ward ihr selbst von kath. Schriftstellern als Zeichen ihrer Indolenz und Eingeständniß der Nichtigkeit ihres Kirchenthums vorgeworfen. Sie hat nichts anzubieten, was die Sinne fesseln, der Einbildungskraft schmeicheln oder den Eigennutz reizen könnte. Die Schärfe und Schonungslosigkeit, mit der die Protestanten oft ihren Tadel kath. Gebräuche und Einrichtungen aussprachen, mußte eher zurückscheuchen als einladen. Daher waren auch die Proselyten, die von der kath. zu einer protestant. Kirche übertraten, entweder Gedrückte, Bedrohte und Mißvergnügte, die jener entliefen, nur um sich frei zu machen (z. B. eine Menge Geistlicher und Mönche), oder Unstäte und Abenteurer, die nach den Umständen bald diese bald jene Confession ergriffen, oder Gewerbleute, die den Glauben wechselten, um in reinprotestant. Städten das Bürgerrecht zu erlangen, oder endlich Wißbegierige und Nachdenkende, die der Drang nach höherer Befriedigung für Geist und Herz zu den Protestanten trieb. Alle kamen von selbst, angeworben oder genöthigt hatte die protestant. Kirche Keinen. Wol aber ist sie gewohnt, Jeden durch Unterricht zu reiflicher Prüfung seines Schrittes anzuleiten, ehe sie ihn aufnimmt. Selbst der Übertritt des Pfarrers Henhöfer (s. d.) und der Gemeinde zu Mühlhausen ward mehr durch die Härte und Unklugheit kath. geistl. Behörden als durch irgend eine Spur protestant. Proselytenmacherei veranlaßt. — Insofern als die kath. Kirche Christen von andern Confessionen, die ihr von selbst zulaufen, nach Prüfung und Unterricht aufnimmt, darf sie zwar ebenso wenig als die protestant. der Proselytenmacherei beschuldigt werden; aber die Grundsätze, die dieses Bestreben für unzulässig erklären, kann sie nie billigen, so lange sie den Glauben an die Untrüglichkeit der in ihr überlieferten Lehre und an die göttliche Einsetzung ihrer Hierarchie nicht aufgibt. Nach demselben gibt es außer ihr keine christliche Kirche, keine Gelegenheit, mit der unverfälschten göttlichen Offenbarung bekannt, und keine Möglichkeit, selig zu werden. Die Griechen sind dann irrende Schismatiker, die Protestanten abtrünnige Ketzer, denen Alles fehlt, wodurch eine Kirche sich als christliche legitimiren und die Seelen nach Christi Befehl erleuchten, heiligen und trösten kann. Man erkennt, um nicht in den Fehler der Wiedertaufe zu fallen, zwar die Taufe, sonst aber keine heilige Handlung dieser ketzerischen Parteien als gültig und kräftig an. Man sieht in den Gliedern derselben nur Unwis-

sende, die man belehren, Verdammte, die man retten, Widerspenstige, die man der Kirche wieder unterwerfen und bekehren soll. Und zu diesem Werke fühlt sie sich nicht nur durch unerlaßliche Pflichten gegen sich selbst und durch christliches Erbarmen gedrungen, sondern auch durch die von Gott nur ihr übertragene Herrschaft über die Seelen berechtigt; ja sie findet in den Worten Jesu: Nöthigt sie hereinzukommen (cogite intrare) einen ausdrücklichen Befehl dazu, dem sie, um ihr Gewissen zu bewahren, nachkommen muß. Daher schwört in dem von Pius IV. eingeführten Glaubenseide jeder Bischof und zur Seelsorge beauftragte kath. Geistliche (Hanc veram catholicam fidem, extra quam nemo salvus esse potest, ... a meis subditis, vel illis quorum cura ad me in munere meo spectabit, teneri, doceri et praedicari, quantum in me erit, curaturum, ego voveo ac juro), die ihm untergebenen Seelen, von denen der Eid die in seinem Sprengel oder Kirchspiel sich aufhaltenden Nichtkatholiken nicht ausnimmt, zum Glauben seiner Kirche anzuhalten; daher ermahnen die Päpste in ihren Ablaß- und Indulgenzbriefen, die Bischöfe in ihren Hirtenbriefen und Fastenmandaten, stets zum Gebet und Eifer für die Ausrottung der Ketzereien und Bekehrung der Ketzer; daher ward diese ein Hauptgeschäft der Jesuiten und Lazaristen, und mit welcher kein Mittel scheuenden Betriebsamkeit jene allenthalben unter Protestanten und Griechen, diese in Frankreich, der Pfalz und Polen Proselyten machten, ist ebenso bekannt, als der Beifall und Lohn, den ihnen und andern Proselytenmachern vom Mönchs-, Priester- und Laienstande, Päpste, Prälaten und kath. Fürsten dafür gaben; daher besteht nicht nur zu Rom die Propaganda (s. d.) zur Bekehrung der Ketzer und Heiden, sondern öffentlich anerkannt und reichlich unterstützt wurde zu demselben Zwecke auch eine Gesellschaft des kath. Adels in Ungarn, das zur Bildung von Missionnairs für die nordischen Reiche zu Linz errichtete Institut und mehr als eine ähnliche auf England und Holland berechnete Anstalt in Klöstern; daher hat der Papst die nordische Mission, zu der die in Niedersachsen und Skandinavien lebenden Katholiken und noch zu bekehrenden Protestanten gehören, dem Bischof von Paderborn als einen Theil seines Sprengels förmlich übergeben und in Vicariate eingetheilt. Dieses wohlorganisirte, stets mit Werkzeugen und Geldmitteln versehene Bekehrungssystem machte ohne Geräusch durch beharrliches Fortschreiten und kluge Benutzung der Gelegenheiten mehr und treuere Katholiken, als die Grausamkeit der Dragonaden in Frankreich und der Lichtensteiner in Schlesien. Roher Gewissenszwang waren die Maßregeln einiger kath. Regenten, die entweder Mißhandlung, Raub, Mord gegen ihre protestant. Unterthanen erlaubten, oder ihre Glaubenstreue durch Entziehung bürgerlicher Rechte, Hinderung des Cultus und Unterrichts, verdoppelten Steuerdruck, Verweigerung obrigkeitlicher Hülfe und ähnliche Quälereien zu ermüden suchten. Ungleich feiner geht die Proselytenmacherei in einzelnen Fällen jetzt zu Werke. Sie faßt den zu Bekehrenden bei seiner Sinnlichkeit, erschüttert ihn durch Drohungen, verheißt ihm Vortheile, überredet ihn durch Sophismen und ergreift, wo sie dem Herzen nicht beikommen kann, Anlässe, irgend einen rechtlichen Anspruch der Kirche an seine Person zu erheben oder für die Zukunft zu begründen. Wie dies in Staaten geschieht, wo der Katholicismus herrschend ist, s. Religionsfreiheit. In gemischten und protestant. Staaten benutzt man die gemischten Ehen, dem kath. Gatten das Versprechen abzubringen, den protestant. zu bekehren und alle Kinder katholisch erziehen zu lassen, reclamirt man Kinder aus solchen Ehen, bietet man Kindern armer protestant. Ältern freien Schulunterricht und Versorgung an, gewinnt man Nothleidende durch Geschenke und Hülfleistungen. Die den Katholiken in protestant. Ländern jetzt zustehende Gleichheit der Rechte erleichtert ungemein das Vorschreiten der Proselytenmacherei. Die Niederlassung eines geringen Häufleins von Katholiken an protestant. Orten führt zur Errichtung neuer kath. Parochien und Schulen, denen nun

leicht auch mancher schwache Protestant zufällt; auch die Vermehrung der gemischten Ehen vermehrt die Zahl der kath. Kinder. Dazu kommt die zuerst von Bossuet mit Geist und Gewandtheit geübte Kunst, die Lehren und Gebräuche der kath. Kirche in einem so milden und anziehenden Lichte darzustellen, daß sie für unkundige Protestanten alles Anstößige verlieren, und, was besonders in der neuesten Zeit mit Erfolg versucht wurde, den Principien des Katholicismus mit Hülfe philosophischer Phantasien und Axiome eine Haltung zu geben, die auch Gebildete blenden kann. Diesen Bemühungen literarischer Proselytenmacherei ist die unter den Schriftstellern des Tages epidemische Sucht, etwas Neues zu sagen und die von dem römisch-kath. Prachtcultus entzückte Poesie auf halbem Wege entgegengekommen, der herrschende Indifferentismus der Gesinnung aber so günstig, daß es nicht befremden kann, wenn noch größere Scharen von Gelehrten, Dichtern, Künstlern und nervenschwachen Weltleuten, als die kath. Kirche der protestant. schon abgenommen hat, sich ihr in die Arme werfen. Den Proselytenmachern kann das Wahrnehmen dieses günstigen Zeitpunktes nicht verargt werden. Sie handeln nach ihrer Glaubenspflicht für ihre Kirche. Aber die Proselyten, die nicht als Kinder gewonnen werden, sondern als Männer freiwillig übertreten, zeigen sich als Subjecte, an denen die protestant. Kirche schwerlich etwas verliert, das der Klage werth wäre. Den von ihnen zu leistenden Eid will die kath. Kirche nach dem erwähnten, außer der Verfluchung der Ketzereien nichts Auffallendes enthaltenden Glaubenseide eingerichtet wissen; doch ist erwiesen, daß sonst einzelne Bekehrer die anstößigsten Flucht-formeln hinzugefügt haben. Die Achtung, welche nach den neuesten Staatsverträgen die verschiedenen christlichen Kirchen in Deutschland einander schuldig sind und der auch unter den Katholiken nicht mehr seltene Geist wahrer Humanität und unbefangener Würdigung kirchlicher Dinge, hat das Verlangen der Einsichtsvollern unter ihnen, ihre Kirche mit Proselyten zu vervollständigen, sehr gemäßigt und sie überzeugt, daß Niemand durch Wechsel der Confession der Gemeinde der Heiligen näher kommen kann. S. Weda's „Beitr. zur Geschichte der Proselytenmacherei" (Neust. a. d. O. 1827). 31.

Proserpina (griech. Persephone, Persephoneia), nach Einigen die Tochter des Jupiter und der Styx, oder nach der gewöhnlichen Sage, des Jupiter und der Ceres. Pluto raubte sie mit Bewilligung des Jupiter und machte sie zu seiner Gemahlin. Diese Mythe wurde von mehren Dichtern behandelt und verschiedentlich ausgeschmückt. Proserpina, so singt der Homerische Hymnus auf Ceres, tanzte einst in dem Reigen der Nymphen, den Pallas und Artemis anführten, auf einer grasreichen Wiese. Von dem Reigen sich entfernend, las sie mit einigen Gespielen Blumen. Auf des Hades Bitte trieb Gäa, so wollte es Jupiter, blühende Narcissen, 100 Blüthen aus einer Wurzel hervor, und Götter und Menschen staunten über die Schönheit der Blumen und waren entzückt von ihrem lieblichen Geruche. Ämsig brach sie das Mädchen, und durch die Zauberkraft derselben bethört, entfernte sie sich von den begleitenden Gespielinnen. Plötzlich erbebte die Erde. Aides (Pluto) hob sich aus tiefer Kluft mit unsterblichen Rossen zur Erde empor, ergriff die Proserpina und entführte sie auf goldenem Wagen durch die Höhle zur Unterwelt. Laut jammernd rief sie ihren Vater um Rettung an, aber außer Hekate und Helios vernahm Niemand ihre Klage, und vergebens hoffte sie auf Rettung. Noch umständlicher ist Claudian. Die reizende Schönheit der Proserpina, singt er, entflammte alle Götter mit Liebe, besonders Mars und Apollo. Die Tochter den Zudringlichkeiten der Liebhaber zu entziehen, barg Ceres sie in Sicilien in einer Höhle, wo sie, von Drachen bewacht, mit ihrer Amme Kalligena lebte. Pluto erbat sich jetzt die Proserpina vom Jupiter zur Gemahlin, der sie ihm auch versprach und der Venus den Befehl gab, das Mädchen durch List aus der Höhle zu locken. Diese ging, von Minerva und Diana begleitet, nach Si-

cilien und beredete, da sie die wachsame Mutter nicht zu Hause fand, das Mädchen leicht zu einem Spaziergange. In Begleitung der Nymphen und Zephyr's gingen sie auf den blumigen Gefilden daher, Blumen pflückend. Da erbebte plötzlich die Erde, und Pluto entführte das betäubte Mädchen in die Unterwelt, während Zeus durch seinen Donner seine Genehmigung verkündigte. Vergebens bemühte sich Zeus, ihrer Mutter Einwilligung zu der Vermählung mit Pluto zu erlangen, und erlaubte endlich ihre Rückkehr auf die Oberwelt, unter der Bedingung, daß sie noch nichts von den Götterspeisen zu sich genommen haben dürfe. Auf einem Spaziergange in den lieblichen Gefilden Elysiums hatte sie indeß einen Granatapfel gegessen, und Alles, was Jupiter nunmehr den Bitten der bekümmerten Mutter gewähren konnte, war, daß er der Tochter gestattete, den Frühling und Sommer jeden Jahrs auf der Oberwelt zu leben. (Vgl. Ceres.) Die orphischen Hymnen nennen sie die Mutter der Eumeniden und des Ebuleus (hier Bacchus), die Eingeborene, die vielgeehrte würdige Gemahlin des Pluto, die Königin der Schatten, die Rächerin des Meineids, die Gespielin der Horen, das allherrschende Mädchen, die Fruchtschwangere, die Nahrunggebende, die gewünschte Frühlingsgöttin. Sie bringt Alles an das Licht, ergötzt sich auf duftigen Wiesen, und schmückt ihren heiligen Leib mit grünenden Saaten, sie, die Glanzvolle und Gehörnte. Ebendaselbst wird sie u. d. N. Mise gepriesen, als die Mutter des Bacchus, die Keusche und Heilige, die unaussprechliche Königin, welche zweigestaltig und Mann und Weib ist. In den Mysterien war P. auch das Sinnbild der in den Banden des Körpers befangenen Seele. Vom Pluto hatte P. keine Kinder, vom Zeus aber, der sich in Gestalt einer Schlange ihr näherte, den Zagreus. Zeus hatte ihr die Insel Sicilien geschenkt, und hier war ihr besonders die Stadt Agrigent heilig. Sie wird auf einem Throne sitzend, neben ihrem Gemahle, mit Narcissen oder einem Granatapfel in der Hand, oder auch allein mit dem Zweizack ihres Gemahls abgebildet. Auch zu Lokris und Megalopolis wurde sie verehrt, und am averner See hatte sie einen berühmten Hain; in Rom wie in Megalopolis hatte sie mit der Ceres Einen Tempel. Männer durften diesen nur ein Mal des Jahrs betreten. Man opferte ihr, als Göttin der Unterwelt, schwarze unfruchtbare Kühe; der Granatapfel, die Fledermäuse und der Winter waren ihr heilig. Mit der Ceres wurde sie in den eleusinischen Mysterien verehrt. Pirithous und Theseus (s. d.), die sie entführen wollten, mußten, nach Einigen, in der Unterwelt bleiben. Man schrieb der P. die Abschneidung der Locke zu, durch welche die Todten zur Unterwelt eingeweiht wurden. Bei Leichenbegängnissen schlug man sich ihr zu Ehren an die Brust. Die Freunde und Diener des Verstorbenen schnitten sich die Haare ab und warfen sie, P. zu versöhnen, in den Scheiterhaufen. Sie wird oft mit Hekate (s. d.) verwechselt. — Die alten Bildwerke von der Venus Proserpina stellt zusammen Gerhard in s. „Venere Proserpina illustrata" (Fiesole 1826, m. lithogr. Bl.).

Prosodie (von προς zu, an, und ωδη, Antönung, Accent) heißt der Zeitverhalt der Sylbenlaute und die Lehre davon. Betrachtet man die Sprachelemente, die Selbstlauter (Vocale) und Mitlauter (Consonanten) im Allgemeinen, so ergibt sich, daß der Ton auf dem Selbstlauter ruht, und zwar länger, wenn mehre Selbstlauter vorhanden sind, die in Einen Laut zusammenfließen. Verdoppelte Selbstlauter also (Aar), gedehnte (ihr, ohne) und Doppellauter oder Diphtongen (auf, euch) machen ihre Sylben lang. Ferner, was die Mitlauter betrifft, so erfodern sie, besonders wo mehre zusammentreffen, ebenfalls ein Verweilen der Stimme und machen also die Sylbe lang. Der Einfluß der zusammentreffenden Mitlauter auf den Zeitverhalt der Sylben heißt in den Sprachlehren Position. Nun sind aber in den verschiedenen Sprachen im Wechsel der Consonanten und Vocale entweder die erstern oder die letztern das Überwiegende. Sprachen, deren Princip der

Wohllaut ist, z. B. das Italienische und Spanische, lieben gehäufte Vocale und meiden oder dämpfen die Gewalt und Anstrengung der Consonanten. In den nordischen Sprachen herrschen dagegen die Consonanten, deren 2 gewöhnlich aufeinander folgen, 3 aber das Ungewöhnlichere sind, und also mehr den Ton anhalten und hemmen. Daher 3 unmittelbar aufeinander folgende Consonanten im Deutschen die Sylbe durch Position verlängern würden, und zwar nicht, wenn ein Endconsonant mit 2 anfangenden zusammenträfe, sondern wenn auf 2 endende 1 anfangender folgte, z. B. blutend verschied, mächtig trieb, wobei freilich, da der Fuß nicht den Rhythmus, sondern dieser den Fuß macht, die Gesetze des Rhythmus zu befragen sein würden. Eine solche Bestimmung des Zeitverhalts nach dem verhältnißmäßigen Gewichte der Sylben untereinander heißt Quantität, und Sprachen in welchen Vocale vorherrschender Theil sind, neigen sich an und für sich mehr zur Quantität und können daher quantitirende genannt werden. Dagegen neigen sich andre, in welchen Consonanten vorwalten, mehr zum Accent, indem sie den Tonverhalt mehr nach einem innern Grunde, der logischen Begriffspriorität, bestimmen und heißen daher accentuirende Sprachen. Man hat allgemein die neuern als accentuirend angesehen, und so auch die deutsche. So lange unsere deutsche Poesie im Reim, in der Assonanz und Alliteration (s. d.) eine Entschädigung für den Mangel größeres Rhythmenreichthums, z. B. der Griechen, hatte, blieb auch unser Sylbengehalt höchstens nach dem Tonmaße und der Gewalt des Taktes bestimmbar. Aber sowie in der künstlichen Poesie Sprache, Grammatik und Metrik sich mehr und mehr ausbildeten, als durch Ramler und Klopstock unsere Sprache auch in antiker Rhythmen Nachbildung sich versuchte, verlangte auch die Prosodie eine nähere Erörterung und Bestimmung. Der geistreiche Moriz versuchte zuerst, in seinem „Versuche einer deutschen Prosodie" (Berlin 1786) ein System aufzustellen, dessen Grundlage die Messung der Sylben nach dem Begriffe war, daß bei der Bestimmung der Länge und Kürze der Sylben es nicht im geringsten auf die Buchstaben der einzelnen Laute, woraus sie bestehen, ankomme, sondern bloß auf ihre Stellung neben einer bedeutendern oder unbedeutendern Sylbe. Er ordnete auch in dieser Hinsicht die Redetheile tabellarisch. Indeß ließen sich die Foderungen des Ohrs nicht abweisen, ja die Sprache fügte sich ihnen, von kunstfertigen Händen geleitet, gern und willig. Voß bildete immer mehr Versmaß der Griechen und Lateiner nach, ja er gab eine Zeitmessung der deutschen Sprache als Beilage zu seinen „Oden und Elegien" (Königsb. 1802) heraus, worin die Rechte des Ohrs gegen das Auge schon lauter durchgesetzt und die Rhythmen musikalisch bezeichnet wurden. Indessen hatte Hermann, der berühmte leipziger Philolog, ein lat. und ein deutsches Lehrbuch der Metrik herausgegeben, um sie wissenschaftlich zu begründen. Aber er betrachtete den Rhythmus als bloß dem Auge dienend, ohne ihn in sinnlicher Anschauung auffassen zu können; dazu fehlte es ihm an Kenntniß der Musik. Da nun hatte der geist- und kenntnißreiche Apel einen Cyklus von Nachbildungen des Styls griech. Tragödie begonnen. Seine im „Polyidos" vorkommenden Verse befriedigten sein Ohr nicht. Mit den „Aitoliern" ging ihm, der auch ein gründlicher Musikkenner war, plötzlich eine neue, auf Musik gegründete und aus ihr abgeleitete Metrik auf, deren Hauptergebnisse er zuerst als Anhang zu den „Aitoliern" aphoristisch lieferte, in der Tragödie „Kallirhoë" meisterlich übte, dann in der „Musikal. Zeitung" (1807) durch alle Metra hindurch verfolgte. Schon hier gelang es ihm bei einer genau beobachteten Prosodie, metrische Variationen über ein Thema, mit ihrer musikalischen Bezeichnung gegenüber, in wohlklingenden und richtigen Versen aufzustellen, bis er endlich in seiner „Metrik" (Leipz. 1814; in welcher er auch auf Hermann's neue Bearbeitung der Metrik Rücksicht genommen hat) eine allgemeine Prosodie aufstellte. Aus ihr ergab sich, daß, wie wir Deutschen überhaupt in Kunst und Wissenschaft ein vermittelndes Volk, unsere Sprache

auch hier zwischen den quantitirenden und accentuirenden mitten inne stehe, der Accent die Prosodie nur als inneres Princip beherrsche. Dem gemäß macht ein langer Vocal oder Diphthong die Sylbe lang, wird aber wie im Griechischen willkürlich, wenn unmittelbar darauf wieder ein Vocal folgt, z. B. wohnt bei uns noch göttliche Kraft, bei entarteter Freiheit, sogar wenn zwischen beiden Vocalen zu Ende der Sylbe ein fließender oder doch einfacher Consonant steht. Ferner macht das Zusammentreffen mehrer Consonanten die Sylbe lang. Die Vorsylbe ent, das Verbindungswort und, nebst einigen andern, wie mit, denn, ist (als Copula), die zweite Person in der Einzahl (z. B. huldigst) wird durch den Accent nicht absolut lang, sondern nur mittelzeitig. Die Endung ig und ich bilden mit einem folgenden Consonanten Position, aber wenn er einfach ist, nur unvollkommene, welche der vollkommene Daktylus noch verträgt. Endsylben, welche ihre Länge durch Position gewonnen, können nicht in der Hebung des Verses stehen, und umgekehrt hat eine Endsylbe, welche in der Versheburg sich als Länge bewährt, absolute Quantitätslänge; und darf nicht kurz gebraucht werden, z. B. Freiheit, Armuth u. a., bloß end in Elend ist absolut lang. Hiermit hätten wir denn eine Prosodie gewonnen, welche der Willkür und Nachlässigkeit ein Ende macht und in einer wissenschaftlichen Metrik ihre tiefere Begründung und Bestätigung findet. Den sichern Erweis ihres Vorhandenseins gibt nun ihre Beobachtung und Anwendung; wie denn eben Apel's wohlklingende und harmonische Verse und die durchgängige ungezwungene Anwendbarkeit seines metrischen Systems selbst auf antike Versmaße dessen Wahrheit am besten beweisen. Auch hat er bis jetzt von Hermann selbst keinen bedeutenden Widerspruch erfahren. Selbst Böckh's Einwürfe, der doch früher sich zu ihm neigte, fanden leicht in der Vorrede zur „Metrik" ihre Widerlegung, und so steht denn zu erwarten, ob das Ohr noch länger durch das Auge tyrannisirt sein wolle in Sachen des rhythmischen Gesanges, oder nicht. Näheres hierüber gehört unter d. A. Versmaß. Vgl. auch Grotefend, „Anfangsgründe der deutschen Prosodie" (Gießen 1816), und über die griechische Spitzner's „Versuch einer kurzen Anweis. zur griech. Prosodie" (Erfurt 1821). Wa.

Prosopopöie, s. Personification.

Prospect, Prospectmalerei, s. Malerei.

Protagoras, ein griech. Philosoph, geb. zu Abdera, um die Mitte des 5. Jahrh. v. Chr. Er lehrte vorzüglich in Athen; man kann ihn aber als einen der ersten Sophisten (s. d.) betrachten, die in Griechenland umherzogen, ihre Schriften vorlasen, öffentliche Disputationen anstellten und für Geld Unterricht ertheilten. Er wurde des Atheismus beschuldigt, deßhalb aus Athen verwiesen und seine Schriften öffentlich verbrannt. Er soll überhaupt die absolute Wahrheit geleugnet und das Zweifelhafte der menschlichen Erkenntniß selbst auf die erhabensten und wichtigsten Gegenstände angewendet haben, die Tugend und die Gottheit; sodaß er behauptete, sie könnten ebensowol sein als nicht sein. Inwiefern dies gegründet ist, läßt sich mit Gewißheit nicht ausmachen, da seine Schriften verloren sind und nur Manches daraus von Spätern angeführt wird. Aus s. Satze: der Mensch ist das Maß aller Dinge, läßt sich dies nicht mit Gewißheit ersehen.

Protesilaus, einer der griech. Helden von Troja. Er war ein Sohn des Iphiklus, Königs von Phylace in Thessalien, und der Diomedea, und hieß eigentlich Iolaus. Den Namen Protesilaus erhielt er, weil er bei der Landung der Griechen vor Troja zuerst von dem Volke ans Land sprang. Aber gleich nach der Landung ward er von einem dardanischen Krieger, nach Einigen vom Hektor, erlegt. Sein Grabmal war auf dem sigeischen Vorgebirge. Er ward nach seinem Tode als Heros verehrt, und hatte zu Eläus auf dem Chersones ein Orakel, besonders für Athleten, heilte auch mehre Krankheiten.

Protestantismus. Im Allgemeinen kann Jeder, der eine Protestation einlegt, d. h. gegen einen aufgestellten Grundsatz, oder eine von Andern angriffene Maßregel, Widerspruch erhebt und sich seine Überzeugungen und Gerechtsame dagegen verwahrt, Protestant heißen. Die Geschichte legt diesen Namen jedoch nur den Gliedern der evangel. Kirche bei, weil die im Reformationswerke begriffenen evangel. Reichsstände gegen den durch Stimmenmehrheit entschiedenen Beschluß des Reichstages zu Speier („daß bis zu einer künftigen allgemeinen Kirchenversammlung weitere Neuerungen in Kirchensachen verhütet, die Messe ferner nicht abgeschafft, auch an den Orten, wo die neue Lehre schon überhand genommen, nirgend gehindert, keine aufrührerische Predigten gehalten und keine schmähende Schriften gedruckt werden sollten") d. 19. April 1529 vor den versammelten Fürsten eine förmliche Protestation einlegten und deßhalb seit dieser Zeit protestirende Stände oder Protestanten genannt wurden, auch sich selbst so nannten. Zu diesem Widerspruch, den sie noch durch eine den 25. April unterzeichnete feierliche Appellation gegen jede ihren Glauben bedrohende feindliche Maßregel an den Kaiser, ein künftig zu haltendes Nationalconcilium und jeden unparteiischen Richter bestätigten, hatte sie sowol die Anmaßung ihrer zahlreichen kathol. Mitstände, über Glaubenssachen abzusprechen, als auch die Betrachtung der augenscheinlichen Hindernisse, welche sie durch Einwilligung in jenen Reichstagsabschied dem Fortgange der Reformation in den Weg legen würden, bewegen müssen. Sie erklärten in ihrer Protestationsurkunde, daß sie in Sachen, die Gottes Ehre und ihrer Seelen Heil beträfen, nur Gott als den höchsten Richter ansehen und daher den mehren Stimmen nicht gehorchen könnten, daß, nach der Verweisung früherer Reichstage auf ein frei, gemeinchristlich Concilium, keinem Theile der Stände gebühre, des andern Lehren zu verurtheilen, und, weil es noch im Streite liege, was die rechte heilige christliche Kirche wäre, keine gewissere Lehre und Predigt sei, als allein bei Gottes Wort zu bleiben und einen Text mit und aus dem andern zu erklären und auszulegen. Sie setzten hinzu, wo diese ihre Beschwerung keine Statt finden sollte, so protestirten sie hiermit öffentlich vor Gott und allen Menschen, daß sie für sich und die Ihrigen in alle Handlungen und vermeinten Abschied, so wider Gott, sein heiliges Wort, ihrer Seelen Heil und gut Gewissen und wider den (der Reformation günstigern) speierschen Reichsabschied v. J. 1526 vorgenommen und beschlossen worden, nicht willigten; sondern Alles für nichtig und unbündig hielten, auch ihre Nothdurft dawider öffentlich ausgehen lassen und an kaiserl. Majestät gründlichen und wahrhaften Bericht erstatten wollten. Sie übergaben dem Könige Ferdinand, als Stellvertreter des Kaisers, diese Protestation mit dem Vorbehalt, sie fernerhin noch zu extendiren, und die darauf folgende, im Namen des Kurfürsten von Sachsen, Markgraf Georgs von Brandenburg, Herzog Ernsts von Lüneburg, Landgraf Philipps von Hessen und Wolfgangs, Fürsten zu Anhalt ausgefertigte Appellation, „für sich selbst insgesammt, und sonderlich für ihre christlichen Unterthanen und insgemein für alle Die, welche jetzt und künftig dem heiligen Worte Gottes anhangen würden"; rechtfertigten aber diese Allgemeinheit ihrer Appellation durch die Bemerkung, daß, wie schon nach der natürlichen Verwandtschaft der Menschen zulässig sei, wenn einer ohne weitere Vollmacht eines andern zum leiblichen Tode Verurtheilten sich annehme, für ihn appellire und sein Bestes besorge, vielmehr Denen, die in einer geistlichen Verwandtschaft und Brüderschaft durch Christum ständen, zustehe und gebühre, in so hochwichtiger Sache, zu Verhütung eignen und des Nächsten ewigen Gerichts, dasselbige zu thun, daß die Nächsten des rechtlichen Schutzes sich mit freuen und gebrauchen möchten. In der That war dies die Meinung nicht nur der protestirenden Fürsten, denen 10 Reichsstädte sogleich beitraten, sondern auch ihrer sie stets berathenden Theologen, welche hierin als Stellvertreter der ganz mit ihnen übereinstimmenden evangel. Ge-

meinden handeln durften. Die Zustimmung derselben bezeugte der uneingeschränkte Beifall, mit dem die Bekanntmachung dieser Urkunden in Hessen und Kursachsen von den Freunden der Reformation aufgenommen wurde, und immer haben nicht nur die Evangelischen in Deutschland, welche die Protestation der genannten Fürsten im politischen Sinne allein anging, sondern die Evangelischen und Reformirten in allen Ländern überhaupt sich zu den darin ausgesprochenen und hier in den wesentlichsten Zügen urkundlich angegebenen Grundsätzen bekannt. Die Benennung Protestanten hat daher einen zweifachen Sinn, je nachdem entweder die im deutschen Reiche von der kathol. Kirche getrennten und durch gemeinsame Verpflichtung auf die augsburgische Confession mit einander zu einer Religionspartei verbundenen Stände nebst ihren Unterthanen, oder überhaupt diejenigen Christen, welche den Grundsatz des Widerspruchs gegen jedes menschliche Ansehen in Sachen des Glaubens und der ausschließlichen Unterwerfung unter die Aussprüche der heiligen Schrift und ihrer damit übereinstimmenden Bekenntnißschriften mit einander gemein haben, darunter verstanden werden. Im erstern Sinne war diese Benennung allerdings an die rechtlichen Verhältnisse der deutschen Reichsstände geknüpft, und auf die Reformirten, welche die augsburgische Confession nicht annahmen, wie überhaupt auf Evangelische außer Deutschland nicht anwendbar, weßhalb sie auch, da jene Verhältnisse nicht mehr bestehen, in der bekannten Auslassung der preuß. Regierung vom 30. Juni 1817 für veraltet erklärt und in die Geschichte verwiesen werden konnte. Im andern Sinne aber gehört der Ausdruck Protestanten keineswegs bloß der deutschen Reichs-, sondern der Weltgeschichte, und, weil er in dieser ein lebendiges, fortwirkendes, sich immer weiter entwickelndes Princip religiöser Denkart bezeichnet, auch der Gegenwart an. Beide Bedeutungen treffen in dem Begriffe zusammen, welchen die ersten protestantischen Gemeinden von diesem Namen hatten; nach demselben heißt derjenige Christ Protestant, der in Sachen des Glaubens und des Gottesdienstes die Willkür und Obergewalt menschlicher Satzungen verwirft, die heil. Schrift als einzige Richtschnur seines Glaubens und Lebens anerkennt, die Freiheit, dieser Richtschnur allein zu folgen, fodert, und als Glied einer kirchlichen Gemeinschaft sich auf die Bekenntnißschriften derselben, doch nur weil sie die biblischen Lehren und die einmüthige Überzeugung aller Mitglieder dieser Kirche enthalten, auf so lange, als diese Überzeugung auch die seinige ist, verpflichtet. Der gegenwärtige Sprachgebrauch bringt es mit sich, die Glieder aller der Kirchen, die sich im Fortgange der Reformation unter der Leitung dieses Grundsatzes gebildet haben, Protestanten zu nennen. Dahin gehören die evangelisch-lutherische, die reformirte, die anglicanische, die mährische Brüderkirche, die Brüdergemeinde und jene Parteien, welche aus den Streitigkeiten der Reformation untereinander hervorgingen, wie die Remonstranten und Methodisten. Die Taufgesinnten, Quäker und Unitarier stimmen in der Protestation gegen den Papismus und jeden äußern Zwang mit den Protestanten überein, aber bei dieser Freiheit fehlt ihnen doch die Gesetzmäßigkeit, die der Protestantismus durch unbedingte Folgsamkeit gegen die klaren Entscheidungen des von ihnen in einigen Punkten willkürlich gedeuteten göttlichen Wortes beobachtet. Der Protestantismus bedient sich der Freiheit des Glaubens, der Lehre und des Gottesdienstes, die er seit seiner Entstehung unablässig behauptet hat, nur gegen die Anmaßungen menschlicher Machtsprüche, er vertheidigt sie gegen Alles, was seinem Fortschreiten zu einer hellern Erkenntniß, schriftmäßigern Lehre und erbaulichern Gottesverehrung in den Weg treten will; aber er wehrt auch ebenso nachdrücklich die Willkür subjectiver Meinungen und Einfälle, den Einfluß wandelbarer Zeitideen und Vorurtheile von seiner Auffassung des Christenthums ab, indem er die religiösen Ansichten der Einzelnen dem Worte Gottes unterordnet und dessen Aussprüche, wie sie nach den Regeln einer vernünftigen Auslegung einander

gegenseitig erläutern und bestätigen, als göttliche über jeden Widerspruch erhabene Entscheidungen achtet. Daher fodert er von seinen Bekennern den Glauben an die auf diese Art aus der heil. Schrift hervorgehenden Wahrheiten des Christenthums. Sie dürfen und sollen allerdings ihre Vernunft gebrauchen, um aus dieser allein gen Quelle immer genauer zu erforschen, was christliche Lehre sei, und der erforschten Wahrheit die Form zu geben, in welcher sie nach Maßgabe der verschiedenen Zwecke der Mittheilung derselben faßlich, erwärmend und fruchtbar werden kann — und dies ist insonderheit das Geschäft des evangel. Lehramtes; — aber in den Stoff und Gehalt der christl. Lehre Etwas einzumischen, was in den Ergebnissen einer redlichen und bescheidenen Schriftauslegung keine Bestätigung findet, wäre ein Verfahren, dem die geschichtliche Entwickelung und reinchristliche Richtung des Protestantismus durchaus keine Rechtfertigung gibt. Denn da der Geist des Protestantismus jedem seiner Bekenner die Pflicht auflegt, durch selbständige Erkenntniß und eigne Überzeugung zum Glauben an die Wahrheiten des Christenthums zu gelangen, so kann er zu denselben nur Das rechnen, was von der allgemeinen und höchsten Vernunft, d. h. von Gott, geoffenbart ist, und daher die Vernunft jedes Menschen sowol vermöge ihrer ursprünglichen Verwandtschaft mit der göttlichen schon an sich befriedigen, als auch aus Ehrfurcht gegen das allgemeingültige, gesetzliche Ansehen göttlicher Aussprüche zur Unterwerfung verpflichten muß. Der Protestantismus leugnet zwar keineswegs, daß der Wille Gottes sich auch in der Natur und durch den Gang der menschlichen Schicksale kundgebe, bindet aber die Versuche, diese hieroglyphische, menschlichen Augen nicht klar und verständlich genug vorliegende Offenbarung aufzufassen und zu deuten, an die Regel des Glaubens, welche der religiöse Inhalt der heiligen Schrift, als der unzweifelhaftesten und deutlichsten Offenbarung Gottes, an die Hand gibt, weil er voraussetzt, nur in ihr habe Gott geredet und ausgesprochen, was christliche Lehre sei. (Vgl. Offenbarung.) So bewahrt er in seiner Freiheit den Gehorsam, den der Mensch dem höchsten Gesetzgeber schuldig ist und protestirt gegen das Eindringen selbsterdachter, dem schriftmäßigen Lehrbegriffe (s. Symbolische Bücher) nicht entsprechender Lehrsätze menschlicher Philosophie, wären sie auch von der Vernunft weiser Männer für wahr erkannt, ebenso ernstlich als gegen den Papismus. Demnach ist der Protestantismus, wie das Christenthum selbst, ein objectiv in sich abgeschlossenes System religiöser Wahrheit, dessen formale Ausbildung und subjective Erkenntniß unablässig vervollkommnet und in Gesinnung, Wandel und Gottesdienst seiner Bekenner lebendig werden soll. Diesen hat er nach den Vorschriften des N. Test. und dem Muster der ältesten christl. Kirche, in der den Bedürfnissen vernünftiger Menschen zusagenden würdigen Einfachheit, mit dem Vorbehalte geordnet, außer den von Christo selbst eingesetzten und daher unabänderlichen Sacramenten (Taufe und Abendmahl) keinem Kirchengebrauche eine durch die Handlung selbst segnende Kraft beimessen, und, wenn die fortschreitende Erkenntniß Veränderungen darin nöthig macht, jedem eine zweckmäßigere Einrichtung geben zu dürfen. Im Art. Reformation findet man die Eigenthümlichkeit und geschichtliche Bedeutung des Protestantismus ausführlich dargestellt. Doch schon aus den hier angegebenen Grundsätzen desselben erhellt sein Verhältniß zum Katholicismus. Als Lehre und Gottesdienst kann jeder von beiden ohne den andern bestehen, ja das kirchliche Princip des einen schließt den andern aus, und, wenn der Protestantismus den Katholicismus duldet und als christlich anerkennt, dieser aber jenen nicht dulden, für ketzerisch erklären und ausrotten will, so handeln beide ihren Grundsätzen gemäß; nur beweist jener durch seine Demuth und Billigkeit, daß er, der Gesinnung nach, dem Urchristenthume näher stehe als dieser. Als geschichtliche Erscheinungen und Elemente der Bildung des Menschengeschlechts zeigen aber beide in der geselligen Reibung und Wechselwirkung ihres wirklichen Le-

bens, daß sie einander bedingen, anregen, warnen und ergänzen. (Vgl. Katholicismus.)

Protestantismus und Reformation. Daß in der christlichen Kirche über die Richtigkeit religiöser Ansichten gestritten und daß Mißbräuche, die eingeschlichen, gerügt worden: diese Erscheinung ist allen Zeiten gemein gewesen. Die Kirche entschied die Streitigkeiten, schloß die Andersdenkenden aus ihrer Gemeinschaft aus und bewirkte auch die nöthigen Reformen. Der Charakter der Reformation, die wir eigentlich so nennen, ist aber von jenen Arten der Reformen mannigfach verschieden; die Reformation war, wie jede große Begebenheit, durch die Zeit vorbereitet. Es waren gegen das Ende des Mittelalters verschiedene Mißbräuche in der Kirche eingerissen. Das Leben der Geistlichkeit ermangelte vielfach der Würde, die der Stand gebot. Selbst der Kirche Oberhaupt war nicht fleckenlos. Eine ungezähmte Geldgier hatte sich Roms bemächtigt. Laut foderte die Christenheit eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern, und die Concilien zu Konstanz und Basel hoben manchen Mißbrauch. In die literarische Bildung des Abendlandes kam durch die Eroberung von Konstantinopel ein neues Ferment, es wanderten die griech. Gelehrten in den Occident, es blühete hier die alte Literatur auf. Nun erhob sich ein heftiger Streit zwischen den Freunden dieser alten Literatur — den Humanisten — und den Scholastikern, welche die Einführung der alten Sprachen für sehr gefährlich hielten. Indessen die Humanisten, Reuchlin an ihrer Spitze, siegten in Rom, ohne daß dadurch die Existenz und der Haß beider Parteien aufgehoben worden wäre. Überhaupt hatte das Zeitalter eine große Beweglichkeit, und Alles deutete auf eine neue Zeit. — In dieser Zeit begab es sich nun, daß die Ablaßmißbräuche auf einen unerhörten Grad stiegen. Papst Leo X. schrieb zum Bau der Peterskirche einen unbeschränkten Ablaß aus. Der Kurfürst Albrecht von Mainz, der zugleich Cardinal war, beförderte ihn hauptsächlich in Deutschland, besonders in seinem Erzstift Magdeburg. Der Dominicanerorden erhielt den Auftrag, den Ablaß zu predigen. Tezel predigte ihn in Jüterbogk, und um seine Waare anzupreisen, versicherte er, daß sein Ablaß ohne weiteres die Sünden nachlasse; um baares Geld wollte er für alle Sünden, wie nur immer sie heißen mögen, Vergebung ertheilen. Den Lehrern der nahen Universität Wittenberg mußte ein solches Spiel, das mit der Religion getrieben ward, höchlich ärgern. Da erhob sich unter ihnen am 31. Oct. 1517 der Prof. Martin Luther, ein Augustinermönch, predigte gegen den Ablaß und schlug 95 Theses an. Hätte Luther sich darauf beschränkt, Tezel's Behauptung, daß durch die Ablässe die Sünde vergeben würde, zu widerlegen, so würde der Streit bald aufgehört haben, indem es noch nie einem Theologen eingefallen, eine solche Behauptung aufzustellen. Allein Luther bestritt ganz die Ablässe und warf sich bald hernach in den alten philosophischen Streit über die Freiheit des Willens; er leugnete die Freiheit des Willens, welchemnach denn — folgerecht — der Begriff von Sünde und Ablaß von selbst wegfallen mußte. — Diese Theses erregten die Aufmerksamkeit von Deutschland, ja von Europa. Die Mehrzahl der Gebildeten hatte sich schon lange über den Ablaßkram geärgert, und Luther's Sache war sonach die ihre: eine Sache, der es nicht anders als nützen konnte, daß Luther's Gegner im Anfange meist Abgeschmacktheiten vertheidigten. Auch traf es sich, daß die Gegner der Humanisten Luther bekämpften, und auch Luther auf die alten Sprachen drang und sich, wie jene, über die Autorität von Aristoteles, Scotus und selbst vom h. Thomas hinaussetzte. Fehlen konnte es sonach nicht, daß seine Sache mit der der Humanisten vermischt wurde, und diese entweder seine Anhänger wurden, oder doch wenigstens unthätig blieben. Genug, Luther gewann Eingang, und es bedurfte nur noch des nach Kaiser Maximilians I. Tode eintretenden Reichsvicariats des Kurfürsten von Sachsen, um der Lehre Luther's Verbreitung zu verschaffen. — Luther griff in

seinen Theses des Papstes wesentliche Gewalt nicht an; er gestand sogar, daß die Ablaßprediger des Papstes Auftrag überschreiten. (S. Thes. 69—74 u. 91.) Indessen fehlte es auch nicht an äußerst beißenden Stellen gegen den Papst. Im Ganzen befaßten sich die Theses mit Sätzen, die noch nicht förmlich von der Kirche entschieden waren, und selbst Luther's Hauptsatz, daß der Ablaß nur Erlaß der ehemaligen kanonischen Strafen sei, ist durch das Concilium von Trient keineswegs bestimmt verworfen. (S. Ablaß.) Allmälig ging Luther weiter; er entfernte sich während der Hitze des Streites immer mehr von dem herrschenden System; er sagte selbst: „Wollend oder nichtwollend werde ich gezwungen, von Tage zu Tage gelehrter zu werden, da so viele und so große Meister mit mir kämpfen". Man erkennt leicht, wie er endlich zur gänzlichen Ableugnung des päpstlichen Ansehens gekommen, da Die, so mit ihm stritten, sich immer darauf gegen ihn beriefen. Sein ihm eignes System von der Buße und Rechtfertigung, welche er allein durch den Glauben geschehen ließ, führte ihn noch weiter. Der erste Grundsatz seines Systems war, daß die Christen selbst aus den heil. Schriften forschen müßten, ungeirrt durch Traditionen und Concilienschlüsse der von ihm als verderbt verschrieenen kathol. Kirche, welches Alles er eitel Menschensatzungen nannte. Daß er dabei dennoch die 4 ersten Concilien annahm, wurde freilich ebenso wenig als Inconsequenz gerügt, als daß er nun auch zugleich die Lehre feststellte, die er in der Schrift fand und die seine Anhänger nachbeteten. Luther's Ansichten von der Rechtfertigung durch den Glauben ohne Werke waren ebenso Glaubenssatz, als alle übrige Sätze der Luther'schen Lehre; so angeboren ist der menschlichen Natur der Autoritätsglaube, daß, sowie eine hohe Autorität fällt, gleich eine andre, wenngleich niedere, die Stelle der gefallenen einnimmt. — 9 Monate, seit Luther die Theses angeschlagen hatte, schwieg Rom. Es hieß, daß Papst Leo X. die ganze Geschichte als eine Mönchszänkerei (invidie fratesche) ansehe; überhaupt mochte man in Rom aus dem barbarischen Norden keine gewaltige geistige Bewegung erwarten. Kaiser Maximilian schrieb an den Papst: er habe vernommen, daß Luther in seinen Schriften sowol als sonst Vieles vorgetragen habe, was ketzerisch zu sein scheine, dieses sei ihm um so unangenehmer, je hartnäckiger Luther auf seinen Meinungen bestehe, und je mehre Anhänger er dem Gerüchte nach solle gefunden haben, er ersuche den Papst also, sich seiner Gewalt zu bedienen und den unnöthigen Untersuchungen und Zänkereien ein Ende zu machen. Es erfolgte hierauf Luther's Ladung nach Rom, wo er sich innerhalb 60 Tagen stellen solle. Unterdessen wurde durch den Kurfürsten von Sachsen, Luther's Landesherrn, es eingeleitet, daß der in Augsburg anwesende päpstliche Legat zur Schlichtung dieser Sache in Deutschland beauftragt wurde. Luther erschien unter freiem Geleite; der Cardinal verlangte Widerruf, Luther verlangte Überzeugung aus der Schrift, endlich hinterließ Luther dem Cardinal einen schriftlichen Aufsatz, worin er erklärte, warum er nicht widerrufen könne; er gestand jedoch, daß er zu hitzig gewesen und von dem Papste nicht mit gehöriger Ehrfurcht geredet habe; für das Künftige wolle er es bessern, auch von dem Ablaß schweigen, wenn seine Gegner dasselbe beobachteten. Bald darauf, da der Cardinal nicht antwortete, ging Luther von Augsburg hinweg, mit Hinterlassung eines Entschuldigungsschreibens und einer Appellation von dem übelunterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst, welche nach damaliger Sitte öffentlich zu Augsburg angeschlagen ward. Luther kehrte in einer Art von Triumph nach Hause, und groß war die Freude seiner Anhänger, denn je ungemessener früher die Gewalt eines päpstl. Legaten gewesen war, um so unerwarteter war es nun, daß ein Bettelmönch dem Cardinal auf solche Weise Trotz geboten. Der Cardinal schrieb hierauf an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen, er möchte Luther entweder nach Rom schicken, oder doch aus seinen Ländern schaffen und wegen eines Mönchleins (propter unum fraterculum) seine und seiner Vorältern

Ehre nicht verdunkeln; allein Friedrich antwortete am 8. Dec. 1518, daß er in des Cardinals Begehren nicht willigen könne, weil Luther noch keines Irrthums überführt und die neue Universität Wittenberg, wo Viele sich Luther's annähmen, durch dessen Entfernung Schaden leiden dürfte. Selbst eine dem Kurfürsten geschickte goldene Rose vermochte diesen nicht umzustimmen. Als kurz darauf durch den am 17. Jan. 1519 erfolgten Tod des Kaisers Maximilian I. das Reichsvicariat in den Landen sächs. Rechtens auf den Kurfürsten fiel, stand der Verbreitung der Lehre Luther's nichts mehr im Wege, und sein System erweiterte und consolidirte sich mit reißender Schnelligkeit. Die Wenigsten wußten, wovon eigentlich die Rede sei; insgemein glaubte man, daß man die Kirche von den eingeschlichenen Mißbräuchen reinigen wolle; auch war die Freiheit, die Luther versprach, ein süßer Name. Die Sittenlosigkeit und die Unwissenheit des größten Theils der Geistlichkeit trug auch wesentlich zum Gelingen der Reformation bei, denn während durch solche Geistliche das Volk sich schlecht erbaut fand, traten auf der andern Seite so viele Geistliche, denen der Cölibat nicht zusagte, auf Luther's Seite über. Vergebens suchte der ingolstädtische Prof. Joh. Eck Luther in einer zu Leipzig öffentlich gehaltenen Disputation zu überführen; sie stritten hauptsächlich über die Freiheit des menschlichen Willens und das Ansehen des Papstes; beide schrieben sich den Sieg zu. Was Eck vergeblich durch Gründe versucht hatte, wollte der in päpstl. Diensten stehende Edle v. Miltitz in der Güte erreichen; allein er erhielt von Luther weiter nichts als ein Schreiben an den Papst vom 6. April 1520, in welchem zwar Luther sagte, er habe für seine Person immer große Hochachtung gehegt, zugleich aber sich dahin äußerte, der römische Hof sei so verderbt, als ehemals Sodom und Babylon, die Gottlosigkeit desselben habe den größten Gipfel erreicht, selbst der Antichrist könne sie nicht vermehren; es gehe ihm nahe, daß der Papst wie ein Schaf unter den Wölfen lebe, Rom sei der Ehre nicht werth, daß es ihn und andre rechtschaffene Männer an seiner Spitze habe. Zuletzt schlug er vor, daß der Papst seinen Feinden in ihren heftigen Anfällen auf ihn Einhalt thun solle, zweitens daß man ihn nicht zwinge, seine Schriften zu widerrufen und die heil. Schrift nach einer vorgeschriebenen Regel zu erklären, endlich aber, daß der Papst beiden Theilen das Stillschweigen auflege. Am 15. Juli 1520 gab der Papst eine Bulle heraus, worin 41 aus Luther's Schriften gezogene Sätze verdammt wurden, mit dem Zusatz, obschon der Papst gegen Luther nun sogleich als einen Ketzer verfahren könnte, so werden doch ihm und seinen Anhängern 60 Tage gestattet, binnen welchen er umkehren, seine Schriften unterdrücken und seine Lehre öffentlich widerrufen solle; wenn er nicht gehorche, so thue er ihn hiermit in den Bann und befehle, ihn als einen Ketzer zu strafen. Luther wiederholte jetzt seine früher schon eingelegte Appellation an ein Concilium. Nun wurde der Reichstag zu Worms durch den neu gewählten Kaiser Karl V. eröffnet; der päpstl. Nuntius Alexander wohnte demselben bei, um die Vollstreckung der gegen Luther erlassenen Bulle zu betreiben. Die Fürsten glaubten Anfangs, es handle sich bei dem Streite bloß um eine Demüthigung des Papstes, der sie gar nicht abgeneigt waren, und es bedurfte einer dreistündigen Rede des Legaten, um dem Kaiser und den Fürsten begreiflich zu machen, daß es nicht bloß um den Ablaß und das Interesse des Papstes zu thun sei, sondern daß Luther auch wirklich Neuerungen in Glaubenssachen angefangen und solche Sätze behauptet habe, die von der Kirche und ganzen Concilien seien verworfen worden; er zeigte zum Beweise die betreffenden Stellen in Luther's eignen Werken vor. Allein da der Kurfürst von Sachsen andern Tags die Einwendung machte, daß man vor Allem sicher sein müsse, ob diejenigen Bücher, aus denen die von dem Nuntius vorgebrachten Sätze gezogen wären, auch Luther's Werke seien oder nicht, und dieses zu erfahren, ihn selbst hören müsse, stimmten ihm die übrigen Fürsten insgesammt bei. Es ward beschlossen,

Luther zu hören, nicht zwar, um mit ihm über Glaubenssachen zu streiten, sondern, damit er erkläre, ob er Dasjenige wirklich gelehrt oder noch lehre, was ihm von dem Papste zur Last gelegt werde. Luther kam am 16. April in Worms an; ermachte nicht auf Alle gleichen Eindruck, insbesondere sagte der Kaiser, nachdem er ihn zum ersten Mal gesehen: „Dieser brächte es gewiß nie dahin, daß ich zum Ketzer würde". Am 17. April erschien Luther in der Reichsversammlung; er wurde gefragt, ob er jene Bücher, die man ihm vorzeigte, wie auch andre, die genannt wurden, für die seinen erkenne, und ob er auf den darin enthaltenen Sätzen beharre. Das Erstere bejahete er, für das Andre bat er sich Bedenkzeit aus. Andern Tags erklärte er in der Versammlung, seine Bücher seien von dreierlei Gattung: einige handelten von Glaubenssachen und guten Werken, von denen nicht einmal seine Gegner Alles anstößig fänden, er könne sie demnach nicht zurücknehmen, ohne sein Gewissen zu verletzen; in andern würde die Gewalt der Päpste und ihrer Decrete angegriffen, durch deren Widerruf würde der Päpste Tyrannei über das Menschengeschlecht bestätigt werden; andre endlich wären wider Diejenigen gerichtet, die das Papstthum vertheidigt und ihn zu widerlegen gesucht, in diesen gestehe er, daß er zu heftig und bitter geschrieben, welches man aber der Art, wie ihn s. Gegner behandelten, zurechnen müsse. Zuletzt foderte er wie gewöhnlich, daß man ihn aus der Bibel überzeugen solle, in welchem Falle er seine Schriften mit eigner Hand in das Feuer zu werfen bereit sei. In dem kaiserl. Edict, welches in der Folge gegen ihn ergangen, heißt es, Luther habe die an ihn gestellte Ermahnung und Bitte mit so unbesonnener Rede und so unanständiger Miene des Gesichts und Bewegung der Hände verworfen, die sich für einen Mann, der seiner mächtig und noch dazu ein Priester sei, gar nicht gezieme. Am 19. April ließ der Kaiser den Fürsten einen von seiner Hand verfertigten Aufsatz vorlesen, des Inhalts: Die Fürsten wüßten selbst, daß Karl von den christlichen deutschen Kaisern, von den kathol. Königen von Spanien, von den Erzherzogen von Östreich und den Herzogen von Burgund abstamme, die sämmtlich bis auf den letzten Augenblick der römischen Kirche getreu geblieben und allezeit Verfechter des kathol. Glaubens, der heiligen Ceremonien und Gebräuche gewesen; diese hätten ihm die kathol. Lehre und Kirchenverfassung gleichsam erblich hinterlassen, nach welcher er bis dahin gelebt und auch zu sterben gedenke; da es nun an dem Tage liege, daß ein einziger Mönch solche Sachen vortrage, die mit der Denkungsart aller Christen, jener sowol, welche bis 1000 Jahre vor uns gelebt, als die noch wirklich lebten, nicht übereinstimmten, und aus denen folgen würde, daß die ganze Christenheit sich bis daher geirrt: so sei er fest entschlossen, alle seine Länder, Freunde, Leib und Blut und das Leben selbst dahin zu verwenden, daß dieses gottlose Unternehmen keinen Fortgang haben könne, indem es sonst ihm und der deutschen Nation zur ewigen Schande gereichen werde; er wolle demnach Luther keineswegs mehr hören, sondern entlassen, sodann aber gegen ihn als einen Ketzer verfahren. Noch wurde von einzelnen Fürsten Luther ermahnt, sich nicht gegen die allgemeine Lehre zu empören; als endlich der Kurfürst von Trier Luther den Vortrag machen ließ, ob ihm nicht selbst ein Mittel bekannt sei, wodurch Alles wieder in Ordnung gebracht werden könne, war sein Letztes, daß er mit Gamaliel (Apostelgesch. Cap. 5) sagte: „Ist dieses Werk ein Menschenwerk, so wird es aus sich zergehen, ist es aber von Gott, so werdet Ihr es nicht zerstören können". Luther wurde also heimgesandt, und am 8. Mai erließ der Kaiser das wormser Edict, worin er Luther als einen Ketzer, nebst Allen, die ihm anhangen, oder ihn schützen würden, in die Reichsacht erklärte; Niemand solle seine Bücher behalten oder verkaufen, sondern dieselben sollten vielmehr aller Orten vertilgt und verbrannt werden, auch solle man suchen, sich seiner Person zu bemächtigen und ihn so lange gefänglich anhalten, bis Karl weiter verordnen werde, was mit ihm anzufangen. Indessen ward dieses Edict nirgends befolgt; Luther

fuhr fort zu lehren und zu schreiben, insbesondere gab er von der Wartburg aus — wohin er sich, um der Acht zu entgehen, zurückgezogen hatte — seine bewunderte Bibelübersetzung heraus. Alles griff nun nach der Bibel und disputirte daraus; an vielen Orten, besonders in den Reichsstädten ließ die Obrigkeit dergleichen Disputationen des gemeinen Mannes in ihrer Gegenwart halten; es brachte jeder Theil so viel Latein, Griechisch und Hebräisch herbei, als aufzubringen war, und der Magistrat gab die Entscheidung. Luther selbst aber, obgleich er die Bibel zur freien Forschung hingegeben, konnte nicht den geringsten Widerspruch ertragen, s. Leidenschaft gegen Andersdenkende war eine ungemessene. — Inzwischen ward 1522 der Reichstag zu Nürnberg gehalten; der neu gewählte Papst Hadrian trug auf die Beseitigung der Religionsstreitigkeiten an, indem er zugleich die aufrichtigsten Geständnisse über die Verderbtheit des röm. Hofs machte und diesen zu reformiren versprach. Der Reichstag trug auf ein Concilium an, und die weltlichen Fürsten legten die bekannten 100 Beschwerden gegen den päpstl. Stuhl vor. 1524 wurde auf einem abermaligen Reichstage zu Nürnberg die Entscheidung der Religionssache auf einen zu Speier zu haltenden Reichstag verwiesen. Am 15. Juni 1526 ward der Reichstag zu Speier eröffnet und auf demselben wiederholt auf ein freies allgemeines oder wenigstens Nationalconcilium angetragen und wegen des wormser Edicts beschlossen, daß dieses von Jedem dergestalt solle gehalten werden, wie er es gegen Gott und den Kaiser zu verantworten sich getraue. Diese Clausel wurde von den Lutherischen so verstanden, als ob dadurch das wormser Edict aufgehoben sei. Ein zweiter Reichstag zu Speier ward am 15. März 1529 eröffnet, und durch Mehrheit der Stimmen über die soeben erwähnte Clausel beschlossen: „daß, weil diese Clausel bei Vielen in großen Mißverstand und zu Entschuldigung aller neuen Lehren und Secten seitdem gezogen und ausgelegt worden, so sollten Diejenigen, die bei dem wormser Edict bisher verblieben, auch bei demselben bis zum künftigen Concilium verharren; die Übrigen aber, bei denen die andre Lehre entstanden und ohne Aufruhr, Beschwerde und Gefahr nicht abgewandt werden möchte, sollten sich hinfüro aller Neuerung, so viel nur möglich enthalten; die Lehre, die dem hochwürdigen Sacrament des wahren Frohnleichnams und Bluts unsers Herrn Jesu Christi entgegen, sollte bei den Ständen des h. Reichs nicht angenommen, noch zu predigen und zu lehren gestattet werden, die Messe nicht abgethan, auch Niemand an den Orten, da die andre Lehre entstanden und gehalten wird, die Messe zu hören verboten, verhindert, noch dazu oder davon gedrungen werden; gegen die Wiedertäufer solle ein neues kaiserl. Mandat bekanntgemacht werden; was bereits zu Nürnberg der Prediger, Buchdrucker und Schmähschriften halber verordnet worden, sollte erneuert werden, übrigens Keiner vom geistl. oder weltl. Stand den Andern des Glaubens halber vergewaltigen, dringen oder überziehen, noch auch s. Rent, Zins, Zehnten und Güter entwehren; desgleichen Keiner des Andern Unterthanen und Verwandten des Glaubens und andern Ursachen halber in sondern Schutz und Schirm wider ihre Obrigkeit nehmen". — Gegen diesen Reichsschluß nun protestirten die lutherischen Stände; daher haben die Evangelischen den Namen der Protestanten erhalten. Man würde aber sehr irren, wenn man glaubte, bloß zum Schutze religiöser Denkfreiheit sei jene Protestation geschehen; die am 19. April 1529 in der Reichsversammlung verlesene Schrift der Protestanten entwickelt vielmehr deren Motive folgendergestalt: Der Schluß des vorigen Reichstags sei mit Einstimmung aller Stände gemacht worden, er könne daher auch nicht ohne gemeinschaftliche Bewilligung widerrufen und zurückgenommen werden; dem jetzigen, vermöge dessen sie sich aller Neuerungen enthalten sollten, könnten sie nicht beitreten, ohne selbst der Lehre, die sie bis daher als die wahre und heilsame bekannt, untreu zu werden, und zu gestehen, man müsse diese Lehre wieder verlassen, wenn es nur keine Unruhen gäbe; was die Messe angehe, sei es

bekannt, mit welchen starken und unwidersprechlichen Stellen aus der h. Schrift die Prediger in ihren Landen dieselbe bestritten; daher könnten sie auch dieses Stück des Schlusses nicht gelten lassen und ihren Unterthanen nicht zugeben, daß sie zur Messe gingen, die bei ihnen ein für allemal abgeschafft worden, denn es könnte ja ein Jeder leicht begreifen, wenn sie, so rechtmäßig und lauter auch der päpstl. Gebrauch der Messe sein möchte, doch in ihren Kirchen wollten 2 sich gerade entgegengesetzte Arten von Messen zugeben, was für ein schlechtes Beispiel, und welche unzählige Streitigkeiten daraus entstehen würden. Daß man ihnen aber vorschreiben wolle, was sie ihren Unterthanen auflegen und was sie in ihren eignen Ländern für Gesetze machen sollten, darüber wunderten sie sich gar sehr, und um desto mehr, da gewiß keiner von ihren Gegnern leiden würde, wenn man ein Gleiches in Absicht ihrer Länder vornehmen wollte". — Die protestirenden Fürsten behaupteten also das Recht, ihren kath. Unterthanen den Besuch der Messe, die Ausübung der kath. Religion zu untersagen, und darum, weil der Reichsschluß die Katholiken in ihrer Religionsausübung schützen wollte, protestirten die lutherischen Fürsten dagegen. Man kann sich dieses nur erklären, wenn man bedenkt, daß überhaupt die Reformation meist durch Befehle der Landesherrn verbreitet ward, Zwang der Obrigkeit war es, was statt des Katholicismus das „pure, reine Evangelium" — so nannte man Luther's Erklärung des Evangeliums, jene mit diesem verwechselnd — einführte, und in manchen Ländern — Pfalz, Hessen — zeigte sich die wenig ergötzliche Erscheinung, daß, sowie der Fürst von einem protestant. Bekenntniß zum andern überging, stracks das evangel. Volk die neuen Überzeugungen des Gebieters zu theilen hatte. — Der speiersche Reichsabschied ward von den Protestanten nicht befolgt, auf dem 1530 zu Augsburg gehaltenen Reichstage ward daher die Sache wieder vorgenommen; die Protestanten übergaben hier am 25. Juni 1530 ihr Glaubensbekenntniß, so Melanchthon redigirt hatte. Von den Katholischen wurde eine Widerlegung herausgegeben, hierauf von den Protestanten eine Apologie verfaßt, und der Reichstag würde nie geendet haben, wenn Karl diesem Schreiben nicht ein Ende gemacht hätte. — Die Veränderung im Territorialbesitz, welche die Reformation nach sich führte, war der Veranlassungsgrund der sogen. Religionskriege. Sowie ein Bischof evangelisch ward, betrachtete er s. Bisthum als erblich. So nahm z. B. gleich zu Anfang der Reformation der Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen dieses Land bei s. Übergange zur evangel. Religion von der Krone Polen als weltliches Lehen. Es dauerte nicht lange, so wurden bald alle geistliche Güter in Deutschland von den evangel. Fürsten als gute Beute betrachtet, was die Katholiken zur Gegenwehr nöthigte, und immer schärfer wurde der Religionshaß, den man für so weltliche Zwecke benutzte. Der westfälische Friede von 1648 setzte allem dem endlich ein Ziel; der Territorialbesitz ward festgestellt und das kirchliche Verhältniß der Religionsparteien 1624 als Normalzustand erklärt, die 3 Bekenntnisse aber, das katholische, das lutherische und das reformirte, wurden als gleich berechtet vom Staate anerkannt. — Das reformirte System entstand fast gleichzeitig mit dem lutherischen. Schon 1516 hatte sich Ulrich Zwingli, Pfarrer bei U. L. Frauen Stift in den Einsiedeln, geärgert über das Gaukelspiel Samsons, der die Stimmen der im Augenblick des Geldopfers aus dem Fegefeuer auffliegenden Seelen nachmachte; er hatte gepredigt gegen die herrschenden Mißbräuche. Ohne Luther's Werk würde indessen Zwingli unbemerkt geblieben sein, als aber Luther auftrat, erhob sich auch Zwingli, und es ward eine eigne Confession, die der Schweizer. Erst 1535 erhob sich der Reformator der franz. Kirche, Johann Chauvin (Calvinus) von Noyon in der Picardie, Lehrer zu Genf; s. System verschmolz — jedoch nicht ganz — mit dem schweizerischen, beide zusammen werden als die reformirte Confession betrachtet und haben ihre dogmatische Ausbildung vorzüglich durch die holländischen Synoden erhalten. Der

eist dieses Bekenntnisses war rücksichtlich der Kirchenverfassung republikanisch, r hauptsächlichste Unterschied in den Dogmen war die Lehre von der Prädestina- on — die mit Luther's Lehre von der Unfreiheit des Willens, welche Lehre der ugsburgische Reichsabschied eine mehr viehische als menschliche Gotteslästerung nnt, mehr Verwandtschaft hat, als Luther zugeben wollte — und die Verwer- ung des wirklichen Genusses im Abendmahl (s. d.). Es läßt sich nicht aus- ücken, mit welcher Wuth Luther gegen die Reformirten erfüllt war; sie waren bst den Sociniauern, Wiedertäufern u. s. w. die ersten Ketzer in der neuen frei rschenden Kirche. Erst der westfälische Friede verschaffte ihnen gesicherte Existenz nd gleiche Berechtigung mit den Lutherischen.

Wie in der Lehre, so sind auch in der Kirchenverfassung die evangel. Bekenntnisse von der kath. Kirche abweichend. Diese Bekenntnisse haben den Grundsatz, zur ersten Verfassung der Kirche zurückzukehren; sie behaupten, daß ie Verfassung der kath. Kirche die verkehrte und nur ihre die richtige sei. Dieser Grundsatz ist aber auf mannigfach widersprechende Weise ins Leben getreten. Die reformirte Kirche an den meisten Orten geht von dem Grundsatz aus, daß die Ge- walt in der Gemeinde sei, die Lernenden belehren sich selbst; die Ältesten der Ge- meinden bilden da vorzüglich die Repräsentation. Ähnliche Gewalt der Gemeinden wird in der schottischen Presbyterialkirche — die man überhaupt als eine Verzwei- gung des reformirten Systems zu betrachten hat — und dergleichen vom Staate nicht geleiteten evangel. Kirchen angenommen. Das entgegengesetzte Äußere be- wahrt die britische Hochkirche; ihre Einrichtung ist rein katholisch, sie hat ihre Bi- schöfe, ihre Erzbischöfe, ihren Papst, einzig mit dem Unterschiede, daß der König zugleich Papst ist und der Papst zu Rom gehaßt wird; der Gewinn bei dieser Ver- fassung scheint nicht groß zu sein, da die herrliche Ansicht des kath. Papstthums als eines Einheitspunkts der ganzen Christenheit, als eines von den Erdenmächten un- abhängigen Wächters der Kirchenzucht u. s. w., aufgegeben ist, Staat und Kirche hingegen verschmolzen sind. In Schweden und Dänemark ist die bischöfl. Gewalt beibehalten. In Deutschland sind die einzelnen Fürsten Bischöfe und Päpste zu- gleich geworden; man betrachtet hier den Landesherrn als summus episcopus, obgleich man selbst nicht recht weiß, wie sie zu dieser Würde gekommen, und wie solches mit dem reinen Lehrbegriffe zu vereinigen.

Den Protestantismus kann man eintheilen in den dogmatischen und den kriti- schen. Seiner Entstehung nach war der Protestantismus kritisch, er zerstörte die bisherigen Auslegungen, Überlieferungen und Ansichten der kath. Kirche, er vindi- cirte jedem Christen ein Recht aus der Bibel, wie er sie verstand, s. Religionssy- stem zusammenzusetzen, und nothwendig mußte man hierhin kommen, da die bis- herige Autorität verworfen ward. Allein gar bald verknöcherte sich dieser Prote- stantismus; er bildete sich zu bestimmten positiven Confessionen aus, und der augs- burger Confession oder der Concordienformel oder der dordrechter Synode wider- sprechen, war ebensowol Ketzerei als bei den Katholiken die Nichtachtung eines Con- cils. Als die reformirten Gemeinden das reformirte Nationalconcilium zu Vitry beschickten, mußten sie schon im voraus unterschreiben, daß sie dessen künftige Aus- sprüche als solche des h. Geistes verehren wollen. Die Inconsequenz eines solchen positiven dogmatischen Protestantismus rügt die Frau v. Staël in ihrer Schrift: „De l'Allemagne" (Bd. 4, Abth. 4, Cap. 2). Dieser Dogmatismus ging so weit, daß die einzelnen evangel. Confessionen sich für die alleinseligmachenden hiel- ten, und es bedurfte erst des Ablaufs einiger Jahrhunderte, um auch den Katho- liken die Möglichkeit des Seligwerdens zuzugestehen. Zu keiner Zeit ist indessen von allen Protestanten jener Dogmatismus ganz anerkannt worden, es waren im- mer große Meinungsverschiedenheiten, und nur die öffentliche Gewalt der Landes- herrn — Bischöfe, hielt äußere Ausbrüche solcher Meinungsverschiedenheit zurück,

obgleich es übrigens nicht an Theologen fehlte, welche die Unterschriftformel der symbolischen Bücher: quia concordant cum sacra scriptura in ein quatenus umwandelten. Allein es konnte nicht fehlen, daß diese Inconsequenz des Protestantismus endlich öffentlich gerügt wurde, es geschah vorzüglich im 18. Jahrh. Man überzeugte sich, daß so manche positive Lehren der Reformatoren, obgleich in die symbolischen Bücher aufgenommen, falsch seien; so manche andre kath. Glaubenswahrheit, die die Reformatoren hatten stehen lassen, ward bestritten; es ward in Frage gestellt, ob aus der Schrift die Mysterien der Dreieinigkeit, der Gottheit Christi u. s. w. folgen. Da Jeder das Recht hatte, die h. Schriften nach seinem Verständniß auszulegen, so ward für gut gefunden, solche Wahrheiten nicht mehr in der Schrift zu finden, man protestirte immer mehr gegen das positive Christenthum, und es verflachte sich Alles immer mehr zu einem leeren Moralismus. Diese Erscheinung war eine wahrhaft unerfreuliche; das Christenthum ward durch das Christenthum gestürzt; dem Protestanten ward der Trost des Lebens geraubt, die giftige Kälte jenes verneinenden Geistes zerstörte alle Blüthen inniger Religiosität. Es fiel der Protestantismus als Kirchenglaube. Mit Schrecken gewahrten dies die Regierungen. Der Reichsfiscal ward excitirt, und es erschien das preuß. Religionsedict. Allgemein ward die Frage untersucht, ob die Landesherrn unabänderliche Lehrvorschriften festsetzen dürfen, und ob der Religionslehrer seiner subjectiven Überzeugung oder den symbolischen Büchern folgen müsse; es war in der That eine traurige Alternative, ein Lehrer zu sein, der wider s. Überzeugung in einer frei forschenden Gemeinde reden soll, oder ein solcher, der das der Menge Werthgewordene durch Darlegung der Resultate seiner Forschung zerstören und der Jugend ein andres, als die Alten geglaubt, beibringen soll. Selbst die Beschränkung der Religionslehrer in Aussprechung ihrer Überzeugung konnte wenig helfen, da das Geheimniß des kritischen, auch Neuprotestantismus genannt, in der Lesewelt bald verrathen war, und nur zu sehr, als der unpositiven Richtung der Zeit schmeichelnd, bekannt ward. Wo die Religionslehrer öffentlich sich an die symbolischen Bücher halten mußten, ward die Lehre des kritischen Protestantismus eine geheime für die Gebildeten, im Gegensatz gegen die öffentliche, die officielle Lehre. Bald aber hatte die geheime Lehre mehr die Gemüther durchdrungen als die öffentliche, und es standen leer die Tempel. Diese Revolution des Protestantismus hat eine große Veränderung in der Ansicht über den Werth der Bekenntnisse hervorgebracht. Den religiösen Gemüthern war es schauderhaft, sich in eine ewig verneinende Kirche verstrickt zu sehen, und doch war die Autorität der sich als eitel Menschenwerk darstellenden symbolischen Bücher unwiederbringlich durch Auffrischung desselben Grundsatzes freier Selbstforschung, der die Reformation gebar, vernichtet und gar nicht herstellbar, da der Mensch sich den nothwendig unwillkürlichen Glauben an Autoritäten nicht gebieten kann. Diese trostlose Aussicht führte die Mehrsten dem Naturalismus oder einer gewissen innern Religion des Gefühls in die Arme. Einzelne ausgezeichnete Geister, die, ungeirrt durch der Vorurtheile Decke, die Wahrheit schauten wo sie war, gingen zum Katholicismus zurück, namentlich Stolberg, F. Schlegel. Man hat diese Männer mit Haß verfolgt, gewiß mit Unrecht, da sie ohne unlautere Nebenzwecke ihrer Überzeugung folgten und dadurch die Consequenz und die Beruhigung erlangten, die ihre zerrissene Kirche ihnen zu geben nicht vermochte. Auf der andern Seite ward nachgerade die Wahrheit klar, daß unter Voraussetzung des kritischen Protestantismus zwischen dem lutherischen und reformirten Bekenntnisse keine wesentliche Unterschiede mehr bestehen, da ja beide Verzweigungen des dogmatischen Protestantismus mit diesem dogmatischen Protestantismus selbst nothwendig mit aufgelöst waren. Es konnte in der That nichts Klareres geben, und die dritte Jubelfeier der Reformation ward Veranlassung, daß viele Gemeinden, besonders in Preußen und Nassau, die Vereinigung der beiden

Bekenntnisse aussprachen, wodurch also die der Autorität der bisherigen symboli-
chen Bücher widerstreitende geheime Lehre eine öffentliche ward. — In der neue-
len Zeit ist man indessen einigermaßen von den Verirrungen des kritischen Prote-
stantismus zurückgekommen; man glaubt doch wenigstens an den meisten Orten
wieder an Christus und enthält sich von Accommodationen der Bibel. An ein
Wiederaufleben des dogmatischen Protestantismus ist aber kaum zu denken, somit
ches Zugeständniß des kritischen Protestantismus rein precair. Zwar hat der Ar-
chidiakonus an der St.-Nikolaikirche in Kiel, Klaus Harms, mit aller Kraft der
Begeisterung und eines frommen über den Untergang der lutherischen Kirche er-
schreckten Gemüths, für das lutherische Symbol gezeugt und geeifert, und Am-
mon schloß sich ihm an und verdammte, insofern freilich consequent, die Vereini-
gung beider Bekenntnisse; ihm widersprach Schleiermacher mit der logischen Schär-
fe, die diesem Gelehrten eigen. Allein nie ist zu erwarten, daß die aufgelösten po-
sitiven Bekenntnisse wieder die Religion der Menge wie der Gebildeten werden.

Daß diese neuern Um- und Durchbildungen des Protestantismus einen we-
sentlichen Einfluß auf die Ansichten über Kirchenverfassung haben mußten, ist nicht
zu leugnen. Schon in der Mitte des vorig. Jahrh. hatte Pfaff die Kirchengewalt
der evangel. Fürsten — die man ihnen früher, sonderbar genug, als Nachfolgern
der kath. Bischöfe zugestand (Episcopalsystem) und die J. H. Böhmer auf wahr-
haft heidnische Weise aus der landesherrlichen Gewalt abgeleitet hatte (Territorial-
system) — auf eine stillschweigende Übertragung von Seiten der Gemeinden be-
gründet (Collegialsystem). Es lag der Gedanke nicht fern, diese Gewalt zurückzu-
nehmen oder gar die Übertragung derselben zu bestreiten; es sind demnach verschie-
dene Vorschläge zu einer neuen Gestaltung der evangel. Kirche geschehen, die von
dem Princip ausgingen, daß die Gewalt in der Gemeinde liege. Einzelne haben
Nachahmung kath. Verfassungsformen, Kirchhof sogar ein protestant. Papst —
der freilich in einem Bekenntnisse, dessen Princip Vereinzelung ist, ein wahres
ors d'oeuvre sein würde — gefodert. Die Setzung einer neuen Verfassung
wird freilich da geschehen müssen, wo sich aus dem alten Bekenntnisse ein neues
gebildet hat, wo sogar die Vereinigung der auch in ihren Verfassungsformen so ver-
schiedenen Bekenntnisse ausgesprochen worden. — Als das tüchtigste Element im
Protestantismus dieser Zeit, muß man wol den Mysticismus betrachten. Ist er
gar — wie jeder Mysticismus, den die Kirche nicht zu richten, zu veredeln, zu
verallgemeinen weiß — unklar und häufig ins Narrenthum überfaselnd, so wird
doch durch ihn das heilige Feuer der Vesta bewahrt, bis ihm eine bessere Zeit und
würdigere Priester werden. — Die Polemik des Katholicismus gegen den Prote-
stantismus mußte durch die veränderte Richtung des letztern nothwendig eine andre
werden. Der Streit um einzelne Unterscheidungslehren ist hinfort nicht mehr we-
sentlich, da es bei dem Verfall der positiven Bekenntnisse des Protestantismus nur
noch die Eine große Unterscheidungslehre gibt, daß jeder einzelne Protestant vernei-
nen kann. Der Katholik vertheidigt sich dagegen durch Geltendmachung des we-
sentlichen Begriffs der Offenbarung und religiöser Belehrung (s. Katholicis-
mus), und er führt als den vollgültigsten Beweis für den Katholicismus die Ge-
schichte von Geburt und Tod des dogmatischen Protestantismus an; er bezweifelt
gar nicht, daß der Kirche von Zeit zu Zeit Reformen noththun und daß Unter-
suchungen über noch unentschiedene Religionsgegenstände nothwendig und heilsam
sein, aber er wird nie glauben, daß jeder Einzelne sich seine Religion bilden, daß
der auch der kath. Religion inwohnende verständige Untersuchungsgeist ein eignes
verneinendes Bekenntniß werden müsse. Die Polemik der Katholiken ist um Vie-
les durch die neuern Begebnisse des Protestantismus erleichtert worden; die Kirche
kann ihren Mitgliedern sagen, wie die Protestanten selbst so manche der Unterschei-
dungslehren d. 16. Jahrh. verlassen haben, wie ihre einzelnen Gemeinden nur un-

eigentlich noch eine Kirche genannt werden können, wie des Abendmahls h. Fest ihnen unter den Händen entschwunden und zu einer bloßen Erinnerungsceremonie mit schwach erkünstelter Begeisterung geworden u. s. w.

Es wird zum Schlusse die Frage zu untersuchen sein, welchen Einfluß die Reformation auf die kath. Kirche, auf Wissenschaft, Volksbildung, Politik, Humanität, Künste und Sittlichkeit geäußert habe. Auf die kath. Kirche konnte kaum ein Einfluß segensreicher sein als der der Reformation. Die ohne Kampf erschlaffenden Kräfte wurden geweckt, die Geistlichkeit wurde wissenschaftlicher, die Kirchenzucht ward hergestellt und mehre andre Mißbräuche wurden aufgehoben; die Kirche erhielt ihre Reformation auf organische Weise, durch das Concil von Trient, ohne daß ihr und der Religion Wesen verletzt worden wäre; bei Beginn der Reformation traten die unenthaltsamen Priester in jene andre Kirche, die keinen Cölibat kannte; die zurückbleibenden Geistlichen waren um so treuere Söhne der Kirche. So besteht sie denn, in ihrem Wesen noch immer dieselbe, bis auf unsere Tage, in ihrem Innern gekräftigter und edler, wie zur Zeit der Reformation, wenngleich der Zahl ihrer Bekenner nach geschwächt. — Man ist es gewohnt, der Reformation großen günstigen Einfluß auf die Wissenschaft zuzuschreiben. Indessen war der den profanen Wissenschaften so nothwendige Forschungsgeist schon vor der Reformation durch die Erstehung der Wissenschaften geweckt; allenthalben fing man an, die Wissenschaften mit Liebe zu pflegen, allein die Reformation störte fast Alles, und erst, nachdem Ruhe eingetreten war, konnte man sich in den protestantischen und gemischten Ländern wieder den Wissenschaften widmen, während in Italien, das von der Reformation nicht berührt ward, schon zur Zeit der Reformation eine heitere Philosophie und Liebe zu den Wissenschaften herrschte. Als im 17. Jahrh. Hugo Grotius vom kath. Europa bewundert ward, warf ihn sein protestant. Vaterland in Fesseln. Deutschland ist durch die Reformation um 2 Jahrh. in s. wissenschaftlichen Entwickelung zurückgesetzt worden; wo die Bestreitung der Freiheit des menschlichen Willens, wo die Vorherbestimmung zur Verdammniß Glaubensdogma ward, wo alle Furien des Krieges losgelassen wütheten, — da wurden die scheuen Musen verscheucht. Die wissenschaftlichen Fortschritte, die man der Erfindung der Buchdruckerei, der Bekanntschaft mit dem classischen Alterthum und mit den Geisteswerken der während der Reformation vorgeschrittenen kath. Nachbarvölker verdankt, kann man natürlicher Weise nicht auf Rechnung der Reformation schreiben. — Die Volksbildung hat unstreitig in neuerer Zeit gewonnen, allein keineswegs nothwendig in Folge der Reformation. Die Buchdruckerei und das Aufstreben der Städte, des dritten Standes, waren schon vor der Reformation vorhanden; gute Schulen endlich sind kein Erbtheil eines Bekenntnisses, und es ist noch gar nicht ausgemacht, ob die Schulen im kath. Deutschland — z. B. in Würzburg, wo ein Franz Ludwig v. Erthal (Bischof), oder in Westfalen, wo ein Max Franz (Erzbischof) waltete — den protestantischen nicht vorzuziehen. Wenn im kath. Frankreich die Hälfte der Bewohner nicht lesen kann, so stellt sich im protestant. England das Verhältniß noch viel widriger dar. So wahr ist es, daß die Vorsorge oder die Indolenz der Regierungen und ungünstige nationalwirthschaftliche Verhältnisse, nicht aber die Bekenntnisse, auf die Volksbildung einwirken. — In der Politik wird der Reformation von der einen Seite ebenso viel vorgeworfen, als ihr von der andern Seite gutgeschrieben wird. Die Freiheit übte das Mittelalter in constitutionellen nationalen Formen, und es war der Reformation vorbehalten, die völlige Entwickelung der Territorialhoheit selbst bis zu dem Punkte, daß die Landesherren Beherrscher der Kirche wurden, zu fördern, sowie der Untergang des deutschen Reichs ebenfalls in s. Ursachen bis zu ihr hinaufgeführt werden kann. Überhaupt aber würde es ungerecht sein, Alles, was auf die Reformation gefolgt ist, nun auch gleich als durch sie begründete Wirkung zu be-

rachten. Wenn ein protestant. Volk (in Dänemark) die Aufgebung constitution-eller Formen freiwillig beschließt, und wenn ein andres Volk (England) es in der Kultur falscher Freiheitsprincipien so weit bringt, daß es s. König (Karl I.) sogar m Wege der Justiz mordet, so sind Beides so widersprechende Thatsachen, daß man ich gern bescheiden wird, über Einfluß der Reformation auf politische Freiheit sein rtheil zu suspendiren. — Die Humanität hat bestimmt nicht durch die Refor-nation gewonnen, wie aus dem Bisherigen schon hervorgeht; daß die Reformation uf die Künste einen zerstörenden Einfluß geübt, ist bekannt genug. — Die Sitt-ichkeit katholischer und protestant. Völker gegeneinander zu vergleichen, fehlt es ol noch an genug bestimmten Daten; so viel ist aber gewiß, daß das Verhältniß ür die Katholiken wenigstens nicht ungünstig sein werde. Nichts aber beweist ehr für die Göttlichkeit und Erhabenheit der Moral des Gekreuzigten, als daß in en noch so verschiedenen christlichen Kirchen die Sittlichkeit der Völker im Ganzen o ziemlich gleich steht. Dieser Gedanke möge die kirchlich Geschiedenen zur Liebe egeneinander einladen. V. e. Kath.

Protestation feierliche Erklärung, vornehmlich Widerspruch gegen eine Handlung, Erklärung, Folgerung aus einer Thatsache. Die bloße Protestation t für sich allein selten von Wirkung; sie schützt nur dagegen, daß man nicht für inwilligend gehalten werde. Zu dem Ende darf man auch an der Handlung selbst einen Theil nehmen (dies ist eine **protestatio facto contraria**), sondern vielmehr nit der Protestation zugleich Dasjenige thun, was nach Verschiedenheit der Fälle ls geeignetes Rechtsmittel angesehen werden kann. 37.

Proteus, in der altgriech. Fabel ein vergötterter Mensch, der als wahr-agender und zauberischer Meergreis die Robben (Seekälber) Poseidon's im ägeischen Meere weidete und, nach dem Berichte verirrter Seefahrer, manchmal auf der üsten Insel Pharos, unweit der westlichen Nilmündung, manchmal auch auf der ntgegengesetzten Seite des Mittelmeers, in Karpathos, dem heutigen Skarpanto, wischen Kreta und Rhodus, sich mit den Robben sonnte und Mittagsschlaf hielt. Nur durch List und Gewalt gezwungen, weissagte er; zuvor wandte er Alles an, m dem Fragenden zu entwischen, und verwandelte sich, nach der Art der Meer-ötter, in allerlei Gestalten, in verschiedene Thiere, Bäume, ja selbst in Feuer nd Wasser. Wer aber, unabgeschreckt, ihn stets in festen Banden hielt, dem ntdeckte er endlich, was er zu wissen verlangte, Vergangenes, Gegenwärtiges und ukünftiges. So überlistete und zwang ihn Menelaus (Homer's „Od.", IV, 51 fg.), ihm s. Prophezeihungen und s. Rath zu ertheilen. Homer nennt den roteus einen Ägyptier, entweder im eigentlichen Sinne, oder weil er in der Nähe es Stroms Ägyptus sich aufhielt. Später machte man den Proteus zu einem önige aus der Zeit des trojanischen Kriegs, der entweder durch heilige Künste, oder urch künstliche Veränderungen des Hauptschmucks mancherlei Gestalten habe an-ehmen können. In andern Erzählungen, welche vielleicht Virgil vor sich hatte, ar Proteus ein vergötterter Tausendkünstler aus Pallene, einer Landzunge Ema-iens oder Macedoniens. Durch die Ruchlosigkeit seiner Söhne gekränkt, wan-erte er zu Hercules's Zeiten unter dem Meere weg nach Ägypten, und hütete seinem errscher Neptunus, der ihm die prophetische Wundergabe verliehen hatte, die obben jenes noch unerkundeten Meers. Erst die spätern Mystiker schufen ihn zu nem Sinnbilde des Urstoffs um, und so erscheint er im 24. orphischen Hymnus. er sterblich geborene Meerdämon wurde jetzt ein Sohn des Neptun und der Phö-ice oder gar des alten Okeanos selbst und der Tethys. Zur Gemahlin gab man m die Psamathe, mit der er mehre Söhne und Töchter zeugte, deren Namen rschieden angegeben werden. Von ihm nennt man jeden Menschen, der schnell Gestalt verwandelt, unter verschiedenen Charakteren und Namen erscheint, einen roteus.

Protogenes, ein griechischer Maler, Zeitgenosse des Apelles, nach Einigen aus Rhodus, nach Andern aus Karien geb. Es werden mehre meisterhafte Gemälde von ihm genannt, namentlich das Bild des Jalysus, des vermeintlichen Stifters der Stadt Rhodus. Auf diesem Gemälde befand sich ein Hund, den der Maler keuchend und mit schäumendem Munde vorgestellt hatte. Plinius erzählt, daß ihm lange der Schaum am Munde nicht hatte glücken wollen. Vor Unwillen warf er endlich den Schwamm, womit er die Farben abzuwischen pflegte, auf das Gemälde, wodurch zufälligerweise der Schaum so natürlich gebildet wurde, als es P. nur wünschen konnte. Dieses Gemälde rettete auch die Stadt Rhodus bei der Belagerung durch den Demetrius. Zur Zeit des Cicero war es noch zu Rhodus; Cassius brachte es nach Rom und stellte es in dem Tempel des Friedens auf, wo es unter Commodus sammt dem Tempel verbrannte. Über sein Zusammentreffen mit Apelles vgl. d. A.

Protokoll, eine Niederschreibung oder schriftliche Aufzeichnung irgend einer Verhandlung. So werden Protokolle aufgenommen über die Aussagen einer zur Untersuchung gezogenen Person, über eine gemachte Anzeige, über die Berathschlagungen einer Versammlung wegen amtlicher Angelegenheiten ꝛc. In Frankreich nennt man Protokoll das Formular, nach welchem eine Verhandlung eingerichtet ist.

Prötus (Prötos), Zwillingsbruder des Akrisius, Königs von Argos. Beide waren schon feindselig gegen einander im Mutterleibe. Akrisius vertrieb den P. aus Argos. Dieser flüchtete zu Jobates oder Amphianax, König von Lycien, heirathete dessen Schwester, eroberte mit dem Beistande desselben die Stadt Tyrius und stiftete daselbst ein kleines Reich. Hier kam Bellerophon zu ihm (s. d.). Seine Töchter, die Prötiden, irrten entstellt und wahnsinnig durch Argolis und Arkadien, weil sie des Bacchus Geheimnisse verachtet, oder der Juno Bild verspottet hatten. Nach spätern Sagen wähnten sie Kühe zu sein, und irrten mit wildem Gebrüll durch die Fluren, und dieser Wahn ergriff auch die übrigen Argiverinnen. Melampus heilte sie, und erhielt einen Theil des Reichs. P. soll von Perseus durch das Medusenhaupt versteinert worden sein.

Provence, eine Provinz Frankreichs, früher ein Generalgouvernement, bildet jetzt 3 Depart., die der Rhonemündungen, des Var und der niedern Alpen; ein kleiner Theil ist zum Depart. der Vaucluse geschlagen. Diese Landschaft war die erste des alten Galliens, in der sich die Römer 124 v. Chr. festsetzten, und erhielt von ihnen den Namen Provincia, daher der jetzige Name Provence. Bei dem Untergange des abendländischen römischen Reichs bemächtigten sich nach und nach die Westgothen, die Burgunder, die Ostgothen und die Franken dieser Landschaft. Auch die Saracenen waren eine kurze Zeit im Besitze derselben. Karl Martel vertrieb sie daraus. Als das fränkische Reich 843 unter die Söhne Ludwig des Frommen getheilt wurde, kam die Provence zu dem Antheile Lothars I. Unter den Nachfolgern desselben machten sich die Grafen von Provence allmälig unabhängig, und ihre Nachkommen von 4 verschiedenen Zweigen blieben Herren derselben bis 1480, wo der letzte Stamm erlosch und die Provence an die franz. Krone fiel. S. Papon's „Hist. de la Provence". — Nach ihrem Naturverhältniß unterscheidet man die Oberprovence oder den nördl. Theil von dem südlichen, oder der Niederprovence. Erstere ist mit Zweigen der Alpen bedeckt, zwischen welchen sich weitere und engere Thäler öffnen. Eins der weitesten, aber zugleich das wildeste, ist das von Barcelonette. Man nennt diese Alpenzweige Alpinen, die sich auf der Grenze Piemonts von den cottischen Alpen trennen und ihre verschiedenen Zweige über die ganze Oberprovence ausbreiten. Hauptfluß ist die Durance. Außerdem gibt es eine Menge Waldbäche, die im Sommer austrocknen, im Frühjahre aber, wenn der Schnee auf dem Gebirge schmilzt, aus ihren Ufern treten und große Verwüstungen anrichten.

Das Klima ist feucht und veränderlich; ein eintretender Nordwind verwandelt schnell die größte Hitze in schneidende Kälte, und im Sommer folgt ein Regen dem andern. Der steinige, trockene und dürftige Boden erlaubt nur einen geringen Ackerbau, welcher, ungeachtet des Fleißes des Landmannes, kaum die Hälfte des Getreidebedarfs gewährt, weil solches flach wurzelt. Dagegen benutzt man die vielen Steine zu Steinmauern, an deren Sonnenseite die Pflanzen stehen müssen, die solche nicht entbehren können, und an deren Schatten diejenigen gestellt werden, die keine starke Sonne lieben. Kartoffeln, die in Menge gebaut werden, müssen das Fehlende ersetzen. Pferde- und Rindviehzucht sind weniger bedeutend als die Schaf- und Ziegenzucht; auch die Bienenzucht ist ansehnlich. Wein, Mandeln, Feigen und andre edle Früchte, Kapern, Oliven kommen in mehren Gegenden fort. Von den zahlreichen Mineralien werden wenige, selbst die Salzquellen nicht benutzt. Fabriken gibt es in wenigen Städten. Ein Erwerbzweig der armen Bewohner besteht hauptsächlich in der Auswanderung in andre Provinzen, wo sie den Sommer durch ihrer Hände Arbeit Etwas verdienen; ein andrer Theil nährt sich vom Hausiren. Von der Niederprovence wird der nördl. und östliche Theil gleichfalls von den Alpinen durchzogen, die sich auf der Grenze von Nizza von den Seealpen trennen und u. d. N. Maures die Provinz durchziehen. Sie sind größtentheils nackte unbewaldete Felsen, doch mit aromatischen Pflanzen, als Rosmarin, Lavendel, Thymian, Salbei ꝛc. bewachsen. Der westl. Theil und der Küstenstrich sind eben und zum Theil moraſtig. Einen Raum von 18 □M. nimmt die Crau ein, eine Fläche, worauf man nichts als Steingeschiebe sieht, die spärlich mit Lehm vermischt sind und wenig mehr als Wermuth und Lavendel hervorbringen. Die vornehmsten Flüsse sind die Rhone, welche hier ins Meer sich ergießt, die reißende Durance, deren Überschwemmungen vielen Schaden anrichten und deren Bedeichung das große Thal in einen Garten verwandeln würde, und der Var als Grenzfluß gegen Nizza. Das Klima ist italienisch; man kennt kaum Frost und Schnee, wol aber starke Reife, welche häufig der Olive und den zärtlichen Südfrüchten schädlich werden. Die Hitze im Sommer ist oft unmäßig, und es regnet selten. Schon im Jan. bekleidet sich die Erde mit frischem Grün, und im Febr. steht Alles in Blüthe, doch führt der kalte Nordwestwind, hier Mistral genannt, häufig Frost und Reif zurück, hält aber nicht lange an. Die Rindvieh- und Pferdezucht ist nicht bedeutend, wichtig ist die Schafzucht, auch hält man eine Menge Ziegen. Die Bienenzucht liefert trefflichen Honig und Wachs. Die Seidencultur ist beträchtlich, sowie auch die Fischerei. Der Ackerbau ist bei dem steinigen, kalkigen und trockenen Boden eingeschränkt und liefert kaum den Bedarf für die Hälfte des Jahres. Man kauft das Fehlende zu oder behilft sich mit Kastanien und Kartoffeln. Dagegen ist der Wein- und Olivenbau sehr ausgebreitet. Ein Theil des trefflichen Öls wird u. d. N. Provenceröl ausgeführt. Aus den geringen Weinsorten macht man Branntwein; auch wird eine große Menge Rosinen getrocknet. Keine Provinz Frankreichs ist so reich an edeln Südfrüchten; man zieht köstliche Feigen, Mandeln, Kastanien, Maronen, selbst Orangen, Citronen, Granaten, Datteln und süße Pataten im Freien. Vom Obste hat man das meiste Kern- und Steinobst; Prunellen und Perdrigonen, Mispeln, wälsche und Haselnüsse sind einträgliche Handelsartikel. Auch kommen Kapern, Süßholz, Rosinen, Trüffeln in den Handel. An Holz ist drückender Mangel; daher ist kein großer Bergbau möglich, obgleich es nicht an Metallen, als Kupfer, Blei, Eisen, fehlt. Man gewinnt fast bloß Steinkohlen, die einigermaßen den Holzmangel ersetzen, und Seesalz. Die Bewohner der Provence, die Provenzalen, zeichnen sich sehr von den übrigen Franzosen aus. Sie sprechen eine eigne altromanische Mundart, welche näher mit dem Ital. als mit dem Französ. verwandt und nicht übelklingend ist. Sie sind heftig, leidenschaftlich und unbeständig, dafür aber auch ohne Falsch, gutmüthig und, trotz ihres Leichtsinns, brav, emsig und arbeitsam. Die

niedern Classen zeichnen sich durch eine derbe untersetzte Statur, ein rauhes struppiges Haar, äußerst kräftige, leidenschaftliche Gesichtszüge, besonders aber durch wilde, blitzende Augen aus. Sie lieben das Vergnügen über Alles, und man findet mancherlei bemerkenswerthe Volkslustbarkeiten bei ihnen. Sie sind übrigens fleißige Landleute, unerschrockene Fischer und Schiffer, thätige Kaufleute und geschickte Manufacturisten, welche besonders Seidenwaaren, Seife und Leder verfertigen. Die wichtigsten Städte der Provence heißen: Marseille, Toulon, Aix, Arles, Grasse und Tarascon.

Provenzalen heißen die ritterlichen Dichter des 12. und 13. Jahrh. im südlichen Frankreich und in Spanien. Diese südl. Landschaften führten damals den gemeinschaftlichen Namen Provence. Unter dieser ist also nicht nur das Land zwischen der Rhone und dem Var zu verstehen, sondern auch, was sonst Languedoc, Gascogne, Auvergne, Bourgogne hieß, vereinigt seit dem Anfange des 12. Jahrh. (unter Raimond Berengar IV., zuvor Graf von Barcelona oder Catalonien, und dann durch Verheirathung Graf von Provence und als solcher Raimond Berengar I.), dann erweitert durch Aragonien und einen großen Theil des südl. Spaniens. Die Unterthanen hießen Provinciales oder Provençaux und waren durch die Lo[illegible] von den weit rohern Français geschieden. Südfrankreich, schon sonst durch die Colonien der Griechen, z. B. Marseille, und durch die Nähe der Römer mehr verfeinert und durch schönern Himmel und freisinnigere Regierung begünstigt, war bis zum 11. Jahrh. dem Norden in der Bildung sehr vorgeeilt und im Besitze einer Sprache, die, aus römischen und germanischen Wörtern gebildet, sich durch Klarheit, Zartheit, Wohlklang und Reichthum so auszeichnete, daß sie die Sprache der Gebildeten auch in Catalonien, Valencia, Majorca ꝛc. ward. Eine solche Sprache, die Verfeinerung des damaligen Adels durch die Bekanntschaft mit dem Orient, namentlich mit den dichtenden Arabern, die durch Reisen und Abenteuer geweckte Phantasie und vergrößerte Verstandesbildung, die herrschend gewordene romantische Stimmung und der durch den Handel erzeugte Wohlstand, Alles dieses weckte die Geister, weckte die Poesie; man sang Krieg und Abenteuer, Religion und Liebe, und fand viel Ermunterung und lauten Beifall, besonders von Seiten der in den Liedern verherrlichten Frauen. Bald war der ganze Adel poetisch, und Alles, was Bildung hatte in der Provence, deren Fürsten, besonders Raimond Berengar III. und V., die Dichtkunst sehr begünstigten. Unter ihrer Herrschaft und an ihren Höfen, damals den gebildetsten und prachtvollsten in ganz Europa, gehörte es zum guten Tone, einen Kreis von Dichtern aus dem Adel um sich zu versammeln. Poesie und Gesang, durch die Laute, Harfe oder Violine begleitet, mußte jede Festlichkeit verherrlichen, daher Viele herumreisten, um durch solche Gaben die Freudenfeste zu verschönern. Die Namen Provenzal und Dichter wurden fast gleichbedeutend. Ihre Lieder, in denen sich der Reim ausbildete, die oft weniger aus poetischer Begeisterung, als aus Nachahmungssucht hervorgingen, theilt man in 3 Hauptarten: 1) Canzonen, Lieder der Minne, bald süße, fröhliche (Soulas), bald klagende Liebeslieder (Lais), bald idyllische (Pastourelles), bald religiöse, bald didaktische Lieder. 2) Sirventes, Dienst- oder Loblieder zu Ehren der Helden und Fürsten, woran sich patriotische und Kriegslieder schließen. 3) Tenzonen (Tensons), bald Wettgesänge über galante Streitfragen, die an den Liebeshöfen (cours d'amour) recitirt wurden. Am liebsten sangen sie jedoch Frauen und Liebe, wetteifernd, ihre Damen als Idole und Ideale zu verherrlichen, aber nicht so herzlich und so züchtig, wie die deutschen Minnesänger. So wenig uns nun ihre Gedichte im Ganzen zusagen, da nur einzelne feine und treffliche Stellen in ihnen zu finden sind (die überhaupt im Originale gelesen werden müssen, weil der meiste Reiz im Ausdrucke liegt), und so wenig ihre Lieder wahrhaft poetischen Werth haben, da sie selten Etwas festhalten, und oft mehr phantastische Ziererei und alltägliche Reimerei als Widerhall

eines begeisterten Gemüths sind, so darf man doch die großen Vortheile nicht verkennen, welche ihre Zeit von dieser Poesie davontrug, welche immer die Geister bildete, die Sprache bereicherte, die Männer zu Thaten begeisterte und die Frauen anfeuerte, sich liebenswürdig zu machen. Die provenzalischen Dichter führten auch den Namen romanische, weil man die Provenzalsprache auch noch die romanische nannte, aus welcher sie sich eigenthümlich gebildet hatte; ferner Troubadours (s. d.) und im Ital. Trovatori, während die etwas spätern nordfranz. Dichter, welche in der franz. Sprache besonders Romane, die viel Unsinn, alberne Märchen und Phantastereien enthalten (zuerst den damals so beliebten, aber langweiligen Roman von der Rose), Heldengedichte (von den 12 Pairs Karls d. Gr., von den Rittern der Tafelrunde und von den Amadissen), Contes und Fabliaux schrieben, und die besonders Karl VI. begünstigte, Trouvères genannt wurden. Der älteste Troubadour, den wir noch nach s. Namen und s. Liedern kennen, ist Wilhelm, Graf von Poitiers und Guienne (geb. 1071), der die Abenteuer s. Kreuzzugs besang, vor dem jedoch schon Andre gesungen haben müssen. Denn Raynouard hat ein gereimtes provenzalisches Gedicht vom J. 1000 gefunden. Der Zeitraum, in welcher sie blühte, reicht von 1090—1290 (nach Dietz), und der schwärmerische Geist dieser Poesie erreichte seine Höhe von 1140 und zu der Zeit, als Berengar III. vom Kaiser Friedrich I. mit der Provence belehnt worden war. Da waren nicht bloß die Großen und viele Damen in der Provence, sondern auch große fremde Fürsten (z. B. Richard Löwenherz) und der ital. Adel ganz für den Provenzalgesang entflammt. Die Reize der Provenzalsprache und des Provenzalgesangs verbreiteten sich nämlich gar bald in Italien (wo Folchetto der erste namentlich bekannte Provenzaldichter war) und in Spanien (limosinische Provenzaldichter), wo viele Fürsten Dichter waren (wie Alfons II., Peter III. und IV.), auch später in Sicilien. Ins Wunderbare spielt die Geschichte des auch von Dante gepriesenen Romeo (Pilger) de Villeneuve, Ministers des 10. Grafen v. Provence, Raimond Berengar (von 1206—44), die Baudrier 1635 als Roman erzählt hat. Neu bearbeitet ist dieser Stoff in d. „Peregrinazioni ed avanture del nobile Romeo da Provenza" (Turin 1824, 2 Bde.). Der Verfall des Provenzalgesangs trifft ins 14. Jahrh., in dessen erster Hälfte man schon Preise (zu Toulouse goldene Veilchen, dann auch silberne Ringelblumen und Feldrosen) zur Ermunterung für Dichter ausbieten mußte. Der Letzte, den Millot, der Vf. des Hauptwerks („Hist. littéraire des Troubadours", Paris 1774, 3 Bde.) in diesem Fache, anführt, ist Jean Esteve de Blesières (um 1286). (Vgl. auch Manso's Abhandl. im 4. Bde. der Nachträge zu Sulzer.) Man ward dieses Zeitvertreibs endlich überdrüssig, der Verstand verdrängte die Phantasie, der Adel verlor s. Glanz, die fürstl. Begünstiger starben aus, die entstehende Herrschaft der Könige aus dem franz. Hause begünstigte statt der Provenzalsprache die französische, auch fehlte es an Stoff, da die Ritterabenteuer aufhörten; ein kräftiger Petrarca trat unter den Provenzalen nicht auf, und statt der Sänger, die man, wenn sie selbst Troubadours waren, Menetriers nannte, gab es nur noch Spielleute, Jongleurs, die den Namen Troubadours mißbrauchten, und die Verachtung der Letztern bewirkte auch das Vergessen der frühern bessern Dichter. Wir haben noch viel von dem poetischen Nachlasse der Provenzaldichter, u. a. einige religiöse Romane. Dieser Nachlaß ist nicht nur eine Probe des wiedererwachenden Geschmacks der Europäer und ein Denkmal der damaligen Denkart und der damaligen Sitten unter den Gebildeten, sondern gibt auch den Alterthumsforschern viele Materialien. Wir geben dem Leser eine Probe von den Producten jener Sciença gaye (so nannten sie die Dichtkunst):

1) Romanisch-provenzalisch.

Al chans d'ausels commenza ma chansos,
Chant aug chantar la ghianta et aiglos,

E' pels cortils veg verdegar lo luis.
La blava flors que par entr' el boissos,
E'l piu clar corren sobr' els sablos
La ù s'espand la blanca flor del lis .....

d. i. singen Vögel wieder, dann schallt auch mein Lied; hör' ich wieder die Lerche und Amsel, sehe ich wieder grünen den Grund der Wiesen, prangt die blaue Blume wieder in den Hecken, und rieseln die Bäche hell über den Sand hin, dort, wo die weiße Blüthe der Lilien entblüht .....

2) Romanisch-französisch.

Quand florist la violette,
La rose et la fleur du glais,
Que chante le Papegai,
Lors mi poignent amorètes,
Qui mi tiennent gai.
Mis pieça ne chantai;
Or chanterai
Et ferai
Chanton joliette
Pour l'amour de ma miette,
Ou grand pieça me donnai.

d. i. wenn das Veilchen blüht und die Ros' und Tulpe, wenn die Vögel singen, necken mich die Liebesgötter, welche mich so fröhlich machen. Niemals noch sang ich, doch bald sing' ich; dann mach' ich ein artiges Liedchen der Liebe der Theuern, der ich innig ergeben bin. S. Raynouard's „Choix des poésies originales des Troubadours" (Paris 1816—21, 6 Bde.), welcher Sammlung eine „Grammaire Romane" angehängt ist; ferner A. W. Schlegel's „Observations sur la littérature provenzale" (Paris 1818). Aus beiden sind geschöpft Adrian's „Grundzüge einer provenzalischen Grammatik" (Fkf. 1821). F.

Provinz, Provincia, hieß bei den Römern eine Landschaft, welche ein gewesener Consul oder Prätor als Statthalter verwaltete. (S. Proconsul.) Demnach wurden sie eingetheilt in Provincias consulares und praetorias. Aber nur solche dem römischen Reiche unterworfene Landschaften hießen Provinzen, welche außerhalb Italien lagen. Unter August wurden die Provinzen in Provincias senatorias oder populares und imperatorias getheilt. Zu letztern bestimmte man diejenigen Provinzen, welche feindlichen Angriffen am meisten ausgesetzt waren und deren Verwaltung sich August unter dem Vorwande allein vorbehielt, um den Senat und das Volk von Unruhen zu befreien, eigentlich aber, um den Oberbefehl des Heers einzig in den Händen zu haben. Sie waren nicht immer dieselben. Bei uns gebraucht man den Ausdruck Provinz statt Landschaft, besonders wenn diese nicht zu den Stammländern gehört, und im Gegensatze von der Residenz. — Provinzial heißt ein Ordensoberer, der über die Klöster seines Ordens in einer bestimmten Provinz Aufsicht führt und unter dem Ordensgeneral steht.

Provocation, Auffoderung (jur.). 1) Gleichbedeutend mit Appellation. 2) Eine Klage, wodurch ein Andrer aufgefodert wird, einen Anspruch, dessen er sich gegen den Kläger rühmt, oder eine nachtheilige Behauptung, binnen einer gewissen Frist zu beweisen, entweder weil der Provocant diese Behauptung für ungegründet angibt (provocatio ex lege „Diffamari"), oder weil er dagegen eine Einwendung hat, die ihm aber mit der Zeit verloren geht (prov. ex lege „Si contendat"). Im ersten Falle wird dem Provocaten, wenn er die Klage nicht erhebt oder den Beweis nicht führt, ein ewiges Stillschweigen auferlegt, im zweiten bekommt die sonst verloren gehende Einrede eine bleibende Dauer. 3) Herausfoderung zum Duell. 37.

Prudhon (P. P.), Historien- und Portraitmaler, Mitglied des Instituts (1816), Ritter der Ehrenlegion, geb. 1760, war das 13. Kind eines Maurers zu

Cluny, wo er in der Freischule der berühmten Abtei von Mönchen unterrichtet wurde. Die Gemälde, welche er hier täglich sah, weckten s. Talent für die Malerei; die Mönche bemerkten es und empfahlen ihn dem Bischof Moreau zu Macon, der ihn zu Dijon im Zeichnen unterweisen ließ. In Kurzem machte er solche Fortschritte, daß er den von den burgundischen Ständen ausgesetzten Preis erhielt und nach Rom geschickt wurde. Bei der Bewerbung um diesen Preis half er einem Mitschüler, der die Aufgabe darzustellen den Muth verlor, das Bild vollenden, worüber er das seinige vernachlässigte. Jener erhielt den Preis, gestand aber, daß ihn P. verdient habe. Nun bewilligten die Stände dem bescheidenen P. die Pension in Rom, 1783. Hier studirte er die Musterbilder Rafael's, da Vinci's, Andr. del Sarto's und Correggio's. Dem Letztern näherte er sich so glücklich, daß man ihn den franz. Correggio nannte. 1789 kam er nach Paris. Hier lebte er lange sehr unglücklich, woran eine zu früh geschlossene Verbindung Schuld sein mochte. Dieser Umstand hemmte sein Genie; dessenungeachtet behauptet er unter Frankreichs berühmten Malern einen Ehrenplatz. Einige tadeln s. Zeichnung und die Einförmigkeit s. Köpfe; allein man bewundert sein glänzendes Colorit, den schönen Ausdruck und die Grazie s. Pinsels: Vorzüge, die nicht der Fleiß, sondern nur eine glückliche Organisation geben kann. P. starb zu Paris 1823. Voiart hat eine „Notice historique sur la vie et les ouvrages de P. P. Prudhon" (mit s. Bildniß, Paris 1824) herausgeg. In der Galerie Luxemburg sieht man sein berühmtes Bild: Le crime, poursuivi par la justice et la vengeance céleste, gestochen von Roger. In der Samml. des Grafen Sommariva befinden sich sein Enlèvement de Psyche par les Zéphirs und s. Zéphir dans un bocage, se balançant sur la surface des eaux. P. gab der Kaiserin Marie Louise Unterricht im Malen und stellte ihren Sohn in einem Palmen- und Lorbergebüsch dar. Seine Assomption de la Vierge, 1819, ist gegenwärtig das Altarbild in der Capelle der Tuilerien. P.'s letztes Werk ist ein sterbender Christus. Für die Prachtausgaben Didot's des Ält. hat er mehre gute Zeichnungen verfertigt. 20.

Pruth, ein schiffbarer, aber reißender Fluß, welcher in Gallizien in den Karpathen entspringt, die Moldau theilt und östlich von Galacz sich in die Donau ergießt. In dem letzten Friedensschlusse zu Bucharest (16. Mai 1812) zwischen Rußland und der Pforte wurde der Pruth, von s. Eintritt in die Moldau an bis zu s. Einflusse in die Donau, als die Grenze beider Reiche in dieser Gegend bestimmt; der ganze auf dem linken Ufer des Pruth gelegene Theil der Moldau wurde dadurch an Rußland abgetreten. 1711 wurde Peter I. (s. d.) nach dreitägigen nachtheiligen Gefechten von den Türken bei dem Städtchen Hus am Pruth gänzlich eingeschlossen und genöthigt (13. Juli), einen Frieden mit mancherlei Aufopferungen zu erkaufen. (S. Katharina I.)

Prytaneum hieß in Athen das Gebäude, wo die Prytanen (d. h. diejenige von den 10 Classen des Senats, welche der Reihe nach den Vorsitz hatte) sich versammelten, während der 35 oder 36 Tage ihrer Amtsführung wohnten und gemeinschaftlich gespeist wurden. Die Speisung im Prytaneum gehörte zu den höchsten Ehrenbezeigungen und widerfuhr nur um den Staat hochverdienten Männern. In Paris stiftete Napoleon eine Lehranstalt u. d. N. Prytanée, in welcher einige hundert Schüler größtentheils auf Kosten des Staats erzogen und gebildet wurden. Bis ins 12. Jahr erhielten sie gemeinschaftliche Bildung, wurden dann entweder zu bürgerlichen Geschäften (worin 5 Professoren), oder zu Militairdiensten (worin 3 Professoren Unterricht ertheilten) bestimmt. Mit dem 15. J. traten sie aus dieser Anstalt, um zur weitern Bildung in ihre Fächer vertheilt zu werden.

Psalm, im Allgemeinen: Gesang. Das Stammwort (Ψαλλειν), dem deutschen schallen, hallen, entsprechend, wird von dem Spielen auf Saiteninstrumenten und vom Singen gebraucht. Sonst wurde zuweilen, wie noch jetzt im Nie-

dersächsischen, das Vorschlags-P weggelassen und Salm für Psalm gesagt. Vorzugsweise nennt man Psalm die heiligen Lieder und Religionsgesänge, die sich im A. T. in einer ganzen Sammlung finden. Es ist dies ein Kreis echter Religions- und Nationallieder des Volks Gottes, fast alle aus den Zeiten Davids und der spätern, und vielleicht nur einer (der 90., der Psalm Mosis) aus früherer Zeit. (S. Hebräische Literatur.) David, der den Tempelgesang vollendete, ordnete nicht nur aus den Leviten eine bedeutende Anzahl von Sängern und Singmeistern an, sondern dichtete auch selbst zum gottesdienstlichen Gebrauche heilige Lieder, die das Vorbild und Muster für viele Andre wurden. Mehre Psalmen, die s. Namen tragen, sind wol nicht von ihm, sondern nur nach Art der seinigen gedichtet und nur in dieser Hinsicht mit s. Namen bezeichnet. Wiewol aber insbesondere 71 durch die Überschriften ihm beigelegt werden, so können doch auch diese nicht alle von ihm sein, da einige sehr bestimmt auf spätere Zeiten hinweisen. Dagegen scheinen andre, die s. Namen nicht führen und deren Überschriften vielleicht verloren gingen, nach Inhalt und Darstellungsweise ihn zum Vf. zu haben. Aus Davids Zeiten sind auch die meisten Psalme, die dem Assaph, Heman und Ethan oder Jeduthun beigelegt werden. Zwölf Psalme führen Assaph's Namen, von denen jedoch mehre auf einen spätern Ursprung hinweisen. Assaph selbst, ein Sohn des Berachias (Berechjo), war ein Levit und (nach 1. Chron. 17, 5) der erste unter den von David zum heiligen Dienste verordneten Sang- und Musikmeistern. Der Name Heman's ist nur einem, dem 88. Psalm, vorgesetzt. Heman, mit dem Beinamen der Esrachit, scheint der Levit zu sein, der unter den Sangmeistern Davids genannt wird. Zu diesen gehört auch Ethan oder Jeduthun, auch ein Esrachit, dem der 89. Psalm zugeschrieben wird. Andre Psalmen sang wol Salomo (der, nach 1. B. der Kön. 4, 32, über tausend Lieder dichtete), dessen Namen aber in unserer Sammlung nur 2, der 72. und 127., führen, von denen überdies der erstere mehr auf Salomo, als von ihm, gedichtet scheint. Dagegen aber mögen einige andre unbekannte von ihm selbst sein. Mehre sind wenigstens aus s. Zeit, beziehen sich auf Verhältnisse unter s. Regierung, auf die Tempelweihe ꝛc. Die Meinung, daß einige Psalmen aus der Zeit Samuels und von ihm selbst seien, gründet sich zwar auf kein historisches Zeugniß, hat aber nichts Bedeutendes gegen sich. Die meisten von ungenannten Vfn. scheinen aus späterer Zeit, wenige aus der Regierungszeit der nächsten Könige nach Salomo, mehre aus der Trauerzeit der babylonischen Gefangenschaft und der Rückkehr, wohin wol besonders die gehören, die mit dem Namen der Kinder Korah bezeichnet sind und wahrscheinlich meist Einen Vf. haben. Aus späterer Zeit sind auch wahrscheinlich die sogen. Auffteigepsalmen, jene Reiselieder, die man auf die Rückkehr von Babylon bezogen hat, die aber überhaupt sich auf die jährl. Wallfahrten nach dem hochliegenden Jerusalem und dem Tempel beziehen mögen. Einige wenige endlich scheinen sogar der Zeit der Makkabäer anzugehören. Die David'schen Psalme, sie mögen nun ihn selbst zum Vf. haben oder zum Theile nur aus s. Zeit sein, machten wahrscheinlich eine frühere Sammlung aus, die bis zum 72. reichte. Die folgenden sind meist jünger. Unsere Sammlung besteht aus 150 Psalmen, die jedoch in ältern Handschriften nicht überall mit derselben Zahl bezeichnet sind, die sie in der Lutherischen Übersetz. führen, weil hier einige Mal 2 oder 3 Psalme, die anderwärts so geschieden vorkommen, als einer, und andre, die anderwärts einer sind, in mehre getheilt erscheinen. Die Masorethen theilten, ohne wichtigen Grund, die ganze Sammlung in 5 Abtheilungen. Noch willkürlicher und übrigens unfruchtbar ist die Eintheilung in hohe, mittlere und niedere. Im Allgemeinen sind sie lyrische Gesänge, Lieder im engern Sinne, oder Oden und Hymnen, aber theils eigentliche Oden, die entweder Einen Gedanken, Ein Gefühl, oder Ein Bild in einem kleinern, geschlossenen Kreise sinnig darstellen, oder aus mehren Gliedern sich zu einem lyrischen Ganzen runden, theils lyrische Wechselgesänge, theils Lieder, in denen der lyrische

Geist durch elegischen oder idyllischen Ton, oder durch eine geschichtliche Thatsache, oder durch weise Lehrsprüche eigenthümlich gestaltet ist. Die meisten haben die Gebetsform, oder beginnen oder enden als Gebet, und sind, sie mögen Klage, Trauer oder Trost aussprechen, Ausdruck des tiefsten Gottvertrauens, der lebendigsten Zuversicht. Die Sittenlehre ist rein, und nur in mehren, besonders David'schen Trauergesängen, Kriegs- und Siegsliedern, durch Groll und Haß gegen die Feinde, durch einen nicht selten unfreundlichen Nationalstolz entstellt. Alle aber sind wahre Nationalgesänge, und die meisten von reinem religiösen Gehalte. Sie gehören dem Höchsten und Erhabensten an, was je die Dichtkunst erzeugte, und das heilige Licht der Offenbarung, der begeisternde Glaube an den ewigen wahren Gott verbreitet über sie einen hellen Glanz und erfüllt sie mit tiefer Innigkeit. Man muß sie nicht vergleichen wollen mit andern lyrischen Gesängen der Vorwelt; sie sind ein ganz eigenthümliches und herrliches Gewächs des heiligen Landes, in dem der Offenbarung Stimme am lautesten erscholl und am reinsten bewahrt ward. Viele werden in ihren besondern Beziehungen durch die Geschichte aufgehellt und erklärt, und diese geschichtlichen Beziehungen müssen deßhalb aufgesucht werden. Doch würde man zu weit gehen und leicht den rechten Sinn sich selbst verdunkeln, wenn man Alles geschichtlich deuten wollte, da offenbar Vieles sinnbildlich, Andres, obwol seltener, allegorisch, Vieles auch prophetisch mehr auf die Zukunft als auf die Vergangenheit hinweisend ausgesprochen ist. Einige sind bei ganz besondern Zeitbeziehungen für uns minder erbaulich, die meisten aber, reich an Erhebung, Trost, kindlicher Zuversicht, freudigem Gottvertrauen, Zeugnisse von Demuth und bußfertiger Seele, eignen sich eben sowol für christliche Gesangbücher, wie sie in der Bibel selbst uns tief und innig ergreifen. Übrigens enthält die Sammlung unserer Psalme im A. T. keineswegs den ganzen Liederschatz der Hebräer. Nicht nur sind die Salomo'schen Lieder für uns verloren, sondern im A. T. selbst werden noch manche erwähnt, die sich in unserer biblischen Sammlung nicht finden. Diese war zwar zu heiligem Gebrauche veranstaltet, aber enthält gewiß auch nicht alle hebräische Religionsgesänge. Die Psalmen sind poetisch nachgebildet worden von J. A. Cramer und einige von Herder; die neuesten Übersetz. sind von Eichhorn, de Wette, Stuhlmann, Schärer (Bern 1812), Lindemann, Reinhard (herausg. von Hacker, Lpz. 1813). Nachmals hat man auch erhabene religiöse Lieder neuerer Dichter Psalme genannt, wie wir u. a. von Klopstock einige herrliche besitzen. Ke.

Psalmodie bezeichnet sowol das Singen der Psalmen mit Musikbegleitung als die Melodie des Psalmengesangs. Man hat auch wol den Psalm selbst, inwiefern er gesungen wird, eine Psalmodie genannt. Obschon uns die alte Gesangweise der Psalmen, wie sie bei den Juden üblich war, unbekannt ist, so hat doch jeder Psalm in sich einen vorherrschenden Gesangston, eine ihm inwohnende Melodie, die durch die Musik hervorgehoben wird und auch in den Sangweisen der übersetzten Psalme in unsern ältern Gesangbüchern meist sehr richtig ausgedrückt ist. Ke.

Psalter, das musikalische Werkzeug, zu dem die Psalme gesungen wurden, das den Gesang begleitete. Es war ein Saiteninstrument, wie man glaubt, der Harfe ähnlich; doch wurde es vielleicht geschlagen und hatte insofern wol mehr Ähnlichkeit mit einem Hackebrete. Nach biblischem Zeugnisse (besonders nach Ps. 33, 2) hatte es 10 Saiten. Doch konnten andre Arten desselben auch weniger haben. Auch das Psalmbuch, die ganze Sammlung der Psalmen, heißt der Psalter. Endlich nannte man so einen besonders langen Rosenkranz, den die Nonnen einiger Orden führten. Ke.

Psammitich, Psammetich, s. Ägypten.

Pseudo, ein griech. Wort, welches man Namen und Worten vorsetzt, um dadurch etwas Unechtes und Falsches auszudrücken. So heißt Pseudonym, was einen falschen Namen führt, ein Buch, das unter falschem Namen geschrieben wird

(vgl. Anonym); Pseudoprophet, ein falscher Prophet; Pseudo-Smerdis, der falsche Smerdis. (S. Persien.)

Pseudo-Demetrier, s. Rußland.

Pseudo-Isidorus, s. Isidorus, Decretalen und Päpste.

Psyche, Seele und Schmetterling, durch welchen Doppelsinn die schöne allegorische Dichtung von ihr ungemein gewann, war die T. des Sonnengottes und der Endelecheia oder Entelecheia, d. i. der Stetigkeit und Strebekraft. Spätere Dichter machen sie zu einer Königstochter und erzählen ihre Geschichte also: „Psyche, deren 2 ältere Schwestern von mäßiger Schönheit waren, war so liebreizend, daß man sie für Venus selbst hielt und nur wie eine Göttin zu verehren, nicht zu lieben wagte. Dies erregte der Venus Neid, die, um sich zu rächen, dem Amor gebot, sie in den verächtlichsten Menschen verliebt zu machen. Amor kam, sah Psyche und liebte sie selbst. Der Vater indeß, der s. Tochter vermählt zu sehen wünschte, wandte sich an Apollo's Orakel, welches den Ausspruch that, man solle P., in Trauergepränge, auf den Gipfel eines Berges führen und daselbst verlassen, denn sie sei zur Braut eines schlangenartigen, Alles verwüstenden, von Göttern und Menschen gefürchteten Ungeheuers bestimmt. Unter Jammer wird der Ausspruch befolgt, und P. sieht sich allein auf dem verlassenen Felsen, als plötzlich Zephyr sie sanft umschwebt, aufhebt und in ein schönes Lustschloß des Gottes der Liebe bringt, wo dieser jede Nacht, ungesehen und unerkannt, sie besucht und mit Anbruch des Tages wieder verläßt. Eines vollkommenen Glücks hätte P. genossen, wofern sie, des Geliebten Warnung befolgend, nie neugierig gewesen wäre, ihn näher kennen zu lernen. Allein verführt durch ihre eifersüchtigen Schwestern, die sie, auch gegen Amor's Gebot, hatte zu sich kommen lassen, glaubte sie ein Ungeheuer in ihm zu umarmen, und die Neugierde siegte. Mit einer Lampe trat sie, als er einst entschlafen war, zu ihm, entdeckte den schönsten der Götter und ließ vor freudigem Schrecken einen Tropfen heißes Öl auf seine Schultern fallen. Amor erwachte, warf der bestürzten P. ihr Mißtrauen vor und entfloh. Trostlos irrte sie, nachdem sie vergebens sich in einen Fluß zu stürzen versucht hatte, in allen Tempeln umher, forschte überall nach ihrem Geliebten und kam zuletzt in den Palast der Venus. Hier begann ihr eigentliches Leiden. Venus behielt sie bei sich, behandelte sie als Sklavin und legte ihr die härtesten, empfindlichsten Arbeiten auf. P. wäre unter der Last erlegen, hätte Amor, der sie noch immer heimlich liebte, sich ihrer nicht unsichtbar angenommen und ihr in allen Unternehmungen beigestanden. Nur der letzten gefährlichsten Probe, zur Proserpina ins Schattenreich hinabzusteigen und von ihr eine Büchse mit Schönheitssalbe zu holen, wäre sie fast erlegen. Zwar bestand sie das Abenteuer glücklich, aber — sie öffnete die Büchse, ein tödtlicher Dampf drang daraus hervor, sie sank leblos zu Boden. Da erschien Amor, und die Berührung mit seinem Pfeile brachte ihr Leben zurück. Venus ward endlich versöhnt; auf Jupiter's Wort ward P. unsterblich und auf ewig mit dem Geliebten verbunden. Mit großen Festlichkeiten ward ihre Vermählung gefeiert, ihre neidischen Schwestern aber stürzten sich von einem Felsen. Diese allegorische Erzählung finden wir bei Apulejus (s. d.).

Psychiatrie, s. Seelenheilkunde.

Psychologie (Seelenlehre). Eine Wissenschaft von der Seele kann zur Aufgabe haben, zunächst die allgemein wahrnehmbaren Veränderungen und Erscheinungen der geistigen Thätigkeit in ihrer Gesetzmäßigkeit, sowie in ihrem innern Zusammenhange darzustellen, oder auch dem letzten Grunde dieser Erscheinungen nachzuspüren und das Wesen der Seele, ihr Verhältniß im Weltall, zu erforschen, oder kürzer, die Seele entweder betrachten, wie sie sich äußert, oder was sie ist. Eine Untersuchung letzterer Art hat man, weil sie Dasjenige zum Gegenstande hat, was nicht erfahren und wahrgenommen werden kann, metaphysische oder transcenden-

tale, sonst auch rationelle Psychologie (s. Metaphysik), dahingegen die Untersuchung ersterer Art, weil hier die Seele als Gegenstand der Erfahrung betrachtet wird, Erfahrungsseelenlehre oder empirische Psychologie, auch Psychologie vorzugsweise genannt. Die empirische Psychologie ist sonach die zur Wissenschaft ausgebildete Erfahrung über die Äußerungen und Veränderungen der menschlichen Seele. Als Wissenschaft bezieht sie sich auf das Allgemeine in der Thätigkeit der Seele, gewisse Classen der innern Erscheinungen, welche wir durch vergleichende Beobachtung finden; als Wissenschaft der Seele ist sie ein Theil der Anthropologie, daher sie auch psychologische Anthropologie genannt und von der Physiologie oder physiologischen Anthropologie unterschieden wird, wiewol beide immerfort zur Vereinigung hinstreben. Sie setzt den Unterschied der geistigen Anlage (des Ich) und des Körpers als im Bewußtsein gegeben voraus und versucht nicht, denselben zu erklären; sie betrachtet zwar die Seele in ihrer Wirksamkeit, insofern sie mit dem Körper verbunden ist, übergeht aber auch die bloß körperlichen Veränderungen und deutet bei aller Verschiedenheit beider auf ihre ursprüngliche Einheit immerfort hin. Geschähe Letzteres nicht, so wäre sie der Erfahrung vielmehr zuwider als gemäß und dürfte sich des Namens Erfahrungsseelenlehre nicht rühmen. Ihr Verhältniß zur Philosophie ist vielfach. Denn Erstens kann sie als Vorbereitungswissenschaft für den sich entwickelnden philosophischen Geist dienen, und ist dieses noch mehr als die Logik, welche unter den Thätigkeiten des Geistes nur den Verstand in seiner Gesetzmäßigkeit betrachtet. Sowie nämlich die Entwickelung des menschlichen Geistes überhaupt von dem Besondern ausgeht und zu dem Allgemeinen fortschreitend sich erhebt, so ist die empirische Psychologie, welche eine erfahrungsgemäße Selbstkenntniß gewährt, die zweckmäßigste Vorbereitung und Einleitung in die speculative Weltansicht, welche die Philosophie aufstellt; sie ist es um so mehr, je deutlicher sie das geistige Werkzeug kennen lehrt, mit welchem wir philosophiren. Auch werden hier nur Thatsachen vorausgesetzt und entwickelt, die in Jedes Bewußtsein liegen, mithin Jedem verständlich sind, deren deutliche und zusammenhängende Erkenntniß aber manchem Irrthume des Philosophirens vorzubeugen im Stande ist und als die leichtere zu dem Schweren sicherer fortleitet. Nie aber kann sie selbst die Stelle der Philosophie vertreten, weil die Erfahrung und Beobachtung nichts über das Wesen der Dinge lehrt; daher auch Einige fälschlich die Philosophie zu einer bloß psychologischen Betrachtungsweise machen. Ja die empirische Psychologie ist vielmehr, von einer zweiten Seite betrachtet, eine angewandte philosophische Wissenschaft, insofern sie nämlich zur Anordnung und Erklärung ihrer Thatsachen nicht nur der philosophischen Form, sondern auch gewisser metaphysischer Begriffe (z. B. Kraft, Wirkung ꝛc.), deren Wahrheit sie voraussetzen muß, und des philosophischen Geistes zu ihrer Begründung und Aufstellung als Wissenschaft bedarf. Dadurch aber unterscheidet sie sich zugleich von einer bloßen Naturbeschreibung der Seele, die in ihrer Entwickelung vorhergegangen ist. Letztere stellt nur die Thatsachen selbst in einer natürlichen Anordnung auf; die wahre Erfahrungsseelenlehre aber will dieselben in ihrem lebendigen Zusammenhange und nach ihren Gesetzen erklären und so das innere Leben als geistigen Organismus darstellen. Und so ist sie, wenn wir das Bisherige zusammenfassen, derjenige Theil der angewandten Philosophie (insbesondere der anthropologischen Wissenschaften), welcher die Organisation der menschlichen Seele, gemäß ihren durch innere Erfahrung (Selbstbewußtsein) wahrgenommenen Äußerungen, kennen lehrt. Diesem Ideal schreitet die Ausbildung der Psychologie immer näher, je mehr sie sich über eine bloße Aufzählung verschiedener geistigen Äußerungen und über die Naturbeschreibung erhebt; sie ist aber als eine jüngere Wissenschaft in allen ihren Theilen noch nicht gleichförmig ausgebildet. Einige theilen sie, wie die Körperlehre, in die Lehre von den natürlichen, gesunden oder krankhaften Zuständen des Geistes ein, mithin in die psy-

chologische Physiologie und Pathologie. Noch gewöhnlicher ist die Eintheilung in allgemeine und besondere (oder specielle), von welcher jene die Seele in ihren allgemeinen gesetzlichen Äußerungen, diese besondere Seelenarten und Classen geistiger Zustände betrachtet, und sich daher in die Seelencharakteristik und Pathematologie der Seele theilt. Nach dieser Bestimmung ihres Inhalts und Umfangs leuchtet auch ein, wie sehr empirische Psychologie nicht nur jede andre Wissenschaft und deren Anwendung unterstütze und befördere, sondern auch wie groß ihr Einfluß auf das Leben sei. Die richtige Erklärung der heil. Schrift und der Rechtsurkunden, die Anwendung der Gesetze auf vorliegende Fälle, Erziehung und Unterricht jeder Art, die tiefere Geschichtsforschung und Darstellung, ein der menschlichen Natur angemessenes Heilverfahren, besonders der Seelenkrankheiten (s. Seelenheilkunde), sowie jede methodische Behandlung der Menschen beruht auf geistigen Gesetzen, deren klare und zusammenhängende Erkenntniß jene Wissenschaft gewährt. Was ihre Geschichte anlangt (Fr. Aug. Carus hat dieselbe in s. „Geschichte der Psychologie", Leipz. 1808, ausführlich behandelt), so lieferten schon die Griechen in zerstreuten Beobachtungen reichlichen Stoff für diese Wissenschaft, z. B. Plato und Aristoteles in s. Büchern über die Seele; in der neuern Zeit David Hume in s. „Treatise of human nature", von Jakob übersetzt. Hartley, Locke („De intellectu humano"), Montaigne in s. „Essais", Descartes (besonders in dem Buche „De passionibus animae"), Helvetius („De l'esprit de l'homme"), Charles Bonnet („Essai analytique sur les facultés de l'âme"), Condillac; ferner von Irwing („Erfahrungen und Untersuchungen über den Menschen"), Tetens (in s. „Philosoph. Versuchen über die menschliche Natur ꝛc."), Tiedemann („Untersuchungen über den Menschen"), Herder (in s. „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit"), Feder u. v. A. Aber wissenschaftlich wurde die Erfahrung über die menschliche Seele zuerst gefaßt von Christian Wolf, der daher auch der Vater der empirischen Psychologie genannt wird (in s. „Psychologia methodo scientifica pertractata", Frkf. u. Leipz. 1732, 4.) und die empirische Psychologie von der sogen. rationnellen oder metaphysischen, nicht immer glücklich, absonderte. Eine neue Periode dieser Wissenschaft beginnt durch die kritische Philosophie (s. d.), deren Grundlage selbst psychologisch ist. Kant eröffnete nicht nur in s. „Kritik der reinen Vernunft und der Urtheilskraft", sondern auch in der „Populairen Anthropologie in pragmat. Hinsicht" (2. Aufl., Königsb. 1802) der Psychologie manche neue Aussicht. Nach Kant und durch Kant's Schüler wurde die empirische Psychologie in mehren Compendien bearbeitet von K. L. F. Schmid, H. L. Jakob, J. Ch. Hoffbauer in mehren Schriften, Maaß, Kiesewetter, Snell, Olshausen. Die Schriften der beiden Letztern und einige von Hoffbauer sind zum populairen Selbstunterrichte für Schüler und für ein größeres Publicum geeignet; die der Ersten sind strenger wissenschaftlich angeordnet und eignen sich mehr zu Vorlesungen. Mit mehr Eigenthümlichkeit haben zuletzt die empirische Psychologie der genannte Fr. Aug. Carus (2 Thle., Leipz. 1803) und Chr. Weiß in s. „Untersuchungen über das Wesen und Wirken der menschlichen Seele" (Leipz. 1811) bearbeitet. Die neuesten Untersuchungen sind von G. F. Schulze („Psychologische Anthropologie", Gött. 1816; 3. Aufl., 1824); Fries („Psychische Anthropologie", 2 Thle., Jena 1820), Hartmann („Der Geist des Menschen in s. Verhältnissen zum psychischen Leben", Wien 1820), Herbart („Psychologie, als Wissenschaft neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik", Königsberg 1824 fg., 2 Thle.), Eschenmeyer („Psychologie", Tübing. 1817; 2. Aufl., 1825) und Stiedenroth („Psychologie zur Erklärung der Seelenerscheinungen", Berlin 1824 fg., 2 Thle.). Heinroth's „Psychologie" ist mehr Erbauungsbuch als wissenschaftl. Lehrbuch. Einzelne Theile derselben sind von Maaß (z. B. die „Theorie der Gefühle" und die „Theorie der Leidenschaften"), Dirksen („Über die Stärke

der Seele"), Dedekind, Suabedissen u. A. besonders bearbeitet worden. Auch gehören hierher einige Werke des trefflichen Schubert (z. B. „Ahnungen des menschlichen Lebens" und „Symbolik des Traums").

Ptolemäer, der gemeinschaftliche Name der 13 griechisch-ägyptischen Könige, welche nach Alexanders Tode bis auf die Zeit, wo Ägypten eine römische Provinz ward (ungef. 290 J.), herrschten. Sie heißen richtiger (weil sie nicht alle den Namen Ptolemäus führten) **Lagiden**, von Lagus, dem Stifter der Dynastie. 1. Ptolemäus Lagi (d. i. des Lagus, eines Macedoniers, in der That Philipps Sohn), auch Soter (Retter, von den Rhodiern wegen geleisteten Beistandes genannt), vorher Statthalter von Ägypten, regierte 39 J. und starb 284 v. Chr. Er verschönerte Alexandrien und gründete die Bibliothek daselbst. Sein Sohn und Nachfolger, 2. Ptol. II. Philadelphus, ein prachtliebender Fürst, soll Ptolemais und mehre Städte, sowie den **Pharus** (s. d.), der jedoch von Einigen auch seinem Vater zugeschrieben wird, erbaut haben, st. 247 v. Chr. 3. Ptol. Evergetes, st. 221 v. Chr.; dessen Gemahlin war Berenice. Vorzüglich diese 3 ersten Ptolemäer waren die Beschützer der Gelehrsamkeit in Alexandrien. Über sie und die übrigen Ptolemäer vergl. **Alexandrinisches Zeitalter** und **Ägypten**. Vaillant hat eine „Historia Ptolemaeorum etc." (Amst. 1701, Fol.) geschrieben.

Ptolemais, s. **Acre**.

Ptolemäus (Claudius), Geograph, Astronom und Mathematiker, geb. zu Pelusium in Ägypten um 70 nach Chr., lebte zu Alexandria unter der Regierung des Marcus Antoninus und Hadrian, soll gegen 80 J. alt geworden sein und wird als der Erste unter den Astronomen des Alterthums angesehen. Er berichtigte das Fixsternverzeichniß des Hipparchus und entwarf Tabellen, mittelst welcher die Bewegungen der Sonne, des Mondes und der Planeten berechnet werden konnten. Die einzelnen Beobachtungen der Alten wurden von ihm zuerst gesammelt und in ein System gebracht, welches er der Welt in s. Werke: „*Μεγαλη Συνταξις*" (13 Bücher) übergab (Basel 1538, Fol.). Das **Weltsystem** (s. d.), welches er hier aufstellt, ist u. d. N. des Ptolemäischen bekannt. Um 827 wurde dieses Werk ins Arabische übersetzt, und aus dieser Übers., welche den Titel „Almageſt" führt, ist es um 1230 auf Antrieb des Kaisers Friedrich II. ins Lateinische übertragen worden. Außerdem gibt es noch andre Übersetz. dieses Werks aus dem Arab. ins Latein. Eine andre wichtige Schrift des Pt. ist s. „Geographie" in 8 Büchern. Er folgte bei dieser Arbeit der Geographie des Marinus von Tyrus, welche nicht lange vorher erschienen war, bereicherte aber s. Werk mit zahlreichen Zusätzen und Verbesserungen in Hinsicht auf die Längen und Breiten der Orte, sowie auf die Grenzen der Länder und Provinzen, denn er ist als der erste Schriftsteller anzusehen, welcher die Lage der Orte auf diese Weise zu bestimmen suchte; auch enthält s. Werk die ersten Gründe der Theorie der Projectionen zur Verfertigung geographischer Charten (gr. et lat. c. tab. geogr. per Mercatorem recogn. Montanus, Leyd. 1618, Fol.). So unvollkommen nun auch Vieles aus Mangel an Beobachtungen bleiben mußte, so ist er dadurch den neuern Geographen unendlich nützlich geworden. Außer diesen Hauptwerken besitzen wir von Pt. noch andre chronologische und astronomische Werke.

Pubertät, Mannbarkeit, bezeichnet die Lebensepoche, in welcher die Geschlechtsverschiedenheit sich in ihrem Gegensatze ausbildet, die Kindheit zu Ende und in das Jugendalter übergeht. Sie tritt in den südlichen Ländern früher als in den nördlichen ein. In unsern Gegenden kann man für das weibliche Geschlecht das Alter von 13—15 Jahren, für das männliche das von 14—16 J. als die gewöhnlichste Zeit ansehen, in welcher sie erfolgt, indem nicht bloß das Klima, sondern auch manche individuelle, ja selbst äußere Umstände dazu beitragen, daß es bald früher bald später geschieht. Das römische Recht, nach welchem sich aber ebenso

wenig als nach andern positiven Gesetzen die Natur in ihren Erscheinungen richtet, bestimmt für das weibl. Geschlecht das 12., für das männliche das 14. Jahr als die Zeit der Geschlechtsreife und Mannbarkeit. Höchst merkwürdig sind die Erscheinungen körperlicher und geistiger Art, welche gleichzeitig mit dieser Periode beobachtet werden und theils von dem Mannbarwerden selbst, theils aber, und wahrscheinlich in der größern Zahl, von der Lebensthätigkeit abhängen, wodurch auch die Mannbarkeit ausgebildet wird. Wenn nämlich das Kindesalter ausgezeichnet ist durch ein Leben in der heitern Gegenwart und durch leichtere Befriedigung in derselben, wenn in demselben stets alle Functionen nur auf die Erhaltung des eignen Individuums hinwirken, wenn insbesondere die Geschlechtstheile, welche der Erhaltung der Gattung, also der Einwirkung in die Zukunft, bestimmt sind, gleichsam nur vorgebildet und zu ihren eigenthümlichen Verrichtungen noch nicht ausgebildet erscheinen, so ändert sich alles dies in der erwähnten Periode oft auffallend plötzlich, bisweilen unter lebhaften Stürmen. Da sieht man den vorher lebhaften und leicht befriedigten Knaben, das bisher unbefangene und heitere Mädchen zuerst sinnig und in . gekehrt, die Einsamkeit suchend und sich trennend von den Gespielen der Jugen., welche vom andern Geschlecht sind. Während dessen wird die Plastik des Lebens bedeutend erhöht, der Körper wächst gewöhnlich in kurzer Zeit schneller als vorher. Die Hoden vergrößern sich, oft unter Schmerzen, und fangen an, wirklichen Samen abzusondern; der Uterus bildet sich aus und sondert das im Überfluß ihm zuströmende Blut in monatlichen Perioden, oft unter mancherlei krankhaften Gefühlen, aus; die Brüste wölben sich; in beiden Geschlechtern wird die Stimme zuerst rauh und unangenehm und erhält dann den metallischen reinen Ton, der im männlichen Geschlechte tief, im weiblichen zwar hoch, aber vom Kinderton sehr verschieden ist. Als Zeugen des Überschusses der bildenden Kraft brechen bei beiden Geschlechtern an den Geschlechtstheilen vorzüglich, jedoch auch an andern Orten, und beim werdenden Manne namentlich auch im Gesichte, Haare hervor. Nachdem diese Krisis überstanden ist, so steht der Jüngling und die Jungfrau in aller Blüthe und auf der Höhe des Menschenlebens wie verwandelt da. Gleichsam mit andern Sinnen betrachten sie die Welt und ihre Erscheinungen, im Glanze der Hoffnung erscheint ihnen die Zukunft, in der sie mehr als in der Gegenwart leben, das Reich der Ideen und Ideale geht ihnen auf, und sie werden zu den größten Anstrengungen aufgelegt, sie zu realisiren; ein mächtiger Trieb, in die Außenwelt einzugreifen, regt sich im Jüngling, während die Jungfrau schamhaft sich selbst es verbirgt, wozu sie berufen und welches ihr Wirkungskreis sei; beiden leuchtet das Bild der Liebe aus lichten Fernen als Lohn der Mühen, als die höchste der irdischen Seligkeiten entgegen. Das ist die goldene Zeit, welche von Dichtern nicht genug gepriesen werden kann, deren Seligkeit nie wiederkehrt und an die jedes fühlende Herz mit Entzücken zurückdenkt; das ist aber auch die Zeit, die über das ganze künftige Leben entscheidet. Diese Epoche ist oft durch Krankheit getrübt und entstellt. Bei Einigen tritt sie in Folge früherer Krankheiten, welche die bildende Kraft schwächen, zu spät und unvollkommen ein, bei Andern hingegen zu früh, und ist im erstern Falle gewöhnlich mit Kleinheit und Schwäche des Körpers, sowie mit einem verkrüppelten Geiste, im zweiten aber mit heftigen Stürmen verbunden, welche jedoch auch von zufälligen Ursachen abhängen können, die während dieser Epoche die Natur in ihrem Wirken störten. In dieser Zeit namentlich wird so leicht das Gefäßsystem überreizt, und Wallungen, Entzündungen, Blutungen oder allgemeine Vollblütigkeit sind die Folgen davon, die beim weiblichen häufiger als beim männlichen Geschlechte vorkommen; oder das Nerven- und Geistesleben wird übermäßig erregt und aus seinen Schranken gerückt, und es entstehen daraus die mannigfaltigsten Formen krampfhafter Krankheiten, Fallsucht und Veitstanz, sowie bemerkenswerthe Abweichungen der Geistesthätigkeiten, die sich bald als krank-

hafte Mitleidenschaft und Nachahmungssucht, Romanensucht und unersättliche Lust nach Leiden und Ungemach, mysteriöse Melancholie, oder als Schlafrednerei, Verzückung, Geisteserhöhung mit der Gabe der Weissagung und unter den anziehenden Erscheinungen des freiwilligen Somnambulismus wahrnehmen lassen. Ueberdies verschlimmern sich die Zufälle von Bildungsfehlern, die aus einer frühern Epoche herrühren, gewöhnlich, sowie sich andre Krankheiten von selbst heilen. Endlich beobachtet man nicht selten örtliche Leiden der Geschlechtstheile, Schmerzen, Röthe und Schleimausflüsse, die aber gewöhnlich nicht viel zu bedeuten haben, sowie auch in dieser ganzen Epoche und in der nächsten darauf folgenden Zeit die Brust in einem so erregten Zustande sich befindet, daß hier sich leicht Entzündungen bilden, die nicht nur das Leben in Gefahr bringen, sondern oft auch den Grund zu Auszehrungen legen. B. P.

Publicist, Staatsrechtskundiger, Staatsrechtslehrer, weil man das Staatsrecht jus publicum nennt. Der gründliche Publicist verbindet mit einer umfassenden Kenntniß des öffentlichen Rechts der wichtigsten europäischen Staaten und desjenigen insbesondere, dessen Mitbürger er ist, auch das Studium der philosophischen Rechtslehre, der Politik, Geschichte und Statistik. Er muß aber auch außer der lateinischen, der deutschen, franz. und engl. Sprache, sowie der Kunst der schriftlichen Darstellung in größerm Grade mächtig sein. Gewöhnlich verstand man sonst unter einem Publicisten vorzugsweise einen Kenner des deutschen Staatsrechts, des verwickeltsten und ausgebildetsten in Europa. Diese Gelehrsamkeit ist im praktischen Sinne mit dem deutschen Reiche untergegangen, wol aber noch im historischen Sinne wichtig. Doch kann hier leicht zu viel Kenntniß des Positiven den Blick vom Allgemeinen abziehen und einer klaren Ansicht des Ganzen nachtheilig werden. Gesunde Begriffe vom Staatsrecht überhaupt, eine gründliche Einsicht in das Wesen des Staatenlebens, genaue Kenntniß der vorhandenen Verhältnisse und ein Geist, der, einer Idee empfänglich, auf das Wahre, Rechte, Edle und Große gerichtet ist, dies sind die unerlaßlichen Eigenschaften eines guten Publicisten. Jeder Diplomatiker muß in diesem Sinne Publicist sein, und wehe jedem Staate, wehe Europa, wenn nicht dieser gereifte und gebildete Geist der Staatsweisheit in den Cabineten der europäischen Mächte den Vorsitz führt! Es ist ein Verdienst der deutschen Publicisten und des aus dem Charakter der Deutschen hervorgegangenen öffentlichen Rechts im ehemaligen heil. römisch-deutschen Reiche, daß die deutsche Staatskunst in der Theorie streng die Grundsätze des Rechts beachtete und in allen Formen, so verworren sie übrigens sein mochten, die klare Ansicht des Gesetz- und Verfassungsmäßigen fest im Auge behielt. Auch in dieser Hinsicht ist die echt publicistisch-historische Darstellung des bairischen Erbfolgestreits und ähnlicher öffentlicher Staatshändel in v. Dohm's „Denkwürdigkeiten" (I, II.) sehr lesens- und beherzigenswerth, damit unsre jungen Diplomatiker nicht glauben, Alles gethan zu haben, wenn sie Flassan's „Hist. de la diplomatie française" einige Male durchlesen. Als Sammlungen und Handbücher zum Studium der neuern Diplomatik sind v. Martens's „Recueil des principaux traités" (von 1761—1808, 11 Bde.; 2. Aufl., 1817) und dessen „Nouveau recueil des traités d'alliance, de paix etc." (von 1808—18; 3 Bde., Götting. 1817), ferner Schöll's „Recueil des pièces officielles" (12 Bde.), Koch's „Hist. abrégée des traités de paix depuis la paix de Westphalie, ouvrage refondu et continué jusqu'aux traités de Paris de 1815, par Schoell" (15 Bde., Paris 1818), Klübers „Akten des wiener Congresses" (7 Bde.) und des Freih. Karl v. Martens „Manuel diplomatique" (Leipz. 1822) zu empfehlen. Was ehemals die kaiserl. Wahlcapitulationen den deutschen Publicisten für Stoff zu gründlichen Erläuterungen boten, wird bei der deutschen Bundesversammlung wieder der Fall sein. K.

Publicität, s. Öffentlichkeit.

Publicum. Dieses Wort wird in ganz verschiedenen Bedeutungen genommen, seit Jedermann lesen und schreiben kann. Das edlere Wort Volk bezeichnet etwas Gegliedertes und Geordnetes, etwas, worin Verhältnisse und Stufen sind, und kein bloßes Nebeneinander und Durcheinander. Das Verhältniß aber zwischen schaffender (producirender) Thätigkeit und Publicum muß als ein gegenseitiges angesehen werden. Durch Wechselwirkung beider bildet sich Kunst und Wissenschaft fort. Aber freilich darf der Schriftsteller und Künstler nicht bloß der sich in der Mehrzahl äußernden Meinung des Publicums als seinem Leitstern folgen. Denn mit Recht sagt Jemand: „Das Publicum gleicht dem Queckſilber, das im Allgemeinen wol die Temperatur anzeigt, aber der Astronom kann darnach die Bewegung der Weltkörper nicht bestimmen". Übrigens ist nur dann, wenn das Publicum schon eine gewisse Stufe der Bildung erreicht hat, Publicität Bedürfniß und ohne Nachtheil.

Puebla, Landschaft und ehemalige Intendantschaft des mexicanischen Reichs, nach der alten, von Mexicos Beherrschern unabhängigen Republik auch Tlaskala genannt. Sie ist in ihrem gebirgigen Theile sehr angebaut und bevölkert, gegen das stille Meer hin aber hat sie Einöden. Man findet hier viele Denkmäler der alten Civilisation Mexicos. Die Einw. sind freie Indianer. In dem volkreichen Theile des Landes, auf einer hohen Bergfläche, gegen 7000 Fuß über dem Meere, liegt die 1533 von den Spaniern nach europäischer Art erbaute Hauptst. Puebla de los Angeles oder Engelstadt, eine der ansehnlichsten Städte des spanischen Amerika, die nach Humboldt 67,800, nach Bullock („Six months residence and travels in Mexico", London 1824) aber 90,000 Einw. hat. *) In der Pracht und dem Reichthume seiner 60 Kirchen und dem Glanze der kirchlichen Gebräuche ist Puebla, wie dieser Reisende sagt, vielleicht die erste Stadt der christlichen Welt. Vor Allem ist die Domkirche mit verschwenderischem Reichthum überladen. Merkwürdig ist eine Zuflucht für Andächtige beiderlei Geschlechts, die in einem großen, mit vortrefflichen Gemälden geschmückten Palaste 8 Tage lang frei gehalten werden, um von der Welt abgezogen Buße zu üben, was Cap. Hall in s. bekannten „Extracts of a journal etc." (Edinb. 1824, 2 Bde.) sehr anziehend beschreibt. Es herrscht in der Stadt viel Betriebsamkeit, und seit der Gründung der Unabhängigkeit des Landes ist schon ein Anfang von Fabrikfleiß merklich. 26.

Pufendorf (Samuel, Freih. v.), einer der ersten und größten deutschen Naturrechtslehrer, Publicisten und Geschichtsforscher, geb. 1632 im Dorfe Chemnitz bei Chemnitz im Erzgebirge, wo sein Vater Prediger war. Nachdem er auf der Fürstenschule zu Grimma, dann auf den Universit. zu Leipzig und Jena große Fähigkeiten entwickelt hatte, widmete er sich dem allgemeinen und deutschen Staatsrechte, indem er dabei das philosophische oder Naturrecht zum Grunde legte. Die Mathematik, welche er unter Weigel in Jena, und die Philosophie, welche er nach Descartes studirte, bildeten sein wissenschaftliches Talent aus. Vergebens bewarb er sich um eine Stelle in seinem Vaterlande und nahm daher 1658 die Stelle eines Hofmeisters in dem Hause des k. schwed. Gesandten am dänischen Hofe an, begab sich mit seinem Zöglinge nach Kopenhagen, ward aber, da eben der Krieg zwischen Dänemark und Schweden ausbrach, mit der ganzen Familie des schwed. Gesandten verhaftet. In dieser Lage, welche 8 Monate lang dauerte, beschäftigten ihn Grotius's und Hobbes's Ansichten über Recht und Staat. Als Ergebniß seines philosophischen Nachdenkens erschienen 1660 zu Haag seine „Grundsätze der allgem. Rechtswissenschaft" (Elementa jurisprudentiae universalis). Der gelehrte Kurf.

*) Bullock ist auch zum Besitze der Antiquitäten und Gemälde gelangt, die der vor 40 Jahren in Puebla verstorbene, durch s. Gelehrsamkeit berühmte, aus Schottland gebürtige Mönch, Mac Taggart, gesammelt hatte.

von der Pfalz, Karl Ludwig, welchem er sie zugeeignet hatte, nahm diese Schrift mit solchem Beifall auf, daß er für ihn eine besondere Professur des Natur- und Völkerrechts — die erste in Deutschland — 1661 stiftete. Hier lehrte er bis 1670, wo ihm der König von Schweden, Karl XI., eine Professur des Naturrechts auf der neuerrichteten Universität zu Lund in Schonen ertheilte. Dort schrieb er sein Werk über das Naturrecht („De jure naturae et gentium", Lund 1672), welches jenes frühere verdrängte und sich durch Deutlichkeit, systematische Ordnung und Folgerichtigkeit empfahl; bald darauf das kleinere Compendium, oder vielmehr den Auszug des gen. Werks „De officio hominis et civis" (Lund 1673), welche Schrift unzählige Ausg. und Übers. erhalten hat. Da P. in diesen Schriften sich von der bisher beliebten scholastischen Art zu philosophiren noch mehr als Grotius entfernt hatte, so konnte es ihm an heftigen Gegnern nicht fehlen, die er aber durch sein geistiges Übergewicht und seine Verbindungen überwand. So verschieden man auch jetzt über diese Schriften P.'s urtheilen mag, so ist doch das nicht zu leugnen, daß P. in der Geschichte des Naturrechts Epoche gemacht hat. Ihm schwebte noch klarer, als früher dem Grotius, die Idee einer Wissenschaft vor, welche, unabhängig von allem Einflusse des positiven Rechts oder der Theologie, die Rechtsverhältnisse bloß nach Gesetzen der Vernunft bestimmen sollte. Sein Naturrecht war eine philosophische Moral über die rechtlichen Verhältnisse der Menschen gegen einander, welche von der christlichen Moral immer noch abhängig blieb. Er stellte als Grundlage des Rechts mit Grotius die Socialität (Geselligkeit) auf, welche der christlichen Nächstenliebe sehr verwandt ist, und leitete das Recht aus dem Stande der verderbten Natur mit Hobbes ab. Nicht minder machte P. im deutschen Staatsrechte Epoche. Noch als Prof. in Heidelberg schrieb er auf Anregung des Kurfürsten u. d. N. Severinus a Monzambano das berühmte Buch „De statu reipublicae Germanicae", welches er seinem Bruder Esaias P., der sich damals als schwed. Gesandter in Paris aufhielt, zuschickte und durch denselben zum Druck befördern ließ. Er stellte in demselben Deutschland als einen republikanischen Körper dar, dessen schlecht zusammengefügte Theile ein abenteuerliches Ganzes bildeten. Gegen dieses Buch, welches seit 1667 in mehren Ausg. und Übers. erschien, erhob sich ein großer Kampf; P., der es kräftig vertheidigte, fand doch nicht für rathsam, sich als Verf. desselben zu nennen, als welcher er erst nach seinem Tode mit Gewißheit bekannt worden ist. Wir übergehen andre seiner staats- und kirchenrechtlichen Schriften. Als der Krieg in Schonen ausbrach, begab er sich nach Stockholm, wo er zum Staatssecretair, k. Hofrath und Historiographen ernannt wurde. Hier schrieb er, ebenfalls in lat. Sprache, die Geschichte von Schweden seit Gustav Adolfs Feldzug in Deutschland, bis auf die Abdankung der Königin Christine („De rebus Suecicis", Traj. ad Rh. 1676), und die Geschichte Karl Gustavs („De rebus a Carolo Gustavo gestis", 2 Bde., Fol., Nürnb. 1696), ferner in deutscher Sprache seine „Einleit. zur Geschichte der vornehmsten Reiche und Staaten" (Frankf. 1682, 3 Thle.), späterhin von Öhlenschläger fortgeführt und von Martinière ins Franz. übers. Diese Schriften vermehrten seinen Ruhm so sehr, daß er von dem Kurf. von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, 1686 einen Ruf nach Berlin als Hofrath, Historiograph und Kammergerichtsbeisitzer, und den Auftrag erhielt, das Leben dieses Fürsten zu schreiben, welches er unter der Regierung seines Sohns, Friedrichs III., vollendete. 1690 ward er kurbrandenb. Geh.-Rath, und 1694 von dem Könige von Schweden, Karl XI., in den Freiherrnstand erhoben. Den Antrag aber, des Kaisers Leopold Leben zu schreiben, lehnte er ungeachtet der großen Versprechungen, die man ihm machte, standhaft ab. Er endigte sein thätiges Leben zu Berlin 1694 in einem großen Ansehen, welches er sich durch Geist und Gelehrsamkeit, sowie nicht minder durch seinen Charakter erworben hatte.

Pugatscheff (Jemeljan), der Sohn eines Kosacken, geb. 1726 zu Simo-

weisk, einem Dorfe am Don, spielte in Rußland eine wichtige, wenngleich nur kurze Rolle. Schon jung beschäftigten ihn Krieg und Raub; er ward Anführer einer Bande. In der Folge nahm er im siebenjährigen Kriege beim preuß. Heere Dienste, begab sich dann zur östr. Armee, wo er gegen die Türken als Kosack mit zu Felde zog und 1770 der Belagerung von Bender beiwohnte. In sein Vaterland zurückgekehrt, suchte er, ein feuriger, unbändiger Mann, ganz in dem Geiste seiner Nation, unter seinen Landsleuten den Samen des Aufruhrs auszustreuen, ward aber bald, wegen seines unruhigen Betragens, zu Maikowka an der Wolga eingezogen und nach Kasan ins Gefängniß geschickt. Hier wußte er sich zu befreien, ging nun weiter östlich nach Jaizkoi, und da er hier viel unruhige, zu Gewaltthätigkeiten gestimmte Gemüther fand, so faßte er, verführt durch einige Bekannte, die zwischen ihm und dem verst. Kaiser Peter III. Ähnlichkeit fanden, den ungeheuern Gedanken, sich für Peter III. auszugeben. Seine Anhänger verbreiteten das Gerücht, man habe statt seiner einen ihm ähnlichen Soldaten auf dem Todtenbette ausgesetzt, Peter aber sei verkleidet entkommen und erscheine nun nach langem Herumirren unter seinen getreuen Kosacken, von deren Unterstützung er die Wiedererlangung seiner Krone erwarte. Der Aufruhr brach in der Mitte Aug. 1773 aus, wo ein Manifest im Namen dieses Pseudo-Peters verbreitet wurde. Von 9 Mann, woraus anfangs sein Anhang bestand, hatte sich dieser schon im Sept. auf 300 vermehrt; überall schlossen sich seine Landsleute und die Bauern an, denen er gegen den Druck des Adels Schutz und Rache versprach. Sein Anhang vermehrte sich durch 500 Überläufer aus der Festung Jaizkoi, die er auffoderte; bald traten noch mehre, besonders auch die Roskolniken (s. d.) hinzu. So eroberte er mehre Festungen, beging dabei furchtbare Grausamkeiten, und nachdem er nun auf 5000 M. stark und mit 36 Kanonen versehen war, belagerte er, obwol vergebens, die Festung Orenburg. Indessen verstärkte sich sein Anhang bis auf 16,000 M. Der Zulauf von Baschkiren, Wotjäken, vielen Tataren ꝛc. ward immer größer, und die Gefahr drohender. Sogar die alte Hauptst. des Königreichs Kasan eroberte er, und nahte sich nun Europa, indem er über die Wolga ging. Endlich brachte ihm der Oberst Michelson, unter den größten Strapazen und Gefahren, einen Schlag nach dem andern bei. Er schnitt ihn ab, als die Gefahr am höchsten und bereits Moskau bedroht war. Von seinen Anhängern verlassen, ja verrathen, ward P. gefesselt dem General Suwaroff übergeben und hierauf am 10. Juni 1775 nebst den übrigen Rädelsführern zu Moskau hingerichtet — das einzige Todesurtheil, welches unter Katharinas Regierung vollzogen worden ist. — So endete dieser Aufruhr, der über 100,000 Menschen und überhaupt mehr als irgend einer der blutigsten Feldzüge kostete. Hätte P. ebenso viel Klugheit als Muth und Entschlossenheit gehabt, er würde ohne Zweifel eine noch weit furchtbarere Rolle gespielt haben.

Pugilismus, Faustkampf, s. **Boxen**.

Pulci (Luigi), ein Dichter, geb. 1431 zu Florenz, war der jüngste von 3 Brüdern, welche sämmtlich als Schriftsteller von Geist und Bildung bekannt sind. Von seinen Lebensumständen wissen wir nur, daß er mit Lorenz v. Medici und Polizian in vertrauten Verhältnissen stand. Sein episches Gedicht: „Il Morgante maggiore", worin er die abenteuerlichen Thaten des Rinaldo und des Riesen Morgante erzählt, soll er auf Antrieb der Lucrezia, der Mutter des Lorenzo, verfaßt und die einzelnen Gesänge zur Unterhaltung bei der Tafel vorgelesen haben. Durch eine Vergleichung mit Arioste und Tasso kann P. nur verlieren. Phantasie ist ihm nicht abzusprechen; aber es fehlt ihm an sinnreicher Erfindung, an Geschmack und feinem Urtheil. Die Vermischung des Höchsten und Ernstesten, des Heiligsten mit dem Burlesken und Gemeinen ist im Geiste seiner Zeit, der darin nichts Anstößiges fand, erscheint jedoch uns zu roh, um wahrhaft zu gefallen. Seine Schreibart ist

reich an echt toscanischen Redensarten, sein Versbau aber rauh und ungelenk, und wenn Varchi ihn dessenungeachtet dem Arioſt vorzieht, beweist er dadurch nur seine Geschmacklosigkeit. Außerdem sind von ihm noch andre Werke gedruckt. Von seinen beiden Brüdern schrieb Bernardo eine Elegie auf den Tod des Cosmo v. Medici, eine andre auf die schöne Simonetta, ein Gedicht auf die Passion Christi und eine Übers. von Virgil's Eklogen; Luca aber Stanzen auf das Turnier des Lorenzo v. Medici, heroische Episteln, eine Pastoralromanze u. d. T.: „Driadeo d'Amore", und eine epische Romanze (wahrscheinlich die erste in ital. Sprache) u. d. T.: „Il Ciriffo Calvaneo".

Pulcinella (Policinell), eine ital. Maske. Den Namen leitet der Abt Galiani von einem mißgestalteten, aber lustigen Bauer aus der Gegend von Sorrento (um die Mitte d. vor. Jahrh.) ab, der ihn, weil er häufig junge Hühner (pulcinelli) auf den Markt nach Neapel gebracht, erhalten habe, und der nach seinem Tode zur Belustigung des Volks, dem er wohl bekannt gewesen, auf das Marionettentheater von San-Carlo gebracht worden sei. Wahrscheinlicher ist die Erzählung von dem Ursprung d. N., welche Rehfues in seinem Gemälde von Neapel mittheilt. Eine Schauspielergesellschaft kam zur Zeit der Weinlese zu Acerra an und ward von den Weinbauern, die sich zu dieser Zeit der ausgelassensten Fröhlichkeit überlassen, mit Scherz und Witz auf alle Weise geneckt, woraus sich ein Wortkrieg entspann, in welchem sich auf der Seite der Bauern ein gewisser Puccio d'Aniello vor allen durch seinen satyrischen Geist wie durch seine burleske Gestalt (er hatte hinten und vorn einen Buckel) auszeichnete. Die Schauspieler mußten ihm weichen. Sie beschlossen, als ihr Ärger vorüber war, von dem Talent des Puccio d'Aniello Vortheil zu ziehen und überredeten ihn, in ihre Gesellschaft zu treten. Er erschien auf der Bühne in weitem Hemde und mit langem Haare und ward bald der Liebling der Neapolitaner in dem Grade, daß man seine Maske auch nach seinem Tode beibehielt. Sein Nachfolger wählte, um ihm besser zu gleichen, eine Maske mit langer schwarzer Nase; aus Puccio d'Aniello ward nach neapolitanischer Sitte Pulcinella. Vielleicht war jedoch dieses nur eine neue Modification einer ältern Maske. Man will nämlich dieselbe schon von den oscischen Atellanen herleiten und findet die bizarre Gestalt des Pulcinell schon auf alten Vasen. Noch jetzt ist diese Maske das Vergnügen der Neapolitaner. Ihre Kleidung sind gegenwärtig weite weißwollene Unterhosen, ein großes Oberkleid von demselben Stoff mit weiten Ermeln, festgemacht mit einem schwarzen Ledergürtel oder Haarseil; auf dieses Oberkleid sind Herzen von rothem Tuch genäht, unten ist es mit einer Franze eingefaßt. Um den Hals trägt Pulcinella eine Leinwandkrause, auf dem Kopfe eine weiße wollene Mütze, deren lange Spitze in einem rothen Büschel endigt; 3 Viertel des Gesichts sind mit einer schwarzen Maske bedeckt; die Nase ist krumm und spitz, wie ein Vogelschnabel. Aber diese Maske figurirt nicht bloß auf dem Theater und spricht den bäuerischen Dialekt; man sieht sie in Neapel bei allen Volksfesten, vornehmlich beim Carneval.

Pulk, s. Kosacken.

Pulo-Penang (d. i. Insel), oder Prince of Wales Island, eine seit 40 J. von den Briten besetzte Insel in Hinterindien, westlich von der Halbinsel Malakka, ist gegenwärtig in Verbindung mit Sinkapur (s. d.) einer von den Hauptstützpunkten der britischen Weltmacht in militairischer wie in commercieller Hinsicht. Sie beherrscht den Eingang zur Straße nach Malakka, hat einen sichern und geräumigen Hafen, ein starkes Fort (Cornwallis) und beschützt den Zwischenhandel von China und Indien, sowie den Besitz der von dem Königreiche der Niederlande an England abgetretenen Halbinsel Malakka, deren Hauptst. Malakka jedoch durch diese Insel ihre frühere Wichtigkeit als Handelsort verloren hat. Die ostindische Compagnie kaufte Pulo-Penang von dem engl. Capitain Light, der sie als Mit-

gabe von seinem Schwiegervater, dem Könige von Jurda (Name der gegenüberliegenden Küste) erhalten hatte. Sie ist 8 □M. groß, hat 23,000 E., meistens schifffahrttreibende Malaien; die übrigen Bew. sind Briten, Niederländer und Portugiesen. Georgetown, der Sitz des Statthalters, welcher unter dem Oberstatthalter von Bengalen steht, zählt an 20,000 E. von fast allen Nationen, die an dem indischen Handel theilnehmen. Die Insel hat treffliches Schiffbauholz und vielen Pfeffer; außerdem die meisten Erzeugnisse des indischen Bodens und Alles, wodurch die Natur den Fortschritt einer Colonie begünstigt. 20.

Puls (von pulsus, der Schlag), ist die Bewegung der Arterie, die durch ihre abwechselnde Ausdehnung und Zusammenziehung entsteht und in der Empfindung als ein Anschlagen wahrgenommen wird. Diese Bewegung ist in dem Herzen, als dem Mittelpunkte des Arteriensystems, am stärksten und pflanzt sich von da durch die großen und kleinen Äste der Arterien bis in die kleinsten Verzweigungen in gleichem Zeitmaße und in verhältnißmäßiger Stärke fort, sodaß in jeder, auch der kleinsten Arterie zu derf. Zeit und in derf. Folge nach einander der Puls stattfindet. An denjenigen Arterien, welche hoch und zunächst unter der Haut liegen, kann man das Schlagen an der aufgelegten Fingerspitze fühlen, z. B. an der Speichenarterie (arteria radialis), welche an dem untern Theil der Speiche mehre Zoll lang an dem Knochen so frei liegt, daß man das Schlagen derselben über dem Handgelenke deutlich fühlen kann und daher auch gewöhnlich diese Stelle zur Untersuchung des Pulses wählt; man könnte ihn aber auch an jeder andern Arterie fühlen und sehen, wenn man sie von den umgebenden Theilen entblößte. Dieses abwechselnde Ausdehnen und Zusammenziehen des Herzens und der Schlagadern ist Äußerung ihrer eigenthümlichen inwohnenden Kraft, ihr specifisches Leben, und der Zweck dieser Bewegung, die jedoch weder allein von dem Herzen, noch von den Adern, noch von dem Strome des Blutes, sondern von diesen 3 Ursachen zusammen herrührt, ist, die Masse des neubelebten Blutes aus dem Herzen durch die unzählbaren Äste und Zweige der Gefäße in den ganzen Organismus überströmen zu lassen. Das Herz zieht sich zusammen, verengert dadurch seinen innern Raum und preßt folglich die Blutmasse, welche in ihm ist, in die nächste große Arterie. Diese erweitert sich und nimmt die zuströmende Blutwelle auf, dann zieht sie sich ebenfalls zusammen und treibt das empfangene Blut weiter. In wellenförmiger Bewegung setzt sich nun die abwechselnde Ausdehnung und Zusammenziehung der Schlagadern fort und befördert den wogenden Strom des Blutes, der sich in unzählige, immer kleiner werdende zertheilt. Ohne diese Beihülfe der Arterien würde der Strom des Blutes, der den mächtigen Antrieb vom Herzen aus zuerst erhalten hat, durch die stete Vertheilung aber immer schwächer wird, in den feinern Schlagadern stocken. Das Blut selbst ist auch ein mächtiger Reiz zu dieser Bewegung. Indem es in den Lungen sich mit Sauerstoff versehen, aus schwarzem in rothes Blut verwandelt hat, strömt es, von neuem auf die höhere Stufe des Lebens gehoben, in seinen vorher reizlosen Bestandtheilen mit neuem Lebensreize versehen, von dem Mittelpunkt aus. So zeigt also der einzelne Pulsschlag die Kraft der Arterie in der schnellkräftigen Ausdehnung und Zusammenziehung, und den Reichthum der Blutmasse an frischem Lebensstoffe. Weil aber von diesem die vorher indifferente (schlafende) Masse durch den Beitritt des Sauerstoffs erst zum Leben der organischen Faser und zur Zusammenziehung fähig gemacht und auf die höhere Stufe des organischen Lebens erhoben wird, welche wir Irritabilität nennen, und welche schon in dem Herzen und der Arterie selbst ihre Herrschaft und Verrichtung am kräftigsten ausübt, so ist der Puls auch eine äußere Offenbarung der Kraft der Irritabilität. Da ferner in dem Organismus das höhere Leben das niedere beherrscht, und daher alle Functionen, also auch die des Blutsystems, unter der Herrschaft des Nervensystems stehen, welche sie zu dem Einen Zwecke des Organismus

vereinigt und regelt, so offenbart sich demnach durch den Puls auch die Einwirkung des Nervensystems, der Grad von Lebensthätigkeit desselben. Da endlich auch die Function des Nervensystems selbst nur der Ausdruck der realen Darstellung des organischen Lebens ist, die wir Naturkraft nennen (s. Physiologie), so ist der Pulsschlag auch überhaupt eine einzelne Äußerung der Naturkraft oder Lebenskraft. So gibt uns der Puls ein Merkmal von der Beschaffenheit der Blutmasse, von dem Grade der Kraft des arteriellen Systems, von der Art der Einwirkung des Nervensystems, und dem Stande der organischen Naturkraft überhaupt, und so vielfältig die Blutmasse in ihrer Mischung, das Arteriensystem in dem Stande seiner Function, das Nervensystem in seiner Einwirkung, die Lebenskraft selbst in ihrer Energie abweichen kann, so vielfältige Abänderungen des Pulsschlages müssen auch dadurch bewirkt werden. Die hauptsächlichsten Rücksichten bei dem Pulse sind nun theils die Zahl der Schläge, welche in einer gewissen Zeit aufeinander folgen, und die Ordnung und das Zeitmaß, in welchem dies geschieht, theils die Art, wie jeder einzelne sich darstellt. In ersterer Rücksicht ist also die Zahl der Pulsschläge häufiger oder seltener; in stets gleichem Zeitmaße, ordentlich; oder in abweichenden Zeitmaßen, unordentlich; ungleich, in Rücksicht der Folge aufeinander, des Anschlags, der Stärke; aussetzend, sodaß nach einem Schlage oder mehren Schlägen einer fehlt ꝛc. In der zweiten Rücksicht ist der Puls in seinen einzelnen Schlägen stark oder schwach; die Ausdehnung der Ader schnell oder langsam; in Einem Schlage oder unterbrochen und in Absätzen; dem äußern Drucke widerstehend oder nachgebend (hart oder weich); mit viel oder wenig Blutmasse versehen; voll oder leer; in seiner Ausdehnung größern oder kleinern Raum einnehmend; groß oder klein. Der regelmäßige Stand aller dieser Bestimmungen ist aber ebenso verschieden als der Stand des Lebens in dem organischen Cyklus, den es durchläuft, nach den verschiedenen Lebensaltern; in der Spaltung des schaffenden und bildenden Charakters, nach den 2 verschiedenen Geschlechtern; in der realen Darstellung der Lebensidee; nach den verschiedenen Individuen, nach dem Temperament; endlich nach dem Kreise des Lebens im Sonnenlicht und in der Finsterniß, nach dem Wachen und Schlafe, und nach zufälligen Einwirkungen von Nahrung, Getränken, Gemüthsbeweguagen ꝛc. verschieden ist. Bei dem Kinde erreicht der Regelpuls die höchste Zahl; er schlägt in der Zeitabtheilung einer Minute 100 — 110 Mal, ist dabei gleichmäßig, schwach, schnell, mehr weich als hart, klein, nicht voll. Bei dem Jünglinge hat die Zahl schon etwas abgenommen, sie beträgt etwa 90, etwas drunter oder drüber. Dabei ist der Puls gleichmäßig, kräftig, etwas schnell und lebhaft, etwas stärker, doch noch mehr weich als hart, mäßig voll, mehr klein als groß. Bei dem Erwachsenen beträgt die Zahl 75, der Puls ist sehr gleichmäßig, kräftig, oder gemäßigt, zwischen weich und hart schwebend, ebenso im Mittel zwischen voll und leer, zwischen groß und klein. Im Greisenalter sinkt die Zahl der Schläge wohl auf 60. Der Puls ist zuweilen ungleichmäßig, stark, aber langsam, hart, mehr voll als leer, mehr groß als klein. Bei dem weiblichen Geschlecht ist der Puls, im Verhältnisse zu dem des männlichen Geschlechts, häufiger, schwächer, schneller, lebhafter, weicher, voller und kleiner. Bei dem sogen. sanguinischen Temperament ist der Puls häufiger, lebhafter, weicher und voller; bei dem cholerischen weniger häufig, gemäßigter, härter, stärker; bei dem phlegmatischen langsamer, schwächer, weicher, voller; bei dem melancholischen langsam, hart und stark. Frühmorgens ist der Puls sparsamer, langsamer, gemäßigter; Nachmittags und zum Abend hin wird er häufiger, schneller, lebhafter. Bei dem Genusse von Pflanzennahrung ist er gemäßigter, langsamer, schwächer, voller, weicher; bei Fleischnahrung, nach dem Genusse von Gewürzen, geistigen Getränken wird er häufiger, lebhafter, härter. In reiner, heller Luft wird er häufig, lebhaft, schnell, in feuchter, unreiner Luft matt, langsam, weniger häufig. Von plötzlichen Gemüthserschütte-

rungen und heftigen Leidenschaften wird er beschleunigt, lebhafter, unordentlich; von Freude häufig, lebhaft, kräftig; von anhaltendem Kummer wird er schwach, langsam, weich, klein. Hieraus leuchtet hervor, daß der Puls zwar ein höchst wichtiges Zeichen des innern Zustandes des Organismus sein kann, aber auch, welche sorgfältige und genaue Beobachtung, Rücksicht auf alle Verhältnisse und Übung in der Untersuchung und Beurtheilung der feinen Unterscheidungen nothwendig sind, wenn er für den Arzt es werden soll. Wenn z. B. die Art des Pulses, welche bei dem Kinde Regel ist, bei einem Erwachsenen stattfände, so würde dieser in bedeutendem Zustande von Krankheit sich befinden, und wenn ein Mensch den Puls des Morgens hätte, der am Abend sein Regelpuls sein kann, so würde er ebenfalls krank sein ꝛc. Jede Abweichung von dem Regelpuls eines Menschen deutet folglich auf einen krankhaften Zustand. Bei Schwäche des Organismus überhaupt, besonders des irritabeln Systems, bei abweichender Beschaffenheit der Blutmasse, Mangel an gut assimilirtem Nahrungsstoffe und gehöriger Belebung durch Annahme des Orygens, ist der Puls weniger häufig, schwach, langsam, weich, doch kann er dabei voll, zuweilen auch groß sein. Ist das Geschäft der Irritabilität durch irgend eine Einwirkung in seiner Regel so zerrüttet, daß es sich der Herrschaft des Nervensystems entzieht, so entsteht der Zustand, den wir, wenn er allgemein ist, Fieber, wenn er örtlich ist, Entzündung nennen, und der Puls ist dann häufiger, als die Regel erfodert. Ist dabei die Kraft der Irritabilität selbst erhöht oder doch ungeschwächt, so ist der Puls zugleich hart; oft auch stark, schnell, voll und groß, in Entzündungen jedoch öfter auch hart, schnell und klein; ist aber die Irritabilität im Sinken, so ist bei dem fieberhaften Zustande der Puls zwar häufig, zuweilen noch voll, zugleich aber weich, oft auch schwach und klein. Diese Beschaffenheit des Pulses nimmt zu, je mehr die Irritabilität herabsinkt, sodaß er, wenn sie dem Erlöschen nahe kommt, nur noch als schwaches Zittern der Arterie bemerkbar ist. Ist die Einwirkung des Nervensystems unregelmäßig oder über die Regel verstärkt, z. B. bei ungleicher Vertheilung der Naturkraft, geringer Irritabilität und gesteigerter Sensibilität, bei empfindlichem, reizbarem Nervensystem, so entsteht oft ein häufiger, ein ungleicher, unordentlicher, aussetzender Puls, wie bei Krämpfen, bei krankhaftem Reiz im Unterleibe, z. B. von Würmern, bei Hypochondristen und Hysterischen. Bei mechanischen Hindernissen des Kreislaufs, z. B. Wassersucht des Herzbeutels, Polypen im Herzen oder in den großen Arterien ꝛc., entsteht ein ungleicher, aussetzender Puls. Da der Puls ein so wichtiges Zeichen ist, den innern Zustand des Organismus zu erkennen, so war es natürlich, daß die Ärzte jedes Zeitalters sich bemühten, durch genaue Beobachtung desselben seine Bedeutung in Rücksicht des innern Zustandes zu erforschen. Zwar ist es zweifelhaft, ob Hippokrates schon Kenntniß von dem Pulse gehabt habe. Doch wurden bald nach ihm die Ärzte, besonders aus der alexandrinischen Schule, auf die wahre Bedeutung desselben aufmerksamer. Obgleich ihre Erklärungen desselben, wegen mangelhafter Kenntnisse der Anatomie und Physiologie, noch verschieden und schwankend waren, so vermehrten sie doch die Hülfsmittel zur Unterscheidung der einzelnen Krankheiten durch sorgfältige Beobachtung des Pulses in denselben schon bedeutend. Archigenes aus Apamea z. B. nahm schon den Pulsschlag als natürliche Erweiterung des Herzens und der Schlagadern an. Aretäus aus Kappadocien erklärte ihn (wie schon vor ihm Athenäus aus Cilicien) als eine Bewegung, die durch eine natürliche und dem Willen nicht unterworfene Ausdehnung der dem Herzen und den Schlagadern eigenthümlichen Wärme, die den Grund der Bewegung des Herzens und der Schlagadern enthält, hervorgebracht wird. Er beschrieb die vielen, einzelnen Krankheiten eigenthümlichen Pulsarten. Galen hat verschiedene Schriften über den Puls geschrieben. Von Galen an machte die Lehre des Pulses wenig oder gar keine Fortschritte; Galen war, wie in der Medicin überhaupt, so auch hier der Führer der

Ärzte mehre Jahrh. hindurch. Durch Harvey, der zuerst den Umlauf des Blutes unumstößlich erwies, durch Haller, der die Reizbarkeit der Muskelfaser durch Versuche darthat, bekam die Lehre von dem Pulse neues Leben, Bestimmtheit und tiefere Bedeutung, und nach diesen haben mehre Physiologen und Ärzte die physiologische und semiotische Bedeutung des Pulses genauer und sicherer erörtert. Das Pulsfühlen macht in der chinesischen Medicin den wichtigsten Theil aus und wird in derselben bis zum Unsinn subtilisirt. H.

Pulsadern (arteriae), s. Adern, Blut und Puls.

Pulsadergeschwulst, s. Anevrisma.

Pultawa, befestigte Stadt in Rußland, am Flusse Worskla, ehemals in der Statthalterschaft Ekaterinoslaw. 1797 wurde sie mit ihrem Kreise zum Gouvernement Kleinrußland geschlagen, 1802 aber ein eignes Gouvernement Pultawa (850 □M., 1,877,500 Einw.) gebildet, worin sie die Hauptstadt ist. Sie zählt 10,000 Einw. Hier schlug am 27. Jun. 1709 Peter d. Gr. Karl XII. (Vgl. d.) Zu ihrem Andenken steht auf einem Platze vor der Kirche zur Auferstehung Christi eine Säule und auf dem Schlachtfelde ein Obelisk.

Pulver. 1) Jedes staubförmige Material. 2) Schießpulver (s. d.).

Pulververschwörung. Als König Jakob I. von England, welcher nach dem Tode der protestantisch gesinnten Elisabeth (1603) den Thron bestiegen hatte, zweideutigere religiöse Gesinnungen äußerte als seine Vorgängerin, wiewol er sich zur protestantischen Religion bekannte, hatten die Katholiken große Hoffnungen auf ihn gesetzt. Diese gingen jedoch nicht in Erfüllung. Einige Katholiken, von religiöser Wuth entflammt und von den Jesuiten unterstützt, entwarfen daher den gräßlichsten aller Mordplane. Sie wollten den König, der den 5. Nov. 1605 in der Parlamentsversammlung erscheinen sollte, nebst sämmtlichen Mitgliedern des Hauses der Lords und der Gemeinen durch eine Pulvermasse in die Luft sprengen, dann dessen Tochter Elisabeth gefangen nehmen und zur Königin ausrufen, alle Katholiken unter ihre Fahnen bringen und die kathol. Religion zur herrschenden erheben. Die Verschworenen waren nicht zahlreich. Einer derselben, Thomas Percy, miethete ein Gewölbe unter dem Palaste des Parlaments und noch ein Gebäude neben an, füllte das Gewölbe mit Pulver und grub nebst seinen Mitverschworenen von dem Gebäude aus eine Mine. Schon war Alles zur Ausführung bereit, als Mounteagle (Freund eines Verschworenen) kurz vor dem bestimmten Tage ein namenloses Billet erhielt, worin er in undeutlichen Ausdrücken gewarnt wurde, nicht ins Parlament zu gehen, weil daselbst „ein schrecklicher Schlag von unsichtbarer Hand erfolgen werde". Er zeigte das Billet dem Staatssecretair, Grafen von Salisbury, dieser dem Könige, welcher sogleich das Dasein einer Pulvermine vermuthete und die Parlamentsgewölbe noch in der Nacht vor dem 5. Nov. unter dem Vorwande eines Diebstahls durchsuchen ließ. Dies führte zur Entdeckung. Man traf daselbst Fawkes, Percy's Bedienten an, der das Pulver anzünden und sich selbst mit in die Luft sprengen wollte, brachte ihn zur Anzeige der Mitverschworenen, ließ sie einziehen, und wenn sie sich bewaffnet widersetzten, niederschießen. Die meisten derselben wurden zugleich mit dem Provinzialpater der Jesuiten, Heinrich Garnet, hingerichtet, und die sehr verdächtigen Jesuiten einige Zeit nachher aus dem Reiche verwiesen. Jakob bewies sich hierbei gemäßigt und schonend, erklärte die übrigen Katholiken, der Wahrheit gemäß, für unschuldig, führte aber doch, weil sie der Staatsruhe gefährlich werden konnten, den Eid der Treue (Oath of allegiance) ein, vermöge dessen Jeder, der ein geistliches, und seit 1610 auch ein weltliches Amt erhalten wollte, der geistlichen Oberherrschaft des Papstes entsagen mußte, wodurch alle Katholiken von der Anwartschaft zu Ämtern ausgeschlossen wurden.

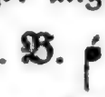
Pumpe, jede Maschine, wodurch eine Flüssigkeit in einer Röhre mittelst

des Auf- und Niederstoßens eines darin fest anschließenden Körpers in die Höhe gebracht wird. Es gibt Luftpumpen (s. d.) und Wasserpumpen. Die Einrichtung der letztern, wie man sie über Brunnen anbringt, um das Wasser auf eine bequeme Art heraufzuheben, ist eben so einfach als sinnreich. Eine einfache Röhre, welche senkrecht im Wasser steht, ist das Hauptstück der Pumpe. Sie ist bei den gemeinen Pumpen aus 2 Stücken zusammengesetzt, von welchen das untere noch über dem Wasser hervorragt, spitzig zuläuft und mit seiner Spitze in die Höhlung des obern Stücks paßt. Die Höhlung des untern verschließt da, wo es in das obere Stück eingefügt ist, ein nach oben sich öffnendes Ventil oder eine Klappe von starkem Leder. Im Innern des obern Theils der Röhre befindet sich der Stempel oder Kolben, gemeiniglich Eimer genannt. Er ist durchbohrt, unten mit einer sich ebenfalls nach oben öffnenden ledernen Klappe (Ventil) versehen und oben an der Zugstange befestigt. Wenn nun der Kolben in die Höhe gezogen wird, so entsteht zwischen ihm und dem Ventil des untern Stücks der Röhre ein luftleerer Raum, nach welchem sich das Wasser von unten in die Höhe drängt, weil die äußere Luft auf das Wasser im Brunnen drückt. Beim Hinaufdrängen in den luftleeren Raum stößt das Wasser die nach oben sich öffnende Klappe auf, um durchzukommen; diese wird aber wieder verschlossen, sobald der Kolben zurück- oder niedergestoßen wird. Das eingedrungene Wasser kann also nicht wieder zurück, indem es das Ventil durch seine eigne Schwere niederdrückt. Durch den Druck des Kolbens, der einem Eimer gleicht, dessen Boden sich von unten nach oben öffnet, wird die Luft in einen engern Raum gepreßt; sie wirkt auf das in der Röhre befindliche Wasser; dieses hebt das Ventil des Kolbens auf, dringt durch und strömt bei fortgesetzter Bewegung des Kolbens so lange in den über ihm befindlichen Theil der Röhre, bis es irgendwo einen Ausgang findet. Übrigens gibt es Saugpumpen, Druckpumpen und solche, die beide Wirkungen, das Saugen und Drucken, in sich vereinigen. Bei der Druckpumpe ist der Kolben unterhalb des Wasserstandes angebracht, bei der Saugpumpe aber oberhalb desselben, und zwar auf einer Höhe, die nicht über 32 Fuß steigen, ja noch unter diesem Maße bleiben muß, weil durch den Druck der Luft das Wasser nicht höher gehoben wird. (S. Atmosphäre.) In den vereinigten Saug- und Druckwerken steigt zwar das Wasser wie in der Saugpumpe; aber der Kolben ist hier voll, und wenn das Wasser bis an seine Basis gelangt ist, so treibt er dasselbe beim Herabsteigen wieder zurück und zwingt es, in eine Seitenröhre zu treten. S. die Theorie der Pumpen im 5. Thle. von Karsten's „Lehrbegriff der gesammten Mathematik" (Greifswalde 1770, m. Kpfrn.).

Pumpernickel, ein in Westfalen, besonders im Münsterschen und Osnabrückschen, aus Roggenschrot gebackenes, grobes, schwarzes Brot, wovon ein einziges oft gegen 60 Pfund wiegt. Die Sage, daß es seinen Namen der Spottrede eines Franzosen verdanke, welcher gesagt haben soll: solch Brot sei bon pour Nickel (worunter er sein Pferd verstand), scheint die Erfindung eines lustigen Kopfs zu sein.

Punier, eigentlich Phönizier, und punisch, phönizisch, dann aber auch für Carthaginenser und carthaginensisch, weil Carthago eine phönizische Colonie war. Über die punischen Kriege s. Carthago, Rom und Hannibal. Die punische Treue (fides punica) war im Alterthume übel berüchtigt und sprichwörtlich.

Punkt, in der Geometrie, nach Euklides's Erklärung, eine Größe, die keine Theile hat oder untheilbar ist. Ein Punkt, welcher fortbewegt wird, beschreibt eine Linie. (S. Interpunktion.) In der musikalischen Notenschrift ist der Punkt ein Zeichen, welches die Zeitgeltung des Tons vermehrt; daher der Ausdruck punktirte Noten, bepunkten. Ein Punkt über der Note bedeutet, daß dieselbe leicht abgestoßen werden soll; dies pflegt man auch durch den ital. Ausdruck staccato

zu bezeichnen. Indessen gibt es auch ein scharfes Abstoßen, wodurch die Töne noch mehr von einander getrennt und kürzer angegeben werden; dieses scharfe Abstoßen bezeichnet man durch kurze Striche z. B.  . Das Abstoßen steht dem Schleifen (legato), welches durch einen Bogen über den Noten angedeutet wird, entgegen. Zuweilen trifft es sich aber auch, daß unter diesem Bogen, der das Schleifen der Noten andeutet, und über den Noten selbst sich noch Abstoßungspunkte obenein befinden. In diesem Falle ist der Vortrag der Passage halb schleifend, halb abstoßend, d. h. bei den Bogeninstrumenten wird der Bogen zwar bei jeder Note von der Seite aufgehoben, fährt aber in derselben Richtung fort. 2) Der Punkt neben der Note bedeutet eine Vergrößerung derselben in Hinsicht ihrer Dauer. Steht z. B. der Punkt hinter einer Viertelnote, so wird dieselbe zu einer Anderthalbviertel- oder Dreiachtelnote u. s. w. Stehen 2 Punkte hinter einer Note, so gilt die zweite wiederum die Hälfte von dem ersten, sodaß z. B. eine Viertelnote mit 2 dahinter gesetzten Punkten den Werth von sieben Sechzehntheilen erhält.

Punktation heißt jede Schrift, worin die Hauptpunkte eines zu schließenden Vertrags enthalten sind, und aus welcher erst, sobald sie gegenseitig angenommen worden, auf Vollziehung geklagt werden kann, Entwurf zu einem Vertrage.

Punktirte Manier, s. Kupferstecherkunst.

Punt (Johann), geb. zu Amsterdam 1711, Kupferstecher, Maler und einer der berühmtesten Schauspieler Hollands. Nachdem er sich 1733 mit Anna Maria Bruin, der damaligen holländ. Melpomene, verheirathet hatte, betrat er das Theater von Amsterdam. Schon in seiner ersten Rolle als Rhadamist zeigte er seine Meisterschaft in heroischen kräftigen Rollen. Nachdem er 1744 Witwer geworden, zog er sich von der Bühne zurück und nahm den Grabstichel wieder. Er stach die von Rubens für die 4 großen Galerien der Jesuiterkirche zu Antwerpen gemalten 35 Deckenstücke. Jakob de Witt hatte sie 6 Jahre früher, als dieses prächtige Gebäude ein Raub der Flammen wurde, gezeichnet. P.'s Haus war damals der Sammelplatz aller Männer von Geschmack und aller Freunde der Künste. In dieser Gesellschaft unterhielt er sich gern über dramatische Dichtkunst und Declamation und bildete durch Nachdenken seine natürlichen Anlagen für die letztere aus. Nachdem er sich 1748 mit der Tochter eines Gemäldehändlers, Chicot, wieder verheirathet hatte, gab er dem allgemeinen Wunsche nach und betrat 1753 das Theater mit dem ungemeinsten Beifalle wieder. 1755 erhielt er den einträglichen Posten eines Kastellans des Schauspielhauses, welcher ungefähr mit dem Posten eines Directors gleichbedeutend war. Um diese Zeit vertauschte er den Grabstichel mit dem Pinsel, dem er einen Theil seiner Wohlhabenheit verdankte. Er malte Portraits, Landschaften und selbst historische Bilder. 1771 wurde er zum zweiten Male Witwer. Dem Wunsche seiner sterbenden Gattin gemäß verheirathete er sich im folgenden Jahre mit der berühmten tragischen Schauspielerin Kath. Elisab. Fokke, und sah kurze Zeit darauf seine ganze Ruhe durch den Brand des amsterdamer Schauspielhauses vernichtet. Nur mit Mühe gelang es ihm, sein und seiner Gattin Leben zu retten. Sein Sterbejahr ist uns nicht bekannt.

Pupille, 1) Augapfel, s. Auge; 2) der Pupill, die Pupille, soviel als Mündel, der einem Vormund untergeordnete Unmündige. (S. Minorennität.)

Pupille, künstliche (pupilla artificialis). Man versteht darunter eine durch Instrumente gemachte Öffnung in die Regenbogenhaut des Auges, um dadurch dem Lichte Zugang zu der in der Tiefe des Augapfels liegenden Nerven- oder Netzhaut zu verschaffen, in Fällen, wo die natürliche Pupille fehlt oder durch unheilbare Flecke auf der Hornhaut des Auges verdeckt und letzteres dadurch erblindet ist. — Der engl. Arzt Cheselden war der Erste, welcher eine künstliche Pupille zu

fertigen versuchte, indem er 1723 in die Iris eines 14jährigen Knabens einen einfachen Schnitt mit einem Messerchen machte und demselben dadurch das verlorene Gesicht zurückgab. Man hat seine sehr unvollkommene Methode, künstliche Pupillen zu bilden, im vorigen und besonders in diesem Jahrh. vielfach wiederholt, aber der Erfolg derselben war entweder gleich Null, oder doch so unvollkommen, daß sich die Ärzte fast nie befriedigt fanden, weil der einfache Schnitt in die Regenbogenhaut in den meisten Fällen bald wieder verheilte und dadurch also eine neue Sehöffnung in jener Haut gar nicht zu Stande gebracht wurde. Deshalb bemühten sich mehre Wundärzte eifrig, sichere Methoden aufzufinden: ein Bemühen, von dem man behaupten kann, daß es in hohem Grade gelungen sei. Zuerst erfand der berühmte Augenarzt Wenzel gegen Ende d. vor. Jahrh. eine Methode, welche bis heute mit Glück ausgeübt wird; er machte nämlich nicht wie Cheselden einen bloßen Einschnitt in die Regenbogenhaut, sondern schnitt aus derselben ein kleines Stück aus, sodaß ein Verwachsen dieser bedeutendern Öffnung schon weit seltener möglich war. Endlich erfand zu Anfange dieses Jahrh. der berühmte Adam Schmidt in Wien und gleichzeitig mit ihm der nicht minder geschätzte Scarpa in Pavia eine neue Operationsmethode, nach welcher die künstliche Pupille dadurch gebildet wurde, daß ein zweckmäßig hinreichender Theil der Regenbogenhaut von dem sogen. Ciliarbande (mit welchem die erstere an ihrer großen Peripherie verbunden ist) losgezogen wird, wodurch denn die neue Pupille immer an der großen Peripherie der Regenbogenhaut, nicht aber wie die natürliche Pupille in oder nach der Mitte derselben zu liegen kommt. Von diesen 3 Hauptmethoden gibt es übrigens eine große Anzahl mehr oder minder verbesserter Nebenmethoden, sodaß es kaum einen berühmten Augenarzt geben wird, welcher nicht dieser oder jener Hauptmethode eine eigne Abänderung gegeben oder 2 derselben in eine verbunden hätte. In Benedict's „Handb. der prakt. Augenheilkunde" (Bd. 3) findet man eine Beurtheilung der verschied. Arten der künstl. Pupillenbildung. 17.

Puppe, s. Insekten.

Purgatorium, 1) Reinigungseid (purgatio spiritualis oder canonica), s. Eid; 2) in der Lehre der römisch-kathol. Kirche das Fegefeuer (s. d.).

Purismus, das (übermäßige) Streben, seine Muttersprache von fremden Worten zu reinigen. (S. Sprachreinigung.)

Puritaner, s. Anglikanische Kirche.

Purpur. Die Farbe, welche die Alten Purpur nannten, war theils schwärzlich, theils violet und rosenroth. Sie gehörte zu dem Schönsten und Kostbarsten, was sie kannten. Wir wissen, daß die Alten ihren Purpur theils aus verschiedenen Farbekräutern verfertigten, theils aus mehren Schalthieren zogen, sowol aus dem buccinum (einer an Felsen und Klippen gefundenen Muschelart) als aus der purpura, der eigentlichen Purpurschnecke. In neuern Zeiten hat man in mehren Conchylien, zumal aus der Familie der Schnecken, einen purpurähnlichen Saft entdeckt. Er ist zähe und in einem besondern Beutelchen enthalten, welches bei den meisten zwischen dem Herzen und der Leber liegt. Die Farbe dieses Saftes ist sehr verschieden; bei einigen nämlich wirklich purpurroth, bei andern blaßgelb oder pomeranzenfarbig. Réaumur fand, daß der anfangs gelbliche Saft der Trompetenschnecke, auf Leinwand getragen, in wenigen Secunden alle Schattirungen von gelb, grün und himmelblau durchlief und zuletzt purpurroth ward. Der Saft der Kräuselschnecke, die u. d. N. des blauen Kräusels in Peru von den Spaniern zum Färben gebraucht wird, bietet ähnliche Erscheinungen dar. Wenn man ihn aus der Schnecke nimmt, sieht er gelblichweiß aus; taucht man ein Stück Zeuch darein und setzt es der Einwirkung der Luft und Sonne aus, so ändert sich jene Farbe stufenweis und geht endlich in ein Roth über, welches zwar unvertilgbar, aber doch nicht rein ist, wie das Roth der Cochenille, welche nebst dem Kermes bei uns die Stelle des Pur-

purs vertritt. Als Erfinder der Purpurfarbe nennen die Alten einstimmig die Phönizier. Die Sage von dem Schäferhunde, der die Schnauze von dem Safte zerbissener Purpurschnecken sich roth färbte und dadurch Veranlassung zur nähern Untersuchung dieser Thiere ward, ist bekannt. Da die Purpurschnecke nicht bloß an der phönizischen Küste, sondern im ganzen Mittelmeere gefunden wurde, so waren auch die Purpurfärbereien nicht den Phöniziern ausschließend eigen. Aber in der Schönheit, Güte und Haltbarkeit der Farbe fand ein Unterschied statt. In Tyrus war der hochrothe und violete Purpur ganz vorzüglich. Man färbte damit vornehmlich Wolle, gewöhnlich 2 Mal, und gab den Purpurgewändern durch Kunst noch einen besondern Glanz.

Puschkin (Alexander, Graf), ein genialer russischer Dichter, geb. 1799. Als Zögling des Lyceums zu Zarskoje-Seló, dichtete er, 13 J. alt, sein erstes bemerkenswerthes Gedicht: „Erinnerungen an Zarskoje-Seló", das man aber zu sehr bewunderte, denn der Knabe strebte jetzt nur dem Dichterkranze nach und vernachlässigte die ernstern Studien. In der Folge beschäftigte er sich mit Geschichte und classischer Literatur. Eine von ihm mit zu kühner Begeisterung gedichtete Ode an die Freiheit veranlaßte seine Entfernung aus Petersburg. Er erhielt jedoch eine Anstellung in einem Gouvernement des südlichen Rußlands, wo die neuen Umgebungen, Natur und Menschen, Vorzeit und Gegenwart, auf seine Phantasie bildend einwirkten. Kaiser Nicolaus rief ihn zurück. Außer einer Menge kleinerer Sachen hat er 3 bedeutendere Gedichte hervorgebracht, die als eine Zierde des russischen Parnasses gelten. Das erste: „Rußlan und Ljudmila", stellt in 6 Ges. die alte Heldenzeit Rußlands in Kiew dar. Der heldenmüthige Wladimir, die Ritter seiner Tafelrunde, die üppigen Bojaren und die Sänger der Zeit treten handelnd auf. Rußlan ist der Held des Gedichts. Seine Gemahlin Ljudmilla wird aus der Gewalt eines Zauberers befreit. Auf dieses gut angelegte und meisterhaft ausgeführte Gedicht folgte ein kleineres: „Der Berggefangene, Kaw Koskoi Glennik", das die wilde Lebensweise der kaukasischen Räuberstämme schildert und durch malerische Schönheiten anzieht. (Es ist von Wulfert ins Deutsche übers., Petersb. 1823.) Sein Gedicht: „Die Quelle von Baktschissarai, oder der Thränenbrunnen" (Moskau 1824, von ungefähr 600 Versen, wofür der Buchhändler Ponamareff 3000 Rubel Honorar bezahlt hat), übertrifft die frühern. Der krimische Khan Ghiraj weiht in einem einsamen Theile seines Gartens eine Quelle, die noch jetzt die Thränenquelle heißt, dem Andenken einer polnischen Prinzessin, die er auf einem seiner Kriegszüge geraubt und in seinen Harem gethan hatte. Der Plan des Gedichts ist einfach. Die schöne Maria macht einen tiefen Eindruck auf das Herz des Barbaren. Der Khan verläßt seine vorige Geliebte, eine leidenschaftliche Georgierin; die Christin widersteht allen Anträgen und Drohungen Ghirajs; dessenungeachtet ermordet Zarema aus Eifersucht die schuldlose Maria. Eine kleine Dichtung von ihm: „Eugen Onegin", schildert das frivole Leben eines jungen Mannes in Petersburg. Auch arbeitete P. an einem Trauerspiele „Ghodunoff", dessen Forts. „Der falsche Demetrius" sein wird.

Pústrich, ein sorbisch-wendischer Götze, dessen metallenes Bild in Sondershausen verwahrt wird. Der Name Pústrich (Peustrich), Bustard, was mit dem wendischen Büsten, Zorngott, der mit Donner und Blitz strafte, zusammentrifft), weist auf den Gebrauch hin, wozu das Idol ursprünglich verwandt worden sein soll. Füllte man nämlich den hohlen Bauch dieses Götzen zum Theil mit Wasser, verstopfte die Löcher am Kopf und Munde und setzte ihn über Feuer, so entströmte dem mißgestalteten Bilde, entpustend, heißer Dampf mit lautem Gebrause. Der Götze gleicht einem dicken bausbäckigen Jungen, das Haar perückenartig nach altsorbischer Art; er kniet mit dem rechten Fuß, die linke Hand auf das linke Knie gestützt, die rechte auf den Kopf gelegt. Seine Höhe beträgt 14 Zoll

leipz. Maß, und etwa 9 Maß Wasser gehen in seinen Bauch. Klaproth fand in der Metallmasse 916 Theile Kupfer, 75 Theile Zinn und 9 Theile Blei. Ein Herr v. Tütcherode fand ihn in einem vermauerten Winkel der Rothenburg, 1552 kam er nach Sondershausen; wo er früher, zur Zeit seiner Verehrung, aufgestellt war, ist unbekannt. S. auch Hesse's „Gesch. des Schlosses Rothenburg" (Naumburg 1823). Der Verf. hält ihn für ein physikalisches Kunstwerk aus dem 15. oder 16. Jahrh. Die Versuche, ihn zum Feuerspeien zu bringen, wollten nicht gelingen. Eine Nachricht und eine Abbildung der Idole geben die „Curiositäten" (2. Bd., 3. St.). S. Bertram's „Nachricht vom Püstrich" (Sondershausen 1811).

Putbus. Die Fürsten, Grafen und Majoratsherren zu Putbus stammen von des rügischen Fürsten Stoislaw's I. Enkel, Borante, ab, welcher 1249 als Apanage das Schloß Putbus nebst 15 Dörfern, die Halbinsel Jasmund und andre ansehnliche Ländereien erhielt. Gustav IV. Adolf, König von Schweden, erhob den 25. Mai 1807 den Grafen Malte von Putbus und dessen männliche Nachkommen, nach dem Rechte der Erstgeburt, in den schwed. Fürstenstand, und Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, bestätigte 1817 nicht nur, da Schwedisch-pommern 1815 an Preußen gekommen war, diese Würde, sondern ertheilte auch dem Fürsten von Putbus den Titel Durchlaucht. Der Fürst Malte (geb. 1783) ist Mitglied des k. preuß. Staatsraths, k. preuß. Generalmajor, Generalgouverneur in Neuvorpommern und Rügen, Kanzler der Universität Greifswalde.

Pütter (Johann Stephan). Das Leben dieses großen Staatsrechtslehrers ist nicht reich an wechselvollen Ereignissen, aber es zeigt uns einen Mann, der durch stille, doch kräftige Thätigkeit der Lehrer von Tausenden wurde und in ungestörter Ruhe das höchste Glück eines gelehrten Stilllebens genoß. P. wurde 1725 zu Iserlohn in der westfäl. Grafschaft Mark geb., wo sein Vater einen ansehnlichen Handel trieb. Von 8 Geschwistern war er der jüngste. Als sein Vater 1731 starb, übernahm der älteste Bruder, welcher 1763 als Hoffiscal in seiner Vaterstadt starb, die Erziehung der jüngern Geschwister. P. wurde in den alten Sprachen gut unterrichtet und kam dann zu einem Prediger in Hohenlimburg unweit Iserlohn in Pension. Noch in seinem Alter erinnerte sich P. mit Begeisterung der Zeit, welche er in dem Hause dieses würdigen Mannes verlebte. Der gründliche und anziehende Unterricht trug zur schnellen Entwickelung der geistigen Kräfte des Knaben bei; daher machte er im Griech. und Latein. schnelle Fortschritte, trieb das Hebräische mit Eifer und las als 11jähr. Knabe den größten Theil des alten Testaments durch, ja er lernte selbst Chaldäisch. Übrigens unterwies man ihn in der Geschichte, Geographie und den röm. Alterthümern. P. reifte so schnell, daß er im 13. J. die Universität beziehen konnte. 1738 ging er nach Marburg und hörte vornehmlich reine Mathematik und Metaphysik bei Christian Wolf, und bezog 1739 die Universität Halle, wo er die Vorlesungen über Dogmatik bei Siegm. Jak. Baumgarten, über Moral bei Alex. Gottl. Baumgarten, über Pandekten und Institutionen bei Heineccius, Lehnrecht bei Just. Böhmer und Staatsrecht bei Ludwig hörte. Letzterer befriedigte ihn nicht; daher ging er 1741 nach Jena, um den berühmten Estor zu hören, durch dessen Vortrag er sich ganz befriedigt fühlte. Er wohnte in Estor's Hause, ward ein vertrauter Freund seines Lehrers, konnte dessen reiche Büchersammlung benutzen und erhielt von ihm Acten, durch welche er sich eine genaue Kenntniß des deutschen Proceßganges erwarb. Nicht weniger Nutzen zog er aus dem Practicum, welches Estor über den Reichsproceß las, und der Beifall, der seinen praktischen Arbeiten ertheilt wurde, munterte ihn täglich mehr auf. So wurde P. durch Estor auf die Bahn geführt, die er späterhin mit großem Ruhme betrat. Gefesselt an seinen Lehrer folgte er ihm 1742 nach Marburg. Hier wiederholte er mit einigen Studenten die Vorlesungen Estor's

über die Pandekten. 1743—45 gab er dem in Marburg studirenden Burggrafen zu Kirchberg Unterricht in der Jurisprudenz, und wurde durch eine Reise nach Wetzlar, welche ihm Estor auftrug, mit dem Reichskammergerichte näher bekannt. 1744 erwarb er sich das Recht, Vorlesungen zu halten, zugleich mit der Licentiatwürde, und fing nun an, die deutsche Reichsgeschichte mit vielem Beifall vorzutragen. Als der Burggraf von Kirchberg nach Wetzlar abging und ihn zu wöchentlichen Besuchen einlud, machte er daselbst die Bekanntschaft vieler beim Reichskammergerichte angestellten Personen und führte auch einige Rechtssachen vor diesem hohen Tribunale mit Glück. Zugleich machte er sich durch einige Druckschriften, welche Estor mit Vorreden begleitete, bekannt. Jene Processe erwarben ihm die Aufmerksamkeit des Kammergerichtsassessors v. Schwarzenfels, der ihn seinem Oheim, dem berühmten Münchhausen, Minister und Stifter der Universität Göttingen, zu Vorlesungen über den Reichsproceß vorschlug. P. reiste daher 1746 nach Hanover und wurde von Münchhausen für Göttingen gewonnen. Um jedoch den Rechtsgang bei den höchsten Gerichten in Deutschland ganz kennen zu lernen, reiste er auf königl. Kosten nach Wetzlar, Regensburg und Wien, und ging erst im Herbste 1747 als außerordentl. Lehrer der Rechte nach Göttingen. Hier las er anfangs vor 3 Zuhörern über den Reichsproceß; doch mit jedem Jahre vermehrte sich die Zahl. P.'s Thätigkeit war nun zwischen akademischen Vorträgen und schriftstellerischen Arbeiten getheilt. Von 1752 an las er regelmäßig Staatsrecht, Reichsgeschichte und Reichsproceß, und hielt ein sehr besuchtes Practicum. Aus Dankbarkeit gegen seinen Freund und Gönner Münchhausen und aus Liebe zur Georgia Augusta lehnte er mehre Anträge zu andern Ehrenstellen ab. 1755 rückte er in die Facultät ein und wurde 1757 an die Stelle des verst. Schmauß zum Professor juris publici mit dem Hofrathstitel ernannt. 1762 fg. brachte er mit königl. Erlaubniß in Gotha zu, um den Erbprinzen von S.-Gotha im Staatsrechte und in der Reichsgeschichte zu unterrichten. 1764 ward er der kurbraunschw. Wahlgesandtschaft in Frankfurt bei Gelegenheit der Ernennung Josephs II. zum röm. Könige als Rath beigegeben. Überhaupt stand er selbst mit fürstl. Personen in genauer Verbindung und wurde wegen seiner Kenntniß des Reichskammergerichts oft um Rath gefragt. Er fühlte sich in seinen häuslichen und Amtsverhältnissen so glücklich, daß ihm fast nichts zu wünschen übrig blieb. Daher konnte er auch nicht bewogen werden, Göttingen zu verlassen, ungeachtet er 1763 zum geh. Archivar in Dresden mit 2000 Thlrn. Gehalt, 1766 zum Reichshofrathe, und 1769 zum Kanzler der Universität Gießen berufen wurde. Zur Belohnung seiner Anhänglichkeit an Göttingen legte ihm Münchhausen den geh. Justizrathtitel bei. In ununterbrochener Thätigkeit brachte er, von seinen zahlreichen Schülern geachtet und von den ersten Staatsmännern seiner Zeit hochgeschätzt, die übrigen Jahre seines Lebens hin. Er erheiterte dieselben durch kleine Reisen und lehrte mit Beifall bis in sein höchstes Alter. 1796 feierte er sein Amtsjubiläum und starb den 12. Aug. 1807. Seine „Historische Entwickelung der Verfassung der deutschen Staaten", in 3 Thln., hat noch jetzt Werth, denn er schöpfte aus guten Quellen und gründete sein Urtheil auf eine umfassende Kenntniß des Rechts. Doch hat P.'s Verdienst als Schriftsteller seine einwirkende Kraft zugleich mit dem Untergange des heil. röm. Reichs verloren. Aber immer wird er wegen seiner Religiosität, seiner Bescheidenheit und seiner außerordentlichen Thätigkeit als akademischer Lehrer mit Achtung genannt werden.

Puzzolane heißt jede der Einwirkung des Feuers unterworfen gewesene Mineralsubstanz, welche mit Kalk u. Sand einen vorzüglich harten Wassermörtel bildet. Man unterscheidet natürliche und künstliche Puzzolanen. Zu jenen gehören die vulkanischen, eigentlich sogen. Puzzolanen, von Puteoli, jetzt Puzzuolo (Stadt am Golf von Neapel mit 14,600 Einw.), welche bei Neapel und Rom

vorkommen, zu diesen gebrannte, thonige und eisenhaltige Erden, gebrannter Schiefer, Steinkohlenasche ꝛc.

Pygmäen, ein fabelhaftes Zwergenvolk, welches die Alten an die Quellen des Nils, Andre nach Indien versetzten. Schon Homer singt von ihnen, daß die Kraniche sie mit Tod und Verderben bedrohten. Diese Erzählungen wurden von Spätern noch mehr ausgeführt. Nach Plinius waren ihre Städte und Häuser nur von Eierschalen gebaut; ihr Getreide schnitten sie nach Philostrat mit Beilen ab, als ob sie Bäume fällen wollten. Derselbe spricht von einem Pygmäenheere, welches den nach der Niederlage des Antäus eingeschlafenen Hercules angriff. Sie machten dazu Anstalten, als ob sie eine Stadt belagern wollten. Aber Hercules erwachte, lächelte über die kleinen Wesen, wickelte sie in seine Löwenhaut und trug sie zum Eurystheus.

Pygmalion, Beherrscher von Cypern, haßte die Weiber seines Landes wegen ihrer Ausschweifungen. Als ein geschickter Bildner hatte er einst nach Ovid (Metam. X. 243) eine weibliche Statue aus Elfenbein gefertigt, deren Schönheit ihn so entzückte, daß er von Liebe für sein eignes Werk entbrannte und die Venus bat, den Stein zu beseelen. Seine Bitte ward erfüllt. Die Statue begann vor seinen Augen und unter seinen Umarmungen zu athmen und zu leben. Sie wurde seine Gemahlin und er zeugte mit ihr den Paphos, den nachmaligen Erbauer der Stadt gleiches Namens. Rousseau hat diesen Stoff dramatisch bearbeitet. Ein andrer Pygmalion ist der Bruder der Dido, König von Tyrus und Sidon.

Pylades, Sohn des Strophius, Königs in Phocis, und der Anaxibia, Schwester Agamemnon's, berühmt durch s. Freundschaft mit Orest (s. d.), vermählte sich mit dessen Schwester Elektra und zeugte mit ihr den Medon und Strophius.

Pylos, des Nestor Residenz (daher der pylische Nestor), lag in Elis (jetzt Navarin (s. d.), ist aber mit dem Pylos (Eliakos) nicht zu verwechseln, welches gleichfalls in Elis lag und des Augias Residenz war. Ein drittes Pylos lag in Messenien, auch im Peloponnes, welches Einige, namentlich Pindar, für das Nestorische hielten.

Pyramide, ein geometr. Körper, begrenzt von einer ebenen, geradlinigen Figur, als Grundfläche, und so vielen in einem Punkte zusammenstoßenden Dreiecken, als die Grundfläche Seiten hat. Der körperliche Inhalt einer Pyramide ist gleich dem dritten Theile eines Prisma, das mit ihm gleiche Grundfläche und Höhe hat, und ihr körperlicher Inhalt wird gefunden, wenn man die Grundfläche mit dem dritten Theile der Höhe multiplicirt. Wegen der übrigen Eigenschaften der Pyramide vgl. man die Lehrbücher. — Pyramidalzahlen, s. Figurirte Zahlen.

Pyramiden, in der Architektur, kolossale Bauwerke der alten Ägypter. Nach Herodot betrachtete dieses Volk die pyramidische Form als ein Sinnbild des menschlichen Lebens. Der breite Fuß bedeute den Anfang, und das Zusammenlaufen in einen Punkt das Ende unsers Daseins in dem gegenwärtigen Zustande; weßhalb sie solche auch bei Begräbnissen anwendeten. Einige Schriftsteller leiten das Wort Pyramide von πυρος, Weizen, Getreide, ab und verstehen darunter entweder Kornbehältnisse, dergleichen der Patriarch Joseph erbaut haben soll, oder denken an πυρ, Feuer, weil die Gestalt der Pyramide einer aufsteigenden Flamme gleicht. Wahrscheinlich stammt der Name von einem altägyptischen Worte ab. Einige leiten es von Piramue, Sonnenstrahl, Andre von Pirama, das hohe Denkmal, ab. Die ägyptischen Pyramiden (denn auch bei den Babyloniern, Indiern und Mexicanern finden sich ähnliche Gebäude) sind große, viereckige, inwendig nicht dichte, von einem breiten Fuße allmälig in schiefer Richtung spitziger zu-

laufende, theils sich in eine völlige Spitze, theils in eine ebene Fläche endigende, meist aus großen, nicht sehr harten Kalksteinen (seltner aus Ziegeln oder andern Steinen) verfertigte, auswendig bekleidete Gebäude, von verschiedener, gewöhnlich der Länge der Grundfläche gleicher Höhe, deren 4 Seiten nach den 4 Weltgegenden gerichtet sein sollen, und von denen 2 Seiten gewöhnlich größer als die andern sind. Einige behaupten, daß sie der Sonne oder einer andern Gottheit geweiht waren, nach Andern dienten sie zu astronomischen Beobachtungen, als eine Art Sonnenzeiger; nach Diderot zur Erhaltung und Überlieferung histor. Nachrichten und Kenntnisse; nach Andern bloß zur Befriedigung der Eitelkeit und des drückenden Despotismus der Könige, oder zur Feier von Mysterien, zu geheimen Zusammenkünften, oder zu Kornmagazinen, oder endlich — und dies ist die gewöhnlichste Meinung der Alten, zu Begräbnissen, Gebäuden auf Begräbnißplätzen, symbolischen Darstellungen des Schattenreichs oder Mumienkammern. Am berühmtesten waren die des Cheops und des Chephren. Man theilt die noch vorhandenen (sämmtlich in Mittelägypten) in 5 Gruppen, die ungefähr 40 Pyramiden enthalten. Der Strich, in welchem die Pyramiden stehen, fängt von Dagschur an und geht bei Sakkarah und Memphis vorbei, bis fast zum 30° N. B. in der Länge von 14,000 Schritten und geringer Breite. Die Pyramidengruppe von Gizé (Dschischeh, in der Nähe des alten Memphis) ist die berühmteste. Hier steht die größte. Herodot sagt, man habe ihm berichtet, daß sie die Gebeine des Cheops, eine andre dabei stehende aber die Gebeine seines Bruders Chephren bedecke, welcher ihm nachfolgte. Nicht unwahrscheinlich ist die Nachricht dieses alten Schriftstellers, daß 100,000 Menschen 20 Jahre lang ununterbrochen an Errichtung dieses ungeheuren Gebäudes gearbeitet hätten, und daß Cheops deßhalb der Gegenstand des Hasses seines Volks geworden sei. Als Savary die Pyramiden von Gizé besuchte, erhielt er, gegen eine kleine Abgabe, von dem Kiaschif oder Gouverneur des Districts eine Bedeckung zum Schutze wider die Araber. Er brach um 1 Uhr nach Mitternacht von Gizé auf und wurde bald darauf durch den Anblick der beiden größten Pyramiden erfreut, deren Gipfel der Mond beschien. Sie hatten das Ansehen ungeheurer Felsenspitzen, welche durch die Wolken drangen. Um halb 4 Uhr Morgens machte sich die Gesellschaft bereit, in die große Pyramide hineinzusteigen. Sie legten größtentheils ihre Kleider ab, und Jeder nahm eine Fackel in die Hand. So begannen sie einen langen Gang hinabzusteigen, der zuletzt so eng wurde, daß sie auf Händen und Knien kriechen mußten. Als sie ihn zurückgelegt hatten, mußten sie fast unter gleichen Umständen wieder aufwärts steigen. Am Ende dieses zweiten Ganges traten sie durch eine kleine Thür in ein weites längliches, ganz mit Granit bekleidetes Gemach. An dem einen Ende dieses Gemachs sah Savary einen leeren marmornen Sarkophag, aus einem Stück, aber ohne Deckel. Scherben irdener Gefäße waren über den Fußboden verstreut. Sie besuchten noch ein zweites Zimmer, das unter dem eben erwähnten gelegen und von kleinerm Umfange war. Es enthielt den Eingang eines damals mit Schutt angefüllten Ganges. Dann stiegen sie auf demselben Wege hinaus, nicht ohne Schwierigkeit einen tiefen Brunnen zur linken Hand vermeidend. Als sie sich wieder in freier Luft befanden, waren Alle erschöpft durch die Hitze, welche sie im Innern der Pyramide ausgestanden hatten. Nachdem sie sich erholt hatten, bestiegen sie die Pyramide von Außen. Sie zählten gegen 200 steinerne Stufen, deren Höhe unregelmäßig von 2 — 4 Fuß war, und genossen von oben der schönsten Aussicht auf die Landschaft. Weit schwieriger war das Niedersteigen. Als sie den Erdboden wieder erreicht hatten, gingen sie rings herum und betrachteten mit Entsetzen die rauhe Masse, die in der Entfernung aber die Unebenheit verliert und mit ebenen Oberflächen erscheint. Die Form dieses ungeheuren Gebäudes läßt eine genaue Messung nicht wol zu; daher die vorhandenen Angaben nur als Vermuthung an-

zusehen sind. Herodot gibt die Höhe auf 800 Fuß und die untere Breite auf jede Seite auf ebenso viel an; Strabo bestimmte sie auf 625, Diodor auf 600 Fuß. Mit Letzterm stimmen die neuern Angaben am meisten überein. Die Verschiedenheiten in diesen Messungen mögen zum Theil daher rühren, daß sie auf verschiedenen Seiten gemacht worden, diese aber des mehr oder weniger angewehten Sandes wegen nicht gleich sind. Strabo erwähnt, daß der Stein, welcher den Eingang in die Pyramide verschlösse, fast auf der Mitte der einen Seite befindlich sei; wäre dies richtig, so müßte das Erdreich in der Nähe sich sehr angehäuft haben, da jetzt der Eingang nicht über 100 Fuß vom Boden entfernt ist. Herodot sagt, die große und nächste Pyramide sei ganz mit weißem Marmor bekleidet; Diodor und Plinius nahmen an, sie seien ganz aus diesem kostbaren Material erbaut. Herodot's Anführung wird durch noch vorhandene Überreste bestätigt. Denon, der den franz. Zug nach Ägypten begleitete, sagt über den gegenwärtigen Zustand der Pyramiden Folgendes: Bonaparte hatte beschlossen, die großen Pyramiden von Gizé zu untersuchen. Es waren dazu gegen 300 Personen bestimmt, unter denen sich auch Denon befand. Man näherte sich auf Böten vermittelst der unter Wasser gesetzten Canäle des Nils der Grenze der Wüste in einer Entfernung von einer halben Stunde von den Pyramiden. Der erste Eindruck, den ihr Anblick machte, entsprach der Erwartung nicht, da es an Gegenständen zur Vergleichung fehlte. Erst als man ihnen näher kam und Menschen an dem Fuße der Pyramiden erblickte, trat ihre riesenmäßige Größe hervor. Man bestieg einen kleinen Hügel von Schutt und Sand, der zu der Öffnung der Pyramide führte. Diese Öffnung, welche nach Denon's Angabe ungefähr 60 Fuß über dem Boden liegt, ist versteckt durch eine allgemeine Außenseite von Stein, welche die dritte oder innere Einhegung des die Pyramide umgebenden Bollwerks bildet. Große Steine liegen horizontal an den Seiten des Eingangs, und über diesen befinden sich andre von ungeheurer Größe so gelegt, daß sie durch ihr Gewicht ihren Fall oder ihre Verrückung unmöglich machen. Hier beginnt der erste Gang in einer Richtung gegen den Mittelpunkt und die Grundfläche des Gebäudes. An dem Ende dieses Ganges, sagt Denon, findet man 2 große Granitblöcke, welche ihn unterbrechen. Da die Versuche, das Hinderniß zu überwinden, fruchtlos geblieben, so ist man wieder etwas zurückgekehrt, ist um 2 Steinblöcke herumgegangen und hat, über sie wegklimmend, einen zweiten so steilen Gang entdeckt, daß man, um hinaufzusteigen, hat Stufen aushauen müssen. Dieser Gang führt in einen Raum, wo eine Höhle ist, welche gewöhnlich der Brunnen genannt wird. Sie ist der Eingang zu einem horizontalen Gange, welcher in ein u. d. N. Gemach der Königin bekanntes Zimmer ohne alle Zierrathen oder Inschriften führt. Von dem oben genannten Raume führt eine Öffnung in perpendiculairer Richtung zu dem Hauptgange, und dieser endigt in einem zweiten Raume, wo sich ein drittes und letztes Behältniß befindet. Dies ist mit größerer architektonischer Sorgfalt gebaut. Zuletzt kommt das königl. Gemach, welches den Sarkophag enthält und der letzte Zweck eines so ungeheuern Gebäudes ist. (S. Grobert's „Beschreib. der Pyramiden zu Gizé ꝛc.", aus dem Franz., Gera und Leipzig 1801.) Außer dieser Pyramidengruppe sind noch die von Mandschelmusa, Sakkara, Dagschur und von Fejum zu nennen. S. auch Hirt, „Von den ägyptischen Pyramiden" (Berlin 1815).

Pyramus, s. Thisbe.

Pyrenäen, ein 56 Meilen langes und 5 bis 24 Meilen breites Gebirge zwischen Frankreich und Spanien, das sich vom mittelländischen bis zum biscajischen Meere zieht, wo es sich an beiden Meeren allmälig senkt und am mittelländischen Meere im Vorgebirge Cervera, am biscajischen im Vorgebirge Higuer endigt. Am erhabensten zeigt es sich von der franz. Seite, wohin seine höchsten Spitzen gehören. Dieses rauhe Granitgebirge ist theils mit Waldung bedeckt, theils

hat es viele nackte Gipfel, auf welchen selbst im Sommer der Schnee liegen bleibt, und wo sich Gletscher, Eisthäler und Schneeberge finden. Die höchste Spitze bildet der 10,722 pariser F. hohe, östliche Granitpik la Maladetta (oder Pic d'Amelthou). In der Mitte der Pyrenäen, auf der nördl. Grenze von Aragonien, aber zu Frankreich gehörig, liegt der 10,578 F. hohe Montperdu. Die übrigen höchsten Spitzen auf der franz. Seite sind: der Vigne male (10,332 F.), der Marboré (9978 F.), der Pic du midi (9036 F.) und der Canigou (8640 F.). Auf der span. Seite ist der Mousset die höchste Spitze, nach Einigen 6646, nach Andern 7518, auch 8461 F. hoch. Berühmt ist der 3937 F. hohe Montserrat, in Catalonien, mit seinem Benedictinerkloster und den dazu gehörigen 13 Einsiedeleien. Die schönste Zierde des Pyrenäischen Gebirges ist das Campanerthal. Mehr als 100 gangbare Wege über das Gebirge verbinden beide Reiche, doch sind nur 7 für Wagen und Kanonen fahrbar. Die Hauptstraße geht von St.-Jean de Luz über die Bidassoa nach Vittoria; der Weg von St.-Palais nach Navarra ist nur für Maulthiere gangbar und höchst beschwerlich; ein andrer Weg führt von Perpignan und Boulon nach Junquera und Gerona, er ist der gebahnteste von allen. Ein dritter geht von St.-Jean Pied de Port nach Pampelona. Die Rolandspforte von Bielsa nach Bareges ist beschwerlich und wird meistens nur von Schleichhändlern benutzt. Zweige der Pyrenäen durchziehen Spanien und Portugal; nach Frankreich hin senden sie keine Ketten, sondern haben nur niedrige Vorberge, meistens Berge dritter Bildung, die aus Kalkstein bestehen und auf ihren Gipfeln Wald, an den Seiten Reben tragen. In den Pyrenäen werden 20 Quellen zu Bädern benutzt; darunter die zu Bagnères di Bigorre (bei den Römern vicus Aquensis), Barèges u. a. In den Niederpyrenäen wohnen Basken. Außer Cordier's, Vidal's, Reboul's Schriften vgl. man Ramon's „Observ. sur les Pyrénées (1789); „Voyage au mont perdu" (1801); Wilh. v. Lüdemann's „Züge durch die Pyrenäen" (Berl. 1825); Melling's „Voyage pittoresque dans les Pyrén. franç." (12. Lief., Paris 1825); und Laboulinière „Voy. descriptif et pittoresq. des hautes Pyrén. franç." (3 Bde., mit Kpfrn.); J. v. Charpentier's Schrift: „Sur la constitution géognostique des Pyrénées" (Paris 1823), hat den Preis der pariser Akademie der Wissenschaften erhalten.

Pyrenäischer Friede, geschlossen zwischen Frankreich und Spanien von den beiden ersten Staatsministern, Mazarin und D. Louis de Haro, auf der Fasaneninsel im Bidassoafluss auf der Grenze beider Staaten d. 7. Nov. 1659. Nach dem westfäl. Frieden 1648 dauerte der Krieg zwischen Frankreich und Spanien fort, welcher 1635 seinen Anfang genommen hatte. Frankreich verband sich mit England 1657, nachdem hier Cromwell bereits 1655 den Krieg an Spanien erklärt hatte, und eroberte in den span. Niederlanden mehre feste Plätze; zugleich erlitt Spanien zur See und in Amerika Verluste; Portugal war 1640 abgefallen, Catalonien im Aufstand, Andalusien zum Abfalle geneigt, und in Italien griff Savoyen die span. Lombardei an. Also entschloß sich Philipp IV., König von Spanien, jenen Frieden einzugehen, der das Übergewicht der Macht Ludwigs XIV. befestigte. Spanien trat nämlich an Frankreich ab: Roussillon mit der festen Hauptstadt Perpignan, Conflans und einen Theil der Cerdagne, sodaß die Pyrenäen seitdem beide Reiche trennen; in den Niederlanden: Artois und Theile von Flandern, Hennegau und Luxemburg, mit den festen Plätzen Arras, Hesdin, Gravelines, Landrecy, le Quesnoy, Thionville, Montmedy, Marienburg, Philippeville u. a. (Die beiden letztgenannten Festungen mußten 1815 von Frankreich an das Königreich der Niederlande abgetreten werden.) Frankreich versprach, Portugal nicht zu unterstützen. Der Prinz von Condé und die Herzöge von Lothringen, Savoyen und Modena und der Fürst v. Monaco wurden (die beiden ersten größtentheils) in den Zustand vor dem Kriege hergestellt. In Folge dieses

Friedens vermählte sich Ludwig XIV. mit Maria Theresia, der ältesten Tochter Philipps IV., welche 1660 allem Erbrechte auf den span. Thron entsagte. Dennoch machte späterhin Ludwig XIV. ein Erbrecht geltend, woraus der Devolutions- und der span. Erbfolgekrieg entstanden. (S. Aachner und Utrechter Frieden.)

Pyrker (Johann Ladislav), von Felsö-Eör, Patriarch von Venedig, Primas von Dalmatien, k. k. wirkl. Geh.-Rath, geb. 1772 am 2. Nov. in Ungarn, in der stuhlweißenburger Gespannschaft zu Langh, wo sein Vater Gutsverwalter war. Seine Ältern waren rastlos für das Wohl ihrer 6 Kinder besorgt. Joh. Ladisl., der ältere, kam 1780 nach Stuhlweißenburg, wo er die Elementarschule besuchte und dann die Humaniora unter Professoren aus dem Orden der Paulinen studirte. Die philosoph. Vorlesungen hörte er in der Akademie zu Fünfkirchen. Als Knabe stets in sich gekehrt, suchte er die Einsamkeit und blieb sich selbst überlassen. Als er von der Akademie nach Hause kam, mußte er nach dem Willen seiner Ältern, um die Beamtenbahn zu betreten, nach Ofen wandern, wo er jedoch in die Hauptkanzlei nicht gleich aufgenommen wurde. Dadurch gewann er Zeit, sich mit der deutschen Sprache noch vertrauter zu machen; dabei lernte er noch die ital. und franz. Sprache, und da er auf jener Laufbahn weiter zu kommen keine Lust hatte, so nahm er die Stelle eines Secretairs bei einem Grafen in Palermo an und ging 1792 über Triest, Venedig und Manfredonia nach Neapel. Nach Palermo ist er zwar nicht gekommen, wol aber in die Nähe der Stadt Algier. Man erzählt, P. sei von einem algierischen Seeräuber aufgebracht und als Sklave verkauft worden, jedoch nach wenigen Monaten auf einem Schiffe nach Venedig entkommen. P. reiste über Genua, Chur, Lindau, Ulm, nach Wien zurück und trat 1792 in den Orden der Cisterzienser zu Lilienfeld in Unteröstreich. Die Theologie hörte er in dem bischöflichen Seminar zu St.-Pölten und machte sich dort nebst den Anfangsgründen der hebr. Sprache auch die griech. und engl. eigen. Homer und Shakspeare wurden und blieben seine Lieblingsschriftsteller. Zu Ende 1796 wurde er Priester und bekam den Auftrag, sich auf die Professur des Bibelstudiums vorzubereiten. Indessen trug ihm der damalige Abt 1798 die Leitung der Stiftsökonomie, sowie später die der Stiftskanzlei und des Waldamtes auf, welche er bis 1807 fortführte, wobei er zu seiner literarischen Bildung nur wenige Abendstunden verwenden konnte. In diesem Jahre wurde er Pfarrer in dem Markte Tirnitz, auf einer zum Stifte gehörigen Pfarrei. Hier begann er 1810 sein Heldengedicht „Tunisias", zu welchem er schon früher die Materialien gesammelt hatte. Allein er konnte, da er 1811 als Prior in das Stift berufen und im folgenden J. zum Abte desselben erwählt wurde, nur nach langen Zwischenräumen 1813, 1816 und 1817 an dem Gedicht arbeiten. Er übergab es endlich dem Verleger vor seiner Abreise nach Zips in Ungarn, wohin ihn der Kaiser den 4. Aug. 1818 als Bischof ernannt hatte. Von diesem Heldengedicht: „Tunisias", in 12 Gesängen, erschien zu Wien 1820 eine 2. und 1826 eine 3. Auflage, ins Ital. übersetzt von Malipiero (Venedig 1827). Zugleich gab P. Hanthaler's Manuscript („Recensus diplomatico-genealogicus Archivi Camipliliensis" in 2 Foliob.) mit einer Vorrede, heraus. Am 23. Mai 1820 ernannte ihn der Kaiser zum Patriarchen von Venedig, mit welcher Würde 1821 auch die eines wirklichen Geh.-Rathes verbunden wurde. — In den letzten Wochen 1820, die er noch in Zips zubrachte, begann P. seine biblisch-epischen Gedichte: „Perlen d. h. Vorzeit", die er zum Besten des wohlthätigen Frauenvereins in Ofen drucken ließ. (2. Aufl. Wien 1826; ins Italien. übers., Brescia 1824, 2 Bde.) Diese religiöse Epopöe in 8 Gesängen, wozu der Stoff aus der alttestamentlichen Geschichte genommen ist, erschien zu Ofen 1821. In Venedig vollendete der geistreiche Prälat sein zweites episches Gedicht: „Rudolfias", in 12 Gesängen, oder „Rudolf von Habs-

burg" (Wien 1824, neue A., 1827). Im Febr. 1827 erhielt P. vom Kaiser das erledigte Erzbisthum Erlau und die damit verbundene Erbobergespannswürde der Heveser Gespannschaft. Dieser würdige Prälat hat in seinem großen Wirkungskreise Unterricht und Erziehung, Kirchenzucht und die Entwickelung ausgezeichneter Talente, vorzüglich unter den jungen Geistlichen, eifrig befördert. 84.

Pyrmont, fürstl. waldeckische Grafschaft, zwischen dem Fürstenthume Lippe-Detmold, dem preuß. Regierungsbezirke Minden und der hannöverschen Provinz Kalenberg, 3 Stunden von der Weser gelegen, ist ein gebirgiges, von der Emmer durchflossenes Ländchen, welches $1\frac{2}{7}$ □M., eine Stadt, 10 Dörfer und 5,100 größtentheils lutherische Einw. enthält, die sich mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigen. Diese Grafschaft bringt dem Landesherrn jährl. 55,000 Thlr. ein, wozu der Mineralbrunnen allein 12,000 Thlr. beiträgt. Auch ein Salzwerk ist vorhanden. Der Hauptort, Neustadt Pyrmont, eine wohlgebaute, offene Stadt von 320 Häusern und 2400 Einw., liegt am nördl. Ende eines romantischen Thales, an der Emmer. Die auf beiden Seiten von hohen Linden beschattete Hauptstraße führt zur großen Allee und den Mineralquellen, wegen welcher der Ort jährl. von mehr als 1800 Badegästen besucht wird. Die Hauptquelle, in der Vorzeit der heilige Brunnen genannt, an dem obern Ende der großen Allee, quillt krystallhell in einem zierlichen achteckigen Hause. Ihr Wasser hat eine berauschende Kraft und einen geistigen, weinsäuerlichen, erquickenden Geschmack. In Hinsicht auf seine Stärke und Wohlthätigkeit für den menschl. Körper behauptet es schon viele Jahrh. hindurch vor allen bekannten Stahlwassern den Vorzug. Es friert niemals zu, und jährl. werden an 366,000 Flaschen nach allen Welttheilen verschickt, wodurch es sehr wenig von seinen flüchtigen Bestandtheilen verliert. Unweit davon entspringt der Brodelbrunnen, welcher diesen Namen von dem starken Geräusche hat, mit welchem er hervorquillt. Sein Wasser ist nicht ganz klar und wird bloß zum Baden gebraucht. Die übrigen Quellen sind der Augenbrunnen, der kleine Badebrunnen, der Säuerling, die Salzquelle, welche zu einem Salzwerke benutzt wird, und der mineralische Salzbrunnen. Die große, 500 Schritte lange, 40 breite und mit 4 Reihen hoher Lindenbäume besetzte Allee verbindet das Brunnenhaus perspectivisch mit einem Springbrunnen. Zu beiden Seiten sind das Schauspielhaus, das Kaffeehaus, der große und kleine Ballsaal, verschiedene andre Gebäude und eine große Zahl von Buden mit Galanteriewaaren. Diese Allee ist der Versammlungsplatz der Kurgäste. In der Nähe ist das große Badehaus, welches 140 geschmackvoll eingerichtete Gemächer und schöne geräumige Bäder enthält, wo man in Marmor, Zinn, Fayence oder Holz badet. Seit 1809 ist bei der Saline noch ein Badehaus erbaut worden, zur Benutzung der mineralischen Salzquellen. — Ein paar 100 Schritte von der großen Allee liegt das Schloß Pyrmont, seit 1806 die Residenz des Fürsten. Es ist mit einem mit Linden bepflanzten Walle und einem Graben umgeben. Der sogen. Pulverthurm auf dem Walle ist in einen schönen Salon, welcher mittelst einer fliegenden Brücke über den Schloßgraben mit einem engl. Bosket zusammenhängt, verwandelt worden. Der Königsberg erinnert an Friedrich II., König von Preußen, welcher während seines Aufenthaltes in Pyrmont dort den Brunnen zu trinken pflegte. Im Dunkel ehrwürdiger Eichen hat man ihm ein marmornes Denkmal errichtet. — Die Dunsthöhle in einem Steinbruche besteht aus einer im Quadrat 6 Fuß großen, 10 Fuß hohen gewölbten Grotte. Der aus dem Boden hervorkommende erstickende Dunst (ein kohlensaures Gas) steht gewöhnlich 2 bis 3 Fuß hoch darin. Bei großer Wärme aber, bei östlicher Luft, bei schönem hellen Wetter füllt er bisweilen die ganze Grube an. Alsdann empfindet man in derselben Angst, Beklemmung, Schwindel, und muß sich schnell zurückziehen, wenn man nicht augenblicklich leblos zur Erde sinken will. Bisweilen findet man in der Vorhalle der Dunst-

höhle todte Frösche, Vögel, Hasen u. a. Thiere. Das brennende Licht erlischt sobald man sich diesem Dunste nähert. In einem Thale bei Pyrmont liegt die Quäkercolonie Friedensthal mit einer Messerfabrik. S. Menke, „Pyrmont und seine Umgebungen ꝛc., besonders für Kurgäste" (Pyrmont 1818).

Pyromantie, die vermeintliche Kunst, aus dem Feuer zu wahrsagen. Die Priester der Alten wollten dieses besonders aus dem Opferfeuer.

Pyrometer, Feuermesser, ein Werkzeug, mit welchem höhere Grade der Wärme oder des Feuers, und deren Wirkung auf Metalle oder andre feste Körper gemessen werden können. Das von Wedgwood erfundene verdient den Vorzug. Es gründet sich auf die Eigenschaft des Thons, in dem Maße zu schwinden, als die Hitze groß ist, ohne sich hernach in der Kälte wieder auszudehnen. Auf eine messingene Platte sind Stäbe von demselben Metalle gelöthet, welche etwas schräg gegen einander laufen und so eine allmälig enger werdende Nuth bilden, in welche die zu den Versuchen nöthigen thönernen Würfel hineingeschoben werden. Will man den Grad der Hitze, z. B. eines Ofens, messen, so legt man einen thönernen Würfel in die Nuth, läßt ihn die Hitze des Ofens aufnehmen und wirft ihn dann sogleich in kaltes Wasser. Der Würfel geht desto tiefer in die Nuth des Pyrometers hinein, je schmaler seine Seite durch die Hitze geworden ist. Da, wo der Würfel stecken bleibt, steht an den Stäben eine Zahl, die den Grad der Hitze angibt. Es versteht sich übrigens, daß die Thonart, welche man braucht, immer dieselbe sein muß. Lambert, welcher zuerst die Lehre vom Maße des Feuers und der Wärme in eine förmliche Wissenschaft brachte, unterscheidet Thermometrie und Pyrometrie, und schränkt jene auf die unserm Gefühle erträglichen, diese auf die höhern Wärmegrade ein. S. s. „Pyrometrie, oder vom Maße des Feuers und der Wärme" (Berlin 1779).

Pyrotechnie, s. Feuerwerkerkunst.

Pyrrha, s. Deukalion.

Pyrrhichius, s. Rhythmus.

Pyrrho, ein griech. Philosoph, Stifter der pyrrhonischen oder ältern skeptischen Schule, aus Elis im Peloponnes, blühte um 340 v. Chr., wahrscheinlich geb. um die 101. Olymp. In s. Jugend beschäftigte er sich mit der Malerkunst, ward aber bald durch die Schriften des Demokrit zu dem Studium der Philosophie geführt. Sein erster Lehrer war Bryson oder Dryson, dann Anaxarchus — ein Schüler des Metrodorus von Chios. Diesen begleitete er nach Indien im Gefolge Alexanders d. Gr. Auf diesem Zuge machte er sich mit den Meinungen der Brahmanen, Gymnosophisten, Magier u. a. morgenl. Philosophen bekannt. Sein Zweifel gegen das positive Wissen (Skepticismus) stieg mit dem Fortgange s. Studien so hoch, daß er endlich alles Wissen für unnütz und unmöglich hielt und nur der Tugend einen Werth beilegte. In allen Fällen antwortete er s. Gegnern: „Was ihr sagt, kann wahr oder nicht wahr sein; ich entscheide nicht", und lehrte in s. Schule, daß jeder Gegenstand der Untersuchung in Ungewißheit gehüllt sei, sodaß man nicht zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen könne, sondern sein Urtheil zurückhalten müsse. Einen großen Theil s. Lebens brachte er in der Einsamkeit zu und suchte durch Enthaltung von allem entscheidenden Urtheil (ἐποχη) über Meinungen und äußere Erscheinungen zu einer von Furcht, Freude und Kummer unangefochtenen Gemüthsruhe zu gelangen. Körperliche Schmerzen ertrug er mit großer Seelenstärke; keine drohende Gefahr machte ihm Unruhe. In der Disputirkunst war er berühmt wegen der Scharfsinnigkeit s. Gründe und der Klarheit s. Sprache. Seine Landsleute ernannten ihn zum Oberpriester und gaben ein Gesetz, das alle Philosophen von den öffentlichen Abgaben befreite. P. starb in einem 90jährigen Alter. Die Athenienser errichteten ihm zu Ehren eine Statue, und s. Landsleute ein anderes Denkmal. Wie P. zu dem Skepticismus kam, ist leicht zu erklären. Frühzeitig

war er mit dem Systeme des Demokrit bekannt geworden, welcher außer den unmittelbaren Grundkörpern (Atomen) Nichts für wahr hielt, alle Wahrnehmung aber für subjective. In diesen Ansichten wurde er durch die Bekanntschaft mit der Lehre des Sokrates, mit welchem sein Charakter viel Ähnlichkeit hatte, bekräftigt. Cicero rechnet ihn ausdrücklich zu den Sokratikern, und s. Skepsis schloß sich auch wol an die Ironie des Sokrates an, indem er das scheinbare Nichtwissen und die Bestreitung des eiteln Wissens in eine Lehre von einer allgemeinen Ungewißheit verwandelte und dadurch der Sophistik entgegentrat. Durch Temperament und Lebensgewohnheit geneigt, eine unwandelbare Ruhe als den großen Zweck aller Philosophie zu betrachten, in der Meinung, daß nichts diese Ruhe so sehr störe als die unzähligen Meinungsverschiedenheiten in den Schulen der Dogmatiker, und daß durch ihr Streiten her die Ungewißheit vermehrt werde, beschloß er, den Frieden, den er in der dogmatischen Philosophie zu finden verzweifelte, auf eine andre Weise zu suchen. So erzeugte sich bei ihm der Skepticismus. P. hinterließ keine Schriften. Sein Freund und Schüler, Timon, behandelte zuerst diesen Skepticismus schriftlich; aber seine Schriften sind verloren gegangen. Nur aus Schriften s. spätern Nachfolger, und besonders aus Sextus Empiricus, können wir die Grundsätze s. Schule, oder richtiger, die philosophische Denkart kennen lernen, durch welche sie mehr danach strebte, jedes andre philosophische Gebäude umzustürzen, als ein eignes aufzubauen. Die sogen. pyrrhonischen Wendungen oder Zweifelsgründe gehören ihm schwerlich selbst an, sondern sind wahrscheinlich von spätern Pyrrhoniern aufgestellt und entwickelt worden. Im gemeinen Leben nennt man oft von ihm die Zweifelsucht Pyrrhonismus und redet auch von einem historischen Pyrrhonismus.

Pyrrhus, des Achilles und der Iphigenia Sohn, welchen sein Vater nach der Opferung Iphigenia's nach Skyros brachte und der Deïdamia übergab. (A. gegen ihm die Deïdamia, des Lykomedes T., zur Mutter.) Auf Skyros wurde er erzogen und blieb dort, bis nach s. Vaters Tode Ulysses und Diomedes ihn abholten, da Kalchas erklärt hatte, daß ohne ihn Troja nicht erobert werden könne. Er erhielt jetzt den Namen Neoptolemus, weil er sehr jung in den Krieg ziehen mußte. Homer beschreibt ihn als schön, beredt, tapfer und stets unverzagt. Die nachhomerischen Dichter lassen ihn die Opferung der Polyxena auf s. Vaters Grabe veranstalten, den Philoktet von Lemnos abholen und den Polites und Priamus tödten. Von den Gefangenen wurden ihm Andromache und Helenus zu Theil. Sehr von einander abweichend sind die spätern Sagen. Einige lassen s. Rückkehr zu Lande, A. zu Wasser geschehen. Nach Einigen kam er nach Epirus zu den Molossern, dort eine neue Herrschaft stiftend. Hier war Andromache seine Gemahlin, mit welcher er den Molossus, Pierus und Pergamus zeugte. Endlich überließ er Gemahlin und Reich dem Helenus, den er als Weissager ehrte, und nun finden wir ihn in einem neuen Mythenkreise, wozu der Grund bei Homer ist. Er ward nämlich mit Hermione vermählt, die ihr Vater Menelaus ihm vor Troja zur Gemahlin gelobt hatte. Darüber ward er, nach Einigen, von Orest, der Hermione vorherigem Gemahl, am Altare Apollo's ermordet. Nach A. erfolgte sein Tod auf Apollo's Veranlassung, den er beleidigt hatte. Darüber sind die Meisten einig, daß s. Ermordung zu Delphi geschah. Hier zeigte man sein Grabmal und brachte ihm jährlich ein Gedächtnißopfer.

Pyrrhus II., König von Epirus 300 J. v. Chr., war einer der größten Feldherren s. Zeitalters, dabei ehrgeizig und eroberungssüchtig. In s. 12. J. bestieg er den väterlichen Thron; nach 5 J. durch den Neoptolemus von demselben vertrieben, erhielt er ihn bald wieder und vergrößerte darauf s. Macht durch die Eroberung Macedoniens. Von den Tarentinern (s. Tarent) gegen die Römer zu Hülfe gerufen, besiegte er mit Hülfe s. Elefanten die in dieser Art des Krieges noch unerfahrnen Römer 2 Mal; allein sein Geständniß: „Noch ein solcher Sieg, und er werde allein nach Hause gehen müssen", bewies, wie viel ihm der Sieg gekostet

hatte. Unterdessen lockten ihn die Unruhen in Syrakus nach Sicilien. Aber ohne s. eiteln Eroberungsplane ausgeführt zu haben, kehrte er nach Italien zurück, und nachdem er hier von den Römern, die sich an seine Art zu kriegen gewöhnt hatten, bei Beneventum geschlagen worden war, sah er sich genöthigt, unverrichteter Sache nach Griechenland zurückzugehen, wo endlich ein Wurfspieß bei der Belagerung von Argos s. unruhigen Leben (272 v. Chr.) ein Ende machte. Von diesem Könige haben die Römer einen großen Theil jener Kriegskunst erlernt, welche sie nachmals ihren Feinden so furchtbar machte. (S. Fabricius.)

Pythagoras, ein Weiser des griech. Alterthums, der Stifter der ital. Schule. Nach der gewöhnlichen Meinung war er aus Samos geb. Sein Vater, Mnesarchus, war ein Kaufmann, wahrscheinlich aus Tyrus oder sonst einer phönizischen Stadt, welcher nach Samos handelte. Hier erhielt er das Bürgerrecht und ließ sich mit s. Familie nieder. Das Geburtsjahr des P. ist ungewiß, wahrscheinlich zwischen 584 und 586 v. Chr. Seine Geschichte ist mit vielen Fabeln angefüllt. P. empfing s. ersten Unterricht von Kreophilus in s. Vaterstadt. Dann begab er sich nach der Insel Scyrus und war ein Schüler des Pherecydes bis zu dessen Tode; A. wollen ihn auch zu einem Schüler des Thales machen. Jamblich erzählt, daß P. auf s. Reise nach Ägypten einige Zeit in Phönizien im Umgange mit des Moschus Nachfolgern u. a. Priestern des Landes verweilte, von denen er in ihre besondern Mysterien eingeweiht worden sei, und daß er verschied. Theile Syriens bereist habe, um ihre wichtigsten heiligen Gebräuche und Lehren kennen zu lernen. Doch ist diese Angabe mit vielen fabelhaften Umständen verbunden. P. soll von Polykrates, Tyrannen von Samos, an den ägyptischen König Amasis empfohlen worden sein. In Ägypten wurde er wahrscheinlich in die Mysterien der Priester eingeweiht und mit der ägyptischen Gelehrsamkeit in ihrem ganzen Umfange vertraut. Von Ägypten soll er sich in den Orient begeben und sowol die persischen und chaldäischen Magier, als die indischen Gymnosophisten besucht haben. Nach s. Rückkehr eröffnete P. auf Samos eine Schule, worin er nach dem Muster der Ägypter s. Lehren in einer symbolischen Form vortrug. Die Sage erzählt noch, er sei nach Delos gereist und habe von der Priesterin moralische Lehrsätze erhalten, welche er s. Schülern u. d. N. göttlicher Vorschriften mittheilte. Auch habe er Kreta besucht, wo die Priester der Cybele ihn in die Höhle des Ida führten, in welcher Jupiter gewiegt worden und wo man das sogen. Grab desselben zeigte. Hier sei er mit Epimenides zusammengetroffen, der sich des Umgangs mit Göttern und der Gabe der Weissagung rühmte, und den P. in die heil. Mysterien der Griechen eingeweiht habe. Von Kreta sei er nach Sparta und Elis und von da weiter nach Phlius gereist, wo er, vom Könige Leon nach s. Geschäften befragt, sich einen Philósophen oder Freund der Weisheit genannt habe, indem er erklärte, daß der Name eines Weisen (Sophos) nur der Gottheit zukomme. Mit vermehrtem Wissen sei er in s. Heimath zurückgekehrt, wo er nun mit glücklichem Erfolge eine philosophische Schule gestiftet habe. Seine Lehren schienen göttliche Orakelsprüche, und das heilige Dunkel, worein er sie zu hüllen wußte, zog eine Menge von Schülern an. Dennoch faßte er den Entschluß, Samos zu verlassen, entweder um den ihm angetragenen Staatsämtern oder um der Tyrannei des Polykrates zu entgehen. Er begab sich nach Großgriechenland. Hier landete er zu Kroton, dessen Einw. durch die Verderbtheit ihrer Sitten berüchtigt waren. Aus allen Sagen geht hervor, daß er Ansprüche auf übernatürliche Kräfte machte und als ein außerordentlicher Mann Leute aus allen Volksclassen um sich versammelte. Die guten Wirkungen s. Einflusses wurden bald sichtbar. Nüchternheit und Mäßigkeit traten an die Stelle der Völlerei und Sittenlosigkeit. 600 Einw. von Kroton, heißt es, unterwarfen sich den strengsten Vorschriften seiner Lehre und legten ihr Vermögen zusammen zum Vortheil der ganzen Gemeinde oder des Bundes, welchen P. stiftete. Dieser Bund hatte wol die innige Verbin-

ang für geistige Ausbildung zum Zweck. Allenthalben zog P. zahlreiche Schüler n sich, die ihn fast göttlich verehrten. Weil er aber die Vornehmen des Staats bil- ete, welche sich an ihn anschlossen, so gerieth sein Bund in den Verdacht der Volks- artei. An der Spitze s. Feinde zu Kroton stand Cylon, ein reicher und angesehener Bürger, den er durch Verweigerung der Aufnahme unter s. Schüler gegen sich auf- ebracht hatte. Um sich zu rächen, überfiel dieser einst das Haus des Milo, wo eine Anzahl von Pythagoräern versammelt war, umringte es mit seinen Anhängern und teckte es in Brand. An 40 Personen verloren das Leben, und nur wenige entkamen. P. selbst war wahrscheinlich nicht in dem Hause gegenwärtig. Er floh zu den Lo- rern, und da diese ihn nicht aufnehmen wollten, nach Metapontum. Da er auch ier Feinde fand, die auf s. Untergang dachten, so suchte er eine Freistätte in dem Tempel der Musen, wo er, der Sage nach, aus Mangel an Nahrung in einem Al- er von 80 Jahren (um 500 v. Chr.) umkam. Seine Schüler sollen ihm göttliche Verehrung nach s. Tode erwiesen haben. Er selbst benutzte wahrscheinlich s. unge- meine Kraft und Naturkenntniß, um sich in größeres Ansehen zu setzen und nach- drücklich auf die Menge zu wirken. So soll er auch behauptet haben, daß s. Seele chon in mehren Körpern gelebt habe. Vor dem Volke erschien er in orient. Tracht, n einem langen weißen Gewande, mit herabfließendem Barte und, wie Einige er- ählen, eine goldene Krone auf dem Haupte, in seinem Äußern ernst, gebieterisch und würdevoll. Er enthielt sich, wie es heißt, aller thierischen Nahrung und be- schränkte sich auf Pflanzenspeisen, mit Ausschluß der Bohnen. Diese Eigenheiten trugen dazu bei, ihm bei dem Volke den Anschein eines außerordentlichen Wesens zu geben. Um seine Achtung für die Ehe zu zeigen, nahm er selbst ein Weib aus Kroton zu sich, mit der er unter mehren Kindern 2 Söhne, Telauges und Mnesar- chus, zeugte, welche seine Schüler und Nachfolger wurden. Daß P. Schriften hin- terlassen habe, ist nach den Zeugnissen der Alten unwahrscheinlich. Die unter s. Na- men vorhandenen goldenen Sprüche, die als ein kurzer Abriß s. popularen Lehren gelten mögen, scheinen von Spätern abgefaßt worden zu sein. P.'s Lehre war, wie die ägyptische Priesterlehre, doppelt, eine öffentliche und eine geheime. Sein öffent- licher Unterricht bestand in praktischen Vorträgen, in welchen er die Tugend empfahl und von Lastern abmahnte, mit besonderer Rücksicht auf einzelne Menschenclassen, als Männer und Frauen, Ältern und Kinder, Bürger und Magistratspersonen ꝛc. Seine Zuhörer bei diesen Vorträgen sind wol zu unterscheiden von der auserwähl- ten Anzahl s. Bundesglieder, die er einer eignen Zucht unterwarf und erst nach lan- gem Unterrichte und nach strengen Prüfungen in alle Geheimnisse s. geheimen Lehre einweihte. Diese Schüler mußten sich der größten Reinheit und Einfachheit der Sitten befleißigen. Nach Beschaffenheit der Umstände legte er ihnen ein Still- schweigen von 2 — 5 Jahren (das pythagoräische Stillschweigen) auf. Eine Zeit- lang waren die Schüler nur Hörende. Das bekannte: „Er hat's gesagt" (αυτος εφα) galt statt alles Beweises. Nur wer die rauhe Bahn der Prüfungen geduldig zurückgelegt hatte, durfte als Eingeweihter des Meisters Wort in dessen unmittel- barer Gegenwart vernehmen. Wer, durch die Schwierigkeiten abgeschreckt, s. Vor- haben aufgeben wollte, der konnte ungehindert zurücktreten; s. Beiträge zur Casse wurden zurückgezahlt. Man errichtete ihm ein Grab, wie einem Todten, und ge- dachte seiner nicht mehr. Den Mitgliedern des innern Bundes wurde die ganze Lehre des P. nicht, wie den Andern, unter der Hülle von Bildern und Symbolen, sondern unverschleiert vorgetragen. Wahrscheinlich bezogen sich diese Geheimnisse auf religiöse und politische Lehren. Man mußte sich jedoch durch einen Eid zur Ge- heimhaltung verbinden. Jetzt durften die Schüler fragen und Einwürfe machen. Man nannte sie vorzugsweise Pythagoräer. Sobald s. Schüler hinlängliche Fort- schritte in der Geometrie gemacht hatten, wurden sie zum Studium der Natur, zur Erforschung der Grundprincipien und zur Kenntniß Gottes angeleitet. Andre wur-

den, in Gemäßheit ihrer Neigungen und Fähigkeiten, in der Moral, Ökonomie oder Politik unterrichtet, und sodann entweder zur Besorgung der Gesellschaftsangelegenheiten gebraucht, oder ausgesandt, die Grundsätze der Philosophie und Staatsverwaltung in den übrigen griech. Städten zu lehren und in Ausübung zu bringen. Die Lebensweise in der pythagoräischen Schule zu Kroton war, nach den Angaben der Spätern, folgende: Die Pythagoräer lebten bei einander in einem öffentlichen Gebäude, wie in Einer Familie, nebst ihren Weibern und Kindern, in der vollkommensten Ordnung. An jedem Morgen wurde bestimmt, was den Tag über vorgenommen werden solle, und an jedem Abend untersucht, was geschehen sei. Sie standen auf vor Aufgang der Sonne, um sie zu verehren; dann wurden Verse des Homer u. a. Dichter hergesagt, oder man suchte durch Musik die Geisteskräfte zu wecken und für die Pflichten des Tages geschickt zu machen. Sodann wurden mehre Stunden in ernsten Studien zugebracht. Hierauf folgte eine Pause zur Erholung, in welcher gewöhnlich ein einsamer Spaziergang gemacht wurde, um sich dem Nachdenken zu überlassen, dann eine Unterhaltung. Vor der Mahlzeit wurden mancherlei gymnastische Übungen angestellt. Das gemeinschaftliche Mahl bestand vornehmlich in Brot, Honig und Wasser. Der Überrest des Tages war öffentlichen und häuslichen Angelegenheiten, dem Gespräche, dem Bade und religiösen Gebräuchen gewidmet. Nach der Zerstörung des Bundes und der Flucht s. Schüler aus Unteritalien hielten es Einige derselben, Lysis und Archippus, für nothwendig, ihres Meisters Lehre in eine systematische Übersicht zu bringen und sie der Vergessenheit zu entreißen; aber immer noch wurde die größte Geheimhaltung empfohlen. So kaufte Plato vom Philolaus eine Handschrift über des P. Philosophie und erhielt von Archytas dessen Commentare über die Sprüche und Lehren seines Meisters. Die Nachrichten, welche uns über P.'s Lehre aufbehalten wurden, sind sehr sparsam, und außer Dem, was wir durch Aristoteles und einige Bruchstücke der Pythagoräer wissen, auch sehr unsicher. Ebenso können wir seine und s. Schüler Lehre nicht mehr bestimmt unterscheiden. Der Zweck aller Philosophie war ihm, nach Bericht der Spätern, den Geist emporzuheben zur Betrachtung unwandelbarer Wahrheit, zur Erkenntniß göttlicher und geistiger Gegenstände. Dies kann bei unserer Gewöhnung an sinnliche Dinge nur stufenweise geschehen. Die erste Stufe zur Weisheit ist das Studium der Mathematik, als deren Grundlehren ihm die Lehre von den Zahlen erschien. Die Zahlen erschienen ihm als das Erste und Wesentlichste. Sie sind gleichsam das Modell, wonach die Welt in allen ihren Theilen gebildet worden. Die ungeraden Zahlen sind begrenzt und vollkommen, die geraden unbegrenzt und unvollkommen. Die Monade oder Einheit ist die Quelle aller Zahl. Die Dyas ist, nach späterer pythagoräischer Lehre, unvollkommen und passiv und die Ursache von Wachsthum und Theilung. Die Trias, zusammengesetzt aus der Monas und Dyas, nimmt an der Natur Beider Theil. Die Tetras oder Vierzahl ist höchst vollkommen. Die Dekas, welche die Summe der 4 Primzahlen enthält und daher auch Tetraktys genannt wird, umfaßt alle musikalische und arithmetische Proportionen und bezeichnet das System der Welt. Den vollkommenern Sinn der Zahlenlehre des P. zu ergründen, ist vergebens versucht worden; wahrscheinlich waren die Zahlen nach derselben symbolische oder sinnbildliche Vorstellungen der ersten Principien oder Formen der Natur. Da P. die abstracten Begriffe in der einfachen Sprache nicht ausdrücken konnte, so scheint er sich der Zahlen, wie der Geometer der Diagramme, bedient zu haben, um dem Fassungsvermögen s. Schüler zu Hülfe zu kommen. Er nahm einige Analogie zwischen den Zahlen und Denkformen in dem göttlichen Verstande wahr, und machte daher erstere zu Symbolen der letztern. Wie die Zahlen von der Monas oder Einheit ausgehen, sich mannigfach verbinden und in ihren Fortschritten neue Eigenschaften annehmen, so sah er das reine und einfache Wesen der Gottheit als den gemeinsamen Urquell aller Naturformen

n, welche nach ihren verschiedenen Abstufungen verschiedene Eigenschaften haben.). soll auch die Rechentafel (abacus), d. i. eine Tafel, welche das Einmaleins in nem eingeschlossenen Viereck enthält, erfunden haben, daher pythagoräische Re- entafel. Nächst den Zahlen gehört die Musik zu den Vorbereitungsübungen er pythagoräischen Schule, wodurch der Geist über die Herrschaft der Leidenschaf- n erhoben und zur Contemplation geschickt gemacht wird. P. betrachtete die Mu- k nicht nur als eine vom Ohre zu beurtheilende Kunst, sondern als eine auf mathe- natische Grundsätze und Verhältnisse zurückzuführende Wissenschaft und mit der stronomie verwandt. Er ward, nach der Sage, Erfinder einer musikalischen Ton- iter (pythagoräische Lyra, octochordum Pythagorae), welche nach s. Tode in rz eingegraben und im Tempel der Juno auf Samos aufbewahrt wurde. Die rfindung des harmonischen Kanons oder Monochords, eines Instruments mit ei- er einzigen Saite, das zur Messung der musikalischen Intervallen diente, ist ihm on alten und neuern Schriftstellern beigelegt worden; P. glaubte, daß die himm- lischen Sphären, worin die Planeten sich bewegen, indem sie bei ihrem Umschwunge en Äther theilten, einen Ton hervorbrächten, und daß dieser Ton verschieden sein müsse nach ihrer Größe, Schnelligkeit und Entfernung. Daß diese Verhältnisse ber von der Art wären, daß diese Töne die vollkommenste Harmonie bildeten Sphärenmusik), mußte er glauben vermöge s. Vorstellung von der höchsten Voll- ommenheit des Weltgebäudes. Das Wahre und Wesentliche in dieser Lehre ist, aß P. die Welt als ein harmonisch geordnetes Ganzes (κοσμος) auffaßte, in wel- hem die Zahlenverhältnisse sich verwirklichten. Seine Nachfolger benutzten diese ehre, um von ihrem Meister zu erzählen, daß er der einzige Sterbliche gewesen, em die Götter vergönnt hätten, die Harmonie der Sphären zu vernehmen. Die eometrie, welche er in Ägypten erlernt hatte, brachte er mehr als einer s. Vorgän- er und Zeitgenossen in die Form einer regelmäßigen Wissenschaft. Nach s. Vor- tellung war der geometrische Punkt das Einfache, die Linie das Zweifache, die läche das Dreifache, der Körper das Vierfache, und so wendete er auch hier wieder ie Zahlenlehre an. Von den geometrischen Sätzen, welche ihm zugeschrieben wer- en, sind folgende die wichtigsten: Die innern Winkel eines Dreiecks sind gleich weien rechten; und in einem rechtwinkligen Dreieck ist das Quadrat der Hypothe- nuse den Quadraten der Katheten gleich. Der letztere Satz heißt nach ihm noch jetzt er pythagoräische Lehrsatz (auch magister matheseos), obgleich es zwei- felhaft ist, daß ihn P. erfunden habe. In der Astronomie lehrte er seine Schüler Folgendes: Das Wort Himmel bezeichnet entweder die Sphäre der Fixsterne, oder den ganzen Raum zwischen den Fixsternen und dem Monde, oder die ganze Welt, sowol die himmlischen Sphären als die Erde in sich schließend. Es gibt, zufolge der arithmetischen Voraussetzungen, 10 himmlische Sphären, von denen uns 9 sicht- bar sind, nämlich die Sphäre der Fixsterne, die 7 Sphären der 7 Planeten (die Sonne und den Mond mitgerechnet) und die Sphäre der Erde. Die 10. Erde, von ihm Antichthon (Gegenerde) genannt, ist unsichtbar, aber nothwendig zur Vollkom- menheit der Harmonie der Natur, da die Dekas die Vollendung der Zahlenharmo- nie ist. Von dieser Gegenerde leitete er auch die Mondfinstermisse ab. In der Mitte des Weltalls befindet sich das Centralfeuer, Princip der Wärme und des Lebens, auch Jupiters Wache genannt. Die Erde ist einer der Planeten, welche sich um die Feuersphäre bewegen. Die Atmosphäre der Erde ist eine dicke unbewegliche Masse, aber der Äther ist rein, klar, stets bewegt und die Region aller göttlichen und un- sterblichen Naturen. Die Entfernungen der verschiedenen himmlischen Sphären von der Erde entsprechen dem Verhältnisse der musikalischen Tonleiter. Seine Monde und Sterne sind Götter, oder von Göttern bewohnt. So erwarb sich P. vorzüglich um die mathematischen Wissenschaften große Verdienste und begründete zuerst eine mathematische Philosophie. Seine Schüler Philolaus, Archytas, El-

phantus, Ocellus, Timäus führten sie weiter. Namentlich zeichnete sich Philolaus, dessen Bruchstücke der wichtigste Nachlaß aus der pythag. Schule sind, durch sein astronomisches System aus. Mit der Mathematik hing somit auch die Naturwissenschaft zusammen. In Ansehung der Weisheit überhaupt lehrte P., daß das wahre Wissen solche Gegenstände umfasse, welche in ihrer Natur unveränderlich, ewig und unzerstörbar sind, und von denen allein eigentlich gesagt werden kann, daß sie existiren. Wer sich diesem Studium widmet, ist ein Philosoph. Der Zweck der Philosophie ist, den menschlichen Geist durch die Anschauung (Contemplation) dem göttlichen ähnlich und zuletzt geschickt zu machen, in die Versammlung der Götter zu treten. Mit größtem Fleiß ist dahin zu streben, den Geist von der Herrschaft der Leidenschaften, von dem Einflusse der sinnlichen Gegenstände möglichst frei zu machen, damit er zu der Anschauung des Geistigen und Göttlichen geschickt werde. Zu diesem Zwecke muß man den Beistand der Gottheit und der guten Dämonen im Gebete anrufen. Contemplative Weisheit kann nicht vollständig erreicht werden ohne gänzliche Abgezogenheit von den gewöhnlichen Dingen, ohne völlige Ruhe und Freiheit des Geistes. Daher die Nothwendigkeit, eine von der Welt gesonderte Gesellschaft zu stiften für Anschauung und Studium. Die theoretische Philosophie des P., welche von der Natur und ihrem Ursprunge handelt, war in das tiefste Dunkel gehüllt, und wir wissen Nichts davon, als was sich aus einzelnen Winken der Alten errathen läßt. Gott ist, nach P., wie es scheint, der Weltgeist, allenthalben von dem Centrum aus verbreitet, die Quelle alles thierischen Lebens, die eigentliche und innere Ursache aller Bewegung, in der Substanz dem Lichte ähnlich, in der Natur gleich der Wahrheit, das erste Princip des Weltalls, unfähig eines Leidens, unsichtbar, unzerstörbar und nur mit dem Geiste zu erfassen. Der Gottheit untergeordnet waren, nach den Pythagoräern, 3 Gattungen von Intelligenzen, Götter, Dämonen und Heroen, verschieden an Würde und Vollkommenheit, je nachdem sie, als Ausflüsse des höchsten Gottes, mehr oder minder von ihrer Quelle entfernt waren. Die Heroen dachte er als bekleidet mit einem feinen materiellen Körper. Zu diesen 3 Gattungen kam eine vierte, der menschliche Geist, ebenfalls ein Ausfluß der Gottheit. Da Gott ein Einiger und der Ursprung aller Verschiedenheit ist, so wurde er als Monas, und die untergeordneten Geister als von der Einheit abgeleitete und in der Einheit enthaltene Zahlen dargestellt. So waren die Zahlen des P. den Ideen des Plato ähnlich, nur daß sie in den Dingen selbst enthalten sind. Die Region der Luft dachten sich die Pythagoräer angefüllt mit Geistern, Dämonen und Heroen, welche Menschen und Thieren Gesundheit oder Krankheit erzeugen und vermittelst der Träume und andrer Mittel der Divination die Kunde zukünftiger Dinge mittheilen. Die Seele wurde von P. ebenfalls eine Zahl genannt, und dadurch erkennt sie, nach Philolaus, erst die Welt; sie ist ein Ausfluß aus dem Centralfeuer, daher in steter Bewegung und unzerstörbar. Von dem Menschen glaubten die Pythagoräer (wenigstens die spätern), daß, da er aus einer elementaren Natur, aus einem göttlichen oder rationalen Princip bestehe, er ein Mikrokosmus sei; daß seine Seele ein sich selbst bewegendes Princip und aus 2 Theilen zusammengesetzt sei, dem rationalen, welcher ein Theil der Weltseele, Ausfluß des Centralfeuers, sei und im Gehirne wohne, und dem irrationalen, welcher die Leidenschaften in sich fasse und im Herzen wohne; daß in beiden der Mensch Etwas mit den Thieren gemein habe, die wegen der Mischung ihres Körpers und des Mangels der Sprache unfähig seien, vernünftig zu handeln; daß die sensitive Seele (θυμος) untergehe, der rationale Geist (φρενες, νους) aber unsterblich sei, weil er aus einer unsterblichen Quelle stamme; daß der letztere, wann er aus den Fesseln des Körpers gelöst worden, ein ätherisches Vehikel annehme und in die Wohnungen der Todten übergehe, wo er bleibe, bis er auf diese Welt zurückkehre, um einen andern menschlichen oder thierischen Körper zu bewohnen, und daß er endlich,

venn er genugsam geläutert worden, zu dem Urquell zurückkehre, von dem er ausegangen. Diese ursprünglich ägyptische Lehre von der Seelenwanderung (Metemsychose), welche mit Begriffen von Belohnung und Bestrafung des irdischen Wandels in Verbindung tritt, war die Haupturſache, weßhalb die Pythagoräer ein Thier tödteten. — Seine Sittenlehre stellte P. zusammenhängend mit seiner ontemplativen Ansicht in symbolischen Sprüchen und ascetischen Vorschriften auf. Die Kräfte des Geistes sind Vernunft und Leidenschaft; wo die letztere der erstern ehorcht, ist die Tugend herrschend; sie ist ihm Einheit, Harmonie, Gottähnlichkeit. Das Recht ist Wiedervergeltung und die Gerechtigkeit eine sich selbst vervielfachene Zahl. Auch legt man ihm die Sprüche bei: „Die Jugend ist an Gehorsam zu gewöhnen, dann wird sie es leicht finden, dem Ansehen der Vernunft zu gehorchen. Man führe sie auf die beste Lebensbahn, die Gewohnheit wird sie ihr bald zur angenehmsten machen". „Stillschweigen ist besser als nichtige Worte". „Der Weise wird sich auf Alles bereit machen, was nicht in seiner Macht steht". „Thue, was du für recht hältst, wie auch das Volk über dich urtheile, verschmähe seinen Tadel und sein Lob". „Es ist feig, den vom höchsten Gott angewiesenen Posten früher zu verlassen, als er es erlaubt hat". „Auf der Nüchternheit beruht die Stärke des Geistes, denn sie erhält die Vernunft unumwölkt von Leidenschaft". „Niemand ist für frei zu halten, der sich nicht vollkommen beherrscht". „Trunkenheit ist ein vorübergehender Wahnsinn". „Das Verlangen nach Überflüssigem ist thöricht, weil es keine Grenzen kennt" ꝛc. Vorzüglich empfahlen die Pythagoräer die Tugend der Freundschaft. In derselben verlangt P. Entfernung alles Zwiespalts, vollkommenes Vertrauen, Beistand unter allen Umständen und gegenseitiges Bestreben, einander vollkommen zu machen. Wahren Freunden ist Alles gemein. Wahre Freundschaft ist unvergänglich. Bei der Vollziehung heiliger Gebräuche foderte er Frömmigkeit der Seele. Die Götter müssen verehrt werden durch Symbole, welche ihrer Natur angemessen sind, durch einfache Reinigungen und Gaben und mit Reinheit des Herzens. Ein Eid darf nie verletzt werden. Die Todten müssen nicht verbrannt werden. Nächst den Göttern und Dämonen gebührt die höchste Verehrung den Ältern und Gesetzgebern. Die Gesetze und Gebräuche unsers Landes sind heilig zu beobachten. — Die pythagoräische Philosophie hatte großen Einfluß auf die platonische Lehre. In den spätern Zeiten wurde sie erneuert und erscheint mit dem Neuplatonismus vermischt. — S. „Gesch. der pythagoräischen Philosophie", von D. H. Ritter (Hamb. 1826), und A. Böckh's „Disputat. de Platonico systemate coelest. globo etc." (Heidelb. 1810, 4.).

Pythagoräische Lyra
Pythagoräische Rechentafel
Pythagoräischer Lehrsatz
} s. Pythagoras.

Pythia oder Pythonissa, s. Delphi.

Pythias, s. Damon.

Pythische Spiele. Sie gehörten zu den 4 großen Spielen, welche in Griechenland gefeiert wurden, und waren zu Ehren Apollo's des Pythonbezwingers schon in den frühesten Zeiten gestiftet. Gehalten wurden sie auf den sogen. krissäischen Feldern bei Delphi, welches früher Pytha hieß, anfangs alle 9 Jahre, später, auf eine Verordnung der Amphiktyonen, alle 5 Jahre. Hier wurden Lobgedichte zu Ehren Apoll's zur Flöte oder Lyra abgesungen, und Dichter und Musiker stritten dabei um den Preis, der in einem Lorber- oder Eichenkranze bestand. Kampfrichter waren die Amphiktyonen. Später kamen andre musikalische und gymnastische Wettstreite dazu. In der spätern Zeit wurden diese Spiele auch in andern griech. Städten gefeiert, bei Delphi aber bis ins 3. Jahrh. n. Chr.

Python, ein furchtbarer Drache, welcher dem von der deukalionischen Flut zurückgebliebenen Schlamme entsprossen war und bei Krissa am Parnassus

hauste, wo er das nachherige delphische Orakel bewachte. Der Zukunft kundig wußte er, daß Latonen's Sohn ihn tödten werde, und verfolgte sie aufs heftigste. Apollo erlegte ihn bereits in den ersten Tagen nach s. Geburt durch den Pfeil, warf s. Gebeine in den Abgrund, bemächtigte sich des Orakels und erwarb sich dadurch den Beinamen des Pythischen, des Pythonbezwingers. Wegen des Orakels heißt Python auch ein Weissager, Pythonissa eine Weissagerin. Wahrscheinlich wollte man durch diese Mythe die Kraft der Sonne über die nach einer großen Überschwemmung entstandenen schädlichen Dünste sinnbildlich bezeichnen.

Q.

Q, der 17. Buchstabe des deutschen Abc, welcher den zusammengesetzten Laut kw ausdrückt und immer ein u, das eigentlich überflüssig ist, hinter sich hat.

Quaden, ein deutsches Volk, dessen älteste Sitze an der Donau östlich bis gegen die Theis reichten und nördlich von den Karpathen begrenzt wurden. Sie führten mit den Römern, namentlich mit Marc Aurel (st. 180), blutige Kriege, bis sie im 5. Jahrh. dem Namen nach verschwanden.

Quadragesima, auch Quaresima, s. Fastnacht.

Quadragena, die 40tägige unter den Bußübungen in der kath. Kirche einem Sünder bisweilen auferlegte Buße. Der Büßende mußte eingezogen leben, kam in kein Bette und mußte von Brot und Wasser leben. Ebenso nannte man die 40 Ruthenstreiche, welche einem Büßenden nach Ablaßbriefen bisweilen abzuhalten oblag.

Quadrant (quadrans, ein Viertel), ein astronomisches Werkzeug, welches zur Abmessung von Bogen größter Kreise der Himmelskugel gebraucht wird, um dadurch die Höhen der Gestirne und ihre Abstände vom Scheitel zu bestimmen. Es heißt Quadrant, weil es das Viertel von einem Kreisbogen oder den Bogen eines Cirkelausschnitts von 90 Grad ausmacht. Diese 90 Grad sind mit weitern Unterabtheilungen darauf angegeben; ferner sind an diesem Werkzeuge Dioptern (Absehen) an einem Lineal oder einer sogen. Regel (Athidade) angebracht, welche man auf den Stern richtet, dessen Höhe oder Abstand vom Scheitel man messen will, und die also auf dem eingetheilten Rande (Limbus) die entsprechende Anzahl von Graden abschneiden. In neuern Zeiten sind die Quadranten theils durch die genaueste Eintheilung, theils dadurch, daß man sich statt der bloßen Absehen zum Visiren der Dioptern mit Fernröhren bedient, ungemein vervollkommnet worden. Übrigens pflegt man sich jetzt fast allgemein statt der Quadranten ganzer Kreise zu bedienen. Man hat bewegliche und unbewegliche Quadranten. Erstere werden bei dem jedesmaligen Gebrauch in eine Vertikalfläche aufgestellt, und sind doppelter Art, entweder ist das Diopterlineal am Quadranten selbst fest, und aus dem Mittelpunkte des Limbus spielt ein Bleiloth herab, dessen Faden auf die Theile des Bogens trifft, oder das Werkzeug bleibt fest auf seinem Gestell stehen, aber das Diopterlineal ist an einem Punkte so befestigt, daß es sich um denselben drehen läßt. Die unbeweglichen Quadranten sind dieselben, welche, weil sie an einer Mauer der Sternwarte in der Mittagsfläche befestigt sind, Mauerquadranten heißen. Sie sind größer als die andern, und geben also genauere Bestimmungen. Von der Einrichtung dieses, so wie der übrigen Winkelmaßinstrumente, handelt u. A. Fischer: „Anfangsgr. der Feldmeßkunst" (Jena 1796). Wegen der großen Vervollkommnungen, die die optischen Winkelmaßinstrumente in der letztern Zeit erfahren haben, vgl. Reichenbach und Benedictbeurn.

Quadrat, ein Viereck, aus 4 gleichen Seiten und 4 rechten Winkeln

gebildet, also auch das erste unter den Parallelogrammen. Höhe, Breite und Länge eines Quadrats sind einander gleich; alle Quadrate sind einander ähnlich, auch im mathemat. Sinne, und die Diagonale durch 2 einander gegenüberliegende Ecken des Quadrats gezogen, theilt dieses in 2 ganz gleiche Dreiecke. — Wegen seiner vollkommenen Regelmäßigkeit erhielt das Quadrat eine höhere Bedeutsamkeit sowol in der Mathematik überhaupt als auch in ihrer Anwendung und insbesondere bei der Ausmessung der Flächen (vgl. Maß), wo es als Urform angenommen wurde. — Aus der Berechnung des Flächeninhalts der Vierecke im Allgemeinen (Multiplication der Länge mit der Breite oder der Basis mit der perpendicularen Höhe) und aus der Natur des Quadrats ergibt sich, daß man bei diesem nur eine Seite mit sich selber multipliciren dürfe, um den Flächeninhalt zu finden, z. B. eine Seite von 4 Fuß + 4 gibt 16 □ F. Inhalt. Man sagt daher auch: eine Zahl zum Quadrat erheben (vgl. Potenz), wenn man sie mit sich selbst multiplicirt; oder umgekehrt, wenn man diese Zahl aus dem Product nach einer eigenthümlichen Formel entwickelt, die Quadratwurzel finden oder ausziehen. (Vgl. Wurzel.) Das letztere Verfahren findet auch seine Anwendung, wenn man aus dem Flächeninhalt des Quadrats das Maß seiner Seite ausmitteln will. — Die Figur des Quadrats liegt auch einer taktischen Stellung zum Grunde, die man Quarré nennt und in welcher man ehedem oft sein Heil suchte, wenn Fußvolk in offener Gegend schutzlos sich von allen Seiten durch Reiterangriffe bedrohet sah. Es gab eine Zeit, wo auf Übungsplätzen ungemein viel mit dieser Stellung gespielt wurde, bis man durch ernstere Erfahrungen sich überzeugte, daß die jetzt gebräuchlichen sogen. vollen Quarré's oder dichten Colonnen der Reiterei kräftigern Widerstand boten, beweglicher und in jeder Art zweckmäßiger waren, obwol der Wirkung des Geschützes vielleicht mehr ausgesetzt sein dürften, als das eigentliche ältere Quarré. — Elektrisches Quadrat ist eine dünne Tafel von Glas, Harz, Siegellack oder einer andern an sich elektrischen Substanz mit einer metallischen Belegung, jedoch so, daß am Rande ein Raum von 2 Zollen unbelegt gelassen ist. Diese elektrischen Platten wurden vom D. Beris 1747 in England zuerst gebraucht. — Magische Quadrate nennt man ein Kunstspiel, welches darin besteht, daß man die Felder eines schachbretartig eingetheilten Quadrats mit den Zahlen der natürlichen Zahlenreihe oder irgend einer arithmetischen Progression so ausfüllt, daß die Horizontal- und Verticalreihen, nach Befinden auch die Diagonalen, gleiche Summen geben; z. B.

1	15	14	4
12	6	7	9
8	10	11	5
13	3	2	16

Euler, Kircher, Franklin, Mollweide u. A. haben Untersuchungen darüber angestellt. Aus Mollweide's „Commentat. de quadratis magicis" (Leipz. 1816, gr. 4.) befindet sich ein Auszug im 4. B. d. Klügel'schen „Mathem. Wörterb.". In Indien, dem wahrscheinlichen Vaterlande dieser arithmetischen Spielerei, bedient man sich solcher Quadrate als Talismane.

Quadratische Gleichungen, auch Gleichungen (s. d.) vom 2.

Grade, nennt der Mathematiker solche, in welchen die unbekannte Größe in der 2. Potenz steht. Ihre Auflösung geschieht übrigens nach den Regeln gewöhnlicher Gleichungen, nur muß am Ende die Quadratwurzel aus beiden Theilen der Gleichung gezogen werden. Enthalten die Glieder dieser Gleichungen ein vollkommenes zweitheiliges Quadrat, z. B. aus a + b, in sich, so heißen sie vollständig oder rein, fehlt hingegen das Quadrat des einen Theils, verwickelt oder unvollständig.

Quadratrix heißt in der höhern Geometrie eine transscendente Curve, welche Dinostrates, später auch Tschirnhausen, brauchten, um annäherungsweise den Kreis zu quadriren. (S. Transscendent.)

Quadratur, die, suchen, oder quadriren, nennt der Mathematiker vornehmlich bei krummlinigen Figuren das Bemühen, ihr Maß auszumitteln. (Vgl. Kreis und Aliquot.)

Quadrivium, s. Schulen.

Quadrille, ein franz. Tanz von munterm Charakter, welcher von 4 Paaren getanzt wird. Die Melodie, welche aus 2 Reprisen von 8 Takten besteht, wird in $\frac{2}{4}$ Takt gesetzt und in einem lebhaften Zeitmaße vorgetragen. Ebenso heißt ein Kartenspiel.

Quadruple- und Quintuple-Allianz: bedeutungsvolle Namen in der Geschichte des politischen Systems von Europa! Da es in jedem Zeitpunkte der neuern Geschichte vorherrschende Mächte gegeben hat, so lag den meisten, zur Erhaltung des politischen Gleichgewichts (s. d.) geschlossenen Bündnissen die Absicht zum Grunde, die Übermacht der Einzelnen zu verhindern, oder dem Fortschritte einer bereits erworbenen Einhalt zu thun. Deßhalb vereinigten sich größere und kleinere Staaten bald gegen das Übergewicht der östreichischen, bald gegen das der spanischen, bald gegen das der französischen Macht. Doch waren diese Bündnisse gewöhnlich nur auf einen besondern Zweck, oder bloß mittelbar auf einen allgemeinen europäischen Zweck berechnet. (Vgl. Allianz.) Auch wurden sie nicht immer nach der Zahl der Verbündeten historisch benannt. Der erste Bund, den man nach der Zahl seiner Glieder bezeichnete, war die von den Generalstaaten (Holland), dem Könige von Dänemark, dem großen Kurfürsten (Friedrich Wilhelm von Brandenburg), und dem Herzoge von Braunschweig-Lüneburg geschlossene Quadruple-Allianz, Haag den 28. Oct. 1666. Sie entstand aus frühern Bündnissen dieser Staaten unter sich und hatte die gemeinschaftliche Vertheidigung gegen jeden Angriff zur Absicht, ob sie gleich die Behauptung der Unabhängigkeit der freien Reichsstadt Bremen gegen Schweden als ihren Zweck angab. Der Plan, daraus einen allgemeinen Bund zu bilden, ward nicht ausgeführt. Wichtiger war der zweite Bund d. N., die Quadruple-Allianz von 1718 (Lond., 2. Aug.). Sie entstand aus der im Haag den 4. Jan. 1717 zwischen Großbritannien, Frankreich und den Generalstaaten gegen Spanien geschlossenen Triple-Allianz. Der spanische Minister Alberoni wollte nämlich die Verfügungen des Utrechter Friedens (s. d.) umstoßen, das Haus Stuart wieder auf den Thron von England erheben und dem Herzog von Orleans die Regentschaft in Frankreich entreißen. Letzterer suchte daher die Freundschaft der Seemächte, und es gelang ihm, jenen Bund der genannten 3 Mächte zur Aufrechthaltung des utrechter Friedens zu Stande zu bringen. Allein Spanien ließ sich dadurch in seinen Entwürfen nicht stören; es griff vielmehr das Haus Östreich in Italien an und eroberte Sardinien. Nun schlossen Großbritannien und Frankreich mit Östreich die Quadruple-Allianz von 1718, welche darum so heißt, weil Holland (16. Febr. 1719) dazu trat. Sie hatte den Zweck, Spanien zur Anerkennung des utrechter Friedens zu zwingen und Savoyen zu bewegen, für Sicilien, welches an Östreich fallen sollte, Sardinien anzunehmen. Der Herzog von Savoyen mußte dieser Verfügung nachgeben (s. Sa-

inische Monarchie); er trat zur Quadruple-Allianz schon den 10. Nov. 718. Spanien hatte sie verworfen; daher erklärten Großbritannien und Frankreich an Philipp V. den Krieg. Als aber der engl. Admiral Byng (s. d.) die spanische Flotte den 11. Aug. 1718 an der Küste von Sicilien gänzlich geschlagen atte, und ein franz. Heer unter Berwick siegreich eingedrungen war, gab Philipp ach. Alberoni wurde abgesetzt, und Spanien trat zu der Quadruple-Allianz im haag den 17. Febr. 1720. Allein die Ruhe von Europa wurde dadurch nicht auerhaft befestigt, und das ränkevolle Spiel politischer Pläne und diplomatischer ntriebe, um Einfluß auf die fremden Cabinette zu erlangen, beschäftigte die vorerrschenden Mächte nach wie vor in Paris, in Petersburg, in Wien und London. inen ganz entgegengesetzten Charakter hatte die Politik, welche hundert Jahre spär das neue Friedenssystem von Europa auf die Quadruple-Allianz von Chaunont, auf die heilige Allianz und auf die Quintuple-Allianz von Aachen gründete; och wird die letztere in der Diplomatie nicht ausdrücklich so genannt. Die Quaruple-Allianz der 4 Mächte, Östreich, Rußland, Preußen und England, zu haumont vom 1. März 1814, ging aus der großen Verbindung hervor, welche 813 zur Auflösung des napoleon'schen Reichs gebildet worden war. Sie hatte icht die Bedeutung einer eigentlichen Allianz im alten diplomatischen Sinne, sondern die einer bewaffneten Verbindung zur Wiederherstellung der Unabhängigkeit. Nachdem sie ihren Zweck erreicht und Frankreichs Macht in die alten Grenzen zurückgeführt hatte, ward sie die Grundlage des gegenwärtig bestehenden politischen Systems, welches sowol auf dem Congresse zu Wien als auch in der heiligen Allianz, und zuletzt noch bestimmter und feierlicher auf dem Congresse zu Aachen Oct. u. Nov. 1818), in dem Vereine der 5 Mächte, Östreich, Rußland, England, Preußen und Frankreich, die Erhaltung der Ruhe von Europa als seinen einzigen Zweck ausgesprochen hat, sodaß dieser Verein mit dem Herrn v. Gentz eine oalition des Friedens genannt werden kann. In diesem System hat, wie Hr. v. Gentz (s. „Wiener Jahrb. d. Literat.", 5. Bd. 1819) dasselbe charakterisirt, jeder uropäische Staat seinen bestimmten und festen Platz; die Staaten sind sammt und onders durch gemeinschaftlich anerkannte Grundsätze und durch gemeinschaftliche ositive Verträge zu Einem Zwecke verbunden; sie genießen alle gleiche Rechte; und enn auch in dem stürmischen Zeitpunkte, wo diese neue Ordnung der Dinge — on welcher die Geschichte noch nichts Ähnliches aufzuweisen hat — zu Stande am, die Hauptmächte eine einstweilige Oberleitung der Geschäfte, eine Art von öderativer Dictatur ausübten, so haben sie diese doch nie als ein Vorrecht in Anpruch genommen, sie stets nur im Sinne des gemeinsamen Interesses und unter Beistimmung aller Interessenten geführt, und sie endlich zu Aachen, nachdem die tzte provisorische Maßregel (durch die Räumung Frankreichs) erfüllt war, feierlich iedergelegt. Frankreich aber hat durch seine Theilnahme an den aachner Verhandungen in der großen europäischen Friedenscoalition den ihm gebührenden Platz rhalten, und die Ansicht des Hrn. v. Pradt (in seiner Schrift: „L'Europe après e Congrès d'Aix-la-Chapelle", Par. 1819), als ob Frankreich in eben die Allianz aufgenommen worden sei, die bis dahin gegen Frankreich gerichtet gewesen ar, ist ebenso wenig historisch und diplomatisch richtig als in der Natur der Sache egründet. Wenn jene letzte Quadruple-Allianz, die durch besondre Verträge 1814 nd 1815 gestiftet wurde, und aus welcher sich allerdings die neueste aachner Verindung der 5 Hauptmächte entwickelt hat, auch nach der Räumung Frankreichs ufrecht erhalten wurde, wie sich wol nicht mehr bezweifeln läßt, so ist sie doch nur uf bloße Möglichkeiten der Zukunft und vielleicht nie (von Frankreichs Seite her) intretende Gefahren gerichtet. Übrigens sind jene Hauptmächte, seit Frankreich hren in der Declaration vom 15. Nov. ausgesprochenen Grundsätzen förmlich beietreten ist, forthin nichts mehr als die „ersten und natürlichsten Beschützer der all-

gemeinen, durch wiederholte Verträge bekräftigten Ordnung und des von der ganzen Christenheit beschworenen, auf politischen, ökonomischen, moralischen und religiösen Grundlagen mehr als je zuvor befestigten Friedens. Der kleinste souveraine Staat ist auf seinem Gebiete und in dem Wirkungskreise seiner Rechte so unabhängig als Frankreich, England oder Rußland; und die wechselseitigen Verhältnisse der Staaten werden durchaus nach alt-völkerrechtlichen Grundsätzen und in rein-diplomatischen Formen verhandelt." (S. Gentz a. a. O.) Daher heißt es in der aachner Declaration des Völkerrechts, welche die 5 Mächte, als die Grundlage der europäischen Staatskunst, den 15. Nov. erlassen haben, von diesen Mächten selbst: **Ils reconnaissent solennellement, que leurs devoirs envers Dieu et envers les peuples qu'ils gouvernent, leur prescrivent de donner au monde, autant qu'il est en eux, l'exemple de la justice, de la concorde et de la modération.** Aus diesen Grundsätzen folgt, daß die genannten Hauptmächte von dem wahren Werthe des sonst so eifrig gesuchten politischen Einflusses, oder von dem eiteln Vortheile, fremde Cabinete für den jedesmaligen Privatzweck nach Willkür zu stimmen, zu bearbeiten und zu lenken, endlich eine richtige Ansicht gefaßt haben. „Der einfache Charakter des europäischen Friedensbundes (sagt Hr. v. Gentz a. a. O.) schließt alle alte Cabinetskunststücke aus; kein herrschender Einfluß, ein diplomatischer so wenig als ein bewaffneter, findet darin statt; gemeinschaftliches Recht, gemeinschaftliche Ordnung und wechselseitige Unterstützung jeder Art sind seine einzigen Zwecke". Freilich vermißt man in obiger Erklärung vom 15. Nov. alle nähere Bezeichnung der Umstände, unter welchen die wechselseitige Unterstützung jeder Art, und wie sie stattfinden soll. Der möglichen Dazwischenkunft der Mächte bei den innern Unruhen eines Landes wird darin nicht gedacht, und doch folgt sie daraus. Mithin hängt die Anwendung der ausgesprochenen Grundsätze einzig von dem Gewissen der Cabinete ab, und es bleibt unentschieden, bis zu welchem Punkte jene Unruhen diesen das Recht geben, sich darein zu mischen. Oder hat, könnte man fragen, die eine Partei das Recht, jene Dazwischenkunft gegen die andre Partei aufzurufen, wie einst die targowitzer Conföderation Rußland gegen die polnische Constitution vom 3. Mai 1791 aufrief? Wenn aber die neubefestigte Unabhängigkeit der Völker auch mit darin besteht, daß jedes das Recht hat, seine Angelegenheiten im Innern unabhängig von dem andern zu ordnen: so darf jene Dazwischenkunft in solche Angelegenheiten nur dann stattfinden, wenn Unruhen damit verbunden sind, welche die Unabhängigkeit andrer Staaten in Gefahr bringen. Wäre es anders, so würde nur der Stärkere wahrhaft unabhängig sein, denn er allein könnte das Einmischen in seine Angelegenheiten abwehren. Endlich darf man fragen, welche Bürgschaft hat das gegenwärtige politische System der 5 Hauptmächte? Nach Hrn. v. Pradt ist die einzige Bürgschaft desselben die **Heilige Allianz** (s. d.), welche aber schon bei ihrer Bekanntmachung, ihrer angeblich vieldeutigen Unbestimmtheit oder Allgemeinheit wegen, **l'Apocalypse de la diplomatie** genannt wurde. Dagegen erklärt sich Hr. v. Gentz a. a. O. so: „Die Bürgschaften, auf welchen dieses System zunächst ruht, sind die von sämmtlichen größern und kleinern Mächten abgeschlossenen Verträge, und die in diesen Verträgen, oder in andern feierlichen Acten von gleicher Kraft aufgestellten, von allen Theilnehmern anerkannten, bestimmten völkerrechtlichen Grundsätze. Dies sind die positiven Garantien. Die Urkunde, der man den Namen der heiligen Allianz beigelegt hat, ist eine wechselseitige persönliche Verpflichtung der Souveraine, diese Grundsätze und jene Verträge heilig zu halten; sie hat den für sich bestehenden positiven Garantien nur eine neue moralische und religiöse Sanction verliehen und ist insofern allerdings die höchste Garantie". Daß der aachner Friedensbund der 5 Hauptmächte aber zugleich eine Art von Tribunal für die politischen Angelegenheiten von Europa sein wolle, wie Hr. v. Pradt behauptet, ergibt sich keineswegs aus dem Inhalte der aachner

Urkunden. Die Souveraine oder ihre Minister sprechen darin nie anders als in ihrem eignen Namen, von ihren eignen Verhandlungen, Grundsätzen und Wünschen; sie schreiben keinem andern Staate Regeln vor; sie maßen sich über Niemand den Schein von Obergewalt oder Gerichtsbarkeit an; sie erklären, daß sie, selbst bei künftigen persönlichen Vereinigungen, sich nie mit den Angelegenheiten fremder Staaten, es sei denn, daß sie ausdrücklich dazu aufgefodert würden, beschäftigen wollen. Und daß dies wirklich ihr Entschluß sei, beweist die Art, wie der Territorialstreit zwischen Baiern und Baden von ihnen angesehen und ausgeglichen worden ist. Ein als Regel anzunehmendes Beispiel für alle ähnliche Fälle! Wenn also dieser Bund durchaus nichts weiter aufstellt als die Pflichtgebote einer christlichen Friedenslehre, was gibt er der von so vielfachen Kämpfen ermüdeten Welt für eine Bürgschaft der längern Dauer des durch die neugeordneten äußern Verhältnisse der Staaten wiederhergestellten politischen Friedens? Er gibt ihr das Fürtenwort des Völkerrechts. Möge die Zukunft dieses große Wort erfüllen! K.

Quaglio, eine Künstlerfamilie in München. Der Vater, Joseph Q., war Hoftheatermaler. Sein ältester Sohn Angelo, ein Künstler von ausgezeichneten Talenten, starb jung. Der 2. Sohn, Dominicus, geb. zu München den 1. Jan. 1786, Architekturmaler, seit 1804 als k. baierscher Hoftheatermaler angestellt, erlernte die zu architektonischen Aufrissen nöthige Kenntniß der Linienperspective bei seinem Vater. In der Ölmalerei bildete er sich selbst. Auf seinen Reisen durch Salzburg und Baiern nach Italien ꝛc. studirte er in den Denkmälern selbst den sogen. gothischen oder altdeutschen Baustyl und verfertigte Zeichnungen von alten Bauwerken, die sich zu einer malerischen Darstellung eigneten. Innig vertraut mit der Natur, wußte er in seinen Gemälden die Wahrheit der Formen mit der Harmonie der Färbung glücklich zu verbinden. In Rücksicht auf natürliche Beleuchtung wird er von Vielen selbst Canaletto vorgezogen. Auch Bei- und Nebenwerke weiß er dem Hauptgegenstande geschickt unterzuordnen. Mehre Bilder von ihm, z. B. das Schloß von Burghausen, den Dom zu Regensburg, besitzt der König von Baiern; in der k. Galerie zu München sieht man von ihm den Seitengang in der St.-Sebalduskirche zu Nürnberg. Ferner nennt man unter seinen Ölgemälden: die Kathedralkirche zu Como, die alte Pfarrkirche zu Bamberg, den Dom zu Bamberg u. a. m. Unter seinen neuesten Bildern schätzt man seinen Dom zu Freiburg (im Besitz des Hrn. v. Quandt in Dresden), die Frauenkirche zu München, den Canal von Brügge, den Victualienmarkt zu München, die Stadtmauer von Andernach u. a. m. Für die Herausgabe der k. Galerie zu München und Schleißheim hat er mehre lithographirte Blätter geliefert; auch hat er ein Werk, „Die Denkmäler der Baukunst des Mittelalters im Königreich Baiern", herausgegeben. 12 Blätter merkwürdiger Gebäude in Baiern und einige andre hat er radirt. — Sein jüngerer Bruder, der Geschichts- und Bildnißmaler Lorenz Q., geb. zu München den 19. Dec. 1793, widmete sich Anfangs dem Fache der Architektur. Hierauf studirte er die Historienmalerei in der k. Akademie zu München und verband damit das Portraitfach. Auch übte er sich in landschaftlichen Darstellungen und in Zeichnungen auf Stein. Mehre Blätter der k. Galerie von München und Schleißheim beweisen seine große Fertigkeit im Zeichnen. Seine Behandlung ist zart, fleißig und ungemein ausgeführt. In seinen Hintergründen und in den Beiwerken erkennt man den geübten Architekturmaler, vorzüglich im altdeutschen Styl. Seine Compositionen haben Wahrheit und Empfindung. Er weiß die naive Einfalt häuslicher Scenen und anziehende Verhältnisse aus dem menschlichen Leben mit ebenso viel Wahrheit als Gefühl darzustellen. So sein Eremit am Eingange eines Waldes, betend vor einem Kreuze unter einer Eiche; seine Bettlergruppe, die am Eingange einer Kirche Almosen empfängt; seine berchtoldsgadner Bauernfamilie beim Mittagsessen u. a. m. — Der jüngste Bruder, Simon Q., geb. zu München

den 23. Oct. 1795, und 1812 daselbst als Hoftheatermaler angestellt, ist ebenfalls ein Schüler seines Vaters. Er malte anfangs in Wasserfarben. Man schätzt seine Ansichten von Gebäuden in landschaftlicher Umgebung, von Kirchen u. s. w., z. B. seinen Palazzo Vecchio mit der dabei befindlichen Loge zu Florenz. 20.

Quäker (Zitterer), die Glieder einer um die Mitte des 17. Jahrh. in England entstandenen und besonders in Nordamerika zahlreichen Religionsgesellschaft, deren Begeisterung sich bei ihren Andachtsübungen in der ersten Zeit nach ihrer Stiftung durch Verzuckungen und Zittern anzukündigen pflegte, und deren Stifter, George Fox (geb. zu Dreton in Leicestershire 1624, gest. 1681), einst vor Gericht gesagt haben soll: „Zittert vor dem Worte des Herrn". Sie selbst nennt sich die christliche Gesellschaft der Freunde, weil das Band der Freundschaft und gleichen Gesinnung die Anhänger ihres Stifters zu eignen, von der englischen Kirche abgesonderten, Gemeinden vereinigte. Fox fing 1649 (in einem wegen politischer Gährungen und umsichgreifender Beschwerden gegen die bischöfl. Kirche dem Separatismus besonders günstigen Zeitpunkte) an, göttliche Offenbarungen, die er erhalten haben wollte, mitzutheilen. Die Dreistigkeit, womit dieser von wissenschaftlicher Bildung ganz entblößte Schustergesell auf die Laster aller Stände loszog, die Geistlichkeit angriff, Gelehrsamkeit und Schulwissenschaft für unnütz erklärte und das Volk zur Verweigerung der kirchlichen Abgaben reizte, fand Beifall bei den gemeinen Leuten. Trotz aller Verfolgungen, die über ihn ergingen, breiteten sich s. Meinungen schnell aus. In Wales und Leicester hatten sich die ersten Quäkergemeinden gebildet, 1654 entstand eine zu London, und 1658 hielt Fox die erste Generalversammlung s. Partei zu Bedford. Einige zu ihr übergegangene Gelehrte, wie Samuel Fisher, George Keith, William Penn (s. d.), der ihr eifrigster Verbreiter ward, und besonders Rob. Barclay, dessen „Apologia theologiae verae christianae" (1676) den Glauben der Quäker am gründlichsten darstellt, brachten durch ihre Schriften in die verworrenen Aussprüche des Stifters erst die Bestimmtheit und Ordnung, welche das Eigenthümliche der Lehre dieser Sekte kenntlich macht. Ihr Grundsatz ist die Meinung, daß Jedem, der den göttlichen Geist ernstlich suche, unmittelbar göttliche Offenbarungen zu Theil werden, deren Keime der menschliche Geist in sich trage. Diese, nach ihrer Ansicht, dem Menschen angeborene Fähigkeit, sich durch Anregung des h. Geistes göttlicher Offenbarungen und der gesammten Religionswahrheiten bewußt werden zu können, nennen sie den im menschlichen Herzen wohnenden Christus, das innere Licht oder Wort, welches sie im Range über die Schrift stellen. Diese gilt ihnen nur als eine untergeordnete Glaubensregel, und sie sprechen ihr die Eigenschaft der Vollständigkeit und allgemeinen Anwendbarkeit auf neuere Zeiten ab. Das Werk der Erlösung halten sie für eine geistige Thatsache, die sich im Innern jedes wahren Christen erneuere; ebenso sind ihnen die Sacramente auch nur innere, gemüthliche Handlungen, daher es bei ihnen keine Taufe, kein Abendmahl und überhaupt keine kirchlichen Gebräuche gibt. Ihr Gottesdienst übertrifft an Einfachheit den jeder andern christlichen Sekte. Man sieht keinen Altar, keine Kanzel und keine Bilder, man hört keinen Gesang und keine Musik in den Versammlungssälen. Ohne Glockenklang kommt die Gemeinde zusammen und harret schweigend mit bedecktem Haupte auf den Geist. Wer sich von ihm ergriffen fühlt, kündigt s. Begeisterung durch Seufzer an, in welche die Übrigen einstimmen, und wenn er predigt oder betet, hören ihm Alle stehend, die Männer mit entblößtem Haupte, zu. Bisweilen sprechen Mehre nach einander; doch geht man auch, wenn Keiner sich dazu gedrungen fühlt, nach stundenlangem Harren wieder auseinander, ohne daß ein Laut gehört worden ist. Einen besondern geistlichen Stand dulden die Quäker nicht, Männer und Weiber dürfen in ihren Versammlungen predigen und beten, weil nach ihrer Meinung der h. Geist noch jetzt, wie in den Aposteln, bei jedem Christen das innere Wort erweckt. Erst in

neuern Zeiten haben sie Glieder der Gemeinde, die sich oft im Predigen auszeichneten, beauftragt, dieses Geschäft in der Regel zu versehen, und zu Dienern der Gemeinden ernannt, ohne dadurch die Freiheit Aller, zu predigen, wenn sie sich begeistert fühlen, einzuschränken; auch bleiben solche Diener bei ihrem Gewerbe, und erhalten nur, wenn sie es bedürfen, einige Unterstützung aus der Gemeindecasse. Ihre Predigten sind ganz kunstlos, und absichtlich vermeiden sie die bei andern Religionsparteien hergebrachte dogmatische Terminologie. Die Verfassung der Quäkergemeinde ist, zufolge ihres Grundsatzes, der Alle gleich macht, ganz demokratisch. Jede versammelt sich monatlich, um über ihre Schul- und Wohlthätigkeitsanstalten, über die Aufnahme von Neubekehrten, über die Sittenzucht und Bestrafung ausgearteter Glieder, gegen die nur durch Verweise und Ausschließung verfahren wird, und über die Erlaubniß zu Heirathen, die durch ein vor den Ältesten geleistetes Eheversprechen geschlossen werden, zu berathschlagen. Diese monatliche Versammlung entscheidet auch in erster Instanz über die Streitigkeiten einzelner Glieder, führt die kirchlichen Listen und wählt die, weder durch Besoldung noch durch andre Vorrechte ausgezeichneten, Beamten, die zur Erhaltung der Ordnung und Armenpflege beauftragten Ältesten, die Diener und ihre Abgeordneten zu den vierteljährigen Versammlungen. Diese bestehen aus den Abgeordneten der Gemeinden eines Bezirks und bilden eine höhere Synode, welche die Beschlüsse der monatlichen bestätigt, die Berichte derselben zur Kenntniß der jährlichen bringt, Appellationen in zweiter Instanz annimmt und entscheidet und die Vertreter des Bezirks zu den jährl. Versammlungen ernennt. Letztere sind für alle Gemeinden eines Landes die höchste Instanz, üben in Sachen der Zucht, Verfassung und Sitte die gesetzgebende Gewalt, bevollmächtigen Apostel (Missionnairs) zur Ausbreitung der Lehre und geben in Angelegenheiten und Streitigkeiten jeder Art die letzte Entscheidung. Solcher jährl. Generalversammlungen werden für die 7 Länder oder Provinzen, in welche die Sekte sich eingetheilt hat, gleichzeitig 7 gehalten, nämlich für die amerik. Quäker in Neuengland, wozu Neuhampshire, Massachusets, Rhode-Island und Konnektikut gehören, in Virginien, in Nord- und Südcarolina, in Georgien, und für die europäischen in London. Sie erhalten durch die Mittheilung allgemeiner Nachrichten über den Zustand der ganzen Sekte und durch gegenseitige Unterstützung den Zusammenhang aller Quäkergemeinden; auch stehen unter ihrer Aufsicht die Gesellschaftscassen, welche den Aufwand der Gemeinden für ihre Bethäuser und milden Anstalten bloß aus dem Ertrage freiwilliger und meist sehr reichlich eingehender Beiträge der Einzelnen bestreiten; denn da nach ihrer Lehre alle Mitglieder Geistliche sind, halten sie die Entrichtung von Abgaben an Kirchen und Geistlichkeit für unerlaubt. Schon die aus diesem Grundsatze folgende Verweigerung des Zehnten und andrer Kirchengebühren mußte die Duldung der Quäker in christlichen Staaten, wo irgend eine Kirche die herrschende ist, schwierig machen; in ein noch größeres Mißverhältniß mit der bürgerlichen Ordnung kommen sie durch die Eigenheiten ihrer Moral. Diese ist, wie bei den Mystikern, sehr streng, sie untersagt ihnen unbedingt die Ablegung des Eides, die Leistung von Kriegsdiensten und Kriegssteuern und den Genuß von Vergnügungen, welche die Sinnlichkeit reizen und Leidenschaften erregen. Daher halten sie die Theilnahme an öffentlichen Lustbarkeiten, Theater, Glücksspiele, Jagd, Tanz, Schmäuse und Trinkgelage, Luxus jeder Art, ja selbst den Handel mit Luxusartikeln und Kriegsbedürfnissen für unerlaubt, und die Übung der schönen Künste wenigstens für gefährlich. Wegen der biblischen Vorschrift: „Achte nicht das Ansehen der Person!“ glauben sie von den Pflichten der üblichen Höflichkeit entbunden zu sein, nennen alle Menschen ohne Unterschied des Ranges Du, verweigern den Gebrauch der Titel und nehmen vor Keinem den Hut ab. Eine bestimmte Kleiderordnung, die den Anzug auf das Nöthige beschränkt und den Männern Hüte mit breiten herabhängenden Krempen und dunkelfarbige

Röcke ohne Knöpfe, den Frauen eine schwarze Kopfbedeckung und grüne Schürzen vorschreibt, ist für Alle Gesetz. Die Monate und Wochentage benennen sie nicht mit den herkömmlichen römischen Namen, sondern nach der Zahlenordnung. So viele Sonderbarkeiten in Lehre, Verfassung und Sitte mußten die Quäker um so mehr zum Gegenstande des Spottes und der Verfolgung machen, je unbescheidener und hartnäckiger sie im ersten Eifer ihrer Verbrüderung damit hervortraten. In England warf man Viele wegen der Verweigerung des Eides und andrer rechtswidriger Handlungen in Gefängnisse und Tollhäuser; noch weniger glückte es ihnen in Deutschland, wo sie im Holsteinischen, zu Hamburg und Danzig kaum angefangen hatten, ihre Lehre zu verbreiten, als obrigkeitliche Verbote sie wieder vertrieben. Besser gerieth ihr Werk auf holländ. Gebiete, wo die schon 1658 in Friesland und die später in den bedeutendsten Städten Hollands entstandenen Gemeinden sich bis jetzt behauptet haben. In England waren sie unter Cromwell und Karl II. abwechselnd geschont und gedrückt, bis ihnen die Toleranzacte 1689 vollkommene kirchliche Freiheit verschaffte. Dieselbe genießt auch die 1786 durch engl. Apostel gestiftete kleine Quäkergemeinde in Friedensthal bei Pyrmont. Außer dieser, den holländischen, den jetzt 60,000 Seelen zählenden englischen, welche allein in London 32 Bethäuser haben, und den Quäkercolonien in den norwegischen Handelsstädten, gibt es in Europa keine Quäkergemeinden. Wo sie geduldet werden, gilt ihr einfaches Versprechen vor Gericht an Eidesstatt, und für ihre Befreiung von Kriegsdiensten entrichten sie besondere Abgaben. Nirgends aber haben sie sich weiter und freier ausgebreitet als in Nordamerika. Die Ersten kamen 1660 dahin und siedelten sich in Neujersey an; Fox selbst begab sich 1662 dahin, kehrte jedoch in der Folge nach England zurück; aber viel zahlreichere Colonien folgten 1681, da William Penn ihnen das von der engl. Krone erhaltene Land am Delaware einräumte. Penn ging 1682 selbst nach Pennsylvanien und gründete die Verfassung der dasigen, durch Einwanderungen aus England, Holland und Deutschland schnell anwachsenden Quäkergemeinden. Seitdem haben sie sich in den meisten Provinzen der Verein. Staaten von Nordamerika ausgebreitet, wo ihre Seelenzahl über 300,000 geschätzt wird. Sie genießen hier vollkommene bürgerliche und kirchliche Freiheit, mußten aber doch die Unverträglichkeit ihrer Grundsätze mit jeder Staatsverfassung in dem Kriege empfinden, der die Verein. Staaten von England losriß. Damals entstand unter ihnen die besondere Sekte der freien oder fechtenden Quäker, aus deren Mitte Männer, wie Matlock, Green und Thomas Mifflin als Generale namhaft wurden, während die Quäker vom alten Systeme, das jede gewaltsame Vertheidigung untersagt, ihren Patriotismus nur durch Steuern zu den Magazinen für Roggen, Weizen u. a. Körner (sie wollten nicht sagen Munition) beweisen mochten. Die freien Quäker unterscheiden sich von den alten nur durch die Meinung von der Zulässigkeit der Kriegsdienste, sind aber von diesen völlig getrennt und machen ungefähr den 6. Theil aller Quäker in Nordamerika aus. In der Würde des sittlichen Charakters übertreffen die Quäker andre christl. Sekten. Ihr Fleiß, ihre Redlichkeit und Ordnungsliebe, die Einfachheit ihrer Lebensart, der Ernst ihres Betragens und die häuslichen Tugenden, die man fast ohne Ausnahme in ihren Familien wahrnimmt, haben ihnen die öffentliche Achtung erworben. Verbrecher sind bei ihnen höchst selten, Selbstmorde ganz unerhört und auch nirgends Bettler und Landstreicher zu sehen; ihre trefflichen Anstalten für Arme und Hülfsbedürftige, die Wohlthätigkeit, mit der sie sich selbst fremder Glaubensgenossen annehmen, und die streng gehandhabten Gesetze ihrer Sittenzucht lassen nicht leicht Etwas aufkommen, das ihren Ruf beflecken könnte. Vorzüglich ihren menschenfreundlichen Bemühungen ist die Aufhebung des Sklavenhandels und die Befreiung der Neger in den Verein. Staaten zuzuschreiben. Wissenschaften und Künste werden von ihnen wenig gefördert; unter den Facultätsstudien üben sie nur die Medicin; ihr Sinn

ist durchaus mehr auf das Praktische gerichtet, und die Meisten beschäftigen sich mit Handel und Gewerben. Übrigens erscheinen ihre Eigenheiten jetzt weniger schroff als sonst; die Heuchelei, die man ihnen vorgeworfen hat, wird unter ihnen seltener, und die Begeisterung verraucht immer mehr. Das Verbot der Heirathen außer der Gemeinde ist in neuern Zeiten öfter übertreten worden; wohlhabende und vornehme Familien ziehen sich häufig von ihnen zurück, um der freien Geselligkeit und den Staatsämtern, von denen das Quäkerthum in England ausschließt, näher zu kommen. Diejenigen unter ihnen, welche sich von der alten Einfachheit entfernt und verfassungswidrige Gebräuche der Weltsitte und des Luxus angenommen haben, werden nasse Quäker genannt und von den monatlichen Versammlungen ausgeschlossen, dagegen die altgläubigen und strengen trockene heißen. Da die Zahl der letztern allmälig geringer wird, so scheint diese Sekte, deren Religionsansicht, wenn ihre mystische Hülle abfällt, ein dürrer Deismus ist, ihrer Auflösung entgegen zu gehen. Über die von den Quäkern wesentlich verschiedene Sekte der Schütterquäker oder Shakers vgl. Schütterer. E.

Qualität und Quantität sind 2 Denkformen, welche zu den Urbegriffen des menschlichen Verstandes (s. Kategorien) gezählt werden. Qualitäten sind die innern Eigenschaften einer Sache, welche an dieser Sache für sich, ohne daß sie mit etwas Anderm verglichen wird, wahrzunehmen sind. (Im gemeinen Leben versteht man unter Qualität auch bürgerliche u. a. Eigenschaften, Stand, Würde ꝛc.) Nach Kant ist Qualität die Bestimmung eines Dinges überhaupt, wodurch sein Inhalt oder seine Materie gedacht wird. Vermöge der Qualität reden wir von Realität, Negation und Limitation. Sein, Empfindung in der Zeit, heißt Realität; sein Gegentheil Negation, Nichtsein überhaupt. Sein in der Zeit durch Nichtsein eingeschränkt, heißt Limitation. Die logische Qualität besteht in dem Setzen, Aufheben oder Beschränktsetzen. Die Urtheile ihrer Form nach sind daher positiv, negativ und limitirt, und die logische Qualität der Urtheile beruht sonach in dem Verhältniß des Prädicats, d. i. der Aussage zum Subjectbegriffe. Unter Quantität wird überhaupt verstanden die Eigenschaft eines Dinges, vermöge deren es vermehrt und vermindert und nach einem angenommenen Maße (einer Einheit) bestimmt werden kann; kurz, daß es ein Quantum (Größe überhaupt) ist. Die Quantität durch Zeit versinnlicht gibt Zeitreihe; eine bestimmte Größe in der Zeit ist die Zahl, insofern man sich eine successive Wiederholung von Einheiten vorstellt. Eine Größe, welche successiv von Theil zu Theil aufgefaßt wird, ist eine extensive; eine Größe, welche auf einmal aufgefaßt wird, ist ein Grad oder eine intensive Größe. Eine sowol extensive als intensive Größe ist continuirlich. Die Quantität (oder Größe) der Urtheile insbesondere bezieht sich auf den theilweisen oder ganzen Umfang des Subjects, von welchem sie gelten. Extensive Größe nennen die Logiker Größe des Umfangs (der Sphäre); intensive, Größe des Inhalts, d. i. der Merkmale eines Begriffs. Beide stehen im umgekehrten Verhältnisse. — Quantitativ, der Größe nach. Qualitativ, der Beschaffenheit nach. — Vgl. auch Prosodie.)

Quandt (Johann Gottlob von), als Kunstkenner und Schriftsteller im Kunstgeschichtlichen Fache rühmlich bekannt, lebt zu Dresden, wo er durch lehrreiche Mittheilung seiner mit echtem Kunstsinn angelegten Sammlungen sich um Kunstgenossen und Kunstfreunde sehr verdient macht. Er ist geb. zu Leipzig d. 9. Apr. 1787 und war anfangs für die Handlung bestimmt. Sein Vater, Joh. Gottl. Q., besaß nämlich die durch dessen Großvater, Joh. Gottfr. Quandt und Thorbeck, am Ende des 17. Jahrh. von Amsterdam nach Leipzig verlegte und vom Sohne, Joh. Gottl. Q., fortgeführte große Tabackshandlung. Damals ward auch von dem Stifter dieses Hauses der jetzige Quandt'sche Hof, bekannt durch Zacharias's Renommisten, u. d. N. des Zotischen Hofes, in Leipzig erbaut. Zu der mit der Hand-

lung verbundenen großen Tabacksfabrik legte Joh. Gottfr. Q. die erste holländische Windmühle in Sachsen auf dem von der Regierung ihm dazu bewilligten Platze an. Gegenwärtig gehört die Quandt'sche Handlung in Leipzig ausschließlich Herrn Mangelsdorff. Denn unsern J. G. v. Q. führte schon früh s. Neigung zur Kunst hin. Die erste Erweckung für das Kunstschöne gab ihm sein Lehrer, der Hofrath Rochlitz; insbesondere gewann ihn für die Malerei der Chevalier de Renty, ein Emigrant, der ein eifriger Kunstfreund war und in dem Hause des Kaufmanns Q. lebte. Schon als Knabe sah er die 3 bekannten Preisblätter von Woollet mit solchem Wohlgefallen, daß der Besitzer ihm dieselben in s. letzten Willen vermachte. Nun fing Hr. v. Q. von s. 12. Jahre an, Kupferstiche zu sammeln. Später übte er sich in der Kunst technisch und praktisch, sowol durch Anschauung vieler Sammlungen auf s. Reisen als auch durch Umgang mit mehren Künstlern, z. B. in Rom mit dem Landschaftmaler Reinhardt, mit E. Platner, mit J. Schnorr, mit dem Kupferstecher Böhme in Leipzig u. A. Damit verband er das eifrigste Studium der Kunstgeschichte. Eine Frucht s. ersten Reise nach Italien, 1811, war s. Schrift: „Streifereien im Gebiete der Kunst", die aber wegen Rücksichten auf politische Verhältnisse erst nach dem Kriege mit Frankreich zu Leipzig 1818 herauskam. Seitdem hat er Aufsätze über Kunstgegenstände und Kunstgeschichte in Zeitschriften zu Weimar, Leipzig, Dresden, Tübingen, vorzüglich in den Kunstblättern von Wendt, Schorn, Böttiger und in der „Muse" von Kind, in der Ersch- und Gruber'schen „Encykl." und in der „Halleschen Allg. Lit.-Zeit." mitgetheilt. Nach dem Tode s. Vaters (Dec. 1819) ließ er sich ganz in Dresden nieder. 1820 machte er s. zweite Kunstreise in Italien. Zugleich auf die Werke alter Meister und auf die Leistungen der neuern deutschen Malerschule aufmerksam, kaufte er nicht nur Bilder, die für die Geschichte der Kunst wichtig sind, sondern bestellte auch Gemälde, zu denen er die Ideen angab. Daher findet man in s. Sammlung (in 9 Zimmern) theils mehre seltene alte Gemälde, z. B. von Fiesole, Alex. Filipepi, genannt Sandro, Jak. Francia, Luk. Cranach u. A., theils vorzügliche Stücke noch lebender deutscher Künstler, z. B. die Judith, von Phil. Veith; 2 Landschaften: ein Eisfeld im Polarmeer, von Friedrich, und das Naturbild des Südens, von Friedr. v. Rohden; einen Seesturm, von Frz. Catel; eine italienische Landschaft, von G. F. Steinkopf; eine Tirolergegend, von J. Ch. Dahl; den Dom zu Freiburg, von Dom. Quaglio; die h. Katharina, von C. Eggers; die h. Elisabeth, vom Prof. Näke; einen Carton von Overbeck; Manches von Schnorr, Öhme, Richter, Hasenflut; Göthe's Büste in carrarischem Marmor, von Rauch u. A. Außerdem hat Hr. v. Q. schöne Gypsabgüsse, z. B. die Venus von Melos, in Paris, und von Elgin's alten Marmorwerken in London. Seine kunstgeschichtlich geordnete Kupferstichsammlung enthält u. A. die Blätter von Alb. Dürer, bis auf 4 Bl. vollständig, und darunter die seltensten in guten Abdrücken; auch wird Israel v. Mecheln (Meckenen) selten so vollständig und schön gefunden als hier. Noch hat Hr. v. Q. viele Zeichnungen, vorzüglich von neuern Künstlern gesammelt. Was aber seinen Sammlungen einen hohen Werth gibt, ist die Öffentlichkeit derselben. Mit dem edelsten Gemeinsinn gestattet nicht nur der Besitzer Künstlern das Copiren der Gemälde und Gypsabgüsse, sondern er hielt auch in s. Hause vor einem Kreise von Künstlern und Kunstfreunden Vorträge über Kunst- und Künstlergeschichte, wobei er die wichtigsten Blätter aus s. reichen Sammlung vorlegte. Diese Vorlesungen haben s. „Geschichte der Kupferstecherkunst" (Lpz. 1827) ihre Entstehung gegeben. Noch bemerken wir, daß Hr. v. Q. die Sammlung altdeutscher Bilder in der leipziger Rathsbibliothek veranlaßt hat, indem er die Bilder in den verschiedenen Kirchen aufsuchte und ihre Wiederherstellung leitete. M. s. sein Programm über diese Bilder in der „Zeitung f. d. eleg. Welt", 1817. — Außer s. Kunststudien ist Hr. v. Q. für alles Gemeinnützige, überhaupt für Bürgerwohl, gern werkthätig. 20.

Quantz (Johann Joachim), geb. zu Oberschaden im Hanöverschen d. 30. Jan. 1697, war von s. Vater, einem Hufschmied, ebenfalls für dieses Handwerk bestimmt. Da er aber als Knabe öfters bei den Bauern mit s. Baßgeige aufgespielt und an dieser Lebensart mehr Gefallen gefunden hatte, so begab er sich im 10. Jahre, nach des Vaters Tode, zu s. Oheim, Stadtmusikus in Merseburg, in die Lehre, wo er nachher als Kunstpfeifergeselle Gelegenheit hatte, in der herzogl. Capelle s. Geschmack zu bilden. 1714 ging er nach Dresden, wo er 1716 den Dienst eines Stadtpfeifergesellen andern Anträgen in die Capellen kleiner Fürsten vorzog. Als Hoboist bei der sogen. polnischen Capelle (1718) ging er mit nach Warschau, wo er nun vorzüglich die Flöte zum Gegenstande s. Fleißes machte. Er nahm Unterricht bei dem damals bekannten Buffardin. 1724 ging er im Gefolge des poln. Gesandten nach Italien; hier traf er (1725) den berühmten Hasse zu Neapel und wurde durch diesen bei dem alten Aless. Scarlatti eingeführt. Nach mehren Reisen (er besuchte auch Paris und London) erlangte endlich Q. in Dresden, wohin er wieder zurückkehren mußte, eine Anstellung in der k. Capelle, bis er 1741 von Friedrich II., welcher ihm schon oft als Kronprinz Anträge gemacht hatte, mit 2000 Thlr. Gehalt u. a. vortheilhaften Bedingungen nach Berlin berufen wurde. Er blieb bei diesem Monarchen, dessen Lehrer auf der Flöte er ward und den er oft begleiten mußte, bis an sein Ende (12. Juli 1773) zu Potsdam. Q. hat nicht bloß als Meister auf der Flöte, sondern auch als Verbesserer derselben große Verdienste. Schon auf s. Reisen versuchte er zu Paris (1726) der Flöte noch eine Klappe zuzusetzen; 1739 fing er an, mit beträchtlichem Vortheil Flöten selbst zum Verkauf zu fertigen, und 1752 erfand er den Aus- und Einschiebekopf, wodurch die Flöte, ohne Verwechselung der Mittelstücke, um einen halben Ton tiefer oder höher gestimmt werden kann. Seine „Anweisung, die Flöte zu spielen", hat mehre Aufl. erlebt. Als Componist übte er fast nur für s. Schüler, den großen Friedrich, für welchen er 299 Concerte und 200 Solos gesetzt haben soll, von denen wenige ins Publicum gekommen sind. Seine Compositionen beurkunden den regelmäßigen Charakter der Compositionen seiner Zeit. Wie weit übrigens die Sorgfalt des Königs für seinen Lehrer ging, sieht man daraus, daß er in seiner letzten Krankheit selbst Arztes Stelle bei Q. vertrat und für die nöthige Pflege sorgte, auch ihm nach seinem Tode ein schönes Grabmal setzen ließ.

Quarantaine, Contumaz, bedeutet diejenige Zeit, während welcher ein Schiff, welches aus einem Hafen kommt, der in Verdacht von ansteckenden Krankheiten ist, in dem Orte s. Bestimmung nicht landen, mit Niemandem Verkehr haben, die Waaren nicht ausladen, die Reisenden nicht absetzen darf. Da anfangs die Zeit im Allgemeinen auf 40 Tage festgesetzt war, so entstand daraus der Name Quarantaine, welcher zwar für Contumaz jetzt gebräuchlicher, insofern aber weniger passend ist, da man jetzt die Dauer derselben bald auf weniger, bald auf mehr Tage bestimmt. Weil durch den Handel aus der Levante die orientalische Pest nicht verbreitet werden konnte, so wurde besonders in den Zeiten, wo der Handel nach den dortigen Gegenden am blühendsten in den Häfen des mittelländ. Meeres war, in diesen Orten am meisten für genaue Quarantaine gesorgt; allein in der Folge erstreckte sich diese Vorsicht auch weiter, je nachdem von andern Nationen Antheil am Handel genommen wurde, und seitdem die occidentalische Pest oder das sogen. gelbe Fieber sich in Westindien, in Nordamerika und selbst in Spanien gezeigt hat, sind auch die Schiffe, welche aus den dortigen Häfen ankommen, der Contumaz unterworfen, sobald der Gesundheitszustand derselben verdächtig wird. Auch im Innern des Landes findet Contumaz statt, sobald sich in irgend einer Stadt oder Provinz eine ansteckende Seuche zeigt, wie z. B. vor einigen Jahren in Spanien der Fall mit dem gelben Fieber war. — Contumazanstalten sind nun theils diejenigen Örter, an welchen Schiffe oder Reisende ihre Quarantaine halten, theils

die Gesetze und Einrichtungen, welchen sie sich dabei unterwerfen müssen. Sie wurden zuerst in den Häfen des mittelländ. Meeres errichtet, um die Vortheile des Handels nach der Levante und Barbarei zu genießen und doch Europa vor der Verbreitung der in jenen Gegenden so oft herrschenden Pest zu sichern, indem Erfahrung gelehrt hatte, daß nur die Berührung des Peststoffes die Krankheit fortpflanzt, letztere folglich verhütet werden kann, wenn alle und jede Berührung angesteckter Personen oder solcher Sachen vermieden wird, an welchen Peststoff haftet. Die marseiller Quarantaineanstalt, eine der besten in Europa, hat folgende Einrichtung. Kein Schiff, das aus einem verdächtigen Hafen, vorzüglich aus der Levante oder Barbarei kommt, darf in einem Hafen des mittelländ. Meeres, namentlich in dem von Marseille, einlaufen, ohne vorher s. Gesundheitspaß oder s. Patent vorgezeigt zu haben. Von diesem hängt die Bestimmung und Dauer der Quarantaine größtentheils ab, und es ist entweder a) Patente nette, wenn der Ort, von dem das Schiff ausgelaufen, völlig gesund ist; oder b) touchée, wenn zwar dasselbe versichert wird, jedoch Schiffe aus verdächtigen Orten dort angekommen sind; c) soupçonnée, wenn in dem Gesundheitsattest erklärt wird, daß dort eine bösartige, epidemische Krankheit herrscht, oder Verbindung mit Gegenden stattfindet, in welchen die Pest ausgebrochen ist; d) brute, wenn an dem Orte selbst, von welchem das Schiff kommt, oder doch in dessen Nähe, wirklich die Pest herrscht. Für die Richtigkeit dieser Patente haftet sowol der unterzeichnete Consul des Orts, von dem das Schiff kommt, als auch der Capitain des Schiffs selbst. Nachdem nun diese Patente lauten, dürfen die Schiffe in einem der Häfen der vor Marseille liegenden Insel Pomégue vor Anker gehen. Nach einer neuen Untersuchung, wobei der Capitain die Wahrheit s. Aussagen beschwören muß, und einer genauern Prüfung der Gesundheitspatente wird die Art und Zeit der Quarantaine bestimmt. Alles dies geht vor ohne nähere Gemeinschaft, indem beide Theile stets in einiger Entfernung von einander bleiben. Hat der Capitain Briefe oder a. Papiere bei sich, so muß er sie abgeben. Diese werden durchräuchert oder durch Essig gezogen. Außer den Patenten richtet sich die Bestimmung der Quarantaine noch nach folgenden Umständen: nach der Beschaffenheit der geladenen Waaren, ob sie nämlich für die Aufnahme des Ansteckungsstoffs empfänglich sind, worunter z. B. alle Arten von Wolle und deren Fabricate, Seide, Hanf und Flachs, Pelze, trockenes Leder, Federn u. dgl. gerechnet werden; oder nicht empfänglich, welches von Gewürzen aller Art, Taback, nassen Häuten, Wein, allen Flüssigkeiten u. a. m. angenommen wird; ferner nach den Häfen, aus welchen das Schiff kommt, in welcher Rücksicht man 3 Classen bestimmt, nach deren Steigerung auch die Strenge der Contumaz zunimmt. In die erste gehören die Häfen von Dalmatien bis Ägypten und von Marokko; in die zweite die Küste von Tripolis bis Algier; in die dritte Konstantinopel, das schwarze Meer u. s. w. Endlich wird auf die Vorfälle während der Reise des Schiffs Rücksicht genommen, ob Menschen auf demselben erkrankt sind, ob und wo es unterwegs gelandet, wen es an Bord genommen ꝛc. Je nachdem nun das Schiff mehr oder weniger in den Verdacht der Ungesundheit kommt, wird die Länge der Contumaz bestimmt. Z. B. ein Schiff mit Patente nette, mit nicht empfänglichen Waaren, aus einem Hafen der ersten Classe kommend, wird auf 18 Tage Quarantaine gesetzt; mit empfänglichen Waaren auf 20 Tage, und so nach Verhältniß weiter. Schiffe, welche aus einem Hafen der dritten Classe kommen, ohne Unterschied und ohne Rücksicht auf Patente und Waaren, bekommen 40 Tage Contumaz. Sobald die Quarantaine bestimmt ist, wird dem Schiffe in dem Hafen bei der Insel ein bestimmter Platz angewiesen. Es behält die Wachtboote zur Seite und Wachen am Bord, welche es gleich anfangs bekam, und welche alle Verbindung verhindern; das Schiff wird gelüftet, kein Schiff darf sich ihm nähern, die Mannschaft desselben muß am Bord bleiben, die Bedürfnisse werden ihr mittelst langer Stangen zuge-

stellt. Täglich muß ein genauer Bericht von dem Zustande der Mannschaft an den Gesundheitsrath abgeschickt werden. Die Reisenden, welche nicht auf dem Schiffe bleiben wollen, kommen in das auf der Insel befindliche Lazareth. Dieses hat 2 Hauptabtheilungen: das große Lazareth, und das kleine oder eigentliche Pestlazareth. Die Gesunden kommen in das erstere, die wirklich Kranken in das zweite; das Ganze umschließt eine doppelte, 25 Fuß hohe Mauer, um welche beständig Wache herumgeht. Das große Lazareth hat wieder seine besondern Abtheilungen nach den Patenten des Schiffs. Die Besatzung des Ganzen besteht aus dem Lazarethcapitain, einem Lieutenant, den Garden und Thürhütern. Sobald der Reisende in dem Lazarethe ist, bekommt er ein eignes Zimmerchen, welches bei Nacht verschlossen wird, eine Wache, die ihn weder bei Tage noch bei Nacht verläßt, er darf nicht mehr heraus, sowie überhaupt ohne schriftliche Erlaubniß des Capitains Niemand weder aus dem Lazarethe noch in dasselbe darf. Nur diejenigen Reisenden, deren Schiff Patente nette hatte, dürfen am Tage in den freien Platz ihrer Abtheilung oder auf eine mit einem Gitter umschlossene Galerie sich begeben. Sobald bei einem der Reisenden oder bei der auf dem Schiffe gebliebenen Mannschaft sich Spuren eines Fiebers zeigen, wird er sogleich in das eigentliche Pestlazareth gebracht. Ein Arzt, der aber durch ein Gitter von ihm getrennt bleibt, untersucht ihn. Wird die Krankheit als Pest erkannt oder nur verdächtig gefunden, so kommt selbst die Wache nicht mehr zu ihm; Arzneien, Speisen und Getränke werden ihm mittelst einer langen Stange zugereicht; er kann beichten und sein Testament machen, allein der Notar und der Geistliche müssen gleichfalls durch das Gitter von ihm getrennt bleiben. Stirbt er, so wird er mit eisernen Haken auf einen kleinen Rollwagen gebracht und zur Gruft gefahren, welche sehr tief ist und mit Kalk verschüttet wird, auch in 30 J. nicht wieder geöffnet werden darf. Alles in der Zelle Vorhandene wird verbrannt, die Wände werden abgekratzt und frisch geweißt, Boden und Fenster mit Essig abgewaschen ꝛc. Genesет er, so wird er doch nicht eher für gesund erklärt, bis alle Beulen (wenn er wirklich die Pestkrankheit hatte) völlig vernarbt sind. Nach jeder Krankheit, selbst wenn es nicht die Pest war, fängt die Quarantainezeit für das ganze Schiff von neuem an, und zwar um 10 Tage verlängert. Nach Verlauf der Quarantaine wird endlich der Reisende nochmals 4 — 5 Minuten lang durchräuchert und dann von dem Capitain freigelassen. Das Schiff und die Waaren bleiben jedoch 10 Tage länger in der Quarantaine. Die Waaren werden gleich anfangs in die nach den Patenten bestimmten Abtheilungen des Lazareths gebracht, dem Durchstreichen der Luft ausgesetzt, oft gewendet ꝛc. Nach vollendeter Quarantainezeit werden sie wieder auf das Schiff zurückgeschafft, nachdem dieses nochmals genau untersucht und durchräuchert worden ist, und dann erst freigesprochen. Erklärte Pestschiffe mit Patente brute werden in den meisten andern Contumazanstalten gar nicht zugelassen. In der marseiller Quarantaineanstalt werden sie zwar zugelassen, allein die Wachtboote, die Garden und alle Maßregeln werden verdoppelt; die Zeit der Quarantaine wird bei den Reisenden auf 80 Tage, bei den Schiffen und Waaren auf 100 gesetzt, das Schiff wird noch mehr und längere Zeit gelüftet, die Waaren werden 20 Tage auf dem Schiffe, ebenso lange auf Böten der Lüftung ausgesetzt und dann erst in das Pestlazareth geschafft. Jeder Verdächtige oder Kranke von der Mannschaft kommt sogleich in das Pestlazareth und wird auf das Strengste abgesondert. Nach der Genesung muß er von neuem 80 Tage Quarantaine halten, wobei er während der ersten 50 — 60 Tage s. Zelle nicht verlassen darf. Sogar s. Wache wird nach dem Tode oder der Genesung des Kranken auf 80tägige Quarantaine gesetzt, und die des ganzen Schiffs um 80 Tage verlängert. Alle Waaren werden ausgepackt und der Lüftung ausgesetzt; die Lastträger, welche damit zu thun haben, müssen gleichfalls eine 80tägige Quarantaine aushalten, ehe sie entlassen werden. Auch darf, sobald ein Pestkranker im Lazareth

liegt, kein andrer in der Quarantaine befindlicher Reisender s. Zelle verlassen, ohne Rücksicht auf das Patent seines Schiffes. H.

Quarré, s. Quadrat.

Quart, der vierte Theil, Viertelmaß, z. B. bei Getreide der 4. Theil einer Last (im Niedersächs.) oder 10 Scheffel; oder bei flüssigen Dingen der 4. Theil eines Stübchens od. einer Kanne. — Quarta, die 4. Classe einer Schule, daher ein Quartaner. — Quartal, der 4. Theil eines Jahrs oder die Zeit, wo ein Quartal anfängt und schließt, auch der vierteljährige Zins, die vierteljährige Abgabe, Besoldung, Einnahme (Quartalgeld); bei Handwerkern die vierteljährige Zusammenkunft der Meister oder Gesellen. — Quartalschrift, eine Zeitschrift, welche vierteljährlich erscheint. — Quartformat nennen Buchbinder und Buchhändler dasjenige Format, welches durch Zusammenlegung eines Bogens in 4 gleiche Theile entsteht; Quartant (in quarto), ein Buch von diesem Format. — Quartanfieber, das viertägige Fieber.

Quarte heißt 1) in der Musik a) ein Intervall von 4 Notenstufen, welches 3 Gattungen unter sich begreift, nämlich die verminderte, reine oder kleine und übermäßige Quarte. Über die Frage, ob die Quarte unter die Consonanzen oder unter die Dissonanzen gehöre, ist viel gestritten worden. So lange die reine Quarte nicht als eine Aufhaltung der Terze des folgenden Accords gebraucht wird, ist sie eine Consonanz, die in Hinsicht auf den Grad ihres Consonirens unmittelbar nach der reinen Quinte folgt, in vielen Fällen aber einer ebenso beschränkten Fortschreitung wie die Dissonanzen unterworfen ist. Ist die Quarte eine Aufhaltung der Terze des folgenden Accords, so wird sie von den meisten Theoristen jetzt als eine Dissonanz betrachtet; b) auf der Violine die A-Saite. 2) In der Fechtkunst die vierte Hauptstoßart, die Lage mit der innern Hand, wobei das Degengefäß aufrechtgehalten wird. 3) Im Kartenspiel, namentlich im Piquet, 4 in einer Reihe und Farbe hinter einander folgende Blätter, und Quartemajor, wenn diese Reihe vom höchsten Blatt anfängt.

Quartett, Quadro, Quatuor, ein Tonstück für 4 meistens concertirende Streichinstrumente, nämlich 2 Violinen, Viole, Violoncell; auch ein Tonstück für 4 Singstimmen, mit oder ohne Instrumentalbegleitung. In Instrumentalquartetten hat Jos. Haydn (s. d.) eine neue Bahn betreten, und schon dieses würde ihn bei den Verehrern der Tonkunst unsterblich machen. Ihm folgten Mozart, Beethoven, die Romberge, Spohr, Ries, Onslow, Feska. Das Quartett verhält sich zu der vollen Orchestermusik wie die vollendete Zeichnung zur bunten Farbenpracht des Gemäldes. Der einfache Reiz der Harmonie und Melodie in dem Quartett wirkt am reinsten. Es fodert daher wahre Kenner und Freunde der Musik. Es ist um so werthvoller, jemehr alle 4 Stimmen selbständig wirken. Durch Vorherrschen einer Partie entsteht das minder werthvolle Soloquartett. Oft rechnet man auch die Quintetts und Sextetts für Streichinstrumente mit zur Quartettmusik. Das Quartett besteht in der Regel aus einem Allegro, einem Adagio oder Andante (oft variirt), einer Menuett nebst Trio, an deren Stelle das Scherzo in neuerer Zeit getreten ist, und einem Rondo oder Presto, welches schließt (daher Finale).

Quartier, ein Maß für trockene oder flüssige Dinge; im letztern Falle in Obersachsen der 4. Theil eines Nösels oder Schoppens, in Niedersachsen der 4. Theil eines Stübchens, der 2 niederländische Nösel ausmacht.

Quartierfreiheit, s. Gesandten.

Quarz, ein Mineral, welches in sechsseitigen Pyramiden und Prismen, auch derb, eierförmig, tropfsteinartig, in Geschieben und Körnern vorkommt. Es ist farblos oder mannigfaltig gefärbt, hat muscheligen Bruch, Glasglanz, Durchsichtigkeit in verschiedenen Graden. Die Härte ist bedeutend und steht zwi-

chen der des weichern Feldspaths und der des härtern Topases. Das specifische Gewicht ist = 2,5. Es besteht aus Kieselerde. Die Species des Quarzes besitzt einen außerordentlichen Reichthum an Varietäten, von welchen die meisten als Schmucksteine benutzt werden, als: Bergkrystall, die durchsichtigen oder halbdurchsichtigen, farblosen oder reingelb, graulichweiß und rauchgrau gefärbten Abänderungen, welche sich theils in Krystallen von Linien bis mehre Fuß Durchmesser, theils in Geschieben finden. Die prächtigsten Varietäten kommen aus Madagaskar und aus den Urgebirgen von Wallis und Savoyen, welche riesenhafte Drusen, die sogenannten Krystallkeller, verschließen. Auch aus Sachsen, Frankreich, England, Ungarn ꝛc. sind schöne Bergkrystalle bekannt. Die ganz wasserhellen heißen bisweilen occidentalische Diamanten, die rauchgrauen Rauchtopase, oder, wenn sie sehr dunkel sind, Morion; die hyazinthrothen Hyazinthen von Compostella; die gelben Citrine; und diejenigen, welche haarförmige Krystalle von andern Mineralien eingeschlossen enthalten, Haarsteine. Der Bergkrystall war jedem in weit größerem Gebrauche als jetzt, da die Glaswaaren so vollkommen geliefert werden, sodaß sich gegenwärtig seine Benutzung meist auf Petschafte, Gemmen u. a. kleine Bijouterien einschränkt. Man schleift ihn in ovale Platten, linsenförmig, oder als Brillant, Rosette und Tafelstein, zu Petschaften aber meist als dreiseitiges Prisma (die sogenannten Walzen). Manche Bergkrystalle enthalten Wassertropfen und Luftblasen eingeschlossen. Der Amethyst ist violblau, ins bläulich- und röthlich-weiße geneigt, ist selten gleichmäßig gefärbt, meist wolkig und fleckig mit Zickzackstreifung, findet sich krystallisirt auf Gängen im Urgebirge oder in Blasenräumen der Mandelsteine, auch in kleinen Geschieben. Die schönsten kommen von Ceylon, Ostindien, Sibirien, aus Sachsen und der Pfalz. Er ist in wegen seiner Farbe sehr beliebter Edelstein und wird um so höher geschätzt, je durchsichtiger, reiner und hochfarbiger er ist. Rosenquarz ist eine rosenrothe, Milchquarz eine milchweiße, halb durchsichtige oder stark durchscheinende, derbe Varietät des Quarzes, von muschligem oder unebenem Bruche. Jener findet sich am Hörl- und Harlachberge in Baiern, in Kolywan, in Sibirien und Arendal in Norwegen, dieser bei Hohenstein in Sachsen und in Spanien. Katzenauge, in Quarz, dem feine Fasern von Amianth eingemengt sind, wodurch der charakteristische Lichtschein hervorgebracht wird, ist grau, grünlich, röthlich und bräunlich, findet sich selten derb, sondern meist in kleinen Geschieben. Die schönsten Katzenaugen kommen von Malabar und Ceylon, andre vom Harz und Fichtelgebirge. Sie werden halbkugelförmig geschliffen und als Ringsteine getragen. H.

Quasimodogeniti heißt der auf Ostern nächstfolgende Sonntag. Er hat seinen Namen aus dem 1. Petr. 2, 1. genommenen Eingange, womit man an diesem Sonntage den Gottesdienst anfing.

Quassia (surinamisches Bitterholz), ein Arzneimittel, welches aus dem Holze des besonders in Surinam und Cayenne häufig wachsenden Quassienbaums gewonnen wird.

Quästoren, diejenigen ordentlichen Magistratspersonen (s. Magistratus) bei den Römern, welche dem öffentlichen Schatze (aerarium), der im Tempel des Saturn aufbewahrt wurde, vorstanden und die Einnahmen und Ausgaben der öffentlichen Gelder besorgten. Sie wurden anfangs von den Königen, dann von den Consuln, und seit dem Jahre 307 von dem Volke in den Comitiis tributis erwählt. Anfangs gab es 2 Quästoren; im J. 333 wurden außer diesen, welche in der Stadt blieben, noch 2 andre zur Unterstützung der Consuln im Kriege gewählt. Als die Römer ganz Italien unterworfen hatten, kamen noch 4 hinzu; unter Sulla gab es 20 und unter Cäsar 40. Später war ihre Zahl willkürlich, immer aber gab es in Rom selbst nur 2, welche zum Unterschiede Quaestores urbani hießen. Die andern nannte man Quaestores provinciales oder militares.

Die Quäſtur war das unterſte Ehrenamt und bahnte den Weg zum Senat; bisweilen bekleideten ſie aber auch Conſularen.

Quatember (von quatuor tempora, d. i. die 4 Jahreszeiten), das Vierteljahr, Quartal; insbeſondere heißen die Tage ſo, an welchen die Vierteljahre oder Quartale anfangen, und gewiſſe Abgaben fällig ſind (Quatembergeld, auch Quatember ſelbſt). Die Quatember ſind in einigen Gegenden: Oſtern, Johannis, Michaelis und Weihnachten; in andern, z. B. in Sachſen, Reminiſcere (27. Febr.), Trinitatis (28. Mai), Crucis (17. Sept.) und Luciä (17. Dec.); in noch andern, z. B. in Nürnberg, Lichtmeß, Walpurgis, Laurentii und Allerheiligen. In Sachſen heißt Quatember auch eine Grund- u. Gewerbeſteuer, welche jeder Steuerpflichtige nach Maßgabe ſeiner Schocke (ſ. d.) entrichtet, und welche anfangs ſeit 1653 nur 4 Mal des Jahrs entrichtet ward, in der Folge aber immer erhöht wurde und von der Bewilligung der Landſtände abhängt. Bei den Katholiken ſind die Quatember 4 Faſttage, welche am erſten Freitage eines jeden Viertelj. ſtreng beobachtet werden müſſen.

Quaterne, ſ. Lotterie.

Quatrain, in der Verskunſt eine 4zeilige Strophe, z. B. die 2 erſten des Sonetts; doch kann das Quatrain auch ein ſelbſtändiges Ganzes ausmachen.

Quatre-bras (Treffen bei) und Schlacht bei Ligny am 16. Juni 1815. — Beide Kämpfe ſind als der erſte Act des großen Schlachtſtücks bei Waterloo (vgl. d.) zu betrachten und ſtehen mit dieſem wie unter ſich ſelbſt im genaueſten Zuſammenhange. Napoleons Plan bei Eröffnung des Feldzugs von 1815 war: die Streitkräfte ſeiner verbündeten Gegner theilweiſe zu überwältigen, weil er ſich ihrer Geſammtmacht noch nicht gewachſen fühlte. Darum war Zeitgewinn die Hauptaufgabe. Rußlands und Öſtreichs Kriegsvölker, noch auf dem Marſche nach dem Rheine, kamen für den Augenblick nicht in Betracht; nur Wellington mit dem britiſch-niederländiſch-braunſchweigiſchen, 102,000 M., und Blücher mit dem preußiſchen, 120,000 M. ſtarken Heere, ſtanden beobachtend ſchon an der franz. Grenze zwiſchen Brüſſel und Lüttich, jedoch wegen der ſchwierigen Truppenverpflegung in ziemlich ausgedehnten Cantonirungen. Die Kräfte Beider vereint, waren denen weit überlegen, die Napoleon zu ſeinen Unternehmungen hier zu Gebote ſtanden, und die ſich nach franz. Angaben nicht über 115,000 M. beliefen. Er mußte alſo der Vereinigung Blücher's und Wellington's zuvorzukommen und ſie getrennt zu ſchlagen ſuchen. Mancher Umſtand, den er in gewohnter Weiſe glücklich zu benutzen hoffte, deutete auf ſichern Erfolg. Dahin gehörte u. A., daß bei genauer Ortskunde ſich berechnen ließ, wieviel Zeit die einzelnen Heeresabtheilungen des Feindes durchaus haben mußten, um ſich zuſammenzuziehen, und daß ſelbſt im günſtigſten Falle Blücher und Wellington 2 Tage brauchten, um ihre Verbindung zu Stande zu bringen. Blücher, als der raſchere, mußte zuerſt angegriffen und bis an den Rhein zurückgeworfen werden, dann dünkte die Überwindung des bedächtigern Wellington nicht ſchwer. Die Berechnungen mochten richtig ſein, der Strich hindurch kam von höherer Hand. — Napoleon fand am 15. Juni des Morgens den Feind noch in ſcheinbar tiefer Ruhe. Sein raſches Vordringen in 3 Colonnen über die Sambre gegen Charleroi glich einer Überraſchung. Das erſte preuß. Armeecorps unter Generallieut. v. Ziethen, welches gewiſſermaßen die Vorhut Blüchers bildete, zog ſich indeſſen in Folge längſt erhaltener Weiſung mit ebenſo viel Geſchicklichkeit als Faſſung, wenn auch nicht ohne bedeutenden Verluſt, auf Fleurus zurück und erfocht, wie man beabſichtigte, den übrigen Armeecorps Zeit, ſich zuſammenzuziehen und ſich jenſeits Fleurus zur Schlacht aufzuſtellen. Gegen Mittag, in Charleroi, konnte Napoleon ſeinen Plan umſtändlicher entwickeln. Von Charleroi führt in nördl. Richtung eine Straße in 14 Stunden bis Brüſſel. An derſelben liegen die Punkte Goſſelins, Frasnes, Quatre-bras (eine Art Meierei, nur aus etlichen Häuſern beſtehend, wo die Straße von Nivelles nach Namur

ie von Brüssel in südöstl. Richtung durchschneidet), Jemappes und Waterloo. uf dieser Straße sollte der Marschall Ney mit dem 1. und 2. Armeecorps und hóriger Reiterei, 42,000 M. stark, bis Quatre-bras vorgehen, Alles, was sich f derselben zeige, niederwerfen und um jeden Preis die Annäherung und Verei- gung Wellingtons, den man von Brüssel her zu erwarten hatte, zu verhindern chen. Ney befehligte sonach den linken Flügel des franz. Heeres und bildete den eil, den Napoleon zwischen das britische und das preuß. Heer zu treiben gedachte, ährend er sich selbst auf Blücher stürzen wollte. Ney's Auftrag scheint, wie aus n darüber geführten Beschwerden und Rechtfertigungen hervorgeht, schwierig wesen zu sein, indem er durch eine gewisse Unbestimmtheit diesen Feldherrn in die angenehme Lage versetzte, nach den eintretenden Umständen zu handeln und beim ißlingen die Schuld auf sich nehmen zu müssen. Ney führte den erhaltenen Be- hl buchstäblich aus, d. h. er rückte den 15. Juni bis Frasnes und seine Vorposten er den Ort hinaus bis gegen Quatre-bras, wo sie aber auf einen vorgeschobenen osten von dem Corps des Erbprinzen von Oranien stießen, den der Prinz Bernhard n Weimar von Quatre-bras aus vor sich hingestellt hatte. Dieser Posten hielt sich nerschütterlich; die Nacht war eingetreten und erlaubte nicht, näher zu untersuchen, as hinter demselben vorgehe; hiernächst hatte der Marschall Ney den ganzen Tag ber rechts in seinem Rücken eine sehr lebhafte Kanonade gehört (es war die zwi- hen Vandamme, Grouchy und dem 1. preuß. Armeecorps in der Gegend von leurus), welche auf keine allzuraschen Fortschritte der Franzosen schließen ließ. Dieser Umstand legte ihm Vorsicht auf; er blieb bei Frasnes stehen. Gewiß ar der tapfere Widerstand, den das 1. preuß. Armeecorps an diesem Tage leistete, nd den Grouchy und Vandamme nicht rasch genug beseitigen konnten, ein uner- artetes, verdrießliches Ereigniß für Napoleon. Vielleicht hatte er gehofft, mit einen Hauptmassen schon am 15. noch über Fleurus hinausdringen zu können. Während nun in der Nacht vom 15. zum 16. die britischen Heeresabtheilungen, der Napoleons eigentlichen Angriffspunkt nicht länger mehr ungewiß, aus ihren antonirungen aufbrachen und auf der Straße von Brüssel gegen Quatre-bras gen, um wo möglich die Preußen zu unterstützen, wählte Blücher ein Schlacht- eld nördl. von Fleurus für sein 1., 2. und 3. Armeecorps, die Briten auf seinem echten Flügel und sein 4. Armeecorps unter Bülow von Lüttich her zuversichtlich rwartend. Seine Stellung war allerdings in einem eng zusammengedrängten Halb- irkel, auf Anhöhen, durch den Lignybach schwach gedeckt, von dem Besitz der Dör- er St.-Amand, Ligny, Tongrines und Sombref in der Front abhängig und durch ie Straße von Quatre-bras nach Namur im Rücken durchschnitten. Napoleon ahm sie am 16. des Morgens in Augenschein und ordnete, während seine Trup- en ruhten, für den Nachmittag seinen Angriffsplan. Der Marschall Ney erhielt on neuem Befehl, ungestüm gegen Quatre-bras vorzurücken, die einzeln dort nlangenden britischen Corps über den Haufen zu werfen, eine Entsendung in den Rücken der preuß. Stellung zu machen, endlich das erste, 20,000 M. starke Corps es Generallieut. Erlon, also fast die Hälfte seiner Stärke, als Rückhalt so bei frasnes stehen zu lassen, daß es erforderlichenfalls ihn oder auch Napoleon unter- tützen könne. — Man hat franz. Seits den Marschall Ney der Säumniß beschul- igt, aber auch zu rechtfertigen gesucht (Gourgaud's „Feldz. v. 1815", durch Ga- not und Marchand widerlegt). Gewiß ist es, daß er seine Kräfte erst gegen 4 Uhr es Nachmittags ernstlich entwickelte und Quatre-bras angriff, wo nun freilich ach und nach der Erbprinz von Oranien mit dem niederländischen, der Herzog von Braunschweig mit seinem Corps, die hanövrischen und britischen Divisionen unter lten und Picton angekommen und zum Widerstand aufgestellt worden waren. Blieb nun auch an diesem Tage die Vereinigung Wellington's und Blücher's unaus- führbar, so mißlang doch Ney's Bemühen ebenfalls durch die Tapferkeit seiner

Gegner, obgleich er ihnen Anfangs an Reiterei und Geschütz weit überlegen war, was jenen fast gänzlich mangelte, und obgleich seine Truppen mit erstaunlichem Muthe fochten. Auf der niveller Straße mit dem rechten Flügel an Quatre-bras und an das durch Bernhard von Weimar vertheidigte Gehölz, mit dem linken an das Dorf Piermont gelehnt, hielt Wellington den Marschall Ney dergestalt auf, daß dieser sich am Abend, wo immer neue britische Corps gegen ihn anlangten, nach seinem Rückhalt bei Frasnes umsah und endlich zu einer rückgängigen Bewegung veranlaßt und gezwungen wurde, den Briten das Schlachtfeld zu überlassen. Der Verlust beider Theile war ziemlich gleich und belief sich für jeden gegen 5000 M., unter denen der Herzog von Braunschweig den Heldentod gefunden hatte. (S. Braunschweig, Friedrich Wilhelm v.) — Ganz andre Erfolge mochte Napoleon von Ney's Leistungen erwarten, als er Nachmittags um 3 Uhr in 2 Colonnen die Preußen angriff. Das 3. franz. Corps unter Vandamme wurde gegen den preuß. rechten Flügel und auf St.-Amand geführt; das 4. unter Gerard drang gegen Ligny. Grouchy mit der Reiterei beschäftigte den preuß. linken Flügel unter Thielemann bei Sombref. Vandamme's Angriff blieb anfangs nicht ohne Erfolg, wurde aber gegen 5 Uhr so kräftig aufgehalten, daß Napoleon davon abging, und weil auch Ney's erwartete Entsendung in den Rücken der preuß. Stellung nicht erschien, seine Aufmerksamkeit auf Ligny richtete. Auf die Behauptung dieses günstig gebauten Dorfs war vom Anfang an von den Preußen das meiste Gewicht gelegt worden. Hier wüthete die Schlacht im eigentlichsten Wortverstande. Um den Besitz der einen Hälfte des Dorfs, die der gleichnamige Bach von der andern trennt, hatte Gerard fast seine ganze Division hingeopfert. Er konnte nicht weiter dringen, aber auch die Preußen vermochten mit aller Anstrengung nicht, ihn zu vertreiben. Kämpfend wogten Massen gegen Massen. Wäre in diesem Augenblicke das 4. preuß. Armeecorps erschienen, es hätte das Schicksal des Tages entschieden; es wurde aber durch mancherlei Hindernisse unterwegs aufgehalten. Dagegen gab das wahrgenommene Stocken in Napoleons Andringen gegen den rechten Flügel auf preuß. Seite Anlaß, dort einen scheinbaren Vortheil kräftig zu verfolgen. Alle noch verwendbare Unterstützungstruppen wurden dorthin gewiesen, während Napoleon unerwartet sich auf Ligny wendete. Er erreichte jetzt seine Absicht durch die ausgeruheten Garden, die rechts und links des Dorfs den Bach überschritten und die erschöpften Preußen abzuschneiden drohten, um so leichter, als diesen aller Rückhalt, ja sogar entgegenwirkendes Geschütz entzogen worden war. Vergeblich versuchte Blücher noch mit etwa 1000 leichten Reitern sich gegen die erlesenen franz. Cürassiere zu stemmen; er gerieth bei dieser Gelegenheit in persönliche Gefahr, aus welcher ihn nur ein halbes Wunder und die Dunkelheit retteten. (S. Blücher.) Es blieb ihm nichts übrig als Ligny zu räumen und sich mit dem 1. und 2. Armeecorps in großen Massen auf Wavre zurückzuziehen, wohin ihm nach Mitternacht sein 3. Armeecorps, welches weniger beschäftigt gewesen war, folgte. Napoleon überschätzte die Niederlage der Preußen und ließ sie unverfolgt ziehen, vielleicht auch weil seine Truppen zu ermüdet waren und der Kräfte bedurften, um gegen Wellington geführt zu werden. Erst am 17. erhielten die Marschälle Grouchy, Vandamme und die Generale Excelmans und Pajol den Auftrag, mit 35,000 M. die Preußen zu verfolgen, verloren sie jedoch anfänglich aus dem Gesicht, ein Umstand, der, sowie Grouchy's Unternehmungen bei Wavre (vgl. d.), von großem Einfluß auf die Begebenheiten bei Waterloo war. Die Preußen waren in der Schlacht von Ligny an Mannschaft überlegen; sie verloren gegen 20,000 M. und 15 Stück Geschütz, zum Theil in Folge ihrer engen Stellung. Napoleon hatte nur gegen 60,000 M. ins Gefecht gebracht, denn sein 6. Armeecorps erreichte erst bei Einbruch der Nacht Fleurus, und das 1. Armeecorps marschirte unthätig von Frasnes her und zurück, ob auf früher erhaltenen Befehl, ob aus Mißverständniß

der aus eignem Antrieb des Führers, um an der Schlacht bei St.-Amand Theil zu nehmen, ist nicht klar geworden. Ney vermißte dieses Corps zuletzt am schmerzlichsten. Französische Angaben schätzten den Verlust bei Ligny gegen 6—7000 M. — Nachdem Wellington den Ausgang der Schlacht bei Ligny erfuhr, zog er sich am Vormittag des 17. von Quatre-bras zurück, Napoleon ihm nach. 5.

Quatremère-de-Quincy (Antoine Chrysostome), Mitglied der pariser Akademie der Inschriften und Red. des „Journal des savans" für die Abtheilung der schönen Künste, vormals Rath beim Gerichtshofe des Châtelet in Paris, war Abgeordneter von Paris bei der gesetzgebenden Versammlung, dachte gemäßigt und verfocht die monarchische Verfassung. Er überlebte die Ächtungen und ward aus Abscheu vor den Terroristen einer der Anführer des Aufstandes vom 13. Vendemiaire (1795), welchen Bonaparte beim Antritte seiner Laufbahn bekämpfte. Den 18. Oct. 1795 ward er als Miturheber jenes Aufstandes durch ein Militairgericht zum Tode verurtheilt, entfloh aber, und nachdem 1796, unter veränderten Umständen eine Jury erklärt hatte, daß 1795 gar kein Aufstand gewesen sei, erschien er wieder öffentlich und ward 1797 Abgeordneter des Seinedepart. bei der gesetzgebenden Versammlung und beim Rathe der 500. Aber seine Grundsätze trieben ihn zu der Partei Clichy; so ward er in die Ächtung des 18. Fructidor begriffen, entging aber doch der Deportation nach Cayenne und wurde nach dem 18. Brumaire zurückberufen. Er ward nun Mitglied und Secretair des allgemeinen Raths des Seinedepart. und wurde wegen seines von der Akademie der Inschriften 1783 gekrönten „Mémoire sur l'état de l'architecture chez les Egyptiens etc." u. a. Schriften in das Institut aufgenommen. Nach Denon's Abdankung ward er von Ludwig XVIII. einstweilen zum Generaldirector des Museums des Louvre ernannt, bis späterhin der Graf Forbin diese Stelle erhielt. Er schrieb über die alte Sculptur: „Le Jupiter olympien" (1814, Fol.). 1823 erschienen f. „Essais sur la nature, le but et les moyens de l'imitation dans les beaux arts", und 1824 f. „Hist. de la vie et des ouvrages de Rafael". — Sein Bruder Quatremère-Disjonval (Denis Bernard), geb. zu Paris, 4. Aug. 1754, berühmt durch seine Preisschrift „Examen chimique de l'indigo" (1777) und durch f. „Découverte des sels triples" (1784), wurde Mitglied der Akadem., diente unter den holländ. Patrioten, wurde gefangen, beobachtete die Spinnen, woraus f. „Aranéologie" (1797) entstand, und zeichnete sich auch durch mehre sinnreiche Modelle zu mechanischen Vorrichtungen aus.

Quatuordecimaner, s. Sekten.

Quebeck, britisches Gouvernement, welches Ost- oder Niedercanada (6800 □M., 350,000 E.) umfaßt. Die Hauptst. gl. N., die wichtigste aller britischen Städte in Nordamerika, liegt reizend an dem hier eine Stunde breiten St.-Lorenzstrom, der den St.-Charlesfluß aufnimmt, und an dem 350 F. hohen Diamantenvorgebirge. Dem südlichen, noch dicht mit hohen Bäumen bekleideten Ufer geben die vielen Baien und Vorgebirge ein romantisches Ansehen, und auf dem nördlichen stehen die Häuser, so weit das Auge reicht, so dicht, daß die ganze Strecke nur Ein Dorf zu sein scheint. Quebeck ist stark befestigt, wird auch durch eine Citadelle beschützt und hat 5 Kirchen, 4 Klöster, eine kath. Universität, einen kath. und einen anglikan. Bischof, ein Zeughaus, 2100 Häuser und 18,000 Einw., worunter $\frac{2}{3}$ Abkömmlinge der Franzosen sind. In der Unterstadt wohnen die meisten Kaufleute; auf einer steilen Anhöhe liegt die Oberstadt, dahin man auf Stufen kommt, welche in den Felsen gehauen sind. Diese hat prächtige Häuser von Steinen und ein ins Viereck gebautes Schloß, worin der Gouverneur wohnt, der zugleich Oberstatthalter des britischen Nordamerika ist. Quebeck ist der Sitz des Parlaments und des Appellationsgerichts. Als der Stapelplatz für alle canadische Waaren, treibt sie wichtige Handlung und Schifffahrt, und in ihrem sichern Hafen

können 100 Schiffe ſicher liegen. Eine Menge Land-, Garten- und Luſthäuſe bilden die nächſte Umgebung. Auch ſind in der Gegend 2 herrliche Waſſerfälle, de des Montmorencyfluſſes, der in einer Breite von 50 F. 220 F. hoch herabſtürz und in einen weißen Dunſt zerſtiebt, und der des la Chaudière, der in einer Brei von 230 F. 100 F. hoch herabſtürzt. Unweit Quebeck iſt die berühmte Eben Abrahams, wo der brit. General Wolf am 13. Sept. 1759 ſiegend ſtarb.

Queckſilber oder Mercur. Dieſes Metall findet ſich in der Natu theils geſchwefelt, theils mit Thon verbunden, jedoch ſind nur das gediegene Queck ſilber und der Zinnober oder das geſchwefelte Queckſilber als eigentliche Queckſil bererze zu betrachten. Das gediegene Queckſilber iſt zinnweiß, metalliſch glänzend, undurchſichtig, flüſſig, kommt in Tropfen vor, hat 12—15faches ſpec. Gewicht. Der Zinnober iſt cochenillroth, ins Bleigraue fallend, das Pulver ſcharlachroth, hat Diamantglanz und iſt durchſcheinend. Es kommt in Rhomboe dern mit abgeſtumpften Endſpitzen vor, iſt weich, und ſein ſpec. Gewicht iſt = 6 bis 8. Es beſteht aus $\frac{3}{4}$ Queckſilber und $\frac{1}{4}$ Schwefel. Man findet den Zinnober und mit ihm zuweilen das gediegene Queckſilber in Ungarn, Zweibrücken, Almaden in Spanien, zu Idria in Krain, Mexico und Peru. — Das Queckſilber iſt das einzige Metall, welches ſich gewöhnlich im flüſſigen Zuſtande befindet, indem es erſt bei — 40° R. erſtarrt und ein geſchmeidiges, hämmerbares Metall darſtellt. Wird es an der Luft lange geſchüttelt, ſo verwandelt es ſich in einen grauen oder ſchwarzen Staub, welcher in der Hitze ſchön roth wird. Man kennt ein ſchwarzes Queckſilberoxydul und ein rothes Oxyd, die ſich beide in der Glühhitze reduciren. Mit dem Schwefel verbindet ſich das Queckſilber ſehr leicht; die Verbindung erſcheint zunächſt als eine ſchwarze Maſſe (mineraliſcher Mohr), verwandelt ſich jedoch durch Sublimation in verſchloſſenen Gefäßen in eine hochrothe ſtrahlige Subſtanz, den Zinnober. Mit den Metallen, zumal den leichtflüſſigern, verbindet ſich das Queckſilber ſehr leicht zu den ſogen. Amalgamen. — Es ſind zweierlei verſchiedene Arten der Zugutemachung der Queckſilbererze gebräuchlich. Die erſtere Gewinnungsart iſt zu Idria in Krain und zu Almaden in Spanien gebräuchlich, woſelbſt die Erze in hohen, oben geſchloſſenen (Schacht-) Öfen, auf einem durchlöcherten Gewölbe, durch ein unter demſelben brennendes Feuer behandelt werden. Unter der Kappe des Ofens befindet ſich die Abzugsöffnung oder die Mündung des gemauerten Ableitungscanals, durch welchen die Queckſilberdämpfe in die Verdichtungskammern gelangen, deren gewöhnlich mehre mit einander verbunden ſind. Zu Almaden bediente man ſich ehemals ſtatt der Ableitungscanäle der ſogen. Aludeln, bauchiger, aus Thon gefertigter Gefäße mit 2 Öffnungen, welche reihenweiſe mit einander verbunden wurden, ſodaß die erſte Aludel mit dem Ofen, die letzte mit der Verdichtungskammer communicirte. Weit vollkommener iſt die andre in Zweibrücken und Böhmen gebräuchliche Gewinnungsart. Die Erze werden in großen eiſernen Retorten oder Cylindern, deren oft 40 in einem Galeerenofen liegen, geglüht, und das ſublimirte Metall in thönernen Vorlagen aufgefangen. — Die Benutzung des Queckſilbers iſt ſehr ausgedehnt. Es dient in der Heilkunde, zur Amalgamation, zur Anfertigung von Baro- und Thermometern, zur Vergoldung, zur Spiegelfolie ꝛc.

Queckſilbermittel ſind die verſchiedenen Bereitungen aus dem Queckſilber, welche in der Medicin als Heilmittel, äußerlich oder innerlich, angewendet werden. Die Wirkſamkeit des Queckſilbers auf den Körper beruht auf der Verbindung dieſes Metalls mit dem Oxygen oder mit Säuren. Je inniger dieſe Verbindung, je reichlicher das Queckſilber mit Oxygen oder Säure geſättigt iſt, deſto ſchneller, eindringender und zerſtörender iſt die Wirkung deſſelben. Wir zählen unter den mannigfaltigen Zubereitungen dieſer Mittel hier nur diejenigen auf, welche noch jetzt merkwürdig oder in der Heilkunſt wichtig ſind. Die mildern Mittel ſind dieje-

nigen, welche, bloß durch den Zutritt des Sauerſtoffs des metalliſchen Lebens beraubt, als Metallkalke erſcheinen und für ſich allein, oder mit andern Körpern verbunden, angewendet werden. Die Verkalkung (Tödtung) des Queckſilbers geht ſchon durch bloßes Reiben oder Schütteln deſſelben vor ſich, da das Oxygen aus der atmoſphäriſchen Luft hinzutritt. So entſteht der unvollkommene Queckſilbermohr (aethiops mercurii per se), der als ein grauer Staub ſich darſtellt; mit Krebsſteinen ſo lange gerieben, bis ein gleichförmiges ſchwarzes Pulver entſteht, gibt er den beinahe zuerſt von den alten Ärzten (ſ. unten) gebrauchten mercurius kalisatus; mit Zucker gerieben, den Zuckermohr, mercurius s. aethiops sacharatus; metalliſches Queckſilber mit arabiſchem Gummi, etwas Zucker und Waſſer abgerieben, iſt das Mittel, welches Plenk erfand und ſich deſſen häufig bediente (mercurius gummosus Plenkii). Queckſilber mit Terpenthin gerieben bis zur Verkalkung des erſtern, gibt nun, unter verſchiedenen Beimiſchungen von Fett oder von a. Pflaſtern, die Queckſilberpflaſter (unguentum mercuriale — neapolitanum). Wird das Queckſilber mit Schwefel gerieben, ſo entſteht ebenfalls ein unvollkommener ſchwarzer Kalk, der mineraliſche Mohr (aethiops mineralis), welcher häufig gebraucht wird. Alle dieſe unvollkommenen Kalke ſind nicht in Waſſer, in allen Säuren aber ſehr leicht auflöslich. Auch der Speichel und Magenſaft, und wie die Erfolge beweiſen, auch die lymphatiſchen Flüſſigkeiten des thieriſchen und menſchlichen Körpers müſſen eine auflöſende Gewalt über ſie ausüben. Sie wirken zwar gelinder als die Queckſilberſalze, doch immer etwas unſicher, weil der Grad der Verkalkung zu ſchwankend und von der Bereitungsart abhängig iſt; daher die meiſten Arzneien dieſer Claſſe veraltet ſind. Einige davon bleiben indeſſen, eben wegen ihrer mildern Wirkung, immer ſchätzbar, nur müſſen ſie genau bearbeitet werden. Unter den mit Säure verbundenen Queckſilbermitteln und den daraus wieder hergenommenen Bereitungen ſind die mit Salpeterſäure und die mit Salzſäure verbundenen Mercurialſalze die gebräuchlichſten. Die Auflöſung des Queckſilbers in verdünnter Salpeterſäure, wobei alle Wärme vermieden werden muß, gibt eine waſſerhelle, ſehr ſcharfe und ätzende Flüſſigkeit (solutio mercurii nitrata, oder mercurius nitrosus Sello), ein ſchon altes Mittel, welches die ältern Ärzte jedoch nach verſchiedenen Zubereitungen gebrauchten. Wird die Flüſſigkeit gelind abgedampft, ſo ſchießen Salzkryſtallen an, welche Queckſilberſalpeter heißen (mercurius nitrosus). Dieſes Mittel wurde ſeiner heftigen Wirkung wegen nur wenig und ſehr furchtſam innerlich, meiſtens nur in Auflöſungen äußerlich gebraucht. Die Erfahrung hat indeſſen gelehrt, daß es unter die wirkſamſten und eindringendſten Queckſilbermittel gehört und bei gehöriger Vorſicht auch innerlich angewendet werden kann. Wird von dem Queckſilberſalpeter durch die Gewalt des Feuers die Salpeterſäure wieder abgetrieben, ſo bleibt ein glänzend rothes Pulver zurück, welches aus vollkommenem Queckſilberkalk und noch einigem Antheil von Salpeterſäure beſteht und (mit Unrecht) rother Queckſilberniederſchlag, rother Präcipitat (mercurius praecipitatus ruber) genannt wird. Es iſt ein ätzendes heftiges Mittel, welches äußerlich zum Wegbeizen von Geſchwülſten, Auswüchſen, zur Reinigung veneriſcher Geſchwüre gebraucht wird, deſſen innerliche Anwendung aber man erſt neuerlich mit großer Behutſamkeit in hartnäckigen veneriſchen Übeln gewagt hat. Wird hingegen die Salpeterſäure aus der Verbindung mit dem Queckſilber durch das flüchtige Laugenſalz weggenommen, ſo entſteht ein Niederſchlag, der erſt ſchwarz, dann grau, zuletzt weiß ausfällt: Black's aſchgrauer Queckſilberkalk (mercurius cinereus Blackii). Setzt man das flüchtige Laugenſalz nur ſo lange zu, als der Niederſchlag ſchwarz erſcheint, und ſammelt dieſen beſonders, ſo iſt dies der ſchwarze Queckſilberkalk (mercurius solubilis Hahnemanni). Hahnemann gab deſſen Zubereitung zuerſt in einer ſehr umſtändlichen und koſtſpieligen Methode an, die aber nachher von Göttling vereinfacht worden iſt. Beide Mittel ſind nichts Andres als unvollkommene Queckſilber-

kalke, nur daß der zuletzt niederfallende weiße Niederſchlag noch einen geringen Antheil von Salpeterſäure behält. Der Vorzug des ganz ſchwarzen Queckſilberkalks beſteht in der größern Sicherheit und Milde ſeiner Wirkung. Er iſt aber nicht im Waſſer, ſondern nur in Eſſigſäure auflöslich. Die Auflöſung des Queckſilbers in Salzſäure geht nur im verkalkten Zuſtande vor ſich; in dieſem Zuſtande hat aber das Queckſilber nähere Verwandtſchaft zu der Salzſäure als zu a. Säuren, daher es ſich, wenn es in Vermiſchung zur Salzſäure kommt, aus allen a. Verbindungen trennt und mit dieſer vereinigt. Die Verbindung des Queckſilbers mit der Salzſäure gibt das ſalzſaure Queckſilber (**mercurius salitus corrosivus**), welches gemeiniglich auch ätzender Queckſilberſublimat (**mercurius sublimat. ·osivus**) genannt wird. Er iſt das ſchärfſte, ätzendſte, am ſchnellſten zerſtörende unter den Queckſilbermitteln, und daher eins der allerſtärkſten Gifte. Er iſt ein vollkommenes metalliſches Mittelſalz, in 16—20 Theilen kalten und ſchon in 3 Theilen ſiedenden Waſſers auflöslich. Er wird äußerlich in Auflöſungen auf mancherlei Weiſe, für ſich allein und in Verbindung, angewendet. In der Miſchung einer Auflöſung deſſelben in Waſſer und mit Zuſatz von Kalkwaſſer, dem ſogen. phagadäniſchen Waſſer, wird die Säure von dem Kalke weggenommen, das Queckſilber fällt als ein gelber Queckſilberkalk zu Boden. Wird das Queckſilber aus ſeiner Auflöſung in Salzſäure durch flüchtiges Laugenſalz abgeſchieden, ſo fällt es als ein weißer Queckſilberkalk zu Boden, dem noch Salzſäure und etwas flüchtiges Laugenſalz anhängt, und welcher **mercurius praecipitatus albus**, weißer Queckſilberniederſchlag, weißer Präcipitat genannt wird. Er iſt zwar weniger ätzend, als der Sublimat, aber in ſeiner Wirkung nicht gleichförmig, daher der innerliche Gebrauch nicht ſicher. Er wird deßhalb bloß äußerlich in Salben angewendet. Wird die im Sublimat enthaltene Säure mit hinzugeſetztem Queckſilber geſättigt, ſo entſteht ein ganz neues Erzeugniß, dem die Alten den Namen: **mercurius dulcis**, verſüßtes Queckſilber, die Neuern: mildes ſalzſaures Queckſilber, gegeben haben. Es wird durch innige Vermiſchung von 3 Theilen metalliſchen Queckſilbers mit 4 Theilen ätzenden Queckſilberſublimats durch lang anhaltendes Reiben und nachherige Deſtillation und Sublimation verfertigt. Es iſt im Waſſer ſehr ſchwer auflöslich, indem ein Theil davon 1200 Th. Waſſer zur Auflöſung erfodert. In ſ. Wirkung iſt es viel milder als der Sublimat, zum innerlichen Gebrauche ſehr wirkſam, und dabei eins der ſicherſten Queckſilbermittel. Die ältern Chemiker glaubten, es durch mehrmalige Deſtillation und Sublimation noch milder zu machen. Wurde es 6 Mal, jedesmal mit dem Zuſatze von etwas metalliſchem Queckſilber, ſublimirt, ſo bekam es den Namen Calomel, **calomelas**, ſehr uneigentlich, weil dieſe Benennung zuerſt dem **aethiops mineralis** wegen ſeiner ſchwarzen Farbe beigelegt wurde, das verſüßte Queckſilber hingegen weiß ausſieht. Man ließ es auch wol 12 bis 16 Mal ohne Zuſatz von Queckſilber ſublimiren und nannte es alsdann Queckſilberpanacee (**panacea mercurialis**). Durch dieſe öftere Sublimation wird es aber nicht milder, ſondern wieder ſchärfer und ätzender. Die Verbindung des Queckſilberkalkes mit Phosphorſäure gibt das phosphorſaure Queckſilber, das im Waſſer unauflöslich und ein mildes Queckſilberſalz iſt, das, wie die andern milden Queckſilbermittel, zum innern Gebrauch angewendet werden kann. Es wird indeſſen durch jene Mittel überflüſſig, ebenſo wie das eſſigſaure und weinſteinſaure Queckſilber, welche beide ſonſt die Grundlage verſchiedener Geheimmittel gegen die veneriſche Krankheit ausmachten, jetzt aber ziemlich in Vergeſſenheit gekommen ſind. Die Wirkungen der Merkurialmittel auf den menſchlichen Körper ſind zwar im Grade verſchieden, je nachdem ſie mit Sauerſtoff oder mit Säure verbunden, als Kalke, als milde oder als ſcharfe Salze erſcheinen, doch kommen ſie in der Art ihrer Wirkung alle überein. Wenn ſie nämlich in nähere Berührung und Zuſammenwirkung mit dem Körper gebracht werden, ſo zeigen ſie eine Neigung, den Zuſammenhang der organiſchen Faſer, die

Cohäſion, aufzuheben, die plaſtiſche bildende Kraft zu vernichten. Die bildende Kraft im Organismus iſt eine Äußerung der organiſchen Naturkraft oder der Lebenskraft in der unterſten Sphäre der Wiedererzeugung. Indem nämlich die thieriſche Gallerte des Blutes durch Verbindung mit Oxygen zur höhern Lebensqualität gehoben worden iſt, geht dieſe in dem Haargefäßſyſtem in Gerinnung, die erſte organiſche Geſtaltung, den Zellſtoff, über, welcher ſich in den verſchiedenen Organen zur Ausbildung oder zum Erſatz der abgeſonderten Theile anſetzt. Die Stärke, mit welcher dieſe erſte organiſche Zellform zuſammenhält, iſt die Cohäſion. Die innere Natureigenſchaft dieſes unter den Metallen mit der geringſten Cohärenz verſehenen Metalls geht ſchon im Metallreiche ſelbſt auf Vernichtung der Cohäſion derſelben und Auflöſung. Soll es aber dieſe Eigenſchaft auch auf den lebenden Organismus äußern können, ſo muß es ſelbſt durch Verbindung mit dem Oxygen auf eine höhere Stufe des mineraliſchen Lebens geſetzt werden, wodurch ſeine innere Kraft erſt aufgeſchloſſen und regſam, und nun erſt fähig wird, auf den lebenden Organismus zu wirken, gleichſam begeiſtet in der kleinſten Maſſe ſeine innere Kraft zu offenbaren, und Auflöſung der Cohäſion, Vernichtung der Bildungskraft des Organismus zu bewirken. Das Verdauungsſyſtem, beſonders das ihm zugehörige Speicheldrüſenſyſtem, hat die Neigung, die äußern Stoffe durch Auflöſung und Vernichtung ihrer Cohäſion und innern Eigenſchaft, und durch Zerſetzung in ihre einfachen Beſtandtheile zur neuen organiſchen Lebensform fähig zu machen. Dieſe Organe haben daher unter allen die nächſte Verwandtſchaft zum Queckſilbermittel. Da nun diejenigen Stoffe, welche von der Aſſimilation nicht bezwungen werden, ſondern durch Verbindung mit Oxygen ſchon auf einer höhern Stufe des Lebens ſtehen, ihre innere Kraft in höherm Grade auch im Organismus behaupten, und die ihnen verwandten Functionen dadurch verſtärken: ſo folgt hieraus, daß auch die Queckſilbermittel auf das Speicheldrüſenſyſtem vorzüglich erregend wirken, und eine ungewöhnliche, übermäßige Thätigkeit, die Neigung, Alles in lymphatiſche und ſpeichelartige Flüſſigkeit zu verwandeln, erregen müſſen. Dieſem gemäß beobachten wir auch die Wirkung der Mercurialmittel an und in dem lebenden Körper. Wird ein ſolches Mittel, zumal eins von den heftiger wirkenden, in concentrirter Form an eine Stelle des Körpers gebracht, ſo wirkt es ätzend und zerſtörend auf dieſelbe; daher es in den Magen gebracht, als wahres ätzendes Gift tödtet. In kleiner Gabe und anhaltend gebraucht, erregt es zunächſt eine Verminderung der organiſchen Cohäſion, und Beſchränkung der Bildungskraft des Organismus. Bei weiterer Fortſetzung des Gebrauchs wird das Zahnfleiſch, die Zunge, die innere Bekleidung der Wangen, lockerer, aufgeſchwollen, es entſteht Hitze im Munde, metalliſcher Geſchmack, übelriechende Ausdünſtung aus demſelben, vermehrte Abſonderung des Speichels, die immer mehr überhandnimmt, endlich ſo übermäßig wird, daß dieſe Flüſſigkeit ununterbrochen aus dem Munde läuft. Dabei entſtehen Abſonderungen der innern Haut, oberflächliche Geſchwüre, die ſchnell umſichgreifen, Loßſtoßung der Zähne, Aufgedunſenheit des ganzen Geſichts. Würde noch immer das Einbringen der Queckſilbermittel fortgeſetzt, ſo würde endlich Alles in ſpeichelartige Flüſſigkeit aufgelöſt, die Cohäſion und organiſche Wiedererzeugung würde gänzlich vernichtet werden, und der Tod erfolgen. Dieſe mächtige Wirkung der Queckſilbermittel macht ſie nun in denjenigen Krankheiten zu einem Heilmittel, in welchen die Cohäſion zu ſtark, die Bildungskraft in der Sphäre der Wiedererzeugung entweder allgemein, oder örtlich auf eine ungewöhnliche Art erhöht oder ausgeartet iſt. Das Queckſilber iſt das einzige recht eigne Mittel gegen die veneriſche Seuche und deren Ausbrüche verſchiedener Art. Die Ärzte der älteſten Zeit kannten ſeinen Gebrauch als Heilmittel nicht. Erſt die arabiſchen Ärzte wandten es in Salben an. Von dieſen kam es im 11. Jahrh. zu den Europäern, welche durch Einreibungen der Queckſilberſalben einen Speichelfluß und dadurch Heilung her-

vorbringen wollten. Auch in Räucherungen wurde es schon damals angewendet. Den innerlichen Gebrauch der Quecksilbermittel wagte man erst im 16. Jahrh. Matthiolus bediente sich eines von Vigo 1510 erfundenen Präcipitats; Hurham gebrauchte Burton's mercurius alkalisatus; Basilius Valentinus empfahl zuerst den innerlichen Gebrauch des Sublimats, auch Boerhaave machte eine, wiewol noch sehr furchtsame Anwendung davon. Erst nach van Swieten's Anleitung wagten es die Ärzte, häufigere Versuche damit zu machen. Gegen andre als venerische Krankheiten wurde das Quecksilber noch später angewendet, nachdem man erst mehr Erfahrung über dessen Heilkraft gesammelt hatte. Man versuchte es in mancherlei Hautkrankheiten, den Flechten, der Krätze, in Krankheiten des lymphatischen Systems, den Skropheln, bei verhärteten Drüsen- und andern Geschwülsten, in der Wasserscheu, sogar in krampfhaften Krankheiten. Der engl. Arzt Hamilton machte auf seinen großen Nutzen in verschiedenen Entzündungskrankheiten aufmerksam; deutsche Ärzte bestimmten diese Anwendung noch genauer.

Quedlinburg, ein ehemaliges von dem deutschen Könige Heinrich I., zwischen 932 und 936 errichtetes fürstl. Damenstift, zwischen Halberstadt und Anhalt gelegen, dessen seit 1539 lutherische Äbtissin ein Reichsstand war, und auf der rhein. Prälatenbank Sitz und Stimme hatte, enthielt auf 2 □M. 15,000 E. Die Stiftshauptmannschaft und Erbvogtei darüber hatte Sachsen nebst dem Anspruch auf die Ämter Lauenburg, Sevekenberg und Gersdorf 1697 an Brandenburg für 300,000 Thlr. verkauft. Der König von Preußen hielt daher Garnison in der Stadt, erhob Accise, Service, ließ sich den Huldigungseid leisten ꝛc. und hielt zur Besorgung dieser Gegenstände einen Stiftshauptmann, welcher unmittelbar von den höchsten Landescollegien zu Berlin abhing. Die Äbtissin aber hatte ihre Regierungskammer, ihr Consistorium ꝛc. Die letzte Fürstin-Äbtissin war seit 1787 Sophie Albertine, eine Schwester des verst. Königs Karl XIII. von Schweden. 1802 kam Quedlinburg als Entschädigung an Preußen. Quedlinburg (Klopstock's Geburtsort), gegenwärtig eine Kreisst. im Regierungsbezirk Magdeburg der preuß. Prov. Sachsen, liegt am Vorharze an der Bode, welche sich vor der Stadt in 2 Arme theilt, wovon der größere, die wilde Bode genannt, die Stadt auf der südl. und östl. Seite umfließt, die kleinere, oder der Mühlgraben, die Altstadt von der Neustadt scheidet. Sie hat außer der Alt- und Neustadt noch 3 Vorstädte, 8 Kirchen, 6 Hospitäler, ein Gymnasium, 1680 H. und 12,000 E., welche theils Fabriken in Wollenzeugen und Leinwand, wichtige Branntweinbrennereien mit Schweinmastung und Bierbrauereien, theils Handel mit Vieh, Korn und Gartenfrüchten unterhalten. In der Vorstadt Westendorf, auf einem hohen Felsen, liegen die Gebäude der vormaligen Frauenabtei, mit der schönen von Heinrich I. erbauten Stiftskirche, einer Bibliothek und den Grabmälern des deutschen Königs Heinrich I. und seiner Gemahlin Mathilde. In diese Propstei wurde 1825 die von Hoyer zu Aschersleben gestiftete Rettungsanstalt für arme Waisen und Verbrecherkinder verlegt. Außerhalb der Stadt ist der Brühl, ein Wäldchen, wo bei der Säcularfeier 1824 Klopstock's Büste aufgestellt wurde. Eine halbe Stunde von der Stadt ist ein eisenhaltiger Gesundbrunnen.

Quellen, die Ausflüsse des unter der Erdoberfläche befindlichen Wassers. Sie bilden bei ihrem Fortgange über die Erdoberfläche Bäche, durch Vereinigung von mehren derselben, Flüsse und endlich Ströme, die dem Meere Ersatz zuführen für die täglich durch Ausdünstung verloren gehende Wassermasse. Da das Wasser, den Gesetzen der Schwere folgend, allemal von Anhöhen nach Niederungen fließt, so können auch Quellen nur an solchen Orten entstehen, die höher liegen als die Gegend, über die sie hinfließen. Alle Quellen entspringen daher mehr oder weniger an Bergen oder Anhöhen. Sie bekommen ihre Nahrung durch das Regen- und Schneewasser, sodaß ein beständiger Kreislauf des Wassers auf der Erde stattfin-

et. Die Quellen selbst sind von verschiedener Beschaffenheit. Der Grad der Reinigkeit ihres Wassers hängt von den Erdschichten ab, durch welche sie fließen. Die feinsten und klarsten Quellen entspringen meist in den beträchtlichsten Höhen, und das eigenthümliche Gewicht ihres Wassers kommt dem vom Regenwasser am nächsten. Das gewöhnliche Quell- und Brunnenwasser ist mit mehr oder weniger mineralischen Materien, insonderheit mit Gyps, Kalkerde und salzichten Theilen angeschwängert. In Rücksicht der Wassermenge, welche die Quellen liefern, theilt man sie in gleichförmige und periodische. Die erstern geben mehrentheils zu allen Zeiten immer gleich viel Wasser; die letztern wechseln ab, indem sie bald schwächer, bald stärker fließen; manche versiegen zu gewissen Zeiten ganz. Auch findet man hier und da Quellen, welche stundenweise ab- und zunehmen. Die Quelle von Fonsanche bei Nismes fließt täglich etwas über 7 Stunden und setzt an 5 Stunden aus. Die von Colmars in der Provence setzt allemal in der 7. Minute aus. Ihr Wasserstrahl hat die Dicke eines Arms, und ward 1755 bei dem großen Erdbeben, welches Lissabon zerstörte, in eine beständig fließende Quelle verwandelt. Erst 1763 fing sie wieder an auszusetzen. In der Schweiz findet man mehre aussetzende Quellen. Man leitet diese Erscheinung mit der größten Wahrscheinlichkeit von kleinen Berghöhlen oder Wasserbehältern her, die sich von oben anfüllen und seitwärts durch heberförmige Röhren oder Canäle wieder leeren. Diese Heber leeren die Behälter nur bis an die wagrechte Fläche ihres Verbindungspunktes aus, hören dann auf zu fließen und fangen erst wieder an, wenn der Schenkel am Behälter bis auf seinen höchsten Punkt gefüllt ist. Bei stärkerm Zuflusse, z. B. nach heftigem Regen, muß natürlich die Zwischenzeit verkürzt werden. Gibt es in dem Behälter einen heberförmigen Canal, der das Wasser von der Quelle ab nach einem andern Orte führt, so kann eine solche bei trockenem Wetter fließen und beim Regen still stehen. Auf Island finden sich einige Quellen, die ihr Wasser nur stoßweise von sich geben, wobei wahrscheinlich unterirdische Dämpfe wirken. In Frankreich will man in manchen Küstengegenden Quellen bemerkt haben, bei denen sich der Einfluß der Ebbe und Flut äußert.

Querpfeife (piffaro, auch flauto piccolo), eine kleine Flöte oder Pfeife, welche gewöhnlich mit der Trommel begleitet wird. Sie wird wie die Flöte intonirt, unterscheidet sich von dieser aber dadurch, daß sie durchgängig gleich weit gebohrt ist, keine Klappen hat, viel kleiner ist und um eine Octave höher steht, daher Octavflöte, auch einen ungleich schärfern und schreiend durchdringenden Ton hat. Ihr Umfang geht vom zweigestrichenen bis zum viergestrichenen d. Jetzt wird sie häufig im vollen Orchester und zwar nicht bloß bei militairischer Musik gebraucht.

Querstand, unharmonischer, nennt man die fehlerhafte Fortschreitung von 2 Stimmen, in welcher ein Ton der einen Stimme unmittelbar darauf in der andern durch ein chromatisches Zeichen verändert vorkommt, z. B. $\begin{matrix} h & d \\ g & b \end{matrix}$.

Quesnay (François), Leibarzt Ludwigs XV., Akademiker, war 1694 geb., widmete sich der Chirurgie und Medicin, und übte dieselben in Paris mit großem Erfolge aus, bis er als Leibarzt in die Dienste des Königs trat, der ihn sehr hoch schätzte und ihn nur „seinen Denker" nannte. Er ist berühmt als Urheber, oder wenigstens als eifriger Beförderer des physiokratischen Systems (vgl. d.), welches, fast gleichzeitig mit der Encyklopädie, also um die Mitte des vor. Jahrh., die öffentliche Meinung in Frankreich auf nothwendige Reformen in der Staatswirthschaft aufmerksam machte. Q. schrieb darüber, in Verbindung mit Mirabeau (dem Vater): „Elémens de la philosophie rurale" (1768, 12.). Außerdem verfaßte er mehre chirurgisch-medicin. Schriften. Er starb den 16. Dec. 1774. Siehe über ihn und sein System Laharpe im „Cours de littérature" (14. Bd.).

Quetschung (chirurgisch), die Verletzung eines Theils des Körpers durch mechanische Gewalt (eines stumpfen Werkzeugs oder durch Schlag, Stoß, Fall, Wurf u. dgl.) ohne sichtbare Trennung der Theile. Ist letztere damit verbunden, so heißt die Verletzung eine gequetschte Wunde. Es finden bei der Quetschung verschiedene Grade statt, je nachdem die Gewalt der mechanischen Einwirkung, oder der Widerstand der verletzten Theile stark war; daher sie bei Knochen, oder an den Theilen, welche an einem Knochen liegen, verhältnißmäßig immer bedeutender ist als an weichen Theilen. Die Folge der Quetschung ist Lähmung und Zerreißung der feinsten Gefäße, daher auch Austreten der Feuchtigkeiten, die diese enthalten, in das benachbarte Zellgewebe. Hiervon rührt die blaue, braune oder gelbe Farbe, die Geschwulst und der Schmerz der gequetschten Stelle her, wozu sich oft Entzündung einfindet, die an Gelenken, bei krankhafter Leibesbeschaffenheit, in schwammigen Theilen sehr gefährlich werden kann. H.

Quevedo Villegas (Don Francisco de), Dichter und Schriftsteller, war 1580 zu Madrid geb. und studirte zu Alcala de Henares. Außer den alten Sprachen umfaßte er die Theologie, Medicin und Philosophie, weil er keine einzelne Wissenschaft zu seinem Brodstudium machen wollte. Umfassende Kenntnisse waren in ihm mit vielem Witz und großer Eigenthümlichkeit des Geistes vereinigt. Wegen eines Duells, in welchem er seinen Gegner erstochen, flüchtete er nach Italien, wo er sich durch wichtige Dienste die vertraute Freundschaft des Herzogs von Ossuña, Don Pedro Giron, Vicekönigs von Neapel, erwarb. Sodann besuchte er Süddeutschland und Frankreich. Nach seiner Zurückkunft nach Spanien ward er, als ein Vertrauter des in Ungnade gefallenen Herzogs zur Untersuchung gezogen, auf seinem Landgute La Torre de Juan gefangen gehalten und bekam erst nach 3 Jahren seine Freiheit wieder, jedoch nicht die Gnade des Hofs. Um seiner geschwächten Gesundheit aufzuhelfen, bereiste er Spanien, und hielt sich dann auf seinem Landgute auf, wo er wahrscheinlich die „Werke des Baccalaureus de Torre" schrieb. Er begnügte sich mit dem Titel eines Secretairs Philipps IV. 1634 verheirathete er sich mit einer Schwester des Bernardo de Cabra, Erzbischofs von Albarazin, die er aber nach einigen Jahren wieder verlor. Er zog sich daher noch mehr von der Welt zurück und beschränkte sich auf den Umgang mit wenigen Freunden. Er war bereits ein 68jähriger Greis, als er wegen eines Libells gegen den Minister Olivarez, welches man ihm ohne weitere Untersuchung zuschrieb, zum 2. Male eingekerkert wurde. Als er nach 2jähriger Gefangenschaft wieder frei ward, hatte seine Gesundheit sehr gelitten. Vom Hofe verbannt, begab er sich auf sein Landgut, welches während seiner Gefangenschaft mehr als ein Mal war geplündert worden. Endlich nöthigte ihn seine Krankheit, sich zu seiner Wiederherstellung nach Villa nueva de los Infantes zu begeben; allein er war kaum angekommen, als er 1645 starb. Q.'s Werke sind von dem mannigfaltigsten Inhalt. Unter den Gedichten zeichnen sich die humoristischen durch Scherzhaftigkeit, Witz und sinnreiche Erfindung aus. Seine prosaischen Werke bestehen meist aus Ergüssen der Laune und Satyre. Durch die letztern ist Q. auch im Auslande berühmt geworden, namentlich durch seine „Sueños y discursos", deutsch von Philander von Sittewald (Strasb. 1645), und durch sein „Gran Tacaño", den ersten komischen Roman in derjenigen Gattung, welche die Spanier Bettlerromane nennen. Auch hat er des Epiktet „Enchiridion" in spanische Verse gebracht. Seine Schriften sind zu Brüssel 1660 und 1670 in 3 Bdn. 4. und nachher mehrmals erschienen.

Quiberon, bekannt durch die Landung franz. Ausgewanderter 1795, ist eine Halbinsel und Marktfl. von 1916 E., 2 Stunden von Auray im franz. Depart. des Morbihan, Bezirk von Lorient. Die franz. Ausgewanderten in England hatten mehre Regimenter in engl. Solde gebildet, und ihre Heerführer wünschten, durch eine britische Flotte unterstützt, nach Frankreich übergeschifft zu werden, um

zu dem königl. Heere in der Vendée, oder zu den Chouans zu stoßen. Ihre Erwartung eines glücklichen Erfolgs war so zuversichtlich, daß sie dadurch selbst das britische Ministerium hinrissen, welches der Meinung war, man müsse erst mehr Truppen beisammen haben. Pitt sagte daher zu Puysaye und Hervilly, welche die Unternehmung beschleunigt wissen wollten: „Sie werden Ihren Zweck verfehlen, wenn Sie sich mit so wenig Truppen bloßstellen. Sie müßten nach meiner Meinung warten". Allein Puysaye versicherte, die Erscheinung einiger 1000 Mann wäre hinreichend, um ganz Bretagne zum allgemeinen Aufstande zu bewegen; sie brauchten nichts als Waffen, Pulver und Schiffe. Der britische Minister gab endlich der Erfahrung eines Mannes nach, welcher den Krieg verstand und schon vor der Revolution Generallieutenant gewesen war. Doch waren andre franz. Officiere, z. B. der General Hector, mit diesem Wagnisse so wenig einverstanden, daß sie in England zurückblieben. Die Schar der Ausgewanderten wurde nun mit britischer Freigebigkeit ausgerüstet. Oberanführer war der Graf v. Puysaye. Unter den Soldaten befanden sich aber auch eine Menge franz. Kriegsgefangener, die sich hatten anwerben lassen, um bei dieser Gelegenheit nach Frankreich zurückzukehren. Sie segelten unter dem Schutze einer britischen Flotte nach der franz. Küste, und nachdem Admiral Bridport, mit 10 Linienschiffen, den franz. Adm. Villaret Joyeuse, mit 12 Linienschiffen und 11 Fregatten, den 23. Juni 1795 auf der Höhe von Lorient geschlagen, und 3 Linienschiffe erobert hatte, landeten die Ausgewanderten, 3036 M. stark, ohne Hinderniß den 27. Juni an der Küste von Quiberon. Sie rückten rasch vor, und mehre 1000 Franzosen vereinigten sich in kurzem mit ihnen, sodaß sie nach einigen Angaben 10,000 M. stark wurden. Aber schnell zog der republikanische Feldherr Hoche mit einem Heere von 25,000 M. heran, und hinderte die Vereinigung der gelandeten Schar mit den im Innern des Landes bewaffneten Chouans. Die Landzunge, welche die Halbinsel mit dem festen Lande verbindet, wird durch die Feste Penthievre vertheidigt. Dieser bemächtigten sich die Ausgewanderten. Sie drangen bis über Auray vor; allein zurückgeworfen von der Übermacht mußten sie sich auf die Halbinsel zurückziehen, wo ihre Stellung beinahe unbezwinglich war; denn die Festungswerke sind zum Theil auf steilen Felsen angelegt. Hierauf entsandten sie den 10. Juli eine Schar königl. Truppen in das Innere von Bretagne, welche durch Zulauf von Chouans zu einem beträchtlichen Haufen anwuchs, aber ihnen dennoch das Land zu öffnen nicht vermochte. Auch mißlang ihnen in der Nacht vom 15. zum 16. Juli ein Angriff auf die Republikaner bei St.-Barbe. Der Graf v. Hervilly wurde verwundet, führte aber dennoch den Rückzug in guter Ordnung aus, bis Sombreuil an seine Stelle trat. Schon bei diesem Angriffe zeigten sich Spuren von Verrätherei; gleichwol war man so unvorsichtig, die Besatzung der Feste Penthievre dem Regimente Hervilly anzuvertrauen, in welchem viele gewesene Kriegsgefangene durch Verrath ihre Freiheit zu erlangen suchten. Ihre Lage wurde nicht besser, als ihnen Graf Sombreuil den 17. Juli eine Verstärkung von 1174 M. zuführte. Diese Mannschaft besetzte die Gegend zwischen Penthievre und Quiberon, nahe am Meere, und rettete zuletzt noch einen Theil der Gelandeten. Unterdessen hatte General Hoche mit den Verräthern in der Feste Penthievre Verabredung genommen. Er überfiel daher in der Nacht vom 20. Juli die Feste, welche 4000 M. vertheidigten, und eroberte sie mit 200 M. Die Republikaner wurden nämlich von den verrätherischen Vorposten auf einem steilen Felsenwege bis in die innern Werke geführt. Beim ersten Lärm wollte der Befehlshaber die Truppen sammeln, ward aber erschossen; 800 M. legten hierauf das Gewehr nieder, oder schossen ihre eignen Officiere todt. Die Verrathenen waren ohne Anführer, und in der Verwirrung war das Gemetzel groß. Viele Königliche liefen zu den Republikanern über und hieben mit ihnen zugleich auf die noch Widerstand Leistenden ein. Sombreuil konnte jetzt Nichts thun als die Ein-

schiffung der übriggebliebenen Ausgewanderten decken. Er und seine 2 Bataillone wehrten sich mit einem Heldenmuthe, den Hoche und die Conventstruppen bewundern mußten. Man schlug ihm einen Vergleich vor, wenn er sich mit allen Truppen ergäbe; allein auf diese Bedingung wollte er nichts von einem Vergleiche wissen. Die Einschiffung ging vor sich. Sombreuil blieb als der Letzte zurück, und ergab sich als Kriegsgefangener. Ein andrer Theil der Königlichen hatte sich von Penthievre auf einen Felsen gezogen. Die Republikaner stürmten hinauf, tödteten viele, und nahmen die übrigen gefangen. Als hier Damas, ein trefflicher Officier und edler Mensch, sah, daß er ohne Rettung war, stürzte er sich mit seinem Pferde von der steilsten Anhöhe ins Meer herab. An diesem blutigen Tage, in welchem der Kampf durch das Feuer der engl. Schiffe noch mörderischer wurde, verloren die Königlichen an Todten und Gefangenen überhaupt 5274 M.; die Zahl der Geretteten, welche sich wieder einschifften, unter welchen sich der General Puysaye, der verwundete Hervilly, und fast die ganze Artilleriemannschaft befand, war 2234. Die Sieger machten eine beträchtliche Beute an Vorräthen aller Art. So mißlang eine Unternehmung tapferer Männer, die in Frankreich ausführen wollten, was einst Pelopidas für Theben that. Nur pariser Lüge konnte Pitt als den Urheber dieses verunglückten Zugs anklagen und ihm Schuld geben, er habe, um England von der kostbaren Last der Ausgewanderten zu befreien, sie auf die Schlachtbank von Quiberon geliefert. Hoche ließ die mit den Waffen in der Hand gefangenen Ausgewanderten, obgleich sie mittelst einer Art von Vergleich sich ergeben hatten, nach Vannes bringen, wo sie vom 28. Juli an sämmtlich erschossen wurden. In den ersten 4 Tagen allein belief sich die Zahl der Hingerichteten auf 188. Unter diesen befanden sich der Graf v. Sombreuil und der Bischof von Dol. Beide starben mit dem Muthe der Helden. Der Graf v. Sombreuil, 28 J. alt, war einer der schönsten Männer in Frankreich und zugleich einer der bravsten. 1789 hatte er, 22 J. alt, durch seine Entschlossenheit seinen Freund, Jules v. Polignac, aus den Händen des mordsüchtigen Pöbels errettet. Er ging hierauf in preuß. Dienste, focht mit ausgezeichneter Tapferkeit in den Feldzügen von 1792 — 94, und erhielt den preuß. Verdienstorden. Sein Vater, ein ehrwürdiger Greis, und sein jüngster Bruder starben in der Schreckenszeit auf dem Blutgerüste. Er selbst, der mit seinem Leben den Rückzug seiner Gefährten und ihre Rettung gesichert, und großmüthig sich selbst zu retten sich geweigert hatte, flößte durch seine Jugend und Schönheit den Kriegern, die das Bluturtheil an ihm vollziehen sollten, ein Zittern der Ehrfurcht ein, sodaß sie ihn in die Schulter trafen. Sombreuil blieb stehen und sagte: „O so endigt doch, ich bitte, endigt!" Da fiel der junge Held, ein blutiger Zeuge der Raserei des Bürgerkriegs. Die „Mém. sur l'expédition de Quibéron", von einem Augenzeugen, Villeneuve-Laroche-Barnaud (2. A., Paris 1824), sind einseitig und leidenschaftlich. Die „Mém. du Comte de Vauban" über den Vendeekrieg sind wahrhaft historisch und sehr anziehend. K.

Quick, oft so viel als Quecksilber; bei Metallarbeitern das in Scheidewasser getödtete Quecksilber, womit sie den Grund zur Vergoldung auf dem Messing legen. — **Quickmühle**, soviel als Amalgamirmühle, s. Amalgama.

Quietismus. Der ganz nach Außen gerichtete hierarchische Geist einiger Mönchsorden, besonders der Jesuiten und Dominicaner, hatte im 17. Jahrh. die Andacht und Gottesverehrung der Katholischen beinahe in eine bloß mechanische Gottesdienstlichkeit verwandelt. Seine Zeit mit Hersagen der Formulargebete aus dem Brevier und am Rosenkranze, mit Fasten, Beichten und Bußübungen hinbringen, fleißig wallfahrten, die Mutter Gottes und die Heiligen anrufen, Almosen geben, Ablaß kaufen und überhaupt die kleinlichsten Formen des äußern Gottesdienstes beobachten, galt unter diesem Einflusse für wahre Frömmigkeit. Dahin wendeten sich fromme Gemüther, die es mit ihrer Andacht ernstlicher meinten, als

bei dieser Art von Religionsübung nöthig war, mit neuem Eifer der Mystik zu, die dem Gefühlvollern schon sonst Zuflucht und Nahrung gewährt hatte, wenn Alles in den Formen der Kirchlichkeit zu erstarren schien. Der geistliche Wegweiser, „Guida spirituale", ein Erbauungsbuch, das Michael Molinos, ein spanischer Weltpriester, 1675 zu Rom herausgab, entsprach diesem Bedürfnisse. Molinos redete darin von der Ruhe eines gänzlich in Gott versunkenen Gemüths, das aller andern Gedanken und Gefühle ledig, von keiner Thätigkeit nach Außen gestört, nichts als die Nähe Gottes empfinde, mit einer Entzückung, die seinen frommen Phantasien bald viele Freunde verschaffte. Nach seiner Anleitung suchten nun die Andächtigen lediglich diese Gemüthsruhe (quies, daher der Name Quietismus und Quietisten, griech. Hesychasten), und man würde es ihnen nicht gewehrt haben, wenn dabei nicht jene von der Kirche und den Mönchsorden begünstigten Andachtsübungen in Gefahr gekommen wären, überflüssig zu scheinen. Der franz. Hof setzte es beim Papste durch, daß Molinos seine Irrthümer abschwören und sein Leben unter täglichen Bußübungen in einem römischen Dominicanerkloster beschließen mußte (st. 1696). Dieser Gewaltschritt hinderte jedoch keineswegs die Verbreitung des Quietismus. Der geistliche Wegweiser wurde in Deutschland und Frankreich, wo man durch die Schriften der Bourignon (s. d.), Poirets und der Pietisten vorbereitet war, fleißig benutzt, und erzeugte bald eine Menge Erbauungsbücher in gleichem Geiste. Schon im 14. Jahrh. nannte man eine Art von Mönchen Hesychiasten (auch umbilianimi), welche am Berge Athos nach der Vorschrift eines Abts Simeon im steten Gebete lebten. — Die berühmteste Pflegerin des franz. Quietismus war eine am Hofe Ludwigs XIV. beliebte, schöne und reiche Witwe, Joh. Maria Bouvier de la Mothe Guyon, welche u. d. N. der Madame Guyon als eine liebenswürdige Schwärmerin von mehr Einbildungskraft als Verstand bekannt geworden ist. Ihr Beispiel, ihre Betstunden, ihre salbungsvollen Schriften und die Bemühungen ihres Beichtvaters Lacombe gewannen ihr Anhänger genug, um die Geistlichkeit aufmerksam zu machen. In der That gerieth man in Versuchung, eine junge Frau für verrückt zu halten, welche sich für das schwangere Weib in der Apokalypse (K. 12, V. 2.) hielt und in ihrer eignen Lebensbeschreibung von sich sagt, sie sei oft von einem solchen Übermaße der Gnade erfüllt, daß sie im buchstäblichen Sinne bersten wolle und ihre Kleider auflösen lassen müsse, worauf denn diese Gnadenfülle sich über Die, die ihr diesen Dienst leisteten, ergieße. Lacombe wurde als ihr Verführer verhaftet und starb 1702 zu Paris im Gefängnisse, die Guyon selbst aber kam nach einer kurzen Einsperrung wieder in Freiheit und zu der Ehre, an den Betstunden der Maintenon in St.-Cyr Theil zu nehmen. Der Streit schien daher abgethan, als Fénélon (s. d.) in der Guyon eine Geistesverwandte zu erkennen glaubte, und ihr und ihren Schriften in seiner „Explication des maximes des Saints sur la vie intérieure" (1697) das Wort redete. Der Zutritt eines so bedeutenden Mannes, dessen Andachtsbücher Frankreich mit Begeisterung aufnahm, gab dem Quietismus neues Gewicht und dem Verfechter der franz. Theologen, Bossuet, Gelegenheit, diesem beneideten Nebenbuhler eine Beschämung zuzuziehen. Bossuet erwirkte 1699 ein päpstl. Breve, in dem 23 Sätze aus Fénélon's Buche als irrig verdammt wurden; aber die selbst in Rom bewunderte Sanftmuth, mit der sich dieser unterwarf, brachte seine Gegner um die Früchte des Sieges, sodaß nicht die Gewalt, von der die Guyon (starb 1717) eine zweite kurze Gefangenschaft zu erleiden hatte, sondern nur der veränderte Zeitgeist den Quietismus allmälig in Vergessenheit brachte. Eine Sekte hatte er ohnehin nie gebildet, sondern sich nur einige Jahrzehende als das Thema vielgelesener Erbauungsbücher und als die eigenthümliche Denkart einer Partei unter den Frommen behauptet. Aus Fénélon's Buche, worin der Quietismus am deutlichsten dargestellt ist, lernt man ihn als eine harmlose Schwärmerei kennen, deren nur phantasiereiche, überspannte Seelen fähig

sind. Wahres und Falsches ist darin wunderlich vermengt; er fodert die sogen. reine Liebe, die sich ohne Furcht und Hoffnung, gleichgültig gegen Himmel und Hölle, mit gänzlicher Selbstverleugnung auf Gott richtet, bloß weil dieser es will. Das Fleisch muß dabei ganz abgetödtet, jeder weltliche Gedanke entfernt, alles Vertrauen auf eigne Kräfte bei guten Werken vernichtet und die Seele in einen leidenden Zustand versetzt werden, bei dem ihre eigne Thätigkeit aufhört und Gott allein in ihr wirkt. Dieser Zustand, der das Gemüth wesentlich mit Gott vereinigt, ist die Ruhe oder das unaufhörliche innere Gebet (die bleibende Richtung auf Gott), wobei man nichts wünscht, nichts von Gott bittet, sondern sich ihm ganz überläßt und am reinen Anschauen seines Wesens (Contemplation) begnügt. Wie selten nun auch die hier bezeichnete Ansicht des Quietismus in das Leben übergegangen sein mag, weil sie weder den Bedürfnissen der menschlichen Natur noch den Foderungen des gesellschaftlichen Zustandes entspricht, so ist sie doch in der Mystik der Neuern häufig wieder erschienen. Auch hat man den Ausdruck auf die religiöse Ansicht der indischen Brahminen übergetragen, deren Streben dahin geht, durch Unterdrückung aller leiblichen und geistigen Bewegung in einen angeblich seligen Zustand zu gelangen und mit Brahma Eins zu werden. Siehe „Das Leben der Frau Guyon, von ihr selbst beschrieben, a. d. Franz. übers. von Frau H. v. Montenglaut" (3 Thle., Berlin 1826). E.

Quin (James), Schauspieler, 1693 zu London geb., der Sohn eines Irländers, welcher sich mit einer angeblichen Witwe verheirathet hatte, deren erster Mann nach einer langen Abwesenheit zurückkam und sie zurückfoderte. Q. verlor dadurch s. rechtmäßige Geburt und befand sich nach s. Vaters Tode, 1710, ohne Vermögen. Die Noth führte ihn in einem Alter von 21 J. auf das Theater von Dublin. Ein Freund, der s. großes Talent erkannte, rieth ihm, nach London zu gehen, wo er 1715 in die Gesellschaft von Drury-lane trat. Von da ging er nach 2 J. zu Lincoln's Inn Theater über, bei welchem er 17 J. blieb. Im Trauerspiele glänzte er in würdevollen und mannhaften Rollen, als Cato und Coriolan, im Lustspiele in Rollen von beißender Laune, Humor, als Fallstaff, Volpone und Sir John Brute. Doch war eine gewisse Eintönigkeit in s. Spiele nicht zu verkennen; er recitirte in der damals beliebten pomphaften Manier. Sein reizbarer Charakter brachte ihn mehrmals in Mißhelligkeiten mit den Theaterunternehmern. Dabei war er der Gesellschaft und den Tafelfreuden ergeben. Einen Beweis, daß er nicht ohne Edelmuth war, gab er dadurch, daß er dem Dichter Thomson, welcher wegen einer Schuldfoderung verhaftet war, augenblicklich mit 100 Pfund aushalf. Beide wurden dadurch die genauesten Freunde, und Thomson hat in s. „Castle of indolence" seinem edeln Befreier ein Beiden rühmliches Denkmal gesetzt. Garrick's Erscheinung machte das Publicum nach und nach gleichgültig gegen Q., welcher 1753 der Bühne entsagte. Er lebte seitdem größtentheils zu Bath, wo er 1766 starb. Garrick, anfangs sein Nebenbuhler, ward später s. Freund.

Quinault (Philippe), der ausgezeichnetste Operndichter der Franzosen, geb. 1635 in einer Schauspielerfamilie, erhielt eine nicht eben sorgfältige Erziehung. Die Anweisung abgerechnet, welche ihm Tristan l'Hermite in der Verskunst gab, verdankte er s. Geistesbildung allein s. eignen Fleiße und Talente. Noch vor s. 20. J. brachte er einige Schauspiele auf die Bühne und fuhr mehre Jahre mit dramatischen Arbeiten fort, welche ziemlich allgemeinen Beifall fanden. Aber eben dieser Beifall machte bei dem Ungeschmacke, der in ihnen herrscht, Boileau's Satyre rege, der ihn mit so vieler Bitterkeit angriff, daß er endlich s. eignen Rufe dadurch zu schaden schien. Denn Q., der das Trauerspiel, für welches er sich nicht geeignet fühlte, aufgab, verband sich mit Lully für die Oper, und entwickelte in der lyrisch-musikalischen Poesie eine solche Meisterschaft, daß er alle s. Nebenbuhler übertraf und von den besten Kunstrichtern zu den ausgezeichneten Männern aus dem Zeit-

alter Ludwigs XIV. gezählt wird. Es gibt in der franz. Sprache nichts Zarteres, Zärtlicheres und Sinnreicheres als s. Arien und Liebesgespräche. Boileau und seine Tadler schrieben den Beifall einzig der Musik Lully's zu, welche jedoch jetzt vergessen ist, während man Q.'s Verse noch immer mit Vergnügen liest. Seine „Armide" (1686) und s. „Atys" sind in ihrer Art Meisterstücke. Q., der zugleich in den Geschäften des Lebens erfahren war, hatte die Angelegenheiten eines Kaufmanns in Ordnung gebracht und heirathete nach dessen Tode die hinterlassene Witwe desselben. Dadurch kam er in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens und kaufte sich (1671) die Stelle eines Auditeurs in der Rechenkammer (Chambre des comptes). Bald darauf trat er auch in die franz. Akademie, und in ihrem Namen begrüßte er den König bei s. Rückkehr aus den Feldzügen von 1675 und 1677. Als Schmeichler desselben erscheint er in den Prologen s. Opern, und er wurde dafür mit einer Pension belohnt. Eine gewisse Schwermuth, die wahrscheinlich durch Abnahme s. Gesundheit erzeugt wurde, hinderte ihn, sein Glück vollkommen zu genießen. Seine theatralischen Arbeiten scheinen ihn aus Bigotterie zu gereuen, und er beschloß, den Überrest s. Kräfte zur Ehre Gottes und des Königs anzuwenden. Er fing ein Gedicht auf die Ausrottung des Protestantismus in Frankreich an, das jedoch s. Ruhm nur vermindert haben würde. Er starb 1688. Im Umgange war er liebenswürdig, fein und zuvorkommend; er sprach und recitirte angenehm. Außer s. Theaterstücken schrieb er mehre gelegentliche Gedichte, unter denen sich einige auszeichnen. Seine sämmtl. Werke sind 1739 und 1778 in 5 Bdn. erschienen. Vor denselben findet sich s. Lebensbeschreibung.

Quinquagesima, der 50. Tag vor Ostern, d. h. der Sonntag vor Fasten, auch Estomihi genannt.

Quinquennium, ein Zeitraum von 5 Jahren.

Quinte, 1) in der Musik a) ein Intervall von 5 Stufen, oder der 5. Ton vom Grundtone an aufwärts. Man unterscheidet 3 Arten der Quinte: die reine oder große, oder verminderte oder kleine, und die übermäßige; die erstere, welche 3 ganze Töne und einen großen halben Ton enthält (z. B. c zu g), ist eine Consonanz, die letztern sind Dissonanzen. Die Fortschreitung gleicher Stimmen in reinen Quinten ist fehlerhaft und übelklingend, daher man diese Fortschreitung auch **falsche Quinten** nennt. **Verdeckte Quinten**, welche in gewissen Fällen auch zu vermeiden sind, sind solche, welche bei dem Fortschreiten zweier Stimmen zu einer großen Quinte in gerader Bewegung entstehen, indem man den Raum zwischen der Quinte und dem vorhergehenden Intervall ausfüllt, z. B. $\begin{matrix} a & d \\ f & g \end{matrix}$.

b) Heißt Quinte bei dem Saiteninstrumente die schwächste Saite auf demselben, welche die höchsten Töne enthält, auf der Violine die E-Saite. 2) Die 5. Classe einer Schule, **Quinta**, daher ein **Quintaner**. 3) Im Piquet, eine Reihe von 5 hinter einander folgenden Blättern, die, wenn sie von dem höchsten Blatte anfängt, Quinte-Major heißt.

Quintencirkel heißt in der Theorie der Harmonie der Durchgang durch alle 12 harte und weiche Tonarten vermittelst der Quinte, oder diejenige Folge der Tonarten, vermöge welcher man sie von Quinte zu Quinte wie in einem Cirkel durchläuft.

Quinterne, s. Lotterie.

Quintessenz (von quinta essentia, worunter die Pythagoräer den Äther verstanden), die durch chemische Kunst ausgezogene concentrirte und beste Kraft eines Dinges, daher das Beste, der Kern einer Sache.

Quintett, ein Tonstück entweder für Instrumental- oder für Vocalmusik, wozu bei jenem 5 selbständige Instrumentalpartien, bei diesem 5 concertirende Singstimmen (meistens mit Instrumentalbegleitung) erfodert werden. Werden

aber die Stimmen nur verdoppelt, dann spricht man nicht von Quintett. Was vom Quartett gesagt worden, gilt auch von diesem.

Quintilianus oder Quinctilianus (Marcus Fabius), blühte im 1. Jahrh. unserer Zeitrechnung und kam aus Calaguris (jetzt Calahorra) in Spanien, s. Geburtsstadt, frühzeitig nach Rom, wo er zuerst als Redner vor Gericht und Sachwalter, dann als Redelehrer (Rhetor) sich berühmt machte. Er hatte die vornehmsten Römer zu s. Schülern. Der Kaiser Domitian ertheilte ihm die Consulwürde. Unter dessen Regierung, in den letzten Jahren s. Lebens, schrieb Q. s. vortreffliches Werk „De institutione oratoria", welches eine Theorie der Redekunst aufstellt. Man erkennt darin den geübten Meister und den feingebildeten, geistvollen Mann, den würdigen Nachahmer Cicero's. Vorzüglich anziehend und wichtig für die Geschichte der Literatur ist das 10. Buch, wo er mit ebenso viel Scharfsinn als Bündigkeit s. Urtheil über die Schriftsteller der Griechen und Römer ausspricht. Außerdem legt man dem Q. eine ansehnl. Sammlung zur Übung gehaltener Reden (declamationes) bei, die aber bei weitem nicht so anziehend sind als jene Theorie, auch nicht die Vollendung haben, welche man, ihr zufolge, erwarten sollte, daher man auch glaubt, daß wenigstens nicht alle von Q. selbst herrühren. Endlich findet man noch in den Ausg. der Quintil. Werke eine Schrift „De oratoribus sive de causis corruptae eloquentiae" („Von den Rednern, oder den Ursachen des Verfalls der Beredtsamkeit"), die aber mehre Gelehrte dem Tacitus, Einige einem andern Vf. zuschreiben. Die vorzüglichsten Ausg. sind von Burmann (Leyden 1720, 2 Bde., 4.), von Capperonier (Paris 1725, Fol.), Gesner (Gött. 1738, 2 Bde., 4.), Spalding (Lpz. 1798—1816, 4 Bde.) und von Lünemann (Hanov. 1826, 2 Bde.). Eine deutsche Übers. lieferte Henke u. d. T.: „Lehrb. der schönen Wissenschaften in Prosa" (Helmst. 1775—77, 3 Bde.).

Quintole, eine Notenfigur, Tonfigur, aus 5 Tönen bestehend, welche zusammenhängend vorgetragen werden und die Haltung von 4 Tönen gleichen Werths haben.

Quintus Calaber oder Smyrnäus, ein griech. Dichter, dessen Zeitalter ebenso wenig genau bekannt ist als s. Geburtsort. Seine Beinamen beziehen sich darauf, daß s. Gedicht in Calabrien aufgefunden wurde und daß er in demselben Smyrna als s. Aufenthaltsort erwähnt. Wahrscheinlich lebte er im 4. Jahrh. n. Chr. Sein Gedicht „Παραλειπόμενα Ὁμήρου" („Posthomerica") enthält eine Fortsetzung der „Ilias", worin Homer zwar nachgeahmt, aber freilich in s. anmuthigen und gemüthlichen Einfachheit und Alterthümlichkeit nicht erreicht worden ist. Die neueste kritische Ausg. von Tychsen, mit Anmerk. von Heyne, erschien im Verlage der zweibrücker Gesellschaft (Strasb. 1807, 2 Bde.).

Quippos, eine Art von Farben- oder Bilderschrift, welche den Peruanern, die vor der Eroberung ihres Reichs durch den Spanier Pizarro zu Anfange des 16. Jahrh. die Schreibekunst nicht kannten, statt derselben diente. Es wurden nämlich mehre Fäden von verschiedenen Farben an eine Schnur gereiht und in diese Fäden Knoten geknüpft. Jede Farbe hatte ihre besondere Bedeutung; wenn man durch Farben Etwas nicht bezeichnen konnte, bediente man sich der Knoten. Auf diese Art wurden nicht nur Rechnungen geführt, sondern auch Volkszählungen, historische Denkmäler und Gesetze aufbewahrt, geschlossene Bündnisse und Verträge aufgezeichnet ꝛc. In jeder Stadt waren Beamte zur Aufbewahrung dieser Quippos angestellt. Übrigens ersetzten mündliche Überlieferungen und kleine Gedichte das Mangelhafte dieser Schreibart. Eine den Quippos ähnliche Art der Schrift findet sich in Guiana, wo man gleichfalls Fäden und Knoten gebraucht.

Quirini (Angiolo Maria), ein gelehrter Cardinal, geb. 1680, stammte aus einer edeln venetianischen Familie. Zu Brescia erzogen, trat er in den Orden der Benedictiner von Monte Cassino. Zu Florenz genoß er den Unterricht der aus-

gezeichnetsten Gelehrten jener Zeit, und wurde darauf Professor in s. Kloster. Eine Rede, welche er hier hielt, „De mosaicae historiae praestantia", ward gedruckt. Durch die Einbildung, daß er an der Steinkrankheit leide, wurden s. Studien unterbrochen; nachdem er sich aber von dem Ungrunde s. Furcht überzeugt hatte, trat er 1710 s. literarischen Reisen an. Er besuchte Deutschland, Holland, Flandern, England und Frankreich. In letzterm Lande verweilte er über 2 Jahre, meist bei den Benedictinern von St.-Germain des Prés. Alles was diese Länder an merkwürdigen Menschen und Gegenständen besaßen, suchte er kennen zu lernen, und gewann allenthalben durch s. Talente, s. Wißbegierde und s. Benehmen Achtung. Bei s. Rückkunft nach Italien gab er einen Plan zu einer Geschichte dieses Landes und den Versuch einer Geschichte des Klosters von Farfa im Herzogthume Spoleto heraus. Innocenz XIII. ernannte ihn zum Erzbischof von Corfu. Hier verfaßte er s. gelehrtes Werk: „Primordia Corcyrae ex antiquissimis monumentis illustrata". Benedict XIII. ertheilte ihm 1727 den Cardinalshut, nachdem er ihn zum Bischof von Brescia ernannt hatte. Q. verfaßte nicht allein zur Ehre s. Sprengels verschiedene Werke über die Literatur von Brescia, sondern suchte auch s. Hauptkirche zu einer der prachtvollsten von Italien zu machen und gründete zu Brescia eine öffentliche Bibliothek. Seine Anhänglichkeit an den römischen Stuhl zeigte er durch s. „Leben Papst Pauls II." (gedruckt 1740), worin er denselben gegen die Angriffe Platina's vertheidigte. Bald nachher ward er zum Bibliothekar der Vaticana und zum Vorsteher der Congregatio Indicis ernannt. Er fuhr in diesen Ämtern fort, der Sache der Literatur zu dienen. Auf s. Antrieb erschienen die Werke des h. Ephraim in einer neuen Ausg., griechisch, syrisch und lat. (6 Bde., Fol.). Auch gab er die Briefe des Cardinals Pole heraus, begleitet mit einer Abhandlung, worin er die Trennung der Reformatoren von der röm. Kirche als nicht zu rechtfertigend darstellte, und einer andern, worin er den Charakter Pauls III. vertheidigte. Die Mäßigung und Aufrichtigkeit, verbunden mit der gründlichsten Sachkenntniß, welche er immer zeigte, erwarben ihm selbst den Beifall der Protestanten. Er war Mitglied mehrer gel. Ges., namentlich der Akad. von Petersburg, Wien und Berlin. Preiswürdig war s. Freigebigkeit, wo es dem Glanze der Kirche, dem öffentl. Wohle und der Unterstützung der Armen galt. Zur Erbauung der schönen kath. Kirche zu Berlin trug er freigebig bei, s. kostbare Bibliothek schenkte er der vaticanischen. Die Pflichten s. Amtes erfüllte er mit unermüdlichem Eifer bis an s. Tod 1755 zu Brescia. Außer den gen. Werken hat er auch eine Reisebeschreibung und eine Nachricht von seinem Leben hinterlassen.

Quirinus, ein Beiname des Mars, bei den Römern; desgl. später ein Beiname des Romulus (s. d.), den man ihm nach s. Vergötterung gab, und welchen man von dem sabinischen Worte Quiris oder Curis, welches einen Spieß, figürl. einen Krieger bezeichnen soll, herleitet. Daher der Name Quiriten, welchen die Römer nach der Vereinigung mit den Sabinern angenommen hatten und welcher bei Anreden der römischen Bürger gebraucht wurde. Daher auch Quirinalia, ein Fest, das dem Romulus zu Ehren gefeiert wurde, und Quirinalis, der Name eines der 7 Hügel Roms.

Quiroga (Antonio), Anführer der span. Soldaten, die im Jan. 1820 auf der Isla de Leon sich empörten, um die Constitution der Cortes von 1812 wieder herzustellen, geb. zu Betanzos in Galizien 1784, stammt aus einer sehr geachteten Familie. Er studirte vorzüglich Mathematik, wurde Seecadet, trat 1808 in die Landarmee, zeichnete sich als Officier in dem Volkskampfe gegen Napoleons Heere aus und diente als Hauptmann unter dem General Morillo. Nach dem Frieden 1814 wurde er Obristlieut. und Secretair des Kriegsgerichts zu Corunna. Nach dem vereitelten Verschwörungsplane des Generalmajor Porlier, 1815, sandte ihn General St.-Marc mit dem Bericht über diese Sache an die Regierung, welche

ihn darauf als Obersten bei dem nach Amerika bestimmten Heere anstellte. Zeuge von der Unzufriedenheit der Truppen und bekannt mit den Gesinnungen der Officiere, trat Q. 1819 an die Spitze der unter dem Einflusse des Generals Grafen del Abisbal gestifteten Verschwörung; als aber der General selbst die Verschwörung anzeigte, ward Q. nebst mehren andern Officieren am 8. Juli in ein festes Schloß gesperrt, jedoch schon im Jan. 1820 durch den Aufstand der Truppen unter dem Obristlieut. Riego (s. d. und Spanien) befreit. Q. leitete jetzt als oberster Befehlshaber den Kampf für die Constitution von 1812 aus s. Hauptquartier auf der Isla de Leon. Am 7. März nahm Ferdinand VII. diese Constitution an, und Q. ward von ihm zum Generalmajor erhoben. Darauf wählte ihn die Provinz Galicien zum Mitgliede der außerordentlichen Cortes von 1820. In dieser Versammlung und bei jedem a. Anlaß bewies Q. ebenso viel Eifer für die Sache des Vaterlandes, als Mäßigung und Besonnenheit. Er stellte sich der Willkür der Macht, wie der Gesetzlosigkeit der Volksherrschaft mit gleicher Festigkeit entgegen; er sprach oft mit Feuer und Kraft, unvorbereitet, jedoch weniger gut über bloße Verwaltungsgegenstände, für die er kein Talent zu haben scheint. 1821 ward er zum obersten Befehlshaber der 2. Militairprovinz (Galicien) ernannt. Die Cortes wollten ihm ein Landgut als Zeichen der Nationaldankbarkeit geben; er lehnte es aber ab, weil das Volk schon zu sehr belastet sei. Im März 1822 hatte er einen Zweikampf mit dem Deputirten Morena-Guerra, der beleidigende Briefe an ihn geschrieben. Es sollte nur Einer schießen; das Loos gab ihm das Pistol und er schoß es in die Luft. Seitdem zog sich Q. von Madrid in s. Provinz zurück. In dem Feldzuge 1823 gegen die Franzosen stand er unter dem Oberbefehle des Generals Morillo bei dem 4. Armeecorps, das in Galicien und Asturien die Constitution vertheidigen sollte. Da aber Morillo Nichts that, um dem Feinde Widerstand zu leisten, und sogar mit dem franz. General Bourck eine Art von Neutralitätsvertrag abzuschließen im Begriff war, so trennte sich Q. von ihm. Er wollte anfangs sich einschiffen; denn auch er war mit dem Verhalten der Cortes gegen den König in Sevilla und dessen erzwungener Reise nach Cadiz unzufrieden. Als er aber die Besatzung von Corunna entschlossen sah, sich aufs Äußerste zu vertheidigen, so trat er an ihre Spitze und erklärte sich gegen Morillo. Diese letzte Anstrengung war erfolglos. General Bourck erschien vor Corunna d. 15. Juli, wo Q. kaum 500 Mann Linientruppen, etwa 1500 M. Milizen und 150 franz. Überläufer — die sogen. Fremdenlegion, an die sich auch einige fremde Officiere, darunter Sir Robert Wilson (s. d.), anschlossen — zur Gegenwehr aufbieten konnte. Ein franz. Geschwader blokirte den Hafen. Nach einem mehrstündigen Kampfe, in welchem Sir Rob. Wilson verwundet wurde, erstürmten die Franzosen die Höhen vor der Stadt; Q. wies jedoch das Anerbieten einer Capitulation standhaft zurück, weil er in der Provinz einen Aufstand gegen Morillo und die Franzosen zu erregen hoffte. Da ihm dies nicht gelang, so übergab er den Oberbefehl dem General Novella und schiffte sich nach England ein, von wo er einige Unterstützung an Geld nach Corunna schickte und dann sich selbst nach Cadiz begab. Aber auch hier fand er Alles in Verwirrung, und ihm blieb Nichts übrig, als sich vor der Capitulation von Cadiz nach England zu flüchten, wo er Schutz gefunden hat. General Q. ist ein Mann von stattlichem Wuchs, militairischer Haltung, einnehmenden Gesichtszügen, offen und angenehm im Umgang. Er liebt den Ruhm und das Glück s. Nation über Alles, gleichwol hat er, ohne eine mehr als gewöhnliche Thatkraft zu entwickeln, durch die Verletzung seines Soldateneides Begebenheiten mit veranlaßt, die sein unglückliches Vaterland in noch größere Zerrüttung gestürzt haben. Ist Q. als Revolutionair strafbar, so hat er wenigstens s. Namen nicht mit Verbrechen der Ehrsucht und des Eigennutzes, noch des Parteihasses und der Rache befleckt. 20.

Quistorp, eine in der gelehrten Welt bekannte Familie. 1628 trat Jo-

hann Q., Prof. der Theologie, Superint. und Prediger an der L. Fr. Kirche zu Rostock (geb. 1584, gest. 1648), mit einer Erklärung des Propheten Nahum als ein gelehrter Schriftsteller auf. Sein Sohn, Johann Q. (geb. 1624, gest. 1699), der zu Greifswald, Königsberg, Kopenhagen und Leyden studirt hatte, ward Dr. und Prof. der Theologie zu Rostock, in der Folge auch Prediger das., starb als Rector magnificus und machte sich durch mehre Schriften verdient. Dessen Sohn, Johann Nicolaus, war ebenfalls Prof. der Theologie zu Rostock. — Bernhard Friedrich Q., geb. zu Rostock 1718, Dr. und (seit 1779) erster Prof. der Theologie und Generalsuperint. über Schwedischpommern und Rügen, vertheidigte (1751) die rostocksche theologische Facultät gegen eine den mecklenburgischen Intelligenzblättern eingerückte Abhandlung von natürlicher Wahrnehmung mehrer Selbständigkeiten in dem Einigen Wesen Gottes, gab demnächst mehre (größtentheils kleinere) theolog. Schriften, Dissertationen, Programme und Predigten heraus und starb 1788. — Theodor Johann Q., geb. 1722 zu Rostock, studirte daselbst und in Leipzig, ward von Gottsched vorzüglich geachtet und mit dem dichterischen Lorberkranze gekrönt. Er schrieb philosophische, juristische und historische Abhandlungen, einige Lust- und Trauerspiele und Gelegenheitsgedichte, von denen der größere Theil vergessen ist. 1744 ward er zu Rostock Licentiat, darauf Dr. der Rechte, ging nach Wismar, widmete sich der Praxis und ward 1746 Tribunaladvocat. In der Folge führte er 2 dänische Grafen v. Schulenburg auf Reisen, übernahm nachher die Procuratur beim Tribunal zu Wismar und ward 1750 zum Mitgliede des dortigen Senats ernannt. Er starb 1776 zu Wismar als Procurator und Advocat des k. Tribunals, wie auch Director der Kämmerei im Senatscollegium. Mehre rhetorische Aufsätze, juristische und historische Abhandl. und kleine, im Gundling'schen und Estor'schen Geschmacke abgefaßte kleine Schriften hinterließ er handschriftlich. Sie verdienten wol die Ehre des Drucks. — Johann Christian von Q., geb. 1737 zu Rostock, beantwortete, 23 J. alt, in s. Inauguraldissertation die damals wichtige Frage: „Utrum unus testis faciat torturae locum?" Er ward Prof. in Rostock, 1772 ordentl. Lehrer der Rechte zu Bützow, 1774 herzogl. mecklenburg-schwerin. Justizrath, 1780 Oberappellationsrath und 1792 von dem sächs. Vicariate mit dem Prädicate eines Ritters und edeln Herrn in den Adelstand erhoben. Er starb 1795. Eine nicht unbedeutende Menge von Schriften, unter denen einige wiederholte Aufl. erlebten, z. B. s. „Grundsätze des deutschen peinlichen Rechts", sind Zeugen s. gelehrten Werthes. S. das Verzeichniß in Meusel's „Gelehrtem Deutschlande", sowie s. Leben im ersten Stücke von Koppe's „Gelehrtem Mecklenburg". DH.

Quito, sonst eine Provinz von Peru, dann vom Vicekönigreich Neugranada, jetzt ein Theil der südamerik. Republik Colombia, liegt auf den hohen Andesgebirgen, ist wohl angebaut und in den nördl. Gegenden reich an Gold. Sie zählt auf 9854 □M. 550,000 E., meist Peruaner. Die Stadt gl. N. liegt fast unter dem Äquator, in einem anmuthigen Thale, 8772 Fuß hoch über die Meeresfläche (also die höchste Stadt der Erde), hat 30,000 E., eine Universität, Fabriken und Handel und ist der Sitz eines Bischofs. In dem Thale von Quito, das häufigen Erdbeben (das schrecklichste 1797) ausgesetzt ist, herrscht ein ewiger Frühling. Es liegen darin 29 Flecken und Dörfer mitten unter Pflanzungen von Indigo, Baumwolle, Zuckerrohr und Hainen von Citronen, Pisang und Pompelmus, die mit Gärten von Obstbäumen, mit herrlichen, von lebendigen Hecken eingefaßten Saatfeldern, und schönen, mit Heerden bedeckten Weiden abwechseln.

Quittung, eine schriftliche Erklärung, worin der Gläubiger seinem Schuldner den Empfang Dessen, was er an ihn zu fodern hatte, ganz oder zum Theil bekennt. Eine Quittung erlangt nach 30 Tagen volle Beweiskraft.

Quixotte (Don), s. Cervantes.

Quodlibet, von Quod libet, was beliebt, bezeichnet Alles, was ohne Ordnung und Zusammenhang, oder doch mit scheinbarer Willkür nebeneinandergestellt ist, einen Mischmasch. Daher pflegt man scherzhafte Gemälde und Zeichnungen, auf welchen mehre Gegenstände, die an sich in keiner Verbindung stehen, gleichsam als Bruchstücke hingeworfen sind, ferner kleine Gedichte von ähnlicher Beschaffenheit Quodlibets zu nennen; so auch musikalisches Quodlibet ein solches Musikstück, worin allerhand Abwechselungen, sowol in Rücksicht der Taktarten, als der Melodien vorkommen. Der Werth solcher Quodlibets, die neuerlich u. d. N. musikalischer Potpourris wieder Mode geworden, ist an und für sich sehr gering. Der witzige Contrast ist es vornehmlich, wodurch sie einen Augenblick unterhalten können; denn gewöhnlich wählt man zu diesen Zusammensetzungen schon gegebene Musikstücke, deren bekannter Text mit dem gegenwärtigen, oder deren musikalische Zusammenstellung für sich angenehm oder komisch ist. Die Instrumentalstücke dieser Art, welche man gewöhnlich musikalische Potpourris nennt, können durch phantasieartige Übergänge und Variationen verschiedener allgemein beliebter Themen anziehend sein. Die Singspiele aber, welche den Namen musikalisches Quodlibet tragen, ermangeln gewöhnlich des musikalischen und des komischen Reizes zugleich, indem sie, die komische Wirkung in dem Abgebrochenen und Zusammenhangslosen suchend, den musikalischen Werth verlieren.

Quote. Wenn irgend Etwas, es seien Vortheile oder Nachtheile, nach einer bestimmten Regel unter Mehre vertheilt wird, so heißt der Theil, welcher Jedem zugetheilt wird, seine Quote. Wird z. B. der Gewinn oder der Kostenbetrag einer Unternehmung nach Procenten eingetheilt und bestimmt, so ist der Antheil, der auf Jeden, nach den verschiedenen Summen, für welche er dabei interessirt ist, seine Quote, die also bald größer, bald kleiner sein kann als die Quote eines Andern. Ebenso werden, wenn eine Summe unter die Glieder einer Gemeinde, nach der Proportion ihres Vermögens oder Einkommens zu vertheilen ist, die Quoten, welche auf jeden Einzelnen kommen, nach dem Maße des Vertheilungsprincips verschieden sein müssen. Die Gesellschaftsrechnung gibt dazu Anleitung. (Vgl. Dividende.)

Verzeichniß

der in diesem Bande enthaltenen Artikel.

O.

	Seite
O	1
Oase	—
Obduction	—
Obedienz, Obedienzpfarren	—
Obelisk	—
Oberhaus, s. England	3
Oberkampf (Christoph Philipp)	—
Oberlandesgerichte	4
Oberlin (Jeremias Jakob)	5
Oberschlächtig	6
Obertribunal	—
Object, Objectiv, Objectivität	7
Objectivglas	8
Oblaten	—
Oblaten, s. Orden (geistliche)	—
Obligat	—
Obligation	9
Obligo	—
Oboe	—
Obolus	10
Obotriten	—
Obrigkeit	—
Obscurantismus, Obscurant	—
Obsequium, Obsequien	11
Observanten, s. Franciskaner	—
Observanz	—
Observatorium, s. Sternwarte	—
Obsidian	11
Obstbaumzucht, s. Pomologie	—
Occam (Wilh. v.), s. Nominalisten u. Scholastiker	—
Occasionalismus	12
Occident	—
Occidentalisches Kaiserthum	—
Occupation	19
Ocean	—
Oceaniden	—
Oceanus	—
Ocher	20
Ochlokratie	—
Ökolampadius (Joh.)	—
Octaeder	—
Octant	—
Octave	—
Octave, Osteroctave	21
Octavia	—
Octavius, s. Augustus	22
Octroi	—
Oculariglas	—
Oculiren	—
Oczakow	23
Odalike	—
Ode	24
Oderstrom	28
Odessa	31
Odeon	33
Odeurs, s. Parfums	34
Odin, s. Nordische Mythologie	—
Ödipus	—
Odyssee, s. Homer	35
Odysseus, s. Ulysses	35
Ofen (Stadt)	—
Ofen	—
Offenbach	36
Offenbarung	—
Öffentliche Meinung	39
Öffentlichkeit	—
Öffentliches Verfahren, s. Proceßordnung	40
Offertorium (kath.)	—
Official, Officialat	—
Officinell	—
Ofterdingen (Heinr. von)	—
Og	—
Oginski (Michael Kasimir)	41
Oginski (Michael Kleophas)	—
Ogyges, Ogygische Flut	—
Ohio, Ohiostaat	42
Öhlenschläger (Adam)	—
Ohmacht (Landolien)	43
Ohnmacht	—
Ohr, s. Gehör	44
Ohrenbeichte	—
Ohrenklingen	—
Ohrenzwang	—
Oileus	45
Oken (Ludw.), Oken'sche Mythologie	—
Ökonomie	46
Ökonomisten, s. Physiokratisches System	—
Olavides (Don Pablo)	—

	Seite
Olbers (Heinr. Wilh. Matthäus)	46
Oldenbarneveld, s. Barneveld	47
Oldenburg (Herzogthum — Stadt)	—
Öle	48
Olearius (Adam)	51
Ölfarben, s. Ölmalerei	—
Oligarchie	—
Oliva	—
Olivarez (Gaspard de Guzman, Graf v.)	—
Olive	52
Olivetaner	53
Olivier (Guillaume Antoine)	—
Olla potrida	—
Ölmalerei	—
Olmütz	55
Öls	—
Ölung (letzte)	56
Olymp, Olympier	—
Olympia	57
Olympiade	—
Olympias	58
Olympische Spiele, Olympionikes	—
Omar I. (Khalif)	59
Omen, Omina	—
Ommegang (K. P.)	60
Ommiaden, Ommajaden, s. Khalif, Khalifat	—
Omnium	—
Omphale	—
Oneus, s. Kalydon	—
Onomatopöie	—
Önomaus, s. Hippodamia	—
	61
Ontologie	—
Ontologischer Beweis	—
Onyx	—
Oost (Jakob van)	62
Opal	—
Oper, Operette	—
Operationslehre	67
Opfer	—
Ophiten, Ophianer	68
Ophthalmiatrik, Ophthalmie	—
Ophthalmologie	69
Opiat, s. Opium	—
Opitz (Martin)	—
Opium, Opiate	71
Oporto	72
Oppianus	—
Opposition, s. Aspecte	—
Opposition	—
Ops, s. Cybele	74
Optik	—
Optimaten	—
Optimismus	—
Orakel	75
Orama, Diorama ꝛc., s. Panorama	76
Orange-Men	—
Orang-Outang	78
Oranien	79
Oratorium	—
Oratorium (Priester vom)	80
Orbilius Pupillus	—
Orchester	—
Orchestik, s. Tanzkunst	81
Orcus	—
Ordalien	—
Orden (geistliche)	82
Orden (Ritter-)	87
Orden von der Gnade, s. Trinitarier	88
Ordensgeneral, Ordensprovinzial, s. Orden (geistliche)	
Ordinaten, s. Parabel	—
Ordination	—
Ordnung, Ordnungen	89
Oreaden, s. Nymphen	—
Orelli (Joh. Kaspar v.—Joh. Konr. v.)	90
Orestes	91
Organ, Organismus, Organisch, Organisation	—
Organisation	93
Organische Überreste, s. Versteinerungen	94
Orgel, Organist	—
Orgelpunkt	96
Orgelspiel, Orgelspieler	—
Orgien, Orgiasmus	97
Oriani (Barnabé)	97
Orient, Orientalisch	—
Orientalische Literat.	98
Orientalisches Kaiserthum, s. Byzantiner	101
Oriflamme	—
Origenes	102
Original, Originalität, Originell	103
Orion	104
Orkadische Inseln	105
Orleans (Stadt)	106
Orleans (Jungfrau von) s. Jeanne d'Arc	—
Orleans (Gaston, Jean Baptiste v. Frankr., Herz. v.)	—
Orleans (Philipp, Herz. v.)	107
Orleans (Philipp, Herz. v., Regent)	108
Orleans (Louis Jos. Phil., Herz. v.)	111
Orleans (Louis Phil., Herzog v.)	114
Orloff (Gregorej I. — Gregorej II.)	—
Orloff (Gregor, Graf von)	117
Ormuzd	—
Ornamente, s. Verzierungskunst	—
Ornithologie	—
Orographie	—
Oronoco	—
Orpheus	118
Orrery, s. Planetarium	—
Orsini (Familie)	119
Örsted (Joh. Christ.)	—
Orthodox, Orthodoxie	120
Orthoëpie	—
Orthographie, s. Rechtschreibung	—
Orthopädisches Institut	—
Ortsbestimmung	122
Ortus cosmicus	—

Digitized by Google

Seite

Orville (Jacques Philippe d') . . 122
Oriktognosie . . 123
Oriktologie . . . —
Oscilliren, Oscillation, s. Schwingen, Schwingung . —
Öser (Adam Friedr.) —
Osiander (Friedrich Benjamin) . . 124
Osiris 125
Osiris . . . . —
Osmanisches Reich —
Osnabrück (Fürstenthum — Stadt) 137
Ossian . . . . —
Ossuña (Don Pedro Tellez y Giron, Herzog von) . 141
Ost, Osten . . . 142
Ostade (Hadrian van — Isaak) . . —
Ostende 143
Osteolith . . . —
Osteologie . . . —
Ostercyklus, s. Calender . . . . —
Ostermann (Heinrich Joh. Friedr., Graf) —
Ostern 144
Österreich, s. Östreich —
Ostfriesland . . —
Ostia 145
Ostiarien, s. Ordination 146
Ostindien, s. Hindostan und Indien —
Ostindienfahrer . —
Ostindische Compagnien . . . . —
Ostracismus . . 156
Östreich . . . —
Östreichische Staatspapiere, s. Staatspapiere . . . 175
Oströmisches Kaiserthum, s. Byzantiner —
Ostsee, s. Baltisches Meer . . . —
Osymandyas . . —
Öta . . . . —

Seite

Otahiti 175
Otfried 177
Otho (Marcus Salvius) . . . . —
Ottave Rime, Octavreime, s. Stanze 178
Otto I. (deutscher Kaiser) . . . . —
Otto II. u. III. (deutsche Kaiser) . . 179
Otto (Pfalzgraf von Wittelsbach) . 180
Otto von Freisingen . —
Ottokar II. (König von Böhmen) . 181
Ottomanische Pforte, s. Osmanen . . —
Otus, s. Aloiden . —
Otway (Thomas) . —
Oubinot (Charles Nicolas, Herzog von Reggio) . . . 182
Ouen (St.-) . . —
Ourcq (der Canal von) 183
Ouseley (Sir Gore) —
Ouseley (Sir Will.) —
Ouverture . . . 184
Ouvrard (Gustav Julien) . . . 186
Ovale . . . . —
Ovation, s. Triumph —
Overbeck (Friedrich) —
Ovidius (Publius) 187
Owaihi 189
Owen (Johann) . —
Owen (John) . . —
Owen (Robert) . —
Oxenstierna (Axel, Graf von) . . 191
Oxford . . . . —
Oxydation, Oxydirung, Oxyd . 193
Oxygen, s. Gas und Sauerstoff . . —
Oybin . . . . —

P.

P . . . . . —
Päan . . . . —

Seite

Pacca (Bartholomäus, Cardinal) . . 194
Pacht, s. Miethe . —
Pädagog . . . —
Pädagogik . . . —
Paderborn . . . 195
Padischah . . . —
Padua 196
Paer (Fernando) . —
Pagliojo, Pajazzo . 197
Pagoden . . . —
Pairs, Peers . . —
Paisiello (Giovanni) 198
Paladin . . . . —
Palafox y Melzi (Don José de) . . . 200
Palais Royal . . —
Palamedes . . . 203
Palämon, s. Melicertes . . . —
Palankin . . . —
Paläographie . . —
Paläphatus . . 204
Palästina . . . —
Palästra, s. Gymnasium 207
Palaprat (Jean de Vigot) . . . —
Palatinus . . . —
Palermo . . . —
Pales 208
Palestrina (Giovanni Pietro Aloisio) . —
Palette . . . . —
Palimpsesten . . 209
Palindromon . . —
Palingenesie . . —
Palinodie . . . —
Palinurus . . . —
Palisaden, Palisadiren . . . 210
Palisot de Beauvais (Ambroise Marie François Joseph) —
Palissot (Charles) . —
Palla 211
Palladio (Andrea) . —
Palladium . . . 212
Pallas, s. Minerva und Planeten . —
Pallas (Peter Sim.) —

Seite

Palliativ, Palliativmittel . . . 213
Pallium . . . . —
Palm (Joh. Phil.) —
Palm (Joh. Heinr. von der) . . . 215
Palma (Giacomo) 216
Palme . . . . . —
Palmella (Dom Pedro de Sousa-Holstein, Marquis v.) —
Palmen 217
Palmenorden, s. Fruchtbringende Gesellschaft . . 220
Palmsonntag . . —
Palmyra . . . . —
Palmatocke . . . 221
Palomino de Velasco (Acicle Antonio) —
Pampas . . . 222
Pan, Panischer Schrecken . . —
Panacea, Panacee 223
Panama . . . . —
Panard (Charles François) . . . . . —
Panathenäen . . —
Panckoucke (Andreas Jos. — Karl Jos. — Charles) . . —
Pancratium . . 224
Pandämonium . —
Pandekten . . . —
Pandemos . . . —
Pandora . . . —
Panduren . . . 225
Panegyrikus, Panegyrisch, Panegyrist —
Panharmonikon, s. Mälzl . . . —
Panier . . . . —
Panin (Nikita Iwanowitsch, Graf v.) —
Panisbrief . . . 226
Pannonien . . . —
Panorama, Stereorama, Myriorama, Diorama, Georama, Kosmorama, Europorama . 227

Seite

Panspfeife, s. Syrinx 227
Pantalon, Pantalons, Pantalone . . —
Pantheismus . . —
Pantheon . . . 229
Pantomime . . —
Panzer (Georg Wolfgang) . . . 233
Panzer, s. Harnisch —
Paoli (Pascal) . —
Päon, s. Rhythmus 235
Papenburg . . . —
Paphos . . . . —
Papier, Papierstaude, Papiermühlen . 236
Papiergeld, Papiermünze . . . 238
Papin (Denys), Papinischer Topf 240
Papinianus (Ämilius) 241
Pappenheim (Gottfr. Heinr., Graf von — Standesherrschaft) . . . —
Pappkunst . . . 242
Papst 243
Papst (kath.) . . 248
Papyrographie . . 253
Papyrus, s. Papier —
Parabase . . . —
Parabel . . . . —
Parabel (math.) . 254
Paraboliſcher Spiegel, s. Brennspiegel 255
Paracelsus (Philippus Aureolus Theophrastus P. Bombastus de Hohenheim) . —
Paraclet, s. Geist (heil.) —
Paradies . . . —
Paradies (Maria Thereſia) . . . . —
Paradiesvogel . . 257
Parador, Paradoxie —
Paraguay . . . —
Parallpſis . . . 259
Parallaxe . . . —
Parallellinien, Parallele, Parallel, Parallelismus, Parallelogram, Parallelepipedum, Parallelkreiſe, Parallelen 26
Paralogismus . . 26
Paralytiſch . . . —
Paramaribo . . —
Paramythien . . —
Paranymphe . . —
Paraphe . . . . —
Paraphernalgüter, Paraphernalien, Paraphernalvermögen —
Paraphraſe, Paraphraſiren, Paraphraſt —
Paré (Ambroiſe) . 26
Parentheſe . . . —
Parere . . . . —
Parforcejagd, s. Jagd —
Parfums . . . . —
Parga 263
Parias . . . . . —
Parini (Giuſeppe) . —
Pāris 265
Paris . . . . . —
Paris (Einnahme im J. 1814) . . 272
Paris (Einnahme im J. 1815) . . 276
Pariſer Friedensſchlüſſe . . . 277
Pariſer Theater . —
Park 283
Park (Mungo) . . 284
Parlamente . . —
Parlamentair, Parlementairſchiff, Parlementairflagge 286
Parlamentswahl, s. England und Septennalität . . —
Parma (Herzogthum — Stadt) . . —
Parmegiano (Il), s. Mazzola . . . 287
Parmenides . . —
Parmentier (Antoine Auguſtin) . . 288
Parnaſſus . . . —
Parnell (Thomas) —
Parny (Chevalier Evariſt de) . . 289

Parodie, Parodiren 289
Paronomasie . . 290
Parole, s. Feldgeschrei —
Paros . . . . —
Paroxysmus . . —
Parr (Samuel) . 291
Parrhasius . . . —
Parry (William Edward — Charles Henry) . . . 292
Parsen, s. Gebern . 293
Parthenon, s. Athen —
Parthenope, s. Neapel —
Parther . . . . —
Particip . . . . —
Partikel 294
Partisan, Partisane —
Partitur . . . . —
Parzen . . . . —
Pascal (Blaise) . 296
Pascha . . . . —
Paschalik . . . 297
Pasigraphie, Pasilatie —
Pasiphaë . . . . —
Pasquill, Pasquino —
Passagen 298
Passageninstrument, Passagethermometer —
Passah, s. Paschah . 299
Passarowitzer Friede —
Passatwinde . . —
Passau, Passauer Vertrag, Passauer Kunst . . 300
Passion, Passionszeit —
Passiv, s. Activ . —
Passivhandel, s. Activhandel . . —
Paßwan Oglu, s. Widdin . . . —
Pasten . . . . —
Pastellmalerei . . —
Pasticcio . . . 301
Pastorale . . . —
Pastorale (theol.) . —
Pastoraltheologie, Pastoralklugheit . 302
Pastoret (Claude Emanuel Joseph Pierre, Marquis) . . 303
Pästum . . . . —
Patagonien . . 303
Patent, Patentwaaren —
Patera, Patellarii 304
Paternoster, Paternosterwerk . . . —
Pathogenie . . . —
Pathognomik . . —
Pathologie . . . 305
Pathos, Pathetisch 308
Patkul (Joh. Reinhold v.) . . . 309
Patmos, Patmosa, s. Sporaden . 311
Patras . . . . —
Patriarchen, Patriarchalisch, Patriarchat 312
Patrimonialgerichtsbarkeit . . . —
Patrimonium Petri 313
Patriot . . . . —
Patriotismus . . —
Patristik . . . 315
Patrize . . . . —
Patrizier . . . —
Patroklus . . . 316
Patron, Patronatsherr, Kirchenpatron, Patronat, Patronatsrecht, Patronatspfarre . . —
Pätus, s. Arria . . 318
Pau . . . . —
Pauke . . . . —
Paul Veronese, s. Cagliari (Paolo) . 319
Paul (Vincent de) —
Paul I. (Kaiser von Rußland) . . —
Paula (Franz v.), s. Franz von Paula 322
Paulette . . . —
Paulicianer . . . 324
Pauline Christine Wilhelmine (Fürstin zur Lippe) . . . —
Pauliner, s. Minimen 325
Paulowsk . . . —
Paulskirchen (in Rom und London) . 326
Paulus (Apostel) . 327
Paulus (Heinrich Eberhard Gottlob) 329
Pausanias (Feldherr) 330
Pausanias (Schriftsteller) . . . 331
Pause . . . . —
Pausilipp . . . —
Pauw (Cornelius de) 332
Paveſi (Stephan) . —
Pavia . . . . —
Payne (Thomas) . —
Pays de Vaud, s. Waadtland . . 333
Pazzi . . . . —
Peculat 335
Peculium . . . —
Pedal . . . . —
Pedalharfe, s. Harfe —
Pedant, Pedanterie —
Pedell 336
Pegasus . . . —
Pegnitzorden . . 337
Pegu . . . . —
Pehlvi, s. Persische Sprache . . . 338
Peipussee . . . —
Peking 339
Pelagianismus, Pelagius . . . 340
Pelasger . . . —
Peleus . . . . —
Pelewinseln . . 341
Pelias 343
Pelides . . . . —
Pelion . . . . —
Pelisson-Fontanier (Paul) . . . 344
Pelopidas . . . —
Peloponnesischer Krieg —
Peloponnesus, s. Griechenland . . . 345
Pelops . . . . —
Penaten . . . 346
Pendel . . . . —
Penelope . . . 348
Penn (William) . —
Pennalismus . . 350
Pennant (Thomas) —
Pennsilvanien . . 351
Pension, s. Institut 352

Seite

Pensionnair, Großpensionnair . . . 352
Pentaglotte, s. Pentapla . . . . —
Pentameter . . . —
Pentapla, Pentaglotte 353
Pentathlon, s. Gymnasium . . . —
Pentateuch, s. Hebräische Sprache und Moses . . . —
Penthesilea, s. Amazonen . . . —
Pentheus . . . —
Pepe (Gabriel — Florestan — Guglielmo — Vincenzio) —
Peplum, s. Panathenäen 355
Pera . . . . . —
Percussionsflinten . 356
Percussionsmaschine —
Percy (Pierre François, Baron) . 357
Perdikkas . . . 358
Peregrinus Proteus —
Pergament . . . —
Pergolesi (Giovanni Battista) . . 359
Peri . . . . . —
Perikles . . . —
Perikopen . . . 362
Perillus, s. Phalaris 363
Periode in der Gesch. —
Periode des Styls 366
Perioden des Lebens, Periodische Krankheiten . . . 368
Perioptrik . . . 369
Peripatetische Philosophie . . . 370
Peripetie . . . 371
Peristyl 372
Perizonius (Jakob) —
Perkinismus . . —
Perkins's Dampfgeschütz . . . 373
Perlen, Perlenbänke, Perlenfischerei . 374
Pernambuco . . 375
Péron (François) . —

Seite

Perouse, s. Laperouse (Jean François Galaup de) . . 377
Perpendicular, s. Senkrecht, Loth, Vertical . . . —
Perpendikel . . . —
Perpetuum mobile —
Perrault (Claude — Charles) . . —
Perrier (Jacques Constantin — Auguste Charles) . . . 378
Perrier (Antoine Scipion) . . . . —
Perrier (Casimir — Alexander) . . —
Perron (Anquetil du), s. Anquetil u. Zendavesta . . . 379
Persephone, s. Proserpina . . . —
Persepolis . . . —
Perseus 381
Persien . . . . —
Persische Sprache, Literatur und alte Religion . . . 388
Persius (Aulus P. Flaccus) . . . 394
Personalabgaben . —
Personenrecht . . —
Personification, Prosopopöie . . . 395
Perspectiv, s. Fernrohr —
Perspective . . . —
Perspectivmalerei . 399
Perth . . . . —
Pertinenzien . . —
Perturbationen . —
Peru 400
Perücken . . . 402
Peruanische Rinde, s. Chinarinde . 403
Peruanischer Balsam, s. Balsam . . —
Perugino (Pietro Vanucci, il) . . —
Pervigilien . . . —
Pescherähs, s. Feuerland —
Peschiera . . . —

Seite

Pest 404
Pestalozzi (Johann Heinrich) . . 407
Pesth 410
Petarde, Petardiren, Petardier . . 414
Petechien . . . —
Peter I. (Kaiser von Rußland) . . 415
Peter II. (Kaiser von Rußland) . . 426
Peter III. (Kaiser v. Rußland) . . —
Petersburg . . . 427
Petersgroschen, Peterspfennig . . 432
Peterskirche, s. Rom —
Peterwardein . . —
Petion (Alexandre), s. Haiti . . . 433
Pétion (Jerôme) . —
Petition . . . 434
Petition of rights 435
Petitio principii . —
Petitorienklagen, Petitorische Rechtsmittel, Petitorium —
Petrarca (Francesco) —
Petrefakten, s. Versteinerungen und Urwelt . . . 438
Petrobrusianer, s. Secten . . . —
Petronius . . . —
Petrus (Apostel) . 439
Petrus Lombardus, s. Lombardus . —
Pettrich (Franz) . —
Peutinger (Konrad) 440
Peyronnet (Graf v.) —
Peyrouse (La), s. Laperouse . . . 441
Pfahlbürger, Pfahlgerichte . . . —
Pfahlgraben, s. Teufelsmauer . . —
Pfalz . . . . —
Pfalzen . . . . —
Pfalzgraf . . . 443
Pfand, Pfandrecht 444
Pfandbriefe, s. Cre-

Seite

ditsystem des Adels und Staatspapiere, preußische . . 446
Pfandhaus, s. Leihbank . . . . —
Pfändung . . . —
Pfeffel (Gottlieb Konrad) 447
Pfeffersbad . . . 448
Pfeifergericht . . —
Pferd . . . . —
Pfingsten . . . 449
Pfinzing (Melchior), s. Theurdank . —
Pflanzen, Pflanzengeographie, Pflanzenkrankheiten . —
Pflanzenanatomie . 454
Pflanzenbutter . . 456
Pflanzenthiere, s. Thier . . . —
Pflicht . . . . —
Pflichttheil . . . 458
Pfort (Joh. Georg) 459
Pfortader . . . —
Pforte (Hohe) . . —
Pforzheim . . . —
Pfropfen . . . 460
Pfründe, s. Präbende —
Pfund . . . . —
Pfyfer (Ludwig) . 461
Phädon . . . . —
Phädra 462
Phädrus . . . —
Phaethon . . . —
Phaläneu . . . —
Phalaris . . . 463
Phamenophos, s. Memnon . . —
Phanerogamen, s. Pflanzen . . —
Phänomen . . . —
Phantasie, Phantast, Phantastisch, Phantasus . . . . —
Phantasmagorie . 466
Phantasmen . . —
Phantastisch, s. Phantasie 468
Phantasus, s. Morpheus u. Phantasie —
Phantom, s. Phantasmen . . . 468
Phaon, s. Sappho —
Pharisäer . . . —
Pharmaceutik, s. Apothekerkunst . 469
Pharmacie, Pharmakologie, Pharmakopöe . . . —
Pharsalus, s. Cäsar und Pompejus . —
Pharsalia, s. Lucanus —
Pharus . . . . —
Phasen 470
Phelloplastik . . —
Pherecydes . . . —
Phidias . . . . —
Philadelphia . . 472
Philanthropinismus, Philanthropie . 473
Philemon u. Baucis 475
Philidor (André Danican) . . . —
Philipp (König v. Macedonien) . . 476
Philipp II. (König v. Spanien) . . —
Philipp II. August (Kön. v. Frankr.) 481
Philipp d. Kühne, Philipp d. Gütige, s. Burgunder . . 482
Philipp V. u. VI. v. Frankr., s. Frankreich —
Philipp III., IV. u. V. von Spanien, s. Spanien . . —
Philippi . . . —
Philippiken . . . 483
Philippinen . . —
Philipponen . . 484
Philipps (Sir Rich.) 485
Phillips (Charles) —
Philister . . . —
Philo (jüd. Schriftst. — aus Biblos — von Byzanz) . —
Philoktet . . . 486
Philologie . . . 487
Philomele . . . 497
Philopömen . . 498
Philosophen . . 499
Philosophie . . —
Philtrum, s. Liebestränke . . . 500
Phiole . . . . —
Phlegethon . . . 504
Phlegma . . . —
Phlogiston, s. Brennstoff und Chemie —
Phöbus . . . . —
Phocion . . . —
Phocis 506
Phonetische Schrift, s. Hieroglyphe u. Rosette, Stein von —
Phönix . . . . —
Phönizien . . . 507
Phorcus . . . 509
Phorometrie . . —
Phosphor, Phosphorsäure 510
Phosphorescenz . —
Phosphorus, s. Lucifer, Venus und Hesperus . . . 511
Photius . . . —
Photometer, Photometrie . . . 512
Phraseologie . . —
Phrygier, Phrygien —
Phryne . . . . —
Phrynus, s. Argonauten, Athamas und Helle 513
Phthiotis, s. Thessalien —
Phthisis, s. Schwindsucht . . . . —
Physik . . . . —
Physikotheologie, Physikotheologischer Beweis 516
Physiognomie . . 517
Physiokratisches System 518
Physiologie . . . —
Physische Geographie 526
Phytologie, Phytonomie 531
Piano, Pianissimo —
Pianoforte . . . 532
Pianoforteschule . 533

Seite

Piaristen . . . 533
Piaster . . . . —
Piatoli (Scipio) . —
Piazzi (Giuseppe) . 534
Picard (Louis Benoit) 535
Picarden, s. Adamiten —
Picart (Bernard) . —
Piccini (Nicolo — Louis) . . . 536
Piccolomini (Äneas Sylvius Bartholomäus — Octavio) 538
Pichegru (Charles) 539
Pichler (Joh. Peter) 542
Pichler (Karoline v.) —
Pichler (Joh. Anton — Johann) . 543
Pickelhäring, s. Hanswurst . . . 544
Pictet (Markus Aug. — Charles P. de Richemont) . . —
Picus . . . . —
Piedestal, s. Säule —
Piemont . . . —
Piemontesische Revolution . . . 545
Pierer (Joh. Friedr. — August) . . 549
Pierinnen, Pieriden 551
Pierre, s. Saint-Pierre —
Pierrot . . . . —
Pietisten . . . —
Pietola 553
Pietro di Cortona, s. Cortona . . . —
Pigafetta (Antonio) —
Pigalle (Jean Bapt.) 555
Pigault-Lebrun . —
Pigmente, s. Färbestoffe . . . . —
Pignoration . . 556
Pilaster . . . . —
Pilatre de Rozier (Jean François) . . —
Pillnitz, Pillnitzer Convention . . . —
Pilpai, s. Bidpai . 558
Pilze, s. Schwämme —
Pinakothek . . . —
Pindar 559

Seite

Pindar (Peter), s. Woolcott . . 560
Pindarees . . . —
Pindemonte (Giovanni, Marchese) . —
Pindemonte (Hippolyt, Ritter) . . 561
Pindus . . . . —
Pinel (Philipp) . —
Pingré (Alex. Gui) 562
Pinienbaum, Piniennüsse 563
Pinke . . . . —
Pinturicchio (Leonardo) —
Piombino (Fürstenthum — Stadt) —
Piombo (Sebastiano del) 564
Pionniers . . . —
Pipe . . . . —
Pipin (von Herstall — der Kurze) . . —
Piräus, s. Athen . 565
Pirithous . . . —
Pirkheimer (Bilibald) —
Piron (Alexis) . . 566
Pirouette, Pirouettiren —
Pisa (Stadt — Republik), Pisanische Bäder . . . —
Pisang 569
Pisistratus . . . —
Piso 570
Pistocchi (Francesco Antonio) . . —
Pistole 571
Pitcairninsel (Dorf Pitcairn) . . —
Pitt (William) . . 572
Pittacus von Mytilene, s. Sieben Weise 574
Pittoresk, Pittoreske —
Pittsburgh . . . —
Pius VI. (Papst) . 575
Pius VII. (Papst) . 578
Pizarro (Francesco) 582
Pizzicato . . . 585
Plafond, s. Deckengemälde . . . —
Plagiat, Plagium, Plagiarius . . —

Seite

Plan 588
Planetarium . . —
Planeten . . . —
Planiglobium, s. Planisphärium . . 588
Planimetrie . . —
Planisphärium, Planiglobium . . —
Planta (Joseph) . —
Plantagenet, s. Großbritannien . . . 589
Planzeichnen, s. Situationszeichnung . —
Plastik . . . . —
Plastisch . . . 591
Plata (Fluß) . . 593
Plata (la, Union von) —
Platää 594
Platform . . . 595
Platin . . . . —
Platner (Ernst) . 596
Plato (Karl Gottlieb) —
Platon, Platonische Philosophie . . 597
Platonische Liebe, Platonische Republik, s. Platon, Platonische Philosophie 610
Plattdeutsch . . —
Plattiren . . . 612
Plauen . . . . —
Plauischer Grund . —
Plautus (Marcus Accius) 615
Plebejer, Plebs . 616
Plectrum . . . —
Plejaden . . . —
Pleonasmus . . —
Pleß . . . . —
Pleuresie . . . 617
Pleyel (Ignaz) . . —
Plinius (Caj. P. Secundus), der Ältere —
Plinius (C. P. Cäcilius Secundus), der Jüngere . . . 618
Plinthe 619
Plongeon . . . —
Plotin . . . . —
Plus . . . . —
Plutarch, Plutarche —

Pluto 620
Plutus 621
Pluviale . . . —
Pluvius . . . —
Plymouth . . . —
Pneuma . . . 622
Pneumatik, Pneumatologie, Pneumatisch-chemischer Apparat, Pneumatische Maschine . . . . —
Po . . . . . —
Pochwerke . . . —
Pöcile 624
Pocken, s. Blattern —
Pockels (Karl Friedr.) —
Pococke (Edward — Richard) . . . —
Podagra . . . 625
Podalirius, s. Äskulap —
Poelenburg (Kornelius) —
Poesie, Poet, Poetisch 626
Poet 631
Poetik . . . . —
Poetische Licenzen 632
Poinsenet (Antoine Alexandre Henri) —
Poitiers . . . —
Poitiers (Diane de) 633
Pola 634
Pole, Polhöhe, Polardistanz . . . . —
Polarisation des Lichts . . . 635
Polarität . . . —
Polarkreis, s. Erdstrich 638
Polarstern . . . —
Polemik . . . —
Polen 639
Policinell, s. Pulcinella 649
Polignac (Melchior v.) —
Polignac (Gabriele Jolande Martine, Herzogin von — Diane von — Armand, Herzog von — Jules Armand, Graf v. — Melchior, Graf von) —
Poliren, Polirbänke, Polirhämmer, Polirstöcke, Polirscheiben, Polirpulver 651
Politik . . . . —
Politische Arithmetik 653
Politische Freiheit, s. Freiheit . . . 656
Politische Verfassung, s. Staatsverfassung —
Politische Wissenschaften, s. Staatswissenschaften . . . —
Pölitz (Karl Heinrich Ludwig) . . . —
Polize 658
Polizei, Polizeiwissenschaft . . . —
Polizei, geheime . 660
Polizei, medicinische 661
Poliziano (Angelo) 664
Pollux, s. Kastor . 665
Polnische Literatur —
Polnische Sprache 671
Pölnitz (Karl Ludw., Freiherr von) . 672
Polo (Ägidius) . 673
Polo (Marco) . . —
Polonaise . . . 675
Polyandrie, Polyandria . . . . —
Polyarchie . . . —
Polybius . . . —
Polychord . . . 677
Polydektes, s. Perseus —
Polygamie . . . —
Polyglotte . . . —
Polygnotus . . 678
Polygon, Polygonalzahl . . . . —
Polygraph . . . —
Polyhistor . . . —
Polyhymnia . . 679
Polykarpus . . . —
Polykletus . . . —
Polykrates . . . 680
Polynesien, s. Australien . . . . —
Polynices, s. Eteokles und Theben . . —
Polypen (medicin.) —
Polypen (naturgeschichtlich) . . 681
Polyphem . . . 682
Polyspast, s. Flaschenzug . . . . —
Polytechnik, Polytechnische Schulen . —
Polytheismus . . 686
Polyxena . . . 687
Pomare II. . . . —
Pombal (Sebastian Joseph von Carvalho, Marquis v.) —
Pommern . . . 691
Pomologie . . . 692
Pomona . . . 697
Pompadour (Jeanne Antoinette Poisson, Marquise de) . —
Pompeji . . . 698
Pompejus (Cnejus) —
Pompejussäule, s. Alexandria . . 703
Pondicheri . . . —
Poniatowski (Haus — Stanislaus, Graf von — Stanislaus II. August — Joseph) 704
Pönitentiarius, Pönitenz, Pönitenzpfarre . . . 706
Pontifex, Pontifex Maximus, Pontificalien, Pontificat —
Pontinische Sümpfe 707
Pontons, Pontoniers, Pontonierswissenschaft 708
Pontoppidan (Eric I. — Eric II.) . —
Pontos 709
Pontus . . . . —
Pontus Euxinus . 710
Popayan . . . —
Pope (Alexander) . —
Popen 713
Popularität, Popularisiren . . . —
Porcia 715
Pordenone . . . —

Seite

Poren, Porös, Porosität 715
Porphyr . . . . —
Porphyrius, s. Neuplatoniker . . 716
Porpora (Nicolo) . —
Porsenna . . . 717
Porson (Richard) . —
Portament . . . —
Portici, s. Neapel (Stadt und Umgebung von) . 718
Porticus . . . —
Portiuncula, s. Franciscaner . . . —
Port Jackson . . —
Portland-Vase . —
Porto, s. Oporto . —
Porto Ferrajo, s. Elba —
Portobello . . . —
Portorico (Insel — Stadt) . . . 719
Portrait, Portraitmaler . . . —
Portroyal des Champs —
Portsmouth . . 720
Portugal . . . —
Portugiesische Sprache und Literatur . 743
Portugiesisches Theater 750
Portumnus, Portumnalia . . 755
Porzellan, Porzellanerde . . . . —
Posaune, Posaunenbaß 757
Poseidon, s. Neptun —
Pöschelianer, Pöschl (Thomas) . . —
Posen (Großherzogthum — Stadt) 758
Posidonius . . . 759
Posilippo, s. Neapel und Pausilippo —
Position, s. Prosodie —
Positiv . . . . —
Positive Elektricität, s. Elektricität . —
Positive Polarität, s. Magnet . . . —

Seite

Positive Größen, s. Negativ . . . 759
Posse . . . . —
Posselt (Ernst Ludw.) 760
Possessorium, Possessorienklage, s. Petitorienklage. . 761
Postwesen . . . —
Postament . . . 776
Postillen . . . —
Postulat, Postulate —
Potemkin (Gregor Alexandrowitsch, Fürst von) . . —
Potenz 779
Pothier (Robert Joseph) . . . . —
Potier (Charles), s. Pariser Theater —
Potocki (Paul, Graf — Anton, Graf — Stanislaus Felix, Graf — Ignaz, Graf — Stanisl. Kostka, Graf) . —
Potosi 782
Potpourri . . . —
Potsdam . . . —
Pottasche . . . —
Potter (Paul — Peter) 784
Pottery . . . . —
Pougens (Marie Charles Joseph de) . 785
Poussin (Nicolas) . 786
Poussiren, s. Bosse —
Poyais 787
Pozzuoli, s. Neapel (Stadt und Umgebung von) . . 788
Präadamiten . . —
Präbende, Präbendarius . . . . —
Präcipitat, Präcipitation, s. Niederschlag —
Präclusion, Präcludiren, Präclusionsdecret . . . —
Prädestination, Prädestinatianer, s. Gnade —
Prädeterminismus —

Seite

Prädicamente, s. Kategorien . . . 783
Prädicantenorden, s. Dominicaner . 789
Prädicat . . . —
Pradon (Jean Nicolas) . . . . —
Pradt (Dominique Dufour de) . . —
Präexistenz, Präexistentianer . . . 791
Präfect . . . . —
Präfecturen . . —
Präformation, s. Epigenesie . . . 794
Prag . . . . —
Praga 798
Pragmatisch . . 799
Pragmatische Sanction, s. Sanction (pragmatische) . —
Prägschatz, s. Schlagschatz 800
Präjudiz, Präjudicirlich, Präjudiciren —
Praktisch . . . —
Prälaten . . . —
Präliminarien . . —
Präludium, s. Vorspiel —
Pram (Christen Henriksen) . . . —
Prämie 801
Prämissen . . . —
Prämonstratenser . —
Pränumeration . 802
Präposition . . . 803
Präscription, s. Verjährung . . . —
Präsumtion . . —
Prätendent . . . —
Prätor . . . . —
Prätorianer . . . 804
Prävarication . . —
Prävention, Präventionstheorie . . —
Praxis, juridische . —
Praxiteles . . . 806
Precarium . . . 807
Prediger . . . —
Preis 809
Preisler (Joh. Justin

Seite

— Joh. Daniel — Georg Martin — Joh. Martin — Valentin Daniel — Joh. Georg) 809
Presburg . . . —
Presburger Friede 812
Presbyter, Presbyteri, Presbyterium . —
Presbyterianer, s. Anglikanische Kirche und Dissenters . 813
Presbyterien . . —
Pressen der Matrosen 816
Preßfreiheit . . —
Preßgesetze . . . 818
Preßgerichte . . 819
Preßvergehen . . 820
Preßspäne . . . 821
Prestel (Joh. Gottlieb) . . . . —
Presto, Prestissimo 822
Prêtres insermentés, réfractaires . —
Preußen . . . 823
Preußische Steuerverfassung . . 845
Prevesa . . . 847
Preville (Pierre Louis Dubus de) . . 848
Prevost d'Exiles (Antoine François) 849
Prevotalgerichte . —
Priamus . . . 850
Priapus . . . 851
Priester . . . . —
Priesterweihe, s. Ordination . . . 852
Priestley (Joseph) . 854
Primas, Primat . —
Primaticcio (Francesco) . . . . —
Prime 855
Primitien . . . —
Primogenitur, s. Majorat . . . . —
Primzahlen . . —
Princip, Principien —
Principal, Principalbaß, Principalstimme, Principalblasen —

Seite

Prinzenraub, s. Kunz von Kaufungen 856
Prinzen von Geblüt —
Prior, Priorat, Großprior . . . . —
Prior (Matthew) . —
Priori, s. A priori 857
Priorität . . . —
Priscianus, s. Philologie . . . . —
Prisengerichte . . 858
Prisma . . . . —
Privatbanken, s. Bank —
Privatbühnen . . —
Privatrecht, s. Civilrecht 860
Privilegium . . —
Probabilismus . . —
Probe 861
Probejahr, s. Noviciat —
Probiren, Probirkunst —
Procent, s. Zins . —
Proceß (chem.) . —
Proceß (jur.) . . —
Procession . . . 863
Procession (kath.) . —
Proceßordnung . . 864
Procida, s. Neapel (Stadt und Umgebung von) . . 870
Proconsul, Proprätor —
Procopius aus Cäsarea, s. Byzantinische Schriftsteller —
Procopius, s. Hussiten . . . . —
Procurator, Generalprocurator, Procurator von San-Marco . . . —
Procureur du roi, s. Kronanwalt . . 872
Prodikus, s. Sophisten —
Prodromus . . —
Production, Productiv, Produciren, Producenten . . . —
Profan, Profangeschichte, Profanautoren, Profanscribenten . . . —

Seite

Profeß 873
Profil . . . . —
Progne, Prokne, s. Philomele . . —
Prognostikon . . —
Programm . . . —
Progression . . —
Prohibitivsystem . 874
Projection . . . 878
Prokris 879
Prokrustes . . . —
Prolegomena . . —
Proletarier . . . —
Prolog . . . . —
Prolusion, s. Programm . . . 880
Prometheus . . —
Pronomen . . . 881
Pronuba, s. Juno . 882
Prony (Gaspard Clair François Marie Riche de — C. G. A. Riche de) . . —
Propädeutik, Propädeutisch . . . —
Propaganda, Propaganden . . 883
Propertius (Sextus Aurelius) . . —
Propheten, Prophetenschulen . . 884
Propontis . . . 885
Proportion . . . —
Proportionalgrößen, Proportionalcirkel —
Prophehandel . . 886
Proprietät . . . —
Propst . . . . —
Propyläen . . . —
Prorogation . . —
Prosa, Prosaisch . —
Proscenium . . 890
Proselyt . . . —
Proselytenmacherei 891
Proserpina . . . 894
Prosodie . . . 895
Prosopopöie, s. Personification . . 897
Prospect, Prospectmalerei, s. Malerei —
Protagoras . . . —

	Seite
Protesilaus	897
Protestantismus	898
Protestantismus und Reformation (kath.)	901
Protestation	911
Proteus	—
Protogenes	912
Protokoll	—
Prótus	—
Provence	—
Provenzalen	914
Provinz, Provinzial	916
Provocation	—
Prudhon (P. P.)	—
Pruth	917
Prytaneum	—
Psalm	—
Psalmodie	919
Psalter	—
Psammitich, Psammetich, s. Ägypten	—
Pseudo, Pseudonym, Pseudoprophet, Pseudo-Smerdis	920
Pseudo-Isidorus, s. Isidorus, Decretalen, Päpste	—
Psyche	—
Psychiatrie, s. Seelenheilkunde	920
Psychologie	—
Ptolemäer	923
Ptolemais, s. Acre	—
Ptolemäus (Claudius)	—
Pubertät	924
Publicist	925
Publicität, s. Öffentlichkeit	—
Publicum	926
Puebla, Puebla de los Angeles	—
Pufendorf (Samuel, Freiherr von)	—
Pugatscheff (Jemeljan)	927
Pugilismus	—
Pulci (Luigi — Bernardo — Luca)	928
Pulcinella	929
Pulk, s. Kosacken	—
Pulo-Penang	—
Puls	930
Pulsadern, s. Adern, Blut und Puls	933
Pulsadergeschwulst, s. Anevrisma	—
Pultawa	—
Pulver	—
Pulververschwörung	—
Pumpe	—
Pumpernickel	934
Punier, Punisch	—
Punkt	—
Punktation	935
Punktirte Manier, s. Kupferstecherkunst	—
Punt (Johann)	—
Pupille	—
Pupille (künstliche)	—
Puppe, s. Insekten	936
Purgatorium	—
Purismus	—
Puritaner, s. Anglikanische Kirche	—
Purpur	—
Puschkin (Alexander, Graf)	937
Püstrich	—
Putbus	938
Pütter (Joh. Stephan)	—
Puzzolane	939
Pygmäen	940
Pygmalion	—
Pylades	—
Pylos	—
Pyramide, Pyramidalzahlen	—
Pyramiden	—
Pyramus, s. Thisbe	942
Pyrenäen	—
Pyrenäischer Friede	943
Pyrker (Johann Ladislav)	944
Pyrmont (Grafschaft — Stadt)	945
Pyromantie	946
Pyrometer	—
Pyrotechnie, s. Feuerwerkerkunst	—
Pyrrha, s. Deukalion	—
Pyrrhichius, s. Rhythmus	946
Pyrrho	—
Pyrrhus	947
Pyrrhus II.	—
Pythagoras	948
Pythagoräische Lyra, s. Pythagoras	953
Pythagoräische Rechentafel, s. Pythagoras	—
Pythagoräischer Lehrsatz, s. Pythagoras	—
Pythia, Pythonissa, s. Delphi	—
Pythias, s. Damon	—
Pythische Spiele	—
Python	—

Q.

	Seite
Q	954
Quaden	—
Quadragesima, s. Fastnacht	—
Quadragena	—
Quadrant	—
Quadrat	—
Quadratische Gleichungen	955
Quadratrix	956
Quadratur, Quadriren	—
Quadrivium, s. Schulen	—
Quadrille	—
Quadruple- u. Quintuple-Allianz	—
Quaglio (Joseph — Angelo — Dominicus — Lorenz — Simon)	959
Quäker	960
Qualität, Quantität, Quantitativ, Qualitativ	963
Quandt (Joh. Gottlob von)	—
Quantz (Johann Joachim)	965
Quarantaine	—

	Seite
Quarré, s. Quadrat	968
Quart, Quarta, Quartal, Quartalschrift, Quartformat, Quartant, Quartanfieber	—
Quarte	—
Quartett	—
Quartier	—
Quartierfreiheit, s. Gesandten	—
Quarz	—
Quasimodogeniti	969
Quassia	—
Quästoren	—
Quatember	970
Quaterne, s. Lotterie	—
Quatrain	—
Quatre-bras (Treffen bei)	—
Quatremère-de-Quincy (Antoine Chrysostome) — Quatremère-Disjonval (Denis Bernard)	973
Quatuordecimaner, s. Secten	973
Quebeck	—
Queckſilber	974
Queckſilbermittel	—
Quedlinburg (Stift — Stadt)	978
Quellen	—
Querpfeife	979
Querſtand	—
Quesnay (François)	—
Quetſchung	980
Quevedo Villegas (Don Francisco de)	—
Quiberon	—
Quick, Quickmühle	982
Quietismus	—
Quin (James)	984
Quinault (Philippe)	—
Quinquageſima	985
Quinquennium	—
Quinte, Quinta	—
Quintencirkel	—
Quinterne, s. Lotterie	—
Quinteſſenz	985
Quintett	—
Quintilianus (Marcus Fabius)	986
Quintole	—
Quintus Calaber	—
Quippos	—
Quirini (Angiolo Maria)	—
Quirinus, Quiriten	987
Quiroga (Antonio)	—
Quiſtorp (Joh. I. — Joh. II. — Joh. Nicolaus — Bernh. Friedrich — Theodor Johann — Johann Chriſtian von)	988
Quito	989
Quittung	—
Quixotte (Don), s. Cervantes	—
Quodlibet	990
Quote	—

Digitized by Google

Digitized by Google

32101 076364510

Digitized by Google